This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

✓38 k 3

Friedrich der Grosse und sein Hof.

Friedrich der Große und sein Hof

von

L. Mühlbach.

Siebente Auflage.

Mit 101 Illustrationen von O. Wisnieski u. A.

Berlin, 1862.

Druck und Verlag von Otto Janke.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
15 JUN. 1939
OF OXFORD

Friedrich der Große und sein Hof

von

L. Mühlbach.

I.

Die Königin Sophie Dorothea.

Die Säle strahlten wieder im Glanz der Lichter, die Lakaien liefen hin und her, und ordneten hier und dort die Sessel und Tabourets; der Hofgärtner warf einen letzten prüfenden Blick auf diese Blumengruppen, welche er in den Sälen aufgestellt, und in der Bildergallerie ordnete der Haushofmeister die Tafel, welche die Gäste der Königin heute mit reicheren Genüssen als sonst beglücken sollte.

Alles hatte heute ein glänzenderes, üppigeres und köstlicheres Ansehen, als dies sonst im Königsschlosse zu Berlin der Fall zu sein pflegte, alle Gesichter waren vergnügter, unbefangener wie gewöhnlich, die Lakaien selber lächelten und waren guter Dinge, denn sie wußten, daß sie heute einen Abend ohne Schläge und Fußtritte, ohne grimmige Scheltworte und zitternde Angst zu erwarten hatten, da der König nicht bei diesem Feste erscheinen konnte, das er seiner Gemahlin aufgetragen, dem Hofe und dem Adel zu geben.

Der König war krank! Das Podagra fesselte ihn an seinen Rollstuhl und seine Zimmer, und in schlaflosen Nächten war in dem Herrscher Preußens eine dumpfe Ahnung aufgestiegen, daß es bald zu Ende sein möchte mit der Herrschaft Friedrich Wilhelms des Ersten, daß die Pforten des königlichen Erbbegräbnisses sich bald öffnen möchten, um eine neue königliche Leiche aufzunehmen, daß bald ein neuer König den preußischen Thron besteigen würde.

Dieser letzte Gedanke erfüllte das Herz des Königs mit Zorn und Bitterkeit. Friedrich Wilhelm wollte nicht sterben, damit nicht sein Sohn Friedrich König würde. Damit nicht dieser schwache, tändelnde Jüngling, welcher in Rheinsberg schwärmte mit den Poeten und Musikern, und Blumen säete und Melonen zog, damit nicht Er die Stelle einnehmen sollte, welche Friedrich Wilhelm der Erste so lange Zeit mit so viel Glück und Erfolg ausgefüllt hatte! Was sollte Preußen mit diesem empfindsamen Knaben Friedrich, mit diesem Modehelden, der wie ein französischer Stutzer sich kleidete, mit diesem Weichling, dem das sybaritische Leben in seinem romantisch gelegenen Schlosse lieber war, als das Feldlager und die Wachtparade, der die Töne seiner Flöte schöner fand, als die Trompeten und den Trommelwirbel, der behauptete, daß es nicht blos Könige von Gottes Gnaden, sondern auch Könige von Gottes Geist gäbe, und daß Voltaire so gut ein König sei und ein größerer vielleicht, als alle Könige, welche der Papst gesalbt! — Was sollte Preußen mit einem solchen König?

Nein, Friedrich Wilhelm wollte nicht sterben, damit nicht Friedrich König würde in Preußen, damit er nicht zerstöre, was sein Vater aufgebaut, damit Preußen nicht zerfalle unter den schwachen Händen des schwärmerischen Poeten!

Niemand sollte daher ahnen, daß Friedrich Wilhelm krank sei, Niemand sollte glauben, daß ihn noch andere Schmerzen plagten, als das Podagra und die Gicht. Das waren so unschuldige, ungefährliche

Schmerzen. Man kann achtzig Jahre alt werden beim Podagra, und die Gicht ist wie eine treue Frau, welche mit uns lebt und alt wird, und mit der man seine goldene Hochzeit feiern kann.

Der König gestand daher ein, daß die Gicht ihn einmal wieder in ihre zärtlichen Umarmungen geschmiegt, aber das Volk und der Kronprinz sollten nicht hoffen, daß dieses Leiden die Tage des Königs bedrohe. Deshalb eben mußte Sophie Dorothea ein Fest geben, deshalb sollte der Hof und der Adel sehen, daß die Königin und ihre Töchter heiter sein und lächeln könnten, und daß also keine Gefahr für den König zu fürchten sei.

In der That, die Königin fühlte sich heute wirklich heiter, denn sie fühlte sich frei! Es war ihr, als ob die Kette, welche sie fesselte, einen Moment von ihr abgesunken, als ob die Last, welche ihren Nacken beugte, von ihr gewälzt sei! Ja, sie durfte heute einmal stolz und frei ihr Haupt erheben, wie eine Königin, sie konnte sich schmücken, wie es einer Königin geziemt! Weg für heute also mit den dunklen Gewändern und der schmucklosen Coiffüre! Den König fesselt die Gicht an seinen Lehnstuhl, die Königin darf es daher schon einmal wagen, eine glänzende, wahrhaft königliche Toilette zu machen.

Mit einem Lächeln stolzer Befriedigung legte sie das silberdurchwirkte Seidengewand an, das sie heimlich für diesen Abend sich aus ihrer Vaterstadt Hannover hatte kommen lassen, und ihre Augen blitzten vor Freude, als sie endlich die silberbeschlagene große Cassette öffnen und ihre Brillanten, welche seit manchem Jahrzehend das Tageslicht nicht gesehen, aus ihrer Gefangenschaft für einige Stunden befreien konnte.

Mit freudigem Lächeln verweilten ihre Blicke auf den funkelnden Steinen, welche wie vom Himmel herniedergefallene Sterne flammten und leuchteten und ihr Herz höher klopfen machten vor Entzücken. Denn eine Königin bleibt immer doch ein Weib, und Sophie Dorothea hatte so oft und so viel von den Leiden und den Schmerzen eines Weibes erfahren und erlitten, daß sie sich sehnte, auch einmal wieder das stolze Glück einer Königin zu empfinden.

Sie legte daher heute ihren ganzen Brillantschmuck an, sie befestigte selbst das strahlende Diadem auf ihrer Stirn, sie legte um Hals und Arme die prächtigsten Spangen und schmückte ihre Ohren mit den langen Gehängen, welche mit ihrer colossalen Schönheit ihre Ohren erglühen und schmerzen machten.

Dann trat sie, mit lächelnder Befriedigung die staunenden Ausrufungen ihrer Kammerfrauen anhörend, zu dem großen venetianischen Spiegel und musterte ihre Toilette. Ja, Sophie Dorothea konnte heute zufrieden sein Das war in der That eine königliche Toilette! Millionen Thaler, welche ihre Tage in zinsloser Ruhe verpraßten, und die müßig und verachtungsvoll den schweißgebadeten Menschen zuschauen durften, welche sich abmühten um ihre arme, kummervolle, bedrückte Existenz!

Sophie Dorothea dachte nicht daran, sie schaute nur sinnend in den Spiegel und dachte an vergangene Tage, an begrabene Hoffnungen und verwehete Träume. Diese Brillanten hatte ihr erhabener Vater ihr gegeben, als sie mit Friedrich Wilhelm sich verlobte; dieses Diadem hatte ihre Stirn geschmückt, als sie sich ihm vermählte.

Das Collier hatte ihr Bruder ihr gesandt, als sie das erste Kind geboren, dieses Bracelet hatte ihr Gemahl um ihren Arm gelegt, als endlich nach langem Harren, Beten und Wünschen der Kronprinz Friedrich geboren ward. Jedes Einzelne dieses Schmuckes war eine stolze Erinnerung an ihre Vergangenheit, ein Stern aus ihrer Jugendzeit! — Ach, die Brillanten hatten sich ihr Schimmern und Leuchten bewahrt, sie waren immer noch Sterne und blitzten immer noch, wie damals, so hell, aber alles Andere war geschwunden und gestorben, ihre Jugend und ihre Träume, ihre Hoffnungen und ihre Liebe! Sophie Dorothea hatte zu oft gezittert vor ihrem Gemahl, als daß sie ihn noch hätte lieben können. Bei ihr hatte nicht die Liebe die Furcht ausgetrieben, sondern die Liebe war von der Furcht ausgetrieben worden, und sie konnte den Gemahl nicht lieben, der für sie und ihre Kinder immer nur der Tyrann und der Despot gewesen, der immer ihren Willen gebrochen, ihre Hoffnungen geknickt, der nicht blos in ihr die Königin und das Weib, sondern auch die Mutter tödtlich getroffen hatte. Als sie auf das funkelnde Armband blickte, das so alt wie ihr Lieblingskind, wie der Sohn Friedrich war, da gedachte sie seufzend, wie wenig sein Leben diesem Glanz und dieser Herrlichkeit der Steine geglichen, wie dunkel und trübe seine Jugend gewesen, wie farblos und thränenreich. Sie küßte das Bracelet und sandte dem Sohn ihre Grüße, als sich plötzlich die Thür öffnete und die beiden Prinzessinnen Ulrike und Amalie zu ihr eintraten.

Die Königin wandte sich zu ihnen und der wehmüthige Ausdruck schwand schnell aus ihren Zügen, als sie ihre Blicke auf die schönen und lieblichen Gesichter ihrer Töchter heftete, die im reizenden und geschmackvollen Ballanzug sich ihr präsentirten.

Ach, wie prächtig Sie aussehen, gnädigste Mama, rief die siebzehnjährige Prinzessin Amalie, indem sie die hohe und edle Gestalt der Königin umhüpfte und mit kindlicher Lebhaftigkeit sich der funkelnden Brillanten freute. Der Himmel mit all seinen Sternen hat sich auf Sie herniedergesenkt und Ihr Antlitz strahlt daraus hervor wie die schönste Sonne.

Schmeichlerin! sagte die Königin lächelnd. Wenn

Dein Vater Dich hörte, würde er zürnen, denn wie willst Du ihn bezeichnen, wenn Du mich schon die Sonne nennst?

Nun, er ist Phöbos, welcher die Sonne lenkt und mit seinen goldstrahlenden Rossen ihr ihre Bahnen bezeichnet!

Du hast Recht! seufzte die Königin. Er schreibt ihr seine Bahnen vor, und was Er will, das muß sie thun. Arme Sonne, arme Königin, welche nicht einmal das Recht hat, ihre Strahlen zu senden, wohin sie will!

Welche sich indessen doch das Recht nimmt, gnädigste Mama, rief Amalie lachend, indem sie auf das funkelnde Diadem von Brillanten deutete. Denn ich vermuthe sehr, daß unser gnädigster König und Vater gerade nicht befohlen hat, daß Ihro Majestät in so glänzender Pracht erscheine!

Ob er's befohlen hat! rief die Königin erbebend. Er würde in rasenden Zorn gerathen, wenn er mich sehen könnte, denn Ihr wißt wohl, wie sehr er das eitle Gepränge und den Putz verachtet.

Er würde sogleich überlegen, daß sich mindestens eine ganze Straße von diesem Diadem bauen ließe, daß man wenigstens zehn Riesen für die Garde für dieses Collier kaufen könnte, sagte Amalie, und indem sie sich an ihre Schwester wandte, welche schweigend in die Fensternische sich zurückgezogen, fuhr sie fort: Und Du, Ulrike, Du sagst gar nichts? Hat Dich der Glanz Ihrer Majestät ganz und gar verblendet und der Sprache beraubt, oder denkst Du daran, wen Du heute Abend zum Tanze auffordern willst?

Nicht doch, sagte Prinzeß Ulrike ernst, ich dachte darüber nach, daß, wenn ich einst Königin wäre, ich es meinem Gemahl zur Bedingung machen würde, daß er mir vollkommen freie Wahl über meine Toilette lassen müsse und mir niemals wehren dürfe, Brillanten zu tragen. Denn, wenn ich Königin bin, will ich alle Tage Brillanten tragen. Es ist ein wahrhaft königlicher Schmuck, und niemals war unsere allergnädigste Mama mehr Königin, als eben heute!

Da hören Sie diese stolze, siegesgewisse Prinzessin, welche davon spricht, Königin zu werden, wie von einer Sache, die sich ganz von selbst versteht und an der gar nicht zu zweifeln ist! rief Amalie lachend. Weißt Du denn, ob der König, unser Vater, Dich dazu bestimmt hat? Ach, vielleicht hat er Dir auch schon irgend einen kleinen Markgrafen oder einen unbekannten, appanagirten Prinzen ausgesucht, wie unserer armen Schwester von Baireuth!

Ich würde einem Solchen meine Hand nicht geben! rief Prinzeß Ulrike heftig.

Du würdest es thun müssen, wenn Dein Vater es befiehlt, sagte die Königin ernst.

Nein, ich würde lieber sterben, als mich zu solcher Ehe zwingen lassen!

Sterben! sagte die Königin seufzend. Man sehnt sich oft nach dem Tode und er kommt nicht. Unsere Seufzer haben nicht die Kraft, ihn herbeizuwehen, und unsere Hände sind zu schwach, um ihn an unser Herz zu drücken. Du würdest Dich Deinem Vater fügen, wie wir Alle uns ihm gefügt haben, wie es selbst Dein Bruder, der Kronprinz, hat thun müssen.

Armer Bruder! seufzte Amalie. Gefesselt zu sein an eine Frau, welche er nicht liebt. Welch ein Unglück das sein muß!

Prinzeß Ulrike zuckte die Achseln. Ist das nicht die Bestimmung aller Prinzen und Prinzessinnen? fragte sie. Sind wir nicht Alle dazu da, wie eine Waare verhandelt und an den Meistbietenden losgeschlagen zu werden? Nun, ich meinestheils will mich so theuer wie möglich verkaufen lassen, und da ich keine beglückte Schäferin sein kann, will ich wenigstens eine machtvolle Königin werden.

Und ich, rief Amalie schwärmerisch, würde lieber den ärmsten und niedrigsten Mann heirathen, wenn ich ihn liebe, als den reichsten Königssohn, der mir gleichgültig ist.

Thörinnen seid Ihr alle Beide, sagte die Königin lächelnd. Wohl Euch, daß der König Euch nicht hört, sein Zorn würde Euch zerschmettern, und er würde noch heute für Dich, Amalie, einen König, und für Dich, Ulrike, einen appanagirten kleinen Markgrafen suchen. Aber horcht, meine Damen, ich höre die Stimme unsers Oberhofmeisters. Er wird kommen, uns anzuzeigen, daß die Gäste versammelt sind. Nehmt also Beide eine heitere Miene an; der König will, daß wir lachen und fröhlich sind. Seid also fröhlich, aber erinnert Euch, daß Seine Majestät überall seine Spione hat, und wenn Ihr mit Pöllnitz sprecht, vergeßt niemals, daß er jedes Eurer Worte dem König hinterbringt! Seid also freundlich gegen ihn, und vor allen Dingen, wenn er das Gespräch auf den Kronprinzen leitet, sprecht von ihm mit der unbefangensten Gleichgültigkeit, zeigt so wenig als möglich Interesse und Liebe für ihn, spottet vielmehr über sein romantisches Leben in Rheinsberg; das ist das beste Mittel, Euch und ihn beim Könige beliebt zu machen. Und nun, meine Töchter, kommt, laßt uns zur Gesellschaft gehen.

Eben öffnete der Ober-Ceremonienmeister von Pöllnitz die Thüren, um Ihrer Majestät zu verkündigen, daß die Gesellschaft versammelt sei, und aus dem Nebengemache traten die dienstthuenden Hoffräuleins der Königin und der Prinzessinnen.

Sophie Dorothea winkte ihren beiden Töchtern, sich an ihre Seite zu stellen, und unter Vortritt des Ceremonienmeisters und des Hofmarschalls durchschritt

ſie inmitten der beiden Prinzeſſinnen die Säle, um hier und dort ein Lächeln oder ein gnädiges Wort hinzuſpenden und ihre Blicke wie den Goldregen des Gottes über dieſer beglückten, ſich neigenden, Bewunderung murmelnden Danaë-Hofgeſellſchaft auszuſtrömen.

Ach, es war eine ſtolze Seligkeit, welche das Herz

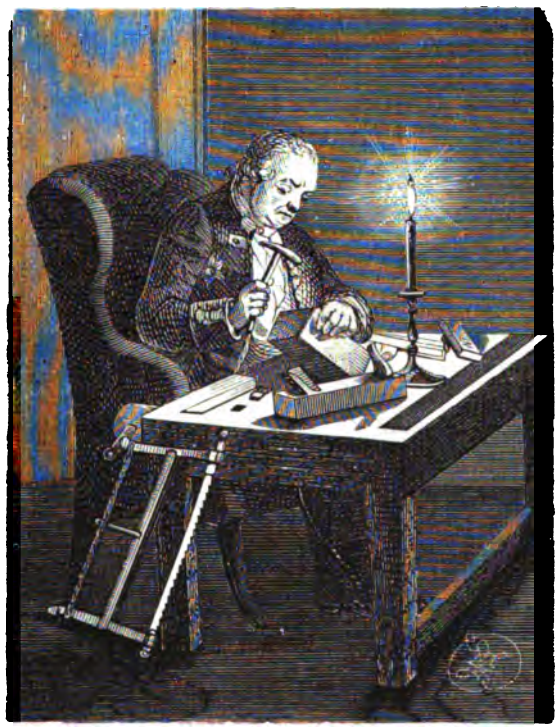
der Königin ſchwellte, als ſie unter dem Geſchmetter der Muſik, welche auf der Tribüne aufgeſtellt war, in den Thronſaal trat, als ſie all' dieſe beſternten Cavaliere, dieſe ſchimmernden, ſtolzen Frauen ſich demuthsvoll vor ihr neigen ſah, als ſie fühlte, daß ihr Wille mächtiger ſei, als der Wille aller Dieſer zuſammengenommen, daß ein Lächeln ihres Mundes mehr werth ſei und freudiger empfangen ward, als das Lächeln der geliebteſten Braut, daß ihr Blick Glanz und Freude ausſtrahle wie die Sonne, daß, während vor ihr ſich Alles beugte, es Niemand gebe, vor dem ſie ihr Haupt zu beugen habe. Niemand! Denn der König, ihr Gemahl, war nicht neben ihr!

Der König feſſelte ſie heute nicht mit ſeiner Gegenwart und ſeinem rauhen Weſen. Sie war heut kein zitterndes, beengtes Weib, ſondern eine ſtolze Königin, wie Friedrich Wilhelm heut kein König war, ſondern ein armer, gichtgeplagter, fluchender, betender, zähneknirſchender, wimmernder Menſch! Nichts weiter!

II.

Friedrich Wilhelm I.

Hier auf diesem Flügel des Schlosses Lichterglanz, Leben und Lust, dort drüben auf jenem, wo die Gemächer des Königs liegen, Alles Einsamkeit und mürrische Stille; hier hört man die lustigen Klänge der Musik, dort drüben nur das eintönige Klopfen des Hammers, das wie das Klopfen des Todtenwurms die Stille allein unterbricht. — Dieses Klopfen und Hämmern kam unmittelbar aus dem Zimmer des Königs, und Friedrich Wilhelm selber war es, welcher den Hammer in seiner Hand hielt und das dumpfe, schallende Geräusch verursachte, welches zu entstehen pflegt, wenn man in eine hohle Kiste Nägel einschlägt oder ihr Fugenwerk in einander hämmert und schlägt.



Der König, welcher, wenn er gesund war, es liebte, den Krückstock zu schwingen und ihn schallend nieder fallen zu lassen auf irgend einen Rücken, sei es der eines Lakaien, eines Staatsministers oder einer Frau, der König mußte, wenn er krank war, sich schon damit begnügen, an dem empfindungslosen Holz seinen Zorn auszutoben und statt des Krückstockes den Hammer zu schwingen und die Kneifzange zu führen. Die Gicht machte aus dem stolzen, selbstherrschenden König einen armen, demüthigen Tischler, und wenn seine geschwollenen Füße ihn an den Rollstuhl fesselten und die Schmerzen ihn hinderten, die Maschine des Staats zu regieren und nach Belieben zu drehen, begnügte er sich damit, Kasten und Kisten aus Lindenholz zu fertigen.*) Oft, wenn man in der Stille der Nacht an dem Schlosse vorüberging, konnte man noch das Hämmern und Klopfen hören, welches gewissermaßen die wortlosen Bülletins über das Befinden des Königs waren. Wenn der König in der Nacht arbeitete und Tischler war, so bewies das den geängstetsten Berlinern, daß der König leide, daß er nicht schlafen könne, und daß es daher sehr gefährlich sein würde, ihm am andern Tage auf seinem Spaziergange durch die Straßen zu begegnen, weil man entweder durch seine Größe oder durch seine Kleinheit, durch den Schnitt seines Kleides, durch irgend ein gesprochenes Wort, das bis zu den Ohren des Königs gedrungen, seinen Zorn erregen und sich, wenn nicht einige wohlgeführte Hiebe, so doch eine donnernde Strafpredigt zuziehen konnte. Hatte König Friedrich Wilhelm doch erst kürzlich zwei junge anständige Damen verhaften und nach Spandau führen lassen, weil er, in den Schattengängen des Parks von Schönhausen wandelnd und das Gespräch dieser Beiden belauschend, vernehmen mußte, wie sie diesen königlichen Garten „charmant, ganz charmant“ fanden. Dieses eine französische Wort hatte genügt, um die armen jungen Mädchen dem Könige zu verdächtigen und sie ihm als lose, üppige Schönheiten zu bezeichnen, weshalb er sie nach Spandau in die Festung schickte, von wo sie erst nach langem Flehen ihrer trostlosen Familie befreit wurden.*) Hatten doch die wohlgewachsenen Leute, die jungen Bursche immer zu fürchten, daß der König wegen ihrer Gestalt sie

*) Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandenbourg royale de Prusse. Par Charles Louis Baron de Poellnitz. Vol. II. p. 359.

*) Frédéric le grand, sa famille, sa cour, son gouvernement et autres souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin. Par Dieudonné Thiébault. Quatrième Edition. T. 3. p. 73.

ergreifen und irgend einem Regimente einverleiben ließ, oder sie ausschalt wegen ihres müßigen Umhertreibens auf der Straße. Deshalb, sobald der König das stolze Schloß seiner Ahnen verließ und auf die Straße ging, flüchtete Jeder angstvoll in irgend ein Haus, eine abgelegene Gasse, um nicht dem Könige zu begegnen.

Aber jetzt freilich hatte man nichts zu fürchten von dem gefesselten König; die Königin durfte sonder Angst ihre Brillanten anlegen, die Berliner durften, ob groß ob klein, ungefährdet durch die Straßen gehen, denn der König war leidend, gefesselt an seinen Rollstuhl und hämmerte und hobelte an seinen Kästchen von Lindenholz. Indeß diese Beschäftigung hatte auch ihre wohlthuende, medicinische Seite, und das Arbeiten zerstreute den König nicht blos in seinen Schmerzen, sondern es curirte ihn zuweilen auch von denselben. Das rasche und unaufhörliche Bewegen der Hände und Arme theilte dem ganzen Körper eine wohlthuende Wärme mit, versetzte die Haut in eine gelinde Transpiration, die beruhigend auf die Nerven wirkte und ihn auf Stunden seiner Schmerzen vergessen machen konnte.

Auch heute übte das Hobeln seine Heilkraft auf den König, auch heute konnte er sich auf einige glückliche Momente einbilden, daß die Gicht, dieser böse Teufel, den Beschwörungen der Arbeit nachgegeben und seinen Körper verlassen habe.

Er erhob sich von seinem Rollstuhl und streckte mit einem entzückten Ausruf die Arme weit aus, als wolle er die ganze Welt in seine Arme schließen, welche jetzt ihre Muskelkraft und ihre Lebensstärke wieder gewonnen, er rief mit mächtiger Stimme die im Nebenzimmer harrenden Diener und befahl ihnen, eilig die Herren vom Tabackscollegium zusammen zu rufen und Alles zu einer Sitzung zu ordnen.

Aber diese Herren sind drüben auf dem Ballfest der Königin, sagte der erstaunte Kammerdiener.

So soll man sie von dorther rufen, befahl der König. Es sind glücklicher Weise keine Tänzer unter ihnen, sondern ihre Glieder sind steif und ungeschmeidig, und die schönen Fräulein würden einen Schreck bekommen vor den Bocksprüngen dieser Cavaliere, wollten diese es versuchen, mit ihnen zu tanzen. Hole sie also! Der Pöllnitz soll kommen und der Eckert, der Baron von Gotter und der Hake, der Herzog von Holstein und der General Schwerin. Schnell! schnell! In zehn Minuten müssen sie Alle hier sein, aber Niemand von ihnen darf wissen, weshalb sie gerufen werden. Du flüsterst jedem Einzelnen in's Ohr, daß er sofort zu mir sich zu verfügen habe, aber ohne irgend Jemand zu sagen, wohin er gehe. Ich will nicht, daß das Fest der Königin gestört werde! Jetzt eile, und wenn alle diese Herren nicht in zehn Minuten hier sind, so soll mein Stock auf Deinem Rücken ein Ballfest arrangiren, zu dem Du selber die Musik heulen kannst.

Das war eine Drohung, welche die Füße des Kammerdieners seltsam beflügelte und ihn wie einen Wirbelwind durch die Vorsäle trieb, wo er im Vorüberfliegen mit keuchender Eile dem zweiten Kammerdiener befahl, schnell die Pfeifen, den Taback und die Bierkrüge in das Schlafgemach des Königs zu tragen, und dann weiter eilte nach dem andern Flügel des Schlosses, wo in den erleuchteten Festsälen das Ballfest der Königin stattfand.

Das Glück war dem armen geängstigten Kammerdiener günstig, in einigen Minuten hatte er die bezeichneten Herren ausfindig gemacht, in zehn Minuten standen sie alle sechs im Vorzimmer des Königs und fragten mit verwirrten und bleichen Gesichtern sich unter einander nach dem Grund dieser seltsamen und unerwarteten Berufung.

Der Kammerdiener zuckte schweigend die Achseln und begab sich stumm in das Gemach des Königs.

Seine Majestät saß in voller Uniform seines geliebten Garderegiments an dem runden Tische, auf welchem bereits die Pfeifen und die mit schäumendem Bier angefüllten Krüge standen. Se. Majestät hatte geruht, sich mit eigenen hohen Händen eine Pfeife zu stopfen und war eben im Begriff, sich diese an dem einzigen dampfenden, schwälenden und übelriechenden Talglicht anzuzünden, welches das Gemach des Königs erleuchtete.

Sire, sagte der Kammerdiener, die befohlenen Herren warten im Vorzimmer.

Wissen sie, weshalb ich sie rufen ließ? fragte der König, eine große Rauchwolke aus dem Munde blasend.

Majestät hatten mir verboten, es ihnen zu sagen.

So gehe jetzt zu ihnen und sage ihnen, ich sei heute so grimmig, wie Du mich lange nicht gesehen. Ich stände mit dem Krückstock an der Thür und habe befohlen, daß sie nur einer nach dem andern zu mir eintreten sollten.

Der Kammerdiener eilte hinaus zu den wartenden Cavalieren, und wie er die Thür öffnete, sahen diese den König, welcher mit dem drohend gehobenen Stock neben der Thür stand.

Was ist's? Warum zürnt der König? Was für Befehle bringt Ihr uns von Sr. Majestät? fragten die Herren angstvoll und hastig durcheinander.

Der Kammerdiener nahm eine entsetzlich schauerliche Miene an. Se. Majestät ist heute sehr zornig, sehr übler Laune. Wehe dem, über den die Wolke seines Zornes sich entladen wird. Sie ist zum Platzen voll! Er befahl mir, den Herren hier zu sagen, daß Jeder von Ihnen einzeln, nicht Alle auf einmal zu

ihm eintreten sollten. Gehen Sie also. Lassen Sie um's Himmelswillen den König nicht warten!

Die sechs Cavaliere schauten einander bleich und unschlüssig an. Jeder von ihnen hatte das drohende Bild des mit erhobenem Stock an der Thür stehenden Königs gesehen, Keiner wollte der Erste sein, unter diesem Joch hindurch zu gehen.

Ew. Durchlaucht haben den Vortritt, sagte der Ober-Kammerherr von Pöllnitz, sich vor dem Herzog von Holstein tief verneigend.

Nicht doch, sagte dieser, Sie wissen es wohl, daß Se. Majestät nichts von der Etiquette hält und es sehr übel aufnehmen würde, wenn wir eine solche

Aber, mein Gott, wer von uns wird denn gehen? fragte der Graf von der Goltz unschlüssig.

Ich werde gehen, sagte der Geheimrath Eckert vortretend, ich verdanke Sr. Majestät Alles, was ich bin, es ist also sehr natürlich, daß ich ihm meinen Rücken, ja, wenn es sein muß, mein Leben zur Verfügung stelle.

Und er näherte sich mit festem Schritt der Thür, die er mit einem raschen Druck öffnete.

Man sah den König, welcher mit blitzenden Augen seinen Stock höher erhob, man sah Eckert, welcher gebeugten Hauptes eintrat, — dann schloß sich die Thür wieder. Alles war still.

beobachten wollten. Gehen Sie selber zuerst hinein, mein lieber Pöllnitz.

Oh, nicht ich, Durchlaucht. Ich würde es nicht wagen, vor Ihnen Allen den Vortritt zu nehmen. Wenn Sie diese Ehre ablehnen, gebührt sie dem General von Schwerin. Er muß die Schlacht anführen.

Aber es handelt sich hier nicht um eine Schlacht, murrte der General, sondern möglicher Weise vom Geschlagenwerden, und darauf versteht der Herr von Pöllnitz sich besser als ich.

Meine Herren, sagte der Kammerherr, Se. Majestät wird ungeduldig werden, und dann wehe uns Allen.

War Er es, den der Zorn des Königs bedrohete? fragte Pöllnitz schüchtern.

Der Zorn des Königs bedroht heute Jeden! sagte der Kammerdiener mit einem unheilvollen Seufzer.

Wer wird jetzt gehen? fragten die fünf Cavaliere sich wieder, und erst nach einem harten Kampfe entschloß sich diesmal der Ober-Kammerherr von Pöllnitz, den harten Gang zu wagen Und wieder sah man, als die Thür sich öffnete, den König mit seinem erhobenen Stocke dastehen, und wieder schloß sich die Thür, ohne daß man etwas Weiteres gewahr ward. Viermal noch erneuerte sich dieselbe Scene, viermal noch sah man das schreckensvolle Bild des Königs.

Aber als der General von Schwerin, der letzte der sechs Cavaliere, endlich in das königliche Gemach eintrat, stand der König nicht mehr an der Thür, sondern er lag in seinem Lehnstuhl und lachte, daß ihm die Augen übergingen, während Herr von Pöllnitz vor ihm stand und ihm in seiner kecken, humoristischen Weise die Angstscene im Vorzimmer schilderte und, die Stimme jedes Einzelnen der Herren nachahmend, ihre Unterhaltung im Vorzimmer wiederholte.

Ihr glaubtet also Alle an meinen Zorn? fragte der König athemlos vor Lachen. Der Spaß ist also vollständig gelungen und Eure Herzen haben gezittert vor Angst? Auch das Seine, alter Schwerin? Nun hat Er also jetzt endlich erfahren, was es heißt, sich zu fürchten, Er, welcher auf dem Schlachtfelde und im Kugelregen noch niemals eine Anwandlung empfunden hat?

Ja, Sire, eine Kugel ist auch ein erbärmlicher Wicht gegen das Zornblitzen Eurer Augen. Wenn die Kanonen donnern, hüpft mein Herz vor Freude, während es vor dem Donner Eurer Stimme sich scheu in meiner Brust verkriechen möchte. Ich fürchte den Tod nicht, aber ich fürchte den Zorn und die Ungnade meines Königs.

Ach, Du bist ein braver Kerl, sagte der König freundlich, dem General seine Hand darreichend. Und jetzt, meine Herren, fort mit allem Zwang und aller Etiquette. Der König ist drüben auf dem Ball und Euer Gevatter Friedrich Wilhelm eröffnet hiermit das Tabacks-Collegium.

Er nahm seine Pfeife und setzte sie wieder an dem Lichte in Brand. Dann ließ er sich auf einen der Stühle, die um den runden Tisch gestellt waren, niedergleiten, die übrigen Herren folgten seinem Beispiel und das Tabacks-Collegium nahm seinen Anfang.

III.

Das Tabacks-Collegium.

Anfangs trat eine Pause ein. Jeder war damit beschäftigt, seine Pfeife in Brand zu setzen, bald wirbelten sich von Aller Lippen große Rauchwolken empor, die mit ihren bläulichen Dünsten das ganze Zimmer wie in einem Schleier einhüllten, aus dessen Mitte das Talglicht mit einem trüben gelben Schein, nicht wie Feuer, sondern nur wie mattgeschliffenes Gold hervorblickte.

Zünde noch einige Lichter an, befahl der König dem Kammerdiener. Unser Tabacks-Collegium soll heute auch einen glänzenden und schönen Anblick darbieten, damit es nicht zu sehr contrastire gegen das Ballfest da drüben. Sage mir, Pöllnitz, wie sieht's da drüben aus? Ist es eine schöne Gesellschaft? Ist man vergnügt? Ist die Königin heiter und springen die Prinzessinnen tüchtig herum?

Majestät, ich sah niemals ein glänzenderes Fest als das heutige, sagte Pöllnitz, und niemals waren Ihro Majestät schöner, strahlender und auch heiterer anzusehen, wie heute! Sie glänzte und funkelte wie eine Sonne unter all' den Damen hervor, so schön geputzt und behangen diese auch immer waren.

So! Sie hat sich also sehr geputzt? fragte der König, und eine Wolke zog über sein Antlitz hin.

Sire, ich habe nicht gewußt, daß die Königin einen solchen wahrhaft fürstlichen Schatz von Brillanten besäße!

Ah, sie hat also ihre Brillanten angelegt? Man macht sich also meine Abwesenheit sehr zu Nutze, wie es scheint? Man ist sehr vergnügt und guter Dinge, während ich mich auf meinem Schmerzenslager winde? rief der König, welcher in seinem schnell gereizten Unmuth gar nicht daran dachte, daß er selber das Fest befohlen und von seiner Gemahlin verlangt hatte, daß sie ganz heiter und sorglos erscheine.

Sire, glücklicher Weise sind Ew. Majestät nicht krank und nicht auf einem Schmerzenslager, sagte der Herzog von Holstein, die Königin hatte also wohl Ursache, heiter zu sein.

Der König antwortete nicht. Er that einen langen Zug aus seinem Bierkrug und ließ dann mit einer zornigen Bewegung den Deckel auf den Rand des Kruges zuschlagen.

Es sollte mich nicht wundern, wenn auch der Fritz heimlich zu diesem Balle herüber gekommen wäre, murmelte der König, sie wagen Alles, wenn sie nicht fürchten, daß ich sie überraschen kann.

Aber Ew. Majestät verstehen sich auf die Ueberraschungen wie kein Anderer! rief der Graf Hake,

bemüht, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. In meinem Leben habe ich mein Herz nicht so klopfen gefühlt, als indem ich heute die Schwelle dieses Gemaches überschritt.

Der König, schnell besänftigt, lachte laut. Und ich habe in meinem Leben nicht so bleiche Gesichter gesehen als die Eurem! Wahrhaftig, wären meine Finger nicht just so steif und ungelenkig von den Gichtschmerzen, so würde ich Euch ein Bild dieser Scene malen, das ein prächtiges Gegenstück zu meinem Bilde vom Tabacks-Collegium abgeben sollte, und nennen wollte ich es: die sechs Schneidergesellen, welche Furcht vor dem blauen Montag haben! Ach, seht einmal, wir werfen uns jetzt auf die Poesie und Kunst und unser gelehrter und phantastischer Herr Sohn wird bald gar keinen Vorzug mehr haben! Spielt er die Flöte, nun, so malen wir, schreibt er empfindsame Gedichte, nun, so wollen wir Spottgedichte schreiben, und während er die Sonne und den Mond anfingt, thun wir es den Göttern gleich und hüllen uns wie Jupiter in eine Wolke ein. Versteht sich aber, daß es nicht geschieht, um eine Semele oder irgend ein anderes Weib zu bethören, denn Wir sind Unserer Gemahlin immer und aller Orten treu gewesen und ich denke wohl, daß sich der Kronprinz in diesem Punkte an seinem Vater ein Beispiel nehmen könnte.

In allen Dingen könnte er das, Majestät! bemerkte Graf Goltz, eine große Rauchwolke von sich blasend.

Ach, er denkt dereinst den Staat mit seiner Bücherweisheit und seinen Gedichten zu regieren, sagte der König lachend. Statt sich mit nützlichen Dingen zu beschäftigen, Rekruten einzuexerciren, Pläne zu zeichnen und die Kriegskunst zu studiren, verwendet er seine Zeit auf den unnützen Flittertand oberflächlicher Gelehrsamkeit, die Niemanden Etwas nützt und ihm selber nur zum größten Schaden gereicht. Denn um ein guter König sein zu können, darf man kein träumerischer Gelehrter sein, und wer statt des Scepters und der Fuchtel den Fiedelbogen und den Taktirstock in der Hand hält, kann nimmermehr ein guter General sein und werden.

Doch war bei der letzten Parade das Regiment des Kronprinzen das schönste und geschickteste, sagte der Herzog von Holstein.

Der König warf ihm einen mißtrauischen Blick zu und murrte einige Worte vor sich hin, die Niemand verstand.

Er liebte es nicht, wenn man ihm gegenüber den Kronprinzen vertheidigte, und jedes Lob desselben machte ihm denjenigen, welcher dasselbe äußerte, verdächtig.

Ew. Majestät vergessen, daß wir hier im Tabacks-Collegium und nicht im Staatsrath sitzen, sagte Pöllnitz mit schmeichlerischer Stimme. Wenn Ew. Majestät sich ärgern wollen, war's nicht nöthig, die Pfeife anzuzünden und den Bierkrug zu füllen, denn die Pfeife geht aus, weil Sie nicht rauchen und das Bier verschäumt, weil Sie nicht trinken.

Es ist wahr, sagte der König, und indem er den Bierkrug erhob, fuhr er fort: Ich trinke das Glas auf das Wohl dessen, der zuerst sein Hasenherz überwand und es wagte zu mir einzutreten. Wer war's doch? Ich hab's vergessen!

Es war der Geheimrath von Eckert, Majestät! sagte Graf Hake mit einem ironischen Lächeln, während Eckert sich lächelnd verneigte.

Und er ging in das Zimmer, als ob es zu einer Schlacht ginge, rief Herr von Pöllnitz lachend. Er nahm im Geiste Abschied von all seinen schönen Brauereien und kunstvollen, nie rauchenden Kaminen, die er gebaut, Abschied auch von den Börsen der Städte, die er noch nicht mit königlichen Commissarien versehen, um sie von ihren Reichthümern zu befreien, Abschied von seinem Orden der Großmuth und seinen eigenen Geldsäcken, und mit einer Thräne im Auge ausrufend: „Ich verdanke dem Könige Alles was ich bin, es ist daher natürlich, daß ich ihm auch meinen Rücken und mein Leben zur Verfügung stelle," marschirte er todesmuthig in das königliche Gemach.

Wirklich, that er das? Sagte er das? rief der König. Das gefällt mir von Dir, Eckert, und ich werde Dich dafür belohnen. Es ist wahr ich habe Dich aus dem Schmutz erhoben und aus dem Kaminfeger einen vornehmen Mann gemacht, aber es ist selten, daß die Menschen dankbar sind und sich empfangener Wohlthaten erinnern. Weil Du's thust, hast Du ein edles Herz und das weiß ich zu schätzen. Das neue Haus, welches ich in der Jägerstraße bauen lasse, soll Dir gehören, und ich will Dir nicht blos die kahlen Wände schenken, sondern es soll Dir auf meine Kosten mit schönen Meubles und allem sonstigen nöthigen Hausrath ausgestattet werden *).

O, Ew. Majestät sind der gnädigste, der gütigste Monarch, rief Eckert, zu dem Könige hineilend und dessen Hand an seine Lippen drückend. Ja, Ew. Majestät haben wohl Recht, zu sagen, daß Sie mich aus dem Schmutz emporgezogen haben, aber mein Herz mindestens war immer rein und fleckenlos, und so will ich es mir erhalten und so soll es bleiben. Aus der Hefe des Volkes haben Sie mich errettet; wie die edlen Römer ihren Sclaven die Freiheit schenkten, wenn sie durch schöne Thaten sich dieser Gnade würdig gemacht, so hat auch mein König mich erlöst von der Sclaverei der Armuth und Niedrigkeit

*) Pöllnitz Vol. II. pag. 342.

und mir die Freiheit geschenkt, aber auch ich werde suchen durch schöne und große Thaten mich dieser Gnade würdig zu machen!

Und dazu bietet Ihnen Berlin die beste Gelegenheit, sagte Pöllnitz, denn es sind noch sehr viel rauchende Kamine und sehr viel schlechte Bierbrauereien dort. Der Herr Geheime Finanzrath von Eckert kann also noch viel gloriöse Thaten ausüben, ehe er zu seinen Ahnen versammelt wird.

Alle lachten und selbst der König konnte sich eines leisen Lächelns nicht erwehren. Nur des Herrn von Eckerts Gesicht war bleich und finster geworden, und indem er dem Kammerherrn von Pöllnitz einen zornigen Blick zuschleuderte, sagte er mit einem erzwungenen Lachen: In der That, Sie sind heute von einem blendenden Witz und Ihre Scherze entzücken mich so sehr, daß, wenn Ihnen Ihr Weinhändler einmal wieder den verlangten Wein versagen sollte, weil Sie Ihre alten Rechnungen noch nicht bezahlten, ich gern bereit bin, Ihnen einige Flaschen aus meinem Keller zu senden, damit Ew. Gnaden auf meine Gesundheit trinken können.

Das werde ich thun, sagte Pöllnitz freundlich. Ja, auf Ihre lange und dauernde Gesundheit werde ich trinken, denn je länger Sie leben, desto mehr Zeit haben Ihre Ahnen, auch ein wenig zu wachsen und sich zu mehren, und da Sie, wie es scheint, nicht dazu bestimmt sind, der Stammbaum eines kommenden Geschlechts zu werden, so müssen Sie Sich wenigstens bemühen, der Stammvater Ihrer Ahnen und der Vater Ihrer Väter zu werden. Sie erzeugen Ahnen, wie Andere Kinder, und wenn ich nicht irre, besitzen Sie jetzt deren drei. Das ist aber für einen reichen und vornehmen Mann sehr wenig. Ich werde also auf Ihre Gesundheit trinken, damit Sie noch viele Ahnen erzeugen können, und ich schlage Ew. Majestät vor, Ihnen für jeden vom Rauch befreiten Kamin einen Ahnherrn zu schenken.

Ruhig, ruhig, Pöllnitz! rief der König lachend. Laß Deine Bosheiten und hört mir einmal ernsthaft zu. Ich habe dem Eckert das neue Haus geschenkt, und da ich ihm den Adelstitel verliehen, ist es auch ziemlich, daß wir ein adeliges Wappen über seiner Thür anbringen. Meine Herren, laßt uns also überlegen, wie das Wappen des Herrn von Eckert zusammengesetzt sein soll. Jeder von Euch soll mir der Reihe nach seine Meinung sagen. Ihr, Herr Herzog, fangt an.

Mit sehr ernsthaften und sehr gelehrten Mienen begannen jetzt die Herren über das Wappenschild des Herrn von Eckert zu berathen, und Jeder, die Gunst, in welcher Eckert beim Könige stand, berücksichtigend, war bemüht, ein möglichst prächtiges und schönes Wappenschild vorzuschlagen. Aber dem König gefielen diese ernsten und gelehrten Wappenschilde, welche man vorschlug, gar nicht; es widerstrebte ihm, dem neugeschaffenen Baron ein Wappen zu geben, das eines altadeligen Hauses würdig gewesen, und das ihn in eine Linie stellte mit den ältesten Reichsfreiherren und Baronen.

Wenn ich ein Haus bauen lasse, sagte er kopfschüttelnd, so will ich, daß man sehe, daß es neu ist, ich gebe ihm daher einen hübschen weißen Anstrich und nicht eine alte graue Steinfarbe, um es aussehen zu machen wie eine alte Ritterburg. Der Eckert muß also auch einen neuen Anstrich für sein neues Adelshaus haben, ein funkelnagelneues Wappenschild.

Ew. Majestät sind da ganz meiner Meinung, rief Pöllnitz feierlich, und wie jedes adelige Geschlecht in seinem Wappen irgend ein Zeichen und eine Erinnerung an die Thaten und Ereignisse trägt, durch welche es groß geworden, so muß auch das adelige Geschlecht Derer von Eckert solche Erinnerungszeichen in seinem Wappen haben. Ich schlage also vor, dieses Wappen in vier Felder zu theilen. Das erste Feld zeigt auf silbernem Grund einen schwarzen Rauchfang, womit wir zugleich die preußischen Farben angedeutet haben. Das zweite Feld ist blau mit einer goldenen Kufe darin, in Bezug auf Eckerts großes Bierbrauertalent; das dritte Feld ist grün mit einem goldenen Fasan in der Mitte, als Hindeutung auf Eckerts früheres Geschäft als Fasanenwärter in Braunschweig, und das vierte Feld zeigt auf rothem Grunde einen Hahn und ein Messer, zur Erinnerung an jene schöne Zeit, wo der Herr Geheime Finanzrath von Eckert in Baireuth Kapaunen machte und sie mästete.

Ein schallendes Gelächter des ganzen Tabacks-Collegiums belohnte den Herrn von Pöllnitz für seinen Vorschlag, der übrigens dem Könige so wohlgefiel, daß er alles Ernstes beschloß, ihn anzunehmen und dem Hause in der Jägerstraße über der Thür ein Wappenschild mit den von Pöllnitz vorgeschlagenen Emblemen zu geben *).

Die Heiterkeit der Herren vom Tabacks-Collegium nahm nun einen feurigen, energischen Ausdruck an, und Jeder war bemüht, durch derbe Scherze die Laune des Königs immer auf's Neue anzufachen, ihm immer neuen Stoff zum Lachen und zur Lustigkeit zu geben. Der Heiterste von Allen aber war der Oberkammerherr von Pöllnitz; seine Scherze sprudelten wie ein frischer Quell von seinen Lippen und wenn sie einmal zu versiegen drohten, so genügte es dem boshaften Kammerherrn, einen Blick auf das blasse, von verhaltenem Zorn zuckende Antlitz des

*) Pöllnitz II, pag. 342.

Herrn von Eckert zu werfen, um sich zugleich zu neuer Lustigkeit und neuem Scherze begeistert zu fühlen. Als der König mit Eckert von der Einrichtung seines neuen Hauses sprach, neigte Pöllnitz mit einem schadenfrohen Lächeln sich zu seinem Nachbar hin. Gestehen Sie, Herr Graf, daß ich meine Ungeschicklichkeit wieder gut gemacht habe, sagte er. Ich war es, der jenem heuchlerischen Menschen vorher durch meine unbesonnene Wiederholung seiner Worte die Schenkung jenes Hauses verschaffte, aber ich habe ihm jetzt auch dafür sein adeliges Wappen verschafft, und ich wette, der Herr Geheimrath gäbe gern sein Haus hin, könnte er dafür nur sein Wappen wieder los werden.

Warum siehst Du eben so ernsthaft aus, Pöllnitz? fragte in diesem Moment der König über den Tisch hin. Ich wette, Du ärgerst Dich, daß ich nicht Dir das hübsche Haus in der Jägerstraße geschenkt habe.

Nicht doch, Majestät. Ich könnte jenes Haus gar nicht gebrauchen, so hübsch es immer sein mag.

Ach ja, Du hast recht, es wäre für Dich viel zu groß! sagte Friedrich Wilhelm lachend.

Nein, Majestät, es wäre für mich viel zu klein, denn wenn sich ein Cavalier meiner Art einmal entschließt, ein Haus zu machen, so muß er es seinem Stande und seinem Range angemessen halten, und das kostet viel Geld, leider sehr viel mehr, als ich jemals besessen habe. Freilich hatte ich ein Vermögen von ungefähr zwei Mal hundert tausend Thalern, als mein Vater starb, aber was sollte ein Edelmann mit einer solchen Lumperei anfangen? Es war zu wenig, um davon anständig leben zu können, zu viel, um auf seine Armuth betteln zu können. Ich berechnete mir also, wie lange diese Summe genügen könnte, um davon einigermaßen anständig zu leben, und da ich fand, daß sie bei einiger Sparsamkeit vielleicht vier Jahre genügen könnte, so habe ich denn vier Jahre wie ein nobler und freigebiger Cavalier gelebt, und das Glück gehabt, während dieser vier Jahre die zärtlichsten Freunde und die treuesten Geliebten zu haben, die mich nicht eher verließen, als bis der letzte Thaler meines Vermögens verausgabt war und ich ausziehen mußte, mein Glück auf's Neue zu gründen.

So also hast Du in vier Jahren zwei Mal hunderttausend Thaler verausgabt? fragte der König.

Ja, Majestät, und ich versichere Ihnen, daß ich dabei nur äußerst sparsam und in gewissem Betracht dürftig leben konnte.

Friedrich Wilhelm sah ihn mit erstaunten, fast bewundernden Blicken an. Es lag etwas in dem Wesen des Kammerherrn, welches dem König imponirte. Die großartige Verschwendungssucht des Barons, welche so sehr zu der Sparsamkeit des Königs contrastirte, übte gerade durch diesen Contrast einen so großen Einfluß auf den König aus, und ließ ihn diesen leichtfertigen, gewandten, stets heitern, stets witzigen Höfling anstaunen und bewundern.

Also fünfzigtausend Thaler Rente genügen nicht, um anständig leben zu können? fragte der König.

Majestät, wenn man nur einigermaßen den Anforderungen, welche man an einen Edelmann machen kann, genügen soll, kann man dabei verhungern.

Ach, erkläre uns das! Sage uns einmal, wie viel Du also bedarfst, um eines Edelmannes würdig zu leben?

Pöllnitz schwieg einen Augenblick und starrte nachdenkend vor sich hin, während er große Rauchwolken durch seine Nase blies, die sich in wirbelnden Strömen um seine Stirn kräuselten.

Majestät, um einigermaßen anständig zu leben, würde ich jährlich vier Mal hunderttausend Thaler bedürfen, sagte er dann nach einer Pause.

Das ist nicht wahr, das ist nicht möglich! rief der König.

Das ist so sehr möglich, mein König, daß ich kaum weiß, ob ich damit auskommen werde.

Glaubt Ihr das, meine Herren? fragte der König.

Ich meinestheils habe nicht den vierten Theil dieser Einnahme, sagte der Herzog von Holstein lächelnd.

Ich nicht den zehnten Theil! rief der Graf von der Goltz.

Ich nicht den zwanzigsten Theil! riefen der General von Schwerin und der Graf Hake zu gleicher Zeit.

Und doch, sagte der König, doch lebt Ihr Alle als anständige Cavaliere und geachtete Herren meines Hofes. Laßt uns also hören, wie der Pöllnitz es machen will, so viel Geld auszugeben. Schnell, Jochen, schnell! Gieb uns einen Bogen Papier und Bleifeder her.

Der Kammerdiener eilte mit dem Befohlenen herbei und reichte dem König das Papier und den Crayon dar.

Schenke die Krüge wieder voll, Jochen, befahl der König und dann setze Dich dort auf Deinen Platz zu unterst des Tisches und horche wohl auf, was uns der Pöllnitz Alles erklären wird. Es verlohnt sich immer der Mühe zu wissen, wie man auf eine anständige Manier jährlich vier Mal hunderttausend Thaler ausgeben kann. Fange also an, Pöllnitz. Ich selber will Dein Sekretair sein, und Du sollst mir dictiren. Wehe Dir aber, wenn Du Dein Wort nicht lösest und weniger gebrauchst. Für jedes Tausend Thaler weniger mußt Du zehn Krüge Bier trinken und eine Pfeife von dem starken Havannataback rauchen, den mir kürzlich der Statthalter von Holland zugeschickt.

Was aber, fragte Herr von Pöllnitz lachend, was bekomme ich für jedes Tausend Thaler, welches ich mehr gebrauche?

Ah bah, es ist unmöglich, daß ein Edelmann mehr gebrauchen kann, vorausgesetzt, daß er es nicht auf eine närrische Manier wie ein Verrückter vergeuden will. —

Und wenn ich, nur um anständig und eines Edelmannes würdig zu leben, dennoch mehr gebrauchte, Majestät, was bekomme ich dann für jedes Tausend?

Nun, dann werde ich Dir für jedes Tausend ein Hundert von Deinen ältesten Schulden bezahlen, sagte der König. Nun aber fange an. Und Ihr, meine Herren, trinkt und raucht und merket wohl auf!

IV.

Spanische Luftschlösser.

Ich fange an, sagte Pöllnitz. Zuerst bedarf ich natürlich eines Hauses, und zwar eines anständigen, in welches ich meine Gäste aufnehmen, in dem ich meine Sammlungen aufstellen, meine Freunde bewirthen kann, und wo ich, ohne von irgend einem Geräusch gestört zu werden, meinen Studien obliegen kann; in welchem meine Gemahlin ihre eigenen Empfang-Zimmer und Salons hat, denn da ich zuweilen rauchen und einige andere rauchende Freunde bei mir haben werde, so müssen die Empfang-Zimmer meiner Gemahlin abgesondert von den meinigen liegen.

Nun, Deine Gemahlin wird es Dir wohl gestatten, in ihrem Salon zu rauchen, rief der König lachend.

Und wenn sie es mir erlaubte, Majestät, so würde ich es nicht annehmen, denn es ziemt sich nicht für einen Cavalier, im Zimmer einer Dame zu rauchen.

Der König erröthete ein wenig und setzte den Krug an die Lippen, um seine Verlegenheit zu verbergen, denn er dachte daran, wie oft er, nicht achtend der Seufzer der Königin, in ihren Gemächern geraucht habe.

Pöllnitz fuhr ruhig fort: Ich muß also verschiedene Salons und Empfang-Zimmer haben. Da es aber ferner sehr häufig vorkommen wird, daß meine Gemahlin und ich mit einander uneins sind, und uns demgemäß nicht zu begegnen wünschen, so müssen in meinem Hause zwei ganz von einander getrennte Treppen sein, wie auch zwei Auffahrten, damit meine Gemahlin und ich niemals in die Gefahr kommen, uns zu begegnen, wenn wir es nicht wollen.

Ach, Du wirst also in einer schlechten Ehe mit Deiner Gemahlin leben, und Ihr werdet zuweilen mit einander zanken?

Nicht doch, Majestät, wir werden uns niemals zanken, denn es wäre für einen Cavalier höchst unziemlich, zu zanken und mit seiner Gemahlin eine Scene zu haben.

Der König erröthete wieder, dies Mal aber vor Zorn. Diese Auseinandersetzungen über das Wesen eines wirklichen Cavaliers begannen ihn zu beleidigen und ihm wie eine boshafte Satyre auf ihn selber zu erscheinen, denn unglücklicherweise rauchte der König nicht nur in den Zimmern seiner Gemahlin, sondern alle Welt wußte, daß er seiner Gemahlin und seinen Kindern gegenüber nur zu oft sich den Ausbrüchen seines heftigen und rücksichtslosen Naturells überließ, und selbst die Königin mehr als einmal durch seine donnernden Scheltworte und ungebührlichen Drohungen in Angst und Schrecken versetzt hatte.

Ew. Majestät sehen also, daß mein Haus sehr groß sein muß, fuhr Pöllnitz fort, und da es sehr groß ist, wird es viel Erhaltungskosten und eine hinlängliche Anzahl von Dienern erfordern. Doch davon später! Bleiben wir zuerst bei meinen Häusern, denn es versteht sich wohl von selbst, daß ich auch ein Landhaus haben muß, um darin die Sommermonate hinzubringen.

Ja, das ist eine billige Forderung, sagte der König, indem er das Landhaus auf seinem Papier verzeichnete.

Aber man geht nicht in ein Landhaus, um daselbst nur in seinen Zimmern zu leben, wie in seiner Stadtwohnung, sondern man will dort der Natur und des Sommers genießen. Ich werde also einen Garten haben müssen mit Treibhäusern und schönen Anlagen, und zu deren Erhaltung bedarf es natürlich mehrerer, und zwar geschickter Gärtner. Da ich ferner nicht

verlangen kann, daß meine Freunde blos zu mir kommen, um meine Blumen zu riechen und meine Melonen und Pfirsiche zu essen, welches Alles sie eben so gut von einem Handelsgärtner kaufen können, so muß ich darauf denken, meinen Freunden andere und seltenere Vergnügungen zu bereiten. Ich muß also vor allen Dingen einen Wald haben, um darin jagen, einen See, um darin fischen zu können.

Ja, das ist wahr und wohl begründet, sagte der König, den Wald und See auf seinem Papier notirend.

Nun kommen wir zu dem Wichtigsten, zu der Küche und dem Weinkeller. Auf beide muß ich eine besondere Sorgfalt verwenden, denn es wäre eines Cavaliers durchaus unwürdig, seinen Freunden nur solche Schüsseln vorzusetzen, wie man sie täglich in seinem eigenen Hause haben kann. Nein, wenn ich meine Freunde einlade, müssen sie alle Mal gewiß sein, bei mir Dinge zu essen, welche sie nirgends sonst bekommen können und die ihrem Gaumen wie nie gekostete Wunder und Mährchen erscheinen.

Da bin ich ganz Deiner Meinung, rief der König, dessen Antlitz freudig erglänzte bei dem Gedanken an all' die Herrlichkeiten und köstlichen Speisen, welche der reiche Pöllnitz seinen Freunden vorsetzen würde. Höre einmal, zuweilen kannst Du mir alsdann auch die herrliche Schinkenpastete machen lassen, die ich einmal bei Grumbkow gegessen. Ach, das war in der That, wie Du sagst, ein nie geahntes Mährchen für meinen Gaumen und mein Koch mußte sich sogleich von Grumbkow's Koch das Recept dazu geben lassen. Aber, was denkt Ihr, es bedurfte dazu dreier Flaschen Champagner, in denen der Schinken drei Tage liegen mußte, und dreier Flaschen Burgunder, in denen er schmoren sollte. Da mußte ich denn die Absicht aufgeben, mir eine solche Pastete backen zu lassen, und habe dem Grumbkow gesagt, daß ich, wenn ich einmal Lust habe, wieder eine solche Pastete zu essen, mich bei ihm zu Gast bitten werde.*) Du kannst mir also auch zuweilen eine solche Pastete machen lassen, denn sie ist wirklich schön.

Ich werde Eure Befehle erfüllen, Majestät, sagte Pöllnitz ganz ernsthaft, indem er sich verbeugte. Fahren wir zuerst fort, mein Haus einzurichten, nachher wollen wir die Schinkenpasteten anfertigen lassen. Da wir von der Jagd gesprochen haben, so müssen wir nun auch von den Pferden reden, denn ich werde von meinen Freunden nicht verlangen können, daß sie zu Fuß auf die Jagd, zu Fuß zu meinem See gehen sollen, in welchem wir fischen werden. Ich muß also für schöne und edle Pferde und für elegante Wagen Sorge tragen, und da die Pferde sich nicht allein putzen und zur Tränke führen, und die Wagen sich nicht von selber lenken können, so werde ich einer hinlänglichen Anzahl von Stallbedienten, Reitknechten und Jockeys bedürfen.

Das Alles ist wahr, sagte der König, indem er die Rubrik Pferde und Equipagen unter die „Küche und Weinkeller" schrieb, das Alles ist wahr, nur finde ich, daß Du viel an Deine Freunde und gar nicht ein wenig an Dich selber denkst. Alles ist bei Dir nur auf Deine Gäste berechnet.

Majestät, die Gastfreundschaft ist auch eine der edelsten Tugenden jedes Cavaliers, man kann darin niemals zu viel, sehr leicht aber zu wenig thun.

Der König runzelte die Stirn und sah finster vor sich hin, während die übrigen Herren mit wachsendem Erstaunen auf den Kammerherrn blickten, der so kühn

*) Thiébault II. p. 89.

war, dem König auf diese mittelbare Weise alle seine Fehler und Schwächen vorzuhalten.

Pöllnitz allein blieb ganz unbefangen und heiter. Jetzt, da ich mich hinlänglich mit meinen Freunden beschäftigt und für sie gesorgt habe, sagte er, jetzt wird es wohl Zeit sein, auch ein wenig an mich zu denken. Ich bitte also Ew. Majestät, selber festzusetzen, wie viel ich jährlich zu meiner Garderobe bedarf, wie viel für Trinkgelder und Almosen, wie viel endlich für das Spiel und zu Geschenken für meine Geliebte.

Ach, Du nennst Deine Gemahlin Deine Geliebte? Es scheint also, daß Du ein sehr zärtlicher Ehemann sein wirst, obwohl Du zweier Treppen und zweier Auffahrten bedarfst.

Majestät, es würde sich für einen Cavalier wenig schicken, Gemahlin und Geliebte in Einer Person zu besitzen. Man hat seine Gemahlin, um zu repräsentiren, seine Geliebte, um sich zu amüsiren, man giebt seiner Gemahlin Namen und Rang, seiner Geliebten Herz und Liebe. Ein wahrer Cavalier liebt seine Gemahlin nicht, aber er verlangt von aller Welt, daß man sie hochschätze als die Dame, welche seinen Namen trägt.

Pöllnitz! Pöllnitz! sagte der König, seine Hand drohend gegen ihn erhebend. Nimm Deinen Cavalier wohl in Acht, daß ich ihm nicht begegne und in meinem Hause Niemand finde, der ihm gleiche. Ich würde kein Erbarmen mit ihm haben, sondern ihn zerschmettern mit meinem königlichen Zorn.

Pöllnitz fuhr leicht zusammen und hüllte sich in eine Dampfwolke ein, um den König die Betroffenheit nicht sehen zu lassen, die sich in seinen Zügen malte.

Weiter! sagte Friedrich Wilhelm nach einer Pause. Ich habe Dir für jeden einzelnen Satz ein besonderes Jahrgehalt ausgesetzt, weiter also. Aber freilich hoffe ich, daß Du am Ende bist und daß der Dämon, der in Dir wohnt und Dich martert, Deiner eben so reichen als tollen Phantasie jetzt keine weiteren Vorstellungen machen wird.

Ja, Majestät, ich bin fertig und bitte daher Ew. Majestät, zu berechnen, wie viel die Totalsumme dieser verschiedenen Ausgaben beträgt.

Der König rechnete, seine Gesellschafter rauchten und tranken in tiefem Schweigen, Pöllnitz horchte aufmerksam nach den Fenstern hin, welche auf den innern Schloßhof hinausführten und von wo er das Geräusch von Stimmen und Hufschlägen gehört hatte.

Plötzlich stieß der König einen Fluch aus und schlug mit der Faust auf das vor ihm liegende Papier.

So wahr mir Gott helfe, der Pöllnitz hat Recht, sagte der König. Vier Mal hunderttausend Thaler genügen nicht für einen Cavalier von seiner Erfindung. Die Summe hier beläuft sich auf vier Mal hundertfünfzigtausend Thaler.

Und Ew. Majestät gestehen zu, daß ich durchaus nichts Ueberflüssiges und Uebertriebenes gefordert habe?

Das gestehe ich zu.

Demzufolge werden Ew. Majestät die Güte haben, mir fünftausend Thaler auszuzahlen.

Den Teufel auch! Wie sollte ich mich dazu verstehen können?

Ew. Majestät vergaßen, daß Sie mir versprochen haben, für jedes Tausend, welches die Summe von vier Mal hunderttausend Thaler überstiege, mir hundert Thaler zu bewilligen.

Habe ich das gesagt, meine Herren? fragte der König, und als alle Anwesenden es bestätigten, fuhr Friedrich Wilhelm mit einem lauten Lachen fort: Nun sehe ich doch, daß Ihr Alle den Pöllnitz nicht kennt, und doch handelt es sich hier um sehr verschiedene Dinge. Ich habe nicht gesagt, daß ich Pöllnitz das Geld geben wollte, sondern daß ich für jedes Tausend Einhundert seiner ältesten Schulden bezahlen wollte, und das ist, bei Gott, eine ganz andere Sache! Wenn ich ihm das Geld gäbe, so könnt Ihr gewiß sein, daß seine Gläubiger keinen Groschen davon bekommen würden. Aber was ich versprochen, das werde ich halten. Du kannst mir morgen ein Verzeichniß Deiner ältesten Schulden geben und ich werde fünftausend Thaler davon bezahlen.

Majestät, aber meine Rechnung ist noch nicht fertig; ich habe erst das Dringendste und Nothwendigste angegeben, und wie viel habe ich selbst dabei nicht vergessen. Ich habe nicht einmal einige Waldhüter verlangt, um die Wilddiebe aus meinem Forst zu verjagen, einige Nachtwächter, um die Räuber von meinem Landhause abzuhalten, die Fische in meinem Teiche zu hüten und, mit großen Stöcken in das Wasser schlagend, die Frösche zum Schweigen zu bringen, die sonst auf unangenehme Weise meinen und meiner Freunde Schlaf stören möchten.

Mach, daß Du fortkommst mit Deinen spanischen Luftschlössern, Narr der Du bist! rief der König halb erzürnt, halb belustigt. Suche Dir einen andern König, der reich genug ist, Deinen Tollheiten zu genügen.

Majestät, erlauben Sie, daß ich nirgends etwas Anderes suche, sagte Pöllnitz, sich tief verneigend. Ich habe einen so gnädigen und edlen Monarchen gefunden, daß ich vollkommen befriedigt bin, nur wollte ich Ew. Majestät und diesen Herren da, welche mir die Ehre erzeigen, mich für einen Verschwender zu halten, beweisen, daß, selbst ohne große Ausschweifungen und Tollheiten zu begehen, man ein ziemlich großes Vermögen mit Leichtigkeit verbrauchen kann. Jetzt werden

Sie begreifen, daß ich eigentlich einen Beweis merkwürdiger Sparsamkeit gegeben, da ich mit der kleinen Summe von zwei Mal hunderttausend Thalern vier Jahre ausgekommen bin, statt sie in einem halben Jahre zu verbrauchen.*)

Der König lachte und hob den Bierkrug in die Höhe, indem er die Herren aufforderte, mit ihm auf die Gesundheit des „Geizhalses" Pöllnitz anzustoßen.

Alle hoben die Krüge in die Höhe und stießen sie mit lautem Lachen und Jubeln aneinander, aber plötzlich schien es, als wenn ein elektrischer Schlag sie Alle gleichmäßig getroffen hätte, Alle, mit Ausnahme des Königs. Die erhobenen Arme der sechs Cavaliere senkten sich, um die Bierkrüge auf den Tisch hinzustellen, während die Herren zugleich mit eilfertiger Hast sich von ihren Sitzen erhoben, um sich tief und demuthsvoll zu verneigen.

V.

Vater und Sohn.

Der König war erstaunt und sprachlos in seinen Sessel zurückgesunken. Er begriff immer noch nicht, welch ein Zauber diese Herren plötzlich ergriffen, der sie, den Regeln des Tabacks-Collegiums zuwider, sich von ihren Sitzen erheben machte. — Der König sah nicht, daß sich hinter ihm die Thür geöffnet hatte, daß inmitten des Rauches und Dampfes, der das ganze Zimmer mit schwebenden, zitternden Wolken anfüllte, ein junger Mann sichtbar ward, dessen Erscheinen diesen schnellen und bewältigenden Eindruck auf die sechs Cavaliere des Königs hervorgebracht. Und allerdings lag etwas Erhabenes und Imponirendes in seiner Erscheinung, es war ein wunderbarer Glanz von Schönheit, Seelenadel, Jugend, Hoheit und Melancholie über dieses Antlitz ausgebreitet, dessen scharfe und markirte Linien von herbem Schmerz und bittern Erfahrungen sprachen, während seine schmalen, purpurrothen Lippen von einem so sanften, so weichen und frischen Lächeln umspielt waren, daß man wohl sah, das Herz, welches dieses Lächeln auf seine Lippen sende, müsse noch sehr jung, sehr glaubensvoll und eindrucksfähig sein. Aber wunderbar contrastirten zu diesem gütevollen, feinen, jugendlichen Munde die Augen, welche wie große, geheimnißvolle, unergründbare Sterne aus dem Rahmen dieses schmalen, zartgeröthteten Antlitzes hervorleuchteten, und in denen es zugleich flammte und blitzte wie Dolchesspitzen und Diamantenfunkeln, die in diesem Moment sprühten von jugendlichem Uebermuth und jetzt den festen, stätigen, durchbohrenden Blick eines strengen, beobachtenden Weisen annahmen. Die etwas zurückgebogene Stirn, die mit der geraden, feingespitzten Nase eine ununterbrochene schräge Linie bildete, zeigte schon die wunderbaren, Ehrfurcht gebietenden Erhöhungen, die andeuten, daß der Geist, welcher hinter dieser Schädeldecke eingefangen sitzt, mächtig arbeitet und wühlt, und sein Gefängniß von Knochen untergräbt und aushöhlt, um hinauszugelangen zur Freiheit des Gedankens. — Es war das Auge, der Kopf eines Heros, und hätte er einer Gestalt angehört, welche der kühnen Riesenkraft dieses Blickes entsprochen hätte, so wäre er ein Titane gewesen, welcher mit seiner körperlichen Riesenkraft und Gewalt die Welt wie ein Spielwerk in seinen Händen zerdrücken konnte. Aber seine schlanke, ebenmäßig gebaute, anmuthige Gestalt war mehr zart als kräftig, mehr jungfräulich weich als mannhaft und heroisch. Dennoch fühlte man, daß das Haupt dieser Gestalt Riesenkräfte verleihen würde, und daß, wenn der Titane nicht siegen könnte mit der physischen Kraft seines Armes, er herrschen und siegen würde mit der gebieterischen Kraft seines Geistes *).

Das war die unerwartete Erscheinung, welche

*) Thiébault. Vol. III. pag. 65.

*) Ein französischer Reisender, Namens Birré, der eigens die Reise von Paris nach Berlin gemacht hatte, um dort Friedrich den Großen zu sehen, schildert ihn so: Buste admirable et vraiment royal, mais pauvre et misérable piédestal. Sa tête et sa poitrine sont au dessus des éloges, le train d'en bas au-dessous de la critique. Siehe Thiébault IV. pag. 163.

plötzlich die Herren vom Tabacks-Collegium erschreckt und von ihren Sitzen emporgeschnellt hatte, und vor deren leuchtenden, die Dampfwolken durchblitzenden Augen sich die Blicke der Cavaliere scheu und unterwürfig zu Boden senkten.

Der König saß noch sprachlos und erstaunt auf seinem Sessel, als der junge Mann schon dicht hinter ihm stand.

Ich erlaube mir Ew. Majestät einen guten Abend zu wünschen, sagte er mit seiner vollen, klangreichen Stimme.

Der König zuckte zusammen, und eine glühende Röthe flog über sein Antlitz hin. Fritz! murmelte er leise. Fritz! wiederholte er lauter, und schon hörte man es in seiner Stimme wie das Grollen eines fernen, rasch heranziehenden Ungewitters.

Ich komme von Ruppin, wo ich mein Regiment besichtigt habe! sagte der Kronprinz ruhig und freundlich und gleichsam eine Bitte um Entschuldigung und Vergebung seines unerwarteten Kommens aussprechend.

Der König achtete nicht darauf. Sein Mißtrauen loderte schon in hellen Zornesflammen empor, er dachte daran, daß die Königin ihn krank und leidend und an sein Zimmer gefesselt wähnte, er zweifelte nicht einen Augenblick, daß sie den Kronprinzen veranlaßt zu kommen, und daß dieser da sei, um zu sehen, ob das Leben des Königs in Gefahr und ob nicht vielleicht bald der Thron von Preußen leer sei, um seinen Nachfolger zu empfangen.

Diese finsteren Vermuthungen waren es, welche den schnellen Zorn des Königs erregten und sein Herz mit bitterem Mißmuth erfüllten.

Mit einer heftigen Bewegung schob er die dargereichte Hand des Kronprinzen zurück und erhob sich von seinem Sitze. Sein zornblitzendes Auge überflog den ganzen Kreis seiner Gesellschafter, welche noch immer in ehrfurchtsvollem Schweigen den Tisch umstanden.

Weshalb seid Ihr von Euren Stühlen aufgestanden? schrie der König mit zitternder Stimme. Wie dürft Ihr es wagen, meinen Befehlen zuwider zu handeln und Euch also aufzulehnen gegen mein königliches Machtgebot? Kennt Ihr die Gesetze des Tabacks-Collegiums nicht mehr? Wißt Ihr nicht, daß diese Gesetze Euch ausdrücklich verbieten, Eure Sessel zu verlassen und stehend Jemand zu begrüßen? Ihr schweigt Alle? Elende Memmen seid Ihr Alle, die nicht einmal sich zu vertheidigen wagen, die immer den Mantel nach dem Winde drehen und mit Jedermann buhlen und heucheln und schmeicheln möchten. Antworte mir, Pöllnitz, kanntest Du das Gesetz des

Tabacks-Collegiums nicht, welches Dir das Aufstehen verbietet?

Ich kannte es, Sire, aber ich glaubte bei der Begrüßung des Kronprinzen eine Ausnahme machen zu dürfen.

So glaubten wir Alle, sagte der General von Schwerin mit fester Stimme.

Der König schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Krüge und Flaschen klirrten. Das dachtet Ihr, schrie er, und wußtet doch, daß Ihr selbst um meinet-, um des Königs willen, keine Ausnahme machen dürft! Aber freilich, das ist wichtiger als der König! Der Kronprinz, das ist der König der Zukunft, das ist die Sonne kommender Tage! Was der König nicht hat gewähren können, das kann dereinst der Kronprinz geben, von dem König hat man nichts mehr zu hoffen, nichts mehr zu fürchten, deshalb wendet man sich dem Kronprinzen zu, deshalb spottet man der Gesetze des Vaters, um dem Sohn zu schmeicheln und Schön zu thun. Der Prinz ist ein so feiner, französischer Cavalier, der gefeines Wesen und höfisches Benehmen liebt, für den die Frage der Etiquette ein wichtiges Ding ist! Man eilt also auf, wenn der Kronprinz in's Zimmer tritt, weil man weiß, daß hier in diesem Zimmer Niemand größer ist und bedeutet als der Andere, und obwohl man hier oft genug vergessen hat, daß ich der König bin! Ja, aber den König kann man vergessen, wenn man nur nicht des Kronprinzen vergißt, des Kronprinzen, welcher vielleicht bald König sein wird!

Gott schenke Ew. Majestät ein langes und glückliches Leben, sagte der Kronprinz, welcher während der heftigen Rede des Königs schweigend und unbeweglich hinter dem Stuhl des Königs gestanden.

Wer spricht mit Ihm? Wer heißt Ihn reden, ohne daß ich Ihn gefragt? rief der König, dessen ganze Gestalt erbebte vor Zorn. Er, welcher die Etiquette so genau kennt, er sollte doch wissen, daß man zu dem König nicht anders spricht, als wenn dieser gefragt hat? Aber freilich, Er denkt auch, daß der König nichts davon versteht, denn der König ist ein altmodischer Mann, der nicht einmal weiß, wie ein wahrer Cavalier leben und sich darstellen muß. Nun, Pöllnitz, da siehst Du einen Cavalier nach Deiner Zeichnung, ein wahres Musterbild eines Cavaliers. Oh, Du glaubtest vielleicht, ich merke nicht, was für ein Gesicht hinter Deinem Bilde steckte, Du meintest, ich hätte den Cavalier nicht erkannt, den Du mir mit so hinreißenden Farben schildertest, um mir zu beweisen, daß er, wenn er nicht Schulden machen solle, viermalhunderttausend Thaler jährlich besitzen müsse. Geduld, Geduld! Noch sind meine Augen offen und ich sehe! Wehe, wehe aber Euch Allen, wenn ich sehe, daß Ihr dem König zu trotzen wagt, um dem Kronprinzen gefällig zu sein! Ich werde Euch beweisen, daß ich noch lebe und daß ich allein der Herr bin. Damit schließe ich das Tabacks-Collegium und Ihr könnt Euch Alle zum Teufel scheeren!

Da ich den Weg zu demselben nicht kenne, so erlauben mir wohl Ew. Majestät, daß ich statt dessen nach Rheinsberg gehe, und mich hiermit sogleich beurlaube, sagte der Kronprinz, indem er sich ehrfurchtsvoll vor dem Könige verneigte. Friedrich Wilhelm würdigte ihn keines Blickes, er wandte das Haupt ab und sagte nichts als das eine Wort: gehe!

Der Kronprinz verneigte sich abermals mit derselben Ehrfurcht und Förmlichkeit, dann wandte er sich zu den Cavalieren und ihnen leicht mit dem Kopfe zunickend, sagte er: guten Abend, meine Herren! Ich bedaure aufrichtig, den Unwillen des Königs gegen Sie erregt zu haben. Doch ist dieser Unwille gegen Sie vollkommen gerecht, denn gegen ein vom König gegebenes Gesetz darf man niemals sündigen, selbst nicht, wie Sie es thaten, aus Gutmüthigkeit und großmüthiger Gesinnung!

Und der Kronprinz, welcher mit diesen Worten sich selber ganz aus dem Bereich des königlichen Zorns gestellt und zu gleicher Zeit Allen genug gethan, dem König, indem er die Gerechtigkeit seines Zornes anerkannte, den Cavalieren, indem er ihre Gesinnung lobpries, machte sich damit zugleich zum Herrn der Situation, aus welcher er nicht als ein

gescholtener und gedemüthigter Sohn, sondern als der triumphirende Sieger aus einem heftigen Gefecht hervorging.

Mit leichtem, festem Schritt, mit stolz gehobenem Haupt ging er der Thür zu, während der König, trotz seines Zorns, eine Art Beschämung empfand und sich innerlichst nicht verhehlen konnte, daß er auch diesmal wieder gegen den Kronprinzen gefehlt habe.

Aber gerade dies Bewußtsein machte ihn noch heftiger und stachelte seinen Zorn noch höher auf. Er stieß einen wilden Fluch aus und ließ seine Blicke mit drohenden Blitzen auf den schweigenden, erblaßten, zitternden Cavalieren ruhen.

Heuchler und Augendiener sind sie Alle, murmelte er zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor, indem er langsam an ihnen vorüberschritt. Haake, gieb mir Deinen Arm und führe mich in das andre Zimmer. Ich mag diese Menschen nicht mehr sehen!

Graf Haake stürzte herbei, und auf seinen Arm gelehnt wankte der König in das anstoßende Gemach.

Als sich die Thür hinter ihm geschlossen, schienen die zurückbleibenden Cavaliere aus ihrer Erstarrung zu erwachen. Sie erhoben die gesenkten Häupter und sahen einander an mit halb beschämten, halb zornigen Blicken. Sie waren gescholten worden wie die Kinder und fühlten doch, daß sie Männer waren.

Ihre Ehre hatte eine empfindliche Wunde erhalten, aber die Ehrfurcht vor dem König hinderte sie doch, eine Genugthuung zu fordern. Wie das edle, aber seiner Freiheit beraubte Roß bissen sie in die Zügel, welche ihr Herr ihnen angelegt, und fühlten sich von diesem Zügel unterjocht und zum Gehorsam gezwungen.

Als Graf Haake kam, um den Herren im Namen des Königs zu befehlen, sofort das Schloß zu verlassen, fanden sie nicht den Muth, dieser Aufforderung genug zu thun, sondern machten den Grafen zu ihrem Abgesandten, um den König in den ehrfurchtsvollsten und demüthigsten Worten um seine Verzeihung und seine Gnade zu bitten, um ihn zu versichern, daß sie Alle ihm bis in den Tod ergeben seien, daß ihr Betragen gegen den Kronprinzen nur die Folge einer unwillkürlichen Unbesonnenheit gewesen, und daß sie damit durchaus nicht gegen die Seiner Majestät allein schuldige Ehrfurcht hätten fehlen wollen *).

Graf Haake übernahm es seufzend, dem König diese Botschaft auszurichten, und begab sich wieder zu ihm, während die bestürzten und tief betrübten Hofleute in bangem, athemlosem Schweigen seiner Wiederkehr harrten.

*) Pöllnitz, Vol. II. pag. 36.

Endlich öffnete sich wieder die Thür, und Graf Haake kehrte zurück.

Nun, was sagte der König? Hat er uns verziehen? Will er uns wieder zu Gnaden aufnehmen? Zürnt Se. Majestät nicht mehr? Glaubt er wieder seinen treuen, demüthigen und gehorsamen Dienern?

Graf Haake erwiederte alle diese auf ihn einstürmenden Fragen mit einem schwermüthigen Kopfschütteln. Eine Pause athemloser Erwartung trat ein. Alle richteten ihre Blicke auf den Grafen, dessen Lippen für sie das Wort der Verdammniß oder der Gnade aussprechen sollten.

Meine Herren, sagte der Graf endlich, und seine Stimme klang den zitternden Hofleuten hohl und schauerlich wie das unheilvolle Gekrächze des Todesengels, meine Herren, der König läßt Ihnen sagen, daß, wenn Sie sich nicht augenblicklich entfernen, Se. Majestät der König schon Mittel finden würden, Sie mit Gewalt fortzuschaffen. *)

Das war eine Drohung, welche den Füßen der angstzitternden Hofleute schnell ihre Muskelkraft wiedergab. Stumm, mit traurigen Mienen und angstvoll scheuen Blicken eilten sie von dannen und erst, nachdem sie das große Portal des Schlosses durchschritten und auf die Straße gekommen waren, athmeten sie beruhigt und glücklich auf, denn sie waren nun befreit von der Furcht vor dem Gefängniß oder dem königlichen Corporalstocke. **)

Der Zorn des Königs war indeß immer noch nicht besiegt, er lechzte noch nach einem neuen Opfer, um sich zu sättigen, einer neuen Nahrung, um mit seinen lodernden Flammen empor zu schlagen. Aber selbst die Diener hielten sich scheu und ängstlich fern aus dem Bereich des königlichen Krückstocks, und auch seinen letzten Gesellschafter, den Grafen Haake, hatte des Königs Zorneswort aus seiner Nähe verbannt.

Der König war also allein, ganz allein in diesem öden finstern Gemach, dessen trostlose Stille ihn schon

*) Pöllnitz, Vol. II. pag. 37.

**) Es vergingen indeß mehrere Tage, ehe der König seinen Hofherren und Genossen des Tabacks-Collegiums dieses Vergehen gegen die Gesetze des Tabacks-Collegiums verzieh, und diese Herren wieder in seine Gesellschaft aufnahm. Der Herzog von Holstein war der Letzte, welchem der König verzieh und ihn wieder zum Tabacks-Collegium einlud, aber als der König ihn das erstemal wieder sah, sagte er zu dem Herzog: er solle sich nicht einbilden, daß er mehr Vorrechte habe, als Andere, weil er ein Fürst sei, sein Kopf würde eben so gut fliegen, wie der irgend eines andern Privatmannes, wenn er fortführe, der aufgehenden Sonne zu huldigen. — Der Herzog bat um Gnade und erhielt sie. Nur der Kronprinz konnte keine Verzeihung erlangen und erst drei Tage vor seinem Tode versöhnte sich der König mit ihm. — Pöllnitz, Vol. II. p. 363.

zu beängstigen begann. Er ließ sich auf einen Lehnsessel niedergleiten und schaute mit trüben Blicken sich in diesem Gemache um, das von dem Kronleuchter, an welchem, der Ersparung wegen, nur vier Lichter angezündet waren, nur trübe erleuchtet ward. — Nichts unterbrach diese Stille, und nur zuweilen hörte man vom jenseitigen Flügel des Schlosses herüber einzelne grelle oder dumpfe Töne der heitern Tanzmusik, die noch immer fortdauerte in den Gemächern der Königin. Diese Töne machten den König erseufzen und erfüllten sein Herz mit Wehmuth und Zorn zugleich. Die Königin war heiter, während ihr Gemahl litt, sein ganzer Hof freute sich und war guter Dinge, während er einsam, verlassen, zähneknirschend in diesem dunklen freudenlosen Gemache saß. Und doch war er der König, der machtvolle Herrscher über Millionen seiner Unterthanen, die Alle vor ihm zitterten, von denen aber vielleicht Keiner ihn liebte, die Alle ihre Augen hinrichteten auf die aufgehende Sonne, auf den Sohn, welcher dem Vater so wenig glich, so wenig der Sohn seines Herzens war! — Als der König das dachte, überkam ihn finstere Trauer, eine nie gefühlte ahnungsvolle Schwermuth. Er dachte daran, daß er vielleicht bald sterben möchte, und daß dann Niemand ihn betrauere, daß Jeder dem Sohn zulächeln und zujauchzen würde! Der König faltete die Hände und betete, in der Angst seines Herzens wandte er sich zu Gott, mit seinem Gebete übertäubte er die Stimme, welche in seiner Brust zu flüstern begann und ihn plagte mit Vorwürfen und Anschuldigungen.

Der König betete; erschöpft von Zorn überkam ihn seine fromme Zerknirschung, seine weltverachtende Gottseligkeit. Wie die Töne der Tanzmusik jetzt zu ihm herüberschallten, empfand er eine fromme Empörung über diese unheilvolle Lustbarkeit, eine freudige Genugthuung mit sich selber, weil er nicht zu den Gottlosen gehörte, welche der weltlichen, eitlen Lust fröhnten, sondern allein und einsam in seinem Kämmerlein war und betete. Wie klein, wie erbärmlich und jammervoll erschienen ihm nun Diejenigen, welche da drüben tanzten und sich freuten, wie zufrieden war er mit sich selber und seinem heiligen Wandel!

Just in diesem Moment öffnete sich die Thür und des Kammerlakaien scheues und ängstliches Gesicht erschien in demselben.

Ew. Majestät hatten befohlen, es sofort anzuzeigen, wenn die Särge, welche gestern angekommen und im weißen Saal aufgestellt sind, ausgepackt sein würden, sagte der Diener. Dasselbe ist jetzt geschehen, und wenn Ew. Majestät befehlen, können die Särge in Augenschein genommen werden.

Ach, mein Sarg ist bereit! murmelte der König, unwillkürlich schaudernd. Mein Sarg und der Sarg der Königin. Und die Königin giebt einen Ball und tanzt vielleicht, statt im Gebet ihre Seele zu zerknirschen und Gott zu dienen. Ich will sie wecken aus dieser unheiligen Sinneslust. Es war ein Wink Gottes, daß gerade jetzt die Särge fertig sind. Die Königin soll sie sehen!

Er rief seine beiden Kammerlakaien und befahl dem einen, ihn hinüber zu führen in den Ballsaal, dem andern, den Saal zu erleuchten, in welchem die Särge aufgestellt waren. —

VI.

Im weißen Saal.

Die Königin hatte keine Ahnung von Allem, was in den Gemächern des Königs geschehen war. Treu dem vom Könige gesandten Befehle hatte keiner der zu ihm gerufenen Herren verrathen, wohin er gehe, und die Königin hatte ihre Abwesenheit nicht bemerkt. Sie hatte, nachdem sie die grande tournée durch die Säle vollendet, sich zum Spiel niedergelassen, und unter denen, welche sie zu ihrem Spiel befahl, war keiner von den Herren, welche der König vom Balle hatte abholen lassen.

Die Königin ahnte also nicht, daß ihr Gemahl auf einige Stunden von seinen Schmerzen genesen sei und den Rollstuhl verlassen hatte. Sie war demgemäß heiter und sorgenlos, und ganz im Gefühl ihrer Freiheit und Herrscherwürde, denn das Auge ihres Gemahls drückte sie nicht nieder und legte sich nicht wie ein demüthigender Schleier über das funkelnde

Diadem, das auf ihrer Stirn thronte. — Nein, sie war heute ganz sie selbst, ganz Königin! Stolz und glücklich, lächelnd und hoheitsvoll, ganz durchdrungen von ihrer eigenen Größe und Herrlichkeit, und daher gütevoll und herablassend gegen die Schaar der ergebenen, unterwürfigen, schmeichelnden, lächelnden Menschen, welche sie umgaben. Niemals hatte man die Königin so freundlich gesehen, niemals so königlich und strahlend.

Ihre Brillanten funkelten an ihr wie ein Heer von Sternen, ihre Augen strahlten von Hoheit und Stolz, und jedes Wort, welches sie sprach, träufelte wie Manna in den glücklich lächelnden Mund Dessen, an den es gerichtet war.

Die Königin also hatte sich niedergesetzt zum Spiel, an dem die Markgräfin Maria Dorothea, so wie die Gesandten von England und Frankreich Theil nehmen durften. Hinter dem Stuhl der Königin standen die beiden Ehrenfräulein der Königin, an welche diese zuweilen einige Worte richtete, oder die sie aussandte, um sich nach den Prinzessinnen zu erkundigen, welche im anstoßenden Tanzsaal sich befanden und in jugendlicher Fröhlichkeit der Freude des Tages sich hingaben.

Plötzlich verstummte die Musik, und eine seltsame, ungewohnte Stille trat in dem Tanzsaal ein. Die Königin, welche eben die ausgetheilten Karten mit ihren von Brillanten blitzenden Fingern ordnete, wandte sich lächelnd an eins der Hoffräulein und befahl ihr, wenn der Tanz beendet sei, die beiden Prinzessinnen zu ihrer Mutter zu rufen, dann lenkte sie wieder ihre Aufmerksamkeit dem Spiel zu, als plötzlich Prinzessin Amalie bleich und schreckensvoll hereinstürzte und zu der Königin hineilte, welcher sie rasch einige Worte in's Ohr flüsterte.

Sophie Dorothea stieß einen leisen Schrei aus und zuckte zusammen in jähem Schreck. Der König! Mein Gott, der König! murmelte sie.

Er scheint sehr zornig, flüsterte Prinzessin Amalie. Lassen Sie ihn Ihre Brillanten nicht sehen!

Die drei Spielgenossen der Königin saßen in ehrfurchtsvollem Schweigen, die Karten in der Hand, um den Tisch und warteten auf die Karte der Königin. Aber plötzlich legte die Königin alle ihre Karten auf den Tisch, und mit einer heftigen Bewegung das Collier von ihrem Halse und die Bracelets von ihren Armen ablösend, nahm sie die funkelnden Geschmeide und verbarg sie in der großen Tasche ihres Kleides.*)

Löse mir jetzt noch rasch die langen Ohrgehänge aus, Amalie! flüsterte sie, und während die Prinzessin diesem Befehl folgte, hob die Königin ihre Karten wieder vom Tische auf.

*) Thiébault, Vol. II. pag. 54.

Der Glanz war von ihr gewichen, die Brillanten hatten sich scheu in ihrer Kleidertasche verkrochen, das Feuer ihrer Augen war erloschen. Der König war da, Sophie Dorothea war also keine strahlende Königin mehr, sondern ein scheues, demuthsvolles, abhängiges und den Zorn ihres Gemahls fürchtendes Weib!

Die Spielgenossen der Königin saßen noch immer mit niedergeschlagenen Augen und schienen gar nichts gewahr geworden zu sein von dem raschen Toilettenwechsel der Königin. Sie harrten noch immer auf die Karte der Königin.

Sophie Dorothea hatte ihre Karten wieder aufgehoben und spielte eine Dame aus. Lord Hastings überschlug sie mit dem König.

Verloren! sagte die Königin mit einem traurigen Seufzer. Die Damen verlieren immer, wenn der König kommt! Aber immer bleibt es ein Trost, wenn man nur durch den König gestürzt wird, fügte sie mit einem Lächeln hinzu, welches die stolze Königin dem gedemüthigten Weibe abzuringen vermochte.

Dann spielte sie ruhig weiter, obwohl sie sehr wohl bemerkt hatte, daß der König bereits in der Thür des Tanzsaales stand und sie beobachtete.

Als der König auf sie zuschritt und ihren Namen nannte, wandte die Königin sich mit dem Ausdruck freudiger Ueberraschung zu ihm hin und stand auf, um ihm entgegen zu gehen.

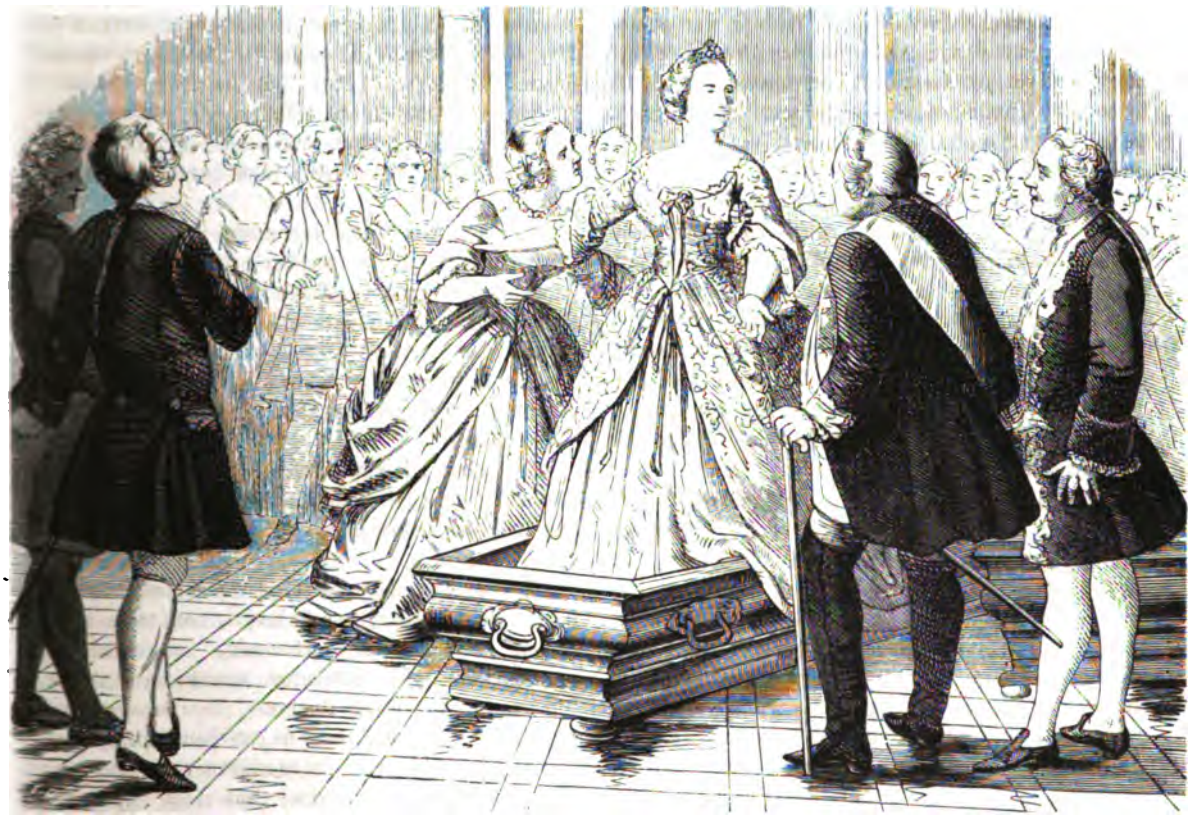
Ah, mein König, welch eine große Freude Sie uns da bereiten! sagte sie lächelnd. Es ist sehr liebenswürdig von Ew. Majestät, dieses Fest mit Ihrer Gegenwart zu verherrlichen.

Doch komme ich, um dieses glänzende Fest auf einige Augenblicke zu verdunkeln, sagte der König mit rauhem, strengem Ton, indem er den Arm der Königin heftig unter den seinigen schob. Es ist wohl gut und nothwendig, sich inmitten der rauschenden Erdenfreuden ein wenig an die Vergänglichkeit und Eitelkeit alles Irdischen zu erinnern und die üppige Musik mit einem Gebet zu unterbrechen. Ich bin gekommen, um Eurer an Eitelkeit kranken Seele diese Arznei einzugeben. Kommt also mit mir, Königin! Ihr da, fuhr der König fort, indem er den Kopf rückwärts wandte zu der Hofgesellschaft, welche in schweigenden, erstaunten Gruppen sich zusammengedrängt hatte, Ihr da könnt uns begleiten!

Er zog die Königin mit sich fort; lautlos ordnete sich hinter ihnen der Zug der festlich geschmückten Gäste, welche, dem königlichen Befehl gehorchend, dem Königspaare folgten. Wohin? Niemand wußte das. Selbst die Königin hatte ihren Gemahl vergeblich darum gefragt und von ihm keine Auskunft erhalten.

Dieser lange Zug geputzter, von Blumen, Brillan-

ten, Uniformen und Ordenskreuzen strahlender Menschen bot indeß einen sehr glänzenden, sehr heitern und festlichen Anblick dar; man hätte glauben mögen, es seien die Hochzeitsgäste, welche in feierlicher Prozession sich nach der Kirche begaben, um dort der Trauung eines glücklichen Brautpaares beizuwohnen. Aber die Beiden, welche dem Zuge voran schritten, sahen nicht aus wie ein glückliches Brautpaar. Der König blickte mit gerunzelter Stirn, mit fest aufeinander gepreßten Lippen starr vor sich hin. Die Königin sah bleich und erschrocken aus und ihre Augen irrten unstät umher, als suchten sie überall irgend eine Gefahr, ein nahendes Schreckniß.



So ging der Zug schweigend und ernst durch den von Blumen duftenden Tanzsaal und die glänzend erleuchteten Vorzimmer. So ging es weiter über den Corridor und die breite, mit Teppichen belegte Treppe hinauf, und wieder jetzt den Corridor entlang bis zu jener großen Thür dort, die zu dem von Friedrich Wilhelm angelegten und ausgeschmückten „weißen Saal" führte.

Wir sind zur Stelle! sagte der König, indem er selber die Thür öffnete und die Königin in den Saal führte.

Aber plötzlich stieß Sophie Dorothea einen Schrei aus und taumelte einige Schritte rückwärts, während man hinter ihr die neugierigen, erstaunten und erschrockenen Gesichter der Hofleute sah, welche sich eiligst durch die Thür in den Saal vordrängten.

Zwei Särge! murmelte die Königin entsetzt, indem sie ihre scheuen Blicke bald auf die ernsten, prunkenden Särge richtete, bald in dem großen Saal umherschweifen ließ und angstvoll auf die hohen ernsten Gestalten der marmornen Churfürsten heftete, die in feierlicher Ruhe in diesem Saale des Todes Wache hielten bei den Särgen der Lebendigen.

Ja, zwei Särge! sagte der König rauh und strenge. Unsere Särge, Sophie! Und in dieser Stunde wollte ich sie Dir und dem versammelten Hofe zeigen, damit ihr Anblick Euch Alle aufrüttle aus Eurer unheiligen und sinnlichen Lust. Der Tod mußte an Euer Herz klopfen, damit es erwache aus seinem wollüstigen Schlafe und in sich gehe! Ja, in diesen Särgen werden wir dereinst ruhen und mit allem Flittertand und aller Herrlichkeit wird es ein Ende sein! Niemand wird mehr Furcht haben vor meinem Blick und meinem Stock. Niemand wird sich mehr freuen über den schönen Putz der Königin und über die prächtigen Brillanten. Der Staub wird zum Staube zurückkehren, und der König und die Königin werden nichts mehr sein, als Würmerfraß!

Doch! rief Sophie Dorothea, deren edles und

stolzes Herz sich tief gedemüthigt fühlte von dieser frömmelnden Zerknirschung ihres Gemahls. Doch, wir werden mehr sein als nur Staub und Würmerfraß. Den Staub gemeiner Sterblichen wird die mächtig waltende Hand der Zeit in alle Winde zerstreuen und über ihre Gräber wird die Geschichte mit vernichtendem Fuß hinschreiten, aber an den unsern wird sie stehen bleiben und unsern Staub wird sie sammeln, um uns daraus ein Denkmal zu errichten; wenn man unsern Leib von Fleisch und Blut einsenkt in die Gruft unserer Ahnen, so wird aus derselben unsere Gestalt doch wieder emporsteigen, wenn auch nur mit Gliedern von Stein und mit einer Brust ohne Herz! Sehet da, mein Gemahl, diese edlen und erhabenen Gebilde Eurer Ahnen. Auch sie sind hinabgestiegen in die Gruft, aber ihre Gestalten von Marmor sind doch die Treppen wieder hinaufgewallt und in unsern herrlichsten Sälen nehmen sie die ersten Plätze ein, um unsern Worten zuzuhören und unsere Thaten anzuschauen.

Und während die Königin so sprach, leuchtete ihr Antlitz in einer wahrhaft erhabenen Energie und Schönheit; sie war jetzt in Wahrheit hoheitsvoll und strahlend, auch ohne den Glanz ihrer Brillanten. Die Königin hatte sich selber wieder gefunden, und das angstvolle, zagende Weib war von ihr besiegt worden. Sie war nicht mehr blos die Gemahlin Friedrich Wilhelms, sie war die Schwester des Königs von England, die Mutter des Königs der Zukunft, sie war die Königin!

Aber Friedrich Wilhelm in seiner gottseligen Zerknirschung nahm Aergerniß an ihren leuchtenden Blicken, ihrem stolz zurückgeworfenen Haupte. Er fühlte, daß diese Seele sich eben frei gemacht von dem Drucke eines fremden, sie belastenden Willens, daß sie ein von ihm abgelöstes eigenes, freies Dasein in sich trüge. Aber sie sollte ihn wieder anerkennen als ihren Herrn, sich wieder bußfertig beugen unter das Joch! Die Königin sollte wieder das Weib werden, das dem Manne gehorsamt, weil die Bibel befiehlt: „Und er soll Dein Herr sein!“

So mögen denn unsere Ahnen zuschauen, wie wir jetzt vor ihnen unsere Särge probiren! sagte der König, seine Hand fest und schwer auf die Schulter der Königin legend. Wir wissen, daß Dich die Brillanten herrlich kleiden, und daß ich kein ganz übler Mann in meiner Uniform bin, jetzt laß uns einmal sehen, wie uns unser Sarg kleiden wird.

Was wollen Sie damit sagen, mein König? fragte Sophie Dorothea, ihre angstvollen, zitternden Blicke auf den Gemahl heftend.

Ich will damit sagen, daß wir zusehen wollen, ob wir dereinst mit Anstand und Würde unsere Plätze in unsern Särgen einnehmen werden, daß wir uns heute einmal zum Scherz in unsere Särge legen wollen, wie wir es dereinst in allem Ernste thun müssen!

Aber dies wäre ein grausamer Scherz! rief die Königin.

Oh ja, den Kindern dieser Welt erscheint Alles grausam, was sie an den Tod und die Vergänglichkeit aller Freude gemahnt, sagte der König mit Emphase. Aber solch' Mahnen ist doch gut und heilsam, und wenn wir uns daran gewöhnten, zuweilen den Festsaal zu verlassen, um in unserm Sarge auszuruhen von den Freuden des Lebens, so würden wir ohne Zweifel ein viel gottseligeres und ernsteres Leben führen! Lege Dich also immer in den Sarg, Sophie Dorothea, Deine Seele wird Vortheil davon haben und meine Augen werden ein Bild sehen, welches sie, gelobt sei Gott, doch nimmer schauen können, sie werden Dich im Sarge sehen.

Oh, Sie sind jünger als ich, mein Gemahl, rief die Königin, Sie werden mich einst begraben und es wird also nicht nöthig sein, mich zur Probe in den Sarg zu legen!

Zwinge Deine Seele und mache sie demüthig und stille, sagte der König, welcher heute eine fieberhafte Anwandlung von Frömmigkeit hatte. Wir sind hierher gegangen, um unsere Särge zu probiren. Wir wollen es also thun!

Ich wäre nicht gekommen, wenn ich die Absicht Eurer Majestät gekannt hätte, sagte die Königin in sich erschauernd.

Du wärst gekommen, weil ich es will, murmelte der König, dem die Röthe des Zorns schon die Wangen erglühen machte und dessen Augen schon wüthende Blitze schossen.

Sophie Dorothea sah diese Symptome des aufsteigenden Gewitters, und sie wußte, daß, wenn dieses einmal zum Ausbruch gekommen, es tobend alle Dämme und alle Schranken durchbrechen würde. Sie mußte also diesem Ausbruch zuvorkommen, diese Zornesbäche hemmen, bevor sie entfesselt herabstürzten.

Sie rief mit einer gebieterischen Handbewegung eine ihrer Hofdamen herbei und sagte stolz und ruhig: Reichen Sie mir die Hand, Gräfin! Ich bin müde und will einmal ausruhen auf diesem Lager von neuer und ungewöhnlicher Form.

Und mit dem Anstand und der Erhabenheit einer wahrhaft königlichen Seele hob sie ihr Gewand ein wenig empor, um den Fuß über den Rand des Sarges zu heben und ihn auf den Boden desselben zu setzen. Jetzt stand sie in dem Sarge, groß, stolz aufgerichtet, gebieterisch und majestätisch anzuschauen. Dann, mit einer unnachahmlichen Grazie, neigte sie sich und ließ sich langsam niedergleiten auf den Boden.

Der Sarg ächzte und erdröhnte leise, unter den

Hofleuten entstand ein ungewöhnliches Gemurmel des Unwillens und Entsetzens. Der König stand neben dem Sarge und Sophie Dorothea heftete auf ihn ihre Blicke mit einem so seltsamen, flammenden, durchbohrenden Ausdruck, daß der König unwillkürlich die Augen zu Boden senkte und nicht den Muth fand, ihren Blicken zu begegnen.

Sophie Dorothea sah es und lächelte. Dann hob sie sich langsam wieder empor und stand wieder stolz und ruhig da.

Gräfin Haake wollte ihr die Hand darreichen, um ihr beim Aussteigen behülflich zu sein. Die Königin wehrte sie stolz zurück.

Nicht doch! sagte sie. Die Könige und Königinnen verlassen ihr Grab nur durch ihre eigene Kraft und Größe und gestützt auf die Hand der Geschichte.

Dann überschritt sie den Rand des Sarges und sich tief vor dem Könige verneigend, sagte sie: Jetzt ist an Ihnen die Reihe, mein Gemahl!

Der König zuckte zusammen und warf einen finstern, mißtrauischen Blick auf die Königin; ihre so einfach gemeinten Worte hatten für ihn dennoch einen prophetischen unheimlichen Sinn, und ein leises Grauen überschlich ihn, als er sich dem Sarge näherte. Aber mit einer gewaltigen Kraftanstrengung sich selber überwindend, stieg er in den Sarg und winkte einen Hofherrn herbei, ihm beim Niederlegen behülflich zu sein.

Ach, es ruht sich gut auf diesem Lager, sagte Friedrich Wilhelm, indem er mit Behagen seine Glieder streckte. Hier also werde ich einst schlafen, bis es Gott gefällt, mich wieder aufzuwecken.

Möge dieses Einst noch ferne von uns sein, mein Gemahl und König! rief die Königin feierlich. Erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu reichen, um Ihnen beim Emporsteigen aus dem Sarge behülflich zu sein.

Sie reichte dem König die Hand dar und dieser, sie mit Lebhaftigkeit ergreifend, war eben im Begriff, sich emporzurichten, als draußen ein seltsames, ungewöhnliches Geräusch sich vernehmen ließ. Man hörte einen lauten, durchdringenden Schrei, der sich mehrmals wiederholte, dann den Schall eiliger Schritte, die sich dem Saale näherten. Die Hofleute murmelten und flüsterten untereinander, man sah ihre Gesichter erbleichen und ihre Mienen einen erschrockenen Ausdruck annehmen.

Was giebt's? fragte der König, der noch immer im Sarge saß.

Niemand antwortete, man sah sich scheu untereinander an, man flüsterte sich einander unverständliche Worte zu, aber Niemand wagte zu reden.

Ich befehle, daß man mir sagt, was da vorgeht, rief der König, indem er mühsam versuchte, sich aufzurichten.

Der Ober-Hofmeister trat vor. Ew. Majestät, draußen stehen zwei Soldaten, welche im Corridor die Wache hatten. Sie behaupten Beide, daß eben eine lange, weiße Gestalt mit verschleiertem Antlitz und schwarzen Handschuhen langsam an ihnen vorüber, den Corridor entlang, hierher gegangen sei. Da sie glaubten, daß irgend Jemand sich in einer unziemlichen Vermummung Ew. Majestät hier nahen wolle, folgten sie der Erscheinung und sahen sie eben in den Saal hier treten. Deshalb kamen sie herbeigerannt, um sie aufzuhalten, aber Ew. Majestät sehen wohl, daß Niemand hier ist.

Die weiße Frau! murmelte der König entsetzt, indem er ganz kraftlos, ganz zerbrochen in den Sarg zurück sank. Die weiße Frau, ganz verschleiert und mit schwarzen Handschuhen, das bedeutet meinen nahen Tod!

Die weiße Frau! flüsterten die Hofleute erschauernd und unwillkürlich von der Thür zurückweichend, durch welche die unheilsvolle Erscheinung in ihre Mitte getreten sein sollte.

Die Königin allein schwieg. Sie blickte mit einem seltsamen, forschenden Ausdruck hinüber nach den ernsten Marmorgestalten der Churfürsten und ihre Seele war fernab bei dem geliebten Sohn Friedrich.

VII.

Das Hoffräulein und der Gärtner.

Es war ein köstlicher Maientag. Der Flieder blühte, die Vögel sangen und sanft schaukelten sich die Schwäne auf dem glatten Spiegel des von blühenden Wasserlilien und duftigem Gesträuch umgebenen Teiches, der sich inmitten des Kronprinzlichen Gartens in Rheinsberg befand. Es war in der Frühe des Morgens. Die Bewohner des Schlosses, das diesen Garten begrenzte, schienen noch zu schlummern. Die Fenster waren noch geschlossen und verhangen und noch hörte man nichts von dem Geräusch des frohen und ungebundenen Lebens, das sonst die Bewohner dieses heitern und reizenden Schlosses erfreute und ergötzte. Keine andere Musik ließ sich vernehmen, als der schmetternde Gesang der Nachtigallen, die fröhlichen Jubellieder der Lerchen und Finken, die in den Laubdächern der hohen Bäume, welche dort drüben den Garten begrenzten, sich verborgen hielten. Der Kronprinz also schlummerte noch, denn seine Flöte schwieg, und das war für alle Schloßbewohner immer ein sicheres Zeichen, daß der Schloßherr noch nicht erwacht sei oder daß er mindestens noch nicht seinen Tag beginnen wollte. Die Musik seiner Flöte war das Morgenopfer, mit welchem der junge Fürst jeden Tag begrüßte, und die, gleich der Memnonssäule, welche erklang, wenn der Strahl der Sonne sie berührte, den schmeichelnden Hofleuten verrieth, daß auch ihre Sonne erstanden sei.

Aber die Flöte schwieg; die Sonne war also noch nicht aufgegangen, obwohl sie hier draußen im Park schon ihre goldenen Streiflichter durch das Laubwerk und die duftenden Gesträuche zog und schon den Thau aus dem Kelche der Blumen aufgetrunken hatte. Es war überhaupt eine heiße Nacht gewesen, und der Thau hatte die Pflanzen und Blüthen nur spärlich erquickt.

Fritz Wendel, der Gärtner, war daher schon beschäftigt, mit der großen Gießkanne die Blumen zu tränken und den Staub von den Gesträuchen fortzubrausen. Aber indem er's that, wählte er zugleich die schönsten Blumen aus und pflückte sie ab, indem er sorgfältig und angstvoll bemüht war, sie hier und dort unter den Gesträuchen zu verbergen, vielleicht um sie vor der Gluth der Sonne zu schützen, vielleicht aber auch, um sie vor den Augen neugieriger Beobachter zu sichern. Und doch waren solche Augen schon da und beobachteten ihn, und ruhten auf ihm mit so zärtlichem und lachendem Ausdruck, daß man wohl sah, das junge Mädchen, welchem diese Augen angehörten, müsse ein besonderes Interesse hegen an dem schönen hochgewachsenen Gärtner, der in seiner einfachen und bescheidenen Tracht und mit seiner auffallenden und imponirenden Schönheit die alten Fabeln von den verkleideten Göttern wieder zur Wahrheit zu machen schien. Man konnte versucht sein, ihn für den Gott Apoll zu halten, der von irgend einer Daphne gereizt, sich in Knechtsgestalt gehüllt, um der Hirtin zu nahen, welche er liebte. — Vielleicht dachte das auch dieses liebreizende junge Mädchen, das deshalb hinter dem Fliederbusche verborgen ihm zuschaute und ihre lachenden Blicke auf ihn gerichtet hatte, oder vielleicht hielt sie ihn für einen geborenen Prinzen und harrte nur sehnsüchtig des Moments, wo er seine Verkleidung abwerfen und ihr ebenbürtig sein würde. Denn sie war, wenn nicht eine Prinzessin, doch das Hoffräulein einer Prinzessin, und selber von vornehmer Geburt. Aber was kümmert sich die Jugend um den Stammbaum und die Wappenschilder, und was hatte dieses dreizehnjährige Kind darnach zu fragen, ob Fritz Wendel der Sohn eines Fürsten oder eines Bauern wäre. Er gefiel ihr, denn er war schön und jung, und — er hatte noch einen sehr großen Vortheil für sich — er war ihr erster Anbeter. Die ganze Welt sonst nannte das Fräulein von Schwerin noch ein Kind und schäkerte mit der kleinen Louise. Die Kronprinzessin hatte sich dieselbe von ihrer Mutter als eine Art Spielzeug erbeten zur Unterhaltung ihrer einsamen Stunden, und der Titel „Hoffräulein", den man dem dreizehnjährigen Kinde gegeben, war auch nur ein Scherz, den man belachte, und der nur dazu dienen sollte, dem kleinen Fräulein von Schwerin zu jeder Stunde des Tages eine ungehinderte Entrée bei der Prinzessin zu sichern.

Aber die kleine Louise war nur den Jahren nach ein Kind, sie hatte schon das Herz und die Gedanken einer Erwachsenen, sie war schon mit ihrem Empfinden, ihrer Phantasie, ihren lebhaften Wünschen ein

Weib, und zwar ein feuriges, liebeglühendes. Nichts verletzte daher mehr ihren Stolz, als wenn man sie ein Kind nannte, und nie fühlte sie sich glücklicher, als wenn man zu Gunsten ihres Verstandes, ihrer Schönheit und ihres gereiften Geistes ihrer Jahre zu vergessen schien.

Fritz Wendel, der junge Gärtner, hatte das Glück gehabt, diese gar nicht zu wissen. Für ihn war „das kleine Fräulein von Schwerin“ eine durchaus erwachsene Dame, mehr als das, sie war die Göttin, welche er anbetete, die Fee, deren Blicke genügten, um seine Blumen blühen und sein Herz klopfen zu machen. Für sie allein pflegte er die Blumen, sorgte er für die Pfirsiche und Melonen an den sonneglühenden Spalieren, für sie allein hatte Gott die Welt geschaffen, denn sie war die Königin der Welt, und es war daher so natürlich, daß auch der arme Fritz Wendel ihr zu Füßen lag und sie zur Gebieterin seines ganzen Daseins machte.

Das kleine Fräulein hatte ihren stummen, schwärmerischen „ersten Liebhaber“ jetzt lange genug beobachtet, um dieses unnatürlichen Schweigens überdrüssig zu sein, und eben, wie Fritz Wendel eine prächtige Narzisse pflückte, trat Fräulein Louise hinter dem Fliederbusch hervor und wünschte ihm lächelnd einen guten Morgen.

Fritz Wendel zuckte zusammen und eine glühende Röthe fuhr über sein Antlitz hin. Er war so verlegen, daß er ganz vergaß, den Gruß des Fräuleins zu erwiedern, und sich nur tiefer herniederbeugte zu den Blumen, mit denen er eben beschäftigt war.

Für wen sollen die Blumen? fragte Louise, welche jetzt dicht neben ihm stand. Und warum hast Du just die schönsten und besten versteckt, und willst sie nicht zu dem Bouquet hinzufügen, welches Du für die Prinzessin jeden Morgen pflücken mußt?

Man hat mir nicht befohlen, daß ich für die Kronprinzessin immer die schönsten Blumen pflücken muß, sagte Fritz Wendel, der noch immer nicht wagte, das Fräulein anzusehen. Der Kronprinz hat mir nur befohlen, jeden Morgen neue Blumen in die Vasen der Kronprinzessin zu thun, das ist Alles!

Das ist, wie mir scheint, nicht Alles! rief Louise lachend. Denn Ihr habt noch Blumen gepflückt außer diesen. Für wen sollen denn diese sein, wenn sie nicht für die Fürstin bestimmt sind?

Fritz Wendel wagte es, das Auge zu erheben und das junge Mädchen, welches so liebreizend und lächelnd vor ihm stand, mit schüchternen Blicken anzusehen.

Sie sind auch für eine Fürstin bestimmt, sagte er ganz leise, für meine Fürstin!

Ach, Ihr habt also noch eine besondere Fürstin, für die Ihr Blumen pflückt?

Ja, ich habe noch meine Fürstin, der ich diene, die über mich zu gebieten hat, für die ich bereit bin, mein Leben hinzugeben, für die ich Räuber, Mörder und Wegelagerer werden kann, wenn sie's will und wenn sie mir einen Wink giebt, es zu thun, rief der feurige junge Mann mit aller Energie eines leidenschaftlichen, ungebändigten Naturells.

Fräulein von Schwerin spielte nachlässig mit dem Fliederbüschel, den sie in der Hand hielt. Sie pflückte die einzelnen kleinen Blüthen davon ab und warf sie in die Luft und blies sie, sich auf die Spitzen ihrer niedlichen Füßchen erhebend und hin und her tänzelnd, immer wieder empor, wenn sie herabflatterten.

Ich möchte wohl wissen, sagte sie dann lächelnd, woher es kommt, daß ich alle Morgen einen so prächtigen Blumenstrauß in meinem Zimmer finde, und wer so kühn ist, mir ein Bouquet zu pflücken, das schönere Blumen enthält, als alle Vasen in den Zimmern der Kronprinzessin.

Sicher ist es Jemand, der das gnädige Fräulein anbetet, sagte der junge Gärtner mit niedergeschlagenen Augen und über seine eigene Kühnheit erröthend.

Dann muß es also ein vornehmer Herr sein, einer von den Hofcavalieren des Kronprinzen vielleicht, rief Fräulein von Schwerin mit einem neckischen Seitenblick auf ihren verlegenen Anbeter. Wer an-

ders könnte es wagen, mich zu lieben und mir Blumen zu schenken!

Ja, Ihr habt Recht, wer könnte es wagen, murmelte Fritz Wendel traurig. Aber Fräulein, haben Sie niemals gehört von solchen Wahnsinnigen, die ganz das Bewußtsein dessen verlieren, was sie sind, und sich für Könige und Kaiser halten und selber Gott sich gleichzustellen wagen? Vielleicht ist derjenige, welcher Euch die Blumen bringt, ein solcher Wahnsinniger, und eben weil er toll ist, hielt er sich für Euresgleichen.

Mein Gott, wie blaß Ihr eben seid, rief Louise, welche den jungen Mann jetzt mit unverstellter Zärtlichkeit anblickte. Und warum weint Ihr denn, Fritz?

Sie nahm seine Hand und sah ihm fest, mit einem seltsamen, halb neugierigen, halb herausfordernden Ausdruck in die Augen.

Fritz Wendel zuckte bei ihrer Berührung zusammen wie in schauderndem Entzücken, und riß fast ungestüm seine Hand zurück. Ich weine, weil ich nur ein elender Gärtner bin, murmelte er, ich weine, weil ich nicht vornehm und reich und glänzend bin, wie Eure Hofherren!

Gestern bei Tafel erzählte der Herr von Kaiserling von einem österreichischen General, der nur eines armen Bauern Sohn, und einst ein Kuhhirt gewesen, sagte Louise bedeutungsvoll. Jetzt ist er General und hat die Tochter eines Grafen geheirathet.

Fritz Wendels Antlitz strahlte vor Energie und Muth. Mein Gott, warum haben wir keinen Krieg, rief er ganz begeistert, ich würde auch General werden, denn ich würde kämpfen wie ein Löwe.

Ach, Ihr wollt General werden, um dann auch eines Grafen Tochter zu heirathen?

Nicht eines Grafen Tochter, Fräulein, aber —

Fritz Wendel! Fritz Wendel! ließ sich in der Ferne eine rufende Stimme vernehmen.

Es ist der Obergärtner, sagte der arme Gärtner traurig. Lebt wohl, Fräulein! Seid gnädig und erbarmungsvoll und geht morgen wieder im Garten spazieren.

Er nahm seinen Korb mit Blumen und eilte hastigen Schrittes die lange Allee hinunter.

Fräulein von Schwerin sah ihm mit zürnenden Blicken nach. Wieder keine Liebeserklärung! murmelte sie, mit dem Trotz eines zornigen Kindes auf den Boden stampfend. Er soll mir aber eine Liebeserklärung machen. Frau von Morien hat mir erzählt, daß es kein schöneres und himmlischeres Gefühl giebt, als wenn man zum ersten Mal eine Liebeserklärung bekommt. Auch hat sie mir gesagt, daß man immer am klügsten thut, wenn man seine Liebhaber nicht unter Seinesgleichen wählt, sondern entweder höher oder niedriger, weil man dann gewiß sein kann, nicht von ihnen verrathen zu werden. Gestern erzählte sie mir, daß Niemand sie so angebetet habe, wie der Jägerbursche, der bei ihrem Vater diente, als sie in meinem Alter war, und daß kein anderer Mann sie jemals wieder so geliebt und bewundert habe, wie dieser. Nun, Fritz Wendel betet mich auch an, und ich will, daß er mir eine Liebeserklärung macht, und ich muß endlich wissen, ob das wirklich ein so herrliches Gefühl ist. Morgen soll er's thun, morgen will ich so freundlich und so zärtlich sein, daß er gar nicht umhin kann, mir seine Liebe zu gestehen. Aber jetzt fort in's Schloß, damit mich Niemand hier findet!

Und das junge Mädchen hüpfte leicht wie ein Gazelle von dannen.

VIII.

Der Diplomat von Mauteuffel.

Der Garten war jetzt wieder einsam. Nur die Vögel sangen und flatterten hin und wieder, nur der Morgenwind säuselte in den Bäumen, sonst war Alles lautlos und still. Aber das dauerte nicht lange. Bald hörte man wieder das Geräusch nahender Schritte, und eine neue Gestalt zeigte sich am Eingang der großen Allee.

Es war wieder eine Dame, wenn auch nicht so schön und jung wie das Fräulein von Schwerin, doch immer noch schön genug, um darauf Ansprüche machen zu können, zu dem schönen Geschlecht gerechnet zu werden. Sie war in einem überaus reizenden und geschmackvollen Morgenanzug, der ganz dazu geeignet war, die edlen Formen ihrer stolzen, hohen Gestalt noch mehr hervorzuheben, dessen keusche Züch-

tigkeit indeß sehr wenig zu ihren strahlenden, herausfordernden Blicken, zu dem reizenden, lockenden Lächeln ihrer Lippen paßte.

Sicher war auch sie nicht gekommen, um nur die Schönheit und Frische der Morgenluft einzuathmen und an der Pracht der Blumen sich zu erfreuen. Ihr Auge schweifte theilnahmlos darüber hin und achtlos eilte sie vorüber an den Fliederbüschen und dem duftenden Jasmin. Jetzt, am Ende der langen Allee blieb sie einen Moment stehen und warf ihre spähenden Blicke nach allen Seiten umher. Als sie sah, daß Niemand in ihrer Nähe und sie ganz allein, ganz unbeobachtet war, schlüpfte sie zur Seite in das dichte Bosket und gelangte endlich, auf einem engen und überwachsenen Pfade weiter gehend, zu der Ringmauer des Gartens. Vor einer, in derselben angebrachten Pforte blieb sie stehen und lauschte mit angehaltenem Athem. Als Alles still blieb, klatschte sie dreimal in die Hände, dann lauschte sie wieder. — Jetzt ließ sich jenseits der Mauer dasselbe dreimalige Händeklatschen vernehmen.

Die Dame lächelte zufrieden und rief mit lauter, silberheller Stimme: Guten Morgen im Namen Gottes!

Und des Teufels! erwiederte eine tiefe männliche Stimme von der andern Seite der Mauer.

Er ist's, flüsterte die Dame, indem sie rasch aus ihrer Kleidertasche einen Schlüssel hervorzog und die Thür in der Mauer öffnete.

Sofort schlüpfte der Mann, welcher draußen gestanden, herein, und sich tief vor der Dame verneigend, küßte er ehrfurchtsvoll ihre dargereichte Hand.

Guten Morgen, Graf Manteuffel, sagte die Dame lächelnd. Sie sind in der That so pünktlich, als ob Sie zu einem verliebten Stelldichein gekommen wären.

Tempi passati! seufzte der Graf. Ich bin verheirathet!

Ich auch, lachte die Dame. Das hindert indeß nicht, daß —

Daß Sie noch immer feurige Bewunderer und schmachtende Liebhaber finden, unterbrach sie der Graf. Aber Sie sind noch immer jung und schön, während ich alt geworden bin! Sagen Sie mir, Gnädigste, wie Sie es angefangen haben, immer noch sich diese reizende Jugendfrische zu bewahren und diese köstlichen glänzenden Augen, die mich, als ich noch ein Herz hatte, so sehr in ihren Zaubernetzen gefangen hielten?

Die Dame sah ihn mit einem scharfen, spöttischen Blicke an. Graf Manteuffel, sagte sie, ohne Zweifel wollen Sie etwas ganz Besonderes von mir, da Sie heute so überaus freundlich und anbetungsvoll sind! Aber kommen Sie. Gehen wir erst bis zu dem kleinen Pavillon, der hier in der Nähe ist. Dort finden wir bequeme Sitze und sind sicher, nicht belorcht zu werden.

Sie gingen schweigend an der Mauer hin, bis zu dem Pavillon, zu dessen Thür derselbe Schlüssel paßte, welcher die Gartenpforte geöffnet hatte.

So, hier sind wir sicher, sagte die Dame, indem sie den Spitzenschleier zurückschlug, den sie leicht um ihr Haupt gelegt hatte. Kommen Sie, Graf, setzen wir uns Beide auf diesen Divan und nun sagen Sie mir, weshalb Sie mich heute um diese Zusammenkunft bitten ließen, und wie es kommt, daß Sie nicht wie sonst Ihren Kammerdiener sandten, damit er meine Briefe empfange und Ihnen bringe?

Ich hatte eine unbezwingliche Sehnsucht, Sie zu sehen, einmal wieder in Ihr holdes Antlitz zu schauen, seufzte der Graf.

Und doch sagten Sie vorher, daß Sie kein Herz mehr haben? fragte die Dame lachend.

Sie sind die Zauberin, welche es wieder zum Leben erweckt. Sie machen in der That Ihrem Namen Ehre, und Dank der Frau von Brandt, brennt mein Herz wieder in hellen Flammen.

Graf, man sieht es wohl, daß Sie sich da auf einem Ihnen nicht mehr bequemen Wege befinden, rief Frau von Brandt lachend. Sie werden fade, wenn Sie den Courmacher spielen wollen und sind doch anerkanntermaßen sonst einer der schlauesten und geistreichsten Diplomaten. Aber ich bitte Sie, nur mit mir keine diplomatischen Schleichwege! Halten wir uns nicht bei der Schale auf, sondern gehen wir gerade auf den Kern los! Was wollen Sie von mir? Ich habe Ihnen in meinem letzten Briefe ganz genauen Bericht abgestattet über die hiesigen Zustände und Verhältnisse, und auch über den Stand meiner Finanzen, die in der That denen des Kronprinzen gleich sind, das heißt: meine Kasse ist so leer, wie die seinige.

Und Sie Beide haben eine Kaiserin, welche glücklich ist, diese Leere wieder ausfüllen zu können, sagte Graf Manteuffel, indem er eine gefüllte Börse, durch deren große seidene Maschen man das Gold hervorleuchten sah, aus seinem Busen zog und sie der Dame lächelnd darreichte. Nur daß es leider verschiedene Kaiserinnen sind, welche so glücklich sind, dem Kronprinzen und der Frau von Brandt hülfreich sein zu dürfen!

Was wollen Sie damit sagen, Graf? Wir verstehen uns schon nicht mehr, und ich bitte Sie, nicht in Räthseln zu sprechen, denn ich fürchte alle Anstrengungen für meinen Kopf.

Ich will damit sagen, daß der Kronprinz sich in seinen Geldverlegenheiten nicht mehr an die Kaiserin von Oesterreich wendet. Und doch hat diese, als die nächste Verwandte, als die leibliche Tante der Frau

Kronprinzessin wohl das erste und nächste Recht auf das Vertrauen des Kronprinzen.

Vielleicht aber ist seine Schuldenlast größer als die Börse der Kaiserin von Oesterreich, sagte Frau von Brandt.

Er hätte das erst versuchen und die Börse der Kaiserin auf die Probe stellen sollen, wie er es doch in früheren Jahren oftmals gethan, in Jahren, wo nicht nur der Kronprinz, sondern auch die Markgräfin von Baireuth die Freigebigkeit ihrer kaiserlichen Tante kennen gelernt*). Aber der Kronprinz hat ein treuloses Herz und er vergißt empfangene Wohlthaten sehr leicht.

Ja, das thut er, seufzte Frau von Brandt. Wir armen Weiber haben darunter zu leiden. Er hat uns Alle geliebt und Alle vergessen.

Alle? fragte Graf Manteuffel lebhaft.

Alle, Graf! Wir sind ihm Alle nichts weiter als das Spielzeug einer Stunde, dann aber wird er unserer überdrüssig und wirft uns bei Seite. Es giebt nur eine Dame, welche er treu und unerschütterlich liebt.

Und diese Dame heißt?

Die Flöte, Graf! Ach, Sie machen ein trauriges Gesicht? Ja freilich, diese Dame läßt sich nicht bestechen, weder von dem österreichischen Golde, noch von den Schmeicheleien des klugen Grafen Manteuffel, sie bleibt immer verschwiegen, immer geheimnißvoll, sie verräth ihren Geliebten nicht. Ach, Graf, wir könnten Beide lernen von dieser edlen Flöte. Ja, glauben Sie mir, ich würde versuchen, ihr zu gleichen, wenn ich unglücklicherweise nicht so vielerlei Dinge gebrauchte, welche eine Flöte nicht gebraucht, und wenn nicht die Goldstücke Oesterreichs einen so verführerischen Glanz hätten. Aber Sie, Graf Manteuffel, weshalb gleichen Sie nicht der Flöte? Weshalb haben Sie überall Ihre Spione und Horcher? Weshalb machen Sie sich am preußischen Hofe zum Spion des österreichischen, Sie, welcher doch Gold, Rang und Ehre genug besitzt, um diesen gewöhnlichen Bestechungsmitteln widerstehen zu können?

Graf Manteuffel's Stirn umwölkte sich ein wenig und er preßte unwillig seine Lippen auf einander. Aber er bezwang bald diese augenblickliche Aufwallung und war wieder der freundliche, gelassene und aufmerksame Diplomat.

Ich diene dem österreichischen Hofe aus Neigung, sagte er, aus Liebhaberei, und jedenfalls aus redlicher Gesinnung. Ich diene ihm, weil es einmal meine innigste Ueberzeugung ist, daß Oesterreich dazu berufen ist, ein einiges Deutschland zu bilden, alle anderen deutschen Fürsten zu verjagen und Oesterreich zu Deutschland zu machen, indem es Deutschland zu Oesterreich macht Preußen also muß aufgehen in Oesterreich und sich vor ihm beugen als der Vasall vor dem Lehnsherrn. Das ist meine politische Ueberzeugung und darnach handle ich.

Und für diese politische Ueberzeugung empfangen Sie österreichisches Geld und österreichische Orden, rief Frau von Brandt lachend. Dieser politischen Ueberzeugung zu Liebe haben Sie überall Ihre Spione, am Hofe zu Potsdam, am Hofe zu Dresden, so wie hier an dem kleinen Hofe zu Rheinsberg. Nicht genug, daß sie den Koch des Kronprinzen gewonnen haben, daß er für Sie ein Tagebuch schreibt*), ist es Ihnen auch gelungen, die Frau von Brandt, meine kleine bescheidene und demüthige Person, in Ihr Interesse zu ziehen, und ich selber weiß am besten, daß Ihnen das eine ziemliche Summe Geldes kostet. Und jetzt wollen Sie mich glauben machen, daß Sie das Alles um Ihrer politischen Ueberzeugung willen thun? Oh, oh, mein theuerster Graf, ich bin auch eine kleine Diplomatin und ich habe auch meine Ueberzeugungen. Eine von diesen ist, daß der Graf Manteuffel, dieser harmlose Quinze vingt, eigentlich auf der Welt nur Eine Leidenschaft hat: eine politische Rolle zu spielen und nebenbei so viel Geld als möglich zu verdienen. Und ob dieses Geld preußischen oder österreichischen Ursprungs sei, das ist dem guten Manteuffel ganz gleichgültig.

Und wozu soll dieser liebenswürdige Scherz dienen? fragte Graf Manteuffel mit einem erzwungenen Lachen.

Dazu, mein lieber Graf, daß wir einander kein müßiges Spiel vormachen, sondern wahr und aufrichtig miteinander handeln und Beide die Maske abnehmen, wenn wir, wie eben jetzt, allein sind. Ich diene Ihnen, weil Sie mir dafür Geld geben, Sie dienen Oesterreich, weil es Ihnen dafür Geld giebt. Ich würde aufhören, Ihnen zu dienen, wenn Sie mir nicht mehr, wie heute, in kritischen Momenten eine gefüllte Börse brächten, und Sie würden nicht mehr für Oesterreichs Oberherrschaft schwärmen,

*) Mémoires de Fréderique Sophie Wilhelmine, Markgrave de Baireuth. T. II. pag. 84—85.

*) Preuß in „Friedrich des Großen Jugend und Thronbesteigung" sagt vom Grafen Manteuffel, daß er für den Kronprinzen zu den Verdächtigen gehörte, daß er überall seine Horcher hatte und was er in Berlin oder aus Dresden erfuhr, für baares Geld nach Wien berichtete. Nicht genug, daß jedes Gespräch mit Friedrich Wilhelm, jede Unterhaltung mit dem Kronprinzen dorthin in Briefen geschrieben wurde, suchte er die Handlungen und den Charakter Beider und den ihrer Angehörigen zu erspähen, und so wie er einen Geheimen-Sekretair in Dresden monatlich mit 60 fl. Kaisergeld zu solchem Zweck besoldete, so diente ihm auch Friedrich's Koch Duval als Zwischenträger. Preuß pag. 182.

wenn eines Tages unglücklicherweise Ihnen die österreichische Geldquelle nicht mehr fließen wollte. Nun, mein lieber Graf, denke ich, daß wir uns verstehen, und jetzt sagen Sie mir ohne Umschweife: was wollen Sie von mir? Was haben Sie mir zu sagen?

Oh, sehr Vieles und sehr Wichtiges!

Ich wußte es! lächelte Frau von Brandt. Ihre Schmeicheleien verriethen Sie. Zur Sache also. Fangen wir an

Zuvörderst also, theuerste Baronin, müssen Sie wissen, daß der Kronprinz in wenig Tagen König sein wird.

Nicht doch, Graf, der Kronprinz bekam gestern Abend einen Courier, der ihm von dem bessern Befinden des Königs Nachricht gab. Der Kronprinz war sichtlich erfreut darüber und hat befohlen, daß das für heute bestimmte Fest zum Namenstage der Frau von Morien stattfinden soll.

So besitzt diese also immer noch die Liebe des Kronprinzen?

Frau von Brandt zuckte die Achseln. Liebe! Ich sagte Ihnen schon zuvor, der Prinz liebt nur seine Flöte.

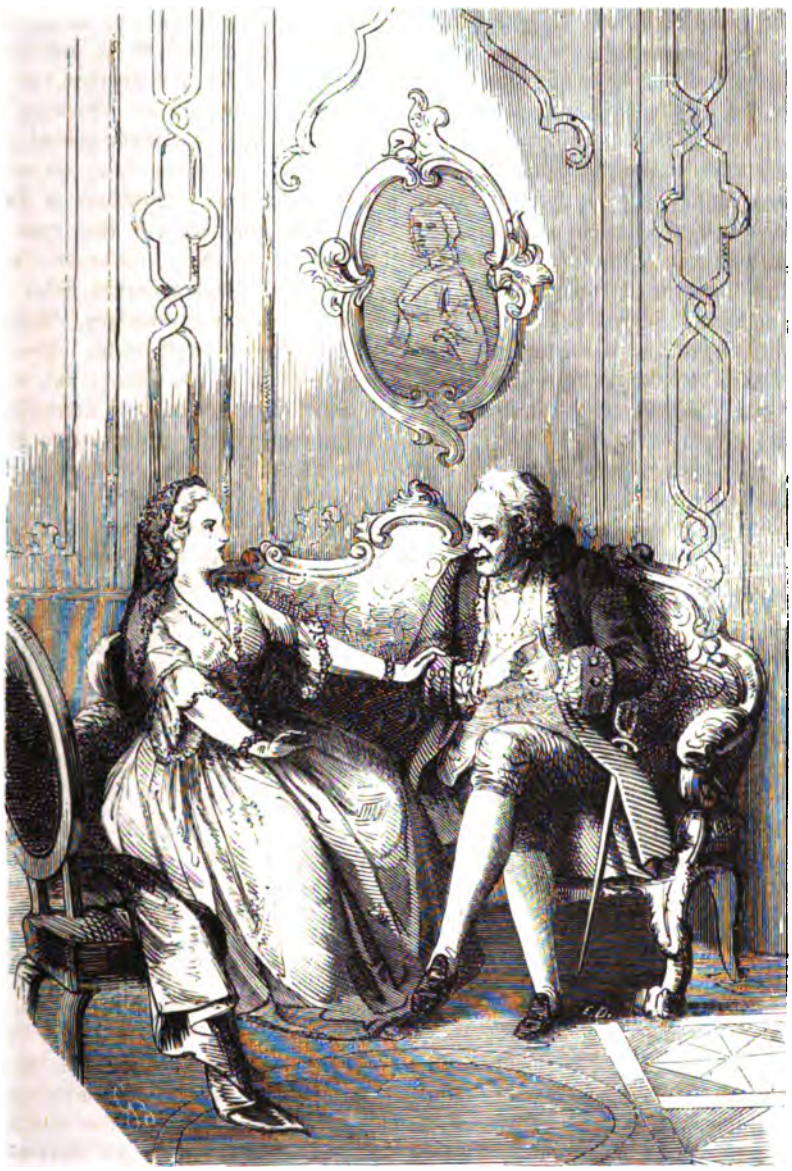
Auch die Kronprinzessin nicht?

Auch diese nicht! Und vielleicht würde er die Prinzessin nicht lieben, selbst wenn sie sich in eine Flöte verwandeln könnte. „Sie ist aus keinem guten Holz geschnitzt und giebt keinen schönen Ton von sich," würde er zu Quantz sagen, und damit würde er sie für immer in ihr Futteral einschließen.

Und glauben Sie, daß er es auch mit der Prinzessin so machen wird, obwohl sie nicht Flöte ist? Glauben Sie, daß er sie bei Seite wirft?

Die Kronprinzessin fürchtet es.

Und auch die Kaiserin!



Aber warum gab man auch einem so musikalischen Prinzen eine Frau, welche nicht blos gar nichts von der Musik versteht, sondern sogar eine durchaus heisere, krächzende Stimme hat und so undeutlich spricht, daß der Kronprinz sie nicht verstehen würde, selbst wenn sie die geistreichsten Dinge sagte. Mein Gott, man nimmt doch eine Frau nicht blos, um sie anzusehen, sondern auch, um mit ihr zu sprechen.

Sie glauben also, daß der Kronprinz, sobald er zur Freiheit gelangt, das heißt König wird, sich von seiner Gemahlin scheiden läßt? fragte Graf Manteuffel nachdenklich.

Niemand kann das wissen, Graf! Der Kronprinz spricht zu den vertrautesten Freunden niemals über seine Gemahlin, und selbst in den zärtlichsten Momenten hat die Morien vergeblich versucht, hierüber etwas von ihm zu erfahren. Der Kronprinz ist sehr vorsichtig und sehr mißtrauisch.

Frau von Morien muß gewonnen werden, murmelte Graf Manteuffel.

Das ist eine sehr schwierige Arbeit, sagte Frau von Brandt. Denn unglücklicher Weise ist sie reich und legt wenig Werth auf das Geld. Es giebt nur Ein Mittel. Verschaffen Sie ihr einen Liebhaber, der noch schöner, noch leidenschaftlicher und feuriger ist, als der Kronprinz, und sie wird sich gewinnen lassen. Denn Sie wissen wohl, daß die gute Morien ein sehr empfängliches Herz hat.

Ich bitte Sie, Baronin, lassen Sie uns ernsthaft bleiben. Es sind sehr wichtige und folgenreiche Dinge, welche wir besprechen und unsere Zeit ist gemessen: Frau von Morien muß gewonnen werden. Sie allein hat jetzt Einfluß auf das Herz des Kronprinzen, sie muß ihren Einfluß dahin anwenden, daß der Kronprinz sich nicht von seiner Gemahlin scheiden läßt. Sie, meine theuerste Baronin, müssen die Frau von Morien dahin bringen, daß sie das thut, Sie mit Ihrer hinreißenden und bezaubernden Beredtsamkeit müssen der Frau von Morien begreiflich machen, daß dies allein eine Sühnung ihres strafwürdigen Wandels sei, daß dadurch allein sie sich den Himmel versöhnen kann, wenn sie den treulosen Gemahl in die Arme seiner edlen Gemahlin zurückführt.

Sie kann ihn nicht dahin *zurückführen*, wo er niemals gelegen hat.

Aber sie kann ihn verhindern, die Kronprinzessin und den kaiserlichen Hof durch eine Scheidung zu entehren. Die Kronprinzessin muß die Gemahlin des Königs bleiben. Das ist das einzige Band, welches den König noch wieder mit Oesterreich vereinigen kann. Denn Oesterreich hat viele und mächtige Feinde in der Umgebung des Kronprinzen. Der gefährlichste von ihnen Allen ist Suhm.

Nun, der gehört mindestens nicht zu der Umgebung des Kronprinzen, denn Sie wissen wohl, daß er als außerordentlicher Gesandter Sachsens in Petersburg ist.

Das eben ist das Unglück! Der Kronzprinz vertraut ihm unbedingt, sie schreiben sich in Ziffern, die man, trotz aller Anstrengung bis jetzt nicht hat ergründen können, deren Resultate aber sind, daß Suhm dem Kronprinzen schon einmal vom Herzog von Curland ein Dahrlehn von zehntausend Thalern angeschafft und daß er ihm jetzt von der Kaiserin Anna ein Jahrgeld von vier und zwanzig Tausend Thalern bis zu seiner Thronbesteigung gesichert hat*) Die erste Jahreszahlung hat der Kronprinz jetzt eben empfangen.

Das ist ein Märchen, rief Frau von Brandt lachend. Der Kronprinz ist arm wie Hiob und wird von seinen Gläubigern seit einiger Zeit wahrhaft belagert. Kein Tag vergeht, ohne daß irgend einer dieser Vampyre kommt ihn heimzusuchen, sei es mit Briefen oder in eigener Person.

Und Rußland muß es sein, welches ihm in dieser Verlegenheit Hülfe bringt! rief Graf Manteuffel ganz verzweiflungsvoll. Aber wir müssen Alles aufbieten, diesem gefährlichen Feinde entgegen zu wirken und Preußen für Oesterreich zu gewinnen. Deutschland bedarf der Ruhe, und Preußen darf Oesterreich nicht feindlich gegenüberstehen. Preußen gegen Oesterreich in Waffen hieße das Gleichgewicht von ganz Europa erschüttern und einen Krieg hervorrufen, der vielleicht Jahre lang Deutschland in Blut und Thränen badete. Oesterreich will Alles thun um dies zu vermeiden. Wir Beide, meine edle Freundin, werden Oesterreichs Bundesgenossen sein, wir werden ihm helfen, so viel wir vermögen. Rußland hat Preußen Geld gegeben, es ist wahr. Aber solche Verpflichtungen hören in der Stunde auf, wo man dies Geld zurückerstattet. Wenn der Kronprinz den Thron besteigt, wird er seine Schulden an Rußland bezahlen, und Alles ist abgethan. Wir werden also ein anderes Band suchen müssen, welches Preußen mit Oesterreich auf dauerndere Weise vereinigen kann. Sie müssen mir helfen es zu weben. Der Kronprinz darf sich von seiner Gemahlin nicht scheiden lassen. So wird die künftige Königin von Preußen die Nichte der Kaiserin sein, und das legt auch dem König einige verwandtschaftliche Pflichten auf. Damit sich diese aber noch steigern, damit die Verwandtschaft der beiden Häuser noch inniger und enger werde, müssen wir noch eine Heirath im österreichischen Interesse zu Stande bringen. Der Prinz August Wilhelm, der wahrscheinliche Nachfolger des jetzigen Kronprinzen muß, wie dieser, eine braunschweigische Prinzessin heirathen! Eine Schwester der Kronprinzessin.

Das ist unmöglich! rief Frau von Brandt lebhaft.

Unmöglich? Warum unmöglich?

Weil der Prinz August Wilhelm auf diesen Plan nicht eingehen wird, weil er eine leidenschaftliche, große Liebe im Herzen trägt, eine Liebe, welche selbst Sie rühren würde, wenn Sie überhaupt noch ein Herz hätten, oder Mitleid empfinden könnten.

Mein Gott, wir sprechen von Staatsangelegenheiten und Sie mischen die Liebe hinein, rief Graf Manteuffel mit einem kalten, verachtenden Lächeln. Was hat denn die Politik mit der Liebe zu thun? Mag der Prinz lieben, wen er will, vorausgesetzt, daß er nur die Prinzessin von Braunschweig heirathet.

Aber dies ist eine edle und große, eine wirkliche Liebe, Graf. Eine Liebe, über welche wir keine

*) Oeuvres de Fréderic le Grand. Vol. XVI, Correspondence avec Mr. de Suhm pag. 340, 356, 360, 384.

Macht haben, denn der Teufel hat nicht dabei seine Hand im Spiel, sondern sie ist rein wie der Himmel und wünscht für sich den Segen des Himmels. Sie müssen dies aufgeben, Graf, der Prinz August Wilhelm wird diese Prinzessin nicht heirathen. Sein Herz gehört der schönen Laura von Pannewitz und er ist viel zu edel, viel zu hochherzig, um seine Hand ohne sein Herz hinzugeben.

Graf Manteuffel lachte laut. Ein königlicher Prinz, welcher ein kleines Hoffräulein liebt und sie heirathen will. Wie romantisch das ist, wie erhaben! Welch' ein köstlicher Stoff zu einem empfindsamen Roman. Ah, meine liebe Baronin, ich gratulire Ihnen! Diese Erfindung macht Ihrem Dichtertalent alle Ehre, und ich sehe noch die Zeit kommen, wo man Sie als eine berühmte Romanschriftstellerin preisen wird.

Spotten Sie immerhin, Graf. Ich wiederhole Ihnen dennoch: Prinz August Wilhelm wird die Prinzessin von Braunschweig nicht heirathen, denn er liebt das schöne Hoffräulein der Königin und ist fest entschlossen, sie zu seiner Gemahlin zu machen.

Man wird diese Entschlossenheit zu brechen wissen, sagte der Graf Manteuffel lächelnd. Der Kronprinz selber wird uns dabei behülflich sein, glauben Sie mir. Er ist kein verliebter Schwärmer, wie Prinz August Wilhelm und er wird niemals darein willigen, daß sein Bruder eine Mesalliance mache.

Und der Prinz, sage ich Ihnen, wird lieber sterben, als der schönen Laura entsagen.

Nun, wenn er ihr nicht entsagen will, so muß sie es thun, sagte Graf Manteuffel mit einer grausamen Ruhe.

Arme Laura, seufzte Frau von Brandt, sie liebt ihn so glühend. Ihr Herz wird brechen, wenn sie ihn aufgeben muß.

Ah bah, das Herz jeder Frau ist ein oder mehrere Male gebrochen, aber es heilt immer wieder zusammen, und wenn es von der Sonne einer neuen Liebe bestrahlt wird, verschwinden selbst die früheren Wundmaale und Narben. Sie selbst, theuerste Baronin, haben das an sich erfahren! Erinnern Sie sich noch der schönen Tage unserer so heißen, so leidenschaftlichen und großen Liebe? Glaubten wir nicht Beide zu sterben, als wir uns trennen mußten, rangen wir nicht die Hände zu Gott empor und baten ihn um den Tod, als um den willkommenen Erlöser? Und leben wir nicht heute noch, um die Schmerzen von damals mitleidig zu belächeln und uns zu erinnern, wie oft wir seitdem noch dem Glück entgegengejauchzt und der Liebe einen Triumphbogen in unserem Herzen erbaut haben?

Es ist wahr, seufzte Frau von Brandt, man überlebt seine Schmerzen, und das Herz des Weibes hat viel Aehnlichkeit mit dem Regenwurm, es lebt und zuckt weiter, wenn es auch in Stücke zerschnitten ist.

Graf Manteuffel lachte. Nun, sagte er, das Herz der schönen Laura von Pannewitz ist eben auch nur ein Regenwurm, und wir dürfen uns nicht scheuen, es in Stücke zu zerreißen, denn es wird dennoch fröhlich weiter leben. Sie, meine theuerste Freudin, sollen das Messer sein, welches die Operation vollführt. Willigen Sie ein?

Frau von Brandt schwieg und blickte traurig und wie in Gedanken verloren vor sich nieder. Es ist wahr, flüsterte sie dann, man überlebt es, aber unser bestes Sein stirbt doch daran! Ich wäre niemals geworden, was ich jetzt bin, wenn man mich nicht gewaltsam aus dem Traum meiner ersten Liebe emporgerissen hätte. Wir werden Laura von Pannewitz nicht tödten an ihrem Leibe, sondern an ihrer Seele.

Und da wir glücklicher Weise keine Seelsorger sind, so dürfen wir uns deshalb nicht beunruhigen. Die Politik hat nichts darnach zu fragen, und die Politik will, daß der Prinz August Wilhelm sich der Prinzessin von Braunschweig vermähle. Die Politik verlangt ferner, daß der Kronprinz sich von seiner Gemahlin nicht scheide, sondern daß die Nichte der Kaiserin den Thron Preußens besteige. Zu beiden Dingen müssen Sie uns helfen! Sie müssen den Prinzen und seine Geliebte überwachen und die rechte Zeit und Stunde abwarten, um es zu einem Eclat zu bringen. Sie müssen durch Ihre hinreißende Beredtsamkeit die Frau von Morien dahin vermögen, daß sie den Kronprinzen bestimmt, sich nicht von seiner Gemahlin zu trennen. Das ist Ihre Aufgabe, eine schöne und edle Aufgabe, denn sie soll den Frieden einer Ehe hüten, soll zwei edle Herzen zu ihren Pflichten gegen die Welt zurückführen und soll endlich ein neues Band zwischen den beiden mächtigsten Fürstenhäusern in Deutschland knüpfen. Auch wird die Gemahlin Kaiser Karls VI., die edle Kaiserin, nicht undankbar sein gegen ihre Bundesgenossin, die Frau von Brandt. An dem Tage, an welchem der Prinz Wilhelm sich mit Prinzessin Louise Amalie von Braunschweig vermählt, empfängt Frau von Brandt von der Kaiserin ein Geschenk von zwanzigtausend Thalern, um sich dafür einen Brillantschmuck zu kaufen.

Das Antlitz der Frau von Brandt strahlte vor Vergnügen und Lust. Der Prinz soll und wird die Prinzessin Louise Amalie heirathen, sagte sie. Ich bürge Ihnen dafür! Von heute an werde ich der böse Dämon sein, welcher diese so romantische, so empfindsame Liebe mit der schönen Laura mit seinem Gifthauch verpestet und sie zu Tode hetzt. Mein Gott, weshalb soll ich auch Mitleid mit ihr haben? Sie leidet eben das Schicksal aller Frauen, mein

Schicksal! Wer hat denn Mitleid mit mir gehabt, wer hat mich errettet? Niemand hörte auf mein Jammergeschrei, und Niemand soll hören auf das Klagegeschrei der schönen Laura von Pannewitz! Sie ist verurtheilt, Graf. Aber horch! Hören Sie diesen leisen, schwebenden Ton, welcher zu uns herüberdringt? Der Kronprinz ist erwacht, er hat sein Fenster geöffnet und spielt die Flöte. Wir müssen uns also trennen, denn der Garten wird sich jetzt beleben. Wir haben heute früh eine Wasserfahrt auf dem See und dann wird Chasot uns hier im Pavillon Voltaire's neuestes Drama vorlesen.

IX.

Der Kronprinz Friedrich.

Frau von Brandt hatte sich nicht getäuscht. Der Kronprinz war erwacht, und seine Flöte brachte der schönen sonnigen Natur, welche ihm durch die geöffneten Fenster ihre duftigen Blüthengrüße sandte, sein musikalisches Morgenopfer dar. Mit der Flöte an den Lippen stand er da und blickte strahlenden Auges und heitern Angesichtes hinaus in die schöne, lachende Gotteswelt. Eine freudige Ruhe, ein heiliger Friede strahlte von seinem schönen Angesicht, sein ganzes Innere schien heute in der schönsten Harmonie, der durchsichtigsten Zufriedenheit sich zu baden, und die sanften, schmelzenden Töne seiner Flöte waren nur der Widerklang seiner eigenen Gedanken und Empfindungen. Plötzlich hielt der Kronprinz inne und neigte sein Haupt mit dem Ausdruck gespannter Aufmerksamkeit seitwärts, gleichsam als wolle er die eben verklungenen Töne, von denen die Luft noch erzitterte, noch einmal erklingen hören.

Das war gut, sagte er lächelnd, und ich denke, dieses Adagio darf ich niederschreiben, ohne Quantzens Zorn zu erregen.

Er nahm seine Flöte wieder auf und leise das eben Gespielte noch einmal rezitirend, ging er im Zimmer auf und ab.

Ich will es jetzt sogleich aufzeichnen und heute im Abend-Concert werde ich es meinen gestrengen Herren Musikern vortragen.

So sprechend verließ der Kronprinz sein Toilettenzimmer und ging hinüber in seine „Bibliothek". Wie er in dies Gemach eintrat, überflog ein liebliches Lächeln des Kronprinzen Züge und er neigte, wie zum Gruße, sein Haupt. Aber man konnte auch in der That nichts Reizenderes und Geschmackvolleres sehen, als diese Bibliothek. Angelegt nach des Kronprinzen eigenen Angaben, trug sie ganz den Charakter und war gewissermaßen ein getreues Portrait des Kronprinzen. Kunst und Natur, die Einfachheit des Gelehrten, der Luxus des Fürsten, der geläuterte Geschmack eines Kunstkenners, die Empfindsamkeit und Schwärmerei des Jünglings und der Ernst des von bitteren Erfahrungen und Schmerzen früh gereiften Königssohnes, Alles das konnte man in diesem Gemache wiederfinden, und Alles das hatte zusammengewirkt, um es zu einem Tempel der Musen und Wissenschaften, der Kunst und Freundschaft zu gleicher Zeit zu machen. Das Gemach, wie gesagt, befand sich in dem neuen Thurme, den Knobelsdorf als Gegenstück des schon vorhandenen bei der Vergrößerung des Schlosses aufgeführt hatte. Seine runde Form schon gab ihm etwas Eigenthümliches, Originelles und machte den Vergleich mit einem Tempel zu einem ganz natürlichen, ungezwungenen. Rings an den Wänden standen in hohen Glasschränken die Meisterwerke der Dichter aller Zeiten, Voltaire, Racine, Molière, Corneille neben dem Livius, Homer, Cäsar, Cicero, Terenz, Ovid, denen sich die Dichter des neuen Italiens, Dante, Petrarca und Machiavelli gesellten. Alles, was nur einen Namen und einen guten Klang hatte in der Literatur der Völker, fand seinen Weg in diese Bibliothek des Kronprinzen — Alles, mit Ausnahme der Werke deutscher Autoren. — Zwischen den Bücherschränken, deren Gesimse hier und da mit den Büsten berühmter Schriftsteller verziert waren, standen in den Nischen kleine, mit blaßrothem Seidenzeug überzogene Divans, über denen in schwer vergoldeten Rahmen wohlgetroffene Portraits berühmter Zeitgenossen und Freunde des königlichen Prinzen aufgehangen waren. Das größte und schönste derselben war das Portrait Voltaire's; ihm war der Ehrenplatz geworden, und wenn der Kronprinz, an seinem Schreibtisch sitzend, den Blick emporschlug von der Arbeit, so traf er jedesmal auf dieses

lächelnde, von Geist, Schönheit, Grazie und Bosheit leuchtende Antlitz des französischen Dichters, den der jugendliche Kronprinz sich zu seinem Liebling erwählt hatte, und mit dem er seit Jahren schon in einem vertrauten, aber vor dem König sorgsam verschwiegen gehaltenen Briefwechsel stand. — Die hohen Bogenfenster der Bibliothek waren geöffnet, und durch dieselben hatte man die herrlichste Aussicht auf den Garten und den im Sonnenglanze wie flüssiges Silber strahlenden See*).

Der Kronprinz ging mit hastigen Schritten zu seinem Schreibtisch, und ohne die unerbrochenen Briefe, welche dort lagen, zu beobachten, nahm er hastig eins der liniirten Notenpapiere zur Hand und begann zu schreiben, indem er zugleich leise vor sich hin die Melodie summte, welche er da so eben aufzeichnete. Zuweilen auch warf er die Feder bei Seite und griff nach der Flöte, welche er neben sich gelegt, um einzelne Accorde und Passagen noch einmal zu prüfen, bevor er sie niederschrieb. Es war ein schönes Bild, diesen jungen Mann inmitten dieses edlen, einfachen und geschmackvollen Gemaches, voll so lächelnder, friedlicher Ruhe zu sehen, sein Antlitz zu beobachten, welches von edler Begeisterung, von einer höheren Majestät strahlte, als wie irgend ein brillantfunkelndes Diadem, oder eine Königskrone zu verleihen vermag, von der Majestät des poetischen Schaffens und Empfindens. Dieser junge Mann da mit dem Begeisterung flammenden Antlitz war zu dieser Stunde nicht der Fürst, nicht der Erbe eines Königthums, er war ein Dichter und Künstler, welcher unter Schauern des Entzückens die erhabenen und geheimnißvollen Zuflüsterungen seines Genius empfängt und in andächtigem Gehorsam aufzeichnet, was ihm ein Gott vertraut.

So, das wäre vollendet, sagte der Kronprinz, endlich die Feder bei Seite legend. Ich habe mein Adagio fertig, und ich denke, Quantz wird heute nichts zu brummen haben, er wird sich auch einmal entschließen müssen, mit seinem Schüler zufrieden zu sein, denn dieses Adagio ist gut, ich fühle es und weiß es, und wenn die Benda's heute wieder ihre stumpfnäsigen verzopften Kunstrichtermienen anlegen wollen, so werde ich ihnen sagen — Nichts werde ich ihnen sagen, unterbrach sich der Prinz lächelnd, indem er das Notenblatt bei Seite schob. Nein, nichts werde ich ihnen sagen! Ach, es verlohnte sich wohl der Mühe, diesen Herren zu zeigen, daß mir an ihrer Zufriedenheit etwas gelegen ist, und daß ich buhle um ihren

*) Bielfeld, lettres familières. Vol. I. pag. 78.

Beifall! Man muß das die Menschen niemals sehen lassen, denn es ist eine elende, kleinliche Race, diese Menschheit, und wer ihnen vertraut, der hat auf Sand gebaut, und wer sich ihnen hingiebt und sie liebt, der ist verloren. Oh, ich sehe noch eine Zeit kommen, wo ich die ganze Menschheit verachten, der ganzen Welt mißtrauen werde! Und doch ist mein Herz so weich und schlägt so menschlich warm allem Höhern und Schönern entgegen, doch würde es mich so glücklich machen, die Menschen lieben und ihnen vertrauen zu können! Aber sie wollen's nicht, sie vertragen's nicht. Bin ich nicht umgeben von Spionen, die jede meiner Mienen beobachten, jedes meiner Worte belauschen, um es dann getreulich nach Berlin zu referiren und es als ein ätzendes Gift dem König in die Ohren zu träufeln? Oh mein Gott, mein Gott, was habe ich nicht Alles schon erfahren und gelitten! Mit welchen grausamen Hammerschlägen hat man nicht auf meine Brust geschlagen, als ob mein Herz der Ambos wäre, auf welchem man mein Glück, meine Liebe und mein Vertrauen zu den Menschen als glühendes Eisen verarbeiten müßte, um daraus Nägel zu schmieden für meinen Sarg! — Bah, welch ein Unsinn ist dies Alles, fuhr der Prinz dann nach einer Pause fort. Die Maienluft, scheint es, macht mich schwermüthig. Fort mit diesen Spinnengeweben der Melancholie! Ich habe nicht Zeit zu seufzen und zu träumen.

Er stand auf und ging einige Male hastig im Zimmer auf und ab. Dann trat er wieder zum Schreibtisch und griff nach den Briefen. Wie er den Blick auf die erste dieser Adressen heftete, flog ein stolzer, glücklicher Ausdruck über sein Antlitz hin.

Von Voltaire! murmelte er leise, indem er hastig das Siegel erbrach, und mit ungeduldiger Eile das Papier öffnete, welches zwei Briefe und einige lose, bedruckte Papiere enthielt. Der Prinz stieß einen Schrei freudiger Ueberraschung aus, und die beiden Briefe kaum beachtend, hefteten seine Augen sich mit einem unaussprechlichen, halb zärtlichen, halb neugierigen Ausdruck auf die gedruckten Bogen hin, die er in der Hand hielt.

Endlich, endlich also! rief der Kronprinz freudig. Endlich wird sich mein Wunsch erfüllen, und der erste Schritt zum Ruhm und zur Größe ist gethan. Ich werde kein unbedeutender, ungekannter Mensch mehr sein, der kein anderes Verdienst hat, als daß er der Sohn seiner Väter, der Erbe eines Thrones ist! Ich werde einen Namen haben, ich werde mir Ruhm erwerben, denn ich werde ein Schriftsteller und ein Dichter sein, ein Autor, der seine Stelle einnimmt in der Republik der Geister und keiner Königskrone bedarf, um in den Büchern der Geschichte verzeichnet zu werden. Der erste Schritt ist gethan. Der Anti-Machiavelli wird gedruckt. Ich werde dies Ungeheuer hämischer und dämonischer Staatsweisheit unter meine Füße treten, und ganz Europa soll sehen, daß ein deutscher Fürst der Erste ist, welcher eine Lanze bricht gegen dieses Ungethüm Machiavelli, der die Menschen zu den Sklaven der Fürsten machen, und sie einschmieden will in das Joch zitternden gedankenlosen Gehorsams, der aus den Fürsten Ungeheuer machen will, denen die Menschheit fluchen, die sie bis in das innerste Mark ihrer Seele verachten muß. — Und indem der Prinz seine Blicke wieder auf das Papier in seiner Hand heftete, las er mit erhobener, von edlem Unwillen zitternder Stimme:

„Wenn es schon ein Vergehen ist, die Unschuld einer Privatperson zu zerstören, die doch nur einen unbedeutenden Einfluß auf das Ganze hat, so ist es um so verwerflicher, Fürsten geistig zu verderben, Fürsten, welche ihre Völker regieren, Recht und Gerechtigkeit handhaben, durch ihr eigenes Beispiel auf ihre Unterthanen wirken und sich durch ihre Herzensgüte, Seelengröße, Menschenliebe und Milde als sichtbare Stellvertreter Gottes bethätigen sollen. Die Plagen des Himmels sind immer nur vorübergehend, verwüsten nur einige Gegenden, und diese wenn auch traurigen Unfälle lassen sich wieder gut machen, aber die Verbrechen der Könige schaffen unheilbares Ungemach, und zwar für ganze Volksstämme. Wie treulos und bedauernswürdig ist die Lage der Nationen, die von dem Mißbrauch der höchsten Gewalt Alles zu befürchten haben, wenn ihre Güter der Habsucht der Fürsten, ihre Freiheit seinen Launen, ihre Ruhe seinem Ehrgeiz, ihre Sicherheit seiner Treulosigkeit und ihr Leben seiner Grausamkeit ausgesetzt sind.“*)

Der Kronprinz schwieg und blätterte weiter in den Druckbogen seines Anti-Machiavelli, dann flog ein heiteres Lächeln über sein schönes Angesicht, und mit erhobener, fast schalkhafter Stimme las er wieder:

„Machiavelli spricht in seinen Principi von diesen Miniatur-Souverainen, welche, da sie nur kleine Staaten haben, keine Armeen in's Feld schicken können. Der Autor räth ihnen sehr, ihre Hauptstadt zu befestigen und in Kriegszeiten sich mit ihren Truppen in derselben einzuschließen. — Die italienischen Fürsten, von denen Machiavelli spricht, sind eigentlich nichts weiter als Hermaphroditen von Souverainen und Particuliers; sie spielen die Rolle eines großen Herrn nur vor ihren Bedienten. Mir scheint, es wäre für sie ein besserer Rath, ein wenig die hohe Meinung, welche sie von sich selber, die außerordentliche Verehrung, die sie für ihre alte und erhabene Race, und den außerordentlichen Eifer, den sie für ihre Wappenschilder haben, zu verringern. Die vernünftigen Per-

*) Oeuvres publiées Vol. II. p. 67.

somen sollten ihnen sagen, daß sie besser thäten, in der Welt nur als Herren zu leben, die ihr gutes Auskommen haben, die Höhe zu verlassen, auf welche ihr Stolz sie gestellt, sich höchstens eine Garde zu halten, welche genügen könnte, die Diebe von ihren Schlössern zurück zu treiben, im Falle diese Diebe so ausgehungert sein möchten, sich bei ihnen Nahrung holen zu wollen, und die Wälle und Mauern und Alles wegzurasiren, was ihren Residenzen das Aussehen eines befestigten Platzes geben könnte. Dies sind die Beweggründe dazu: die Mehrzahl dieser kleinen Fürsten, und besonders die in Deutschland, ruiniren sich durch die, im Verhältniß zu ihren Revenuen unerhörten Ausgaben, welche dieser Rausch ihrer eitlen und erträumten Größe ihnen kostet; sie richten sich zu Grunde, um die Ehre ihres Hauses aufrecht zu erhalten, und aus Eitelkeit schlagen sie den Weg zum Elend und zum Hospital ein; selbst der jüngste Sprößling der jüngsten apanagirten Linie bildet sich immer noch ein, eben so viel zu sein als Ludwig XIV., er baut sein Versailles, hat seine Maitressen und erhält seine Armee. — Es giebt in der That einen gewissen apanagirten Prinzen eines großen Hauses, der, in einem Raffinement der Größe, genau in seinem Dienste alle die Truppenkörper hält, welche das Haus eines großen Königs formiren, aber natürlich in so verkleinertem Maßstab, daß man eines Mikroskops bedarf, um jeden einzelnen Truppenkörper zu erkennen; seine Armee wäre vielleicht stark genug, um eine Schlacht auf dem Theater zu Verona darzustellen." *)

Prinz Friedrich lachte laut. Nun, mein würdiger Vetter Ernst August von Sachsen-Weimar wird, denke ich, diese Anspielung verstehen, rief er fröhlich, und vielleicht wird er aus Dankbarkeit dafür, daß ich seine Großthaten in meinem Anti-Macchiavelli verewige, mir das Räthsel lösen, wie man es anfängt, bei einer Jahresrente von vierhundert Thalern sich ein Bataillon von siebenhundert Mann, eine Lehr-Eskadron von hundert und achtzig Mann und eine Kompagnie berittener Cadetten zu halten **) Wenn er das vermag, ohne sich in ein Meer von Schulden zu stürzen, dann allerdings ist er mein Herr und Meister, und ich könnte viel, sehr viel von ihm lernen.

Ich könnte von ihm lernen, dieser Plagen los zu werden, von welchen ich jetzt Tag um Tag, und Stunde um Stunde umhergehetzt werde, fuhr der Prinz fort, indem er mit schnell verfinsterten Mienen langsam auf und nieder ging. Ach, welch' eine größere Plage kann es für einen ehrliebenden Mann geben, als sein Auge niederschlagen zu müssen vor irgend einem elenden Wucherer, den man mit dem Fuße von sich stoßen würde, wenn man unglücklicherweise seines, vielleicht Wittwen und Waisen erpreßten Geldes nicht bedürfte! Und zu denken, daß ich, ein Königssohn, der Erbe eines Thrones, in solcher Lage bin! Zu denken, daß ich mit Wucherern mich zanken und streiten, mich bis zu Bitten vor ihnen erniedrigen muß, während in den Kellern des Königsschlosses zu Berlin Millionen aufgehäuft liegen, welche mein Vater gesammelt hat, indem er seinen Thronfolger darben läßt. Aber wie? Habe ich ein Recht, so zu klagen? Bin ich es denn allein, der Noth leidet durch diese Sparsamkeit des Königs? Schreit nicht das Volk in Berlin vergeblich nach Brod, während die königlichen Speicher gefüllt sind? Sieht man da nicht Schaaren von Bettlern, welche einem die Hand entgegenstrecken und heulen und winseln um Brod?*) Und der König hält in ungerührten Händen die Schlüssel der Speicher wie der Schatzkammer fest. Aber Geduld, Geduld! Ein Tag wird kommen, wo diese Schlüssel mir gehören! An diesem Tage werde ich die Speicher öffnen und dem Volke geben, was ihm gebührt, das Brod, an diesem Tage werde ich die Schatzkammer aufschließen und alle die gefangenen Millionen aus ihrer Kerkerhaft befreien, damit sie als die Propheten einer neuen Zeit hinausgehen in alle Welt, damit — Aber wie, welch' ein Lärm ist dies? unterbrach sich der Prinz jetzt selber, indem er sich der Thür näherte, welche in das Vorzimmer führte.

Wirklich vernahm man da draußen heftige aufgeregte Stimmen, es war offenbar, daß sich dort mehrere Parteien im heftigen Wortwechsel mit einander befanden.

Ich sage Ihnen, mein Herr, ich muß und will heute endlich den Kronprinzen selber sprechen! rief eine schnarrende, kreischende Stimme. Ich habe seit Monaten vergeblich gewartet, vergeblich meine allerrespectvollsten und bescheidensten Briefe an den Kronprinzen gerichtet, man hat mich nicht einmal einer Antwort gewürdigt. Nun will ich mir diese Antwort persönlich holen, und bei Gott sei's geschworen, ich gehe nicht vom Fleck, bevor mir der Kronprinz selber Aufklärungen über dies Verfahren gegeben hat.

Es ist Ephraim! murmelte der Kronprinz und seine Stirn verfinsterte sich noch mehr.

Nun, so können Sie hier auf dem Fleck stehen bleiben, bis Sie zur Salzsäule erstarren, wie weiland Ihre Urgroßmutter! rief eine andere Stimme.

Knobelsdorf! flüsterte der Kronprinz, und der

*) Oeuvres de Frédéric le Grand. Vol. III. pag. 94.

**) Macchiavelli und der Gang der europäischen Politik. Von Theodor Mundt, pag. 160.

*) H. König: Historische Schilderungen von Berlin. Bd. V., Theil I., pag. 4.

Strahl eines Lächelns begann schon sein Antlitz zu erhellen.

Der Vergleich ist gut! schrie der Erste. Denn wahrlich, an Sodom und Gomorrha gemahnt es mich hier. Aber ich will doch nicht zu einer Salzsäule erstarren, sondern Andere sollen es vor Schreck und Graus, wenn ich komme mit dem rächenden Schwert in der Hand. Denn Gerechtigkeit will ich endlich haben und mir schaffen, und wenn ich sie hier nicht finde, werde ich hingehen und sie vom Könige fordern.

Vom König? rief eine andere Stimme mit dem Ausdruck des Entsetzens. Sie wissen also nicht, daß Se. Majestät krank ist bis zum Tode?

Nicht doch, nicht doch! Wenn dem so wäre, würde ich nicht hier sein, dann würde ich ruhig gewartet und später von dem Gerechtigkeitssinn des neuen Königs erwartet haben, was mir der Kronprinz versagt. Aber der König hat sich erholt, und ich selber habe ihn gestern gesehen, wie er im Garten von Potsdam auf seinem Rollstuhl sich umherfahren ließ. Der König wird also genesen, und deshalb bin ich hier, und deshalb bestehe ich darauf, den Kronprinzen selber zu sprechen.

Aber wenn ich Ihnen sage, daß Se. Königliche Hoheit noch schläft.

So antworte ich Ihnen, daß das nicht wahr ist, denn ich habe den Kronprinzen die Flöte blasen hören.

Das wird Quantz gewesen sein.

Ach was Quantz! Wie wäre Quantz im Stande, ein solches Adagio zu blasen, wie ich gehört habe? Nein, nein, nur der Kronprinz kann das!

Ah, dieser Mensch will mich bestechen mit seiner Schmeichelei, sagte der Prinz lächelnd. Aber es wird ihm nicht gelingen, mich glauben zu machen, daß er mich für einen Orpheus hält. Orpheus zähmte mit seiner Musik die Löwen und die Tiger, und meine Flöte ist nicht einmal im Stande, einen Gläubiger zahm zu machen.

Aber ich wiederhole Ihnen, es war Quantz, welcher die Flöte blies, rief draußen der arme, geängstigte Herr von Knobelsdorf. Der Kronprinz schläft noch, oder er liegt wenigstens noch im Bett, denn er ist unwohl und hat heut Befehl gegeben, Niemand vorzulassen.

Ach, ich kenne das, die vornehmen Herren sind immer unwohl, wenn sie Eine Luft mit ihren Gläubigern einathmen sollen, rief Ephraim mit einem spöttischen Lachen. Aber ich sage Ihnen, ich bleibe hier, bis ich den Prinzen gesprochen habe, bis er mir meine viertausend Thaler, die ich ihm ohne Zins und ohne Garantie schon vor einem Jahre geliehen habe, wieder giebt. Ich will mein Geld wieder haben, ich muß es wieder haben, wenn ich nicht selbst zu Grunde gehen soll. Und das kann der Kronprinz nicht wollen, so schwer kann er mich nicht strafen wollen für meine Weichherzigkeit und für mein Mitleid mit seiner traurigen Lage.

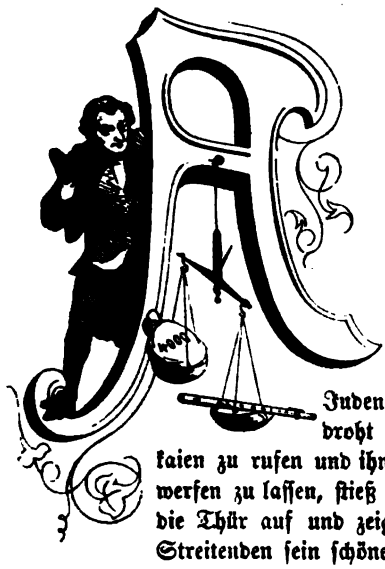
Nun bei Gott, das ist zu viel! schrie Knobelsdorf. Wissen Sie, mein Herr, daß Sie ein Unverschämter sind? Sie, Sie wagen es, von Ihrem Mitleid mit dem Prinzen, dem Thronerben zu sprechen? Sie wagen es, sich zu rühmen, daß Sie dem Kronprinzen Geld geliehen haben, während Sie es doch nur gethan haben, weil Sie sehr gut wissen, daß der Kronprinz es Ihnen mit Wucherzinsen zurückgeben kann und wird.

Nun, wenn der Ephraim das weiß, so ist er freilich klüger als ich, sagte der Kronprinz mit einem traurigen Lächeln. Denn so sehr ich immer Thronerbe bin, weiß ich zur Stunde doch nicht, wo ich diese elende Lumperei von viertausend Thalern hernehmen soll, um diesen Unverschämten zu befriedigen. Aber ich darf den armen Knobelsdorf nicht länger in dieser Lage lassen, ich muß dieses Unkengeschrei des Wucherers zum Schweigen bringen.

Der Kronprinz legte entschlossen die Hand auf die Thürklinke, während draußen der Wortwechsel immer lauter und heftiger zu werden begann.

X.

Der Kronprinz und der Jude.



Als eben Knobelsdorf dem Juden Ephraim gedroht hatte, die Lakaien zu rufen und ihn vor die Thür werfen zu lassen, stieß der Kronprinz die Thür auf und zeigte den beiden Streitenden sein schönes, stolzes und ruhig lächelndes Angesicht.

Treten Sie ein, mein Herr, sagte der Kronprinz mit einem leisen Kopfnicken, ich bewillige Ihnen diese Audienz, um welche Sie so inständigst gebeten haben.

Und der Prinz trat mit der Hoheit und der stolzen Ruhe eines Königs in sein Gemach zurück, während Ephraim verwirrt und ganz gedemüthigt von der erhabenen Würde des Prinzen mit niedergeschlagenen Augen und gebeugten Hauptes in das Zimmer trat, an dessen Thür er demuthsvoll und bescheiden stehen blieb.

Lieber Knobelsdorf, sagte der Prinz, sich lächelnd zu dem dicken, keuchenden Herrn wendend, der erstaunt und fragend hinter Ephraim stand, lieber Knobelsdorf, ich bitte Sie, alle Herren und Damen im Gartensalon zu vereinigen. Wir wollen eine Wasserfahrt machen. In fünf Minuten bin ich bei Euch.

Fünf Minuten! sagte Ephraim zu sich selber, während Knobelsdorf sich entfernte. Also für jedes Tausend Thaler kaum mehr als eine Minute Audienz. Bei Gott, das ist ein sehr stolzer Schuldner, und ich hätte besser gethan, mich nicht mit ihm einzulassen. Aber ich will mich nicht schrecken lassen, ich will ihm Ihn entgegentreten.

Und jetzt, was hat Er mir zu sagen? fragte der Prinz, seine großen, leuchtenden Augen auf Ephraim richtend.

Was ich Ew. Königlichen Hoheit zu sagen habe? rief Ephraim erstaunt. Ich habe Ew. Königlichen Hoheit vor einem Jahre viertausend Thaler geliehen und bis jetzt weder Zinsen noch Kapital zurück erhalten.

Nun, und weiter?

Weiter? fragte Ephraim erstaunt.

Ja, weiter! Denn unmöglich ist Er blos von Berlin nach Rheinsberg gekommen, um mir zu erzählen, was ich seit einem Jahre so gut wie Er selber weiß!

Ich glaubte, Ew. Königliche Hoheit hätten es vergessen, rief Ephraim, den Blick zu dem Kronprinzen erhebend, aber ihn schnell wieder zu Boden senkend, als er den flammenden, durchdringenden Blicken des Prinzen begegnete.

Vergessen! sagte dieser achselzuckend. Ich habe ein gutes Gedächtniß für jede Freundlichkeit, aber auch für jeden Verstoß gegen die Ehrfurcht, welche man dem Sohne des Königs schuldet.

Seine Stimme war jetzt so drohend und hart geworden, daß Ephraim bis in's Innerste seines Herzens erbebte und zitternd einige Worte der Entschuldigung stammelte.

Mein Prinz, sagte er dann muthiger, ich bin ein Jude, das heißt, ein geächteter, geschmäheter und verfolgter Mensch, oder vielmehr kein Mensch, sondern ein Geschöpf, welches man wie einen Hund mit Füßen stößt, wenn es arm und elend ist, welchem man kaum Menschenrechte zugesteht, wenn es Geld und Schätze besitzt. Der Hund hat's besser, wie der Jude in preußischen Landen. Die Hündin darf ihre Jungen haben, und wenn sie die Schmerzen an die Natur abgetragen hat, so freut sie sich ihrer. Aber die Jüdin, wenn sie unter Schmerzen geboren, darf sich ihres Kindes nicht freuen, denn die Gesetze des Landes hangen wie ein Schwert über ihr, und es kann sein, daß sie vertrieben wird, weil sie ein Kind geboren hat, wodurch vielleicht die Zahl der erlaubten Juden überstiegen ist, es kann sein, daß der Vater nicht reich genug ist, um die tausend Thaler zu bezahlen, mit denen er vom Staat sich jedes Mal das Recht erkaufen muß, Vater zu sein*). Deshalb ist Geld und wiederum Geld die einzige Schutzmauer, welche der Jude zwischen sich und dem Unglück aufrichten kann. Das Geld ist unsere Ehre, unsere Heimath, unsere Familie, unser Rang und unser Schicksal! Wir sind nichts ohne Geld, und nur, wem wir eine vergoldete Hand

*) König's Annalen der Juden in den preußischen Staaten, besonders in der Mark Brandenburg.

entgegenstrecken, der reicht uns die seine und fühlt sich nicht beschmutzt von der Berührnng eines Juden. Urtheilen also Ew. Königliche Hoheit, wie sehr wir Den lieben und hochachten müssen, dem wir einen Theil unseres Glücks und unserer Ehre, einen Theil unseres Geldes geben! Was ich für Niemand auf der ganzen Welt gethan, das habe ich für Ew. Königliche Hoheit gethan, denn ich gab Ihnen ohne Schuldverschreibung und ohne Zins viertausend Thaler, ich borgte dem Herrn von Knobelsdorf für den Kronprinzen auf sein ehrlich Wort mein ehrlich Geld. Und was habe ich jetzt davon? Man antwortet mir nicht auf meine Briefe, in denen ich demüthiglich um Bezahlung dieser Schuld bitte, man schmäht und verspottet mich und will mir verächtlich die Thür verschließen, welche man mir doch so breitwillig öffnete, als ich kam, Geld zu bringen. Ein solches Verfahren ist aber weder gerecht, noch ist es weise, denn wie der Wurm sich krümmt, wenn er getreten wird, bäumt auch der Jude zuletzt sich empor unter den Fußtritten der Menschen, und erinnert sich, daß er doch auch ein Geschöpf Gottes ist und daß Gott das Gefühl der Rache wie der Liebe in seine Brust gelegt hat. Der Jude, wenn er zu lange gemißhandelt worden, rächt sich zuletzt an seinen Peinigern, und das werde auch ich thun, wenn Ew. Königliche Hoheit mir nicht jetzt Gerechtigkeit widerfahren lassen, das werde auch ich thun, wenn Sie sich weigern, mir heute mein Geld wiederzugeben.

Ephraim schwieg und lehnte sich hochathmend an die Thür zurück, während der Kronprinz mit hastigen Schritten und mit allen Zeichen tiefster, innerster Erregung im Zimmer auf und nieder ging. Seine Augen flammten und schossen, wenn er im Auf- und Niederwandeln an Ephraim vorüberkam, so heftige Zornesblitze auf ihn, daß dieser zusammenzuckend ihre Gluth und Kraft empfand, obwohl er das Auge zu Boden geschlagen hatte. Mehrmals öffnete er den Mund, um zu sprechen, aber sei es, daß die Gewalt seines Zornes ihn der Sprache beraubte, oder daß er überlegend die lauten Ausbrüche desselben zurückhielt, er schwieg immer wieder und setzte sein Auf- und Niederwandeln fort. Plötzlich haftete sein umherflammendes Auge auf der Flöte, welche auf seinem Schreibtische lag. Er nahm sie mechanisch empor und setzte sie an die Lippen, ihr leise erst einige klagende, sehnsuchtsvolle, zerrissene Töne entlockend, dann mit halbem Athem eine einfache, kleine Melodie blasend. Während er das that, schwand die zornige Spannung aus seinen Zügen und machte wieder einem ruhigen, heitern Ausdruck Platz. Er legte die Flöte wieder fort und schritt gerade auf Ephraim zu, welcher, athemlos lauschend und in einer seligen Verzückung, dem kleinen Concert zugehört hatte.

Er hat mir da eine ziemlich lange und ziemlich unverschämte Rede gehalten, sagte der Kronprinz. Er hat sogar gewagt, mir zu drohen. Aber ich will Ihm verzeihen, weil Er ein Jude ist und weil ein Jude keine andere Waffe hat und zu führen versteht, als seine Zunge. — Aber jetzt rathe ich Ihm, steck' Er sein Schwert in die Scheide, und hör er mich ruhig an. Er hat mir viertausend Thaler geliehen und zwar ohne Schuldverschreibung und Zins. Dessen aber hat Er sich nicht zu rühmen, denn Er weiß wohl, daß der Kronprinz von Preußen nicht dazu gemacht ist, den geringsten und elendesten seiner zukünftigen Unterthanen zu bedrücken, noch ihm sein Recht vorzuenthalten. Wenn Er das aber weiß, weshalb beruhigt Er sich nicht dabei und wartet, bis ich Ihn rufe?

Ich kann nicht länger warten, Hoheit! rief Ephraim leidenschaftlich. Mein Credit, meine Ehre steht auf dem Spiel. Herr von Knobelsdorf hatte mir das feierliche Versprechen gegeben, daß ich das Geld sammt Zinsen in einem halben Jahre wieder haben sollte, und ich glaubte ihm, weil er im Namen des Kronprinzen kam. So habe ich denn in meinem Geschäft dies Geld nöthig und darf es nicht länger entbehren und muß es heute noch wieder haben.

So, Er muß! Und wenn ich Ihm sage, daß Er heute keinen Pfennig bekommen wird? Daß ich Ihn nicht heute, nicht morgen, nicht in Wochen befriedigen kann?

Wenn Sie mir das im Ernste sagen, Königliche Hoheit, so muß ich gehen, mir anderswo Recht zu suchen.

Das heißt, Er will zum König gehen?

Ja, das will ich und das werde ich!

Er kennt also das Gesetz nicht, welches verbietet, den Prinzen des Königlichen Hauses Geld zu leihen?

Ich kenne das Gesetz wohl, aber ich weiß auch, daß der König in diesem Falle eine Ausnahme machen wird und muß, und daß er das Geld bezahlen wird, welches ich dem Thronfolger geliehen. Es ist möglich, daß dabei sein Krückstock auf meinem Rücken umhertanzt, aber ich werde das betrachten als die Zinsen zu meinem Capital und die Schläge erniedrigen mich nicht, denn der Jude ist gewohnt, geschlagen und getreten zu werden. Ob der König mich auch schlägt, er wird mir doch meine Ehre wieder geben, denn er wird mir mein Geld geben.

Und wenn er's nicht thut?

So werde ich meine Stimme erheben vor dem ganzen Lande und schreien, daß die Mauern einstürzen und die Herzen der Menschen erzittern sollen! rief Ephraim mit der ganzen heftigen Gestikulation seines Volkes.

Nun, so erhebe Er sie und schreie Er. Denn ich sage Ihm, ich kann Ihm heute kein Geld geben.

Kein Geld! schrie Ephraim außer sich. Ich soll also wieder bezahlt werden mit schnöden Worten und von der Thür gewiesen werden mit verächtlichen La-

chen? Man will mir meine Rechte vorenthalten und mein Geld, und weil man mächtig ist und ein großer Herr, denkt man den armen Juden ungestraft schinden und bedrücken zu können. Aber es lebt ein Gott für die Gerechten und die Ungerechten, es —

Ephraim verstummte, denn vor ihm stand der Kronprinz, glühend vor Zorn, mit bleichen, bebenden Lippen, mit flammenden Augen, mit erhobenem Arm ihm drohend, glühend und majestätisch, wie der zürnende Donnergott, wenn er seine Blitze schleudert auf das kleinliche Menschenvolk.

Schlagen Sie zu, Hoheit. Schlagen Sie zu! sagte Ephraim ganz zerknirscht und verzweiflungsvoll, ich verdiene es, geschlagen zu werden, denn ich war ein Thor und ließ mich blenden von dem Glück, einem so edlen, erhabenen und unglücklichen Prinzen mein Geld borgen zu können. Schlagen Sie zu, denn ich sah nicht, daß der Prinz auch nur ein Mensch ist, wie alle Andern und daß er den Juden auch unter seine Füße tritt.

Der Kronprinz ließ seinen Arm leise an seiner Seite niedersinken und ein unbeschreiblich mildes und sanftes Lächeln flog durch seine Züge.

Nein, sagte er, Er soll sich doch geirrt haben, Ephraim, und Er soll doch erkennen müssen, daß der Prinz Friedrich kein Mensch ist, wie alle andern Menschen. Er soll noch heute sein Geld haben und kann ich's ihm nicht zahlen in Gold, so werde ich ihm Brillanten geben, Brillanten und Pferde aus dem Trakehner Gestüt, welches der König mir kürzlich geschenkt hat.

Also Ew. Königliche Hoheit haben wirklich kein Geld? fragte Ephraim sinnend und fast gerührt. Es geschah also nicht, um den armen Juden zu ängstigen und zu quälen, daß man mir mein Geld verweigerte? Es geschah, weil der große und schöne Prinz Friedrich, auf den die Völker hoffen und dem heimlich schon jetzt die Herzen aller seiner Unterthanen entgegenjauchzen, es geschah, weil der Kronprinz kein Geld hatte, weil er, so gut wie irgend ein Anderer, Menschennoth und Menschenschmerz erleiden muß. Mein Gott, wie sind wir stolz und weshalb klagen wir, wenn doch der Erbe eines Thrones leidet von unsern Schmerzen und duldet von unserer Entbehrung und Pein!

Der Prinz achtete nicht auf ihn. Er hatte einen der Schränke geöffnet und aus demselben eine Cassette hervorgenommen, deren silberbeschlagenen Deckel er jetzt zurückschlug und deren Inhalt er mit einem kalten prüfenden Blick überschauete. Dann nahm er ein großes Brillantenkreuz und einige ungefaßte Solitairs hervor und näherte sich mit ihnen dem gedankenvoll zur Erde blickenden Juden.

Da, hier hat Er Brillanten, welche, wie ich denke, wohl ihre viertausend Thaler werth sein mögen und an denen Er sich bezahlt machen kann, sagte der Kronprinz, ihm die funkelnden Steine darreichend.

Ephraim schob sanft die Hand des Prinzen zurück und schüttelte das Haupt. Nein, sagte er, ich habe Geld geliehen, und nur Geld kann und will ich wieder haben.

Der Kronprinz stampfte wild mit dem Fuß auf den Boden. Aber wenn ich Ihm doch sage, daß ich kein Geld habe!

So folgt daraus, daß ich keins bekommen werde, sagte Ephraim gelassen; so folgt daraus, daß der arme Jude Ephraim noch länger warten muß; so folgt daraus, daß er dem Kronprinzen Friedrich geben muß, was dieser nicht hat und wovon der arme Ephraim doch noch ein weniges besitzt; so folgt daraus, daß ich Ew. Königliche Hoheit fragen muß, ob Sie von mir noch ein Tausend Thaler borgen wollen? Das heißt, ich knüpfe eine Bedingung daran.

Nun, und diese Bedingung ist?

Daß Ew Königliche Hoheit mir sogleich jetzt die Zinsen meines Kapitals von viertausend Thaler in klingender Münze auszahlen wollen. Verstehen wir uns recht, Königliche Hoheit! Sie wollten mit Diamanten und Pferden mir mein Kapital bezahlen, warum wollen Sie mir nicht jetzt als Zinsen einige köstliche Perlen geben? Perlen, wie sie jene Flöte dort birgt und wie sie gleich flüssigem Golde von Ihren Lippen träufeln, wenn Sie diese an das Mundstück der Flöte legen!

Der Kronprinz trat dicht zu Ephraim heran und seine großen Augen fest und durchdringend auf ihn richtend, fragte er: Will Er mich verhöhnen? Will Er aus dem Kronprinzen einen fahrenden Musikus machen, welcher vor dem Juden spielen soll, um sein Herz zu erweichen? Will Er — Ah, Fredersdorf! unterbrach sich der Kronprinz, als sich die Thür eben öffnete und sein Kammerdiener im bestaubten Reiseanzug hastig hereintrat. Bist Du schon wieder aus Berlin zurück?

Ja, Königliche Hoheit, und da ich hörte, wer so eben Ew. Königliche Hoheit zu belästigen wagte, bin ich im Reiseanzug gleich hier eingetreten, um Ew. Königlichen Hoheit dies Packet einzuhändigen, welches mir der Banquier Splittgerber zur schleunigen Besorgung an Ew. Königliche Hoheit übergeben hat, und welches, wie ich glaube, aus Petersburg gekommen ist.

Von Suhm! rief der Kronprinz mit vor Freude strahlendem Gesicht, indem er hastig die Siegel erbrach und die Bänder zerschnitt, mit welchen das Packet umwickelt war. Dann zog er aus den Umhüllungen einen Brief und einige Bücher hervor. Auf den Brief einen zärtlichen, glücklichen Blick heftend, als ob er ihn mit seinen Augen küssen wolle, legte er ihn leise

und sorgsam auf den Schreibtisch und sich dann abwendend, so daß Ephraim nicht zu sehen vermochte, was er that, nahm er die beiden Bücher zur Hand und prüfte mit forschendem Auge ihren dicken schwervergoldeten Deckel. Plötzlich lächelte er und ein Federmesser nehmend, schnitt er hastig den Buchdeckel los, wo er an den Rücken des Buches befestigt war. Eine Masse zusammengefalteter Papiere kam zum Vorschein, und wie der Kronprinz sie nahm und entfaltete, flog ein Strahl stolzen Triumphes über sein Antlitz.

Zehntausend Thaler! flüsterte er leise in sich hinein. Die Kaiserin und der Herzog von Biron haben also Wort gehalten.

Dann nahm er einige dieser Papiere und ging mit ihnen zu Ephraim hin. Da, hier hat Er seine viertausend Thaler und hier sind noch hundert Thaler als Zins. Ist Er jetzt zufrieden?

Nein, Königliche Hoheit. Ich bin befriedigt, aber nicht zufrieden, nicht zufrieden mit mir selbst! Mir scheint, ich habe ein Unrecht an Ew. Königlichen Hoheit begangen, während es mir, als ich kam, nur schien, als ob man an mir ein Unrecht begehen wollte.

Laß Er das! sagte Friedrich milde. Die Fürsten müssen immer die Sündenböcke der Völker sein, und um Alles, was Ihr leidet, macht Ihr uns verantwortlich, ohne jemals darnach zu fragen, wie viel wir selber leiden. — Ich bin Ihm nichts mehr schuldig, geh' Er also. —

Ephraim verneigte sich stumm und wandte sich langsam der Thür zu. Des Kronprinzen große glänzende Augen folgten ihm mit einem gütevollen, sinnenden Ausdruck. Dann trat er rasch zu dem Tisch und nahm die Flöte.

Ephraim war schon durch die offene Thür in das Vorzimmer eingetreten, als er hinter sich die leisen, schmelzenden Töne der Flöte vernahm. Auf den Zehen durchschlich er das Vorzimmer, aber drüben an der Ausgangsthür blieb er stehen und lauschte.

Des Kronprinzen durchdringender Blick hatte Alles wohl bemerkt und sah sehr wohl den Lauscher, der sich drüben hinter der Thür zu verbergen suchte, aber er spielte doch weiter, eine so schmelzende, so empfindungsvolle, so zarte Musik entlockte er seiner Flöte, daß Ephraim, von Entzücken und Wehmuth durchschauert, seine Hände faltete wie zum Gebet und daß selbst Fredersdorf, obwohl ein täglicher Zuhörer des Kronprinzen, doch mit sichtlichem, athemlosem Staunen ihm zuhörte.

Dann, als das Adagio beendet war, legte der Kronprinz die Flöte bei Seite und winkte Fredersdorf, die Thür nach dem Vorzimmer zu schließen. Er wollte Ephraim Gelegenheit geben, unbemerkt von dannen zu gehen.

Sahen Ew. Königliche Hoheit, daß der Jude horchte? fragte Fredersdorf.

Ich sah es! Aber ich war dem armen Teufel diese Genugthuung schuldig. Er wollte mir ungefordert noch einmal tausend Thaler leihen. Eines Tages werde ich seiner gedenken. Und jetzt, Fredersdorf, jetzt sage mir schnell, wie steht es in Berlin, wie geht es dem König?

Es geht besser, Königliche Hoheit. Der König ist vor einigen Tagen nach Potsdam abgereist, und die reine frische Luft dort hat ihm sehr wohl gethan. Er zeigt sich täglich in voller Uniform auf dem Balkon des Schlosses und läßt sich stundenlang in den Gärten umherfahren. Die Aerzte machen zwar ein bedenkliches Gesicht, aber alle Welt sonst glaubt, daß der König sich auf dem Wege der Besserung befinde.

Und Gott gebe, daß die Aerzte dies Mal wieder, wie so oft, zu Lügnern werden! rief der Kronprinz. Möge der König noch lange und glückliche Jahre regieren! Wenn er mich nach meiner Weise leben läßt, möchte ich einen Arm hingeben, wenn ich dadurch das Leben des Königs verlängern könnte*). Wir wollen also heute fröhlich sein, Fredersdorf, und in Lust und Fröhlichkeit die Besserung des Königs

*) Des Kronprinzen eigene Worte. Siehe Friedrich des Großen Jugend von Preuß, pag. 309.

feiern! Triff deshalb die nöthigen Anordnungen, gieb in der Küche die nöthigen Ordres, und vor allen Dingen sage den Damen und Herren, welche im Gartensalon meiner harren, daß ich sehr bald bei ihnen sein würde.

Dann, als er wieder allein war, nahm der Kronprinz den eben mit dem Gelde empfangenen Brief und erbrach ihn. Mit einem liebevollen Lächeln betrachtete er die Schriftzüge seines fernen Freundes; mit strahlendem Angesicht las er diese Worte voll Liebe, Bewunderung und Freundschaft, wie sie ihm Suhm aus Petersburg geschrieben.

Wahrlich, sagte er dann, seine großen Augen andächtig zum Himmel erhebend, wahrlich, ein treuer Freund ist mehr werth, als alle Königskronen. Was wäre trotz all' meiner glänzenden Aussichten für die Zukunft wohl aus mir geworden, wenn nicht Suhm heute zum zweiten Male mir beigestanden und für mich in Rußland die Gelder aufgetrieben hätte, die ich in den Erblanden meines Hauses vergeblich suchte. Ein Mensch, der den Händen der Seeräuber entschlüpft ist, kann nicht schlimmer daran sein, wie ich heute, und das verdoppelt und verdreifacht noch meine Erkenntlichkeit für Suhm. Mein Herz drängt mich, ihm gleich einige Worte zu sagen, ihn gleich meiner fortdauernden Liebe, meiner unerschütterlichen Freundschaft zu versichern.*)

Er setzte sich an den Schreibtisch und schrieb mit raschen Zügen einen dieser schönen, köstlichen, herzgewinnenden Briefe an Suhm, in denen der Kronprinz immer seine ganze Seele, sein ganzes innerstes Leben und Empfinden auszuströmen pflegte, und dessen Schluß diesmal also lautete:

„In kurzer Zeit wird sich mein Schicksal entscheiden, mein theuerster Diaphane. Sie können leicht denken, daß ich ziemlich gemartert werde von der Lage, in der ich mich gegenwärtig befinde. Man läßt mir wenig Ruhe, aber mein Inneres ist frisch und ich kann Sie versichern, daß ich niemals mehr Philosoph war, als bei dieser Gelegenheit. Ich sehe mit gleichgültigen Augen auf Alles, was kommen wird, ohne das Glück zu ersehnen, noch zu fürchten, voll von Mitgefühl für die, welche leiden, voll Achtung für die redlichen Menschen und voll Zärtlichkeit für meine Freunde! Sie, den ich zur Zahl der Letzteren rechne, Sie sollen sich immer mehr und mehr überzeugen, daß Sie immer in mir finden sollen, was Oreſt jemals

*) Friedrichs eigne Worte: Correspondence avec Mr. de Suhm. Oeuvres de Frédéric le Grand. Vol. XVI. pag. 360.

in seinem Pylades fand, und daß Niemand Sie mehr achten und lieben kann als Ihr treuer Frederic.“ *)

So! sagte der Kronprinz, als er geendet hatte. Und nun fort mit den Sorgen und dem Ernst des Lebens. Nun komme über mich, Genius der Freude und der Lust. Wir wollen Dir heute ein Fest feiern, Du glanzstrahlende Göttin der Freude. Komme, Frau Venus, komme und bringe uns gleich Deinen Sohn mit, den Amor, denn Euch Beiden wollen wir heute huldigen, Euch gehöre der Tag, Euch gehöre die Nacht! Ihr habt mir die kleine Morien gesandt, diese flatternde, leichte Gazelle, dieses übermüthig jauchzende Frühlingsleben, diesen Tourbillon von Liebe, Herz, Leidenschaft, Leichtsinn und Uebermuth. **) Da, da ist diese poetische Epistel, welche ich für sie bestimmt habe. Die Brandt soll sie ihr bringen, die Brandt soll mir meinen Tourbillon hineinrufen in den Tempel des Glücks und der Liebe. Weg also mit dem ernsten Gesicht und der Weisheit der Thoren. Komme über mich, Weisheit der Liebe, schenke mir eine Stunde des Glücks, eine Stunde des seligen Vergessens.

Er klingelte seinem Kammerdiener und befahl ihm, ihn prächtig zu schmücken und die schönsten und neuesten seiner französischen Kleider für den heutigen Tag hervorzuholen; dann ging er ihm voran in das Toilettenzimmer, um mit dem Ernst eines Jupiters und der ungeduldigen Hast eines Liebenden die großen Künste der Toilette an sich vollführen zu lassen.

XI.

Die Kronprinzessin Elisabeth Christine.

Die Kronprinzessin hatte ihre Gemächer noch nicht verlassen. Sie harrte noch immer ihres Gemahls, daß er, wie er es zu thun pflegte, ihr den Arm reiche, um sie in den Salon zu führen. Dies war jeden Morgen und jeden Tag die einzige Gelegenheit, wo die Kronprinzessin Elisabeth ihren Gemahl, wenn auch nur einen flüchtigen Moment, allein sehen konnte, die einzige Gelegenheit, wo er direct an sie einige Worte richtete, wo sie seine Hand berühren, sich auf seinen Arm lehnen konnte. Ein süßes und trauriges Glück für dieses arme, junge Weib, das nur lebte vom Anschauen ihres Geliebten, das keinen andern Wunsch, kein anderes Gebet, keine andere Hoffnung hatte, als ihm zu gefallen, und welches doch noch niemals dieses Geheimniß hatte ergründen können, welches noch niemals die Augen ihres Gemahls mit einem andern Ausdruck, als dem kalter Freundlichkeit, gelassener Gleichgültigkeit hatte auf ihr ruhen gefühlt!

Elisabeth Christine hätte ihr Herzblut darum geben mögen, auch nur einen Tag, nur eine kurze selige Stunde von ihm geliebt zu werden, in seinen Armen zu ruhen, nicht aus Convenienz, aus Zwang und Etiquette, sondern sich an sein Herz zu lehnen wie ein Weib, welches liebt, in ihrem Ohr daß süße Geflüster seiner Zärtlichkeit, seines Entzückens zu vernehmen. Elisabeth Christine würde Jahre ihres Lebens darum gegeben haben, hätte sie sich damit diesen Mann erkaufen können, den sie so grenzenlos liebte, der ihr der zur Erde herniedergestiegene Gott, das zur Wahrheit und Wirklichkeit gewordene Ideal ihrer Mädchenträume war. Und dieser Mann war ihr Gemahl, er gehörte ihr, er war an sie gebunden durch die heiligsten Bande, und dennoch war eine unüberwindliche Kluft zwischen ihnen Beiden, und ihre Liebe, ihr Gebet, ihre Seufzer, ihre Hingebung vermochten diese Kluft nicht auszufüllen. Der Kronprinz liebte sie nicht, und niemals hatte der leiseste Schlag seines Herzens ihr gehört. Er duldete sie nur, er duldete sie nur an seiner Seite, wie der Gefangene den Schließer ruhig an seiner Seite gehen läßt, wenn er dafür sich einige Stunden des Genusses der Freiheit, der heitern, sonnigen Gotteswelt erkaufen kann. Ein Gefangener war der Kronprinz, ein Gefangener der Ehe. Nicht die Liebe, sondern der Zwang hatte an seine Hand diesen goldenen Reifen gelegt, der nur das erste Glied dieser langen, unsichtbaren, schweren Kette war, die er seitdem an seinen Füßen, an seiner

*) Correspondence avec Mr. de Suhm, Oeuvres de Frédéric le Grand. Vol. XVI. pag. 390.

**) Tourbillon war der Beiname, den Frau von Morien in Rheinsberg vom Kronprinzen bekam.

Seele, an seinen Gedanken schwerlastend mit umherschleppte. Elisabeth Christine war für ihren Gemahl eine beständige, immer nahende, immer verbitternde Erinnerung an seine traurigen, zertretenen, zerfetzten und gedemüthigten Jünglingsjahre, eine stete Mahnung an den edlen Freund seiner Jugend, dessen Blut für ihn verspritzt worden und dessen letzten Todesschrei der Kronprinz mit schmerzgefoltertem Herzen vernommen hatte, eine stete Mahnung an den Zorn und Groll, den Haß und Widerwillen seines Vaters, an die vielfach von ihm erduldete Härte, an die Beleidigungen und Kränkungen, die Demüthigungen und — Schläge sogar, welches alles endlich den stolzen und edlen Sinn des Prinzen gebeugt und ihn dahin gebracht hatte, diese Sclaverei der Ehe auf sich zu nehmen, um sich damit loszukaufen von dem väterlichen Zorn und der väterlichen Grausamkeit. Aus dem Gefängniß in Ruppin war er in das Gefängniß der gezwungenen Ehe gegangen. Wie hätte er das seiner Gemahlin jemals verzeihen, wie hätte er jemals dieses Weib lieben können, das ihm war aufgedrungen worden, wie der bittere Wermuthstropfen, den man nur deshalb vielleicht trinkt, weil gesagt worden, daß man dadurch sich von tödtlicher Krankheit und peinigenden Schmerzen erretten kann.

Er hatte es seiner Gemahlin indeß niemals entgelten lassen, daß er nur gezwungen ihr seine Hand gereicht, er war ihr immer rücksichtsvoll und freundlich, aber auch immer kalt und fremd begegnet. Eine einzige, vertrauliche Stunde der Unterredung hatte sie mit ihm gehabt, und in dieser Stunde hatte er ihr gesagt, was sie Beide so gewaltsam zusammengebunden, so gewaltsam für immer getrennt habe, denn niemals würde er die ihm aufgedrungene Gemahlin lieben können, wie er auch überzeugt sei, daß sie niemals für den aufgedrungenen Gemahl, der sie nicht liebte, etwas Anderes als kalte Gleichgültigkeit, rücksichtsvolle Achtung empfinden könne. Er hatte nicht geahnt, mit welchen tödtlichen Dolchstößen diese Worte das Herz seiner Gemahlin getroffen, denn sie hatte die Kraft gehabt, alle diese Qualen unter einem Lächeln zu verschleiern und in ihrem keuschen, jungfräulichen Stolz sie einzusargen in ihrem Herzen.

Seit jener Unterredung waren Jahre vergangen, und in diesen Jahren war die Liebe der Kronprinzessin zu ihrem Gemahl immer höher und gewaltiger emporgeblüht, seine Augen waren die Sonne gewesen, welche diese Wunderblume bestrahlte und kräftigte, ihre Thränen waren der Thau gewesen, der sie tränkte und ihr neue Lebenskräfte zuführte.

Elisabeth Christine hoffte immer noch, eines Tages sich das Herz ihres Gemahls zu erobern, sie glaubte immer noch, ihre große, resignirte, demuthsvolle, stolze und schüchterne Liebe werde eines Tages seine Kälte besiegen und aus dem erzwungenen Gemahl den zärtlichen Geliebten machen.

Und dennoch, trotz dieses Zukunftstrostes zitterte Elisabeth jetzt mehr wie sonst. Sie ahnte, daß die Stunde der Entscheidung herannahe, sie fühlte mit dem Instinct einer Liebenden, daß ein neues Gewitter emporsteige an dem immer umwölkten Horizont ihrer Ehe und daß der Blitz herabzucken könne, um sie zu zerschmettern.

Gezwungen hatte Prinz Friedrich sich ihr vermählt. Wie nun, wenn dieser Zwang aufhörte, wenn ihr Gemahl König ward, von Niemand gehalten, von Niemand gebunden, frei sich selber und der Welt Gesetze zu geben und Niemand als Richter über sich erkennend, Niemand außer seinem Gewissen! Möchte nicht sogar sein Gewissen ihm rathen, alsdann diese unnatürliche Ehe zu zerreißen, welche keinen Funken der göttlichen Wahrheit in sich trug, keinen Strahl der göttlichen Segnung? Möchte nicht ihr Gemahl vielleicht dann sie von sich stoßen, um sich ein Weib zu wählen nach eigener Wahl, um diese englische Prinzessin zu seiner Gemahlin zu machen? Hatte sich nicht König George, obwohl zu spät, bereit erklärt, die Prinzessin dem Kronprinzen zu verheirathen? Hatten sie sich nicht Beide geliebt mit allem Enthusiasmus der Jugend, obwohl sie sich niemals gesehen? Hing nicht Sophie Amaliens Portrait in des Kronprinzen Bibliothekzimmer, trug die englische Prinzessin nicht sein Miniatur-Portrait beständig an ihrem Herzen und hatte geschworen, es niemals abzulegen und niemals eines andern Mannes Weib zu werden?*)

Wenn Elisabeth daran dachte, zitterte ihr Herz vor Gram und Weh, und es war ihr, als müßte sie ihr ganzes Leben ausströmen in einem Schrei der Angst und des Entsetzens.

Nein, sie konnte es nicht ertragen ein Leben ohne ihn. Sie würde niemals darin willigen, von ihm zu gehen. Er konnte sie tödten, aber er konnte sie nicht zwingen, ihre geheiligten, vor Gottes Altar beschworenen Rechte aufzugeben; er konnte sie nicht, wie Abraham die Hagar, in die Wüste verstoßen, um sich ein anderes Weib zu wählen.

Er konnte sie nicht zwingen, von ihm zu gehen, aber er konnte sie darum bitten, und Elisabeth wußte sehr wohl, daß es nichts auf der Welt gäbe, was sie ihrem Gemahl abschlagen könnte, wenn er sich so weit herabließe, sie darum zu bitten. Für ein liebevolles, dankbares Wort von seinem Munde würde sie ihr Herblut tropfenweise vergossen haben, für eine zärtliche Umarmung, für einen aufrichtig gemeinten

*) Rödenbeck: Beiträge zur Bereicherung und Erläuterung der Lebensbeschreibung Friedrich Wilhelm I. und Friedrich des Großen. Tom. I. pag. 199.

Kuß würde sie jauchzend ihr Leben hingeschleudert haben!

Aber noch wollte sie nicht glauben an das Unglück und die Trennung, noch wollte sie versuchen, dies unselige Schicksal abzuwenden und sich sein Herz, seine Theilnahme, mindestens sein Mitleid zu erwerben.

Es war ein Kampf um ihre Existenz, um ihr Glück, ihre Zukunft, ihre Ehre sogar. Denn eine geschiedene Frau, und sei sie immerhin eine Fürstin, trägt immer doch einen Makel auf ihrer Ehre und geht einsam, unbeklagt, verachtet durch die Welt.

Seit einiger Zeit hatte die arme Kronprinzessin daher ihre Bemühungen, ihrem Gemahl zu gefallen, verdoppelt; seit einiger Zeit hatte sie mehr wie sonst sich dem heiteren Treiben der Gesellschaft hingegeben und es nicht verschmähend, zuweilen selber einzugehen auf die etwas leichtfertigen Scherze der heitern und ungenirten Abendgesellschaften ihres Gemahls, war es ihr zuweilen sogar schon gelungen, ihm ein Lächeln, einen beifälligen Blick abzugewinnen. Das waren für Elisabeth Edelsteine in der Märtyrerkrone ihrer Liebe, und sie hielt sie für einen größeren Schmuck, als alle Brillanten und Perlen.

Heute also sollte eine jener heitern, ungebundenen Abendgesellschaften sein, welche der Kronprinz so sehr liebte und in denen er selber stets der bezauberndste, witzigste, geistvollste und zwangloseste Gesellschafter war. Prinzeß Elisabeth wollte heute keine müßige Theilnehmerin des Festes sein; sie wollte ihren Gemahl zwingen, sie anzusehen, ja sie zu bewundern. Sie wollte schöner sein, wie alle die übrigen Damen, schöner wie die heitere, geistvolle, coquette Frau von Brandt, schöner wie der geniale Tourbillon Frau von Morien, schöner noch wie die junge Schwerin mit ihren glänzenden Augen und ihren jugendstrahlenden Wangen.

Auch sie war ja noch jung, und auch sie hatte wohl Ansprüche, gefeiert, bewundert und geliebt zu werden, nicht blos weil sie eine Fürstin, weil sie die Gemahlin des edelsten schönsten und genialsten Prinzen war, sondern bewundert und geliebt um ihrer selbst willen.

Sie hatte ihre Kammerfrau entlassen, denn ihre Toilette war vollendet und sie wartete des Kronprinzen, daß er sie in den Salon führe.

Sie trat zum Spiegel und betrachtete sich selbst, nicht bewundernd und erfreut, sondern neugierig und forschend. Diese Gestalt da im Spiegel war eine ganz von ihr abgelöste, fremde; sie beobachtete und prüfte sie ganz kalt, ganz strenge, denn sie wollte wissen, ob dieses Weib da im Spiegel wohl im Stande sein könnte, den schönen Kronprinzen zu fesseln.

Es ist wahr, flüsterte sie mit einem traurigen Lächeln, diese Figur ist schlank und nicht ganz ohne Anmuth. Das weiße Atlasgewand fließt in vollen, majestätischen Falten von dieser zarten Taille über die vollen Hüften nieder; es contrastirt gut zu diesen entblößten Schultern, von denen mir meine Hofdamen oft genug gesagt haben, daß sie weiß sind wie Alabaster, zu diesem Halse, den Frau von Morien noch gestern einen Schwanenhals nannte. Dieser Fuß, welcher da unter dem Silbersaum des Kleides hervorschaut, ist schmal und klein genug, und diese Hand ist so weiß und klein und wohlgeformt, daß ich dem Maler Pesne erst gestern versprechen mußte, sie an seiner Göttin Aurora abkonterfeien zu lassen. Und dieses Gesicht? Ist denn das häßlich?

Sie neigte das Haupt näher an den Spiegel und betrachtete sich mit scharfen, kalten Blicken.

Nein, sagte sie, dieses Gesicht ist nicht häßlich, es ist vielleicht sogar hübsch zu nennen. Das ist eine ziemlich hohe freie Stirn, die Augenbraunen sind schön geschweift und gut placirt, die Augen sind groß und nicht ohne Glanz, die Nase ist klein und gespitzt, aber edel geformt, der Mund ist nicht groß und die Lippen purpurroth.*) Ja, es ist ein hübsches Gesicht! Mein

*) Diese Schilderung der Prinzessin ist nach den: Lettres

Gott, warum kann es denn dem Kronprinzen niemals gefallen, warum sieht er es niemals mit Freude und Bewunderung an?

Sie senkte das Haupt auf ihre Brust und verlor sich in traurige, schwermüthige Träumereien. Zwei Thränen, welche langsam und kalt aus ihren Augen über ihre Wangen niederrollten, weckten sie. Mit einer raschen Bewegung hob sie das Haupt empor und schüttelte die Thränen von ihren Wangen fort. Dann schaute sie wieder in den Spiegel.

Warum liebt mich der Kronprinz nicht? flüsterte sie wieder mit zitternden Lippen und einem gramvollen Lächeln. Ach, ich sehe es, ich weiß es wohl, es steht mit unheimlichen, traurigen Zügen in meinem Antlitz geschrieben, ich weiß, warum er mich nicht liebt! Diese großen blauen Augen sind ohne Seele und ohne Feuer, diesem Munde fehlt das anlockende, bezaubernde, verführerische Lächeln, es ist eine schöne Natur, aber ohne Geist. Mein Gott, mein Gott, ich schlafe, meine Seele liegt todt und erstarrt in dem Sarge meiner geheimen Schmerzen, er könnte sie wecken mit seinen Küssen, er könnte ihr Leben einhauchen mit seinen Blicken.

Sie streckte die Arme empor und mit vor Sehnsucht und Schmerz zitternden Lippen flüsterte sie: Pygmalion, warum kommst Du nicht, Deine Galathea zu wecken. Warum willst Du das Marmorbild nicht in ein Weib mit Fleisch und Blut, mit Seele und Herz verwandeln. Diese Lippen sind bereit zu lächeln und ihn auszustoßen, den Schrei des Entzückens und der Wonne, und hinter den Schleiern meiner Augen liegt eine Seele, welche Du nur anrühren darfst, um sie zu wecken. Oh Friedrich, Friedrich, warum marterst Du mich so? Fühlst Du denn nicht, daß Dein Weib Dich liebt, daß sie Dich anbetet, daß Du ihre Seligkeit, ja ihr Gott selber bist? Oh, ich weiß es wohl, das sind unheilige, sündige Worte, aber was thut's, ich bin eine Sünderin, denn ich bin bereit, meine Seligkeit hinzugeben um Dich. Friedrich, Friedrich, warum hörst Du mich nicht, warum haben meine Seufzer, meine Thränen nicht die Kraft, Dich zu mir zu rufen!

Und das arme, schmerzzitternde junge Weib ließ sich auf einen Sessel niedergleiten, und die Hände vor ihr Antlitz legend, weite sie bitterlich.

Fröhliche Stimmen und lautes Gelächter, welches dicht unter ihren Fenstern vom Garten her ertönte, weckte sie aus ihren Schmerzen und Thränen.

Das ist Frau von Brandt und der Herzog von Braunschweig, flüsterte Elisabeth hochaufathmend, indem sie sich emporrichtete und an's Fenster eilte, um hinter den Vorhängen verborgen in den Garten zu blicken.

Ja, dort stand der Herzog auf der Terrasse im lebhaften, eifrigen Gespräch mit den Freunden, mit Jordan, Kaiserling, Chazot und dem heute erst angekommenen Bielfeld. Aber die Damen waren nirgends zu sehen und die Prinzessin schloß daraus, daß sie sich schon in den Vorsaal begeben hätten, und daß also der Prinz bald kommen würde, seine Gemahlin abzuholen.

Er darf nicht sehen, daß ich geweint habe, Niemand darf das sehen, flüsterte Elisabeth, indem sie in ihr Taschentuch hauchte und es an ihre Augen drückte. Nein, ich will lächeln und heiter sein wie Frau von Brandt und die Morien; ich will lachen und scherzen und Niemand soll ahnen, daß mein Herz sich verblutet und hinstirbt an unverstandenen Schmerzen. Ja, heiter will ich sein und lachen, denn nur alsdann kann ich meinem Gemahl gefallen.

Indem sie so sprach, lachte sie, aber es war ein trauriges, herzerschütterndes Lachen, das indessen draußen im Vorsaal ein lauteres, fröhlicheres Echo fand.

XII.

Das Gedicht.

Im Vorsaal waren, wie die Kronprinzessin schon vermuthet hatte, die Hofdamen sowohl, wie die in Rheinsberg zum Besuch anwesenden Damen aus Berlin, unter denen Frau von Brandt und Frau von Morien, versammelt und warteten der Prinzessin. Während die Oberhofmeisterin Frau von Katsch mit einigen Damen sich in eine Fensternische zurückgezogen hatten und dort ein halblautes Gespräch führten, gingen Frau von Brandt und Frau von Morien im eifrigen, leisen Gespräch im Salon auf und ab.

Frau von Morien horchte in sichtlicher Spannung

familières et autres. De Monsieur le Baron de Bielfeld. Tom. I. pag. 81.

auf die Worte ihrer Freundin, und ihr schönes, lebhaftes Angesicht spiegelte deutlich alle die verschiedenen Regungen ihrer Seele wieder. Bald flog ein glückliches Lächeln über ihre lieblichen Züge, bald lagerte sich eine Wolke auf dieser reinen, klaren Stirn und verdüsterte einen Moment ihre schwarzen, glanzvollen Augen.

Wie ich Ihnen sage, flüsterte Frau von Brandt, die Kaiserin selbst läßt Ihnen sagen, daß Sie auf ihre Dankbarkeit rechnen dürfen, falls Sie geneigt sind, den Wünschen der Kaiserin ihren Beistand zu leihen. Sie müssen alle Ihre Beredsamkeit, all' Ihre Macht darauf verwenden, den Kronprinzen von dem Gedanken abzuwenden, daß er sich, wenn der König todt ist, von seiner Gemahlin scheiden lasse. Die Kaiserin will, daß ihre Nichte Königin von Preußen werde.

Ich verdenke dies der Kaiserin gar nicht, sagte Frau von Morien mit ihrem schelmischen Lächeln. Es fragt sich nur, ob der Wille des Kronprinzen mit dem der österreichischen Kaiserin übereinstimme. Denn Sie wissen wohl, daß der Prinz Friedrich nicht der Mann ist, sich von anderm Willen als dem seinigen bestimmen zu lassen.

Nicht von dem Willen der Kaiserin, aber von dem Ihren, Theuerste!

Und womit gedenkt die Kaiserin meinen Willen zu bestechen? Denn ich hoffe nicht, daß diese gute Kaiserin mich für so albern und kindisch hält, daß ihre Wünsche mir Befehle wären, bloß weil sie von den Lippen einer Kaiserin kommen? Nein, die kleine Morien ist in diesem Augenblick für die Kaiserin eine wichtigere Person, als die Kaiserin es für mich ist, und es ist daher sehr natürlich, daß ich meine Bedingungen stelle.

Sagen Sie nur diese Bedingungen, theuerste Freundin, und ich kann Sie im Voraus versichern, daß sie erfüllt werden, es müßte denn sein, daß Sie die Sterne oder den Mond verlangen wollten, welche Ihnen die Kaiserin freilich nicht geben kann.

Und doch haben Sie meine Bedingung errathen, sagte Frau von Morien lächelnd. Ich verlange einen Stern, aber freilich nicht einen von den kleinen dort droben, einen größern, ehrenvollern und schönern Stern, den mir die Kaiserin geben kann.

Ich verstehe Sie nicht, sagte Frau von Brandt ganz erstaunt.

Ach, Sie werden mich bald verstehen, hören Sie nur! Haben Sie nicht vernommen, daß die österreichische Kaiserin einen Orden stiften will, einen Orden der Tugend und Sittsamkeit?

Frau von Brandt brach in ein lautes, silberhelles Lachen aus. Und in diesen Orden möchten Sie aufgenommen werden?

Ja, das möchte ich, und wenn mich die Kaiserin nicht zur Großkreuzdame dieses Ordens macht, lasse ich mich in gar keine weiteren Verhandlungen ein.

Frau von Brandt lachte immer noch. Das ist eine zu erhabene, zu geniale Idee, sagte sie. Le tourbillon will Großkreuzdame des Tugendordens werden! Die schöne Morien, deren größter Stolz es sonst war, die Tugendprüden zu verachten und der Moral ein Schnippchen zu schlagen, die schöne Morien will jetzt der Sittsamkeit die Schleppe tragen!

Liebe Freundin, sagte Frau von Morien mit einem bezaubernden Lächeln, welches zwei Reihen der köstlichsten weißen Zähne sichtbar werden ließ, liebe Freundin, man muß sich immer zur rechten Zeit den Rückweg offen halten, und wie Aesop herabsteigend sich nicht des bequemen und schönen Pfades freute, sondern schon seufzte über die kommenden Beschwerden des Bergaufsteigens, so müssen auch die Frauen niemals befriedigt sein mit den schönen Pfaden der Gegenwart, sondern ein wenig auch an die beschwerlichen der Zukunft sich erinnern. Ein Tag kommt doch, wo wir die blumigen Pfade der Liebe und Lust mit einem Gitter, den das Alter davor gesperrt, abgeschlossen finden und dann gezwungener Weise auf den langweiligen und duftlosen Wegen der Tugend lustwandeln müssen. Es ist daher gut und weise, wenn man sich schon früh mit einem Paß für diesen Spaziergang versieht und sich die rauhen Wege, welche so gewiß kommen, wie das Alter, ein wenig ebnet. Heute bin ich der Tourbillon und werde es noch einige Jahre bleiben, aber wenn die Rosen und Lilien meiner Wangen gewelkt sind, dann werde ich das Ordenskreuz der Tugend an meinen welken Busen heften und eine sehr gottesfürchtige, sehr keusche, sehr strenge Tugendritterin werden.

Beide Damen lachten, und es war ein Lachen so fröhlich und silberhell, so klar und unschuldig, wie Lerchenjubel und Kindergesang. Dann nahm der Tourbillon schnell wieder eine ernsthafte, pathetische Miene an und sagte mit näselnder predigender Stimme: Und verdiene ich es also nicht sehr wohl, mit dem Ordensstern der Tugend verklärt zu werden? Ist mir nicht die erhabene heilige Bestimmung zugedacht, die Herzen zweier Ehegatten wieder einander zu vereinigen, und was Gott so schön zusammengefügt hat, mit meinen schwachen, aber schönen Händen noch enger zu verknüpfen? Soll ich nicht als eine Priesterin der Vesta diesen heiligen kronprinzlichen Ehebund segnen, um die heiligen Flammen keuscher Gattenliebe wieder auf's Neue auflodern zu machen? Ich sage Ihnen also, schaffen Sie mir diesen Orden, machen Sie, daß ich eine der ersten Ritterinnen dieses Ordens werde, oder ich nehme diese Rolle nicht an, welche man mich da spielen lassen will!

Ich verbürge Ihnen, daß Ihre Launen erfüllt und

daß Sie Ordensdame werden sollen, sagte Frau von Brandt ernsthaft.

Verzeihen Sie, Theuerste, aber dies genügt mir nicht! Ich verlange, daß die Kaiserin von Oesterreich, die erhabene Tante unserer Kronprinzessin, mir selber in einem eigenenhändigen Handbillet die Zusicherung giebt, daß dieser Orden in's Leben tritt, und daß ich Ordensritterin werde. Es schadet nichts, wenn die erhabene Kaiserin außerdem noch einige Worte der Zärtlichkeit und Hochachtung hinzufügt und mich ihrer Werthschätzung versichert.

Ich werde noch heute Ihre Bedingungen nach Berlin berichten, und sie werden sofort durch einen Courier der Kaiserin mitgetheilt werden, welche ohne Zweifel bereit sein wird, sie zu erfüllen, denn die Gefahr ist dringend und Sie sind eine mächtige Bundesgenossin.

Gut, so weit wären wir einig, und es fehlt weiter nichts als die Hauptsache, sagte Frau von Morien mit einem neckischen Lächeln, weiter nichts, als daß ich wirklich Ihre Voraussetzungen erfüllte und daß ich wirklich für den Kronprinzen ein wenig mehr bin, als nur der Tourbillon, die hübsche Morien, die türkische Musik, die er klingeln läßt, wenn er lustig ist. Es fehlt weiter nichts, als daß mich der Kronprinz nun auch wirklich liebt. Er macht mir den Hof, das ist wahr, er drückt mir zuweilen verstohlen die Hand, er flüstert mir dann und wann einige zärtliche, sehnsuchtsvolle Worte in's Ohr, er hat mich gestern, als ich ihm zufällig ganz allein im dunklen Corridor begegnete, sehr feurig umarmt und meine Lippen mit so glühenden und stürmischen Küssen bedeckt, daß ich fast erstickte. Aber das ist Alles, das ist der ganze Roman meiner Liebe.

Nein, das ist nicht Alles! Dieser Roman hat eine Fortsetzung, sagte Frau von Brandt mit triumphirenden Blicken, indem sie einen versiegelten Brief aus ihrem Busen hervorzog und ihn der schönen Morien darreichte. Da nehmen Sie dieses Schreiben, es ist ein neues Capitel Ihres Romans.

Dieser Brief hat keine Adresse, sagte Frau von Morien lächelnd. An wen ist er?

Er ist an Sie.

Nein, er ist an mich! rief plötzlich eine Stimme hinter ihnen, und eine rasche Hand fuhr wie der Blitz empor und entriß der Frau von Morien das versiegelte Papier.

Nein, dieser Brief ist mein! jubelte das kleine Hoffräulein Louise von Schwerin, welche unbemerkt zu den beiden Damen herangeschlichen war und gerade im entscheidenden Moment sie erreicht und den Brief erfaßt hatte, den sie jetzt mit erhobenem Arm hoch emporstreckte.

Der Brief gehört mir, er ist mein! wiederholte das übermüthige junge Mädchen, mit fröhlichem Lachen vor den beiden entsetzten, schreckensbleichen Damen umhertänzelnd. Wer wagt es zu behaupten, daß dieser Brief, welcher keine Adresse hat, nicht an mich gerichtet ist?

Louise, geben Sie mir den Brief wieder, bat Frau von Morien mit zitternder, angstgedämpfter Stimme. Aber Louise fand ein Vergnügen daran, ihre schöne Freundin ein wenig zu martern und zu ängstigen und sich ein wenig zu rächen dafür, daß diese sie immer noch ein Kind nannte und sie auslachte, wenn Louise von ihrem Herzen sprach und irgend eine geheimnißvolle, große, unglückliche Liebe ahnen ließ. Louise wollte sich jetzt rächen, indem sie wirklich die Vorrechte eines Kindes beanspruchte und den neckischen Uebermuth eines Kindes entfaltete.

Nehmen Sie den Brief, wenn Sie ihn bekommen können! rief das Hoffräulein, indem sie wie eine Gazelle durch den Saal sprang und den Brief wie eine Fahne emporschwenkte. Nehmen Sie doch den Brief.

Frau von Morien eilte ihr nach, und nun begann ein lustiges Jagen und Hetzen durch den Saal, begleitet von dem fröhlichen Beifallsgelächter der Damen, die mit lebafter Theilnahme diesem Wettlauf der Schönen zuschaueten. Und in der That, es war ein reizendes Bild, diese beiden schönen Gestalten zu sehen, wie sie, zwei Atalanten gleich, durch den Saal flogen, strahlend vor Eifer und Lust, mit glühenden Wangen und lächelnden Lippen, mit weithin flatternden Locken, mit hochwallendem Busen.

Das junge Mädchen behielt noch immer den Vorsprung, sie tänzelte noch immer jubelnd und lachend vor der schönen Morien einher, während diese schon ein wenig zu ermatten begann.

Dieser Brief ist mein! jubelte das kleine, übermüthige Hoffräulein, und Niemand soll ihn mir entreißen.

Aber Frau von Morien, von Angst beflügelt, machte jetzt eine letzte verzweifelte Anstrengung, wie ein Pfeil flog sie hinter Louisen her. Jetzt war sie dicht hinter ihr, jetzt fühlte Louise schon den heißen, keuchenden Athem an ihren Wangen, sah schon den gehobenen Arm, der sich nach dem Briefe emporstreckte, — da öffnete sich plötzlich die Thür, vor welcher Louise eben angelangt war, und die Kronprinzessin erschien in derselben.

Das kleine Hoffräulein sank mit einem lauten Gelächter zu ihren Füßen nieder und hauchte athemlos: Gnädigste Prinzessin, retten Sie mich!

Frau von Morien war bei dem Erscheinen der Kronprinzessin stehen geblieben, athemlos vom raschen Wettlauf nicht allein, sondern athemlos auch vor Angst und Entsetzen, während Frau von Brandt, ihre eigene Bestürzung unter einem Lächeln verbergend, sich ihrer

Freundin näherte, um sie nicht ohne Beistand und Hülfe in diesem kritischen Moment zu lassen. Die übrige Gesellschaft stand schweigend und in ehrfurchtsvoller Entfernung und schaute nur mit neugierigen, forschenden Blicken auf die seltsame Scene dort drüben hin.

Nun, und wovon soll ich Sie erretten, kleine Louise? fragte die Kronprinzessin, indem sie sich lächelnd zu dem athemlosen Hoffräulein niederbeugte.

Louise schwieg einen Augenblick. Sie fühlte, daß die Kronprinzessin ihr zürnen werde wegen ihrer Unart; sie wollte dem ganzen Hof gegenüber nicht wieder wie ein Kind behandelt werden. Sie faßte also einen raschen Entschluß, sie mußte die Wahrheit dieser Behauptung festhalten, sie mußte darauf beharren, daß der Brief an sie gerichtet gewesen.

Frau von Morien wollte mir einen Brief entreißen, der mir gehört, sagte Louise von Schwerin mit einem trotzigen Blick auf diese.

Ich hoffe, Ew. Königliche Hoheit kennen dieses junge übermüthige Kind zu wohl, um ihren Worten Glauben zu schenken, sagte Frau von Morien ausweichend, nicht wagend, den Brief als ihr Eigenthum einzufordern.

Kind! Sie nennt mich wieder ein Kind, murmelte Louise außer sich vor Zorn und nun fest entschlossen, diese Scene, welche Anfangs Scherz gewesen, jetzt bis auf's Aeußerste fortzuführen und sich an Frau von Morien zu rächen, indem sie sie compromittirte.

Also der Brief ist nicht an Louise? fragte die Kronprinzessin, sich an Frau von Morien wendend.

Nein, Königliche Hoheit, er ist nicht an sie.

Er ist an mich, betheuerte das kleine Hoffräulein. Ew. Königliche Hoheit mögen sich selber davon überzeugen. Hier ist der Brief, wenn Sie die Gnade haben wollen, die Adresse zu lesen.

Aber dieser Brief hat keine Adresse! sagte die Kronprinzessin verwundert, auf den von Louisen erhaltenen Brief deutend.

Und doch behauptet Frau von Morien, daß er an sie gerichtet sei! rief Louise boshaft.

Und doch sagt Fräulein von Schwerin, daß er ihr gehöre! rief Frau von Morien, Louisen einen wüthenden Blick zuschleudernd.

Ich bitte Ew. Königliche Hoheit, Schiedsrichterin zu sein, sagte Louise von Schwerin.

Wie kann ich das? Wie kann ich wissen, wem der Brief gehört, da er keine Aufschrift trägt? fragte die Prinzessin lächelnd.

Indem Ew. Königliche Hoheit die Gnade haben, ihn zu öffnen und zu lesen, sagte das tolle junge Mädchen ganz zuversichtlich und mit dem vollsten Schein der Aufrichtigkeit. Der Brief ist von meiner Mutter, und ich habe nicht nöthig, Ew. Königlichen Hoheit ein Geheimniß daraus zu machen, weil ich überhaupt gar keine Geheimnisse habe.

Sind Sie einverstanden, Frau von Morien? fragte die Kronprinzessin. Soll ich diesen Brief öffnen und als Schiedsrichterin entscheiden?

Aber ehe das geängstigte und entsetzte junge Weib Zeit zu einer Erwiderung fand, trat Frau von Brandt vor und näherte sich der Kronprinzessin mit lächelnder, zuversichtlicher Miene. Sie hatte in dieser äußersten Gefahr einen verzweifelten Entschluß gefaßt. Der Kronprinz hatte ihr gesagt, daß dieses Papier ein Gedicht enthalte. Warum konnte dieses Gedicht nun nicht ebensogut für die Prinzessin, als für Frau von Morien bestimmt sein? Ohne Zweifel enthielt es eine Liebeserklärung, und Liebeserklärungen eignen sich für jede Frau und sind Jeder willkommen.

Wenn Ew. Königliche Hoheit erlauben, bin ich bereit, Aufklärung über dieses Räthsel zu geben, sagte Frau von Brandt vollkommen ruhig und sicher.

Die Kronprinzessin nickte zustimmend.

Dieser Brief gehört weder der Frau von Morien, noch dem Fräulein von Schwerin, fuhr Frau von Brandt fort.

Nun, Sie versprachen Aufklärungen! rief die Prinzessin lachend, und mir scheint, daß Sie das Räthsel

immer undurchdringlicher machen. Der Brief gehört weder der Morien, noch der kleinen Louise? Wem gehört er denn?

Er gehört Ew. Königlichen Hoheit.

Wie? fragte die Prinzessin verwundert, während Frau von Morien mit sprachlosem Entsetzen ihre Freundin anstarrte und Fräulein von Schwerin in ein fröhliches Gelächter ausbrach.

Ja, dieser Brief gehört Ew. Königlichen Hoheit. Der Kronprinz übergab ihn mir vorher mit dem Befehl, ihn auf die Toilette Ew. Königlichen Hoheit zu legen, bevor Dieselben in ihr Ankleidezimmer gingen. Aber ich kam zu spät und vernahm, daß Hoheit schon mit Ihrer Toilette beschäftigt seien. Ich wagte es daher nicht zu stören und behielt den Brief, um ihn jetzt abzugeben. Wie ich ihn in der Hand hielt und mit Frau von Morien darüber scherzte, daß der Kronprinz vergessen, eine Adresse zu schreiben, kam Fräulein von Schwerin, um mir auf eine höchst ungebührliche Weise den Brief zu entreißen und zu behaupten, daß er ihr gehöre. Frau von Morien eilte ihr nach, um ihr denselben zu entreißen. Das ist der ganze Hergang.

Und Sie sagen, der Brief sei an mich? fragte die Kronprinzessin sinnend.

An Sie, und er enthält ein Gedicht von Sr. Königlichen Hoheit.

So bin ich also berechtigt, das Siegel zu erbrechen, sagte die Prinzessin, indem sie den Brief öffnete und das darin enthaltene Papier entfaltete. Dann rief sie mit einem freudigen Lächeln: In der That, es ist ein Gedicht von meinem Gemahl!

Und hier kommt Se. Königliche Hoheit selbst, um die Wahrheit meiner Aussage zu bestätigen! rief Frau von Brandt, zur Seite tretend.

XIII.

Das Banquet.

Frau von Brandt hatte Recht, es war der Kronprinz, welcher, umgeben von seinen Cavalieren, gerade in dem Moment, in welchem die Kronprinzessin das Gedicht zu lesen begann, in den Saal trat. Ein Gemurmel des Beifalls erhob sich bei seinem Erscheinen, und das Antlitz seiner Gemahlin strahlte vor Freude und Entzücken bei dem Anblick dieses schönen, strahlenden, anmuthigen jungen Fürsten, den sie in diesem Moment, wo sie das erste, an sie gerichtete Liebesgedicht von ihm in Händen hielt, mit einer freudigen Zuversicht ihren Gemahl nannte. Der Kronprinz erschien heute nicht, wie gewöhnlich, in der Uniform seines Regimentes, sondern er hatte eine französische Toilette nach der neuesten Mode gemacht. Er trug einen seladonfarbenen Rock von schwerem Seidenmoirée, auf den Schultern verziert mit großen Spitzenschleifen, deren Enden mit silbernen Franzen eingefaßt waren. Die kurzen seladonfarbenen Beinkleider reichten bis an das Knie und waren hier mit spanischen Silberspitzen verziert, welche weit über den seidenen Strumpf herabfielen. An den mit hohen rothen Absätzen verzierten Schuhen prangten Schnallen mit Diamanten von ungeheurer Größe, die indeß noch überstrahlt wurden von den Brillantknöpfen, welche die lange, silberbrokatene Weste zusammenhielten.*) Aehnlich, aber minder reich war das Costüm der Cavaliere des Kronprinzen, und wie die Schaar dieser auserlesenen, schönen, geistvollen, reichgeschmückten Cavaliere in den Saal trat, glänzten die Augen der Damen höher auf und ein lebhaftes Roth färbte ihre Wangen.

Am schönsten strahlte das Antlitz der Kronprinzessin; nie hatte sie den Gemahl so schön gesehen, nie war er ihr in dieser Verklärung der Liebe, des Glückes erschienen. Und das Alles galt ihr, ihr, der Auserlesenen, Beseligten, welche er jetzt liebte. Ja, er liebte sie! Sie hatte nur erst den Anfang dieses Gedichtes gelesen, das er ihr geschrieben, aber dieser Anfang schon enthielt Worte der Zärtlichkeit, der glühenden Liebe.

Während sie in stummer Seligkeit hinüberblickte zu dem Gemahl, näherte sich Frau von Brandt dem Kronprinzen, und indem sie ihm leicht und graziös die eben erlebte Scene erzählte, bat sie ihn um die Bestätigung ihrer Aussage.

Des Kronprinzen rascher Blick war einen Moment

*) Bielfeld, Vol. II. pag. 82.

von der schönen, in Verwirrung und Furcht zitternden Morien zu seiner Gemahlin hinübergeschweift, und aus ihrem strahlenden heitern Gesicht hatte er geschlossen, daß sie wirklich noch glaubte, dieses Gedicht sei an sie gerichtet. Sie hatte also dasselbe noch nicht zu Ende gelesen, sie war noch nicht bis zu jener Strophe gelangt, welche eine unmittelbare Anrede an den schönen Tourbillon, die bezaubernde Leontine enthielt. Man mußte sie also verhindern, dieses Gedicht zu Ende zu lesen! Das war das Ganze.

Der Kronprinz näherte sich daher seiner Gemahlin mit einem Lächeln, wie sie es niemals an ihm gesehen, und welches ihr Herz erzittern machte vor Wonne.

Ich bitte Sie um Verzeihung, sagte er, für mein armes kleines Gedicht, das Ihnen auf eine so stürmische und eclatante Weise übergeben worden, und es in der That wenig verdient, daß man ihm so viel Worte gönnt. Lesen Sie es in einer einsamen Stunde, wo vielleicht die Langeweile Sie heimsuchen will, und dann mag es eine kleine Zerstreuung sein für einen müßigen Moment. Aber lesen Sie es nicht jetzt. Heute wollen wir uns nicht mehr mit Versen und Gedichten plagen, heute wollen wir lachen und fröhlich sein. Das heißt, wenn es Ihnen so gefällt, Madame!

Die Kronprinzessin murmelte einige leise, unverständliche Worte, und während ihr Herz voll war von Gedanken der Liebe, der Freude und des Entzückens, fand sie, wie immer, keine Worte für ihre Gedanken. Diese keusche Schüchternheit ihrer Lippen, diese Armuth an Worten bei dem tiefinnersten Reichthum an Gefühlen, das war das Unglück der armen Kronprinzessin. Das war es, was sie schwerfällig, befangen und geistlos erscheinen ließ, das war es, was ihren Gemahl verstimmte und ihn ihr entfremdete, und weil sie das fühlte, ward sie in seiner Nähe um so befangener und ängstlicher, fand sie um so weniger Kraft, ihren Gedanken Ausdruck zu geben.

Hätte sie in diesem Moment den Muth zu einer geistreichen, pikanten Antwort gefunden, so würde das ihrem Gemahl sehr gefallen haben, während ihr Schweigen ihn verstimmte und seine Stirn bewölkte.

Stumm wie sie selber, reichte er ihr jetzt den Arm, und Frau von Morien mit einem verstohlenen Wink der Augen begrüßend, führte er seine Gemahlin in den Eßsaal zu der glänzend servirten, von Blumen und Früchten duftenden, von reichem Silbergeschirr strahlenden Tafel.

Der Gärtner von Rheinsberg, mit Namen Friedrich von Hohenzollern, ladet seine Freunde ein, zu kosten, was er zu Stande gebracht hat! sagte der Kronprinz, auf die große, duftende Melone deutend, welche vor seinem Teller stand. Setzen wir uns also und seien wir heiter und lustig. Denn zum Glück ist der Kronprinz nicht zu Hause und wir dürfen also Alle sans gêne sein und uns ganz unserer Laune überlassen, wie es die Mäuschen thun, wenn die Katze nicht zu Hause ist.

Er setzte sich neben seiner Gemahlin nieder und winkte dann Frau von Morien an seine linke Seite, indem er mit einem bezaubernden Lächeln halb leise zu ihr sagte: Sie müssen heute meine Retterin sein, schönster Sturmwind. Mein Herz steht in Flammen und bedarf der Abkühlung. Blasen Sie also, blasen Sie, damit es kühl werde und sich nicht verzehre in seinen eigenen Flammen.

Oh, dieses Herz ist ein Phönix, flüsterte Frau von Morien, aus der Asche steigt es immer wieder neuverjüngt empor.

Aber nur um sich auf's Neue zu verzehren in seinen Gluthen, sagte der Prinz leise. Dann nahm er das Glas zur Hand, und mit seinen leuchtenden Blicken die ganze reiche feine Tafelrunde musternd, sagte er: Der erste Toast gilt heute der Jugend! Dieser süßen Thorheit, um welche uns die Alten beneiden und von welcher wir leider mit jedem Tage mehr geheilt werden. Der Jugend und der Schönheit, welche beide heute hier so glänzend vertreten sind, daß man meinen sollte, Frau Venus habe uns alle ihre Töchter und Gespielinnen, aber auch alle ihre Liebhaber gesandt, sowohl die abgesetzten und verlassenen, als auch die, welche sie erst noch zu verlassen gedenkt, und die sie augenblicklich noch begünstigt und ihnen schön thut.

Alle lachten und stießen fröhlich mit den Gläsern an und aßen mit sichtlichem Behagen von diesen köstlichen, duftenden Speisen, welche die Meisterhand Duvals, des französischen Koches, bereitet hatte, und welche der Kronprinz würzte mit pikanter Unterhaltung und dem attischen Salz seines allzeitig schlagfertigen, niemals versagenden Witzes.

Bald strahlten alle Gesichter in Heiterkeit und Lust, bald glänzte die Freude aus Aller Blicken. Der dicke Knobelsdorf erzählte mit seiner lauten, schallenden Stimme ein wenig von der chronique scandaleuse seines Reiselebens, der kleine zierliche Jordan mit den funkelnden Augen und dem gutmüthigen Lachen unterhielt, dem Kronprinzen gegenübersitzend, mit diesem eines jener launigen, geistvollen, pikanten Gespräche, wie nur diese Beiden, in langer, inniger Freundschaft vereint, es zu führen vermochten; der muntere, ritterliche Chazot recitirte einige drastische Strophen aus Voltaire's kürzlich erschienener Pucelle; der schöne eitle Graf Kaiserling ließ in jeder Minute eine neue Rakete des Witzes, der Gelehrsamkeit, der Empfindsamkeit emporsteigen und unterhielt die Damen, welche neben ihm saßen, mit einem wahren Feuerwerk von Geist und Wissen, bald einige Verse aus der

Henriade recitirend, dann wieder einige der eben Mode werdenden Gellert'schen Fabeln declamirend, dann mit dem unweit von ihm sitzenden Maler Pesne ein geistreiches Gespräch über die Malerei beginnend, und dann wieder seiner Nachbarin, dem Hoffräulein von Schwerin ein bezauberndes Bild von der Zukunft entwerfend. Von dieser Zukunft, wo man in Berlin ein französisches Theater und eine italienische Oper, vor allen Dingen ein französisch-italienisches Ballet haben würde, bei welchem die schönsten Tänzerinnen und die berühmtesten Tänzer engagirt sein würden, und welches an Pracht und Glanz Alles überstrahlen sollte, was es jemals Aehnliches im ganzen deutschen Reiche gegeben habe und noch geben werde.

Weiter abwärts am Tische aber saßen die beiden Benda's, die beiden Graun's und Quantz, der vielvermögende und vielgefürchtete Flötenvirtuos und Lehrer des Kronprinzen, der Jedermann imponirte durch seine Grobheit, und vor dem selbst der Kronprinz eine Art Scheu empfand, weil selbst Er nicht sicher war vor irgend einer brusquen abweisenden Antwort. Aber heute war selbst Quantz freundlich und still, und sein Antlitz trug den halb gutmüthigen, halb grollenden Ausdruck einer Bulldogge, die von zarter, weicher Hand gestreichelt wird und eigentlich zürnen möchte, aber vor Behagen nicht dazu kommen kann.

Immer lauter, immer stürmischer und ungebundener wurde die Fröhlichkeit der Gesellschaft, immer höher strahlten die Wangen der Damen, immer zärtlicher und kühner wurden die Worte der Männer. Nur die Kronprinzessin saß schweigend und trübe neben ihrem Gemahl, nur ihr Herz war wieder kummervoll und schwer. Sie hatte die vorhin erlebte Scene noch einmal überlegt und erwogen, und das Resultat davon war gewesen, daß sie jetzt überzeugt war, das Gedicht, welches sie erhalten, sei nicht an sie gerichtet gewesen, sondern an irgend eine Andere, daß sie sich ihrer Leichtgläubigkeit schämte und erröthete über ihre eigne Eitelkeit. Denn wie wäre es auch möglich, daß Er, dieser schöne, strahlende Mann, der da an ihrer Seite saß, dessen Lippen sprudelten von Geist und Witz, dessen Stirn leuchtete wie die eines Jupiters, der eben so gelehrt als geistreich, eben so erhaben als liebenswürdig, eben so jung und heiter als weise und tiefernst war, wie wäre es möglich, daß Er sie lieben sollte, sie, welche weiter nichts war als jung und schön und außerdem den großen, den unverzeihlichen Fehler hatte, seine Gemahlin, und zwar seine aufgedrungene Gemahlin zu sein. — Nein, dieses Gedicht war nicht an sie gerichtet! Aber an wen denn? Wer war die Glückliche, welche das Herz des Kronprinzen besaß, vor der seine edle, stolze Seele sich in Liebe beugte? Ihr Herz bäumte sich, wenn sie daran dachte, daß eine Andere, nicht sie dieses Glück ihr Eigen nannte, und doch, in ihrem edlen und sanften Sinne zürnte sie dieser Anderen nicht. Aber sie glühete, ihren Namen zu wissen, doch, wenn sie ihn wußte, wollte sie nicht Rache an ihr nehmen, sondern für sie beten, für sie, welche der Kronprinz liebte, der er vielleicht einige Tage des Glückes, der Seligkeit verdankte.

Aber wer war sie? Mit prüfendem Blick ließ die Kronprinzessin ihr Auge an all' den Damen vorübergleiten, welche an der Tafel saßen. Es waren viel schöne, anmuthige Gesichter unter ihnen. Manche von ihnen hatte Geist, Lebhaftigkeit, Witz, aber Keine von ihnen war würdig, von dem Kronprinzen geliebt zu werden. Eben neigte sich ihr Gemahl mit einem bezaubernden Lächeln zu seiner Nachbarin, eben flüsterte er ihr einige Worte zu, und Frau von Morien erröthete und schlug die Augen nieder und hob sie dann wieder, um ihn mit flammenden Blicken anzuschauen und mit zitternden Lippen einige Worte zu flüstern, die so leise waren, daß nur der Kronprinz sie verstehen konnte. Wie? Sollte sie es sein? — Aber nein! Das war ja unmöglich! Dieses leichtfertige, koquette oberflächliche Weib konnte unmöglich den edlen, großsinnigen, genialen Kronprinzen gefesselt haben, nicht sie konnte Elisabeths beglückte Rivalin sein!

Wer war sie denn? Ach wäre doch erst dieses ewig lange Mahl zu Ende! Könnte sie doch erst allein sein in ihren Gemächern, um das Gedicht zu lesen, welches ohne Zweifel eine Lösung dieses Räthsels, welches den Namen der Geliebten enthalten mußte.

Aber es schien, als ob der Kronprinz diesen Wunsch seiner Gemahlin errathen hätte und ihn sofort hintertreiben wollte. Man war heute sehr spät, erst um sechs Uhr zur Tafel gegangen, jetzt war es dunkel geworden, und man brachte hohe Armleuchter mit Wachskerzen, welche die Tafel erleuchteten.

Die Lichter brennen! rief der Kronprinz. Wir wollen uns nicht eher von der Tafel erheben, als bis die Lichter erloschen sind und dafür eine leichte Champagner-Illumination in unseren Köpfen begonnen hat!*)

Und man sprach und lachte und flüsterte und declamirte und trank und jubelte weiter, und das Herz der Kronprinzessin ward immer schwerer, immer trauriger.

Plötzlich wandte ihr Gemahl sich zu ihr hin. Die Eitelkeit eines Autors regt sich ein wenig in mir, sagte er lächelnd, und ich erlaube mir daher die Frage, ob Sie gar nicht neugierig sind, das Gedicht zu kennen, welches ich die Ehre hatte, Ihnen heute durch Frau von Brandt zu senden?

---

*) Des Kronprinzen eigne Worte. Bielfeld Vol. I., pag. 84, dem auch theilweise die ganze Schilderung dieses Bankets entlehnt ist.

Doch, mein Gemahl! rief die Kronprinzessin lebhaft. Ich glühe vor Verlangen, es kennen zu lernen.

So erlauben Sie mir, daß ich sofort Ihr Verlangen befriedige, sagte der Kronprinz, seine Hand hinreichend, um das Gedicht zu empfangen.

Die Prinzessin zögerte, aber als sie ihren Gemahl ansah, begegnete sie seinen Augen, die mit so kalten, gebieterischen Blicken auf sie gerichtet waren, daß sie erbebte und es wie eine eisige Hand über ihr Herz rieseln fühlte.

Sie zog das Gedicht aus ihrer Kleidertasche hervor und reichte es schweigend ihrem Gemahl dar.

Jetzt, mein kleines Hoffräulein von Schwerin, sagte der Kronprinz lachend und mit erhobener Stimme, jetzt soll diese ganze hochweise, hochehrbare und hochwürdige Gesellschaft als Richter zwischen mir und Ihnen zu Tische sitzen und entscheiden, ob dieses Papier, wie das höchst sittsame und zärtliche Kind behauptet, ein Brief von ihrer lieben Mutter sei, oder wie ich behaupte, ein Gedicht, welches ein gewisser Prinz geschrieben, der zuweilen an der Krankheit des Versemachens leidet und dann allerlei Imaginationen und Phantasien hat. Hören Sie also, meine Herren und Damen, und seien Sie Richter zwischen uns. Aber damit Niemand glaube, daß ich etwas Anderes lese, als was dasteht, und die zärtlichen Worte mütterlicher Liebe in die noch zärtlicheren Gefühle eines Liebhabers übersetze, soll Frau von Morien mit mir in dieses Papier schauen und bezeugen, daß ich die Wahrheit lese.

Er reichte Frau von Morien das Papier hin und das Haupt leicht zu ihr hinneigend, begann er zu lesen. Die ersten Verse so, wie sie da geschrieben standen, dann aber, übergehend in eine freie Improvisation, recitirte er ein von Uebermuth, Geist, Laune und Witz sprudelndes Gedicht, das eben so sehr eine Huldigung für seine Gemahlin war, als es reich war an pikanten Beziehungen und Anspielungen und sanglanten Scherzen, die Jedermann verstand, und die

dann und wann ein Jauchzen des Beifalls bei der Tischgesellschaft hervorriefen. Während er las, was nicht dastand, hatte Frau von Morien Zeit zu lesen, was dastand, und ihr Herz klopfte vor Lust, ihr Busen wogte und ihre Wangen glühten, als sie diese so glühende Liebeserklärung, diese halb demuthsvolle, halb gebieterische Einladung zu einem Rendezvous las.

Die Lectüre war beendet, lautes Lachen und stürmische Lobpreisungen ertönten von allen Seiten. Der Kronprinz faltete das Papier zusammen, indem er sich an seine Gemahlin wandte und sie lächelnd fragte, ob sie zufrieden sei mit dem Gedicht?

Ich bin es so sehr, sagte sie, daß ich Sie bitten

wollte, mir das Gedicht wiederzugeben. Ich möchte es aufbewahren zum Andenken an diese Stunde.

Aufbewahren? Nicht doch! Ein Gedicht ist wie eine Blume. Es gehört der Gegenwart, und nur so lange es frisch, ist es schön. Wenn man die Blume in ein Herbarium legt, ist's vorbei mit ihrer Schönheit und ihrem Duft. Auch ein Liebesgedicht soll man nicht in ein Herbarium legen. Der Moment hat es gegeben, der Moment soll es wieder nehmen, und den Göttern wollen wir opfern, was wir den Göttern verdanken.

So sprechend, zerriß der Kronprinz das Papier in kleine Stückchen, die er dann auf seiner flachen Hand zu einem kleinen Haufen aufschichtete.

Gehet hin in alle Winde und lehret alle Völker, daß nichts unsterblich ist, auch die Gedichte eines Fürsten nicht, sagte er, auf die Papierschnitzel blasend, daß sie wie leichte Schneeflocken empor wirbelten und herüber und hinüber flatterten. Nun entstand ein lustiges Jagen und Hetzen mit diesen Papierschnitzeln, Jeder blies sie weiter, Jeder machte aus seinen Lippen einen kleinen Blasebalg, der mit seinem Luftzug die Schnitzel immer wieder emporwirbelte, Jeder bemühte sich, den Streifchen eine besondere Richtung, ein bestimmtes Ziel zu geben, indem man sie jener Schönen in's Antlitz oder auf die weißen Schultern, oder diesem Herrn gerade in's Auge oder in den lachenden Mund blies.

Es war ein lustiges Schäkern und Jauchzen, ein harmloses Kosen und Scherzen. Nur die Kronprinzessin saß immer noch trübe und still. Dann und wann fiel eins der Papierstreifchen vor ihr nieder; sie sammelte sie mechanisch auf, aber blies sie nicht weiter, sondern betrachtete sie mit trüben, schmerzvollen Blicken. Plötzlich zuckte sie zusammen und ein glühendes Roth überflog ihr Antlitz. Sie hatte da auf einem dieser Papierstreifen zwei Worte gelesen, welche ihr Herz erbeben machten vor Zorn und Schmerz. Diese beiden Worte hießen: „Bezaubernde Leontine."

Das Geheimniß war also enthüllt! An Leontine war dieses Gedicht des Kronprinzen gerichtet, an eine bezaubernde Leontine, und nicht an Elisabeth! Aber wer war sie? Wer von diesen Damen hieß Leontine?

Sie mußte, sie wollte das wissen. Sie raffte all' ihren Muth zusamen, sie stachelte mit ihren eigenen Schmerzen ihr Herz empor zu wilder, trauriger Lustigkeit, sie begann plötzlich einzustimmen in die allgemeine Fröhlichkeit und fing an zu lachen und zu scherzen und fröhlich zu plaudern, mit dem Kronprinzen sowohl und der Frau von Morien, als auch mit dem jungen Baron von Bielfeld, der ihr gegenüber saß.

Niemals hatte man die Kronprinzessin so heiter, so ungezwungen und witzig gesehen. Niemand ahnte, daß diese Scherze und dieses Lachen nichts weiter seien als die maskirten Schmerzen, die ihre Seele folterten, und daß sie den Klageschrei ihres Herzens nur unter dem Lachen ihrer Lippen verhüllte!

Die Lichter waren halb schon herunter gebrannt, und schon begann bei einigen dieser heitern Tafelrunde die Champagner-Illumination, welche der Kronprinz prophezeihet hatte, ihre ersten Lichterchen anzuzünden. Chazot declamirte nicht mehr, sondern er sang schon einige jener reizenden Chansons, wie er sie in seinem Vaterlande, der Normandie, oft den schmucken lebenslustigen Bäuerinnen abgelauscht, Jordan improvisirte eine Predigt, in der Art der fanatischen, heuchlerischen und scheinheiligen Priester, wie sie seit einiger Zeit in Berlin ihr Wesen trieben, Kaiserling hatte sich von seinem Sitz erhoben und machte eine Attitüde, wie er sie in Paris von dem berühmten Lagière in dem Ballet „die Syrene" gesehen. Knobelsdorf erzählte seine pikantesten italienischen Abenteuer und Quantz fand sogar den Muth, des Kronprinzen Lieblingshund, die Biche, welche er als seine Rivalin haßte, und die eben seine Füße beschnüffelte, mit einem kräftigen Fußtritt von sich zu stoßen. Der Kronprinz allein hatte seine edle, freundliche und würdige Haltung bewahrt. Inmitten dieser allgemeinen Aufregung war er, wie der starke Mann des Horaz, der, Zeuge des Zusammensturzes der ganzen Welt, mit ruhigem und heiterm Auge die entstehenden Ruinen betrachtet.*)

Die Kerzen waren tief schon hinabgebrannt und höher schon leuchtete die Champagner-Illumination in den Köpfen der Männer empor. Nur der Kronprinz und der junge Baron Bielfeld waren noch frei davon.

Auch der Bielfeld muß seinen Theil haben an der allgemeinen Illumination, sagte der Kronprinz lächelnd zu seiner Gemahlin, indem er ihn zu sich winkte, um mit ihm anzustoßen auf das Wohl seiner in Hamburg zurückgelassenen Braut.

Während Bielfeld seinen Platz verlassen hatte, und zu dem Kronprinzen herübergekommen war, gab die Kronprinzessin leise und eilig einem der Bedienten ihre Befehle.

Sie hatte gesehen, daß Bielfeld, um sein heißes Blut zu kühlen, ganze Gläser Wasser aus der vor ihm stehenden Wasserkaraffe getrunken hatte. Sie ließ also dieses Wasser ausgießen und statt dessen die Wasserflasche mit Silleri füllen, der so weiß und klar war, wie Wasser aus einer Felsenquelle. Der arme Bielfeld, auf seinen Platz zurückkehrend und sein Blut noch mehr erhitzt fühlend von der Erinnerung an seine Braut, füllte den großen Wasserkr...

*) Bielfeld, Vol. I. pag. 87.

Rande und trank, ohne es zu bemerken, statt des kühlen Wassers den gluthvollen Silleri.*)

Die Kronprinzessin, welche noch immer dasselbe Ziel verfolgte und nur zu wissen strebte, wer von den Damen die bezaubernde Leontine sei, wollte jetzt einen letzten entscheidenden Schlag wagen.

Mit einem anmuthigen Lächeln sich zu Bielfeld hinüber neigend, fragte sie: Der Kronprinz sprach von Ihrer Braut. Man darf Ihnen also gratuliren?

Bielfeld, welcher nicht zu sagen wagte, daß er im Begriff stehe, diese Braut treulos zu verlassen, verneigte sich stumm.

Darf man den Namen Ihrer Braut wissen? fragte die Kronprinzessin.

Fräulein von Randau! murmelte Bielfeld, und trank, um seine Verlegenheit zu cachiren, ein zweites Glas Wasser-Silleri hinunter.

Fräulein von Randau! wiederholte die Kronprinzessin lächelnd. Wie kalt, wie ceremoniös das klingt, wie physiognomielos. Um eine Dame sich vorstellen und vergegenwärtigen zu können, muß man vor allen Dingen ihren Vornamen wissen, denn die Vornamen sind immer gewissermaßen ein Theil ihres Characters. Wie heißt Ihre Braut?

Regina, Königliche Hoheit.

Regina! Das ist ein schöner Name! Eine ganze Prophezeihung des Glückes! Denn sie wird immer die Königin Ihres Herzens bleiben! Ach, ich verstehe mich auf die Bedeutung der Namen, und daheim im Vaterhause nannte man mich deshalb immer die Sybille, denn meine Vorhersagungen trafen immer ein. Ich will Ihnen jetzt Allen aus Ihren Vornamen ein Prognosticon stellen und Ihnen Ihre Zukunft prophezeihen, meine Damen. Fangen wir an! Wie heißen Sie, liebe Oberhofmeisterin?

Und während die Kronprinzessin, anscheinend ganz harmlos, so sprach, lächelte sie und spielte nachlässig mit dem schönen venetianischen Glase, welches vor ihr stand. Der Kronprinz allein sah, was Niemand außer ihm beachtete, er sah, daß diese Hand, welche so arglos mit dem Glase zu spielen schien, heftig zitterte, daß, während sie lächelte, ihre Lippen bebten und ihr Athem keuchend und fieberhaft aus ihrer Brust hervorquoll.

Er begriff, was diese Prophezeihung aus den Vornamen zu bedeuten habe, er begriff, daß die Prinzessin den Inhalt des Gedichtes kannte.

Verschweigen Sie Ihren Namen! flüsterte er rasch der Frau von Morien zu. Dann wandte er sich wieder seiner Gemahlin zu, welche eben der Frau von Katsch aus ihrem Namen ein langes und glückliches Alter prophezeiht hatte.

Wie heißen Sie, Fräulein von Schwerin? fragte die Kronprinzessin weiter.

Louise!

Ach, Louise! Nun, ich prophezeihe Ihnen, daß Sie glücklicher sein werden, als Ihre Namensschwester, die schöne La Vallière. Sie werden niemals Gewissensbisse über ein Liebesverhältniß haben und niemals in ein Kloster gehen!

Dafür werde ich aber auch wahrscheinlich niemals das Glück haben, von einem Könige geliebt zu werden! sagte das kleine Hoffräulein mit einem traurigen Seufzer.

Ein fröhliches Gelächter der Gesellschaft war die Antwort auf diesen naiven Stoßseufzer.

Die Kronprinzessin fuhr in ihren Prophezeihungen fort. Sie hatte für Alle ein pikantes und scherzhaftes Wort, eine schmeichelhafte Wendung.

Jetzt wandte sie sich an Frau von Morien, immer noch lächelnd, immer noch mit dem Glase spielend.

Nun, und Ihr Vorname, meine liebe Frau von Morien? fragte sie, das Glas mit ihren Finger umspannend und tief in seinen Kelch hineinschauend.

Le Tourbillon heißt sie! rief der Kronprinz lachend.

Antoniette Louise Albertine heiße ich! sagte Frau von Morien zögernd.

Die Kronprinzessin athmete erleichtert auf und hob den strahlenden Blick von dem Glase zu der schönen Morien empor. Das sind zu viel Namen, um daraus prophezeihen zu können, sagte sie. Mit welchem Namen werden Sie genannt?

Frau von Morien zögerte, die übrigen Damen, besser in die kleinen Geheimnisse des Tourbillons eingeweiht, als die Konprinzessin, errieth en, daß sich etwas Außergewöhnliches an diese Frage der Prinzessin und die Verlegenheit der Frau von Morien knüpfte, und horchten daher aufmerksam der Antwort der schönen Frau entgegen.

Eine augenblickliche Pause trat ein. Plötzlich brach Fräulein von Schwerin in ein fröhliches Lachen aus. Nun, sagte sie, haben Sie Ihren Namen vergessen, Frau von Morien? Wissen Sie nicht mehr, daß Sie Leontine genannt werden?

Leontine! rief die Kronprinzessin heftig, und ihre Finger schlossen sich so krampfhaft um das Glas, daß es klirrend und mit einem schneidenden Wehelaut in ihrer Hand zerbrach.

Der Kronprinz sah die erstaunten, fragenden Blicke der Gesellschaft sich auf seine Gemahlin heften, er fühlte, daß er der allgemeinen Aufmerksamkeit eine andere Richtung geben, daß er die That der Prinzessin in einen Scherz verwandeln müsse.

Sie haben Recht, Elisabeth! sagte er daher lachend. Die Lichter sind herabgebrannt, die Illumination hat begonnen, das Fest ist zu Ende, und wie wir vorher

*) Bielfeld, Vol. I. pag. 85.

den Göttern mit dem Gedicht ein Opfer gebracht, so müssen wir es jetzt mit den Gläsern thun, aus denen wir uns einige Stunden des Glückes, des Frohsinns und des Vergessens getrunken haben! Den Göttern opfere ich daher dieses Glas! Ihr Alle folgt meinem Beispiel!

Er hob sein Glas empor und warf es über seine Schulter auf den Boden, daß es klirrend zerbrach.

Alles folgte laut jubelnd und lachend dem Beispiel des Kronprinzen und seiner Gemahlin. Jauchzend hob Jeder sein Glas und warf es zur Erde. Das war ein Klirren und Klingen, ein Schreien und Lachen ohne Ende. In wenigen Minuten waren alle diese leuchtenden, krystallhellen Gläser nichts mehr als funkelnde Scherben, die zerbrochen und zerstreut den Fußboden bedeckten.

Aber die von Wein und Lust trunkene Gesellschaft war noch nicht befriedigt mit diesem ersten, den Göttern dargebrachten Opfer. Sie dürstete nach einer Fortsetzung desselben, das Zerstören war zu einer rasenden Lust, einem wilden Entzücken geworden.

Man hatte damit angefangen, die Gläser zu zerbrechen, man ergriff jetzt die Vasen, die Schalen von Krystall und Porzellan und schleuderte Alles mit wildem Jauchzen zu Boden.*)

Aber mitten in dieser allgemeinen Verwirrung öffnete sich plötzlich die Thür und Fredersdorf, einen Brief in der Hand haltend, erschien auf der Schwelle.

Sein ungerufenes Erscheinen in diesem Saal war etwas so Außergewöhnliches, Unerhörtes, daß es nur durch etwas Ueberraschendes, Außerordentliches konnte gerechtfertigt werden. — Das fühlten Alle trotz ihrer wilden Aufgeregtheit, ihrer brausenden Fröhlichkeit. Es trat daher augenblickliche Stille ein und Jeder blickte erwartungsvoll und gespannt auf den Kronprinzen, der so eben den Brief aus Fredersdorfs Händen empfangen und ihn erbrochen hatte.

Jetzt erblaßte der Kronprinz, und das Papier zitterte in seinen Händen. Hastig erhob er sich von seinem Sitz.

Meine Freunde, sagte er feierlich, das Fest ist zu Ende! Ich muß sogleich nach Potsdam. Der König ist gefährlich erkrankt! Leben Sie wohl!

Und seiner Gemahlin den Arm bietend, verließ er mit ihr den Saal. Schweigend erhoben sich die eben noch so heiteren Gäste, schweigend schlich Jeder in sein Gemach, und nur hier und da hörte man verstohlenes Flüstern, begegnete man bedeutungsvollen, fragenden Blicken.

Bald herrschte eine tiefe, schauerliche Stille im Schlosse zu Rheinsberg. Jedermann schlief, oder er gab sich doch den Anschein, zu schlafen.

XIV.

Le roi est mort! Vive le roi!

Es ging zu Ende mit dem Leben König Friedrich Wilhelms des Ersten! Vorbei war es mit der Macht und Größe, vorbei mit aller erträumten Herrlichkeit! Der Geist hatte lange gekämpft gegen den Körper, jetzt, nach qualvollen Monden heimlicher Schmerzen, verschwiegener Pein mußte er sich für überwunden erklären, für besiegt von dem Tode. Die steife Uniform paßt nicht mehr für die verfallende Gestalt: die Etiquette und das Ceremoniel sind von dem großen und allgebietenden Herrscher, dem Tod, zurückgedrängt worden. Das ist kein König mehr, sondern ein sterbender Mensch, nichts weiter! Ein Vater, welcher Abschied nimmt von seinen Kindern, ein Gatte, welcher zum letzten Male sein Weib umarmt, auf ihre thränenfeuchten Wangen die letzten Küsse preßt und heimlich in ihr Ohr die Bitte um Vergebung für manche erduldete Härte, manche erlittene Grausamkeit flüstert.

Friedrich Wilhelm hat seinen Frieden gemacht mit Gott und der Welt. Sein stolzer Sinn ist gebrochen, sein hartes Herz ist erweicht! Er hatte sich lange genug in dem Hochmuth seines Herzens gesträubt gegen die Erkenntniß seiner eigenen Sünden! Aber ein tapferer und beherzter Priester, der Probst Roloff, war an sein Lager getreten, und das schlummernde Gewissen des Monarchen hatte er erweckt mit seinen Vorwürfen und Beschuldigungen. Vergebens hatte der König auf alle diese Anschuldigungen des Priesters anfangs immer mit stolzem Selbstbewußtsein geantwortet: „Ich habe doch niemals das sechste Gebot verletzt! Ich bin meiner Frau niemals untreu ge-

*) Bielfeld, pag. 86.

wesen!"*) Roloff sprach immer wieder von seinen Sünden und Vergehen, von seinen Erpressungen und Bedrückungen, von dem Menschenhandel, den er für seine geliebte Garde getrieben, und endlich mußte Friedrich Wilhelm sich für überwunden erklären, endlich mußte er die Krone von seinem Haupte nehmen und als Mensch sich beugen in reuevoller Zerknirschung, um Gott anzuflehen um Erbarmen und um Gnade!

Er hatte seinen Frieden mit Gott gemacht. Es blieb ihm nichts mehr übrig, als die letzten irdischen Angelegenheiten zu ordnen und seinen Frieden zu machen auch mit der Welt, Abschied zu nehmen von seiner Gattin, seinen Kindern, seinen Freunden und Dienern.

Er hatte sie Alle in seinem Sterbezimmer versammelt, um ihnen Lebewohl zu sagen. Neben seinem Rollstuhl, auf dem der König saß, eingehüllt in einen weiten seidenen Mantel, standen seine Gemahlin und der Kronprinz. Seine Hände ruhten in den ihren, und wenn er die schweren, müden Augen zu ihnen erhob, begegnete er immer ihren von Thränen umdüsterten Blicken, welche mit unendlicher Liebe, unendlicher Theilnahme auf ihm ruhten. Der Tod, welcher sie bald für immer trennen sollte, hatte den Vater und den Sohn zuvor in Liebe vereint. Friedrich Wilhelm hatte den Kronprinzen laut weinend in seine Arme geschlossen, und mit von Thränen erstickter Stimme gerufen: „Hat mir Gott nicht eine große Gnade erzeigt, daß er mir einen so edlen Sohn gegeben? — Der Kronprinz hatte das von Thränen überfluthete Antlitz an die Brust des sterbenden Vaters geschmiegt, und aus tiefster und aufrichtigster Seele hatte er zu Gott gebetet um die Erhaltung und Genesung des Vaters, des jetzt regierenden Königs.

Aber es ging zu Ende. Der König wußte und fühlte das! Er hatte sich seinen Sarg von Eichenholz, in den er vor einigen Monaten sich zur Probe gelegt, jetzt in sein Zimmer bringen lassen, und auf dies traurige und wehmuthsvolle Ruhelager blickend, sagte er mit einem zufriedenen Lächeln: „In diesem Lager werde ich ruhig schlafen!" — Dann winkte er seinem Kabinets-Sekretair Eichel und befahl ihm die Verordnung für sein Leichenbegängniß, welche der König selber ihm dictirt, jetzt vorzulesen.

Es war eine schauerliche herzzerreißende Lectüre. Ein grausiges Bild, diesen König zu sehen neben seinem Sarge, umgeben von seinen Kindern und Dienern, sein mattes Haupt gelehnt an die Schulter seiner Gemahlin und aufmerksam der Lectüre zuhörend, welche von ihm, dem noch lebenden, denkenden, empfindenden Wesen, als von einer erkalteten, todten, gefühllosen Masse sprach, einen wesenlosen verächtlichen Etwas, das man wäscht und ankleidet und in einen Kasten einsperrt, um es der ekeln Verwesung, dem wüsten Fraß raubgieriger Würmer zu übergeben. — Nicht wie von einem Trauerfest, sondern nur wie von einer vor seinem Sarge gehaltenen Parade, hatte der sterbende König in dieser letzten Verordnung gesprochen, und eine zugleich schauerliche und tragikomische Wirkung machte es, daß der König ausdrücklich verfügte, es solle nach seiner Beisetzung im großen Saale für Alle, welche der Ceremonie beigewohnt, glänzende Tafel sein, und dabei sollte nicht allein das beste Faß Rheinwein aus des Königs Keller, sondern überhaupt vieler, aber nur guter Wein getrunken werden.*)

Und nachdem Friedrich Wilhelm so für seine Leiche gesorgt, wollte er zuletzt noch von seinen Freunden Jedem ein Andenken hinterlassen, seinen Lieblingen, dem Fürsten von Dessau und dem Grafen Haake, das Beste, was er ihnen geben konnte, ein Pferd.

Er befahl, seine Pferde aus den Ställen in den Hof führen zu lassen, und bat die beiden Herren hinunter zu gehen und sich jeder eins dieser Pferde auszusuchen. Dann ließ er sich in einem Rollstuhl an eines der Fenster rollen und es öffnen. Von hier aus konnte er den ganzen Hof überschauen und jedem dieser Thiere, die ihn so oft zu Festen und Paraden getragen, einen letzten Abschiedsblick geben. Ach, welche köstliche, glanzvolle Tage waren das gewesen, wenn der König, leicht sich emporschwingend auf eins dieser stolzen, scharrenden Thiere, hinausgeritten war in die frische, freie Gottesluft, überall demüthig gegrüßt von seinen Unterthanen, überall empfangen von Trommelwirbel und Trompetenschall, und in jedem Moment seiner Größe und Herrlichkeit sich bewußt werdend durch die Kleinheit, die Demuth alles dessen, was ihn umgab.

Und das war jetzt Alles abgethan und zu Ende! Nie mehr wird sein Fuß sich in die Steigbügel schwingen, nie wird er mehr durch die Straßen seiner Stadt Berlin reiten, um sich zu erfreuen an den stattlichen Häusern und Palästen, die sein gefürchteter Wille in's Leben gerufen, nie mehr wird er die demuthsvollen Grüße seiner Unterthanen empfangen, und wenn die Trommeln wirbeln und die Kanonen donnern, so werden sie damit nicht mehr ihn, den König, sondern nur noch seine Leiche begrüßen!

Oh, und das Leben ist doch so schön, die Luft ist so balsamisch und frisch, der Himmel ist von einem so klaren, durchsichtigen Blau! Und das Alles soll er verlassen, vor dem Allen soll er seine Augen schließen, um hinabzusteigen in den öden, dunklen Sarg!

Der König schüttelte verstohlen eine Thräne aus seinem Auge fort, und zwang seinen Blick, sich von

*) Thiébault, Vol. II. p. 44.

*) Pöllnitz, Vol. II. pag. 370.

dem Himmel und der schönen Gotteslust auf die Pferde zu lenken, welche, von den Reitknechten geführt, stolz und majestätisch im Hof auf und ab gingen. Wie er das that, belebten sich seine Züge und nahmen wieder einen frischeren, lebendigeren Ausdruck an. Er vergaß für einen Moment, daß der Tod hinter ihm stand, und blickte mit gespannter Aufmerksamkeit hinunter in den Hof, um zu sehen, welche Pferde die beiden Herren wählen würden.

Als er das Pferd sah, welches der Fürst von Anhalt-Dessau sich gewählt, lächelte er mit der überlegenen mitleidigen Miene eines Kenners.

Das ist ein sehr schlechtes Pferd, mein lieber Fürst, rief er hinunter in den Hof, und die Indignation des erfahrenen Pferdekenners gab seiner Stimme ihre gewohnte Kraft und Energie. Nehmen Sie jenes dort; ich stehe Ihnen dafür, daß es ein gutes Pferd ist! — Als der Fürst das vom Könige bezeichnete und Graf Haake sich ein anderes Pferd gewählt, befahl der König, daß man den beiden Thieren ihr schönstes und prachtvollstes Sattelzeug anlege, und während dies geschah, blickte er mit theilnamsvoller Neugierde immer hinunter in den Hof. — Hinter ihm stand der Minister von Podewils und die Geheimen Staats-Sekretaire, denen der König befohlen, zu erscheinen, um die Abdankungsurkunde aufzusetzen, durch welche er seine königliche Macht auf den Kronprinzen schon jetzt übertragen wollte, hinter ihm stand der Kronprinz und die Königin, die Generale, Adjutanten und Priester. — Der König achtete nicht auf sie, der König hatte ganz vergessen, daß er ein Sterbender sei, er dachte nur an seine Pferde, und eine finstere Zorneswolke zeigte sich auf seiner Stirn, als er sah, daß der Reitknecht dem Pferde des Fürsten von Anhalt über die gelbseidene Schabracke einen mit blauem Sammet überzogenen Sattel geschnallt.

Ah, wenn ich nur gesund wäre! rief er laut und drohend hinunter, wie wollte ich diese dummen Stallknechte durchprügeln! Haake, thut mir den einzigen Gefallen und prügelt diese Elenden an meiner Statt!*)

Und die Pferde spitzten die Ohren und wieherten laut, und die Stallknechte erzitterten vor der Stimme ihres Herrn, welche ihnen noch einmal so drohend und zürnend wie sonst und doch so dumpf und grabesähnlich ertönt war.

Aber jetzt war diese Aufregung des Zornes vorüber, der König sank in seinen Stuhl zurück, hochathmend, zerbrochen! Er fand nicht mehr die Kraft, die Abdankungsurkunde zu unterzeichnen, und nur mit stummen Winken konnte er befehlen, daß man ihn von seinem Rollstuhl auf sein Lager trage.

*) Pöllnitz, pag. 374.

Da lag er starr, unbeweglich, mit halbgeöffneten Augen, mit bläulichen Lippen, ächzend und stöhnend. Eine furchtbare Stille herrschte in diesem Gemach des Todes. Jeder hielt seinen Athem an und lauschte, Jeder wollte den letzten Todesseufzer des Königs vernehmen, Jeder wollte Zeuge sein dieses erhabenen, geheimnißvollen und unerforschlichen Moments, wo die Seele sich ablöst von ihrer irdischen Hülle und als ein freies, unsichtbares, aber unzerstörbares Atom der Gottheit wieder emporsteigt zu den Quellen seines Lebens und seines Lichtes! — Bleich und zitternd neigte der Kronprinz sich über das schweißbethaute Antlitz seines Vaters, leise betend kniete die Königin an der andern Seite des Lagers, und mit ernsten, wehmuthvollen Gesichtern schauten die Generale und Cavaliere, die Aerzte und Priester auf dieses bleiche, gespensterhafte Wesen da hin, welches eben noch ein König war, und jetzt schon — ein Nichts ist!

Aber nein, Friedrich Wilhelm war noch nicht gestorben, der Athem, welcher gestockt, kehrte noch einmal in seine Brust zurück. Der König schlug die Augen noch einmal empor und sie waren wieder groß, geistvoll, gebieterisch. Er befahl, ihm einen Spiegel zu geben und betrachtete sich lange mit aufmerksamen, forschenden Blicken.

Ich sehe nicht so hinfällig aus, als ich glaubte! sagte er mit dem letzten Aufflackern menschlicher Eitelkeit. Fühlen Sie meinen Puls, Doctor, und sagen Sie mir, wie lange ich noch zu leben habe.

Ew. Majestät will es wissen?

Ich befehle es!

Nun denn, Majestät, sagte Ellert feierlich, Sie sind im Begriff zu sterben!

Kein Zug in dem Gesichte des Königs veränderte sich. Wovon weiß er das? fragte er ruhig.

An Ihrem Puls, Sire, welcher schon zu stocken beginnt.

Der König hob den Arm in die Höhe und bewegte die Hand hin und her. Nicht doch, sagte er, wenn mein Puls schon stockte, würde ich nicht die Hand bewegen können, wenn —

Plötzlich verstummte er und ein gellender Schrei rang sich aus seiner Brust hervor. Der erhobene Arm sank schwer und geräuschvoll nieder, als ob der Tod seinen Schlagbaum niederlasse auf dem Lebenspfade des Königs.

Jesus, Jesus! ächzte der König. Ich lebe und sterbe in Dir! Du bist meine Zuversicht, Du —

Auch das letzte, angstvolle Gebet erstarb auf seinen erstarrenden Lippen. Der Geist war entflohen, was da noch stöhnte und ächzte, das war nicht mehr ein Mensch, nicht mehr ein denkendes, empfindendes Wesen, das war nur noch ein gefühlloser, thierischer Körper, der seine electrischen Funken, das letzte Lebensgas ausströmte, das sich hier und da noch in seinen keuchenden Lungen verfangen hatte.

Der Kronprinz führte die weinende Königin hinaus, der Schwarm der Hofleute blieb zurück, aber ihre Gesichter waren nicht mehr traurig und kummervoll, sondern gespannt, lauernd, gedankenvoll. — Die Tragödie hier war zu Ende gespielt; man war jetzt nur begierig auf das Drama, zu welchem der Vorhang dort drüben sich erheben sollte! Dort drüben in den Gemächern des Kronprinzen, — jetzt des Königs! Denn Friedrich Wilhelm der Erste hatte eben seinen letzten Seufzer ausgehaucht und war starr geworden und kalt. Es war nur noch eine Leiche da, mit der man nichts mehr zu schaffen hatte, die nur noch eine Arbeit für die Aerzte und Leichenbeschauer war.

In ungeduldiger Hast drängten sich Alle fort aus den weit geöffneten Flügelthüren des Sterbezimmers, in ungeduldiger Hast drängte sich Alles hinein in die weit geöffneten Flügelthüren ds Vorsaals, welche zu den Gemächern des jungen Königs führen.

Wen wird er zuerst rufen? Wer wird der Glückliche sein, den der erste Strahl der neu aufgehenden Sonne trifft? Sie sehen Alle eine sonnige, goldene Zukunft vor sich, denn eine neue Zeit wird beginnen, eine Zeit des Glanzes, der Ueppigkeit, des Ueberflusses und der Freude! Der König ist so jung, so lebensvoll, er liebt den Glanz, den Prunk, die heitern Feste! Er ist kein Soldatenkönig, kein Mann des Stockes und des Zopfes! Er ist ein Cavalier, ein Dichter, ein Gelehrter. Die Wissenschaften und Künste werden blühen, die Galanterie und Mode wird herrschen und ihre Gesetze schreiben. Der Corporalstock ist zerbrochen, die Flöte beginnt ihre süße, melodische Herrschaft.

Das dachten sie, diese lauernden, athemlosen Höflinge, welche da im Vorzimmer des jungen Königs standen, das dachte der Ober-Ceremonienmeister von Pöllnitz, der zunächst an der Thür stand, welche zu den innern Gemächern führte. Ja, auch für ihn mußte eine neue Zeit beginnen, eine glanzvolle, bedeutungsreiche, mächtige Zeit! Der Kronprinz hatte sich ihm immer gnädig und liebevoll gezeigt, und der junge König mußte sich jetzt erinnern, daß Pöllnitz allein es zuweilen gewesen, welcher Friedrich Wilhelm durch sein Zureden und Bitten dahin gebracht, die Schulden des Kronprinzen zu bezahlen, daß Pöllnitz den König vermocht, seinem Sohne das Trakehner Gestüt zu schenken.

Daran mußte der König sich jetzt erinnern, und die geleisteten Dienste mußten Pöllnitz jetzt zu Ehren und Würden emportragen! Er mußte der Günstling werden, der beneidete, gefürchtete, machtvolle Günstling, vor dem sich Alles beugte, der mächtig war, wie

der König selber! Denn der König war ja so jung, so unerfahren, so leicht zu täuschen, er hatte ein so warmes Herz, eine so rege Phantasie, einen so glühenden Hang zu Vergnügungen, zu Prunk und Glanz. Man mußte diesen Eigenschaften schmeicheln, sie mußten das Gängelband sein, an welchem man den König lenkte. Man mußte ihn trunken machen mit glänzenden Festen, ihn berauschen mit pikanten Genüssen, man mußte aus ihm einen Sardanapal machen, für den das ganze Leben nur ein blumengeschmücktes, berauschendes Fest war, nichts weiter! Und während dann der junge, von Freuden und Genüssen trunkene König auf duftendem Lager ausruhte, um sich zu stärken zu neuen Genüssen, da war Pöllnitz der Herrscher, der König. Oh, er mußte das erreichen! Dies war keine Chimäre, kein willkürlicher Traum, es war ein wohlüberlegter Plan, bei dem Pöllnitz einen kräftigen Bundesgenossen hatte, für den der Kammerdiener des jungen Königs, Fredersdorf, gewonnen war, Fredersdorf, welcher seinem Freunde Pöllnitz versprochen hatte, daß er der Erste sein sollte, welchen der junge König zu sich rufen würde.

Deshalb stand der Ober-Ceremonienmeister von Pöllnitz so nahe an der Thür, welche zu den innern Gemächern des Königs führte, deshalb sah er mit so stolzen Blicken hinüber nach all diesen Höflingen, welche in athemloser Spannung das Oeffnen jener Thüre dort erwarteten.

Da! Da öffnet sich die Thür, und das Antlitz des Kammerdieners Fredersdorf wird sichtbar.

Der Herr Baron von Pöllnitz!

Hier bin ich! sagte Pöllnitz, einen triumphirenden Blick auf die Hofleute werfend und dann Fredersdorf in die Königlichen Zimmer folgend.

Nun, habe ich Wort gehalten? flüsterte Fredersdorf, während sie die ersten Zimmer durchschritten.

Sie haben Wort gehalten, und auch ich werde Wort halten! Gemeinschaftlich werden wir herrschen!

Treten Sie ein, dort ist der König! sagte Fredersdorf, Pöllnitz verlassend.

Der junge König stand am Fenster, die heiße Stirn an die Scheiben gelehnt und zuweilen schwer aufathmend und seufzend wie in innerer Bedrängniß. Als er sich jetzt zu Pöllnitz umwandte, sah dieser, daß seine Augen geröthet waren von Thränen, und ein Schauder lief über das kalte Herz des Hofmannes hin.

Ein junger, eben zur Macht gelangender König, welcher nicht berauscht war von diesem glänzenden Glück, sondern weinte um den Tod seines Vaters! Wie wenig entsprach das den Vermuthungen und Wünschen des Ober-Ceremonienmeisters.

Heil und Segen für Ew. Majestät! rief Pöllnitz mit anscheinender Begeisterung, indem er sich niederbeugte, das Gewand des Königs zu küssen.

Aber dieser trat einen Schritt zurück und wehrte ihm. Lassen wir diese Ceremonien für den Huldigungstag, sagte er mit einem matten Lächeln. Jetzt bedarf ich Ihrer zu andern Dingen. Sie sind ein Meister und Weiser in den Sachen der Etiquette und des Ceremoniels, Sie werden daher ferner die Leitung dieser Dinge an meinem Hofe übernehmen, und Sie werden damit beginnen, das Leichenbegängniß des Königs zu arrangiren.

Nach der von dem hochseligen König festgesetzten einfachen Norm? fragte Pöllnitz lauernd.

Nein! Ich muß leider mein Regiment mit einem Ungehorsam gegen die letzten Anordnungen meines Vaters beginnen! Ich darf dieses einfache, prunklose Leichenbegängniß, welches er fordert, nicht statt haben lassen! Die Welt würde es falsch deuten und mir eine Unehrerbietigkeit gegen die Königliche Leiche vorwerfen! Sie muß mit allen, einem Könige schuldigen Ehren bestattet werden! Das ist mein Wille! Richten Sie sich danach! Die näheren Anordnungen überlasse ich Ihnen und Ihrer Weisheit! Gehen Sie also an's Werk! Kaufen Sie Alles, was an Trauer-

gegenständen nöthig ist, und reichen Sie mir die Rechnungen ein. Ich werde sie bezahlen lassen.

Der Ober-Ceremonienmeister war entlassen und durchwandelte nachsinnend und in Gedanken an kommende Herrlichkeit und Macht schwelgend die Königlichen Gemächer. Da hörte er sich beim Namen gerufen, und sich eilig umwendend, gewahrte er den König auf der Schwelle des Zimmers.

Noch Eins, Pöllnitz! sagte der König, und seine klaren, flammenden Augen ruhten mit einem durchbohrenden Ausdruck auf dem lächelnden, demuthsvollen Antlitz des Hofherrn. Noch Eins, Pöllnitz! Vor Allem keine Betrügereien, keine schlimmen Streiche, keine Uebertheuerungen und mit doppelter Kreide geschriebenen Rechnungen! Ich werde dergleichen niemals verzeihen! Merken Sie sich das, Baron!*)

Und ohne eine Antwort abzuwarten, wandte der König sich um und kehrte in seine Gemächer zurück.

Baron Pöllnitz aber starrte ihm nach mit weit aufgerissenen, entsetzten Blicken. Es war ihm, als habe er ein Gespenst gesehen, als sei der Blitz vor ihm niedergeschlagen und habe seine ganze Zukunft, sein ganzes glänzendes Glück zerschmettert.

Das war nicht der junge, verschwenderische, üppige, vertrauensvolle Herrscher, welchen Pöllnitz erwartet hatte. Das war ein nüchterner, ernster, sparsamer König, der sogar ihn, den alten gewiegten, klugen Hofmann durchschaute, und ihm mißtraute.

XV.

Wir sind König!

Zwei Tage, zwei Nächte waren vergangen und noch immer keine Kunde von dem Kronprinzen. Noch immer lebt der König Friedrich Wilhelm der Erste, und der kleine Hof in Rheinsberg verzehrt sich in Ungeduld und Erwartung. Man hat alle Mittel der Zerstreuung erschöpft, man hat Wasserfahrten und Promenaden gemacht, musicirt, sich vorgelesen, medisirt und empfindsam geschwärmt. Es ist Alles vergeblich gewesen. Die Zeit hat ihre Schwingen abgestreift und sich dafür Schuhe von Blei angelegt. Die Zeit fliegt nicht mehr. Sie schleicht langsam wie ein altes Weib vorwärts. Wie ewig lang doch eine Stunde ist, wenn man ihre Sekunden zählt, wie fürchterlich ein Tag sich dehnt, wenn man mit wachenden und doch müden Augen sein Ende ersehnt!

Wo ist Kaiserling's Witz und Chazot's muntere Laune geblieben? Weshalb ist Bielfeld's fröhliches Lachen und Quantzen's Flötenblasen verstummt? — Alles ist stumm, Alles schweigt und wartet und träumt von der Seligkeit der Zukunft, von den Tagen des Glanzes, der Macht und Herrlichkeit, welche für alle seine Lieblinge und Freunde hereinbrechen werden, wenn der Kronprinz erst König geworden. Mein Gott, ist dies nicht ein Glück, welches man wohl mit herzklopfender Angst ersehnen kann, der Freund, der Vertraute, der Genosse eines Königs zu sein? Mit einem König zu wühlen in seinen Schätzen und Reichthümern, mit ihm zu theilen die Anbetung und das Zujauchzen eines ganzen Volkes?

Bis jetzt sind sie nur geduldete, angstvolle, heimlich herbeigerufene Freunde des Kronprinzen gewesen, welche immer zu zittern hatten vor dem Zorn des Königs, welche jeden Tag erwarten konnten, von einem Machtspruch des Königs verwiesen, aus dieser bezaubernden prinzlichen Idylle verbannt zu werden. Aber wenn der Kronprinz König ist, dann sind sie seine mächtigen, einflußreichen Lieblinge, und Jedermann wird buhlen um ihre Gunst. Dann sind sie seine Mitregenten und schreiben mit ihm seinen Völkern Gesetze vor und herrschen und glänzen und gebieten mit ihm!

Ist's also ein Wunder, daß sie ihrer Thronbesteigung mit klopfendem, ungeduldigem Herzen entgegen sehen, ein Wunder, daß sie diese träge dahinschleichenden Stunden verwünschen, und schlafen möchten, immer nur schlafen bis zu jenem großen, beseligenden Moment, wo der Courier sie weckt, der Courier, welcher die Jubelbotschaft verkündet, daß der

*) Thiébault, Vol. II. pag. 49.

Kronprinz den Thron seiner Väter einnimmt und König geworden in Preußen?

Nur die Kronprinzessin allein schien ruhig und unbefangen inmitten dieser allgemeinen Aufregung, dieser qualvollen Erwartung. Sie schien ruhig und doch wußte sie, daß die nächsten Tage über ihr ganzes Leben entscheiden würden, daß mit dem Lebensfaden des sterbenden Königs auch ihr Glück zerreißen, auch ihr Herz eingesargt werden könne.

Aber Elisabeth Christine hatte ein starkes Herz und eine große Seele. Sie hatte eine ganze Nacht auf den Knieen gelegen und gebetet und geweint, und ihr Herz zerrissen gefühlt von Jammer und maßlosem Weh. Jetzt war sie ruhig, heiter, gefaßt auf Alles, selbst auf eine Trennung von ihm. Wenn Friedrich nur den leisesten Wunsch äußerte, war sie enschlossen, zu gehen. Wohin? Gleichviel! In die Fremde, in die Ferne! Welchen Weg sie auch wandeln mochte, immer war sie gewiß, ihr Ziel bald zu erreichen: dieses Ziel war das Grab.

Konnte und durfte sie nicht mit ihm leben, so würde sie sterben. Das wußte sie, und weil sie das wußte, war sie ruhig, gewann sie es über sich, sogar heiter zu sein.

Ich lade die Damen und Herren heute in meine Gemächer, sagte sie am Nachmittag des zweiten Tages dieser peinlichen Erwartung. Wir wollen uns einmal einbilden, daß wir das Glück hätten, den Kronprinzen in unserer Mitte zu sehen und die Stunden in seiner Weise und in seinem Sinne hinbringen. Zuerst machen wir eine Spazierfahrt auf dem See, dann nehmen wir bei mir den Thee und dabei lies't uns Herr von Bielfeld einige Capitel aus der Henriade, alsdann spielen wir Karten und spät am Abend wird musicirt. Sind sie einverstanden, meine Damen und Herren?

Alle murmelten einige Worte des Dankes, der Freude; doch waren ihre Mienen ernst, befangen und eine Wolke lagerte sich auf jeder Stirn.

Die Kronprinzessin bemerkte es. Es scheint, ich habe Ihre Wünsche nicht getroffen, sagte sie, und Sie sind nicht zufrieden mit meinen Vorschlägen. Selbst das kleine Fräulein von Schwerin macht ein verdrießliches Gesicht, und selbst meine gute Oberhofmeisterin hat ihr freundliches Lächeln verloren. Nun, was ist's? Ich will es wissen! Herr von Bielfeld, ich ernenne sie zum Redner dieser kleinen unzufriedenen Gemeinde. Sprechen Sie!

Herr von Bielfeld lächelte und seufzte. Ew. Königliche Hoheit hatten wohl Recht, vor einigen Tagen von Ihrer Gabe der Prophezeihung zu sprechen, denn Sie sind in der That eine Prophetin und Zeichendeuterin, und Ew. Königliche Hoheit haben ganz richtig in unsern Mienen gelesen. Gewiß ist es für uns Alle ein außerordentliches Glück, eine schmeichelhafte Ehre, wenn wir den Vorzug genießen sollen, den heutigen Abend in den Gemächern der Frau Kronprinzessin zuzubringen und mit Ihrer hohen und segenbringenden Gegenwart begnadigt zu werden. Aber wenn Ew. Königliche Hoheit uns wirklich gestatten wollen, Sie um eine Gnade zu bitten, so wäre es diese: daß unsere erhabene Herrin geruhen möchte, uns vielleicht im Gartensalon, oder im Musikzimmer zu empfangen, und nicht in Ihren Privatgemächern. Denn diese Privatzimmer, Ihro Königliche Hoheit, so schön und herrlich sie immer sind, haben doch einen großen, einen entsetzlichen Fehler!

Nun? fragte die Kronprinzessin, als Bielfeld jetzt schwieg. Sie machen mich in der That neugierig. Ich glaubte bisher, meine Zimmer seien sehr schön und sehr anmuthig, auch hat der Kronprinz selber das Arrangement derselben angeordnet, und Pesne und Buisson haben sie mit ihren schönsten Malereien geschmückt. Sagen Sie also schnell, welches ist der große Fehler meiner Zimmer?

Es ist dieser, Königliche Hoheit, daß sie auf dem rechten Flügel des Schlosses liegen.

Die Kronprinzessin sah ihn erstaunt und fragend an, dann flog ein Lächeln über ihr Antlitz hin. Ach, sagte sie, jetzt begreife ich! Meine Zimmer liegen auf dem rechten Flügel des Schlosses, das heißt, Sie können alsdann die große Brücke nicht beobachten, welche hinüber führt auf die Straße, und welche alle Diejenigen passiren müssen, die von Berlin oder Potsdam kommen. Sie haben Recht, dies ist ein großer Fehler meiner Zimmer. Aber der Musiksaal liegt auf dem linken Flügel, und Sie können von dort aus die Brücke und die ganze Straße beobachten. Gehen wir also in den Musiksaal zur Vorlesung, und erst, wenn es dunkel geworden, und Sie die Brücke nicht mehr sehen können, werden wir zum Kartenspiel hinüber gehen in meine Zimmer.

Man folgte der Kronprinzessin in den Musiksaal, an dessen Wänden ringsherum kleine, mit blaßrothem Atlas bezogene Divans standen. Sei's Zufall oder Neckerei, die Kronprinzessin wählte den von den Fenstern entferntesten dieser Divans, und nöthigte dadurch die Gesellschaft, dort sich um sie zu schaaren. Aber indem man ihr folgte, warf Jeder einen sehnsuchtsvollen, neugierigen Blick nach dem Fenster hin und nach der Brücke, über welche der Bote des Glückes in jedem Moment seinen Einzug halten konnte.

Herr von Bielfeld nahm indessen das Buch zur Hand und begann die von der Kronprinzessin geforderte Lectüre. Aber welch eine Folter war dies, zu lesen, während draußen in jedem Moment der erwartete Courier die Brücke passiren konnte, zuzuhören diesen pathetisch und gemessen einher schreitenden

Alexandrinern der Henriade, während in Potsdam vielleicht eben ein neuer Alexander die Krone auf sein jugendlich, schönes Haupt setzte!

Auch hörte man in der That wenig von diesen Versen und achtete wenig auf ihre harmonischen Klänge. Jeder blickte verstohlen hinüber nach den Fenstern, und lauschte athemlos auf jeden Ton, der von der Straße herüber tönte.

Plötzlich hielt Bielfeld inne in seiner Lectüre und starrte nach dem Fenster.

Nun, weshalb lesen Sie nicht mehr? fragte die Kronprinzessin.

Verzeihung, aber mir schien, als ob ich drüben an der Brücke eben einen Pferdekopf gesehen.

Sofort, wie auf ein gegebenes Zeichen, erhoben sich alle von ihren Sitzen und stürzten nach den Fenstern, selbst die Kronprinzessin hatte sich von der allgemeinen Bewegung hinreißen lassen und war an eins der Fenster geeilt.

Richtig! Da drüben zwischen den Bäumen regt sich etwas! Jetzt kommt es auf die Brücke! Jetzt —

Ein allgemeines Gelächter ertönte. Ein Ochse! Der Courier des Barons von Bielfeld hat sich in einen Ochsen verwandelt!

Beschämt schlich die Gesellschaft wieder zu ihren Sitzen zurück und die Vorlesung begann auf's Neue. Aber dies dauerte nicht lange. Bald ließ Bielfeld das Buch wieder sinken. Verzeihung, Königliche Hoheit, aber diesmal ist es ganz bestimmt ein Pferd, welches da auf die Brücke zutrabt!

Und wieder eilte Alles den Fenstern zu und blickte in gespannter Erwartung hinüber.

Allerdings! Es war ein Pferd, aber der Reiter, welcher darauf saß, war kein königlicher Bedienter, sondern ein einfacher Bauersmann.

Ich sehe, sagte die Kronprinzessin lächelnd, wir müssen die Lectüre aufgeben. Lassen Sie uns eine Promenade in den Garten machen, aber wohlverstanden, auf dem linken Flügel des Gartens und möglichst nahe am Gitter.

Die Sonne will immer noch nicht untergehen! flüsterte Baron Bielfeld dem Grafen Wartensleben zu, als sie im Garten auf und ab wandelten. Ich fürchte, ein neuer Josua hält sie in ihrem Laufe zurück.*)

Aber endlich mußte sie doch hinabsinken, diese träge, langsam schleichende Sonne, endlich war es doch Abend geworden, und immer noch hatte kein Courier die Brücke passirt.

Man mußte sich also entschließen, der Einladung der Kronprinzessin zu gehorchen und zum Kartenspiel in ihre Gemächer gehen. Und dieses Kartenspiel hatte heute, wie immer, für die Bewohner von Rheinsberg eine magische Gewalt, denn es galt, etwas von dem zu gewinnen, woran nicht blos der Kronprinz, sondern auch seine Cavaliere immer Mangel litten, es galt etwas Geld zu gewinnen. Graf Wartensleben war seit einigen Tagen da, und er hatte eine wohlgefüllte Börse mitgebracht, welche Baron Bielfeld, Kaiserling und Chazot sehr zu erleichtern wünschten.

Die Kronprinzessin spielte in ihrem Kabinet mit ihren Damen eine Partie Trisset, während die übrige Gesellschaft im Vorsaal, an verschiedenen Tischen, sich mit dem damals so geliebten Kartenspiel Quadrille vergnügte.

Plötzlich öffnete sich die Thür, und der Kammerdiener der Prinzessin trat herein. Wie er an dem Tisch vorüberging, an welchem Graf Wartensleben und Baron Bielfeld mit einigen Damen spielten, zeigte er ihnen verstohlen einen großen, schwarzgesiegelten Brief, den er im Begriff war, zu der Prinzessin zu tragen. Der König ist also todt, zischelte und murmelte man unter einander, und Bielfeld und Wartensleben und ihre Damen warfen eilig ihre Karten auf den Tisch; die Matadore verirrten sich unter einander, aber man sah das mit Verachtung an. Was kümmerten sie die Matadore und einige verlorene Groschen, jetzt, wo ihr Kronprinz König geworden war?

Graf Wartensleben stand auf und nahm seinen Hut und sagte mit feierlicher Miene: Ich will der Erste sein, die Prinzessin als Königin zu grüßen, und ich werde alle Schwingen meiner Beredtsamkeit anschwellen lassen, um das Wort Majestät recht voll und majestätisch aussprechen zu können.*)

Ich folge Ihnen! flüsterte Bielfeld feierlich, und Beide näherten sich der geöffneten Thür, durch welche man die Kronprinzessin gewahren konnte, welche noch mit dem Lesen ihres Briefes beschäftigt war.

Sie sah ungewöhnlich heiter und zufrieden aus, und ein glückliches Lächeln schwebte um ihre Lippen.

Wie sie zufällig den Blick emporschlug, gewahrte sie die beiden Cavaliere, welche feierlich und langsam sich ihr nahten.

Ach, Sie wissen also schon, daß jetzt wirklich ein Courier die verhängnißvolle Brücke passirt hat? Und jetzt möchten Sie gern erfahren, wie es meinem Gemahl, dem Kronprinzen ergeht?

Dem Kronprinzen? wiederholte Graf Wartensleben erstaunt. Er ist also immer noch Kronprinz?

Sie glaubten, er sei schon König, rief die Prinzessin, und Sie kamen, mich als Königin zu begrüßen?

Ja, Königliche Hoheit, sagte Bielfeld lachend, das

*) Bielfeld, Vol. I. pag. 106.

*) Bielfeld, Vol I., pag. 106.

Wort Majestät schon auf unsern Lippen, wie ein Pfeil, der eben von der Sehne fliegen will.

Die ganze Gesellschaft brach in ein fröhliches Gelächter aus, in das die Kronprinzessin selber mit einstimmte und man scherzte und lachte und war heiter und guter Dinge, und dankte doch Gott, als endlich die Stunde zum Schlafengehen gekommen war, und man sich in seine Gemächer zurückziehen konnte.

Als die Kronprinzessin sich endlich ganz allein in ihrem Schlafzimmer befand, zog sie den vorher empfangenen Brief aus ihrem Busen, um ihn noch einmal zu lesen.

Mit liebevollen zärtlichen Blicken schaute sie auf diese Zeilen, welche seine Hand ihr geschrieben, und als ihre Augen jetzt auf seine Namensunterschrift fielen, hob sie das Papier zu ihren Lippen empor und küßte es.

Frederic! flüsterte sie. Mein Frederic! Oh mein Gott, ich liebe Dich so sehr, daß ich dieses Papier beneide, welches von Deiner Hand berührt worden, und auf dem Deine wundervollen, leuchtenden Augen geruht haben!

Dann las sie den Brief noch einmal mit gespannter, kritisirender Aufmerksamkeit, und ein glückliches Lächeln durchstrahlte ihr Angesicht.

Nein, sagte sie, nein, er will mich nicht verstoßen. Da steht es geschrieben. „Nur noch wenige Tage, und ich und das Land werden Sie als Königin begrüßen!“ Nein, er wird nicht so grausam sein, mir erst die Krone auf's Haupt zu setzen, um es nachher mit Asche zu bestreuen! Wenn er mich vor seinem ganzen Volke, vor ganz Deutschland als seine Gemahlin, seine Königin anerkennt, dann hat er auch den ernstlichen Willen, mich niemals zu verstoßen, sondern mich immer an seiner Seite zu lassen. Oh, er weiß gewiß, wie sehr ich ihn liebe, obgleich ich niemals den Muth gehabt, es ihm zu sagen! Meine Augen! meine Seufzer haben es ihm gesagt, und er hat Mitleid mit einem armen Weibe, welches ja nichts weiter verlangt, als ihn anschauen, ihn lieben, ihn anbeten zu dürfen! Und wer weiß, ob nicht doch eines Tages diese große, wünschelose, resignirte Liebe sein Herz rührt, ob er nicht eines Tages doch sich bücken und dieses arme Herz, das zu seinen Füßen zuckt, aufheben und an seinen Busen drücken wird. Gieb das, mein Gott, gieb das, und dann laß mich sterben!

Sie sank auf ihr Lager und drückte das Papier an ihre Lippen und flüsterte ganz leise! gute Nacht, Frederic! Mein Frederic! — Ein seliges Lächeln stand noch auf ihren Zügen, als sie schon schlief, — vielleicht träumte sie von ihm.

Bald herrschte eine tiefe Stille in dem Schlosse. Die Lichter erloschen hier und da, die Fenster wurden dunkel. Der Schlaf breitete seine Schwingen über alle diese so ungeduldig und erwartungsvoll klopfenden Herzen und fächelte sie zum Vergessen und zur friedlichen Ruhe ein.

Sie schlafen Alle! Und doch kommt gerade jetzt der lange erwartete Courier auf der Straße daher gesprengt. Jetzt passirt er die Brücke. Ihr hölzerner Boden erdröhnt unter dem Hufschlag des Pferdes, und doch hört ihn Niemand. Sie schlafen Alle so fest! Da klopft er an's Thor, laut, weithin hallend! Das ist der Bote der neuen Zeit, welche eben ihre ersten Strahlen der Morgenröthe über den dunklen Trauerflor der begrabenen Zeit ergießt! Das ist der Herold, der den Anfang einer neuen Sonne, eines neuen Zeitalters, eines neuen Preußens verkündet.

Jetzt wird es wieder lebendig im Schloß, jetzt sieht man wieder Licht hinter den Fenstern erscheinen, jetzt rennt Alles hierhin und dorthin, über Treppen und Corridore. Jeder will der Erste sein, welcher es dem Freunde verkündet, Jeder brennt vor Begierde, sie auszuschreien, diese Jubelbotschaft: „Friedrich ist nicht mehr der Kronprinz! Friedrich ist König und Herrscher in Preußen!“

Da klopft es an Bielfeld's Thür, da weckt es ihn mit lautem Pochen und Dröhnen, und er springt empor, um dem Freunde Knobelsdorf die Thür zu öffnen.

Auf, auf, mein Freund! sagte der dicke Knobelsdorf, laut ächzend hereinstürzend. Kleide Dich an, so rasch Du kannst! Wir müssen Alle hinunter zur Königin und ihr gratuliren, wir müssen uns Alle bereit halten, sie sofort nach Berlin zu begleiten! Friedrich Wilhelm der Erste ist todt, und wir sind jetzt König in Preußen!

Ach, das ist wieder ein Mährchen, sagte Bielfeld, eilig sich ankleidend. Ein Mährchen, mit dem wir armen, verzagten Kinder schon zu oft eingewiegt sind, um es noch für Wahrheit halten zu können.

Nicht doch. Diesmal ist es Wahrheit! Der König ist todt, ganz todt, Jordan hat Befehl, die Leiche öffnen und einbalsamiren zu lassen! Und Du begreifst, daß, wenn der ihn erst einmal unter seinen Händen hat, er nicht wieder aufleben wird.*)

Und Knobelsdorf lachte so herzlich über seinen Witz und warf sich dann so erschöpft auf einen Stuhl, daß er dabei den kleinen Tisch gar nicht gewahrte, der dicht daneben stand, und der jetzt mit einem lauten Gepolter umfiel und zu Boden stürzte.

Ach, was thust Du! rief Bielfeld ängstlich. Du hast all' mein gestern gewonnenes Geld verschüttet und auf die Erde verstreut! Das ist aber eine

*) Bielfeld, Vol. I. pag. 106.

zu kostbare Saat, als daß ich sie dürfte liegen lassen!

Und er kniete nieder und kroch im Zimmer umher, um all' diese kleinen verstreuten Silbermünzen vom Boden aufzulesen.

Knobelsdorf riß ihn gewaltsam empor. Ist es erlaubt, sagte er fast zornig, in einem solchen erhabenen Moment an dergleichen Lappalien zu denken? Einige Zweigroschenstücke aufzuraffen, während es jetzt Ducaten auf uns herniederregnen wird?*)

Er zog den Freund mit sich fort, und sie eilten hinunter in den Vorsaal, der zu den Gemächern der Kronprinzessin führte.

Der ganze Hofstaat der Königin war dort schon versammelt, und Jeder hatte seinem Gesicht einen möglichst ernsten und feierlichen Ausdruck gegeben und sich bemüht, seine innere Freude der Wichtigkeit des Moments zu Ehren ein wenig zu cachiren.

Alles flüstert und murmelt unter einander, denn das Schlafkabinet der Kronprinzessin befindet sich nahe an den Vorsaal und sie schläft noch.

Ja, die Kronprinzessin schläft noch, aber wenn sie erwacht, wird sie eine Königin sein!

Man muß sie wecken, um ihr das Schreiben des Gemahls zu übergeben.

Die Oberhofmeisterin von Katsch, begleitet von den beiden Hofdamen Elisabeths, begiebt sich feierlichen Schrittes in das Schlafzimmer, wohl bewaffnet mit Riechfläschchen und krampfstillenden Salzen.

Elisabeth Christine lag noch immer schlummernd und lächelnd auf ihrem Lager. Aber in solchem gewichtigen Moment durfte man selbst den Schlaf einer Fürstin nicht heilig halten. Die Oberhofmeisterin zog die Vorhänge auf und das eindringende, helle Licht weckte die Kronprinzessin. Sie schaute verwundert und fragend auf die Oberhofmeisterin, die sich mit tiefen, feierlichen Verneigungen dem Bette näherte.

Verzeihung, daß ich es wagte, Ew. Majestät zu wecken —

Majestät, warum nennen Sie mich Majestät? rief die Kronprinzessin lebhaft. Ist wieder ein Ochse oder ein Pferd über die verhängnißvolle Brücke gegangen?

Ja, Majestät, aber dies Mal war es das Pferd des Barons von Willich, welcher die Nachricht brachte, daß der König Friedrich Wilhelm gestern in Potsdam gestorben ist. — Hier, Majestät, ist ein Riechfläschchen — erlauben Sie, daß ich dieses flüchtige Salz —

Die junge Königin wehrte Beides zurück, sie fühlte durchaus nicht die Anwandlung einer Ohnmacht. Ihr Herz stand nicht still, sondern hämmerte und pochte mit glühender Gewalt in ihrer hochathmenden Brust.

Und hat der Baron von Willich keinen Brief für mich? fragte sie athemlos.

Doch, Majestät! Hier ist er!

Die junge Königin stieß einen Freudenschrei aus und zerbrach mit ungestümer Hast das Siegel des ihr dargereichten Briefes.

Er enthielt nur wenige Zeilen, aber ihr Gemahl selber hatte sie geschrieben, und sie waren für sie bedeutungsreich und inhaltsschwer. Eine Zukunft voll Glanz und Glück, voll Liebe, Hingebung und Entsagung lag für sie in diesen Zeilen. — Der König rief sie an seine Seite, damit sie mit ihm zugleich die Huldigungen und Glückwünsche ihrer Unterthanen empfange. Es ist wahr, der Brief enthielt kein einziges zärtliches oder liebevolles Wort, keinen einzigen warmen Herzschlag des Gefühls, aber der König rief sie doch zu sich, er nannte sie doch: „meine Gemahlin." Er dachte also nicht daran, sich von ihr zu scheiden, sie hinaus zu stoßen in Verbannung und Schmach.

Fort also, fort nach Berlin, wo ihr Gemahl sie erwartet, wo das Volk sie begrüßen wird als Königin, wo eine neue Welt, ein neues Leben sich vor ihr entrollen wird, eine Welt des Glanzes, der Pracht, ein Leben voll stolzer Genüsse und verschwiegener

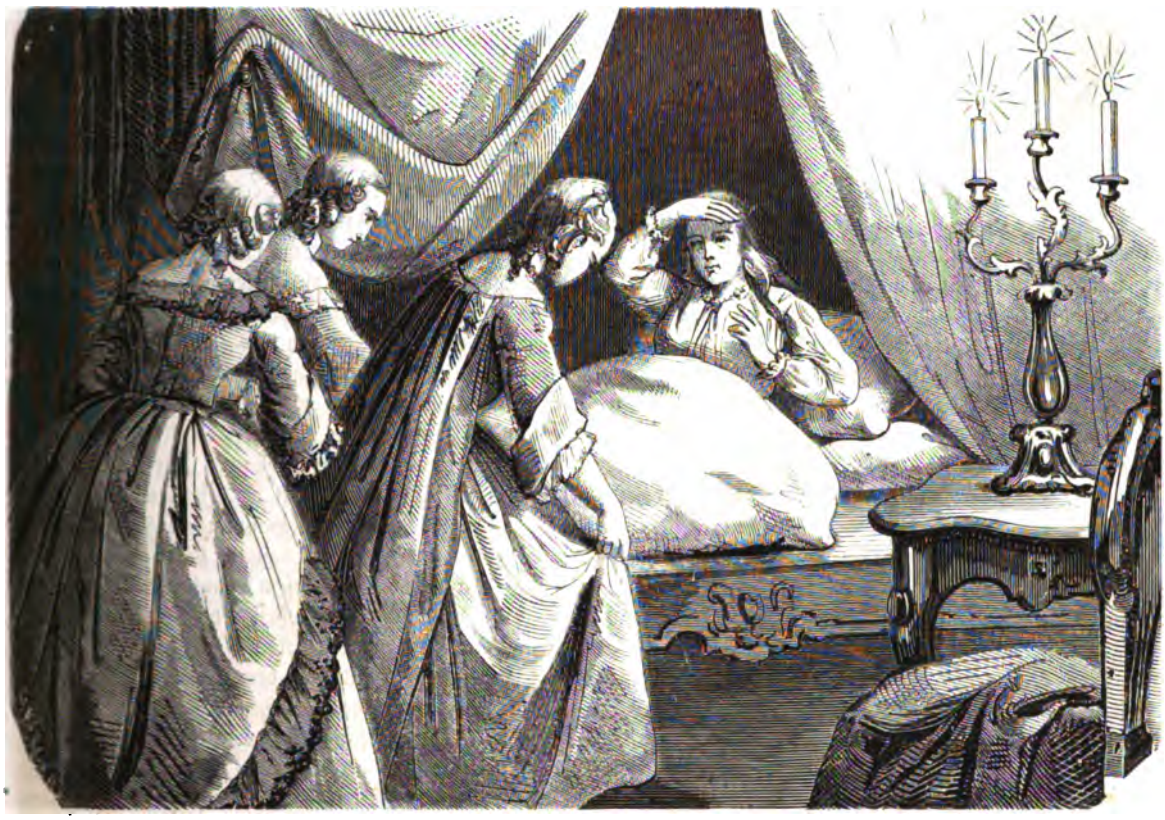
*) Bielfeld, Vol. I. pag. 106.

Seligkeit. Denn Elisabeth wird Königin sein und die Gemahlin Friedrichs. Des schönen, des glänzenden und bezaubernden Friedrichs!

Auf denn nach Berlin! Die Equipagen stehen schon im Hof, die Pferde scharren und wiehern, die Dienerschaft läuft hierhin und dorthin, die sonst so stillen Säle hallen wieder vom Geräusch der Stimmen, Alles ist Bewegung, Unruhe und wilde Hast.

Im Musiksaal empfängt die Königin die begeisterten Glückwünsche ihres Hofes. Alle Gesichter strahlen vor Entzücken und Wonne. Jeder sieht eine glanzvolle Zukunft vor sich, jedes Herz klopft in Hoffnung und Erwartung.

Fort also, fort nach Berlin, wo eine neue Sonne aufgegangen ist, fort zu dem Gemahl, dem König Friedrich dem Zweiten!



XVI.

Der Tag der Ungnade und der Gnade.

Die Kanonen donnerten, die Glocken länteten. Die Garnison von Berlin leistete den Eid der Treue, wie es die Garnison von Potsdam schon am Tage zuvor gethan.

Der junge König hielt im weißen Saale die erste große Cour ab. Aus allen Provinzen, aus allen Städten, von allen Corporationen waren Deputationen herbeigeeilt, um den König zu sehen, den lang Ersehnten, den lang Erhofften, den Befreier von Bedrängniß, Knechtschaft und Noth. — Entzücken und reine, ungetheilte Freude herrschte überall, und wer dieses strahlende, von edler Begeisterung leuchtende Antlitz des jungen Königs sah, der fühlte, daß für Preußen in der That eine neue Zeit beginnen werde. — Aber wer war berufen, das Rad dieser neuen Zeit mit in Bewegung zu setzen? Wen wird der König auserwählen zu seinen Freunden und Dienern, wen wird er verstoßen, an wem wird er sich rächen?

Denn Viele sind da im diesem weißen Saale, welche dem Kronprinzen, sei's auch auf Befehl des Königs, oft bitteres Leid und bittere Kränkung zugefügt, Viele sind da, welche ihn gedemüthigt, sein Vertrauen gemißbraucht, ihn verleumdet und oft genug den Zorn seines Vaters gegen ihn aufgestachelt haben.

Wird der König dessen gedenken, jetzt, da er die Macht hat, zu strafen und Rache zu üben?

Viele waren zitternd vor Angst in den weißen Saal getreten, scheu und schüchtern hielten sie sich in der Ferne, froh, wenn das Auge des Königs sie nicht traf und sie unbemerkt in irgend eine Fensternische sich zurückziehen konnten.

Aber dem scharfen Blicke des Königs entging nichts, er hatte sehr wohl die Gruppe dort drüben im Fenster bemerkt, er hatte sehr wohl ihre unruhigen, verstörten, angstvollen Gesichter gesehen.

Ein mitleidsvolles, gütiges Lächeln glitt über seine edlen Züge hin und ein Ausdruck unendlicher, erhabener Milde strahlte von seinem Antlitz, als er jetzt mit hochgehobenem Haupte zu diesen Männern hinschritt, welche mit dem Instinct einer gemeinsamen Gefahr sich einander genähert hatten, und schweigend, dicht zusammengedrängt ihr Schicksal erwarteten.

Wer wohl hatte Friedrich so oft und so schwer gekränkt, als der Obrist von Derschau? Wer hatte in den Tagen schweren Leides und herben Wehes so oft ihn verhöhnt, so bitter ihn verfolgt, mit so schonungsloser Härte die Befehle des Königs gegen seinen Sohn ausgeführt? Derschau war es gewesen, welcher mit Grumbkow zusammen das erste grausame Verhör mit dem „Hauptmann Fritz" vorgenommen und ohne Mitleid ihm die harten und drohenden Worte des Königs hinterbracht hatte. Derschau war es gewesen, der am Abend in das Gefängniß des Kronprinzen eintrat, mit einem kalten Lächeln ihm das Licht auslöschend, bei welchem der arme Gefangene eben las, und ohne ein einziges kleines Wort der Entschuldigung nur gesagt hatte: „der König will es so haben! Der König hat es befohlen!"

Damals hatte der „Hauptmann Fritz" geweint vor Zorn und Schmerz, damals hatte er geschworen, Rache zu nehmen an diesem grausamen Manne.

Ob der König jetzt dessen gedenken wird, was der Hauptmann Fritz geschworen?

Er stand jetzt dicht vor dem Obersten. Sein klares Auge war mit einem seltsamen, traurigen und liebevollen Blicke zugleich auf diesen Mann gerichtet, der ihm so viel Weh bereitet, ihm so viel Qual auferlegt und der jetzt gesenkten Hauptes, mit niedergeschlagenen Augen und hochklopfendem Herzen vor ihm stand.

Plötzlich, mit einer raschen Bewegung streckte der König seine Hand aus und sagte milde: guten Tag, Derschau!

Es war das erste Mal seit sieben Jahren, daß Friedrich zu ihm sprach, und dieser sanfte und milde Gruß rührte und erschütterte des Obristen Herz. Er neigte sich nieder auf die dargereichte Hand, und indem er sie küßte, fiel eine heiße, brennende Thräne aus seinen Augen auf diese Hand nieder.

Obrist von Derschau, sagte der König, Sie sind meinem Vater stets ein treuer und gehorsamer Diener gewesen, Sie haben in Allem pünktlich seine Befehle befolgt und ihm einen willenlosen Gehorsam dargebracht. Dem Sohne steht es zu, die treuen Diener seines Vaters zu belohnen. Sie sind von heute an General-Major!

Dann wandte der König sich um, und wie sein

Blick sich jetzt auf den Geheimrath von Eckert richtete, war er nicht mehr milde und versöhnend, sondern hart und strenge.

Ist das Wappen schon über dem Hause in der Jägerstraße aufgerichtet? fragte er strenge, und als Eckert verneinte, fuhr der König fort: so rathe ich Ihm, dasselbe nicht aufrichten zu lassen! Dieses Haus ist königliches Eigenthum und ich will nicht, daß es durch eine solche Albernheit verunstaltet werde. Geh' Er nach Hause. Ich werde ihn meine Befehle wissen lassen!

Bleich, zerbrochenen Herzens schlich der Geheimrath von Eckert sich fort, Hohngelächter und halblautes Gemurmel begleiteten ihn auf seinem Wege durch die Säle, Keiner hatte für ihn ein Wort des Bedauerns, des Mitleids. Keiner erinnerte sich jetzt noch der so oft beschworenen Freundschaft, der so dringend wiederholten Zusicherungen der Ergebenheit und Dankbarkeit.

So durchschritt er die Säle, gebeugten Hauptes, zerknirscht und zitternd. Wie er sich der Ausgangsthür näherte, trat der Baron von Pöllnitz zu ihm heran. Ein wildes, höhnisches Lächeln schwebte um seine Lippen und seine Blicke verriethen jetzt all' den Haß, den er so oft hatte verschleiern und verbergen müssen.

Nun, sagte er langsam, werden Sie mir jetzt den versprochenen Wein aus Ihrem Keller senden? Sie wissen doch? Aus den Kellern Ihres Hauses in der Jägerstraße, zu welchem ich Ihnen das Wappen erfinden mußte? Ach, das waren schöne Tage, mein lieber Geheimrath! Sie haben mir oft ein Paroli gebogen, mich oft verleumdet und mir Scheltworte vom König zugezogen. Aber ich habe doch Grund, Ihnen dankbar zu sein. Denn dieses Haus, welches Sie da in der Jägerstraße gebaut haben, ist sehr stattlich und hübsch, groß genug, selbst für einen Cavalier, wie ich es bin. Sie haben es außerdem auf Rechnung des Königs so glänzend und mit wahrhaft fürstlicher Eleganz eingerichtet, daß es selbst für einen Cavalier ganz passend und bequem ist. Erinnern Sie sich noch meiner Beschreibung von dem Hause eines Cavaliers? Der König nannte es damals ein spanisches Luftschloß, aber Sie, lieber großmüthiger Mann, haben aus meinem Luftschloß eine Wirklichkeit gemacht, und jetzt, da es vollendet und Alles eingerichtet und bereit ist, jetzt wollen Sie in Ihrem Edelmuth dieses schöne Haus mir überlassen und mich zu Ihrem Erben einsetzen? Denn Sie wissen doch, mein lieber Eckert, daß der Geheimrath Eckert gestorben ist und nur der Kaminbauer Eckert noch lebt? Ach, aber selbst der geschickte Kaminbauer darf in Berlin nicht weilen und muß zwanzig Meilen von der schönen Residenz entfernt bleiben. Aber nicht wahr, wenn einer meiner Kamine raucht, dann darf ich Ihnen einen Boten senden, und dann kommen Sie, den Schaden wieder gut zu machen? Versprechen Sie mir das?

Eckert murmelte einige dumpfe, unverständliche Worte und suchte Pöllnitz von der Thür fortzudrängen, vor welcher der grausame, unerbittliche Hofherr sich wie der Engel mit dem rächenden Schwert aufgestellt hatte.

Sie wollen gehen? sagte er freundlich. Ohne Zweifel sind Sie neugierig auf das königliche Schreiben, welches zu Hause Ihrer wartet? Aber ich kann Ihnen den Inhalt desselben ganz genau angeben. Sie werden Ihrer Aemter und Würden verlustig erklärt und aus Berlin verbannt, das ist das Ganze. Der König hat Sie also begnadigt, wie Sie sehen! Er hätte Sie hinrichten oder auf Lebenslang nach Spandau schicken können, aber er wollte seine Thronbesteigung nicht mit Ihrem Blute entweihen, deshalb hat er Sie begnadigt.

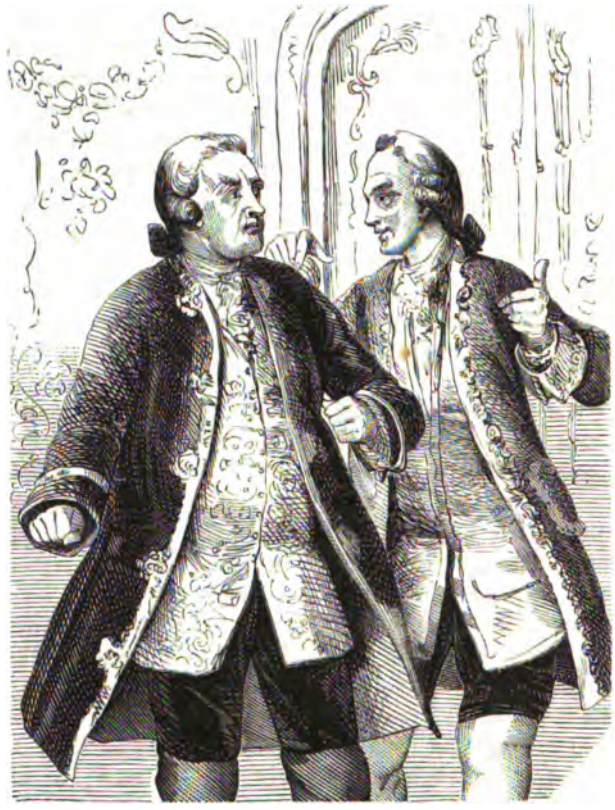
Lassen Sie mich fort, ich ersticke sonst! keuchte Eckert, zitternd und leichenblaß.

Pöllnitz hielt ihn noch immer zurück. Aber wissen Sie denn nicht, guter Mann, daß drunten auf dem Schloßhof Tausende von Menschen stehen? Können Sie nicht bis hierher ihr Jauchzen und Schreien vernehmen? Nun, dieses Jauchzen und Hurrahrufen würde sich in ein Gebrülle der Wuth verwandeln, wenn das Volk Sie sähe, mein lieber Eckert, und in seinem Zorn möchte es Sie als einen guten Braten betrachten, um damit seinen Hunger zu stillen. Denn Sie wissen doch, daß das Volk hungert, Sie, welcher die königlichen Kornspeicher füllte und dann große Schlösser und Riegel vor die Thüren legte, damit das Volk in seines Hungers Verzweiflung diese Thüren nicht sprengen sollte. Sie, welcher dennoch dem König immer schwur, daß das Volk genug habe, um zu leben und seines Korns nicht bedürfe und seiner Hülfe. Ach, hören Sie, das Volk jauchzt schon wieder! Ich halte Sie nicht mehr zurück. Gehen Sie hin und sehen Sie, wie glücklich das Volk ist, denn der junge König hat befohlen, die Kornspeicher zu öffnen, der König hat unter die Soldaten, welche schon seit drei Tagen kein Brot mehr gehabt, Brot vertheilen lassen und die Accise für Mehl auf einige Monate aufgehoben.*) Gehen Sie, Eckert, gehen Sie, um zu sehen, wie glücklich das Volk ist!

Mit einem wilden Fluche stürzte Eckert von dannen. Pöllnitz blickte ihm mit einem spöttischen Lachen nach. Die Rache ist doch süß, sagte er dann hoch aufathmend. Er hat mich oft gekränkt, jetzt habe ich es

*) König, Historische Schilderungen von Berlin. Theil 5. Band I. S. 4.

ihm mit Wucherzinsen zurückgegeben. Er ist hin und verloren. Wäre nur erst sein Haus gewonnen! Ich muß es haben, ich will es haben. Oh, und ich werde mich dem König unentbehrlich zu machen wissen! Ich werde schmeicheln und lobpreisen, ich werde die geheimsten seiner Wünsche belauern und unausgesprochen sie erfüllen, ich werde ihn zwingen, mich zu seinem Vertrauten, seinem maître de plaisir zu machen. Ja, ja, das schöne Haus in der Jägerstraße wird mir gehören! Das habe ich mir geschworen und Fredersdorf hat mir seinen Beistand zugesichert. Und jetzt zum König! Ich muß sehen, ob dieses junge Königskind wirklich, wie der Herkules in der Wiege, schon am ersten Tage seiner Geburt Schlangen zu zerreißen versteht, oder ob er nicht auch nur eben ein König ist, wie alle Könige. Das heißt, der Schmeichelei zugänglich, eitel und stolz, und kein Gesetz über sich wissend und anerkennend als seinen eigenen Willen, und sein bon plaisir? Aber horch, ist das nicht die Stimme des Königs? Zu wem spricht er denn jetzt?



Herr von Pöllnitz eilte weiter in den nächsten Saal. Da stand der König in der Mitte seiner Minister und einer Deputation des Magistrats von Berlin, im Begriff sie zu entlassen.

Ich befehle Ihnen, schloß der König so eben seine Anrede an die Minister, ich befehle Ihnen, so oft Sie es nöthig haben, gegen meine Befehle und Anordnungen Einwendungen und Vorstellungen zu machen, und bei deren Wiederholung nicht zu ermüden, wenn ich jemals unglücklicherweise das Wohl meiner Unterthanen aus den Augen verlieren sollte! Denn ich will, daß künftig, wofern etwa mein besonderes Interesse dem allgemeinen Besten meiner Lande zuwider erscheinen möchte, alsdann dieses Letztere jederzeit vor dem Ersteren den Vorzug erhalten soll!*)

*) Des Königs eigene Worte. Preuß, Jugendgeschichte Friedrichs des Großen, S. 325.

Ah, es wird sehr schwer sein, dieses Herkuleskind zu zähmen, murmelte Pöllnitz, dem König nachblickend, welcher eben den Saal verlassen hatte. Die Schlangen, mit denen wir ihn umwickeln wollen, müssen sehr stark und sehr verführerisch sein, wenn er sie nicht zerreißen soll! Nun, glücklicher Weise kennen Fredersdorf und ich einige dieser Schlangen, und wir werden Sorge tragen, daß er sie auf seinem Wege findet! —

Der König indessen hatte die großen Empfangssäle verlassen und sich in seine Privatzimmer zurückgezogen, wo die Freunde und Vertrauten ihn erwarteten und mit hochklopfendem Herzen seines Kommens harrten. Sie waren Alle bereit, den goldenen Regen anfzunehmen, der sich ohne Zweifel jetzt über sie ergießen mußte, sie waren Alle überzeugt, daß der junge König ein wenig von dem Purpurmantel, der jetzt seine Schultern bedeckte, auch auf ihre Schultern legen würde, daß er *sie* allein dazu ausersehen, ihm die Last seiner Königskrone und seines goldenen Scepters tragen zu helfen; sie träumten Alle von Ministerportefeuilles und Gesandtschaften, von Generals-Epauletten und Präsidentschaften.

Als der König jetzt in ihre Mitte trat, empfingen sie ihn mit lauten Hurrahrufen, eilte Markgraf Heinrich, der oftmalige Genosse der zwanglosen Feste in Rheinsberg, auf den König zu, um ihm beide Hände entgegenzustrecken, und mit frohen, heitern und witzigen Worten als den lieben Gärtner von Rheinsberg zu begrüßen.

Aber Friedrich reichte ihm nicht seine Hand dar, er lächelte nicht. Den Markgrafen mit strengen Blicken ansehend, trat er einen Schritt zurück und sagte ernst: „Monsieur, jetzt bin ich König!“*)

Und wie er das Erstaunen und die Ueberraschung in den Mienen all' dieser eben noch so zuversichtlichen

*) Preuß, Jugendgeschichte Friedrichs des Großen, S. 321.

und lächelnden Freunde las, fuhr er mit einem freundlichen Lächeln fort: Wir sind jetzt nicht mehr in Rheinsberg! Dort gilt der schöne Spruch des Horaz: „süß ist albernes Thun zur Zeit!“ Dort bin ich der Gärtner und Freund! Hier aber bin ich der König, und hier müssen wir Alle arbeiten und schaffen, und ein Jeder muß seine Kräfte anstrengen, und in den Diensten, die er dem Staate leistet, ein Zeugniß ablegen vor dem Volke, damit es sehe, weshalb der König ihn zu seinem Freunde erwählte!

Und werde auch ich der Gnade theilhaftig werden, mich zu den Freunden des Königs zählen zu dürfen? fragte der alte Fürst von Anhalt-Dessau, welcher eben mit seinen beiden Söhnen in den Saal getreten war und die letzten Worte des Königs gehört hatte. Wird Ew. Majestät auch mir und meinen beiden Söhnen die Gunst erhalten, welche der hochselige König mir so lange und glückliche Jahre bewiesen hat? O, Majestät, ich flehe um Ihre Gnade, ich beschwöre Sie, mir und meinen Söhnen gnädig zu sein, und uns das Ansehen und den Einfluß zu lassen, dessen wir bisher genossen!

So sprechend, beugte der alte Fürst laut weinend sein Knie vor seinem jugendlichen Monarchen. Der König wiegte sinnend sein Haupt, und ein Lächeln umspielte seine Lippen. Er reichte dem Fürsten seine Hand dar und hieß ihn aufstehen. Ich werde Ihnen gern Ihre Aemter und Stellen lassen, sagte der König, denn ich bin gewiß, daß Sie mir ebenso treu und eifrig dienen werden, wie Sie es meinem Vater gethan! Was aber das Ansehen und den Einfluß betrifft, den Sie zu haben wünschen, so will ich Ihnen Allen sagen, daß unter *meiner* Regierung Niemand Ansehen haben wird als ich allein, und daß Niemand, selbst mein bester Freund nicht, Einfluß auf mich haben wird.*)

Die Freunde aus Rheinsberg sahen sich verstohlen und erbleichend einander an und senkten traurig ihre Häupter. Niemand lächelte mehr, Niemand hatte noch Lust zu scherzen. Eine kalte, eisige Hand war über ihre hochklopfenden Herzen hingefahren und hatte die Schwingen ihrer Hoffnungen gelähmt.

Der König schien es nicht zu bemerken. Er näherte sich seinem Freunde Jordan, und seinen Arm nehmend, zog er ihn in eine Fensternische, wo er lange und angelegentlich mit ihm sprach.

Die Höflinge und Günstlinge sahen mit neidischen Blicken hinüber nach dem bevorzugten, glücklichen Freunde, und beobachteten jede Miene, jede Nüance in dem Antlitz des Königs und seines Freundes. Aber des Königs Gesicht blieb immer nur ruhig und gleichmäßig, und auf Jordans Antlitz strahlte nicht die Verklärung der Freude, sondern eine leise, schmerzliche Verwunderung zog wie eine Wolke darüber hin.

Jetzt trat der König aus der Fensternische zurück und winkte Bielfeld zu sich. Auch mit ihm sprach er lange und angelegentlich, um ihn dann zu entlassen und mit Chazot sich zu unterreden. Zuletzt nahm er den Arm des Grafen von Wartensleben und ging plaudernd mit ihm auf und ab. — Des Grafen Antlitz strahlte vor Vergnügen, aber die Gesichter der übrigen Höflinge waren ernst und finster. Mit Keinem von ihnen hatte er so lange gesprochen, wie mit dem Grafen, Keinen von ihnen hatte er so am Arm gefaßt und ihm so vor Aller Augen seine Zärtlichkeit und Liebe gezeigt.

Es war also klar, der Graf von Wartensleben war von heute an der erklärte Liebling des Königs, er hatte sie Alle aus dem Felde geschlagen.

Der junge König hatte alle diese Empfindungen, alle diese Regungen des Neides, der Bosheit, der Trauer und des Zornes in den Mienen seiner Freunde gelesen. Er kannte sie Alle zu gut, er hatte sie Alle zu lange beobachtet, um nicht auf ihren Gesichtern ihre Gedanken lesen zu können. Es hatte ihn ergötzt, ein wenig zu spielen mit den kleinlichen, in Eigensucht, Neid und Haß befangenen Menschenseelen; er hatte den Freunden eine Lehre geben, sie von ihrer erträumten Höhe ein wenig zu der Wirklichkeit herniederziehen wollen. Jetzt aber, nachdem der Graf ihm als Werkzeug gedient, jetzt mußten auch ihm die Flügel gelähmt, auch seine hochbrausenden Wellen des Ehrgeizes mit dem Oel der Enttäuschung gedämpft werden.

Ja, ich bin jetzt der Herr eines Königreiches, sagte der König jetzt. Ich habe eine schöne Armee und einen wohlgefüllten Schatz. Sie zweifeln gewiß nicht, daß es mein höchstes Bestreben sein wird, meinen Staat blühend zu machen, den guten Ruf meiner Armee zu erhalten und einen guten Gebrauch von meinen Reichthümern zu machen. Das Geld ist da, um zu circuliren und angewandt zu werden. Das Geld ist da, um Diejenigen zu belohnen, welche dem Vaterlande gute Dienste leisten, aber es ist auch vor allen Dingen für Diejenigen da, welche wahrhaft meine Freunde sind!

Das Antlitz des jungen Grafen strahlte vor Entzücken. Ueber des Königs Gesicht fuhr, als er dies sah, ein spöttisches Lächeln und seine Augen blitzten höher auf.

Aber ich werde natürlich darin zu unterscheiden wissen, fuhr der König fort, und wer von meinen Freunden des Geldes nicht bedarf, wird es nicht bekommen. Sie, zum Beispiel, mein lieber Graf, Sie, der Sie außerordentlich reich, und dabei so außerordentlich sparsam sind, Sie werden sich immer an

*) Des Königs eigene Worte.

meiner Liebe genügen lassen müssen, denn Sie werden von mir natürlich niemals auch nur einen Thaler bekommen.*)

So sprechend, nickte er dem Grafen freundlich zu und ging in das nächste Zimmer, dessen Thür er hinter sich schloß.

Stumm und staunend sahen sich die Freunde an, nachdem der König sie verlassen hatte. Jeder betrachtete den Andern als den beglückten, bevorzugten Rivalen, Jeder glaubte in dem Andern zu sehen, was er selber nicht geworden: machtvoller Günstling, Minister oder General. Jeder fühlte daher die Liebe zu dem Andern ein wenig erkaltet, und verwünschte den Freund, der ihm hindernd im Wege gestanden.

Jordan war der Erste, welcher das Schweigen brach. Mit einem wehmüthigen Lächeln reichte er Bielfeld die Hand dar.

Es soll nicht gesagt werden, seufzte er, daß getäuschte Hoffnungen auch die Enttäuschung der Herzen nach sich ziehen müßten und daß der Neid uns blind machen könnte gegen die Vorzüge unserer Freunde. Ich liebe Sie gerade um Ihrer Vorzüge und Talente willen, und ich begreife es daher vollkommen, daß der König Sie mir vorzieht! Nehmen Sie also meinen Glückwunsch und seien Sie gewiß, daß ich Ihnen Ihr Glück von Herzen gönne.

Bielfeld sah ihn erstaunt an. Mein Glück? fragte er lächelnd. Theuerster Freund, an diesem Glück ist nichts zu beneiden, und was meine Erhöhung anbetrifft, so ist sie in der That so unmerklich, daß man sie kaum gewahr werden kann. Der König hat mir gesagt, daß er mich für die diplomatische Carriere bestimmt hätte, allein daß ich dazu erst einiger Lehrjahre bedürfe. In dieser Absicht habe er mich ausersehen, den Gesandten, Grafen Truchseß, nach Hannover zu begleiten. Wenn ich von dort zurückkäme, würde er mich weiter befördern. Das ist meine ganze Erhöhung, und Sie müssen gestehen, das heißt einen etwas kleinen Anfang machen!**) — Aber Sie, lieber Jordan, welche wichtige Stelle haben Sie erhalten? Denn ohne Zweifel hat der König Sie, seinen liebsten Freund, vor uns Allen bevorzugt, und das mit vollem Recht! Sagen Sie also, was sind Sie?

Ja, was sind Sie? fragten und riefen die andern Cavaliere eifrig durcheinander. Sind Sie Staatsrath geworden? Sind Sie Minister der geistlichen Angelegenheiten?

Was ich bin? fragte Jordan lächelnd. Ich will es Ihnen sagen, meine Freunde, ich bin nicht Minister der geistlichen Angelegenheiten geworden und nicht Staatsrath, ich bin, — ach, Sie errathen es nimmermehr, was ich geworden — ich bin — Director der Armenpolizei geworden. Ich soll die Straßen Berlins von dem lästigen Bettelvolk reinigen, und ein Arbeitshaus für die Armen und Bettelnden anlegen.*) Nun, meine Freunde, finden Sie mich noch beneidenswerth?

Alle schwiegen und wiegten sinnend und trübe das Haupt. Dann richteten sich Aller Blicke auf den Grafen Wartensleben.

Also Sie, lieber Graf, Sie sind der Beglückte? Sie haben den goldenen Apfel abgeschossen? Sie halten das ersehnte Portefeuille in Händen?

Ich? rief der Graf halb ärgerlich, halb belustigt. Ich halte gar nichts in Händen und werde niemals etwas in Händen halten. Wollen Sie wissen, was mir der König gesagt hat? Er hat mir höchst ernstlich und feierlich versichert, daß ich reich genug wäre, und er mir daher niemals auch nur einen Thaler geben würde!

Jetzt brachen Alle in ein fröhliches Gelächter aus. Gestehen wir, sagte Baron Bielfeld lachend, gestehen wir, daß wir da heute ein wundervolles Lustspiel aufgeführt haben, ein Lustspiel, welches Molière geschrieben haben könnte, und welches den Titel führen müßte: La Journée des Dupes. — Nun, da wir Alle nichts Besonderes geworden sind, so wollen wir Alle zufrieden sein, und uns recht herzlich lieben. — Aber hören Sie nur! Der König spielt die Flöte. Ah, wie weich und schön das klingt! Lassen Sie uns zuhören! —

Ja, der König blies die Flöte. Er verjagte mit diesen harmonischen Klängen die bösen Geister der Langeweile und der zwangvollen Etiquette, welche ihn heute heimgesucht. Er blies die Flöte, um wieder Er selbst zu werden, um wieder eine heitere Stirn und ein heiteres Herz zu haben.

Bald aber legte er die Flöte bei Seite. Denn sein Auge heftete sich auf jenen mit uneröffneten Briefen und Papieren bedeckten Tisch dort. Er mußte alle jene Briefe und Papiere noch selbst lesen, selbst beantworten. Er allein. Denn Niemand sollte für ihn arbeiten, sondern Jeder nur durch ihn, Niemand sollte an seiner Statt decretiren und befehlen. Von ihm sollte Alles ausgehen, er wollte die Seele und das Herz sein seines Staates.

Er hatte also nicht mehr Zeit, die Flöte zu bla-

*) Thiébault II, pag. 50—51.

**) Bielfeld, Vol. I. pag. 129.

*) Preuß, Jugendgeschichte, S. 323. „Jordan miethete für dieses vom König befohlene Armeninstitut ein Haus am Platz von Belle-Alliance, welches dem Fleischergewerk angehörte und als Zeichen dessen einen Ochsenkopf führte, welcher Name durch den Volkswitz gleichbedeutend mit Arbeitshaus blieb, selbst dann noch, als diese Anstalt aus diesem Hause verlegt und für dieselbe auf dem Alexanderplatz ein eigenes Gebäude errichtet ward."

ien, er mußte arbeiten, denn er war ein König, das heißt der erste Diener, der erste Arbeiter und Verwalter eines Volkes und eines Landes.

Er erbrach die Briefe und las sie und schrieb die Antwort an den Rand jedes dieser Papiere, damit die Kabinetssecretaire sie weiter ausführen und der Form gemäß schreiben sollten.

Jetzt war die Arbeit bald zu Ende. Dieses Papier mit dem großen Siegel, das er jetzt öffnete, das war für heute das letzte.

Es war ein Schreiben vom geistlichen Departement, welches berichtete, daß durch die in Berlin geduldeten römisch-katholischen Schulen viele Einwohner Berlins vom Protestantismus zum Katholicismus verleitet würden. Das geistliche Departement fragte also an, ob es nicht besser sei, die katholischen Schulen aufzuheben und zu schließen?

Ein mitleidiges Lächeln flog durch die Züge des Königs, als er das las. Und sie sagen, sie glauben Alle an Einen Gott, sagte er, und ihre Pfaffen predigen christliche Duldung und christliche Liebe und wissen doch selber nichts davon. Sie haben Alle nicht Gott, sondern nur die Kirche vor Augen. Unduldsam sind sie in ihrem Herzen, hochmüthig und voll Tücken. Aber ich werde sie beugen und ihre angemaßte Macht brechen. Mein ganzes Leben wird ein Kampf sein mit den Pfaffen. Sie werden mich verhöhnen und verketzern, immerhin! Mag die Kirche wider mich sein, wenn nur mein Gewissen mich frei spricht! — Nun, wir wollen den Krieg beginnen, und was ich jetzt schreibe, wird wie ein Lärmsignal mitten in das fromme Pfaffenlager hineinschlagen!

Er nahm die Feder wieder zur Hand und schrieb als Antwort an das geistliche Departement an den Rand des Papiers: „Die Religionen müssen alle tolerirt werden, und muß der Fiscal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue, denn in meinen Landen muß ein Jeder nach seiner Façon selig werden.*)

XVII.

Im Garten zu Monbijou.

Die ersten Tage der Aufregung waren vorüber. Der junge König hatte sich auf einige Tage in die Einsamkeit und Stille des Schlosses zu Charlottenburg zurückgezogen, während seine Gemahlin, noch immer im Kronprinzlichen Palais zu Berlin verweilend, mit bangem Herzen einer Einladung ihres Gemahls harrte, um ihm nach Charlottenburg zu folgen. Aber der junge König schien für nichts Anderes mehr Sinn und Gedanken zu haben, als für seine Königspflichten. Er arbeitete und studirte unausgesetzt, und selbst die Flöte mußte verstummen und den Acten und Rescripten weichen. Berlin hatte sich einige Tage der Etiquette gefügt und sich einen Trauerschleier übergeworfen, unter dem es bis zur Huldigungsfeier des neuen Königs sein lachendes Antlitz verbergen wollte. Alles hatte ein ernstes, feierliches Aussehen, und doch waren alle Herzen freudenvoll, und doch blickte Jeder mit glückstrahlendem Antlitz hinüber zu dem Königsschloß und meinte schon den Lichtstrahl der neuen Zeit aus seinen Fenstern und an seinen dunkeln, schweigenden Mauern erglänzen zu sehen. Das Königsschloß stand in diesem Moment öde und leer; der König, wie gesagt, war nach Charlottenburg gegangen, die junge Königin weilte noch im Kronprinzlichen Palais und die verwittwete Königin Sophie Dorothea hatte sich mit den Prinzessinnen Ulrike und Amalie in das Lustschloß Monbijou zurückgezogen. Jedermann war gespannt und erwartungsvoll, Jedermann hoffte für sich Einfluß und Ehre, Macht und Größe. Der Küchenjunge und das Kammermädchen, sowie der Kammerherr, die Gräfin, die Fürstin, ja sogar die Königin-Mutter träumten von Tagen des Glanzes und kommender

*) Büsching, Charakter Friedrichs des Zweiten, S. 152.

Herrlichkeit. Sophie Dorothea war zu lange ein unterdrücktes, ein zitterndes Weib gewesen; es gelüstete sie, endlich einmal Königin zu sein, herrschende, gebietende, einflußreiche Königin! Ihr Sohn wird ihr ohne Zweifel all' die Macht und das Ansehen bewilligen, welches ihr Gemahl ihr verweigert hatte; ihr Sohn wird der Tage der Thränen, der Schmerzen und Erniedrigungen gedenken, welche sie um ihn erduldet hatte, und jetzt, da es in seine Macht gegeben, mußte er glänzend vergelten, was sie für ihn gethan! Jede ihrer Thränen mußte sich jetzt in flammende Brillanten, jede erlittene Demüthigung in eine Staffel der Macht und Größe verwandeln. Der junge König hielt das Scepter in Händen, aber er muß auch seine Mutter es zuweilen mitanfassen lassen, und wenn es seinen jugendlichen Armen allzu gewichtig sein sollte, so war die Königin bereit, es zuweilen statt seiner zu tragen und zu regieren, während ihr schwärmerischer Sohn die Flöte blies oder Gedichte schrieb, oder mit seinen Freunden philosophirte. Friedrich war allerdings nicht geschaffen zu herrschen, er war ein Dichter, ein Philosoph, ein Schwärmer, der von einem Utopien träumte und von Idealen, welche sich niemals verwirklichen konnten. Für ihn mußte das Regieren eine Last sein, und die schmetternden Trompeten und Fanfaren seiner Krieger eine unmelodische Störung seiner harmonischen Phantasien. Aber glücklicher Weise war seine Mutter da, seine Mutter, welche bereit war, für ihn zu regieren, für ihn die schweren Lasten und Sorgen des Königthums auf ihre Schultern zu nehmen und mit seinen Ministern zu arbeiten, während der König vielleicht irgend eine poetische Epistel an Voltaire schrieb! Und warum sollte sie nicht regieren und herrschen können und Gesetze machen? Gab es nicht in allen Ländern Beispiele von edlen, erhabenen Frauen, welche glorwürdig und ruhmvoll ihre Völker regiert hatten? War nicht England stolz auf seine Elisabeth, Schweden auf seine Christine, Spanien auf seine Isabelle, Rußland auf seine Katharina, hatte nicht in Preußen schon die Königin Sophie Charlotte eine so bedeutungsreiche und ruhmvolle Stellung eingenommen? Warum sollte Sophie Dorothea nicht dasselbe und mehr noch erlangen können, als ihre Vorgängerin, als Sophie Charlotte?

Das dachte die Königin, als sie in den Schattengängen des Gartens von Monbijou auf und ab wandelte und mit stolzem Lächeln den süßen Schmeichelworten des Grafen von Manteuffel lauschte, der ihr eben das Condolenzschreiben der Kaiserin von Oesterreich überbracht hatte.

Ihro Majestät die Kaiserin schreibt heute außerordentlich zärtlich und liebevoll, sagte die Königin Wittwe mit einem feinen Lächeln.

Sie hat also nur heute denjenigen Gefühlen einen Ausdruck gegeben, welche sonst immer für Ew. Majestät in ihrem Herzen wohnen, sagte Graf Manteuffel ehrerbietig.

Die Königin wiegte lächelnd ihr Haupt und zerpflückte eine von den Rosen, vor deren blühendem Strauche sie eben standen. Die Häuser Hohenzollern und Habsburg sind sich niemals gewogen gewesen, sagte sie sinnend. Es scheint, es liegt nicht in ihrer Natur, sich einander zu lieben.

Das sagten die großen Familien der Capuleti und Montecchi auch, bemerkte Graf Manteuffel lächelnd, und doch mußte der Haß der Väter sich endlich in der Liebe der Kinder auflösen.

Aber wir sind noch nicht bei den Kindern, sondern wir stehen noch bei den Vätern! rief die Königin stolz, denn sie gedachte eben daran, wie sehr ihr Gemahl von dem Hause Oesterreich hintergangen und betrogen sei, sie gedachte daran, daß er auf seinem Sterbebette seinem Sohne Friedrich die Pflicht auferlegt hatte, ihn zu rächen an dem Hause Oesterreich.

Verzeihen Majestät, wenn ich zu widersprechen wage, sagte Graf Manteuffel lächelnd. Wir sind doch schon bei den Kindern angelangt, und wenn wirklich zwischen den Vätern ein beklagenswerther Zwist bestanden, so hat die Liebe der Kinder ihn ausgesöhnt, denn des jungen Königs Gemahlin ist eine Nichte, und zwar eine heißgeliebte, des österreichischen Kaiserhofes.

Sie war es indessen schon, Herr Graf, als mein Gemahl den Kaiser in Böhmen besuchte und man es der Etiquette nicht gemäß hielt, daß der Kaiser dem Könige von Preußen die Hand darreiche.*) Sie war es schon, als der Wiener Hof alle seine Versprechen und alle unsere gerechten Ansprüche mißachtete und sich weigerte, an Preußen zu geben, worauf Preußen unzweifelhafte Erbansprüche hatte!

Sie war es aber noch nicht, als Oesterreich durch seine energischen und eindringlichen Vorstellungen dem damaligen Kronprinzen Friedrich das Leben rettete. Denn Ew. Majestät wissen es wohl, daß damals dieses so theure Leben bedroht war!

Es war bedroht, aber es würde gerettet sein auch ohne Oesterreichs Beihülfe, denn neben Friedrich stand seine Mutter und diese Mutter war die Schwester des Königs von England.

Und die Königin schleuderte einen so stolzen, verächtlichen Blick auf den Grafen, daß dieser unwillkürlich die Augen niederschlug.

Sophie Dorothea sah es und lächelte. Sie hatte einen Triumph gehabt, jetzt wollte sie wieder milde und versöhnlich sein.

---

*) Seckendorfs Leben. Theil 3, S. 45.

Reden wir nicht mehr von vergangenen Zeiten, sagte sie daher freundlich. Der Tod meines Gemahls hat für mich einen trüben Trauerflor über die Vergangenheit ausgebreitet, und ich muß mein Auge von ihr abwenden, damit mein Sohn, der junge König, nicht in meinen Augen immer nur Thränen sehe. Nein, ich will immer jetzt nur die Zukunft schauen, denn meine Ahnung sagt mir, daß diese Zukunft für Preußen eine glanzvolle, ruhmreiche und gesegnete sein werde.

Möchte sie es auch für ganz Deutschland sein, Majestät, rief der Graf. Damit sie es werde, müssen die Häuser Hohenzollern und Habsburg der alten Zwistigkeiten vergessen und in Liebe und Eintracht zu einander stehen!

Habsburg beweise uns erst, daß es uns in Liebe und Eintracht die Hand reichen will, sagte die Königin. Es zeige uns in Thaten, nicht in Worten seine Theilnahme, seine Gerechtigkeit, seine Anerkennung.

Oesterreich ist bereit dazu, Majestät, es fragt sich nur, ob Preußen die Hand Oesterreichs auch ergreifen und an derselben den Ring der Liebe befestigen will.

Die Königin warf ihr Haupt so rasch zu ihm um, daß sie noch den scharfen, lauernden Blick des Grafen auffing. Oesterreich schmiedet also wieder Heirathspläne, sagte sie mit einem bittern Lachen. Es hat noch nicht genug an dieser Einen Ehe der Kaiserlichen Nichte, es sehnt sich nach einer Wiederholung dieses Meisterwerkes. Aber dieses Mal, Herr Graf, giebt es kein Küstrin und kein Gefängniß, aus dem man um jeden Preis sich retten möchte, und dies Mal wird man, bevor man sich entscheidet, die Ankunft aller Couriere abwarten können!

Und die Königin, den Grafen mit einem leisen Kopfnicken verabschiedend, winkte den ihr von ferne folgenden Hofdamen und ging mit ihnen eine Seitenallee hinunter.

Graf Manteuffel blickte ihr lange und mit tief gedankenvollen, ernsten Mienen nach, immer noch wie gebannt auf der Stelle stehend, wo die Königin ihn verlassen hatte.

Sie ist stolzer und entschiedener wie jemals, murmelte er endlich vor sich hin. Das ist ein Zeichen, daß sie von Einfluß sein wird und sich ihrer Bedeutung bewußt ist. Und was die Königin da von den Courieren sagte, so ist das ohne Zweifel eine Anspielung auf jenen Courier, der damals am Tage der Verlobung des Kronprinzen um eine Stunde zu spät die Einwilligung Englands brachte. Ah! Es sind also wieder Couriere unterwegs, und einer davon ist sicherlich nach England gesandt! Wir müssen also zur That schreiten, wir müssen alle Wasser unserer Diplomatie springen lassen, und der Courier aus England muß wieder wie damals eine Stunde zu spät kommen.

Ganz nahe bei ihm ertönte eben ein lautes, fröhliches Lachen und eine weiche melodische Stimme sagte: Nein, Graf, Sie werden mich niemals an Ihre Liebe glauben machen! Sie sind viel zu blond, um wirklich lieben zu können.

Blond! rief eine männliche Stimme mit dem Ton des Entsetzens. Sie lieben also das blonde Haar nicht, während ich bisher stolz auf mein blondes Haar war. Aber ich will es mir jetzt schwarz färben lassen, werden Sie dann an meine Liebe glauben?

Die Dame antwortete wieder mit einem fröhlichen Lachen, das gleichsam einen Wiederschein auf das Gesicht des lauschenden Grafen Manteuffel warf.

Es ist meine Bundesgenossin, die Frau von Brandt, flüsterte er lächelnd. Sie kommt mir in diesem Augenblicke sehr erwünscht, und ich werde ihr zärtliches tête à tête mit dem Grafen Voß auf einen Moment unterbrechen müssen.

So sprechend, eilte Graf Manteuffel rasch die hohe verschnittene Allee hinunter, von deren entgegengesetzter Seite die Stimmen ertönt waren, und trat dann durch das in der dichten Laubwand angebrachte Thor in die nächste Allee, in der sich Frau von Brandt mit ihrem schmachtenden Liebhaber befand.

Graf Manteuffel näherte sich der Dame mit dem vollkommen gut gelungenen Ausdruck freudigen Staunens und äußerte große Ueberraschung, seine schöne Freundin hier im Garten der Königin-Wittwe zu finden.

Ihro Majestät erzeigte mir die Ehre einer Einladung für einige schöne Sommerwochen, sagte Frau von Brandt. Sie wußte, daß der Arzt mir den fortgesetzten Aufenthalt in freier Luft als ein nothwendiges Heilmittel meiner schwankenden Gesundheit empfohlen hat, und da die Königin das innige Freundschaftsband kennt, welches mich mit ihrer Hofdame Fräulein von Pannewitz vereint, war sie so gnädig, mir in Monbijou einige Zimmer anzubieten. Da habe ich Ihnen jetzt mit einer Genauigkeit, als ob Sie mein Beichtvater wären, die Ursache meines Hierseins erklärt, und es bleibt mir nur noch übrig, Ihnen meinen Cavalier hier vorzustellen. Es ist der Graf Voß, ein edler Ritter sans peur et sans reproche, bereit, für seine Dame, zwar nicht gerade sein Leben, aber doch seine blonden Haare zu lassen.

O, hüten Sie sich, mein lieber Graf, sagte Manteuffel lachend, hüten Sie sich, daß diese schöne Spötterin Sie nicht wirklich die Farbe Ihrer Haare wechseln macht und Ihnen Ihr schönes Blond in das sehr ehrwürdige, aber weniger schöne Grau verwandelt. Sie ist Zauberin und Diavolezza genug, um das zu können, und ich versichere Sie, daß in der Geschichte meiner grauen Haare die schöne Frau von Brandt eine sehr bedeutende Rolle spielt.

Ach, es muß immer doch sehr schön sein, um Frau von Brandt graue Haare zu bekommen, sagte der junge Graf mit einem Pathos, der seine beiden Zuhörer lachen machte. So oft ich meine grauen Haare dann betrachtete, würde ich an sie denken, und bei jedem weißen Haar, das meinem Bart entfiel, würde mir Frau von Brandts Bild vor die Seele treten.

Und der junge Graf starrte mit entzückten Blicken in das Leere und seine lächelnden Lippen flüsterten leise, unverständliche Worte.

Er ist in einem Anfall seiner verliebten Extase, flüsterte Frau von Brandt, einige Schritte zurücktretend. Er hat die Manie, ein Sonderling sein zu wollen und schwärmt jetzt für den Gedanken, sich wie Petrarca in eine Laura zu verlieben. Lassen Sie ihn schwärmen und uns ein wenig von unsern Angelegenheiten sprechen! Aber sein Sie kurz, damit Niemand uns überrascht, denn man beargwöhnt Sie, mein lieber Graf, und meine eigene Unschuld wäre gefährdet, wenn man mich in vertraulichem Zwiegespräch mit Ihnen sähe.

Ah, es ist sehr schön und sehr erbaulich, die reizende Frau von Brandt mit der Angst eines sechszehnjährigen Mädchens von ihrer gefährdeten Unschuld sprechen zu hören, sagte Graf Manteuffel. Aber wir wollen diese Unschuld berücksichtigen und kurz sein. Zuvörderst also, wie stehen unsere Angelegenheiten mit der jungen Königin?

Barometerstand: naßkalte, thränenreiche Witterung, stürmisch an Hoffnungen, aber dürr an Blüthen. Wenig Sonnenschein, desto mehr dunkle Wolken und dann und wann ein Orkan aufbrausenden Gefühls.

Das will sagen: die Königin fürchtet noch immer, von ihrem Gemahl verschmäht zu werden?

Sie fürchtet nicht mehr, es zu werden, denn sie ist schon verschmäht. Der König wohnt in Charlottenburg und ladet die Königin nicht zu sich ein. Als Gemahl verschmäht er seine Gemahlin, ob er als König sie auch als Königin verschmäht, das kann zur Zeit noch Niemand wissen!

Niemand? Auch Frau von Morien nicht?

Auch diese nicht! Der König scheint sie, seit er König ist, ganz vergessen zu haben. Seit jenem unglücklichen Quiproquo mit dem Gedicht in Rheinsberg scheinen seine Gluthen sich plötzlich verkühlt zu haben, und er spricht so harmlos und unbefangen und gleichgültig mit ihr, wie mit jeder anderen Dame. Niemals mehr verstohlene Worte, heimliche Händedrücke, verliebte Seufzer. Die arme Morien aber verzehrt sich in Liebeskummer und weint sich die schönen Augen trübe, denn seit sie verschmäht wird, liebt sie leidenschaftlich.

Und das ist unglücklicher Weise nicht das Mittel, um dieses stolze Herz, welches ihr entflattern will,

sich wieder einzufangen, sagte Graf Manteuffel achselzuckend. Mit Thränen und Schmachten verliert sie ihren Einfluß und erntet nur Verachtung. Sie, welche eine Meisterin in der Liebe und in der Coquetterie sind, Sie sollten das wissen und Ihre schöne Schülerin besser unterrichten. Nun aber kommt die wichtigste Frage: wie steht es mit der Braunschweigischen Heirath des Prinzen August Wilhelm?

Frau von Brandt seufzte. Sie sind also wirklich unerbittlich? Sie haben kein Mitleid mit dieser edlen, großherzigen und keuschen Liebe zweier Kinder, die so unschuldig und rein sind, wie der Himmel, die Sterne und die Blumen, denen sie täglich von ihrer Liebe und ihren ganz überirdischen Freuden erzählen?

Und Sie haben also kein Mitleid mit den Brillanten, die sich sehnen auf Ihrem schönen und stolzen Busen zu ruhen, parodirte sie Graf Manteuffel, kein Mitleid mit der reizenden Villa, welche Sie sich kaufen könnten, um in Ihrem eigenen Garten der frischen Luft zu genießen? Sie wollen durchaus nicht von allen Damen des Hofes um den köstlichsten Cachemir, den jemals die Webestühle Cachemirs geliefert haben, beneidet werden? Sie wollen —

Halten Sie ein, Graf Teufel, denn Sie sind in der That mehr ein Teufel als ein Mann, und Sie führen meine arme Seele in Versuchungen, denen sie unterliegen muß. Nun denn, ich nehme meine Bestimmung an, ich bin die Schlange, welche an dem Busen der armen Laura ruht und ihren Giftstachel in ihre Liebe bohrt, um sie zu tödten. Ach, wenn Sie wüßten, Graf, welche Vorwürfe mir zuweilen mein Gewissen macht, wenn ich diese so heiligen und keuschen Bekenntnisse ihrer Liebe vernehme, wenn sie mir erröthend und zitternd erzählt von den jungfräulichen Geheimnissen ihres Herzens und sich, Trost und Rettung vor ihrer eigenen Schwäche suchend, in meine Arme flüchtet. Denken Sie doch, Graf, daß diese beiden Kinder sich lieben, ohne jemals den Muth gefunden zu haben, es einander zu bekennen, denken Sie doch, daß Laura aber bis jetzt den grausamen Muth gehabt hat, des Prinzen Seufzer und verstohlene Worte nicht verstehen zu wollen, daß sie sogar es vermag, ihm ein kaltes und abstoßendes Gesicht zu zeigen, während sie doch nachher Nächte lang weint über ihre eigene Härte.

Wenn die Sachen so stehen, dann muß man vor allen Dingen vermeiden, daß es zu einer Erklärung unter diesen seltsamen Liebesleuten komme, dann müssen Sie all' Ihren Einfluß auf die junge Dame dahin wenden, daß sie durch einen heroischen Akt diesen Roman beschließe und in den Augen des Prinzen die heilige Märtyrerin ihrer Liebe bleibe.

Und worin zum Beispiel soll dieser heroische Akt bestehen?

In einer Heirath, Gnädigste!

Aber wo wollen wir gleich einen Mann finden, dem dieses arme Lamm geopfert werde?

Dort steht Einer, sagte Graf Manteuffel, auf den Grafen Boß hindeutend, der noch immer damit beschäftigt war, Verse in sein Portefeuille zu schreiben und die übrige Welt ganz vergessen zu haben schien.

Frau von Brandt lachte laut. Der soll die schöne Pannewitz heirathen?

Nun ja, fragte der Graf ernsthaft, sucht er nicht eine Laura?

Ja, aber Sie vergessen, Graf, daß er mich in diesem Augenblick für seine Laura hält und so jammervoll seufzt und winselt, als nur je ein Petrarca es gethan.

Um so leichter werden Sie ihn dazu bewegen, Ihnen dies Opfer darzubringen, um so größer wird er sich fühlen, wenn er, Ihnen entsagend, das Mädchen annimmt, welches Sie ihm zur Gattin bestimmten!

Hören Sie, sagte Frau von Brandt, den Grafen fast erschreckt ansehend, Sie sind fürchterlich, und fast könnte es mir vor Ihnen grauen, denn Sie haben ein Herz von Stahl in Ihrer Brust, und ich glaube, Sie kennen gar kein menschliches Mitleid!

Es giebt höhere und edlere Rücksichten, denen alle diese kleinlichen, menschlichen Regungen sich unterordnen müssen. Wenn es sich darum handelt, Deutschland, ja vielleicht ganz Europa die Ruhe und den Frieden zu erhalten, kann es nicht darauf ankommen, ob ein paar Menschenherzen gebrochen, oder eine Liebe zu Grabe getragen wird. Aber sehen Sie, der Graf hat sein Gedicht vollendet und steckt seine Schreibtafel ein. An's Werk also, meine schöne Bundesgenossin! Sie müssen heute Ihr Meisterstück vollenden. Und damit Sie es so bald wie möglich können, verlasse ich Sie. Leben Sie wohl, und auf baldiges Wiedersehen!

Er küßte der schönen Frau die Hand und eilte dann leichten Schrittes die Allee wieder hinab. Frau von Brandt aber näherte sich dem jungen Grafen, der wieder in Gedanken verloren zur Erde starrte. Sie legte leise ihre Hand auf seine Schulter und flüsterte halb zärtlich, halb vorwurfsvoll: Schwärmer, wo waren Sie jetzt?

Bei Ihnen, sagte der Graf, der unter der Berührung ihrer Hand erbebte und erblaßte. Ja, bei Ihnen war ich, edelste und theuerste der Frauen, bei Ihnen mit meiner Seele, meinen Gedanken und meiner Sehnsucht; und da dieser lästige, schwatzhafte und aufdringliche Mensch mich hinderte, Ihnen mündlich Alles das zu sagen, was ich empfinde, so benutzte ich die Zeit seines Hierseins, um Ihnen

das wenigstens aufzuschreiben, was ich verschweigen mußte!

Aber Sie dachten nicht daran, sagte sie mit zärtlichem Vorwurf, daß Sie mich dadurch compromittirten, daß Sie dadurch diesem schwatzhaften Grafen Manteuffel die beste Gelegenheit gaben, aller Welt zu erzählen, in welchem Verhältniß ungenirter Vertraulichkeit wir zu einander stehen. Denken Sie doch nur, Ihre Schreibtafel zu nehmen und unbekümmert darum, daß eine Dame und ein fremder Cavalier an Ihrer Seite sind, zu schreiben!

Allerdings, man wird wieder schreien, daß ich ein Sonderling bin, sagte Graf Voß mit einem albernen wohlgefälligen Lächeln.

Aber man wird hinzufügen, daß dieser Sonderling der Frau von Brandt sehr wenig Achtung und Ehrfurcht bezeige, daß er also mit ihr in einem sehr innigen und nahen Verhältniß stehen müsse! Ach, der Ruf einer Frau ist so leicht verletzt, er ist wie der Flügel eines Schmetterlings, sobald ein Finger ihn berührt und auf ihn hindeutet, ist ihm der Glanz abgestreift und er wird trübe. Und doch haben wir armen Weiber nichts als unseren Ruf und unsere unbefleckte Tugend! Es ist der einzige Schild, die einzige Waffe, die wir gegen die Roheit und Grausamkeit der Männer besitzen, und Ihr sucht sie uns doch zu entreißen, um uns dann entehrt und gedemüthigt unter Eure Füße treten zu können.

Mein Gott, mein Gott, Sie weinen, rief der Graf, auf seine schöne Geliebte blickend, in deren Augen wirklich ein paar sehr wohlgelungene, glänzende Thränen blinkten. Sie weinen? Ich muß ein sehr großer Verbrecher und Sünder sein, wenn ich Sie weinen mache!

Nein, ein sehr edler, aber ein sehr unvorsichtiger Mann sind Sie, sagte Frau von Brandt, unter Thränen lächelnd. Sie verrathen der Welt, was außer Gott und uns Niemand wissen sollte.

Mein Himmel, was verrathe ich denn? rief der arme, geängstigte Graf.

Sie verrathen, daß wir uns lieben! flüsterte Frau von Brandt, indem sie einen glühenden Liebesblick auf ihren Liebhaber heftete.

Wie? Sie sagen, daß wir uns lieben? rief er außer sich vor Entzücken. Sie gestehen also ein, daß nicht ich allein es bin, welcher Sie liebt?

Ich gestehe es ein, indem ich zugleich damit unsere Trennung ausspreche!

Niemals! Nein, niemals! Keine Macht der Erde soll uns nun noch trennen, sagte er, ihre Hand ergreifend und sie mit Küssen bedeckend.

Doch giebt es eine Macht, welche ein Recht dazu hat. Diese Macht ist mein Gemahl! Er ahnt bereits meine Gefühle für Sie und wird unerbittlich sein, sobald seine Ahnung zur Gewißheit wird.

So werde ich ihn fordern, ihn erschießen, und dann Sie im Triumph als meine Gemahlin auf mein Schloß führen.

Aber wenn nun unglücklicher Weise mein Gemahl Sie erschösse?

Mich? Ja, wenn er mich erschösse. Daran habe ich nicht gedacht, murmelte Graf Voß erbleichend. Das wäre allerdings ein sehr unglücklicher Zufall. Wir wollen also das Schicksal nicht auf die Probe stellen, und ein anderes Mittel ersinnen. Ach, ich weiß schon eins! Ich entführe Sie!

Sie wiegte traurig lächelnd ihr Haupt. Der Arm des Königs reicht sehr weit, sagte sie, und die Rache meines Gemahls würde uns überall ereilen.

Aber was fangen wir nur an? rief der Graf verzweiflungsvoll. Wir lieben uns, und können einander nicht besitzen, und müssen uns verzehren in Entsagung und Liebesschmerz. Oh, oh, muß ich denn wirklich ein Schicksal erleben, wie Petrarca, soll mein ganzes Leben auch weiter nichts sein, als ein fortgesetztes Klagelied um meine Geliebte? Giebt es kein Mittel, dies abzuwenden?

Frau von Brandt legte ihre Hand mit einem leisen, zärtlichen Druck in die seine. Es giebt ein Mittel, flüsterte sie. Ein Mittel, durch welches wir nicht blos meinen Gemahl, sondern die ganze Welt täuschen, ein Mittel, welches wir wie einen verhüllenden Schleier über unsere Liebe legen können, und welcher uns schützen soll gegen die Bosheit und Verleumdung der Menschen!

Sagen Sie mir dies Mittel! rief er leidenschaftlich. Sagen Sie es mir, und wär's noch so schwer zu erhalten, und müßte ich es mit der Hälfte meiner Güter erkaufen, ich werde es thun, wenn ich mir dadurch meine Geliebte erwerben kann.

Sie neigte ihr Haupt näher zu ihm hin, und ihn ganz bezaubernd und umstrickend mit ihren fascinirenden, zärtlichen Blicken, flüsterte sie: Sie müssen sich verheirathen, Graf!

Er stieß einen Schrei aus und trat entsetzt einen Schritt zurück. Ich muß mich verheirathen? Sie wollen das? Und Sie sagen, daß Sie mich lieben?

Eben weil ich Sie liebe, Theuerster, und eben, weil Ihre Verheirathung die Bande der Etiquette zerreißen würde, welche uns jetzt von einander trennen. Sie müssen eine Dame von meiner Bekanntschaft, vielleicht sogar eine Freundin von mir heirathen, dann wird Niemand, selbst mein Gemahl nicht, es auffallend finden, wenn wir in vertraulichem Verkehr mit einander leben, und unter dem Deckmantel der Freundschaft wird unsere Liebe selige und beglückte Tage feiern.

Ja, ich sehe es ein, es giebt kein anderes Mittel, seufzte der Graf. Ach, wäre ich doch nur erst verheirathet!

Oh, Sie undankbarer, treuloser Mann! rief Frau von Brandt mit dem Anschein der Entrüstung. Sie sehnen sich schon nach Ihrer Verheirathung und nach der schönen jungen Frau, in deren Armen Sie mich sehr bald vergessen werden.

Oh, Sie wissen es wohl, daß ich mich nur nach meiner Verheirathung sehne, weil ich Sie alsdann besitzen werde!

Beweisen Sie mir das, indem Sie mir schwören, ohne Weigerung die Dame zu heirathen, die ich Ihnen zuführen und bezeichnen werde!

Ich schwöre es Ihnen!

Sie schwören mir, keine andere Frau zu heirathen, als die, welche ich Ihnen bestimme? Sie schwören mir, allen Hindernissen, allen möglichen Kämpfen die Stirn zu bieten, gerade auf das von mir bezeichnete Ziel loszugehen, und sich weder durch Bitten, noch durch Vorwürfe davon zurückhalten zu lassen?

Ich schwöre es Ihnen!

Auf Ihr Grafenwort?

Auf mein Grafenwort und mein altadeliges Wappen! Zeigen Sie mir die Dame, welche ich heirathen soll, ich werde es thun, und müßte ich sie der ganzen Welt abtrotzen.

Aber wenn nun unglücklicher Weise diese Dame Sie auch nicht liebte?

Mein Gott, was habe ich darnach zu fragen? Liebe ich sie denn? Will ich sie nicht heirathen, nur, um Sie zu gewinnen?

Ah, mein Freund, rief Frau von Brandt freudig, jetzt sehe ich, daß wir uns ganz verstehen. Kommen Sie denn, damit ich Ihnen die Braut zeige, welche ich Ihnen bestimme.

Sie legte ihren Arm in den seinen und zog ihn mit sich fort. Ihr Auge leuchtete in einem trotzigen, wilden Glanze und mit hohnlächelnder Freude sagte sie zu sich selber: ich werde der schönen Laura einen reichen Grafen zum Gemahl geben, und ich werde für dies seelenverkäuferische Geschäft Brillanten und Cachemirs und die Dankbarkeit einer Kaiserin mir verdienen!

XVIII.

Das Hoffräulein der Königin.

Die Königin Sophie Dorothea hatte inzwischen nach ihrer Unterredung mit Graf Manteuffel den Garten verlassen, sich in ihre Gemächer zurückgezogen und ihre Hofdamen auf einige Stunden beurlaubt, indem sie zugleich befohlen hatte, Niemanden, wer es auch sei, den Eintritt zu ihr zu gestatten. Sie wollte in ungestörter Muße überlegen und ihre Pläne entwerfen, denn sie fühlte, daß abermals Oesterreich bereit sei, ihrem Lieblingsprojekt einer englischen Heirath ihrer Kinder in den Weg zu treten, und sie wollte daher ihre Waffen und ihre Streitkräfte zum Kampfe schärfen.

Die Hofdamen waren also jetzt auf einige Stunden frei, sie konnten sich auf einige Stunden ihren Neigungen, ihren Träumen oder ihrem eigenen Vergnügen überlassen.

Laura von Pannewitz hatte es abgelehnt, an der Spazierfahrt der übrigen Damen Theil zu nehmen. Ihr Herz verlangte nach Einsamkeit und Stille. Es war für sie ein schönes und seltenes Glück, ungestört und unbeachtet den süßen und heimlichen Stimmen zu lauschen, welche in ihrem Herzen flüsterten und eine wunderbare Wonne über ihr ganzes Wesen ergossen. Es war so schön, von ihm zu träumen, sich seine Worte, sein Lächeln, sein Seufzen zu wiederholen, sich alle diese kleinen Nüancen und Zeichen zu vergegenwärtigen, welche so unbedeutend sind für den gleichgültigen, so gewichtig und vielsagend für den liebenden Blick.

Er hatte ihr gestern geschrieben und sie — sie hatte den grausamen Muth gehabt, seinen Brief uneröffnet ihm wieder zurück zu schicken. Aber indem sie es that, hatte sie unter strömenden Thränen das Papier an ihre Lippen, an ihr hochklopfendes Herz gedrückt und dann war sie auf ihre Kniee niedergesunken, um zu beten und zu Gott zu flehen, er möge ihr Kraft und Muth geben, ihr Herz zu ertödten und ihrer Liebe zu entsagen.

Seitdem war ein ganzer Tag vergangen und sie hatte ihn nicht wiedergesehen und keine Kunde von ihm erhalten. O, gewiß war er sehr traurig, sehr ungehalten auf sie, gewiß wollte er sie niemals wiedersehen, und weil er ihr zürnte und sich von ihr fern halten wollte, hatte er, der sonst so zärtliche und aufmerksame Sohn es sogar versäumt, seiner königlichen Mutter den Morgenbesuch zu machen, den er bis jetzt noch niemals unterlassen hatte.

Laura hatte mit hochklopfendem Herzen, weinend vor Sehnsucht, Angst und Schmerz hinter der Gardine ihrer Fensters gestanden und ihn erwartet und zu Gott gebetet, ihn nur noch sehen, nur in der Ferne mindestens seine Stimme hören zu können. Aber der Prinz war nicht gekommen, und jetzt war die Zeit vorüber, in welcher er zu kommen pflegte, jetzt hatte die Königin sich in ihr Arbeitscabinet zurückgezogen und Jedermann den Eintritt untersagt.

Laura durfte also nicht hoffen, den Prinzen August Wilhelm heute noch zu sehen; wie sie das dachte, fühlte sie es wie ein Schwert durch ihr Herz gehen und eine wilde Verzweiflung bemächtigte sich ihrer. Sie stürzte auf ihre Kniee nieder und rang die Hände zu Gott empor, nicht mehr ihn anflehend um Kraft und Muth zur Entsagung, sondern Gott bittend um Mitleid und Erbarmen, um ein wenig Sonnenschein für ihre traurige, düstere und so reine Liebe. Aber dann, vor ihrem eigenen Gebet erschreckend, war sie von ihren Knieen emporgeflogen, war sie hinübergeeilt in die Zimmer der Frau von Brandt, um sich an den Busen der Freundin zu flüchten vor ihren eigenen Gedanken und ihren eigenen Schmerzen.

Aber ihre Freundin war nicht dort, man sagte ihr, sie sei hinabgegangen in den Garten. Laura nahm Hut und Shawl und folgte der Freundin dorthin. Wie sie langsam diese schattigen, verschnittenen Laubgänge hinabging, wie sie ihre glühenden Wangen und ihre brennenden, schmerzenden Augen sanft gekühlt fühlte von dem frischen Lufthauch, der von der Spree herüberwehte, empfand sie ein unendliches Wohlbehagen, eine erquickliche Ruhe und Stille in sich selber.

Laura vergaß ganz, daß sie gekommen, um die Freundin zu suchen, sie fühlte nur, daß dieser heitere Gottesfrieden der Natur sich wie ein kühlender Balsam auf ihre schmerzzuckende Seele legte, daß diese Einsamkeit mit tausend Stimmen des Trostes, der Hoffnung, der traurigen und doch glückesvollen Wehmuth zu ihr flüstere, und sie scheute es, diese friedvolle Stille durch irgend ein menschliches Wort, eine menschliche Erscheinung unterbrechen zu lassen.

Mit flüchtigem Fuß eilte sie daher in die dichtern Laubgänge des Gartens, suchte sie die einsamsten und stillsten Plätze auf, um zu träumen, zu schwärmen und an Den zu denken, dessen Bild noch immer in ihrem Herzen lebte, wie sehr sie auch bemüht war, es mit den Schleiern der Entsagung sich selber zu umhüllen.

Jetzt trat sie in das Gewächshaus ein, welches das untere Ende des Gartens begrenzte, und welches die Königin Sophie Dorothea sich in den anmuthigsten und liebreizendsten Salon hatte umwandeln lassen, den außer ihr und ihren Damen Niemand sonst betreten durfte. Da waren künstliche Lauben von blühenden Myrthen und Orangen, in deren Mitte sich kleine Divans befanden und zu erquicklicher Ruhe einladeten, da waren Grotten von Steinen aufgeführt, aus deren Ritzen sich die seltenen Pflanzen der Felsen und Gebirge hervorzwängten, da waren kleine Springbrunnen, die lieblich murmelten und plätscherten und eine angenehme Kühlung verbreiteten.

Laura ließ sich hochathmend auf einen dieser von Myrthen umrankten Divans nieder, und den Kopf zurückgelehnt an den Stamm des hundertjährigen Lorbeers, der die Rückwand der Laube bildete, schloß sie die Augen, um nichts mehr zu sehen, nichts außer ihm! Es war ein liebliches Bild, dieses junge Mädchen zu sehen, deren edles und schönes Antlitz von den Zweigen der Myrthen wie von einem blühenden Rahmen umrankt war, und deren zugleich zarte und edle, volle und jungfräuliche Gestalt sanft zurückgebeugt an dem Stamm des Baumes lehnte, dem einst die zagende und keusche Liebesangst einer Jungfrau das Leben gegeben. Auch sie war eine Daphne, fliehend vor ihren eigenen Wünschen, fliehend vor der süßverlockenden Stimme des Geliebten, der für sie der Gott der Schönheit und Anmuth, der Gott des Wissens und der Künste war, ihr Gott Apollo, den sie anbetete und an den sie glaubte, den sie fürchtete und vor dem sie floh, wie Daphne, nur weil sie ihn liebte! Denn das Weib flieht nur vor dem Mann, wenn sie ihn liebt, sie fürchtet nur den, der ihr gefährlich ist, nicht weil er mit seinen Bitten und Schmeichelworten sie verlocken könnte, sondern weil ihr eigenes Herz für ihn bittet und schmeichelt.

Laura saß noch immer mit geschlossenen Augen, süßträumend in der Myrtenlaube. Sie dachte und fühlte nur ihn, und ihre Liebe war Gebet, ihr Gebet war Liebe. Sie hatte die Hände in ihrem Schooß gefaltet, ein köstliches, träumerisches Lächeln umspielte ihre zarten Lippen, und unter den geschlossenen Augenlidern glitten ein Paar Thränen langsam über die zarten, sanftgerötheten Wangen nieder. Sie betete eben zu Gott, daß er ihr Kraft geben möge, ihr eigenes Herz zu bezwingen, und ohne zu murren, und ohne sich selbst zu verrathen, den Schmerz, den Zorn, und endlich die Gleichgültigkeit des Prinzen zu ertragen. Doch fühlte sie, daß ihr Herz brechen würde, wenn er eines Tages sie aufgeben und vergessen könne, doch flüsterte eine verlockende Stimme ihr zu, daß es ein seligerer Tod sein müsse, zu sterben nach einer Stunde des entzückensvollen, berauschenden, wenn auch sündigen Liebesglückes, als zu sterben an dem kalten Eiseshauch der Entsagung.

Aber Laura, in ihrer keuschen Jungfräulichkeit, wollte diese verlockende Stimme nicht hören, sie wollte sie übertönen mit ihren Gebeten, und doch, indem sie betete, dachte sie immer noch mit erbebendem Herzen, welch ein erhabenes und köstliches Glück es sein müsse, einmal des Geliebten Lippen zu küssen, einmal in sein Ohr das so lang verschwiegene, so lange begrabene Geheimniß ihrer Liebe zu flüstern und dann, seinen Kuß noch auf der Lippe, noch bestrahlt von seinen Augen, hinzusinken und zu sterben. Den Himmel nur mit dem Himmel vertauschend, die Seligkeit nur einlösend mit der Seligkeit!

Und immer süßere Träume, immer schmerzlichere Phantasien kamen über sie, schwerer und schwerer senkten sich ihre Augenlider, schwerer drückte der Kummer auf ihrem Herzen und machte es todesmüde und wünschelos, und endlich, gleich den Jüngern am Oelberg, schlief sie ein vor Traurigkeit.

Tiefe Stille, lautloses Schweigen herrschte rings umher. Plötzlich machten sich leise schleichende Tritte hörbar und am Eingang der künstlichen Felsgrotte erschien eine männliche Gestalt. Vorsichtig und scheu neigte er das Haupt vorwärts und sein neugieriger Blick spähte zwischen den, die Felsgrotte überhangenden Schlinggewächsen hinüber nach dem jungen Mädchen, das schlummernd an den Stamm des Lorbeers sich lehnte.

Es war Fritz Wendel, der Gärtner aus Rheinsberg. Die Königin Sophie Dorothea hatte gewünscht, ihre Treibhäuser und Gartenanlagen nach denen von Rheinsberg eingerichtet zu sehen, und auf Befehl des jungen Königs waren einige der geschicktesten Gärtner von Rheinsberg nach Berlin gesandt, um die Einrichtungen des Gartens von Monbijou zu übernehmen. Fritz Wendel gehörte zu diesen. Der Zufall war dem jungen Gärtner günstig gewesen und hatte ihn wieder in die Nähe Derjenigen gebracht, welche er liebte. Denn das kleine Hoffräulein Louise von Schwerin war nicht blos der Liebling der Königin Elisabeth, sondern auch die Königin Sophie Dorothea liebte dieses so kecke und übermüthige, anscheinend noch so unschuldige und unbefangene junge Mädchen, das mit ihrem frischen heitern Lachen so oft die langweilige Hofetiquette unterbrach und ein wenig frisches, ungebundenes Leben in die steifen

Formen des Hoflebens bringen durfte, eben weil sie ein Kind war und man sie als Kind entschuldigte. Doch aber hatte ihr unbesonnenes und übermüthiges Betragen in Rheinsberg dem kleinen Fräulein ein wenig die Gunst des jungen Königspaares verscherzt. Die Königin Elisabeth konnte es ihr niemals vergessen, daß sie durch Louise den Namen ihrer glücklichen Nebenbuhlerin erfahren, der König zürnte ihr im Stillen, weil durch sie das Geheimniß jenes Briefes an die Frau von Morien entdeckt worden war.

Louise von Schwerin war daher seltener bei der Königin Elisabeth, während die Königin Sophie Dorothea sie ganze Tage lang in ihrer Umgebung behielt und sich ergötzte an ihrem muntern, kindlichen Wesen und den übermüthigen Neckereien, mit denen sie die steife und förmliche Oberhofmeisterin und die ernsten und feierlichen Cavaliere und Hofdamen zur Verzweiflung brachte. Und das kleine Hoffräulein kam sehr gern und bereitwillig zu der Königin, denn Monbijou hatte für sie einen eigenthümlichen Reiz, seit der schöne Gärtner Fritz Wendel dort war. Der Roman mit ihm war immer noch nicht zu Ende gespielt; diese geheimnißvolle und pikante Liebe hatte für das junge Mädchen noch immer einen eigenthümlichen Zauber, und da sich für die „kleine Louise" noch kein anderer Anbeter finden wollte, ließ sie sich einstweilen die Anbetung und Vergötterung des jungen Gärtners gefallen, für den sie nicht die „kleine Louise", sondern die bezaubernde Fee, die Anmuth und Schönheit ausstrahlende Göttin war.

Fritz Wendel also war es, der sich am Eingange der Grotte zeigte und mit spähenden Blicken nach dem schlafenden Hoffräulein hinüberblickte. Er war mit dem Ordnen der Gewächse und Blumen beschäftigt gewesen, wie er dies jeden Morgen in dem, seiner besonderen Aufsicht übertragenen Treibhaus zu dieser Stunde zu thun pflegte, weil dies die Zeit war, in welcher die Königin niemals sich dorthin begab. — Mitten in seiner Beschäftigung war er durch das Eintreten des Hoffräuleins unterbrochen worden und hatte sich in die Grotte geflüchtet, um dort unbemerkt zu warten, bis die Dame das Haus wieder verlassen würde. — Von seinem Versteck aus konnte er, hinter dichtem, hochaufschießenden indischen Farrenkraut verborgen, gerade jene Myrthenlaube überschauen, in welcher die schöne Laura saß; jetzt, da er sah, daß sie eingeschlafen war, wollte er vorsichtig und leise die Grotte verlassen.

Lauschend stand er einen Moment noch an dem Eingang derselben und horchte aufmerksam auf die leisen, ruhigen Athemzüge des Fräuleins. — Sie schlief wirklich, er konnte es also wagen, leise auf den Zehen von dannen zu schleichen.

Ach, wenn *sie* es wäre, murmelte er leise, wenn *sie* es wäre, würde ich nicht so still von dannen gehen! Ich würde den Muth haben, ihr zu Füßen hinzusinken und sie in meine Arme zu schließen, während ich meine Lippen auf ihren Mund preßte, damit sie nicht aufschreien könne vor Schreck. Aber diese da, fuhr er fast verächtlich fort, indem er einige Schritte vorwärts schlich und sich nach dem Fräulein umwandte, diese da gleicht ihr so wenig, sie ist —

Plötzlich verstummte er und wich scheu wieder nach dem Eingang der Grotte zurück. Es war ihm, als habe er Schritte vernommen, die sich dem Eingange des Gewächshauses näherten.

Richtig, da klappte die Thür der kleinen Vorhalle und jetzt — Fritz Wendel schlüpfte eiligst in die Grotte zurück und verbarg sich wieder hinter dem dichten Gebüsch von Farrenkraut.

In der Thür des duftigen Blumenzimmers stand jetzt ein junger Mann und schaute auch mit forschenden und spähenden Blicken rings umher. Seine hohe, schlanke Gestalt war in die Uniform der Gardeoffiziere gekleidet, welche die Vorzüge seines schlanken, elastischen Körpers nur noch mehr hervortreten ließ. Der Stern auf der Brust und der Trauerflor um den Arm ließ ihn als einen der Prinzen des königlichen Hauses erkennen; sein schön geformtes, edles Antlitz trug den Ausdruck einer weichen, fast jungfräulichen Zartheit, der Blick seiner großen blauen Augen war so sanft und milde, daß Diejenigen, welche ihn länger angeschaut, sich ganz unwillkürlich von einer, ihnen selber unerklärlichen Rührung ergriffen fühlten und ein ahnungsvolles Mitleid für diesen edlen und schönen Jüngling empfanden, der so milde und freundlich blickte und so sanft und wehmuthsvoll lächelte, auf dessen hoher reiner Stirn sich aber so viel Geist und Entschlossenheit zeigte, daß man wohl sah, er werde nicht immer sanft und zart sich fügen, sondern habe Muth und Kraft genug, seinen eigenen Willen zu verfolgen und seine eigenen Wege zu gehen. — Es war der Prinz August Wilhelm, der Liebling des verstorbenen Königs, um dessentwillen der ältere Bruder Friedrich so viel hatte leiden müssen, weil Friedrich Wilhelm sich diesen zum Nachfolger erkoren und ihn auf den Thron setzen wollte mit Umgehung seines erstgebornen Sohnes.*) Aber des Prinzen eigene Neigungen hatten wenig den stolzen Wünschen seines Vaters entsprochen. August Wilhelm begehrte keines Thrones und keiner Erdengröße; seinem zarten, fast scheuen Sinn widerstrebte alles eigene öffentliche Schaugepränge, der Prunk der Hoheit hatte für ihn keinen Reiz und mit dem Gleichmuth eines echten

*) Charakter Friedrich des Zweiten, König von Preußen. Von Dr. Anton Friedrich Büsching, Ober-Consistorialrath ꝛc. Halle 1788. S. 172.

Philosophen blickte er auf die Pracht und den Glanz der irdischen Herrlichkeit, die er niemals beneidete. Aber wenn diese Verachtung des äußeren Glanzes bei seinem königlichen Bruder Friedrich aus der Schärfe und überlegenen Kraft des Geistes hervorging, so entsprang sie bei dem Prinzen August aus der Tiefe des Gefühls, aus der Leidenschaft und Gluth der Empfindung, die ihn alles Andere vergessen und verachten ließ, außer dem Einen — außer seiner Liebe.

Er war gekommen, um der Königin, seiner Mutter, den gewohnten Morgenbesuch zu machen, aber man hatte ihm den Befehl derselben mitgetheilt, Niemanden bei ihr einzulassen, und der Prinz hatte befohlen, daß man um seinetwillen keine Ausnahme mache, er habe Zeit zu warten, und nur, wenn die Königin wieder sichtbar geworden, solle man ihn melden und ihn aus dem Garten zurückrufen.

Mit solchem Befehl war er hinabgegangen in den Garten, und der Instinkt des Liebenden hatte ihn in jenes Blumenhaus geführt, in welchem für ihn die köstlichste aller Blumen, in welchem Laura von Pannewitz sich befand. — Er ahnte gar nichts von ihrem Hiersein, er glaubte sie mit den andern Hoffräulein auf der Spazierfahrt begriffen und er hatte auch nur dieses stille, friedliche Haus aufgesucht, um ungestört an sie zu denken und zu seufzen über eine Liebe, die bei ihr so wenig Erwiederung gefunden und welche er dennoch nicht aus seinem Herzen zu bannen vermochte.

Nicht nach ihr also war es, daß er, in das Gewächshaus eintretend, spähend und forschend umherblickte. Er wollte nur sehen, ob er hier allein sei, ob Niemand ihn beobachten könne. Aber plötzlich zuckte er zusammen und ein jähes Roth flog über sein Antlitz hin.

Er hatte die schöne Schlummernde unter dem Myrthengesträuch entdeckt. In dem ersten Schreck der Freude, des Entzückens wollte er zu ihr hin-

stürzen, um zu ihren Füßen niederzusinken und sie zu wecken mit seinen Küssen, — rasch war er vorwärts geeilt, — dann aber blieb er zagend und unschlüssig stehen, und eine tiefe Wehmuth und Traurigkeit sprach aus seinen Zügen.

Sie wird mich doch nicht willkommen heißen, murmelte er, sie wird mich doch von sich stoßen, wie sie es gestern mit dem Briefe gethan. Sie liebt mich nicht, und also würde sie es mir niemals verzeihen, wenn ich ihren strengen keuschen Mund mit meinen Lippen entweihen wollte.

Er senkte sein Haupt auf seine Brust und seufzte tief und schmerzlich.

Aber ich, ich liebe sie, sagte er dann nach einer langen Pause und richtete sein Antlitz wieder entschlossen empor. Ich liebe sie, und ich will sie wenigstens anschauen und sie anbeten können, wie es die Katholiken vor der Jungfrau Maria thun.

Und mit einem köstlichen, begeisterten Lächeln, welches sein ganzes Antlitz durchstrahlte, eilte er leisen, unhörbaren Schrittes vorwärts.

Nun, beim Himmel, murmelte Fritz Wendel in seinem Versteck, ich bin neugierig, was dieser Prinz dem schlafenden Fräulein zu sagen hat, und doch gäbe ich ein Jahr meines Lebens darum, wenn ich unbemerkt mich hier fortschleichen könnte, denn wenn der Prinz mich hier entdeckt, bin ich verloren!

Er kauerte sich tiefer in seinem Versteck zusammen, immer aber einen solchen Platz sich sichernd, wo er Alles sehen, Alles belauschen konnte, was da drüben in der Myrthenlaube sich begeben möchte.

XIX.

Prinz August Wilhelm.

Der Prinz war jetzt zu der Myrthenlaube gegangen, und mit angehaltenem Athem, mit freudestrahlenden Blicken betrachtete er die holde Schlummernde, dann sich ihr vorsichtig nähernd, kniete er vor ihr nieder und sah mit gefalteten Händen, ganz berauscht, ganz glückestrunken zu ihr empor.

Madonna, meine Madonna, laß mich zu Dir beten, laß mich Dich anschauen, flüsterte er. Oh, meine Madonna, erhöre endlich mein Flehen, und senke einen Strahl der Liebe in meine Brust!

Laura regte sich im Schlaf und murmelte einige unverständliche Worte. Der Prinz kniete regungslos vor ihr und beobachtete jede ihrer Bewegungen, jedes Zucken ihrer Lippen. Es mußten keine glücklichen Träume sein, welche ihre Seele umgaukelten. Laura ächzte und seufzte im Schlaf, sie stieß einzelne Worte der Klage, des gramvollen Jammers aus, und ihr Angesicht nahm einen so traurigen, schmerzdurchfurchten Ausdruck an, daß des Prinzen Augen sich mit Thränen füllten.

Sie leidet also auch, flüsterte er, weshalb mag sie leiden? Wer ist der selig Unglückselige, um den Laura solche Schmerzensseufzer ächzen kann?

Plötzlich schlug sie die Augen auf und richtete sich empor. Ihr erstaunter, halb noch träumerischer Blick haftete auf dem Prinzen, der mit gefalteten Händen vor ihr kniete und flehend zu ihr emporsah. — Ein Zittern durchbebte ihr ganzes Wesen, wie das Meer erzittert, wenn der erste Strahl der Sonne es berührt. Ein süßes, seliges Staunen malte sich in ihren Zügen.

Mein Gott, träume ich noch immer? flüsterte sie, sich mit der Hand über die Stirn fahrend und die langen, dunklen Locken zur Seite streichend, als ob sie ihren Blick beschatteten und sie am Sehen hinderten.

Träume ich denn? wiederholte sie und blickte fragend, erstaunt rings umher.

Ja, Du träumst, flüsterte Prinz August Wilhelm, ihre Hände ergreifend und sie an seine Lippen drückend, ja, Du träumst, Madonna, laß auch mich träumen und im Traume selig sein! Oh, entziehe mir nicht Deine Hand, zürne mir nicht. Laß uns Beide weiter träumen, nur eine kurze selige Minute noch!

Aber sie machte heftig ihre Hände los und erhob sich zürnend von ihrem Sitz. Groß und stolz stand sie vor ihm, ihre flammenden Blicke mit einem strengen, vorwurfsvollen Ausdruck auf den Prinzen geheftet, der noch immer vor ihr kniete.

Stehen Sie auf, mein Prinz, sagte sie ernst, es ziemt dem Bruder des Königs nicht, vor mir zu knieen, und es ziemt mir nicht, den Sohn der Königin, deren arme, bescheidene Hofdame ich bin, vor mir knieen zu sehen! Stehen Sie also auf, und dann werden Sie wohl die Güte haben, mir zu sagen, welcher Umstand mir die seltene und nicht erbetene Gunst verschafft hat, hier von Eurer Königlichen Hoheit aufgesucht zu werden. Aber nein, jetzt errathe ich Alles, und Sie sind mir keine Rechenschaft schuldig. Die Königin hat ohne Zweifel nach mir verlangt, und Ew. Königliche Hoheit übernahmen es gnädigst, die saumselige Dienerin zu rufen, welche hier im Garten schläft, während ihre Herrin sie ruft. Lassen Sie mich also eilen, zu ihr zu kommen!

Und Laura, welche schon das Erlöschen ihrer augenblicklichen, gewaltsamen Kraft empfand, welche mit

Mühe noch die Thränen zurückhielt, die sich aus ihrem Herzen in ihre Augen drängten, Laura wollte rasch an dem Prinzen vorüber und von dannen eilen.

Aber er hielt sie zurück. Die Schüchternheit, welche ihn sonst so oft scheu und schweigend erscheinen ließ, war jetzt von ihm gewichen, er fühlte, daß er in diesem Moment seinem Schicksal gegenüber stand, daß die Entscheidung über seine ganze Zukunft auf dieser Stunde beruhe.

Nein, sagte er ernst und fest, die Königin hat Sie nicht gerufen, und sie bedarf Ihrer nicht! Bleiben Sie also, mein Fräulein, und es möge Ihnen für einen Moment gefallen, mir Ihre Gegenwart und Ihre Nähe zu gönnen.

Sein feierlicher Ton, seine entschlossene Miene machte sie erbeben und entzückte sie doch. Ein süßer Schauer durchrieselte sie; ihre Mädchenseele beugte sich in Demuth und Furcht vor Dem, der jetzt als Mann, als zürnender, gebietender Mann, als der Beherrscher über ihr ganzes Dasein vor ihr stand. Sie hatte ihn immer nur demüthig und bittend, immer nur unterwürfig und gehorsam ihr gegenüber gesehen, jetzt war sein Blick strenge, seine Stimme gebieterisch, und ihre Seele, welche die Kraft gehabt, dem flehenden Geliebten sich zu verhüllen, fand jetzt nicht den Muth, dem zürnenden und befehlenden zu widerstehen.

Bleiben Sie, fuhr er fort, nehmen Sie Ihren Platz dort wieder ein, und erlauben Sie mir zum ersten Male wahr und aufrichtig zu Ihnen zu sprechen!

Laura ließ sich gehorsam und zitternd wieder auf den Divan niedergleiten; der Prinz stand vor ihr und betrachtete sie mit einem traurigen Lächeln.

Sie haben mir gestern meinen Brief unerbrochen zurückgesandt, fuhr er fort, aber jetzt sollen Sie mich anhören, Laura, ich will es, und dem echten Mannes-willen kann doch zuletzt kein Weib widerstehen.

Laura erzitterte und erblaßte. Sie fühlte, daß, wenn er in diesem Moment ihr befohlen hätte, Alles zu verlassen, Alles hinter sich zu werfen und unter ihre Füße zu treten, Alles, ihre Ehre und ihren guten Namen, ihre Unschuld, ihre Jungfräulichkeit und ihr reines Gewissen, sie fühlte, daß sie treu und demüthig wie eine Sclavin seinen Befehlen gehorsamen und ihm folgen und ihm dienen würde ihr ganzes Leben lang.

Ja, Sie sollen mich hören, fuhr er fort. Ich will endlich eine Entscheidung meines Schicksals, ich will endlich von Ihnen erfahren, ob Sie mich wirklich hassen, ob Sie wirklich diese so große, so reine und anbetungsvolle Liebe verachten, welche ich aus der Tiefe meines Herzens Ihnen darbringe, ich will endlich wissen, ob Ihr edles, schönes Selbst wirklich ganz ohne Mitleid, ohne Sympathie für meine Leiden, meine Kämpfe und meine Schmerzen ist. Ich sollte meinen, eine wirkliche und echte Liebe müßte wie die göttliche Musik des Arion die Kraft besitzen, die Steine reden und die Blumen lebendig zu machen. Ach, und doch hat meine Liebe nicht einmal die Kraft, das Herz eines edlen, gefühlvollen und großsinnigen Mädchens zu rühren! Was ist die Ursache davon? Weshalb fliehen Sie mich? Das ist es, was ich jetzt wissen will! Geschieht es, Laura, weil Sie mich Ihrer Liebe nicht werth halten, weil Ihr Herz keine Regung für mich fühlt? Sind Sie kalt und strenge gegen mich, weil Sie mich für einen unbescheidenen Bettler halten, der lüstern nach einem Schatze verlangt, welcher einem Andern gehört, und den Sie verachten, weil er erbetteln möchte, was nur eine freie Schenkung Ihres Herzens sein kann? Oder ist Ihr Herz noch klanglos und kalt, hat der Sonnenstrahl der Liebe diese göttliche Memnonssäule noch nicht berührt und sie erklingen gemacht? Oh, wenn es so ist, Laura, und wenn meine Liebe diese Kraft nicht hat, Ihr Herz zu wecken, dann schweigen Sie und lassen Sie mich still von hinnen gehen! Ich werde dann suchen, mein Geschick zu tragen oder zu sterben. Ich werde dann Niemand zu beneiden, Niemand anzuklagen haben, Niemand außer mir selber, dem Gott nicht die Macht gegeben, ein Herz zu rühren und es sich zu erobern in Liebe. — Wenn aber dies nicht der Grund Ihrer Kälte und Ihrer Strenge ist, wenn es nur die eitlen Vorurtheile des Ranges und der Geburt sind, welche Sie von mir trennen, wenn Sie sich nur von mir wenden, weil ich zu meinem Unglück der Bruder Ihres Königs bin, weil die Welt mit ihren Bedingnissen und ihren Gesetzen zwischen uns steht, oh, Laura, ich flehe zu Ihrem edlen, großmüthigen Herzen — wenn es nur dies ist, was uns trennt, dann sprechen Sie! Dann sagen Sie ein einziges Wort des Trostes, der Hoffnung, ein einziges leises Wort, und ich werde die ganze Welt bezwingen, ich werde alle Vorurtheile und alle Gesetze zerbrechen und als elende Trümmer von mir schleudern, ich werde groß sein und stark wie Hercules, um den Weg zu reinigen und zu ebnen, den unsere Liebe gehen soll. Denn groß und frei soll sie alsdann einher schreiten, Laura, nicht mit schamvoll gesenktem Haupt und nicht auf dunklen und geheimnißvollen Schattenwegen. Der ganzen Welt will ich Sie darstellen als meine Geliebte und vor Gott und meinem König will ich Sie mein Weib und meine Gemahlin nennen! Sprechen Sie also, Laura, ist es so? Ist es nur, weil dieser Stern auf mein Kleid genäht ist, und weil man mich einen königlichen Prinzen nennt, ist es nur deshalb, daß Sie mich fliehen? Oh, bin ich ein Prinz, so habe ich auch die Macht eines Prinzen, und glänzt ein Stern auf

meiner Brust, so will das andeuten, daß ein Strahl der Himmelskraft in mir wohnt und mich vielleicht befähigt, zu thun, was recht und treu und ehrlich ist vor Gott und aller Welt. Sprechen Sie also, wenn es so ist. Ich beschwöre Sie mit der Angst einer qualvoll gemarterten Menschenseele! Aber, wenn nicht, wenn Sie mich nur von sich stoßen, weil Sie mich nicht lieben, dann, ja dann schweigen Sie, und ich will gehen!

Ein langes peinliches Schweigen trat ein. Der Prinz beobachtete mit schmerzzuckenden, angstvollen Mienen das junge Mädchen, welches gesenkten Hauptes, bleich und unbeweglich vor ihm saß.

Es ist also entschieden, seufzte er nach einer langen Pause. Leben Sie wohl, Fräulein, ich nehme mein Geschick an. Sie haben mein Urtheil gesprochen; möge Ihr Herz Sie nie der Grausamkeit und Härte anklagen!

Er neigte sich tief vor ihr, dann wandte er sich um und ging langsam den Salon entlang.

Laura regte sich immer noch nicht, nur hatte sie ihr Haupt erhoben und starrte ihm nach mit einem Blick, der, hätte er ihn gesehen, den Prinzen sofort zu ihr zurückgeführt hätte, denn er sprach mehr als Worte und Betheuerungen.

Jetzt stand der Prinz an der Ausgangsthür. Noch einmal wandte er sich zu ihr um, — ihre Blicke begegneten sich und wurzelten fest in einander.

Ein Zittern, ein heiliger Schauer durchrieselte ihre ganze Gestalt, und ihrer selbst nicht mehr mächtig, Alles vergessend außer ihm, streckte sie sehnsuchtsvoll die Hände ihm entgegen und flüsterte leise seinen Namen.

Mit einem Schrei des Entzückens stürzte der Prinz zu ihr hin, mit der hinreißenden Gewalt der Leidenschaft schloß er sie fest in seine Arme, und Laura schmiegte sich an seine Brust, und ihr Antlitz überströmt von Thränen, flüsterte sie: Gott sieht in mein Herz, er weiß, wie lange ich gekämpft und gerungen habe. Möge er erbarmungsvoller und mitleidiger sein, als die Menschen es sein werden! Sie werden mich Alle verdammen und verstoßen, mögen sie es! Ich werde an diese Stunde gedenken, und ich werde glücklich sein!

Und Du liebst mich also? fragte er, sie aus seinen Armen lassend, um sie mit seligen Blicken anzuschauen. Du liebst mich also?

Ja, sagte sie fest und entschieden, ich liebe Dich, und indem ich es Dir sage, nehme ich mein Geschick an, beuge ich mein Haupt, um hindurch zu gehen durch das Joch der Schmach und Schande.

Niemand soll es wagen, Dich zu schmähen, sagte er stolz. Von dieser Stunde an bist Du meine Braut, und eines Tages werde ich Dich als meine Gemahlin der ganzen Welt darstellen.

Sie schüttelte traurig lächelnd ihr Haupt. Laß uns jetzt nicht der Zukunft gedenken. Möge sie schmerzvoll sein und trübe, ich werde mich nicht beklagen. Ich nehme mein Kreuz auf mich, und indem ich es thue, preise ich mich glücklich und danke Gott!

Er küßte die Thränen aus ihren Augen fort, und flüsterte in ihr Ohr süße und heilige Schwüre ewiger Liebe und ewiger Treue. Sie trank seine Worte mit einem seligen Lächeln, und berauschte ihr Herz an dem Duft dieser Wunderblüthe, die mährchenhaft und strahlend in ihrem eigenen Innern erblüht war.

Es war eine köstliche und heilige Stunde voll erhabener Entzückungen und seligen Vergessens. Aber plötzlich zuckte Laura in seinen Armen zusammen und richtete ihr Antlitz von seiner Brust empor, um zu lauschen.

Draußen vernahm man Trommelwirbeln und das rasche Heranrollen eines Wagens.

Der König! rief das junge Mädchen erbleichend.

Der König! murmelte Prinz August trübe, und er wagte nicht mehr, das junge Mädchen in seinen Armen zurückzuhalten.

Beide waren sie erwacht aus ihren kurzen, seligen Träumen. Beide erinnerten sie sich wieder der Welt und der Menschen, und die Hindernisse, welche ihnen in der Begeisterung ihres Glückes nur wie kleine, blumenumkränzte Abhänge erschienen waren, wuchsen jetzt riesengroß und eisig vor ihren Blicken empor.

Ich muß zur Königin! sagte Laura aufstehend. Ihro Majestät wird meiner bedürfen.

Und ich muß eilen, dem König entgegen zu gehen, seufzte der Prinz.

Eilen Sie, drängte Laura, auf deren Lippen das trauliche Du schon wieder erstarrt war. Eilen Sie, und lassen Sie uns schnell auf verschiedenen Wegen nach dem Schlosse gehen!

Er nahm ihre Hand und drückte sie fest an seine Lippen. Lebe wohl, meine Geliebte, meine Braut, vertraue mir und bleibe stark und freudig in Liebe und in Hoffnung.

Leben Sie wohl, hauchte sie leise und wollte an ihm vorüber eilen.

Er hielt sie noch einmal zurück. Laura, werden wir uns hier wiedersehen? Wirst Du mir hier wieder eine Stunde des Glücks, des köstlichen Beisammenseins schenken? Ach, senke nicht schamvoll Dein Haupt, erröthe auch nicht! Dein süßes Geständniß hat diesen Raum hier zu einem Tempel der Liebe geweiht, und nur mit reinen und heiligen Gedanken werde ich immer Dir hier nahen.

Sie sah ihm mit ihren großen strahlenden Augen lange und schweigend in das schöne, sanft geröthete Angesicht.

Wir werden uns hier wieder sehen, sagte sie, alle

Tage um dieselbe Stunde werde ich Dich hier erwarten! Jetzt eile, eile!

Beide verließen sie jetzt das Haus und eilten auf getrennten Pfaden dem Schlosse zu. Das Blumenzimmer war jetzt wieder einsam und öde, aber nur kurze Zeit, denn jetzt schlich Fritz Wendel aus der Grotte hervor mit glühenden Wangen und blitzenden Augen.

Ein stolzes Lächeln umspielte seine Lippen, eine höhnische Schadenfreude strahlte aus seinen Augen.

Das ist ein goldenes Geheimniß, was ich da entdeckt habe, sagte er leise vor sich hin, ein Geheimniß, welches mir bei ihr goldene Früchte bringen soll! Louise von Schwerin ist nicht weiter von dem armen Gärtner Fritz Wendel entfernt, wie das Fräulein von Pannewitz von dem Prinzen August Wilhelm, und wer weiß, ob es nicht eine größere Schande ist, die Geliebte eines Prinzen, als die eines Gärtners zu sein! Der Gärtner kann emporsteigen und ein Freiherr werden, so gut wie der Vater des Fräuleins von Schwerin, aber nimmermehr kann das Fräulein von Pannewitz eine Prinzessin und ihres Geliebten Gemahlin werden! Louise von Schwerin soll sich jetzt also nicht mehr schämen, den armen Gärtner Fritz Wendel zu lieben. Ich werde ihr erzählen, was ich hier gesehen, ich werde sie dort in jene Grotte führen, um dem Rendezvous des Prinzen und seiner Geliebten zuzuhören, und während der Prinz seiner Laura von seiner Liebe erzählt, werde ich bei meiner Louise sein, eingehüllt in Dunkelheit und Einsamkeit, und dann —

Ein glühendes Roth überflog seine Wangen und der Athem ging keuchend aus seiner Brust hervor. Fliehend gleichsam vor seinen eigenen stürmischen und wilden Gedanken eilte Fritz Wendel hinaus in den Garten.

XX.

Der König und der Sohn.

Laura hatte sich nicht getäuscht. Es war der König, dessen heranrollenden Wagen die Schloßwache von Monbijou mit dem Wirbeln der Trommeln begrüßt hatte. Es war der König, welcher kam, seiner Mutter in Monbijou den ersten Besuch zu machen.

Er war unangemeldet gekommen, und die bestürzten und ängstlichen Gesichter der ihm entgegen eilenden Hofcavaliere sagten ihm, daß sein unerwartetes Kommen vielleicht mehr Verwirrung und Schrecken, als Freude erregen möchte. Mit einem milden Lächeln wandte er daher sich zu dem ihn begleitenden Ober-Kammerherrn von Pöllnitz.

Gehen Sie zu Ihrer Majestät und sagen Sie ihr, daß ihr Sohn Friedrich sie im Gartensalon erwartet, aber daß er Zeit hat zu warten, bis es Ihrer Majestät gefällig ist.

Er winkte seinem zweiten Cavalier, dem Grafen Kaiserling, und ging, gefolgt von den Cavalieren der Königin, in den Gartensalon.

Die Königin Sophie Dorothea empfing die Botschaft des Königs mit einem strahlenden, stolzen Lächeln. Sie hatte sich also nicht getäuscht, ihre stolzesten Hoffnungen sollten sich also erfüllen. Der junge König war immer noch ihr gehorsamer, unterwürfiger Sohn, sie war immer noch für ihn die regierende Königin, die zum Befehlen berechtigte Mutter. Nur der Sohn, nicht der König war zu ihr gekommen, von dem Prunk seiner Königswürde hatte er sich entkleidet, und ohne Hofstaat und ohne feierliche Anmeldung war er da, um demüthig, wie ein Supplicant, ihres Kommens zu harren.

Ein stolzes, triumphirendes Entzücken schwellte die Brust der Königin, eine glänzende Zukunft that sich vor ihr auf. Endlich jetzt sollte sie Königin werden, eine Königin, nicht nur dem Namen, sondern der That nach. Ihr Sohn war König von Preußen, und sie war die Regentin ihres Sohnes.

Und ihr ganzer Hof sollte Zeuge sein dieses ersten Begegnens der Königin und ihres Sohnes, der ganze Hof sollte ihren Triumph sehen und die Kunde davon weiter tragen von Haus zu Haus.

Sie wollte daher die zarte Bitte des Königs nicht verstehen. Er war einfach und ohne Ceremoniel gekommen als ihr Sohn, sie aber wollte ihn

glänzend und der Etiquette gemäß empfangen, wie es einer Königin geziemt.

Sie berief ihre Kammerfrauen und legte ein langes schwarzes Schleppkleid an, sie ließ sich den sammetnen hermelinverbrämten kleinen Schultermantel umlegen und heftete selber einige Brillanten in den schwarzen Schleier, der über dem hohen Toupé ihres Haares befestigt war, dann befahl sie, die Prinzessinnen und diejenigen der Damen zu rufen, die im Schlosse anwesend seien, und es verdroß sie ein wenig, daß außer ihren beiden Töchtern nur das Fräulein von Pannewitz ihren Cortège bilden konnte, weil die Hoffräulein noch nicht von ihrer Spazierfahrt zurückgekehrt und die beiden Cavaliere schon beim König im Gartensalon waren.

Endlich waren alle Vorbereitungen getroffen, und unter Vortritt des Barons von Pöllnitz durchschritt die Königin die Gemächer, um sich in den Gartensalon zu ihrem Sohn Friedrich zu begeben.

Der König stand am Fenster und trommelte ungeduldig mit den schlanken Fingern an die Scheiben. Er fand, daß seine Mutter sehr wenig Ungeduld zeige, den Sohn zu sehen, der im Eifer kindlicher Liebe hergeeilt war, sie zu begrüßen. Er fing an, zu überlegen, welches die Gründe sein möchten, welche die Königin bewogen, so zu handeln, und er war schon dahin gekommen, ihr Absicht zu verstehen, als die Thüre mit Geräusch geöffnet wurde und der Oberkammerherr mit lauter und feierlicher Stimme verkündete: Ihro Majestät, die verwittwete Königin!

Ein leises, spöttisches Lächeln umspielte einen Moment die Lippen des Königs, als er die Königin mit so feierlicher Miene und in so glänzender Hoftoilette einherschreiten sah, aber es verschwand schnell wieder, und mit ehrfurchtsvoller Miene, den Hut in der Hand, das Haupt geneigt, schritt er der Königin entgegen.

Sophie Dorothea empfing ihn mit einem gnädigen Lächeln und reichte ihm ihre von Brillanten funkelnde Hand dar, die der König ehrfurchtsvoll an seine Lippen drückte.

Ich heiße Ew. Majestät willkommen, sagte sie mit bebender Stimme, denn es that ihrem stolzen Herzen wehe, ihrem Sohn den Titel Majestät geben zu müssen.

Der König errieth sie vielleicht. Mit einem sanften Lächeln zu ihr empor blickend, sagte er: Nennen Sie mich immerhin Ihren Sohn, meine Mutter, denn Ew. Majestät gegenüber werde ich niemals etwas Anderes sein, als Ihr dankbarer und gehorsamer Sohn! *)

Nun also, willkommen mein Sohn! rief die Königin mit dem unverstellten Ausdruck des Entzückens, indem sie mit einer raschen Bewegung ihre Arme um den Nacken ihres Sohnes legte und seine Stirn küßte. Willkommen in dem bescheidenen Hause einer armen traurigen Wittwe.

Ich hoffe, meine Mutter, Sie werden sich nicht nur als die traurige Wittwe, sondern auch als die gebietende Herrin und Mutter eines Königs fühlen, sagte Friedrich zärtlich. Ich wünsche daher, daß man Ew. Majestät nicht immer an die Vergangenheit erinnere, und nicht immer auf's Neue Sie und uns an den großen Verlust gemahne, den wir Alle erlitten haben, und den Gott unabänderlich über uns verhängt hat. Ew. Majestät sind nicht blos die verwittwete Königin, Sie gehören nicht blos der Vergangenheit an, sondern mehr noch der Gegenwart. Ich bitte daher zu gestatten, daß man Ew. Majestät fortan nicht mehr die verwittwete Königin, sondern die Königin-Mutter tituliren möge. *) Sie, Herr Ober-Ceremonienmeister von Pöllnitz, haben dafür zu sorgen, daß der Hof meinen Willen erfahre und sich darnach richte.

Die Königin hatte einen Moment ihre stolze, feierliche Haltung verloren; sie war wirklich gerührt, wirklich dankerfüllt. Die zarte Aufmerksamkeit des Königs hatte ihr Mutterherz getroffen, und die Liebe ließ für einen Augenblick ihre stolzen, herrischen Wünsche verstummen.

Ach, Sie verstehen es, mein Sohn, meine Thränen zu trocknen und die trauernde Wittwe in eine stolze, glückliche Mutter umzuwandeln, sagte Sophie Dorothea, ihrem Sohn mit einem innigen Liebesblick ihre beiden Hände entgegenstreckend.

Der König fühlte sich so glücklich über die reine und ungeheuchelte Zärtlichkeit seiner Mutter, daß er in seinem großmüthigen und weichen Herzen sich sogleich bereit fand, auf alle ihre Wünsche einzugehen und jede ihrer Launen zu befriedigen.

O, sagte er, Sie haben nicht mir, sondern ich habe Ihnen zu danken, daß Sie so bereitwillig auf meine Wünsche eingehen. Auch will ich Ihre königliche Großmuth noch länger auf die Probe stellen und Ihnen noch einige andere Wünsche vortragen.

Bitten Sie immerhin, mein Sohn, sagte die Königin, zuvörderst aber erlauben Sie mir eine Bitte: Setzen wir uns!

Der König nahm ihre Hand und geleitete sie zu dem Lehnstuhl hin, der an einem der Fenster aufgestellt war, welches die schönste Aussicht über den Garten darbot. Die Königin setzte sich, der junge König stand mit ehrerbietig geneigtem Haupte, den Hut noch immer in der Hand haltend, vor ihr. — Sophie Dorothea

*) Preuß, Jugendjahre Friedrichs des Großen, S. 391.

*) Preuß, Jugendjahre Friedrichs des Großen, S. 391.

sah es, und dieser neue Triumph entzückte ihr Herz noch mehr. Sie warf einen flüchtigen Blick hinüber nach den beiden Prinzessinnen, die sich mit dem eben eingetretenen Prinzen August Wilhelm in die nächste Fensternische zurückgezogen hatten, indem sie erstaunt auf diese Scene hinblickten, die so seltsam contrastirte gegen die rauhe, strenge und hausväterliche Ungezwungenheit, welche man bis dahin im königlichen Familienkreise gewohnt gewesen. Sophie Dorothea las diese Gedanken und dieses Staunen auf den reinen und heiteren Stirnen ihrer Kinder, sie fand einen Wiederschein dieses Staunens auf den Gesichtern der Cavaliere, ja sogar das Antlitz des routinirten, vielgewandten und vielgewanderten Höflings, Baron von Pöllnitz, verrieth dies Mal ein wenig von seiner Ueberraschung und vielleicht auch von seinem Aerger, denn es lag eine Wolke auf seiner Stirn und seine Augen waren düster und trübe.

Die Königin weidete sich einen Moment an diesem Anblick, dann wandte sie sich wieder ihrem königlichen Sohne zu.

Ich bitte, lassen Sie jetzt hören, was Sie Ihre Wünsche nennen, sagte sie, und was ich mit Freuden als Ihre Befehle entgegennehmen werde.

Ich wünsche, daß Ew. Majestät die Gnade haben möchten, sich mit einem größeren und glänzenderen Hofstaat zu umgeben, sagte der König. Für die Königin-Mutter sind zwei Hofdamen durchaus nicht genügend, denn wenn zufällig die Eine krank und die Andere verdrießlich ist, so hätten Ew. Majestät Niemand, der Sie ein wenig zerstreuen und erheitern möchte und den Sie vielleicht gern um sich zu haben wünschten. Ich wollte daher vorschlagen, daß Eure Majestät sich statt der Zwei mit sechs Hoffräulein umgeben möchten.

Die Königin sah ihren Sohn mit einem zärtlichen Staunen an. Mein Sohn, sagte sie, Sie sind in der That ein Zauberer, denn Sie errathen alle meine Wünsche. Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen von Herzen! Aber mein Gott, Majestät, fuhr die Königin fort, indem sie jetzt erst zu bemerken schien, daß der König noch immer mit dem Hut in der Hand gebeugt vor ihr stand, mein Gott, Majestät, Sie haben noch nicht Platz genommen!

Madame, sagte der König lächelnd, ich wartete auf Ihre Erlaubniß.

Er nahm einen einfachen Stuhl und setzte sich zur linken Seite der Königin. Sie nehmen also meinen Vorschlag an, meine Mutter? fragte der König.

Ich nehme ihn an und bitte Sie, mir diejenigen Damen zu bezeichnen, welche Ew. Majestät mir zu meinen Hoffräuleins bestimmen.

Nicht doch! Ew. Majestät hat ganz freie Wahl, und sobald Sie sich entschieden haben, bitte ich nur, es mich wissen zu lassen.

Ich fürchte nur, sagte die Königin sinnend, daß ich mit meinem vergrößerten Hofstaat in Monbijou sehr beschränkt leben werde und kaum Platz genug da sein wird, jeder der Hofdamen ihre besonderen Zimmer anzuweisen.

Auch dürfen Ew. Majestät nicht lange in diesem Hause wohnen, erwiederte der König lächelnd. Es ist groß genug zu einem vorübergehenden Sommer-Aufenthalt, aber durchaus nicht genügend für die Residenz der Königin-Mutter. Ich habe deshalb schon mit Knobelsdorf gesprochen, er ist schon dabei, nach meinen Angaben einen Plan zu entwerfen zu einem glänzenden und bequemen Palais für Ew. Majestät, und ich denke, daß der Bau desselben schon in den nächsten Wochen beginnen soll.

Die Königin erröthete vor Vergnügen und Lust. Alle ihre Wünsche schienen sich heute erfüllen zu wollen. Es kam nur darauf an, zu wissen, ob sich auch der größte derselben verwirklichen sollte, ob Sophie Dorothea nicht blos die Königin-Mutter, sondern auch die Königin-Regentin war. Das war es, was sie heute noch erforschen mußte.

Sie reichte ihrem Sohne ihre beiden Hände dar und dankte ihm mit zärtlichen Worten für diesen neuen Beweis seiner Liebe und seines Wohlwollens.

Und doch sollte ich Ihren gütigen Vorschlag vielleicht nicht annehmen, fuhr sie seufzend fort. Der Tod meines Gemahls sollte mich an die Vergänglichkeit und Kürze des Lebens erinnern; und heißt es nicht das Schicksal herausfordern, wenn für mich jetzt noch ein großes stattliches Haus gebaut wird, während der Tod vielleicht schon für mich an dem kleinen bescheidenen Hause zimmert und es wohl früher vollendet ist, als das große Haus, welches nur von Menschenhänden gemacht wird?

Der König sah sie mit so erschreckten und angstvollen Blicken an, daß die Königin fast bereuete, dem Gespräch diese empfindsame Wendung gegeben zu haben.

Es ist sehr grausam, meine Mutter, sagte er zärtlich, daß Sie mich die Freude, Sie zu sehen, nicht rein und ohne einen Wermuthstropfen genießen lassen! Aber ich sehe an Ihren rosigen Wangen und Ihrem heiteren Lächeln, daß Sie mich nur ein wenig ängstigen wollten. Lassen wir die Baumeister und Maurer immerhin ihre Arbeit beginnen, Gott wird mir schon gnädig sein und mir noch lange die edelste und geliebteste der Mütter erhalten.

Er küßte der Königin die Hand und stand auf. Sophie Dorothea erschrak. Der König wollte sie verlassen und sie wußte noch nicht, wie weit ihr Einfluß reichen, oder wo er seine Grenzen finden möchte.

Sie wollen mich schon wieder verlassen, mein Sohn? fragte sie zärtlich.

Ich muß es, Majestät, denn ich höre schon von hier die Regierungsmaschine knarren und schreien, und ich muß eilen, sie wieder mit Oel zu versehen und wieder in Trab zu bringen. Ach, Madame, es ist in der That keine kleine Arbeit, König zu sein. Man muß sehr früh aufstehen und sehr spät zu Bette gehen, um allen seinen Pflichten genügen zu können, und ich meine wahrhaftig, daß es sehr viel bequemer und angenehmer ist, regiert zu werden, als regieren zu müssen.

Die Königin vermochte kaum, ein freudiges Lächeln zu unterdrücken; die Worte des Königs träufelten wie Balsam auf ihr von Ehrgeiz glühendes Herz.

Ich glaube wohl, daß es eine schwere Arbeit ist, König zu sein, sagte sie, aber ich denke, daß der König auch ein Recht hat auf Ruhe und Erholung, ich denke ferner, daß eine Mutter auch einige Ansprüche an ihren Sohn hat, und wäre dieser Sohn selbst ein König! Sie dürfen mich noch nicht verlassen, mein Sohn. Sie müssen mir mindestens die Freude gewähren, noch einen Gang mit mir durch den Garten zu machen, um das neue Arrangement des Gewächshauses in Augenschein zu nehmen. Geben Sie mir Ihren Arm, mein Sohn, und erfüllen Sie meine Bitte.

Madame, Sie sehen wohl, welche Gewalt Sie über mich haben, sagte der König lächelnd, indem er der Königin den Arm bot. Ich vergesse, daß ich der Diener meines Landes bin, weil ich noch mehr der Diener meiner Königin sein möchte.

Die große Glasthür des Salons wurde geöffnet, und auf den Arm des Königs gestützt, ging die Königin mit ihm über die Terrasse hinunter in den Garten. In einiger Entfernung folgten die Prinzessinnen mit ihrem Bruder und den Damen und Cavalieren.

Sie schwiegen Alle und horchten gespannt hinüber nach dem Gespräch des königlichen Paares, das die Aufmerksamkeit und Neugierde Aller rege machte. Aber jetzt lag der Königin nicht mehr daran, von ihrem Hofe gehört und verstanden zu werden. Der Hof hatte zuvor ihren Triumph gesehen, er sollte aber nicht Zeuge einer möglichen Niederlage sein.

Die Königin sprach daher jetzt leiser, wie zuvor, und beschleunigte ihre Schritte, um noch ein wenig weiter von den lauschenden Ohren der Damen und Cavaliere entfernt zu sein.

Sie unterhielt sich mit dem König über die Anlagen und neuen Partieen des Gartens, und fragte dann, ob der König noch in diesem Sommer nach Rheinsberg zu gehen gedenke?

Ich werde leider keine Zeit dazu finden, sagte er achselzuckend. Ein König ist ja doch im Grunde weiter nichts als der erste angestellte Beamte seines Staates, und da ich meine Besoldung von ihm empfange, muß ich getreulich meine übernommenen Pflichten erfüllen.

Aber ich glaube, Ew. Majestät nehmen es ein wenig zu strenge mit Ihren Pflichten, sagte die Königin lächelnd. Sie sollten sich mehr Muße gönnen und die Regierungsgeschäfte nicht ganz allein auf Ihre Schultern nehmen. Wer es gewohnt ist, mit Dichtern und Künstlern zu verkehren und den Wissenschaften zu leben, für den muß es ein sehr hartes Geschäft sein, sich plötzlich in Akten und Dokumenten und Rescripten, und wie sonst alle die staubigen Dinge heißen mögen, zu vergraben. Sie sollten das zuweilen Anderen überlassen und die Maschine des Staates nicht selber regieren, sondern sie nur lenken nach Ihrem Willen.

Madame, sagte der König mit einem feinen Lächeln, diese Maschine hat ihre Absonderlichkeiten und Geheimnisse, die der Baumeister derselben keinem Werkmeister anvertrauen darf. Deshalb muß er Alles selbst lenken und ordnen, dann hat er es auch nur sich selber zuzuschreiben, wenn die Räder zuweilen knarren und die Maschine nicht immer in gutem Schwunge bleibt.

Aber Sie haben doch Ihre Minister!

Meine Minister sind meine Schreiber und Expedienten, weiter nichts!

Ah, ich sehe, Sie werden also wie ein Fels sein und von Niemandem Rath annehmen, rief die Königin fast ungeduldig.

Doch, Majestät, von Ihnen immer, und wenn Sie erlauben, bitte ich Sie jetzt gleich um Ihren gnädigen Rath.

Das Antlitz der Königin glänzte vor Freude. Der König sah es und ein unmerkliches Lächeln flog durch seine Züge.

Sprechen Sie, mein Sohn, sagte die Königin athemlos vor Erwartung.

Ich wollte Sie um Rath fragen, Majestät, in Sachen des Theaters, und welchen Platz Sie am geeignetesten halten, um darauf ein Opernhaus zu bauen.

Die Freude erstarb auf dem Antlitz der Königin und ihre Stirn verfinsterte sich. Ich bin keine geeignete Rathgeberin für Lustbarkeiten, sagte sie, auf ihr schwarzes Gewand deutend. Meine Trauerkleider passen wenig zu solchem Dienst, und Sie wissen wohl, daß ich keine Freude an dem Theater haben kann, denn wie viele langweilige und kalte Abende habe ich nicht in dem Theater durchseufzt!

O, Madame, es ist ja nicht die Rede von einem deutschen Theater, sagte der König, und ich begreife und theile vollkommen Ihre Aversion vor demselben. Nein, wir wollen ein französisches Theater und eine italienische Oper haben, denn die Franzosen wissen nur Komödie zu spielen und die Italiener nur zu singen. Aber Musik zu machen, das verstehen nur die Deutschen, und deshalb habe ich Graun schon beauftragt, eine Oper zu componiren, mit der wir das neue Opernhaus einweihen wollen.

Und sicher wird diese Einweihung bei einer sehr feierlichen Gelegenheit geschehen, sagte die Königin, gerade auf ihr Ziel lossteuernd. Vielleicht bei der Vermählung eines Ihrer Geschwister!

Ah, Ew. Majestät denken an eine Vermählung? warf der König leicht hin.

Nicht ich, Andere scheinen daran zu denken! Gestern erhielt ich Briefe von meinem königlichen Bruder aus London, und eben war der Graf Manteuffel hier und überbrachte mir ein Condolenzschreiben der Kaiserin von Oesterreich. Aber es schien, der Graf habe noch außerdem den Auftrag, mich auszuforschen über eine mögliche Vermählung mit dem Prinzen August.

Es wäre sehr unbescheiden von dem Grafen, Eure

Majestät mit Dingen belästigen zu wollen, die glücklicher Weise außer dem Bereich Ihrer mütterlichen Pflichten liegen, sagte der König. Denn leider ist die Verheirathung der königlichen Prinzen und Prinzessinnen immer nur eine Sache der Politik und gehört daher nicht vor das Forum des Mutterherzens, sondern des Königthums.

Die Königin biß sich auf die Lippen, daß sie bluteten. Ohne Zweifel haben Ew. Majestät schon daran gedacht, dieser politischen Pflicht zu genügen, sagte sie scharf, und haben dem Prinzen eine Braut gewählt.

Verzeihung, sagte der König lachend, ich habe in diesen Tagen nicht daran gedacht, wie man Ehen schließen, sondern wie man sie lösen kann!

Sophie Dorothea blickte den König erschreckt und staunend an. Wie, mein Sohn? Sie denken an eine Scheidung? fragte sie bebend.

Nicht an eine Scheidung, sondern an sehr viele, meine Mutter! Ich habe, wie Ew. Majestät vielleicht wissen, in diesen Tagen die Tortur abgeschafft.

Nein, rief die Königin unwillig, ich weiß nichts davon. Ich kümmere mich nicht um Politik!

Das ist ganz dem edlen und echt weiblichen Charakter meiner erhabenen Mutter gemäß, sagte der König lächelnd. Es giebt in der That nichts Geschmackloseres und Langweiligeres, als eine Frau, welche sich, statt mit den Grazien und Musen, mit dieser langweiligen, mürrischen Dame Politik unterhalten und befreunden will.

Und doch wollte Ew. Majestät mich eben unaufgefordert mit dieser langweiligen Dame bekannt machen?

Ach, es ist wahr, ich erzählte Ew. Majestät, daß ich die Tortur abgeschafft habe.

Und ich frage, was kümmert mich das?

Ew. Majestät wollten wissen, inwiefern ich mich in diesen Tagen mit der Ehe und deren Scheidung beschäftigt habe. Nun also erzählte ich Ihnen, daß ich die Tortur abgeschafft habe, und da ich das that, war es sehr natürlich, daß ich bei dieser Gelegenheit auch ein wenig mich mit der Ehe beschäftigte. Denn Ew. Majestät werden mir zugeben, daß es keine härtere Folter und keine peinigendere Tortur giebt, als eine unglückliche Ehe.

Demzufolge hätten Sie also mit der Folter zugleich die Ehe abgeschafft? fragte die Königin entsetzt.

Der König lachte. Nicht doch, Madame. Ich bin nicht der Papst und habe daher nicht das Recht unmittelbar von Gott empfangen, über die Gewissen der Menschen zu bestimmen, obwohl vielleicht die Mehrzahl der Menschen geneigt sein möchte, mich heilig zu sprechen und mir eine göttliche Verehrung zu weihen, wenn ich wirklich die ganze Tortur der Ehe abschaffen wollte. Aber ich bin gar nicht ehrgeizig und verzichte daher auf meine Heiligsprechung! Nur, da ich einmal dabei war, die Tortur aufzuheben, mußte ich wenigstens auch dafür sorgen, daß diese Ketten der Ehe, die, wenn sie aufgehört haben, Rosenguirlanden zu sein, sich in ein schweres, belastendes Eisen verwandeln, möglicher Weise doch gelöst werden können. Ich habe daher die Ehescheidungen erleichtert und befohlen, daß, wenn ein Paar Eheleute durchaus nicht mit einander leben können und mögen, ihnen die Scheidung nicht versagt werden soll. Ich hoffe, daß meine königliche Mutter damit einverstanden ist.

Ach, wir werden also in nächster Zeit sehr viele Ehescheidungen haben, sagte die Königin mit einem verächtlichen Lächeln. Jedermann wird sich beeilen, dem Wunsche des Königs zu genügen und seine Ehe, wenn sie nicht durchaus glücklich ist, zu trennen. Wer weiß, ob nicht der König selber seinem Volke mit einem guten Beispiele vorangeht.

So Gott will, wird er das thun, Madame, sagte der König ernst. Seine erhabene Mutter wird ihn gewiß immer dazu anfeuern, seinem Volke mit einem guten Beispiele voranzugehen. Das Glück der Völker, die er regiert, ist dasjenige, was er jedem anderen und eigenen Vortheil vorziehen und dem er stets seine eigenen Wünsche unterordnen muß. Denn ein Fürst, weit entfernt, der uneingeschränkte Beherrscher der Völker zu sein, die unter seiner Herrschaft stehen, ein Fürst ist weiter nichts, als der erste Diener seiner Völker! *)

Das ist in der That eine sehr demüthige und bescheidene Ansicht für einen König von Gottes Gnaden! sagte die Königin mit einem spöttischen Lachen.

Madame, ich verlange auch gar nicht, ein König von Gottes Gnaden zu sein! Ich ziehe es vor, ein König von meinem eigenen Recht und meiner eigenen Kraft zu sein. Aber Verzeihung, meine Mutter! Sie sehen, die Dame Politik ist ein so zudringliches, schwatzhaftes und aufgeblasenes Weib, daß sie sich in Alles mischt und selbst das so lang ersehnte und liebe Zwiegespräch zwischen meiner königlichen Mutter und ihrem gehorsamen Sohne mit ihren lästigen und verdrießlichen Bemerkungen unterbricht. Lassen wir die Politik! Ew. Majestät sprachen, wie mich dünkt, von den möglichen Verheirathungen der Prinzen und Prinzessinnen.

Wir sprachen zunächst von der Verheirathung des Prinzen August Wilhelm, sagte die Königin, welche mit der Hartnäckigkeit eines echten Weibes immer wieder zu dem Punkt zurückkehrte, von welchem sie ausgegangen war, und bei der die Begierde, jetzt ihr Ziel zu erreichen, mächtiger war, als die Besonnen-

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Antimachiavell in der Vorrede.

heit und Ueberlegung. Ich erzählte Ihnen, daß ich gestern Briefe von meinem königlichen Bruder aus London empfing, und daß der König Georg der Zweite einer Verbindung unserer Kinder sehr geneigt ist.

Also wieder eine Heirath mit England, sagte der König mit einem schwermüthigen Lächeln. Aber Sie wissen wohl, Madame, daß wir kein Glück haben mit den englischen Heirathen. Die Couriere, welche die Einwilligung von England bringen, kommen immer zu spät.

Die Königin erbleichte und blieb wie von Schreck gefesselt stehen. Das will sagen, rief sie athemlos, daß Ew. Majestät schon über die Hand meines Sohnes bestimmt haben, und daß abermals mein Lieblingswunsch einer Vermählung meiner Kinder mit dem königlichen Hause von England nicht erfüllt werden soll? Ah, das Beispiel Ihres Vaters muß Ihnen sehr imponirt haben, da Sie sich so schnell beeifern, ihm nachzustreben!

Ich finde in der That, Madame, daß der König sehr recht und weise handelte, bei der Vermählung des Kronprinzen nicht die Wünsche seines Herzens und seiner Familie, sondern einzig die Interessen und Rücksichten, welche die Politik ihm auferlegte, zu beachten. Ich werde allerdings diesem Beispiel meines Vaters nacheifern und bei der Vermählung des Kronprinzen nicht mein Herz, sogar nicht die Wünsche meiner königlichen Mutter, sondern nur die Politik um Rath fragen.

Aber der Prinz August Wilhelm ist nicht der Kronprinz, rief die Königin, deren Lippen zitterten und auf deren Stirn sich finstere Wolken gelagert hatten. Der Prinz ist nur Ihr Bruder, und Sie können noch viele Söhne bekommen, die ihm die Thronfolge streitig machen.

Der König wiegte sinnend sein Haupt, und ein Ausdruck tiefen Kummers legte sich wie ein dunkler Schleier über sein edles und klares Angesicht. Nein, Madame, sagte er fast feierlich, ich werde niemals Kinder haben und der Prinz August Wilhelm wird mein Erbe sein.

Die Königin fand nicht den Muth zu einer Erwiederung. Sie schaute ihren Sohn betroffen an; ihre Blicke begegneten sich und der traurige und doch sanfte Ausdruck in den sonst so hellen und strahlenden Augen ihres Sohnes rührte sie und rief ihr Mutterherz wach. Mit einer raschen Bewegung reichte sie ihrem Sohne beide Hände hin, und sie innig in den ihren drückend, sagte sie: O, mein Sohn, wie arm ist doch das Leben! Sie sind jung, sind schön und hochbegabt, Sie sind ein König, und doch sind Sie nicht glücklich!

Des Königs Antlitz hatte sich schon wieder erheitert. Sein Auge strahlte schon wieder in der gewohnten Klarheit.

Ich glaube auch nicht, sagte er lächelnd, daß das Leben ein Glück ist, sondern eine Pflicht, und wenn man diese treulich erfüllt, kann man zuletzt doch glücklich sein. Aber hier sind wir wieder bei Ihrem Hause angelangt, und jetzt, Ew. Majestät, ist es die höchste Zeit, daß ich wieder in mein Gefängniß zurückkehre und wieder König werde.

Er küßte seiner Mutter zärtlich die Hände und nahm mit freundlichen und scherzenden Worten von seinen Geschwistern, den Prinzessinnen Ulrike und Amalie, und dem Prinzen Abschied. Dann winkte er seinen Cavalieren und verließ den Salon. Die Königin Sophie Dorothea aber trat wieder hinaus auf den Perron, wo sie langsam und sinnend auf und ab ging. Prinzeß Ulrike, ihre Lieblingstochter, wagte es, ihr Sinnen zu stören und zu ihr zu gehen.

Wie, fragte sie staunend, Ew. Majestät sehen so ernst und traurig aus, und doch haben Sie so viel Grund glücklich zu sein? Der König war wirklich von einer staunenswürdigen Güte und Freundlichkeit. Denken Sie doch, Sie werden sechs Hofdamen haben und man wird für Sie ein eigenes schönes Schloß bauen!

O ja, sagte die Königin nachdenklich, man wird mich mit vielem äußern Glanz umgeben.

Und wie zartsinnig der König bemüht ist, Sie die ganze Vergangenheit vergessen zu machen, rief Prinzeß Amalie, welche jetzt mit dem Prinzen August Wilhelm auch herausgetreten war auf den Perron. Sie sind nicht mehr die verwittwete Königin, sondern Sie sind die Königin-Mutter.

Ja, murmelte Sophie Dorothea in sich hinein, ich bin die Königin-Mutter, aber auch als Mutter werde ich niemals Königin sein. O, meine Kinder, rief sie dann laut und leidenschaftlich, der König, Euer Bruder, hat Recht. Die Fürsten sind nicht geboren, um glücklich zu sein. Er ist es nicht und Ihr werdet es auch nicht sein.

XXI.

Der Hofschneider der Königin.

Düsteres Schweigen herrschte seit einiger Zeit in dem sonst so heiteren und frohen Familienkreise des würdigen Kleidermachers Herrn Pricker. Niemand wagte ein lautes Wort zu sprechen oder zu lachen, denn Herr Pricker, das Haupt und die Krone des Hauses, war traurig und verstimmt, und die Wetterwolken, welche auf seiner Stirn lagerten, warfen einen düsteren Wiederschein auf die Gesichter seines Weibes und seiner beiden Kinder, der schönen Anna und ihres sonst so lebenslustigen Bruders Wilhelm.

Selbst die Gesellen in der Werkstatt waren von dieser allgemeinen Verstimmung mit ergriffen und schauten trübe und traurig drein; sogar der heitere und schmetternde Gesang der beiden Lehrburschen war verstummt und die beiden hübschen Mägde verrichteten stumm und verdrossen ihre tägliche Arbeit.

Eine drohende Schwüle lagerte über dem Hause und Alles schien in banger Erwartung eines nahen Ungewitters. Wenn Wilhelm, der Sohn und Erbe des Hauses, von seinen Spaziergängen und lustigen Irrfahrten heimkehrte in das elterliche Haus, eilte er zuerst mit bangem Gesicht in das Wohnzimmer seiner Mutter, und einen neugierigen Blick auf die alte Frau werfend, welche kummervoll, mit aufgestütztem Haupt auf dem Sopha saß, fragte er geheimnißvoll: Noch nicht? — Und die Mutter Prickerin schüttelte seufzend ihr Haupt und antwortete: Noch immer nicht! —

Wenn die schöne Anna, welche es sonst so sehr liebte, in ihrem eleganten und comfortablen Zimmer zu verweilen und dort zu malen oder zu singen, jetzt das Klingeln der Hausthür und den Schritt eines Fremden vernahm, eilte sie hastig zu ihrer Mutter und fragte: Ist es gekommen? — Und wieder schüttelte Frau Prickerin seufzend ihr Haupt und antwortete: Noch immer nicht!

Nur Herr Pricker selber fragte nie und forschte nie. Schweigend und stolz saß er im Kreise seiner Familie; mit stoischer Ruhe hörte er das Klingeln der Hausthür, sah er Fremde in sein Büreau oder seine Werkstatt treten; zu stolz, um irgend eine Aufregung, eine ängstliche Spannung zu zeigen, hüllte er sich in ein olympisches Schweigen, verpallisadirte er sich gegen die neugierigen Fragen seiner Kinder hinter dem strengen, abwehrenden Ernst der väterlichen Autorität.

Aber ich sehe doch, daß er leidet, sagte Mutter Prickerin seufzend zu ihrer Tochter Anna, ich sehe, daß er alle Tage weniger ißt und immer bläßer wird. Wenn diese Spannung noch länger dauert, wird mein armer Mann zuletzt noch eine gefährliche Krankheit davon tragen und der König wird den Tod des besten und edelsten seiner Unterthanen verschuldet haben.

Aber weshalb auch legt nur der Vater solchen Werth auf diese Kleinigkeit, sagte Anna mit vornehmem Achselzucken.

Ihre Mutter sah sie erstaunt an. Das nennst Du eine Kleinigkeit? Es handelt sich um die Ehre nicht blos Deines Vaters, sondern Deiner ganzen Familie, es handelt sich um das Ansehen und den Ruf, den die Familie Pricker seit einem Jahrhundert in ganz Berlin genießt. Es handelt sich darum, ob Dein Vater ungerechter und unbefugter Weise seiner Ehrenstellen und Würden entkleidet werden soll, oder ob man ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen und seine Verdienste anerkennen will.

Anna brach in ein lautes Lachen aus. Theuerste Mutter, Ihr nehmt die Sache viel zu tragisch auf, sagte sie, und aus einer Mücke macht Ihr ein Kameel. Es handelt sich nicht um alle die großen und erhabenen Dinge, welche Du da anführst, sondern einzig und allein ist die Rede von einem Titel. Die große Frage ist diese: wird unser Vater den Titel „Hofschneider der regierenden Königin" erhalten, oder muß er sich damit begnügen, nur der Hofschneider der verwittweten Königin zu sein? Mir scheint, daß dies ein sehr kleiner Unterschied ist, und ich meinestheils begreife nicht, wie man nur solchen Werth darauf legen kann.

Du begreifst das nicht, seufzte ihre Mutter. Dir fehlt der Familiensinn, das Gefühl für die Ehre Deines Hauses!

Ah bah, es ist eine sehr schlechte und sehr zweifelhafte Ehre, die Tochter eines Schneiders zu sein, und sei er immerhin der Hofschneider einer oder zweier Königinnen, sagte Anna verdrießlich. Unser Vater ist reich genug, um auch ohne dies elende Metier

anständig und sogar auf vornehmem Fuß leben zu können. Er hat seinen Kindern die Erziehung nobler und vornehmer Familien geben lassen, er hat mir eine eigene Erzieherin und sogar einen Gesanglehrer, er hat meinem Bruder einen Hauslehrer gehalten, damit dieser nicht so oft über die Straße zu gehen brauchte, weil er fürchtete, daß er bei seiner schlanken Gestalt vielleicht einmal Werbern in die Hände fallen könnte. Er hat uns Jedem ein eigenes Zimmer gegeben, das mit glänzendem Luxus ausgestattet ist und den Neid aller unserer Freundinnen und Freunde erregt. Wozu hat er das Alles gethan, wenn er uns doch dazu verdammen will, die Kinder eines Schneiders zu sein und zu bleiben? Warum reißt er dieses Schild nicht von seiner Hausthür ab, dieses Schild, welches immer demüthigend und entwürdigend bleibt, wenn auch darauf zu lesen steht, daß unser Vater Hofschneider ist! Wir werden durch diesen Titel doch nicht hoffähig, und die vornehmen Cavaliere denken nimmermehr daran, die Tochter des Hofschneiders zu heirathen, während sie sehr wohl dazu geneigt wären, wenn unser Vater sein Handwerk aufgäbe, sich ein Landgut kaufte und als vornehmer und reicher Mann auf seinen eigenen Besitzungen lebte.

Kind, Kind, was sprichst Du nur da, rief Frau Prickerin, die Hände über ihrem Haupt zusammenschlagend. Dein Vater sollte seinen Stand aufgeben, diesen ehrenwerthen Stand, der seit mehr als einem Jahrhundert in der Familie erblich ist? Dein Vater sollte sich so weit herabwürdigen, mit seinem wohlerworbenen ehrlichen Gelde sich irgend einen armen Cavalier zum Schwiegersohn zu erkaufen, der vielleicht noch Wunder dächte, welche Ehre er uns erzeigte, wenn er Dich als Zugabe Deiner sechszigtausend Thaler annähme? Dein Vater sollte sich einen Landsitz kaufen, um in müßiger Ruhe zu verprassen, was er und seine Väter in Jahrhunderten zusammengebracht? Nimmermehr wird das geschehen, und nie wird Dein Vater seine Einwilligung geben zu Deiner Vermählung mit einem andern als einem ehrlichen Bürgersmann, und nie wird er erlauben, daß Dein Bruder Wilhelm etwas Anderes werde, als was sein Vater, was sein Großvater und alle seine Urahnen gewesen: ein Hof-Kleidermacher!

Die schöne Anna stampfte unwillig mit dem Fuß auf den Boden und die Röthe des Zornes trat in ihre zarten Wangen. Ich werde niemals einen Handwerker heirathen, sagte sie, das Haupt stolz zurückwerfend, und niemals wird Wilhelm sich bequemen, das Geschäft seines Vaters fortzuführen.

So wird Euer Vater Euch Beide verstoßen und Ihr könnt in die Fremde gehen, um Euch Euer Brod zu erbetteln, sagte die alte Frau händeringend.

Wir haben Gott sei Dank nicht nöthig zu betteln, um uns unser Brod zu verdienen, rief Anna stolz. Wir haben Beide genug gelernt, um uns ehrlich durch die Welt zu bringen, und wenn alles Andere fehl schlüge, so habe ich da in meiner Stimme ein Capital, welches mir eine glänzende Zukunft sichert. Der junge König will eine Oper errichten, und die Sängerinnen sind jetzt so selten, daß man Gott danken wird, wenn ich mich erbitten lasse und die Stelle eine Prima Donna annehme.

Oh, das unglückliche, unglückliche Kind, wimmerte Frau Prickerin. Sie will ihre Familie entehren, sie will uns Alle unglücklich machen und beschimpfen. Sie will unter das Komödiantenvolk gehen und wir

werden die Schande erleben müssen, unsern ehrlichen, geachteten und berühmten Namen auf dem Komödienzettel an allen Ecken angeschlagen zu sehen!

Ihr werdet die Ehre haben, daß alle Welt von Eurer Tochter spricht, daß man ihr Blumen und Kränze zuwirft, so wie sie sich zeigt, und daß die Zeitung, welche jetzt in Berlin erscheint, in jeder Nummer mich bis in die Wolken erhebt, und die Eltern selig preist, die mir das Leben gegeben!

Das sind die neuen Ideen, jammerte Frau Prickerin, die neuen Ideen, welche jetzt Mode sind, und die unser neuer König so sehr begünstigt. Oh, Jammer und Elend wird über unsere ganze Stadt kommen, Ehre und Zucht werden schwinden, und elend, wie Sodom und Gomorrha, wird Berlin zu Grunde gehen. Das sind die gefährlichen Verlockungen, mit denen der Herr Baron von Pöllnitz Dein Ohr umstrickt und Dich von den ehrbaren und sittsamen Grundsätzen Deiner Familie entfremdet. Das —

Plötzlich verstummte sie und lauschte. Es war ihr, als habe sie unten die Hausthür klingeln hören. — Richtig, da hörte man Schritte, welche die Treppe heraufkamen, da hörte man eine Stimme, welche nach dem Herrn und der Frau Pricker fragte.

Pöllnitz! flüsterte Anna und eine glühende Röthe überdeckte ihr Antlitz, ihren Hals und Nacken.

Der Herr Baron von Pöllnitz, der Ober-Ceremonienmeister des Königs, sagte Frau Prickerin mit einem Gemisch von Freude und Schrecken. Vielleicht bringt er —

Die Thür flog auf, und mit einem frischen, fröhlichen Morgengruß tänzelte der Ober-Kammerherr in das Zimmer. Anna hatte sich dem Fenster zugewandt und erwiederte seinen Gruß nicht. Frau Prickerin aber ging ihm entgegen und begrüßte mit ehrfurchtsvollem Ceremoniel den Herrn Ober-Ceremonienmeister und Ober-Kammerherrn Baron von Pöllnitz!

Nicht doch, lachte er. Wozu die vielen Umstände und die vielen Titel? Ueberdies bin ich wohl der Bedeutung nach Ober-Ceremonienmeister, aber nicht dem Titel nach. Seine Majestät der junge König hat keine besondere Liebhaberei für die Erneuerung der Titel und Würden, welche uns sein Vater, der Hochselige, verliehen, und alle Bitten, alle Vorstellungen sind da vergeblich. Er hält die Titulaturen für ganz überflüssig und lächerlich.

Frau Prickerin erblaßte und murmelte einige leise, unverständliche Worte. Anna aber, welche noch immer abgewandt am Fenster gestanden, hatte jetzt sich schnell den beiden Sprechenden zugewandt und richtete ihre großen, blitzenden Augen mit einem fragenden, forschenden Blick auf das lächelnde Antlitz des Barons.

Ah, endlich habe ich doch die Ehre, Ihr Antlitz zu sehen, schöne Anna, rief Pöllnitz lachend. Ich wußte wohl, daß es ein Zaubermittel gab, diese schönen Augen auf mich zu richten! Lassen Sie mich Ihre Hand küssen, Verehrungswürdigste, und verzeihen Sie mir, wenn ich Sie vielleicht gestört habe.

Er flog mit einer zierlichen Pirouette zu Anna hin und nahm ihre Hand, die sie ihm nicht darreichte und nur widerstrebend ihm überließ. Dann wandte er sich wieder an Frau Prickerin, und sich vor ihr verneigend, sagte er mit einem feierlichen Pathos: Ich bin heute nicht als der Freund Ihres Hauses, sondern als Abgesandter des Königs hier, und ich ersuche die verehrte Frau Prickerin, ihren Gatten wissen zu lassen, daß ich ihn zu sprechen wünsche, um ihm eine Botschaft der Königin Majestät auszurichten.

Frau Prickerin stieß einen Freudenschrei aus, und jeder andern Rücksicht vergessend, durcheilte sie das Zimmer, um sich zu ihrem Manne in das Comptoir zu begeben und ihm die wichtige Nachricht zu verkünden.

Baron von Pöllnitz sah ihr lächelnd nach, bis sich die Thür hinter ihr schloß, dann wandte er sich zu Anna, welche noch immer unbeweglich und ernst in der Fensternische lehnte.

Anna, meine theure Anna, flüsterte er zärtlich, endlich sind wir allein, endlich kann ich Ihnen sagen, wie sehr ich mich nach Ihnen gesehnt habe, wie glücklich ich bin, Sie endlich wieder zu sehen.

Er wollte sie zärtlich an sein Herz drücken, aber das junge Mädchen wehrte ihn stolz und kalt ab. Haben Sie unser Uebereinkommen vergessen? fragte sie ernst.

Nein, ich habe Ihre Grausamkeit und Strenge in gutem Gedächtniß behalten. Sie wollen erst dann *meine* glühenden Wünsche erhören, wenn ich alle *Ihre* Wünsche erfüllt habe, wenn ich Ihren Vater dahin gebracht habe, Ihnen wieder einen Gesanglehrer zu halten, wenn ich endlich es veranlaßt habe, daß Sie vor dem versammelten Hofe und dem König Ihre herrliche und wahrhaft göttliche Stimme erschallen lassen.

Ja, rief Anna mit strahlenden Augen und glühenden Wangen. Das ist mein Ziel, mein glänzendes, erhabenes Ziel. Eine Sängerin will ich werden, welche ganz Europa mit ihrem Ruhm erfüllt, der alle Männer zu Füßen liegen, und welche selbst die Fürsten und Könige in ihre Gesellschaft ziehen!

Und ich werde der Glückliche sein, welcher der holden und lieblichen Nachtigall die Bahn ebnet, an meiner Hand sollen Sie zuerst hinausflattern auf die Bühne des Ruhms. Aber wenn ich mein Wort gelöst habe, wenn Sie im königlichen Schlosse zu Berlin

vor dem Könige und dem ganzen Hofe gesungen haben, dann werden auch Sie Ihr Wort erfüllen müssen, und Pöllnitz wird an jenem Abend der glücklichste der Sterblichen sein.

Ich werde mein Wort erfüllen, sagte sie stolz und hoheitsvoll, als sei sie jetzt schon die berühmte, gnadenspendende Prima Donna. An dem Tage, an welchem ich zum ersten Male bei Hofe gesungen, an dem Tage, an welchem die Tochter des Schneiders sich gereinigt hat von ihrer niedrigen Geburt und eine freie, selbstständige, berühmte Künstlerin geworden ist, an dem Tage haben wir Beide uns unserer Liebe nicht mehr zu schämen, und Beide können wir, ohne uns gedemüthigt oder beschämt zu fühlen, das Geschenk unserer Herzen annehmen. Herr von Pöllnitz kann Diejenige ohne Erröthen zu seiner Gemahlin machen, welche durch die Kunst geadelt worden, und die Prima Donna Anna Prickerin darf nicht mehr das demüthigende Gefühl haben, daß der Herr von Pöllnitz ihr eine Ehre erzeigt, wenn er sich mit ihr vermählt.

Herr von Pöllnitz, so sehr er Hofmann war, hatte doch seine Züge nicht so ganz in der Gewalt, daß sie nicht ein wenig von dem Schrecken und Entsetzen verrathen hätten, welches er bei den Worten seiner schönen Geliebten empfand. Sprachlos starrte er einen Moment in ihr schönes Angesicht, das von Begeisterung, Ehrgeiz und Liebe glühte. Dann flog ein spöttisches, dämonisches Lächeln durch seine Züge, aber es verschwand schnell, und Herr von Pöllnitz war wieder der zärtliche, begeisterte und leidenschaftliche Liebhaber der schönen Anna Prickerin.

Ja, meine theuerste, geliebte Anna, flüsterte er, sie in seine Arme ziehend, an jenem glücklichen und gesegneten Tage wirst Du mein Weib werden, und die Lorbeern, welche sich dann durch Deine Locken schlingen, werden sich für mich in blühende Myrthenzweige verwandeln, die ich bei meinen Küssen aus Deinem Haar löse, und die bei unserer seligen Umschlingung verbrennen werden als das flammende Dankopfer unserer Liebe.

Er bedeckte ihren Mund mit seinen Küssen. Anna wehrte ihm nicht. Sie lag wie betäubt, ganz Gluth, ganz Hingebung, in seinen Armen, sie horchte immer noch auf seine Worte, die wie berauschendes süßes Opium ihr Ohr und ihr Herz vergiftet hatten. Aber der Baron ließ sie jetzt hastig aus seinen Armen und trat einen Schritt zurück. Kälter und besonnener als das junge Mädchen, hatte er sehr wohl die leisen Schritte gehört, welche sich von außen her der Thür näherten.

Man kommt! flüsterte er leise. Nehmen Sie eine gleichgültige Miene an, theuerste Anna. Ihr Gesicht verräth zu viel von Ihrer innern Aufregung.

Er tänzelte zu dem offenen Spinett hin und begann eine lustige Melodie zu spielen, während Anna ihr Antlitz in die Zweige des hohen Geraniums senkte, der am Fenster stand, um an den Blättern ihre glühenden Wangen zu kühlen.

Frau Prickerin öffnete jetzt die Thür und bat den Ober-Kammerherrn, mit ihr in den anstoßenden Saal zu gehen, wo Herr Pricker ihn erwarte.

XXII.

Eines Schneiders große Ahnen.

Pöllnitz reichte der schönen Anna den Arm und harmlos schäkernd und lachend folgte er mit ihr der Frau Prickerin in das anstoßende Gemach. Dies war eine lange Halle, die in ihrer ganzen Ausschmückung und Anordnung etwas Feierliches und Düsteres hatte. Zwei Fenster erleuchteten nur spärlich die langen hohen Wände, die mit einer dunklen Tapete überdeckt waren. Einige Divans von schwerem Seidenstoff, von der Farbe der Wände, standen umher und über ihnen prangten in schwarzen Rahmen einige Oelbilder, auf denen man in mehr oder minder künstlerischer Vollendung eine männliche Figur in feierlicher Haltung dargestellt sah. Die auffallende Aehnlichkeit der Gesichtszüge all' dieser Figuren ließ erkennen, daß es die fortlaufenden Portraits einer und derselben Familie sein mußten. Es war immer dasselbe Antlitz, dieselbe kurze gedrungene Gestalt, nur daß der Anzug auf jedem Bilde ein anderer geworden und durch die Veränderung der Mode den Wechsel der Zeit andeutete, in welcher die Portraits

gemalt worden. Und eine Gestalt, ganz ähnlich denen auf den Bildern, stand inmitten dieses Saales. Dasselbe Antlitz, dieselbe kurze gedrungene Gestalt, selbst in der Kleidung nicht verschieden von jenem Bilde dort drüben. Man hätte meinen sollen, eins dieser Gemälde sei aus seinem Rahmen herniedergestiegen, irgend ein galvanisches Experiment habe der todten Figur Leben und Bewegung verliehen, und wenn die Kraft des Galvanismus schwände, würde jene Gestalt wieder kalt und leblos sein und wieder zu den übrigen Bildern an die Wand gehängt werden.

Indeß jetzt lebte sie noch, und mit einem feierlichen Kopfnicken, aber ohne sich fortzubewegen von dem großen runden Tische, an welchem sie lehnte und der in der Mitte der Halle stand, begrüßte sie den Baron und Ober-Kammerherrn.

Ich heiße Sie willkommen in dem Hause meiner Väter, sagte die kleine Figur mit einer salbungsvollen Würde. Gesegnet sei Ihr Eingang und Ihr Ausgang in diesem Haus!

Pöllnitz warf einen schalkhaften, lächelnden Blick auf Anna hin, welche beim Eintritt in den Saal den Arm des Barons losgelassen und sich in eine der Fensternischen zurückgezogen hatte.

Aber weshalb sind Sie heute so ernst und feierlich, lieber Pricker? fragte er dann, sich wieder dem alten Herrn zuwendend.

Sind Sie nicht hier als der Abgesandte des königlichen Hofes? fragte dieser zurück. Muß ich Sie daher nicht im Festkleide und in den Festräumen meines Hauses empfangen? Ich habe Sie also gebeten, in den Ahnensaal zu kommen, denn nur in der Mitte meiner Ahnen ziemt es mir, die königliche Botschaft zu empfangen. Sagen Sie nun schnell: womit kann ich dem Königshause dienen? Was wünscht es von mir?

Es wünscht weiter nichts, sagte Pöllnitz lächelnd, indem er ein großes versiegeltes Papier aus seinem Busen zog, weiter nichts, mein lieber Pricker, als daß Sie das Schild vor Ihrer Hausthür ein wenig ändern, und statt, daß jetzt darauf zu lesen steht: „Hofschneider der Königin und der Kronprinzessin", darauf schreiben lassen: „Hofschneider der Königin-Mutter und der regierenden Königin." Hier ist das Diplom, mein lieber Meister.

Der Alte nahm ruhig und gelassen das dargereichte Schreiben hin; nicht eine Miene seines Antlitzes hatte sich verändert, es war immer kalt, feierlich und ernst.

Frau Prickerin aber vermochte ihre Freude nicht zurückzuhalten. Mit einem lauten Schrei eilte sie zu ihrem Gatten hin, um ihn zu umarmen, ihm Glück zu wünschen zu seiner endlichen Ernennung.

Herr Pricker wehrte sie stolz zurück. Was ist denn da Glück zu wünschen und sich zu freuen? fragte er verweisend. Das Haus Hohenzollern hat meinem Hause Gerechtigkeit widerfahren lassen, das ist das Ganze! Dieser Titel „Hofschneider der regierenden Königin" ist gewissermaßen ein Erbrecht in meiner Familie geworden, und es wäre ein schmählicher Undank des Hauses Hohenzollern gewesen, wenn man ihn jetzt meinem Hause hätte entziehen wollen. Seit mehr als einem Jahrhundert sind die Hohenzollern von den Prickern gekleidet worden, zu allen Bällen und Festlichkeiten, zu allen Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen haben wir den Königinnen und Prinzessinnen die Anzüge geliefert, und wenn sie schön waren und prachtvoll anzuschauen, so dankten sie das ganz allein unserer Geschicklichkeit. Das Sprichwort sagt: Die Kleider machen Leute! und es hat Recht. Wir haben den beiden Königinnen die Krönungsanzüge gemacht, daraus folgt, daß sie ohne unsere Hülfe niemals gekrönte Königinnen geworden wären und daß sie uns also sehr zu Dank verpflichtet sind. Und jetzt willst Du Dich freuen und dankbar sein, Frau, weil sie uns geben, was ihre Pflicht und unser Recht ist?

Indessen versichere ich Sie, mein Freund, sagte Pöllnitz lächelnd, daß es mir sehr schwer geworden ist, diese Ernennung für Sie zu erhalten und daß Sie wenigstens mir zu einigem Dank verpflichtet sind. Es bedurfte aller meiner Beredsamkeit, all' meiner Schmeichelkünste, um die Königin meinem Wunsche geneigt zu machen.

Herr Pricker erbleichte und seine Physiognomie verlor ihre ruhige Würde und Erhabenheit. Da, nehmen Sie das Dokument zurück, sagte er stolz, dem Baron das versiegelte Papier wieder darreichend. Wenn die Königin mir nicht freudigen Herzens und freiwillig diesen Titel gab, mag und will ich ihn nicht.

Nicht doch, behalten Sie ihn immerhin, rief Pöllnitz lachend. Er gebührt Ihnen und Sie haben ein Recht darauf. Auch erzählte ich Ihnen nur, daß es mir schwer geworden, ihn zu erhalten, weil ich mir dadurch Ihr Herz gewinnen und Sie einer Bitte, welche ich an Sie zu richten habe, geneigt machen wollte.

Ah, Sie meinen ohne Zweifel in Betreff der fünfhundert Thaler, die ich Ihnen im vorigen Monat geliehen habe? fragte Herr Pricker lächelnd. Reden wir nicht mehr davon. Diese Schuld ist getilgt. Sie haben mich eben bezahlt und ich werde nachher die Ehre haben, Ihnen Ihre Schuldverschreibung aus meinen Büchern zu holen.

Ich danke Ihnen, sagte Pöllnitz, indessen dachte ich eben nicht an diese Kleinigkeit. Es war eine andere Bitte, die ich Ihnen vortragen wollte.

Lassen Sie hören, sagte der Hofschneider mit einem gnädigen Neigen des Kopfes.

Sie betrifft einen jungen Künstler, den ich gern Ihrer Protection empfehlen möchte, erwiederte der schlaue Pöllnitz mit einem lächelnden Seitenblick auf Anna. Es ist ein junger, sehr talentvoller Musiker, der sich durch Unterrichtertheilen sein Brod verdienen muß. Aber leider ist er hier fremd und hat bis jetzt hier wenig Gönner gefunden. Nun habe ich gedacht, daß wenn der auch als Kunstkenner so rühmlichst bekannte Herr Bricker sich für ihn interessiren und ihm seine Gönnerschaft zuführen wollte, dies dem jungen Manne sehr nützen würde, weil alsdann ohne Zweifel Jedermann sich beeilen würde, auch den Unterricht dieses Jünglings zu genießen, den Herr Bricker protegirt. Erlauben Sie also, daß er Ihrer Tochter Anna Unterricht in der Gesangskunst ertheile, und das Glück dieses jungen Mannes wird gemacht sein.

Wohl, ich bewillige Ihnen Ihre Bitte, sagte Herr Bricker feierlich, nicht einen Augenblick daran zweifelnd, daß der Baron in vollem Ernste so zu ihm gesprochen. Ich werde diesen jungen Künstler protegiren, und er kann meiner Tochter täglich eine Gesangstunde geben, das heißt, wenn Anna dem armen jungen Manne diese Gefälligkeit erzeigen will.

Anna vermochte kaum ihr Lachen zurückzuhalten. Sie haben es befohlen, sagte sie, und ich werde als eine gehorsame Tochter Ihre Befehle erfüllen.

Sehr gut, sagte ihr Vater majestätisch. Diese Angelegenheit wäre also auch geordnet. Jetzt, Herr Baron, bitte ich Sie nur noch, mir zu sagen, wann ungefähr die Huldigung stattfinden wird, damit ich darnach meine Einrichtungen und Vorbereitungen treffe und nicht etwa durch mich ein Aufschub dieser feierlichen Handlung nöthig gemacht würde.

Der Tag der Huldigung ist noch unbestimmt, wird aber jedenfalls erst im August stattfinden. Sie haben also bis dahin noch Zeit, alle Vorbereitungen zu treffen. Wir wollen später dann Beide mit der Königin Majestät auch über Schnitt, Farbe und Stoff der Kleider eine Conferenz halten. Nur einen Rath will ich Ihnen heute noch geben, mein würdiger, alter Freund. Fügen Sie sich der neuen Zeit! Bedenken Sie, daß wir jetzt einen König haben, der gerade das Gegentheil seines Vaters ist. Jener haßte und verachtete alle Eleganz und Zierlichkeit, dieser liebt sie, jener war ein geschworener Feind des französischen Wesens, dieser hat eine wahre Leidenschaft dafür, und wenn Sie bei ihm Ihr Glück machen wollen, so müssen Sie Ihre alten, ehrwürdigen deutschen Gewohnheiten

und Vorurtheile ablegen und, wie wir Alle, sich in das neue System fügen. Denn ich sage Ihnen, es wird eine neue Zeit anbrechen! Eine Zeit des Glanzes und der Pracht. Alles wird anders werden, vor allen Dingen aber und zu allererst werden wir andere Moden haben. Es ist vorbei mit dem Zopf und der schwerfälligen deutschen Tracht. Sie werden statt des Zopfes einen Haarbeutel und statt des groben Tuchrockes mit den großen Wagenrädern von Knöpfen einen bunten seidenen und mit Spitzen besetzten Rock tragen, Sie werden aber vor allen Dingen Ihre deutschen Gesellen zum Teufel jagen und sich so schleunigst wie möglich lauter französische Gesellen aus Paris kommen lassen! Das ist der einzige Weg, wie Sie sich in der Gunst des Hofes erhalten können.

Herr Pricker hatte ihm staunend und mit wahrhaftem Entsetzen zugehört. Seine Wangen waren erbleicht, seine Lippen zitterten und mit vor Zorn bebender Stimme schrie er jetzt: Nie und nimmermehr wird das geschehen! Wie? Ich sollte diese gottvergessenen Neuerungen mitmachen und das windige und leichtfertige Wesen annehmen, das, Gott sei's geklagt, jetzt Mode ist? Ich sollte meinen ehrlichen deutschen Zopf abschneiden und diese ehrwürdige Kleidung ablegen, um mir eine bunte Affenjacke anzuziehen, um mich zum Gelächter aller anständigen und ehrbaren Menschen zu machen? Ich sollte endlich so sehr meinen Gott, meine Vorfahren und mein Vaterland vergessen, daß ich mir französische Arbeiter in meine deutsche Werkstatt riefe? Schmach und Schande über mich, wenn ich das jemals thue, wenn ich jemals so gottvergessen, leichtfertig und unchristlich handeln könnte! Nie wird ein französischer Fuß die Schwelle meines Hauses überschreiten, nie soll ein französisches Wort in meinem Hause gesprochen werden. Als ein Deutscher bin ich geboren, als ein Deutscher will ich sterben! Treu meinen Vätern und den Befehlen des hochseligen Königs, der seinem Volke mit einem guten Beispiele voranging und in Frömmigkeit und Christenliebe dieses leichtfertige französische Wesen haßte und verachtete, treu den Gesetzen der Sittsamkeit und Ehre will ich meinen Stolz darin suchen, die Moden der guten und ehrbaren deutschen Zeit festzuhalten, und nie soll in meiner Werkstatt ein Kleid nach französischem Schnitt gearbeitet werden.

Wenn Sie so denken, wird es vorbei sein mit Ihrem Glück und Ihrem Ansehen, rief Pöllnitz achselzuckend.

Herr Pricker achtete nicht auf ihn, er schaute mit blitzenden Augen hinüber nach den Bildern, welche an den Wänden hingen, und neigte ehrerbietig grüßend vor einem derselben sein Haupt.

Sehen Sie da, sagte er dann, mit der Hand nach jenem Bilde hinüber deutend, das ist mein Urahn, der Stammvater des Geschlechts der Pricker! Er war ein deutscher Mann und der besten und geschicktesten einer. Mit ihm beginnt die Reihe der Hofschneider Pricker, er knüpfte das Band, welches seitdem die Häuser Hohenzollern und Pricker vereint. Der Kurfürst Georg Wilhelm erfand für ihn den Titel „Hofschneider" und trug niemals ein anderes Wamms, als das sein Liebling, der Pricker, gemacht. Selbst in seinem Testamente hatte er ihn wohlbedacht, und von daher stammt das Vermögen und das Ansehen der Pricker, welches seitdem immer im Steigen gewesen und niemals verdunkelt und getrübt worden ist. Und sehen Sie da weiterhin jenes Bild. Es ist das Portrait seines Sohnes, des Hofschneiders von Friedrich Wilhelm, dem großen Kurfürsten. Von ihm rührte das Gewand her und der Mantel, den der Kurfürst in der Schlacht von Fehrbellin getragen, sein Sohn aber hier hatte das traurige Schicksal, das Sterbekleid des großen Mannes zu machen. Aber mit jenem Bilde dort beginnt eine neue Epoche für Preußen, denn das ist der Hofschneider Friedrichs des Dritten, und er hat das Gewand und den Mantel gefertigt zu dem Krönungstage, an welchem Friedrich der Dritte sich zum König von Preußen erhob. Ihm folgte sein Sohn und mit dem Sohne beginnt nun in dem Geschlecht der Pricker eine neue Epoche, wie mit dem Vater für das Geschlecht der Hohenzollern. Der Sohn folgte nicht dem Beispiel seines Vaters, er war eine sanftere, poetischere Natur, er liebte die Blumen, die Schönheit und die Poesie, er ward also Damenkleidermacher und die damalige Kronprinzessin Sophie Dorothea ernannte ihn zu ihrem Hofkleidermacher. Er hat den Krönungsanzug der Königin, er hat die Hochzeitskleider der Markgräfin von Baireuth und von Schwedt gemacht. Als er starb, folgte ihm sein Sohn, der jetzt lebende Pricker. Ich habe das Hochzeitskleid der Herzogin von Braunschweig verfaßt, von mir rühren die Trauerkleider der jetzigen Königin-Mutter her. Und jetzt, Angesichts meiner Ahnen, Angesichts so vieler glorwürdigen Erinnerungen wollen Sie mich zum Verrath und Abfall bewegen? Wollen aus dem ehrlichen deutschen Mann einen französischen Gecken machen, der sich seiner Ahnen schämt und die Sitten seiner Väter verleugnet? Nein, deutsch bin ich und deutsch bleibe ich in meinen Gewohnheiten und Moden, und sollte ich auch darüber zu Grunde gehen.

Er grüßte mit einer pathetischen Handbewegung den erstaunten und belustigten Baron von Pöllnitz und durchschritt dann stolz die Halle, um sich in sein Arbeitszimmer zu begeben. Seine Frau folgte ihm mit gefaltenen Händen und kummervollen Seufzern, um mit liebevollen Trostesworten den aufgeregten und zornigen alten Mann zu besänftigen.

Pöllnitz und die schöne Anna blieben wiederum allein. In meinem ganzen Leben habe ich nicht einen so seltsamen und wunderlichen Narren gesehen, sagte Pöllnitz lachend. Hätte Molière ihn gekannt, er würde ihn zu einem reizenden Lustspiel verarbeitet haben.

Sie vergessen, daß dieser Narr vielleicht einst Ihr Schwiegervater sein wird, sagte Anna strenge, indem sie die nach ihr ausgestreckten Arme des Barons zurückstieß.

Ach, das ist wahr, sagte Pöllnitz lächelnd. Wir wollen ihn also schonen. Komm! Einen letzten Kuß, meine schöne Anna. Einen Kuß als Lohn für mein glücklich gewonnenes Spiel! Denn morgen wirst Du Deinen Gesanglehrer haben, und zwar nicht einen armen Schlucker, sondern einen berühmten und einflußreichen Musiker, der aus reiner Gefälligkeit für mich es unternimmt, Dich zu unterrichten, obwohl er sonst eigentlich kein Gesanglehrer ist, sondern ein Componist. Graun selber wird Dir Unterricht ertheilen und nun also wird es an Dir liegen, meine Geliebte, wenn wir nicht bald unsere Liebe durch die schönsten Erfolge gekrönt sehen.

XXIII.

Soffri e taci.

Endlich sollte sich der heißeste Wunsch der jungen Königin erfüllen, endlich sollte sie eine einsame, zwanglose Unterredung mit ihrem Gemahl haben! Diese Tage der Resignation, der schmerzvollen Erwartung, des verschwiegenen Kummers waren jetzt vorüber. Der Gemahl, der Heißgeliebte, der Langersehnte, er kehrte endlich zu ihr zurück! Elisabeth Christine hat nicht mehr nöthig, schamvoll ihr Haupt zu senken vor ihren Dienerinnen, weil sie denkt, daß diese sie heimlich verlachen und verspotten und sie mißachten um der Gleichgültigkeit und Kälte willen, welche der König ihr erzeigt. Die Königin hat nicht mehr nöthig, das arme Weib auf der Straße zu beneiden, an der sie gestern vorüberging, eben als diese mit frohem Gesicht ihrem holzladenden Gatten sein Mittagessen brachte. Auch sie wird jetzt wieder einen Gatten haben, auch sie wird wieder die starke männliche Hand neben sich fühlen, welche sie leitet und trägt. Sie wird keine arme, verlassene Königin mehr sein, sondern ein glückseliges, stolzes, von aller Welt beneidetes Weib!

Er hat ihr geschrieben, daß er sie heute besuchen wolle, er hat sie gebeten, heut Abend die Thür ihres Schlafzimmers nicht zu schließen, weil er, von vielen Geschäften gedrängt, erst spät werde zu ihr kommen können, aber jedenfalls kommen werde, weil er wünsche, sie heute noch und zwar ganz ohne Zeugen, ganz unbelauscht zu sehen.

Mein Gott, wie träge die Stunden dieses Tages hingeschlichen sind, wie langsam sich die Sonne gesenkt hat. Endlich jetzt ist es Abend, endlich bricht die Nacht herein. Elisabeth kann ihren Hofstaat entlassen, kann sich zurückziehen in ihre Gemächer, um ihn zu erwarten. Aber er soll auch sehen, wie freudig sie ihn willkommen heißt, welch ein Fest er ihr bereitet hat. Sie will sich schmücken, um ihm zu gefallen, sie will schön sein, um ein Lächeln von ihm zu gewinnen. Zum ersten Male verlangt daher die Königin von ihren verwunderten Kammerfrauen, daß sie ihr eines jener reizenden Négligé's anlegen, welche die Kaiserin von Oesterreich jüngst ihr gesandt, zum ersten Male setzt sie dieses coquette, kleine, blumengezierte Häubchen auf, steckt sie ihre schmalen zierlichen Füße in die weißen, goldgestickten Atlaspantoffeln. Es ist in der That ein reizendes, verführerisches und coquettes Négligé, und die Kammerfrauen versichern, daß ihre Königin niemals schöner, niemals erhabener anzuschauen gewesen, als in diesem Anzug. Aber Elisabeth will heute Alles selbst sehen, selbst prüfen. Sie befiehlt, die großen Armleuchter vor der Psyche anzuzünden und tritt vor den Spiegel hin, um zuerst mit dem kalten, strengen Auge einer Kennerin ihren Anzug zu prüfen, dann beugt sie sich

näher hin und betrachtet ihr Gesicht, und ein befriedigter Ausdruck fliegt über ihre Züge hin. Elisabeth hat gesehen, daß sie jung und schön ist und zum ersten Male fühlt sie sich stolz und glücklich darüber. Verwunderte und einander fragende Blicke sich zuwerfend, schauen die Kammerfrauen diesem ungewohnten Treiben der Königin zu. Elisabeth hat sonst niemals Auge und Sinn gehabt für ihre eigene Schönheit, weshalb ist sie jetzt so glücklich darüber?

Die Toilette ist beendet, die junge Königin läßt sich nachlässig auf den hellblauen, seidenen Divan nieder und verabschiedet mit einem stummen Kopfnicken ihre Frauen. Aber als sie sich der Thür nähern, als die erste Kammerfrau wie gewöhnlich den Schlüssel aus dem Schlosse zieht, um das Schlafzimmer der Königin von außen zu verschließen, da erwacht Elisabeth Christine aus ihrem lächelnden Sinnen. Sie richtet sich aus ihrer ruhenden Stellung empor, ein glühendes Incarnat bedeckt ihre Wangen, ein stolzes und doch verschämtes Lächeln umspielt ihre purpurnen Lippen.

Schließen Sie heute nicht die Thüren, sagte sie, und ihre Stimme zittert vor köstlicher Aufregung. Schließen Sie heute nicht die Thüren, ich erwarte den König.

Und gleichsam erstaunt und in sich erschauernd über ihr eigenes Glück, sinkt Elisabeth in die Kissen des Divans zurück, und legt, als sei sie geblendet vom Lichterglanz, das silbergestickte Taschentuch über ihr erglühtes Angesicht.

Die Kammerfrauen verneigen sich ehrerbietig vor ihrer Herrin und gehen hinaus. Draußen aber im Vorzimmer verschwindet der Ausdruck der Ehrerbietung aus ihren Zügen, sie sehen einander mit spottenden Mienen und höhnischem Lachen an.

Arme Königin! Sie will uns glauben machen, daß der König sie heimlich zuweilen besucht, da er sie öffentlich so sehr vernachlässigt.

Sie möchte gern, daß wir glaubten, sie sei wirklich die Frau des jungen, schönen Königs, und man weiß doch —

Ja, man weiß doch —

Und alle Drei zuckten die Achseln mit einem verächtlichen Lächeln und schlüpften von dannen, um ihren Freunden und Freundinnen die lächerliche Geschichte von der Eitelkeit der armen verschmähten und verlassenen Königin zu erzählen.

Aber wie? Was war das? War's nicht, als ob da eben ein Wagen in den innern Schloßhof führe, trat nicht die Wache in's Gewehr, hörte man nicht Trommelwirbel? Sollte die Königin dies Mal doch Recht gehabt haben? Sollte wirklich der König zu seiner Gemahlin kommen? Die Kammerfrauen standen und horchten, sie hörten Schritte auf der großen Treppe, und jetzt, ja, wahrhaftig, es war der König, der da, begleitet von seinen Pagen, welche silberne Armleuchter mit flackernden Wachslichtern vor ihm hertrugen, hastigen und leichten Schrittes den Corridor hinunter schritt, um sich in seine Gemächer zu begeben. Und von diesen Gemächern gelangte man durch einen kleinen Corridor hinüber in die Gemächer der Königin.

Wie? Hatte die Königin also wirklich die Wahrheit gesagt, und der König verschmähte sie nicht, er liebte sie vielleicht?

Die verwunderten und staunenden Kammerfrauen eilen weiter, um ihren Freunden und Freundinnen zu erzählen, daß der König seine Gemahlin leidenschaftlich liebe, und daß es kein glücklicheres und zärtlicheres Paar geben könne, als das königliche Paar.

Auch Elisabeth Christine hatte das Rollen des königlichen Wagens vernommen. Mit einem Schrei des Entzückens flog sie von ihrem Sitz empor und lauschte. Ihr Herz klopfte wie mit Hammerschlägen in ihrer Brust, ein Strom von Gluth und Entzücken schoß wie loderndes Feuer durch ihre Adern. Sie preßte ihre beiden Hände auf ihr Herz, um es zu beschwichtigen, aber sie lächelte doch vor Entzücken, sie fühlte sich doch wie in einer seligen, himmelanstürmenden Berauschung. Aber diese so neuen, so ungewohnten Gefühle erschreckten sie fast und erfüllten ihr Herz mit einem angstvollen Entsetzen.

Mein Gott, mein Gott, murmelte sie, gieb mir Gelassenheit und Ruhe, um das Glück zu ertragen, wie ich das Unglück ertragen habe! —

Aber das Gebet verstummte auf ihrer Lippe, denn sie hörte drüben die Thür des Corridors sich öffnen. Jetzt war sie nicht mehr die Königin, nicht mehr die resignirte, schüchterne Gemahlin, jetzt war sie das liebende, jauchzende, wonnetrunkene Weib, welches dem Gatten entgegeneilt, den sie liebt, und den zu lieben sie jetzt mit erhobenem Haupt und stolzer Genugthuung ohne Erröthen Gott und der Welt gestehen darf! Denn Er, Er liebt sie auch, Er kommt zu ihr, wie der Geliebte zu seiner Geliebten schleicht. Er hat sie um ein Rendezvous gebeten! Mein Gott, es ist ihr erstes Liebes-Rendezvous. Oh, heute wird sie nicht scheu und schweigsam sein, jetzt, da sie weiß, daß er sie liebt, wird kein Zauber ihre Zunge gefesselt halten, jetzt wird sie den stolzen, den freudigen Muth haben, ihm Alles zu gestehen, ihm zu sagen, wie glühend sie ihn geliebt, wie lange und vergeblich sie mit ihrem Herzen gerungen habe, um es zur Ruhe, zur Resignation zu zwingen, wie aber die Flammen immer wieder empor gelodert, die Gluth der Liebe sich an seinen Blicken immer wieder auf's Neue entzündet habe.

Da, — da klopfte es an ihre Thür, — ihre Kehle

war wie zugeschnürt, sie konnte nicht das kleine Wort: Herein! über ihre Lippen bringen, sie konnte sich nicht von der Stelle bewegen, sie stand wie angefesselt in der Mitte des Zimmers, sie konnte nur die Arme sehnsuchtsvoll ihm entgegen strecken, nur mit ihrem Lächeln und ihren thränenfeuchten Blicken ihn willkommen heißen. —

Jetzt öffnete sich die Thür, jetzt trat er ein. Das Kerzenlicht des Kronleuchters fiel gerade auf sein Antlitz. Es war schön und strahlend wie immer, aber sein Auge war kalt, und kein bewillkommnendes Lächeln stand auf seinen Lippen. Er that einige Schritte vorwärts, dann blieb er stehen und verneigte sich in steifem, kaltem Ceremoniel.

Elisabeths ganze Gestalt durchflog es wie ein Schauer des Entsetzens, ihre Arme sanken herab, das Lächeln erstarb in ihrem erbleichenden Angesicht.

Madame, sagte der König, und seine Stimme klang ihr rauh und kalt, wie sie sie nie gehört, Madame, ich habe vor allen Dingen Ihre Verzeihung zu erbitten, daß ich Sie zu so ungewohnter Zeit zu stören wage und Sie einer Stunde des Schlafes beraube. Aber Sie sehen, daß ich jedenfalls ein reuiger Sünder bin, und Sie werden mir verzeihen, wenn ich Ihnen verspreche, daß meine heutige Versündigung gegen Ihre Ruhe meine letzte sein soll, wie sie meine erste ist.

Die Königin stieß einen leisen Schrei aus, und preßte ihre Hand auf ihr Herz. Sie hatte ein Gefühl, als ob ein Schwert kalt und schneidend ihre Brust durchstieße, als ob ihr Blut in feurigen, tödtlichen Strömen ihrem Munde entstürzen werde.

Der König richtete seine großen hellen Augen mit einem verwunderten Ausdruck auf das schmerzzuckende Antlitz seiner Gemahlin. Mein Gott, sagte er, Sie sind bleich, Sie sind leidend, und meine Gegenwart ist Ihnen ohne Zweifel störend und lästig. Ich werde mich also zurückziehen, und Ihre Frauen zu Ihnen bescheiden, damit sie Ihnen beistehen.

Die Königin hatte, während er sprach, zu Gott gebetet um Kraft und Stärke; sie kämpfte ihre Thränen und ihre Verzweiflung nieder, sie rief ihren weiblichen Stolz zu ihrem Beistande wach, sie flehte zu sich selber um Fassung und Ruhe.

Der König, welcher noch immer vergeblich auf eine Antwort gewartet hatte, näherte sich jetzt hastig der Thür, indem er einige leise, unwillige Worte vor sich hinmurmelte.

Aber Elisabeth hatte jetzt ihr Herz besiegt, ihre Kraft wieder gefunden.

Bleiben Sie, Sire, sagte sie. Ich bitte, bleiben Sie. Es ist schon wieder gut. Es war nur ein vorübergehender Krampf im Herzen, an dem ich öfter leide, um dessentwillen ich Sie aber um Verzeihung zu bitten habe.

Der König näherte sich ihr wieder. Wenn ich also bleiben darf, sagte er lächelnd, so erlauben Sie mir zuerst, Sie zu dem Divan dort zu führen, damit Sie Platz nehmen können.

Er bot ihr den Arm, sie legte den ihren hinein und folgte ihm zu dem Sopha, auf dem sie vorher in so glücklichen, beseligenden Träumen ihn erwartet hatte, und auf welchem jetzt ihr Herz seine Folter erdulden sollte.

Der König setzte sich nicht neben sie. Er rollte einen Lehnstuhl herbei und setzte sich in einiger Entfernung ihr gegenüber.

Madame, sagte er, sollte man wohl glauben, daß wir zwei Eheleute sind, die seit sieben Jahren schon vermählt worden und doch noch niemals in einer Ehe

gelebt haben? Ach, es war eine große, heilige Lüge, wie so Vieles, wie so oft das anscheinend Heilige in der Welt! Man zwang unsere Lippen, Schwüre zu sprechen, von denen unser Herz nichts wußte, man legte unsere Herzen in Fesseln, gegen die sie sich emporbäumten, wie der freie Löwe sich bäumt gegen den Eisenkäfig, in dem er eingefangen werden soll. Ich weiß, Sie haßten mich, weil man Sie zu einer Ehe mit mir zwang. Sie haben es mir niemals verzeihen können, daß auch ich, nur von moralischem Zwange besiegt, mit Ihnen zum Altar trat. Wir haben uns damals zu den Füßen des Altars nicht ewige Liebe, ewige Treue geschworen, sondern ewige Kälte, ewige Gleichgültigkeit, und Sie wenigstens, Madame, haben Ihren Schwur getreulich bis zu dieser Stunde erfüllt.

Ein Schauer durchrieselte die ganze Gestalt der Königin, sie murmelte einige unverständliche Worte und senkte todesmatt, wie zerbrochen, ihr Haupt auf ihre Brust.

Der König fuhr fort: Ich bin heute gekommen, Sie um Verzeihung zu bitten wegen des unfreiwilligen Unrechts, welches ich Ihnen damals angethan. Ich habe Sie unglücklich gemacht, denn Sie mußten Ihre Hand einem ungeliebten Manne geben, von dem Sie wußten, daß auch er Sie nicht liebte. Madame, es ist leider wahr, eine Kluft liegt zwischen uns, und diese Kluft ist angefüllt mit dem Blute meines theuersten Jugendfreundes. O, Madame, verzeihen Sie mir das Leid, welches ich Ihnen zugefügt, um des Leides willen, das ich erlitten habe! Ich hatte damals ein weiches und zärtliches Herz, man hat es zertreten und es ist verhärtet unter den Fußtritten des Schicksals. Ich trug der Welt ein freudiges und großes Vertrauen entgegen, aber sie hat es horrible und schmachvoll getäuscht und ich habe mehr zu leiden gehabt, als der ärmsten Bettler einer. Ich mußte meinen eigenen Vater als meinen grausamsten Feind betrachten, der mich unaufhörlich beobachtete, um den Moment zu erlauern, wo er mir den Todesstoß geben konnte. Immer mußte ich auf meiner Huth sein, denn der geringste Fehler, die unbedeutendste Unbesonnenheit, eine Kleinigkeit, ein elendes Nichts genügte, um mich zu verdammen. O, wenn Sie wüßten, mit welcher Wuth man mich öffentlich verleumdete und anklagte und wie man, wenn man sich alle Mühe gegeben, um mich der Welt verhaßt zu machen, endlich, fürchtend, daß man doch vielleicht nicht reüssirte, bestrebt war, mich mit der Schmach der Lächerlichkeit zu tödten. Soffri e taci, dieses italienische Sprichwort, das war damals der Wahlspruch meines Lebens, und glauben Sie mir, es ist schwer, diese anscheinend so trockene Maxime zu befolgen, welche indeß einen so großen Sinn hat.*).

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres etc. Tom. XVI. pag. 161.

Der König lehnte sich einen Moment in seinen Sessel zurück und athmete, gleichsam erdrückt von seinen Erinnerungen, schwer und angstvoll auf. Die Königin saß noch immer mit gesenktem Haupt ihm gegenüber, unbeweglich und still, bezaubert von der Musik seiner Worte, die wie eine Todtenklage ihrer Jugend in ihrem Herzen wiederhallten.

Ich sage Ihnen das Alles nicht, fuhr der König nach einer Pause fort, um vor Ihnen die empfindsame Rolle eines Märtyrers zu spielen, sondern nur, damit Sie begreifen sollen, Madame, wie ich endlich so schwach und zerbrochen sein konnte, um dem Zwang keinen Widerstand entgegensetzen zu können, um mich endlich dem Willen meines Vaters zu fügen und nichts mehr zu sein, als ein gehorsamer und demüthiger Sohn. Ich kaufte mich frei, Madame, indem ich Sie mit mir in Fesseln schlug. Aber indem ich es that, schwur ich mir, daß diese Fesseln Sie nur so lange binden sollten, bis ich die Macht in Händen hätte, sie zu lösen. Dieser Moment ist jetzt gekommen, und treu meinem Schwur bin ich hier. Ich weiß, daß Sie mich nicht lieben, Madame, nicht lieben können, es fragt sich nur, ob Ihre Aversion und Ihr Haß gegen mich so groß sind, daß Sie durchaus auf einer Trennung bestehen?

Die Königin hatte ihr Haupt emporgerichtet und sah erstaunt und fragend in das so sanfte, so traurige Antlitz ihres Gemahls. Ihre Blicke begegneten sich und hafteten fest in einander. Die Königin konnte den Seufzer, der fast einem Schrei glich, nicht mehr in ihrer Brust zurückhalten, sie konnte die Thränen, die wie glühendes Feuer sich in ihre Augen drängten, nicht mehr hemmen und sie stürzten in hellen Bächen über ihre Wangen hin.

Mein Gott, mein Gott, rief sie mit einem schmerzhaften Wehelaut, mein Gott, er fragt, ob ich ihn hasse!

Es war etwas in dem Ton ihrer Stimme, in dem verzweiflungsvollen Aufschrei ihrer Seele, was dem König ihr lang verborgenes, schmerzlich süßes Geheimniß verrathen konnte. Aber vielleicht wußte er es schon und wollte es nicht verstehen. Vielleicht war es nur in dem Edelmuth und Zartsinn seiner Seele, daß er die Gleichgültigkeit und Kälte, welche er gegen seine Gemahlin empfand, als von ihr ausgehend darstellte.

Wie dem auch sei, der König schien ihre Thränen nicht zu bemerken und ihren Aufschrei nicht gehört zu haben. Nein, Madame, sagte er mit einem sanften Lächeln, ich fragte nicht, ob Sie mich hassen, denn ich weiß, daß Ihr edles und echt weibliches Herz dieser wilden Leidenschaft nicht fähig ist. Ich fragte nur, ob Ihre Aversion gegen mich so groß ist, daß sie durchaus eine Scheidung fordert? Ich bitte

Sie, mir darauf kurz und entscheidend zu antworten.

Aber Elisabeth Christine war keines Wortes mächtig. Sie schüttelte nur heftig mit dem Haupt und dabei fielen ihre Thränen wie glänzende Sternschnuppen rings um sie her.

Sie willigen also darein, vor der Welt meine Gemahlin zu bleiben? fragte der König. Sie wollen mir das Opfer darbringen, dem Namen nach meine Gemahlin und die Königin von Preußen zu sein? Sie verlangen nicht, daß ich meine Regierung mit der Entschleierung unseres häuslichen Unglücks beginnen und Ihren so edlen, so keuschen und tugendhaften Namen mit dem meinen dem eklen Gerede und der Verleumdung der Welt preisgeben soll?

Nein, sagte die Königin fieberhaft und hastig, denn sie fürchtete, daß ihre Kraft sie wieder verlassen möchte, nein, ich verlange es nicht. Ich will keine Scheidung!

Ich danke Ihnen für dieses Wort, sagte der König feierlich. Es ist einer Königin werth. Sie fühlen es also mit mir, daß wir Fürsten nicht einmal das Recht haben, das Mißgeschick, welches uns belastet, von uns zu werfen, sondern daß wir es tragen müssen, als ein Kissen, auf dem unsere Krone fester und sicherer ruht! Beneidenswerth sind Diejenigen, welche ihre Leiden klagen und die Wunden ihrer Brust zeigen dürfen. Uns aber ziemt es, uns einzuhüllen in ein königliches keusches Schweigen, und diese elende, kriechende und jammervolle Welt, welche uns beneidet, indem sie uns entgegenjauchzt, und uns verwünscht, indem sie uns schmeichelt, nicht ahnen zu lassen, daß auch ein König leiden und Kummer empfinden kann! Ich danke Ihnen, Madame, und von dieser Stunde an werden Sie an mir einen treuen Freund, einen wohlmeinenden, immer zu Ihrem Dienste bereiten Bruder finden. Geben Sie mir die Hand zu diesem Bunde, der fester, dauernder und heiliger sein wird, als jener von den Pfaffen geschlossene Bund, zu dem unsere Herzen nicht Amen gesagt.

Er reichte ihr die Hand dar, Elisabeth legte langsam und feierlich die ihre hinein. Aber wie er ihre Hand innig und fest in der seinen drückte, zuckte Elisabeth zusammen und ein Schrei entfuhr ihren Lippen. Sie stieß seine Hand zurück, und sich hastig in die Kissen des Divans zurücklehnend, brach sie in lautes Weinen aus.

Friedrich ließ ihre Thränen gewähren. Er saß still ihr gegenüber und schaute zu ihr hin mit Blicken inniger Theilnahme. Sie weinen, Madame? fragte er dann nach einer langen, schmerzlichen Pause. Ich ehre Ihre Thränen, und Sie haben wohl ein Recht darauf. Sie beweinen Ihre verlorene Jugend, Ihr unter dem Druck und Zwang der Verhältnisse erkaltetes Herz, Sie beweinen, daß Sie eine Königin sind, und daß jetzt wieder die Vernunft ihr Herz in Fesseln schlägt und Sie hindert, sich frei zu machen, wie es jeder andern Frau, außer einer Fürstin, erlaubt sein würde. Weinen Sie also, Madame, ich kann Ihre Thränen nicht trocknen, denn gleich Ihnen bin ich betrogen um das Glück, gleich Ihnen bin ich mir sehr wohl des Opfers bewußt, das wir Beide unserm königlichen Stande darbringen. Ah, Madame, wären wir nur Menschen, wie Andere es sind, wären wir nicht Preußens Herrscher, sondern nur Preußens Unterthanen, so würden wir jetzt sehr glücklich sein, denn, unser eigenes Unglück fühlend und bemüht es meinen Unterthanen zu ersparen, habe ich die Ehescheidungen erleichtert. Es war eine indirekte Huldigung, Madame, die ich Ihrem Unglück darbrachte!

Die Königin richtete sich aus ihrer liegenden Stellung wieder empor und sah mit einem traurigen und schmerzvollen Lächeln zu dem König hinüber. Ich danke Ihnen, Majestät, sagte sie leise. Es ist sehr edel von Ihnen, Andern das Mißgeschick zu erleichtern, welches Sie selber zu erdulden entschlossen sind.

Ach, Madame, rief der König lächelnd, Sie vergessen, daß ich eine edle Freundin und Schwester, daß ich Sie neben mir habe, welche mir dies Mißgeschick tragen hilft. Und dann, Madame, gedenken Sie auch, daß wir Beide nicht ganz in die Kategorie der unglücklichen Eheleute gehören. Wir lieben uns nicht, und verabscheuen uns nicht, wir sind nur Geschwister, welche freilich nicht durch das Blut, sondern nur durch Priesterwort mit einander verbunden sind. Aber fürchten Sie nichts, Madame, ich werde dennoch in Ihnen immer nur meine Schwester sehen, und ich verspreche Ihnen, daß ich niemals die Scheidewand durchbrechen will, deren Heilighaltung Ihre Tugend und Ehrbarkeit von mir zu fordern berechtigt ist!

Ich glaube es Ihnen, murmelte die Königin, tief erröthend und innerlich beschämt über dieses reizende, coquette Négligé, in welchem sie den König empfangen hatte.

Wir werden der Welt gegenüber vermählt bleiben, fuhr der König fort, aber ich verspreche Ihnen, daß diese Fessel Sie so wenig als möglich drücken soll, und daß ich stets bemüht sein werde, Sie in Ihrem Privatleben so selten als möglich daran zu erinnern, daß Sie leider nicht frei, sondern meine Gemahlin sind. Wenn der Akt der Huldigung, den ich Sie bitten muß, noch an meiner Seite zu erdulden, vorüber ist, dann werden Sie, so viel es möglich ist, ganz frei und selbstständig sein. Ich werde Ihnen Ihren besonderen Hofstaat geben. Sie werden für den Winter und den Sommer Ihre besonderen Häuser haben, in denen Sie residiren, und niemals werde ich mir erlauben, Sie in denselben zu belästigen.

Ich werde Sie dann also niemals mehr sehen! sagte die Königin mit jener stoischen, resignirten Ruhe, wie sie zuweilen durch das Uebermaß des Schmerzes erzeugt wird.

Oh, ich bitte, Madame, mir zuweilen, wo es die Etiquette erfordert, das Zusammensein mit Ihnen zu gestatten, aber ich werde stets Sorge tragen, daß dieses Zusammentreffen alsdann immer nur auf officiellem und neutralem Boden, und niemals in unseren Privathäusern stattfindet. Ich werde niemals ohne Ihre Erlaubniß in Ihr Haus kommen, und auch nur an besonders festlichen Tagen, an Ihrem Geburtstag zum Beispiel, um die Erlaubniß bitten. Sie werden mir diese dann nicht versagen, hoffe ich.

Nein, ich werde sie Ihnen nicht versagen, wiederholte die Königin, ihren Gemahl mit einem schmerzlichen, wehmuthsvollen Blick ansehend. Aber Friedrich sah diesen Blick nicht, oder wollte ihn nicht sehen.

Ich bitte Sie, sagte er lächelnd, daß Sie mir heute erlauben, Ihnen zur Erinnerung an diese Stunde, welche Ihnen einen treuen Bruder, mir eine edle Schwester gegeben hat, ein kleines Geschenk machen zu dürfen und das Lustschloß Schönhausen von mir als Morgengabe unseres neuen Freundschaftsbundes annehmen zu wollen. Ich habe es zu Ihrer Sommerresidenz herrichten und ausschmücken lassen, und Sie können, wenn es Ihnen gefällig ist, gleich nach der Huldigung sich dort für den Sommer niederlassen.

Ich danke Ihnen, sagte Elisabeth Christine so leise, daß ihr Gemahl sie kaum verstand. Ich danke Ihnen. Am Tage nach der Huldigung werde ich dorthin gehen.

Ein Seufzer, ähnlich einem Schluchzen, rang sich aus ihrer Brust hervor. Sie neigte wieder ihr Haupt auf ihre Brust und saß still und unbeweglich da.

Der König heftete seine klaren, durchdringenden Blicke mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf diese Frau, welche so demuthsvoll und ergeben ihm gegenüber saß und mit so heroischer Resignation ihr freudloses und düsteres Schicksal annahm.

Er hatte Mitleid mit ihrem stummen Schmerz, er wollte einen Sonnenstrahl in ihre düstere Zukunft werfen, und mit einem Schimmer von Glück ihr Herz erwärmen.

Wohl, sagte er, gehen Sie immerhin nach Schönhausen, während ich incognito eine kleine Lustreise unternehmen will. Aber wenn ich von derselben zurückkehre, wünsche ich einige Wochen in Rheinsberg im Kreise meiner Familie zuzubringen, und es versteht sich von selbst, daß Sie, Madame, vor allen Dingen zu meiner Familie gehören. Ich bitte Sie also, dann mich nach Rheinsberg begleiten zu wollen.

Elisabeth richtete sich empor, und ein so köstliches, so strahlendes Lächeln verklärte ihr Angesicht, daß selbst der König es sah und ihre Schönheit bewunderte. Sie reichte ihm ihre beiden Hände hin und grüßte ihn mit einem innigen Liebesblick, aber ihre zitternden Lippen sträubten sich, die Worte auszusprechen, die aus dem Grunde ihres Herzens emporstiegen.

Der König stand auf. Ich darf Sie nicht länger Ihrer Ruhe und Ihres Schlafes berauben, und auch ich bedarf der Ruhe. Wir müssen uns Beide für unser Land und unser Volk gesund und kräftig erhalten, denn Beide haben wir eine große Aufgabe zu erfüllen! Sie werden die heilbringende Trösterin der Unglücklichen und der Leidenden sein, Sie werden Segen um sich verbreiten und Segen ernten, Sie werden allen Frauen vorauleuchten als ein Musterbild der Tugend, des Edelsinns und der Weiblichkeit, Sie werden durch Ihr Beispiel Preußens Männern tugendhafte und hochherzige Frauen, und Preußens Söhnen edle und großherzige Mütter geben! Ich aber, fuhr der König fort, und ein Strahl von Begeisterung durchleuchtete sein edles und schönes Angesicht, ich werde mein Volk groß machen, ich werde es hineinrücken und ihm eine Stelle geben in dem Conseil der weltbestimmenden Völker, ich werde mein Preußen groß, in sich stark, unabhängig und mächtig machen! Ich werde machen, daß man meinen Namen mit goldenen Lettern in den Büchern der Geschichte verzeichnet. Da mich das Schicksal einmal dazu bestimmt hat, König zu sein, da es mir nicht erlaubt hat, in eingefriedigter Genügsamkeit und philosophischer Ruhe, wie andere beglückte Sterbliche, zu leben, so will ich meine Aufgabe redlich und treu und zu meinem eigenen Ruhme erfüllen. Sie werden Preußens Segen und Trost spendender Engel, ich werde Preußens landvergrößernder, Wohlstand verbreitender König sein! — Leben Sie wohl, Elisabeth! Wir werden uns selten auf unseren Wegen begegnen, aber wenn ich so glücklich wäre, an ein Jenseits zu glauben, und Ihre edle und schöne Seele könnte mich fast dazu verleiten, so würde ich sagen: Dort oben werden wir uns vielleicht öfter sehen und uns besser verstehen. Beten Sie für mich zu Gott. Ich glaube an Gott und an die Kraft des Gebetes der Guten und Frommen. Leben Sie wohl!

Er verneigte sich tief vor ihr. Er sah nicht die tödtliche Blässe der Königin, nicht das convulsivische Zittern, welches ihre ganze Gestalt durchschauerte. Er sah nicht, wie sie, als er sich von ihr gewandt hatte und der Thür zuschritt, ganz mechanisch, gar nicht wissend, was sie that, die Arme nach ihm ausstreckte und mit einem flehenden Klageton seinen Namen flüsterte. Er beflügelte nur seine Schritte, und ohne sich nur ein einziges Mal nach ihr umzuwenden

verließ er das Gemach. Draußen aber vor der Thüre stand er einen Augenblick still und athmete hoch auf, wie von einer drückenden Last befreit.

Arme Frau, beklagenswerthe Königin! flüsterte er, indem er langsam in seine Gemächer zurückkehrte. Aber was beklage ich sie? Ist nicht ihr Loos das meine und das aller Fürsten? Ein glänzendes Elend, weiter nichts!

Wenige Minuten später rollte wieder ein Wagen über den Schloßhof hin. Es war der König, welcher in seine Sommerresidenz Charlottenburg zurückkehrte.

Die Königin, welche weinend und schluchzend auf ihren Knieen lag, hörte seinen davonrollenden Wagen. Fort, er ist fort! rief sie mit einem lauten Schmerzensschrei. Er hat mich verlassen, und jetzt bin ich

nichts mehr, als ein armes, beklagenswerthes, verstoßenes Weib! O, Jammer, Jammer über mich! Er hat mich verschmäht, und ich — ich liebe ihn!

Und sie rang die Hände zu Gott empor und weinte und klagte laut. Dann wieder ward sie still und betete, bis ein neuer Krampf des verzweiflungsvollen Schmerzes sie wieder aus ihrer frommen Ruhe emporrüttelte, um sie auf's Neue in Thränen und Jammer und hoffnungsloser Pein umherzujagen. — Ihre Seele, welche so lange gelitten, so lange schweigend geduldet, bäumte sich noch einmal empor gegen die Ketten des niederdrückenden, verzehrenden Unglücks, ihre Jugend schlug noch einmal ihre von Thränen gerötheten Augen auf und begehrte mit herzzerreißendem Wehelaut auch für sich ein wenig von dem Glück, der Freude und dem Genuß des Lebens, welches der Menschheit verheißen ist. Eine stolze und ihres Werthes sich bewußte Königin, sträubte sie sich, die Gefangene des tyrannischen Unglücks zu sein und hindurch zu gehen unter dem demüthigenden Joch.

Aber endlich ward sie still, endlich nahm sie ihr Geschick an und beugte ihr Haupt in Demuth und Geduld. Der Morgen dämmerte schon herauf, als Elisabeth Christine sich bleich, zitternd und resignirt von ihren Knieen erhob.

Soffri e taci! sagte sie mit einem herzzerreißenden Lächeln. Es ist der Wahlspruch seiner Jugend gewesen und wird der Wahlspruch meines ganzen Lebens sein! Soffri e taci! O welch ein trauriges, thränenreiches und großes Wort das ist, demüthig und stolz zugleich! O Friedrich, Friedrich, warum mußtest Du zu solcher Qual mich verdammen, warum hat Dein Herz kein Mitleid mit mir, kein Erbarmen mit meiner Liebe! Aber nein, nein, rief sie heftig, ich will nicht mehr weinen. Er soll mich nicht verachten, mich nicht kleinlich nennen können. Ich habe mein Geschick angenommen, ich will es tragen, wie es einer Königin geziemt! Schweig also, mein Herz, und sei stille, soffri e taci!

XXIV.

Der Huldigungstag.

Ganz Berlin war voll Jubel und Lust. Ueberall sah man wohlgeputzte Leute, fröhliche Gesichter und blumenbekränzte Häuser und Straßen. Es war heute das Huldigungsfest des jungen Königs, die Bürger von Berlin sollten Friedrich den Eid der Treue und des Gehorsams leisten, der Adel und die Beamten ihm als König huldigen. Alles strömte dem Schlosse zu; Jeder war begierig, den König zu sehen, wenn er im Krönungsornate hinaustrat auf den Balcon, um das Volk zu grüßen, an seiner Seite die Königin, die schöne junge Frau mit dem sanften Lächeln und der klaren, wolkenlosen Stirn; Jeder wollte die reichen Equipagen der zu Hofe fahrenden Edelleute und hohen Beamten bewundern, und wenn möglich eine der Münzen auffammeln, welche, dem alten Brauch gemäß, zu diesem Tage geprägt und unter das Volk ausgeschüttet werden mußten.

Kopf an Kopf gedrängt stand das Volk auf dem Schloßplatz und schaute hinüber nach dem Balcon, auf welchem der König erscheinen sollte, und drängte sich hastig die Stufen des zwischen der Brüder- und Breitenstraße belegenen Doms hinauf, um von dort aus Alles besser überschauen, besser beobachten zu können.*) Die Fenster der Häuser rings umher waren besetzt mit schönen geputzten Frauen, die in ihren Händen duftende Blumensträuße hielten, um dem jungen, angebeteten Monarchen damit entgegen zu winken, wenn er auf dem Balcon erscheine. Die Dächer sogar waren abgedeckt und man sah dort im fröhlichen Gedränge lustige Schaaren beherzter Knaben und neugieriger Bursche auf dem Lattenwerke hin und her klettern, während unten auf dem ganzen großen Raum die Männer und Greise, die Weiber und Kinder standen, Kopf an Kopf gedrängt, und von oben anzuschauen wie ein schwarzes, wogendes Meer.

Alles war Freude, Jubel und Lust! Jeder sehnte sich, den König mit freudigen Jubelrufen zu grüßen, den König, welcher in den kurzen Wochen seiner Regierung schon so Vieles gethan, so viel Segen und Wohlthaten über sein Volk ausgeschüttet hatte, der die Kornspeicher geöffnet, die Zölle verringert, die Tortur abgeschafft, die Ehescheidungen erleichtert, und endlich den kirchlichen Zwang aufgehoben hatte; der den Priestern erlaubte, in den evangelisch-lutherischen Kirchen die sonst üblichen Gebräuche, die Meßgewänder und geschmückten Altäre, die Ohrenbeichten und Messen, welches Alles Friedrich Wilhelm mit so unerbittlicher Strenge verboten hatte, wieder aufzunehmen; der die verbannten und mit Schmach und Schande aus Preußen verjagten Religionssecten wieder zurückrief und jedem seiner Unterthanen erlaubte, auf seine Façon selig zu werden, indem er aber zugleich der Willkür und Tyrannei des Priesterthums ein Ziel setzte und die von den Geistlichen auferlegten Strafen untersagte.

Jedermann wollte diesen großsinnigen, hochherzigen König begrüßen, der, selber ein Dichter und Philosoph, den Dichtern und Philosophen in seinen Landen Ehre und Ansehen verlieh, der den berühmten Philosophen Wolf, welchen Friedrich Wilhelm verbannt hatte, wieder nach Halle zurück berief, die unter Staub und Schutt begrabene Akademie der Wissenschaften wieder zum Leben erweckte und Gelehrte von nah und fern an dieselbe berief, der endlich Berlin zwei Zeitungen gegeben und befohlen hatte, in denselben mit Freiheit und Furchtlosigkeit die inneren Verhältnisse des Vaterlandes zu besprechen. Das Alles hatte Friedrich schon gethan in den kurzen Wochen seines Königthums, und wie viel noch durfte man von ihm hoffen! Was wird er thun, Er, welcher den Glanz liebt und die Pracht, wie wird er der Industrie nicht förderlich sein, und dem Luxus, wie viel Geld wird nicht durch ihn und seinen Hof den Gewerbtreibenden zugeführt werden, und welch ein glänzendes, prachtvolles, schwelgerisches und üppiges Leben wird nicht durch diesen jungen, lebenslustigen und glänzenden König im ganzen Lande Mode werden, zum Vortheil der Fabrikanten, der Handwerker und Arbeitenden!

*) Der dort befindliche alte Dom ward im Jahre 1747 abgetragen. Siehe König, Vol. V. Bd. 2.

Aber nicht blos das Volk da unten auf dem Platz, auf den Dächern und in den Fenstern hoffte auf den König und träumte von einem goldenen Zeitalter, auch der Adel und die hohen Beamten, welche die Säle des Schlosses erfüllten, waren voll Hoffnung und stolzer Freude und sahen nur eine Zukunft voll verschwenderischer, üppiger Hoffeste, voll Glanz und Pracht vor sich. Die nüchternen, langweiligen und geizigen Hoffeste Friedrich Wilhelms sollten jetzt in die glänzenden Märchen aus Tausend und Einer Nacht sich verwandeln. Wer konnte das besser wissen, als Pöllnitz, der Ober-Ceremonienmeister und Ober-Kammerherr, der mit den Arrangements aller Hoffestlichkeiten beauftragt war und die Macht hatte, Alles nach seinem Willen und Belieben zu veranstalten und anzuordnen. Niemand verstand es so gut als Pöllnitz, glänzende und prachtvolle Feste zu arrangiren, und das Geld mit vollen Händen auszustreuen. Und Pöllnitz wollte jetzt sein großes Ideal zur Wahrheit werden lassen, und das Bild, welches er einst dem vorigen König entworfen hatte von einem noblen Cavalier, dies Bild sollte jetzt in dem jungen König sich verwirklichen. Pöllnitz wollte der Welt zeigen, daß nicht nur der Hof von Frankreich feenhafte Feste veranstalten und prunken könne mit seiner verschwenderischen Pracht, sondern daß man auch in Preußen es verstände, phantastische, großartige und prunkvolle Festlichkeiten anzuordnen und mit nobler Sorglosigkeit Millionen zu verprassen.

Der König hatte Pöllnitz dazu die Macht gegeben, und Pöllnitz war entschlossen, sie zu gebrauchen. Er sann und träumte nur von den Festlichkeiten, welche jetzt, da die Zeit der tiefen Hoftrauer überstanden war, beginnen sollten, er entwarf in seinem Kopf die fabelhaftesten und großartigsten Pläne, die jetzt zur Ausführung kommen sollten; er ließ jeden Tag in seinen Gedanken alle die schönen Frauen des Hofes die Revue passiren und suchte unter ihnen die verführerische Schönheit, welche das Herz des jungen Königs bezaubern und ihn in die goldenen Netze des Vergnügens und der Ueppigkeit hineinziehen könnte, welche Pöllnitz so rastlos und eifrig für ihn zu weben bemüht war. — Der König liebte seine Gemahlin nicht, das war das laute Geheimniß des ganzen Hofes. Aber wer war sie, wie hieß sie, sie, welcher der junge feurige Mann sein Herz und seine Liebe zuwenden würde? Das war es, was Pöllnitz wissen, worauf er das stolze Gebäude seiner ehrgeizigen Wünsche und Träume begründen mußte. Er rief daher alle diejenigen Frauen, welche jemals in irgend einem, wenn auch noch so entfernten Verhältniß zu dem Kronprinzen gestanden, seinem Gedächtniß zurück und beschloß, keine von ihnen unbeachtet zu lassen, Alle zu prüfen, um berechnen zu können, inwiefern sie auf den König jetzt noch von Einfluß sein möchten. Da war die junge schöne Frau von Wreeche, die im Verein mit ihrem Gemahl und ihren Geschwistern dem in Küstrin gefangenen Kronprinzen so viele Beweise der aufopfernden Liebe und Anhänglichkeit gegeben, und welche, wie alle Welt wußte, der Kronprinz mit der glühendsten, schrankenlosesten Leidenschaft geliebt hatte. Und Frau von Wreeche war noch immer jung, noch immer schön und bezaubernd, es kam also vielleicht nur darauf an, sie wieder in nähere Berührung mit dem König zu bringen, um die alte Liebe wieder zu erwecken. Da war Frau von Morien, le tourbillon, welche den Kronprinzen so oft erheitert und belustigt, und der er in der letzten Zeit seines Kronprinzenthums offenbar eine tiefere und glühendere Neigung zugewandt hatte. Sie war freilich seit seiner Thronbesteigung von ihm ganz unbeachtet gelassen, und nicht ein einziges Mal war die schöne Frau von Morien seitdem zu Hofe geladen worden. War das ein Opfer, welches Friedrich seiner Gemahlin zur Sühne jenes Ereignisses in Rheinsberg darbrachte, oder war diese Neigung schon wieder erkaltet, oder endlich war es nur eine von der Klugheit und Etiquette gebotene Zurückhaltung, daß der König in dieser Zeit der tiefsten Hoftrauer, wo er getrennt von seiner Gemahlin in Charlottenburg und Potsdam lebte, keine Damen zu sich eingeladen und in tiefster Stille und Zurückgezogenheit gelebt hatte? — Da war endlich Doris Ritter, dieses arme junge Mädchen, das um des Prinzen willen mit Schmach und Schande belastet, durch die Straßen von Berlin gepeitscht worden, und deren einziges Verbrechen darin bestanden hatte, daß sie des jungen Kronprinzen erste Liebe gewesen. Würde der Kronprinz jetzt, da er König, da er frei war, ihrer nicht gedenken und sie, welche für ihn gelitten, für ihr Unglück, ihr Leiden und ihre Schande belohnen? Konnte Doris Ritter nicht jetzt wieder zu Macht und Ansehen gelangen, konnte ihre Schmach nicht jetzt in eine Krone des Märtyrerthums sich verwandeln und man versucht sein, Diejenige als eine Heilige anzubeten, welche auf schmachvolle Weise unverschuldete Entehrung erduldet hatte?

Pöllnitz hatte beschlossen, vor allen Dingen auf Doris Ritter sein Augenmerk zu richten, nach ihr zu forschen, sie aufzusuchen und sie hervorzuziehen aus ihrem Exil und ihrer Erniedrigung, wenn nämlich der König den andern beiden Damen sich kalt und theilnamlos erweisen würde.

Aber leider bot der Huldigungstag noch keine Gelegenheit dar, dies zu erforschen. Vergeblich hatte Pöllnitz gehofft, die Zeit der Festlichkeiten und der Vergnügungen mit diesem Tage beginnen zu sehen, vergeblich hatte er dem König vorgeschlagen, an dem

Abend dieses Tages im königlichen Schlosse ein glänzendes Ballfest zu geben, zu welchem der Adel mit seinen Damen geladen werden sollte. Der König hatte es abgelehnt. Dies soll und darf kein Tag der Freude für mich sein, hatte er gesagt, denn es ist nicht blos mein Huldigungstag, sondern ein neuer Todestag meines Vaters, der sterben mußte, damit man seinem Nachfolger huldigen könne. Es sind traurige Erinnerungen und schwere Pflichten, welche dieser Tag mir bringt, ich will ihm daher auch nicht äußerlich den Anschein der Freude geben lassen. Auch schonen Sie an demselben Ihre reiche und geldsprudelnde Phantasie, Herr Kammerherr von Pöllnitz, und wollen Sie mir nicht meinen Thronsaal mit märchenhaftem, orientalischem Prunk verkleistern. Ich bin kein Harun Al Raschid, sondern ein deutscher Fürst, und die schwelgerische Ueppigkeit des Orients muß an dem Hofe eines europäischen Fürsten immer nur incognito und in den petites maisons berechtigt sein, niemals aber officiell erscheinen dürfen. Der Huldigungstag aber ist durchaus officiell, wir wollen ihn daher auch ganz nüchtern und prunklos begehen, und Herr von Pöllnitz soll gar nichts damit zu schaffen haben.

Demzufolge hatte Pöllnitz gar keinen Einfluß ausüben dürfen und das Arrangement des Thronsaals war von dem König unmittelbar dem Schloßkastellan selber übertragen und befohlen worden.

Der Herr Ober-Kammerherr hatte also gar keine Verantwortung, er konnte also mit verächtlichem Achselzucken diesen Saal beobachten, er konnte mit freudigem Stolze sich gestehen, daß er nie und nimmer in ein solches Arrangement gewilligt, nie seinen Namen zu so ärmlicher Veranstaltung würde hergegeben haben.

Wie einfach und schmucklos dieser Saal anzuschauen war! Da waren keine goldblitzenden Meubles, keine Kunstschätze, da waren nur kahle Wände, nur verbleichte Seidenvorhänge vor den Fenstern, weiter nichts. Und da drüben an der Hauptwand des Saals, diese schwarze, unscheinbare Masse, wie, ist das wirklich ein Thron, der Thron eines Königs? Ein langer schmaler Fußtritt von drei Stufen, überdeckt mit einer schwarzen Decke, und auf demselben ein alter Lehnstuhl, dessen schwarzseidener Ueberzug hier und dort die Spuren des Alters und der Zerrissenheit an sich trägt, und über dem als Baldachin ausgespannt ein Stück schwarzen Tuches lag, das wie eine riesengroße Krähe mit ausgespannten Flügeln anzuschauen war?*) Das ist der Thron, auf welchem ein König die ersten Huldigungen seines Adels entgegen nehmen will? Ein verächtliches, spöttisches Lächeln stand noch auf Pöllnitzens Lippen, als die Thür jenseits sich öffnete und der König, gefolgt von seinen drei Brüdern und den königlichen Prinzen, in den großen Saal trat.

Pöllnitz konnte kaum einen Schrei der Ueberraschung, des Entsetzens zurückhalten. Der König trug weder den hermelinbesetzten Königsmantel, noch die Krone, er hatte auch nicht die reichgestickten seidenen Gewänder angelegt, die er sonst doch bei den Hoffesten zu tragen pflegte, er war ganz einfach, ganz prunklos in die Uniform seines Garde-Regiments gekleidet, und nichts an ihm, selbst nicht der Stern auf der Brust, unterschied ihn von den übrigen Generälen und Stabsoffizieren, die ihn umgaben. Und doch, wie er auf diesem ärmlichen Thron stand, hinter ihm seine drei Brüder, zu beiden Seiten des Thrones die Prinzen und Generäle, wie er da stand, allein, hochaufgerichtet, da war doch Niemand, der ihm glich, Niemand, der ihm an die Seite zu stellen gewesen. Sein Angesicht leuchtete von einer höhern Majestät, als je die blitzende Königskrone sie zu verleihen vermag, ein erhabenes, ein göttliches Feuer flammte aus seinen klaren, durchdringenden Augen, deren durchbohrende, nervendurchzuckende Blicke Niemand zu ertragen vermochte. Stolze und kühne Gedanken standen auf seiner unergründlichen, wunderbaren Stirn und ein unaussprechlicher Zauber der Grazie und Güte umspielte seinen feinen, edel geformten Mund. — Wie unscheinbar auch seine Kleidung sein mochte, wie ärmlich und schmucklos der Thron, auf welchem er stand, Friedrich war immer doch der König, der nicht blos von Jugend, Schönheit und Anmuth Strahlende, sondern über alle Andere hervorragend durch die Kraft und Größe seines Geistes, durch die Erhabenheit und Kühnheit seines Willens! Für ihn bedurfte es nicht des Purpurmantels und des Sternes auf der Brust, Gott hatte ihn gezeichnet mit dem höheren Krönungsschmucke erhabener königlicher Gedanken, und der Stern, welcher seinem Kleide mangelte, leuchtete himmlischer und heller in seinen Augen.

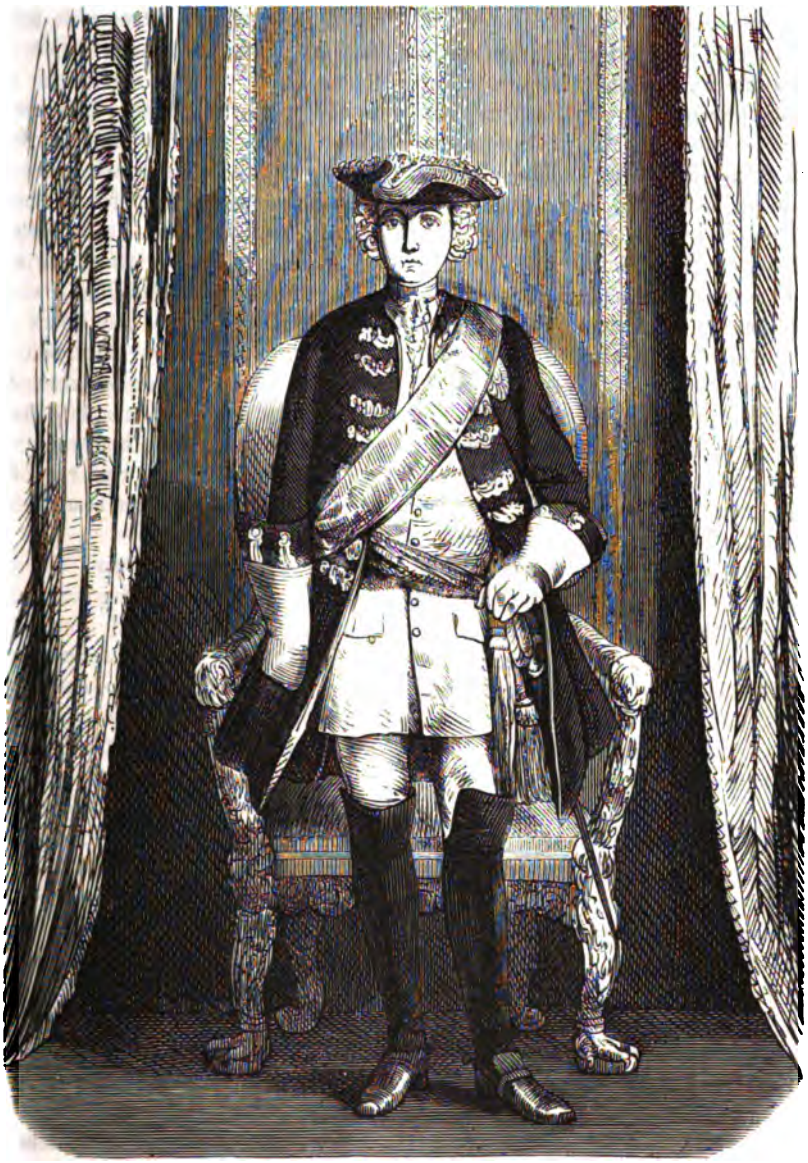
Und wie sein Blick umherflammte durch den Saal und die Versammelten musterte, da senkte Jeder, betroffen und unwillkürlich erschauernd, vor ihm das Haupt, und Jeder fühlte, daß der Mann mit diesem Blick und diesem Angesicht sein König und sein Herrscher sei, und beugte sich vor ihm in Gehorsam und Demuth.

Kaum hörte man auf die feierliche Rede des Staatsministers von Arnim, kaum achtete man auf die Erwiederung des Kammergerichts-Präsidenten von Görne. Was diese Beide mit langen und schönen Worten gesprochen und auseinandergesetzt, das hatte der König Alles schon zuvor mit einem Blick gesagt. Mehr als Herr von Arnim und Herr von Görne hatte der König gesprochen, obwohl er schwieg. Sein

*) Preuß, Jugendgeschichte Friedrichs des Großen, S. 389.

feuriger, stolzer, siegreicher Blick hatte Jedem in's Herz geflammt, zu Jedem gesagt: „Ich bin Dein König und Dein Gebieter! Vor mir soll sich Deine Seele beugen und mir huldigen und mir den Eid der Treue schwören!“ — Und sie hatten sich Alle vor ihm gebeugt, nicht weil der Zufall ihn zu dem Erben eines Thrones gemacht, sondern weil sie die Ueberlegenheit seines Geistes anerkennen mußten.

Mit freudigem und vollem Herzen, einstimmig, laut und jubelnd sprachen sie Alle, Männer, Jünglinge und Greise, den Eid der Treue. Der König stand auf seinem armseligen Thron und hörte ihnen zu, unbeweglich, ehrenfest, keine Muskel seines Gesichtes zuckte, keine Miene verrieth innere Genugthuung, Stolz oder Freude. Gleichgültig und hoheitsvoll und unnahbar war er anzuschauen, die Huldigung empfangend nicht mit eines Menschen Hochmuth und Eitelkeit, sondern mit der Ruhe eines Weisen, der entgegen nimmt, was ihm gebührt, aber nicht verblendet von dem Glanz der Gabe.



Der Huldigungsact war zu Ende, der König stieg die drei Stufen wieder herab, und jetzt verklärte ein gütevolles, mildes Lächeln sein Angesicht, jetzt winkte er seinen Brüdern und seinem Gefolge; die Kammerherren stürzten herbei und öffneten die Thüren, die nach dem Balcon führten, und trugen die mit goldenen und silbernen Münzen angefüllten Schaalen hinaus. — Und nun erzitterte die Luft von einem lauten, ungeheuren Jubelgeschrei — der König war auf den Balcon getreten, und dicht an die Brüstung vorschreitend, hatte er mit erhobener Hand und freundlichem Winken das Volk begrüßt.

Jetzt zum ersten Mal an diesem Tage strahlte das Angesicht des Königs von Befriedigung und Freude, wie ein heiliger Orgelgesang war der Jubel des Volkes zu ihm emporgerauscht und hatte sein Herz andächtig, fromm und dankbar gemacht. Er nahm die Hand des neben ihm stehenden Prinzen August Wilhelm, und sein Auge schwamm in Thränen, seine Stimme zitterte, als er leise und tiefbewegt zu ihm sagte: Sieh! Diese Alle sind meine Kinder und sie fordern von ihrem Vater, daß er sie liebe, sie beschütze, sie groß und glücklich mache!

Und wieder winkte er grüßend mit der Hand, und wieder schrie das Volk seine Liebe und seine Hoffnungen in einem einstimmigen Jubelruf empor zu seinem König, der jetzt aus den dargereichten Schaalen einige Gold- und Silbermünzen nahm und sie hinunter warf unter die Menge. Ein lustiges Wirren und Durcheinanderwälzen begann jetzt da unten, Jeder wollte eine dieser Münzen haben, welche der König selber ausgeworfen,

man achtete kaum darauf, daß auch die Prinzen jetzt ganze Hände voll Münzen hinunterstreuten, sie waren werthlos und nichtsbedeutend, so lange es sich noch um eine der von des Königs Hand berührten Münzen handelte. Friedrich sah das Gewirre und sein zartfühlendes Herz begriff und verstand diesen Zartsinn des Volkes vollkommen. Er nahm wieder eine Hand voll Gold- und Silbermünzen und streute sie langsam hinunter.

Und wie jetzt diese Münzen fielen, drängte wieder Alles zu jenem Punkte hin, und Männer, Greise und Kinder wälzten sich durcheinander, um sich dieses Andenken der königlichen Huld aus den Händen zu ringen. Sogar ein Weib stürzte sich kühn und entschlossen hinein in das Gewirre. Sie hatte unbeweglich gestanden und zu dem Balcon hinübergeschaut, sie hatte mit stolzer Verachtung die silbernen und goldenen Münzen, welche, von den Prinzen geworfen, gerade auf ihre Schultern, ihren Kopf gefallen waren, von sich abgeschüttelt, ohne sie nur der Berührung werth zu halten, jetzt aber, wie der König abermals Münzen hinabwarf, jetzt war sie mit flammenden Blicken vorgestürzt, sich mit leidenschaftlicher Gewalt vorwärts drängend, die Hände ausstreckend und mit lauter Stimme flehend: Gebt mir eine dieser Münzen, nur eine silberne! Gebt sie mir zum Angedenken! Und plötzlich entstand ein seltsames Murmeln und Flüstern unter Denen, welche dem Weibe zunächst standen. Man sah sie an, man murmelte einander einige Worte in's Ohr, man wich scheu und erschrocken vor ihr zurück, als fürchtete man die Berührung dieser Frau, die erst so demüthig und dringend gebeten, und jetzt mit ineinander geschlagenen Armen, mit finster gerunzelter Stirn und einem spöttischen Lächeln um die zusammengepreßten Lippen in der Mitte dieses kleinen Kreises stand, der sie von der übrigen Menge schied.

Sie ist es. Ja, sie ist es! flüsterte man.

Sie ist gekommen, den König zu sehen, um den sie so viel gelitten hat.

Sie ist nur um Seinetwillen mit Schmach und Schande belastet, sie ist ausgestoßen von den Ehrlichen und Reinen, und doch mischt sie sich unter uns und kommt hierher, den König zu sehen! sagte eine rauhe, mitleidslose Stimme.

Sie ist entehrt worden, sagte eine andere, aber wir wissen doch, daß sie unschuldig ist, und wenn sie auch ausgestoßen und verhöhnt ist, so dürfen wir doch Mitleid mit ihr haben. Auch hat sie wohl ein Recht auf eine dieser Münzen, welche die Hand des Königs berührt hat!

Der, welcher gesprochen, trat jetzt näher zu ihr heran und reichte ihr eine goldene und eine silberne Münze dar.

Da, arme, unglückliche Frau, nehmt diese Münzen und mögen sie Euch eine bessere und schönere Zukunft verkünden!

Das arme Weib sah mit festem, thränenlosem Blick in das gutmüthige, gerührte Antlitz des wackern Bürgersmannes. Nein, sagte sie, für mich giebt es keine bessere Zeit, sondern immer nur Schande und Elend! Aber ich danke Euch für Euer Mitleid und für Eure Güte und nehme diese silberne Münze von Euch an, zum Angedenken dieses Tages und dieser Stunde!

Sie nahm die Münze und verbarg sie in ihrer Kleidertasche. Dann durchschritt sie stolz den Kreis, der sich um sie gebildet, und verlor sich im Gedränge. Die Wogen des Volkes schlugen wieder über ihr zusammen und Niemand achtete mehr auf sie, Jeder blickte empor zu dem Balcon, wo der König mit seinem glänzenden Gefolge stand.

Niemand da oben hatte diese kleine Scene bemerkt, welche sich unten unter dem Volke zugetragen, Niemand hatte Achtung gegeben auf dieses Weib, welches jetzt sich Bahn gemacht hatte durch die Menge bis zu dem alten Dom hin, dessen Stufen sie erstiegen hatte, und jetzt, an eine der Säulen des Portals gelehnt, hinüberschaute zu dem Balcon, auf welchem der König stand.

Die Münzen waren jetzt alle hinabgestreut, der König hatte sich genugsam seinem Volke gezeigt, er mußte der Etiquette gemäß jetzt den Balcon verlassen und zurückkehren in den großen Saal, um die große Tournée zu machen und Denen vom Adel und dem hohen Beamtenstande, welche dort versammelt waren, einige freundliche und huldreiche Worte zu sagen.

Aber der König blieb. Er hatte den Prinzen und seinem Gefolge einen Wink gegeben, den Balcon zu verlassen, sie waren Alle wieder hineingegangen in den großen Saal — der König allein war geblieben.*)

Er stand, die Arme aufgelehnt auf die Balustrade des Balcons, und schaute tiefsinnend und gedankenvoll hinunter auf dieses schwarze Meer, welches da unten wogte und rauschte und welches nicht eine todte, nur vom Winde bewegte Masse war, sondern ein lebendiges Etwas, ein Volk, das einen Mund hatte, um zu segnen oder zu fluchen, ein Herz, um zu lieben oder zu hassen, eine Seele, um das Gute oder das Böse, welches man ihm anthun möchte, zu verstehen, zu verdammen und zu preisen, und dessen Lippen für den König der Mund der Geschichte sind, der das Wort des Ruhmes oder der ewigen Schande auszusprechen hat. Alle diese Menschen da unten, welche zu ihm emporschauten mit flehenden und liebenden

*) Biester, Neue Berliner Monatsschrift. 1804. Bd. 12, Seite 10.

Blicken, sie forderten von ihm so Geringes, ein wenig Schatten, um darin auszuruhen von ihrer Arbeit, ein wenig Gerechtigkeit und Schutz, um unter der Mühsal und Bedürftigkeit ihres Lebens unbeängstigt und in Frieden zu existiren, ein wenig Erbarmen für ihre Noth, ein wenig Nachsicht für ihre Schwäche und Thorheit. Aber Er, was forderte nicht der König von seinem Volke! So Großes, so Unermeßliches, welches kein einzelner Mensch, so erhaben und mächtig er immer sein mochte, welches nur Millionen von Menschen, welches nur ein Volk, sein Volk seinem König zu geben vermag! Er forderte von seinem Volke Ruhm und Ehre, den Lorbeer des Helden und den Eichenkranz des Vaters seines Volkes! Er wollte sein Volk stark machen und gesund, aber sein Volk sollte ihn groß machen und berühmt, es sollte die heilige Tuba sein, welche seines Königs Namen durch alle Länder und durch alle Zeiten und Jahrhunderte ausjauchzte und zu den Ohren aller Völker und aller Zeiten den Namen Friedrichs des Zweiten hintrüge.

Das waren die Gedanken des Königs, als er allein, tiefernst und sinnend auf dem Balcon stand und hinunter starrte auf das wogende Meer seines Volkes. Oft auch glitt sein Blick hinüber zu dem Dom, und so oft das geschah, schauerte das Weib, welches da drüben an einer der Säulen lehnte, in sich zusammen und eine tödtliche Blässe bedeckte ihre Wangen und ihre zitternden Lippen. Der König aber sah sie nicht, sein Blick war arglos, unbeachtend, er sah nichts von der Außenwelt, denn sein Auge war nach innen gekehrt und schaute in sein eigenes Herz, sein eigenes Wollen und Begehren hinein.

Im großen Saale standen die Herren vom Adel und harrten der Rückkehr des Königs in finsterem, unwilligem Schweigen. Eine Wolke lagerte auf jeder Stirn und Aller Blicke waren ernst und trübe. Selbst Herr von Pöllnitz vermochte nicht mehr das anmuthige, stereotype Lächeln festzuhalten, das sonst immer seine Lippen umspielte, selbst er empfand es als eine bittere Kränkung, daß der König seinen Adel und seine höchsten Beamten so lange warten ließ, nur um sich diese ekle, schmutzige, nichtsbedeutende Masse, genannt Volk, noch länger anzuschauen. Er blickte umher im Kreise der Herren und fand dieselbe Verstimmung, denselben Mißmuth auf allen Gesichtern. Nur jene drei Herrn dort drüben schauten heiter und zuversichtlich darein und ihre Augen strahlten in Hoffnung und Freude.

Ah, diese Herren von Wreeche sind also auch gekommen, dachte Pöllnitz und seine Stirn verfinsterte sich noch mehr. Sie sind gekommen, um sich nun den Lohn für ihre, dem Kronprinzen geleisteten guten Dienste zu holen, und ohne Zweifel sind sie uns Allen gefährliche Nebenbuhler, ohne Zweifel wird der König ihnen seine besondere Gunst und Gnade zuwenden, denn sie haben so viel für ihn gelitten, sie sind um seinetwillen sieben Jahre vom Hofe verbannt gewesen. Jetzt wird der König sie für Alles dies entschädigen, und wer weiß, ob er ihnen nicht noch gar das Haus in der Jägerstraße schenkt, welches ich mich schon so gut gewöhnt habe, mein Haus zu nennen! Nun, ich will mich vor allen Dingen in ihre Nähe begeben, um zu hören, was Alles ihnen der König verheißen und versprechen wird.

Und der Baron von Pöllnitz schlüpfte leise und vorsichtig durch die Reihen der Hofherren hindurch, bis er neben den Herren von Wreeche stand.

Jetzt entstand eine Bewegung in der ganzen Versammlung, Jeder neigte sein Haupt zu ehrfurchtsvoller, feierlicher Begrüßung.

Der König hatte den Balcon verlassen und war in den Saal getreten. Er begann die große Tournée, und an den Reihen dieser Herren hinuntergehend, sprach er zu Jedem ein freundliches, geistvolles, scherzendes oder pikantes Wort. Jetzt war er zu den drei Wreeche's gelangt und blieb vor ihnen stehen. Aller Blicke waren hinübergerichtet auf diese Gruppe, Jeder hielt den Athem an, um zu lauschen und keins der Worte zu verlieren, welche der König diesen so beneideten, so gefährlichen Herren sagen würde.

Der König, wie gesagt, war vor ihnen stehen geblieben, sein Auge hatte seinen heitern Glanz verloren, seine Stirn war finster geworden.

Messieurs, sagte der König leise, es ist sehr lange her, daß wir uns am Hofe des Königs von Preußen nicht begegnet sind. Auch glaube ich nicht, daß Sie hier Den finden werden, den Sie suchen. Denn ohne Zweifel suchen Sie den Kronprinzen. Hier aber ist nur ein König! Ein König, welcher vor allen Dingen verlangt, daß man die Majestät des Königs achte und, in schweigendem Gehorsam sich ihm unterordnend, selbst dann nicht an ihm zweifele, wenn seine Befehle anscheinend hart und grausam sind. Wer sich gegen den Willen des Königs auflehnt, der ist immer strafwürdig, ob er es auch in guter Absicht gethan. Ich, Messieurs, werde das niemals leiden und nur Ein Wille und nur Ein Gesetz wird an meinem Hofe Gültigkeit haben, der Wille und das Gesetz des Königs!

Und ohne zu grüßen ging der König weiter. Die Herren von Wreeche standen bleich, mit niedergeschlagenen Augen, zitternd und tieferschüttert da, während das Antlitz des Herrn von Pöllnitz wieder in köstlichster Heiterkeit und Zufriedenheit strahlte.

Nun, diese werden mein Haus in der Jägerstraße nicht erhalten, sagte er sich selber. Sie sind jetzt in vollkommene Ungnade gefallen! Es scheint, daß der König die Wohlthaten, welche man dem Kronprinzen

erzeigt hat, strafen will. Ludwig XII. sagte, daß es eines Königs von Frankreich unwerth sei, die Unbill zu rächen, die man dem Kronprinzen von Frankreich angethan; so scheint umgekehrt es der König von Preußen seiner unwerth zu halten, die Wohlthaten zu belohnen, die man dem Kronprinzen von Preußen erzeigt hat! Er will als König Diejenigen mit Schrecken erfüllen, welche sich einem andern Dienst als dem seinen weihen, er denkt daran, daß er auch einst einen Kronprinzen haben wird und will Jedermann davon zurückschrecken, sich diesem zu weihen und darüber die Pflichten zu vernachlässigen, welche man dem legitimen Oberhaupte des Staates schuldig ist.*) — Aber was bedeutet denn dies Gedränge da drüben? unterbrach sich Pöllnitz jetzt in seinen philosophischen Betrachtungen. Weshalb nähert sich Lord Maréchal dem König mit so erregtem, freudigem Gesicht? Ich muß wissen, was da vorgeht!

Und wieder machte Herr von Pöllnitz sich Bahn durch die Reihen der Höflinge und gelangte glücklich gerade bis hinter den König, als Mylord Maréchal eben mit lauter, erregter Stimme sagte: Sire, ich habe Sie um eine Gnade zu bitten! Draußen im Vorzimmer steht ein junger Mann, der durch mich Ew. Majestät um die Gnade bittet, sich Ihnen zu Füßen werfen, Ihnen den Eid der Treue, der unbegrenzten Hingebung darbringen zu dürfen. Er ist von Amerika herübergekommen, um Ew. Majestät als König zu huldigen, denn kaum hatte er dort von der unheilbaren Krankheit des hochseligen Königs erfahren, als er sofort sein Asyl verließ und, Tag und Nacht reisend, gerade heute, und wie ich denke zur guten Stunde, hier eingetroffen ist.

Das Auge des Königs ruhte unverwandt auf dem Sprechenden, und selbst als dieser schon schwieg, sah er ihm noch immer mit seinen zugleich durchbohrenden und sinnenden Blicken fest in das bewegte Angesicht.

Und wie heißt dieser junge Mann, für den Sie sich so lebhaft interessiren? fragte der König nach einer Pause.

Lord Maréchal blickte betroffen und angstvoll zu dem König empor. Er meinte, das Herz Friedrichs müsse ihm schon gesagt haben, wer es sei, der da draußen stand, wer es sei, der aus dem Exil, aus Amerika gekommen war, um den jungen König zu begrüßen.

Sire, fragte er zögernd, Ew. Majestät fordern, daß ich Ihnen den Namen dieses jungen Mannes sage?

Das fordere ich!

Lord Maréchal athmete hoch auf. Nun denn, Majestät, es ist mein Neffe, es ist der Lieutenant von Keith, welcher aus Amerika gekommen ist, um sich Ew. Majestät zu Füßen zu werfen.

Nicht eine Muskel im Antlitz des Königs zuckte, nicht eine Miene seines ernsten, ruhigen Angesichts veränderte sich.

Ich kenne keinen Lieutenant von Keith, sagte er strenge. Der, welcher es einst war, ist von Seiner Majestät meinem Vater mit Schimpf und Schande von der Offizierliste gestrichen worden und der Henker hat ihn in effigie am Galgen aufgehangen.*) Wenn der Herr von Keith aber noch lebt, so hätte er besser gethan, in Amerika zu bleiben, wo vielleicht Niemand sein Verbrechen und seine entehrende Strafe kennt.

Ew. Majestät wollen ihn also nicht empfangen? fragte Lord Maréchal mit zitternder Stimme.

Danken Sie Gott, daß ich es nicht thue, daß ich überhaupt sein Dasein ignorire, sagte der König feierlich. Denn wollte ich mich entsinnen, daß er lebte, so müßte ich auch an ihm die Strafe vollführen, zu welcher das Preußische Kriegsgericht ihn verurtheilt hat!

Und mit einem leisen Kopfneigen an Lord Maréchal vorübergehend, richtete der König einige gleichgültige Worte an die ihm zunächst stehenden Herren.

Nun, der Herr von Keith wird mir auch mein Haus in der Jägerstraße nicht streitig machen, sagte Pöllnitz mit heimlichem Lachen zu sich selber. Der König scheint in der That durchaus das Gedächtniß verloren zu haben. Gott gebe nur, daß er es nicht auch vergessen hat, daß ich es war, welcher einst Friedrich Wilhelm mit großer Mühe und Gefahr dahin brachte, des Kronprinzen Schulden zu bezahlen und ihm das Trakehner Gestüt zu schenken.

*) Thiébault, Vol. I. pag. 186.

*) Preuß, Friedrich der Große. Eine Lebensgeschichte. Vol. I. pag. 47.

XXV.

Doris Ritter.

Als der König den Balcon verlassen, richtete das arme junge Weib da drüben auf der Treppe des Doms sich, wie aus tiefen Träumen erwachend, empor und blickte erschrocken und angstvoll umher. Das Anschauen des Königs hatte sie der Gegenwart entführt, hatte sie entrückt in selige, längst verklungene Tage. Jetzt, da er verschwunden, waren auch die beglückenden Erinnerungen verblichen und das arme Weib schaute wieder mit trüben und trostlosen Blicken sich in der Gegenwart um. — Der König hatte den Balcon verlassen. Was sollte sie nun noch inmitten dieser Volksmassen, die sie vielleicht noch einmal verhöhnen, verspotten oder bemitleiden mochten. Sie wollte weder ihren Spott, noch ihr Mitleid ertragen, sie wollte dem Hohn wie der Theilnahme entfliehen.

Mit einer heftigen Bewegung zog sie ihr Tuch fester um ihre schlanke, abgemagerte Gestalt, und sich Bahn machend durch das Gedränge, eilte sie die Domtreppe hinunter und über den großen, mit Menschen angefüllten Schloßplatz nach der Seite des Lustgartens dahin. Wie sie jetzt die Hundsbrücke passirt hatte und allmählig das Gedränge sich hinter ihr verlor, athmete sie erleichtert auf und lehnte sich erschöpft an einen der eisernen Kettenpfeiler des Zeughauses. Dann ging sie weiter, über den Festungsgraben und über den öden, wüsten Platz, der dicht dahinter lag, die Promenade der Linden hinunter, bis sie zu jenem Hause gelangte, das dort unweit des großen Carré am Brandenburger Thore stand. Es war ein kleines, unscheinbares Haus mit trüben Fensterscheiben und düsterer, verschmutzter Farbe. Die enge und niedrige Thür sah unfreundlich und ungastlich aus, als wolle sie Niemand gestatten, ihre Schwelle zu überschreiten und einzutreten in dieses schweigsame, verdrießliche und öde kleine Haus, aus dessen Innerem man keinen Ton des Lebens, der Heiterkeit oder der Arbeit und Geschäftigkeit vernahm. Und doch war dieses traurige und lautlose Haus der Arbeit und Geschäftigkeit bestimmt und würde minder schwermüthig und ärmlich gewesen sein, wenn die große eiserne Klingel, welche über der Hausthür hing, öfter in Bewegung gewesen und die schweigenden Räume da drinnen mit ihrem lustigen Geklingel erfüllt hätte. Denn hinter dieser Hausthür befand sich ein Kaufladen, und die Glocke, wenn sie von Käufern in Schwung gesetzt worden, würde den Bewohnern des Hauses Hoffnung, Muth und Glück in's Herz geläutet haben. Aber diese Klingel schwieg fast immer, und selten kam irgend eine vom Regen überfallene Magd, ein altes Mütterchen, um aus dem ärmlichen Kramladen zu holen, was sie einige tausend Schritte weiter ohne Zweifel besser und in reichlicherer Auswahl in einem der vielen großen Läden bemittelter Kaufleute würde erhalten haben. Und doch schien es, als ob dieser Laden hier einst bessere und glänzendere Tage gekannt, als ob er einst Ansprüche auf Eleganz und Vornehmheit gehabt habe. An den beiden Fenstern, welche sich neben der Hausthür befanden und mit dieser zusammen die ganze Fronte des Hauses bildeten, sah man in zierlichem und kunstvollem Arrangement Muscheln und Cocosnüsse, große blaue Porzellantöpfe, wie sie zum kostbaren süßen Ingwer gebraucht werden, in Glasschaalen aufgehäufte Mandeln und Rosinen, Citronen und Apfelsinen, zierliche Düten mit Kaffee und kleine chinesische Kästchen, welche den echten chinesischen Thee zu enthalten pflegen. Aber diese Düten und Kästchen waren leer, diese Citronen und Südfrüchte waren von der Zeit verhärtet und ausgetrocknet, diese Ingwertöpfe enthielten nichts mehr von ihrem köstlichen, stärkenden Inhalt, und selbst das bestäubte und verbleichte Schild über der Thür, welches in prunkvoller Malerei einen wunderbar geschmückten Neger darstellte, der damit beschäftigt war, getrocknete Tabacksblätter aufzurollen, selbst dieses Schild war nur noch ein Reminiscenz vergangener Tage, denn der Taback war längst aus dem Kasten verschwunden und das Wenige, was davon zurückgeblieben, war längst schon in Staub und Asche zerfallen. Der Laden enthielt nur noch wenige, kleine und unbedeutende Dinge, nur noch Cichorien

für diejenigen Armen, welche statt des theuren Kaffee's sich mit dem Cichorientrank begnügen mußten, nur noch lange Schwefelfäden, wie sich die Bedürftigen derer in ihren Feuerladen bedienten, nur noch diese ärmlichen, übelriechenden, selbstgezogenen kleinen Dreierlichte, mit denen die Armuth sich ihr Elend und ihre Bedürftigkeit beleuchtet, dann in einer auf dem Ladentische prangenden gläsernen Kapsel einige zerbröckelte, versteinerte und wurmstichige Bonbons, in einem großen, übelriechenden Faß alte, verhärtete und thranige Heringe, in einem kleineren etwas Syrup und in kleinen blauen Düten, welche in dem an der Wand befindlichen Repositorium aufgestapelt waren, etwas zerschlagenen harten Zucker von der groben gelben und schlechten Sorte. Das war das ganze Inventarium dieses Ladens, das ganze Besitzthum dieser Familie, welcher das Haus gehörte, die es allein mit ihrem Elend und ihrer Noth, mit ihrem Unglück, ihrer Verzweiflung und ihren Schmerzen bewohnte und deren Haupt und einzige Stütze dieses arme junge Weib war, das, eben von dem Schloßplatz heimkehrend, sich erschöpft an die zerbröckelnde Mauer ihres Hauses lehnte, und kaum den Muth hatte, diese Thür zu öffnen, welche sie wieder in das Gefängniß ihrer Noth und ihres Jammers einfangen wollte.

Aber endlich raffte sie sich empor, und sich mit einer entschlossenen Bewegung das Haar, das in einzelnen Streifen über ihre Stirn und ihre bleichen, eingefallenen Wangen herniederhing, zurückstreichend, öffnete sie mit einem raschen Druck die Thür und trat in den Laden ein. Die Klingel ließ sofort ihr heiseres, heulendes und mürrisches Geläute vernehmen, und an der Hinterseite des Ladens öffnete sich eine Thür, durch welche ein bleicher, ärmlich gekleideter Knabe eiligst in den Laden trat, indem er, mit einem matten Lächeln vorwärts schreitend, nach dem Begehr der Kommenden fragte.

Aber mitten in seiner Rede verstummte der Knabe, das Lächeln erstarb auf seinen welken und alten Zügen und er blickte mit verdrießlichem und unfreundlichem Gesicht auf die arme Frau hin, die eben den Deckel des Ladentisches empor hob, um in das Innere des Hauses zu gehen.

Ah, Du bist es, Mutter! sagte der Knabe verdrießlich. Ich hoffte, es sei Jemand, der etwas kaufen wollte, dann hätten wir doch Geld gehabt, um uns etwas Brod zu kaufen, dann hätten wir nicht mehr heulen und schreien brauchen vor Hunger.

Geld? sagte die Mutter angstvoll; habe ich Dir nicht, bevor ich fortging, Geld gegeben, damit Du für Dich und Dein Schwesterchen Brod kaufen solltest?

Ja, das thatest Du. Aber der Vater kam gleich darauf aus dem Wirthshaus herüber und hat mir mit Schlägen gedroht, wenn ich ihm nicht augenblicklich das Geld gäbe. So that ich es, um nicht wieder zerschlagen zu werden wie neulich, und dann ging der Vater wieder fort, und Anna und ich sind allein zu Hause geblieben und haben immerfort geweint und geklagt vor Hunger, während unser Vater im Wirthshaus vergnügt war, und unsere Mutter sich auch einen frohen Tag machte, und hinging, die Festlichkeit anzuschauen, welche ich auch gern angesehen hätte; aber ich durfte nicht. Ich mußte zu Hause bleiben, den Laden zu hüten, in den Niemand gekommen ist, und mein armes Schwesterchen zu bewachen, das nach Brod schrie, welches ich ihr doch nicht geben konnte.

Es war etwas Hartes, Gehässiges und Finsteres in dem Ton, in dem Benehmen des Sprechenden, er warf so düstere, zornige Blicke zurück auf die Mutter, welche hinter ihm her den Laden durchschritt, daß selbst sie sich davon ergriffen und erschüttert fühlte.

Was siehst Du mich so böse und traurig an? fragte sie, indem sie mit ihm in das finstere, öde Zimmer eintrat, das hinter dem Laden befindlich war. Warum kommst Du Deiner armen Mutter nicht wie sonst freundlich entgegen und giebst ihr einen Kuß als Belohnung für alle ihre Schmerzen und ihren Kummer?

Sie hatte sich matt und traurig auf einen der alten hölzernen Schemel niedergleiten lassen, die an den Wänden umher standen, und streckte jetzt mit einem Blick unendlicher Zärtlichkeit ihrem Sohne die Arme entgegen.

Aber der Knabe kam nicht, sie zu umarmen. Er blieb fest und unerschüttert ihr gegenüber stehen, und schüttelte unwillig und mit finsterer Miene sein Haupt.

Gieb uns erst Brod, Mutter, sagte er barsch, dann will ich Dich vielleicht noch einmal umarmen!

Das Weib sah ihm entsetzt und mit starren Blicken in das harte, kalte Angesicht. Sie drückte die Hand an ihre bleiche hohe Stirn, als wollte sie den Wahnsinn zurückdrängen, der ihre Gedanken zu verwirren drohte, sie preßte die andere Hand fest auf ihr Herz, dessen wilde, fieberhafte Schläge sie fast erstickten.

Mein Gott, mein Gott, murmelte sie, bin ich denn schon wahnsinnig geworden? Träume ich denn? Ist das mein Sohn, mein Karl, der mich sonst so zärtlich liebte, mein Knabe, das Labsal in meinen Schmerzen und meinem Unglück, der einzige Vertraute meiner Thränen und meines Jammers? Bin ich, welche er anschaut mit so finsteren, gehässigen Blicken, bin ich seine Mutter? Seine Mutter, welche für ihn freudig und ohne Murren das Leid der ganzen Welt auf sich genommen, welche für ihn gedarbt und gehungert und die langen, kalten Winternächte hindurch gear-

bereitet hat? Seine Mutter, welche ihn so sehr liebt, daß sie den Muth gehabt hat, nicht zu sterben, sondern ihr Elend zu tragen und sich aufrecht zu halten unter der Last ihres Jammers? Karl, mein Sohn, komm rasch an mein Herz, komm zu Deiner Mutter, denn Du weißt wohl, daß sie Dich grenzenlos liebt, und daß sie sterben wird, wenn Du sie nicht mehr liebst.

Der Knabe blieb noch immer starr und unbeweglich ihr gegenüber stehen. Nein, Mutter, Du liebst mich nicht und die kleine Anna nicht, denn wenn Du uns liebtest, hättest Du uns nicht verlassen, und wärst nicht hingegangen, wo die fröhlichen Leute jubelten und lachten, während Deine Kinder zu Hause klagten und weinten!

Ach, Kind, Kind, ich bin nicht hingegangen aus eitler Neugierde und müßiger Schaulust, sagte sie traurig. Ich bin hingegangen, um das Orakel Eurer Zukunft zu befragen, um zu sehen, ob es für meine Kinder noch vielleicht einen Trost und eine Hoffnung geben könnte, ob für Euch vielleicht jetzt bessere und schönere Tage beginnen möchten. Ich wollte das Alles auf einem Menschenantlitz lesen, ich wollte in seinen Zügen sehen, ob er noch ein Herz habe, oder ob er auch hart und kalt und herzlos geworden, wie es alle Fürsten sind.

Sie hatte gar nicht mehr daran gedacht, daß sie zu ihrem Sohn sprach; sie hatte nur zu sich selber geredet, und ganz vergessen, daß irgend ein menschliches Ohr sie höre.

Aber der Knabe hatte mit aufmerksamen, verständigen Blicken zugehört, und ein schlaues und verächtliches Lächeln umspielte seine schmalen, farblosen Lippen.

Ach, sagte er fast höhnisch, Du denkst, er soll Dir jetzt Geld geben für Dein Unglück und Deine Schande. Aber Vater hat mir heute gesagt, daß alles Gold der Welt nicht ausreicht, um die Schande zu bezahlen, und daß es kein anderes Mittel giebt, als den Tod oder den Branntwein, um zu vergessen, daß man ein verachtetes und verfluchtes Menschenkind ist. Vater hat mir erzählt — der Knabe stockte und trat scheu zurück, denn seine Mutter war jetzt von ihrem Sitz emporgeschnellt, sie stand ihm gegenüber, todesbleich, mit weit aufgerissenen, stieren, flammenden Augen, mit fliegenden Nüstern, mit bebenden, fest auf einander gepreßten Lippen, jede Muskel ihres Antlitzes zuckend, ihre ganze Gestalt erzitternd in den Schauern des Entsetzens und der furchtbaren Qual.

Es war nicht mehr der Kopf eines Weibes, sondern einer Medusa, nicht mehr der Blick einer zärtlichen, liebevollen Mutter, sondern einer wilden, zornvollen, drohenden Wahnsinnigen.

Was hat Dein Vater Dir gesagt? schrie sie, mit wild empor gehobenem Arm dem Knaben drohend, welcher zitternd und ergrausend ihr gegenüber stand. Was hat er Dir erzählt? Ich will es wissen, ich muß es wissen! Du schweigst? Rede, rede, oder ich ermorde Dich und mich, rede, oder ich zerschelle mir dort an der Wand das Gehirn, und Du wirst Schuld sein an dem Tode Deiner Mutter.

Du wirst mich schlagen, wenn ich Dir sage, was der Vater vorher erzählt hat, sagte der Knabe trotzig.

Nein, nein, ich will Dich nicht schlagen, rief sie mit fliegendem Athem, und ihre Hände wie zum Gebet zusammenfaltend, fuhr sie fort: Oh, mein Kind, mein Kind, habe Erbarmen mit Deiner Mutter! Sage mir, was Dein Vater Dir erzählte, mit was für Worten er Dein Herz vergiftete, daß die Liebe zu Deiner armen Mutter so schnell darin erstorben ist. Sage mir Alles, mein Sohn, ich werde Dich darum nicht schlagen, ich werde Dich segnen, wenn Deine Worte auch wie Dolche mein Herz zerschneiden sollten.

Sie wollte ihren Sohn an ihr Herz ziehen, der Knabe aber wehrte sie heftig zurück. Nein, sagte er, Du sollst mich nicht küssen. Vater sagt, Du machest Jeden, den Du berührst, unglücklich und verächtlich, und wir würden Alle glücklich, gesund und reich sein, wenn Du nicht unsere Mutter wärest, wenn Dein Name nicht wie der rothe Hahn auf seinem Dache säße und seine Ehre und seinen Namen und sein Hab und Gut verbrannt und in Asche verwandelt hätte!

Das arme Weib schauderte entsetzt in sich zusammen, ihre Arme sanken kraftlos, schlaff an ihrer Seite nieder, ein leises Aechzen ging aus ihrer Brust hervor, ihre Blicke waren starr, thränenlos.

Was hat Dein Vater noch weiter gesagt? murmelte sie. Was hat er Dir sonst noch für hübsche Geschichten erzählt?

Sie sah ihren Sohn jetzt mit einem so schmerzvollen und ersterbenden Lächeln an, daß dieser erbebte und scheu die Augen zu Boden senkte, als begriffe er jetzt erst, welche Folterqualen er seiner Mutter bereitet habe. —

Vater war betrunken, sagte er dumpf und gleichsam ihn und sich damit entschuldigend. Als er hörte, daß Du fortgegangen seiest, da ward er wüthend und stampfte mit den Füßen, und ballte die Fäuste, und fluchte so schrecklich auf Dich, daß die kleine Anna furchtbar schrie, und daß ich auch weinte und ihn bat, still zu schweigen und nicht auf Dich zu schimpfen, weil es mir so weh thäte, denn damals liebte ich Dich noch!

Damals liebte er mich noch! murmelte seine Mutter, die Hände ringend und leise ächzend.

Aber Vater lachte mich aus und sagte, Du verdientest gar nicht, daß wir Dich lieb hätten, denn

Du seiest Schuld an all' unserem Unglück und unserer Noth, und blos, weil er Dich geheirathet habe, sei er so arm und elend geworden, blos darum habe er sich das Trinken angewöhnt, um von Nichts zu hören und von Nichts zu wissen, und nicht zu sehen, wie alle Menschen mit Fingern auf Dich wiesen und sich in's Ohr zischelten und lachten, wenn er mit Dir vorüberging. Aber Mutter, Mutter, Du siehst so fürchterlich blaß aus und Du zitterst so! Ich will nichts weiter sagen. Ich will Alles vergessen, was der Vater gesagt hat, ich will Dich auch wieder lieb haben, Mutter, nur sieh mich nicht so fürchterlich an und zittere nicht so sehr.

Der Knabe weinte jetzt vor Angst und Entsetzen. Die alte Liebe war wieder in ihm wach geworden, er näherte sich seiner Mutter und wollte sie mit seinen Armen umfassen. Aber jetzt war sie es, welche ihn zurückwehrte.

Ich zittere gar nicht, sagte sie, und doch schlugen ihre Zähne aufeinander, wie im Fieberfrost. Ich zittere nicht, und Du sollst nicht vergessen, was Dir Dein Vater gesagt hat, Du sollst mir alles das wieder erzählen. Sprich also weiter, weiter! Ich muß Alles hören, Alles wissen. Was hat Dir Dein Vater noch weiter gesagt?

Der Knabe sah sie mit scheuen, traurigen Blicken an. Seine Stimme, welche vorher so trotzig gewesen, war jetzt weich und milde, seine Augen schwammen in Thränen.

Der Vater sagte, er habe Dich geheirathet, weil er Mitleid mit Dir gehabt habe, und weil Du ihm ein paar Tausend Thaler in's Haus gebracht hättest. Aber es sei kein Segen, sondern nur Schande bei dem Gelde gewesen, und schlimmer, verachteter und elender habe er seitdem gelebt, als der Schinderknecht, an dem die Menschen doch scheu vorüber gehen, und der in kein ehrliches Haus eintreten darf. Aber Du seiest noch mehr verachtet und beschimpft, wie der Schinderknecht, denn Du seiest von demselben auf offenem Markte nackt ausgezogen und durch alle Straßen gepeitscht worden, und die Jungens hätten Dich mit Koth geworfen und die Steine der Straße wären roth geworden von Deinem Blute, das unter den Ruthenhieben des Schinderknechtes Deinen Rücken heruntergelaufen sei.

Das arme Weib stieß einen gellenden, fürchterlichen Schrei aus und stürzte, wie vom Blitz getroffen, bewußtlos zu Boden. Der Knabe, laut weinend und heulend, warf sich neben ihr nieder; das kleine Mädchen, welches dort hinten in der Ecke schlummernd auf dem niedrigen, mit Stroh gefüllten Bettchen gelegen, war erwacht von dem Schrei seiner Mutter und kam jetzt weinend und klagend herbeigerannt, um seine Mutter zu bitten, ihm Brod zu geben, es nicht länger hungern zu lassen!

Aber das Weib regte sich nicht. Sie lag bleich, mit geschlossenen Augen, mit weit geöffnetem Munde da, sie war leblos und kalt, sie hörte nicht mehr das Klagegeschrei des armen kleinen Mädchens, sie fühlte nicht mehr die Küsse und Thränen ihres Sohnes, der sich neben ihr hingeworfen hatte und mit flehenden, angstvollen Worten voller Zärtlichkeit und Liebe sie bat, die Augen wieder aufzuschlagen und zu sagen, daß sie ihm nicht mehr böse sei, daß sie ihm Alles vergeben wolle.

Aber plötzlich, mitten in seinen Klagen, verstummte der Knabe und horchte. Es war ihm, als habe er den wohlbekannten Ton der Hausklingel gehört.

Richtig, da schlug sie zum zweiten Male an, so

scharf und gellend, daß den armen Knaben ein Grausen und eine unerklärliche Angst überschlich und das kleine Mädchen selbst aufhörte zu weinen und still und ängstlich sich an die kalte, regungslose Gestalt ihrer Mutter schmiegte.

Wenn es der Vater ist, schlägt er mich blutig, murmelte der Knabe, indem er langsam sich erhob und die Thür zu dem Laden öffnete. Er hat mir verboten, der Mutter nur ein Wort wiederzusagen, und ich habe ihr doch Alles sagen müssen.

Die Klingel schlug zum dritten Male an, der kleine Karl eilte rascher vorwärts und öffnete mit zitternden Händen die Hausthür, welche seine Mutter vorher, der sonstigen Gewohnheit zuwider, verschlossen hatte.

Draußen aber stand nicht der Vater, sondern ein reichgekleideter, vornehmer Herr, mit freundlich lächelndem Angesicht den Knaben bei Seite schiebend und in den Laden eintretend.

Ich möchte einigen Taback kaufen, mein kleiner Bursche, sagte der vornehme Herr, indem er einen spöttischen, verächtlichen Blick in dem ärmlichen, düsteren Laden umherschweifen ließ. Rufe daher den würdigen Herrn Schommer, daß er mir von seinem besten Kanaster ein schönes Packet aussuche.

Mein Vater ist nicht zu Hause, sagte Karl, den so glänzenden, schönen und freundlichen Herrn mit weit aufgerissenen Augen anstarrend.

Nun denn, ich bin auch eigentlich nicht um seinetwillen gekommen, murmelte der fremde Herr mit einem seltsamen Lächeln. Rufe mir also Deine Mutter, die Madame Schommer, und sage ihr, daß ich gerne einen Handel mit ihr machen möchte.

Meine Mutter liegt in der Hinterstube auf der Erde, und ich glaube, daß sie todt ist, sagte Karl, wieder in Thränen ausbrechend.

Der Herr sah ihn erstaunt an. Todt, sagst Du? Wahrhaftig, das käme mir sehr ungelegen, denn ich habe sehr auf ihr Leben gerechnet. Aber woran ist sie denn gestorben? Ist denn kein Arzt bei ihr?

Niemand ist bei ihr, als meine kleine Schwester. Hören Sie nur, wie sie weint und schreit!

Wahrhaftig, ich höre das, und das ist keine sehr erbauliche Musik. Niemand, sagst Du, ist sonst bei ihr? Wo sind denn Eure Hausgenossen? Wo ist denn Dein Vater?

Mein Vater ist in der Bierschenke und Hausgenossen haben wir nicht, wir wohnen ganz allein, denn Niemand will bei uns wohnen.

Nun, wenn Ihr ganz allein seid, dann kann ich es wohl wagen, zu Deiner Mutter in's Hinterstübchen zu gehen, sagte der Fremde mit einem lauten, frivolen Lachen. Hoffentlich ist Deine Mutter nur ohnmächtig, und da ich mich außerordentlich auf die weiblichen Ohnmachten verstehe, wird es mir wohl gelingen, Deine Mutter wieder in's Leben zurückzurufen. Zeige mir also den Weg, kleiner Amor, und führe mich zu Deiner Mutter, der ohnmächtigen Frau Venus, hin.

Er stieß den Knaben, welcher ihn verwundert anglotzte, lachend vorwärts und folgte ihm mit leichten, unhörbaren Schritten in das Hinterzimmer.

Das Weib lag noch immer starr und regungslos am Boden, und die kleine Anna kniete neben ihr und flehte und jammerte um Brod, und schrie und klagte, daß sie hungrig sei, daß sie sterben werde vor Schmerz und Hunger.

Das ist Deine Mutter, die Madame Schommer? fragte der fremde Herr, mit neugierigen Blicken auf das arme, todesbleiche Weib niederblickend.

Ja, das ist meine Mutter, sagte der Knabe weinend.

Mutter, Mutter, wache auf, gieb mir Brod, mich hungert so sehr! jammerte die kleine Anna.

Mutter, Mutter, schlage Deine Augen wieder auf! wimmerte der Knabe, neben der Regungslosen niederkniend und ihr Gesicht mit Küssen bedeckend. Wache auf! Ich will Dich wieder lieb haben, ich will nichts glauben, was der Vater gesagt hat. Er war betrunken und hat Unsinn und Narrheit geredet, wie er's immer thut, wenn er zu viel Bier und Branntwein getrunken hat. O meine liebe, liebe Mutter, wache nur wieder auf!

Sie wird wieder aufwachen, sagte der Fremde, welcher sich zu ihr niedergebeugt und seine Hand prüfend auf ihre Brust und ihre Schläfe gelegt hatte. Sie wird wieder aufwachen, denn sie ist, wie ich es mir dachte, nur ohnmächtig und nicht todt.

Der Knabe stieß einen Freudenschrei aus und sprang von seinen Knieen empor. Meine Mutter ist nicht todt, sagte er weinend und lachend zugleich. Sie wird wieder aufwachen, sie wird mich wieder lieb haben, und wir werden glücklich sein.

Mutter, Mutter, gieb mir Brod, wimmerte die Kleine.

Hungert Dich denn so sehr? fragte der fremde Herr, den das Gewimmer sehr zu belästigen begann.

Das kleine Mädchen sah erstaunt und mit stillstehenden Thränen in den großen blauen Augen zu der ihr wunderbaren fremden Erscheinung empor und schwieg.

Ja wohl, sie hungert, wir hungern alle Beide sehr, sagte der Knabe unter Thränen lächelnd. Wir haben heute noch gar nichts gegessen, denn die Mutter hatte, ehe sie heute Morgen fortging, mir Geld gegeben, damit wir uns Brod und Milch kaufen sollten. Aber nachher ist der Vater gekommen und hat uns das Geld weggenommen, um sich dafür Bier und Branntwein zu kaufen.

O, ein sehr würdiger Vater, rief der Fremde lachend, indem er seine Börse hervorzog und dem Knaben ein Geldstück darreichte. Da, mein Sohn, hast Du Geld. Nimm Deine Schwester und gehe mit ihr zum Bäcker, um Euch Semmel zu kaufen. Dann setzt Euch Beide vor Eurer Hausthür und eßt es auf, und kommt nicht eher wieder herein, als bis ich Euch rufe; oder nur, wenn zufällig Euer Vater kommen sollte, dann komm so rasch als möglich und sage es mir, mein Sohn.

Die beiden Kinder hatten sich freudestrahlend einander die Hände gereicht und eilten der Thüre zu, die ohnmächtige Mutter gar nicht mehr beachtend, und nur noch daran denkend, daß sie sich Brod holen sollten, ihren Hunger zu stillen.

An der Thür wandte Karl sich noch einmal um. Aber wer wird in den Laden gehen, wenn es klingelt und Jemand etwas kaufen will?

Nun, ich werde es thun, sagte der fremde Herr lachend. Ich werde Eure Mutter und Euren Laden bewachen. Geht also!

Die Kinder eilten fröhlich von dannen.

Der Fremde blieb allein bei der ohnmächtigen Frau zurück.

XXVI.

Altes und neues Leid.

Einige Minuten stand der vornehme Herr unthätig da, unbekümmert um das arme, ohnmächtige Weib, und gar nicht bemüht, sie zum Leben zu erwecken. Er beobachtete nur mit neugierigen Blicken das Antlitz der Ohnmächtigen, nicht aber aus Theilnahme für ihren Zustand, sondern ganz kalt und nur erfüllt von seinen eigenen, egoistischen Zwecken.

Hm, murmelte er, sie trägt trotz ihrer Magerkeit und Blässe dennoch Spuren von großer Schönheit, und ich glaube, wenn sie gut gepflegt und gut gekleidet wird, kann sie wohl im Stande sein, ein Herz zu fesseln, das außerdem von ihrem trostlosen Schicksal gerührt ist. Außerdem ist sie arm, und zwar, wie es scheint, von einer hoffnungslosen, verzweiflungsvollen Armuth. Der Mann ein Trunkenbold, die Kinder schreiend nach Brod, sie selber so ärmlich gekleidet, so bleich und mager, daß man wohl erkennt, der Hunger sei seither ihr einziger Liebhaber gewesen. In solchem Zustand muß sie natürlich meinen Plänen sehr zugänglich und ein willenloses Werkzeug in meiner Hand sein. Sie wird mich als ihren Lehrmeister anerkennen, und bei Gott, ich werde sie lehren, diesen eigensinnigen Tollkopf in Fesseln zu schlagen, der bis jetzt all' den Schlingen entschlüpft ist, die Fredersdorf und ich so geschickt ihm gelegt haben. Sie soll die Delila sein, welche diesen neuen Simson zähmt. Es ist freilich, fuhr er fort, indem er einen Blick lächelnder Verachtung auf die Ohnmächtige warf, es ist freilich ein sehr desperater Versuch, dieses schmutzige, blasse, abgemagerte Weib zu einer Delila zu verzaubern, aber sie hat ihre Vergangenheit für sich, und mein Simson hat ein so mitleidiges und gefühlvolles Herz. Außerdem sind wir bis dahin gescheitert, und es ist daher wohl verzeihlich, wenn wir in der Verzweiflung zu außerordentlichen Mitteln unsere Zuflucht nehmen. An's Werk also, an's Werk.

Er zog aus seiner Busentasche eine kleine goldene Kapsel hervor, die mit englischem Riechsalz gefüllt war, und hielt sie der Ohnmächtigen unter die Nase, und rieb ihr mit einem der angefeuchteten kleinen Schwämme die Schläfe ein.

Ach, sie regt sich, sagte er dann, einen Augenblick ausruhend von der anstrengenden Arbeit und mit kalter, lächelnder Neugierde auf das arme Weib hinblickend, das jetzt wieder in den ersten Zuckungen des wiedererwachenden Lebens sich wand und deren krampfhaft verzogene Lippen einzelne Seufzer, einzelne Laute der Klage und des Jammers ausstießen.

Er rieb ihr noch einmal die Schläfe mit der stärkenden Essenz, und dann, als er sah, daß das Leben mehr und mehr in ihr erwachte, hob er sie empor und ließ sie sanft auf einen Stuhl niedergleiten.

Aux armes! Aux armes! murmelte er lächelnd. La bataille commencera.

Das Weib schlug die Augen auf und ließ sie mit wirrem, fragendem, verstörtem Ausdruck umherschweifen, dann, als ihr Blick auf dem Fremden haftete, der lächelnd, aufmerksam jede ihrer Bewegungen verfolgte, ward ihr Auge starr, entsetzt. Ihre Züge

nahmen den Ausdruck des Schreckens, dann des Zornes an, ein convulsivisches Zittern durchflog ihre ganze Gestalt, ihr Haupt schwankte hin und her, sie war noch halb im Traum oder in der Ohnmacht befangen. Aber ihr Auge war fest, unverwandt auf ihn gerichtet, und leise murmelten ihre Lippen: Ich kenne dies Gesicht. Ja wohl, ich kenne diesen kalten, lächelnden Blick. Ich habe ihn schon zweimal gefühlt! Wann war das? War's nur in meinen fürchterlichen Träumen, oder war's Wirklichkeit? Wann habe ich dieses kalte, teuflische Lächeln gesehen, und dies Angesicht, das so kalt und herzlos ist und so voll von eisernem Egoismus?

Nun, sie schmeichelt eben nicht, murmelte der Herr, ohne nur einen Moment seine lächelnde, freundliche Miene zu verändern. Ich bin nur neugierig, ob sie mich zuletzt wirklich wieder erkennen wird.

Ja. Jetzt hatte sie ihn wieder erkannt, jetzt flog sie von ihrem Sitz empor und stand stolz, zürnend vor ihm, hoheitsvoll und edel anzuschauen, trotz ihrer Armuth und ihrer elenden Erscheinung.

Pöllnitz! rief sie mit flammenden Augen. Ja, Sie sind es, ich erkenne Sie jetzt! Sie sind der Baron von Pöllnitz! Wer giebt Ihnen das Recht, in dieses Haus zu kommen? Was wollen Sie hier?

Das frage ich Sie? fragte er lächelnd zurück. Was wollen Sie hier? Hier in dieser düsteren, elenden Kammer, hier, wo der Hunger und der Jammer seine Wohnung hat, wo das Unglück Sie angrinst mit seinem hohläugigen Entsetzen? Was wollen Sie hier, Doris Ritter?

Sie zuckte krampfhaft zusammen bei diesem Namen, und eine Purpurröthe überflog ihre Wangen, der eine tödtliche Blässe folgte. Warum nennen Sie mich Doris Ritter? fragte sie mit fliegendem Athem. Warum gemahnen Sie mich an die Vergangenheit, die wie ein dunkles Gespenst immer hinter mir erscheint und niemals von mir abläßt und mich immer angrinst mit seinem blutriefenden, schmachvollen Entsetzen?

Und ganz in sich und ihre Erinnerungen versinkend, blickte sie starr vor sich hin, Pöllnitz gar nicht mehr beachtend, gar nicht mehr daran denkend, daß er da war und sie mit seinen neugierigen, herzlosen Augen immerfort anschaute.

Doris Ritter, sagte sie leise, Doris Ritter, wo bist Du? Warum rufen sie Dich mit Deinem Namen und denken nicht daran, daß Du eine Nachtwandlerin bist, welche an einem Abgrund dahin wandelt und hinunter stürzen muß, wenn sie bei ihrem Namen gerufen wird und erwacht? Doris Ritter, fuhr sie heftiger fort, ihre Blicke auf Pöllnitz heftend, wie dürfen Sie es wagen, diesen Namen auszusprechen und mich aus meinem Grabe wieder emporzuschreien?

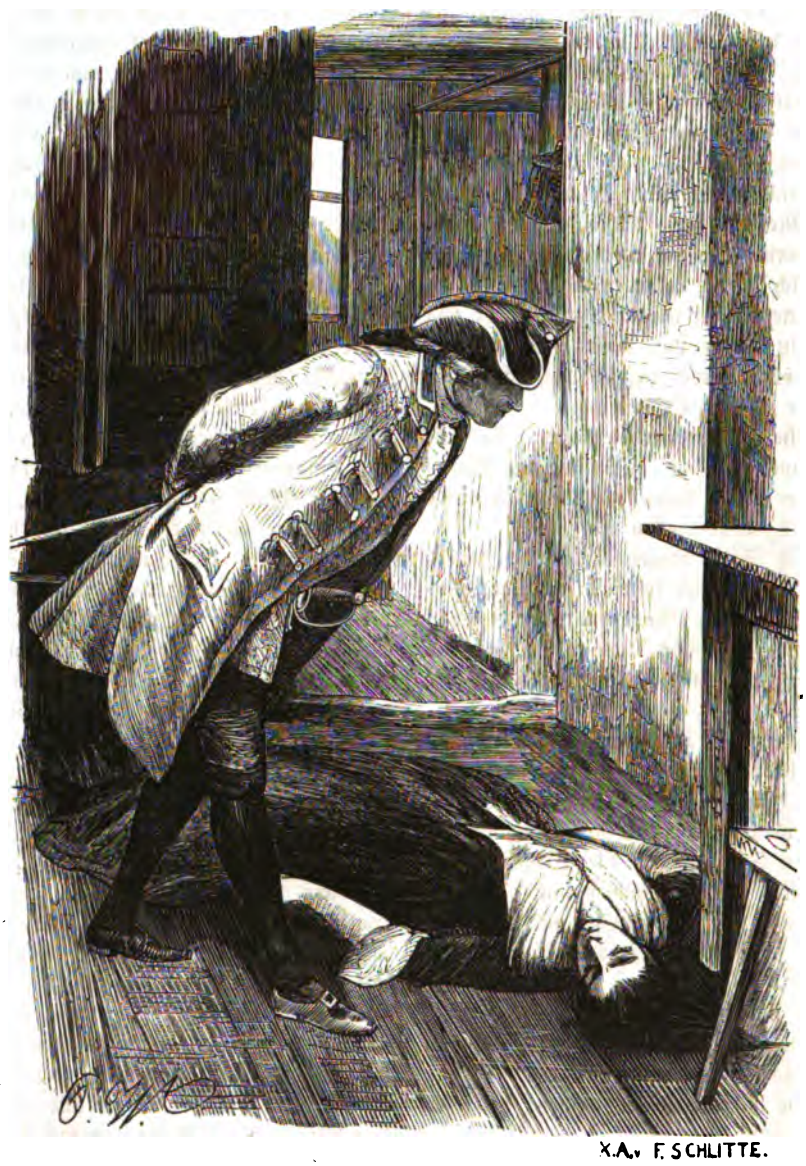
Nun, das ist es ja eben, was ich will, rief Pöllnitz lachend. Ich will Sie emporziehen aus diesem Grabe der Erniedrigung und der Vergessenheit, ich will Sie vergessen machen, was Sie gelitten! Sie sollen reich, glücklich, angesehen und beneidet werden!

Ich? rief sie mit einem höhnischen Lachen. Und Sie wollen mich dazu machen? Sie, Herr von Pöllnitz, der Sie mein Elend mit verschuldet und meiner Schmach lächelnd zugeschaut haben? Was denn, was habe ich gethan, um so viel Jammer und Schande zu verdienen? Mein Gott! rief sie mit herzzerreißendem Jammerton, ich war unschuldig und reinen Herzens, ich durfte mein Haupt sonder Scheu erheben und Gott und meine Eltern in mein Auge schauen lassen; ich brauchte es selbst vor ihm nicht niederzuschlagen, denn keine Sünde lastete auf mir, und nur, weil er mich achten konnte, liebte er mich auch. Oh, es war eine so schweigsame, resignirte Liebe! Sie begehrte nichts für sich, sie hatte keine Sprache. War's unsere Schuld, daß Andere sie verstanden und diese Lieder ohne Worte, die aus unsern Augen sprachen, deuteten? Wir standen weit entfernt von einander und ein Abgrund lag zwischen uns, aber die Musik schlug eine goldene, sternenfunkelnde Brücke über diesen Abgrund, und herüber und hinüber schwebten die heiligen melodischen Töne und flüsterten in unsere Herzen die Sehnsuchtslieder und die Klageweisen einer stillen, sich selber entsagenden Liebe. So war's, so war's! Ein süßer Traum, weiter nichts! Da kamt Ihr, uns zu wecken, um aus dem Prinzen einen Hochverräther, aus mir eine elende Buhldirne zu machen. Da warft Ihr mir meine Liebe, von der ich bis dahin zu Niemand als zu Gott gesprochen, wie ein schmutziges Libell in's Angesicht, wie eine verfaulte Frucht, mit der Ihr mein ganzes Leben besudeln und beflecken wolltet. Und es ist Euch gelungen, Ihr habt mein Dasein entblättert und zertreten, und nicht eine Blüthe der Hoffnung habt Ihr mir gelassen. Oh, ich werde es niemals vergessen, wie sie mich den Armen meines Vaters entrissen, wie sie mich in's Gefängniß schleppten und mir die Hände banden, weil ich in der Verzweiflung meiner Schmach mir das Leben nehmen wollte, welches sie entehrt hatten. Und dann kamen sie und schleppten mich vor den König. Zwei Männer waren bei ihm, der eine, mit dem gemeinen, rothgeschwollenen Angesicht, den lüsternen dicken Lippen, den gerötheten, triefenden Augen, das war Grumbkow; der andere mit dem feinen, freundlichen Antlitz, mit dem ewigen Faunslächeln, den kalten, menschenverachtenden, herzlosen Augen, das war der Herr von Pöllnitz! Ach, mit welchen furchtbaren Blicken diese drei Männer mich anschauten, wie viel Hohn, wie viel Verachtung in dem Ton ihrer Stimme lag. Ich warf mich zu den

Füßen des Königs nieder, ich flehte zu ihm um Erbarmen und Gnade. Aber er stieß mich mit dem Fuß von sich und beschimpfte mich mit Worten und Beschuldigungen, vor denen meine Seele erröthete. Ich schwur, daß ich unschuldig sei, daß keine Sünde auf mir laste, daß ich niemals die Geliebte des Kronprinzen gewesen, daß ich ihn niemals anders, als in Gegenwart meines Vaters gesprochen hätte. Da lachten sie, und am lautesten lachte der Herr von Pöllnitz, und seine Worte voll Spott und Hohn und böswilliger Verachtung trafen wie vergiftete Pfeile mein Herz und machten meine Thränen versiegen vor Entsetzen.

Es ist wahr, murmelte Herr von Pöllnitz, sie hat nichts vergessen!

Vergessen! rief sie mit einem wilden Lachen. Kann man's vergessen, wenn man wie eine wilde Bestie durch die Straßen gejagt, wenn man von rohen Henkersknechten entkleidet wird, wenn man hinter sich das wilde Hohnlachen des bezahlten, gedungenen Pöbels hört und auf seinem entblößten Rücken die Ruthenschläge des Henkers fühlt! Oh, oh, ich hab's getragen und erduldet, ich bin nicht wahnsinnig geworden, ich habe Gott nicht verflucht, sondern ich habe gebetet, und als ich wie ein gehetztes Wild die Straßen dahin rannte, da sah ich doch, daß die Häuser alle geschlossen waren, daß Niemand an den Fenstern stand, Niemand meinem Marterwege der Schande zuzuschauen den Muth hatte, und das tröstete mich inmitten meiner Pein, und ich segnete diese Menschen, welche Mitleid mit mir hatten und welche mir ein Zeugniß meiner Unschuld zu geben schienen, indem sie nicht Zeuge sein wollten meiner grausamen Strafe. Und weiter rannte ich, und glühend lief das Blut schon meinen Rücken hinunter, da kam ich an ein Haus, das war nicht verschlossen, sondern die Thür war offen und davor standen die Bedienten und zeigten mit den Fingern nach mir hin und lachten laut. Oben auf dem Balcon aber stand der Herr von Pöllnitz mit seinen versteinerten, herzlosen Zügen. Da stieß ich den ersten Schrei der Wuth aus, da verstummten meine Gebete und verwandelten sich in wilde Verwünschungen, und es schrie und heulte in meinem Herzen: Er ist Schuld an meiner Schmach! Er hat das Ohr des Königs vergiftet mit seinen grausamen Scherzen und mit seinem schonungslosen Spott die letzten Zweifel an meiner Schuld in ihm ertödtet. Schmach und Schande über den Herrn von Pöllnitz, und möge seine Todesstunde verachtet, einsam und verlassen sein, und möge der Wurm der Gewissensangst an seiner Seele nagen und ihn ruhelos und heimathlos umhertreiben all' sein Lebelang!



K.A.v. F. SCHLITTE.

Sie stieß einen wilden Schrei aus und sank kraftlos, keuchend und zitternd an die Lehne ihres Sessels zurück.

Herr von Pöllnitz hatte immer noch sein lächelndes Angesicht und seine heitere Miene bewahrt. Er legte seine Hand auf den schlaff herabhängenden Arm des schluchzenden Weibes und sagte mit weicher, einschmeichelnder Stimme: Es ist wahr, ich habe Unrecht an Ihnen gehandelt, aber ich bin gekommen, wieder gut zu machen. Die Zeit der Trübsal ist vorüber, Sie sollen Ihr Haupt wieder stolz und frei erheben dürfen und Niemand wird es mehr wagen, an Ihrer Unschuld zu zweifeln.

Sie schüttelte traurig ihr Haupt. Was hilft mir das Alles jetzt! Mein Vater ist gestorben vor Gram; mein Mann, der mich aus Mitleid und weil ich ein paar tausend Thaler besaß, geheirathet hat, konnte es doch nicht ertragen, daß ich wie eine gebrandmarkte Verbrecherin von den Menschen geflohen und vermieden ward. Er hat sich aus Kummer darüber dem Trunk ergeben, und wenn er Abends betrunken heimkehrt, schlägt er mich und schmäht mich mit den entehrendsten Namen, um derentwillen er mich freilich am andern Morgen mit Thränen um Verzeihung bittet, dann aber hingeht und dasselbe traurige Dasein auf's Neue beginnt. Meine Kinder — sie vermochte nicht weiter zu sprechen, denn ihre Worte erstickten in Thränen, als sie daran dachte, welche harte und fürchterliche Worte ihr kleiner Knabe heute zu ihr gesprochen hatte.

Herr von Pöllnitz war endlich dieser Klagen überdrüssig, er fühlte sich gelangweilt von diesem Jammer der unglücklichen Frau.

Weinen Sie nicht mehr, sagte er, das Weinen macht die Augen roth und Sie müssen durchaus schön und reizend sein. Wenn Sie thun, was ich Ihnen sage, werden Sie sich und Ihren Kindern wieder Freude und Glück geben. Ich werde Ihnen schöne Kleider verschaffen und ich weiß eine geschickte Person, welche Sie so verführerisch reizend und zugleich so verlockend sittsam ankleiden und ajustiren soll, daß Sie die mater dolorosa und die schöne Magdalena in einer Person sein sollen. Und dann werde ich Sie zum König führen, dann mag er in Ihrem schönen, edlen Angesicht die rührende und unschuldige Geschichte seiner ersten Liebe leben, und es wird dann Ihre Sache sein, die so lange mit Staub und Asche verschütteten Funken dieser Liebe wieder hell anzufachen und sich in seinen Armen den Lohn und die Entschädigung für Ihr, durch ihn verschuldetes Unglück zu holen.

Sie sah ihn mit blitzenden Augen an, und ihre Blicke waren so durchbohrend und zerschmetternd, daß sogar der Herr von Pöllnitz sich ein wenig davon

befangen fühlte und ganz unwillkürlich die Augen niederschlug.

Sendet Sie der König mit dieser Botschaft hierher? fragte sie mit hartem, rauhem Ton.

Nein, nicht der König, sagte Pöllnitz kleinlaut. Aber ich weiß doch, daß er Ihrer mit Liebe und Schmerz gedenkt, und daß er glücklich sein wird, Sie wieder zu finden.

Wenn dem so ist, so mag er kommen, mich zu suchen, rief sie stolz. Ich werde nicht zu ihm gehen, denn ich bin die Beleidigte und Entehrte, nnd an ihm ist es, mein Unglück zu versöhnen. Aber er wird nicht kommen, ich weiß es; ich habe es heute in seinem Angesicht gelesen. Seine Züge sind kalt geworden und rauh; die Menschen haben sein Herz ertödtet, und es ist zu Stein geworden in seiner Brust, zu einem Leichenstein für Katt und für Doris Ritter. Er wird nicht zu mir kommen.

Er wird kommen, sage ich Ihnen! Hören Sie mich an, Doris! Sie wollen nicht zu ihm gehen? Nun denn, so erwarten Sie ihn mindestens hier, so bereiten Sie sich wenigstens vor, ihn hier so zu empfangen, daß Sie Eindruck auf sein Herz machen, so studiren Sie sich sorgsam Ihre Rolle ein, überlegen Sie jedes Wort wohl, welches Sie zu ihm sagen, jeden Blick, mit dem Sie ihn anschauen wollen. Legen Sie die Kleider an, welche ich Ihnen schicken werde, und entfernen Sie Ihren Mann und Ihre Kinder.

Meine Kinder! rief sie erbebend. Nein, nein, nur als Mutter, nur unter dem Schutz ihrer unschuldsvollen Nähe will ich ihn wiedersehen, nur für meine Kinder will ich seine Theilnahme und seine Gnade annehmen.

Pöllnitz stampfte unwillig mit dem Fuß auf die Erde und murmelte einen Fluch zwischen seinen zusammengepreßten Lippen hervor.

Sie begreifen also nicht, daß unser ganzer Plan scheitern wird, wenn Sie nicht genau das thun, was ich Ihnen sage? Daß Sie nichts, gar nichts erlangen werden, wenn Sie es nicht klug und vorsichtig anfangen? Der König, sagen Sie, hat kein Herz! Nun wohl, er hat aber Sinne, und diesen müssen Sie schmeicheln, um vielleicht sein erkaltetes Herz wieder zu erwärmen. Sie müssen nicht blos in der Majestät Ihres Unglücks, sondern auch in dem verlockenden und üppigen Reiz Ihrer Schönheit ihm entgegen treten, Sie müssen durch Ihre Augen auf sein Herz wirken, und nicht mit Ihren Thränen, sondern mit Ihrem Lächeln ihn gewinnen wollen!

Sie sah ihn mit stolzen und verächtlichen Blicken an. Gehen Sie, sagte sie. Wir Beide haben nichts mit einander zu schaffen und nichts Gemeinsames kann zwischen uns sein. Ich würde Ihnen fluchen und mich zu rächen suchen für die neue Schmach und Entehrung, welche Sie mir eben mit Ihren kupplerischen, gemeinen Vorschlägen anthun, aber ich weiß wohl, daß ich nicht das Recht dazu habe, denn ich bin ein entehrtes, schmachbeladenes Weib, und Jedermann glaubt, das Recht zu haben, mich zu verhöhnen und meines Unglücks zu spotten. Gehen Sie!

Sie weisen mich also zurück? Sie wollen die Stimme eines wohlmeinenden Freundes nicht hören, Sie —

Herr von Pöllnitz! rief sie mit lauter, vor Zorn bebender Stimme, gehen Sie, sage ich Ihnen. Treiben Sie mich nicht auf's Aeußerste! Machen Sie nicht, daß ich die Nachbarn rufe und sie bitte, mich von diesem Ueberlästigen zu befreien, der sogar, das geheiligte Hausrecht nicht achtend, ein Frau belästigt und beleidigt, die ihn verachtet! Gehen Sie, und lassen Sie mich niemals wieder Ihr Antlitz sehen, Ihre Stimme vernehmen!

Nun wohl, ich gehe, sagte Herr von Pöllnitz. Leben Sie wohl, theuerste Frau Schommer. Aber ich werde wieder kommen, und vielleicht bin ich dann so glücklich, statt Ihrer die reizende Doris Ritter wiederzufinden, das schwärmerische junge Mädchen von ehemals, welches den Kronprinzen so leidenschaftlich liebte und sich seine Liebe und seine Geschenke so willig gefallen ließ.

Er lachte laut und verließ mit einer zierlichen Pirouette das einsame und düstere Gemach. Mit hastigen Schritten durcheilte er den Laden, und die Thür, welche nach der Straße führte, öffnend, stieß er mit dem Fuß die beiden Kinder bei Seite, welche auf der Schwelle saßen, und eilte auf die Straße.

Sie ist wahrhaftig noch stolz, murmelte er achselzuckend. Die Ruthenhiebe haben sie nicht demüthig gemacht. Das gefällt mir, und ich bin jetzt mehr wie jemals überzeugt, daß wir mit ihr reussiren werden. Sie muß und soll die Geliebte des Königs werden, und da sie nicht zu ihm gehen will, nun wohl, so werde ich ihn zu ihr bringen. Morgen wollte der König den Bauplatz für das Palais der Königin-Mutter besehen, das ist eine herrliche Gelegenheit, ihn zu veranlassen, in ihre Hütte einzutreten.

Doris Ritter hatte hochaufgerichtet, mit erhobenem Arm, mit stolzen Blicken Pöllnitz nachgesehen. Ihr ganzes Wesen war in einer fieberhaften Spannung, einem leidenschaftlichen Schwung. Zu dieser Stunde war sie nicht mehr das entehrte, schmachbeladene Geschöpf, vor dem Alles scheu und verachtungsvoll zurückwich, sondern sie war das stolze, sich seines Werthes und seiner Ehre bewußte Weib, welches den Beleidiger kühn zurückweist und keine Gnade, sondern eine gerechte Anerkennung ihrer selbst verlangt.

Aber als die Schritte des Barons verhallten, als Doris wieder allein war, da schwand die Extase und diese Begeisterung aus ihrem Wesen, und sie ward wieder das arme, schmerzzerrissene, gedemüthigte Weib.

Mit einem tiefen Wehlaut sank sie zurück auf den Stuhl, und die Hände in ihrem Schooß faltend, starrte sie lange vor sich hin. Einmal murmelte sie zwischen ihren zusammengepreßten Lippen hervor: Wehe ihm, wehe ihm, wenn er vergißt, was ich um ihn gelitten habe; wenn er die Schmach nicht tilgt, welche auf mir lastet! Wehe ihm, wenn er mich verachtet, wie sie Alle es thun! Dann wird Doris Ritter seine unversöhnliche Feindin werden, und sie wird Rache nehmen, so wahr ein Gott über ihr ist!

XXVII.

Der Heirathsantrag.

Nun, Muth gefaßt, mein schöner und verliebter Graf, sagte Frau von Brandt zu dem Grafen Boß, der mit höchst kläglicher Miene ihr gegenüber stand und in seinem Schmerz kaum sah, in welcher reizenden und bezaubernden Stellung seine schöne Armide vor ihm auf dem sammetnen Divan lag.

Ich begreife gar nicht, wie Sie heiter sein und lachen können, da Sie doch sagen, daß Sie mich lieben, sagte er schwermüthig.

Ja, ich liebe Sie auch wahrhaftig, sagte sie lachend, und gerade darum ist es ja, daß ich heiter bin. Wir nähern uns jetzt unserem Ziel, und bald wird der Vorhang, welcher uns der Welt verbirgt, undurchdringlich sein, denn Niemand wird es ahnen, daß der Gemahl der jungen und schönen Laura von Pannewitz die häßliche und alternde Frau von Brandt zu lieben im Stande wäre.

Sie häßlich, Sie alt, rief der junge, blonde Graf empört. Ein Glück für Sie, daß Sie es sind, welche solche Blasphemie ausspricht! Wenn es ein Anderer thäte, würde ich ihn tödten!

Und daran würden Sie sehr Unrecht thun, mein theuerster Freund, denn das hieße, unsere Liebe der Welt verrathen. Nein, nein, wenn man so zu Ihnen spricht, müssen Sie achselzuckend sagen: Ich kenne diese Frau von Brandt nicht. Was kümmert es mich, ob sie hübsch oder häßlich ist. Mag sie alt sein, wie Methusalem, mir gilt das gleich.

Niemals werde ich das sagen, niemals werde ich mich entschließen, eine so elende, entehrende Lüge auszusprechen! Nein, meine Theuerste, Sie selber können das nicht verlangen! Sie sehen, welche Gewalt Sie über mich haben, und doch sind Sie noch immer so hart und so grausam gegen mich. Sie haben mich dazu verdammt, mich zu vermählen, und ich habe mich Ihren Befehlen gefügt, obwohl mir war, als ob mein Herz brechen würde, als ich vorher der Königin meinen Antrag machte. Aber nun dürfen Sie nicht mehr verlangen, nun dürfen Sie nicht über mich auch noch die Strafe verhängen, Sie schmähen und verlästern zu sollen. Nein, nein, ich flehe Sie auf meinen Knieen, foltern Sie mich nicht so grausam, seien Sie barmherzig mit mir.

Er war vor ihr auf die Kniee gesunken und lehnte sein Haupt ganz zerbrochen an den Divan, auf welchem Frau von Brandt in hingegossener, nachlässiger Stellung lag.

Sie legte ihre Hand auf sein Haupt und spielte mit seinem schön frisirten Haarbeutel.

Ich bin nicht so grausam, ich bin nur vorsichtig, flüsterte sie fast zärtlich. Ich will unsere Liebe vor Gefahren behüten und ihr eine Ewigkeit des Glückes sichern. Vertrauen Sie mir, Alexander, und zweifeln Sie nicht. An dem Tage, an welchem Sie das Fräulein von Pannewitz zum Altare führen, werde ich Ihnen meine Arme öffnen und Ihnen sagen, daß ich Sie grenzenlos liebe!

Nein, nein, Sie lieben mich nicht, seufzte er schwermüthig. Sie sind immer hart und grausam gegen mich. Sie haben mir niemals irgend eine Gunst bewilligt, Sie haben mir niemals gestattet, auch nur einmal meine glühenden Lippen auf Ihren Mund zu pressen, nicht einmal ein kleines Geschenk haben Sie von mir annehmen wollen.

Ein unmerkliches, spöttisches Lächeln flog über das Antlitz der schönen Frau, während der begeisterte, leidenschaftliche junge Mann, noch immer auf seinen

Knieen liegend, so zu ihr sprach. Sie wandte ihr Gesicht ab, um ihn nicht in ihren Zügen lesen zu lassen. Er aber meinte, es geschähe, weil sie ihm schon wieder zürnte.

Mein Gott, sagte er ganz verzweiflungsvoll, Sie wollen mich nicht einmal mehr Ihr himmlisches Angesicht sehen lassen, Sie wollen mich also wahnsinnig machen? Was that ich denn, um diese neue Marter zu verdienen? Ist es denn so beleidigend, daß ich Sie um die Gunst bitte, von mir eine kleine Gabe, ein geringes Geschenk anzunehmen? Ach, es ist doch so süß, Diejenige, welche man liebt, zu zwingen, daß sie an uns denkt, ihr einen Ring an den zierlichen, durchsichtigen Finger zu stecken und ihr zu sagen: „So oft Du ihn ansiehst, wirst Du an mich denken!" Ihren Hals zu schmücken mit der funkelnden Kette und zu ihr zu sagen: „Jetzt bist Du gefesselt! Meine Liebe hat Dich in Banden geschlagen, Du bist Mein!" O, ein Mann kann nur dann erst an die Liebe der Geliebten glauben, wenn sie sich herabläßt, von ihm ein Geschenk anzunehmen.

Und Sie werden dann wirklich an mich glauben? sagte sie mit ihrem zärtlichsten, hinschmelzenden Ton, indem sie ihm ihr lächelndes Antlitz wieder zuwandte.

Ja, sagte er ganz entzückt, dann werde ich ein wenig an Sie glauben!

Nun denn, so geben Sie mir irgend Etwas, das mich an Sie erinnern soll, das ich tragen kann, wie das Hündchen das Halsband trägt, auf welchem der Name seines Herrn eingepreßt ist.

Sie streckte ihm ihre Hand entgegen, er küßte sie leidenschaftlich, dann zog er aus seinem Busen ein Etui hervor und legte es in ihre Hand, die kaum im Stande war, diesen großen und schweren Kasten zu tragen.

Aber das enthält nicht blos einen Ring, sagte sie vorwurfsvoll, oh, Sie haben mich getäuscht, Sie haben meine Güte gemißbraucht, und statt mir ein kleines Andenken zu geben, wollen Sie mit dem Stolz eines Königs mich mit Ihrem Reichthum überschütten. Nehmen Sie dieses Etui zurück, Herr Graf. Ich will seinen Inhalt gar nicht sehen, ich will gar nicht wissen, wie weit Ihr verschwenderischer Stolz und Hochmuth geht. Nehmen Sie Ihre Schätze, und geben Sie mir dafür den einfachen Ring, den ich anzunehmen versprochen habe.

Sie war aufgestanden und reichte ihm mit der Miene einer beleidigten Königin das Etui zurück, dessen Inhalt sie freilich nicht kannte, dessen Werth sie aber an der Größe und Schwere des Etuis errathen hatte.

Ihr armer Liebhaber stand ihr mit einer wahrhaft verzweiflungsvollen Jammermiene gegenüber.

Wenn Sie mich wirklich zu Tode martern wollen, so thun Sie's rasch und auf einmal, aber nicht so langsam Tag für Tag und Stunde um Stunde, sagte er fast weinend. Ich thue Alles, was Sie befehlen, ich heirathe sogar um Ihretwillen, und Sie wollen mir nicht den kleinsten Gefallen erzeigen?

Er weinte jetzt wirklich und wandte sich ab, um sie seine Thränen nicht sehen zu lassen. Dann, sich plötzlich zusammenraffend, sagte er mit dem Trotz der Verzweiflung: Nun wohl denn! Ich will von Ihnen lernen, wie man Nein und immerfort nur Nein sagt! Wenn Sie sich weigern, dieses Etui anzunehmen, werde ich mich weigern, das Fräulein von Pannewitz zu heirathen. Zwingen Sie mich jetzt, diese elenden Steine wieder einzustecken, so gehe ich sofort zur Königin und sage ihr, daß ich mich geirrt habe, daß ich das Fräulein von Pannewitz nicht heirathen will und kann, daß ich meinem Plan entsage und sofort Berlin verlasse, um auf Reisen zu gehen.

Nein, Sie dürfen nicht gehen, Sie dürfen mich nicht verlassen, rief sie mit dem Anschein des Schreckens. Geben Sie her das Etui, ich nehme es an! Ich will nicht, daß Sie Berlin verlassen. Hören Sie, ich will es nicht!

Der junge Graf stieß einen Schrei des Entzückens aus und eilte mit offenen Armen auf sie zu. Aber Frau von Brandt wehrte ihn sanft zurück.

Wenn Sie verheirathet sind, werde ich Ihnen selbst meine Lippen darreichen, früher nicht! Heute nehme ich nur dieses Etui an, aber ich werde es jetzt nicht öffnen, damit wir uns nicht nochmals entzweien!

Graf Voß war außer sich vor Rührung und Dankbarkeit, und in der Sehnsucht seines Herzens schwur er, heute noch sich mit dem Fräulein von Pannewitz vermählen zu wollen, um dann endlich das Geschenk eines Kusses von Frau von Brandt erlangen zu können.

Seine schöne Geliebte lachte. Die Liebe ist freilich im Stande, Berge zu versetzen, sagte sie, aber sie vermag nicht, der Zunge einer Königin Flügel zu verleihen. — Sie haben Ihre Angelegenheit in die Hände der Königin-Mutter niedergelegt. Sie haben diese hohe Dame zur Freiwerberin für sich ernannt, und nun werden Sie's abwarten müssen, bis es Ihro Majestät gefällig ist, dem Fräulein von Pannewitz Ihren Antrag zu machen.

O, sie wird das noch heute thun, die Königin hat es mir versprochen! Ich mußte mich wohl bequemen, ihr meinen Antrag zu machen, denn die Familie des Fräulein von Pannewitz verlangte ausdrücklich von mir, daß ich zuerst die Einwilligung der Königin hätte, bevor sie mir ihre Einwilligung zu meiner Vermählung geben könnte.

Und Laura selbst? Haben Sie auch schon diese um ihre Einwilligung gefragt?

O die! rief der eitle Graf achselzuckend. Ihrer Einwilligung darf ich wohl gewiß sein. Sie ist ein armes Fräulein, abhängig von der stolzen Königin-Mutter, und ich werde sie zu einer Gräfin machen und werde ihr die Freiheit geben, unabhängig auf ihren Gütern zu leben, wo sie Alles haben wird, Ehre, Reichthum, Glanz und Freiheit, nur nicht mich, nicht einen Gemahl!

Arme Laura! sagte Frau von Brandt leise.

Sie beklagen sie! Aber ich werde indeß bei Ihnen sein!

Ja, Sie werden bei mir sein. Aber heute sind Sie schon zu lange bei mir gewesen. Das könnte auffallen, könnte Verdacht erregen. Gehen Sie also! Lassen Sie mich für Sie handeln. Handeln Sie selbst! Lassen Sie sich von keinen Schwierigkeiten zurückschrecken. Denken Sie immer an das Ziel, das Ihrer wartet. Gehen Sie!

Der Graf verabschiedete sich seufzend, während Frau von Brandt kaum im Stande war, ihre Ungeduld und ihr Verlangen, allein zu sein, zu verbergen.

Sie sah ihm mit einem verächtlichen Lächeln nach, als er sie endlich verließ. Eitler Thor, flüsterte sie achselzuckend. Er verdient es, betrogen zu werden, denn er ist ein Narr! Aber jetzt, jetzt will ich doch sehen, was dieses kostbare Etui enthält.

Sie flog zu dem Tische hin und öffnete hastig den Deckel. Ein Schrei der Ueberraschung entfuhr ihren Lippen und ihre Augen strahlten vor Freude so hell und glühend, wie jene Brillanten dort auf dem seidenen Polster des Etuis.

Ach, das ist in der That ein königliches Geschenk, flüsterte sie athemlos. Mehr als königlich, denn ich glaube nicht, daß der König Friedrich jemals im Stande wäre, irgend einer Frau solche Brillanten zu schenken. Aber ich habe sie verdient durch mein wundervolles Comödienspiel. Mein Gott, dieser arme Graf ist jetzt fast überzeugt, daß ich das edelste, uneigennützigste und liebevollste Weib der ganzen Erde bin! Sich den Anschein zu geben, sein Geschenk nicht annehmen zu wollen, wie klug, wie fein berechnet das neulich von mir war! Ich wußte wohl, daß wenn ich ihm das kleine Etui, welches er mir damals brachte, zurückgeben würde, er in der Extase seines Entzückens es mit einem größeren und kostbareren vertauschen würde, um damit wo möglich mein Herz zu rühren! O, wie ich heute dieses große Etui aus seiner Brusttasche hervorkommen sah, wie da mein Herz hüpfte vor Entzücken, wie ich kaum meine Hände zurückhalten konnte, welche sich sehnten, den kostbaren Schatz zu erfassen! Und doch vermochte ich es über mich, mir nochmals den Anschein der Weigerung zu geben. Doch bezwang ich meine Ungeduld und öffnete nicht in seiner Gegenwart den Deckel! Er würde sonst wider meinen Willen in meinen Augen mein Entzücken gelesen haben, und das hätte den armen Narren irre machen können an meiner uneigennützigen Liebe. Wahrlich, es war sehr klug, sehr diplomatisch von mir, und selbst Manteuffel könnte nicht schlauer und überlegter gehandelt haben!

Sie neigte sich wieder über die funkelnden Brillanten und drückte ihre brennenden Lippen auf die kalten Steine. O, wie ich Euch liebe, Ihr schönen Steine, flüsterte sie fast zärtlich, wie Eure funkelnden Blicke mein Herz durchleuchten, wie Euer kalter Kuß mein ganzes Wesen durchglüht und begeistert! Ich liebe Euch mehr, als irgend ein menschliches Wesen, ich hege höheres Verlangen nach Euch, als nach irgend einem Manne, und wenn Ihr Euch um meinen Nacken schlingt, so ist mir das die herrlichste und liebste Umarmung. Seid also gegrüßt und geküßt, meine Geliebten, und willkommen geheißen in meinem Hause und an meinem Busen! O, es soll Euch wohl gehen bei mir, und ich werde dafür sorgen, daß Ihr immer in guter und Eurer würdigen Gesellschaft seid! Es laufen noch so viele von Euren Brüdern in der Welt herum, und ohne Zweifel habt Ihr Sehnsucht, von Euren Brüdern und Vettern so viele wie möglich bei Euch zu haben. Nun, ich theile Eure Sehnsucht, und werde mich bemühen, sie zu erfüllen, und immer mehr, mehr von Eurer Verwandtschaft in meinen Besitz und in Eure Gesellschaft zu bringen. Auch Eure Cousinen, die Perlen, will ich einladen, und Ihr sollt Euch mit ihnen verbinden, und es soll eine Vermählung werden unter den Brillanten und Perlen, lustiger und prächtiger als die Vermählung des Grafen Voß mit der schönen Laura von Pannewitz!

Sie lachte laut in dem Uebermuth ihres Glückes und schloß den Deckel des Etuis wieder, um dasselbe dann sorgsam in ihrem Schreibtisch zu verschließen.

Und jetzt zur Königin-Mutter, sagte sie. Die Mine ist gelegt, ich will das Feuer an die Lunte bringen, damit das Pulver sich entzünde.

Ich muß der Königin andeuten, daß die Vermählung der schönen Laura mit dem Grafen Voß nothwendig ist, um ein Aergerniß in der königlichen Familie zu vermeiden, ich muß — eh bien, nous verrons! Ich höre schon die Stimme der Königin. Sie hat ihre Promenade im Garten begonnen und ich darf dabei nicht fehlen.

Sie nahm Hut und Shawl und eilte hinunter in den Garten.

XXVIII.

Die Königin als Freiwerberin.

Die Königin-Mutter lustwandelte in den schattigen Gängen des Gartens von Monbijou. Sie schien heute ungewöhnlich heiter, ihr Gesicht war lächelnd, wie man es lange nicht gesehen, und ihre sonst so stolzen und ernsten Augen leuchteten heute in einem sanfteren und milderen Feuer.

Die Königin hatte aber auch allerdings wohl Grund, heiter zu sein, denn ihre stolzen, so lange Jahre vergeblich gehegten Wünsche schienen sich jetzt alle verwirklichen zu wollen, und alle diese schönen Versprechungen, welche ihr damals ihr Sohn bei seinem ersten Besuche gemacht und an die sie kaum zu glauben gewagt hatte, fingen schon an, sich zu verwirklichen. Sie hatte bereits die erste Monatszahlung ihres verdreifachten Wittwenjahrgeldes erhalten, ihr Hofstaat war vergrößert und auf einem wahrhaft königlichen Etat eingerichtet, und gestern hatte ihr der König gesagt, daß er heute selber den Bauplatz zu dem neuen Palais der Königin bestimmen werde. Außerdem bewiesen ihr die Huldigungen, welche sie vom ganzen Hofe und besonders auch von den Lieblingen und der nächsten Umgebung des Königs empfing, wie vielen Einfluß man ihr zuschrieb und wie große Bedeutung man auf ihre Gunst und Gnade legte. Während die Königin Elisabeth Christine sich still und glanzlos nach ihrem Schlosse Schönhausen zurückgezogen hatte und dort wie in einsamer Wittwentrauer lebte, war das Lustschloß Monbijou der Sammelplatz des ganzen Hofes geworden und Jedermann eilte, der Königin-Mutter seine Huldigungen darzubringen. Selbst der junge König, welcher seine Gemahlin in Schönhausen noch nicht mit einem einzigen Besuche erfreut hatte, kam fast täglich, seiner Königin-Mutter aufzuwarten, und ein glänzendes Gefolge von Cavalieren begleitete ihn.*)

Die Königin Sophie Dorothea hatte wohl Grund, heiter zu sein und mit freudestrahlenden Blicken in die Zukunft zu sehen. Zudem war es heute zum ersten Male, daß sie mit ihrem glänzenden Gefolge ihren Spaziergang machen konnte, denn seit gestern erst war dasselbe ganz vervollständigt und eingerichtet worden. Wenn die Königin jetzt hinter sich blickte, und sie that es zuweilen, so sah sie da hinter sich nicht mehr die zwei Hofdamen von früher, allein und gelangweilt, einherwandeln, sondern es waren da sechs Hofdamen, sechs der schönsten und vornehmsten Damen des Adels, welche zum Dienst der Königin bestimmt waren und jetzt im heitern Gespräch mit den vier Hofcavalieren der Königin, welche der König selbst ausgewählt und ernannt hatte, ihr folgten. Sie hörte, während sie mit ihrem Hofmarschall, dem Grafen Rhedern, sprach, das lustige Lachen des neuernannten Hoffräuleins Louise von Schwerin und die sanfte, melodische Stimme der schönen Laura von Pannewitz, deren Anmuth und stolze Schönheit selbst ihrem Gemahl, dem König, imponirt und ihn auf einige Wochen sogar in den ungewohnten Zustand der Verliebtheit versetzt hatte.*)

Es war in der That ein befriedigendes Gefühl, so, gefolgt von der Schönheit, Anmuth und Jugend, einherzuwandeln in diesem duftenden, belaubten und vom Vögelgezwitscher erklingenden Garten, an dessen Seite sich die vom Sonnenschein beleuchtete Spree wie ein silbernes Band hinschlängelte und die heiße Luft mit sanfter Kühlung fächelte.

Die Königin, wie gesagt, war ungewöhnlich heiter, denn sie hatte so eben eine neue Gewähr ihrer Bedeutsamkeit und ihres Einflusses erhalten, einen neuen Beweis, wie viel Macht man ihr über das Gemüth ihres Sohnes, des jungen Königs, beilegte.

Der Graf Rhedern hatte die Königin-Mutter um ihren Beistand und ihre Vermittelung angefleht, er hatte sie gebeten, für ihn in einer sehr delicaten und wichtigen Sache die Fürsprecherin bei König Friedrich zu sein. Der Graf wollte sich verheirathen, aber es fehlte ihm noch die Einwilligung des Königs zu seiner Vermählung, und diese würde wahrscheinlich sehr schwer zu erlangen sein, denn die Auserkorene des Grafen war leider kein Fräulein von altem, gutem Adel, sondern sie hatte das Unglück, nur die Tochter eines Berliner Kaufmanns zu sein.

Aber ich begreife nicht, sagte die Königin nach

*) Thiébault II, pag. 84.

*) Mémoires de Fréderique Sophie Wilhelmine, Margrave de Baireuth. Vol. II. pag. 380.

diesen vertraulichen Mittheilungen des Grafen, ich begreife nicht, weshalb Sie auch eigentlich dieses Mädchen heirathen wollen! Ich sollte meinen, der Adel unseres Königreichs sei noch nicht arm an schönen und heirathsfähigen Damen, und ein Graf Rhedern hätte nicht nöthig, so tief herabzusteigen, um sich eine Gemahlin zu suchen. Blicken Sie hinter sich, Graf, und Sie werden da die schönsten Fräulein sehen und Alle von reiner und untadelhafter, altadeliger Herkunft.

Ew. Majestät haben hier, wie immer, Recht, seufzte der Hofmarschall Graf Rhedern. Diese Damen sind schön, vornehm, jung und liebenswürdig, aber es fehlt ihnen eins, um vollkommen zu sein. Mamsell Orguelin ist weder schön noch vornehm, weder jung noch liebenswürdig, aber sie hat das Eine, welches jenen Zauberinnen fehlt, und um dieses Einen willen bin ich gezwungen, sie zu heirathen.

Graf, Sie sprechen in Räthseln, und wie mir scheint, in sehr zweideutigen Räthseln, rief die Königin fast zürnend. Was ist dieses Eine, welches die Mamsell Orguelin hat und um dessentwillen Sie gezwungen sind, sie zu heirathen?

Ew. Majestät, dieses Eine ist das Geld!

Ah, das Geld! sagte die Königin lächelnd. In der That, es steht einem Cavalier wohl an, um des Geldes willen eine Heirath unter seinem Stande zu machen.

Gerade, Majestät, weil ich an die Verpflichtungen, die mir mein Stand und mein Wappen auferlegten, dachte, gerade darum habe ich mich zu dieser unwürdigen Partie entschließen müssen. Mögen Ew. Majestät es verzeihen, wenn ich es wage, vor Ihnen die verschwiegene Pein und die sorgsam verschleierte Misere meines Hauses zu enthüllen! Das Geschlecht der Grafen Rhedern ist ein altes, ruhmwürdiges und erhabenes. Meine Väter sind immer reich an Tugenden gewesen, aber niemals reich an Geld. Es scheint, als wenn ihnen immer nur die eine Tugend der Sparsamkeit gefehlt habe; sie waren zu großmüthig, um irgend Jemanden eine Bitte abschlagen zu können, zu nobel und zu stolz, um ihr gräfliches Haus den Anforderungen ihres geringen Vermögens gemäß einzurichten. Sie hielten äußerlich den gräflichen Glanz und den Pomp ihres Standes aufrecht und nagten dabei heimlich und ungesehen an der harten Brodrinde ihrer Dürftigkeit. So ist es gegangen von Vater auf Sohn, so haben sich die Schulden immer vergrößert, die Einnahmen verringert, und wenn ich jetzt mich nicht entschließe, mit einem Gewaltstreich dieser Noth ein Ende zu machen, wenn ich nicht, wie weiland Kaiser Alexander, den Muth habe, den gordischen Knoten auf Einen Schlag zu zerhauen, statt ihn mühsam von einander zu fädeln, so werde ich bald dem Hof und dem Adel das entsetzliche Beispiel geben, daß ein Graf Rhedern gezwungen ist, sein Hotel, seine Equipage, seine Meubles und Bedienten abzuschaffen, um fortan als ein Bettler zu leben!

Ah, dies ist in der That eine traurige und dringende Angelegenheit, rief die Königin theilnahmsvoll. Aber giebt es denn unter unserem Adel keine reichen Erbinnen, deren Vermögen Sie erretten könnte?

Keine, Ihro Majestät, welche, wie die Mamsell Orguelin, mir ein Vermögen von drei Millionen einbringen würde.

Drei Millionen! Das ist viel, und jetzt sehe ich vollkommen ein, weshalb Sie gezwungen sind, diese Orguelin zu heirathen. Ich gebe Ihnen meine Einwilligung und ich verspreche Ihnen, daß auch mein Sohn, der König, Ihnen dieselbe nicht versagen soll. Treffen Sie also immer Ihre Vorbereitungen und fürchten Sie nichts. Ich bürge Ihnen dafür, daß der König Ihnen keinen Refus giebt!

Oh, wenn Ew. Majestät das sagen, bin ich von dieser Seite her meiner Sache sicher, rief der Graf Rhedern mit einem schweren Seufzer.

Wie, dennoch seufzen Sie, Graf?

Majestät, es fehlt mir noch eine andere Zustimmung zu meiner Vermählung, es fehlt mir noch das Jawort der Braut! Und dieses Jawort ist an eine Bedingung geknüpft, welche wiederum auch nur durch die Gnade Ew. Majestät erfüllt werden kann!

Die Königin lachte. Nun wahrlich, das ist ein seltsamer Brautstand. Sie reden ganz ernsthaft von Ihrer nahe bevorstehenden Vermählung und sind noch nicht einmal verlobt. Sie sprechen von Ihrer Braut, aber Mademoiselle Orguelin hat Ihnen noch nicht ihr Jawort gegeben, und ob sie es thut, das hängt von mir ab, sagen Sie?

Ja wohl, Ew. Majestät! Denn dieses Mädchen, welches auf ihre drei Millionen so stolz ist, als ob es der älteste und herrlichste Stammbaum wäre, dieses Mädchen will nur unter der Bedingung meine Gemahlin werden, daß sie vom Hofe feierlich anerkannt und zu allen Hoffesten, ihrem Range als Gräfin Rhedern gemäß, Zutritt habe.

Nun wahrlich, das ist eine starke Anmaßung! rief die Königin mit unwilligem Stirnrunzeln. Eine Krämerstochter, welche den Uebermuth so weit treibt, am Hofe des Königs von Preußen erscheinen zu wollen! Nimmermehr wird das geschehen und nimmermehr kann ich selber einer solchen Neuerung das Wort reden, denn sie ist verderblich und nur dazu geeignet, das Ansehen des Adels zu schwächen und ihm sein höchstes und schönstes Vorrecht, sich den Königen allein nahen zu dürfen, zu entziehen und zu schmälern. Diese Ansicht war es, welche mich gehindert

hat, diesen sogenannten Grafen Néal an meinem Hofe zu empfangen, obwohl mein Sohn, der König, ihm freien Zutritt an dem seinigen bewilligt hat und es, wie ich sehr wohl weiß, gerne sehen würde, wenn ich diesen Grafen seiner Erfindung auch an meinem Hofe dulden würde. Aber als Königin und als Dame kann ich dies nicht thun! Es muß eine Schranke geben, welche das Königthum abgrenzt von der niedrigen und gemeinen Welt, und nur der reine, unverfälschte Adel kann diese Schranke bilden. Sie sehen also, mein armer Graf, daß ich diesmal Ihre Bitte nicht erfüllen kann.

Oh, Majestät, flehte der Graf, die gefalteten Hände zu der Königin empor streckend, Majestät, haben Sie Mitleid mit mir! Wollen Ew. Majestät gnädigst daran denken, daß ich ruinirt, daß ich ein Bettler bin, wenn diese Verbindung fehl schlägt, wenn ich die drei Millionen der Mademoiselle Orguelin nicht heirathen kann.

Ah, freilich, das hatte ich vergessen, sagte die Königin sinnend.

Zudem, fuhr der Graf muthiger fort, zudem ist auch dies ein ganz anderer Fall, und ich glaube nicht, daß meine erhabene Königin hier ein Prinzip zu wahren habe, wie dies bei der Angelegenheit mit dem soi disant Grafen Néal der Fall ist. Ein Mann vertritt immer sich selbst und sein Geschlecht, und keine Macht der Erde kann ihm edleres und besseres Blut einflößen, als wie es einmal in seinen Adern fließt. Aber mit einer Frau ist das anders. Sie empfängt den Namen ihres Gemahls und wird von seinem Stande getragen, sie wird Blut von seinem Blut und kann dem Adel seines Namens keinen Eintrag thun. Die Söhne der Gräfin Rhedern werden immer doch die Grafen Rhedern sein, wenn auch die Mutter aus keinem adeligen Geschlecht entsprossen ist und unser gräfliches Wappen mit einem Querbalken verunziert.

Es ist wahr, sagte die Königin, dies ist ein anderer Fall, als mit dem Abenteurer Néal. Der Rang ihres Gemahls wäre im Stande, uns einen Schleier decken zu lassen über die dunkle Geburt dieser neugebackenen Gräfin.

Und Ew. Majestät würden in Ihrer Gnade die segensvolle Beschützerin unserer Familie sein, sagte Graf Rhedern mit süßem, einschmeichelndem Ton. Ew. Majestät würden nicht allein meinem Hause wieder zu gräflichem Glanz und Ansehen verhelfen, sondern Sie würden auch dem Lande diese drei Millionen der Mademoiselle Orguelin erhalten, denn im Falle ich nicht im Stande bin, diese Bedingung, welche mir die Millionärin gestellt, zu erfüllen und ihr das Entrée bei Hofe zu verschaffen, wird Mademoiselle Orguelin einen jungen, reichen Holländer heirathen, welcher der Hausfreund ihres Vaters und eigens hierher gekommen ist, sich um die Hand seiner Tochter zu bewerben.

Ah, wenn es so ist, dann wird es fast zu einer Pflicht, dieses Mädchen Ihnen zu geben, um ihre Millionen nicht außer Landes gehen zu lassen, sagte die Königin lächelnd. Seien Sie also außer Sorgen, Graf, Ihre Bitten sollen erfüllt werden und diese kleine Millionärin, welche sich so sehr sehnt, bei Hofe zu erscheinen, soll ihren Willen haben. Ich werde noch heute mit meinem Sohn, dem König, das Nöthige besprechen und Sie können im Voraus seiner Einwilligung gewiß sein.

Und die Königin, welche sich ganz glücklich und stolz fühlte, eine Gelegenheit zu haben, um dem Hofe zu zeigen, welchen Einfluß sie auf ihren königlichen Sohn ausübe, reichte mit einem gnädigen Lächeln dem

Grafen ihre Hand zum Kusse dar und hörte wohlgefällig den leidenschaftlichen Exclamationen seiner Dankbarkeit und Ergebenheit zu.

Dann verabschiedete sie ihn mit einem gnädigen Kopfneigen und befahl ihm, die Frau von Brandt, deren fröhliche Stimme sie längst schon vernommen hatte und die eben wieder die Hofdamen und Cavaliere mit einer ihrer pikanten und drolligen Geschichten laut lachen machte, zu ihr zu bescheiden.

Während der Hofmarschall wie ein Pfeil davon flog, die Befehle seiner königlichen Gebieterin zu erfüllen, ging die Königin sinnend und lächelnd weiter. Jetzt, da man ihr ein wenig gestattete, Königin zu sein, jetzt regte sich auch wieder das Weib in ihr; sie fand es ganz amüsant und ergötzlich, bei den Liebesaffairen der Hofleute die Hände ein wenig im Spiel zu haben und als wohlthätige Fee die Vermittlerin der Liebesverhältnisse und Ehen zu sein. — Zwei der angesehensten Grafen hatten sie heute um ihre Unterstützung angefleht, für Beide sollte sie als Freierwerberin auftreten, Beide verlangten von ihr das Glück und die glanzvolle Zukunft ihres Hauses.

Die Königin, wie gesagt, fühlte sich geschmeichelt und angeregt von diesen Anforderungen, und sie war daher in der besten und gnädigsten Laune, als sie die Frau von Brandt empfing und das Gespräch mit ihr begann.

Anfangs waren es nur gleichgültige Dinge, welche den Gegenstand ihrer Unterhaltung bildeten, aber Frau von Brandt wußte sehr wohl, weshalb die Königin ihr die Ehre einer besonderen Unterredung gestattet hatte, sie hielt das Licht bereit, welches die Mine in Brand stecken sollte, die sie um das Glück und die Liebe der armen Laura von Pannewitz gelegt hatte.

Wissen Sie, fragte die Königin plötzlich, wissen Sie, daß wir ein Liebespaar an meinem Hofe haben?

Ein Liebespaar? wiederholte Frau von Brandt mit so sichtlichem Erschrecken und Erstaunen, daß die Königin darüber betroffen ward.

Mein Gott, sagte sie lächelnd, Sie erschrecken so sehr, daß man fast meinen sollte, wir lebten hier in einem Kloster, und es sei ein Verbrechen, hier von Liebe und vom Heirathen zu sprechen. Oder wär es nur ein wenig Aerger darüber, daß Sie dieses Liebesverhältniß nicht kannten?

Verzeihung, Majestät, sagte Frau von Brandt leise, ich kannte dieses Liebesverhältniß wohl, aber ich konnte nicht ahnen, daß auch Ew. Majestät davon unterrichtet wären.

Sie kannten es also? Ja freilich, das Fräulein von Pannewitz ist ja Ihre Freundin und es ist daher sehr natürlich, daß sie Sie zur Vertrauten ihrer Liebe gemacht hat.

Ja wohl, ich bin die Vertraute dieser unglücklichen und thränenreichen Liebe gewesen, sagte Frau von Brandt seufzend, aber Ew. Majestät können versichert sein, daß ich keine Ueberredungskünste, keine Bitten, ja selbst keine Drohungen unversucht gelassen habe, um dieses arme, schwärmerische junge Mädchen von dieser unseligen und traurigen Liebe zu heilen.

Nun, Sie hätten diese Bemühungen sparen können, sagte die Königin lächelnd, denn diese Liebe ist nicht, wie Sie sagen, eine traurige und unselige, sondern eine glückliche! Der Graf Voß war heute Morgen hier und hat bei mir um die Hand des Fräulein von Pannewitz angehalten.

Arme, unglückliche Laura! seufzte Frau von Brandt.

Wie? rief die Königin, Sie beklagen sie noch, während ich Ihnen doch sage, daß ihre Liebe keine unglückliche, sondern eine glückliche ist, daß der Graf Voß dieselbe theilt und um ihre Hand wirbt?

Aber was hat denn der Graf Voß mit Laura's Liebe zu theilen? fragte Frau von Brandt mit so gut gespieltem Erstaunen, daß die arglose Königin wohl davon getäuscht werden konnte.

Nun, wahrlich, dies ist eine seltsame Frage, rief die Königin achselzuckend. So eben erst sagen Sie mir, daß die Pannewitz eine unglückliche Liebe zu dem Grafen Voß hege, und wie ich Ihnen sage, daß dies

keine unglückliche Liebe sei, sondern daß der Graf eben bei mir um die Hand meines Hoffräuleins geworben habe, fragen Sie mich ganz erstaunt, was denn der Graf Voß mit Laura's Liebe zu theilen habe.

Verzeihung, Majestät, seufzte Frau von Brandt, ich sagte nicht, daß meine arme Freundin den Grafen Voß liebe!

Wie? rief die Königin ungeduldig. Es ist also nicht der Graf Voß? Mein Gott, wen liebt sie denn und wer ist es, der ihr sogar eine unglückliche und thränenreiche Liebe einflößen kann? Kennen Sie ihn? Wissen Sie seinen Namen?

Majestät, ich kenne ihn, aber ich habe mit einem heiligen Eide auf die Bibel gelobt, ihn niemals über meine Lippen kommen zu lassen!

Es war sehr unüberlegt von Ihnen, ein solches Gelöbniß zu thun, rief die Königin ungeduldig.

Majestät, es war meine Freundin, welche es von mir forderte, und Angesichts ihres Kummers und ihrer Thränen durfte ich ihr eine Bitte nicht abschlagen, durch deren Erfüllung ich ihr wenigstens den traurigen Trost gewähren konnte, ihre Klagen und ihre Pein in den Busen einer treuen und verschwiegenen Freundin ergießen zu können. Aber eben diese Freundschaft legt mir Verpflichtungen auf, macht es mir zur heiligen Pflicht, Ew. Majestät anzuflehen, diesen Heirathsantrag des Grafen Voß mit allen Mitteln Ihrer königlichen Gewalt zu unterstützen und meine arme Laura selbst, wenn es sein muß, zu einer Vermählung mit ihm zu zwingen.

Wie? Sie sagen, daß sie einen Andern liebt und doch wollen Sie, daß man sie zwinge, den Grafen Voß zu heirathen?

Majestät, es giebt kein anderes Mittel, um Unheil und Schmach von dem Haupte meiner theuren Laura abzuwenden, kein anderes Mittel, um zwei edle und erhabene Herzen vor den Verirrungen ihrer unseligen Leidenschaft zu bewahren. Laura ist das keuscheste, edelste und tugendhafteste Mädchen, aber sie liebt, und den Thränen, den Zornesausbrüchen, der leidenschaftlichen Gluth des Geliebten gegenüber wird jedes Weib doch zuletzt schwach und hört keine andere Stimme mehr, als die ihres Geliebten.

Also diese Liebe wird erwiedert? fragte die Königin erstaunt.

O, Majestät, vor einer unerwiederten Liebe würde Laura wohl ihr jungfräulicher Stolz bewahren.

Und doch nennen Sie diese Liebe eine unselige und thränenreiche?

Ich nenne sie so und sie ist es, denn es stellen sich ihr unüberwindliche Hindernisse entgegen, ein Abgrund liegt zwischen diesen beiden Liebenden, über dem sie sich niemals die Hände reichen können, sondern in den sie hinabstürzen müssen, um vereinigt zu werden! Jedes Wort, welches diese Armen, Unglücklichen von ihrer Liebe sprechen, ist ein Vergehen, ja — ein Hochverrath!

Ein Hochverrath! rief die Königin, deren Augen jetzt leuchteten vor Zorn und Entrüstung. Ah, ich verstehe Sie jetzt. Dieses übermüthige, stolze Mädchen wagt es, ihre Augen so hoch zu erheben, wie nur eine Prinzessin von königlichem Blut es darf. In dem Hochmuth ihrer Schönheit vermeint sie vielleicht hier eine La Vallière oder gar eine Maintenon spielen zu können. Ja, ich begreife jetzt Alles. Ihre schmachtende Bläße, ihre Seufzer, ihr wehmüthiges Lächeln, ihr Erröthen und Erblassen vorher, als ich ihr sagte, daß heute der König mit seinem Hofe hierher kommen würde! Ja, ja, es ist so, die Pannewitz liebt den —

O, Majestät, rief Frau von Brandt flehend, wollen Sie die Gnade haben, den Namen nicht auszusprechen! Ich müßte ihn ableugnen, und das wäre ein Verbrechen gegen Ew. Majestät, aber wenn ich ihn zugestände, müßte ich meinem heiligen Eide und meiner Freundschaft untreu werden! Ew. Majestät haben in Ihrer Weisheit verstanden, was ich nur mit halben Worten anzudeuten wagte, und meine erhabene Königin weiß jetzt, warum mir eine schnelle Vermählung mit dem Grafen Voß als ein Rettungsmittel erscheint für diese beiden edlen und großen Herzen, welche sich sonst verzehren möchten in Schmerzen und Sehnsucht, oder einer Leidenschaft unterliegen werden, die stärker ist, als ihre Ueberlegung und ihr Pflichtgefühl.

Noch in dieser Stunde wird das Fräulein von Pannewitz sich entschließen müssen, die Braut des Grafen Voß zu werden, rief die Königin gebieterisch. Wehe ihr, wenn sie es wagt, sich zu weigern, wenn sie in ihrem frechen Uebermuth so weit geht, bei einer Liebe zu beharren, die ich mit der ganzen Kraft meines königlichen Willens zu zerstören entschlossen bin!

Mögen Ew. Majestät ganz den Eingebungen Ihrer Weisheit und Ihres königlichen Geistes folgen. Nur bitte ich Ew. Majestät um die Gnade, der armen Laura nicht zu sagen, durch wen Ew. Majestät ihr unseliges Geheimniß erfahren haben.

Ich verspreche Ihnen das! sagte die Königin, die in ihrer zornigen Ungeduld jetzt mit ungewohnter Schnelle, ganz ihrer königlichen Würde vergessend, sich umwandte und gerade auf ihr Gefolge hineilte, das bei ihrer Annäherung scheu und ehrfurchtsvoll stehen blieb und sich zu beiden Seiten der Allee aufstellte.

Aber in demselben Moment sah man einen der von Goldtressen blitzenden königlichen Lakaien von der Seite des Schlosses dahereilen; er näherte sich der dienstthuenden Hofdame, Fräulein von Pannewitz, und flüsterte ihr hastig einige Worte in's Ohr.

Sofort eilte das Fräulein der Königin entgegen und sich tief verneigend, sagte sie: Ihro Majestät die regierende Königin ist so eben vorgefahren und fragt, ob Ew. Majestät geneigt sind, dieselbe zu empfangen.

Die Königin antwortete nicht sogleich. Sie blickte mit einem zermalmenden Ausdruck von Verachtung auf das junge Mädchen, das mit niedergeschlagenen Augen, ganz Ergebenheit, ganz Demuth, vor ihr stand, und obwohl sie nicht zu der Königin emporsah, doch die Schwere und das Gewicht ihrer verächtlichen Blicke zu empfinden schien, denn sie erröthete tief und ein schmerzlicher, angstvoller Ausdruck malte sich in ihren Zügen.

Die Königin fand, daß Laura mit diesem Erröthen von einer bezaubernden Schönheit sei, sie hätte sie, in der Leidenschaft ihres Zorns, unter ihre Füße treten mögen, um sie zu strafen für diese anmaßende und hochverrätherische Schönheit. Sie fühlte es als eine Unmöglichkeit, noch länger zu schweigen, noch länger die Entscheidung zurückzuhalten. Der Krater ihres Zornes dampfte und loderte in hellen Feuersäulen auf und mußte sich in verheerenden und vernichtenden Lavaströmen ergießen. Die Königin war jetzt ganz wieder nur ein leidenschaftliches, rücksichtsloses Weib, nichts weiter, und nur von ihrer Leidenschaft und der Gewalt ihres empörten Stolzes ließ sie sich bestimmen.

Ich gehe, Ihro Majestät zu empfangen, sagte Sophie Dorothea mit zitternden Lippen. Ihro Majestät ist ohne Ceremoniel gekommen und ich werde sie daher ohne Ceremoniel empfangen. Bleiben Sie daher Alle hier, nur das Fräulein von Pannewitz wird mich begleiten.

XXIX.

Der Heirathsantrag.

Die ersten Begrüßungen zwischen den beiden Königinnen waren vorüber, die ersten Fragen der Höflichkeit und der Etiquette waren gewechselt worden. Sophie Dorothea hatte der Königin Elisabeth Christine die Hand gereicht und sie in den neben dem Gartensalon befindlichen kleinen Salon geführt, in welchem die Königin-Mutter gewöhnlich den vertrauteren Zirkel ihres Hofes zu empfangen pflegte. Die Thüren nach dem Gartensalon waren geöffnet, und man sah in demselben die beiden Hofdamen der regierenden Königin, welche neben Laura von Pannewitz standen, und dann und wann einige leise Worte und Fragen an das Hoffräulein richteten, auf welche diese indessen nur kurze, kaum hörbare Antworten flüsterte. Der zornige, zerschmetternde Blick der Königin hatte Laura's Herz erbeben gemacht und sie mit einer dumpfen, entsetzlichen Angst erfüllt. Sie fühlte, daß die Entscheidung ihres Schicksals herannahe, und sie betete zu Gott, daß er ihr Kraft geben möge, unter dem Unheil nicht zusammenzubrechen. Aber doch zitterte sie gar nicht für sich, sondern nur für ihren Geliebten, und nur für ihn war sie entschlossen, das Härteste zu tragen und dem Unglück muthig ihre Stirn zu bieten. Sie wollte nicht sterben, nicht unterliegen, denn sie wußte, daß Er ihr nachsterben würde. Sie wiederholte sich in ihrem Geiste den Schwur der Liebe, der unerschütterlichen Treue, welchen sie ihm geleistet, und sie schwur ihn auf's Neue.

Plötzlich hörte sie die harte und gebieterische Stimme der Königin-Mutter, welche ihren Namen rief, und aufblickend sah sie dieselbe in der Thür des Nebensalons stehen.

Ich bitte die Damen der Königin, sagte Sophie Dorothea, sich in den Garten zu meinen Hoffräuleins zu begeben. Sie, Fräulein von Pannewitz, bleiben hier, wir haben mit Ihnen zu sprechen.

Die Damen verbeugten sich tief und verließen den Gartensalon, Laura von Pannewitz blieb allein zurück. Sie stand aufrecht mit gefalteten Händen in der Mitte des Salons. Ihr Antlitz war todtenbleich, ihre Lippen zitterten, aber ihre Augen, welche sie gen Himmel gerichtet hatte, waren von einem überirdischen Glanze, sie strahlten von heldenmüthiger, schwärmerischer Begeisterung.

Als die Stimme der Königin Sophie Dorothea jetzt ihren Namen rief, legte Laura ihre beiden Hände

auf ihr Herz, als wollte sie dessen stürmisches, angstvolles Klopfen zurückdrängen, und das Haupt auf ihre Brust gesenkt, folgte sie demüthig und unterwürfig dem Ruf ihrer Herrin.

An der Thür des zweiten Salons blieb sie stehen und erwartete stumm und ergeben die weiteren Befehle der Königin. Als diese nicht sogleich sprach, hob Laura langsam ihr gesenktes Haupt empor und richtete ihre schüchternen Blicke auf die beiden Königinnen, welche der Thür gegenüber auf dem Divan saßen. Beider Augen waren auf sie gerichtet. Die Blicke der Königin-Mutter waren stolz und strenge, und ein verächtliches Lächeln schwebte um ihre Lippen, während Elisabeth Christine mit einem Ausdruck unendlicher Milde, erbarmungsvollen Mitleids auf dies arme Mädchen hinblickte, das da wie eine vom Sturm gebrochene Lilie an der Thür lehnte.

Fräulein von Pannewitz, sagte Sophie Dorothea nach einer langen Pause, ich habe Sie gerufen, weil ich mit Ihnen eine Sache von Wichtigkeit zu besprechen habe, und da dieselbe keinen Aufschub leidet, hat mir Ihre Majestät erlaubt, dieselbe in ihrer Gegenwart zur Erörterung zu bringen. Hören Sie mich also aufmerksam an und erwägen Sie wohl jedes meiner Worte! Ich habe Sie bisher mit Güte und Freundlichkeit behandelt, ich habe Sie stets in mir nur eine gütige Herrin, eine mütterliche Freundin sehen lassen, dafür fordere ich aber jetzt von Ihnen den unbedingten, schweigenden Gehorsam, den ich als Ihre Königin und Ihre Herrin beanspruchen kann. Sie sind aus einer edlen und angesehenen Familie, aber dieselbe ist arm und nicht im Stande, ihre Kinder auf eine glanzvolle und würdige Weise zu erhalten. Deshalb habe ich Sie zu mir genommen, und deshalb will ich Ihnen jetzt eine Zukunft begründen, welche, so Gott will, glanzvoll und glücklich sein soll. Ein reicher und edler Cavalier hat bei mir um Ihre Hand geworben, und da es eine ganz passende und vortheilhafte Partie ist, habe ich seinen Heirathsantrag für Sie angenommen und ihn Ihrer Einwilligung versichert.

Die Königin schwieg und blickte forschend hinüber nach dem jungen Mädchen, das noch immer an der Thür lehnte und schweigend und mit gesenktem Haupte dastand. Diese stumme Ergebung, diese willenlose Unterwürfigkeit empörte die Königin, statt ihren Zorn zu sänftigen. Sie nahm dieses Schweigen für Trotz, diese Demuth für Störrigkeit.

Sie sind gar nicht neugierig, wie es scheint, den Namen Ihres zukünftigen Gatten zu kennen? fragte sie scharf. Oder ist es vielleicht die Freude, welche Ihre Zunge fesselt und Sie verhindert, mir den Dank auszusprechen, den Sie mir für meine mütterliche Fürsorge schulden?

Verzeihen Ew. Majestät, sagte Laura, ihre sanften Augen mit einem flehenden Ausdruck auf das harte und strenge Antlitz der Königin richtend, es ist nicht die Freude, welche meine Zunge fesselt, sondern nur die Ehrfurcht vor Ew. Majestät; ich empfinde gar keine Freude.

Sie empfinden gar keine Freude, rief die Königin mit dem grausamen Freudengefühl einer Löwin, welche ihren Feind jetzt nahe genug herankommen sieht, um mit ihm den Kampf zu beginnen und ihn zerschmettern zu können. Nun, so werden Sie ohne Freude sich in Ihre Vermählung zu fügen haben, das ist Alles! Und da Sie so erhaben sind über alle weiblichen Schwächen, daß Sie nicht einmal neugierig scheinen, so werde ich Ihnen endlich Den nennen müssen, dessen Braut Sie sind, damit Sie nicht etwa im Irrthum darüber sind, und vielleicht in der Zärtlichkeit Ihres Herzens irgend einen Anderen mit Ihrer Umarmung beglückten, als den Ihnen bestimmten Gemahl!

Laura stieß einen leisen Schrei aus, und ihre Wangen, welche bis dahin farblos gewesen, überzogen sich mit einem glühenden Purpur der Schaam.

Haben Sie Mitleid, Majestät! flüsterte Elisabeth Christine, ihre Hand sanft auf die Schulter der Königin-Mutter legend. Sehen Sie nur, wie dies arme Mädchen leidet.

Sophie Dorothea zuckte die Achseln. Ah bah, haben wir nicht Alle gelitten in unseren Leben? sagte sie nachlässig. Giebt es eine Frau, welche nicht die Hälfte ihres Herzens in Thränen aufgelöst hat?

Es ist wahr, murmelte die Königin, es ist das traurige Vorrecht der Frauen, zu weinen und zu leiden!

Die Königin-Mutter wandte sich wieder nach Laura hin, welche mühsam die Thränen wieder hinunter gewürgt hatte und jetzt wieder ergeben, sanft und demüthig da stand.

Nun? fragte Sophie Dorothea, es beliebt Ihnen immer noch nicht, nach dem Namen Ihres Verlobten zu fragen? Ich werde Ihnen denselben also nennen! Merken Sie wohl auf: es ist der Graf von Boß, der Sie zu seiner Gemahlin erwählt hat, und fortan werden Sie Ihr Herz und Ihre Liebe ihm allein zuzuwenden haben.

Jetzt richtete Laura ihre Augen wieder auf diese stolze und gebietende Königin, aber der Blick des jungen Mädchens war nicht mehr sanft und flehend, sondern entschlossen und fest. Die herrische Weise der Königin, statt diese sanfte, schmiegsame und weiche Mädchenseele einzuschüchtern, hatte ihren Muth gestählt und Laura das Bewußtsein ihrer eigenen Würde und ihrer unantastbaren Menschenfreiheit wiedergegeben.

Majestät, sagte sie sanft und entschieden, die Liebe läßt sich nicht willkürlich und auf Befehl verschenken.

Damit wollen Sie sagen, daß Sie den Grafen Boß nicht lieben! rief die Königin-Mutter, nur mit Mühe noch ihren Zorn zurückhaltend.

Laura von Pannewitz neigte ihr Haupt demüthig auf ihre Brust. Ew. Majestät haben es errathen, sagte sie, ich liebe den Grafen Boß nicht.

Nun, rief die Königin mit einem grausamen Lachen, so werden Sie ihn also ohne Liebe heirathen, weiter nichts!

Laura richtete mit einer heftigen Bewegung ihr Haupt wieder empor. Ihre Blicke begegneten denen der Königin, aber dies Mal schlug das junge Mädchen das Auge nicht wieder schüchtern und demuthsvoll zur Erde, sie begegnete den Blicken der Königin mit festem, fast zürnendem Ausdruck. Von diesem Moment an war Sophie Dorothea nicht mehr für sie die Königin, die Gebieterin, sondern nur ein Weib, welches einem anderen Weibe ihre geheiligten Rechte beeinträchtigen und das freie Weib zu einer Sclavin erniedrigen wollte.

K. A. F. SCHLITTE.

Ew. Majestät verzeihen, sagte sie, da ich gesagt habe, daß ich den Grafen Boß nicht liebe, so folgt daraus, daß ich ihn auch nimmermehr heirathen werde.

Die Königin-Mutter fuhr empor, als habe der giftige Biß einer Natter sie getroffen. Nicht heirathen werde! wiederholte sie mit heiserer, keuchender Stimme. Ich aber sage Ihnen, Sie werden ihn heirathen, und müßte ich Sie mit Gewalt zum Altar schleppen lassen.

So würde ich vor dem Altare doch Nein sagen! rief das junge Mädchen, ihr von Begeisterung strahlendes Angesicht gen Himmel wendend.

Die Königin stieß einen dumpfen Schrei aus und fuhr von ihrem Sitz empor. Die Löwin war im Begriff, sich auf ihre Beute zu stürzen und sie zu zerreißen.

Elisabeth Christine aber legte ihre Hand auf den schon erhobenen Arm der Königin und hielt sie mit sanfter Gewalt zurück. Majestät, flüsterte sie leise, was wollen Sie thun? Sie können dieses arme Kind nicht zwingen wollen, sich wider ihren Willen zu verheirathen, und da sie den Grafen Boß nicht liebt, so ist sie in ihrem Rechte, wenn sie ihm ihre Hand verweigert.

Ha, Sie vertheidigen sie noch! rief Sophie Dorothea, auf's Aeußerste gebracht von dem Widerstand der Königin. Sie ahnen also nicht, weshalb sie sich weigert, sich dem Grafen zu vermählen? Sie begreifen also nicht, daß, wenn ein armes, abhängiges Hoffräulein sich weigert, die Hand eines reichen und

tadellosen Cavaliers anzunehmen, dies nur geschieht, weil sie vermeint, sich anderswo ihre Zukunft selber gesichert zu haben, weil sie in dem stolzen Uebermuth ihres eitlen und bethörten Herzens an die Möglichkeit glaubt, durch ihre Coquetterien und ihr fein berechnetes Spiel sich ein anderes, höheres und glänzenderes Loos zu schaffen! Ein Loos, was indessen unter der lockenden und herrlichen Außenseite doch für sie nur Schmach und Schande enthalten könnte. Denn nimmermehr kann sie so wahnsinnig sein, zu glauben, daß irgend ein Priester dieses Landes verwegen genug wäre, ihre hochverrätherische, frevle und unkeusche Liebe mit dem kirchlichen Segen zu heiligen. Nimmermehr kann sie hoffen, ihren Fuß dahin zu setzen, wo nur die rechtmäßige und ebenbürtige Gemahlin eines Königs stehen darf, wo die Schwester des Königs von England gestanden hat, ja, wo sie noch steht, und entschlossen ist, mit dem Fuß diese elende Buhlerin fortzustoßen, welche sich durch ihre schamlosen Reize meint einen Thron erobern zu können!

Laura von Pannewitz stieß einen gellenden Schrei aus, und ihre Arme gen Himmel erhebend, rief sie: Mein Gott, mein Gott, dies muß ich hören und ich sterbe nicht!

Die Königin-Mutter brach in ein wildes, höhnisches Lachen aus. Elisabeth Christine aber blickte fragend und verwundert auf diese Scene hin, von der sie nichts verstand, die aber in ihrer tragischen Gewalt dennoch ihr Herz erschütterte und rührte.

Es ist eine sehr harte und sehr grausame Beschuldigung, sagte sie, welche Ew. Majestät da auf das Haupt dieses jungen Mädchens schleudern. Lassen Sie uns hoffen, daß das Fräulein sich zu rechtfertigen vermag!

Sich rechtfertigen! rief die Königin-Mutter. Sehen Sie sie an! Sehen Sie, wie meine Worte zerschmetternd auf sie niedergefallen sind und ihr stolzes und trotziges Wesen gedemüthigt haben! Glauben Sie mir, Elisabeth, dieses Fräulein da, das Sie so großmüthig bemitleiden, versteht meine Worte besser, als Ew. Majestät, und sie weiß sehr wohl, wessen ich sie beschuldige. Aber auch Sie, meine Tochter, Sie sollen es wissen, denn Sie haben ein Recht darauf, Sie —

Oh Majestät, Erbarmen! rief Laura, auf ihre Kniee niedersinkend und ihre Arme flehend nach der Königin ausstreckend. Sprechen Sie nicht weiter! Demüthigen Sie mich nicht noch tiefer, indem Sie mein Geheimniß verrathen, welches in Ihrem Munde zu einer Anklage, zu einer Beschuldigung für mich wird. Bleiben wir an diesem Abgrund der Schmach stehen, zu welchem Ew. Majestät mich hingeschleudert haben, indem Sie mich eine Buhlerin nannten. Ein so entweihtes, in den Staub getretenes Geschöpf kann nicht mehr der Ehre theihaftig sein, sich Ew. Majestät nahen zu dürfen. Ich sehe das ein, und bitte daher demüthigst um meine Entlassung, nicht um, wie Ew. Majestät vielleicht meinen, ein unabhängiges und glückliches, wenn auch schmachvolles Leben zu führen, sondern um mich zu flüchten in irgend einen stillen Winkel der Welt, wo ich allein und ungesehen, aber auch unverhöhnt weinen kann über den schönen und unschuldigen Traum meines Lebens, aus welchem Ew. Majestät mich mit so harten Worten geweckt haben!

Sie war wunderschön in dieser knieenden Stellung, mit diesen erhobenen Armen, diesem edlen, durchsichtig blassen, von Thränen bethauten Antlitz. Sophie Dorothea sah das und fühlte sich dadurch nur noch mehr erbittert, noch grausamer gestimmt.

Ah, sie wagt es noch, mir Vorwürfe zu machen! rief sie hohnlachend. Sie hat also noch so viel Bewußtsein ihrer Schmach, daß sie zittert zu hören, was sie nicht gezittert hat zu thun. Hören Sie, meine Tochter, Sie, welche ein so weiches, mitleidiges Herz haben für dieses Fräulein, Sie, welche, wenn ich gesprochen habe, sie verwünschen und verdammen werden, wie ich es thue, und wie Sie es zu thun berechtigt sind! Glauben Sie mir, Elisabeth, ich kenne alle Ihre Leiden, ich kenne die geheime Geschichte Ihres so edlen, stolzen und verschwiegenen Herzens! Fragen Sie jetzt dieses Mädchen da um Ihren Kummer und Ihre Schmerzen, fragen Sie sie um den Grund Ihrer Thränen und Ihrer einsamen, verweinten Nächte! Fordern Sie von ihr Ihr zerstörtes Lebensglück und Ihre zertretenen Hoffnungen, fordern Sie von ihr Ihr Gattenglück und Ihren Seelenfrieden! Fräulein Laura von Pannewitz muß Ihnen das Alles wiedergeben können, da sie es Ihnen genommen hat, denn sie ist die Geliebte des Königs!

Des Königs! rief Elisabeth schmerzvoll, während Laura ihre Hände von ihrem Antlitz gleiten ließ und die Königin mit wirren und staunenden Blicken ansah.

Ja, des Königs, wiederholte Sophie Dorothea, deren heißes und erregtes Blut jetzt in so stürmischen Wellen durch ihre Adern schoß und zu ihrem Kopf emporbrauste, daß ihre Sinne zu schwindeln begannen und sie kaum noch im Stande war, sich eine Art äußerer Herrschaft über sich selbst zu bewahren. Sie ist die Geliebte des Königs, und weil sie das ist, weigert sie sich, den Grafen Voß zu heirathen. Aber Geduld, Geduld! Noch soll sie nicht triumphiren, und wenn sie es wagt, meinen Sohn, den Sohn der Königin Sophie Dorothea, den König Friedrich zu lieben, so soll sie daran denken, daß auch eine Doris Ritter ihn liebte und von ihm geliebt ward, und daß

man sie dafür mit Peitschenhieben durch die Straßen gejagt hat!

Laura von Pannewitz stieß einen lauten, fürchterlichen Schrei aus, daß selbst die Königin-Mutter einen Moment stutzte und eine Art Mitleid mit diesem armen, zerbrochenen, schmerzdurchzuckten Mädchen empfand, das da auf dem Boden lag, wie eine von tödtlichem Schuß getroffene Gazelle, sich windend in Todesschmerzen und fürchterlicher Pein.

Aber sie wollte und durfte diesem Mitleid nicht nachgeben, nicht eine Schwäche verrathen, deren sie sich selber schämte.

Sie nahm die Hand der jungen Königin und einen letzten, verachtungsvollen Blick auf Laura hinüber schleudernd, sagte sie: Kommen Sie, meine Tochter! Martern wir uns nicht länger mit dem Anblick dieses Fräuleins, deren Thränen, wie ich hoffen will, von der Reue und der Erkenntniß ihrer Schuld hervorgerufen sind. Möge sie unseren gerechten Zorn dadurch versöhnen, daß sie sich noch heute entschließt, freiwillig, und ohne uns zu härteren Maßregeln zu zwingen, die Hand des Grafen Voß anzunehmen. Wir werden dann vielleicht aufhören, sie zu verachten. Kommen Sie, meine Tochter.

Sie nahm die Hand der jungen Königin und führte sie durch den Salon nach jener Thür dort drüben, die zu dem Boudoir führte. Sophie Dorothea schlug mit heftiger Hand die schwere Portière zurück und war schon in ihr Boudoir eingetreten, aber Elisabeth Christine folgte ihr nicht sogleich. Sie blickte rückwärts nach dieser armen, zerbrochenen, zitternden Gestalt, welche da am Boden lag, und der Anblick ihres bleichen, schönen und edlen Angesichts rührte sie.

Verzeihen Ew. Majestät, wenn ich nicht sogleich Ihnen folge, sagte die junge Königin, und hinüber deutend nach dem Fräulein, fuhr sie mit einem matten Lächeln fort: Ich möchte noch einige Worte mit dem Fräulein von Panuewitz reden, und mich dünkt, ich habe wohl ein Recht dazu.

Die Königin-Mutter empfand eine grausame Genugthuung bei diesen Worten der Königin. Ach, meine Tochter, sagte sie, also sogar Ihre Langmuth und Milde ist erschöpft, und Sie fühlen, daß hier keine Vergebung, sondern nur Verachtung und Zorn möglich ist. Ja, sprechen Sie mit ihr! Lassen Sie sie die ganze Schwere Ihrer Indignation und Ihrer gerechten Vorwürfe empfinden. Von Ihren sanften Lippen werden solche Worte für diese Verbrecherin ein zermalmendes Gewicht haben. Nur eilen Sie sich ein wenig, denn Sie wissen wohl, daß der König mit seinem Hofe sehr bald erscheinen wird.

Die Königin-Mutter ließ die Portière wieder zufallen und schloß die innere Thür ihres Boudoirs. Sie wollte nichts hören von der Unterredung Elisabeths mit dem Hoffräulein; sie bedurfte der Ruhe und Sammlung, um sich vorzubereiten zu dem Empfang des Königs.

XXX.

Das Mißverständniß.

Die junge Königin, welche man in einer traurigen, nur ihr selber fühlbaren Ironie, die regierende Königin nannte, war also allein mit Laura von Pannewitz.

Einen Augenblick fühlte sie sich ganz kraftlos und ganz außer Stande zu sprechen; neue, ganz ungewohnte stürmische Gefühle loderten plötzlich empor in dieser so sanften, so resignirten und weichen Seele, sie empfand in einem Moment alle Qualen der Eifersucht, des Zornes, der Demüthigung verschmähter Liebe. Sich zurücklehnend an die Wand, blickte sie hinüber zu Jener da, die jetzt zwar weinend und händeringend am Boden lag, aber doch ein Glück ihr Eigen nannte, das zu besitzen Elisabeth Jahre ihres Lebens freudig würde hingegeben haben. Endlich also hatte sie Diejenige gefunden, um derentwillen sie verschmäht ward, endlich stand sie diesem beneideten, glückseligen Weibe gegenüber, welches der König liebte, endlich sah sie die stolze Räuberin ihres Glücks! Eine wilde Freude schwellte einen Moment lang ihre Brust, sie so gedemüthigt und in Thränen gebadet zu ihren Füßen zu sehen.

Aber diese heftige Regung verschwand bald. Elisabeth war ein zu edles, zartes Weib, um sich lange so stürmischen und wilden Gefühlen hingeben zu

können. Sie empfand eine Art wehmüthiger Freude, zu sehen, daß es doch mindestens nicht Herzenskälte, sondern Liebe sei, welche den König seiner Gemahlin entfremdete, und in ihrem edlen Gerechtigkeitssinn gestand sie sich, daß dieses Weib, welches der König liebte, allerdings schöner, reizender und verlockender sei, als sie selbst mit ihrer reizlosen, nüchternen und prosaischen Schönheit. Ihre eigene Liebe zu ihrem Gemahl war so ohne allen Egoismus, so voll Resignation und Großherzigkeit, daß sie sogar eine Art Dankbarkeit für dieses Weib empfand, welches dem König das Glück und die Entzückung gewährte, die sie, seine Gemahlin, ihm nicht hatte geben können.

Mit einem edlen, wahrhaft königlichen Ausdruck in ihrem schönen Antlitz näherte sie sich dem Hoffräulein, das noch immer mit verhülltem Antlitz weinend und ächzend am Boden lag und die Anwesenheit der Königin gar nicht bemerkt hatte.

Stehen Sie auf, sagte Elisabeth milde. Es ziemt sich nicht für Sie, zu weinen! Eine Frau, welche der König liebt, darf nicht wie Sie auf ihren Knieen liegen und klagen!

Laura ließ ihre Hände von ihrem Antlitz gleiten und blickte fast mit einem freudigen Ausdruck zu der Königin empor. Gott hat also mein Gebet erhört, sagte sie. Er will nicht, daß Ew. Majestät mich verachten und verdammen, er gönnt mir die Gnade, mich vor Ihnen rechtfertigen zu dürfen.

Rechtfertigen! wiederholte Elisabeth. O, glauben Sie mir, in meinen Augen sind Sie schon gerechtfertigt. Sie sind jung, schön, heiter und geistvoll, Sie besitzen die seltene Kunst der Rede, Sie haben immer eine geistvolle, witzige und fröhliche Antwort für jedes witzige und pikante Wort in Bereitschaft. Das Alles hat die Aufmerksamkeit des Königs auf Sie gelenkt, das Alles hat gemacht, daß er Sie liebt. Damit ist Alles gesagt, denn es ist unmöglich, daß irgend ein Weib ihm widersteht, wenn es der König liebt. Ich verzeihe Ihnen also, ich bitte Sie nur, Ihre Seele ganz nur mit dem Einen Gedanken zu erfüllen, daß es Ihre Pflicht ist, den König glücklich zu machen. Das war es, was ich Ihnen zu sagen hatte, weiter nichts. Leben Sie wohl!

Sie wollte gehen, aber Laura hielt sie an dem Saum ihres Kleides zurück. O, Majestät, rief sie flehend, hören Sie mich an, verlassen Sie mich nicht in diesem grausamen Wahn, mit dieser schmachvollen Vermuthung. Denken Sie nicht, daß ich so sehr entartet, so ganz jeder Weiblichkeit entäußert bin, daß ich sogar den Gesetzen der Kirche und der Sitte nicht mehr zugänglich wäre. O, glauben Sie mir nur, daß der Gemahl meiner Königin mir heilig ist! Wenn ich wirklich, wie Ew. Majestät es vermeinen, das Unglück hätte, den König anders als mit der wünschelosen, ergebenen Liebe einer treuen Unterthanin zu lieben, so würde ich doch lieber sterben, als irgend Etwas thun und sogar nur denken, was gegen die geheiligten Rechte Eurer Majestät verstieße. Unglücklich und schuldbelastet, wie ich bin, sollen Ew. Majestät mich doch nicht für eine Verbrecherin halten. Nein, Majestät, ich bin nicht die Geliebte des Königs! Niemals hat mich Se. Majestät mit irgend einem Wort, einem Blick ausgezeichnet, niemals habe ich für ihn etwas Anderes empfunden, als die gehorsamste und respectvollste Unterwürfigkeit.

Ach, sagte die Königin traurig, Sie verleugnen ihn, Sie haben nicht einmal den Muth, stolz zu sein auf Ihre Liebe. Sie müssen sich also sehr schuldig fühlen!

Mein Gott, mein Gott, sie glaubt mir nicht! jammerte Laura, ganz verzweiflungsvoll die Hände zu Gott emporringend.

Nein, ich glaube Ihnen nicht, Laura, denn ich habe gesehen, wie Sie zusammenzuckten und erblaßten, als die Königin Sie vorher dieser Liebe zu ihrem Sohne beschuldigte, aber ich habe nicht gehört, daß Sie sich zu rechtfertigen suchten!

Ich wußte ja nicht, daß die Königin-Mutter von ihrem Sohne Friedrich sprach, murmelte Laura, tief erröthend, und so leise, daß die Königin sie nicht verstand.

Leugnen Sie also nicht mehr, fuhr Elisabeth fort, bekennen Sie sich zu einer Liebe, um die alle Frauen der Erde Sie beneiden werden und welche ich Ihnen vergebe! Glauben Sie nicht, was Ihnen die Königin sagte. Ich habe nichts von Ihnen zu fordern, denn mir fehlt gar nichts, ich weine nicht und klage nicht, ich verbringe nicht, wie sie sagte, meine Nächte schlaflos und in Thränen, ich jammere nicht um ein verlorenes Lebensglück. Nein, ich bin zufrieden und ganz ausgesöhnt mit meinem Geschick, vorausgesetzt, daß ich den König glücklich weiß! Aber wenn dies eines Tages nicht mehr der Fall wäre, wenn Sie dieser großen und erhabenen Pflicht, ihn glücklich zu machen, untreu werden könnten, dann Laura, dann nehme ich diese Verzeihung, welche ich Ihnen heute gewähre, zurück, dann werde ich vor Ihnen stehen als Ihr zürnendes und strafendes Gewissen, dann werde ich unerbittlich sein, dann werde ich Ihnen fluchen, wie ich jetzt versuchen will, Sie zu segnen! Leben Sie wohl!

Nein, nein, Sie dürfen nicht gehen, rief Laura, tief gerührt von dem Edelmuth und der Seelengröße Elisabeth. Ich klammere mich an Sie, ich umfasse Ihre Füße und flehe zu Ihnen: Glauben Sie mir doch! Haben Sie doch ein wenig Mitleid, ein wenig Erbarmen mit meiner Qual! Mein Gott, ich leide ohnedies genug. Es bedarf nicht dieser furchtbaren

Anklage, um mich zu strafen für eine Liebe, die, wenn auch strafwürdig und unglücklich, doch nicht verbrecherisch und sündenvoll ist! So wahr ein Gott über uns ist und mich hört: es ist nicht der König, welchen ich liebe! Sie wenden Ihr Antlitz von mir, Sie glauben mir noch immer nicht? O, Majestät —

Plötzlich verstummte Laura und ein süßer Schauer durchrieselte ihre ganze Gestalt. Sie hatte die Stimme des Geliebten vernommen, es schien ihr, als habe Gott ihn zu ihrer Rettung herbeigesandt, um sie zu reinigen von dem schmachvollen Verdacht, der auf ihr lastete.

Die Salonthür hinter ihr ward geöffnet und Prinz August Wilhelm erschien auf der Schwelle. Als er eintrat, war sein Antlitz heiter und sorglos, denn er war gekommen, die Königin-Mutter zu begrüßen, von welcher man ihm gesagt hatte, daß sie in diesem Salon sich befinde, freilich hatte man hinzugefügt, daß die Königin befohlen, Niemand anzumelden. Aber die Königin hatte ihren Söhnen immer das Vorrecht gewährt, unangemeldet zu ihr eintreten zu dürfen.

Prinz Wilhelm wollte heute, wie immer, von diesem Vorrecht Gebrauch machen, er wollte es um so mehr, als man ihm gesagt hatte, daß das Fräulein von Pannewitz bei der Königin sei.

Er trat daher, wie gesagt, mit heiterem und sorglosem Antlitz in den Salon und öffnete schon die Lippen zu einer scherzenden Begrüßung, als er die seltsame und unerwartete Scene vor sich gewahrte.

Laura, auf ihren Knieen liegend, mit bleichem, schmerzdurchzucktem Antlitz, und vor ihr die Königin stolz aufgerichtet, und gar nicht bemüht, das junge Mädchen aus ihrer knieenden, demüthigen Stellung aufzurichten.

Das war ein Anblick, welchen der stolz und zärtlich Liebende nicht zu ertragen vermochte. Das wilde, leicht reizbare und heftige Blut der Hohenzollern erwachte in ihm und trieb in hitzigen Zorneswellen zu seinem Haupt empor, daß er aller Ueberlegung und aller Zurückhaltung vergaß.

Mit einem einzigen Sprung war er neben ihr, und sie mit leidenschaftlicher, übermäßiger Gewalt vom Boden emporhebend und in seine Arme ziehend, sagte er mit blitzenden Augen und vor Zorn zitternder Stimme: Was geht hier vor? Was bedeutet diese seltsame Situation? Warum weinen Sie, Laura? Warum liegen Sie auf Ihren Knieen, Sie, welche so heilig sind, so unschuldig und rein, daß alle Welt vor Ihnen knieen und Sie anbeten sollte? Und Sie, Madame, wie können Sie es dulden, daß dieser Engel sich vor Ihnen in den Staub wirft? Womit haben Sie sie zu kränken gewagt? Was thaten Sie ihr, daß dieses edle Antlitz von Thränen überfluthet ist? O, Madame, ich fordere eine volle und genügende Rechenschaft, ich fordere sie im Namen der Gerechtigkeit, der Ehre und der Liebe, denn Laura ist meine Braut, und ich habe also wohl ein Recht, sie zu vertheidigen!

Ach, jetzt wird sie mich nicht mehr einer ehebrecherischen Liebe beschuldigen! flüsterte Laura, sich ganz kraftlos an den Geliebten anklammernd.

Ihre Braut! sagte die Königin mit einem traurigen Lächeln. Ach, wie jung sind Sie und wie vertrauensvoll, daß Sie an die Möglichkeit eines solchen Bundes glauben, mein Bruder.

Sie wird meine Gemahlin werden, rief der Prinz glühend, das habe ich ihr und mir geschworen, und

ich werde Wort halten, so wahr ein Gott über uns ist und mich hört! Ich habe Muth, allen Stürmen zu trotzen und allen Gefahren meine Stirn zu bieten. Ich scheue nicht das Urtheil der Welt und des Königs, meines Bruders. Unsere Liebe ist rein und ehrbar, sie hat also nicht nöthig, sich zu verhüllen und schamvoll ihr Haupt zu verschleiern, sie darf sich frei vor Gott, dem König und der ganzen Welt bekennen. Gehen Sie also immerhin, Madame, gehen Sie, um dem König zu wiederholen, was ich hier gesagt, verrathen Sie ihm immerhin eine Liebe, welche irgend ein Zufall Ihnen ohne Zweifel enthüllt hat und um derentwillen Sie dieses edle und theure Wesen beleidigt und gekränkt haben müssen, da ich sie weinend vor Ihnen auf den Knieen fand!

Es ist wahr, ich habe sie beleidigt, sagte die Königin sanft, ich zweifelte an ihren Worten und ihren Betheuerungen. Aber das Fräulein selber wird wissen, daß diese Beleidigung eine unwillkürliche war und daß ich mich in einem Irrthum befand, den nicht ich, sondern die Königin-Mutter verschuldet hatte.

Wie, meine Mutter weiß also auch um unsere Liebe? fragte der Prinz erstaunt.

Sie glaubt, oder vielmehr, sie ist überzeugt, daß das Fräulein von Pannewitz den König liebt und von ihm geliebt wird. Deshalb war es, daß sie dieselbe mit Vorwürfen überhäufte und ihr befahl, sich dem Grafen Voß, der bei dem König um das Fräulein geworben, zu vermählen.

Der Prinz drückte seine still weinende, halb ohnmächtige Geliebte mit leidenschaftlicher Gewalt an seine Brust. Ach, sie wollen Dich mir entreißen! Aber meine Arme werden Dich halten und meine Brust wird der Schild sein, welcher Dich beschützt, meine Geliebte! Nein, zittere nicht, meine Laura, und weine auch nicht. So wie wir hier vereint sind, Arm in Arm, werden wir jetzt dem König gegenüber treten, so werde ich Dich meiner Mutter und dem ganzen Hofe zeigen und zu ihnen sagen: Das ist meine Verlobte. Ich habe ihr meinen Schwur ewiger Treue gegeben und nimmermehr werde ich ihn brechen!

Halten Sie ein, um Gotteswillen schweigen Sie, rief die Königin. Lassen Sie nicht Ihre Mutter Ihre Worte hören und vor allen Dingen wagen Sie es nicht, dem König ein Wort Ihres traurigen Geheimnisses zu verrathen! Sobald Sie es ausgesprochen haben, sind Sie verloren, und des Königs unerbittliche Strenge wird Sie Beide treffen.

Sie werden ihm also nicht sagen, was Sie hier gehört? fragte der Prinz erstaunt. Sie könnten den Muth haben, ein Geheimniß vor Ihrem Gemahl zu verbergen?

Oh, sagte die Königin mit einem traurigen Lächeln, mein ganzes Leben, Denken und Empfinden ist für ihn ja ein Geheimniß, ich werde also dieses neue Geheimniß den andern hinzufügen! Nein, mein Bruder, ich werde Sie nicht verrathen, weder meinem Gemahl, noch Ihrer Mutter. Sorgen auch Sie nur, daß Niemand dieses traurige und unselige Bündniß erfahre, das Ihnen Beiden leider noch viel Kummer und Schmerzen bereiten wird! Seien Sie vorsichtig und klug. Lassen Sie die Königin-Mutter immer in dem Wahne, es sei der König, welchen Laura liebe, sie wird desto weniger argwöhnisch sein gegen Sie und ihre Augen werden minder scharf sein, als sonst. Dadurch wird Ihnen vielleicht zuweilen eine unbelauschte Unterredung, ein Moment des ungestörten Beisammenseins möglich werden, und das ist in Ihrer Lage immer ein Glück und eine Lebensfreude. Nun aber hören Sie noch eine Bitte. Reden Sie niemals zu mir von dieser Liebe, welche mir der Zufall verrathen und welche ich von diesem Augenblick an mich bemühen werde, zu vergessen. Wollen Sie mich niemals daran erinnern, daß ich ein Verhältniß kenne, welches in den Augen des Königs und Ihrer Mutter jedenfalls ein strafbares und unverzeihliches ist und von dem es meine Pflicht wäre, sofort Anzeige zu machen. So lange Sie glücklich sind, das heißt, so lange Sie Ihre Liebe unter den Schutz des Geheimnisses stellen können, werde ich nichts sehen, nichts wissen von Ihrem Bunde! Aber eines Tages, wenn die Stürme und das Verderben über Sie Beide hereinbrechen, dann kommen Sie zu mir. Dann sollen Sie, mein Bruder, eine treue Schwester, dann sollen Sie, armes, unglückliches Mädchen, eine Freundin in mir finden, welche Ihnen die Arme öffnet, welche mit Ihnen weinen wird um ein verlorenes Glück.

Oh, meine Königin, wie edel, wie großmüthig sind Sie! rief Laura, die dargereichte Hand der Königin an ihre Lippen drückend. Aber Elisabeth Christine duldete diese demüthige Liebesbezeugung nicht; sie zog das junge Mädchen in ihre Arme und drückte einen zärtlichen Kuß auf ihre heißen, zitternden Lippen.

Unter Denen, welche weinen und leiden, giebt es keinen Rang und keinen Standesunterschied, sagte sie. Ich bin für Sie nicht die Königin, sondern die Schwester, welche Ihre Schmerzen versteht und sie theilt! Wenn Sie müde sind vom einsamen Weinen und von Ihren verschwiegenen Schmerzen, dann kommen Sie zu mir nach Schönhausen. Sie werden da keine Zerstreuungen und keine lauten Freuden finden, aber einen dunklen, schweigenden Garten, in dessen mächtigen Baumesgipfeln man zuweilen die tröstende und friedenathmende Stimme Gottes zu vernehmen meint. Sie werden da stille und schattige Plätze finden, wo man unbeachtet weinen kann, und eine

Freundin, welche Sie niemals um die Ursache Ihrer Thränen fragen wird.

Ich werde kommen! flüsterte Laura mit von Thränen erstickter Stimme. Ach, ich weiß wohl, daß ich sehr bald dieses Trostes bedürfen werde, denn mein Glück wird schnell zu Ende gehen!

Und darf auch ich zu Ihnen kommen, meine edle, großmüthige Schwester? fragte der Prinz.

Ja, sagte sie mit einem Lächeln, Sie dürfen kommen, aber immer nur dann, wenn Laura nicht bei mir ist. Und jetzt, ich beschwöre Sie um Ihrer eigenen Sicherheit willen, jetzt lassen Sie uns dieses Gespräch abbrechen. Trocknen Sie Ihre Augen, Fräulein von Pannewitz, und versuchen Sie zu lächeln. Dann gehen Sie, ich bitte Sie, hinunter in den Garten, um meine Damen zu rufen. Sie aber, mein Bruder, kommen Sie mit mir zu Ihrer Mutter, welche dort in ihrem Kabinet ist.

Nein, sagte der Prinz heftig, ich kann sie jetzt nicht sehen. Ich würde nicht die Kraft haben, ruhig und gleichgültig zu erscheinen und die Qualen zu verbergen, welche meine Brust durchwühlen.

Oh, mein Bruder, seufzte die Königin, wir Fürsten haben nicht das Recht, unsere Schmerzen zu zeigen. Es ist das traurige Vorrecht unseres Standes, alle unsere Gefühle unter einem Lächeln zu verschleiern. Kommen Sie! Die Königin, welche eben voll Zorn und Unwillen ist, wird Sie dennoch mit einem Lächeln empfangen, und wir, welche traurig sind und leiden, wir werden auch lächeln. Kommen Sie!

Nur ein Wort noch lassen Sie mich meiner Laura sagen, bat der Prinz, und indem er das junge Mädchen, welches ihre Thränen verschluckt und ihren Kummer in ihr Herz zurückgedrängt hatte, durch den Salon zu der Ausgangsthür geleitete, legte er seinen Arm um ihre zarte und schlanke Gestalt und drückte einen Kuß auf ihr schwarzes, glänzendes Haar.

Laura, flüsterte er leise, Laura, gedenkst Du noch Deines Schwurs? Wirst Du treu und fest bleiben? Werden die Drohungen meiner Mutter Dich stark und muthig finden? Wirst Du Dich nicht beugen, Dich nicht so weit erniedrigen lassen, die Hand dieses Grafen Boß, welcher Dich mir entreißen will, anzunehmen?

Sie blickte mit strahlendem, entschlossenem Ausdruck zu ihm empor. Man kann mich tödten, aber man kann mich nicht zwingen, mir selber untreu zu werden, sagte sie.

Er legte wie segnend seine Hand auf ihr schönes, edles Haupt und lächelte sie an. Die ganze Geschichte ihrer edlen, keuschen und heiligen Liebe lag in diesem Lächeln und in dem Blick, mit welchem sie es erwiederte.

Weißt Du auch, fragte er weiter, daß Du mir versprochen, mir zuweilen eine Zusammenkunft dort in dem Treibhaus zu bewilligen?

Ich weiß es! flüsterte sie tief erröthend.

Nun denn, Laura, in einigen Tagen werden wir uns trennen müssen! Der König will incognito eine Lustreise machen und hat mich aufgefordert, ihn zu begleiten, ich muß also gehorchen.

Ach, mein Gott, man will Sie von mir entfernen, ich werde Sie niemals wiedersehen! seufzte Laura, die Hand des Geliebten an ihren Busen drückend, als wolle sie ihn zurückhalten und ihn verhindern, zu gehen.

Wir werden uns wiedersehen! sagte er vertrauensvoll. Aber um den Muth zu haben, Sie zu verlassen, müssen Sie mir den Trost gönnen, Sie vorher zu sehen und von Ihnen Abschied zu nehmen. Hören Sie mich also! Der Tag unserer Abreise ist noch nicht bestimmt, sobald er es ist, werde ich hierher kommen und es meiner Mutter in Ihrem Beisein erzählen. Am Abend vor unserer Abreise werde ich in dem Treibhause sein und Sie dort erwarten. Werde ich Sie vergeblich erwarten, Laura?

Nein, flüsterte sie leise, ich werde dort sein! — Und gleichsam entfliehend vor ihren eigenen Worten, eilte sie vorwärts dem Gartensalon zu.

Der Prinz sah ihr mit einem entzückten Lächeln nach, dann wandte er sich um, seiner Schwägerin den Arm zu bieten und sie zur Königin-Mutter zu begleiten.

Aber die junge Königin war nicht mehr da. Sie hatte nicht Zeugin und gewissermaßen Mitschuldige dieser Unterredung der beiden Liebenden sein wollen und hatte es daher vorgezogen, sich allein zu der Königin-Mutter zu begeben.

Der Prinz, dem ersten, ungestümen Drange seines Herzens nachgebend, war schon im Begriff, dem Fräulein von Pannewitz nachzueilen und sie in den Garten zu begleiten, als man draußen den lauten Ruf der Wache und das Wirbeln der Trommeln vernahm.

XXXI.

Eine Soiree bei der Königin-Mutter.

Der König kommt! flüsterte August Wilhelm, und er schritt seufzend nach dem Cabinet der Königin-Mutter; aber die Thür desselben öffnete sich schon und die beiden Königinnen eilten heraus, um sich nach dem Gartensalon zu begeben und dort den König zu bewillkommnen. Das Antlitz beider Damen war unruhvoll und tiefbewegt. Sophie Dorothea empfand eine Art Scheu und Angst vor dem Begegnen mit ihrem Sohne, der vielleicht in den gerötheten Augen seiner Geliebten die Geschichte der verflossenen Stunde lesen und darüber zürnen möchte, daß man seine Geliebte weinen gemacht. Sie mußte es sich gestehen, daß sie vielleicht zu weit gegangen, zu sehr sich von ihrem Zorn habe bemeistern lassen, und das machte sie befangen und sorgenvoll.

Elisabeth Christine aber war nicht unruhvoll, sondern nur tiefbewegt, ihr Herz klopfte nur sehnsuchtsvoll diesem Wiederbegegnen mit ihrem Gemahl entgegen, den sie seit dem Huldigungstage nicht wiedergesehen, mit dem sie seit der verhängnißvollen und traurigen Unterredung jener Nacht kein Wort wieder gesprochen hatte. Denn nicht ein einziges Mal hatte der König an dem Huldigungstage an sie das Wort gerichtet, nur einmal hatte er ihre Hand gefaßt, und das war gewesen, als er sie nach der Huldigung in den Kreis des versammelten Hofes geführt und mit lauter, feierlicher Stimme gesagt hatte: „Sehen Sie, das ist Ihre Königin!“ *)

Beide Damen waren so bewegt, so ganz erfüllt von ihren eigenen Gedanken, daß sie, eilig den Salon durchschreitend, kaum den Prinzen gewahrten, der zur Seite getreten war, um sie vorüber zu lassen. Die Königin-Mutter nickte ihm zerstreut und stumm einen flüchtigen Gruß zu, dann wandte sie sich wieder an Elisabeth, welche kaum die Geduld hatte, den langsamen und gemessenen Schritt der Königin inne zu halten und nicht vorwärts zu eilen, dem ersehnten Gemahl entgegen.

*) Preuß, Geschichte Friedrichs des Großen. Th. I. S. 151.

Wenn diese Pannewitz sich bei ihm beklagt, sagte Sophie Dorothea, so werden wir eine furchtbare Scene haben.

Sie wird sich nicht beklagen, erwiederte Elisabeth.

O, um so schlimmer, sie wird also die Großmüthige spielen wollen, rief die Königin erbittert, das werde ich ihr noch weniger vergeben, als eine Anklage.

Eben öffneten sich die Thüren; der König, gefolgt von seinem Hofstaat und dem der beiden Königinnen, trat in den Salon. Sofort änderte sich der Ausdruck in den Zügen der beiden Damen, keine Miene an ihnen verrieth mehr Sorge und Unruhe; Beide begrüßten sie den König mit einer heiteren Stirn und einem harmlosen Lächeln.

Der König eilte seiner Mutter entgegen, und sich tief vor ihr verneigend, küßte er zärtlich ihre dargereichte Hand, indem er sie mit herzlichen und ehrfurchtsvollen Worten begrüßte. Dann wandte er sich zu seiner Gemahlin und machte ihr eine steife und ceremonielle Verbeugung. Aber er streckte die Hand nicht aus nach der ihren, er sprach kein Wort.

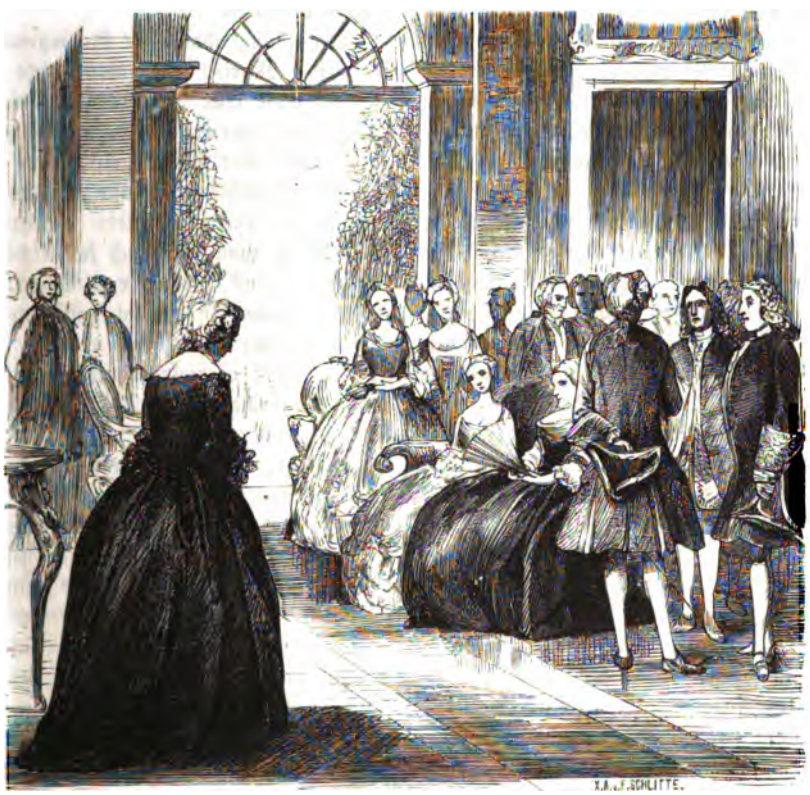
Elisabeth Christine erwiederte seine steife, ceremonielle Verbeugung, und indem sie dabei das Haupt neigte, zerdrückte sie eine Thräne, welche sich unwillkürlich in ihre Augen gedrängt hatte.

Das Gesicht der Königin-Mutter aber war jetzt wieder strahlend und triumphirend. Der König wußte noch nichts, es kam also nur darauf an, ihn zu verhindern, daß er mit Laura allein und unbeobachtet sprechen könne. Ihr Auge schweifte hinüber zu den Hofdamen da drüben, und sie bemerkte sehr wohl das junge Mädchen, welches mit ernstem, ruhigem und unbefangenem Gesicht sich mit dem Prinzen August Wilhelm unterhielt. Ah, ich werde es schon zu verhindern wissen, daß der König sie allein spricht, dachte die Königin frohlockend und ganz zufrieden damit, daß ihr zweiter Sohn das Hoffräulein so angelegentlich, wie es schien, unterhielt.

Von jetzt an war Sophie Dorothea so heiter und strahlend, daß ihre frohe und geistreiche Laune sogar den König, ihren Sohn, zu animiren schien. Es war ein Sternfunkeln von pikanten Witzen herüber und hinüber, ein Wettkampf geistreicher Bonmots und

sanglanter Scherze, bei dem die Königin ihrem Sohne nichts nachgab und ihn zuweilen noch zu überbieten schien. Die Königin Elisabeth stand traurig und schweigend daneben, und wenn zuweilen der Blick des Königs ganz zufällig ihr Angesicht streifte, so schien es ihr, daß dieser Blick verachtungsvoll und abstoßend sei. Dann erbleichten ihre Wangen noch mehr und nur mit Mühe hielt sie das stereotype Lächeln auf ihren Lippen fest.

Die Königin-Mutter schlug ihrem Sohn und der Königin einen Spaziergang in den Garten vor, dann wollte man zurückkehren und sich in die erleuchteten Säle begeben zu einem improvisirten Ball, da die Hoftrauer noch ein feierliches und vorbereitetes Ballfest untersagte.



Aber weshalb wollen wir in den Garten gehen, um dort Blumen zu suchen, während wir hier deren so viele und liebliche sehen? fragte der König laut, indem sein lächelnder Blick den glänzenden und schönen Kreis der Hofdamen überflog, welche Alle unter dem Blick des Königs tief erröthenten und die Augen verschämt zu Boden senkten.

Sechs Augen folgten mit einem aufmerksamen, beobachtenden Ausdruck diesem Blick des Königs.

Er hat Laura kaum angesehen, dachte die Königin-Mutter, erleichtert aufathmend.

Er hat mich gar nicht beachtet, dachte Elisabeth Christine seufzend.

Sein Auge hat nicht einen Moment auf einer der Damen geruht, dachte der Baron von Pöllnitz, es ist also klar, daß er keine von ihnen bevorzugen will. Ich werde also mit meiner schönen Doris reüssiren.

Der König, welcher mit seinem Vorschlag indeß nur die Absicht gehabt hatte, seiner Mutter, deren leidender Fuß und deren immer zunehmende Körperschwere ihr das Gehen beschwerlich machten, eine Unbequemlichkeit und Mühe zu ersparen, führte die Königin-Mutter zu dem an der Hauptwand des Salons befindlichen Divan, indem er zugleich mit einer stummen Verbeugung seiner Gemahlin die linke Hand darreichte und sie zugleich mit seiner Mutter zu ihrem Sitz geleitete.

Sophie Dorothea, welche heute jede Bewegung, jede Miene ihres königlichen Sohnes beobachtete, gewahrte dieses grausame Schweigen, welches derselbe gegen seine Gemahlin beobachtete, sehr wohl, und sie empfand Mitleid mit dieser armen, blassen, stummen Königin.

Die Königin-Mutter neigte sich daher zu dem König, der hinter ihr mit dem Hut in der Hand an der Rückwand des hohen Divans lehnte.

Mein Sohn, flüsterte sie leise, ich glaube, Sie haben heute noch nicht ein einziges Wort an Ihre Gemahlin gerichtet.

Des Königs Antlitz verfinsterte sich. Madame, sagte er leise, aber mit rauhem, strengem Ton, Madame, Elisabeth Christine ist meine Königin, aber nicht meine Gemahlin!

Und als fürchte er eine weitere Erörterung, winkte er den Marquis Algarotti und den Grafen Chazot herbei, um sie an seiner Unterhaltung mit den Königinnen Theil nehmen zu lassen.

Plötzlich näherte sich den beiden Königinnen eine Dame, welche man nicht vorher im Kreise der Damen gesehen, und welche, da sie eben erst angekommen zu sein schien, daher berechtigt war, sich den Königinnen vorzustellen.

Diese Dame war von einer auffallenden Blässe, welche durch ihren ganz schwarzen, von keiner Blume, keinem Schmuck erhellten Anzug nur noch greller hervortrat. Ihre Augen, welche tief in ihren Höhlen

lagen, strahlten in einem fieberhaften, schmachtenden Feuer, ihre schmalen, von einem schmerzlichen Lächeln umspielten Lippen waren fest auf einander gepreßt, als wollten sie einen Schrei oder einen Seufzer zurückdrängen.

Niemand hätte in dieser so bleichen, so majestätisch und sanft daher schreitenden Frau den einstigen Tourbillon, die lebenslustige, übermüthige und heitere Frau von Morien wieder erkannt, Niemand hätte ahnen können, daß ihre einst so frische, rosige und üppige Schönheit in wenigen Monaten einen so ernsten, erhabenen und traurigen Character annehmen könnte.

Es war heute das erste Mal, daß Frau von Morien am Hofe der Königin-Mutter erschien, und sie war kaum erst genesen, wie man sagte, von einer langen und gefährlichen Krankheit. Niemand wußte zu sagen, welches die Natur dieser Krankheit gewesen sei, und die stets medisirenden und spottlustigen Hofleute flüsterten darüber mancherlei höhnische und zweideutige Bemerkungen.

Man sagte, die Frau von Morien sei nur an der zurückgetretenen Liebe des jungen Königs krank, sie leide nur an einer Erkältung, welche indeß nicht sie, sondern nur den König getroffen habe, man versicherte, sie leide an einer ganz neuen und eigenthümlichen Schwindsucht, welche aber nicht ihre Lungen, sondern ihr Herz angreife, und nur eine Wiederholung der Krankheit sei, an welcher Dido gelitten, seit der grausame Aeneas sie verlassen habe.

Die Königin-Mutter empfing diese bleiche, schöne Frau sehr freundlich und gnädig, sie reichte ihr die Hand zum Kusse dar und lächelte sie gütig an.

Es ist eine Ewigkeit her, daß ich Sie nicht gesehen habe, Baronin, sagte sie. Es scheint, Sie wollen sich unsichtbar machen, und vergessen ganz, daß wir uns freuen, Sie zu sehen.

Majestät sind sehr gnädig, mich daran zu erinnern, sagte Frau von Morien leise. Der Tod hätte es mich fast vergessen gemacht, und sicher hätte ich mir auch heute nicht erlaubt, mit meinem bleichen, traurigen Gesicht Ew. Majestät zu nahen, wenn nicht Ihr ausdrücklicher Befehl mich dazu ermuthigt hätte.

Es lag etwas in dem sanften, leidenden Ton der Frau von Morien, welches Mitleid einflößte und selbst den Unmuth der jungen Königin entwaffnete. Zum ersten Male seit jenem Fest in Rheinsberg sah Elisabeth Christine diese Frau, um welche sie so viel gelitten, so viel geweint hatte, wieder, und diesem bleichen, leidenden, schmerzdurchfurchten Angesicht gegenüber vergab sie ihr alle ihre Schmerzen, denn mit dem Instinct einer Liebenden errieth die Königin alle die furchtbaren Leiden ihrer Nebenbuhlerin, begriff sie, daß Frau von Morien an ihren eigenen Schmerzen, ihrer eigenen Qual litt, daß sie sich verzehrte im Gram über eine verschmähte und unerwiederte Liebe. Denn der König hatte gar keinen Blick, keinen Gruß mehr für die „bezaubernde Leontine", er schien ihre Anwesenheit gar nicht bemerkt zu haben, und setzte das Gespräch mit Algarotti und Chazot ruhig fort, ohne nur die tiefe und ehrfurchtsvolle Verbeugung der Frau von Morien der Beachtung und der leisesten Erwiederung werth zu halten.

Elisabeth Christine, wie gesagt, empfand Mitleid mit dieser armen bleichen Frau. Sie reichte ihr die Hand zum Kusse und richtete an sie einige freundliche, gütige Worte, welche das Herz der schönen Morien erbeben machten und ihr die Thränen in die Augen drängten.

Der König, obwohl er ihr gegenüber stand, schien Frau von Morien noch immer nicht zu sehen.

Ich habe Ew. Majestät auch einige Neuigkeiten zu melden, sagte er, sich an die Königin-Mutter wendend. Wir sind im Begriff, uns Berlin in einen Tempel der Wissenschaft und der Kunst umzuwandeln, uns es zu einem Sitz der Gelehrsamkeit und des Wissens zu machen. Auch sollen die Musen, wenn sie einmal Lust haben, vom Olympos hernieder zu steigen, immer in Berlin gastfreundliche Aufnahme finden. Denn hören Sie nur die große Neuigkeit! Voltaire wird in diesem Herbst nach Berlin kommen, uns zu besuchen, und Maupertuis, der große Gelehrte, welcher der Welt die Gestalt der Erde zuerst gezeigt hat, wird als Präsident der Akademie der Wissenschaften hierher kommen und bei uns seinen bleibenden Aufenthalt nehmen. Auch Vauconson, der es versteht, ein wenig die Geheimnisse unseres Herrgotts zu belauern, und eine Ente geschaffen hat, welche selbst Gott keine Schande machen würde, auch Vaucanson wird kommen, und den berühmten Eulert aus Petersburg werden wir bald den Unsrigen nennen.

Das Alles ist sehr schön und sehr herrlich, sagte Sophie Dorothea lächelnd, nur fürchte ich, Ew. Majestät werden, wenn Sie so viele Gelehrte, Künstler und Dichter um sich versammeln, darüber uns arme, unwissende Frauen ganz vergessen und uns von Ihrem gelehrten Hofe verbannen!

Das hieße also das Glück, die Schönheit, die Freude und die Grazien verbannen, Madame, und solchen Barbarismus werden Sie dem Sohn meiner edlen und erhabenen Mutter nicht zutrauen, erwiederte der König lächelnd. Was sollten die Künste wohl beginnen ohne die Frauen! Selbst die katholische Kirche ist so klug gewesen, zu begreifen, daß, um die Menschheit in ihre Netze einzufangen, es ihr nicht genügen könnte an der Trinity von Vater, Sohn und heiligem Geist, sondern sie hat noch eine Frau zu ihrem Beistand herbeigerufen, und den drei Männern noch das Weib, die Schönheit und die unbefleckte,

höchst geheimnißvolle Jungfräulichkeit als den feinsten und pikantesten, sinnberauschendsten Duft der Wunderblume ihrer Religion hinzugefügt. Nun, und was wären die großen Maler gewesen ohne die Frauen, ohne ihre schönen und bezaubernden Geliebten, die sie in heilige Jungfrauen verwandelten und aus den üppigen Weiblein keusche Madonnen und Magdalenen machten, vor welchen die klugen Menschenkinder noch heute auf die Kniee sinken in Anbetung vor dem ewig Weiblichen und geheimnißvollen Jungfräulichen! Ach, wie viel Madonnen hat Raphael nicht aus seiner Luis Fornarina heraus gemalt, und wie schön hat es Correggio verstanden, sein blutvolles, köstliches Weib in eine schmachtende Magdalena umzuwandeln. Aber ich muß gestehen, daß ich das dem Correggio gar nicht Dank weiß, und daß es mir lieber wäre, er hätte uns ein von Schönheit, Grazie und Lebensfreude strahlendes Weib gemalt. Denn ich meinestheils habe einen wahren Degout vor diesen weinenden und seufzenden Magdalenen, welche, nachdem sie erschöpft sind von den irdischen Liebschaften, der Veränderung halber mit dem Himmel buhlen, und dem lieben Gott dieselben Liebesschwüre geloben, die sie tausend Mal andern Männern dargebracht und tausend Mal gebrochen haben! Nun, wenn ich der liebe Gott wäre, würde ich diese seltsamen Heiligen nicht annehmen, denn ich meinestheils, ich hasse diese bleichen, in Thränen schwimmenden, seufzenden und abgezehrten Schönheiten und das Comödienspiel ihrer Schmerzen würde mich niemals erweichen können.

Und jetzt, während der König so sprach, wandte er zum ersten Male den Blick hinüber nach Frau von Morien und sein Auge ruhte lange mit einem kalten, durchbohrenden Ausdruck auf ihr.

Sie hatte jedes Wort, welches er gesprochen, gehört, und jedes dieser Worte war wie ein kalter, vergiftender Dolch in ihr Herz gedrungen. Sie fühlte, obwohl sie die Augen niedergeschlagen hatte, daß seine Blicke auf ihr ruhten, sie war sich der zermalmenden Gewalt dieser Blicke bewußt, obwohl sie sie nicht sah. Aber sie hatte doch die Kraft, nicht aufzuschreien, nicht in Thränen auszubrechen, sondern ruhig und fast lächelnd auf die Fragen der Königin Elisabeth zu antworten, welche diese indeß nur in der gutmüthigen Absicht an sie gerichtet hatte, daß Frau von Morien die harten und grausamen Worte des Königs nicht hören sollte.

Eine große Ueberraschung haben Sie noch zu erwähnen vergessen, mein Sohn, sagte die Königin-Mutter, welche wünschte, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben und es von dem gefährlichen religiösen Gebiet abzulenken. Sie haben noch nichts davon gesagt, daß Sie dieser guten, neugierigen Stadt Berlin auch zwei deutsche und eine französische Zeitung geschenkt haben, und doch versichere ich Ihnen, daß ich immer den Tag, wo diese Zeitungen erscheinen, mit wahrer Ungeduld erwarte, und mich ganz vertiefe in diese so neue und überraschende Lectüre, welche die Politik zu einer anmuthigen Plauderei für Jedermann macht und uns die kleinen Begebenheiten des Tages alle getreulich referirt.

Nun, hoffen wir, daß diese Rüdiger'sche und Haud'sche Zeitungen uns dereinst auch große Begebenheiten des Tages werden zu referiren haben, sagte der König ernst, dann aber wieder einen heiteren Ton annehmend, fuhr er fort: aber wir vergessen ganz, daß Ew. Majestät den Damen ein kleines Ballfest versprochen haben, und sehen Sie nur, wie ungeduldig unsere kleinen Prinzessinnen nach uns herübersehen, und mit welchen zornigen Blicken meine kleine Amalie mich zu durchbohren trachtet, weil ich sie so lange genöthigt habe, wie eine ehrbare Dame auf ihrem Fauteuil zu sitzen, während sie sich doch so sehr sehnt als lustiger Zephyr umherzuflattern. Nun, kommen Sie, meine theure, kleine Prinzessin Schwester, und damit Sie aufhören, mir zu zürnen, bitte ich Sie, mir den ersten Tanz zu schenken.

Der König reichte seiner Schwester die Hand dar und führte sie in den Tanzsaal, wohin die Königinnen und der Hof ihnen folgte.

Jetzt ohne Zweifel wird er eine Gelegenheit suchen, die Pannewitz zu sprechen, dachte die Königin-Mutter, wir werden also unsere Vorbereitungen treffen müssen.

Sie winkte ihren zweiten Sohn, den Prinzen August Wilhelm, an ihre Seite.

Mein Sohn, sagte sie, ich habe Dich um eine Gefälligkeit zu bitten.

Oh, Ew. Majestät wissen, daß Sie mir nur zu befehlen haben!

Ich weiß, daß Du ein guter Sohn bist, der gern bereit ist, seiner Mutter zu dienen. Höre also! Ich habe wichtige Gründe, zu wünschen, daß der König heute nicht, wenigstens nicht lange, allein mit meinem Hoffräulein Laura von Pannewitz sich unterhalte. Weshalb ich dies vermeiden will, erkläre ich Dir ein ander Mal. Ich bitte Dich also, dem Fräulein von Pannewitz etwas den Hof zu machen und möglichst wenig von ihrer Seite zu weichen. Sollte der König sich ihr nahen, so wirst Du Dir das Ansehen geben, seine zornigen und verabschiedenden Blicke nicht zu sehen, sondern ganz unbefangen Dich in das Gespräch mischen und nicht von des Fräuleins Seite weichen, bis der König sich entfernt hat. Willst Du dies für mich thun, mein Sohn?

Ich werde genau die Befehle meiner königlichen Mutter erfüllen, sagte der Prinz vollkommen ernsthaft. Nur mache ich Ew. Majestät darauf aufmerk-

sam, daß man alsdann sagen wird, ich mache dem Fräulein von Pannewitz den Hof.

Nun, laß sie es sagen, mein Sohn, das Fräulein ist jung und schön und macht Deinem Geschmack Ehre. Laß also den Hof sagen, was er will, wir Beide werden uns darüber nicht beunruhigen. Aber eile, eile jetzt, mein Sohn, denn mir scheint, der König will sich eben dem Fräulein nahen.

Der Prinz verneigte sich vor seiner Mutter und eilte, mit heimlicher Freude im Herzen, ihren Befehlen zu genügen und sich an die Seite der schönen Laura zu begeben.

Die Königin-Mutter, welche jetzt vollkommen beruhigt war, begab sich mit ihrer Schwiegertochter und den befohlenen Cavalieren an den Spieltisch, während der König im Tanzsaal verweilte und fast mit jeder der anwesenden Damen eine Tour aufführte. Nur mit Frau von Morien tanzte er nicht, nur an ihr ging er immer achtlos vorüber, und nicht ein einziges Mal begegnete sein Blick ihrem Auge, das ihn überall hin mit einem zärtlichen, flehenden, traurigen Ausdruck verfolgte.

So traurig? flüsterte Frau von Brandt, welche sich, strahlend von Schönheit und Heiterkeit, an ihre Seite setzte und eben mit dem König getanzt hatte.

Frau von Morien reichte ihr mit einem Seufzer die schmale durchsichtige Hand dar. Liebe Freundin, flüsterte sie leise, Sie hatten Recht, ich hätte nicht hierher kommen sollen, ich habe mich für stärker gehalten, als ich bin. Ich glaubte, meine Trauer würde ihn rühren und ihm wenigstens Mitleid einflößen.

Mitleid! lachte Frau von Brandt. Die Männer haben niemals Mitleid mit den Frauen, sie verstehen nur anzubeten, oder zu verachten, sie heben uns entweder auf einen Altar, oder werfen uns in den Staub und zertreten uns unter ihren Füßen! Man muß daher bedacht sein, meine theure Freundin, den Altar, auf welchen sie uns hinstellen, nach und nach so hoch zu bauen, daß ihre Arme uns nicht erreichen und nicht hinunter stürzen können.

Sie haben Recht, seufzte Frau von Morien. Ich hätte vorsichtiger, klüger und kälter sein sollen. Aber was wollen Sie? Ich liebte ihn und glaubte an sein Herz.

Sie glauben an das Herz eines Mannes! Ach, welches Weib kann sich rühmen, diesen Abgrund wohl verschlossen zu haben und den Schlüssel dazu immer zu besitzen.

Ja wohl, das Herz des Mannes ist ein Abgrund, sagte Frau von Morien traurig. Sie legen anfangs Blumen darüber hin, und wir glauben in einem Paradiese zu ruhen, aber wenn die Blumen verwelkt sind, tragen sie uns nicht mehr und wir stürzen hinab in diesen Abgrund mit zerschellter Brust, um zu leiden und zu sterben.

Frau von Brandt legte lächelnd ihre von Brillanten blitzende Hand auf die Schulter ihrer Freundin und sah ihr mit einem schelmischen Ausdruck in das traurige, blasse Angesicht.

Liebe Morien, sagte sie, man darf nicht alles Unrecht auf die Männer werfen, wenn ein Tag kommt, wo sie sich von ihrer Liebe frei machen. Die Schuld liegt ebenso sehr an den Frauen, wenn sie ihre Macht mißbrauchen oder dieselbe nicht zu benutzen wissen. Es ist nicht genug, zu lieben und geliebt zu werden. Neben der Liebe muß man auch die Politik der Liebe besitzen. Diese Politik ist nothwendig. Die Frauen, welche sich nicht auf die Regierung des Herzens, welches sie lieben, verstehen, werden ihre Herrschaft über dasselbe bald verlieren! So ist es Ihnen ergangen, meine theure Freundin! Sie sind in Ihrer Liebe zu sehr Frau und zu wenig Politikerin und Diplomatin gewesen. Sie haben sich Ihrem Gefühl zu sehr hingegeben, und statt daß Sie Ihrerseits klüglicher Weise durch Widerstand hätten reizen sollen, sind Sie entgegen gekommen, und sind durch Widerstand, den Sie fanden, gereizt, endlich in diesen Abgrund gestürzt, in welchem Sie, Arme, Ihre Gesundheit und Kraft für den Augenblick verloren haben. Aber das darf nicht so bleiben! Sie sollen aus diesem Abgrund wieder stolz, triumphirend und glücklich empor schreiten. Ich will Ihnen die Hand dazu bieten, ich will Sie unterstützen! Während Sie seufzen, will ich für Sie denken, während Sie weinen, will ich für Sie sehen!

Frau von Morien schüttelte traurig ihr Haupt. Sie werden nur sehen, daß er mich niemals sieht, daß er mich ganz vergessen hat.

Aber wenn ich das sehe, werde ich meine Augen schließen, um es nicht zu sehen, und wenn Sie es sehen, so müssen Sie um so heiterer lächeln, um so siegreicher umher schauen. Theuerste Freundin, was hat denn die Liebe aus Ihnen gemacht? Wo ist Ihre Coquetterie geblieben und Ihre Weisheit? Mein Gott, Sie sind wieder ein junges Mädchen geworden und schwärmen wie ein Kind für Ihre erste Liebe! Aber wie zärtlich man immer sein mag, muß man doch in seiner Liebe nicht untergehen, und nicht aufhören, persönlich zu sein. Man muß nicht blos ein reizendes Etwas sein, rosig anzuschauen, und geschmückt mit Spitzen, wie das Kissen, auf welchem man von seiner Liebe träumt! Man muß außer dem Weibe auch immer noch die Coquette bleiben, und in einer Ecke unseres zärtlichen und hingebenden Herzens muß sich immer doch die Tigerin verbergen, welche lauert und ihre Krallen bereit hat, um Den, welchen sie liebt, zu packen und zu zerreißen, wenn er etwa

es wagen möchte, ihr zu entspringen! Hören Sie also auf, die schmachtende, in Thränen zerfließende Magdalena zu sein, und werden Sie ein wenig wieder die rachsüchtige, grausame Tigerin. Sie haben überdies ja außer Ihrer Liebe noch ein so glänzendes Ziel. Denken Sie doch, Ordensritterin des Frauenbundes der Tugend zu werden, das Kreuz der Sittsamkeit an Ihre keusche Brust zu heften, welch ein erhabenes Ziel! Und Sie werden es erreichen. Ich bringe Ihnen die sicherste Gewähr dafür: ein eigenhändiges Schreiben der Kaiserin, wie Sie es gewünscht hatten. Sie sehen, Ihre Bedingungen werden getreulich erfüllt. Die Kaiserin schreibt Ihnen und versichert Sie Ihrer Gnade, sie versichert Ihnen, daß sie den beabsichtigten Tugendorden nächstens wird in's Leben treten lassen! Sie wissen, was dieses „Nächstens" bedeutet. Der König hat sich von seiner Gemahlin nicht scheiden lassen, deshalb bekommen Sie das kaiserliche Handbillet. Helfen Sie nur noch, daß der Prinz August Wilhelm die Prinzessin von Braunschweig heirathet, und Sie werden Großkreuzritterin des österreichischen Tugendordens werden. Da, nehmen Sie vor allen Dingen den Brief der Kaiserin.

Und Frau von Brandt versenkte ihre Hand in die Tasche ihres faltigen Atlaskleides, um den Brief hervorzuziehen, als sie plötzlich zusammenschrak und erblaßte.

Mein Gott, flüsterte sie ganz athemlos, dieser Brief ist nicht mehr in meiner Tasche, und doch weiß ich gewiß, daß ich ihn hineingesteckt habe. Noch kurz zuvor, ehe ich hier zu Ihnen herging, griff ich in meine Tasche und habe ganz deutlich das kaiserliche Siegel gefühlt. Der Brief war da, ich weiß es ganz sicher. Wo ist er geblieben? Wer hat ihn mir entwandt? Aber nein, dies ist nicht möglich, dies kann nicht sein! Ich muß ihn wieder haben. Er muß noch in meiner Tasche sein! —

Zitternd vor Angst, in athemloser Hast zog Frau von Brandt alle die kleinen Dinge, welche sie in ihrer Kleidertasche geborgen, daraus hervor, um zu sehen, ob dieser unselige Brief nicht vielleicht sich in ihrem goldgestickten Taschentuch, oder in den Falten des großen Fächers, oder in dem offenen Etui ihres Riechfläschchens verkrochen habe. Sie dachte gar nicht daran, daß irgend Jemand sie beobachten und ihre Unruhe und ihre Angst sehen könnte, und gewiß auch achtete Niemand auf sie, denn Jeder war zu sehr mit sich und seinem eigenen Vergnügen beschäftigt. —

Im Saale drehten und wirbelten die Paare im heitern Tanz umher, die Musik schmetterte dazu ihre Fanfaren und ihre zugleich melancholischen und übermüthigen Weisen. Alles um sie her war Bewegung, Leben und Lust. Wer hätte sie also beobachten sollen?

Aber Frau von Brandt suchte noch immer vergebens, sie schüttelte vergebens das Taschentuch auseinander, sie untersuchte vergebens das Etui des Flacons und schlug den großen Fächer auseinander, — der Brief war nirgends zu finden.

Eine unsägliche Unruhe und Angst bemächtigte sich ihrer, sie wußte selber nicht weshalb. Hatte sie den Brief verloren, oder hatte man sie absichtlich desselben beraubt? Plötzlich erinnerte sie sich, daß sie vorhin, im Gespräch mit dem Baron von Pöllnitz, ihren Fächer hervorgezogen hatte, um sich ein wenig Kühlung zuzufächeln. Vielleicht hatte sie dabei das Briefchen mit hervorgezogen, vielleicht hatte Pöllnitz es aufgehoben und suchte die Frau von Morien, um es ihr zu übergeben.

Sie ließ ihre Augen angstvoll im Saal umherschweifen, um Pöllnitz zu suchen. —

Frau von Morien indeß hatte die Angst und Sorge ihrer Freundin gar nicht bemerkt, oder wenigstens doch lange schon vergessen. Sie war wieder versunken in ihre traurigen Träumereien, ihre Augen waren wieder gebannt an das schöne und strahlende Antlitz des jungen Königs; sie beneidete jede dieser Damen, der er im Tanz die Hand reichte, an die er ein freundliches Wort, ein gnädiges Lächeln richtete. Aber jetzt, seit einiger Zeit schaute sie vergebens nach dem König umher, wie Frau von Brandt nach dem Herrn von Pöllnitz.

Ich sehe ihn gar nicht mehr, flüsterte sie traurig.

Wen? fragte Frau von Brandt, noch einmal in gedankenloser Angst ihre Tasche, ihren Fächer und ihr Mouchoir untersuchend.

Den König, sagte Frau von Morien, ganz verwundert, daß ihre Freundin nur noch danach fragen konnte. Er muß den Tanzsaal verlassen haben. Vor kurzer Zeit noch sah ich ihn im Gespräch mit Pöllnitz, und jetzt —

Mit Pöllnitz? unterbrach sie Frau von Brandt hastig, und ihr Auge suchte wieder angstvoll umher nach Pöllnitz, wie das Auge der Frau von Morien nach dem König.

Plötzlich stieß diese einen leisen Schrei aus, und eine dunkle Gluth überflog ihr vorher so bleiches Gesicht. Sie hatte den König gesehen und ihre Augen waren sich begegnet, denn des Königs scharfer, beobachtender Blick war fest und unverwandt auf sie gerichtet gewesen.

Der König stand seitwärts von ihnen in der Fensternische, halb verborgen von den schweren, lang herabfallenden seidenen Fenstervorhängen, und sah immer noch fest und unverwandt nach den beiden Damen da drüben.

Ich sehe den König, murmelte Frau von Morien.

Und ich sehe Pöllnitz, welcher neben ihm steht, sagte Frau von Brandt, welche der Richtung des Blickes ihrer Freundin gefolgt war. Sie schob eilig das Mouchoir und das Etui wieder in ihre Tasche und schlug ihren Fächer auseinander, um dahinter ihr unruhiges, erglühtes Angesicht zu verbergen, denn die scharfen, beobachtenden Blicke des Königs machten sie ängstlich und sorgenvoll.

Lassen Sie uns einen Gang durch den Saal machen, theuerste Morien, sagte Frau von Brandt aufstehend. Die Hitze hier erstickt mich. Auch möchte ich gern ein wenig umherschauen nach dem Briefe, den ich vielleicht irgendwo verloren habe und wohl noch wiederfinden kann.

Welchen Brief? fragte Frau von Morien gleichgültig.

Ihre Freundin sah sie erstaunt an. Mein Gott, Sie haben also gar nicht gehört, was ich Ihnen sagte?

Oh doch, Sie sagten, daß Sie mir ein Handschreiben der Kaiserin von Oesterreich zu übergeben hätten.

Nun, und dieses Schreiben habe ich verloren, hier im Saal verloren!

So wird es Jemand finden, und es, da es vermuthlich an mich adressirt ist, mir wiedergeben.

Liebe Morien, ich bitte Sie um Gotteswillen, seien Sie nicht so ruhig und gleichgültig. Es handelt sich hier um eine sehr ernste und wichtige Sache. Wenn ich diesen Brief wirklich verloren, und nicht etwa doch auf meinem Zimmer vergessen habe, so sind wir in Gefahr, Beide verdächtigt zu werden und in den Augen des Königs für Spione Oesterreichs zu gelten!

Frau von Morien war jetzt, da der König genannt worden, ganz voller Aufmerksamkeit und Theilnahme.

Aber wird man denn diesen Brief lesen können? fragte sie. War er nicht versiegelt?

Ja, er war versiegelt! Aber merken Sie wohl, er war versiegelt mit dem Privatsiegel der Kaiserin, und ihr Name stand rings um das österreichische Wappen. Man wird also, ohne den Brief zu öffnen, doch wissen, daß er von der Kaiserin von Oesterreich ist und man wird Verdacht schöpfen. Hören Sie weiter. Dieser Brief war eingeschlagen in ein Papier, welches zwar keine Aufschrift hatte, aber einige Worte enthielt, die nicht blos Sie, sondern auch mich compromittiren müßten, wenn man weiß, daß dieses Papier an mich gerichtet war.

Und was stand in diesem Papier? fragte Frau von Morien, angstvoll hinüberblickend nach dem König, welcher noch immer mit Pöllnitz in der Fensternische stand und seine großen, stechenden Blicke auf die Damen gerichtet hatte.

Es standen darin nur folgende Worte: „Beifolgendes Billet, theure Freundin, haben Sie die Güte, an seine Adresse zu befördern. Sie sehen, die Kaiserin hält Wort, thun auch wir es und vergessen wir nicht, was wir versprochen! Eine glücklich gestiftete Ehe ist ein nicht allein Gott, sondern auch den Menschen wohlgefälliges Ding, und verhilft der Einen von ihnen zur Tugend, der Andern zum Schmuck."

Und dieser Brief war unterzeichnet?

Nein, er war nicht unterzeichnet, aber wenn er in die Hände des Königs käme, weiß dieser doch, von wem er kommt, denn der König kennt die Handschrift des Grafen Manteuffel.

Kommen Sie, kommen Sie, lassen Sie uns suchen, sagte Frau von Morien, jetzt selber ängstlich und

unruhvoll. Wir müssen diese unseligen Papiere wieder haben. Kommen Sie!

Sie nahm den Arm ihrer Freundin und ging mit ihr hinunter in den Saal, indem Beide nun überall am Fußboden ihre Blicke umherstreifen ließen und angstvoll späheten, ob sie nicht irgendwo auf dem braunen, getäfelten Parquet etwas Weißes bemerken könnten.

Sie haben Recht, sagte der König, aus der Fensternische hervortretend und den Damen mit den Augen folgend, Sie haben Recht, Pöllnitz, sie suchen Beide, und es war also wirklich die Frau von Brandt, an welche der Umschlag dieses Briefes gerichtet war. Lassen wir sie suchen, sie werden so wenig etwas finden, wie die elftausend thörichten Jungfrauen. Aber hören Sie jetzt wohl, Baron, was ich Ihnen sagen will: Diese ganze Angelegenheit bleibt ein Geheimniß, von welchem Niemand, hören Sie wohl, Niemand etwas erfahren soll. Sie werden vergessen, daß Sie diesen Brief gefunden und ihn mir übergeben haben, oder Sie werden sich erinnern, daß es nur ein Traum gewesen ist, weiter nichts!

Ja, Ew. Majestät, sagte Pöllnitz lachend, ein Traum, wie ihn Eckert träumte, als er vermeinte, ein Haus in der Jägerstraße zu besitzen, und das doch auch, als er erwachte, Ew. Majestät gehörte.

Sie sind ein Narr, sagte der König lächelnd, dem Baron zunickend und den beiden Königinnen entgegen gehend, welche jetzt ihre Spielpartie beendet hatten und in den Saal zurückgekehrt waren.

Die Königin-Mutter ging ihrem Sohn mit Lebhaftigkeit entgegen und reichte ihm freundlich lächelnd ihre Hand dar. Sie wollte jetzt ihr Vorhaben ausführen und ihr dem Grafen Rhedern gegebenes Wort erfüllen. Sie zweifelte gar nicht, daß der König, welcher so ehrfurchtsvoll und ergeben gegen sie war, ihr die Bitte, welche sie an ihn richten wollte, erfüllen und dann der Hof auf's Neue Zeuge sein werde ihres großen Einflusses und ihrer unbedingten Gewalt über den König.

Sie stand mit ihrem Sohn gerade unter dem großen Kronleuchter in der Mitte des Saals; neben ihr sah man die regierende Königin und die Prinzen und die Prinzessinnen des königlichen Hauses. — Es war ein interessantes Bild, diese vom scharfen Licht des Kronleuchters gerade beleuchtete Gruppe zu sehen, diese Gesichter zu beobachten, welche alle einander so ähnlich und doch in ihrem Ausdruck so verschieden von einander waren, dieselben Blüthen *eines* Stammes und doch so sehr von einander abweichend in Größe, Gestalt und Form.

Die Hofleute standen in dichtgedrängten Schaaren, ehrfurchtsvoll schweigend, umher und betrachteten aufmerksam dieses königliche Familienbild, das, wie in eine Glorie von Licht getaucht, sich strahlend und hell aus ihrer Mitte emporhob.

Ew. Majestät, sagte die Königin mit ihrer vollen, silberhellen Stimme, ich habe Ihnen heute noch eine Bitte vorzutragen.

Der König verneigte sich ehrfurchtsvoll und küßte die dargereichte Hand seiner Mutter. O, Majestät, sagte er, Sie wissen wohl, daß Sie nicht zu bitten, sondern zu befehlen haben.

Sophie Dorothea lächelte stolz und nickte dem König freundlich zu. Ich danke Ihnen für dieses Wort, mein Sohn. Hören Sie also. Mein Hofmarschall, der Graf Rhedern, gedenkt sich zu verheirathen. Ich habe ihm versprochen, ihm zu seiner Vermählung die Einwilligung Ew. Majestät zu verschaffen.

Wenn meine königliche Mutter mit der Vermählung ihres Hofmarschalls einverstanden ist, so bin ich es natürlich auch, vorausgesetzt, daß die erwählte Braut des Grafen aus einem guten und ansehnlichen Hause ist. Was ist die Braut für eine Geborene?

Die Königin machte ein etwas verlegenes Gesicht. Majestät, sagte sie lächelnd, sie ist gar keine Geborene.

Des Königs Stirn verfinsterte sich ein wenig. Sie ist also nicht dazu geboren, Gräfin zu werden, sagte er, und Ihr Hofmarschall thäte besser, über diese Thorheit zu schweigen, als sich von mir eine Weigerung zu holen. Ich hasse die Mesalliancen und werde dergleichen an meinem Hofe nicht dulden.

Diese mit lauter und strenger Stimme gesprochenen Worte übten in dem Familienkreise des Königs eine sehr verschiedene Wirkung, man sah da einige Gesichter erbleichen und andere erröthen, diese nahmen eine bestürzte Miene an, jene eine freudige. — Sophie Dorothea war es, welche erröthete vor Vergnügen, denn diese Worte des Königs befreiten sie von der Furcht, daß er sich von seiner Gemahlin möchte scheiden lassen, um eine illegitime Ehe mit dem Hoffräulein von Pannewitz zu schließen, und die Königin-Mutter war selber eine zu ehrbare und tugendhafte Frau, um an die Möglichkeit einer Maitressenwirthschaft am preußischen Hofe zu glauben. Sie war also für den Moment vollkommen beruhigt, und die Liebe des Königs zur schönen Laura erschien ihr jetzt wie eine dichterische Laune, welche vorübergehen würde, weiter nichts.

Anders wirkten die Worte des Königs auf den Prinzen August Wilhelm. Seine heitere Stirn verfinsterte sich, seine Züge nahmen einen schmerzlichen und zugleich drohenden Ausdruck an, er war im Begriff zu sprechen und im Namen der Humanität und der Liebe gegen dieses harte und strenge Wort des Königs zu opponiren, als Elisabeth Christine, welche

neben ihm stand und ihn mit angstvoller Theilnahme beobachtet hatte, ihm leise zuflüsterte: Schweigen Sie, mein Bruder, und seien Sie besonnen!

Der Prinz athmete hoch auf und sein Blick flog, Trost suchend, hinüber nach dem Kreise der Hofdamen. Laura von Pannewitz grüßte ihn mit den Augen und erröthete zugleich über ihre eigene Kühnheit. Der Prinz, gestärkt durch den zarten Gruß seiner schönen Geliebten, nahm wieder eine ruhige und gleichgültige Miene an.

Die Königin-Mutter indeß war durch die Worte ihres Sohnes noch nicht besiegt, ihr Stolz sträubte sich gegen eine solche schnelle Niederlage Angesichts ihrer Familie und ihres Hofes. Zudem hatte sie dem Grafen Rhedern ihr königliches Wort gegeben, und sie mußte es also erfüllen.

Sie versuchte es noch einmal mit freundlicher Bitte, die Zustimmung des Königs zu der Vermählung des Grafen Rhedern zu erhalten. — Aber der König blieb unbeugsam.

Sophie Dorothea, gereizt und auf's Aeußerste getrieben durch diesen Widerstand gegen ihren Willen, ward nur um so hartnäckiger in dem Bestreben, denselben durchzusetzen. Sie hatte noch einige letzte Reservetruppen zurückbehalten, und sie beschloß, diese jetzt in das Feld zu führen.

Ew. Majestät haben ohne Zweifel vollkommen Recht, sagte sie, Ihren Adel vor unwürdigen Mesalliancen bewahren zu wollen, aber es giebt doch einzelne Ausnahmefälle, wo man, zum Besten des Adels selbst, einige Rücksicht üben sollte. — Und indem Sophie Dorothea sich näher zu ihrem Sohne hinneigte, fuhr sie leiser fort: Graf Rhedern ist vollkommen ruinirt und muß zu Grunde gehen, wenn Sie ihn verhindern, diese reiche Partie zu machen.

Jetzt ward der König aufmerksam und theilnahmvoll. Ist denn das Mädchen so sehr reich? fragte er.

Immense reich, Sire! Sie bringt dem Grafen eine Mitgift von einer Million Thaler. Es ist eine Tochter des reichen Seidenfabrikanten Orguelin.

Ach, des Orguelin. Er ist ein sehr braver Mann und hat durch seine Fabriken viel Geld in's Land gebracht, sagte der König, sichtbar erweicht und milder gestimmt.

Es wäre also sehr zu bedauern, wenn dieses Geld dem Lande wieder sollte entzogen werden, fuhr die Königin, ihre letzte Mine springen lassend, fort.

Wie meinen Sie das, Majestät? fragte der König lebhaft.

Diese Mademoiselle Orguelin hat, Dank ihrer Million, mehrere Bewerber, und augenblicklich wirbt außer dem Grafen noch ein junger Kaufmann aus Holland um sie, der bereits die Einwilligung des Vaters erhalten hat, und auch die der Tochter bekommen wird, wenn der Graf Rhedern ihm nicht den Vorrang abzugewinnen weiß.

Das darf nicht sein, rief der König rasch, diese Orguelin darf den Holländer nicht heirathen, diese gute Million Thaler darf nicht außer Landes gehen!

Doch würden Ew. Majestät dieses Mädchen nicht verhindern können, sich nach ihrem Willen zu verheirathen, und den Vater nicht, ihr eine seinem Vermögen angemessene Mitgift zu geben.

Der König schwieg einen Augenblick und schien zu überlegen. Dann sagte er lächelnd: Majestät, Sie sind eine zu ausgezeichnete Advokatin für Ihren Clienten, als daß man Ihnen widerstehen könnte. Ich gebe also nach! Der Graf Rhedern hat meine Einwilligung zur Vermählung mit der Orguelin.

Aber das genügt leider noch nicht, Sire, sagte die Königin mit ihrem anmuthigsten Lächeln. Es ist da noch eine kleine Bedingung, ohne deren Erfüllung diese stolze Millionärin dem Grafen ihre Hand nicht geben will.

Ah, sehen Sie da. Die kleine Bourgeoise macht noch ihre Bedingungen, wenn ein Graf sie heirathen will!

Ja, Majestät! Sie will nur dann die Gemahlin des Grafen werden, wenn der Graf die Zusicherung geben kann, daß seine Gemahlin an unserem Hofe empfangen und ihrem neuen Range gemäß behandelt werde.

Wirklich? rief der König mit einem ironischen Lächeln. Diese Millionärin hält es wirklich für ein schätzenswerthes Ding, an unserem Hofe zu erscheinen?

Es scheint, Sire, als wenn ihr dies ein größeres Glück deucht, als der Besitz eines gräflichen Gemahls.

Der König blickte nachdenkend vor sich hin, dann hob er das Auge wieder und sah seine Mutter mit einem strahlenden, schalkhaften Lächeln an. Nun denn, meine Mutter, sagte er, Sie wissen wohl, daß ich Ihnen nichts abzuschlagen vermag, und da Sie es wünschen, soll diese Mademoiselle Orguelin, wenn sie vermählt ist, als neugebackene Gräfin an meinem Hofe empfangen werden. Aber Gunst für Gunst, Bitte für Bitte. Ich verspreche Ihnen, die neugebackene Gräfin Rhedern zu empfangen, wenn Sie mir versprechen, dafür den Grafen Néal an Ihrem Hofe zu empfangen.*)

Den Grafen Néal? rief die Königin unwillig. Ew. Majestät wissen —

Ich weiß, unterbrach sie der König, sich verbeu-

*) Thiébault II. pag. 57.

gend, ich weiß, daß der Graf Réal von ebenso gutem Adel ist, als es die Gräfin Rhedern sein wird, und daß er, wie diese, mehrere Millionen besitzt, die ich durch Anerkennung seines Grafentitels dem Lande gesichert habe. Wir sind also einverstanden, nicht wahr? Die Gräfin Rhedern wird an meinem Hofe so gut empfangen, wie der Graf Réal an dem Ihrigen?

Er reichte der Königin die Hand dar, sie legte widerstrebend die ihrige hinein. Ah, mein Sohn, flüsterte sie, Sie haben mich grausam überlistet!

Der König lächelte. Madame, wir erhalten dadurch unserm Lande drei Millionen, und die wiegen doch am Ende schwerer, als einige vermoderte gräfliche Ahnen. Das Preußen der Zukunft wird durch seinen Adel in den Schlachten siegen, aber durch seine Industrie wird es groß werden, reicher und mächtiger, als durch gewonnene Schlachten!

XXXII.

Unter den Linden.

Die Linden von Berlin, jetzt die glänzendste, größte und schönste der Straßen dieser weithin gelagerten, großen Stadt, war im Jahre 1740 noch eine sehr öde, sehr wüste und stille Gegend. Friedrich der Erste, der prachtliebende König, von dem Sophie Charlotte auf ihrem Todtenbette, als man ihr sagte, wie sehr der König über ihren Hingang trauern würde, lächelnd sagte: „Er wird sich zerstreuen mit der Sorge, mir ein prachtvolles und königliches Leichenbegängniß zu veranstalten, und wenn bei dieser Ceremonie nichts mangelt, sondern Alles recht glänzend ist, so wird er getröstet sein!“ — Friedrich der Erste hatte diese Linden anpflanzen lassen, um seiner Gemahlin die Straße nach Lützelburg, dem Lustschloß, welches er ihr geschenkt, und das nach ihr „Charlottenburg“ genannt ward, angenehmer und schattiger zu machen und ihr ein wenig diese öde und wüste Sandfläche zu verbergen, welche sich zu beiden Seiten der Bäume vom Zeughause bis zum Thiergarten hin lagerte. Denn diese Vorstadt, welche sich von dem Zeughaus und dem Festungsgraben, der sich unmittelbar neben demselben befand und quer über die Straße hin, an dem kronprinzlichen Palais nach der Behrenstraße hinfließend, bis zum Thiergarten erstreckte, war damals noch öde und leer. Der Festungsgraben begrenzte die eigentliche Stadt Berlin, seitwärts von demselben auf der Stelle, wo jetzt das Mittelportal des Universitätsgebäudes sich befindet, stand damals ein kleines, unscheinbares Thor, genannt „das neue Thor“, und durch dieses gelangte man in den neu angelegten Theil von Berlin, in die Dorotheenstadt, welche indeß nur von Handwerkern und armen Leuten bewohnt ward. Der ganze Platz aber zwischen dem Festungsgraben, dem neuen Thor und den weit entfernt liegenden Häusern der Behrenstraße bis zum Anfang der Lindenallee war damals nur eine ungeheure Sandmasse, deren wüster Anblick oft genug schon den König, als er noch Kronprinz war und das kleine Palais bewohnte, welches unmittelbar hinter dem Festungsgraben sich befand, verstimmt und geärgert hatte. Nichts war da zu sehen, als Schutthaufen, Sand und Steingerölle, und wo jetzt in stolzer Majestät Paläste sich hinstrecken, Denkmäler den Ruhm großer Feldherren verkünden, das Opernhaus und die katholische Kirche stehen, da war damals nur eine Oede und Wüste. Freilich hatte Friedrich Wilhelm der Erste schon Vieles dazu gethan, diese traurige und armselige Gegend zu verschönern und sie mehr den Palästen, welche in ihrer unmittelbaren Nähe hinter dem Festungsgraben sich befanden, angemessen zu machen, aber der Eifer der Berliner selbst war dem Bestreben des Königs wenig zu Hülfe gekommen. Niemand mochte sich freiwillig entschließen, in diesem öden und abgelegenen Theil der Stadt sich anzubauen, und diese wenigen stattlichen und palastähnlichen Gebäude, welche hier und dort zur Seite der Linden sich erhoben, waren nur auf besonderen Befehl des Königs oder auf königliche Kosten entstanden. Einige reiche, begüterte Herren vom Adel hatten auch, um dem König gefällig zu sein und seiner Baulust zu schmeicheln, hier einige große Gebäude aufgeführt, die sie

indessen nicht bewohnten und die sehr vereinzelt und verwaist sich unter den kleinen, unscheinbaren, hüttenähnlichen Häusern ausnahmen. Eins dieser großen und stattlichen Häuser war indeß nicht von einem Grafen Dohna oder Baron von Plessen oder irgend einem anderen vornehmen Herrn erbaut, sondern es gehörte dem sehr ehrwürdigen und berühmten Hofkleidermacher Pricker, und seit einigen Tagen prangte ein neues glänzendes Schild über seiner Hausthür; auf diesem Schilde las man mit großen, glänzenden Buchstaben: „Hofkleidermacher Ihro Majestät der Königin-Mutter und Ihro Majestät der regierenden Königin." Aber dieses große Haus mit seiner prunkvollen goldenen Inschrift war auch wieder nur von kleinen, unscheinbaren, elenden und schmutzigen Häusern umgeben, in denen kleine Handwerker und heruntergekommene Kaufleute wohnten, wie dieses kleine Haus bewies, das sich unmittelbar neben dem großen Pricker'schen befand und welches das früher schon weiter beschriebene Wohnhaus der armen Frau Schommer, der einstigen Doris Ritter und ihrer unglückseligen Familie war.

Eine tiefe, selten unterbrochene Stille herrschte in diesem öden Stadttheil von Berlin, und nur die Equipagen der königlichen Familie und des Adels sah man oft rasch vorüberrollen, wenn der König zu irgend einem Fest in Charlottenburg seinen Hof und seinen Adel eingeladen hatte.

Auch heute kam eine königliche Equipage den Weg vom Schlosse daher gefahren und rollte über den öden Platz hinter dem Festungsgraben nach den Linden hin. Aber hier hielt sie an und vier Herren entstiegen derselben. Es war der König, gefolgt von dem Hofbaumeister und Major von Knobelsdorf, dem Kammerherrn von Pöllnitz und dem neuen Polizeimeister und Armenverwalter Jordan.

Der König, unter dem ersten Baum der hier beginnenden Lindenallee stehend, überschaute mit ernsten, gedankenvollen Blicken den großen, öden Platz, welcher vor ihm lag, und sein heller, flammender Blick flog mit blitzartigem Leuchten herüber und hinüber.

Diesen Augiasstall mußt Du mir reinigen, Knobelsdorf, sagte er, an ihm sollst Du Dich als Herkules bewähren. Nun, die Kraft hast Du dazu, und das Geld werde ich Dir geben. Wir wollen uns hier Beide ein Denkmal errichten und aus dem Nichts dieser Sandwüste wollen wir ein glänzendes Etwas machen. Wir wollen hier Paläste bauen und Tempel der Wissenschaft, der Kunst und der Religion! Es fehlt uns zur Zeit noch so ziemlich Alles, um Berlin geeignet zu machen zu einem Sitz der Musen. Knobelsdorf muß dafür sorgen, daß wir ihnen bequeme Häuser bereit halten.

Und die Musen werden auch ohnedies sehr bereitwillig sein, zu kommen, sagte Pöllnitz mit seiner zierlichsten Verbeugung, finden sie doch hier den Götterjüngling Apollo wieder, dem es ohne Zweifel im Himmel ein wenig zu langweilig geworden, und der deshalb sich herabgelassen, einmal irdischer König zu werden.

Der König zuckte leicht die Achseln. Hören Sie, Pöllnitz, sagte er, Sie wären ganz dazu geeignet, ein Lehrbuch für Kammerherren und Hofschranzen zu schreiben, aus dem Jedermann lernen könnte, wie man den Fürsten am honigsüßesten schmeicheln und vor ihnen am graziösesten fuchsschwänzeln kann. Warum schreiben Sie nicht ein solches Buch?

Majestät, um ein Buch zu schreiben, muß man ein stilles, verschwiegenes Studirzimmer in einem eigenen, würdigen und noblen Hause haben, das man sich ganz nach seinem Behagen und seiner Bequemlichkeit und Laune einrichtet. Da ich aber zur Zeit noch nicht ein solches Haus besitze, so kann ich auch nicht das von Ew. Majestät befohlene Buch schreiben.

Der König lachte. Nun, vielleicht erübrigt Ihnen Knobelsdorf hier noch eine kleine Sandwüste, sagte er, um darauf Ihr Tusculum zu bauen. Aber zuvor wollen wir den Palast der Königin-Mutter und noch etliche Tempel und Hallen bauen! Was meinst Du, Jordan, wäre dieser Platz nicht ganz geeignet, um alle die schönen Dinge in's Leben treten zu lassen, von welchen wir in Rheinsberg so oft geträumt? Könnten wir hier nicht unsere Akropolis, unsere Zeus- und Minerventempel bauen?

Damit alle Welt es bestätigt fände, was man jetzt schon vermuthet, sagte Jordan lächelnd, daß nämlich Ew. Majestät kein rechter Christ, sondern eigentlich ein Heide ist, der mehr der Religion der alten Griechen, als der neuen Kirchenväter anhange?

Sagt man das? Nun, man hat nicht ganz Unrecht, wenn man meint, daß ich keine sonderliche Passion für das Pfaffenthum und die christliche Kirche habe. Christus hat diese Kirche nicht erbaut, sondern die schlauen Priester, und einen recht niedlichen Hausirhandel mit ewiger Seligkeit haben sie darin etablirt. Ich mag nicht feilschen und handeln und aus keinem Detailgeschäft kaufen, sondern nehme lieber Alles aus dem Hauptgeschäft und kaufe en gros. Deshalb wende ich mich lieber gleich an den großen Lagerherrn aller Seligkeit und alles Glückes, an Gott selber, und umgehe die kleinen Mäkler, die Priester. Ah, Knobelsdorf, Du sollst mir hier einen Tempel errichten, wie ich ihn mir lange schon geträumt. Sieh, der Platz ist groß genug, um Alles daraus zu machen, was die Phantasie nur erdenken, das Geld nur bezahlen und das Talent nur ausführen kann. Einen Tempel Gottes sollst Du mir hier bauen, groß und mächtig

soll er sein von außen, herrlich und erhaben von innen.

Also hier soll der Palast Ihro Majestät der Königin-Mutter nicht stehen? fragte Knobelsdorf, als der König schwieg.

Nein, hier nicht. Dieser Platz hat eine andere Bestimmung, von der ich Euch heute Abend näher unterrichten und von Euch erfahren will, ob sie Euren Beifall hat. Ah, ich wittere schon, daß mein streitsüchtiger Jordan wieder einige Einwendungen wird machen wollen. Eh bien, nous verrons! Jetzt wollen wir weiter gehen, um eine Stelle für das Palais der Königin zu suchen.

Wenn Ew. Majestät erlauben, sagte Pöllnitz, während der König mit seinen drei Begleitern langsam die Mittel-Allee der Linden hinunter ging, wenn Ew. Majestät erlauben, möchte ich so frei sein, Ihnen einen, wie mir scheint, sehr passenden Platz zu diesem Hotel vorzuschlagen. Er befindet sich am Ende der Lindenallee, am Eingang in den Park, würde eine sehr schöne Lage haben und Platz, sich nach Belieben auszudehnen.

Zeigen Sie uns die Stelle, befahl der König, vorwärts schreitend.

Hier ist sie, Majestät, sagte Pöllnitz, als sie jetzt am Ende der Linden angekommen waren. Sehen Sie nur, Majestät, die Natur selber scheint diese Stelle zu verwerfen und sie durchaus der Stadt anweisen zu wollen, denn die Linden sind hier verdort und absterben und der Wald beginnt erst einige Tausend Schritte weiter.

Es ist wahr, sagte der König lächelnd, Platz ist da, um hier ein Palais anzulegen. Was meinst Du, Knobelsdorf, wollen wir hier den Bau aufführen?

Wir müßten damit beginnen, alle diese kleinen Häuser dort drüben abzutragen, Majestät. Dazu wäre alsdann erst nothwendig, daß Ew. Majestät dieselben ankauften, und dazu wieder bedürfte es der Genehmigung der Hauseigenthümer, welche durch solchen schleunigen Verkauf freilich obdachlos werden würden.

Obdachlos! Seit Jordan der Vater der Armen geworden, giebt es keine Obdachlosen mehr, sagte der König, seinen geliebtesten Freund mit einem zärtlichen Augenwinken grüßend. Dieser Platz scheint mir in der That geeignet zu sein. Hier auf dieser Seite könnte das Palais stehen, dort jenseits errichten wir vielleicht ein prachtvolles öffentliches Gebäude, vielleicht für unsere Bibliothek, und in der Mitte dieser beiden Gebäude, den Platz abschließend und zusammenfügend, muß sich alsdann ein erhabenes Thor im schönsten griechischen Styl erheben. Den Wald dahinter wollen wir in einen schönen Park umwandeln, mit schattigen Alleen, geschmackvollen Blumenpartieen, marmornen Statuen, glänzenden Teichen und murmelnden Bächen darin.

Oh, man muß eben Friedrich sein, um auf dieser öden Stelle solchen Feentraum für möglich und ausführbar zu halten, rief Jordan lächelnd. Ich meinestheils sehe hier nichts als Sand und dort drüben einen Wald mit vielen kleinen, verkrüppelten Bäumen.

Der König lächelte. Selig sind, die da nicht sehen und doch glauben, sagte er. Nun, Knobelsdorf, haben wir hier Platz zu unserem großen projektirten Bau?

Vollkommen, Majestät. Und wenn Ew. Majestät die Gnade haben wollten, mir die nöthigen Gelder anzuweisen, so kann der Bau beginnen.

Wie viel denkst Du, daß wir nöthig haben?

Wenn Alles so ausgeführt werden soll, wie Ew. Majestät beabsichtigen, mindestens eine Million.

Sei's darum. Eine Million ist nicht zu viel, um der Königin-Mutter eine Freude zu bereiten.

Aber, sagte Pöllnitz, wollten Ew. Majestät nicht vorher die armen Hausbesitzer da drüben mit ihrem Geschick bekannt machen und sie durch ein gnädiges Wort über das Aufgeben ihres Hausrechtes trösten? Sehen Ew. Majestät nur, wie sie Alle mit verwunderten, fragenden Gesichtern verstohlen hinter den Gardinen ihrer Fenster zu uns herüber schauen. Oh, Majestät, es wohnen hier sehr arme und sehr unglückliche Leute. Der Regen trieb mich vor einigen Tagen in eines dieser Häuser und seitdem bin ich melancholisch geworden, denn ich habe niemals so viel Jammer und Noth gesehen. Da waren hungernde Kinder, ein vor Gram fast sterbendes Weib und ein Trunkenbold von Mann, der die letzte Habe seiner unglücklichen Familie in Branntwein und Bier verwandelt. Wahrlich, als ich das sah, hätte ich wohl eine Viertelstunde König sein mögen, um wie die Sonne dieses traurige, düstere Haus mit einem Strahl von Glück zu durchleuchten und die Thränen dieser Unglücklichen zu trocknen.

Nun, in der That, das muß ein herzzerreißender Anblick gewesen sein, wenn selbst Pöllnitz davon gerührt und melancholisch werden konnte, rief der König, dessen edles und schönes Gesicht jetzt von einer sanften Trauer umdüstert war. Komm, Jordan, wir wollen in dieses Haus eintreten, und Du sollst mir helfen, das Unglück seiner Bewohner zu lindern. Du, Knobelsdorf, magst indessen Dir eine Zeichnung dieses Platzes entwerfen und Deine Anlagen machen. Zeigen Sie uns den Weg, Pöllnitz!

Endlich erreicht! dachte Pöllnitz, während er dem König voran quer über den Platz dahin schritt. Oh, wahrhaftig, es war nicht leicht, den König hierher zu bringen. Aber ich denke wohl, daß mein Plan gelingen soll. Doris Ritter wird uns ohne Zweifel

erwarten, sie wird meine Worte überlegt haben, und ihrer natürlichen weiblichen Coquetterie nachgebend, wird sie meinen Rath befolgen und von den Gewändern Gebrauch gemacht haben, die ich ihr gestern Abend schickte.

Sie standen jetzt vor dem kleinen, düsteren Hause des Materialisten Schommer, und Pöllnitz bedeutete den König mit einer tiefen Verbeugung, daß sie zur Stelle seien.

Wirklich, das ist ein trauriger und melancholischer Anblick, dieses Haus, sagte der König. Es sieht aus wie der Aschenkrug einer armen Wittwe.

Und bei Gott, es sind schon viele Thränen darin geweint, sagte Pöllnitz mit sehr gut gelungener Sentimentalität.

Die Thür des Ladens war nur angelehnt. Der König stieß sie auf und trat mit seinen beiden Begleitern in diesen öden, düsteren Laden ein, der die letzten armseligen Reste des einstigen Kaufgeschäftes enthielt.

Niemand kam ihnen entgegen, Niemand fragte nach ihrem Begehr, eine lautlose Stille umgab diese drei Herren, welche ihre neugierigen, verwunderten Blicke in dem Laden umherschweifen ließen.

Erlauben Ew. Majestät, daß ich in jenes Zimmer dort gehe und die Frau rufe, sagte Pöllnitz. Man hat ohne Zweifel das Anschlagen der Glocke nicht gehört.

Nein, wir wollen selber gehen, sagte der König ernst. Es ist wohl gut und nützlich, auch einmal die Armuth in ihrem traurigen und unbemerkten Versteck aufzusuchen, und ich glaube, daß man Vieles da lernen und begreifen kann, was man niemals in Schlössern und Palästen erfährt.

Oh, mein König, sagte Jordan gerührt, von heute an wird das Volk Sie nicht mehr seinen König, sondern seinen Vater nennen!

Der König schritt rasch auf die von Pöllnitz bezeichnete Thür zu und öffnete sie, hinter ihm her kamen die beiden Cavaliere, ehrfurchtsvoll hinter dem König stehen bleibend und über seine Schulter neugierige Blicke in das Zimmer vor ihnen werfend.

Der König hatte die Schwelle überschritten, dann war er stehen geblieben, um sich in diesem Zimmer umzuschauen, dessen ärmliche und dürftige Einrichtung ihm eine Art schreckensvollen Widerwillen einflößte, dessen dumpfe und dicke Luft seine Brust wie mit einem Alp beschwerte.

Ist es möglich, in einer solchen Höhle des Elends zu wohnen, murmelte der König dumpf vor sich hin.

Ja, es ist möglich, antwortete eine leise, höhnische Stimme. Wenn man im Elend heimisch ist, kann man in solcher Höhle wohnen.

Der König wandte sich fast erschrocken nach jener Seite hin, von welcher die Stimme kam. Er hatte, geblendet von dem trüben Dämmerlicht des Zimmers, noch gar nicht diese Frau gesehen, welche da im äußersten Winkel des langen, schmalen, nur von einem Fenster erhellten Zimmers saß.

Sie hatte ihre Hände im Schooß gefalten und saß unbeweglich da.

Ein ärmliches, schwarzes Gewand umhüllte ihre schlanke, hohe Gestalt und gab ihr ein noch traurigeres, düsteres Ansehen. Ihr Antlitz war todesbleich, aber von einem selten schönen Oval, ihr Haar, das in dicken Flechten ihr Haupt umgab, war von einem hellen, leuchtenden Blond und legte sich fast wie ein Heiligenschein um ihr blasses, klares Angesicht, das von dem wunderbaren, flammenden

Schein ihrer Augen wie von zwei Sternen durchleuchtet ward.

Nun, dachte Pöllnitz, sie hat zwar die Gewänder, die ich ihr schickte, nicht angelegt, aber mir scheint, daß sie doch eine geschickte Coquette ist und sich sehr gut auf ihren Vortheil versteht. Sie ist wirklich schön und interessant anzuschauen. Wie ein marmornes Marienbild in einer armen Dorfkirche.

Der König stand noch immer und schaute mit sinnenden, sinnenden Blicken hinüber nach dieser Frau, die ihrerseits ihre großen Augen unverwandt auf ihn gerichtet hatte, als wollte sie in seinem Antlitz seine Gedanken lesen.

Der König! sagte sie. Was will der König in der Höhle der Armuth und des Elends?

Die Armuth mildern und das Elend, wenn es unverschuldet ist, sänftigen, sagte der König sanft.

Sie trat ihm rasch einige Schritte entgegen und machte eine Bewegung, als wollte sie ihm die Hand darreichen. Es ist unverschuldet, sagte sie, aber selbst ein König kann es nicht sänftigen.

Laßt es mich wenigstens versuchen. Sagt, womit ich Euch helfen kann.

Sie schüttelte traurig das Haupt. Wenn es der König Friedrich, der Sohn Friedrich Wilhelms des Ersten, nicht weiß, so weiß ich es auch nicht.

Aber dieses Antlitz blieb ruhig, unbewegt und kalt. Hatte der König diese Frau erkannt? Klangen die verhallten Melodien seiner frühen Jugend in ihm wieder und lauschte er eben ihren süßen, wehmuthsvollen Tönen? Weder Pöllnitz noch auch Doris Ritter vermochten das in diesem schönen, stolzen und zugleich milden Antlitz zu lesen.

Jordan unterbrach jetzt das allgemeine Stillschweigen. Stehen Sie auf, gute Frau, sagte er milde, es ist der König, welcher vor Ihnen steht.

Sie erhob sich langsam von ihrem Sitz, aber ihre Miene verrieth nicht die mindeste Ueberraschung und Freude.

Ihr seid arm, Ihr leidet vielleicht sogar Noth?

Ich weiß nicht. Es ist möglich, sagte sie zerstreut. Wer kann unter so vielerlei Schmerzen und Qualen wissen, ob das Eine Verzweiflung, Gram und Entsetzen, das Andere Noth, Hunger und Entbehrung sei.

Ihr habt Kinder?

Ja, sagte sie in sich erschauernd, ich habe Kinder, und diese, das weiß ich, leiden Noth, denn sie haben mich oft um Brod gebeten, und ich habe ihnen keins geben können.

Warum sorgt ihr Vater nicht für sie? Oder lebt er nicht mehr?

Er lebt, aber nicht für uns! Er ist weiser wie

ich und ertränkt seinen Gram, während ich ihn an meinem Herzen nähre und mich von ihm wie von einer Schlange zernagen lasse!

Ihr wißt also nichts, um das Ihr mich bitten möget? fragte der König mit fast zürnender Stimme, und eine Wolke beschattete seine edle Stirn.

Sie sah ihn wieder mit ihren großen, durchbohrenden Augen lange und forschend an. Nein, sagte sie dann rauh, ich habe nichts zu bitten.

In diesem Augenblick ward die Thür heftig aufgerissen und die beiden Kinder Karl und Anna kamen herein, anfangs hastig und laut nach der Mutter rufend, dann aber verstummend und sich scheu zu ihrer Mutter schleichend, als sie die Fremden gewahrten.

Doris Ritter aber ward von der Erscheinung ihrer Kinder wie bezaubert und umgewandelt. Ihre vorher so harten Züge hatten jetzt einen milden, sanften Ausdruck angenommen, das kalte Marmorgesicht war jetzt von einem Strahl der göttlichen Liebe durchleuchtet.

Sie nahm mit einer leidenschaftlichen Bewegung die Hände ihrer beiden Kinder und trat mit ihnen dicht vor den König hin. Doch, Majestät, sagte sie, ich habe etwas zu bitten. Für meine Kinder habe ich zu bitten. Sie sind unschuldig und rein wie die Engel Gottes! Möge das Unglück und die Schmach ihrer Eltern nicht auch ihre Häupter belasten. König Friedrich, erbarmen Sie sich meiner Kinder!

Und ganz Leidenschaft, ganz Gluth und Schmerz, sank das unglückliche Weib, ihre Kinder mit sich niederziehend, zu den Füßen des Königs nieder.

Der König blickte mit sinnenden, ernsten Mienen zu ihr nieder, dann wandte er das Auge, dessen Glanz jetzt minder hell und leuchtend war, auf Jordan hin.

Jordan, sagte er, und der weiche Ton seiner Stimme war heute noch weicher und schmelzender, Jordan, Dir übertrage ich die Sorge für diese Kinder. Von heute an sind sie Deine Pflegebefohlenen.

Die unglückliche Mutter richtete sich entsetzt empor und schloß ihre Kinder in ihre Arme mit einem so schmerzensbangen, schreckensvollen Ausdruck, wie ihn die rührende und edle Statue der griechischen Niobe trägt.

Oh, Sie wollen mir doch meine Kinder nicht entreißen? fragte sie. Nein, nein, ich habe nichts gesagt, nichts gebeten. Wir bedürfen keiner Gnade und keiner Hülfe! Wir wollen zusammen hungern, zusammen leiden, nur trennt uns nicht. Oh, sie werden aufhören, mich zu lieben, sie werden ihre Mutter verachten, ihre Mutter, welche nur lebt von ihrem Anschauen, welche inmitten ihrer Schmerzen und ihrer Qualen jeden Tag Gott auf ihren Knieen dankt, daß er mir diese Kinder gegeben hat, deren Anblick mich vor Verzweiflung und Selbstmord bewahrt hat.

Das sind sehr wilde und gottlose Worte, welche Ihr da sprecht, sagte der König unwillig. Ihr solltet beten, daß Gott Euer Herz weich und demüthig mache. Arm zu sein, Hunger zu leiden und einen Trunkenbold zum Manne zu haben, ist freilich ein Unglück, aber es läßt sich ertragen, wenn man ein reines Gewissen hat. Eure Kinder sollen aber nicht von Euch getrennt werden. Ihr sollt für sie freien Schulunterricht und Kleidung haben. Auch werde ich sehen, was ich für Euch thun kann. Und somit Gott befohlen!

Und der König, leicht mit dem Kopfe nickend, wandte sich der Thür zu, aber indem er's that, legte er auf den Tisch, der am Fenster stand, einige Goldstücke hin.

Doris hatte jede seiner Bewegungen verfolgt und beobachtet. Mit einer wilden Bewegung stürzte sie jetzt vorwärts, und die Goldstücke vom Tische aufnehmend, reichte sie sie dem König dar.

Majestät, sagte sie mit flammenden Blicken, Majestät, ich habe nur für meine Kinder gebeten, nicht aber für mich gebettelt! Mit einigen Goldstücken lassen sich meine Qualen nicht abkaufen!

Des Königs Antlitz nahm jetzt einen strengen, erhabenen Ausdruck an, sein Auge schleuderte einen vernichtenden, zerschmetternden Blick auf das kühne Weib, welches es wagte, ihm so gegenüber zu treten; er hatte schon die Lippen zu einem heftigen Zorneswort geöffnet, aber er bezwang sich und ein Ausdruck unbeschreiblicher Güte und Milde erhellte jetzt wieder wie ein Sonnenstrahl sein edles, königliches Angesicht.

Ich gab das Geld nicht Euch, sondern Euren Kindern, sagte er. Ihr dürft sie ihres Eigenthums nicht berauben. Wenn Ihr selber eines Tages der Hülfe bedürft und begehrt, dann wendet Euch an mich. Ich werde dann nur an Eure Armuth, nicht aber an Euren Hochmuth gedenken. Sagt mir also Euren Namen, damit ich mich erinnern kann.

Das blasse Weib blickte erstaunt und forschend zu ihm auf. Meinen Namen? fragte sie sinnend und wie zu sich selber gewandt. Der König Friedrich will meinen Namen wissen? Ich heiße, — ich heiße Anna Schommer?

Und wie sie mit einem eigenthümlichen, stolzen Lächeln so sprach, legte sie die Hand auf das Haupt ihrer kleinen Tochter Anna, als wollte sie sich an ihr stützen, um nicht umzusinken.

So stand sie, halb zusammengebrochen und doch aufgerichtet, mit erhobenem Haupte, während der König mit seinem Gefolge der Thür zuschritt. Ihr Knabe, der seine staunenden Blicke immerfort auf den

König gerichtet hatte, schlich ihm jetzt nach und wagte es, leise sein Gewand zu berühren.

Seine Mutter sah es, und den rechten Arm drohend erhebend, während sie mit dem linken herabhängenden sich noch immer auf das Kind stützte, rief sie mit lauter, drohender Stimme: Rühre ihn nicht an, mein Sohn! Die Könige sind heilig!

Friedrich, schon auf der Schwelle der Thür stehend, wandte sich noch einmal um. Der Sonnenstrahl, welcher sich schüchtern und zitternd durch die grünen, bemalten Fensterscheiben drängte, traf gerade sein Antlitz und ließ es noch strahlender und heller aus dem dunklen Hintergrunde der Thür hervortreten. Sein großes, mächtiges Auge ruhte fragend und forschend und mit seltsamem Leuchten auf dieser bleichen Frauengestalt, die mit erhobenem Arm, einer zugleich verwünschenden und flehenden Niobe ähnlich, ihm gegenüber stand. Ein unbeschreibliches, zugleich trauriges und sanftes Lächeln flog über die Züge des Königs hin und erhellte sein Gesicht, wie das sanfte Abendroth eines untergehenden Tages.

Aber der König sprach kein Wort; sich langsam wieder umwendend, trat er durch die Thür zurück und verließ mit seinen Begleitern eilig und stumm den düsteren Laden.

Doris Ritter stieß ein dumpfes Aechzen aus, als sie ihn nicht mehr sah, ihre Hand glitt kraftlos von dem Haupt des Kindes fort und hing schlaff an ihrer Seite nieder. Das Kind achtete nicht darauf, es fühlte sich nur wie von einer Fessel befreit und schlüpfte eilig hinaus, um dem König nachzuschauen.

Das arme Weib blieb allein. Allein mit ihren Schmerzen und ihren qualvollen Erinnerungen. Lange stand sie unbeweglich, lautlos, wie in tiefer, innerer Erstarrung da, dann drang ein dumpfes Stöhnen aus ihrer Brust hervor, dann brach sie zusammen wie eine vom Blitz zerschmetterte Trauerweide. Und er hat mich nicht einmal erkannt! schrie sie; heulte sie zum Himmel empor. Um ihn leide ich Schmach und Elend, und er geht achtlos an mir vorüber, und er wirft mir wie einem Hunde die Brosamen seiner Wohlthätigkeit von seiner reichbesetzten Tafel hin.

Lange stand sie so, zerbrochen, bebend und vor sich hinstarrend am Boden. Dann plötzlich fuhr sie empor und richtete sich hoch und stolz auf. Ihre Augen leuchteten, eine fieberhafte Röthe flammte auf ihren Wangen, drohend hob sie die geballte Faust gen Himmel empor. Er hat mich auch heute nicht erkannt, sagte sie feierlich. Aber eines Tages soll er mich erkennen, und das wird an dem Tage sein, an welchem ich mich an ihm rächen werde für mein zerfetztes, zerpeitschtes und verfluchtes Leben! O, o, er ist ein König und ich bin ein armes Weib, aber der Stachel eines vergifteten Insects genügt, um einen König zu tödten, denn auch ein König ist nur ein Mensch! Ja, Rache will ich nehmen, Rache für mein vergiftetes Dasein!

XXXIII.

Die Berliner Kannegießer und der französische Schneider.

Draußen indeß hatte die Scene sich sehr verändert. Die langsam die Straße herabfahrende königliche Equipage hatte die Bewohner der Häuser auf die Anwesenheit des Königs aufmerksam gemacht, und Jedermann war auf die Straße hinabgeeilt, den jungen, schönen König zu sehen und zu begrüßen. Weiber und Männer, Kinder und Greise bewegten sich in buntem Gemisch durcheinander und Jedermann fragte und forschte bei seinem Nachbar, weshalb der König wohl hierher gekommen und was es zu bedeuten habe, daß jener dicke Herr dort, der sich auf die eiserne Barriere der Linden gesetzt hatte, so eifrig diesen sandigen Platz mit den kleinen, ärmlichen Häusern zeichnete, und wo der König jetzt sein möge, da noch seine Equipage ihn hier zu erwarten scheine.

Selbst der erhabene und stolze Herr Pricker hatte es nicht unter seiner Würde gehalten, hinabzusteigen auf die Straße und, gefolgt von seinen Gesellen und Lehrburschen, vor seiner Thür sich aufzustellen.

Man sagt, der König sei in das Haus des Materialisten Schommer gegangen, sagte einer seiner Gesellen zu ihm, welcher eben auf Kundschaft ausgegangen war und sich unter das gaffende, lautlos wartende Volk gemischt hatte.

Herr Pricker schüttelte mit ernster Gravität sein

Haupt. Man wird ihn irre geführt oder nicht verstanden haben, denn ohne Zweifel wollte der König doch zu mir kommen und mir seinen Besuch machen, eine Ehrenbezeugung, welche in meiner Familie nichts Neues und Ueberraschendes ist. Kein einziger der Regenten des Hauses Hohenzollern hat es bis jetzt versäumt, dem Hause Pricker seinen Besuch zu machen. Es ist das eine schöne Gewohnheit der Hohenzollern, die ohne Zweifel auch der jetzige König nicht außer Acht lassen will, damit man —

Ein lautes Jubelgeschrei des Volkes unterbrach den würdigen Herrn Pricker. Der König war auf die Straße getreten und das Volk begrüßte ihn mit Vivatrufen und Jauchzen und schwenkte seine Hüte und warf jubelnd die Mützen in die Luft.

Herr Pricker, welcher mit stillem Behagen sah, daß der König sich der Seite zuwandte, auf welcher sein Haus sich befand, trat rasch einige Schritte vor und stellte sich mit einem verbindlichen Lächeln gerade neben dem Wege des Königs auf.

Aber der König achtete nicht auf ihn, er erwiederte die Grüße des Volkes heute mit minder gnädigem Lächeln und freundlichem Grüßen, eine Wolke lagerte auf seiner Stirn uud sein Auge war trübe. Ohne den lächelnden, sich verbeugenden Herrn Pricker nur anzusehen, ging er an ihm vorüber nach seiner Equipage, die gerade vor dem Hause des Hofkleidermachers wartete. Der König stieg hastig ein, seine Cavaliere folgten ihm und in rascher Eile brauste der Wagen davon. Das Volk rief ihm seine jauchzenden Abschiedsgrüße nach und folgte mit neugierigen, theilnahmsvollen Blicken dem in der Ferne verschwindenden Wagen.

Warum jubelt dieses arme, närrische Volk? murrte Herr Pricker achselzuckend, der jetzt, da der König ihn nicht gegrüßt, sehr verstimmt und aufgebracht war. Was wollen sie mit diesem albernen Geschrei und diesem Hüteschwenken sagen? Der König hat sie mit so verdrießlichem Gesicht angesehen, als wären sie störendes Gewürm, das ihn belästigte, nicht Einmal hat er gelächelt. Wie verstimmt er ist, das bewies schon, daß er selbst mich, den Hofkleidermacher seiner eigenen Gemahlin, gar nicht bemerkte, und doch hatte er seine Equipage gerade vor meiner Thür halten lassen und es war seine Absicht, mich zu besuchen, was er nun in seiner verdrießlichen Zerstreutheit ganz vergessen hat.

Das Volk fing an sich zu verlaufen, nur hier und da sah man noch einzelne Gruppen stehen, in denen man mit ernster, eifriger Neugierde sich über den möglichen Zweck der Anwesenheit des Königs zu berathen schien.

Unfern von Herrn Pricker und seinen Gesellen standen einige würdige, ernste Bürger, angethan mit langen Röcken, an denen große elfenbeinerne Knöpfe sich befanden, und wohlgeschmückt mit einem langen Zopf, der gravitätisch hervorschaute unter dem dreieckigen Hute, welcher das glatt angestrichene, gepuderte Haar bedeckte.

Herr Pricker, sie jetzt gewahrend, begrüßte sie freundlich und winkte sie zu sich. Gott grüße Euch, würdige Freunde und Gevattern! Seid Ihr auch gekommen, den König zu begrüßen?

Wir gingen gerade des Weges und da sind wir stehen geblieben, den König zu begrüßen.

Ein sehr schöner junger Herr!

Ein sehr kluger, gelehrter junger König!

Und doch! —

Ja, und doch! —

Ja, das ist auch meine Meinung, Gevattern, seufzte Herr Pricker.

Die vielen Neuerungen und Verordnungen. Man bekommt einen Schreck, wenn man es liest!

Jeden Tag giebt es etwas Anderes, Unerwartetes.

Ja, ja, es ist nicht mehr wie in der alten guten Zeit, sagte Herr Pricker, nicht mehr wie unter dem Hochseligen. Ach, das war noch ein würdiges, ehrbares Leben, da wußte man doch an jedem Tage, wie der folgende sein mußte und würde. Wer heute hungerte, wußte, daß er es morgen auch thun würde, wer heute reich war, wußte, daß er es morgen auch sein würde. Es war ein ehrbares, strenges und tugendhaftes Dasein, Sitte und Zucht herrschte überall, der König war der beste Ehemann und Vater und ging uns Allen mit einem erhabenen Beispiel der Zucht und Sitte voran.

Es ist wahr, man riskirte zuweilen, geschlagen zu werden, sagte ein Anderer, und wenn man das Unglück hatte, groß zu sein, war man in Gefahr, unter die Garde gesteckt zu werden. Aber das war auch Alles. Sonst aber lebte man friedlich und unangefochten einen Tag wie den andern dahin, rauchte sein Pfeifchen, trank seinen Krug Bier, und auch in diesen beiden Beschäftigungen konnten wir den König als unser Ideal und Vorbild betrachten.

Aber jetzt!

Ja, jetzt! Da wechselt Alles, wie der Wind so rasch. Wer gestern arm war, wird heute reich, wer gestern reich war, wird heute verstoßen und zum armen Manne gemacht, wie das dem Geheimrath Eckert geschehen. Ich arbeite für ihn und er war ein guter Kunde von mir, denn er gebrauchte sehr viel Handschuhe, beinahe ein Dutzend jeden Monat. Diesen guten Kunden habe ich nun auch durch die Neuerungswuth der jetzigen Regierung verloren.

Aber verdient hatte es der Eckert wohl, Gevatter, sagte der dicke Bierbrauer bedächtig. Er schindete das Volk, das ist wahr, und war überhaupt ein hoch-

müthiger, aufgeblasener Kerl, der Niemanden, sogar mich nicht grüßte. Ich hab's ihm gegönnt, daß ihm der neue König das schöne Haus in der Jägerstraße wieder weggenommen hat, es war Gerechtigkeit darin.

Aber der hochselige König hatte es ihm doch verehrt und man hätte doch den letzten Willen des Hochseligen ehren müssen.

Ja, das ist wahr, man hätte den Willen des Hochseligen ehren müssen, betheuerten Alle mit ernster Gravität.

O, wir werden noch Vieles erleben müssen! seufzte Herr Bricker. Solltet Ihr es wohl glauben, meine sehe noch einen Tag kommen, wo man ungestraft wird Schilder mit französischen Inschriften über den Ladenthüren aufhängen und wo Niemand mehr durchgeprügelt wird, wenn er seine ehrliche deutsche Sprache mit französischen Redensarten untermischt und verunreinigt. Ach, ach, der jetzige König wird nicht, wie der Hochselige, zwei Mädchen darum verhaften lassen, weil sie „charmant" gesagt, er wird nicht mit eigener hoher Hand die jungen Bursche durchprügeln, welche sich einfallen ließen, im französischen Anzuge auf der Straße zu erscheinen, wie der Hochselige das so oft gethan. Alles, Alles wird anders werden, aber nicht besser, nur französischer.

Freunde, daß man damit umgeht, uns unsern ehrbaren Zopf zu nehmen und uns dafür den leichtfertigen, windigen und wahrhaft unsittlichen Haarbeutel aufzuschwatzen?

Das ist unmöglich! Das darf nicht sein! Nimmermehr werden wir das thun, rief der Chor mit wahrhaft griechischem Pathos.

Sie wollen uns französische Moden geben, fuhr der Sprecher Bricker fort, französische Moden und französische Sitten. Ach, ich sehe noch einen Tag kommen, wo wir hier französische Handschuhmacher und Schuster, französische Friseure und Bierbrauer, sogar französische Kleidermacher haben werden. Ich

Ja, sollte man es wohl glauben, rief der dicke Bierbrauer, daß man sogar daran denkt, das Lieblingsgetränk des Hochseligen, das seinem Sohn doch jedenfalls heilig und ehrwürdig sein sollte, in seiner Achtung und Würde zu schmälern? Es wird kein Bier mehr am Hofe getrunken, sondern nur noch französischer Wein, und wer jetzt modern und hoffähig sein will, der wendet sich naserümpfend vom Bierkrug ab und trinkt dafür lieber schlechten, verfälschten Wein. Ja, sogar Kaffee wird Mode werden, und der Kaffeewirth in dem Lustgarten, der doch bis jetzt nur für die königliche Familie und einige reiche Leute vom Hofe Kaffee kochen durfte, hat jetzt nicht allein die

Erlaubniß, für Jedermann Kaffee zu kochen, sondern jeder Schankwirth darf das thun und ihn an seine Kunden und Stammgäste verkaufen.*)

Und habt Ihr denn schon gehört, fragte der Handschuhmacher düster, daß auch die beiden einzigen Speisewirthe und Garköche in Berlin, der Nicolai im Herrenhause und der St. Vincent, ihre Nebenbuhler haben und nicht mehr die einzigen sein werden, bei denen man für sein Geld sich einmal ein gutes Mittagessen kaufen kann?**) Es sind bereits zwei französische Garköche hier angekommen, und der eine hat in der Friedrichsstraße, der andere in der Königsstraße eine Garküche eröffnet, was sie „Restauration" nennen.

Ja, seufzte der Schuhmacher, ich ging gestern hin und aß aus Neugierde bei dem französischen Koch in der Friedrichsstraße. Ach, meine Freunde, ich hätte weinen können vor Wuth, denn es war leider schöneres und besseres Essen, wie wir es jemals bei Nicolai oder bei St. Vincent bekommen können, und noch dazu hatte ich weniger dafür zu bezahlen.

Es ist himmelschreiend. Ein Franzose kommt hierher und macht besseren und billigeren Mittagstisch, als ein eingeborener Berliner, seufzte Herr Pricker. Ich sage Euch, ich sage Euch, wir werden Alle noch viel Kummer zu erdulden haben, und selbst mein Ehrentitel schützt mich nicht vor bittern Demüthigungen und tiefen Ehrenkränkungen, denn es kann noch kommen, daß —

Herr Pricker verstummte und starrte mit weit aufgerissenen Augen nach der Mitte der Straße hin, seine Freunde und Gevattern folgten der Richtung seines Blickes, und auch ihre Augen erweiterten sich jetzt und auch ihre Blicke glühten vor Neugierde und Erstaunen.

Und in der That, es war kein ganz gewöhnlicher Anblick, welcher sich den ehrbaren Bürgern darbot. Auf der Straße bewegte sich ein von zwei müden, dampfenden Pferden gezogener Wagen langsam vorwärts, ein Wagen von eleganter und neumodischer Erscheinung, wie sie am Hofe jetzt beliebt und aus Frankreich herüber gekommen waren; es war keine Kutsche und kein Stuhlwagen, sondern Beides zusammen, halb Kutschwagen und halb Stuhlwagen, einer der beliebten, eleganten Wagen, genannt Chaise. Das lederne Verdeck war herunter geschlagen, und man konnte also sehr wohl den ganzen Inhalt des Wagens überschauen.

Auf dem Vordersitz befanden sich drei Personen. Die erste von ihnen war ein Mann von ernster, gravitätischer Haltung, erhaben anzuschauen und ehrfurchtgebietend. Ein schwarzer Sammetrock mit kleinen silbernen Knöpfen umhüllte seine schlanke, zierliche Gestalt, dessen Aermel und Brusttheil mit zierlichen Spitzenkrausen verziert waren. Sein schon etwas graues, ungepudertes Haar war nur in einem Haarbeutel zusammengefaßt, an dem eine Schleife von enormer Größe befestigt war. Ein kleiner dreieckiger Hut von außerordentlicher Zierlichkeit und Kleinheit schwebte auf dem Toupet seiner seitwärts herabringelnden Locken, und beschattete ein wenig diese Stirn, welche den Ernst und die Erhabenheit eines Jupiters verrieth.

Neben ihm saßen zwei Frauengestalten, die mittlere eine ältere, ernstblickende Dame, die andere ein junges schönes Mädchen mit lächelnden Lippen, mit glühenden schwarzen Augen und rosigen Wangen. Der elegante und zierliche Anzug der Frauen wich indessen auch sehr ab von der ehrbaren, ernsten und sittigen Tracht der Berliner Frauen. Die Kleider waren von bunten, lebhaften Stoffen, mit weiten Spitzen verzierten offenen Aermeln, mit langen Schooßtaillen, deren weiter vorderer Ausschnitt bei der einen die Schönheit und Frische des Halses und Busens, bei der andern die Schönheit und Kostbarkeit eines Guipuretuches, das den Hals bedeckte, sehen ließ. Ungeheure Toupets von gepudertem Haar bedeckten ihre Häupter, auf denen ganz oben auf der Spitze kleine Sammethütchen schwebten, mit lang herabwallenden Bändern verziert.

Auf dem Rücksitz des Wagens befanden sich drei andere junge Mädchen in gleichem, nur minder reichem und kostbarem Costüm. Diesem ersten Wagen folgte ein zweiter, welcher sechs junge Männer enthielt, Alle in französischer Tracht, Alle mit lebhaften Augen neugierig umherschauend und so laut lachend, daß die ernsten und ehrwürdigen Bürger, welche vor Herrn Pricker's Hause standen, sehr wohl jedes Wort, welches sie sprachen, hören konnten, — nur daß sie es leider nicht verstanden.

Franzosen, murmelte Herr Pricker mit einem leichten Schauder.

Franzosen, murmelten die Freunde ihm nach, und starrten, wie er, hinüber nach dieser seltsamen und neuen Erscheinung.

Aber wie? Wer stand denn da neben dem ersten Wagen, der jetzt gerade vor Herrn Pricker's Hause anhielt? Wer sprach denn da mit dem jungen schönen Mädchen, das sich lächelnd zu ihm aus dem Wagen beugte und ganz vertraulich mit ihm schäkerte und lachte? Wie? War dieser junge Mensch wirklich der Sohn und Erbe des Herrn Pricker? War er es, der mit diesen Fremdlingen sprach, und sogar französisch mit ihnen sprach?

Ja, ja, Herr Pricker konnte sich nicht darüber

*) Preuß, Friedrichs des Großen Jugendjahre, S. 328.
**) Ebendaselbst.

täuschen, es war sein Sohn, es war Wilhelm, der Erbe seines Namens.

Wie? Euer Sohn spricht französisch? fragte der Handschuhmacher mit vorwurfsvollem Ton.

Er wünschte es so sehr, seufzte Herr Pricker achselzuckend. Ich mußte schon darein willigen, ihm einen französischen Sprachlehrer zu halten.

Jetzt kam Wilhelm, welcher seinen Vater gesehen hatte, eilig über die Straße daher. Die Augen des jungen Mannes glühten, eine lebhafte Freude strahlte aus seinem schönen, frischen Angesicht, sein ganzes Wesen war Erregung, Leidenschaft und Bewegung.

Vater, sagte er, komm schnell mit mir! Dieser Fremde möchte Dich so gern auf einen Moment sprechen. Denke Dir doch, welches Glück! Ich kam die Straße von Charlottenburg daher, als ich diesen Reisenden begegnete. Sie redeten mich französisch an und fragten nach dem besten Gasthof in Berlin. Ein Glück, daß ich sie verstand und ihnen sogleich die Stadt Paris empfehlen konnte. Ach, Vater, welch ein wunderschönes, liebreizendes Mädchen das ist, und wie freundlich und ungenirt. In ganz Berlin giebt es kein so schönes Mädchen, wie diese Blanche. Ich bin schon eine halbe Stunde neben dem Wagen hergegangen, und wir haben geplaudert und gelacht, wie langjährige Freunde, denn als ich erfuhr, wer sie seien und weshalb sie nach Berlin kämen, da sagte ich ihnen gleich, wer mein Vater sei, und da war der alte Herr gleich ganz freundlich und herablassend, und seine Tochter ganz vertraulich und lustig. Komm nur, Vater, komm, Herr Pelissier sehnt sich sehr, Deine Bekanntschaft zu machen.

Ich verstehe aber kein Französisch, sagte Herr Pricker, der sich, trotz seines Widerwillens gegen die Franzosen, doch von dieser Ungeduld, ihn kennen zu lernen, sehr geschmeichelt fühlte.

Ich werde Dolmetscher sein, Vater. Komm nur, denn auch Du wirst erstaunen, wenn Du hörst, wer dieser Herr Pelissier ist.

Und Wilhelm zog seinen Vater mit hastiger Ungeduld nach dem Wagen hin.

Herrn Prickers Freunde und Gevattern standen starr und unbeweglich vor Neugierde da und erwarteten in athemloser Ungeduld die Rückkehr des Freundes.

Endlich kam Herr Pricker, aber eine seltsame Veränderung war mit ihm vorgegangen. Sein Gang war unsicher und schwankend, sein Antlitz war farblos, seine Lippen zitterten und eine tiefe Falte beschattete seine Stirn.

Er stellte sich jetzt seinen Freunden gegenüber und sah sie mit starren, wilden Blicken an. Eine Pause trat ein. Aller Herzen klopften stürmisch, eine ungeheure Spannung malte sich auf allen Gesichtern.

Endlich öffnete Herr Pricker die zitternden Lippen, endlich sprach er, aber seine Stimme war dumpf und hohl.

Es sind Franzosen, ja Franzosen, sagte er. Es ist der neue französische Kleidermacher, den der König hat herberufen lassen. Er kommt mit sechs französischen Gesellen und wird für den König, die Prinzen und die Hofherren arbeiten. Aber er ist nicht blos Herrenkleidermacher, sondern auch Damenschneider, und seine Frau und Tochter sind die berühmtesten Kleidermacherinnen von Paris, sie haben sich auch noch drei Gesellinnen mitgebracht, und denken, daß die Königinnen, die Prinzessinnen und der ganze Hof bei ihnen arbeiten lassen wird.

Aber das geht nicht, schrieen die Gevattern. Wir haben unsere Zunftgesetze. Keine Frau darf das Schneiderhandwerk betreiben.

Oh doch, doch, rief Herr Pricker, unheimlich lachend. Der König hat ihnen ein Privilegium ertheilt und ihnen die Erlaubniß gegeben. Ja, ja, es wird jetzt Alles anders, schöner und besser. Der König beruft französische Kleidermacher her, und mich, mich wollen diese Ungeheuer um Rath fragen. Von mir wollen sie wissen, wie sie sich hier den zünftigen Meistern gegenüber benehmen sollen. Mich, den Hofkleidermacher Pricker, will der neu herberufene französische Kleidermacher um Rath fragen. Ha, ha, ha! Ist das nicht zum Lachen?

Und Herr Pricker brach in ein lautes, wildes Lachen aus, das seine Freunde schaudern machte, dann sank er bewußtlos seinem Gevatter, dem Handschuhmacher, in die Arme.

Sein Sohn Wilhelm, welcher seinen Vater hatte zusammensinken sehen, kam eilig herbeigerannt, ihm zu helfen und ihn in sein Haus zu tragen.

Herr Pelissier mit seinem Jupiterblick schaute stolz von der Höhe seines Wagens hinüber nach dem ohnmächtigen Schneider.

Der gute Meister hat die Besinnung verloren, sagte er mit einem olympischen Lächeln. Ich verarge es ihm nicht, denn er sieht seinen Ruin vor Augen. Er ist ein verlorner Mann, denn wie könnte er, ein deutscher, unbekannter Schneider, es wagen, mit Pelissier, dem Sohn des berühmten Leibschneiders von Louis XIV., zu rivalisiren. Ah, das wäre eine Vermessenheit und Dummheit, die ich selbst einem deutschen Gehirn nicht zutraue.

Herr Pelissier winkte gravitätisch dem Kutscher, weiter zu fahren, und der Zug bewegte sich langsam und würdevoll die Linden weiter hinauf.

Erlaubniß, für Jedermann Kaffee zu kochen, sondern jeder Schankwirth darf das thun und ihn an seine Kunden und Stammgäste verkaufen.*)

Und habt Ihr denn schon gehört, fragte der Handschuhmacher düster, daß auch die beiden einzigen Speisewirthe und Garköche in Berlin, der Nicolai im Herrenhause und der St. Vincent, ihre Nebenbuhler haben und nicht mehr die einzigen sein werden, bei denen man für sein Geld sich einmal ein gutes Mittagessen kaufen kann?**) Es sind bereits zwei französische Garköche hier angekommen, und der eine hat in der Friedrichsstraße, der andere in der Königsstraße eine Garküche eröffnet, was sie „Restauration" nennen.

Ja, seufzte der Schuhmacher, ich ging gestern hin und aß aus Neugierde bei dem französischen Koch in der Friedrichsstraße. Ach, meine Freunde, ich hätte weinen können vor Wuth, denn es war leider schöneres und besseres Essen, wie wir es jemals bei Nicolai oder bei St. Vincent bekommen können, und noch dazu hatte ich weniger dafür zu bezahlen.

Es ist himmelschreiend. Ein Franzose kommt hierher und macht besseren und billigeren Mittagstisch, als ein eingeborener Berliner, seufzte Herr Pricker. Ich sage Euch, ich sage Euch, wir werden Alle noch viel Kummer zu erdulden haben, und selbst mein Ehrentitel schützt mich nicht vor bittern Demüthigungen und tiefen Ehrenkränkungen, denn es kann noch kommen, daß —

Herr Pricker verstummte und starrte mit weit aufgerissenen Augen nach der Mitte der Straße hin, seine Freunde und Gevattern folgten der Richtung seines Blickes, und auch ihre Augen erweiterten sich jetzt und auch ihre Blicke glühten vor Neugierde und Erstaunen.

Und in der That, es war kein ganz gewöhnlicher Anblick, welcher sich den ehrbaren Bürgern darbot. Auf der Straße bewegte sich ein von zwei müden, dampfenden Pferden gezogener Wagen langsam vorwärts, ein Wagen von eleganter und neumodischer Erscheinung, wie sie am Hofe jetzt beliebt und aus Frankreich herüber gekommen waren; es war keine Kutsche und kein Stuhlwagen, sondern Beides zusammen, halb Kutschwagen und halb Stuhlwagen, einer der beliebten, eleganten Wagen, genannt Chaise. Das lederne Verdeck war herunter geschlagen, und man konnte also sehr wohl den ganzen Inhalt des Wagens überschauen.

Auf dem Vordersitz befanden sich drei Personen. Die erste von ihnen war ein Mann von ernster, gravitätischer Haltung, erhaben anzuschauen und ehrfurchtgebietend. Ein schwarzer Sammetrock mit kleinen silbernen Knöpfen umhüllte seine schlanke, zierliche Gestalt, dessen Aermel und Brusttheil mit zierlichen Spitzenkrausen verziert waren. Sein schon etwas graues, ungepudertes Haar war nur in einem Haarbeutel zusammengefaßt, an dem eine Schleife von enormer Größe befestigt war. Ein kleiner dreieckiger Hut von außerordentlicher Zierlichkeit und Kleinheit schwebte auf dem Toupet seiner seitwärts herabringelnden Locken, und beschattete ein wenig diese Stirn, welche den Ernst und die Erhabenheit eines Jupiters verrieth.

Neben ihm saßen zwei Frauengestalten, die mittlere eine ältere, ernstblickende Dame, die andere ein junges schönes Mädchen mit lächelnden Lippen, mit glühenden schwarzen Augen und rosigen Wangen. Der elegante und zierliche Anzug der Frauen wich indessen auch sehr ab von der ehrbaren, ernsten und sittigen Tracht der Berliner Frauen. Die Kleider waren von bunten, lebhaften Stoffen, mit weiten Spitzen verzierten offenen Aermeln, mit langen Schooßtaillen, deren weiter vorderer Ausschnitt bei der einen die Schönheit und Frische des Halses und Busens, bei der andern die Schönheit und Kostbarkeit eines Guipuretuches, das den Hals bedeckte, sehen ließ. Ungeheure Toupets von gepudertem Haar bedeckten ihre Häupter, auf denen ganz oben auf der Spitze kleine Sammethütchen schwebten, mit lang herabwallenden Bändern verziert.

Auf dem Rücksitz des Wagens befanden sich drei andere junge Mädchen in gleichem, nur minder reichem und kostbarem Costüm. Diesem ersten Wagen folgte ein zweiter, welcher sechs junge Männer enthielt, Alle in französischer Tracht, Alle mit lebhaften Augen neugierig umherschauend und so laut lachend, daß die ernsten und ehrwürdigen Bürger, welche vor Herrn Pricker's Hause standen, sehr wohl jedes Wort, welches sie sprachen, hören konnten, — nur daß sie es leider nicht verstanden.

Franzosen, murmelte Herr Pricker mit einem leichten Schauder.

Franzosen, murmelten die Freunde ihm nach, und starrten, wie er, hinüber nach dieser seltsamen und neuen Erscheinung.

Aber wie? Wer stand denn da neben dem ersten Wagen, der jetzt gerade vor Herrn Pricker's Hause anhielt? Wer sprach denn da mit dem jungen schönen Mädchen, das sich lächelnd zu ihm aus dem Wagen beugte und ganz vertraulich mit ihm schäkerte und lachte? Wie? War dieser junge Mensch wirklich der Sohn und Erbe des Herrn Pricker? War er es, der mit diesen Fremdlingen sprach, und sogar französisch mit ihnen sprach?

Ja, ja, Herr Pricker konnte sich nicht darüber

*) Preuß, Friedrichs des Großen Jugendjahre, S. 328.
**) Ebendaselbst.

täuschen, es war sein Sohn, es war Wilhelm, der Erbe seines Namens.

Wie? Euer Sohn spricht französisch? fragte der Handschuhmacher mit vorwurfsvollem Ton.

Er wünschte es so sehr, seufzte Herr Pricker achselzuckend. Ich mußte schon darein willigen, ihm einen französischen Sprachlehrer zu halten.

Jetzt kam Wilhelm, welcher seinen Vater gesehen hatte, eilig über die Straße daher. Die Augen des jungen Mannes glühten, eine lebhafte Freude strahlte aus seinem schönen, frischen Angesicht, sein ganzes Wesen war Erregung, Leidenschaft und Bewegung.

Vater, sagte er, komm schnell mit mir! Dieser Fremde möchte Dich so gern auf einen Moment sprechen. Denke Dir doch, welches Glück! Ich kam die Straße von Charlottenburg daher, als ich diesen Reisenden begegnete. Sie redeten mich französisch an und fragten nach dem besten Gasthof in Berlin. Ein Glück, daß ich sie verstand und ihnen sogleich die Stadt Paris empfehlen konnte. Ach, Vater, welch ein wunderschönes, liebreizendes Mädchen das ist, und wie freundlich und ungenirt. In ganz Berlin giebt es kein so schönes Mädchen, wie diese Blanche. Ich bin schon eine halbe Stunde neben dem Wagen hergegangen, und wir haben geplaudert und gelacht, wie langjährige Freunde, denn als ich erfuhr, wer sie seien und weshalb sie nach Berlin kämen, da sagte ich ihnen gleich, wer mein Vater sei, und da war der alte Herr gleich ganz freundlich und herablassend, und seine Tochter ganz vertraulich und lustig. Komm nur, Vater, komm, Herr Pelissier sehnt sich sehr, Deine Bekanntschaft zu machen.

Ich verstehe aber kein Französisch, sagte Herr Pricker, der sich, trotz seines Widerwillens gegen die Franzosen, doch von dieser Ungeduld, ihn kennen zu lernen, sehr geschmeichelt fühlte.

Ich werde Dolmetscher sein, Vater. Komm nur, denn auch Du wirst erstaunen, wenn Du hörst, wer dieser Herr Pelissier ist.

Und Wilhelm zog seinen Vater mit hastiger Ungeduld nach dem Wagen hin.

Herrn Prickers Freunde und Gevattern standen starr und unbeweglich vor Neugierde da und erwarteten in athemloser Ungeduld die Rückkehr des Freundes.

Endlich kam Herr Pricker, aber eine seltsame Veränderung war mit ihm vorgegangen. Sein Gang war unsicher und schwankend, sein Antlitz war farblos, seine Lippen zitterten und eine tiefe Falte beschattete seine Stirn.

Er stellte sich jetzt seinen Freunden gegenüber und sah sie mit starren, wilden Blicken an. Eine Pause trat ein. Aller Herzen klopften stürmisch, eine ungeheure Spannung malte sich auf allen Gesichtern.

Endlich öffnete Herr Pricker die zitternden Lippen, endlich sprach er, aber seine Stimme war dumpf und hohl.

Es sind Franzosen, ja Franzosen, sagte er. Es ist der neue französische Kleidermacher, den der König hat herberufen lassen. Er kommt mit sechs französischen Gesellen und wird für den König, die Prinzen und die Hofherren arbeiten. Aber er ist nicht blos Herrenkleidermacher, sondern auch Damenschneider, und seine Frau und Tochter sind die berühmtesten Kleidermacherinnen von Paris, sie haben sich auch noch drei Gesellinnen mitgebracht, und denken, daß die Königinnen, die Prinzessinnen und der ganze Hof bei ihnen arbeiten lassen wird.

Aber das geht nicht, schrieen die Gevattern. Wir haben unsere Zunftgesetze. Keine Frau darf das Schneiderhandwerk betreiben.

Oh doch, doch, rief Herr Pricker, unheimlich lachend. Der König hat ihnen ein Privilegium ertheilt und ihnen die Erlaubniß gegeben. Ja, ja, es wird jetzt Alles anders, schöner und besser. Der König beruft französische Kleidermacher her, und mich, mich wollen diese Ungeheuer um Rath fragen. Von mir wollen sie wissen, wie sie sich hier den zünftigen Meistern gegenüber benehmen sollen. Mich, den Hofkleidermacher Pricker, will der neu herberufene französische Kleidermacher um Rath fragen. Ha, ha, ha! Ist das nicht zum Lachen?

Und Herr Pricker brach in ein lautes, wildes Lachen aus, das seine Freunde schaudern machte, dann sank er bewußtlos seinem Gevatter, dem Handschuhmacher, in die Arme.

Sein Sohn Wilhelm, welcher seinen Vater hatte zusammensinken sehen, kam eilig herbeigerannt, ihm zu helfen und ihn in sein Haus zu tragen.

Herr Pelissier mit seinem Jupiterblick schaute stolz von der Höhe seines Wagens hinüber nach dem ohnmächtigen Schneider.

Der gute Meister hat die Besinnung verloren, sagte er mit einem olympischen Lächeln. Ich verarge es ihm nicht, denn er sieht seinen Ruin vor Augen. Er ist ein verlorner Mann, denn wie könnte er, ein deutscher, unbekannter Schneider, es wagen, mit Pelissier, dem Sohn des berühmten Leibschneiders von Louis XIV., zu rivalisiren. Ah, das wäre eine Vermessenheit und Dummheit, die ich selbst einem deutschen Gehirn nicht zutraue.

Herr Pelissier winkte gravitätisch dem Kutscher, weiter zu fahren, und der Zug bewegte sich langsam und würdevoll die Linden weiter hinauf.

XXXIV.

Das doppelte Rendezvous.

Das kleine Hoffräulein Louise von Schwerin ging in rathloser Ungeduld in ihrem Zimmer auf und ab. Sie hatte die Thür hinter sich verriegelt, denn sie wollte ganz sicher sein, von Niemand beobachtet werden zu können, sie wollte noch einmal dieses mysteriöse Billet lesen, das sie heute in dem Strauß gefunden, welcher in ihrem Fenster lag, und noch einmal ungestört den Inhalt desselben überlegen.

Dieses Billet war von Fritz Wendel, dem schönen Gärtner, das wußte sie, denn von ihm kamen die herrlichen Blumenbouquets, die sie hier in Monbijou, wie früher in Rheinsberg, immer auf dem Sims ihres Fensters fand, und also konnte auch nur Er dieses Billet hinein gelegt haben. Es war ein ganz kurzes, lakonisches Billet, es enthielt nichts als die dringende Bitte, heute Abend um acht Uhr in das Gewächshaus und dort in die dunkle Grotte zu gehen, wo sie ein wichtiges und gefährliches Geheimniß erfahren solle.

Was kann dies für ein Geheimniß sein? fragte Louise sich selber, nachdem sie wieder und immer wieder dieses wortkarge Briefchen gelesen. Denkt er vielleicht, fuhr sie mit einem schelmischen Lächeln fort, denkt er vielleicht, daß seine Liebe für mich ein Geheimniß ist? Gefährlich freilich ist sie für ihn und für mich, aber ein Geheimniß ist sie nicht. Denn daß er mich liebt, das ist gewiß. Aber es muß süß sein, sich das endlich einmal sagen zu lassen, endlich einmal ganz still und unbelauscht mit dem Geliebten zusammen zu sein, und endlich von seinen Lippen diese Bekenntnisse zu hören, die man bis dahin nur in seinen glühenden Augen gelesen. Und ist es nicht unleidlich, so lange auf diese Liebeserklärung warten zu müssen? Ist es nicht grausam, zwei Monate schon einander so nahe zu sein und doch niemals einen Moment finden zu können, wo man sich sehen und sprechen kann? Immer eingeschnürt zu sein in dieses kalte, langweilige Hofleben, immer umgeben von Spionen, Aufpassern und Laurern? Niemals allein, niemals frei zu sein? Ist es nicht zum Sterben, einen Liebhaber zu haben und ihm noch niemals einen Kuß haben verweigern zu können, weil er noch niemals die Gelegenheit gehabt hat, einen zu fordern? Mein Gott, und sie sagen, daß es ein so wunderbares, zauberhaftes Gefühl ist, zum ersten Male in den Armen des Geliebten zu ruhen, zum ersten Male von ihm geküßt zu werden. Ich will das kennen lernen, ich muß das kennen lernen, damit sie nicht immer sagen können, ich sei ein Kind, welches gar nicht mitsprechen könne, welches gar keine Erfahrungen habe. Ich will meine Erfahrungen machen, ich will mein Liebesverhältniß haben so gut wie alle andern Damen, nur daß meines viel romantischer, viel ungewöhnlicher ist. Mein Gott, von einem Kammerherrn, einem Grafen oder Baron geliebt zu werden, das ist etwas so Gewöhnliches. Aber von einem Gärtner angebetet zu werden, von einem Jüngling, der schön ist wie ein Gott, und nur den einen Fehler hat, daß er niedrig geboren ist, das ist neu, das ist pikant. Ah, die Frau von Brandt verhöhnte mich noch gestern mit meiner Unschuld und Dummheit, sie spottete darüber, daß ich noch niemals geküßt worden, noch niemals eine verstohlene Umarmung gehabt habe, welches doch der schönste Genuß sei im Leben einer Frau, und alle Hofdamen lachten über mich, als sie das sagte, und sie nannten mich eine ungebackene Semmel, welche noch gar nicht im Feuer gewesen, noch gar keine Hitze kennen gelernt habe.

Sie sollen nicht mehr über mich lachen! rief Louise wie ein eigensinniges Kind, mit dem Fuß auf den Boden stampfend und mit Thränen des Zorns in den Augen. Niemand soll mehr über mich lachen und spotten können, und wenn sie's thun, so will ich ihnen sagen können, ich habe meinen Liebhaber, so gut wie Ihr Alle, ich habe auch meine Rendezvous, so gut wie Ihr habe ich eine Liebeserklärung empfangen und in den Armen meines Geliebten geruht. Ja, ja, das will ich ihnen erwiedern können, und darum ist es nothwendig, daß ich dieser geheimnißvollen Einladung folge, und darum werde ich heute Abend um acht Uhr in das Gewächshaus gehen.

Aber indem sie das sagte, durchrieselte sie ein kalter Schauder, und ihr Herz stand still, um sie dann fast zu ersticken mit seinen hämmernden Schlägen. Sie ging mit heftigen Schritten im Zimmer auf und ab, ein glühender Kampf erhob sich in ihrem Innern. Eine leise Stimme ertönte in ihr und warnte sie vor

der Gefahr eines solchen Schrittes, es war ihr, als sähe sie das bleiche, traurige Antlitz ihrer fernen Mutter, als höre sie ihre liebe, bittende Stimme, welche zu ihr sprach: „Gehe nicht hin, Louise, denn wenn Du gehst, bist Du verloren, und um Deine Reinheit und Unschuld ist es gethan!“ — Der gute Genius breitete noch einmal seine Schwingen über sie aus und wollte sie retten und behüten. Aber da war diese andere Stimme, welche mit so süß verlockenden Schmeichelworten zu ihr sprach, da war dieses schöne Jünglingsangesicht mit den großen glühenden Augen, welche so flehend auf sie gerichtet waren, da war dieser diabolische Reiz, das Verbotene zu thun, das Unerlaubte, Gefährliche zu wagen, das Geheimnißvolle, Unbekannte, Zauberhafte kennen zu lernen.

Louise verschloß der warnenden Stimme ihrer zagenden Jungfräulichkeit das Ohr, ihr guter Genius hatte keine Gewalt mehr über sie. Ihrem Dämon war sie verfallen.

Ich werde hingehen! flüsterte sie ganz entschlossen, und ihre Augen flammten in einem seltsamen Feuer und eine glühende Purpurröthe stand auf ihren zarten kindlichen Wangen. Ich werde hingehen und nichts soll mich davon zurückhalten.

Sie war jetzt ganz entschlossen, ganz mit sich selbst einig, und doch war sie voll geheimer Furcht, voll instinctartigen Schreckens, doch dachte sie zuweilen ganz hoffnungsvoll, irgend ein unerwartetes Ereigniß, ein unvermuthetes Hemmniß würde sie zurückhalten von ihrem gefährlichen Wege.

Aber dieses Hemmniß kam nicht, der Zufall begünstigte ihr Verderben. Die Königin Sophie Dorothea wollte heute ihrer königlichen Schwiegertochter in Schönhausen einen Besuch machen, aber nicht mit dem Prunk einer Königin, sondern ganz ohne Ceremoniel, ganz vertraulich und einfach. Es sollten daher nur zwei Hofdamen sie begleiten, und die Königin hatte dazu sich die beiden ältesten und befreundetsten erwählt, mit denen sie am unbefangensten plaudern, am harmlosesten über den engen, ärmlichen und beschränkten Haushalt der regierenden Königin spotten konnte, ohne fürchten zu müssen, verrathen zu werden. Weder Louise von Schwerin, noch Laura von Pannewitz sollten die Königin begleiten, und Sophie Dorothea fühlte sich ganz froh, daß sie heute einige Stunden wenigstens nicht dieses traurige, schöne und sanfte Gesicht, diese von stiller Schwermuth umschleierten Augen Laura's sehen sollte, daß sie nicht genöthigt war, ihre sanfte, melodische Stimme zu hören, die immer in leisen Klageliedern erbebte, und die strenge, ungeduldige und leidenschaftliche Königin zur Verzweiflung brachte mit ihren unausgesprochenen Elegien und ihrer stillen Resignation. Der König war heute nach Potsdam gegangen, und da er also nicht in Berlin anwesend, war es nicht nöthig, Laura zu bewachen. Auch glaubte die Königin fast nicht mehr an diese Liebe, von der sie sich vergeblich bemüht hatte, irgend eine Spur, ein äußeres Merkzeichen zu erkennen. Der König vielmehr schien die schöne Laura gar nicht zu beachten, nur einmal seit jenem Tage hatte er mit ihr gesprochen, und das war gewesen, um sie ein wenig zu verspotten über ihr bleiches und schmachtendes Aussehen, und sie neckend zu fragen, ob es vielleicht eine unglückliche Liebe sei, welche sie so bleich gemacht? — Seit jenem Tage glaubte die Königin nicht mehr an ein Liebesverhältniß des Königs und der schönen Laura, und sie hatte sogar der Frau von Brandt heimliche Vorwürfe darüber gemacht, daß sie ihr eine Unwahrheit gesagt und ihr das Mährchen einer solchen Liebe des Königs aufgebürdet habe.

Frau von Brandt hatte darauf mit einem geheimnißvollen Lächeln erwiedert: Majestät, ich sagte nicht, daß es der König sei, welchen Laura liebe, Ew. Majestät glaubten es zu errathen und ich widersprach Ihnen nicht.

Und warum nicht, wenn Sie doch wußten, daß

es nicht der König sei, welchen Laura liebe? hatte die Königin heftig gefragt.

Weil ich mit einem heiligen Schwur gelobt hatte, den Namen ihres Geliebten nicht zu nennen. Ist es nicht der König, desto besser für meine arme Laura. Doch wage ich es, Ew. Majestät auf's Neue zu beschwören, meine arme Freundin von ihrer unglückseligen Liebe zu heilen, indem Sie sie mit dem Grafen Voß vermählen.

Die Königin war fest entschlossen, dies zu thun, und deshalb wollte sie heute nach Schönhausen zur jungen Königin, um mit ihr vereint die wirksamsten Mittel zur Erreichung dieses Planes zu verabreden.

Immer noch dachte Louise von Schwerin, es sei dennoch möglich, daß die Königin-Mutter ihren Entschluß ändern und auch sie zu ihrer Begleitung befehlen möchte; sie fürchtete und hoffte es zugleich. Sie würde geweint haben, wäre es geschehen, und dennoch fühlte sie, daß es zu ihrem Besten sein würde.

So, zwischen Bangen und Hoffen, Zweifeln und Fürchten verging die Zeit; da rollte ein Wagen von dem Schloßhof. Louise hörte das laute Rufen der Wachen und das Trommelwirbeln.

Es war die Königin, welche nach Schönhausen fuhr. Louise von Schwerin war also frei, war unbeachtet, und nichts konnte sie mehr verhindern, zu ihrem Rendezvous zu gehen.

Und sie ging. Mit bebenden Schritten, mit hochklopfendem Herzen schlüpfte sie durch die dunkelnden Alleen des Gartens dahin, und mit dem Schlag der achten Stunde trat sie in das Gewächshaus ein. Alles war still darin und lautlos, eingehüllt in ein süßes Dämmerlicht und durchzogen von köstlichem Orangenduft, welcher die Sinne berauschte und ihren Kopf schwindeln machte, wie ein sanfter Opiumrausch.

Leise, unhörbar schlüpfte Louise die blühende, duftende Halle hinunter, athemlos vor Erwartung und innerer Angst trat sie in die dunkle Felsengrotte ein, und die Augen noch geblendet von der plötzlichen Dunkelheit, sank sie zitternd und betäubt auf die künstliche Rasenbank nieder, die dort unter Schlinggewächsen und blühenden Farrenkräutern in der Mitte der Grotte angebracht war.

Gott sei Dank, flüsterte sie leise, Gott sei Dank, ich bin allein. Es ist Niemand hier. Ich werde wenigstens Zeit haben, mich zu erholen und einen Entschluß zu fassen. Oh, ich fürchte mich so sehr, ich hätte nicht kommen sollen. Wer weiß, ob nicht irgend ein Anderer dieses Billet geschrieben, ob es nicht ein Scherz ist, welchen die Hoffräulein sich mit mir gemacht, um mich nachher zu verhöhnen. Mein Gott, so ist es gewesen, und ich bin eine Thörin, zu glauben, daß er es wagen sollte, mich um ein Rendezvous zu bitten! Er ist viel zu schüchtern, viel zu demüthig, um so etwas zu wagen. Es sind die Hoffräulein gewesen, und ich war so dumm, in ihre Falle zu gehen. Aber noch ist es Zeit, noch kann ich fliehen, denn Niemand ist hier, Niemand hat mich kommen sehen.

Sie wollte aufstehen, sie wollte wirklich fliehen, aber es war schon zu spät. Zwei Arme legten sich sanft um ihre Gestalt und zogen sie auf ihren Sitz zurück.

Louise fühlte ein schauderndes Entsetzen und doch zugleich ein süßes Entzücken ihre ganze Gestalt durchrieseln, sie wollte sich losmachen, aber sie fühlte sich von diesen männlichen, starken Armen nur noch fester gehalten und an seine Brust gedrückt, deren lautes und stürmisches Klopfen ein Echo in ihrem eigenen Herzen fand. Ihr schüchterner, angstvoller Blick begegnete seinen glühenden, flammenden Augen, die mit fascinirender Gewalt auf ihr ruhten.

Louise ließ mit einem bangen Aechzen ihr schwankendes Haupt rückwärts sinken. Jetzt brannten zwei glühende Lippen auf den ihren und verwirrten, betäubten sie mit ihrem feurigen Kuß.

Aber die mädchenhafte, kindliche Scheu weckte sie aus diesem ersten Taumel ihrer Sinne, sie fand noch den Muth in sich, dieser Gefahr sich entreißen zu wollen, sich mit stürmischer Gewalt loszumachen aus den umschlingenden Armen.

Lassen Sie mich, sagte sie athemlos, mit zitternden Lippen, in denen sie jeden Pulsschlag ihres Herzens fühlte. Lassen Sie mich! Halten Sie mich nicht zurück. Ich will gehen. Ich darf hier nicht länger bleiben. Wie dürfen Sie es wagen, mich so zu überfallen und so mein Erschrecken zu mißbrauchen. Wie sind Sie hierher gekommen und was wollen Sie hier?

Und Louise, welche hatte gehen wollen, blieb dennoch stehen, um seine Antwort zu hören.

Wie ich hierher gekommen bin? sagte der schöne Gärtner mit schüchternem, unterwürfigem Tone. Ich habe vier Wochen jede Nacht gearbeitet an diesem Wege, der mich unbemerkt hierher führen könnte. Wie ein Maulwurf habe ich in der Tiefe der Erde mir einen Weg gebohrt, und während Alles schlief und träumte, wachte und arbeitete ich, aber ich träumte mit wachenden Augen, und es war ein seliger Traum, denn er ließ mich den Tag sehen, wo mein schwieriges Werk vollendet wäre, und ich von Niemand gesehen hierher gelangen und hier einen Engel finden würde, den ich anbete, dem ich jeden Tag und jede Stunde meines Lebens geweiht habe. Sehen Sie dort, Fräulein, dort hinter jenem großen Orangenbaum jene Oeffnung. Das ist der Weg zu meinem Paradiese, den ich mir selbst gegraben habe. Durch die Oeffnung gelange ich zu einer kleinen Treppe, die in den kleinen Kellerraum führt, welcher sich unter

dem Gewächshaus befindet, und von diesem Kellerraum führt eine ähnliche Treppe wieder hinauf zu einer Fallthür, durch welche man gerade in mein Zimmer gelangt, das sich in dem unteren Geschoß des Gärtnerhauses befindet. Sie sehen also, daß es einer ziemlichen Zeit und vieler Anstrengungen bedurfte, um mir diesen Weg zu bahnen.

Louise war neugierig bis zu dem Rande der Oeffnung gegangen, welche in die Tiefe hinabführte. Mehr als alle glühenden Worte wirkte das Anschauen dieses um ihretwillen geschaffenen Weges auf sie. Es bedurfte wahrlich einer starken und mächtigen Liebe, um dieses Riesenwerk ganz allein und ohne Hülfe zu Stande zu bringen. Aber das junge Mädchen wollte die Verwirrung ihres eigenen Herzens noch bekämpfen, sie suchte ihre Rührung unter neckendem Spott zu verbergen.

Wahrlich, ein dunkler, geheimnißvoller Weg, sagte sie, der indessen von Jedem, welcher mit einem Licht diese Grotte erhellt, gefunden werden kann, und Sie wissen, daß Ihre Majestät, die Königin, es liebt, zuweilen Abends dieses Treibhaus erleuchten zu lassen, um mit ihrem Hofe den Thee hier zu nehmen.

Niemand wird diesen Weg finden, sagte der junge Gärtner, indem er mit dem Fuß den hölzernen Kübel, in welchem der Orangenbaum stand, vorwärts schob. Dieser gab mit einem leichten Aechzen dem Drucke nach und schien sich wie um sich selber zu drehen.

Sehen Sie, Fräulein, jetzt verbirgt dieser Baum mein Geheimniß. Er steht auf einem Brett, an dem ich eine Drehscheibe befestigt habe. Jetzt ist mein Weg abgeschnitten, und wenn jetzt Jemand käme —

Oeffnen Sie, ich bitte, öffnen Sie —

Ich werde es thun, wenn Sie mir versprechen, mich nicht sogleich zu verlassen.

Ich verspreche es, nur schieben Sie den Baum wieder zurück.

Fritz Wendel that es, dann wandte er sich rasch wieder dem jungen Mädchen zu, und sie in seine starken Arme emporhebend, trug er sie wieder zu der Rasenbank hin, sie sanft darauf niederlassend, um dann vor ihr niederzuknieen und demüthig wie ein Sclave sein Haupt vor ihr zu beugen und ihre Füße zu küssen.

Sie sind meine Herrin und Gebieterin, sagte er, ich lege mich zu Ihren Füßen nieder, wie Ihr Sclave, und will von Ihnen mein Schicksal empfangen. Sie sollen mich entweder zu einem Gott erheben, oder mich auf ewig in den Staub treten. Wenn Sie sagen: stehe auf, ich liebe Dich, so werde ich die Kraft haben, der ganzen Welt zu trotzen, so werde ich mir Ruhm, Ehre und Ansehen erkämpfen, um eines Tages vor Gott und aller Welt Ihre Hand und Ihre Liebe fordern zu können. Wenn Sie sagen: bleibe, wo Du bist, zu meinen Füßen, Du bist an Deiner Stelle und ich verachte den elenden Gärtner, der es wagt, ein hochgeborenes Fräulein zu lieben, wenn Sie so sagen, so werde ich sterben, um nicht wahnsinnig zu werden. Denn ich fühle, daß mein Gehirn keine Kraft haben würde, um diesem fürchterlichen Schlage zu widerstehen, und ich möchte lieber sterben, indem ich Sie segne, als vielleicht im Wahnsinn Ihrer Grausamkeit fluchen.

Er schwieg und hob sein schönes, erregtes Antlitz flehend zu ihr empor. Aber Louise fand nicht die Kraft zu sprechen, sie lauschte wie trunken dieser neuen, nie gehörten Musik seiner Stimme, seiner Worte, sie war wie berauscht von diesem Zauber seiner gewaltigen, Alles überwindenden, vor keinem Hemmniß zurückbebenden Liebe.

Sie antworten mir nicht? sagte er seufzend. Ach, ehe Sie mich verdammen, überlegen Sie wenigstens, denken Sie daran, daß dieses Herz, welches Sie zertreten wollen, für Sie einen Schatz von Liebe, von Anbetung und Hingebung birgt, wie Sie ihn nirgens wieder finden werden. Für Andere werden Sie immerhin eine schöne, anmuthige, liebreizende Dame sein, um deren Liebe man wirbt, und die man heirathet, wenn sie einwilligen will, aber um derentwillen man nicht stirbt, wenn sie Nein sagt. Für mich sind Sie mehr als ein Weib, mehr als die schöne, bezaubernde und liebreizende Dame! Für mich sind Sie die Gottheit, welche das Werde! über mich aussprach, welche meinen in Nacht versenkten Geist aus seiner Dunkelheit aufschreckte, und ihm die Sehnsucht nach dem Licht, nach der Erkenntniß und dem Wissen erweckte. Oh, Sie wissen gar nicht, was Alles Sie schon aus mir gemacht haben, was Alles Sie noch aus mir machen können, wenn Sie mich lieben. Ich war ein unwissender, armer Gärtnerbursche, als ich Sie zum ersten Male sah, nichts liebend als meine Blumen, keine Sprache kennend und kein Buch verstehend, als diese große Buch der Natur, welches in einer so einfachen, Jedermann verständlichen und dennoch so göttlichen Sprache geschrieben ist. Aber als ich Sie sah, Louise, da fühlte ich, daß dieses Wissen der Natur nicht genügend sei, um das Auge zu Ihnen erheben zu können. Zum ersten Male schämte ich mich meiner Armuth, erröthete ich über meine Unwissenheit. Seitdem, Louise, ist mein Leben eine fortgesetzte Arbeit, ein ununterbrochenes Studium gewesen. Ich konnte die äußere Armuth nicht bannen, aber doch die innere Armuth meines Geistes, und das habe ich gethan, so viel ich es vermochte. Ich habe Alles, was ich erwarb, dazu angewendet, mir dafür Lehrer zu halten, welche mich unterrichten, ich habe immer daran gedacht, daß jeder auch noch so kleine Fortschritt im Wissen ein Sandkorn sei, das ich in

den Abgrund werfe, welcher mich von Ihnen trennt, um ihn nach und nach damit auszufüllen und zu Ihnen hinüber zu schreiten. Ich wollte nicht unwissend sein, damit Louise sich meiner nicht zu schämen habe, und jetzt, Louise, bin ich so weit, daß ich zu Ihnen sagen kann: Gebieten Sie über mich! Sagen Sie, wohin ich mich wenden, was ich ergreifen soll, um Sie eines Tages verdienen zu können, vorausgesetzt, daß Sie Liebe, Geduld und Muth genug haben, um auf mich warten zu wollen, vorausgesetzt, daß Sie meine Liebe nicht verwerfen und verspotten wollen.

Ach, sagte sie seufzend, was hülfe es, wenn ich sie nicht verwerfen wollte, da doch meine vornehme und stolze Familie, da doch der König niemals darein willigen würde, mich Ihnen zur Frau zu geben.

Oh, der König! sagte Fritz Wendel nachlässig. Es gäbe vielleicht ein Mittel, den König zu bewegen, daß er's thut. Ein Geheimniß, für das man von ihm sich diese Einwilligung, für das man sich Ehre und Ansehen verdienen könnte.

Ah, das Geheimniß, welches Sie mir hier entdecken wollen? fragte Louise mit der Neugierde eines Kindes. Oh, sagen Sie, was ist das für ein Geheimniß?

Sie werden es sogleich erfahren. Hören Sie nur, flüsterte der junge Mann, indem er sich leise von seinen Knieen erhob und neben Louise auf der Rasenbank niederglitt.

Hören Sie, flüsterte er, aber verrathen Sie uns nicht durch ein lautes Wort, einen Aufschrei.

Ich höre Schritte, flüsterte Louise. Mein Gott, wenn man uns hier fände!

Oh, fürchten Sie nichts. Sehen Sie dort hin, Louise.

Louise folgte der Richtung, die seine erhobene Hand ihr bezeichnete. Dort drüben unter dem Lorbeerbaum saß jetzt Laura von Pannewitz, und vor ihr kniete der Prinz August Wilhelm, mit seligem Lächeln zu ihr emporschauend und ihre Hände mit Küssen bedeckend. Laura, meine Braut, meine Geliebte, sagte er leise, wann wird der Tag kommen, wo alle Schranken fallen, wo Du mein sein wirst, mein für alle Ewigkeit!

Dieser Tag wird kommen, wenn ich gestorben sein werde, sagte Laura mit einem schwermüthigen Lächeln. Ja, mein Prinz, wenn ich todt sein werde, dann werde ich frei sein, um Sie zu lieben, für Sie zu beten, frei, um mit meinem Geiste Sie zu umschweben, als Ihr guter Genius über Ihnen zu wachen und vor jedem Unheil Sie zu schützen. O, wäre ich doch erst todt, um diese edle und köstliche Mission erfüllen zu können!

Louise war so ganz Auge und Ohr, so ganz erfüllt von dieser neuen und unerwarteten Scene, daß sie gar nicht bemerkte, wie Fritz Wendel seinen Arm um ihre Gestalt legte und sie näher und fester an sein Herz drückte.

Sehen Sie da, flüsterte er leise, er ist ein hochgeborner Prinz und sie nur ein armes Fräulein, und doch liebt er sie, und doch nimmt sie seine Liebe an und fürchtet nicht, daß ihr Schmach und Schande daraus entstehen könne.

Louise legte mit einer ungeduldigen Bewegung ihre Hand auf seinen Mund und flüsterte: Schweigen Sie doch und lassen Sie mich hören.

Fritz Wendel bedeckte diese Hand mit seinen Küssen, und Louise entzog sie ihm nicht, denn sie lauschte mit angehaltenem Athem, mit hochklopfendem Herzen auf das leidenschaftliche, zärtliche und doch keusche und unschuldige Liebesgespräch der beiden Liebenden.

Aber es kam doch ein Moment, wo Laura, hingerissen von der Gluth ihres eigenen Gefühls, bezaubert von der zärtlichen, leidenschaftlichen Sprache ihres Geliebten, ihre Zurückhaltung und ihren Stolz vergaß, in des Prinzen Arme sank und seine Küsse duldete und erwiederte, und mit stammelnden Lippen die Schwüre der Liebe, der ewigen Treue ihm zurückgab, die er unter feurigen Umarmungen und Küssen in ihr Ohr flüsterte.

Louise fühlte, wie sie das sah, ihr Blut wie in glühenden Feuerströmen durch ihre Adern stürzen, eine süße Betäubung faßte ihr ganzes Wesen. Sie lehnte den Kopf an die Schulter des Geliebten und schloß die Augen, sie wehrte ihm nicht, als er sie so fest an sein Herz zog, wie dort der Prinz seine Laura, als er seine Lippen so fest an die ihrigen preßte, daß sie zu ersticken meinte unter seinen Küssen.

Aber dieses so keusche, so zärtliche und unschuldige Liebespaar kam Louisens Unerfahrenheit und Betäubung zu Hülfe. Inmitten ihrer Verwirrung und des Taumels ihrer Sinne hörte sie doch die sanfte und melodische Stimme Laura's, welche ihren Geliebten mit aller Angst und allem Stolz einer reinen Liebe beschwor, Erbarmen zu haben mit seinem und ihrem Herzen, nicht zu wollen, daß sie schamvoll vor sich selber erröthen müsse, und nicht mehr den Muth habe, Gott ihre Liebe und ihre Schmerzen zu gestehen.

Sie war wunderschön, wie sie ihm so gegenüber stand, die Arme über der Brust gefaltet, als wollte sie diese Arme fesseln, daß sie sich nicht ausstreckten, den Geliebten zu umfangen, die zugleich in Zärtlichkeit und in Thränen schwimmenden Augen zu ihm aufschlagend und ihn so schüchtern und so liebevoll zugleich anschauend.

Versprechen Sie mir, nie wieder so mir zu nahen, flüsterte sie. Versprechen Sie mir, daß Sie meiner

Schwäche schonen und mein ach! nur allzu zärtliches Herz nicht wieder in Versuchung führen wollen. Rein muß unsere Liebe bleiben, wenn sie stark sein soll, und nur, wenn wir Gottes Auge nicht zu fürchten haben, können wir zu ihm flehen um seinen Beistand, können wir im Unglück Trost finden in unserer Liebe und in unserer Unschuld. O, mein Geliebter, das Unglück trägt sich leichter, wenn es unverschuldet ist, lassen Sie uns also das Recht, über unsere Liebe zu weinen und sie vor Gottes Thron niederzulegen, wenn die Menschen sie verwerfen und verdammen wollen.

Niemand soll das wagen, Laura, Niemand soll meine Braut, meine einstige Gemahlin mit gering-

Laura reichte ihm mit einem unaussprechlichen Blick die Hand hin. Ich danke Dir, mein Geliebter, sagte sie mit einem süßen, zauberhaften Lächeln, welches den Prinzen so sehr entzückte, wie nur ein Kuß es vermocht hätte. Ich danke Dir, mein Geliebter, und jetzt laß uns scheiden.

Scheiden? Du weißt, daß wir uns in Wochen nicht wiedersehen werden, daß ich dazu verurtheilt bin, den König auf seiner Vergnügungsreise zu begleiten! Ach, eine Vergnügungsreise, welche mich von Dir entfernt, während es für mich nur Ein Vergnügen giebt, Dich zu sehen, an Deiner Seite zu sein.

Gehen Sie immerhin, sagte sie lächelnd. Wir

schätzenden Blicken ansehen können, denn ich werde da sein, Sie mit meinem Leben und meinem Blut zu vertheidigen. Aber ich verspreche Ihnen, Laura, was Sie fordern. Ich werde mein Herz bezwingen und meinen glühenden Wünschen Schweigen auferlegen. Ich werde niemals mehr Sie in meine Arme schließen, außer in meinen Träumen, ich werde niemals mehr Ihre Lippen küssen, außer mit meinen Blicken. Aber ein Tag wird kommen, wo Sie selber diesen Fluch von mir nehmen, von dieser Verdammniß mich erlösen werden, und das wird der Tag sein, Laura, an welchem Sie vor Gott und aller Welt meine Gemahlin sein werden.

Beide können uns ja doch niemals verlieren und niemals vergessen. Ich sehe Sie immer vor mir, wenn Sie auch nicht bei mir sind, ich bin immer bei Ihnen, wenn Sie mich auch nicht sehen.

Ach, ich sehe Dich immer, ich höre Dich immer, Laura, ich denke an Dich immer und spreche mit Dir, wenn Du auch nicht da bist.

Nun also! Werden wir da jemals getrennt sein? Folgen Sie immerhin dem König auf seiner Vergnügungsreise und seien sie selber vergnügt, denn unsere Seelen sind immer bei einander und unsere Herzen verstehen sich doch.

Sie reichte ihm ihre Hand dar, die er an sein

Herz drückte, dann gingen sie Beide, Hand in Hand und lächelnd einander anschauend, den Salon hinab.

Louise hatte sich längst von ihres Geliebten Armen frei gemacht und ihn von sich gestoßen. Jetzt, als die Beiden sich entfernten, stand auch sie auf und wollte gehen.

Fritz Wendel suchte sie zurückzuhalten, aber Louise hatte aus den Worten Laura's Kraft gesammelt, ihrem eigenen Herzen zu widerstehen. Wenn Sie es noch einmal wagen, mich zu umarmen, sagte sie, werden Sie mich niemals wiedersehen und ich werde niemals wieder hierher kommen.

Aber der erfahrenere und klügere junge Mann merkte sehr wohl, welche große Gunst sie ihm, ohne vielleicht daran zu denken, schon gewährte. Er hatte sie noch nicht gebeten, wiederzukommen, und sie sagte es ihm fast schon zu.

Ich werde es nicht mehr wagen, Sie zu berühren, sagte er demüthig. Werden sie alsdann kommen?

Louise lächelte. Nun, sagte sie, ich muß schon kommen, um diesen schönen und rührenden Roman des armen Fräulein von Pannewitz weiter zu verfolgen und dessen Entwickelung kennen zu lernen.

Aber nicht wahr, fragte er, ihre herabhängende Hand ergreifend und an seine Lippen drückend, nicht wahr, dieser Roman kann uns eines Tages nützlich werden? Wenn das Fräulein von Schwerin eines Tages meine zärtliche, demüthige und muthige Liebe annimmt und mir das stolze Glück gönnt, ihr Gatte werden zu sollen, dann wird mir der König für dieses große Staatsgeheimniß seine Einwilligung nicht versagen.

Mein Gott, fragte Louise erschrocken, Sie könnten so grausam sein, das Geheimniß dieser beiden armen Liebenden dem König zu verrathen?

Wenn ich dadurch die Hand meiner angebeteten Geliebten erkaufen kann, so werde ich es thun. Ach, ich würde um Ihren Besitz meine Seligkeit hingeben, weshalb also sollte ich anstehen, ein Geheimniß zu verrathen, das man mir nicht anvertraut hat, sondern daß ich auf meinem Wege gefunden habe?

Arme Laura, seufzte Louise, du hattest wohl Recht, zu sagen, daß es für dich das beste wäre, zu sterben und unsichtbar deinen Geliebten zu umschweben. Man wird dir nicht das Glück gönnen, es sichtbar zu thun!

XXXV.

Die intriguirenden Höflinge.

Sie haben Recht, sagte der Baron Pöllnitz, ja, Sie haben Recht, lieber Fredersdorf, auf diesem Wege ist unser Herkules nicht zu bezwingen und so können wir nicht zur Herrschaft gelangen. Er hat kein Herz und ist keiner Liebe fähig, ich glaube wahrhaftig, er verachtet die Frauen.

Er verachtet sie vielleicht nicht, erwiederte Fredersdorf lächelnd, aber er ist jedenfalls ihrer überdrüssig, und das ist noch schlimmer, als wenn er sie verachtete. Die Frauen sind ihm zu bereitwillig entgegengekommen und haben ihm immer ihr Herz zu schnell entgegengetragen, als daß er ihrer noch begehren sollte. Eine Frau wird daher niemals Gewalt über ihn haben.

Aber was denn, theuerster Freund? fragte Pöllnitz entsetzt. Es giebt doch für jedes lebende Geschöpf ein Mittel, wodurch es gezähmt wird. Selbst der Löwe kann in geistige Bande geschlagen werden, und selbst der mächtige Koloß, der Elephant, kann gedemüthigt und bezwungen werden, daß er sanft wird und furchtsam und geduldig. Wie? sollte es denn kein Mittel geben, die jungen königlichen Löwen zu zähmen und ihn ein wenig in Banden zu schlagen? Mein Gott, was sind wir denn, wenn er frei bleibt? Dienstthuende Lastthiere seiner willkürlichen Launen, weiter nichts; verdammt, gehorsam den Willen unseres Herrn auszuführen und selber gar keinen Willen zu haben. Gestehen Sie, lieber Freund, daß das eine sehr beklagenswerthe Rolle ist, und daß es sehr wenig den kühnen und ehrgeizigen Hoffnungen entspricht, die wir Beide schon so lange genährt haben. Mein Gott, sollte es möglich sein, daß wenn der Kämmerer des Königs und ein so alter, erfahrener Hofmann, wie ich es bin, sich mit einander verbinden, dennoch dieses königliche Wild, auf welches sie Jagd machen, ihren künstlichen und wohl aufgestellten Netzen immer entgehen könnte? Lieber Freund, das darf nicht sein,

das kann nicht sein, es wäre eine ewige Schande für uns Beide. Es ist ein ganz unerhörter Fall, daß ein König keine einflußreichen und mächtigen Günstlinge haben sollte. Friedrich soll und muß sie haben, so gut wie jeder Andere, und da diese Stellen noch vacant sind, nun, so ist es in der Ordnung und ganz natürlich, daß wir sie einzunehmen trachten.

Wir werden sie auch einnehmen und behaupten, sagte Fredersdorf lächelnd. Sie nannten vorhin den König einen jungen Herkules. Nun, wodurch ward denn der Herkules gezähmt?

Durch die Liebe zur Omphale, dächte ich.

Nicht doch! Dadurch, daß die Omphale ihn in ein üppiges, schwelgerisches, verweichlichendes Leben hineinzog und ihn einschläferte mit Festen und tobenden Lustbarkeiten. Entsinnen sie sich außerdem wohl, wie der römische Kaiser Heliogabal es anfing, die stolzen, ehrgeizigen und herrschsüchtigen Senatoren, welche seine unumschränkte Herrschaft beeinträchtigen wollten, zu tödten?

Ich bin nicht so gelehrt, wie Sie, theuerster Freund, und ich gestehe ohne Erröthen, daß ich nichts von Heliogabal weiß.

Hören Sie also. Heliogabal war es überdrüssig, der nur ausführende und gehorchende Beamte des decretirenden Senats zu sein, er wollte selbst herrschen, er wollte die Macht haben, welche der Senat für sich beanspruchte. Aber er verbarg seine Gedanken in seinem Innern und zeigte den Senatoren ein unterwürfiges, zufriedenes Gesicht. Er lud sie zu einem festlichen Mahl auf seine Villa ein, er entzückte sie durch die köstlichsten Speisen, den auserlesensten Wein, und wie sie noch glückestrunken und sinnverwirrt an dieser schwelgerischen Tafel saßen, stand Heliogabal auf und sagte mit einem köstlichen Lächeln: „Jetzt gehe ich, meinen werthen Gästen eine kleine Ueberraschung zu bereiten und ihnen einen Scherz zu machen, wie sie ihn wahrlich noch niemals erlebten.“ So sprechend, ging er hinaus, und die von Wein und Genüssen trunkenen Senatoren hörten nicht, wie man draußen die Riegel vor die Thüren schob und ihnen also den Ausgang sperrte. Sie tranken und jubelten weiter fort. Da öffnete sich plötzlich über ihnen die ganze Decke des hohen Saales und sie hörten Heliogabals Stimme, welche rief: „Ihr könnt niemals Ehre und Ansehen genug haben, Ihr trachtet immer nach neuen Lorbeerkronen. Nun wohl, heute sollt Ihr genug davon haben. Heute will ich Euch sättigen mit Ehrenbezeugungen.“ Und wie er das gesagt, ergoß sich ein Regen von Lorbeerzweigen und Kränzen über den Häuptern der Senatoren. Anfangs lachten sie und griffen schäkernd nach den fliegenden Kränzen. Aber dieser Regen wollte gar nicht enden; jetzt kamen Massen von den herrlichsten Blumen, welche indessen einen betäubenden, sinnverwirrenden Duft ausströmten. Die Senatoren schrieen, daß es genug sei der Ehre, genug der Ueberraschung. Aber der Blumenregen rauschte mächtiger und mächtiger, in immer dickeren Wellen, in immer unaufhaltsameren Strömen auf sie hernieder. Schon war die Tafel hoch davon überdeckt, schon war der Fußboden nur noch ein hoher, weicher Blumenteppich.

Da endlich wollten die entsetzten Senatoren fliehen, da stürzten sie zur Thür, aber diese Thür war verschlossen und widerstand ihrem Drängen. Und von oben herab strömte der Blumenregen immer gewaltiger hernieder. Von der Thür wateten die Senatoren durch ein Blumenmeer, das sie schon bis über die Knie hin umfluthete, zu den Fenstern. Aber der Saal lag zwei Stockwerk hoch, ein Abgrund zeigte sich ihren Blicken und unten standen, dicht an einander gedrängt, die römischen Legionen, ihre scharfen, schneidenden und spitzen Waffen hoch empor haltend. Es war also unmöglich, zu entfliehen. Und die Senatoren baten und flehten, den Blumenregen enden zu lassen, aber er floß unerbittlich weiter, er überschüttete sie immer höher hinauf und endlich konnten sie nicht mehr sprechen und nicht mehr schreien, denn die Blumen bedeckten ihnen schon das Haupt und verbargen sie Alle unter ihren duftenden, herrlich schimmernden Massen. Zuletzt sah man nichts mehr, als eine unbewegte, glatte Blumenfläche, in deren Innern Alles lautlos war und still. Heliogabal hatte die Senatoren nicht ermordet, er hatte sie nur mit Blumen erstickt, weiter nichts! *) Nun, was sagen Sie zu meiner Geschichte?

Ich sage, daß sie pikant und hübsch ist, und daß Heliogabal ein sehr poetischer Kaiser gewesen. Nur verstehe ich nicht recht den Zusammenhang zwischen dem Kaiser Heliogabal und uns.

Ah, Sie verstehen nicht, flüsterte Fredersdorf geheimnißvoll. Machen wir es doch, wie Heliogabal. Berauschen wir den mächtigen Riesen mit köstlichen Genüssen, betäuben und ersticken wir den willenskräftigen Geist mit Blumen, stürzen wir ihn in ein Meer von Freuden und verweichlichen wir ihn mit köstlichem Sinnenrausch.

Nur, daß er keine Sinne hat, seufzte Pöllnitz.

Keine Sinne für die Schönheit der Frauen, aber andere Sinne. Er hat kein Herz, aber er hat einen Gaumen, er hat keinen Sinn für die Liebe, aber für die Tafel. Das ist das *eine* Häkchen, womit wir ihn halten können. Das *andere* ist seine Prunksucht und seine Lust an verschwenderischer Pracht. Er ist so lange genöthigt gewesen, ein sparsames, unschein-

*) Gibbon, History of the decline and fall of the Roman empire.

bares Dasein zu führen, daß es ihn jetzt wohl gelüstet, sich als den freien, glänzenden Fürsten, den goldregnenden Zeus zu zeigen. Sein Vater hat Millionen aufgespeichert, helfen wir doch dem Sohn sie auszustreuen, das wird eine angenehme, zeittödtende Arbeit sein, zu der Niemand ein besserer Rathgeber sein kann, als Sie, Herr Baron. Während Sie aber mit dem König neue Feste ersinnen, neue goldstrahlende Paläste und Märchen entwerfen, werde ich regieren und dem König die Last der Staatsgeschäfte tragen helfen. Sie helfen dem König Millionen ausstreuen, ich werde bemüht sein, immer neue einzusammeln.

Und hoffentlich werden einige Tropfen dieses Goldregens immer auch in meine Kasse fallen, seufzte Pöllnitz. Ich bin dessen gar sehr benöthigt und harre des Goldregens mit einer heißeren Ungeduld, als nur jemals die Danae es vermochte. Meine Finanzen sind sehr zerrüttet und mein Hauswirth droht schon, mir mein Mobiliar und meine wenigen Kostbarkeiten zu verkaufen, weil ich ihm seit einem Jahr den Miethszins nicht zahlte. Sie sehen also, daß es für mich eine Art Nothwendigkeit ist, das Haus in der Jägerstraße zu bekommen, auch habe ich so fest darauf gerechnet, daß ich bereits einige Hypotheken darauf aufgenommen und mir von edlen gläubigen Seelen, welche überzeugt sind, daß dieses Haus mir schon gehört, einige Tausend Thaler geliehen habe.

Sie werden dieses Haus haben, sagte Fredersdorf zuversichtlich. Der König wird es Ihnen geben als Belohnung für die Pläne und Entwürfe, die Sie für den neuen Haushalt des Königs gemacht haben.

Sie haben ihm also diese Entwürfe schon mitgetheilt?

Der König hat bereits alle gelesen und ist mit ihnen zufrieden. Die Papiere liegen in seinem Cabinet und bedürfen nur noch der königlichen Unterschrift.

Ah, wären sie doch erst unterzeichnet, sagte Pöllnitz lächelnd. Welch ein himmlisches Leben aus Tausend und Eine Nacht wird dann hier beginnen, und wie wird dann ganz Europa staunen über die Pracht und Herrlichkeit, die wir hier entwickeln werden.

Und wie wird der Finanzminister Boden sich ärgern, wenn er, welcher mit dem verstorbenen Könige Millionen zusammengescharrt hat, jetzt genöthigt ist, sie wieder herauszugeben und, die Befehle und Unterschriften des jungen Königs respectirend, zu unseren Festen und Vergnügungen die Kassen zu leeren, welche er zu ganz anderen Zwecken gefüllt hat.

Dieser Boden, sagte Pöllnitz nachdenklich, dieser Boden ist unser gefährlichster Gegner, glauben Sie das mir, welcher sich ein wenig auf die Physiognomien versteht. Ich habe sein Antlitz studirt. Er ist ein entschlossener, kühner Mann, der, wenn er gereizt wird, sogar im Stande wäre, dem König Trotz zu bieten. Wir haben wohl alle übrigen Minister gewinnen und unseren Plänen geneigt machen können. Keiner von den anderen wird uns im Wege stehen, Keiner wird Feindschaft gegen uns üben, und vorausgesetzt, daß wir sie nicht beseitigen, werden sie uns nicht hindern zu thun, was wir wollen. Ich habe eine Art Compromiß mit ihnen abgeschlossen. Wir werden ihre Wünsche und Pläne beim König vertreten, sie werden uns dafür frei walten lassen und Alles gut heißen, was wir thun.*) Nur den Finanzminister Boden habe ich nicht zu gewinnen vermocht. Er hat meine Anspielungen nicht verstehen, meine Schmeicheleien und verstohlenen Winke nicht begreifen wollen, ich habe ihn weder mit Drohungen, noch mit Freundschaftsversicherungen gewinnen können, und alle meine noch so geschickt gezielten Pfeile sind an dem harten Panzer seiner dickhäutigen Ehrlichkeit abgeprallt.

Ah, um Boden dürfen Sie nicht Sorge tragen, rief Fredersdorf lachend. Er ist ein verlorener Mann, der ganz von selber fällt, ohne daß wir nöthig haben, ihm einen Stoß zu geben. Der König haßt ihn und wartet nur auf eine Gelegenheit, ihn zu entfernen. Sehen Sie denn nicht, wie er ihn absichtlich vernachlässigt, wie er ihn niemals zu bemerken scheint, niemals das Wort an ihn richtet und niemals mit ihm Conferenzen hält, was er doch sonst so häufig mit den übrigen Ministern thut?**) Er hat ihn nicht sogleich aus dem Amte entfernt, weil der König, wie Sie wissen, eine große Pietät hegt für seinen verstorbenen Vater, und weil er diesem ein Dementi gegeben haben würde, wenn er den Finanzminister Boden, von dem man weiß, daß er des Hochseligen vertrautester Rathgeber war, und daß der König kein Geheimniß vor ihm hatte, sogleich verabschiedet hätte. Aber beschlossen ist sein Untergang, dessen können Sie gewiß sein. Der König, der ihn gar nicht zu beachten scheint, hängt doch mit seinem Blick über ihm, wie der Adler über dem Lamm, das er verschlingen will; eine einzige unvorsichtige Bewegung und er packt es mit seinen mächtigen Fängen. Und das kann vielleicht heute noch geschehen!

Heute noch? fragte Pöllnitz verwundert.

Fredersdorf nickte bejahend. Der König hat heute den Bauplan, welchen Knobelsdorf auf seine Anordnung für das neue Palais der Königin-Mutter entworfen hat, genehmigt. Es soll ein kolossales Wunder-

*) König, Historische Schilderung von Berlin. Vol. V. Bd. 2, S. 7.

**) Ebendaselbst S. 6.

werk werden, wie die Welt vielleicht kein zweites aufzuweisen hat, ein Capitol des Nordens, zu dessen Bau indessen vier Millionen erforderlich sein werden.*) Nun, der König hat diese Millionen auf zwei verschiedene Kassen angewiesen, auf die General-Kriegskasse und auf die allgemeine Landeskasse, und Boden wird genöthigt sein, diese königlichen Anweisungen zu respectiren. Thut er das, so ist er freilich ein gewissenloser Beamter und der König wird ihn nicht länger im Amte dulden können, thut er es nicht, sondern wagt es, dem königlichen Machtgebot zu opponiren, so ist er ein Hochverräther, und der König, welcher, wie Sie wissen, unbedingten und schweigenden Gehorsam von allen seinen Dienern und Beamten verlangt, wird ihn nicht länger um sich haben wollen. Der König fühlt das selber, und als er mir vorher die unterschriebenen Documente zur Beförderung an den Finanzminister gab, sagte er mit einem eigenthümlichen Lächeln: „Das ist eine neue Pille für den Minister Boden. Wir wollen doch sehen, ob er diese auch noch wird verschlucken können." Sie sehen also, der gute Mann befindet sich jetzt zwischen zwei Klippen, aus denen er lebendig nicht wieder hervorgehen wird.

Ah, wenn es so ist, sagte Pöllnitz, sich vergnügt die Hände reibend, dann sind wir unseres Erfolges sicher, dann gehört mir das Haus in der Jägerstraße, dann sind Sie allmächtiger Minister, wenn auch ohne Portefeuille, dann beherrschen wir den Herrscher Preußens und sind die Mächtigsten und Gefürchtetsten in diesem Lande. Ah, mein Freund, zu denken, wie alle diese Höflinge und Schmeichler sich vor uns beugen werden, zu denken, daß wir Beide allein das Ohr des Königs beherrschen und daß er nichts thun wird ohne uns! Feste will ich ersinnen, größer und glänzender als die Feste, welche der große Fouquet in Vaux zu Ehren Ludwigs des Vierzehnten gab, und bei welchen jeder Tag ihm vier Millionen kostete. Nur werde ich diese Feste nicht in meinem, sondern in des Königs Namen arrangiren, denn Er wird es sein, welcher alle diese Feste bezahlt und nebenher auch alle meine Schulden. Denn ich werde immer wieder neue Schulden machen. Ich werde großmüthig sein, wie Fouquet, verschwenderisch und üppig wie Lucull, und zuletzt, wenn ich mir eines Tages nicht mehr zu helfen weiß, werde ich wenigstens es machen wie der gute Heliogabal, von dem Sie mir vorher erzählten,

*) Rödenbeck, Tagebuch aus Friedrich des Großen Regentenleben. Erste Abtheilung, S. 15—16.

ich werde meine Gläubiger, wenn sie unverschämt werden, nicht um ihr Geld betrügen, sondern ich werde sie nur mit Blumen ersticken.

Und ich, der Niedriggeborene, der verlachte Kammerdiener, sagte Fredersdorf mit glühenden Augen, aus denen ein dunkles, unheimliches Feuer blitzte, ich, welcher so lange der Diener und der Knecht war, ich werde der Herr sein. Der König liebt mich und er wird an mir immer einen ergebenen und treuen Diener finden, aber durch ihn werde ich ein unerbittlich strenger Herr sein, und diese hochmüthigen Vasallen, diese Grafen und Barone, welche achtlos an mir vorübergingen, sie sollen sich jetzt vor mir in den Staub werfen und mich um Gnade anflehen. Aber ich werde unerbittlich sein. Meine Rache wird sie treffen und sie zerschmettern, denn ich besitze das Herz des Königs, und sein Mund wird der meine sein.

Auf goldenem, sternenfunkelndem Wagen wollen wir diesen gezähmten Löwen umherziehen, sagte Pöllnitz, mit Blüthenhonig wollen wir ihn tränken, mit Nachtigallenzungen ihn füttern, mit Lacrimae-Christi seine Füße waschen, und was die kühnste Phantasie und der grandioseste Verschwender nur ersinnen kann, um den Gaumen zu kitzeln, das wollen wir auf seine Tafel setzen. Ah, diese guten Römer, welche junge lebendige Mädchen in ihre Teiche warfen, damit sie Futter seien für ihre Aale und das Fleisch derselben desto saftiger und weicher würde, diese guten Römer sollen spießbürgerliche, empfindsame und geizige Tugendnarren gewesen sein gegen mich! Ich werde —

Plötzlich verstummte Pöllnitz und starrte nach der Thür hin. In dieser geöffneten Thür des Vorsaals erschien so eben der Finanzminister von Boden, der gehaßte Feind, der gefürchtete und jetzt, wie man meinte, zu Grunde gerichtete Gegner.

Ohne Gruß näherte sich dieser Mann mit den ernsten, ehernen Zügen den beiden Freunden, welche ihn erstaunt und mit fast unverschämten Blicken anstarrten.

Haben Sie die Güte, mich Sr. Majestät anzumelden, sagte er mit kalter Ruhe zu Fredersdorf.

Hat Se. Majestät Sie zur Audienz befohlen? fragte Fredersdorf nachlässig.

Der König hat mich nicht befohlen, aber ich bin gekommen, um in wichtigen Geschäftsangelegenheiten den König zu sprechen. Sagen Sie das Sr. Majestät.

Fredersdorf ging in das anstoßende Cabinet, in welchem der König sich befand. Mit einem triumphirenden, boshaften Blick auf den Finanzminister kehrte er zurück.

Der König läßt Ihnen sagen, wenn er mit Ihnen sprechen wollte, würde er Sie rufen lassen! Das sind die eigenen Worte des Königs!*) Richten Sie sich also künftig darnach.

Das Antlitz des Ministers blieb vollkommen kalt und ruhig, nur seine Lippen zitterten ein wenig, als er mit fester Stimme sagte: Es ist möglich, daß der König mich nicht sprechen will, ich aber habe die dringendste Veranlassung, ihn zu sprechen, und ich beharre darauf, den König um eine Audienz zu bitten, ich verlange es als vereideter Beamter und Minister. Gehen Sie und sagen Sie das Sr. Majestät.

Das sind sehr unehrerbietige und stolze Worte, sagte Pöllnitz mit seinem süßlichen Lächeln.

Die ich indessen getreulich Sr. Majestät referiren werde, sagte Fredersdorf, wieder in das Cabinet des Königs gehend.

Ich fürchte, Excellenz, Sie werden diese kühne Sprache theuer büßen müssen, flüsterte Pöllnitz.

Fürchten Sie nichts, sagte der Minister mit einem verächtlichen Lächeln, ich bin ein zu guter Finanzmann, um nicht vor einer theuren Buße mich bewahren zu wollen.

Fredersdorf kehrte mit finsterem Gesicht zurück. Der König erwartet Sie, Herr Minister, sagte er, an der geöffneten Thür stehen bleibend.

Der Minister ging stolz und aufgerichteten Hauptes durch den Saal zu der Thür hin. An Fredersdorf vorübergehend, warf er auf diesen einen Blick stolzer Verachtung, den dieser mit einem schadenfrohen, höhnischen Lächeln erwiederte.

Der Fuchs ist gefangen, flüsterte Fredersdorf, als er die Thür des königlichen Cabinets hinter Boden schloß.

Sie glauben? seufzte Pöllnitz. Es beunruhigt mich ein wenig, daß der König ihn angenommen hat.

Fürchten Sie nichts. Es ist ohne Zweifel geschehen, um ihn sofort seines Amtes zu entsetzen. Des Königs Augen schossen Blitze und seine Stirn, welche sonst immer so klar und heiter ist, war bewölkt. Das bedeutet ein nahendes Unwetter. Möge es sich also über Bodens Haupt ergießen.

Ja, möge es das. Kommen Sie und lassen Sie uns ein wenig den Verlauf des Gewitters beobachten. Es giebt nichts Lehrreicheres, als solches Studium eines königlichen Unwetters.

Nun denn! Studiren wir es!

Die beide Hofleute schlichen leise auf den Zehen zu der Thür des Cabinets hin und schoben leise und vorsichtig die Falten der Portière ein wenig auseinander, um nicht blos hören, sondern auch sehen zu können.

*) König, Historische Schilderung von Berlin. Theil V. Bd. 2, S. 9.

XXXVI.

Der König und der Finanzminister.

Der König empfing den eintretenden Finanzminister mit einem stummen, ernsten Kopfneigen. Er stand an seinen Schreibtisch gelehnt mit ineinander geschlagenen Armen, und seine großen Augen waren mit einem scharfen, durchbohrenden Ausdruck auf das Antlitz des Herrn von Boden gerichtet. Aber Boden wich dem königlichen Adlerblicke, der wohl im Stande war, den Kühnsten zu verwirren, nicht aus, er schlug seine Augen nicht nieder und nichts an ihm verrieth Verwirrung oder Angst.

Sie haben darauf bestanden, mich zu sprechen, sagte der König mit strengem Ton, lassen Sie also jetzt hören, was Sie mir zu sagen haben.

Sehr viel, Ew. Majestät, und ich werde die Geduld und Nachsicht meines Königs sehr zu beanspruchen haben, denn ich fürchte, daß das, was ich zu sagen habe, Ew. Majestät etwas trocken und langweilig erscheinen möchte.

Reden Sie. Ich werde selber ermessen, wie weit ich Ihnen meine Geduld und Nachsicht bewilligen kann.

Ew. Majestät sind ein edler, feuriger, gelehrter Herr. Ew. Majestät sind außerdem jung, und die Jugend hat immer den schönen und kühnen Willen, auch das Alte, Bestehende zu verjüngen und die Welt einen Schritt vorwärts zu rücken. Ew. Majestät will das, kann das und — muß das thun. Denn Gott hat Ihnen nicht allein die Macht, sondern auch den Geist und die Kraft dazu verliehen. Ew. Majestät werden daher Vieles ändern, Vieles neugestalten wollen, die alte Zeit wird der neuen, glanzstrahlenden weichen müssen. Ich begriff das, als ich meinem jungen König zuerst in's Auge schaute, in dieses Auge, in welchem für Preußen eine große und glorreiche Zukunft geschrieben steht. Ich begriff, daß wir Alle, die wir dem hochseligen König gedient, vielleicht nicht würdig und nicht jung genug erscheinen möchten, um die Umwandlungen und Veränderungen auszuführen, welche der königliche Nachfolger Friedrich Wilhelms des Ersten beschließen möchte. Ich erwartete also meine Entlassung, — aber sie kam nicht. Ew. Majestät entsetzten mich nicht meines Amtes, und ich gestehe Ew. Majestät, ich empfand eine lebhafte Freude darüber. Ich sagte zu mir selbst: Der König will also nicht umstoßen, sondern nur verbessern, und wenn er glaubt, das mit uns zu können, nun, so wollen wir mit heiligem Eifer ihm dienen und seinen Willen vollführen. Ich kenne die geheime Maschinerie des Staatshaushaltes, der hochselige König hatte kein Geheimniß vor mir. Ich werde dem jungen König diese Geheimnisse sagen, ich werde ihn vertraut machen mit dieser so complicirten, so weitverzweigten Maschinerie, ich werde die Ehre haben, ihm meine Kenntniß der Verwendung aller Staatseinkünfte mitzutheilen. Ich werde also das Glück haben, meinem König und meinem Vaterlande noch einige nützliche Dienste zu erweisen.

Das sind sehr freundliche und vielleicht auch gut gemeinte Anerbietungen, welche Sie mir da machen, sagte der König mit einem leichten Lächeln. Indessen bedarf ich zum Glück derselben nicht. Ich weiß bereits Alles, was ich wissen muß, und da ich unter den Papieren meines Vaters alle General-Etats der Staatskassen gefunden habe, so geht daraus hervor, daß ich sehr genau weiß, was ich einzunehmen, aber auch was ich auszugeben habe. Außerdem aber ist diese ganze Sache nicht so wichtig, daß ich mich darüber in weitläufige Details einlassen will. Zudem ist meine Zeit beschränkt und ich habe Wichtigeres und Besseres zu thun, als über die Finanzen zu sprechen.

Nein, Majestät, rief der Minister lebhaft, Ew. Majestät haben nichts Wichtigeres und auch — nichts Besseres zu thun. Die Finanzen, das sind die Pulsadern in dem Körper des Staates, und der ganze Organismus wird erkranken und absterben, wenn diese einen stockenden und unregelmäßigen Schlag haben.

Nun, so muß man ihnen zur Ader lassen, rief der König lachend, und das werde ich thun. Ich bin der Arzt dieses Staatskörpers, Sie sind weiter nichts als mein Chirurg; wenn ich also einen Aderlaß nöthig halte, so werden Sie die Ader schlagen und so viel goldenes Blut herausfließen lassen, als mir gut dünkt und als ich bedarf.

Nein, das werde ich nicht thun, Majestät, sagte Boden fest. Ew. Majestät kann mich alsdann fortjagen, aber Sie können mich nicht zwingen, zu thun, was wider mein Gewissen ist.

Boden! rief der König mit so gewaltigem, zürnendem Ton, daß selbst die beiden horchenden Höflinge erbebten und sich erblassen fühlten.

Dieser Mann ist schon eine Leiche, flüsterte Pöllnitz. Ich rieche schon bis hierher den erfreulichen Duft seiner Leiche. Wir werden ihn begraben und seine lachenden Erben sein.

Sehen Sie nur, sehen Sie nur diese fürchterlichen Blicke des Königs, flüsterte Fredersdorf. Seine Augen zerschmettern den Uebermüthigen, wie der Blick des Zeus die Titanen zerschmetterte. Ja, Sie haben Recht, der Herr von Boden ist ein todter Mann; der König ist in so fürchterlichem Zorn, daß er nicht die Kraft hat, zu sprechen.

Doch, er öffnet eben den Mund. Hören wir.

Boden, sagte der König nach einer langen Pause. Sie vergaßen, daß Sie mit dem Sohn nnd nicht mit dem Vater sprachen. Sie waren der Liebling Friedrich Wilhelms, aber Sie sind der meine nicht, und ich werde daher eine so rücksichtslose und vertrauliche Weise nicht dulden. Vergessen Sie das nicht, und jetzt reden Sie weiter!

So lange ich noch im Amte bin, sagte der Minister mit einer leichten Verbeugung, so lange ist es meine erste und heiligste Pflicht, Ew. Majestät frei und offen meine Meinung zu sagen und, verzeihen Ew. Majestät, Ihnen nach meinen besten Kräften und Einsichten meinen Rath zu ertheilen; nachher steht es in dem Ermessen Ew. Majestät, ihn zu verwerfen und anders zu verfahren und zu handeln, als es der bisherigen Verfassung der Staatsverwaltung angemessen ist.

Die erste und nächste Pflicht eines Dieners ist, seinen Rath nur dann zu ertheilen, wenn sein Herr denselben verlangt. Ich aber habe denselben nicht begehrt, und Sie hätten sich daher dieser unnützen Mühe überheben können.

Ew. Majestät haben meinen Rath nicht begehrt, das ist wahr, sagte der Finanzminister mit einem bitteren Lächeln. Ew. Majestät haben sich nur dann meiner erinnert, wenn es galt, mir Befehle zu geben zur Ausleerung irgend einer königlichen Kasse. Ew. Majestät vermeintet, des Finanzministers nicht zu bedürfen, da Sie die General-Etats besaßen. Aber diese kennt jeder der übrigen Minister auch, und doch wären sie nicht im Stande, darnach die Verwendung der königlichen Einkünfte zu beurtheilen und zu sagen, nach welchen Verhältnissen diese, den Kräften des Staates gemäß, zu verwenden sind. Dies, mein König, bedarf noch einer besonderen Kenntniß, einer besonderen Einsicht, und ich als Finanzminister darf mich rühmen, diese vor den anderen Ministern voraus zu haben.

Des Königs Stirn legte sich in immer drohendere Falten, seine Gestalt richtete sich immer stolzer, gebietender empor.

Das Alles mag sein, sagte er ungeduldig. Aber ich bin nicht Willens, mir für meine Handlungen einschränkende Gesetze vorschreiben zu lassen. Auch werde ich nicht, wie mein Vater, glanzlos und sparsam leben und nur darauf bedacht sein, Millionen zusammen zu scharren.

Das that der König nicht, rief der Minister lebhaft. Der König sparte, aber er scharrte nicht zusammen, und wo es Noth that, wußte er wahrhaft königlich und mit vollen Händen zu geben. Das beweisen die lithauischen Provinzen, das beweisen die Städte und Dörfer, welche er dort aus Schutt und Trümmern wieder erbauen ließ, das beweisen diese halbe Million glücklicher Menschen, welche in Frieden und Freudigkeit jetzt dort lebt, wo vormals eine von Pest und Noth verheerte Wüste war. Mehr als drei Millionen Thaler hat der König für Lithauen ausgegeben, indeß er freilich hier in seinem eigenen Schlosse mit ängstlicher Sorgfalt den Küchenzettel seiner eigenen königlichen Tafel überwachte. Nein, der König hat nicht nur Millionen zusammengescharrt, er hat sie auch würdig auszugeben verstanden.

Dieser Mensch muß wahnsinnig sein, flüsterte Pöllnitz fast mitleidig. Er wagt es, den verstorbenen König auf Kosten seines Nachfolgers diesem in's Gesicht zu loben. Das ist eine Tollkühnheit und Dummheit, die ihm den Hals brechen muß.

Der König hat sich von ihm abgewendet, sagte Fredersdorf, sehen Sie, er geht zum Fenster hin und schaut hinaus. Er will offenbar sich selber Zeit geben, seinen Zorn zu bemeistern und die Lust zu bezwingen, diesen Unverschämten mit eigenen hohen Händen zur Erde zu schleudern.

Wissen Sie, sagte Pöllnitz lachend, daß ich im Stande wäre, diesem Boden hundert Flaschen Champagner aus dem Keller meines Hauses in der Jägerstraße zu geben, wenn ich dafür die Freude haben könnte, zu sehen, daß der König ihn mit eigener Hand bestrafte?

Der König wandte sich jetzt wieder dem Minister zu, welcher ruhig und wie ein Mann, welcher auf Alles gefaßt, zu Allem resignirt ist, ihm entgegen sah. Wie die Höflinge da draußen glaubte auch er, daß des Königs Zorn ihn jetzt zerschmettern werde.

Aber Friedrichs Antlitz war ruhig, fast heiter, und ein wunderbarer, milder Glanz leuchtete aus seinen Augen.

Nun, sagte er sanft, wenn Sie meinen Vater so sehr loben, weil er es auch verstand, Millionen auszugeben, so werden Sie auch mit mir zufrieden sein; denn ich werde ihm darin nacheifern. Ich werde damit anfangen, meinen Hofstaat auf einen wahrhaft

königlichen Fuß zu setzen und so zu leben, wie es eines Königs von Preußen würdig ist. Schon sind die nöthigen Vorkehrungen dazu getroffen und auch ein detaillirter Plan ist schon dazu bereit. Dort auf dem Tische liegt er und ich werde ihn noch heute unterzeichnen.

Darf ich ihn lesen, Majestät? fragte Boden, zu dem Schreibtisch tretend.

Der König nickte. Boden nahm das Papier und überflog es mit hastigen Blicken, während der König, die Hände auf dem Rücken gefaltet, mit hastigen Schritten auf und ab ging.

Ich finde, daß der König merkwürdig langmüthig und geduldig ist, murmelte Fredersdorf. Es ist sonst nicht in seiner Weise, den Blitz so lange zurückzuhalten, mit dem er zerschmettern will.

Und mit welchem unverschämten Lächeln dieser Mensch da meinen Plan liest, sagte Pöllnitz zähneknirschend. Wahrhaftig, man sollte glauben, daß er es wagt, ihn zu verspotten.

Haben Sie gelesen? fragte der König, vor dem Minister stehen bleibend und ihn mit scharfen Blicken beobachtend.

Ja, Majestät, ich habe ihn gelesen.

Nun, und was halten Sie davon?

Daß nur der Herr von Pöllnitz, welcher bekanntlich kein Geld, sondern nur Schulden kennt, einen solchen Plan entwerfen konnte, einen Plan, zu dessen Realisirung es nicht blos preußischen Geldes, sondern einer Goldquelle aus Tausend und Eine Nacht bedürfte.

Ah, ich werde diesem Unverschämten den Hals brechen, das schwöre ich, murmelte Pöllnitz.

Ueber des Königs Antlitz war ein unmerkliches Lächeln geflogen. Sie billigen diesen Plan also nicht? fragte er.

Ew. Majestät, wir haben keine Kassen, auf welche diese Gelder angewiesen werden könnten, und wenn Ew. Majestät sich auch entschließen wollen, die zu einem solchen Hofstaat nothwendigen Summen aus dem Staatsschatz zu entnehmen, so würde auch dieser schon binnen des ersten Jahres erschöpft sein. —

Nun, lassen wir jetzt den Plan und sagen Sie mir zuvörderst, wie steht es mit den Anweisungen zu dem Schloßbau für die Königin-Mutter? Sie haben meine Instructionen erhalten?

Ich habe sie erhalten.

Und Sie haben die Gelder angewiesen?

Nein, Majestät, ich kann es nicht.

Wie? Sie können es nicht, wenn ich, Ihr König und Ihr Herr, es gebiete? rief Friedrich mit donnernder Stimme.

Boden verneigte sich ehrfurchtsvoll. Majestät, es giebt noch einen höheren Herrn, das ist mein Gewissen. Mein Gewissen aber verbietet mir, diese Summen aus den von Ew. Majestät bezeichneten Kassen zu entnehmen. Es sind vier Millionen, welche Ew. Majestät fordern, und Sie verlangen, daß diese von Kassen geliefert werden, welche zur Erhaltung der ganzen Armee und zur Unterstützung nothleidender und von Unglück getroffener Städte und Ortschaften bestimmt sind. Ich erkenne es an, daß der Hof des hochseligen Königs ein wenig zu dürftig eingerichtet war und daß Ew. Majestät hier Aenderungen für nothwendig erachten mögen, wenn aber dazu solche zu andern Zwecken bestimmte Fonds verwandt werden sollen, so werden Ew. Majestät entweder Ihre Unterthanen mit neuen Steuern belasten, oder die Armee vermindern müssen.

Meine Armee vermindern! rief der König lebhaft. Nimmermehr wird das geschehen.

So geruhen Ew. Majestät, wenn durchaus der Bau eines Schlosses nothwendig ist, die Summen dazu aus der königlichen Schatzkammer zu entnehmen. Sie enthält, wie Ew. Majestät wissen, sieben Millionen preußische Thaler, und da kein Krieg in Aussicht steht, so dürfen Ew. Majestät es wohl wagen, vier Millionen von diesen sieben zu einem Schloßbau zu verwenden.

Nein, das geht nicht an, mein Herr. Diese

Millionen sind schon zu anderen Zwecken bestimmt. Sie sollen aus den von mir bezeichneten Kassen entnommen werden.

Ich hatte schon die Ehre, Ew. Majestät die Folgen eines solchen Verfahrens zu bezeichnen. Da Ew. Majestät aber erklären, die Armee nicht verringern zu wollen, so bliebe denn nur noch übrig, dem Volke neue Steuern aufzuerlegen.

Nun, thun wir das, sagte der König nachlässig. Sie geben mir das Geld aus den bezeichneten Kassen, dann schreiben wir eine neue Steuer aus, und diese möglichst einträglich zu ersinnen, das ist Ihre Sache!

Der Minister sah den König mit einem schmerzlichen Erstaunen an und ein tiefer Kummer malte sich in seinen Zügen.

Wenn es so ist, Ew. Majestät, sagte er mit zitternder, tiefbewegter Stimme, dann ist für mich die Stunde der Entscheidung gekommen und ich weiß, was ich zu thun habe. Ich bin nicht mehr jung genug, Majestät, um die Lasten eines Portefeuilles zu ertragen; ich gehöre noch der alten steifen Zopfzeit an und meine Ideen sind nicht die Ideen dieser neuen, jungen Zeit. Ich bitte also Ew. Majestät in Demuth und Ergebenheit, mich aus meinem Dienste zu entlassen. Hier sind die Papiere, welche die Anweisungen für den Schloßbau enthalten. Ew. Majestät wird leicht einen Andern finden, welcher Ihre Befehle vollführt. Ich bin diesem Posten eines Finanzministers nicht mehr gewachsen. Ich bitte also um meinen Abschied, Majestät.

Endlich! rief der König mit strahlenden Augen.

Endlich! wiederholte Pöllnitz. Ja, wahrhaftig, es hat lange gedauert, ehe dieser zähe Mensch sich dazu entschließen konnte.

Nun, sagte ich Ihnen nicht, daß der König durchaus eine Gelegenheit suchte, Boden los zu werden? fragte Fredersdorf triumphirend. Aber hören wir weiter.

Nicht doch, mein Freund. Wozu noch Weiteres hören. Boden hat seinen Abschied gefordert und der König hat ihn angenommen, das wissen wir. Ich gestehe, daß mir der Rücken weh thut von dieser ewig gekrümmten Stellung. Ich bedarf der Erholung und werde hingehen, eine Flasche Champagner auf das Wohl des neuen Finanzministers zu leeren.

Nicht doch. Der König fragte nach Ihnen, als ich Boden zum zweiten Male meldete. Er befahl, daß Sie und ich hier im Vorsaal bleiben und warten sollten, bis er rufen würde, da er Wichtiges mit Ihnen zu reden habe.

Ohne Zweifel will er mir heut die Schenkungsacte meines Hauses übergeben, sagte Pöllnitz lächelnd. Warten wir also hier. Sehen Sie, dort in der letzten Fensternische stehen ein Paar sehr einladende Lehnstühle. Ergreifen wir Besitz von ihnen.

Er nahm den Arm des Geheimen Kämmerers und ging mit ihm zu den bezeichneten Sitzen hin.

Endlich! hatte der König gesagt, als der Finanzminister von Boden seinen Abschied forderte, dann nach einer kleinen Pause fügte er hinzu: mir scheint, Sie haben ein wenig lange gezögert, Ihren Abschied zu fordern.

Es ist wahr, sagte Boden traurig, ich hatte wohl schon Veranlassung, diesen Schritt früher zu thun. Aber ich hoffte immer noch, meinem König nützlich sein zu können.

Und diese Hoffnung soll Sie nicht betrogen haben, sagte der König, auf Boden zuschreitend und ihm die Hand auf die Schulter legend. Ich kann Ihnen den geforderten Abschied nicht bewilligen.

Der Minister blickte erstaunt zu dem König empor. Das Antlitz Friedrichs war jetzt von einer wunderbaren Schönheit. Ein Ausdruck tiefer Rührung und sanfter Güte sprach aus seinen edlen Zügen, seine großen, lichtblauen Augen strahlten in einem milden, wohlthuenden Glanz und ein sanftes, gütevolles Lächeln umspielte seine Lippen.

Wie? Ew. Majestät wollen mir meinen Abschied nicht geben? fragte Boden.

Nein, denn es wäre sehr thöricht, mich eines so edlen und treuen Dieners berauben zu wollen, sagte der König mit diesem milden und innigen Ton, der niemals verfehlte, die Herzen Derer, die ihn hörten, zu treffen, und der jetzt Thränen der Rührung in des Ministers Augen drängte. Sehr thöricht wäre es, fuhr der König fort, einem Minister seinen Abschied zu geben, weil er gethan, was ich gefordert, weil er die Interessen meiner Unterthanen über meinen eigenen Willen gestellt, weil er selbst meinem Zorn getrotzt hat, um seinem Gewissen Genüge zu thun. Nein, Boden, ich bin nicht ein so großer Verschwender, um einen solchen Schatz von mir werfen zu wollen. Aber damit Sie Ihren König auch recht erkennen, will ich Ihnen jetzt ein Geständniß machen. Man hatte Sie bei mir verleumdet und mich mißtrauisch gegen Sie gemacht. Man schrieb es Ihnen wie Eckert zur Last, daß das Volk hungerte, während der Staatsschatz gefüllt war, man nannte Sie einen käuflichen Schmeichler, der unbedingt, um in seinem Amte zu bleiben, den Willen des Königs vollführte, wie ungerecht dieser immer sein möchte. Ich wollte Sie also prüfen, Sie auf die Probe stellen, um zu sehen, ob man Recht gehabt, oder ob man Sie verleumdet habe. Ich behandelte Sie daher geringschätzig, ich gab Ihnen Aufträge, deren Erfüllung Sie bedrücken mußte, ich belastete Ihre Kassen auf eine ungebührliche Weise. Ich wollte wissen, ob Sie nur

mein gehorsamer Diener, oder ein redlicher Mann sind. Nun, Sie haben mich lange auf dieses Wissen warten lassen und Ihre Langmuth und Geduld ist groß gewesen. Heute wagte ich den letzten Schritt, und bei Gott, hätten Sie auch dies Mal meine ungerechten und unweisen Instructionen vollführt, so würde ich Sie nicht allein Ihres Amtes entsetzt, sondern ich würde Sie streng zur Rechenschaft gezogen haben, denn Sie wären dann ein unredlicher Beamter gewesen, und um dem König schmeichlerisch zu dienen, würden Sie sich versündigt haben an meinem Volk, an meinen Unterthanen, deren Wohl mir heilig ist und welche nicht mit neuen Abgaben belastet werden sollen. Gelobt sei Gott, daß ich sagen kann, ich habe meine Bestimmung erkannt! Möchten es alle Fürsten thun! Möchten sie auf den Zweck ihrer Einsetzung zurückgehen, so würden sie dann sehen, daß dieser Rang, auf welchen sie so eifersüchtig sind, daß ihre Erhebung nur das Werk der Völker ist; daß diese Tausende von Menschen, die ihnen anvertraut sind, sich durchaus nicht zu Sclaven eines einzigen Menschen gestempelt haben, um ihn desto furchtbarer und mächtiger zu machen, daß sie sich durchaus nicht einem Bürger unterworfen haben, um die Märtyrer seiner Launen und der Spielball seiner Einfälle zu sein, sondern daß sie sich denjenigen unter ihnen erlesen haben, den sie für den Gerechtesten gehalten haben, um sie zu regieren, für den Besten, um ihnen Vater zu sein, für den Menschenfreundlichsten, um bei ihrem Unglück mitzufühlen und sie aufzurichten, für den Muthigsten, um sie gegen ihre Feinde zu vertheidigen, für den Weisesten, um sie nicht zu ungelegener Zeit in verheerende und verderbliche Kriege zu verwickeln. Den Mann endlich, der ihnen am geeignetsten schien, den Staatskörper zu vertreten und dem die souveraine Macht zur Stütze der Gesetze und der Gerechtigkeit dienen sollte, nicht aber zum Mittel, um ungestraft Verbrechen zu begehen und eine unwürdige Tyrannei auszuüben.*) — Das ist meine Ansicht von dem Beruf eines Fürsten, so will ich ihn erfüllen und darin sollen Sie mir beistehen, Boden!

In des Ministers Augen standen Thränen freudiger Rührung, edler Begeisterung. Er neigte sich über die dargereichte königliche Hand und küßte sie. Oh, sagte er mit Innigkeit, wie gnädig ist Gott meinem Vaterlande gewesen, daß er ihm einen solchen Fürsten gegeben hat.

Sie wollen also nicht mehr Ihren Abschied? fragte der König lächelnd. Sie sind es zufrieden, mir noch länger zu dienen, vorausgesetzt, daß ich meine Armee nicht verringere und meinen Unterthanen keine neue Steuern auferlege?

Ich werde glücklich und stolz sein, meinem Könige noch länger dienen zu dürfen, sagte Boden tief gerührt.

Aber ich sage Ihnen, es wird dies kein leichter Dienst sein und auch kein so bedeutsamer und wichtiger, wie die Herren Minister vielleicht gedacht haben. Ich werde alle meine Minister sehr in Anspruch nehmen, sehr viel Arbeit von ihnen verlangen, aber auch ich selbst werde sehr viel arbeiten, denn ein müßiger Fürst, dünkt mich, ist ein Geschöpf, das der Welt sehr wenig nützt. Ich will meinem Jahrhundert wenigstens so viel dienen, als ich irgend kann.*) Aber ich will es allein, unabhängig, selbstständig thun. Meine Minister werden daher nur die ausführenden Werkzeuge meines bestimmenden und lenkenden Willens sein. Sie werden sehr viel Arbeit, aber wenig Einfluß haben, denn ich werde niemals einen Günstling haben und niemals einem Willen folgen, außer dem meinen. Aber ich werde immer fordern, daß sie mir ihrer Ueberzeugung gemäß auf meine Fragen antworten, und daß sie mich darauf aufmerksam machen, wenn ich aus Uebereilung oder aus Irrthum in einen Fehler verfallen möchte.

Ich werde das thun, so wahr mir Gott helfen und die Kraft verleihen wird, meinem König und meinem Vaterlande treu und erfolgreich zu dienen, rief Boden tief bewegt.

Wir sind also einig, sagte der König freundlich. Sie bleiben mein Finanzminister. Hätten Sie Ihre Entlassung nicht gefordert, so würde ich sie Ihnen gegeben haben, denn ich würde dann gesehen haben, daß Diejenigen, welche Sie verleumden, Recht hatten, und daß Ihnen nur daran lag, um jeden Preis Minister zu bleiben. Sie haben mir aber bewiesen, daß Sie ein redlicher Mann sind und darum bleiben Sie, was Sie sind, mein Finanzminister. Aber, fuhr der König fort, und jetzt nahm sein leicht bewegliches Gesicht wieder einen eigenthümlichen, innigen und erhabenen Ausdruck an, ich habe Sie nicht blos als einen redlichen Beamten erkannt, sondern auch als einen unerschrockenen, kühnen und wahrheitsliebenden Mann, als einen treuen Freund, als einen Unterthan, der für empfangene Wohlthaten dankbar ist und seinen König nicht aufhört zu lieben, selbst wenn dieser schon gestorben ist. Sie haben den Muth gehabt, den verstorbenen König zu vertheidigen, als sein Nachfolger ihn zu tadeln schien. Dafür kann Ihnen der König nicht danken, sondern nur der Sohn, indem er zu Ihnen sagt: Komm an mein Herz, Du treuer

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres Posth. T. 6. pag. 48.

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Correspondance avec Voltaire.

und edler Diener meines Vaters. Komm und laß Dich umarmen! Wir Könige sind zu arm, um die Treue und die Liebe anders zu belohnen, als mit Liebe!

Der König breitete seine Arme aus. Boden warf sich mit einem Ausruf des Entzückens an seines Königs Herz und weinte laut.

Nun, sagte Friedrich nach einer langen Pause, wir kennen uns jetzt und wissen, was wir von einander zu halten haben, und das ist immer schon ein

großer Gewinn in dieser Welt voll Verstellung, Heuchelei und Tücke. Auch will ich Ihnen sogleich einen Beweis geben, daß ich mein Ohr nicht den vernünftigen Rathschlägen meiner Minister verschließen will, und ihren begründeten Vorstellungen sogar meine persönlichen Wünsche zu opfern bereit bin. Ich werde dieses Palais für die Königin-Mutter nicht bauen lassen. Sie haben mir bewiesen, daß keine unserer Kassen mit diesen Ausgaben belastet werden kann, und ich kann nicht vier Millionen zu einem Schloßbau aus dem Staatsschatz entnehmen, der bald zu ganz anderen und wichtigeren Zwecken gebraucht werden wird. — Aber in dem königlichen Haushalt werden einige Aenderungen nothwendig sein, und wünsche ich ihn glänzender, mehr der Würde eines Königs angemessen. Nehmen Sie also diese Entwürfe und Pläne mit sich. Streichen Sie davon das Ueberflüssige, sehen Sie zu, wie viel davon bleiben kann und sagen Sie mir, auf welchen Etat wir diese Mehrausgaben setzen können.*)

*) König, Historische Schilderung von Berlin. Theil V. Bd. 2, S. 15.

XXXVII.

Die enttäuschten Höflinge.

Während der König seinem Minister die köstlichen Entwürfe des Baron von Pöllnitz übergab, saß dieser in lächelnder Sicherheit mit seinem Freunde Fredersdorf draußen im Vorsaal und unterhielt sich mit ihm von der herrlichen, freudevollen und goldstrahlenden Zukunft, und von den Festen insbesondere, welche er in seinem Hause in der Jägerstraße geben werde.

Aber jetzt endlich öffnete sich die Thür des königlichen Kabinets und der Finanzminister trat wieder in den Vorsaal. Pöllnitz und Fredersdorf standen auf, aber nicht um ihn zu begrüßen, sondern um mit einem kalten und geringschätzenden Lächeln an ihm vorüber zu gehen und sich dem Kabinet des Königs zu nähern.

Plötzlich erstarb das Lächeln auf Pöllnitz Lippen, sein Auge ward starr und er blieb mitten im Saal, gerade vor dem Minister stehen.

Was sind das für Papiere, welche Sie da haben? fragte er athemlos, seine Hand hastig ausstreckend, als wollte er diese Papiere den Händen des Finanzministers entreißen.

Boden wehrte ihn mit verächtlichem Achselzucken zurück. Es sind Papiere, welche mir Se. Majestät übergeben haben, damit ich ihren Inhalt prüfen und ermessen soll, ob Vernunft darin, oder ob nur der Unverstand und die Thorheit sie beschrieben haben.

Mein Herr, rief Pöllnitz außer sich, diese Papiere — aber er verstummte, denn eben öffnete sich wieder die Thür des Kabinets und der König selber trat in den Vorsaal.

Sein Auge überflog wie ein flackernder Blitz die drei Herren; er schien in ihren Mienen die Gedanken ihrer Seele gelesen zu haben, denn er lächelte und warf einen spöttischen Blick auf Pöllnitz, welcher mit Mühe seinen Zorn hinunter würgte.

Noch Eins, Herr Minister, sagte der König, ich habe noch vergessen, daß ich Ihnen eine kleine Ueberraschung zugedacht habe. Sie sind, wie ich weiß, nicht reich, obwohl Sie Finanzminister sind, und man hat mir gesagt, daß Sie nur beschränkt und kaum Ihres Ranges würdig wohnen. Wir müssen das ändern, und ich weiß glücklicher Weise ein Haus, von dem mir sogar der Baron von Pöllnitz gesagt hat, daß es anständig und eines Edelmannes würdig sei. Ich schenke Ihnen dies Haus mit seinem ganzen Inhalt. Von dieser Stunde an gehört es Ihnen, und Sie, Herr von Pöllnitz, werden jetzt mit Boden gehen, ihm sein Haus zu zeigen, ihn in demselben umherzuführen und ihm alle Vorzüge und Annehmlichkeiten desselben so auseinander zu setzen und zu rühmen, wie Sie es mir so oft gethan.

Herr von Pöllnitz stand bleich, zitternd und ganz verwirrt da. Ich weiß nicht, von welchem Hause Ew. Majestät sprechen, stammelte er, von welchem Hause ich gesagt haben kann, daß es des Finanzministers von Boden würdig sei.

Nicht des Finanzministers, aber eines Edelmannes, und Boden ist ein Edelmann nicht blos dem Namen, sondern auch der Gesinnung und der That nach, er ist es also ganz werth, jenes Haus zu besitzen, welches ich ihm hiermit schenke. Sie kennen es sehr wohl, Pöllnitz, es ist das Haus, welches mein Vater für Eckert bauen ließ, das schöne Haus in der Jägerstraße.

Das Haus in der Jägerstraße, schrie Pöllnitz außer sich, aller Haltung und Rücksicht vergessend, welche die Gegenwart des Königs ihm auferlegte. Nein, nein, Ew. Majestät belieben zu scherzen. Sie meinen nicht das Haus in der Jägerstraße, dieses Haus, welches —

Dieses Haus, unterbrach ihn der König mit zürnendem und strengem Ton, dieses Haus, welches Ihnen selber so wohl gefiel, daß Sie, wie zuweilen thörichte Kinder es thun, die Wirklichkeit mit Ihren Träumen verwechselten und sich alles Ernstes einbildeten, dieses Haus gehöre Ihnen schon, blos weil Sie wünschten, es möchte Ihnen gehören. Ich würde über diese kindische Thorheit lächeln, wenn sie eben nur ein Spiel Ihrer müßigen Phantasie geblieben wäre, aber Sie haben damit nicht nur sich selber, sondern auch Andere betrogen, und das ist ein Vergehen, welches unverzeihlich ist und welches Sie noch heute wieder gut machen werden, wenn Sie nicht wollen, daß ich Sie sofort aus meinem Dienst entlasse.

Ich weiß nicht, was Ew. Majestät sagen wollen, stammelte Pöllnitz, ich verstehe nicht, welches Ver-

gehens ich beschuldigt werde und wodurch ich die Gnade meines Königs verwirkt haben soll.

Der König trat heftig einen Schritt auf ihn zu und sein flammendes, zornblitzendes Auge schien den bleichen, zitternden Höfling zerschmettern zu wollen.

Sie wissen sehr wohl, Herr Kammerherr von Pöllnitz, von welchem Vergehen unter den vielen, die Sie täglich und stündlich ausüben, ich eben spreche, rief er mit donnernder Stimme. Sie wissen sehr wohl, daß ich davon spreche, daß es Ihnen beliebt hat, dieses Haus in der Jägerstraße, welches ich eben Boden geschenkt, für das Ihrige auszugeben, und daß Sie bereits leichtgläubige Leute gefunden haben, welche Ihnen auf dieses Besitzthum geborgt haben, und denen Sie also auf eine schnöde und hinterlistige Weise ihr Geld abgeschwindelt haben, ohne nur im Mindesten den Vorsatz und die Möglichkeit zu haben, es ihnen wiederzuerstatten.

Wollen mir Ew. Majestät eine Bitte erlauben, sagte der Minister Boden, indem er einen gütevollen und mitleidigen Blick auf Pöllnitz warf, der ganz zerschmettert, kaum seiner Sinne mächtig, neben ihm stand. Als der König mit einem stummen Kopfneigen bejahete, fuhr der Minister fort: Ew. Majestät haben mich eben so überreich und durch Ihre Gnade so glücklich gemacht, daß ich wohl die Verpflichtung und das Recht habe, von meinem Reichthum und meinem Glück Andern zu geben. Der Herr Baron von Pöllnitz hat früher auf Befehl des verstorbenen Königs den Bauplan jenes Hauses, welches Ew. Majestät eben die Gnade gehabt, mir zu schenken, entwerfen müssen, er hat ferner die ganze innere glänzende und geschmackvolle Einrichtung desselben nach seinem Ermessen und seinen Wünschen gemäß zu besorgen gehabt, und so mag es gekommen sein, daß der Herr Baron glaubte, dieses Haus, welches nach seinem Geschmack und seinen Anordnungen eingerichtet worden, könne nun auch für ihn bestimmt sein. Jedenfalls aber bin ich dem Herrn von Pöllnitz Dank schuldig, denn ich, als ein einfacher und schlichter Mann, würde es nicht verstanden haben, dieses Haus so schön und so geschmackvoll einzurichten. Erlauben Ew. Majestät also, daß ich meinen Dank dadurch abtrage, daß ich jetzt die kleinen Hypotheken, welche der Herr von Pöllnitz auf dieses Haus ausgeschrieben, respectire und sie auf meinen Namen übertragen lasse.

Der König heftete seine durchdringenden Blicke auf den Kammerherrn, der jetzt schon wieder sich zu erholen begann und das Haupt mit neuem Muth wieder empor richtete.

Was haben Sie auf diesen Vorschlag des Finanzministers zu erwiedern? fragte der König.

Daß ich, wenn Ew. Majestät es erlauben, mit Freuden bereit bin, denselben anzunehmen, und daß ich den Herrn Finanzminister nur fragen will, ob er nur diejenigen Gläubiger, die ich schon auf das unselige Haus angewiesen habe, anerkennen will, oder auch diejenigen, welche ich noch anzuweisen gedachte?

Oh, rief der König lachend, Sie sind und bleiben ein Narr und zwar ein unverbesserlicher! Wenn der arme Boden auch diejenigen Gläubiger, die Sie noch Ihren alten Gläubigern hinzufügen möchten, befriedigen sollte, so würde dieses Geschenk, welches ich ihm eben gemacht habe, ihn wahrscheinlich in einigen Monaten an den Bettelstab bringen. Nein, nein, lassen Sie es genug sein an diesen Hypotheken-Gläubigern, welche schon vorhanden sind und welche, da sie nur einige Tausend Thaler zu fordern haben, ich Ihnen, Herr Minister, gestatten will, abzufertigen, aber nicht aus Ihrer, sondern aus meiner Kasse! Und damit an dem Geschenk, welches ich Ihnen gemacht, kein Makel hafte, möge der Herr von Pöllnitz sich damit für bezahlt halten für die Mühe, welche er, wie Sie sagen, mit dem Bau und der Einrichtung dieses Hauses gehabt hat. Aber wehe Ihnen, Pöllnitz, wenn Sie mich noch öfter von solchen Thorheiten und Betrügereien hören lassen, wenn Sie nicht endlich dieses leichtfertige, allen Gesetzen und aller Sitte hohnsprechende Betragen aufgeben und sich entschließen, ein ehrbares, würdiges und meinem Diener und Kammerherrn angemessenes Leben zu führen. Es ist das letzte Mal, daß ich für Ihre Thorheit Nachsicht üben will. Lassen Sie mich wieder dergleichen hören, so werde ich unerbittlich und nur ein strenger Richter und König sein.

Ew. Majestät stürzen mich in einen Abgrund der Verzweiflung, sagte Pöllnitz händeringend. Ew. Majestät verlangen, daß meine Zukunft rein sei und schuldenhell, während die Vergangenheit doch wie ein Alp auf ihr lasten und einen dunklen Schatten über sie ausbreiten wird. Denn wie kann ich es vermeiden, neue Schulden zu machen, wenn ich nicht einmal Geld genug habe, die alten zu bezahlen? Wenn Ew. Majestät daher mir gnädigst behülflich sein wollen, ferner keine Schulden mehr zu machen, so müßten Sie die Gnade haben, meine jetzt bestehenden Schulden, die leider nur zum kleinsten Theil auf das Haus in der Jägerstraße eingetragen waren, zu bezahlen.

Der König ging schweigend einige Male auf und ab, dann blieb er vor Pöllnitz stehen und sagte mit einem feinen Lächeln: Er ist ein so unverschämter und närrischer Mensch, daß man Ihn entweder fortjagen, oder über Ihn lachen muß. Ich will mich aber nur erinnern, daß schon mein Vater und mein Großvater über Ihn gelacht haben und will vorläufig auch nur über Ihn lachen, wie ich über die närrischen Capriolen des lustigen Herrn Raths, meines Affen, lachen muß. Aber selbst der Herr Rath hat gestern

Schläge bekommen und ist gestraft worden, weil er mit seinen Affenkünsten gar zu übermüthig wurde. Merke Er sich das, mein Herr Rath Pöllnitz. Seine Schulden will ich dies Mal noch bezahlen, aber wenn es Ihm einfallen sollte, neue zu machen, so werde ich vergessen, daß Er schon der Spaßmacher meines Großvaters und Vaters gewesen und mich nur daran erinnern, daß ein so leichtsinniger Schuldenmacher nicht mein Kammerherr und Ober-Ceremonienmeister sein kann. Gedenken Sie also daran, Herr Baron von Pöllnitz, und jetzt gehen Sie mit dem Finanzminister nach der Jägerstraße, um ihm sein Haus zu zeigen.*) Sie sind entlassen, meine Herren.

Als die beiden Herren den Saal verlassen hatten, blieb der König eine Zeitlang sinnend und in Gedanken verloren stehen. Er schien es gar nicht zu wissen, daß er nicht allein sei, daß Fredersdorf dort drüben in der Fensternische stand, wohin er sich gleich bei dem Erscheinen des Königs zurückgezogen hatte, und ein verzweifelnder, zitternder Zuschauer der ganzen Scene, welche auch seine Hoffnungen und Pläne zerstörte, gewesen war.

Plötzlich durchschritt der König schnell den Saal und blieb gerade vor Fredersdorf stehen. Seine sonst so leuchtenden und flammenden Augen waren jetzt wie von einer Wolke umschleiert, und ein Ausdruck stiller Schwermuth beschattete sein edles, schönes Angesicht.

Fredersdorf, sagte er mit einer so sanften, milden Stimme, daß das Herz des Angeredeten davon erbebte und eine tiefe Blässe seine Wangen überzog, Fredersdorf, ist es denn wirklich wahr, daß Ihr Alle niemals den Menschen in mir seht, sondern immer nur den König? Daß Ihr niemals ein Herz für Euren Fürsten habt, sondern immer nur Neid, Haß und Zorn, immer nur Böswilligkeit und Hinterlist? Und auch Du, Fredersdorf, auch Du willst so denken, Du, welchen ich geliebt habe, nicht wie ein Herr seinen Diener, sondern wie einen Freund, dem gegenüber ich oft vergessen habe, daß ich ein Fürst war, um nur daran zu denken, daß ich einem Menschen gegenüber stand, der ein menschlich fühlend Herz für meine Sorgen und Schmerzen hatte und ein wenig Liebe nicht für den Fürsten, sondern für den Menschen in mir hegte? Ach, wollt Ihr denn Alle mich mißtrauisch und kaltherzig machen, wollt Ihr denn Alle daran arbeiten, mein Herz zu Stein zu verhärten und meine Seele dem Zutrauen und der Liebe zu verschließen? Oh, ein Tag wird kommen, wo sie mich kaltherzig und hart, mißtrauisch und liebeleer nennen werden, und Niemand wird dann sagen, daß Diejenigen, welche ich liebte und denen ich vertraute, mich so gemacht haben!

Erbarmen, Erbarmen, mein König! flehte Fredersdorf, zu des Königs Füßen niedersinkend. Tödten Sie mich, zermalmen Sie mich mit Ihrem Zorn, nur seien Sie nicht gütig, nicht liebevoll zu mir. O, Ew. Majestät wissen nicht, wie ich Sie liebe, wie mein ganzes Leben nur aufgeht in Ihnen, aber ich habe ein wildes und ehrgeiziges Herz, und in dem Durst meines Ehrgeizes genügte es mir nicht, der Diener meines Königs zu sein, ich wollte auch ein mächtiger, einflußreicher Herr sein, ich wollte hoch steigen, um Diejenigen tief unter mir zu sehen welche jetzt glauben, auf mich herabsehen, mich verachten zu dürfen, weil ich nur ein Kammerdiener und kein vornehmer Herr bin. Das, mein König, ist mein ganzes Verbrechen, das ganze reuevolle Bekenntniß meiner Schuld.

Ich weiß es, sagte der König, Du wolltest Deinen Herrn nicht verrathen, Du wolltest nur der Herr Deines Herrn sein. Du wolltest durch mich regieren. Armer Fredersdorf, glaubst Du denn, daß es ein solches Glück ist, König zu sein? Weißt Du denn nicht, daß diese Königskrone, welche Euch Allen so leuchtend erscheint, doch nur eine Dornenkrone ist, welche man mit ein wenig Rauschgold und Flitterwerk überhangen, und verziert hat mit Brillanten, die frei-

*) Dieses Haus ist das jetzige Gebäude der königlichen Bank in der Jägerstraße.

lich wie Sterne leuchten, aber doch nur Kieselsteine sind? Armer Fredersdorf, Du bist ehrgeizig. Nun, ich will dieser Schwachheit zu Hülfe kommen, so viel ich kann, aber das gieb auf, meinen Willen beherrschen und Einfluß üben zu wollen auf meine Beschlüsse.

Ein König ist nur Gott verantwortlich, fuhr der König fort, und nur von Gott kann er daher Rathschlüsse und Befehle empfangen, und nur ihm kann er sich unterordnen. Das ist mein Glaube und meine Religion. Ich bin der Diener Gottes, aber der Menschen Herr, und kein Mensch wird Gewalt über mich haben, sondern nur Gott allein. Aber Du sollst mich dennoch lieben, Fredersdorf, und ich will Deinem Ehrgeiz helfen. Ich will Dir einen Titel geben, Du sollst nicht mehr der Kammerdiener, sondern der Geheime Kämmerer sein, und damit Du nicht blos Diener seiest, sondern auch Herr, schenke ich Dir das Gut Czernikow bei Rheinsberg.*) Da wirst Du der Herr Deiner Bauern und Tagelöhner sein und erfahren können, ob es ein dankbares Geschäft ist, zu regieren. Bist Du nun zufrieden, armer Fredersdorf?

Fredersdorf vermochte nicht zu antworten. Er preßte seine Lippen auf die dargereichte Hand des Königs und weinte laut.

XXXVIII.

Ein Brautpaar.

Jubel und Freude herrschte im Hause des reichen Fabrikanten Orguelin. Die stolze Tochter hatte eingewilligt, die Gemahlin des Grafen Rhedern zu werden, sie hatte ihm endlich ihr Jawort gegeben, und der glückliche Vater, ganz entzückt darüber, nun bald der Schwiegervater eines Grafen zu werden, war jetzt damit beschäftigt, die Vorbereitungen zu einem Hochzeitsfest zu treffen, das in seiner Großartigkeit und seiner verschwenderischen Pracht ganz Berlin sollte von sich reden machen. Es sollte ein Fest werden, bei dem die künftige Gräfin Rhedern sich zum letzten Male im Kreise ihrer ehemaligen Freunde zeigte, um auf ewig von ihnen Abschied zu nehmen, denn es verstand sich von sich selbst, daß die Gräfin Rhedern andere Gesellschaftskreise aufsuchen, andere Freundschaften schließen mußte, als es die Mamsell Orguelin gethan. Herr Orguelin aber wollte seinen Collegen, den Fabrikanten und Kaufleuten, diesen vornehmen und prächtigen Herrn zeigen, der jetzt sein Sohn geworden, er wollte den Neid seiner Freunde erregen und ihnen imponiren durch die fürstliche Pracht seines Hauses.

Aber dieses Alles paßte sehr wenig in die Pläne des Grafen Rhedern. Er hatte sich, Dank seinen Gläubigern und seiner Armuth, wohl dazu entschließen müssen, die reiche Kaufmannstochter zu heirathen, aber er hatte nicht die Absicht und den Willen, in irgend eine Verbindung, einen noch so entfernten Verkehr mit den Freunden und Verwandten seiner Gemahlin zu treten, und wenn er sich auch entschließen mußte, den reichen Schwiegervater anzuerkennen und ihm die Ehrfurcht und Liebe eines Sohnes zu zeigen, so war damit noch nicht gesagt, daß er bei seinen Festen erscheinen wollte, um gewissermaßen als prunkender und kostbarer Tafelaufsatz diesen Festen erst ihren Glanz zu verleihen. Er zitterte, wenn er an die Spöttereien und das Hohngelächter der Hofcavaliere dachte, für die es ein unerschöpflicher Gegenstand der Neckereien sein würde, daß er, der Hofmarschall der Königin, der Cavalier von altem Adel, auf einem Fest der Bourgeoisie die Hauptrolle gespielt und mit Fabrikanten und Kaufleuten gegessen und gesprochen, gejubelt und getanzt habe. Das konnte, das durfte nicht sein. Ein Edelmann konnte sich wohl, um der Ehre seines Hauses willen, entschließen, eine Bürgerliche zu heirathen, wenn diese eine Million besaß, aber er durfte sich nicht so weit erniedrigen, sich nun auch als das angeworbene Mitglied ihrer Familie zu betrachten und Notiz zu nehmen von der Verwandtschaft mit diesem oder jenem Bourgeois.

Der Graf Rhedern sann also auf einen Plan, dieses Hochzeitsfest, daß ihn in so viele unerwünschte und unbequeme Berührungen mit Leuten „unter seinem Stande“ bringen konnte, zu hintertreiben und

*) Rödenbeck, Tagebuch ꝛc. S. 15.

den Eclat bei seiner Mesalliance möglichst zu vermeiden.

Mit lächelndem Gesicht und zärtlichem Gruß trat er daher eines Morgens in das glänzende und schöne Boudoir seiner Verlobten, welche eben damit beschäftigt war, mit ihrem Vater die Liste der Hochzeitsgäste aufzusetzen und die Zahl derselben zu bestimmen.

Graf Rhedern setzte sich still neben seiner Braut nieder und hörte mit innerem Grauen alle diese horriblen, barbarischen Namen, welche da auf die Liste gesetzt wurden, und deren Inhaber niemals bei einem Ritterturnier oder einem königlichen Hoffest erscheinen konnten, die also ausgeschlossen waren von den Freuden und Ehren der Welt.

Nun? fragte sein Schwiegervater mit triumphirender Miene. Was sagen Sie zu unserem Fest? Nicht wahr, es wird glänzend und herrlich werden? Die reichsten und angesehensten Kaufleute von ganz Berlin werden dabei gegenwärtig sein, und wenn man uns nach unserem Vermögen abschätzen wollte, so würde man finden, daß da mehr Millionen Thaler beisammen wären, als ganz Deutschland Einwohner zählt. Sie begreifen also, mein verehrter Herr Sohn, daß, um solchen Gästen Ehre zu machen, es besonderer Vorkehrungen, besonderer Maßregeln bedarf, denn es ist nicht so leicht, diesen stolzen Herren zu imponiren und ihr Erstaunen und ihre Verwunderung zu erregen. Mein Gott, Einen von Euch Baronen oder Grafen zu überraschen, das ist sehr leicht, und Ihr seid glücklich, wenn man Euch mit Champagner bewirthet, oder Euch von den köstlichen holsteinischen Austern vorsetzt, aber so ein reicher Kaufmann wendet sich noch mit einem verächtlichen Naserümpfen ab, wenn man ihm Schildkrötensuppe oder indianische Vogelnester präsentirt. Und doch will ich meine stolzen Gäste überraschen, doch sollen sie ein Diner finden, wie sie noch keines gehabt. Ich habe mir dazu zwei der ersten Köche aus Paris verschrieben, sie werden in einigen Tagen hier sein, aber sie haben mir geschrieben, daß sie zu den nothwendigsten Vorbereitungen zu dem Hochzeitsdiner wenigstens vierzehn Tage Zeit bedürfen. Ich zahle ihnen für diese vierzehn Tage ein Honorar, das vielleicht so hoch ist, wie das halbjährliche Gehalt eines königlichen Hofmarschalls oder Kammerherrn. Außerdem werden wir Feuerwerke haben, Garten-Illuminationen, herrliche Musik, ja, ich habe sogar daran gedacht, eine Bühne aufschlagen zu lassen und eine französische Schauspielergesellschaft zu engagiren, damit sie uns einige Lustspiele vorspiele.

Nur fürchte ich, rief seine Tochter lachend, daß wenige unserer Gäste von diesen französischen Lustspielen ein Wort verstehen werden.

Das mag sein, aber das französische Wesen ist jetzt einmal Mode, und es wird Aufsehen machen, wenn bei uns französisches Theater ist. Aber Sie sagen kein Wort, mein Herr Sohn? Sie seufzen und machen fast ein verdrießliches Gesicht?

Ich seufze, weil Sie dieses Hochzeitsfest so weit hinausschieben wollen.

Ah, das ist eine Schmeichelei für Dich, meine Tochter. Mein Gott, die Verliebten sind immer ungeduldig!

Aber ich seufzte nicht blos deshalb, weil ich noch auf so lange des Glückes beraubt werden soll, meine theure Caroline als meine Gemahlin in mein Haus einzuführen, sondern weil ich dadurch auch der Freude verlustig gehe, sie bei einem der größten und glänzendsten Hoffeste, mit welchem die Saison eröffnet werden soll, dem Hofe als meine Gemahlin vorzustellen.

Ein Hoffest soll stattfinden? fragte Caroline Orguelin lebhaft. Der König ist, denke ich, noch immer auf seiner Reise begriffen.

Der König kehrt in einigen Tagen zurück und dann wird, da die Hoftrauer jetzt zu Ende geht, der König seinem Hofe eine glänzende Maskerade geben, die aber zugleich wahrscheinlich die einzige in diesem Winter sein wird.

Eine Maskerade! rief seine Braut. Mein Gott, ich habe noch niemals einer Maskerade beigewohnt.

Und Sie würden hier eine sehr glänzende sehen. Auch hatte mir die Königin-Mutter bereits eine Einladung für meine Gemahlin zugesagt und mich aufgefordert, dieselbe an diesem Tage dem ganzen Hofe zu präsentiren.

Und es ist ganz unmöglich, die Hochzeit ein wenig zu beschleunigen? fragte Caroline ungeduldig.

Ganz unmöglich, sagte Herr Orguelin feierlich.

Und weshalb unmöglich? fragte der Graf mit einschmeichelndem Ton. Könnten wir nicht die Hochzeit früher und das Fest später haben? Könnten wir nicht, wie das so Sitte und Brauch ist in der vornehmen Welt, unsere Vermählung ganz in der Stille begehen und dann später sie mit einem glänzenden Feste feiern? Diese geräuschvollen Hochzeitsfeste sind zudem ein wenig aus der Mode, und man würde bei Hofe denken, der reiche und hochgebildete Herr Orguelin mißachte die Gebräuche des jungen modernen Hofes und wolle ihm imponiren, indem er die Sitten des vorigen Regime mit Eclat beibehalte.

Da sei Gott vor, daß ich das thun möchte! rief Herr Orguelin entsetzt.

Vater, sagte Caroline entschlossen, ich hasse die tobenden Lustbarkeiten, ich verlange eine stille Vermählung. Man soll bei Hofe nicht sagen können, daß die Mamsell Orguelin mit all' ihren Bekannten gejubelt habe über das ungeheure Glück, die Ge-

mahlin eines Grafen zu werden. Ich will ganz in der Stille vermählt werden. Später mag dann der Herr Graf ein glänzendes Fest geben zur Feier seiner Vermählung, und Du, mein Vater, magst es erwiedern, aber meine Vermählung soll still und geräuschlos sein, wie es sich ziemt und wie es Mode ist.

Herr Orguelin war wie immer einverstanden mit dem Willen seiner Tochter, man kam überein, die Trauung schon in den nächsten Tagen ganz in der Stille stattfinden zu lassen und sie später im Hause des Schwiegervaters durch ein luculliſches Fest zu feiern.

Bei dem ich alsdann keinenfalls gegenwärtig sein werde, dachte Graf Rhedern, indem er laut seine Zustimmung äußerte.

Mamsell Orguelin sollte also ihre stolzesten Wünsche erfüllt sehen, sie sollte feierlich bei Hofe eingeführt werden, und bei dem glänzenden Maskenfeste hatte die Königin-Mutter sich bereit erklärt, sie selber dem Könige vorzustellen.

Es fehlte jetzt nur noch Eins. Es fehlte noch eine glänzende Hoftoilette zu diesem wichtigen Tage, und der Graf Rhedern versicherte seufzend, daß es sehr schwer werden würde, dieselbe noch rechtzeitig zu erlangen, nicht wegen der zu der Robe erforderlichen goldbrokatenen Schleppe, sondern wegen eines Schneiders, der dieselbe noch anzufertigen übernehmen könne.

Peliſſier, der neue französische Schneider, hat es mir abgeschlagen, nur noch ein Mäntelchen für mich zu machen, sagte der Graf Rhedern, und seine Damen, die jetzt gesuchtesten Kleidermacherinnen, sind schon seit acht Tagen taub für alle Bitten. Sie nehmen keine neuen Bestellungen mehr an zu dem Maskenfest, denn sie sind überhäuft damit; die Gräfin Haake ging zur selben Zeit zur schönen Blanche, als ich zu ihrem Vater ging, und ich begegnete ihr nachher händeringend und in Thränen zerfließend auf der Treppe, denn die stolzen Kleidermacherinnen hatten ihren Bitten und ihrem Flehen immer nur ein grausames: Unmöglich! entgegengesetzt.

Ich weiß aber, daß Herr Pricker, der Hofkleidermacher der beiden Königinnen, mir nicht so antworten wird, sagte Caroline Orguelin stolz, sondern daß er mir die nöthigen Kleider machen wird, und müßte er dazu noch einige Gehülfen annehmen.

Fahren wir also zu Herrn Pricker, sagte ihr Verlobter lächelnd, fahren wir aber sogleich, denn die Sache hat Eile, und Sie begreifen, daß ich trostlos sein würde, wenn wir vermählt wären und ich Sie nicht sofort und bei der ersten geeigneten Gelegenheit dem Hofe als meine Gemahlin präsentiren könnte.

Ja, die Sache hat Eile, wiederholte Caroline, indem sie klingelte und das Anspannen des Wagens befahl.

Als die beiden Verlobten sich wenige Minuten später allein im Wagen befanden, wandte sich Caroline Orguelin mit einem spöttischen Lächeln an den Grafen Rhedern: Die Trauung wird also übermorgen stattfinden? fragte sie.

Ja wohl, meine theuerste Caroline, übermorgen werde ich der glücklichste der Menschen sein.

Sie zuckte leicht die Achseln. Ihre Gläubiger wurden also schon sehr dringend, daß Sie plötzlich eine so glühende Sehnsucht nach meiner Mitgift bekamen?

Meine Gläubiger? fragte der Graf erstaunt. Ich verstehe Sie nicht, theuerste Caroline.

Sie verstehen mich sehr wohl, sagte sie mit schneidender Kälte; es ist überhaupt Zeit, daß wir uns ein für alle Mal verständigen. Wissen Sie also, mein Herr, daß ich mich weder von Ihren zärtlichen Betheuerungen, noch von Ihrer, übrigens vollkommen gut gespielten Rolle eines ungeduldig Liebenden habe täuschen lassen. Ich bin weder jung noch schön genug, um die Passion eines so ausgezeichneten und noblen Cavaliers, wie es der Graf Rhedern ist, erwecken zu können. Sie sind arm und nur reich an Schulden, Sie bedurften also durchaus einer reichen Gemahlin, und da ich zufällig mehr Geld besaß, als alle die schönen und vornehmen Fräulein von Adel, so entschlossen Sie sich, einen Querbalken in Ihr Wappen aufzunehmen und ihn mit meiner Million Mitgift zuzudecken. Mit einem Wort, Sie wählten mich, weil Sie es überdrüssig sind, von Ihren Gläubigern gedrängt zu werden und in einem heimlichen glänzenden Elend zu leben, und ich — ich kaufte mir für meine Million den Grafen Rhedern, weil ich dadurch hoffähig ward.

Nun wahrlich, sagte Graf Rhedern mit einem erzwungenen Lächeln, dies sind höchst seltsame, höchst originelle Geständnisse.

Die indessen nothwendig sind, damit wir uns in der Zukunft nicht mit unnützem Komödienspiel abmühen und heucheln, was wir Beide nicht empfinden.

Ich bin Ihnen noch schuldig zu sagen, weshalb ich so sehr wünschte, eine sogenannte vornehme, das heißt, ein hoffähige Dame zu werden, denn für so albern werden Sie mich hoffentlich nicht halten, daß ich mir blos deshalb einen Grafen gekauft hätte, um Frau Gräfin titulirt zu werden.

Ich würde diesen Wunsch für keine Albernheit gehalten haben, murmelte der Graf.

Nein, fuhr seine Braut fort, ich wollte Gräfin werden, um dadurch an den Hof zu kommen, um dadurch befähigt zu werden, ein Glück zu genießen, um das mich Tausende beneiden werden, und wenn ich auch, gleich der armen, bethörten Motte, nur so lange das strahlende und glänzende Licht umflattern könnte,

bis ich mich zu Tode daran verbrannt hätte. O, ich sagte Ihnen, daß ich nicht mehr jung sei. Ich habe indeß ein junges Herz, ein jüngeres vielleicht, als alle Ihre schönen Hofdamen und Edelfräulein, denn das meine ist nicht abgenutzt und verbraucht worden, das meine ist rein und hart und klar gewesen wie Bergkrystall, bis —

Nun, vollenden Sie, sagte der Graf, als sie stockte, fahren Sie fort in diesen allerliebsten Bekenntnissen, die man sich freilich selten vor, sondern gewöhnlich erst nach der Ehe zu machen pflegt. Sie sprachen von Ihrem Herzen, welches wie Bergkrystall gewesen, bis —

Bis ich den König gesehen hatte, fuhr seine Braut hocherglühend fort, bis ich in diese wunderbar strahlenden Augen geschaut, bis ich dieses stolze und zugleich so gütige und milde Lächeln gesehen, mit welchem er vom Balcon herab sein Volk begrüßte.

Ach, es war also am Huldigungstage, als Sie den genialen Entschluß faßten, den König zu lieben.

Ja, es war am Huldigungstage, als ich zum ersten Male begriff, wie hoch und stolz, wie strahlend, überwältigend und herzbezwingend ein wahrer Mann sei. Und meine Seele beugte sich in Demuth und Gehorsam vor diesem Titanen mit dem weltgebietenden Blick, und mein Herz schmiegte sich in Anbetung diesem Manne zu Füßen, der so wunderbar zu lächeln und mit seinen Augen so große Dinge zu sprechen wußte. Ach, wäre ich damals, wie Sie, in seiner Nähe gewesen, so würde ich zu seinen Füßen niedergesunken sein und zu ihm gesagt haben: ich nehme Dich an zu meinem Herrn und zu meiner Gottheit; Du bist für mich das Ideal des Mannes, und als solches will ich Dich lieben, rein, groß und wünschelos! Doch ich war fern, ich konnte nur in meinen Gedanken zu ihm beten. Doch ich beschloß, daß ich eines Tages ihm nahe sein wollte, und ich, welche niemals hatte heirathen wollen, ich faßte in diesem Moment den Entschluß, mich zu vermählen, — aber nur an einen hoffähigen Cavalier. Und ich fragte meine Begleiter um die Namen der Cavaliere, welcher hinter dem König und den Prinzen standen. Die meisten derselben waren vermählt, aber Sie waren es nicht, und man sagte mir, daß Sie sehr viel Schulden besäßen und sehr wenig Mittel, diese Schulden zu tilgen. An diesem Tage sagte ich zu meinem Vater: ich will den Grafen Rhedern heirathen. Kaufe ihn mir, wie Du mir jüngst dieses wundervolle goldene, mit Brillanten verzierte Nürnberger Spielzeug gekauft hast.

Wirklich eine sehr schmeichelhafte und sinnige Art der Anschauung, sagte der Graf mit einem erzwungenen Lachen.

Caroline fuhr fort: Mein Vater übergab das Geschäft seinem Mäkler, der schon sonst für ihn in allerhand Artikeln Geschäfte gemacht hatte, und sich auch diesmal als ein geschickter Commissionair bewährte, denn Sie sehen, er hat uns die Waare gekauft, nach welcher wir Verlangen trugen und das Geschäft ist abgeschlossen. Jetzt, Herr Graf, werden Sie begreifen, warum ich Ihnen die Bedingung stellte, mir den Zutritt bei Hofe und die Aufnahme als Gräfin zu verschaffen, bevor ich mich entschließen konnte, Ihre Gemahlin zu werden.

Ah, ich begreife vollkommen, sagte der Graf mürrisch, Sie benutzten mich als Brücke, um aus dem Kaufladen in das Königsschloß zu gelangen, so wie ich Sie benutze, um meine Schulden zu bezahlen und ein anständiges, eines Grafen würdiges Leben zu führen. Ah, jetzt, da wir uns so gut verständigt haben, werden wir uns Beide nicht weiter unbequem sein und ein recht freies und ungezwungenes Leben führen, ohne Einer den Andern im Mindesten zu geniren.

Doch, mein lieber Graf, Sie werden zuweilen eine kleine Gêne durch mich erfahren, sagte die Millionairin, ihre Hand sanft auf die Schulter des Grafen legend. Sie sollen sehen, daß ich Sie durchschaut habe. Es war nicht blos wegen Ihrer Gläubiger, daß Sie eine so schnelle Vermählung wünschten, sondern mehr noch, weil der Herr Graf es unter seiner Würde hielt, mit Fabrikanten und Kaufleuten ein Fest zu begehen und der Genosse der Bourgeois zu sein. Aber ich sage Ihnen, lieber Graf, ich werde es nie vergessen, daß mein Vater ein Kaufmann ist und daß alle meine Freundinnen die Töchter von Fabrikanten und Kaufleuten sind, ich werde eine dankbare Tochter, eine treue Freundin sein, und ich werde Sie zwingen, meinem Vater Ehrfurcht, meinen Freunden dieselbe Achtung zu beweisen, die ich den Ihrigen niemals versagen werde.

Zwingen? rief der Graf. Sie wollen mich zwingen?

So sagte ich, und Sie werden einsehen, daß ich es kann. Hören Sie nur. Mein Vater hat Ihnen versprochen, mir eine Million mitzugeben, wovon indessen Ihre Schulden und meine Aussteuer zuerst bezahlt werden sollten. Nun belaufen sich Ihre Schulden, eingerechnet die Hypothekenablösung auf Ihren Gütern, auf zweimalhunderttausend Thaler, meine Aussteuer beträgt mit der Einrichtung meines Palais und mit meinen Brillanten ebenso viel. Es bleiben uns also nur noch sechsmalhunderttausend Thaler, von denen Sie, unserm Heirathscontract gemäß, den Mitgenuß haben. Aber Sie begreifen, daß die Zinsen dieses kleinen Capitals für die Tochter eines reichen Kaufmanns nicht genügend sind, um davon anständig leben zu können, und daß, wenn ich den kühnen

Wunsch hege, den König in meinem Hause bewirthen zu wollen, ich dazu vielleicht an einem Abend die Hälfte unseres ganzen Jahreseinkommens bedarf.

Der Graf betrachtete seine Braut mit bewundernden, fast mit ehrfurchtsvollen Blicken. Sie meinen also, daß man mit den Zinsen von sechsmalhunderttausend Thalern nicht leben kann? fragte er.

Ich meine das nicht, ich weiß das ganz gewiß, denn ich habe als Mädchen fast so viel gebraucht. Ah, mein lieber Graf, man bedarf sehr vielen Geldes, um alle seine Launen und Wünsche zu befriedigen. Mein Vater sieht das auch ein und hat mir daher als Nadelgeld eine zweite Million Thaler geschenkt, die indessen in seinem Geschäft verbleibt und von der ich nur die Zinsen in Monatszahlungen erhalte. Diese Zinsen aber, merken Sie sich das wohl, gehören nicht zu meinem Heirathsgut, sondern sind mein persönlicher Besitz und ich kann damit machen, was ich will, ich kann damit, wenn ich will, Feste arrangiren, Ihre Schulden bezahlen, Ihnen Equipagen und Pferde kaufen, oder ich kann sie meinem Vater schenken, der sie sehr wohl in seiner Handlung benutzen kann. Nun, geben Sie wohl Acht, so oft es Ihnen belieben möchte, die nöthigen und pflichtgemäßen Rücksichten gegen Ihre Gemahlin, deren Vater, oder deren bürgerliche Freunde zu vernachlässigen, werde ich mein Nadelgeld meinem Vater überlassen, und Ihnen bleibt dann die Sorge der nöthigen Zahlungen.

Aber ich werde immer ein zärtlicher und dankbarer Gemahl, ein ergebener Sohn Ihres Vaters sein, rief der Graf, ganz entzückt durch die Aussicht auf eine zweite Million.

Sie werden wohl daran thun, sagte seine Braut ganz ernsthaft, denn Sie werden dadurch monatlich eine Mehreinnahme von viertausend Thalern haben. Sie sehen, ich bin eine echte Kaufmannstochter und verstehe mich sehr gut auf die Berechnungen. Ich habe mir Sie gekauft und weiß Ihren Werth zu schätzen, aber ich will auch von Ihnen richtig geschätzt und gewürdigt werden, Sie sollen niemals denken, daß Sie mir eine Ehre erzeigten, indem Sie mich zur Gräfin machten, sondern sich immer erinnern, daß mein Vater ein Millionair ist, dessen einzige Tochter und Erbin Sie für Ihre Liebenswürdigkeit, Ihren Grafentitel und Ihren Zutritt bei Hofe bezahlt. Und nun genug von diesen langweiligen Dingen. Sehen Sie, der Wagen hält, wir sind zur Stelle. Nehmen wir also Beide unsere Masken wieder vor, seien wir wieder das schwärmerische Brautpaar, das sich aus reiner Liebe und Zärtlichkeit vermählen will.

Und in der That, Sie verdienen es, daß man Sie liebt, rief der Graf, ihre Hand an seine Lippen drückend. Sie sind das klügste, geistvollste und pikanteste Weib, das ich jemals gesehen, und ich zweifle gar nicht, daß ich mich eines Tages noch bis zur glühendsten Leidenschaft in Sie verlieben werde.

Armer Graf, sagte sie lachend, an diesem Tage werden Sie sehr zu beklagen sein, denn ich, sehen Sie, ich werde mich niemals in Sie verlieben. Ein Herz, wie das meine, liebt nur ein Mal und stirbt an seiner ersten Liebe.

Möge dies wenigstens ein recht langsamer Tod sein, sagte der Graf, aus dem Wagen springend und seiner Verlobten beim Aussteigen hülfreiche Hand leistend.

XXXIX.

Die Schneiderfamilien oder die Capuletti und Montecchi von Berlin.

Herr Pricker stand am Fenster und schaute hinüber nach einem Hause auf der andern Seite des Platzes, nach jenem Hause, vor welchem sich ein buntes Gedränge von Wagen, Lakaien, Livreebedienten, schönen Damen und vornehmen Cavalieren befand, die sich Alle mit hastiger Eile und wichtigen, ernsten Mienen in jenes Haus begaben, während die stampfenden Pferde, die glänzenden Caroſſen, die schwatzenden Jockeys und Lakaien der Rückkehr ihrer Herrschaft harrten. In diesem Hause da drüben wohnte Herr Peliſſier, der neue französische Schneider, und nur um seinetwillen war da drüben das Gedränge, nur um seinetwillen kamen alle diese vornehmen Cavaliere, nur um seiner Frau und Tochter willen betraten alle diese vornehmen Damen das Haus.

Herr Pricker, welcher am Fenster stand und dem Gedränge da drüben zuschaute, fühlte es wie einen tödtlichen Dolchstoß in seinem Herzen, denn Niemand kam zu ihm und nicht vor seiner Thür sah man ein solches Gedränge von Equipagen.

Seit der Ankunft des französischen Schneiders war Herr Pricker ein verlorner, ein unglücklicher Mann, gekränkt in seinen Ehrgeiz, in seinen heiligsten Gefühlen, in seinen gerechten Ansprüchen an die Dankbarkeit der Menschen.

Was half es ihm, der anerkannte Hofschneider zweier Königinnen zu sein? Der Hof ließ doch nicht mehr bei ihm arbeiten, seit er sich geweigert hatte, französische Gesellen zu engagiren, und keine von all' den Damen, die ihm sonst willig die Geheimnisse ihrer Toilette und ihrer Gestalt anvertraut hatten, erinnerte sich jetzt seiner Discretion und seiner Gewandtheit, das Fehlerhafte zu verhüllen, das Mangelhafte zu ersetzen. Die undankbare und wetterwendische Welt hatte ihn verlassen, die Familie Hohenzollern hatte kein Gedächtniß mehr für all' die Großthaten und guten Dienste der Familie Pricker, sie wußte das wahre Verdienst nicht mehr zu schätzen, sie sprach der edlen, guten Sitte Hohn und trotzte den jahrhundertlangen Gewohnheiten.

Seit Herr Peliſſier seinem Nebenbuhler gegenüber wohnte, war Herr Pricker ein Mann mit gebrochenem Herzen, welcher zehrte von seiner Qual und nagte an seinen Schmerzen Tag und Nacht. Aber er that es schweigend und ohne Klage, er that es, wie ein Held, mit lächelndem Munde, und den Mantel über die Wunde schlagend, an welcher er verblutete. Aber ein Auge gab es doch, welches er nicht täuschen konnte, ein Herz, welches ihn errieth. Frau Pricker verstand seinen Gram und sie härmte sich ab in stummen Schmerzen, weil sie ihren Gatten immer schweigsamer, immer leidender werden sah und es doch nicht wagte, ihn zu trösten, oder ihm Muth einzusprechen.

Zuweilen wohl in dem Uebermaß seiner Pein hatte Herr Pricker daran gedacht, sein Haus zu verkaufen und in eine andere Gegend der Stadt zu ziehen. Aber in der nächsten Minute schämte er sich dann dieser unmännlichen Schwäche und beschuldigte sich selber der Feigheit, den Kampfplatz verlassen und seinem Gegner das Feld räumen zu wollen. Ihm zum Trotz, ihm zum Aerger hatte der französische Schneider sich gerade ihm gegenüber niedergelassen, es war ein Duell auf Leben und Tod, welches ihm Herr Peliſſier angeboten, und es sollte nicht gesagt werden, daß Herr Pricker es ausgeschlagen hätte. Er hatte ein Prinzip zu vertreten, ein heiliges und ehrwürdiges Prinzip, es galt, die gute alte deutsche Sitte aufrecht zu halten gegen die leichtfertige, schlechte, stets wechselnde, stets wankende französische Mode, es galt, der Welt zu zeigen, daß es doch noch Leute gäbe, welche die Neuerungssucht verachteten und fest hielten an den Gebräuchen ihrer Väter.

Herr Pricker mußte daher auf dem Kampfplatz bleiben, er mußte der Kühnheit seines Gegners Trotz bieten, er durfte es nicht zugeben, daß der deutsche Meister von dem französischen Pfuscher besiegt werde.

Er blieb also mit seiner Familie in seinem Hause, in diesem alten, ehrwürdigen Hause, das schon so lange die würdigen Hofschneider der preußischen Fürsten beherbergt hatte, er blieb, aber er trug den Tod im Herzen.

Er stand am Fenster und starrte hinüber nach dem Hause seines gehaßten Feindes, da sah er mit innerem Grollen eben wieder eine Equipage daher rollen.

Aber nein, diese Equipage hielt nicht dort drüben an, sie lenkte herüber nach dieser Seite der Straße, sie hielt vor seiner Thür. Herr Pricker hätte in der ersten Freude seines Herzens selber hinunter stürzen mögen, um den Schlag zu öffnen und der Dame beim Aussteigen behülflich zu sein, aber er besann sich noch zur rechten Zeit, daß dies der Würde seines Hauses zuwider gewesen wäre und blieb und wartete, bis seine Frau mit freudvollem, verklärtem Angesicht hereinkam und ihm meldete, daß die reiche Demoiselle Orguelin mit ihrem Bräutigam ihn zu sprechen verlange.

Herr Pricker schritt ihnen mit stolzer Ruhe entgegen, aber er konnte doch seine Augen nicht verhindern, ein wenig heller zu leuchten, nicht dieses freudige Lächeln zurückdrängen, das seine bleichen Lippen umspielte.

Sie werden erstaunt sein, mein lieber Hofkleidermacher, sagte Graf Rhedern, daß wir zu Ihnen kommen, statt Sie rufen zu lassen. Aber das würde nur zeitraubend gewesen sein und unsere Angelegenheit erfordert die größte Eile.

Herr Pricker machte eine leise, stolze Verbeugung. Mein Haus ist es gewohnt, vornehme Personen zu empfangen, sagte er. Mein Urgroßvater hatte sogar das Glück, hier den Kurfürsten selber willkommen zu heißen. Lassen Sie mich hören, womit ich Ihnen dienen kann.

Ich bedarf zweier vollständiger Hoftoiletten, sagte Demoiselle Orguelin mit einem stolzen Lächeln. Einen Anzug zur ersten Präsentation und den zweiten zu einem großen Hoffeste.

Also eine Robe mit Brocatschleppe und ein Stoffkleid, sagte Herr Pricker feierlich. Ich würde dafür sein, die Robe von blauem Sammet zu wählen, welches Blondinen sehr gut steht und einen Himmelsschein über ihr ganzes Wesen ausbreitet.

Nehmen wir also himmelblau, sagte die Millionairin, und dazu eine Schleppe von Silberbrocat. Was das Kleid zu dem Hoffeste anbetrifft, so hat mir mein Vater einen sehr schönen Stoff geschenkt, aus Sammet und Gold gewirkt, wie man ihn allein in Indien zu wirken versteht.

Wir werden also eine durchaus würdige und noble Toilette haben, sagte Herr Pricker, und ich darf sagen, daß die Gräfin Rhedern bei ihrem Erscheinen bei Hofe dem Hause Pricker Ehre machen wird.

Und ich zweifle nicht, daß Ihre Arbeit wiederum auch meinem gräflichen Hause Ehre machen wird, rief der Graf lachend, nur müssen Sie sich verpflichten, mein lieber Meister, in acht Tagen fertig zu werden.

In vier Tagen, wenn es sein muß, sagte Herr Pricker, indem er gravitätisch das lange gelbe Papiermaß nahm, welches ihm seine Frau darreichte, und sich der Dame näherte.

Die Anordnung und Garnirung überlasse ich ganz Ihrem Geschmack und Ihrer Einsicht, sagte diese, nur versteht es sich von selbst, daß das Kleid nach dem neuesten französischen Schnitt gemacht werde.

Herr Pricker zog das Maß, welches er eben um die schlanke Taille des Fräuleins gelegt hatte, mit einem heftigen Ruck zurück und blickte sie entsetzt an.

Nach dem französischen Schnitt sollen Ihre Kleider gemacht werden? fragte er rauh.

Nun, ich denke, daß sich das von selbst versteht, sagte die gräfliche Braut lachend. Kein anständiger und vornehmer Schneider wird doch nach dem veralteten deutschen Schnitt arbeiten. Ach, es wäre köstlich, bei Hofe mit dem weiten, mit Falbeln besetzten Rocke und der Cartouche darüber zu erscheinen. Nein, mein Lieber, Sie machen mir das enganschließende, französische Leibchen, vorne mit der langen Schneppe, spitz und tief ausgeschnitten, die engen Aermel bis zum Ellenbogen reichend und hier mit reicher Spitzengarnitur versehen; dazu den Reifrock, kurz, eine Robe ganz nach der französischen Mode.

Herr Pricker faltete entschlossen das Maß zusammen und legte es auf den Tisch hin.

Diese Robe wird nicht in meinem Hause gemacht, sagte er bestimmt.

Wie? fragte Mademoiselle Orguelin erstaunt. Sie wollen nicht für mich arbeiten?

Mit Vergnügen, aber nur nicht nach dem französischen Schnitt. Das wäre eine Verhöhnung meines Hauses und meiner Ahnen. Sie waren alle deutsche Männer und nur nach deutschem Schnitt haben sie ihre Meisterwerke geliefert. Ich bin der Sohn meiner Väter und bleibe der deutschen Sitte und dem deutschen Schnitt getreu.

Aber bedenken Sie, sagte der Graf Rhedern, daß diese Weigerung Ihnen unendlichen Schaden zufügt. Sie verlieren dadurch nicht blos die Kundschaft meiner zukünftigen Gemahlin, sondern auch die aller übrigen Damen des Hofes, denn Niemand wird mehr bei Ihnen arbeiten lassen, wenn Sie sich nicht entschließen, der neuen, französischen Mode zu dienen.

Niemand wird mehr bei mir arbeiten lassen, da haben Sie recht, sagte Herr Pricker, und indem er an's Fenster trat und mit erhobenem Arm hinüber deutete nach dem Hause des französischen Schneiders, fuhr er fort: sehen Sie da alle diese Equipagen. Einst standen sie vor meiner Thür und ich kleidete alle diese hohen Herrschaften. Ein Wink von mir würde genügen, um sie alle wieder zu mir zurückzurufen. Ich dürfte nur zu ihnen sagen: „Ich will dem Geiste meiner Väter untreu werden, ich will den Schwur der Ergebenheit brechen, welchen ich dem

König Friedrich Wilhelm dem Ersten, dem deutschen Manne, dargebracht, ich will die alte, brave deutsche Sitte abschwören und dem Zeitgeist gehorchen, der das Einheimische verachtet und das Ausländische allein hochschätzt. Ich will mir französische Gesellen halten und nach französischer Mode arbeiten lassen." Wenn ich so spräche, so würden alle diese Equipagen, welche jetzt da drüben halten, zu mir herüber rollen und Niemand würde mehr daran denken, bei Pelissier arbeiten zu lassen, denn der Name Pricker ist berühmt genug, um die Wagschaale dieses unbekannten Schneiders hoch in die Höhe fliegen zu machen, wenn er seinen Namen in die andere Wagschaale legen will. Aber ich will das nicht. Ich halte das Schicksal dieses Franzosen in meiner Hand, ein Wink von mir und er ist ein ruinirter Mann, ich könnte ihn stürzen, aber ich will es nicht. Mag er leben zur Schmach der Deutschen, welche in undankbarem Selbstvergessen sich abwenden von den ehrwürdigen Gebräuchen ihres Vaterlandes und in elender Kriecherei dem neuen Zeitgeist huldigen. Ich werde meinen Prinzipien getreu bleiben und sterben, wie ich gelebt habe, ein deutscher Mann und ein deutscher Schneider!

Der Graf bot seiner Verlobten den Arm und sagte lachend: Ich danke Ihnen für Ihre wundervolle Rede, die mir indessen immer noch nicht bewiesen hat, daß ein deutscher Schneider nicht auch zugleich ein ausgemachter Narr sein kann. Und was Ihr Deutschthum anbetrifft, so vergessen Sie, daß Friedrich Wilhelm nicht mehr lebt, um sich über solche Bornirtheit zu freuen, daß aber unser junger König französisch spricht, sich französisch kleidet und an seinem Hofe mehr Franzosen als Deutsche zu finden sind. Kommen Sie, liebe Caroline, wir wollen zu Herrn Pelissier gehen. Er wird nicht so albern sein, Ihre Kundschaft auszuschlagen. Leben Sie wohl, Herr Pricker.

Und mit einer spöttischen Verbeugung führte der Graf seine Braut hinweg, gefolgt von Madame Pricker, die sich in demüthigen Entschuldigungen über die Halsstarrigkeit ihres Gatten erschöpfte.

Herr Pricker blieb allein. Groß und stolz aufgerichtet, stand er in der Mitte des Gemaches und blickte mit einem triumphirenden Lächeln zu den Bildern seiner Ahnen empor.

Ihr könnt mit mir zufrieden sein, flüsterte er, ich habe Eurem Geist ein neues Opfer dargebracht, ich habe wiederum mein Haus gereinigt von dem fremden, ausländischen Wesen. Mein Haus ist ein deutsches und wird es bleiben immerdar.

Und wie er so sprach, erhob sich in dem anstoßenden Zimmer der volle, schmetternde Gesang seiner Tochter, welche eben mit Quanz, dem Liebling des Königs, eine italienische Arie einstudirte.

Nel tue giorni felice, ricordati da me! sang die schöne Anna, und Herr Pricker rannte wie rasend im Zimmer auf und ab und hielt sich die Ohren zu, um nicht die Schande seines Hauses zu hören, und verwünschte sich selber, daß er so schwach gewesen, dieses Unwesen in sein Haus kommen zu lassen und seiner Tochter diese unseligen Musikstunden bewilligt zu haben.

Ich habe dem bösen Feind mein eigenes Herz verschlossen, aber über meine Kinder wird er Gewalt haben, rief Herr Pricker ganz verzweiflungsvoll. Er wird sie losreißen von meinem Herzen und sie werden nicht meine Wege wandeln wollen.

Drinnen trillerte Anna Pricker mit silberheller Stimme ihre italienische Arie weiter, und dann hörte man ihren entzückten Gesangmeister Bravo! Bravo! rufen.

Sie morden mich, sie stoßen mir einen Dolch in's Herz! murmelte Herr Pricker, indem er ganz erschöpft auf einen Stuhl sank und sein Haupt an die Lehne desselben zurückwarf, wobei der steife, kleine eingezwängte Zopf, von der Stuhllehne emporgedrückt, wie ein großes Ausrufungszeichen über seinem bleichen, zitternden Haupte schwebte.

Drinnen in der andern Stube war jetzt Alles still; Anna sang nicht mehr, man hörte die Abschiedsworte ihres Lehrers, der seine Schülerin verließ, dann öffnete sich die Thür zu dem Gemach des Herrn Pricker und seine Tochter trat mit blitzenden Augen und hochrothen Wangen herein.

Vater, sagte sie hastig, mein glühendster Wunsch soll sich endlich erfüllen. Dieser edle, liebe Quanz, der, da Graun auf Befehl des Königs mit der Composition einer Oper beschäftigt ist, meinen Gesangunterricht übernommen hat, dieser liebe Quanz hat es mir ausgewirkt, daß ich in dem nächsten Hofconcert singen werde. In acht Tagen kehrt der König zurück, dann wird ein Hofconcert arrangirt werden und ich, mein Vater, ich, Deine glückliche Tochter, werde dabei eine große italienische Arie singen.

Italienisch, sie wird italienisch singen, murmelte der Alte ganz entsetzt. Sie wird öffentlich auftreten und Jedermann gestatten, sie auszulachen oder ihr nichtsnutzige Schmeicheleien zu sagen. Aber ich werde das nicht erleben, ich werde sterben, ehe das geschieht.

Anna achtete nicht auf ihn, sie ging in heftiger Erregung im Zimmer auf und ab, und als jetzt ihre Mutter hereintrat, eilte sie ihr entgegen, um sie mit Ungestüm in ihre Arme zu ziehen.

Mutter, liebe Mutter, sagte sie, das Ziel ist erreicht. Quanz hat mich für würdig erklärt, in dem Hofconcert zu singen. O Mutter, ich werde eine berühmte Sängerin werden, ich werde meinen Namen mit Ehre und Glanz verklären und die Tochter des

Schneiders wird bald ganz Deutschland mit ihrem Ruhm erfüllen.

Unglückliches Kind, flüsterte ihre Mutter, weißt Du denn nicht, daß Dein Vater da ist und daß er Dich hört?

O, mein Vater wird stolz auf mich werden müssen, rief Anna triumphirend, während die Alte, erschreckt von der Bläße ihres armen Gatten, zu ihm hineilte und ihm leise zärtliche Worte zuflüsterte.

Aber Anna achtete nicht darauf, sie trat dicht vor ihre Eltern hin und sagte fast trotzig: Jetzt aber, Vater, ist es die höchste Zeit, an meine Garderobe zu denken. Ich muß ein neues und prächtiges Kleid haben, um vor dem König und seinem Hof erscheinen zu können.

Du sollst es haben! rief der Vater feierlich. Vor dem König zu singen, das ist allerdings eine Ehre, von der ich Dich nicht zurückhalten darf, denn immer ist er doch unser angestammter Herr, und wenn er auch nicht die edeln, deutschen Sitten seines Vaters geerbt hat, so ist er doch immer der König und wir sind ihm Ehrfurcht und Gehorsam schuldig. Du sollst also vor dem König singen und ich werde Dir ein neues Kleid anfertigen, ich selber werde es zuschneiden. Der Stoff dazu ist schon bereit, denn aus dem Brautkleid Deiner Mutter werde ich Dir ein Staatskleid machen.

Anna lachte laut auf. Nein, mein Vater! Die Zeiten sind Gott sei Dank vorüber, wo man es wagen durfte, die Kleider seiner Mutter und Großmutter anzulegen und wo es zu einer Ehre gereichte, in solchen Familienkleidern einherzustolziren. Ah, was würden diese vornehmen Damen vom Hofe lachen, wenn ich in dem altmodischen, großgeblümten Brautkleide meiner Mutter vor dem Hofe erscheinen wollte. Auch ist dies ja ganz unthunlich, denn nicht blos, daß der Stoff altmodisch ist, wird es auch ganz unmöglich sein, daraus ein modernes Kleid zu machen. Der Rock ist viel zu eng, um daraus einen Reifrock zu machen, wie es jetzt die Mode erfordert.

Einen Reifrock! schrie ihr Vater entsetzt, sie will einen Reifrock tragen!

Nun, und warum sollte ich das nicht? fragte Anna erstaunt. Trägt nicht die schöne Blanche da drüben schon seit vier Wochen diese neue französische Mode, und haben nicht alle Damen vom Hofe diese Mode nachgeahmt, und bestürmen sie nicht Blanche und ihre Mutter mit Anforderungen, ihnen statt der alten, unmodischen Kleider neue, moderne zu machen? Keine auf Eleganz Anspruch machende Dame darf es jetzt noch wagen, ohne Reifrock zu erscheinen, hat mir Blanche gesagt.

Wer ist Blanche? fragte Herr Pricker, sich von seinem Sessel aufrichtend und seiner Tochter mit drohenden Blicken gegenüber stehend. Wer ist Blanche?

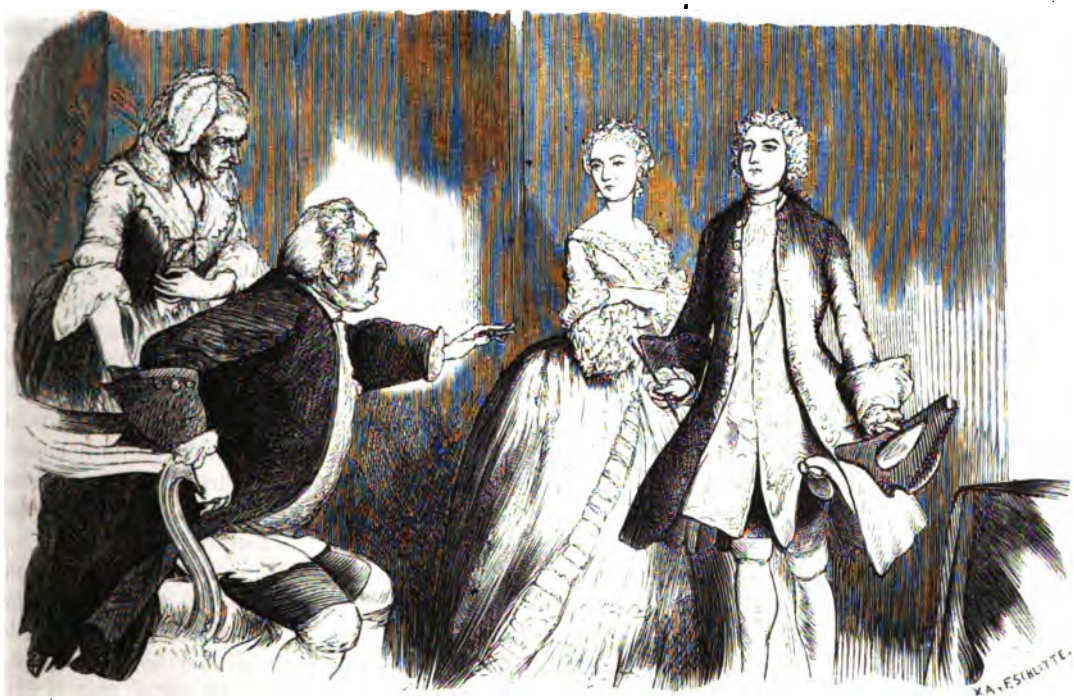
Wer Blanche ist? fragte Anna erstaunt. Du weißt es nicht, Vater? O, Du willst Dir nur den Anschein geben, die schöne Tochter des Herrn Pelissier nicht zu kennen, diese liebe Blanche, welche ich so sehr liebe, wie meine Schwester, und die ich doch immer nur verstohlen sehen kann, denn ihr Vater ist wüthend darüber, daß Du den Besuch, den Dir Herr Pelissier

gemacht hat, nicht erwiederteſt, und hat verboten, daß irgend ein Mitglied ſeiner Familie die Schwelle unſeres Hauſes überſchreiten ſollte.

Daran hat er ſehr wohl gethan, ſagte Herr Pricker, und es iſt das erſte Mal, daß ich mit ihm einer Anſicht bin. Auch ich verbiete Dir, das Haus jenes Mannes zu betreten, obwohl ich nimmer geglaubt hätte, daß meine Tochter ſo wenig Ehrgefühl, ſo wenig Bewußtſein ihrer Stellung hätte, daß ſie das Haus des Feindes ihres Vaters betreten oder mit ſeiner Tochter auch nur ein Wort ſprechen könnte.

Anna zuckte ſchweigend die Achſeln, als man draußen auf dem Flur lebhafte Schritte vernahm.

Ah quel plaisir d'être amoureux! ſang eine friſche männliche Stimme.



Franzöſiſch! rief Herr Pricker, außer ſich vor Wuth. Wilhelm ſingt franzöſiſch!

Eben ward die Thür heftig aufgeriſſen und Wilhelm, der Erbe des Hauſes Pricker, erſchien auf der Schwelle. Er war in dem untadelhafteſten und modernſten Coſtüme, wie nur die vornehmſten und eleganteſten Cavaliere es zu tragen vermochten. Der eng anſchließende Rock mit der kurzen Taille und den langen Schößen, den breiten Aermeln und den großen Perlenmutterknöpfen war von dem modernen Bleumourant, das erſt durch Herrn Peliſſier nach Berlin gebracht worden, die Schöße mit hochrothem Seidenfutter verſehen, die Aermelaufſchläge und der kleine hochſtehende Kragen mit koſtbarer Silberſtickerei verziert; unter der kurzen Taille des Rockes kam die langſchößige Atlasweſte von couleur de chair, mit reicher Silberſtickerei verſehen, hervor und bedeckte bis über die Hälfte das ſchwarze ſeidene Beinkleid, das unter dem Knie von ſilbernen Schnallen zuſammengehalten wurde, welche zugleich den roth und weiß geſtreiften Strumpf befeſtigten, der das Bein umhüllte und ſich in einem mit breiten Schnallen verzierten Lederſchuh verlor. Statt des Zopfes hatte der junge Pricker ſein Haar hinten in einen Haarbeutel zuſammengefaßt, während es an beiden Seiten in mehreren fliegenden Locken herabwallte und ſtark gepudert war. Am Ende des Haarbeutels ſah man ein breites ſchwarzes Band befeſtigt, das um den Hals gelegt und vorn an dem breiten Spitzenjabot befeſtigt war, das aus der Weſte hervorquoll. Den Kopf bedeckte ein kleines dreieckiges Hütchen, welches nach Soldatenmanier keck nach der rechten Seite in's Auge gedrückt war. Dieſes Hütchen war mit Silber geſtickt, mit reichen ſilbernen Treſſen verſehen und an der Seite mit einer ſchwarzen Feder verziert. An der rechten Hüfte des jungen Mannes ſteckte ein kleiner Galanteriedegen, an deſſen Gefäß eine große Kokarde von dunkelblauen, mit Gold geſtickten Bändern befeſtigt war, und in der Hand hielt er ein kleines Mignonſtöckchen mit Bernſteinknopf, mit dem er luſtig und graziös in der Luft focht. *)

*) Eine ausführlichere Beſchreibung der damaligen Coſtüme findet ſich in König's Schilderung von Berlin: Vol. V. Bd. 1, S. 291—333.

So, das vollendete Bild eines Stutzers nach der neuen französischen Mode, erschien Wilhelm vor seinem Vater, der ihn mit entsetzten Blicken ansah und keines Wortes mächtig war, um seinen Zorn auszusprechen.

Nun? fragte Wilhelm. Gefalle ich Euch nicht? Ist das nicht ein Anzug, des schönsten Edelmannes werth? Nur daß ich nicht, wie diese hochmüthigen Cavaliere, eine weiße Feder tragen darf, weil sie sagen, daß dies ein Vorrecht ihres Standes sei. Aber sonst ist mein Anzug untadelhaft, und wie ich damit durch die Straßen ging, rissen alle Damen die Fenster auf und schauten mir nach.

Woher hast Du diesen Anzug? fragte sein Vater, indem er sich erhob und langsam auf seinen Sohn zuschritt. Wer hat Dir das Geld gegeben zu diesem schimpflichen Narrencostüm, und wer hat ihn Dir angefertigt?

Nun, das Geld hast Du mir gegeben, mein theurer Vater, sagte Wilhelm lachend, oder vielmehr wirst Du mir geben, denn bis jetzt ist diese Toilette nicht bezahlt. Ah, der Name Pricker hat einen guten Klang, und selbst Herr Pelissier weiß das und hat mir gern geborgt, obwohl er zuerst gar nicht für mich arbeiten lassen wollte. Nur den Bitten seiner Tochter Blanche verdanke ich es, daß ich mich rühmen kann, einen Anzug aus des großen und berühmten Herrn Pelissier's Werkstatt zu tragen.

Der alte Pricker stieß einen dumpfen Schrei des Zorns aus, und mit fieberhafter Heftigkeit einen der langen Rockschöße seines Sohnes ergreifend und ihn hin und her rüttelnd, schrie er: Herr Pelissier hat das gemacht? Dieser elende Pfuscher hat sich unterstanden, meinen Sohn, den Sohn und Erben des Hauses Pricker, so lächerlich herauszuputzen? Und Du, Wilhelm, Du warst schamlos genug, von dem Feinde Deines Vaters dieses Kleid anzunehmen? Du fürchtetest nicht, daß Deine Ahnen in ihren Gräbern erschaudern würden über ihren Enkel, der ihnen untreu geworden und im französischen Mummenschanz zum Gespötte der Welt umherläuft? O, o, meine fürchterlichen Ahnungen sollen sich erfüllen. Die Kinder verlassen ihre Eltern und werden ungetreu der Zucht und Sitte, und verhöhnen, was ehrbar ist und keusch und rein.

Aber, lieber Vater, sagte Wilhelm bittend, es ist indeß nur ein Anzug, von dem Sie sprechen, und unmöglich können Sie meinen, daß derselbe unser ganzes Wesen verändere.

Nein, es ist nicht ein Anzug, sondern ein Prinzip, von dem ich rede, rief Herr Pricker leidenschaftlich. Wir stehen an einem Scheidewege, wo die alte gute Zeit und die neue leichtsinnige Zeit sich trennen, wo Jeder sich zu entscheiden hat, ob er die Wege seiner Väter gehen, oder die neue Straße einschlagen will, die zu Ueppigkeit und Lust, aber auch zu Schande und Verderben führt. Wer daher den alten ehrbaren Trachten getreu bleibt, der zeigt dadurch, daß er nicht abfallen von seinen Vätern, sondern daß er getreu bleiben will der alten ehrbaren Sitte, und sein Leben so beschließen möchte, wie es ihm von seinem König Friedrich Wilhelm vorgezeichnet worden und in welchem er ihm mit einem guten Beispiel vorangegangen. Wer aber im Stande ist, dieses leichtfertige, üppige und prahlerische Costüm anzulegen, der beweist, daß er kein Gefühl hat für Ehrbarkeit, Zucht und Sitte, keine Liebe zu seinem Vaterlande, dessen ehrbaren Brauch er mit ausländischem Wesen vertauscht, kein Bewußtsein seiner eigenen männlichen Würde, die es ihm verbieten müßte, sich in solchem Affenanzug zu zeigen. Nein, nein, nimmermehr werde ich es dulden, daß mein Sohn mir also verloren gehe, und wenn er in blindem Uebermuth sich verirrt hat, so werde ich, wenn es sein muß, ihn mit Gewalt auf die rechte Straße zurückführen. Herunter also mit diesem bunten, lächerlichen Rock, herunter mit diesem närrischen Hute, herunter, herunter, sage ich, mit diesem Flittertand. Ich will meinen Sohn wieder haben, meinen guten, ehrenfesten, deutschen Sohn!

Und Herr Pricker begann mit einer wahnsinnigen Hast an den Kleidern seines Sohnes zu zerren und zu reißen. Er stieß ihm den Hut ab und zertrat ihn unter seinen Füßen, er griff mit beiden Fäusten in das Spitzenjabot seines Sohnes und lachte laut auf, als er die Fetzen davon in seinen Händen behielt.

Wilhelm war anfangs starr gewesen vor Schreck, die bekannte krankhafte Heftigkeit seines Vaters hatte ihn betäubt und seine Thatkraft gelähmt.

Das laute Lachen seiner Schwester, welche diese Scene ungemein spaßhaft fand, das laute Weinen der Mutter, welche für den Verstand und das Leben ihres Gatten fürchtete, gab ihm seine Besonnenheit wieder. Mit einem wilden Ungestüm stieß er seinen Vater zurück und wehrte den immer wieder auf ihn Eindringenden von seinem Anzug fort.

Vater, rief er wüthend, ich bin kein Knabe mehr, ich will daher diese unwürdige Behandlung nicht dulden, ich werde mich Deinem lächerlichen Despotismus nicht fügen, sondern einen Rock tragen, wie es mir beliebt, und mich kleiden, wie es die Mode erfordert.

Recht gesprochen, mein Bruder, sagte Anna, indem sie lachend an seine Seite hüpfte. Wir Beide sind Kinder der neuen Zeit, und wir wollen uns also kleiden, wie die neue Zeit uns befiehlt. Warum haben uns unsere Eltern eine moderne Erziehung geben lassen, warum hielten sie uns Lehrer, von denen wir alle die neumodischen Künste lernten, wenn wir doch

jetzt in altmodischer Ehrbarkeit und Dummheit unsere Tage verseufzen sollen? Jeder hat ein Recht auf seine Zeit, also wir auch auf die unsrige, und dieses Recht wollen wir uns nicht nehmen lassen. Die Jugend kann nicht beschränkt und dumm sein, wie das Alter, und daher müssen die Alten nicht verlangen, daß wir uns ihnen unterordnen und glauben sollen, daß ihre Ansichten besser sind, als die unsrigen.

Ehret Vater und Mutter, auf daß es Euch wohl ergehe auf Erden! rief Frau Pricker feierlich.

Anna lachte. Schon wieder ein Bibelspruch. Mein Gott, auch das ist aus der Mode. Kein Mensch liest heutzutage noch in der Bibel. Das ist ein veraltetes Buch und durchaus nicht so amüsant wie Voltaire, den jetzt alle Welt verschlingt.

Genug, rief Herr Pricker, jetzt hört mein letztes Wort, meinen letzten Entschluß. Ich befehle Euch, ich fordere von Euch als Vater und als Haupt der Familie, daß Ihr Euch meinem Willen unterordnet, die Sitten Eurer Väter heilig haltet und ihnen folgt. Ich gebiete Euch zu leben und Euch zu kleiden, wie Eure Väter und Mütter gelebt und sich gekleidet haben. Wehe Euch, wenn Ihr meine Befehle mißachten könntet, wehe Euch, wenn Ihr es wagen wollt, Eurem Vater zu trotzen! Ihr werdet alsdann aufhören, meine Kinder zu sein, ich werde Euch nicht mehr anerkennen, ich werde Euch enterben und mein Fluch wird Euer einziges Erbtheil sein. Das überlegt Euch wohl und danach handelt. Wenn Ihr es wagt, jenes Haus dort drüben zu betreten, oder mit den französischen Verführern, welche es bewohnen, zu sprechen, wenn ich Dich wieder in dieser französischen Windbeutelracht sehe, Wilhelm, wenn Du, Anna, vor mir im Reifrock und Toupet erscheinst, so habt Ihr aufgehört, meine Kinder zu sein und Ihr könnt hingehen in die Welt und Euch selber Euer Brod verdienen, denn von mir habt Ihr dann nichts mehr zu hoffen.

Er faßte pathetisch den Arm seiner weinenden Gattin und zog sie mit sich fort aus dem Zimmer.

Die beiden Geschwister blieben allein zurück.

Nun? fragte Anna nach einer langen Pause. Wirst Du dem Befehl folgen, wirst Du wieder den Zopf anlegen und den engen groben Tuchrock?

Ah bah, damit alle Welt mich verlacht, damit Blanche mich verhöhnt? Ah, diese liebe gute Blanche, Du weißt gar nicht, Anna, wie sehr wir Beide uns lieben. Oh, wir haben uns schon ewige Liebe und Treue geschworen, und sie hat mir gelobt, mein Weib zu werden.

Du wirst Dich also entschließen, Dich dem Willen unseres Vaters zu fügen und ein ehrbarer Schneider zu werden, wie alle Deine Ahnen?

Wilhelm lachte laut. Ich ein Schneider? Ich ein elendes Gewerbe treiben, während mein Vater mir die Erziehung eines Edelmannes hat geben lassen. Nein, nein, Anna, es kann Dein Ernst nicht sein, zu denken, daß ich ein Schneider werden könnte.

Aber es ist des Vaters Ernst, denn Du weißt wohl, daß die guten Prickers seit Jahrhunderten Schneider waren, ich warne Dich, mein Bruder, sei vorsichtig und bedächtig, reize unsern Vater nicht zu sehr, er wäre wirklich im Stande, Dich zu enterben.

Oh, er wird sich ebenso gut in das Nothwendige fügen müssen, wie Herr Pelissier es thun wird und muß. Auch er wird wüthend sein, wenn er erfährt, daß ich seiner Tochter Mann bin, auch er hat Blanche mit seinem Fluch gedroht, wenn sie alles Ernstes mich lieben und heirathen wollte, auch er haßt unsern Vater und würde nie einwilligen in eine Verbindung mit dem Hause Pricker. Aber all' diesen Chikanen zum Trotz werden wir uns heirathen, und sie werden dann zuletzt Alle schon ihre Einwilligung geben müssen. Ah, Blanche ist ein Engel an Liebenswürdigkeit und Schönheit.

Sie ist indessen immer nur eine Schneiderstochter, sagte Anna achselzuckend.

Wie meine schöne und liebenswürdige Schwester Anna.

Ich aber, ich werde bald eine berühmte Sängerin und die Frau eines vornehmen Herrn sein.

Nun, und wer sagt Dir, daß Blanche nicht wenigstens auch die Frau eines berühmten und angesehenen Mannes werden wird, und daß Ihr nicht Alle stolz auf mich sein werdet?

Wirst Du Damen- oder Herren-Kleidermacher? fragte Anna schnippisch.

Weder das Eine noch das Andere. Ich werde Schauspieler. Aber still davon, Anna. Es ist mein Geheimniß und Du mußt es bewahren.

XL.

In Rheinsberg.

Das stille Schloß von Rheinsberg war wieder froh und lebendig geworden. Lust und Jubel ertönte wieder überall, man begegnete nur frohen Gesichtern, man hörte nur heitere Scherzworte und fröhliches Lachen. Die schönen, gemüthlichen Tage der früheren Zeit, als Friedrich noch Kronprinz war, schienen sich erneuern zu wollen, dieselbe Gesellschaft wie damals bewohnte wieder das Schloß in Rheinsberg, es waren dieselben Freuden und Vergnügungen. Alles war sich gleich geblieben, wie es schien, und doch war Alles verändert und umgestaltet.

Fast alle Diejenigen, welche früher Rheinsberg mit so stolzen Hoffnungen, so großen Wünschen verlassen, waren jetzt wieder dahin zurückgekehrt, aber mit enttäuschten und entnüchterten Hoffnungen, mit gelähmtem Flügelschlag; sie hatten Alle gehofft, zu regieren, sie hatten Alle für sich Macht und Ehre in Anspruch genommen und der junge König hatte Keinem von ihnen Allen aus dieser Schale des Ruhms und der Macht zu kosten gegeben, welche der königliche Adler sich selber vorbehalten hatte. Sie waren Alle nur willkommene Gesellschafter, geliebte Freunde geblieben, aber Keiner hatte die Grenze dieses Kreises der Abhängigkeit, der Unterwürfigkeit und Machtlosigkeit überschreiten dürfen, welchen der König um sich gezogen und in dessen Mitte er allein stand, sich stützend auf seine eigene Kraft, seinen eigenen Willen.

Sie hatten also Alle nichts gewonnen durch die Krone, welche das edle Haupt Friedrichs jetzt bedeckte, aber Keiner von ihnen hatte indeß etwas verloren. Sie kehrten zurück nach Rheinsberg, wie sie es vor dem Regierungsantritt des Königs verlassen hatten, nicht größer geworden, aber auch nicht kleiner, nicht erhöht, aber auch nicht erniedrigt.

Nur ein Herz war gebrochen, nur ein Herz verblutete sich still und sanft an ungesehenen Schmerzen, an hoffnungsloser Resignation. Das war das Herz Elisabeths, das Herz dieser armen verwittweten, verstoßenen Frau, welche man dennoch die regierende Königin, die Gemahlin Friedrichs nannte.

Der König, von seiner lustigen Fahrt nach Straßburg zurückgekehrt, hatte sie an ihr Versprechen erinnern lassen, ihn nach Rheinsberg mit ihrem Hofe begleiten zu wollen, und die arme Dulderin hatte, obwohl sie wußte, daß die Nähe des Königs für sie nur eine fortgesetzte Qual, eine stündlich sich erneuernde Entsagung sein würde, dennoch nicht die Kraft gehabt, der Sehnsucht ihres eigenen Herzens zu widerstehen. Sie war der Einladung ihres Gemahls gefolgt, indem sie mit einem schmerzlichen Lächeln zu sich selber sagte: ich werde ihn mindestens sehen. Und wenn er auch nicht mit mir spricht, so werde ich doch seine Stimme hören. Meine Schmerzen werden größer sein, aber auch meine Freuden. Dulden wir also die Schmerzen um der Freuden willen. Soffri e taci.

Und Elisabeth Christine hatte ganz Recht gehabt. Der König sprach niemals mit ihr; niemals heftete er diese glänzenden blauen Augen, welche für sie die ganze Unermeßlichkeit und Tiefe des Himmels hatten, auf ihr stets mehr und mehr erbleichendes Angesicht. Mit stummem Gruß hieß er sie jeden Mittag an der Tafel willkommen, aber nicht wie sonst saß er neben ihr, nicht wie sonst führte er sie zur Tafel. Die Anwesenheit des Markgrafen und der Markgräfin von Baireuth schien dem König die Pflicht aufzuerlegen, seine geliebteste Schwester, welche als Gast bei ihm war, noch höher zu ehren selbst als seine Gemahlin, die Königin. Sowohl an der Mittags- wie an der Abendtafel saß der König daher zwischen seiner Schwester und deren Gemahl, dem Markgrafen, und neben diesem hatte dann die Königin ihren Platz.

Er sprach nicht zu seiner Gemahlin, aber sie sah ihn doch, sie hörte doch dem sternfunkelnden, perlenden Strom seiner Rede zu, sie stärkte doch ihr Herz an dem Anschauen seines edlen, stolzen Angesichtes, auf welchem stets ein Wetterleuchten von wechselnden Gedanken und Empfindungen sich zeigte.

Sie schwieg also und duldete. Sie verhüllte ihre Schmerzen unter einem sanften Lächeln, sie verbarg die Bleiche ihrer Wangen unter dem Schleier künstlicher Röthe, sie legte über diese Furchen, welche der Kummer schon durch ihr jugendliches, schönes Antlitz zu ziehen begann, diese kleinen schwarzen Schönpflästerchen, welche die französische Mode mit der Schminke und dem Reifrock von Frankreich herübergebracht. Niemand sollte ahnen, daß sie litt. Niemand sollte Mitleid für sie haben, selbst der König nicht.

Elisabeth Christine nahm also Theil an all' diesen Freuden und Zerstreuungen, denen man sich in Rheinsberg jetzt wieder so harmlos und ungezwungen hingab, wie in früheren Tagen. Sie lachte wieder über Bielfelds heitere Scherze und über Pöllnitzens lustige und pikante Anekdoten, sie ließ sich mit strahlenden Augen von Knobelsdorf alle diese großen Pläne und Bauten erzählen, mit welchen der König seine Residenz verschönern wollte, sie horchte mit gespannter Aufmerksamkeit, wenn ihr Jordan mit seiner begeisterungsvollen Beredtsamkeit die Fürsorge schilderte, welche der König für die Armen und Bedürftigen seines Landes hegte, sie nahm sogar thätigen Antheil an den Vorbereitungen zu einer dramatischen Aufführung. Voltaire's „Tod Cäsars" und der „Franzose in London" von Boissy waren von dem König für das in Rheinsberg schnell errichtete Liebhabertheater ausgewählt, und in beiden Stücken hatte der König selber eine der Hauptrollen zu spielen. Die junge Königin war seitdem, wie es schien, zu einer enthusiastischen Liebhaberin des Theaters geworden, sie fehlte bei keiner Probe, sie half ihren schönen Hofdamen, denen man Rollen zuerkannt hatte, bei der Auswahl und dem Arrangement ihres Costüms, sie besichtigte täglich die Arbeiten der Maler, welche die Decorationen anzufertigen hatten.

Indeß erschien der König jetzt seltener als sonst in dem Kreise seiner Freunde und Genossen, und seltener als sonst hörte man aus seinen Zimmern den Ton seiner Flöte erklingen. Der König war den ganzen Tag in seiner Bibliothek beschäftigt. Niemand durfte ihn dort stören, selbst Quanz nicht, selbst seine Flöte nicht. Frau von Brandt, welche den Hof nach Rheinsberg begleitet hatte, sagte seufzend in einer ihrer heimlichen Zusammenkünfte mit Herrn von Manteuffel: Der König ist seiner letzten Geliebten untreu geworden, er hat sogar seine Flöte verlassen und aufgegeben.

Aber womit beschäftigt sich denn der König den ganzen Tag? fragte der Graf. Was ist es, das ihn sogar von seinen Freunden entfernt hält und seine ganze Zeit ausfüllt?

Wissenschaftliche Studien, weiter nichts, sagte Frau von Brandt achselzuckend. Fredersdorf hat mir erzählt, daß der König sich den ganzen Tag mit Landkarten und Plänen beschäftige, daß er umgeben sei von militairischen Büchern und wie ein Ingenieur sich mit Höhenmessen und Feldmessen beschäftige. Sie sehen also, daß dies eine durchaus unschuldige und ungefährliche Beschäftigung ist, die auf unsere Angelegenheiten gar keinen Einfluß üben kann. Der König, das verspreche ich Ihnen, läßt sich von seiner Gemahlin äußerlich nicht mehr scheiden, als er schon von ihr geschieden ist, und was die Vermählung des Prinzen August Wilhelm anbelangt, so sind meine Minen alle so gelegt, daß sie zu rechter Zeit losplatzen und die Amour der guten armen Laura von Pannewitz in die Luft schleudern werden. Sie sehen also, daß Alles gut geht und daß wir des Königs unschuldige Studien gar nicht zu fürchten haben.

Ah, Sie nennen das unschuldige Studien! sagte der Graf achselzuckend. Ich versichere Sie indeß, daß diese Studien den österreichischen Hof sehr beunruhigen werden und ich meinem Freunde Seckendorf sogleich Anzeige davon machen werde.

Oh, Sie verstehen es, sich aus einem Sandkorn einen Berg aufzubauen, lachte Frau von Brandt. Ich versichere Sie, daß Sie nichts zu fürchten haben. Es ist wahr, der König ist den Tag über in seinem Studirzimmer, aber niemals fehlt er in den Abendgesellschaften, und da ist er so heiter, so ungezwungen, so voll sprudelnden Witzes und sanglanten Humors, wie nur je in seinen fröhlichsten Kronprinzentagen. Nun, und vielleicht benutzt er die Einsamkeit seines Studirzimmers auch dazu, um sich seine Rolle einzustudiren, denn Sie wissen, daß wir morgen den „Tod Cäsars" aufführen wollen und daß der König den Brutus darstellen wird.

Ja, ja, es scheint mir, daß der König die Rolle des Brutus spielt, sagte Graf Manteuffel nachdenklich, außen erscheint er harmlos, heiter und unbefangen, und wer weiß, welche düstere und unheilschwangere Gedanken er in seiner Seele birgt.

Sie sehen immer Gespenster, rief Frau von Brandt ungeduldig. Ich sage Ihnen, der König spielt nur den Brutus, aber er ist keiner. Aber hören Sie nur, die Schloßuhr schlägt die sechste Stunde an. Es ist also für mich die höchste Zeit, in's Schloß zurückzukehren, denn um sieben Uhr beginnt die Generalprobe und ich habe noch Toilette zu machen.

Und Frau von Brandt nahm eiligen Abschied von ihrem Verbündeten und hüpfte fröhlich dem Schlosse zu.

Aber es war für heute unnöthig, daß Frau von Brandt sich zur Generalprobe ankleidete. Der König war heute außer Stande, den Brutus zu spielen, der mächtige königliche Geist war heute besiegt worden von einem Feinde, der vor Niemand Ehrfurcht hat, selbst nicht vor einem Könige, von einem Feinde, der selbst den siegreichsten Feldherrn zu bezwingen vermag, — der König war krank. Das dreitägige Fieber, welches ihn schon den ganzen Sommer hindurch von Zeit zu Zeit geplagt, welches ihn verhindert hatte, diesen Sommer nach Amsterdam zu gehen und ihn sogar auf Schloß Moyland an sein Bett gefesselt hatte, während der langersehnte Voltaire ihm seinen Besuch machte, dieses Fieber hatte ihn jetzt wieder mit furchtbarer Gewalt heimgesucht und hatte aus

dem König einen bleichen, zitternden, zähneklappernden Menschen gemacht, welcher sich ächzend und frostbebend auf seinem Lager wälzte und den vor ihm stehenden Arzt Ellert verhöhnte, weil er kein Mittel wußte, diese Krankheit zu vertreiben.

Es giebt vielleicht ein Mittel, sagte Ellert achselzuckend, aber das darf ich Ew. Majestät nicht geben.

Und warum nicht? fragte der König, den eben wieder ein Frostschauer durchrüttelte.

Weil wir seine Kraft erst erproben müssen, um zu wissen, ob wir es ohne Gefahr anwenden können, weil wir erst bei anderen Patienten, deren Leben nicht das Heil von Millionen Anderer bedingt, Versuche anstellen müssen über die behauptete Heilkraft dieses Mittels.

Ein Menschenleben ist immer heilig, sagte der König, und wenn Ihr Eures Mittels nicht gewiß seid, so ist es ebenso ruchlos, es einem Bettler, als einem König zu geben.

Ich glaube indeß an dieses Mittel, sagte Ellert, wie Ludwig der Vierzehnte daran glaubte, der es als ein Arcanum von dem Engländer Talbot für hundert Louisd'or das Pfund kaufte. Ich glaube daran, wie schon die Spanier vor hundert Jahren daran glaubten, nachdem die Gemahlin des Vicekönigs von Peru, Grafen del Chinchon, durch dieses Mittel geheilt worden.

Geben Sie mir dieses Mittel, stammelte der König zähneknirschend.

Verzeihen Ew. Majestät, ich darf dies nicht thun, obwohl ich eine kleine Quantität bei mir habe, welche ich mitbrachte, um es Ew. Majestät als eine Seltenheit, die mir ein befreundeter Arzt aus Paris gesandt, zu zeigen. Sehen Sie da, Majestät, diese kleinen braunen Pulver sind eine Arzenei, welche wenigstens nicht von dem Apotheker, sondern von der Natur selber gebraut werden.

Dann habe ich auch Vertrauen zu derselben, sagte der König, die Natur ist der beste Arzt und der beste Apotheker, und was sie gebraut, das ist voll göttlicher Heilkraft. Wie heißt denn Euer Mittel?

Es ist die Chinarinde, Ew. Majestät, oder wie die Peruaner es nennen, die Quinquina, die Rinde aller Rinden, welche die allweise und gütige Natur gerade in Peru, dem Lande der Fieber, wachsen ließ, und also neben der Krankheit gleich das Heilmittel hinlegte.

Aber der König hatte kaum noch die Kraft, auf ihn zu hören. Er lag jetzt in der höchsten Gluth des Fiebers, seine vorher so bleichen Wangen waren von einem dunklen Purpur überzogen, und seine Augen, die vorher so glanzlos und trübe gewesen, sprühten jetzt und flammten.

Der König, überwältigt von der Gewalt der Krankheit, schloß die Augen und seine glühenden, trockenen Lippen murmelten zuweilen einzelne Worte ohne Zusammenhang und Sinn.

Da öffnete sich die Thür und Fredersdorf trat herein, während man durch die offene Thür die neugierigen, besorgten und forschenden Gesichter von Pöllnitz, Bielfeld, Jordan und Kaiserling gewahrte.

Ellert folgte dem Wink des Geheim-Kämmerers und schlich leise auf den Zehen zu Fredersdorf hin.

Wie geht es dem König? fragte dieser hastig. Ist er im Stande, eine wichtige Nachricht zu erfahren?

Jetzt nicht. Warten wir damit noch eine Stunde, dann wird der König seine Besinnung wieder erlangt haben und vom Fieber frei sein.

Warten wir also, sagten die vier übrigen Cavaliere, welche jetzt auch leise auf den Zehen in das Krankenzimmer geschlichen waren und das Bett des Königs umstanden.

Ist es eine unglückliche Nachricht? fragte der Arzt. In diesem Falle möchte ich rathen, sie bis morgen zu verschieben.

Nun, ich glaube nicht, daß der König sie für unglücklich halten wird, sagte Graf Kaiserling lächelnd. Sie, Herr von Bielfeld, als angehender Diplomat, müßten uns am Besten darüber Auskunft geben können.

Ich meinestheils glaube, daß der König diese Nachricht für eine glückliche halten wird, sagte Bielfeld. Ich glaube das, nicht weil ich ein Diplomat bin, sondern weil der König ein schlummernder Held ist, welcher darauf wartet, geweckt zu werden.

Wenn Sie so laut sprechen, flüsterte Pöllnitz, so werden Sie es sein, welcher den schlummernden Helden weckt, und der Kanonendonner seines Zornes wird sich auf Ihr Haupt richten.

Herr von Pöllnitz hat Recht, sagte Jordan, schweigen wir und warten wir auf das natürliche Erwachen des Königs.

Und die Cavaliere umstanden mit Fredersdorf und dem Arzt das Lager des Königs, welcher laut athmend, mit hochfliegender Brust und glühenden Wangen, in den heißen Umstrickungen des Fiebers da lag.

Niemand von ihnen wagte mehr ein Wort zu sprechen, sie hielten Alle ihre Blicke auf das Antlitz des Königs geheftet und ihre eigenen Mienen waren ernst, gedankenvoll und sorgenschwer.

Endlich schlug der König die Augen auf und schaute verständnißvoll um sich. Ein sanftes Lächeln durchflog seine Züge, als er die sechs Herren gewahrte, welche sein Bett umstanden.

Ihr steht da, wie die Klageweiber, sagte er, und wenn man Euch ansieht, sollte man meinen, Ihr kämet als Leichenbitter zu mir her.

O, Sire, man stirbt glücklicherweise nicht am Fieber, wie man am Schlagfluß stirbt, sagte Jordan, sich seinem königlichen Freunde nähernd und die dargereichte Hand zärtlich in der seinen drückend.

Ew. Majestät nannten uns Leichenbitter, sagte Pöllnitz lachend, der prophetische, göttliche Geist unseres Königs trifft immer das Rechte. Es ist allerdings Leichenduft an uns.

Aber der Himmel verhüte uns, deshalb zu Klageweibern zu werden, rief Bielfeld, wir sind viel lieber bereit, Schlachtlieder anzustimmen.

Der Leibarzt hatte indessen die Hand des Königs genommen und zählte ernstprüfend die Schläge seines Pulses, während Fredersdorf mit sorgsamer Zärtlichkeit bemüht war, die Kissen unter dem Haupt des Königs ein wenig zurecht zu legen.

Der König sah ihn mit seinen großen durchbohrenden Augen fragend an. Höre, Fredersdorf, sagte er, was wollen denn alle diese räthselhaften Worte sagen, und warum schneidet Ihr Alle so ernsthafte Gesichter? Ist etwa einer von meinen Hunden gestorben, oder seid Ihr nur so verdrießlich, daß dieses abominable Fieber Euch heute um die Generalprobe gebracht hat?

Nein, Majestät, es ist keiner von den Hunden gestorben!

Und was die abgesagte Generalprobe anbelangt, sagte Jordan, so hat Gott statt unserer den Tod des Cäsaren in Scene gesetzt, ohne Generalprobe, gleich in der Hauptaufführung.

Der Puls des Königs ist vollkommen ruhig, sagte Ellert, Sie dürfen Sr. Majestät Ihre Nachricht mittheilen.

Jetzt trat der Baron von Pöllnitz, in seiner Eigenschaft als Ober-Ceremonienmeister, näher zu dem Lager des Königs heran.

Sire, vor einer Stunde ist ein Courier angekommen, welcher der Ueberbringer wichtiger Nachrichten ist.

Von wem kommt der Courier? fragte der König vollkommen ruhig.

Von Ew. Majestät Gesandten in Wien, dem Herrn von Borcke. Er hat seinen eigenen Kammerdiener als Courier gesandt.

O, sagte der König, sollte etwa die Kaiserin, unsere erhabene Tante, wieder leidend sein?

Die Kaiserin ist vollkommen wohl, aber ihr Gemahl, der Kaiser —

Nun, warum fahren Sie nicht fort? rief der König ungeduldig.

Wollen Ew. Majestät zuvor nicht etwas zur Stärkung nehmen? fragte Fredersdorf. Aber der König wehrte ihn ungeduldig zurück.

Vollenden Sie Ihren Satz, Pöllnitz. Was ist mit dem Kaiser von Oesterreich?

Sire, der Kaiser Karl VI. ist nicht mehr, er ist am 20. Oktober gestorben.

Nun wahrlich, sagte Friedrich, indem er sein Haupt langsam in die Kissen zurücksinken ließ, es verlohnte sich auch der Mühe, um solcher unbedeutenden Nachricht willen so viel Aufhebens zu machen. Wenn der Kaiser todt ist, so wird Maria Theresia Kaiserin von Deutschland werden. Das ist Alles. Uns kümmert das nicht.

Er schwieg und schloß die Augen. Der Leibarzt untersuchte den Puls. Er geht vollkommen ruhig, sagte er leise. Die ungeheure Nachricht hat auch nicht die kleinste Bewegung und Abweichung verursacht.

Da hat Er Recht, sagte der König, seine Augen wieder groß und leuchtend aufschlagend, auch nicht die kleinste Abweichung wird der Tod des Kaisers auf dem von uns vorgezeichneten Wege herbeiführen. Aber damit ich diesen Weg, welchen ich mir auserkoren, auch sicher und ungestört weiter wandeln kann, muß ich vollkommen gesund sein. Es darf nicht gesagt werden, daß eine elende Krankheit mich in meinen Vorsätzen hemmte und mich zur Unthätigkeit verdammte. An dem Tage, an welchem ich die Nachricht von dem Tode des Kaisers erhalten, darf ich kein Fieber haben, man möchte sonst in Wien glauben, der Schreck habe mich krank gemacht. Gebe Er mir also sein Chinapulver, Ellert, ich will es gebrauchen.

Aber ich sagte Ew. Majestät schon, daß ich dies nicht kann, nicht darf, daß ich die Wirkungen dieser Arzenei noch nicht genug selbst geprüft habe, um ihre Heilkraft ermessen zu können.

Nun, so sollt Ihr sie an mir prüfen, sagte der König entschlossen. Gebt her das Pulver!

Vergebens war es, daß Ellert die Cavaliere des Königs zu seinem Beistand herbeirief, vergebens baten und beschworen sie ihn Alle, von seinem Vorhaben abzustehen und sein Leben nicht muthwillig in Gefahr zu bringen.

Mein Leben steht in Gottes Hand, sagte der König feierlich, und Gott, welcher mich schuf, hat auch die Chinarinde geschaffen. Ich glaube mehr an die Arzenei Gottes, als an die der Menschen. Gebe Er mir also schnell das Pulver! — Und als Ellert noch zögerte, fuhr der König in strengem Ton fort: Ich befehle es Ihm, als Sein König und Sein Herr! Auf mich allein komme die Verantwortung. Her mit dem Pulver!

Wenn es Ew. Majestät befehlen, so muß ich gehorchen, sagte Ellert, aber ich nehme diese Herren zu Zeugen, daß ich nur gezwungen nachgab.

Er nahm eines der Pulver und schüttete es in den von Fredersdorf dargereichten Löffel. Unter dem

athemlosen Schweigen der Anwesenden nahm der König die Arzenei.

Jetzt aber müssen Sie ruhen, Majestät, sagte der Arzt, und vor allen Dingen dürfen Sie gar nicht daran denken, nach Berlin zurückzukehren. In meiner heiligen Pflicht als Arzt habe ich das Recht, dies Ew. Majestät zu verbieten.

Und warum sollte ich auch nach Berlin zurückkehren? fragte Friedrich lächelnd. Warum sollten wir uns in unseren Vergnügungen und unseren harmlosen Freuden stören lassen? Haben wir nicht den Plan, hier Voltaire's Tragödie „den Tod Cäsars" aufzuführen? Daß Gott inzwischen eine kleine Nachahmung dieses unsterblichen Meisterwerkes aufgeführt hat, das darf uns nicht hindern und uns unseren Plänen nicht abwendig machen. Nein, ich werde nicht nach Berlin gehen. Eine Kleinigkeit, wie der Tod des Kaisers ist, fordert keine großen Regungen.*) Wir werden hier bleiben, um unsere kronprinzlichen Tage zu erneuern und zu vergessen, daß wir andere Pflichten haben, als diejenigen, uns zu ergötzen. Jetzt geht hinaus, meine Herren, ich fühle mich gesund. Er sieht also wohl, Ellert, daß ich recht daran gethan, dieses Pulver zu nehmen. Es hat mich gesund gemacht und ich will aufstehen. Fredersdorf, Du bleibst, um mich anzukleiden, und Du, Jordan, rufst mir wohl meinen Cabinetsrath Eichel, damit ich ihm einige nothwendige Briefe dictire, und dann, meine Herren, treffen wir uns im Musiksaal, wo Quanz heute mit mir ein Duo spielen wird, zu welchem ich Sie als Zuhörer einlade.

Und der König entließ seine Freunde mit einem gnädigen Lächeln. Er scherzte heiter und ungezwungen mit Fredersdorf, während er sich ankleiden ließ, dann berief er den im Vorzimmer wartenden Cabinetsrath und dictirte ihm drei Briefe. Der eine war an den Feldmarschall von Schwerin, der zweite an den Fürsten von Anhalt-Dessau, der dritte an den Minister von Podewils. Diese Briefe enthielten alle drei nur dieselben Worte, nur den Befehl, unverzüglich aufzubrechen und zum König nach Rheinsberg zu kommen.

Dann, als dies geschehen, ging der König hinunter in den Musiksaal zu seinem harrenden Hofe, und niemals war Friedrich heiterer und witziger, ungezwungener und lebhafter, niemals spielte er die Flöte schöner, als an diesem Tage, wo er die Nachricht von dem Tode des Kaisers von Oesterreich empfangen hatte.

Am anderen Morgen trafen die drei befohlenen Herren aus Berlin in Rheinsberg ein und wurden sofort in das Bibliothekzimmer des Königs berufen.

Friedrich ging ihnen mit einem stolzen, freudigen Lächeln entgegen, sein Auge strahlte in einem ungewohnten Glanze, seine Stirn war heiter und sorgenfrei, sein ganzes Wesen war wie von einer freudigen Begeisterung gehoben und getragen.

Der Kaiser von Oesterreich ist todt, sagte er, indem er den drei Herren winkte, auf den bereit gestellten Sesseln neben ihm Platz zu nehmen. Der Kaiser von Oesterreich ist todt und ich habe Sie deshalb berufen, um mit Ihnen zu berathen, welchen Nutzen wir aus diesem Todesfall ziehen können.

O, Ew. Majestät werden ohne Zweifel nicht daran denken, Nutzen aus einem Todesfall ziehen zu wollen, welcher ein nahe verwandtes Fürstenhaus in tiefe Trauer versetzt und die regierende Königin von Preußen ihres Oheims beraubt, rief der alte Fürst von Dessau mit Wärme.

Ah, man weiß wohl, daß Ihr kaiserlich gesinnt seid, sagte der König lächelnd.

Nicht kaiserlich, Majestät, sondern königlich preußisch, rief der alte Fürst, eine Entzweiung mit Oesterreich wäre ein Unglück für Preußen.

Friedrich zuckte leicht die Achseln und wandte sich an die beiden anderen Herren. Ich wünsche auch Ihre Meinungen zu hören, meine Herren, sagte er, Sie sind alle Drei erfahrene Männer, Kriegshelden und Staatsmänner, Sie dürfen also meiner Jugend und Unerfahrenheit Ihren Rath nicht entziehen.

Mit lächelnder Ruhe hörte er dann den friedlichen und weisheitsvollen Vorschlägen des Feldmarschalls und des Ministers zu, in welche der Fürst von Anhalt bereitwillig mit einstimmte.

Sie bezweifeln also meine Ansprüche auf Schlesien, sagte der König dann nach einer kleinen Pause. Sie bezweifeln, daß ich berechtigt bin, dieses Schlesien zurück zu fordern, welches meinen Ahnen unrechtmäßiger Weise von den Habsburgern entrissen ward?

Doch haben Ihre Ahnherren den Frieden deshalb nicht gebrochen, sagte der Fürst von Anhalt, doch haben sie das österreichische Kaiserhaus im ungestörten Besitz Schlesiens gelassen.

Aber indem sie's thaten, rief der König mit mächtiger Stimme, indem meine Ahnherren sich in die Nothwendigkeit fügten, indem sie sich überlisten ließen von den Ränken und Intriguen des österreichischen Kaiserhauses, indem sie für geleistete Dienste mit schnödem Undank belohnt, mit müßigen und inhaltslosen Versprechungen bei Seite geschoben wurden, riefen sie ihre Nachkommen schon zur Rache solcher Unbilden und solcher Kränkungen an ihrer Ehre und ihrem Rechte auf. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, rief, als das Haus Oesterreich ihn treulos verließ und die beschworenen Versprechungen ableugnete, mit prophetischem Munde: „Ein Rächer wird

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Correspondance avec Algarotti.

aus meinem Staub erstehen."*) — Als dann sein Sohn, der erste König Preußens, durch österreichische Intriguen überlistet, die Stadt Schwiebus wieder an Oesterreich zurückgeben mußte, sagte er zu seinen Ministern: „Das Recht in Schlesien auszuführen, will ich meinen Nachkommen überlassen, als welche ich ehedem, bei diesen widerrechtlichen Umständen, weder binden kann, noch will. Giebt es Gott und die Zeit nicht anders, so müssen wir zufrieden sein, schickt es aber Gott anders, so werden meine Nachkommen schon wissen und erfahren, was sie desfalls dereinst zu thun und zu lassen haben mögen."**) — Und als zuletzt mein Vater die Intriguen und Undankbarkeit des österreichischen Hofes in seinem vollen Maaße erkannt hatte, da fühlte er, daß zwischen dem Hause Oesterreich und Brandenburg kein Friede mehr möglich sei, da übertrug er mir die heilige Mission der Strafe und Demüthigung des stolzen und eingebildeten Hauses Habsburg, da zeigte er mich seinen Ministern und sprach: „Da stehet Einer, der mich rächen wird."***) — Sie sehen also, daß meine Ahnen mich rufen, daß mein Ahnherr, mein Großvater und mein Vater mich ausersehen haben zu ihrem Kämpfer und zu ihrem Rächer, daß sie von mir fordern, zu thun, was sie selber, gehemmt von den Umständen, damals nicht vermochten und auf eine spätere Zeit vertagen mußten. Die Stunde, auf welche meine Ahnen hingedeutet haben, ist da, die Stunde der Genugthuung und der Ehrenrettung ist gekommen. Die Zeit ist da, wo das alte politische System eine gänzliche Aenderung erfahren muß; der Stein ist losgerissen, welcher auf Nebukadnezars Bild von vielerlei Metallen rollen und es zermalmen wird.*) Die Zeit ist da, wo ich dem Hause Habsburg die Augen öffnen muß, um ihm zu zeigen, daß dieser kleine Marquis von Brandenburg, von dem sie sagen, daß er die Pflicht hat, dem Kaiser nach der Mahlzeit die Serviette und das Waschbecken zu reichen, daß dieser Marquis sich in einen ebenbürtigen, freien und selbstständigen König verwandelt hat, der sich von Oesterreich weder knechten, noch demüthigen läßt und Niemand als seinen Herrn anerkennt, außer Gott allein. Wollt Ihr dazu mir behülflich sein und mir beistehen in meinem Werk mit Euren Erfahrungen und Eurem Rath?

Ja, das wollen wir, riefen alle Drei mit freudiger Begeisterung, ganz durchglüht und hingerissen von der edlen Gluth des Königs. Unser Blut und Leben gehört dem König und dem Vaterlande.

Friedrich reichte ihnen lächelnd die Hand dar. Ich rechnete auf Euch; auch Ziethen und Winterfeldt werden uns nicht fehlen, und nicht voreilig und unvorbereitet werden wir in den Kampf ziehen. Alles war vorhergesehen, Alles vorbereitet, und es handelt sich nur um die Ausführung der Entwürfe, die ich seit langer Zeit in meinem Kopfe bewegt habe.**) Sehen Sie, hier sind die Pläne zu unserem Feldzuge, hier sind die Marschrouten, die Angriffspläne. Wir werden also endlich schlagfertig diesen Oesterreichern gegenüberstehen, und wenn man gewagt hat, von meinem Vater zu sagen, daß er den

*) Friedrichs Leben des großen Kurfürsten.

**) Von Ludewig, Rechtsgegründetes Eigenthum. S. 38.

***) Seckendorf, Journal secret. pag. 139.

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Correspondance avec Voltaire.

**) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres Vol. XVIII. pag. 20.

Hahn immer gespannt hatte, aber ihn niemals abdrückte, so sollen sie sehen, daß wir jetzt bereit sind, abzudrücken und den Doppeladler von seiner stolzen Zinne herabzuschießen. Unsere Pläne sind, wie Sie sehen, meine Herren, wohl erwogen, und damit auch mein Volk erfahren möge, daß sein König nur einen Krieg eröffnet, um sein ihm bestrittenes gutes Recht sich von Oesterreich wieder zu erobern, so habe ich den Kanzler von Lndewig beauftragt, eine Schrift zu veröffentlichen, in welcher er den Völkern Unsere rechtsbegründeten Ansprüche auf die Herzog- und Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg, Wohlau und die dazu gehörigen Herrschaften in Schlesien auseinandersetzen soll.*) Der Kampf ist beschlossen und unabänderlich; laßt uns aber vorsichtig sein und verschwiegen, damit Niemand vor der Zeit etwas von unseren Plänen erfahre und wir die Oesterreicher überraschen können. Und jetzt, meine Herren, lassen Sie uns auf die näheren Details unserer Pläne eingehen und prüfen Sie mit mir diese Entwürfe und Schlachtpläne.

XLI.

Der König und der Freund.

Mehrere Stunden blieb der König in ernster Berathung mit seinen Vertrauten eingeschlossen, dann, als sie ihn verlassen hatten, berief er Jordan zu sich, und ihm mit von Begeisterung verklärtem Angesicht entgegen gehend, reichte er dem Freunde seine beiden Hände dar.

Nun, Jordan, freue Dich mit mir! Die Zeit der trägen Ruhe ist vorüber und es wird endlich Leben und Bewegung in diese rostige und knarrende Maschine der Staaten kommen. Du nanntest mich oft einen kühnen Adler! Jetzt wollen wir sehen, ob meine Flügel die Kraft haben, mich zu kühnen Thaten empor zu tragen, und ob meine Fänge scharf genug sind, diesem feindlichen Doppeladler einige seiner besten Federn auszurupfen.

Ah, meine Ahnungen werden sich also erfüllen, rief Jordan, gegen Oesterreich richtet sich der erste kühne Waffengang meines Königs.

Ja, gegen Oesterreich, gegen diesen stolzen Widersacher, der mit neidischem und eifersüchtigem Auge jeden meiner Schritte überwacht, gegen Oesterreich, dem es beliebt, Preußen als einen unterthänigen Vasallen betrachten zu wollen, gegen Oesterreich, dessen Kaiser es unter seiner Würde hielt, meinem Vater die Hand zur Begrüßung darzureichen und ihm einen Sessel anzubieten. Ah, jetzt werde ich es sein, welcher Oesterreich die Hand verweigert und es aus seiner behaglichen Ruhe aufschreckt.

Aber auch für Sie, mein König, wird es vorbei sein mit der Ruhe, vorbei mit der heiligen Dichtermuße, mit den Studien und Künsten. Der Liebling Apollo's wird sich in einen Sohn des Mars umwandeln, und trauernd werden wir Alle dem Enteilenden nachschauen und nichts für ihn thun können, selbst nicht einmal mit unserer Brust ihn schützen gegen Gefahr und Tod.

Weg mit den trüben Gedanken, mein Freund, rief der König mit einem strahlenden Lächeln. Der Tod erwartet uns Alle, und wenn er mich in der Schlacht aufsuchen sollte, nun, so falle ich auf dem Bette der Ehre, und meine Freunde, mein Volk nnd die Geschichte werden mich nicht vergessen. Das ist auch ein Trost und eine Hoffnung! Und dann, mein Freund, Du weißt es, ich glaube und baue auf dieses große, erhabene und unfaßbare Wesen, welches die Welten regiert, ich glaube an Gott und lege mein Geschick getrost in seine Hand. Die Kugel, welche mich treffen soll, kommt von Gott,**) und wenn sie mich nicht auf dem Schlachtfelde träfe, so könnte sie mich in meinem Zimmer, von mörderischer Hand gezielt, ereilen, und das wäre ein minder ehrenvoller und rühmlicher Tod. Ich muß aber etwas Großes, Entscheidendes und Ruhmwürdiges thun, damit mein Volk mich lieben, damit das ganze Publikum Zutrauen zu mir fassen und mir vertrauen kann. Es ist nicht genug, König zu sein durch Erbfolge und Geburt, man muß auch durch seine Thaten verdienen, es zu sein. Dieses

*) Preuß, Friedrich der Große. Vol. I. pag. 165.

**) Des Königs eigene Worte.

Schlesien bietet mir dazu die schönste Gelegenheit dar, und zwar unter Umständen, die eine feste und solide Basis meines Ruhmes begründen können.*)

Ah, ich sehe es wohl, seufzte Jordan, es genügt Ew. Majestät nicht an der Liebe Ihrer Unterthanen, nicht an der begeisterungsvollen und ergebenen Zärtlichkeit Ihrer Freunde. Ein Anderes ist es, was Sie begehren, der Ruhm ist es, dem Sie nachstreben.

Ja, Du hast Recht, rief Friedrich lächelnd, dieses glänzende Phantom, genannt Ruhm, erscheint mir alle Tage. Ich weiß, daß es eine Thorheit ist, aber eine Thorheit, von der man sich schwer losmacht, wenn man einmal von ihr besessen ist. Rede mir also nicht von Gefahren, nicht von Strapazen und Sorgen, was ist dieses Alles im Vergleich mit dem Ruhm? Er ist eine so tolle Leidenschaft, daß ich nicht begreifen kann, daß sie nicht Jedermann den Kopf verdreht.**)

O Majestät, Tausenden hat diese Leidenschaft nicht blos den Kopf verdreht, sondern auch den Kopf gekostet, sagte Jordan traurig. Das Schlachtfeld ist freilich das goldene Buch der Helden, aber nur mit Blut werden ihre Namen in demselben verzeichnet.

Es ist wahr, sagte der König sinnend, ein Schlachtfeld ist ein trauriges Bild für einen Poeten und Philosophen. Wäre ich nicht als Fürst geboren, so würde ich nur Philosoph sein wollen. Nun aber muß Jedermann in dieser Welt sein Handwerk treiben, und ich gedenke nichts halb zu thun. Ich liebe den Krieg um des Ruhmes willen. Beklage mich also nicht, mein Freund, daß diese Tage der Muße, des Friedens und der heiteren Freuden vorüber sind, daß ich im Felde stehen muß, während Du Dich mit Horaz amüsirst, den Pausanias studirst und mit Anakreon jubelst und lachst. Ich beneide Dich nicht, mein Freund, denn mir winkt ein hohes, ein strahlendes Ziel, das ist der Ruhm. Meine Jugend, das Feuer der Leidenschaften, die Begierde nach Ruhm, selbst, um es Dir nicht zu verhehlen, die Neugierde, und endlich ein geheimer, unwiderstehlicher Trieb haben mich dieser sanften Ruhe meines Lebens entrissen, und das glühende Verlangen, meinen Namen in den Zeitungen und künftig auch in den Büchern der Geschichte zu lesen, treibt mich hinaus auf den Kampfplatz.***) Dort will ich mir die Lorbeerkränze verdienen, die sogar ein König nicht von selbst in seiner Wiege und auf seinem Throne findet, sondern die er sich als Mensch und als Held erkämpfen muß.

Und die einst strahlend und für alle Zeiten die Stirn meines Helden, die Stirn Friedrichs des Einzigen umkränzen werden, rief Jordan mit Thränen in den Augen. O, ich sehe für Euch eine glänzende, ruhmesstrahlende Zukunft vor mir. Mag sein, daß ich dann nicht mehr bin. Aber, wo auch mein Geist, — und wenn ich Ihnen gegenüber stehe, mein König, fühle ich, daß der Geist unsterblich ist, — wo auch mein Geist dann weilen mag, immer wird er in seinem edelsten und göttlichsten Theil bei meinem König und bei meinem Herrn sein, und ob todt oder lebendig, werde ich immer bei Ihnen sein, Sie zu lieben als meinen Freund, Sie zu verehren als meinen Herrn, Sie zu bewundern als den einzig begabten, von göttlichem Feuer durchglühten Genius.

O rede nicht vom Sterben, rief der König, und sein brennender Blick ward jetzt von einer sanften Rührung umschleiert. Nein, mein Freund, rede nicht vom Sterben. Ich bedarf Deiner, und ich meine, die wahre Freundschaft müßte so stark sein, daß sie selbst den Tod überwindet. Wir, mein Jordan, wir dürfen einander nicht verlassen, denn wir gehören zu einander, und es wäre wahrlich grausam von Dir, mich eines Besitzes zu berauben, dessen die armen Könige sich so selten rühmen dürfen, mich in Dir eines treuen und wahrhaften Freundes zu berauben. Nein, Jordan, Du wirst mir nicht sterben, und wenn ich auch in den Krieg gehe, so werde ich doch auch Dir nicht sterben, so werde ich doch auch dort Deiner bedürfen. Du sollst mein Cicero sein, wo es die Vertheidigung der Gerechtigkeit meiner Sache anbetrifft, ich werde Dein Cäsar sein, was die glückliche und siegreiche Ausführung derselben anbelangt.*)

Jordan war keiner Antwort mächtig; es arbeitete und kämpfte in seinen Zügen, und indem er leise und traurig sein Haupt schüttelte, rollten zwei große Thränen langsam über seine Wangen hin.

Der König betrachtete ihn mit zärtlichen, aber auch zugleich mit angstvollen Blicken. Er sah sehr wohl diese tiefen, fieberhaften Purpurflecken, diese Rosen des Grabes, welche auf den eingefallenen, durchsichtigen Wangen seines Freundes standen, er sah, daß seine Gestalt täglich schwächer und zusammengefallener erschien, er hörte den Athem, welcher heiß und keuchend aus seiner Brust hervorging.

Eine trübe Ahnung beschlich das Herz des Königs, das Lächeln erstarb auf seinen Lippen, und unfähig, seine Bewegung noch länger zu verbergen, durchschritt er das Gemach und trat zum Fenster, seine heiße Stirn an die Scheiben lehnend und die Thränen nicht mehr zurückhaltend, die er, außer Gott, Niemand wollte sehen lassen.

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres Vol. 17. pag. 73.

**) Des Königs eigene Worte. Vol. 17.

***) Des Königs eigene Worte. Ebendaselbst.

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres Vol. 17. pag. 84.

Mein Gott, mein Gott, murmelte er leise, wie arm ist doch ein Fürst. Ich habe nur so wenige Freunde, und auch diese werden mir vielleicht nur noch kurze Zeit gehören. Suhm liegt krank in Warschau darnieder, und wer weiß, ob ich ihn jemals wiedersehe. Jordan ist neben mir, aber ich sehe schon den Tod, welcher sein Leben unterwühlt und ihn vielleicht schon bald von meiner Seite reißen wird!*)

Jordan stand unbeweglich und blickte hinüber auf den König, der noch immer das Haupt an das Fenster lehnte. Er wagte es nicht, den König zu stören, und doch hatte er ihm eine wichtige, aber auch eine traurige Nachricht zu melden.

Als der König sich noch immer nicht nach ihm umwandte, ging Jordan endlich zu ihm hin und legte leise die Hand auf die Schulter seines königlichen Freundes.

Verzeihung, mein König, sagte er mit zärtlichem, bebendem Ton, Verzeihung, daß ich Ihr Sinnen zu unterbrechen wage. Aber ein Held vor der Schlacht darf sich keinem traurigen Sinnen überlassen, und wenn er an den Tod denkt, muß er ihn mit Lächeln begrüßen, denn der Tod ist sein Verbündeter geworden und sein Adjutant, und wenn er selbst nach den liebsten und theuersten Freunden seine Hand ausstreckt und sie begehrt, so muß der Held und Krieger sie ihm geben als ein Opfer, das er seinen Siegen darbringt.

Der König wandte sich rasch zu dem Sprechenden um und sein scharfer, durchbohrender Blick schien bis in das Innerste seines Freundes dringen zu wollen.

Du hast mir eine Todesnachricht zu bringen, Jordan? fragte er kurz, vom Fenster zurücktretend und sich auf die hohe Lehne eines Fauteuils stützend, als fühle er, daß er eines Anhalts bedürfe, um nicht zusammen zu sinken.

Du hast mir eine Todesnachricht zu bringen, Jordan? wiederholte er heftiger, als Jordan noch immer schwieg.

Ja, eine Todesnachricht, mein König, sagte dieser endlich tiefbewegt. Das Schicksal will Ew. Majestät an solche traurige Kunde allgemach gewöhnen, damit Ihr Herz nicht wanke, wenn in der Schlacht noch mehrere Ihrer Freunde fallen werden.

Es ist also ein Freund, der mir gestorben ist? rief der König erbleichend.

Ein Freund, Sire, und zwar der geliebtesten Einer.

Der König antwortete nicht sogleich. Er ließ sich in den Fauteuil niedergleiten und lehnte das Haupt zurück, indem er mit den Händen fest und krampfhaft die Seitenpolster umklammerte.

Dann fragte er mit lauter, tonloser Stimme: Ist es Suhm?

Ja, es ist Suhm, mein König. Er ist in Warschau gestorben. Hier ist sein letzter Brief an Ew. Majestät. Sein Bruder hat ihn mir gesandt, damit ich ihn in die Hände Ew. Majestät niederlege.

Der König stieß einen Schrei aus und schlug die beiden Hände vor sein erbleichendes Angesicht. Große Thränen rannen zwischen seinen schlanken, weißen Fingern hervor, glänzender und schöner als die Diamanten, welche seine Hände schmückten, strahlender und kostbarer als die Edelsteine einer ganzen Welt. Dann ließ er seine Hände herabgleiten, und mit einer hastigen Bewegung die Thränen aus seinen Augen fortschüttelnd, erbrach er den Brief und las ihn, zuweilen hoch aufseufzend und ächzend und in sich erschauernd. Nun ließ er langsam die Hand mit dem Briefe fallen und starrte vor sich nieder.

Suhm ist todt, murmelte der König dann leise und mit einer so klagenden und weichen Stimme, daß Jordan sein Herz erzittern fühlte in unbeschreiblicher Rührung. Suhm ist todt, dieser Freund, der mich so aufrichtig liebte, wie ich ihn, dieser edle Mann, der mit so viel Geist so viel Aufrichtigkeit und Gefühl vereinigte. Ach, ich möchte lieber Millionen verloren haben, als ihn. Suhm ist todt! Mein Herz wird um ihn trauern, tiefer, als man um die meisten Verwandten trauert. Sein Andenken wird so lange währen, als ein Tropfen Blutes in meinen Adern rinnt, und seine Familie soll die meine sein! Ach, das Herz blutet mir, und diese Wunde

*) Jordan starb im Jahre 1745 an der Schwindsucht, deren Keime er schon Jahre lang in sich getragen. Schon mehrere Monate vor seinem Tode war er nicht mehr im Stande, auszugehen. Der König besuchte ihn aber fast täglich. Als er das erste Mal, ohne Pagen oder sonstige Begleitung, kam, sagte er zu den Verwandten und Pflegern des Kranken, die sein Lager umstanden: „Ich bitte Sie, mich ganz allein mit ihm zu lassen. Ich werde ihn pflegen und ihm Alles geben, dessen er bedarf; ich werde mir Mühe geben, es so gut zu machen, als wenn Sie selber ihm beiständen.“ — So oft der König dann später kam, gingen alle Anwesende schon von selbst hinaus, und Friedrich blieb oft Stunden lang mit dem kranken Jordan allein. Als Jordan die Nähe seines Todes fühlte, nahm er von dem König, der ihn am Nachmittag zu der gewohnten Stunde besuchte, den zärtlichsten Abschied und empfahl ihm seine beiden kleinen mutterlosen Töchter und seinen armen treuen Bedienten. Der König verließ ihn tief traurig. In der Nacht starb Jordan, und als am anderen Morgen sein Bruder zum König kam, sah er ihn vor dem Bilde des Verstorbenen stehen und es mit inniger Rührung betrachten. Er erzählte dem König auf dessen ausdrückliches Verlangen die letzten Momente seines Bruders, und der König, der ihn etwas fragen wollte, konnte nicht sprechen, seine Stimme erstickte in Thränen. Thiébault V. pag. 229.

ist so tief, tiefer als eine Kugel oder ein Schwert sie zu schlagen vermag.*)

Und der König, ganz überwältigt vor Schmerz, legte sein Haupt in seine Hände und weinte laut. Dann, nach einer langen Pause, richtete er sich plötzlich aus seinem Sessel empor und stand hoch und stolz und erhobenen Hauptes vor Jordan da. Seine Züge hatten einen festen, fast ehernen Ausdruck angenommen, seine Augen glühten wieder wie zwei Schwerterspitzen.

Jordan, sagte er mit lauter, voller Stimme, jetzt kann der Tod mir nichts mehr anhaben und mein Herz nicht mehr treffen. Er hat einen eisernen Panzer um mein Herz gelegt, und wenn ich jetzt in den Kampf gehe, so werde ich siegen über alle meine Feinde, denn meinen Freund hat der Tod als Siegesopfer sich hinweggenommen, und weil er mich in der Schlacht nicht treffen wollte, so traf er mich vorher in meinem Freunde. Jordan, Jordan, diese Wunde blutet sehr! Aber wir wollen sie verbinden, und Niemand soll die blutgetränkten Tücher sehen, mit welchen wir sie verhüllen. Ich habe den Tod überwunden, jetzt will ich kämpfen und siegen als ein Held und als ein König. Was kümmert's die Welt, ob ich dabei leide. Die Welt soll nichts davon wissen. Eine Maske vor unser Angesicht. Eine Larve über unsere Schmerzen. Lachen wir wieder und scherzen wir, indeß wir trauern über den Freund, indeß wir uns rüsten wider den Feind. Spielen wir also hier ganz still den Cäsar und Antonius, bis wir sie einst reeller nachahmen können.*) Komm, Jordan, komm, wir wollen hingehen und den „Tod Cäsars" probiren.

XLII.

Abschieds-Audienz des österreichischen Gesandten Marquis von Botta.

Jubel und Lust herrschte heute im Königsschloß zu Berlin. Beim König fand ein glänzendes Diner statt, dann sollte der Hof in den neu eingerichteten Zimmern der Königin-Mutter den Kaffee einnehmen, und Abends war ein Maskenball angesagt, zu dem der Hof, der Adel und die höheren Beamten geladen waren.

Die officielle Trauer um den Kaiser war zu Ende und man durfte sich nun ungestört den Freuden und Vergnügungen des beginnenden Carnevals überlassen. Niemals hatte der Hof ein glänzenderes und üppigeres Leben geführt, als jetzt, Feste folgten auf Feste, und selbst die altfränkischesten und philisterhaftesten Bürger der guten Stadt Berlin fingen an, sich mit dieser neumodischen Regierung zu befreunden, welche so viel Geld unter die Leute brachte und den Handwerkern und Gewerbetreibenden so viel Verdienst und Nahrung zuführte. Man hatte sich berechnet, daß ein luxuriöser und verschwenderischer Hof den Bürgern mehr einbringe, als ein sparsamer und unscheinbarer, und man war es daher jetzt schon zufrieden, daß diese Schaar der königlichen Lakaien starrte von Goldtressen, daß das Königsschloß mit einer ungeheuren Pracht ganz neu ausgestattet worden, daß die daselbst befindlichen neuen Zimmer der Königin-Mutter nicht blos von einem nie gesehenen Luxus zeugten, sondern sogar ein Gemach enthielten, in welchem alle Verzierungen und alle Geräthschaften aus massivem Golde bestanden, daß man da goldene Kronleuchter, Wand- und Armleuchter und Gueridons sah, daß sogar die Tafeln und Brandruthen des Kamins aus purem Golde bestanden.**) Man erzählte sich mit einem stolzen Lächeln, daß sogar der englische und der französische Gesandte erstaunt gewesen über dieses „goldene Cabinet" der Königin-Mutter, und daß sie Beide erklärt hätten, in den Königsschlössern von Paris und London, vielleicht in der ganzen Welt, sei nicht eine ähnliche Pracht und Herrlichkeit zu finden.

Die Berliner, wie gesagt, fingen an stolz auf

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres Vol. 18. pag. 25.

*) Oeuvres Vol. 18. pag. 20.

*) König, Historische Schilderung von Berlin. Theil V. Bd. 2, S. 20.

ihren Hof und ihren König zu werden, und sie fanden es ganz natürlich, daß der junge achtundzwanzigjährige Herrscher sich gar wenig um die Staatsgeschäfte zu bekümmern, sondern seine ganze Zeit der Freude und dem Vergnügen zu widmen schien.

Der König hatte also seinen Zweck erreicht. Niemand ahnte den tiefen Ernst, den er hinter müßigem Spiel verbarg, Niemand dachte daran, daß dieser stets heitere, lächelnde Fürst, auf dessen Lippen immer ein geistreicher Scherz, ein sanglantes Bonmot schwebte, der jeden Abend ein Concert veranstaltete, in welchem er selber die Flöte blies, der sich umgab mit Künstlern, Dichtern und lebenslustigen Cavalieren, und mit ihnen manche Nacht in toller, übermüthiger Lust durchjubelte, Niemand ahnte, daß dieser so unbefangene und harmlose junge Fürst im Begriff stand, die ganze bisherige Politik der europäischen Staaten umzustoßen und Deutschland eine neue Gestalt zu geben. Der König hatte nicht einen Moment die Maske von seinem Antlitz gleiten lassen, und unter den Schleiern unverbrüchlichen Geheimnisses waren seine Pläne gediehen und zur Reife gelangt. Jetzt war der Moment ihrer Ausführung gekommen, und heute Abend noch, heute während des Maskenballs, der mit so viel Pomp und Pracht veranstaltet ward, wollte der König mit seinen Regimentern Berlin verlassen, um sich sofort nach Schlesien zu begeben. Aber selbst seine Truppen kannten nicht das Ziel ihres Marsches. Die Zeitungen hatten verkündet, daß die Truppen Berlin verlassen sollten, um neue Winterquartiere zu beziehen, und man hatte arglos genug diesem Märchen überall Glauben geschenkt.

Nur einige wenige Vertraute und die ihn begleitenden Generäle wußten um das Geheimniß, und mit diesen letzteren hatte der König nach der heutigen glänzenden Mittagstafel eine letzte Unterredung in seinem Arbeitskabinet. Er ertheilte ihnen ihre nöthigen Ordres, er gab ihnen ihre letzten Verhaltungsbefehle, und indem er ihnen die Stunde der Abreise bestimmte, befahl er ihnen, die Offiziere aller marschirenden Regimenter zu dieser Zeit auf dem Schloßplatz zu vereinigen.

Und nun, meine Herren, sagte der König dann, nun, da wir mit den Geschäften fertig sind, lassen Sie uns nur noch an unser Vergnügen denken und uns der Freude hingeben, von der wir nicht wissen, wie lange wir sie nachher entbehren müssen. Ich sehe Sie heute Abend auf dem Maskenball, dort wollen wir mit den Damen tanzen, bevor der Waffentanz beginnt.

Als die Generäle ihn verlassen hatten, kamen die Kammerdiener, um die königliche Toilette zu besorgen, zu der Pelissier heute Abend einen neuen prächtigen Anzug nach der neuesten Pariser Mode geliefert hatte.

Der König wollte sich seinem Hofe noch einmal in allem Glanze zeigen, bevor er den Salon mit dem Feldlager vertauschte, er wollte noch einmal der elegante Cavalier sein, bevor er der rauhe Krieger ward. Niemals hatte er daher mehr Sorgfalt auf seine Toilette verwandt, niemals hatte er geduldiger sich den Händen des Friseurs überlassen, wie heute, ja, als seine Toilette vollendet war, ging er sogar zu dem großen Spiegel hin, um mit prüfendem Blick seine ganze Gestalt zu betrachten und seine kostbare Toilette anzuschauen.

Nun, sagte er leise, wenn der Marquis Botta von diesem Modenarren, den ich da im Spiegel sehe, nicht hintergangen wird, so ist das wahrhaftig nicht meine Schuld. Der gute österreichische Gesandte müßte wahrlich eine sehr feine Nase haben, wenn er hinter dieser ambraduftenden, mit Spitzen und Schleifen ausstaffirten Salonpuppe den Kriegsmann wittern wollte. Ich denke, er wird meiner guten Muhme, der Maria Theresia, weiter nichts zu sagen haben, als daß der König von Preußen sich sehr gut anzukleiden versteht und ein vollendeter Modeheld, aber kein Kriegsheld ist.

Und der König begab sich lachend hinüber in die Gemächer der Königin-Mutter, wo der ganze Hof versammelt war, und wo Friedrich dem Marquis von Botta, dem Abgesandten der jungen Kaiserin von Oesterreich, eine Abschiedsaudienz ertheilen wollte.

Friedrich hatte ganz recht gehabt, der Marquis war getäuscht worden von dieser Maske harmloser Lustigkeit und gedankenloser Freude, welche der König sich und seinem ganzen Hofe angeheftet hatte. Er war von der Kaiserin mit der geheimen Instruction abgesandt worden, die Absichten des preußischen Königs zu sondiren, während er officiell nur den Auftrag hatte, zu danken für die Glückwünsche, welche der König der Kaiserin zu ihrer Thronbesteigung gesandt hatte.

Der Marquis von Botta, wie gesagt, hatte sich täuschen lassen von dieser anscheinenden Harmlosigkeit des Königs, und die Warnungen und Andeutungen Manteuffels waren bis jetzt vergeblich gewesen.

Ich gehe mit der festen Ueberzeugung, sagte er zu dem Grafen Manteuffel, mit dem er, das Kommen des Königs erwartend, sich in eine Fensternische zurückgezogen hatte, während der Hof sich plaudernd, schäkernd und lachend in den Sälen auf und ab bewegte und die beiden Königinnen in dem goldenen Kabinet der Königin-Mutter mit ihren vertrautesten Damen eine Partie Quadrupel spielten, ich gehe mit der festen Ueberzeugung, sagte der Marquis, daß der König durchaus nur friedliche Absichten hegt und gar nicht daran denkt, den Frieden stören zu wollen.

Graf Manteuffel zuckte die Achseln. Sie werden

morgen schon in dieser Ueberzeugung wankend gemacht werden, denn diese Nacht noch verläßt der König Berlin, um mit seiner Armee nach Schlesien zu gehen.

In diesem Moment erschien dort drüben in der Thür des goldenen Kabinets die von Brillanten funkelnde Gestalt des Königs. Eine plötzliche Stille trat ein, das Plaudern und Lachen verstummte, und Jedermann beugte sein Haupt nieder und verneigte sich ehrfurchtsvoll vor der glänzenden, lichtvollen Erscheinung des jugendlichen Königs.

Friedrich neigte lächelnd sein Haupt, aber er blieb in der geöffneten Thür stehen und seine flammenden Blicke überflogen prüfend den ganzen Saal. Es schien ihm Vergnügen zu machen, so gewissermaßen vor seinem ganzen Hofe zu paradiren und sich dem Anschauen aller dieser bewundernden, neugierigen, forschenden Augen darzubieten. Wie ein köstliches, lebensvolles Bild der Jugend, Schönheit und Männlichkeit stand er da in dem Rahmen der Thür, strahlend wie in einem Meer von Licht und Glanz, von hinten beleuchtet durch den goldenen Kronleuchter des Kabinets der Königin, während die großen Lüstres des Saals vor ihm ihre Lichtmassen gerade auf seine Gestalt zu concentriren schienen, und sein blaues, mit kostbarer Silberstickerei verziertes Sammetkleid und die Silberbrocatweste mit den großen Knöpfen von Brillanten funkeln und leuchten machten.

Sehen Sie nur diesen wundervollen geputzten, schönen jungen Mann, flüsterte Marquis Botta. Sehen Sie dieses jugendliche, von Lust und Freude strahlende Angesicht, diese mit Brillantringen geschmückten, von kostbaren Spitzenmanschetten eingefaßten Hände, die so zart, weiß und fein sind, daß sie der zierlichsten Dame Ehre machen würden, sehen Sie dieses graziöse, schlanke, von weißseidenen Strümpfen umhüllte Bein und diesen kleinen, zarten Fuß, der sich jungfräulich verbirgt in dem glänzenden Schuh, welcher mit hohen rothen Hacken und diamantenen Schnallen verziert ist. Ah, und Sie wollen mich glauben machen, daß dieser kleine, zarte Fuß soldatisch marschiren will, statt in zierlicher Menuett über den parquettirten Fußboden zu tänzeln, daß diese kleine, durchsichtige, feine Hand, die nur das Riechfläschchen oder die Schreibfeder zu halten vermag, das Schwert und den Commandostab führen will. Ach, ach, mein lieber Graf, Sie machen mich lachen mit Ihren düsteren Prophezeihungen.

Und doch beschwöre ich Sie, glauben Sie mir, und eilen Sie, sobald diese Audienz zu Ende ist, nach Ihrem Hotel, kehren Sie mit Courierpferden nach Wien zurück, gönnen Sie sich keine Stunde Schlaf, keine Minute der Erholung, bis Sie Wien erreicht, bis Sie Ihre Kaiserin bewogen haben, sofort alle ihre Regimenter, ja, ihre ganze Armee in Eilmärschen nach Schlesien, nach Breslau zu senden. Wenn Sie es nicht thun, wenn Sie meinen Rath mißachten, so wird der König von Preußen früher in Breslau sein, als Sie in Wien, und Ihre Kaiserin wird von den fliehenden Einwohnern der ohne Schwertstreich besiegten Provinz die Nachricht erhalten, die Sie heute nicht glauben wollen.

Der tiefe Ernst des Grafen hatte etwas so Ueberzeugendes, Eindringliches, daß der Marquis von Botta seine Arglosigkeit und sein Vertrauen doch davon erschüttert fühlte, und mit staunender, zweifelnder Miene hinüber blickte nach dem jungen Monarchen, der sich eben lächelnd und heiter mit einigen Damen unterhielt.

Aber während er sprach, hatte der König nicht einen Moment diese beiden Herren aus den Augen verloren, die da in der Fensternische lehnten und deren Gedanken er in ihren Mienen las.

Er begegnete jetzt mit festem Blick den auf ihn gerichteten Augen des Marquis und winkte ihn mit einer leichten Kopfbewegung zu sich. Der Marquis nahm eine feierliche Miene an und näherte sich dem König, der in der Mitte des Saals stand, umgeben von seinen Generälen und Vertrauten.

Eine tiefe Stille trat ein. Aller Augen richteten sich mit gespannter Erwartung auf diese glänzende Gruppe, aus welcher der junge Monarch als der glänzende, lichtstrahlende Mittelpunkt hervorragte; für Diejenigen, denen die Absichten und Pläne des Königs bekannt sein mochten, war diese Scene ein interessantes Schauspiel, ein pikanter Scherz, während sie für Diejenigen, welche nicht zu den Eingeweihten gehörten, sondern nur eine dunkle, unbestimmte Ahnung hatten von dem, was geschehen sollte, ein wichtiger, inhaltsreicher Moment der Beobachtung war, um vielleicht eine Bestätigung oder Verneinung ihrer Ahnung zu erhalten.

Der österreichische Gesandte, Marquis von Botta, stand jetzt dem Könige gerade gegenüber und machte ihm seine ceremoniellen, ehrerbietigen Verbeugungen.

Der König nickte leicht mit dem Kopf. Sie kommen also wirklich, um Abschied zu nehmen, Herr Marquis, sagte er leichthin.

Sire, Ihro Majestät, meine erhabene Kaiserin, ruft mich zurück und ich muß ihren Befehlen Folge leisten, so glücklich ich mich auch preisen würde, wenn es mir noch länger vergönnt wäre, mich in dem Anschauen eines so edlen, erhabenen Monarchen zu sonnen.

Nun, es ist wahr, sagte der König, ein wenig Sonne würde Ihnen sehr wohlthätig sein, Herr Marquis. Sie werden eine kalte Rückreise haben.

O, Majestät, die Kälte wäre noch ein leicht zu ertragendes Uebel, seufzte der Diplomat.

Es giebt also noch andere Uebel, welche Ihre Reise beängstigen?

Ja, Sire, es giebt da diese fürchterlichen Wege durch die beklagenswerthe österreichische Provinz Schlesien. Ach, Majestät, das sind Landstraßen und Wege, von denen Ew. Majestät in Ihren glücklichen und gesegneten Landen gar keine Vorstellung haben kann, und die glücklicherweise auch in den andern österreichischen Provinzen eine Unmöglichkeit sind. Dieses arme Schlesien ist das Schmerzenskind meiner erhabenen Monarchin, es macht ihr nur Sorgen und Kummer, aber vielleicht gerade deshalb liebt sie es so sehr und möchte ihm so gerne hülfreich sein. Indeß die Natur selber scheint der Kaiserin edle und wahrhaft ritterliche Absichten verhindern zu wollen. Furchtbare Regengüsse haben neuerdings wieder die Landstraßen, welche erst mit großen Kosten passirbar gemacht worden, verheert, und wie ich zu meinem Schrecken erfahre, wird es kaum für einen einzelnen Reisenden möglich sein, diese schlesischen Landstraßen zu befahren, ohne in die äußerste Gefahr zu gerathen.

Ei nun, sagte der König gelassen, das Schlimmste, welches Demjenigen begegnen kann, der diese Wege zu passiren hat, ist doch nur, sich zu beschmutzen.

Verzeihung, Sire, rief der Marquis lebhaft, man riskirt seine Gesundheit, ja sogar sein Leben auf diesen, von tiefen, unsichtbaren, mit stehendem Wasser angefüllten Sumpflöchern unterbrochenen Wegen, man kann auch in diesen Schmutzregionen, wie in den reinen Schneeregionen der Alpen, in Abgründe hinunterstürzen, von deren Existenz man keine Ahnung hatte, bevor man den halsbrechenden Weg in die Tiefe gemacht. O, beneidenswerth sind alle Diejenigen, welche nicht nöthig haben, sich in diese Gefahren zu stürzen.

Der König war jetzt dieses listigen diplomatischen Spieles überdrüssig, er war es müde, die forschenden, beobachtenden Blicke des Gesandten in seinem Antlitz spähen zu sehen; in seiner Siegesgewißheit und dem edlen Stolz seiner unverhüllten wahrheitsliebenden Natur gelüstete es ihn, endlich die Maske fallen zu lassen, welche dem Marquis sein stolzes, heldenkühnes Antlitz verborgen gehalten. Der Moment der That war gekommen, es war also nicht mehr nöthig, sie in die Schleier des Geheimnisses einzuhüllen.

Nun, mein Herr, sagte der König mit lauter, fester Stimme, wenn Sie denn wirklich ein so fürchterliches Grauen vor den schlesischen Landstraßen haben, so rathe ich Ihnen, lieber hier in Berlin zu bleiben. Ich werde statt Ihrer nach Schlesien gehen und meiner erhabenen Muhme, der Kaiserin Maria Theresia, durch die Stimme meiner Kanonen sagen lassen, daß die schlesischen Landstraßen für einen Oesterreicher zu lebensgefährlich und gewagt, für den König von Preußen aber gerade bequem und geeignet sind, um auf ihnen nach Breslau zu marschiren.

Wie? Ew. Majestät wollen nach Breslau marschiren? fragte der Marquis entsetzt.

Ja, mein Herr, nach Breslau! Und da, wie Sie selber vorher bemerkten, die schlesischen Landstraßen für einen einzelnen Reisenden zu gefährlich sind, nun so werde ich meine Armee mit mir nehmen, damit sie meinen Wagen vor dem Umsturz beschütze.

O, rief der Marquis traurig, Ew. Majestät will also einen Einfall in die Lande meiner erhabenen Monarchin machen?

Der König schleuderte auf ihn einen Blick voll zorniger und stolzer Verachtung. Unter den Hofleuten erhob sich ein unwilliges Gemurmel, man sah die Generäle die Hände an ihre Schwerter legen und ihre Blicke mit einem stolzen, herausfordernden Ausdruck auf den übermüthigen Oesterreicher richten, der es wagte, dem König von Preußen einen Vorwurf zu machen.

Der König winkte seinen Generälen lächelnd mit der Hand, und sich wieder an den Marquis wendend, sagte er gelassen: Sie drücken sich falsch aus, Herr Marquis. Ich will keinen Einfall in die Lande der Kaiserin von Oesterreich machen, sondern ich will mir wieder holen, was Mein ist, Mein durch anerkanntes Recht, durch Erbschaft und geheiligte Verträge, deren Urkunden nur unter dem Wust und Staub der österreichischen Staatskanzlei vergraben liegen. Wir wollen mit den guten Lungen unserer Soldaten diesen Staub ein wenig hinwegblasen, damit die Kaiserin diese Urkunden wieder lesen und sich von meinem guten Recht auf die Provinz Schlesien überzeugen könne. Sie wissen es ja, mein erhabener, in Gott ruhender Vater hat den Hahn gespannt, ich drücke los, das ist das Ganze.

Aber Ew. Majestät laufen dabei Gefahr, sich selber zu verwunden, rief der Marquis; es ist gefährlich, alte verrostete Gewehre abzuschießen, sie können leicht platzen und Diejenigen zerschmettern, welche sie auf Andere richten.

Nun, so werde ich sie erst mit Oel schmieren lassen, bevor ich losdrücke, sagte der König lächelnd.

Ew. Majestät werden das Haus Oesterreich vielleicht zu Grunde richten, sagte der Marquis. Sich selbst aber gewiß auch.

Es hängt ja nur von der Kaiserin-Königin ab, die Anerbietungen anzunehmen, welche ich ihr eben jetzt durch meinen Gesandten in Wien machen lasse, rief der König.

Der Marquis seufzte und senkte traurig sein Haupt auf seine Brust, dann, als er es wieder empor richtete, zeigten seine Züge einen lächelnden ironischen Ausdruck.

Sire, sagte er, ich muß es gestehen, Ihre Truppen sind schön; die österreichischen Truppen haben nicht das glänzende Aeußere, aber sie haben sich etwas versucht, sie haben oft schon im Feuer gestanden.

Der König trat ihm lebhaft einen Schritt näher und seine glühenden Blicke richteten sich jetzt wie zwei Dolchspitzen auf das lächelnde Antlitz des österreichischen Gesandten.

Sie finden, daß meine Truppen schön sind, sagte er ungestüm. Eh bien, ich werde Sie überführen, daß sie auch brav sind.

So sprechend, nickte er dem österreichischen Gesandten leichthin einen Abschiedsgruß zu. Die Audienz war zu Ende, der österreichische Gesandte machte seine officiellen Verbeugungen und verließ unter dem tiefen Schweigen des ganzen Hofes den Saal.*)

Kaum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, als das edle Antlitz des Königs wieder seinen gewöhnlichen, sanften und erhabenen Ausdruck annahm.

Mit einem lächelnden Gruß sich verneigend, sagte er frohmüthig: Mesdames et Messieurs, es wird Zeit sein, die Toilette für den Maskenball zu beginnen. Wir haben unsere Maske ein wenig abgeworfen, Sie aber werden es wohl an der Zeit finden, die Ihrigen anzulegen. Leben Sie wohl bis dahin.

XLIII.

Der Maskenball.

Die Säle strahlten im Lichterglanz und durch die prächtig geschmückten Königshallen bewegte sich der Zug fabelhafter, phantastischer Gestalten in buntem Gemisch auf und ab. Die Repräsentanten aller Nationen, so schien es, hatten sich heute im Königsschloß zu Berlin zusammengefunden, um dem jungen Heldenkönig ihre Grüße darzubringen. Man sah da Griechen und Türken in ihren goldgestickten, mit Brillanten besetzten Gewändern, Spanierinnen, Odalisken, Russinnen und deutsche Bäuerinnen jeglicher Art und Tracht,

*) Diese ganze Unterredung ist historisch. Siehe: Preuß, Friedrich der Große. Vol. I. pag. 171.

wunderbare Märchengestalten, goldflimmernde Feen, Zauberinnen und Zigeunerinnen, ernste Mönchsgestalten, altdeutsche Ritter in silbernen Panzern, züchtige Burgfräulein und verschleierte Nonnen. Es war ein überaus prächtiger, bezaubernder Anblick, diese mit so vielen verschiedenen Gestalten angefüllten, glänzend erleuchteten, prachtvoll decorirten Säle zu sehen, die herrlichen Costüme, die geschmackvollen Trachten zu beobachten, und wären diese todten, leblosen, grinsenden, verzerrten, stieren Gesichter nicht gewesen, so würde man geglaubt haben, sich in dem lichtstrahlenden Elysium zu befinden, wo alle Völker und alle Stämme sich einten zum seligen, ungetrübten Genuß. — Aber diese kalten, glänzenden Larven, hinter denen sich die von Lebensfreude, Uebermuth und Lust strahlenden Gesichter verbargen, störten ein wenig den herrlichen Anblick und riefen den verzückten Beschauer in die Gegenwart und die irdische Wirklichkeit zurück.

Nur in dem letzten dieser Säle befand sich eine Gruppe, welche unmaskirt war. Dort saßen die beiden Königinnen, strahlend von Gold und Edelsteinen, denn Sophie Dorothea hatte jetzt nicht mehr nöthig, ihre wundervollen Brillanten zu verbergen, sie durfte sich ungescheut mit denselben vor ihrem ganzen, neidischen und erstaunten Hofe sehen lassen, und Elisabeth Christine, welche wußte, wie ihr Gemahl bei festlichen Gelegenheiten es liebte, daß die Königin von Preußen auch in ihrer Erscheinung ihre Größe und Würde repräsentire, hatte ihren wundervollen, aus Smaragden und Brillanten zusammengesetzten Schmuck angelegt, der stets die Bewunderung des ganzen Hofes erregte, und den der Baron von Bielfeld für ein wahres Wunderwerk von Schönheit und Reichthum erklärt hatte.*)

Neben den beiden Königinnen und den Prinzessinnen Ulrike und Amalie befand sich der König, welcher sein glänzendes Ballcostüm beibehalten hatte, und hinter den königlichen Herrschaften standen die Damen und Cavaliere des Hofstaates, Alle demaskirt, die Larven in der Hand haltend, denn Niemand durfte es wagen, mit der Maske diesen Saal zu betreten, in welchem die beiden Königinnen und die königliche Familie verweilten.

Der König und die Königin-Mutter wollten so eben das Versprechen erfüllen, was sie sich gegenseitig gegeben hatten: Sophie Dorothea wollte sich den Grafen Réal vorstellen lassen, während der König die junge, seit einigen Tagen vermählte Gräfin Rhedern an seinem Hofe willkommen hieß.

So eben verkündete die laute ironische Stimme des Ober-Ceremonienmeisters Baron von Pöllnitz den königlichen Herrschaften die Ankunft des Grafen und der Gräfin Rhedern, sowie des Grafen von Réal, und die so feierlich Annoncirten traten jetzt in diesen Saal ein, in dieses Sanctuarium, das nur den Bevorzugten und Berechtigten, nur Denen, welche durch hervorragende Geburt oder Gunst, oder durch den Hofdienst der Königsfamilie näher standen, sich öffnete, und das außer diesen Niemand ohne besondere Einladung oder Erlaubniß betreten durfte.

An der Hand ihres Gemahls, des Grafen Rhedern, betrat die neugeschaffene Gräfin Rhedern, geborne Orguelin, diesen Saal. Ihr Antlitz war vollkommen ruhig, kalt und ernst, ein Ausdruck fester Entschlossenheit sprach aus ihren Zügen, welche weder den Reiz der Schönheit noch der Jugend mehr besaßen, aber dennoch nicht ohne Interesse und Bedeutung waren. Eine feste, energische Seele verkündete sich in diesem Angesicht, ein Ausdruck tiefer Güte umspielte den etwas großen, aber nicht übel geformten Mund, und aus den großen dunklen Augen, die nicht schüchtern gesenkt, sondern ruhig und fest auf die Königsfamilie hingewandt waren, sprach so viel Geist, Kühnheit und Leidenschaft, daß man wohl sah, dies sei kein gewöhnliches Weib, sondern eine starke, feurige und entschlossene Frau, welche Muth genug besaß, das Schicksal herauszufordern, und es sich nöthigenfalls nach ihrem eigenen Willen zu formeln und zu modeln.

Aber die stolze und herrschsüchtige Königin Sophie Dorothea fühlte sich unangenehm berührt von diesen gerade auf sie gerichteten ernsten Blicken der Gräfin. Sie würde, wenn die Gräfin zitternd und mit niedergeschlagenen Augen, ganz zerschmettert von dem ungeheuren Gewicht der unerhörten, königlichen Gnade, sich ihr genähert hätte, vielleicht geneigt gewesen sein, ihr den Mangel an Geburt und Herkommen gnädigst zu verzeihen und den Makel einer namenlosen Herkunft zu vergessen, aber diese ruhige, ernste und ungezwungene Haltung der neucreirten Gräfin empörte sie und machte ihr stolzes, leicht gereiztes Blut höher aufwallen. Zudem fühlte sie sich beleidigt durch die glanzvolle, prächtige Toilette der Gräfin. Die silberdurchwirkte lange Mantelschleppe, welche, mit großen Brillantagraffen an ihren Schultern befestigt, zur Erde niederwallte, war von kostbarerem und seltenerem Stoff, als selbst die Robe der Königin, das Diadem, das Collier und die Bracelets von Brillanten durften sogar mit dem Schmuck der Königin rivalisiren, und dieser große, ungeheure Fächer, den die Gräfin halb geöffnet in der Hand hielt, war von echt chinesischer Arbeit und verziert mit so unvergleichlicher Elfenbeinschnitzerei und künstlicher Malerei, daß die Königin bei dem Anblick dieses kostbaren und seltenen Kunst-

*) Bielfeld, Lettres Vol. I. pag. 83.

werkes, dem sie kein ähnliches an die Seite zu stellen hatte, fast eine Art Neid empfand.

Sie erwiederte daher die ehrerbietige und nach allen Regeln der Etiquette ausgeführte dreimalige Verneigung der Gräfin Rhedern mit einem kurzen, raschen Kopfneigen, während die Königin Elisabeth Christine, welche neben ihr saß, mit einem huldvollen Lächeln sie begrüßte. Der König, welcher die Wolke gewahrte, die sich auf der Stirn seiner Mutter zusammenzog und deren Ursprung er sehr gut erkannte, der König fand Ergötzen an dieser pikanten Scene, es amüsirte ihn, die Königin-Mutter, welche sich so lebhaft für die Aufnahme der Gräfin Rhedern verwandt hatte, jetzt dieselbe so hart und schroff empfangen zu sehen, er wollte seine königliche Mutter ein wenig necken mit ihrer so schnell verdampften Neigung für die namenlose Gräfin, welche keine anderes Anrecht auf die Gunst bei Hofe zu erscheinen hatte, als die Schuldenlast ihres gräflichen Gemahls und ihre Millionen.

Er begrüßte daher die junge Gräfin mit gnädigen und gütevollen Worten, und sich dann an die Königin-Mutter wendend, sagte er halbleise: In der That, Majestät, Sie thaten sehr wohl, die Gräfin Rhedern an unsern Hof zu laden. Sie wird eine ganz besondere Zierde desselben abgeben.

Ja, eine ganz besondere Zierde, wiederholte Sophie Dorothea, welche jetzt schon dahin gekommen war, die ruhige, würdige und ungezwungene Haltung der Gräfin als unverschämt und respectwidrig zu betrachten, und fest entschlossen war, diese Eindringlingin zu strafen. Sie heftete daher ihre stolzen Blicke, während sie die Worte des Königs wiederholte, mit einem spöttischen, fast verächtlichen Ausdruck auf die Gräfin, und sie mit jenem scharfen, prüfenden und ruhigen Auge betrachtend, wie nur die Fürsten es sich erlauben dürfen, sagte sie: Welch eine seltsame und abenteuerliche Schleppe Sie da tragen, Gräfin!

Es ist indisches Fabrikat, erwiederte die Gräfin vollkommen ruhig, mein Vater steht mit einigen großen holländischen Häusern in Handelsverbindungen, und durch eins derselben bekam er diesen seltenen Stoff, welcher die Ehre hat, die Aufmerksamkeit Ew. Majestät zu erregen.

Sophie Dorothea war erröthet vor Scham und Entsetzen. Diese, kaum aus dem Staube und der Niedrigkeit hervorgangene Gräfin hatte die Verwegenheit, sich ihrer Vergangenheit nicht zu schämen, sie nicht mit einem undurchdringlichen Schleier zu verhüllen, sie wagte es, in dieser glänzenden Gesellschaft, in Gegenwart zweier Königinnen, von den Handelsverbindungen ihres Vaters zu sprechen, während die Königin die Großmuth hatte haben wollen, diesen Makel ihrer Geburt mit ewigem Vergessen und Schweigen zu bedecken.

Ah, sagte die Königin-Mutter jetzt laut, Sie tragen da einen Handelsartikel Ihres Vaters. Dies ist in der That eine sehr bequeme und sinnreiche Art, die Handelsartikel Ihres Vaters anzupreisen, und wenn wir künftighin die Toilette der Gräfin Rhedern ansehen, so werden wir und der ganze Hof sogleich wissen, welches der neueste Artikel ist, womit Ihr Vater, der Herr Orguelin, handelt.

Ein kaum unterdrücktes Lachen der Damen und Herren des Hofes, welche die Worte der Königin gehört hatten, war der Lohn dieses grausamen Scherzes. Aller Augen richteten sich mit spottendem Ausdruck auf die Gräfin hin, deren Gemahl zitternd und todesbleich an ihrer Seite stand und nicht den Muth hatte, seine Blicke vom Boden zu erheben.

Nur die junge Gräfin Rhedern blieb vollkommen ruhig, vollkommen unbefangen.

Ew. Majestät verzeihen, sagte sie mit voller, klarer Stimme, wenn ich Ihnen zu widersprechen wage. Das Geschäft meines Vaters ist zu bekannt, als daß man annehmen dürfte, es sei irgend Jemanden unbekannt, womit er handelt.

Nun, rief die Königin zornig, womit handelt denn Ihr Vater?

Die Gräfin verneigte sich tief und ehrfurchtsvoll. Majestät, sagte sie, mein Vater handelt beständig mit Verstand, mit Würde, Großmuth und Bescheidenheit.

Die Augen der Königin schossen Blitze. Eine Krämerstochter wagte es, der Königin eine Zurechtweisung zu geben, sie hatte den Muth, ihr zu trotzen und ihrem Zorn Hohn zu sprechen.

Sophie Dorothea richtete sich in der ganzen Majestät ihrer Königswürde empor; sie war im Begriff, diese hochmüthige, „neugeborne" Gräfin mit dem ganzen Hohn ihrer Verachtung zu zerschmettern, sie hatte schon den Mund geöffnet zu einer jener sarkastischen, sanglanten Bemerkungen, welche um so furchtbarer und zermalmender wirken, wenn sie von königlichen Lippen gesprochen werden, weil dann keine Genugthuung und keine Zurechtweisung möglich ist. Aber der König sah das aufsteigende Gewitter auf der Stirn seiner königlichen Mutter, und er wollte dem Ausbruch desselben zuvorkommen. Seine großmüthige und erhabene Natur sträubte sich dagegen, ein armes wehrloses Weib so gemartert zu sehen, auch war der König zu vorurtheilsfrei und hochgesinnt, als daß diese ruhige und würdige Haltung der armen Gräfin ihm hätte mißfallen sollen. Gerade durch das, wodurch sie den Zorn der Königin-Mutter erregte, hatte sie sich das Wohlwollen des Königs gewonnen, und er verzieh ihr ihre namenlose Geburt

zu Gunsten ihres Verstandes und der Ueberlegenheit ihres Geistes.

Er legte sanft die Hand auf die Schulter seiner Mutter, und dem Ausbruch ihres Zornes zuvorkommend, sagte er mit einem gütevollen Lächeln: Finden Sie nicht, Majestät, daß die Gräfin Rhedern ihrer Geburt Ehre macht? Ihr Vater handelt mit Verstand, mit Würde, Großmuth und Bescheidenheit. Nun, mir scheint, daß die Gräfin das Geschäft ihres Vaters fortsetzt und seine Handlung als tüchtige und ehrenwerthe Erbin weiter führt. Ach, meine liebe Gräfin, ich verspreche Ihnen meine treue Kundschaft und werde Ihrem schätzenswerthen Hause stets ein dankbarer und ergebener Kunde sein, vorausgesetzt, daß Sie mir versprechen, auch als Gräfin Rhedern nicht zu vergessen, womit Ihr Vater, wie Sie sagen, handelt, und Ihr gräfliches Haus zu einem würdigen Filial Ihres Vaterhauses zu machen.

Ich verspreche es Ew. Majestät, sagte die Gräfin, sich tief verneigend, während ein Ausdruck reinen und stolzen Entzückens ihr Antlitz überstrahlte und es fast schön erscheinen ließ. Möchten Ew. Majestät auch einmal die Gnade haben, fuhr sie fort, indem sie die Hand ihres Gemahls nahm, möchten Ew. Majestät auch einmal die Gnade haben, sich selber zu überzeugen, daß das Haus Rhedern und Compagnie dem erhabenen König, der ihm so großmüthig seine Kundschaft zugesagt, Ehre macht und im Stande ist, Ihren Anforderungen zu genügen.

Die Königin-Mutter unterdrückte nur mit Mühe einen Ausruf des Zornes und Entsetzens. Die Gräfin Rhedern wagte es, den König einzuladen. Das war ein Verstoß gegen das Ceremoniell und die Hofetiquette, wie ihn nur die größte Unwissenheit oder die übermüthigste Insolenz begehen konnte, und wofür ohne Zweifel der König das hochmüthige Weib sogleich mit seiner stolzesten Verachtung strafen würde.

Aber diesmal hatte Sophie Dorothea sich geirrt. Der König lächelte, und sich mit dem unnachahmlichen Ausdruck von Güte, Erhabenheit und Milde, welcher nur ihm allein eigen war, vor der Gräfin leicht verneigend, sagte er: Madame, ich werde sehr bald kommen, um zu sehen, ob meine Hoflieferantin, die Gräfin Rhedern, meiner Kundschaft Ehre macht.

Sophie Dorothea fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Sie war nicht mehr im Stande, diese Scene zu ertragen, und sich ganz ihrer stürmischen Heftigkeit überlassend, beging sie in ihrem Ungestüm denselben Fehler, den die Gräfin Rhedern aus Unwissenheit begangen hatte, — sie machte einen Verstoß gegen die Etiquette, sie that, was nur ihrem Sohn, dem König, oder der regierenden Königin zustand, sie hob die ceremonielle Vorstellung auf. Sich mit ungewohnter Schnelligkeit von ihrem Fauteuil erhebend, sagte sie ungeduldig: Ich denke, es wird Zeit sein, ein wenig dem Tanze im großen Tanzsaal beizuwohnen. Hören Ew. Majestät nur, wie lockend und lustig die Musik zu uns herüberschallt. Lassen Sie uns gehen.

Der König aber legte lächelnd seine Hand auf den Arm der Königin.

Madame, sagte er, Sie vergessen, daß da noch ein Glücklicher ist, welcher sich sehnt, von der gnadenspendenden Sonne Ihres Blickes beleuchtet zu werden. Sie vergessen, daß Sie dem Grafen Néal eine Präsentation zugesagt haben.

Die Königin schleuderte auf ihren Sohn einen jener stolzen, vorwurfsvollen und resignirten Blicke, wie sie sie in ihrer Ehe mit Friedrich Wilhelm dem Ersten so vielfach hatte gebrauchen müssen. Sie fühlte sich besiegt, gedemüthigt und machtlos, der Strahl der Hoheit war von ihrer Stirn gewichen und hatte nur in ihren kühnen und zerschmetternden Augen eine Zuflucht gefunden.

Auch das noch, murmelte sie leise, während sie ganz überwältigt in ihren Fauteuil zurücksank. Sie hörte kaum die feierliche Präsentation des Grafen Néal, sie erwiederte nur mit einem kurzen, stummen Kopfneigen den ehrerbietigen Gruß des armen Grafen, der vor Lust und Wonne strahlte, endlich sein Ziel erreicht, endlich von der Königin-Mutter empfangen zu sein.

Der König war heute in der Laune, immer den großmüthigen Vermittler abzugeben, er mußte daher jetzt dem zornigen Schweigen seiner Mutter wiederum zu Hülfe kommen.

Madame, sage er, der Graf Néal ist in der That ein beneidenswerther Mann. Er hat gesehen, was wir Beide wahrscheinlich niemals sehen werden, er ist in dem glanzstrahlenden, märchenhaften, üppigen und träumerischen Süden gewesen, er hat die Sonne Indiens gesehen und war in dem schönen und reichen Surinam als Gouverneur.

Verzeihung, Majestät, ich war nicht blos Gouverneur, ich hatte den Titel eines Vicekönigs, sagte der Graf mit einem stolzen Lächeln.

Ah, Er war Vicekönig, warf der König leicht hin. Nun, worin bestanden denn die Ehren und Würden Ihres Vicekönigthums?

Ich war dort ebenso angesehen, wie Ew. Majestät es hier ist, rief der Graf, der Vicekönig von Surinam wird mit derselben Unterwürfigkeit, Demuth und Ergebenheit behandelt, er genießt dieselben Ehrenbezeugungen und Huldigungen, wie der König von Preußen.

Ah, in der That, sagte der König lächelnd, Sie standen dem König von Preußen gleich. Und indem er sich zu dem nahestehenden Ober-Ceremonienmeister

Baron von Pöllnitz wandte, fuhr er fort: Sie haben einen großen Fehler gegen die Etiquette begangen, Baron Pöllnitz. Sie haben vergessen, meinem Halbbruder, dem Vicekönig von Surinam, einen Fauteuil zu geben.*) Sie müssen heute schon Nachsicht haben, mein lieber Stiefbruder, bei dem nächsten Maskenball aber wollen wir nicht vergessen, daß Sie der Vicekönig von Surinam sind, und wehe alsdann dem Baron, wenn er Ihnen keinen Fauteuil giebt.

So sprechend, reichte er der Königin-Mutter seinen Arm und gab dem Prinzen August Wilhelm einen Wink, ihm mit der regierenden Königin zu folgen, um sich in den großen Tanzsaal zu begeben.

Die von Goldborten und Stickereien funkelnden Pagen eilten herbei, den beiden Königinnen die Schleppen zu tragen, der Ober-Ceremonienmeister trat mit seinem goldenen Stabe dem Königspaare voran, und so im feierlichsten Ceremoniel begab sich der Hof in den großen, prachtvoll erleuchteten Tanzsaal. Die Musik stimmte einen dreimaligen schmetternden Tusch an, und alle die schönen, herrlich geputzten, von Lust und Freude strahlenden Masken, welche sich eben noch im bunten Gemisch im Tanze bewegt hatten, standen still und verneigten sich tief und ehrfurchtsvoll vor dem König und seiner erhabenen Familie.

Wenn es Ihnen jetzt genehm ist, Madame, sagte der König, indem er den Arm seiner Mutter losließ, so vergessen wir auf eine halbe Stunde die Etiquette und mischen uns fröhlich unter die Zahl dieser bunten, phantastischen Gesellschaft.

Und ohne eine Antwort der Königin abzuwarten, verneigte sich der König vor ihr und eilte, gefolgt vom Baron von Pöllnitz, durch den Saal in das anstoßende Kabinet, wo ein Domino und eine Halbmaske für ihn bereit lag.

Der ganze Hof folgte dem Beispiel des Königs, die Prinzen und Prinzessinnen, ja selbst die regierende Königin machten von der ertheilten Erlaubniß, auf eine halbe Stunde die Etiquette vergessen zu dürfen, Gebrauch und zerstoben nach allen Seiten hin.

Die Königin-Mutter befand sich plötzlich inmitten des großen Saals allein und von ihrem ganzen Hofe verlassen. Nur ihr Hofmarschall, der Graf Rhedern mit seiner Gemahlin, stand hinter ihr, und die Pagen waren da, welche die Schleppe trugen.

Sophie Dorothea stieß einen tiefen Seufzer aus, sie fühlte einmal wieder, daß sie doch nicht mehr die Königin, sondern nur die Königin-Wittwe sei, herabgestiegen von dem Thron auf die zweite Stufe desselben, eine machtlose Wittwe, wenn auch eine Königin. Sie sah sich verlassen, unbeachtet und allein.

*) Was die Vorstellung der Gräfin Rhedern und des Grafen Réal anbetrifft, siehe: Thiébault Vol. I. pag. 83 und Vol. II. pag. 57.

Zum Glück war die Gräfin Rhedern, die Gemahlin ihres Hofmarschalls da, um ihrem feuerflammenden Zorn eine willkommene Gelegenheit zu geben, seine Lava über sie auszugießen.

Madame, sagte sie mit einem zerschmetternden Blick auf die Gräfin, Madame, Ihre Schleppe ist in der That viel zu lang. Sie hätten sich einige Ladendiener Ihres Vaters mitbringen sollen, die Ihnen als Pagen die Schleppe oder vielmehr den Handelsartikel Ihres Vaters nachtragen könnten. Man hätte dann den Vorzug, den Stoff besser in Augenschein nehmen zu können.

Die Gräfin verneigte sich. Ihre Majestät mögen mir verzeihen, wenn ich Ihre Befehle diesmal nicht erfüllen kann. Ich habe nicht das Recht, die Ladendiener meines Vaters zu meinem Dienst zu verwenden. Aber vielleicht ließe sich da ein Auskunftsmittel treffen, und wenn Ew. Majestät wirklich vermeinen, daß ich einiger Schleppenträger bedarf, so möchte ich mir erlauben, vorzuschlagen, daß wir dazu einige der Hauptschuldner meines Vaters nehmen. O, ich glaube, diese Herren würden sehr gern bereit sein, mir die Schleppe zu tragen, vorausgesetzt, daß mein Vater ihnen dafür wiederum eine neue Frist bewilligte. Ew. Majestät dürfen überzeugt sein, daß, wenn Sie auf meinen Vorschlag einzugehen geruhten, ich sofort mir einige Ihrer vornehmsten Cavaliere zu meinen Schleppenträgern erwählen könnte, und also dem glänzenden Hofhalt Ihrer Majestät Ehre machen würde.

Die Königin erwiederte nichts. Sie schleuderte nur einen zornigen Blick auf die kampfbereite, unerschütterliche Frau, welche mit ihrem unveränderlichen, ruhigen Gleichmuth neben ihr stand, und ging dann festen und stolzen Schrittes nach der für die königliche Familie unter einem Thronhimmel errichteten Tribüne.

XLIV.

Der Ball.

Der König hatte inzwischen mit Hülfe des Barons von Pöllnitz seine Toilette vollendet und sich in eine jener Masken verwandelt, wie sie deren zu Hunderten in den Sälen umherstreiften.

Sie glauben nicht, daß man mich erkennen wird? fragte der König, seine Maske vorlegend.

Sire, es ist unmöglich! Nur müssen Ew. Majestät die Gnade haben, die Maske ein wenig über die Augen zu schieben, damit sie ein wenig beschattet sind. Ohne diese Vorsichtsmaßregel würde Jedermann Ew. Majestät erkennen, es giebt kein menschliches Auge, welches dem Ihren gleicht.

Nun, ich denke, daß diese Augen bald auch einige Dinge sehen sollen, die nur von wenigen menschlichen Augen gesehen werden, sagte der König lächelnd. Sahen Sie schon ein von fliehenden Feinden bedecktes Schlachtfeld, und standen als Sieger inmitten von Leichen?

Der Himmel bewahre mich davor, Sire! Die Feinde, welche ich gesehen, sind niemals vor mir geflohen, sondern sie haben mich in die Flucht gejagt, und es ist in der That ein Wunder, daß ich ihnen noch immer entronnen bin.

Wer sind diese Ihre siegreichen Feinde?

Sire, es sind meine Gläubiger, und Ew. Majestät können mir glauben, daß diese für mich ein fürchterlicherer Anblick sind, als ein Schlachtfeld voll Leichen, denn unglücklicherweise sind sie nicht todt, sondern leben, um mich zu quälen.

Der König lachte. Vielleicht gelingt es Ihnen noch einmal, sie zu tödten, sagte er. Sobald ich mein Schlachtfeld, so wie ich es Ihnen schilderte, gesehen habe, sobald ich siegreich heimgekehrt bin, wollen wir daran denken, auch Ihre Feinde zu tödten. Bis dahin halten Sie sich nur tapfer in der Defensive. Und jetzt kommen Sie. Lassen Sie uns in den Saal gehen. Ich habe nur noch eine halbe Stunde für das Vergnügen übrig!

Er öffnete die Thür des Kabinets und trat in den Saal, sich mit heiterm Scherzwort unter die Masken mischend, während Pöllnitz neben der geschlossenen Thür des Kabinets stehen blieb und seine Blicke suchend und fragend, als erwarte er Jemand,

in der Menge umherschweifen ließ. — Jetzt überflog ein spöttisches Lächeln sein Gesicht, und er murmelte leise: Da, da sind sie alle Drei schon! Da ist diese züchtige, verhüllte Nonne, in der kein Mensch die Frau von Morien erkennen sollte. Da ist dieser Kartenkönig, dieser Quinze vingt Mauteuffel, der noch gar nicht ahnt, daß er die Partie, welche er spielt, schon verloren und seine Trümpfe nutzlos ausgespielt hat, und da endlich ist diese Zigeunerin, die Frau von Brandt, welche Jedermann sein Schicksal aus der Hand prophezeiht, und doch, wie ich vermuthe, keine Ahnung hat von ihrem eigenen, das ihr so nahe bevorsteht. Ach, ach, ein Stückchen Papier, mit einigen Zeilen beschrieben, kann genügen, drei Menschen zu entlarven und ihnen den hübschen Flittertand und den glänzenden Maskenputz, mit dem sie sich umhüllt haben, abzureißen.

Nun, Herr von Pöllnitz, flüsterte die Nonne, welche jetzt dicht zu ihm herangetreten war, werden Sie jetzt das mir gegebene Versprechen erfüllen?

Theuerste Frau von Morien, erwiederte der Baron achselzuckend, der König hat mir streng verboten, ihn zu verrathen. Se. Majestät wollen unerkannt bleiben.

Pöllnitz, flüsterte die Nonne mit bebender, in Thränen zitternder Stimme, haben Sie Erbarmen mit mir! Sagen Sie mir die Maske des Königs, und Sie können meiner ewigen Dankbarkeit versichert sein! Ich weiß, Sie lieben Brillanten. Sehen Sie da, diese kostbare Nadel, welche ich mitgebracht habe, um sie Ihnen als Geschenk für Ihre noch viel kostbarere Nachricht zu geben! Lassen Sie uns also diesen Tausch machen, geben Sie mir die versprochene Nachricht und nehmen Sie dafür die Nadel!

Es ist unmöglich, Ihnen zu widerstehen, rief der Baron, indem er die Hand nach der funkelnden Nadel ausstreckte. Sie besitzen eine so überzeugende Beredtsamkeit, daß man Ihnen nachgeben muß. Hören Sie also! Der König trägt einen himmelblauen Domino, der sich dadurch auszeichnet, daß er mit einer ganz schmalen Silberborte gestickt ist. An seinem Hute ist die weiße Feder mit einer Rubinnadel befestigt und von Rubinen und Brillanten sind die Schnallen an seinen Schuhen.

Ich danke Ihnen! flüsterte die Nonne, indem sie ihm hastig die Nadel darreichte und dann wieder in das Gewoge der Masken hineineilte.

Pöllnitz war noch damit beschäftigt, die Nadel in seinem Spitzenjabot zu befestigen, als der Kartenkönig schon neben ihm stand und seine Hand auf des Barons Schulter legte.

Nun, Herr Baron, Sie sehen, daß ich pünktlich bei unserm Rendezvous bin, und ganz bereit, unsere beiden Geheimnisse mit einander auszutauschen. Sie beantworten mir die Frage, die ich gestern mir erlaubte Ihnen vorzulegen, und ich gebe Ihnen dafür eine Nachricht, welche Ihnen eine reiche und glückliche Zukunft sichert.

Ich nehme den Tausch an, Herr Graf, Sie wünschten von mir zu wissen, welche Marschroute der König zu nehmen gedenkt und wie stark die Zahl seiner Truppen ist? Nehmen Sie hier die genau detaillirte Uebersicht der Truppen und hier den Plan der Marschroute. Ich habe Beides von einem mächtigen Freunde erhalten, der zugleich der vertrauteste Diener des Königs ist. Nur mußte ich diesem Freunde tausend Dukaten für diese beiden Papiere zahlen, wie ich Ihnen das schon vorher sagte.

Hier haben Sie eine Anweisung auf viertausend Thaler, sagte der Graf, ihm ein Papier darreichend. Sie sehen, ich habe den Kaufpreis nicht vergessen.

Und das wichtige Geheimniß?

Hier ist es! Hören Sie! In Nürnberg lebt eine mir befreundete Familie, die nur eine einzige Tochter besitzt, die Erbin einer Million. Die Familie ist bürgerlich, wünscht aber die Tochter an einen preußischen Cavalier zu verheirathen. Ich habe Sie vorgeschlagen und man hat Sie angenommen. Sie haben weiter nichts nöthig, als hinzureisen, diesen Empfehlungsbrief hier zu überreichen und Ihren Antrag zu machen. Man wird Ihnen das Jawort geben, und nach der gleich zu machenden Hochzeit sind Sie der Besitzer einer Million!

Hm, eine Million ist nicht so gar viel! sagte Pöllnitz achselzuckend. Wenn ich durchaus eine Bürgerliche heirathen muß, um zu einer Million zu gelangen, so weiß ich hier ein Mädchen, das vielleicht nicht weniger hat, und von der ich wenigstens schon aus Erfahrung weiß, daß sie jung und schön und sehr verliebt in mich ist, welches Alles bei Ihrer Nürnbergerin nicht der Fall ist.

Nun, nehmen Sie immerhin meinen Brief, sagte der Graf lachend, und überlegen Sie sich meinen Vorschlag. Sie werden mir wenigstens zugestehen müssen, daß mein Geheimniß seinen Preis werth war. Auf Wiedersehen, mein lieber Baron!

Und der Graf war schon im Begriff fortzugehen, als er sich noch einmal umwandte. Noch eins, mein lieber Baron! Ich vergaß auch noch eine kleine Bedingung, welche sich an die Vermählung mit der schönen Nürnbergerin knüpft. Die Familie ist streng protestantisch und verlangt durchaus einen protestantischen Gemahl für die reiche Tochter. Wenn Sie dieselbe also heirathen wollen, so müssen Sie die Güte haben, sich umtaufen zu lassen, denn wenn ich nicht irre, sind Sie augenblicklich katholisch.

Ja, augenblicklich bin ich katholisch; das ist indessen kein Hinderniß. Ich war früher auch schon

einmal protestantisch, und befand mich ebenso gut und ebenso schlecht dabei, wie jetzt als Katholik.

Der Graf lachte und schlüpfte wieder in das Gedränge hinein, während Herr von Pöllnitz gedankenvoll auf das Papier schaute, welches der Graf ihm gegeben und welches der Empfehlungsbrief an die reiche Braut in Nürnberg war.

Ich glaube, daß Anna Pricker wenigstens auch eine halbe Million Thaler hat, sagte er leise zu sich selber, und eine halbe Million Thaler ist fast ebenso viel, als eine Million dieser leichten Nürnberger Gulden! Der alte Pricker liegt tödtlich krank darnieder aus Gram über den plötzlichen Tod seiner Frau. Stirbt er, so wird Anna eine reiche Erbin, so gut wie diese Nürnbergerin. Gelingt außerdem unser Plan, und sie wird wirklich eine große Sängerin, wie Quanz meint, so wird sie dadurch viel Einfluß auf den König gewinnen, und man wird es vergessen, daß sie eine Schneiderstochter ist. Ich glaube, daß ich die Anna Prickerin lieber nehme, als die Nürnbergerin, die ich wie eine Katze im Sack kaufen muß! Aber jedenfalls wollen wir sie uns als Reserve aufbewahren, und sollte Anna's Vermögen nicht so groß sein, als ich vermuthe, so werde ich protestantisch und nehme die Nürnbergerin!

So weit war Herr von Pöllnitz eben in seinem Nachsinnen gekommen, als die Zigeunerin vor ihm stand und ihn mit schalkhaften Worten begrüßte. Pöllnitz war sogleich wieder der heitere, lächelnde Cavalier und erwiederte den Scherz der Zigeunerin mit keckem Uebermuthe und Witz. Aber Frau von Brandt, in der Ungeduld ihrer weiblichen Neugierde, entsagte bald diesem heiteren Wortgefecht.

Sie versprachen mir Auskunft zu geben über den Brief, welchen ich neulich bei dem Hoffeste verloren habe, sagte sie.

Ah, dieser wichtige, inhaltsreiche Brief, der wohl im Stande war, zwei Damen und einen Herrn auf das Aeußerste zu compromittiren! Diesen Personen muß daher Alles daran gelegen sein, diesen Brief wieder zu haben, wenn es auch nur mit Opfern geschehen könnte.

Ja, ja, mit Opfern! rief Frau von Brandt ungeduldig. Sie forderten für den Brief hundert Doppellouisd'or. Ich habe sie mitgebracht! Haben Sie den Brief?

Ja, ich habe ihn.

So nehmen Sie schnell diese Goldrollen, die mich ohnedies fast schon erdrückt haben, so! Jetzt geben Sie mir rasch den Brief!

Der Baron steckte die Goldrollen in seinen Busen.

Nun, den Brief, geben Sie schnell den Brief! mahnte Frau von Brandt.

Pöllnitz durchsuchte eben seine Busentasche. Mein Gott, sagte er, dieser Brief scheint Flügel zu haben und immer dann zu entschweben, wenn man ihn am dringendsten braucht! Ich weiß gewiß, daß ich diesen Brief in meine Brusttasche steckte, und jetzt ist er verschwunden! Vielleicht aber habe ich ihn auch im Saal, wie Sie damals, verloren, lassen Sie mich also eilen, ihn zu suchen!

Herr von Pöllnitz wollte sich eiligst entfernen, Frau von Brandt aber hielt ihn zurück.

Haben Sie die Güte, mir mein Geld so lange wieder zu geben, bis Sie den Brief gefunden haben, sagte sie bebend vor Zorn.

Ihr Geld? fragte Pöllnitz mit dem Scheine der Verwunderung. Ihr Geld? Ich kann mich nicht entsinnen, daß Sie mir jemals Geld zum Aufbewahren gegeben haben. Lassen Sie mich jetzt eilen, den Brief zu suchen!

Er riß sich hastig los und eilte mitten hinein in das Gedränge der Masken, während Frau von Brandt ihm sprachlos vor Zorn nachschaute und sich halb besinnungslos an die Wand lehnen mußte, um nicht umzusinken.

Pöllnitz aber eilte lachenden Mundes vorwärts, und während er sich eifrig Bahn machte durch das Gewoge der plaudernden, lachenden, hin und her wandelnden, tanzenden Menge, sagte er vergnügt zu sich selber: Dieser Abend hat mir tausend Dukaten, zweihundert Louisd'or, die Aussicht auf eine reiche Braut und eine Brillantnadel eingetragen. Ich denke also, daß ich zufrieden sein kann, und mindestens wieder für einige Monate zu leben habe. Auch stehe ich durch alle diese Intriguen sehr in Gunst bei dem König, und wer weiß, ob er mir nicht am Ende auch noch ein Haus schenkt, wenn auch leider das Eckertsche nicht mehr vacant ist! Ah, da sehe ich den König mitten im Gedränge der Masken. Eilen wir also, um —

Plötzlich hörte er leise seinen Namen flüstern, und sich umwendend, gewahrte er eine tief in einen schwarzen Domino verhüllte Dame, die schwarze Kapuze tief über den Kopf gezogen, das Antlitz verhüllt von einer doppelten, undurchdringlichen Spitzenmaske.

Herr von Pöllnitz, auf ein Wort, wenn ich bitten darf, sagte die Dame, ihm leicht mit der Hand winkend und vor ihm her durch das Gedränge schreitend.

Pöllnitz folgte ihr, mit neugierigen Blicken ihre Gestalt prüfend, um nach einem Merkmal zu spähen, an welchem er diese unbekannte Erscheinung erkennen möchte. Aber dieser schwarze Domino mit der hohen Kapuze verhüllte die ganze Gestalt und gab nirgends Anhalt zu irgend einer Vermuthung, einem spähenden Blick.

Sie waren jetzt zu einer Fensternische gelangt,

welche leer war. Dorthin wandte sich die Dame, indem sie Pöllnitz einen Wink gab, ihr zu folgen.

Herr Baron von Pöllnitz, sagte sie mit leiser, schüchterner Stimme, man nennt Sie einen der nobelsten und gewandtesten Cavaliere; Sie werden daher einer Dame eine Gefälligkeit nicht abschlagen, wenn sie um eine solche bittet.

Befehlen Sie über mich, Gnädigste, sagte Pöllnitz mit seinem nie versiegenden Lächeln. Was in meiner Macht steht, werde ich thun.

Sie wissen ohne Zweifel den Maskenanzug des Königs. Sagen Sie ihn mir!

Herr von Pöllnitz trat erstaunt einen Schritt zurück. Ah, das nennen Sie eine Gefälligkeit, meine schöne Maske? Ich soll Ihnen den Anzug des Königs verrathen? Se. Majestät hat mir streng verboten, irgend Jemand sein Costüm zu verrathen, und wenn ich es Ihnen beschriebe, so wäre das nicht, wie Sie zu sagen belieben, eine Gefälligkeit, sondern eine Majestätsbeleidigung. Sie werden also nicht verlangen wollen, daß ich ein solches Verbrechen begehe.

Und dennoch beschwöre ich Sie, erfüllen Sie meine Bitte, rief die Maske lebhaft. O, glauben Sie mir, es ist nicht bloße Neugierde, welche mich zu dieser Bitte veranlaßt, es ist das glühende und vielleicht auch gerechtfertigte Verlangen, den König, bevor er Berlin verläßt, noch einige Worte zu sagen, ihn noch einmal zu sprechen, bevor er, vielleicht um niemals wiederzukehren, hinauszieht in den Krieg.

Die Dame hatte, hingerissen von der Lebhaftigkeit und Gluth ihres Gefühls, mit lauter, unverstellter Stimme gesprochen, es waren in dieser Stimme Laute gewesen, welche Pöllnitz bekannt zu sein schienen. Eine dunkle, unbestimmte Ahnung tauchte in ihm auf und machte ihn stutzen.

Aber bevor er sprach, mußte er Gewißheit haben. Er näherte sich daher der Dame noch mehr, und seine festen und prüfenden Blicke auf sie heftend, sagte er: Sie bemerken, daß es keine eitle Neugierde ist, welche Sie veranlaßt, nach dem Costüm des Königs zu fragen. Wer birgt mir dafür, daß es nicht schlimmere und gefährlichere Absichten sind, welche Sie hegen? Wer birgt mir dafür, daß Sie nicht eine von Oesterreich bestochene Feindin sind, welche den König zu Gott weiß welchen Gefahren verlocken möchte?

Dafür birgt Ihnen das Wort einer Dame, welche noch niemals eine Unwahrheit gesagt hat, rief die Dame lebhaft. Nein, Herr von Pöllnitz, Gott, welcher uns hört, Gott, welcher das theure Leben unseres Königs beschützen und behüten wird, Gott weiß es, daß in meinem Herzen kein Gedanken, keine Regung ist, welche dem König Gefahr und Verderben wünschen möchte.

Wollen Sie mir das schwören?

Ich schwöre es Ihnen, so wahr ein Gott im Himmel ist! rief die Dame, indem sie feierlich den Arm gen Himmel hob. Pöllnitz folgte mit neugierigen Blicken jeder ihrer Bewegungen. Er sah, wie der lange, weite Aermel des Domino's von dem erhobenen Arm der Unbekannten bis zum Ellenbogen hinunterglitt, er sah dieses wundervolle Bracelet von Smaragden und Brillanten, welches um den weißen, entblößten Arm der Dame befestigt war und das in vielfarbigen Wunderflammen funkelte und glänzte.

Herr von Pöllnitz wußte jetzt, was er wissen wollte, seine Vermuthung hatte ihn nicht getäuscht, er kannte die Dame, welche vor ihm stand. Es gab am preußischen Hofe nur eine Dame, welche ein so wundervolles Kleinod, wie dieses Bracelet war, besaß. Diese Dame war die regierende Königin Elisabeth Christine.

Herr von Pöllnitz war indeß ein zu gewandter Hofmann, um seine Ueberraschung und sein Staunen zu verrathen. Er verneigte sich vollkommen ruhig vor der Dame, die, erschrocken über ihre eigene Unvorsichtigkeit, den Arm gesenkt und den verrätherischen Aermel wieder über den blitzenden Schmuck gezogen hatte.

Madame, sagte er, Sie haben mir einen feierlichen Schwur geleistet, der mich vollkommen beruhigt. Ich bin jetzt bereit, Ihren Wunsch zu erfüllen, wie das einem Cavalier einer Dame gegenüber geziemt. Indeß, da ich mein Wort gegeben, Niemanden von dem Costüme des Königs zu sagen, so muß ich es erfüllen. Ich werde mich daher begnügen müssen, Ihnen den König zu zeigen. Haben Sie also die Güte, mir zu folgen. Ich gehe eben, den König aufzusuchen, und ich werde mit Niemanden sprechen, außer mit ihm. Der Domino also, welchen ich zuerst anreden und vor dem ich mich verbeugen werde, das ist der König. Haben Sie also die Gewogenheit, mir zu folgen, der König erwartet mich.

Ich danke Ihnen, flüsterte die Dame, sich enger in ihren Domino einhüllend. Ich werde dieser Stunde gedenken, und wenn es einmal in meiner Macht steht, Ihnen einen Dienst zu erzeigen, so werde ich es thun. Verlassen Sie sich darauf!

In der That, ein sehr glücklicher Abend, dachte Pöllnitz, während er, gefolgt von dem Domino, wieder in den Tanzsaal zurücktrat, ein sehr glücklicher und ergiebiger Abend, denn ich habe nicht blos Geld und Brillanten verdient, sondern auch die Gunst der Königin, welche mir bisher immer abgeneigt und fast feindlich war. Aber da ist der König! Eilen wir zu ihm!

Er gab der Dame einen Wink und näherte sich dem König, welcher, Pöllnitz erkennend, sofort auf ihn zuschritt. Pöllnitz verneigte sich, die verhüllte Dame

stand hinter ihm und verschlang mit ihren Blicken die Gestalt, das Costüm des Königs.

Sie haben lange auf sich warten lassen, sagte der König leise.

Sire, ich mußte warten auf unsere drei Masken.

Sie sind also alle drei gekommen?

Alle drei, Majestät! Frau von Morien, Graf Manteuffel und Frau von Brandt. Graf Manteuffel bleibt seinem Charakter getreu; er ist immer der harmlose Quinze vingt, den Niemand zu fürchten hat, und um das auch heute symbolisch anzudeuten, ist er im Costüm eines Kartenkönig hier!

Ah, ich werde diesem Kartenkönig heute ein Paroli biegen, murmelte der König, ein Paroli, an das er seine ganze Zukunft in Preußen verlieren soll! — Und die Frau von Morien?

Ist als Nonne hier, und glüht vor Sehnsucht, Ew. Majestät zu sprechen. Sie flehte so lange, bis ich ihr das Costüm Ew. Majestät bezeichnete, und wenn Sie sich nachher in den dunkeln Hain mit Lauben und Grotten begeben haben, so wird die bußfertige Nonne Ihnen ohne Zweifel dorthin nachfolgen, Sire!

Es ist gut. In welchem Costüm ist die Frau von Brandt?

In dem Costüm einer Zigeunerin, Sire. Gelber Rock mit schwarzen Hieroglyphen, rothes, goldgesticktes Leibchen, ein kleines Baret, mit Brillanten gestickt, auf den wallenden Locken, ein großes Schönpflaster auf der rechten Schläfe neben der Larve. Sie wollte von mir den bewußten Brief haben, und ich verkaufte ihr denselben für zweihundert Louisd'or.

Die Sie sich indessen nicht verdienen konnten, da Sie den Brief nicht hatten.

Verzeihung, Majestät, die ich mir verdiente, indem ich die Louisd'or nahm, dann aber erklärte, den Brief verloren zu haben und ihn suchen zu wollen.

Der König lachte. Pöllnitz, Pöllnitz, sagt er, es ist wahrlich ein Glück, daß Sie nicht verheirathet sind; was für Galgenstricke würden Ihre Söhne werden! Gaben Sie dem Grafen Manteuffel den bewußten Plan und die Truppenübersicht?

Ich that es, Sire, und der gute Graf war so erfreut darüber, daß er mir ein Geschenk von viertausend Thaler macht. Ich nahm sie zum Schein, aber Ew. Majestat haben zu bestimmen, was damit geschehen soll.

Behalten Sie immerhin Ihren Raub. Sie besitzen ein herrliches Beutelschneidertalent, und ich will lieber, daß Sie das an den Oesterreichern, statt an mir üben. Auch schadet es gar nicht, daß der edle Graf für seine falschen Nachrichten noch viertausend Thaler in den Kauf geben muß. Für seine falschen Pläne ist es genug, für die echten würde es ein lächerlicher Spottpreis sein! Gehen Sie jetzt, Baron, aber sorgen Sie dafür, daß ich in dem Cabinet dort meine Uniform finde!

Der König mischte sich wieder in das Gedränge. Niemand achtet auf ihn, Niemand erkannte ihn, und dieses Incognito, dieses Unbeobachtetsein war es, welches der König liebte. Er konnte sich unbehindert unter die Menge mischen, er konnte Mensch mit Menschen sein und unbefangen mit ihnen plaudern und lachen.

XLV.

Vergeltung und Strafe.

Aber plötzlich verstummten des Königs heitere Scherze und sein fröhliches Lachen. Er hatte auf einen Augenblick vergessen, daß er hier noch ein anderes Geschäft habe, als das, sich zu amüsiren, er hatte vergessen, daß er da sei, um zu richten und zu strafen. Jetzt aber erinnerte er sich wieder daran, denn er stand neben dem Kartenkönig, dem einst so sehr geliebten Grafen Manteuffel.

Oh, ich suchte Sie, Herr Kartenkönig, sagte er leise, indem er die Hand auf die Schulter des Grafen legte. Sie fehlten mir zu meinem Spiel, da ich Sie jetzt aber endlich in meiner Hand halte, werde ich gewinnen.

Der Graf besaß ein zu feines Ohr, um nicht sofort, trotz der Verstellung, die Stimme des Königs zu erkennen, aber er war ein zu gewandter Diplomat, um das Incognito des König lüften zu wollen, welches dem König beliebte, über sein Antlitz zu legen.

Und was für ein Spiel wollen Sie mit mir spielen, Maske? fragte er, indem er dem König folgte, der rasch den Saal durchschritt, um in einen der stillen, weniger besuchten Nebensäle zu gelangen.

Ein ganzes neues Spiel, das Kriegsspiel, will ich mit Ihnen spielen, mein Herr Kartenkönig, sagte der König rauh, indem er jetzt gefolgt von dem Grafen, in den kleinen Saal eintrat, der eben ganz einsam und still war.

Das Kriegsspiel? wiederholte der Graf. Ich kenne dieses Spiel nicht.

Der König antwortete nicht sogleich, er ging hastig auf und ab, und nur im Vorübergehen warf er auf den Grafen seine Blicke, die, trotz der Maske, wie Blitze funkelten nnd leuchteten. Herr Graf, sagte er endlich, vor Manteuffel stehen bleibend, ich bin Ihr Freund, und möchte Ihnen daher als solcher einen guten Rath geben. Verlassen Sie noch in dieser Nacht Berlin und kehren Sie niemals dahin zurück.

Und weshalb rathen Sie mir das, Maske? fragte der Graf, anscheinend ganz unbefangen.

Weil Sie sonst in Gefahr sind, hier als Verräther gefangen, als Spion gerichtet zu werden! Antworten Sie mir nicht, vertheidigen Sie sich nicht! Ich sage Ihnen, daß ich Ihr Freund bin, aber ich bin auch der Freund des Königs, und wie ich Sie vor einer, wenn auch gerechten Strafe, so will ich Ihn vor einem unausbleiblichen Aergerniß und Kummer bewahren. Der König weiß es nicht, daß Sie ein österreichischer Spion sind, daß Sie im Dienste Seckendorfs und des Kaiserhofes stehen! Möge er es nie erfahren, denn sein Zorn würde um so furchtbarer sein, weil er Sie einst geliebt hat. Ja, Graf, es ist wahr, dieser arme Fürst war jung, unerfahren und leichtgläubig genug, an Ihre Liebe zu glauben und Ihnen sein Herz zu schenken. Schonen wir also seiner Jugend, ersparen wir ihm die Demüthigung, den Mann verachten und strafen zu müssen, den er einst geliebt hat. Oh mein Gott, es thut so weh, ein Wesen verachtungsvoll unter seine Füße treten zu müssen, das man einst nicht sorgsam und liebevoll genug an seinem Herzen betten konnte. Der König hatte, wie Sie wohl wissen, ein weiches Herz, und noch ist es nicht verhärtet genug, um ohne Schmerzen diese Hiebe zu ertragen, welche seine verrätherischen Freunde auf dasselbe richten. Ein Tag wird kommen, wo Euer Werk vollendet sein wird, wo der König Friedrich einen aus Mißtrauen und Menschenverachtung gewebten Panzer um sein Herz tragen wird, einen Panzer, der undurchdringlich sein wird, vielleicht sogar gegen die Liebe. Aber noch, wie gesagt, ist diese Zeit nicht gekommen! Warten Sie dieselbe nicht ab, Graf, denn alsdann würde der König unerbittlich gegen Sie sein, alsdann würde er in Ihnen nicht mehr den einstigen Freund, sondern nur noch den Verräther, den Spion sehen! Eilen Sie also, eilen Sie von hinnen, damit keine Strafe Sie treffe, keine andere, als mit welcher einst Ihr böses Gewissen Sie martern wird.

Wie aber, wenn ich bleibe, wenn ich versuchte, mich vor dem König zu rechtfertigen? fragte der Graf schüchtern.

Versuchen Sie das nicht, denn dieser Versuch würde vergeblich sein. In demselben Augenblicke, wo Sie diesen Entschluß zur Ausführung bringen wollten, würde der König alle Ihre Ränke, Ihre Intriguen, Ihre Bestechungen, Ihre Verräthereien erfahren, würde er wissen, daß Sie mit seinem Koch correspon-

dirten, daß die Frau von Brandt für Sie ein Tagebuch führte, welches durch Sie an den österreichischen Hof gesandt ward, und wofür Sie der Frau von Brandt bedeutende Summen zu zahlen hatten, würde er wissen, daß Sie jeden seiner Schritte, jedes seiner Worte belauerten, um, was Sie erlauscht, für österreichisches Gold zu verkaufen! Nein, nein, wagen Sie es nicht, zum König zu gehen, denn eine Rechtfertigung ist unmöglich! Ihre eigenen Thaten würden vor Ihnen aufstehen und wider Sie zeugen. Reisen Sie still ab und wagen Sie es niemals wieder, die Lande des Königs von Preußen zu betreten. Das ist der Rath, den ich Ihnen als Ihr Freund zu geben habe.

Und rathen Sie mir, zu gehen, ohne mich von Sr. Majestät beurlaubt zu haben? fragte der Graf ganz betäubt und verwirrt.

Ich rathe es Ihnen nicht, ich befehle es Ihnen! rief der König, seiner angenommenen Maske vergessend. Ich befehle Ihnen, sofort dieses Schloß zu verlassen, ohne ein Wort, ohne einen Gruß, schweigend, wie es einem überführten Verbrecher geziemt. Ich befehle Ihnen, in dieser Nacht noch abzureisen, gleichviel wohin, in die Hölle selbst, wenn Sie Lust dazu haben! Gehen Sie! —

Der Graf gehorchte. Schweigend verneigte er sich vor dem König und verließ alsdann schwankenden Schrittes, gebeugten Hauptes und innerlich gebrochen und tiefbeschämt den Saal.*)

Der König schaute ihm nach, bis er sich im Gedränge verlor.

Und um solcher Menschen willen muß man seinen Glauben und sein Vertrauen hingeben, um solcher Menschen willen muß man sein Herz verhärten, sagte er leise zu sich selber. Ist es denn wahr, was die Weisen aller Zeiten gesagt haben, daß die Fürsten dazu verurtheilt sind, ein einsames, kaltes, freudloses Leben zu führen, daß sie niemals einen Freund haben können, der uneigennützig und großmüthig genug ist, ihrer Krone und ihrer Macht zu vergessen, und sie nicht als Fürsten, sondern als Menschen zu lieben! Wenn es so ist, warum denn sein Herz an die Menschen hängen, warum nicht statt ihrer die Hunde lieben, welche treu und ehrlich sind und ihren Herrn lieben, gleichviel, ob er ein Fürst oder ein Bettler ist? — Ah, da sehe ich diese coquette Zigeunerin, welche Pöllnitz mir bezeichnet hat, die edle Freundin Manteuffels. Wir wollen einmal die Rollen umkehren, und statt mir wahrsagen zu lassen, werde ich ihr wahrsagen.

Und der König eilte hastigen Schrittes zu der Zigeunerin hin, welche eben in den dargereichten Händen einiger Cavaliere gelesen und ihnen ihre sarkastischen, scherzhaften und witzigen Prophezeihungen gemacht hatte.

Der König trat dicht zu ihr heran und flüsterte: Pöllnitz hat den bewußten Brief gefunden und brennt vor Verlangen, Ihnen denselben wiederzugeben.

Wo ist er? fragte die Zigeunerin lebhaft.

Folgen Sie mir! sagte der König, indem er sich in eine Fensternische begab. Frau von Brandt folgte ihm mit ungeduldiger Hast.

Hier sind wir allein, hier können wir unbemerkt plaudern, sagte der König.

Frau von Brandt lachte. Zum Plaudern gehören Zweie! Und wer sagt Ihnen denn, Maske, daß ich geneigt bin, mit Ihnen zu plaudern? Sie haben mich hierher geführt, indem Sie von einem Briefe sprachen, welchen Herr von Pöllnitz mir zu übergeben hätte, aber ich sehe hier weder Pöllnitz, noch den Brief.

Pöllnitz hat mir den Brief übergeben, damit ich Ihnen denselben einhändige. Aber bevor ich das thue, wollen wir einmal versuchen, ob ich schon etwas von Ihnen gelernt habe, und ob ich vielleicht eben so gut zu prophezeihen verstehe, wie Sie selber. Geben Sie mir Ihre Hand her, ich will Ihnen wahrsagen.

Frau von Brandt reichte zitternd und keines Wortes mächtig ihre Hand dar. Sie hatte die Stimme erkannt, welche so gebieterisch zu ihr sprach, sie wußte, daß es der König sei, welcher neben ihr stand.

Der König betrachtete die Hand, ohne sie indeß zu berühren. Es sind wunderbare Dinge, welche ich in Ihrer Hand lese. Da, in diesen Linien steht geschrieben, daß Sie eine gefährliche Intriguantin, eine verrätherische Unterthanin, eine grausame Coquette sind.

Sie glauben das? fragte die Zigeunerin mit einem gezwungenen Lächeln.

Ich glaube das nicht, ich weiß es, denn das Schicksal lügt nie, und das Schicksal hat unvergängliche Schriftzüge in Ihre Hand und auf Ihre Stirn geschrieben. Sehen Sie! Dort steht geschrieben, daß Sie aus einem fremden Lande für verrätherische Dienste eine hohe Summe Goldes bekamen, hier sehe ich einige Brillanten, mit denen man Sie bestach, und dort drüben lese ich sogar, daß man Ihnen zwanzigtausend Thaler versprochen hat, wenn Sie dahin wirkten, daß eine gewisse Ehe sich nicht löse.

*) Der Graf von Manteuffel verließ der königlichen Weisung zufolge Berlin und die preußischen Staaten für immer. Er wandte sich zuerst nach Dresden und ging dann mit seiner Gemahlin auf sein Landgut Kummerfrei, wo er ohne Erben verstarb, der letzte Sprößling des gräflich Manteuffel'schen Hauses. S. Rödenbeck. Tagebuch I. pag. 27.

Mein Gott, Sie zittern, und Ihre Hand zuckt so sehr, daß ich kaum noch weiter zu lesen vermag. Halten Sie Ihre Hand ruhig, Madame, damit ich Ihnen nicht blos Ihre Vergangenheit, sondern auch Ihre Zukunft wahrsagen kann.

Ich werde gehorchen, flüsterte Frau von Brandt ganz tonlos.

Hier lese ich von einem gefährlichen Brief, der durch Ihre eigne Unvorsichtigkeit in falsche Hände gerieth. Wenn der König diesen Brief lesen sollte, so ist Ihr Verderben unvermeidlich. Er wird Sie alsdann als eine Landesverrätherin strafen, er wird Sie nicht blos vom Hofe verbannen, sondern Sie auch in eine Festung einsperren müssen, wie das Recht und in Ordnung ist, wenn in Kriegszeiten einer seiner Unterthanen mit dem Feinde konspirirt. — Freuen Sie sich daher, denn wenn Sie klug sind und besonnen, wird der König nichts erfahren, und Sie werden gerettet sein!

Und was soll ich thun, um mein Unglück zu vermeiden? fragte Frau von Brandt athemlos.

Sie sollen sich selber vom Hofe verbannen! Sie sollen unter irgend einem Vorwande sich vom Hofe und aus Berlin entfernen, Sie sollen sich auf das Gut Ihres Gemahls zurückziehen, um dort in der Einsamkeit und Stille über sich selber und Ihr Vergehen nachzudenken, Sie sollen thun, was die Magdalena that. Nachdem Sie, wie diese, lange genug gelebt, geliebt, hintergangen und betrogen haben, sollen Sie Ihre Buße beginnen und sehen, ob der liebe Gott eben so leichtgläubig ist, wie die Menschen, und ob Sie ihn mit Ihren Thränen und Ihrer Reue betrügen können, wie einst die Menschen mit Ihrer Liebe, Ihrer Treue und Ihrer Freundschaft. Gehen Sie, versuchen Sie es mit Gott, da es mit den Menschen nicht mehr gehen will. Aber beginnen Sie diesen Versuch allsogleich. Verlassen Sie morgen schon Berlin, und wagen Sie es nicht, dorthin zurückzukehren, bevor der König selber Sie gerufen hat. —

Ich gehe! murmelte Frau von Brandt unter Seufzern und Thränen. Ich gehe, aber ich trage den Tod im Herzen, nicht weil ich verbannt bin, sondern weil ich meine Strafe verdiene, weil ich das edle, großmüthige und erhabene Herz meines Königs wider mich erzürnt habe, weil ich seinen Zorn, seine Verachtung gefühlt habe, weil —

Magdalena! unterbrach sie der König achselzuckend. Wahrlich, Sie sind ein großes Schauspielertalent. Man übergiebt Ihnen kaum eine Rolle, und sofort spielen Sie sie als Meisterin. Versuchen Sie indeß nicht, vor dem Könige die Magdalena zu spielen. An Ihre Thränen und Ihre Reue würde er nicht glauben, aber er würde sich Ihrer Verbrechen erinnern und Sie strafen müssen! Eilen Sie, Magdalena, eilen Sie in Ihre Bußhöhle. Dort mögen Sie der eitlen Welt fluchen und sich zu einer Heiligen umwandeln. Hier, diesen Brief gebe ich Ihnen zurück. Legen Sie ihn als Geißel an Ihren Busen und möge er zuweilen Ihr Gewissen mit einigen Ruthenstreichen wecken. Leben Sie wohl!

Der König verließ die Fensternische, in welcher Frau von Brandt weinend vor Zorn, Demüthigung und Beschämung zurückblieb, und rasch durch den Saal schreitend, ging er zu jenem dunkeln Salon hin, der vermittelst Blumengesträuchen und Festons zu dem heutigen Festtage in einen dunkeln Hain mit Lauben und Grotten verwandelt war.

Der König sah sehr wohl jene Nonne, welche ihm folgte und schüchtern sich an seine Seite drängte, er sah, wie sie hinter ihm in den Grottensaal eintrat, wie sie ihm nachschlich zu der Laube, welche er soeben betrat. Er zog mit einer heftigen Bewegung die Maske von seinem Angesicht fort, und sich hastig umwendend zu der Nonne, welche bebend und athemlos an dem Eingang der Laube lehnte, fragte er mit rauhem Ton: Was wollen Sie von mir?

Ihre Liebe will ich! rief die Nonne, indem sie auf ihre Kniee niedersank und die gefalteten Hände

flehend zu dem Könige emporhob. Ihre Liebe will ich, welche Sie mir einst gelobt haben, Ihre Liebe, welche mein Glück, meine Seligkeit ist, Ihre Liebe, ohne welche ich sterben werde, ohne welche ich das Leben einer Verdammten, einer im Fegefeuer Gemarterten dulden muß.

So gehen Sie hin und seien Sie verdammt! rief der König rauh, indem er die Arme, welche sich flehend nach ihm ausstreckten, unwillig fortstieß und einen Schritt von der Knieenden zurücktrat. Gehen Sie hin, und seien Sie verdammt! Dulden Sie die Qualen des Fegefeuers, Gott wird Sie nicht daraus erlösen, und ich werde es auch nicht thun!

Oh oh, ich höre das und ich sterbe nicht! murmelte Frau von Morien unter Thränen. Oh mein König, haben Sie Erbarmen! Gedenken Sie dieser so schönen, so gluthvollen, himmlischen Vergangenheit. Gedenken Sie, welch ein berauschendes Gift Sie mit Ihren Worten, Ihren Blicken, Ihren Küssen durch meine Adern ergossen haben, und strafen Sie mich nicht, weil ich von diesem süßen Gift jetzt bis zum Tode, bis zur Raserei erkrankt bin. Sehen Sie, was dieses Gift aus mir gemacht hat, sehen Sie, wie die arme Leontine sich verändert hat, seit sie nicht mehr an der Sonne Ihrer Liebe sich erwärmen durfte.

Sie riß mit zitternden Händen die weißen Schleier zurück, welche ihr Antlitz verhüllt hatten, und ließ den König ihr von Thränen bethauetes, bleiches, eingefallenes, gramdurchfurchtes Antlitz sehen.

Der König betrachtete sie mit ruhigem, strengem Blick. Sie sind alt geworden, Madame, sagte er kalt. Alt genug, um ohne Anfechtung die neuen Wege betreten zu können, welche Sie so weise sich vorgezeichnet haben, alt genug, um jetzt eine Tugendheldin zu werden, da Sie so lange eine Heldin der Liebe gewesen. Nehmen Sie also immerhin diesen Orden der Tugend und Sittsamkeit, welchen die Kaiserin von Oesterreich Ihnen versprochen hat, denn der König wird sich nicht von seiner Gemahlin scheiden lassen, und da dies lediglich Ihr Werk ist, denke ich, wird die Kaiserin Ihnen den versprochenen Orden nicht vorenthalten können.

Er weiß Alles, und er verachtet mich, jammerte Frau von Morien laut schluchzend, indem sie ihre Hände vor ihr Antlitz schlug.

Ja, er verachtet Sie! wiederholte der König. Er verachtet Sie, und also hat er kein Mitleid mit Ihnen. Leben Sie wohl!

Ohne einen Blick auf die zitternde, in Thränen zerfließende Gestalt, welche am Boden kniete, zu werfen, verließ der König die Laube und trat in den dunklen Saal zurück, um sich wieder in den Tanzsaal zu begeben. Aber plötzlich fühlte er eine Hand, welche sich sanft auf seine Schulter legte, und sich umwendend, stand er einer schwarz verhüllten, weiblichen Gestalt gegenüber.

Ein Wort, König Friedrich, flüsterte die Verhüllte.

Reden Sie, was wollen Sie von mir, fragte der König gütevoll.

Was ich von Ihnen will? fragte sie mit zitterndem, weichem Ton. Ich will nichts, als Sie noch einmal hören, noch einmal Ihr Antlitz sehen, bevor Sie hinausgehen in Krieg und Todesgefahr. Ich will nichts, als Sie anflehen, ein wenig Sorgfalt, ein wenig Schonung mit sich selber zu haben. O, mein König, denken Sie daran, daß Ihr Leben ein unschätzbares Kleinod ist, für welches Sie nicht nur Gott allein, sondern auch Millionen Ihrer Unterthanen verantwortlich sind. O, mein König und mein Herr, stürzen Sie sich nicht muthwillig in Gefahr, erhalten Sie sich Ihrem Lande, Ihrem Volke, Ihrer Familie, welchen Allen Sie unentbehrlich sind.

Der König wiegte lächelnd sein Haupt. Niemand kann sagen, daß er unentbehrlich ist, sagte er. Der Mensch ist wie der Stein, den man in das Wasser wirft. Einen Augenblick entsteht eine kleine Lücke, wirbeln sich die Wasser, dann ist Alles verschwunden, und das Wasser fließt wieder ruhig nnd glatt über den spurlos Verschwundenen dahin. Ich aber will nicht spurlos verschwinden! Ist es mir bestimmt, in diesem Kampfe, zu welchem ich ausziehe, zu fallen, so will ich, daß mein Tod ruhmvoll, daß mein Grab zu finden sei, und daß man wenigstens hingehe, es mit Lorbeeren zu schmücken, wenn auch freilich Niemand kommen wird, ihm den Zoll der Liebe und Thränen zu weihen, denn ein König, das wissen Sie wohl, ein König wird nie geliebt, und wenn er todt ist, nie beweint, denn man hat alsdann zu viel zu thun, seinem Nachfolger entgegen zu jauchzen!

Sie aber, Sie werden geliebt, rief die Verhüllte außer sich vor Bewegung. Ich kenne ein armes Weib, welches nur lebt von Ihren Blicken, Ihrem Anschauen, ein Weib, welches vielleicht sterben würde vor Glück, wenn es von Ihnen geliebt würde, welches gewiß sterben wird vor Gram, wenn der Tod Sie, ihren jugendlichen Helden, ihren Gott und ihr Ideal, dahin raffte. Oh, um dieser Frau willen, welche Sie anbetet, deren Glück, deren qualvolles Entzücken Sie sind, um dieser Frau willen, die demuthsvoll und wünschelos ihre Liebe zu Ihren Füßen niedergelegt hat und lächelnd jeden Tag ihr Herz ertödtet, Gott dankend, daß sie wenigstens zu Ihren Füßen sterben darf, um dieser Frau willen flehe ich Sie an, Erbarmen zu haben, Ihres Lebens zu schonen, sich nicht muthwillig in Gefahr zu stürzen und Preußen seinen König, Ihrer armen Königin aber den Gemahl zu erhalten, den sie liebt, den sie anbetet, für den sie in jeder Stunde bereit ist, ihr Leben, ihr Herzblut

hinzugeben, wenn der König sie würdigt, es von ihr zu fordern.

Der König legte leise die Hand auf die gefalteten Hände der verhüllten Dame, die er indessen nur zu wohl erkannte. Kennen Sie die Königin so genau, daß Sie wissen können, was in ihrer Seele vorgeht?

Ja, ich kenne die Königin, flüsterte sie, und ich darf in ihrem Herzen lesen, denn sie hat nur eine vertraute Freundin ihrer Schmerzen und ihres grammvollen Glückes, das bin ich, und nur ich allein weiß, was sie leidet und wie sie liebt!

Nun, wenn es so ist, so bitte ich Sie, gehen Sie zur Königin, und bringen Sie ihr meine Abschiedsgrüße. Sagen Sie ihr, daß der König kein Weib mehr verehrt, wie sie, daß er sie hoch genug achtet, um sie den edeln Weibern des Alterthums an die Seite zu stellen, daß er überzeugt ist, sie werde zu dem in den Kampf ziehenden Gemahl sagen, was die alten Spartanerinnen zu ihren Vätern, Gatten und Söhnen sprachen, wenn sie ihnen den Schild darreichten: Mit ihm, oder auf ihm! Elisabeth Christine denkt und fühlt wie eine Spatanerin, sie weiß, daß der König von Preußen nur als Sieger, oder als Leiche wiederkehren darf aus diesem Kampfe, den er jetzt gegen seinen Erbfeind, gegen das übermüthige Haus Oesterreich unternimmt. An dem Leben liegt wenig, die Ehre ist ihm Alles, diese muß er sich erhalten, und müßte er sie auch mit seinem Blute bezahlen. Das sagen Sie der Königin Elisabeth Christine, und sagen Sie ihr auch, daß ihr Bruder und ihr Freund am Tage der Schlacht ihrer gedenken wird, nicht um seiner zu schonen, sondern auch um sich zu erinnern, daß in jenen Stunden eine edle Seele für ihn zu Gott beten wird. Und damit lassen Sie uns scheiden! Ich muß zu meinen Soldaten! Gehen Sie zur Königin!

Er verneigte sich tief vor dem armen, leise schluchzenden Weibe, und eilte hastigen Schrittes vorwärts, hinein in den glänzenden, duftenden Tanzsaal, wo eben die Musik eine lustige, frohlockende Weise begann.

Die Königin blickte ihm mit weit aufgerissenen, in Thränen schwimmenden Augen so lange nach, als sie seine Gestalt im Gewühle der Tanzenden erkennen konnte, dann schob sie die Kapuze fest über ihr Antlitz und ihren Mund, um ihr Schluchzen und ihre Thränen zurückzudrängen, und eilte durch eine geheime Thür des Grottensaals in den Corridor, der zu ihren Gemächern führte.

Während die Königin sich in ihrem Kabinet einschloß, um zu weinen und zu beten, während der König damit beschäftigt war, hastig seine Toilette zu ändern und seine Uniform anzulegen, während unten auf dem Schloßplatz, dem erhaltenen Befehle gemäß, die Offiziere sich versammelten, verweilte der Prinz August Wilhelm noch immer in dem Tanzsaal; aber er tanzte nicht, auch ahnte Niemand, daß er dort sei, denn man hatte ihn einige Stunden dort in glänzendem Maskenanzug, aber ohne Larve gesehen, dann hatte er den Saal verlassen, um, wie er sagte, die letzten Vorbereitungen zu seiner Abreise zu treffen. Aber in einem unscheinbaren Domino, mit einer Maske vor dem Angesicht, war er wiedergekehrt. Niemand wußte das, Niemand außer seiner Laura, mit welcher er jetzt da drüben in der Fensternische stand, hinter den schweren Damastgardinen, welche das liebende Paar den Blicken der im Saal Anwesenden verhüllten.

Es war für sie Beide ein schmerzlich süßes Glück, noch einmal so neben einander zu stehen, noch einmal sich Auge in Auge zu sehen, noch einmal den warmen Druck der Hand zu fühlen, und sich diese so heiligen, so keuschen und reinen Liebesgeständnisse zu wiederholen, welche ihre vor Glück und Rührung zitternden Lippen schon oft gesprochen, und welche ihnen immer neu, immer eine wunderbare Musik däuchten, so oft sie sie erneuerten.

Jetzt war der Moment des Abschieds gekommen. Schon begannen unten auf dem Schloßplatz die Offiziere sich aufzustellen, schon hörte man von den angrenzenden Straßen her lautes Trommelwirbeln und das Geschmetter der Fanfaren, welche die verschiedenen Truppentheile zusammenriefen, während oben im Königssaal die Tanzmusik ihre lustigen Weisen spielte, und die Tänzer und die geputzten, von Brillanten funkelnden Tänzerinnen zu ihrem heitern Reigen und ihren Touren vereinte.

Ich muß jetzt fort, Geliebteste, flüsterte der Prinz, die still weinende Geliebte noch einmal in seine Arme schließend.

Fort, um vielleicht niemals wiederzukehren, seufzte Laura.

Ich werde wiederkehren, Laura, sagte er mit einem matten Lächeln. Ich bin nicht dazu geboren, als Held auf dem Schlachtfeld zu fallen, das weiß ich, das fühle ich, und dennoch würden mir vielleicht viel Schmerzen und viel Kummer erspart, wenn es also wäre, denn was ist der schnelle und unerwartete Tod gegen dies langsame Hinsiechen und Vergrämen, gegen dieses tägliche Sterben an Kummer und Leid, das uns indessen doch nicht tödtet! O Laura, ich habe oft trübe und unheilvolle Stunden, in denen mir meine ganze Zukunft in schwarze Trauerschleier eingehüllt erscheint, in denen ich selbst Deine Lichtgestalt nicht mehr sehe, und ganz allein, ganz trostlos und einsam bin!

Sie schildern da meine Leiden, meine qualvollen Befürchtungen, flüsterte Laura, sich angstvoll an ihn

schmiegend. O diese Zukunftsträume sind so fürchterlich, daß ich darüber nicht einmal des Glückes der Gegenwart mich zu freuen vermochte, daß, wenn ich Sie ansah, mein Herz nicht mehr vor Wonne pochte und hämmerte, sondern vor verzweiflungsvollem Wehe, denn es schien mir, daß ich immerfort Sie nur sah, um von Ihnen Abschied zu nehmen für immerdar. O glauben Sie mir, diese traurigen Ahnungen, welche uns beide foltern, das sind die Stimmen des Schicksals, das uns mahnen will, uns loszureißen von diesem zauberhaften Traum, mit dem wir unsere Seelen in Schlaf eingelullt haben, damit sie ihrer Pflicht vergessen könnten und dieser harten Nothwendigkeit zu gedenken, welche doch eines Tages uns trennen wird.

Nichts soll uns trennen, rief der Prinz ungestüm, nichts auf Erden soll sich scheidend zwischen uns stellen. Diese heutige Trennung, welche die Ehre von mir fordert, soll und wird die letzte sein. Wenn ich wiederkehre, werde ich Dich an Dein Wort, werde ich Dich an diese heiligen Schwüre mahnen, welche Gott gehört und angenommen hat, denn unsere Liebe ist von Gott und in Gott, und nichts Unedles haftet an ihr. Gott wird sie also auch beschützen, Gott wird ihr seinen Segen geben, wenn die hartherzigen und kalten Menschen ihr denselben versagen sollten, Gott wird mit uns sein, wenn die ganze Welt auch wider uns ist, und mit Gott werden wir alle Schwierigkeiten, die sich vor Deinen Blicken, meine Laura, nicht vor den meinen aufthürmen, besiegen und unsere Liebe und unser Glück verklärt aus allen diesen Stürmen hervorgehen sehen.

Laura wiegte traurig lächelnd ihr Haupt. Ich habe nicht diese freudige Zuversicht es zu hoffen, und doch auch wieder nicht die Kraft, den Gedanken einer Trennung von Dir ertragen zu können, flüsterte sie. Zuweilen wenn ich recht inbrünstig gebetet habe, scheint es mir, daß Gott mir beistehen und mich stärken will zu dem Entschluß, mich willig und gehorsam den Befehlen der Königin-Mutter zu unterwerfen und die Hand dieses Grafen Voß anzunehmen, den Gott vielleicht mir gezeigt hat, als das Mittel, welches mich wieder auf den Weg der Pflicht und des Gehorsams zurückführen soll. Aber sobald ich das entscheidende Wort aussprechen will, sind meine Lippen wie von ehernen Banden geschlossen, und es ist mir, als ob sie sich nur öffnen könnten, um einen Schrei auszustoßen, der mit seiner Verzweiflungsgewalt mein ganzes Wesen zerschmettern und mich in Staub auflösen müßte.

Der Prinz schloß sie mit leidenschaftlicher Gewalt in seine Arme. Schwöre mir, daß Du nimmer so feig und so treulos sein willst, von den Drohungen und den Scheltworten meiner Mutter Dich unterjochen zu lassen, sagte er fast zürnend. Schwöre mir, daß Du treu bleiben willst Deinem Schwur, diesem Schwur, durch welchen Du mein bist, mein für alle Ewigkeit, durch welchen Du Dich mir zu meiner Braut und zu meiner Gattin angelobt hast!

Ich schwöre es Dir! sagte sie, ihm mit Augen voll Zärtlichkeit und Liebe in das erregte, glühende Angesicht schauend.

Sie werden meine Abwesenheit benutzen, Dich zu martern und zu quälen, fuhr er fort. Meine Mutter wird in dem Ungestüm ihres heftigen Naturells Dich mit Vorwürfen, mit Bitten, mit Drohungen bestürmen, aber wenn Du mich liebst, wirst Du die Kraft finden, ihr zu widerstehen und nicht wankend zu werden in Deiner Treue. Noch weiß meine Mutter nicht, daß ich es bin, den Du mit Deiner Liebe beglückst, daß ich es bin, welcher Dich anbetet, und welcher kein schöneres und stolzeres Glück erstrebt und kennt, als Dein Gemahl zu sein, noch glaubt sie, daß, wenn nicht der König, einer der Markgrafen, oder der junge Prinz von Braunschweig es ist, welcher Dein Herz besitzt, und die Schuld trägt an Deiner Weigerung, Dich dem Grafen Voß zu vermählen. Aber irgend ein Zufall kann ihr unsere Liebe verrathen, und dann wird ihr Zorn fürchterlich sein, dann wird sie Alles daran setzen, uns zu trennen, dann wird sie kein Mittel, keine Intrigue verschmähen, um ihren Zweck zu erreichen. Bleibe alsdann standhaft, meine Laura, standhaft, treu und besonnen! Glaube und traue keinem Gerücht, keinem Briefe, keiner Botschaft, sondern glaube nur an mich allein, nur meinem eigenen Wort! Ich werde Dir nicht schreiben, denn meine Briefe könnten aufgefangen werden, ich werde keinen Boten an Dich senden, denn man könnte ihn bestechen, und er könnte uns verrathen; nur wenn ich fallen sollte in der Schlacht, werde ich, so Gott mir gnädig ist, noch so viel Kraft finden, um einem mitleidigen Freunde meine Grüße an Dich aufzutragen, und er wird sie Dir hinterbringen, denn alsdann hat unsere Liebe nicht mehr das Auge der Welt, nicht mehr den Zorn des Königs und meiner Mutter zu fürchten. — Ich werde Dir nicht schreiben, aber ich werde immer an Dich denken, mein Geist wird immer bei Dir sein!

Und wenn Du fallen solltest, wird Gott mir gnädig sein, und auch mich aus dieser Welt erlösen, welche für mich ein Grab ist ohne Dich, flüsterte sie mit leuchtenden Augen, sich innig an ihn schmiegend.

Der Prinz küßte sie leise und ehrfurchtsvoll auf die Stirn, und zog dann einen Ring von seinem Finger, den er an dem ihren befestigte.

Das ist unser Verlobungsring, sagte er. Jetzt bist Du mein, jetzt trägst Du meinen Ring, die erste Schake dieser Kette, mit welcher ich Dein ganzes

Leben an mich fesseln will. Jetzt bist Du meine Gefangene, und nichts kann Dich mehr von mir erlösen! Aber horch! Hörst Du da unten die Fanfaren schmettern und die Trommeln wirbeln? Hörst Du dieses Hurrah der Offiziere? Der König ist auf den Schloßplatz getreten, und schon wird er verwundert nach mir umher schauen! Ich muß fort, ich muß zum König! Horch, sie schreien schon wieder! Lebe wohl, meine Geliebte, lebe wohl! Gott und seine Engel mögen Dich schützen!

Er sah sie nicht mehr an, er hatte die Kraft, sie nicht zu umarmen, sich nicht zurückhalten zu lassen von ihren Seufzern, ihren Thränen. Er trat langsam, um kein Aufsehen zu erregen, hinter den Gardinen hervor, und schloß sie sorgfältig wieder, um Laura den Blicken der Menge zu entziehen, dann ging er langsam durch die Reihen der Masken, welche, dem ausdrücklichen Befehl des Königs gemäß, durch den soldatischen Lärm da unten sich nicht in ihren Tanzbelustigungen durften unterbrechen lassen, und eilte in das daneben befindliche Kabinet. Hier warf er rasch die Maske und den Domino ab, welcher seine Uniform bedeckt und verhüllt hatte, und den bereit liegenden Helm ergreifend, eilte er durch die Gemächer, über die Treppen hinunter in den Schloßhof.

Dort stand der König inmitten seiner Generäle und Offiziere. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, jeder Gedanke, jeder Wille, jedes Wünschen hatte sich ihm untergeordnet, sein Geist hatte den ihren gefangen genommen und bewältigt, und nur Ein Gedanke, nur Ein Wille lebte und herrschte in ihnen Allen, der Gedanke und der Wille des Königs und ihres Herrn, dessen Blick wie das Auge des Adlers über ihnen schwebte, und sie Alle beherrschte und bezauberte.

Groß und heldenkühn stand er in ihrer Mitte, sein schönes Antlitz leuchtend in einer wunderbaren Majestät und Begeisterung, seine Augen strahlend in einem Feuer und einer Gluth, welche sich an seinen eigenen heldenkühnen und hochherzigen Gedanken entzündet hatte, den feingeschnittenen Mund umspielt von jenem milden, zauberhaften, gütevollen Lächeln, das ihm stets alle Herzen gewann, und Jedermann zugleich erfreute und rührte. Hinter ihm standen die Prinzen und Generäle, der Fürst von Anhalt-Dessau, der alte Ziethen, der General von Winterfeld und die Adjutanten, und über ihnen Allen ragten leuchtend und majestätisch, strahlend im Glanz der zu beiden Seiten des Platzes in unübersehbarer Reihe aufgestellten Fackeln, die neuen kostbaren Fahnen empor, deren goldgestickte neue Inschrift: pro Gloria et Patria sternengleich aus dem Dunkel des Hintergrundes hervorblitzte.*)

Friedrich hob den Arm mit dem entblößten Schwert und grüßte diese flatternden Fahnen mit der goldglänzenden Inschrift, dann begann er zu reden, und seine Stimme hallte wie Glockenklang so metallreich und volltönend über den Platz dahin.

Meine Herren, sagte der König, ich unternehme einen Krieg, worin ich keine andern Bundesgenossen habe, als Ihre Tapferkeit und Ihren guten Willen.

*) Die frühere Inschrift der preußischen Fahnen war: Pro Deo, Gloria et Patria. Friedrich der Große ließ aber neue Fahnen für seine Armee anfertigen mit dem schwarzen Adler, der in der einen Klaue den Degen, den Scepter in der andern hielt, und die Umschrift trug: „Pro Gloria et Patria“. Das frühere „Deo“ befahl der König fortzulassen, indem er sagte, man müsse den Namen Gottes nicht entweihen, indem man ihn mit weltlichen Dingen vermische. —

Meine Sache ist gerecht und meinen Beistand suche ich bei dem Glück. Erinnern Sie sich beständig des Ruhmes, den Ihre Vorfahren auf den Schlachtfeldern bei Warschau, bei Fehrbellin und bei dem Zuge nach Preußen sich erwarben. Ihr Schicksal ist in Ihren eignen Händen. Ehrenzeichen und Belohnungen warten nur darauf, durch glänzende Thaten von Ihnen verdient zu werden. Aber ich habe nicht erst nöthig Sie zur Ehre anzufeuern; nur sie steht Ihnen vor Augen, nur sie ist ein würdiger Gegenstand für Ihre Bemühungen. Wir werden Truppen angreifen, die unter dem Prinzen Eugen den größten Ruf hatten. Zwar ist dieser Prinz nicht mehr; aber unser Ruhm wird beim Siegen desto größer sein, da wir uns gegen so brave Soldaten werden zu messen haben. Adieu! Reisen Sie ab. Ich werde Ihnen ohne Verzug zu dem Sammelplatz der Ehre folgen, der uns erwartet!*)

XLVI.

Die Rückkehr.

Es war ein sehr unblutiger Feldzug gewesen, dieser erste Feldzug des jungen preußischen Königs nach Schlesien. Kein Tropfen Blutes war dabei vergossen worden, kein anderer Angriff war gemacht worden, als der, welchen einer der Generäle auf die Wange einer an dem Thore von Breslau stationirten Schildwache machte, die ihm den Eintritt in das Thor verweigern wollte. Der General strafte ihn mit einer schallenden Ohrfeige für seine Kühnheit und der besiegte Soldat taumelte zurück, den General mit seinem Stabe unbehindert in die überwundene Hauptstadt Schlesiens einziehen lassend. Ja in diese Hauptstadt einer Provinz, welche nur an den zahlreich ihr auferlegten Abgaben wußte, daß sie Oesterreich unterthänig sei, und welche seit mehr als hundert Jahren nicht mehr von einem Mitgliede des österreichischen Herrscherhauses betreten worden war. Auch weigerte sich Breslau gar nicht, diesen schönen jungen König aufzunehmen, welcher, indem er in die Stadt einmarschirte, überall sie so freundlich grüßte, für jede dieser Damen, die reich geschmückt an den Fenstern standen, ein gewinnendes Lächeln hatte, welcher in einer eigenhändig geschriebenen Proclamation den Schlesiern betheuerte, daß er nicht in feindseliger Absicht gekommen, und daß alle Einwohner in ihren Rechten, Privilegien und Freiheiten, in ihrer Religion, in ihren Würden und Aemtern erhalten werden sollten. Die Bande, welche die schöne und fruchtbare Provinz Schlesien an Oesterreich fesselten, waren lange schon sehr locker gewesen, und die Prophezeihung des Königs von Preußen hatte schnell genug seine Bestätigung gefunden, jene Prophezeihung, welche der König in Krossen gemacht. Als er mit seinem Heer, von Berlin kommend, in Krossen einmarschirte, fiel die große Glocke des Hauptkirchthurms mit donnerndem Geräusch aus dem Dachstuhl herunter und zerschmetterte in ihrem Fall einen Theil der alten Kirche. Und ein ahnungsvolles Grauen durchlief das preußische Heer, selbst die alten krieggewohnten Generäle machten ein sorgenschweres Gesicht und deuteten diesen Glockensturz als ein böses Omen für die preußischen Truppen. Der König allein lächelte, und wie Cäsar, als er bei der Landung in Afrika fiel, gesagt hatte: „Ich halte Dich, Afrika," sagte Friedrich: „Dieser Glockensturz bedeutet, daß das Hohe, das Haus Oesterreich nämlich, wird erniedrigt werden!**)

Schnell genug war diese Prophezeihung jetzt in Erfüllung gegangen, das Haus Oesterreich war rasch und ohne Widerstand gedemüthigt worden, und in die Hauptstadt Schlesiens war das preußische Heer eingezogen, freudig willkommen geheißen, nicht blos von den protestantischen Einwohnern, welche so lange

*) Rödenbeck, Tagebuch I. pag. 28.

**) Histoire de mon temps. pag. 185. — Preuß, Friedrich der Große. Vol. I. pag. 164.

unter dem härtesten Glaubenszwang hatten dulden müssen, und denen der König von Preußen jetzt Glaubensfreiheit und ungehinderte Ausübung ihrer Religion zusicherte, sondern willkommen geheißen auch von den katholischen Einwohnern, von den Priestern und Jesuiten sogar, welche der König durch seinen Geist und seine Liebenswürdigkeit überwunden hatte. Niemand hatte ein Bedauern mehr für die verlorene österreichische Oberherrschaft, und die Preußen wurden bald genug die Lieblinge des schlesischen Volkes, besonders der Frauen, welche mit zuvorkommender Bereitwilligkeit den schönen und kernigen preußischen Kriegern ihre Herzen entgegen trugen und in angstvoller Liebeshast eilten, den rasch geschlossenen Bund der Herzen durch die Hand des Priesters dauernd und unauflösbar zu machen. Hunderte von Ehen wurden in diesen sechs Wochen, welche der König in Schlesien verweilte, zwischen den preußischen Soldaten und den schlesischen Landestöchtern geschlossen, und die preußischen Krieger, welche eben erst als Fremdlinge den feindlichen Boden betreten hatten, gründeten sich schnell genug dort den heimischen Heerd und die Familie, ihrem König dadurch ein verdoppeltes Anrecht auf den Besitz dieser Provinz gebend, in der Frauen und Jungfrauen den preußischen Kriegern so schnell sich unterworfen und sie zu ihren Herren gemacht hatten. Bald war es Mode geworden, daß die Frauen und Mädchen einen dieser stattlichen preußischen Soldaten ihren Geliebten nannten, und je größer und stattlicher derselbe war, desto stolzer und freudiger fühlte sich die glückliche Besitzerin. Begegnete doch einst dem Baron von Bielfeld, welcher den König nach Breslau begleitet hatte, auf der Straße eine junge, schöne Bürgersfrau, welche laut weinte und klagte und jammernd ihre Hände rang. Als Bielfeldt sie nach dem Grund ihrer Thränen fragte, sagte sie ganz naiv: ach Gott, ich bin gewiß eine beklagenswerthe Frau. Ich habe mich heut vor acht Tagen mit einem preußischen Grenadier verlobt, welcher fünf Fuß neun Zoll maß, und ich war sehr glücklich und stolz auf ihn. Heute aber hätte ich einen Gardisten bekommen können, welcher sechs Fuß und zwei Zoll mißt! Muß ich da also nicht klagen und weinen, da sich mir ein so schöner Riese, ein so seltenes Exemplar anbietet, und ich es doch nicht mehr bekommen kann?*)

Der König von Preußen gewann sich die Frauen des Volks durch seine schmucken Soldaten, die Damen der Aristokratie durch seine eigene Schönheit, Liebenswürdigkeit, seine Grazie, Anmuth und seinen eminenten Geist. Als er der Aristokratie von Schlesien im Lokatellischen Hause in Breslau einen Ball gab, eilten die vornehmsten und dem Hause Oesterreich früher am innigsten ergebenen hochadeligen Familien, der Einladung des Königs zu folgen, und Jedermann drängte sich dazu, diesen liebenswürdigen König zu sehen, welcher zugleich ein Held, ein Dichter, ein Cavalier und ein Krieger, ein Jüngling und ein Weiser war, welcher schön war und jung und lebenslustig, und nicht sich einhüllte in steife ceremonielle Formen, der den Damen gegenüber ganz zu vergessen schien, daß er ein König sei, welcher gebieten konnte, sich nur darstellend als ein Cavalier, und der, wenn er eine der Damen zum Tanz aufforderte, sich dies von ihr als eine schmeichelhafte Gunst erbat.

Und wie der König sich die Damen der Aristokratie durch seine eigene Liebenswürdigkeit und Schönheit eroberte, gewann er sich die Herren durch die Orden und Titel, welche er mit vollen Händen ausstreute. „Mir träumte diese Nacht", sagte er lächelnd zu dem Baron von Pöllnitz, mir träumte, daß ich hier in Breslau einige Fürsten, Grafen und Barone schuf. Helfen Sie mir, daß mein Traum Wahrheit werde, indem Sie mir etliche Namen angesehener Familien nennen, welche ich fürsten, grafen und baronisiren kann." — Pöllnitz nannte die Namen, und die Fürsten von Pleß, die Grafen von Hochberg und viele Andere gingen aus diesem Schöpfungsproceß des Königs hervor.

Schlesien und Breslau waren jetzt also für den Moment unbestrittenes Eigenthum Preußens. Der König konnte nach Berlin zurückkehren, um sich wieder den Studien, den Vergnügungen, den Freunden und seiner Familie zu widmen. Das Vorspiel dieses großen Drama's, genannt der siebenjährige Krieg, war jetzt zu Ende gespielt, und während des Entre-Actes konnte der König sich bei den Künsten und Wissenschaften, im behaglichen Genuß geselliger Freuden ausruhen und sich stärken zu dem bald beginnenden ersten Act, dessen Acteur und Held er zu sein vorhatte.

Berlin empfing den wiederkehrenden König mit lautem Jubelgeschrei, es begrüßte mit stolzem Jauchzen seinen Herrscher, der jetzt in den Augen des übermüthigen, ahnenstolzen Oesterreichs nicht mehr der kleine Markgraf von Brandenburg war, welcher dem Kaiser von Oesterreich bei der Tafel das Waschbecken halten mußte, sondern der sich emporgeschwungen hatte zu einem selbstständigen König, zu einem König, welcher von Oesterreich keine Gesetze mehr annehmen wollte, sondern im Begriff war, der Tochter der Cäsaren selbst Gesetze vorzuschreiben.

Und mit leuchtenden, freudestrahlenden Blicken ging die Königin-Mutter mit ihren Prinzessinnen den wiederkehrenden, siegreichen Söhnen bis an die äußere Schloßpforte entgegen, mit von Thränen des Ent-

*) Bielfeld. Lettres. Vol. I. pag. 160.

zückens verschleierten Augen empfing die Königin Elisabeth Christine den heimkehrenden Gemahl, welcher indeß für sie nur einen stummen Gruß, eine kalte ceremonielle Verbeugung hatte. Aber sie sah ihn doch wieder, sie konnte doch ihre ganze Seele versenken in diese strahlenden Augen, in denen sie für sich die zauberhaftesten Wundermärchen las, er konnte es ihr wenigstens in diesen Tagen des Ceremoniels nicht verwehren, an seiner Seite zu sein, neben ihm zu sitzen an der Festtafel und in dem Concert, mit welchem die königliche Kapelle und die neuangekommene italienische Sängerin die Wiederkehr des Königs begrüßten.

Graun hatte zu diesem Tage eine eigene Festcantate componirt, und nicht allein die eben erst angelangte italienische Sängerin Laura Farinella, sondern auch die Schülerin von Graun und Quantz, die deutsche Sängerin Anna Prickerin, sollte in diesem Hofconcert sich hören lassen.

Es war dies für Anna ein entscheidender, bedeutungsreicher Tag. Sie stand an der Eingangspforte eines neuen Daseins, eines Daseins voll Glanz, Ruhm, Ehre und Ansehen. Was kümmerte es also sie, daß ihr Vater ächzend und todeskrank auf seinem Lager stöhnte, was kümmerte es sie, daß ihr Bruder Wilhelm seit drei Tagen nicht das väterliche Haus betreten hatte, und daß Niemand wußte, wo er war. Sie fragte nichts nach ihrem Vater und ihrem Bruder, sie trauerte nicht um die jüngst verstorbene Mutter. Sie hatte nur einen Gedanken, nur eine Sehnsucht und ein Ziel, sie wollte eine berühmte Sängerin werden, nicht blos um ihrer selbst willen, sondern auch um damit sich endlich die Hand dieses Mannes zu gewinnen, den sie weder liebte noch achtete, der aber den großen Vorzug besaß, ein Baron und ein einflußreicher Herr bei Hofe zu sein. Anna Prickerin hatte es sich daher zu einer Lebensaufgabe gemacht, die Gattin von Pöllnitz zu werden, nicht weil sie ihn liebenswerth fand, sondern weil er ein Baron war, weil er ihr eignes dunkles Herkommen mit dem Glanz seines Namens überstrahlen sollte, weil es für eine Sängerin schöner und empfehlenswerther schien, die Gemahlin eines Barons als nur die Tochter eines Schneiders zu sein, mochte derselbe auch immerhin ein Hofkleidermacher und ein Millionair sein.

Seit zwei Tagen erst war der König von Breslau zurückgekehrt, und schon hatte Herr von Pöllnitz seiner schönen Anna einen Besuch gemacht. Noch niemals war er so zuvorkommend, so zärtlich gewesen, wie dies Mal, denn noch niemals hatte er das, was ihm früher unmöglich geschienen, so sehr als eine wünschenswerthe Möglichkeit erachtet, noch niemals hatte er sich so ernsthaft mit dem Gedanken befreundet, Anna Prickerin die Schneiderstochter, zu seiner Gemahlin zu machen. Jetzt aber dachte er daran. Das Beispiel des Grafen Rhedern hatte ihm Muth gemacht; was der König der Tochter des Kaufmanns und Fabrikanten bewilligt hatte, würde er auch der Tochter des königlichen Hofkleidermachers nicht verweigern wollen, vorzüglich wenn sich diese durch ihr eigenes Verdienst, durch ihre glänzende Begabung die Pforten des Königsschlosses, welche ihr sonst für immer verschlossen sein würden, geöffnet hatte, wenn sie durch die Gewalt ihrer Sirenenstimme die Barrièren erheben und niederstürzen gemacht, welche die Schneiderstochter von der eigentlichen Gesellschaft trennten. Wenn Anna Prickerin eine berühmte Sängerin war, wenn es ihr gelang, den Beifall des Königs zu gewinnen, so war sie damit in den Adelstand erhoben und Niemand durfte es anstößig finden, daß der Baron von Pöllnitz diese gefeierte Sängerin zu seiner Gemahlin erheben wollte. Wenn also Anna's Gesang dem König gefiel, wenn er ihr Lob spendete, war Pöllnitz fest entschlossen, sich sofort zu ihrem Ritter zu bekennen, und sie baldmöglichst zu seiner Gemahlin zu erheben. Baldmöglichst! denn die Gläubiger drängten so sehr und verfolgten den armen Baron auf allen seinen Wegen, drohten schon sogar mit der Justiz und dem Kerker. Pöllnitz hatte es daher schon gewagt, den König daran zu erinnern, daß er ihm nach seiner Rückkehr aus Schlesien Hülfe versprochen habe. Aber auch dies war vergeblich gewesen. Der König hatte ihm erwiedert: ich habe noch kein Schlachtfeld gesehen und stehe nicht am Ende, sondern am Anfang eines Krieges, zu dem ich mehr Geld gebrauchen werde, als in meinen Chatoullen vorhanden ist. Warten Sie also, bis der Tag gekommen ist, den ich Ihnen verheißen habe, denn alsdann erst kann ich daran denken, mein Versprechen zu erfüllen!

Es war also für Herrn von Pöllnitz eine Nothwendigkeit, nach einem rettenden Faden zu suchen, der ihn aus diesem Labyrinth seiner Schulden erlösen konnte, und mit ängstlich klopfendem Herzen stand er daher am Abend des Concerts hinter dem Stuhl des Königs, um jede seiner Bewegungen, jedes seiner Worte zu belauschen und den Eindruck zu erspähen, den der Gesang der schönen Anna Prickerin auf das Ohr des Königs machen werde.

Der König war heute ungewöhnlich heiter und aufgeräumt. Er fühlte sich ganz erquickt von diesen ruhigen, geistig belebten Tagen, welche er jetzt nach Wochen unruhigen und wüsten Daseins wieder in Berlin genießen konnte. Er hatte seine Bücher, seine Flöte mit einer wahren Wiedersehensfreude begrüßt, und in seine Bibliothek eintretend, war es ihm gewesen, als kehre er eben heim in seine eigenste Hei-

math. Mit einem köstlichen Wonnegefühl hatte er das Schwert mit der Feder vertauscht, und statt der Schlachtpläne machte er jetzt Verse, schrieb er begeisterungsvolle Briefe an Voltaire, den er noch immer verehrte und gewissermaßen anbetete, obwohl der sechstägige Aufenthalt Voltaire's in Rheinsberg, wohin derselbe vor dem Marsche nach Breslau gekommen war, die Vergötterung des Königs für den französischen Dichter sehr gedämpft hatte. Der König, welcher nach seinem ersten Begegnen mit Voltaire auf Schloß Moyland von dem französischen Dichter sagte: „Er ist so beredt, als Cicero, so angenehm, als Plinius, und so weise, wie Agrippa; mit einem Wort: er vereinigt in sich alle Tugenden und alle Talente der drei größten Männer des Alterthums,*)" der König nannte jetzt den Dichter der Henriade einen „Fou". Es empörte und betrübte sein Gemüth, zu sehen, daß dieser große Dichtergeist im Grunde ein sehr gemeines, schmutziges und kaltes Herz habe. Er, welcher Voltaire wahrhaft als Freund geliebt hatte, er mußte jetzt mit Schmerz erkennen, daß Voltaire's Freundschaft ein Besitzthum sei, welches man mit Geld und nicht mit Liebe bezahlen müsse, wenn man es nicht verlieren wollte. Der König, welcher ihn vor wenigen Monaten noch mit Cäsar, Plinius und Agrippa verglichen hatte, der König sagte jetzt zu Jordan: „Dein Geizhals Voltaire soll die Hefen seiner unersättlichen Habgier trinken, und noch dreizehnhundert Thaler bekommen. Von den sechs Tagen, die er sich gezeigt hat, kostet mich jeder fünfhundert und fünfzig Thaler. Das nenne ich einen Fou theuer bezahlen; wohl niemals hat ein Hofnarr bei irgend einem großen Herrn solche Bezahlung gehabt."**)

Und heute stand dem König ein neuer Lebensgenuß bevor, denn heute sollte er zum ersten Male die neuen italienischen Sänger hören, seine italienischen Sänger. Er hatte jetzt also nicht mehr nöthig, sich, wie bei der Begräbnißfeier seines Vaters, italienische Sänger aus Dresden zu leihen. Er hatte seine eigenen Sänger.

Dieses heutige Hofconcert versprach daher dem König einen besonderen Genuß, und mit der Ungeduld eines Jünglings harrte er dem Anfang des Concerts entgegen.

Endlich gab Graun der Kapelle das Zeichen, die Introduction zu spielen. Der König war so gespannt auf den nachfolgenden Gesang, daß er gar kein Ohr hatte für diese einfach schöne, gefühlvolle Musik seines Hofcomponisten, und daß sogar Quantzens meisterhaft ausgeführtes Flötensolo ihm nur ein einziges Bravo entlocken konnte. Endlich kamen die Sänger und Sängerinnen und der Chor begann.

Das Herz des hinter dem König stehenden Ober-Ceremonienmeisters von Pöllnitz klopfte laut, als er hinüberschaute zu Anna, welche ernst und stolz im herrlichsten und modernsten französischen Anzug unweit der Farinella stand, und so ruhig und unbefangen nach der Hofgesellschaft hinüberschaute, als sei ihr das ein langgewohnter, gar nicht überraschender Anblick.

Der Chor war zu Ende. Laura Farinella hatte die erste Arie zu singen. Anna Prickerin hätte sie mit ihren zornigen Blicken ermorden mögen für diese Anmaßung, früher als sie zu singen; die italienische Sängerin, im vollen Gefühl ihrer Herrscherwürde, erwiederte Anna's Blicke nur mit einem halb spöttischen, halb verächtlichen Lächeln, dann heftete sie ihre großen, durchdringenden Augen auf das Notenblatt und begann zu singen.

Anna Prickerin hätte laut aufschreien mögen vor Zorn, denn sie sah, wie der König wohlgefällig mit dem Kopfe nickte, wie ein heiteres Lächeln sein Gesicht überflog, sie sah, wie sofort die ganze Hofgesellschaft entzückte Gesichter machte, wie sogar Pöllnitz eine ganz glückliche, begeisterte Miene annahm. Aber die Farinella sah es ebensowohl, und dieser königliche Beifall entflammte sie immer mehr. Ihre volle, schöne Stimme flatterte und jauchzte in den künstlichsten Fioriturен und Rouladen auf und ab, ruhte sich dann in den getragenen, empfindungsvollen, schmelzenden Tönen, um wieder sich empor zu schwingen und zu wirbeln in den künstlichsten, gewagtesten Verzierungen der einfachen, lieblichen Melodie.

Deliciös! Süperb! sagte der König ganz laut, als die Farinella geendet, indem er sich ein wenig zu Pöllnitz hinwandte.

Erhaben, göttlich! rief Pöllnitz mit entzücktem Augenverdrehen, und da er einmal das Zeichen gegeben, wagte es der ganze Hof seinem Beispiel zu folgen und leise, unterdrückte Ausrufe des Beifalls, der Bewunderung zu murmeln.

Anna Prickerin fühlte, wie sie erblaßte, wie ihre Füße unter ihr zitterten; sie hätte diese italienische Sängerin mit ihren Händen erwürgen können, diese stolze Farinella, welche ihr jetzt einen so herausfordernden, beleidigenden Blick hinüberwarf, als ob sie

*) Correspondance avec Jordan.

**) Der König hatte Voltaire das Manuscript des Anti-Machiavelli geschenkt, und dieser hatte sich von dem Verleger van Düren in Amsterdam eine bedeutende Summe dafür zahlen lassen. Nichtsdestoweniger aber übergab er dem König für die mit dem Druck des Manuscripts gehabten Unkosten eine Rechnung von zweitausend Thalern, und forderte außerdem für seine Hin- und Rückreise noch die Summe von vierzehnhundert Thalern, welche der König indeß auf dreizehnhundert Thaler reducirte.

sie mit ihren Augen fragen wollte: Wirst Du es noch wagen, zu singen, nachdem ich gesungen habe?

Aber Anna fühlte den stolzen Muth in sich, es zu wagen. Sie sagte zu sich selber: ich werde sie dennoch besiegen, denn sie ist eine elende Charlatanin; ihre Stimme ist dünne, wie ein Zwirnsfaden, und spitz, wie eine Nähnadel, während die meine so voll und mächtig wie eine Orgel daher braust, und was ihre Fiorituren anbelangt, so verstehe ich mich darauf eben so gut wie sie.

Mit solchem Bewußtsein nahm sie das Notenblatt zur Hand und wartete auf den Moment, wo das Ritornell beendet sein würde. Mit vollkommen ruhiger Miene blickte sie auf den Tactirstock des Kapellmeisters hin und lächelte, als sie den angstvollen Blick gewahrte, den ihr Lehrer Quantz auf sie heftete.

Das Ritornell war beendet, Anna Prickerin begann ihren Gesang. Ihre Stimme übertönte voll und mächtig das Orchester, aber der König saß stumm und unbeweglich da, er machte nicht das kleinste Zeichen des Beifalls. Anna sah das, und ihre Stimme, welche nicht vor Angst gezittert hatte, bebte jetzt vor Zorn. Aber sie wollte durchaus die Bewunderung des Königs erregen, sie wollte ihm imponiren durch die Kraft und Gewalt ihres Organs, sie wollte ihn zwingen, ihr zu applaudiren, wie er es der Farinella gethan. Sie nahm daher jetzt die ganze Fülle ihrer Stimme zusammen, sie ließ die Töne mit übermäßiger Kraft aus ihrer Brust emporsteigen, sie machte eine so gewaltige Anstrengung, daß sie ein Gefühl hatte, als ob jeder Ton ihr den Brustkasten zersprengen müßte.

Aber jetzt hatte sie doch den Triumph, zu sehen, daß der König lächelte. — Ja, der König lächelte, aber es war nicht jenes Lächeln, mit welchem er zuvor die Farinella gegrüßt hatte, es war das Lächeln des Spottes, der Verachtung fast. Er wandte sich an Pöllnitz. Wie heißt denn dieses Frauenzimmer, welches da so abscheulich brüllt? fragte der König.

Pöllnitz zuckte die Achseln. Er hatte ein Gefühl, als ob in diesem Moment seine Gläubiger ihn erfaßten und ihm die Kehle zuschnürten.

Sire, flüsterte er tonlos, ich glaube es ist die Anna Prickerin.

Die Tochter des Hofkleidermachers? fragte der König mit einem raschen Aufblitzen seiner Augen.

Ich glaube, daß sie es ist, Majestät, hauchte Pöllnitz.

Jetzt lächelte der König nicht mehr, sondern er lachte, ja, er lachte, trotz der Fiorituren der wüthenden Sängerin, welche sehr wohl Pöllnitzens Achselzucken gesehen hatte und ihm im Geist dafür eine blutige Rache schwur. Er lachte, aber wie sehr Anna Prickerin auch immer schrie und sich abmühen mochte, der König applaudirte nicht.

Jetzt hatte sie den letzten Ton ihrer Arie gesungen, und mit athemloser, hochklopfender Brust wartete sie auf ein Beifallszeichen des Königs.

Aber es kam nicht. Eine tiefe Stille trat ein. Niemand äußerte auch nur das leiseste Zeichen des Beifalls, der Bewunderung, selbst Pöllnitz blieb stumm.

Wissen Sie gewiß, daß diese brüllende Signorina die Tochter unseres Schneiders ist? fragte der König jetzt, und als Pöllnitz es mit blutendem Herzen bejahete, fuhr der König lachend fort: Ich habe schon gehört, daß man den Schneider einen Ziegenbock genannt hat, aber seine Kinder sind darum immer noch keine Nachtigallen, und eher kann der Schneider Pricker ein Kameel durch ein Nadelöhr ziehen, als er aus seiner Tochter eine Sängerin macht. Die Deutschen verstehen überhaupt nicht zu singen, und es ist ein unbegreiflicher Mißgriff von Graun, eine solche Sängerin vor uns singen zu lassen.

Sire, sie ist eine Schülerin von Quantz, sagte Pöllnitz, und Quanz hat mir selber oft versichert, daß diese Anna Prickerin einst eine große Sängerin werden würde.

Ah, sie ist eine Schülerin von Quanz, wiederholte der König, indem er seine Blicke hinüberschweifen ließ nach Quanz, der mit furchtbar verdießlichem Antlitz, mit finster zusammengezogenen Augenbrauen vor seinem Notenpulte saß.

Wenn er ein solches Gesicht macht, murmelte der König, brummt er immer ein paar Tage mit mir und ist niemals mit meinem Flötenspiel zufrieden. Wir müssen ihn daher zu besänftigen suchen, und wenn diese Mamsell Pricker wieder singt, werde ich Quanz den Gefallen thun, ein wenig zu applaudiren.

Aber Anna Prickerin sang nicht wieder. Sie war wie zerbrochen auf ihren Sessel zurückgesunken, ein ungeheurer Zorn schoß wie ein Strom von Feuer durch ihre Adern hin, sie fühlte sich dem Ersticken nahe. Sie fühlte, wie die Thränen in ihre Augen schossen, wie es vor ihren Augen wirbelte und brauste, und als sie jetzt ihre wirren, entsetzten Blicke umherschweifen ließ, begegnete sie den spöttischen, siegreichen Augen der Farinella, welche ihr das lachende, stolze Antlitz zugewandt hatte. Anna fühlte es wie ein Schwerdt durch ihr Herz fahren. Sie stieß einen Schrei aus und sank bewußtlos zusammen.

Was war das für ein Schrei und was bedeutet die unruhige Bewegung dort im Sängerchor? fragte der König, sich in seinem Gespräch mit dem General Rothenburg unterbrechend und Pöllnitz zu sich winkend.

Sire, es scheint, als ob die Sängerin Anna Pricker in Ohnmacht gefallen ist, sagte Pöllnitz.

Der König dachte, daß dies eine gute Gelegenheit sein möchte, Quanz ein wenig zu besänftigen, indem er seiner Schülerin Theilnahme beweise.

Das ist in der That ein beklagenswerther Unfall, sagte der König laut. Eilen Sie, Pöllnitz, sich in meinem Namen nach dem Befinden dieser talentvollen jungen Sängerin zu erkundigen. Sollte sie noch leidend sein, so nehmen Sie einen Wagen und fahren Sie dieselbe in ihre Wohnung zurück; und kehren Sie nicht eher wieder, bis Sie mir beruhigende Nachrichten über das Wohlergehen von Quanzens Schülerin geben können.

So sprechend schaute der König verstohlen hinüber nach dem gefürchteten Quanz, dessen Gesicht sich jetzt schon ein wenig aufgeklärt hatte, und der minder finster drein schaute.

Wir werden vielleicht mit einem Tag verdrießlichen Brummens davonkommen, flüsterte der König, und Quanz wird diesmal bald besänftigt sein.

Er setzte sich und gab das Zeichen fortzufahren, denn er sah, daß die ohnmächtige Sängerin unter dem Beistand des Barons von Pöllnitz war hinausgetragen worden.

XLVII.

Der Tod der alten Zeit.

Die Musik rauschte weiter, während Pöllnitz ganz entsetzt und voll heimlichen Grauens eine Hofequipage herbei rief und dem erhaltenen königlichen Befehle gemäß mit der ohnmächtigen Sängerin von dannen fuhr.

Der König weiß nicht, welchen furchtbaren Auftrag er mir da gegeben, dachte Pöllnitz, während er mit Anna Prickerin durch die Straßen fuhr, und in wahrer Todesangst ihr Antlitz beobachtete. Wenn sie jetzt erwacht, wird sich der ganze Orkan ihres Zornes über mich ergießen, und ich bin ein verlorener Mann. Sie ist im Stande mir die Augen auszukratzen, mich zu erwürgen, und sie macht aus mir eine Leiche, bevor wir noch den Wagen verlassen haben.

Aber seine Furcht war unbegründet. Anna regte sich noch immer nicht. Sie war noch bewußtlos, als sie schon vor dem Hause des Herrn Pricker hielten. Aber Niemand kam ihnen aus diesem Hause entgegen, obwohl Pöllnitz dem Lakaien befahl, die Hausthür zu öffnen, und obwohl die Klingel mächtig und gellend durch das Haus schallte. Niemand kam ihnen entgegen, als Pöllnitz mit Hülfe des Lakaien die immer noch Ohnmächtige aus dem Wagen hob, und sie in das Haus und über die Treppe hinauf in ihr Zimmer trug.

Aber als der Baron sie jetzt langsam und vorsichtig auf den Divan gleiten ließ, machte Anna eine leise Bewegung, und ein tiefer Seufzer drang aus ihrer Brust hervor.

Jetzt wird der Sturm lostoben, dachte Pöllnitz ganz angstvoll, und er befahl rasch dem Lakaien hinabzugehen zu dem Wagen und dort seiner Wiederkehr zu harren. Er wollte wenigstens keinen Zeugen haben bei der Scene, welche ihn jetzt erwartete, und bei welcher er, wie er Grund hatte zu fürchten, eine sehr leidende Rolle spielen würde.

Anna Prickerin schlug jetzt die Augen auf; ihr erster Blick fiel auf Pöllnitz, welcher sich über sie geneigt hatte und sie mit einem zärtlichen Lächeln ansah.

Welch ein Glück, meine theuerste Anna, flüsterte er, daß Sie endlich ihre schönen Augen wieder öffnen. Ich glaubte schon zu sterben vor Angst.

Anna Prickerin antwortete nicht sogleich. Ihre Augen waren mit einem träumerischen Ausdruck auf das lächelnde Antlitz des Hofcavaliers gerichtet, und während er ihr immerfort erzählte von seiner zärtlichen Sorge, von der gnädigen Theilnahme des Königs für ihren Unfall, schien Anna mühsam aus ihren Träumen und aus ihrer Besinnungslosigkeit sich emporzuraffen.

Jetzt schoß es wie ein Blitz über ihr Antlitz hin, jetzt glänzte der Strahl des Bewußtseins, des erwachten Geistes in ihren Augen auf, und mit einer blitzartigen Bewegung ihren Arm emporschleudernd,

traf ihre Hand voll und mächtig die Wange ihres zärtlich lächelnden Anbeters, der entsetzt zurück taumelte und leise wimmernd vor Schmerz sich die Wange hielt.

Warum haben Sie mit den Achseln gezuckt? fragte Anna mit zornbebenden Lippen, sich von dem Divan emporschwingend und mit einer drohenden Bewegung auf Pöllnitz hinschreitend, der angstvoll und scheu, eine zweite Explosion fürchtend, vor ihr zurückwich.

Warum haben Sie mit den Achseln gezuckt? wiederholte Anna drohender.

Ich weiß nicht, daß ich es gethan habe, meine Anna, stammelte Pöllnitz.

Sie stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf den Boden. Nennen Sie mich nicht Ihre Anna! sagte sie heftig. Sie sind ein treuloser, verrätherischer Mensch, und ich verachte Sie aus tiefster Seele, denn Sie sind feig und haben nicht einmal den Muth, Diejenige zu vertheidigen, der Sie tausend Mal Ihre Liebe zugeschworen haben. Als ich aufgehört hatte zu singen und Niemand mir applaudirte, da gerade hätten Sie applaudiren müssen, da hätten Sie den Muth haben müssen, für mich in die Schranken zu treten und laut und öffentlich Ihre Geliebte zu vertheidigen, welche man durch eine elende Hofcabale, der Italienerin zu Gefallen, stürzen wollte.

Aber theuerste Anna, sagte Herr von Pöllnitz, Sie kennen die Hofetiquette nicht, Sie wissen nicht, daß es bei Hofe nur dem König erlaubt ist, Beifall zu äußern!

Und doch brachen Sie in einen Beifallssturm aus, als die Farinella gesungen hatte.

Weil der König das Zeichen dazu gegeben hatte!

Anna zuckte verächtlich die Achseln und ging mit hastigen Schritten auf und ab. Zu denken, daß alle meine Hoffnungen, alle meine stolzen Zukunftsträume zerstört sind, murmelte sie mit zitternden Lippen, während einzelne Thränen langsam über ihre Wangen niederrollten, zu denken, daß der König, der ganze Hof gelacht hat, während ich sang, und daß diese stolze Italienerin mit ihrem übermüthigen Gesicht dies gehört und gesehen hat! Oh, oh, ich werde sterben, ich werde ersticken vor Zorn. Mein ganzes Leben ist vernichtet, meine ganze Zukunft ist in den Staub getreten.

Sie schlug ihre Hände vor ihr Angesicht und weinte und schluchzte laut. Pöllnitz hatte kein Mitleid mit ihren Thränen, aber er dachte gerührt an seine Gläubiger, und dieser Gedanke fachte die erloschene Zärtlichkeit in seinem Herzen zur hellen Flamme an.

Er näherte sich ihr und legte sanft einen Arm um ihren Nacken. Theuerste Anna, flüsterte er, warum weinst Du, und wie kann dieser kleine Unfall Dich so unglücklich machen? Lieben wir uns nicht? Bist Du nicht immer noch meine geliebte Anna, meine schönste angebetete Geliebte? Hast Du mir nicht geschworen, daß auch Du mich liebst, und daß Du kein höheres Glück verlangst, als unzertrennlich mit mir vereint zu sein?

Anna ließ ihre Hände von ihrem Antlitz gleiten und trocknete die Thränen aus ihren Augen fort, um Pöllnitz, den lieben, lächelnden, zärtlichen Pöllnitz besser sehen zu können.

Es ist wahr, fuhr Pöllnitz fort, Du hast heute Abend nicht den Triumph gefeiert, wie ihn Dein herrliches Talent verdient, die Farinella stand Dir im Wege. Der König hat einmal ein Vorurtheil gegen deutsche Sängerinnen, er behauptet, die Deutschen verständen nur Musik zu schreiben, nicht aber sie zu singen, das sei ein Vorzug der Italiener. Hättest Du einen italienischen Namen, so würde der König entzückt gewesen sein von Deiner wundervollen Stimme, Deiner staunenswerthen Fertigkeit, aber da Du unglücklicher Weise eine Deutsche bist, versagt er Dir seinen Beifall. Aber was Du hier nicht erhalten hast, wirst Du anderswo Dir mit Leichtigkeit erobern können. Laß uns vereint dieses undankbare, kalte Berlin verlassen, meine Geliebte, laß uns in die Fremde gehen und dort ein neues, schönes und köstliches Leben beginnen. Wir geben Dir einen italienischen Namen, ich mache mich zu Deinem Cavalier, und da ich an allen Höfen die bedeutendsten Verbindungen habe, wird es leicht sein, Dir überall ein Gastspiel auszuwirken. Du wirst Dir Ruhm und Geld ersingen, und wir werden als ein seliges, unzertrennliches Liebespaar mit einander leben.

Oh, sagte Anna kopfschüttelnd, es ist mir nicht um das Geld zu thun. Ich bin reich, reicher als ich selber glaubte. Mein Vater hat mir selber heut gesagt, daß er gegen siebenmalhunderttausend Thaler besitzt, und daß er meinen Bruder, welcher seit drei Tagen Berlin verlassen hat, enterben will. Ich werde also seine alleinige Erbin werden, und das wird bald sein, denn mein Vater ist unrettbar verloren, der Arzt giebt ihm nur noch einige Tage zu leben.

Die Augen des Barons blitzten höher auf. Hat Dein Vater schon sein Testament gemacht? Hat er Dich zu seiner Erbin eingesetzt?

Heute wollte er das thun. Er hatte die Gerichtsbeamten hierher bestellt, und ich glaube, daß sie bei ihm waren, als ich zu diesem unseligen Concert fuhr. Es ist also nicht um des Geldes willen, daß ich eine Sängerin werden wollte, sondern nur um des Ruhmes willen! Aber jetzt entsage ich diesem Vorsatz; der heutige Abend hat mir gezeigt, daß es auch Dornen

giebt auf dieser Künstlerbahn, welche ich nur mit Rosen bestreut glaubte. Ich entsage dem Ruhm und der Ehre und will und verlange nichts mehr, als glücklich zu sein, glücklich durch die Liebe. Ja, Pöllnitz, Sie haben Recht, fliehen wir dieses treulose, kalte Berlin, gehen wir in schönere Gegenden. Dort wollen wir uns Villen, Schlösser und Landgüter kaufen, dort wollen wir ein glückliches Liebesleben führen, und die Welt soll kein glücklicheres Paar kennen, als den Baron und die Baronin von Pöllnitz.

Diesmal empfand Herr von Pöllnitz keinen Widerwillen bei dem Gedanken, daß die Tochter des Schneidermeisters den kühnen Gedanken fassen konnte, seine Gemahlin werden zu wollen. Um ihrer siebenmalhunderttausend Thaler willen verzieh er ihr diesen Uebermuth, fand er, daß es gar kein so demüthiges Geschick sei, der Gatte der schönen Anna Prickerin zu werden.

Er betheuerte ihr also in leidenschaftlichen Worten seine Liebe, und Anna hörte ihm zu mit strahlenden Augen und einem glücklichen Lächeln, als sie plötzlich durch ein lautes Klagen und Wimmern, welches aus dem anstoßenden Gemach ertönte, unterbrochen wurde.

Mein Vater! Es ist mein Vater! rief Anna entsetzt, indem sie rasch der Thür in den anstoßenden Ahnensaal eilte, wohin Pöllnitz ihr nachfolgte.

Dort, inmitten seiner Ahnen, der würdigen und angesehenen Hofkleidermacher, lag der Hofkleidermacher zweier Königinnen, der Abkömmling und Erbe eines so glorwürdigen Geschlechts, auf seinem Schmerzenslager.

Bleich und farblos, wie die Ahnenbilder war auch das Antlitz des Pricker, aber nicht stier und glanzlos war sein Auge, wie bei diesen, sondern leuchtend in einer wilden, fieberhaften Gluth. Als er Anna in ihrem glänzenden französischen Hofcostüm, das sie noch nicht abgelegt hatte, erblickte, tönte von seinen Lippen ein so wildes, schauerliches Lachen, daß selbst Pöllnitz sein Herz erbeben fühlte.

Komm her zu mir, Du würdige Schwester Deines Bruders, sagte der Alte mit lallender Stimme, indem er mit seiner gelben, abgezehrten Hand seine Tochter an sein Lager winkte. Komm her und höre, was ich Dir zu sagen habe. Du und Dein Bruder, Ihr habt mein Herz gebrochen, Ihr habt mir täglich einen Tropfen Gift gegeben, und ich bin langsam, Tag für Tag daran gestorben. Dein Bruder hat wie der verlorene Sohn das Haus seines Vaters verlassen, aber nicht wie dieser ist er reuevoll zurückgekehrt, sondern mit keckem Uebermuth rühmt er sich seines Verbrechens und wirft mir seine Schmach hohnlachend in's Angesicht. Sieh, da ist der Brief, welchen ich heute von ihm empfing, und in welchem er mir schreibt, daß er mit der Tochter meines zweiten Mörders, des Franzosen Pelissier, entflohen ist, um Schauspieler zu werden, um den alten ehrwürdigen und angesehenen Namen seiner Väter in den Schmutz zu treten und ihn zum Gespött der Gassenbuben zu erniedrigen. Zu diesem edlen Werk fordert er von mir das Erbtheil seiner Mutter. Er soll es haben, ja, er soll es haben, es sind fünftausend Thaler, aber von mir bekommt er

nichts, nichts weiter, als meinen Fluch, von dem ich Gott bitte, daß er ewig vor seinen Ohren wiedertönen möge.

Der Alte ließ erschöpft sein Haupt auf das Lager zurücksinken und ächzte laut. Anna stand mit thränenlosen Augen an dem Lager ihres sterbenden Vaters und dachte nur an die glanzvolle und köstliche Zukunft, welche mit jedem Moment einen Schritt näher zu ihr heranrückte. Pöllnitz hatte sich in eine der Fensterniſchen zurückgezogen und überlegte eben, ob es besser sei, den Tod des Alten abzuwarten, oder ob er jetzt zum König zurückkehren sollte.

Plötzlich schlug Herr Pricker die Augen wieder auf, und sein Blick ruhte mit einem zornigen und hämischen Ausdruck auf dem Antlitz seiner Tochter.

Welch eine schöne vornehme Dame Du jetzt bist, sagte er mit einem unheimlichen Grinsén. Ganz nach der neuesten Mode angeputzt, dazu eine große Sängerin, welche vor dem König und dem Hofe singt. Eine so vornehme Dame muß sich schämen, daß ihr Vater ein Schneider ist. Ich begreife das und gehe also in's Grab, um meine vornehme, schöne Tochter nicht zu geniren. Ja, ich gehe, und nichts soll die stolze Sängerin mehr an mich erinnern, nichts, sage ich, weder mein Haus, noch mein Geld. Oh, eine Sängerin kann nicht die Erbin eines Schneiders sein, eine Dame, welche französische Kleider trägt, kann nicht das Geld nehmen, welches ihr Vater mit den altmodischen Trachten verdient hat.

Und der Alte brach in ein wildes, wahnsinnes Lachen aus, während Anna entsetzt auf ihn hinstarrte und Pöllnitz aus seinem Versteck hervor an das Lager trat, um besser hören und beobachten zu können.

Ich verstehe Dich nicht, mein Vater, sagte Anna zitternd und angstvoll.

Du wirst mich bald verstehen, lallte der Alte mit einem heiseren Lachen. Wenn ich todt bin und die Gerichtsbeamten kommen und mein Testament, das ich ihnen heute übergeben habe, Dir vorlesen werden, dann wirst Du mich verstehen, dann wirst Du wissen, daß ich mein Hab und Gut den Armen der Stadt vermacht habe, und nicht der vornehmen Sängerin, welche mein Geld nicht bedarf, da sie eine Million in ihrer Kehle hat. Mein Sohn ein Schauspieler, meine Tochter eine Sängerin, so ist es recht, so kann man mit Freuden in die Grube fahren und Gott danken, daß man stirbt. Ach, ach, Ihr sollt an den alten Vater Pricker denken, Ihr sollt mir fluchen, wie ich Euch geflucht habe, und da Ihr über meinen Tod nicht weinen werdet, so sollt Ihr wenigstens ihn als ein schweres Unglück betrachten. Enterbt seid Ihr, Beide enterbt, die Armen sind meine Erben und Ihr Beide bekommt nichts, als das Erbtheil Eurer Mutter, welches ich Euch leider nicht entziehen konnte.

Vater! Vater! Das ist nicht möglich, das kann nicht Dein Ernst sein, schrie und jammerte Anna. Es ist nicht möglich, daß ein Vater so grausam, so unnatürlich handeln kann, seine Kinder zu enterben.

Habt Ihr nicht auch grausam, nicht auch unnatürlich an mir gehandelt? fragte der Alte grinsend. Habt Ihr mich nicht gemartert und gequält, habt Ihr mich nicht mit lachendem Munde ermordet, wie Ihr Eure Mutter ermordet habt, Eure Mutter, welche vor Gram über Euch gestorben ist? Nein, nein, kein Mitleid mit den unnatürlichen Kindern. Sie sind enterbt, enterbt, enterbt!

Und mit einem lauten Kreischen sank der Alte auf sein Lager zurück, laut ächzend und stöhnend, während seine Züge jenen eigenthümlichen, starren und ehernen Ausdruck annahmen, wie er das menschliche Antlitz überschleicht, ein grausiger Herold des Todes, der kommt, sein Opfer zu empfangen.

Er stirbt! Er stirbt! schrie Anna, sich über das Bett ihres Vaters werfend. Er stirbt, und er hat mich enterbt.

Ja, enterbt! lallte die schwere Zunge des Sterbenden.

Pöllnitz fühlte sein Herz erbeben bei diesem Anblick, mit hastigen Schritten floh er aus diesem unheimlichen Gemach, stürzte er die Treppe hinunter, die Hausthür so heftig aufreißend, daß die Klingel mit einem lauten, wilden Gekreisch durch das stille Haus ertönte.

Erst als er in seinem Wagen saß und wieder dem Schlosse zueilte, fand er seine Ruhe und Gelassenheit wieder und sich gemächlich in die seidenen Polster zurücklehnend, sagte er: ich werde beim König um meine Entlassung einkommen, ich werde protestantisch werden und dann nach Nürnberg eilen, um die reiche Patrizierin zu heirathen.

XLVIII.

Die Entdeckung.

Sie saßen wieder vereint in dem stillen, süßduftenden Blumenhaus, sie ruhten wieder Herz an Herzen, nach langer Trennung schauten sie sich in die von Thränen verdunkelten Augen und fragten sich lächelnd und glückestrunken, ob das Alles nicht ein Traum sei, ein köstlicher, wonniger Traum?

Es war das erste Mal seit seiner Rückkehr aus Schlesien, daß der Prinz August Wilhelm seine Laura allein und ohne Zeugen wiedersah und ihr erzählen konnte von seiner Sehnsucht und seinen Schmerzen, das erste Mal, daß sie ihm die süßen und heiligen Bekenntnisse ihrer Liebe in's Ohr flüstern konnte, die Bekenntnisse, welche außer ihrem Geliebten Niemand hören sollte, als Gott allein.

Aber da waren doch vier Ohren, welche Alles hörten, vier Augen, welche Alles sahen, was in der Lorbeerlaube geschah, da war Louise von Schwerin und ihr Liebhaber, der schöne Fritz Wendel, welche Beide in der Felsgrotte saßen und Arm in Arm geschmiegt dem holden Geplauder des Prinzen und seiner Braut zuhörten.

Wie glücklich diese Beiden sind! flüsterte Louise seufzend.

Sind wir es nicht auch? fragte Fritz Wendel zärtlich, indem er seinen Arm fester um ihre Gestalt legte. Lieben wir uns denn nicht eben so heiß, eben so leidenschaftlich und rein, wie Jene dort?

Und doch würde man für jene Beiden Thränen des Mitleids weinen, während man uns Beide nur verlachen und verspotten würde, seufzte Louise.

Es ist wahr, der arme Gärtner ist nur ein belachenswerther Liebhaber für das schöne Fräulein von Schwerin, murmelte Fritz Wendel. Aber das soll und wird anders werden, und bald werde ich die neue Carriere einschlagen, welche ich mir vorgezeichnet habe. Meine Louise soll nicht mehr zu erröthen haben vor ihrem Geliebten, und nicht länger soll es für sie eine Schmach und Erniedrigung sein, von mir angebetet zu werden. Ich habe ein Mittel in Händen, mit welchem ich mir Rang und Ansehen erkaufen kann, ich werde es anwenden.

Sage mir dies Mittel, laß mich Deine Pläne kennen, bat Louise.

Er deutete mit einem grausamen Lächeln hinüber nach dem Prinzen und seiner Geliebten. Dort ist mein Kaufpreis, flüsterte er, ich werde hingehen und sie dem König verrathen, der mir für dies Geheimniß Rang und Reichthum bewilligen wird, denn von diesem Geheimniß hängt die Zukunft Preußens ab. Hören wir also, was sie sprechen, damit —

Nein, hören wir nicht, unterbrach ihn Louise lebhaft. Es ist grausam und unedel, mit Anderer Unglück sich selber das Glück erkaufen zu wollen, es ist —

Fritz Wendel legte ihr leise die Hand auf die zürnenden, glühenden Lippen. Um Gotteswillen, schweige jetzt und höre.

Das Gespräch des Liebespaares in der Lorbeerlaube hatte jetzt eine andere Wendung genommen. Ihre Augen leuchteten nicht mehr vor Entzücken, sie waren trübe und glanzlos, und ein tiefer Kummer sprach aus ihren Zügen.

Es ist also wirklich wahr, flüsterte Laura tieftraurig, Sie sind verlobt, Sie sind der Bräutigam der Prinzessin von Braunschweig?

Es ist wahr, sagte der Prinz tonlos. Es gab kein anderes Mittel, unser Geheimniß zu sichern und zu bewahren, als daß ich mich anscheinend ruhig und gelassen dem Befehl des Königs fügte, und in diese Verlobung willigte. Sie wird so lange der Deckmantel unserer Liebe sein, bis wir sie frei und unverhüllt der ganzen Welt zeigen und offenbaren können. Und dies, meine Geliebte, hängt nur von Dir ab. Gedenke jetzt der Schwüre ewiger Liebe, ewiger Treue, welche wir einander dargebracht, gedenke, daß Du mir gelobt, mein zu sein für alle Ewigkeit und mir Dein ganzes Leben zu weihen. Gedenke, daß Du meinen Verlobungsring am Finger trägst und also meine Braut bist.

Und doch sind Sie der Verlobte einer Anderen und einen anderen Verlobungsring tragen Sie an Ihrem Finger!

Aber diese Prinzessin, welcher man mich verlobt

hat, sie weiß, daß ich sie nicht liebe, ich habe ihr mein ganzes Herz geöffnet. Ich habe ihr gesagt, daß ich nimmer ein anderes Weib lieben werde, als Sie allein, daß ich nimmer eine andere Frau meine Gemahlin nennen werde, als Laura von Pannewitz, und sie war großmüthig und edel genug, einzugehen auf dieses Maskenspiel und so lange als meine Braut zu gelten, bis unser Bund dieses Schutzes nicht mehr bedarf. Jetzt also, meine Laura, jetzt beschwöre ich Dich bei unserer Liebe, bei dem Glück unseres ganzen Lebens, gieb endlich meinem heißen Flehen nach, erfülle meine inbrünstigen Bitten, habe den Muth, der Welt zu trotzen und ihren Vorurtheilen mit der Tapferkeit eines edlen und reinen Bewußtseins die Stirn zu bieten. Folge mir, meine Geliebte, entfliehe mit mir, entschließe Dich, mein Weib zu werden.

Er sah sie mit so flehenden, liebestrahlenden Blicken an, daß Laura ihr Herz erbeben fühlte, und nicht den Muth fand ihm entschieden zu widerstreben. Ihr eigenes Herz sprach für ihn, und jetzt, da sie im Begriff stand, ihn zu verlieren, wenn sie ihm noch länger widerstand, jetzt, wo er der Verlobte einer Andern war, jetzt erfüllte dieser Gedanke sie mit einer qualvollen Eifersucht, jetzt war sie sich bewußt, daß es leichter sei, in den Tod zu gehen, als ihrem Geliebten zu entsagen.

Aber ihr edles, jungfräuliches Bewußtsein gab ihr dennoch die Kraft, mit ihrem eigenen, schwachen Herzen kämpfen, die lockenden, verführerischen Stimmen nicht hören zu wollen, welche in ihrer eigenen Brust ertönten. Wie Odysseus wollte sie ihr Ohr verstopfen vor den zauberhaften Sirenenstimmen, welche sie verlocken wollten. Aber sie hörte sie doch immerfort, und obwohl sie die Kraft gefunden, die Wünsche des Geliebten zu verneinen, und seine Bitte, mit ihm zu fliehen, abzulehnen, wehrte sie ihm doch nicht, als er mit immer glühenderer Leidenschaft, mit immer heftigeren Worten sie beschwor, ihm zu folgen, sein Weib, seine Gemahlin zu werden.

Es war eine so süße, so köstliche Musik, es war ein so berauschendes Glück, das Haupt an seine Schulter gelehnt, zu ihm emporzublicken, in sein schönes, erregtes Antlitz zu schauen und mit ihren Blicken die Worte glühender Liebe, schmerzlicher Sehnsucht von seinen Lippen zu trinken, zu wissen: was er leidet, leidet er um Dich! Du kannst ihn beseligen und in Verzweiflung stürzen.

Sie wußte nicht, daß diese Worte, welche sie trank, sich wie ein verzehrendes Feuer durch ihre eigenen Adern ergoß, und ihre eigenen Entschlüsse ertödtete, ihre Kraft in Asche verwandelte.

Als er, zur Verzweiflung gebracht von ihrem Schweigen, ihrem Widerstreben, endlich in Thränen ausbrach, als er sie der Grausamkeit, der Liebelosigkeit anklagte, als sie sein edles Antlitz voll Schmerz und Jammer sah, fand sie nicht mehr den Muth, ihm zu widerstehen, und sich mit einem köstlichen Erröthen in seine Arme schmiegend, flüsterte sie, nimm mich hin, denn von nun an bin ich auf ewig Dein! Ich nehme Dich an zu meinem Herrn und Gemahl. Dein Wille soll der meine sein, was Du beschließest, das soll geschehen, wohin Du mich auch rufst, dahin werde ich gehen, bis an's Ende der Welt will ich Dir folgen und nichts soll uns mehr trennen, nichts als der Tod!

Der Prinz drückte sie fest und innig in seine Arme, und küßte ihre reine, hohe Stirn. Gott segne Dich, meine Geliebte, Gott segne Dich für diesen Entschluß. Seine Stimme war jetzt wieder mächtig und voll, und sein Antlitz hatte jetzt wieder einen festen, energischen Ausdruck angenommen. Er war nicht mehr der klagende, verzweifelnde Liebhaber, sondern er war der feste entschlossene Mann, welcher wußte, was er wollte und welcher Energie und Muth genug besaß, seinen Willen zur That werden zu lassen.

Fritz Wendel legte seine Arme fester um Louisens Gestalt, und sie inniger an sich drückend, flüsterte er: Louise, Du sagst, daß Laura ein Engel an Tugend und Sittsamkeit ist, und doch hat sie nicht den grausamen Muth, ihrem Geliebten länger zu widerstehen, doch ergiebt sie sich seinem Flehen und ist entschlossen, mit ihm zu fliehen. Willst Du minder weich und menschlich sein, als diese zarte, sittsame Laura? Oh, Louise, folge doch auch Du Deinem zärtlichen, echt weiblichen Herzen, fliehe mit mir, werde heimlich mein Weib, und dann verberge ich Dich und gehe hin, um Denen Bedingungen vorzuschreiben, welche jetzt meine Werbung um Dich mit stolzem Hohne zurückweisen würden.

Ich werde thun, was sie thut, flüsterte Louise mit glühenden Wangen. Was Laura thun darf, werde auch ich thun. Flieht sie mit ihrem Geliebten, so fliehe auch ich mit Dir. Wird sie sein Weib, so werde ich auch die Deine. Jetzt aber laß uns schweigen und hören.

Und nun, meine Laura, höre mir zu und merke Dir jedes meiner Worte wohl, sagte Prinz August Wilhelm ernst. Ich habe alle Vorbereitungen, alle Maßregeln getroffen, und in acht Tagen schon wirst Du meine Gemahlin sein. Ich habe auf einem der mir zugehörigen Güter einen guten, frommen Prediger, welcher mir ganz ergeben ist. Er hat mir zugesagt, unsere Trauung zu vollziehen. Zu ihm also werden wir zuerst eilen, wenn wir Berlin verlassen haben, und wenn dort zur Nachtzeit in der Dorfkirche der Bund unserer Herzen den Segen der Kirche empfangen hat, wenn Du mein Weib geworden,

dann erwartet uns vor der Kirche ein Wagen, welcher uns mit Courierpferden über die preußische Grenze bringt. Ich habe schon von dem englischen Gesandten, welcher mein ergebener Freund ist, einen Paß erhalten, der uns unter fremdem Namen sicher und ungefährdet nach England bringt. Dort wird uns mein Oheim, der König von England, seinen Schutz und Beistand nicht versagen, und mit seiner Vermittelung werden wir uns mit meinem Bruder, dem König, versöhnen. Wenn er sieht, daß unsere Verbindung unauflöslich geschlossen ist, wird er den nutzlosen Versuch aufgeben müssen, sie zerreißen zu wollen.

Aber er kann und wird Dich strafen für Dein frevelhaftes Beginnen, er wird Dich der Thronfolge für verlustig erklären, und um meinetwillen wirst Du Deiner stolzen, glanzstrahlenden Zukunft entsagen müssen.

Mag dem so sein, sagte der Prinz lächelnd. Ich sehne mich nicht nach der Krone, und um diesen eitlen Flittertand irdischer Herrlichkeit ist mir mein Glück und meine Liebe nicht feil. Ich habe vielleicht auch nicht die Kraft, das Talent und die Geistesstärke, ein Herrscher zu sein, mir genügt es, in Deinem Herzen zu herrschen und ein König zu sein im Reiche der Liebe. Wenn ich mir also den unbestrittenen Besitz meiner Geliebten dadurch erkaufen kann, daß ich dem Thron entsage, so werde ich das mit Freuden thun, und nicht das mindeste Bedauern wird in mir sein.

Aber wie werde ich, ein armes, unbedeutendes, schwaches Mädchen, wie werde ich Dir ersetzen können, was Du um meinetwillen aufgiebst? fragte Laura zagend.

Du wirst mich lieben, und das ist mehr als Ersatz, das ist Lohn. Jetzt darfst Du nicht mehr zweifeln und zagen, jetzt muß Alles unter uns entschieden und fest sein. Du kennst unseren Zukunftsplan. Von meiner Seite sind alle Vorkehrungen getroffen, thue Du nun auch Deinerseits, was nöthig. Der Prediger Hartwig in Oranienburg ist es, der uns vermählen wird. Dorthin sende was Du an den nöthigsten Kleidungsstücken und Dingen bedarfst, sende es, ohne ein Wort, eine Bemerkung hinzuzufügen. Der Prediger ist durch mich im Voraus von dieser Sendung unterrichtet, und er wird die Koffer uneröffnet stehen lassen. Am nächsten Dienstag, gerade heute über acht Tage, giebt der König einen Ball. Du wirst schon zwei Tage vorher Dein Zimmer hüten und ein bedeutendes Unwohlsein vorschützen, welches für Dich eine hinlängliche Entschuldigung ist, die Königin nicht zu dem Ball begleiten zu dürfen. Ich werde die Einladung annehmen, aber dennoch nicht erscheinen, sondern Dich vor dem Schloßthor von Monbijou erwarten. Um acht Uhr beginnt der Ball. Um neun Uhr verläßt Du Deine Zimmer und das Schloß, vor dessen Thor ich Dich empfange. Hundert Schritte davon steht der Wagen, der uns sofort nach Oranienburg fährt. Vor der Dorfkirche halten wir still. Dort finden wir schon den Prediger vor dem Altar, bereit, uns den Segen zu ertheilen, und sobald dies geschehen, besteigen wir den anderen Wagen, der uns ohne Aufenthalt von dannen trägt, bis wir Hamburg erreicht haben, wo schon ein vom englischen Gesandten gemiethetes Schiff bereit liegt, welches uns aufnimmt und uns nach England bringt. Du siehst, Theuerste, es ist Alles wohl überlegt und geordnet, und nichts wird unseren Plan nun noch hindern können, da wir Beide einig sind. In acht Tagen also, nicht wahr, meine Laura?

In acht Tagen, flüsterte sie. Ich habe keinen Willen mehr, außer dem Deinen.

Bis dahin wollen wir uns weder sehen noch sprechen, sagte der Prinz, damit nicht irgend ein unüberlegtes Wort Verdacht errege, und damit die Späheraugen, von denen wir Beide überall umgeben sind, keinen Zusammenhang finden zwischen Deinem und meinem Thun. Kein Wort, keine Botschaft, kein Brief, kein Zeichen wird uns von einander Kunde geben, aber am nächsten Dienstag punct neun Uhr erwarte ich Dich vor dem Schloßthor, und Du wirst mich nicht vergebens warten lassen.

Nein, ich werde Dich nicht vergebens warten lassen, flüsterte Laura mit einem köstlichen Lächeln, ihr erröthetes Antlitz an dem Busen des Geliebten bergend.

Und Du, wirst Du mich vergebens warten lassen? fragte Fritz Wendel, indem er Louisens Haupt von seiner Brust emporhob und ihr fest in das glühende, träumerische Antlitz schaute.

Nein, ich werde Dich nicht vergebens warten lassen, sagte Louise von Schwerin. Auch wir werden unsern Wagen haben, nur werden wir einige Stunden früher fahren, als der Prinz und seine Laura. Auch wir werden nach Oranienburg fahren, und vor der Thür der Kirche werden wir den Prinzen erwarten. Wir werden ihm sagen, daß wir sein Geheimniß kannten und es nicht verriethen. Wir werden ihm unsere Liebe gestehen, Laura wird für uns bitten, und der Prediger wird statt *eines* Liebespaares *zweie* zu trauen haben. Dann werden wir vereint mit dem Prinzen und seiner Gemahlin weiter fliehen, und sie nach England begleiten. Wie der Prinz von dort aus den König, so werden wir meine Familie um Verzeihung anflehen. O, das ist ein herrlicher, ein wundervoller Plan. Ich werde eine Flucht, eine Entführung, eine nächtliche Trauung, eine große Reise haben. Es wird sein, wie in den köstlichen Romanen, welche ich so gerne lese, und phantastisch und aben-

teuerlich wie diese, wird auch mein Leben sein. Aber was ist das? unterbrach sie sich selber. Hörtest Du nichts? Mir war's, als hörte ich Geräusch, als würde die äußere Thür des Treibhauses geöffnet.

Still, still, murmelte Fritz Wendel; auch ich habe es gehört, laß uns also auf der Huth sein.

Auch der Prinz und Laura hatten das Geräusch gehört, und sie lauschten in athemloser Angst und blickten unverwandt nach der Thür dort drüben hin. Vielleicht war es nur der Wind gewesen, welcher die äußere Thür der Vorhalle bewegt hatte, vielleicht — aber nein, da öffnete sich leise die Thür des Salons, da sah man eine hohe weibliche Gestalt vorsichtig und leise durch dieselbe eintreten.

Die Königin! flüsterte Laura in sich erschauernd.

Meine Mutter, murmelte der Prinz, indem sein angstvoller Blick rettungsuchend überall umherspähete. Jetzt haftete er auf der dunkeln Felsgrotte, und rasch mit dem Finger nach ihr hindeutend, flüsterte er: Eile, eile! Dort verbirg Dich! Ich bleibe und erwarte meine Mutter.

Schon sah man zwischen den Zweigen und Blumengehängen die hohe Gestalt der Königin näher und näher heranschreiten, schon konnte man ihr blitzendes Auge, ihr stolzes, zürnendes Antlitz erkennen.

Eile, eile, flüsterte der Prinz, verbirg Dich, oder wir sind verloren!

Laura schlüpfte leise und tief gebückt hinter dem Lorber- und Myrthengesträuch dahin, jetzt hatte sie, ungesehen von der Königin, den sicheren Schlupfwinkel, die Felsgrotte, erreicht und lehnte sich zitternd, todesbleich an die innere Wand an. Ihr Auge, noch geblendet von der plötzlichen Dunkelheit, konnte nichts sehen; ihr Kopf, noch betäubt von dem Schrecken, vermochte keinen Gedanken zu fassen.

Plötzlich hörte sie neben sich eine leise, flüsternde Stimme. Laura, liebe Laura, fürchten Sie nichts. Wir sind treue Freunde, welche Ihr Geheimniß kennen und Sie retten wollen.

Folgen Sie mir, mein Fräulein, flüsterte eine andere Stimme. Vertrauen Sie uns, wie wir Ihnen vertrauen. Wir kennen ihr Geheimniß! Sie sollen das unsere kennen lernen. Geben Sie mir Ihre Hand. Ich führe Sie unbemerkt von hier fort, und ungesehen können Sie in das Schloß zurückkehren.

Laura war wie betäubt, kaum ihrer Sinne mächtig. Sie fühlte sich sanft vorwärts gezogen, sie sah neben sich ein lächelndes, freundliches Mädchenangesicht und jetzt erkannte sie das kleine Hoffräulein Louise von Schwerin.

Louise, fragte sie leise, was bedeutet dies Alles?

Still, flüsterte sie. Folge ihm. Steige die Stufen hinab. So, Gott mit Euch! Ich bleibe hier und decke den Rückzug.

Jetzt war Fritz Wendel mit Laura in der Tiefe verschwunden. Louise ließ eilig die Maschinerie spielen und den Lorbeerbaum sich über die Oeffnung schieben. Dann schlüpfte sie leise hinter das Farrenkraut am Eingang der Grotte, um zu sehen, und zu beobachten, was da draußen geschah.

Die Königin Sophie Dorothea war es in der That, welche zu dieser ungewohnten Stunde allein und ganz ohne Begleitung in das Gewächshaus gekommen war.

Es war die Zeit, in welcher die Hofdamen der Königin sonst jeden Tag vollkommene Freiheit und Muße hatten, die Zeit der Mittagsruhe. Die Königin pflegte dann ihre Damen zu beurlauben und ihnen einige Stunden der freien Selbstbestimmung zu gönnen, während sie selber den Schlaf, der sie seit einiger Zeit Nachts zu fliehen schien, sich am Tage zu erobern suchte. Indessen heute hatte sie auch am Tage die gewohnte Ruhe nicht finden können; mißmüthig darüber, war die Königin auf- und abwandelnd an's Fenster getreten und hatte träumerisch hinabgeschaut in diesen stillen, öden Garten, den der Winter jetzt noch mit einem glänzenden Leichentuch eingehüllt hatte. Da war es ihr, als sähe sie dort eine weibliche Gestalt eilig den Gang hinabgehen. Es war nicht eine der Dienerinnen des Schlosses, das erkannte die Königin an dem Anzug der räthselhaften Erscheinung, es war eine ihrer Hofdamen, und obwohl Sophie Dorothea ihr Antlitz nicht erkennen konnte, war sie doch sofort überzeugt, daß das Niemand Anders sei, als Laura von Pannewitz, und daß sie jetzt zu einem Rendezvous mit dem unbekannten Liebhaber gehe, welchen die Königin, trotz aller ihrer Bemühungen, noch nicht hatte erspähen können.

Der Entschluß der Königin war schnell gefaßt. Sie rief ihre Kammerfrau, ließ sich ihren Pelz und ihre Capuze geben, erzählte, daß sie eine plötzliche Neigung zu einem einsamen Spaziergang in sich verspüre, befahl, keine ihrer Damen zu rufen, sondern sie ihrer gewohnten Muße zu überlassen, und eilte dann hinunter in den Garten, denselben Weg einschlagend, welchen sie zuvor die verhüllte Dame hatte gehen sehen. Sie konnte ganz deutlich die Spur frischer Fußtritte im Schnee verfolgen, und diese Spur leitete sie bis zu dem Gewächshaus hin. Ohne zu zaudern trat die Königin ein, fest entschlossen, endlich das Geheimniß ihrer Hofdame kennen zu lernen und als strafende Richterin vor sie zu treten.

Ein Glück war es für die armen Liebenden, daß die mit jedem Tage wachsende Corpulenz der Königin und ihr kranker rechter Fuß sie am rascheren Gehen verhinderte. Als sie endlich daher den unteren Theil des Treibhauses erreichte, fand sie Niemand dort als

ihren Sohn August Wilhelm, der sie indeß mit so verlegner und befangner Miene empfing, daß die Königin sehr wohl begriff, ihr Erscheinen sei ihm nicht blos überraschend, sondern auch unerwünscht gekommen.

Sie fragte daher den Prinzen mit strengem Ton um die Ursache dieses unerwarteten und ungewohnten Besuchs ihres Treibhauses, und als August Wilhelm lächelnd erwiederte, er habe hier das Erwachen der Königin abwarten wollen, um ihr dann seinen Besuch zu machen, fragte die Königin mit Heftigkeit: Und wer, mein Sohn, leistete Ihnen bei diesem langweiligen Geschäft des Erwartens Gesellschaft?

Niemand, meine theure Mutter, sagte der Prinz, aber er wagte es nicht, dem forschenden Auge seiner Mutter zu begegnen.

Niemand wiederholte sie. Ich hörte Sie indeß sprechen, als ich das Gewächshaus betrat.

Sie wissen wohl, Majestät, daß ich die Gewohnheit meines Vaters geerbt habe und zuweilen mit mir selber rede, erwiderte der Prinz mit einem erzwungenen Lächeln.

Der König, mein Gemahl, verstummte aber nicht in Selbstgesprächen, wenn ich zu ihm trat, rief die Königin heftig, er hatte keine Geheimnisse vor mir. Wenn ich kam, fuhr er in seinem lauten Selbstgespräch fort und ließ mich also Theil nehmen an seinen innersten Gedanken.

Der König, mein erhabener Vater, hatte immer auch große und thatenreiche Gedanken, welche der Theilnahme der Königin Sophie Dorothea würdig waren, sagte der Prinz, sich ehrfurchtsvoll verneigend.

Gott verhüte, daß die Gedanken seines Sohnes anderer und minder würdiger Art seien, rief die Königin mit flammenden Augen. Meine Söhne sollten mindestens zu stolz sein, ihre Lippen mit einer Lüge zu besudeln, und wenn sie den Muth haben, ein Unrecht zu begehen, so sollten sie auch den Muth haben, es einzugestehen.

Ich verstehe Sie nicht, meine theure Mutter, sagte der Prinz, und dem stolzen, durchbohrenden Blick der Königin mit ruhiger Fassung begegnend, fügte er hinzu: ich bin mir keines Unrechts bewußt und habe daher auch keins einzugestehen.

Nun beim Himmel, dies ist eine Vermessenheit, welche es verdient, daß man sie entlarvt, rief die Königin, welche jetzt nicht mehr die Kraft in sich fühlte, ihren aufwallenden Zorn zu besänftigen. Wissen Sie also, Prinz, daß ich mich von ihrer Unbefangenheit und Ihrem Jugendstolze nicht täuschen lasse. Ich weiß, daß Sie nicht allein waren, ich selber sah die Dame hierher gehen, welche Ihnen bis zu meinem Erwachen Gesellschaft leistete, und ich bin ihr hierher gefolgt.

So sind Ew. Majestät, wie es scheint, einer Fata Morgana gefolgt, sagte der Prinz mit einem erzwungenen Lächeln, denn wie Sie sehen, bin ich allein und Niemand außer mir ist in diesem Blumensalon gegenwärtig.

Aber indem der Prinz so sprach, glitt sein Blick ganz unwillkürlich nach der Grotte hinüber, welche sein Geheimniß verbarg.

Die Königin Sophie Dorothea fing diesen Blick auf und verstand sofort dessen Bedeutung.

Es ist Niemand in dem Salon, wir wollen indeß sehen, ob auch in der Grotte Niemand ist, sagte sie, indem sie hastig einige Schritte vorwärts that.

Der Prinz faßte ihre Hand und hielt sie zurück. Ich beschwöre Sie, meine Mutter, sagte er dringend, gehen Sie nicht zu weit in Ihrem Verdacht und Ihren Nachforschungen. Bedenken Sie immer, daß Ihr Verdacht mich kränkt und Ihre Nachforschungen mich zu einem Knaben erniedrigen.

Die Königin warf auf ihn einen stolzen zornigen Blick. Ich bin hier in meinem Eigenthum, sagte sie, seine Hand zurückdrängend. Niemand darf mir hier wehren oder mich in meinem Willen beschränken wollen.

Nun denn, Madame, so folgen Sie Ihrem Willen, sagte der Prinz entschlossen. Ich wollte Ihnen ein Aergerniß ersparen, aber Sie haben es nicht gewollt. Komme dann über uns Alle Unfriede und Kummer, Ew. Majestät wollen es nicht anders, und da Sie unerbittlich sind, so werden Sie mich auch entschlossen und standhaft finden. Lassen Sie uns immerhin in die Grotte gehen.

Er reichte der Königin den Arm und führte sie selbst zu der Grotte hin. Sophie Dorothea fühlte sich entwaffnet von der Entschlossenheit ihres Sohnes, sie war fast schon überzeugt, daß sie ihm in der That Unrecht gethan, daß Niemand in dieser Grotte verborgen sei. Mit einem gütigen Lächeln wandte sie sich schon zu ihrem Sohn hin, um ihm einige besänftigende Worte zu sagen, als sie plötzlich hinter dem Farrenkraut das leise Rauschen eines Gewandes zu vernehmen glaubte und einen weißen Schimmer durch das Laubwerk hervorblitzen sah.

Und Sie sagen, daß eine Fata Morgana mich getäuscht habe, mein Sohn, rief die Königin hastig vorwärts schreitend, und ihre Hand gebieterisch ausstreckend, rief sie laut: Kommen Sie hervor, mein Fräulein, ersparen Sie sich selbst und uns die Beschämung, Sie mit Gewalt aus Ihrem Versteck hervorziehen zu müssen.

Die Königin hatte sich nicht getäuscht, es regte sich wirklich hinter dem Farrenkraut, und jetzt trat eine weiß gekleidete, weibliche Gestalt hervor und warf sich zu den Füßen der Königin nieder.

Gnade, Majestät, Gnade! Ich bin unschuldig

an dieſer Störung. Ich bin in dieſer Grotte eingeſchlafen und erſt erwacht, als es ſchon zu ſpät war, als Ew. Majeſtät ſchon in die Grotte eingetreten waren, und ich alſo nicht mehr entfliehen konnte. So bin ich eine unfreiwillige Zeugin ihrer Unterredung geworden. Das iſt mein ganzes Vergehen.

Die Königin hörte mit einem ſeltſamen, erſtaunten Ausdruck zu, während der Prinz mit wahrhaftem Entſetzen auf die knieende Geſtalt hinblickte, welche hier auf eine ſo räthſelhafte und unerklärliche Weiſe ſtatt ſeiner Geliebten gefunden ward.

Das iſt nicht die Stimme des Fräuleins von Pannewitz, ſagte die Königin erſtaunt, und indem ſie an der Knieenden vorüber in den helleren Blumenſalon zurücktrat, ſagte ſie: ſtehen Sie auf und kommen Sie hierher, damit ich ihr Antlitz ſehen kann.

Die Dame erhob ſich und trat vor. Louiſe von Schwerin! riefen die Königin und der Prinz zu gleicher Zeit, während das kleine Hoffräulein ihre gefalteten Hände flehend zu der Königin erhob und mit dem Ausdruck kindlicher Unſchuld ſagte: O, Majeſtät, haben Sie Erbarmen mit mir! Ich war ſo ſehr müde von dem geſtrigen Ball, und da Ew. Majeſtät ſchliefen, ging ich hierher, um auch ein wenig zu ſchlafen, obwohl ich nicht vergeſſen hatte, daß Ew. Majeſtät es nicht gerne ſehen, wenn wir dieſes Treibhaus beſuchen.

Sophie Dorothea würdigte ſie keines Blickes; ihre Augen ruhten mit einem ſtrengen, verachtungsvollen Ausdruck auf ihrem Sohn.

Ich habe wahrlich beſſer von Ihnen gedacht, ſagte ſie. Ein Kind zu verführen iſt in der That eine ſehr leichte, aber auch eine ſehr verachtungswürdige, ſchlechte That für einen königlichen Prinzen.

Meine Mutter, rief der Prinz entſetzt, ſie glauben doch nicht —

Ich glaube, was ich ſehe, unterbrach ihn die Königin. Enden Sie jetzt daher mit ihren Betheuerungen und Unſchuldsverſicherungen und beugen Sie ſich der ſtrengen Wahrheit, welche trotz ihres Leugnens Sie gerichtet hat. Und was Sie anbetrifft, mein Fräulein, ſo gebiete ich Ihnen, mir zu folgen, und ſich ſchweigend und ohne Wiederrede und Entſchuldigungen meinen Befehlen zu fügen. Kommen Sie und nehmen Sie gefälligſt eine heitere und unbefangene Miene an. Ich will nicht, daß mein Hof von dieſem Scandal erfahre, und in Ihren entſetzten Mienen Ihre Schuld und Ihr Verbrechen leſe. Daß Sie nicht durch Worte ſich verrathen, das wird meine Sorge ſein. Kommen Sie.

Der Prinz blickte ihnen erſtaunt und verwirrt nach. Nun, wie auch immer dies Räthſel ſich löſen möge, murmelte er, als die Königin mit ihrer Hofdame das Treibhaus verlaſſen hatte, Laura iſt jedenfalls gerettet, und in acht Tagen werden wir fliehen.

XLIX.

Enthüllungen.

Drei Tage waren seitdem vergangen und noch immer wartete Fritz Wendel vergeblich auf irgend ein Zeichen, eine Botschaft von seiner Geliebten, noch immer ging er vergeblich jeden Tag auf seinem unterirdischen Wege nach der Grotte hin, noch immer stand er die Nacht vergeblich unter ihrem Fenster und hoffte auf ein Zeichen, einen Ruf von ihr. Ihre Fenster blieben verhangen, schweigsam und still, und Niemand von dem Hofgesinde konnte dem armen Gärtner Nachricht geben über das Schicksal der armen Louise von Schwerin, welche indeß in strengem Gewahrsam in ihrem Zimmer gehalten wurde, und der speciellen Aufsicht der vertrauten Kammerfrau übergeben war. Die Königin hatte ihren Hofdamen gesagt, das Fräulein von Schwerin leide an einer ansteckenden Hautkrankheit, der Leibarzt der Königin hatte diesen Ausspruch bestätigt, und die Damen vor jeder Gemeinschaft mit der Kranken gewarnt. Es bedurfte also keines speciellen Verbots, um die Damen von dem Zimmer der armen Gefangenen fern zu halten, Louise war eine aufgegebene, verlassene Person, vor deren Thür alle Damen mit ängstlicher Sorge vorüberflohen, immer fürchtend, dieses gefährliche Scharlachfieber möge auch sie ereilen und auf das Krankenbett werfen.

Aber die Königin, wie es schien, fürchtete keine Ansteckung. Man sah sie jeden Tag in das Zimmer des kranken Hoffräuleins gehen und dort lange Zeit verweilen. Niemand ahnte, welche peinliche und entsetzensvolle Gefühle diese zärtliche Theilnahme der Königin, um welche der ganze Hof die kleine Louise von Schwerin beneidete, dieser selber erregte, und welch eine folternde Angst das Herz der armen Gefangenen ergriff, so oft die Königin in ihr Gemach eintrat. Niemand hörte die strengen, zürnenden, drohenden Worte der Königin, Niemand ahnte, daß die Königin nicht kam, um Louise zu pflegen, sondern nur um sie einem strengen, unerbittlichen Verhör zu unterwerfen.

Indeß hatte Louise den Drohungen, den Scheltworten der Königin noch immer widerstanden. Sie hatte noch immer den Muth gefunden, zu schweigen und sich vollkommen unschuldig, vollkommen unbefangen zu zeigen. Sie wußte sehr wohl, daß sie das Geheimniß Laura's nicht verrathen könne, ohne sich selber zu compromittiren, und daß, wenn die Königin die geheimnißvolle Flucht Laura's erführe, sie zugleich Kunde erhalten müsse von dem Liebesverhältniß Louisen's mit dem armen Gärtner Fritz Wendel, und von diesen heimlichen Zusammenkünften, welche der unterirdische Gang vermittelt hatte.

Louise fürchtete durch die Entdeckung ihrer ersten Abenteuer lächerlich vor dem ganzen Hofe gemacht zu werden, und diese Furcht machte sie standhaft und entschlossen, ließ sie sogar muthig die Langeweile der Gefangenschaft ertragen.

Die Gefangenschaft kann doch nicht ewig dauern, sagte Louise zu sich selber. Wenn ich nichts bekenne und also auch nicht überführt werden kann, muß die Königin sich doch von meiner Unschuld überzeugen und mich freigeben.

Aber Fritz Wendel war minder geduldig, als seine kluge Geliebte. Er vermochte die Qual und Angst nicht mehr zu ertragen, und als der vierte Tag ihm noch keine Nachricht und keine Kunde von Louisen brachte, war er entschlossen, das Aeußerste zu wagen, und wie Alexander, den gordischen Knoten zu zerhauen, den er nicht zu lösen vermochte.

Mit kecker Entschlossenheit begab er sich daher in das Schloß und verlangte den König zu sprechen, da er ihm wichtige Entdeckungen zu machen habe.

Der König ließ ihn sogleich vor sich kommen, und entfernte auf Fritz Wendel's Wunsch seine Adjutanten.

So, jetzt sind wir ganz ohne Zeugen, jetzt rede Er, sagte der König.

Ich kenne ein Geheimniß, Majestät, sagte Fritz Wendel, welches die Ehre und die Zukunft der königlichen Familie betrifft. Ew. Majestät werden daher gnädigst verzeihen, wenn ich solches Geheimniß nur für einen hohen Preis verkaufen will.

Des Königs große glänzende Augen ruhten mit einem vernichtenden Ausdruck auf dem kecken Antlitz Fritz Wendel's. Nenne Er Seinen Preis, sagte er, aber bedenke Er wohl, daß wenn Sein Geheimniß des geforderten Preises nicht werth ist, Er vielleicht mit Seinem Kopf, gewiß aber mit Seiner Freiheit dafür wird büßen müssen.

Mein Geheimniß ist des größten Preises werth, denn es rettet die Dynastie des erhabenen Hauses der Hohenzollern, sagte Fritz Wendel, welcher den Muth hatte den zornigen Blicken des Königs nicht auszuweichen. Ich will es Ew. Majestät verkaufen, aber ich werde erst sprechen, wenn Ew. Majestät die Gnade gehabt haben, mir meinen Preis zu bewilligen.

Ehe ich das thue, muß ich Seine Forderungen zuvor kennen, sagte der König, seinen Zorn mit Mühe noch zurückhaltend.

Ich fordere für mich ein Majorspatent und die Hand des Hoffräuleins Louise von Schwerin.

Der König sah den kecken Sprecher fast entsetzt an, dann flog ein sanftes Lächeln durch seine Züge, und sein Blick war jetzt weich und mitleidsvoll.

Ich habe es also mit einem Wahnsinnigen zu thun, dachte er, schonen Wir seiner und geben Wir seiner Laune nach! — Sein Preis ist Ihm bewilligt, sagte er daher laut, rede Er jetzt also!

Und Fritz Wendel begann zu reden. Er enthüllte dem König das Liebesverhältniß des Prinzen, er theilte ihm den Plan zur Flucht des Prinzen mit, er war so genau und bestimmt in allen seinen Angaben und Auseinandersetzungen, daß der König sehr wohl einsah, er habe es nicht mit einem Wahnsinnigen zu thun, und dieses Geheimniß sei kein Gebilde seiner Phantasie, sondern eine drohende, schreckensvolle Wahrheit.

Als Fritz Wendel daher geendet, ging der König, die Hände auf dem Rücken gefaltet, mit raschen Schritten einige Male im Zimmer auf und ab. Dann blieb er plötzlich vor Fritz Wendel stehen, und schien mit seinen scharfen durchbohrenden Blicken auf dem Grunde seines Herzens lesen zu wollen.

Kann Er schreiben? fragte der König.

Ich kann deutsch, französisch, englisch und lateinisch schreiben, sagte Fritz Wendel stolz.

Setze Er sich dorthin, und schreibe er deutsch, was ich ihm dictiren werde. Kennt das Fräulein von Schwerin Seine Handschrift?

Sie hat wenigstens zwanzig Briefe von mir erhalten, Sire!

So schreibe Er ihr jetzt den einundzwanzigsten, aber ich will Ihm dictiren.

Es war ein kurzer, lakonischer, aber sehr zärtlicher und dringender Liebesbrief, welchen der König ihm dictirte. Fritz Wendel forderte darin seine Geliebte auf, ihr Wort zu halten, an demselben Tage, wie der Prinz mit seiner Laura, mit ihm zu entfliehen, um, wie sie es verabredet hatten, in Oranienburg den Beistand des Prinzen zu erflehen, und durch seine Vermittelung von dem Prediger dort getraut zu werden. Er bestimmte ihr Zeit und Stunde der Flucht, und forderte sie auf, zu der festgesetzten Zeit das Schloß zu verlassen, und ihm, welcher sie vor dem Schloßthor erwarten werde, zu folgen.

Jetzt unterzeichne Er, befahl der König, und mache Er den Brief so zu, wie Er es gewohnt ist! So! Gebe Er den Brief, ich selber werde ihn an seine Adresse befördern!

Und mein Preis, Majestät? fragte Fritz Wendel schüchtern, denn des Königs hohe, bewölkte Stirn drohte mit einem nahen Ungewitter.

Er soll den Preis haben, welcher Seiner Verrätherei und Seinem Wahnsinn gebührt, sagte der König mit jenem fürchterlichen Ton, welcher alle Die zittern machte, die ihn jemals gehört. Ja, Er soll haben, was Er verdient, und was Seiner Frechheit und Seinem Uebermuth zukommt. Wären alle diese Dinge, welche Er mir da mit so frecher Stirn erzählt hat, wären sie Alle wahr, so verdiente Er gehangen zu werden, denn alsdann hätte Er sich eines zwiefachen Verbrechens schuldig gemacht: Er wäre zum Verräther geworden an einem königlichen Prinzen, dessen Geheimnisse Er behorcht und ausspionirt hatte, um sie zu verkaufen, und mit dem Unglück zweier edler Menschen sich selber Sein Glück zu erhandeln; Er hätte das schmachvollere und unverzeihlichere Verbrechen begangen, ein unschuldiges Kind, das durch Geburt, Rang und Bildung weit über Ihm stand, verführt und der Schande Preis gegeben zu haben. Aber zu Seinem Glück sind alle diese Dinge nur Ausgeburten Seiner kranken Phantasie, und ich werde Ihn nicht strafen, sondern curiren lassen, wie es den Wahnwitzigen und den Narren gebührt. Ich werde Ihn in ein Irrenhaus sperren lassen, bis Er Vernunft genug hat, alle Seine Angaben als Ausgeburten Seiner kranken Phantasie zu erkennen und sie als tollsinnige Lügen abzuschwören! Dem Gebesserten wird alsdann meine Verzeihung werden, dem Beharrenden nimmermehr!

So sprechend klingelte der König, und an die beiden eintretenden Adjutanten sich wendend, sagte er: führen Sie diesen Menschen da hinaus und übergeben Sie ihn dem nächsten Wachtposten, der ihn sofort in das Militair-Lazareth abzuliefern hat, wo man ihn in die Abtheilung für Wahnsinnige aufnehmen soll. Niemand soll mit ihm sprechen, und wenn er wieder mit seinen tollen und wahnwitzigen Reden beginnt, soll man mir sofort davon Nachricht geben! Gehen Sie!

Majestät, Gnade, Gnade! stammelte Fritz Wendel. Lassen Sie mich nicht in ein Irrenhaus stecken! Ich will widerrufen, ich will glauben, daß alles dies nicht wahr ist, daß ich nur geträumt habe, daß —

Der König winkte den Adjutanten, und sie führten den weinenden, zitternden und in Thränen aus-

brechenden Gärtner Fritz Wendel hinaus, um ihn draußen der Wache zu übergeben.

Der König sah ihnen mit einem tief traurigen Blicke nach. Und solcher Menschen bedient sich die Vorsehung, um die Schicksale ganzer Nationen zu lenken, sagte er leise. Ein elender Gärtnerbursche und ein verbuhltes Hoffräulein sind dazu ausersehen, die Dynastie der Hohenzollern vor einem Unheil zu bewahren, und den Kronprinzen von Preußen seines Glückes zu berauben. An wie feinen und leicht zerreißbaren Fäden hängt doch die Hoheit und die Würde der Könige, und wie oft schaut unter dem Purpur das elende, machtlose Menschenkind hervor. Trotz all' meiner Macht und Größe und trotz meiner Armee wäre der Prinz August Wilhelm entflohen, um ein Verbrechen zu begehen, das ihm wohl Gott und sein Gewissen, aber nimmermehr der König verzeihen kann! Armer Wilhelm! Du wirst den Traum Deines Liebesglückes theuer bezahlen müssen, und man wird Deine Illusionen und Dein Herz zertreten, wie man einst das meine zertreten hat. Einst! Es sind kaum neun Jahre her, und doch scheint mir, daß ich seitdem um ein Jahrhundert gealtert bin, und daß eine unzerstörbare Eisrinde sich um mein Herz gelagert habe! Ich weiß es, diese Eisrinde wird mit jedem Tage härter werden, und die Menschen werden das Ihre dazu thun, diese Menschen welche ich so gerne lieben möchte, und die ich doch täglich mehr verachten lerne!

Er ging traurigen, gesenkten Hauptes langsam auf und ab. Sein edles, schönes Angesicht war wie mit einem düstern Trauerschleier verhüllt, und seine Züge zuckten in heftiger, schmerzvoller Aufregung. Das dauerte nur kurze Zeit, dann nahmen sie wieder ihren gewohnten heitern und erhabenen Ausdruck an.

Der König richtete den Blick wieder empor und seine Augen strahlten jetzt von einem edlen Feuer. Ich will nicht grausam sein, sagte er. Muß ich schon sein Glück zerstören, so will ich es doch nicht in den Staub und den Schmutz der Gemeinheit hinabziehen, wie man es mir gethan hat, als man den Freund auf das Blutgerüst führte, und ein armes, unschuldiges Kind mit Geißelhieben durch die Stadt peitschte, weil sie es gewagt hatte, den Kronprinzen von Preußen zu lieben! Nein, nein, das Fräulein von Pannewitz soll nicht das Schicksal von Doris Ritter theilen, und muß ich des Kronprinzen Glück zerstören, so will ich es doch nicht mit Schmutz bewerfen.

So sprechend ergriff der König hastig die Klingel und schellte. Dem eintretenden Kammerdiener befahl er den Wagen vorfahren zu lassen, dann steckte er den Brief, den er Fritz Wendel dictirt hatte, zu sich, und begab sich hinunter zu dem bereit stehenden Wagen.

Zur Königin-Mutter, befahl er, und in raschem Trabe jagten die Pferde von dannen.

Es war eine sehr lange, sehr geheime Unterredung, welche der König mit seiner Mutter hatte. Oft hörten die im Nebensaale harrenden Hofdamen die laute, hastige Stimme der Königin, welche indeß schnell wieder sich dämpfte, und es ihnen unmöglich machte, irgend etwas zu erlauschen; oft glaubten sie sogar die Königin weinen zu hören, aber wie es schien, nicht vor Schmerz und Kummer, sondern vor Zorn und Wuth, denn sie stieß dabei einzelne Worte der Drohung und des Zornes aus und ihre Stimme war hart und rauh.

Endlich erschallte die Klingel in dem Gemach der Königin, und der herbeistürzende Lakai erhielt den Befehl, das Hoffräulein Laura von Pannewitz sofort zur Königin zu bescheiden.

Aber der Lakai kehrte aus dem Zimmer des Hoffräuleins mit der Nachricht zurück, das Fräulein sei nicht dort, sondern habe ihren Wagen befohlen, und sei hinausgefahren nach Schönhausen zur Königin Elisabeth Christine.

So werde ich selber dorthin fahren, sagte der König, und seien Ew. Majestät überzeugt, daß die Königin mir beistehen wird, dieses arme unglückliche Liebespaar auf sanfte Weise zu trennen.

Ach, Sie bedauern sie noch, mein Sohn, rief die Königin achselzuckend.

Madame, ich bedauere immerhin Diejenigen, welche ihrer Fürstenpflicht ihre edelsten und besten Menschengefühle zum Opfer darbringen müssen. Ich bedaure sie, aber ich kann sie ihren Pflichten dennoch nicht entziehen, sagte der König, indem er sich von seiner Mutter beurlaubte.

Laura von Pannewitz hatte seit jener letzten Unterredung mit dem Prinzen traurige und schmerzvolle Tage durchlebt. Der kurzen Exaltation und Begeisterung war bei ihr schnell genug die Reue und die Entnüchterung gefolgt. Indem sie nicht mehr unter dem Zauber seines Blickes, seines Anschauens stand, hatten des Prinzen Worte für sie die Kraft der Ueberredung, der überzeugenden Gewalt verloren. Er war nicht mehr da, um die Zweifel, die Befürchtungen aus ihrer Seele zu verbannen, und sie an die Berechtigung ihrer Liebe glauben zu machen.

Laura war sich jetzt nur noch bewußt, daß sie im Begriff stehe, ein großes Unrecht zu begehen, daß sie in der Schwäche und Nachgiebigkeit ihrer Liebe den Geliebten einer glorreichen und glanzvollen Zukunft beraube. Sie sagte sich, daß es ein größerer und edlerer Beweis ihrer Liebe sein würde, wenn sie sich selbst und ihr Glück dem Prinzen zum Opfer darbringe, als wenn sie seine Zukunft zum Opfer ihres eigenen Glückes annehmen wolle.

Aber inmitten dieser Vorwürfe und dieser Reue war es ihr immer, als sähe sie dicht neben sich das flehende, schmerzvolle Antlitz ihres Geliebten, als höre sie seine liebe Stimme, welche sie beschwor, ihm zu folgen und die Seine zu werden.

Laura in der Qual und Angst ihrer Liebe und ihres Gewissens, wollte sich zu dieser sanften, edeln Königin retten, welche ihr einst für die Tage der Schmerzen und des Kummers ihren Trost und ihre Hülfe zugesagt hatte. Sie war heute nicht im Dienst, und ihre Freiheit benutzend, war sie daher hinausgeeilt nach Schönhausen, um in die theilnehmende Brust ihrer königlichen Freundin ihre Klagen und ihre Leiden auszuströmen.

Eben als der Wagen des Hoffräuleins vor dem Schloßportal hielt, langte der König an der äußersten Grenze des Gartens an. Er ließ den Wagen hier halten, befahl dem Kutscher, langsam den Weg zur Stadt auf- und abzufahren, und trat dann allein und ungesehen in den Garten ein. — Mit hastigen Schritten durcheilte er den Park und näherte sich der kleinen Seitenpforte des Schlosses, durch welche man, wie er wußte, über einsame und unbewohnte Corridore zu den Zimmern der Königin gelangen konnte, und welcher sich seine Gemahlin zu bedienen pflegte, wenn sie allein und ohne die lästige Hofbegleitung in dem Park sich ergehen wollte.

Der König, welcher wünschte, den lästigen und verwunderten Blicken des Hofgesindes auszuweichen und seine Gemahlin mit dem Fräulein von Pannewitz zu überraschen, der König trat durch die Seitenpforte in das Schloß ein und gelangte, von Niemand gesehen, in die Gemächer der Königin. Ueberzeugt, sie in ihrem Boudoir zu treffen, wollte er sich dorthin begeben, und war schon im Begriff die Portière aufzuheben, welche ihn von dem Boudoir trennte, als er in demselben weibliche Stimmen vernahm, eine, welche klagte und von Thränen erstickt zu sein schien, die andere, welche sie zu trösten und aufzurichten suchte.

Der König ließ die schon erhobene Hand von der Portière zurückgleiten und setzte sich geräuschlos auf den neben der Thür befindlichen Sessel.

Horchen wir ein wenig, dachte der König. Die Frauen coquettiren immer, wenn sie Männern gegenüberstehen; belauschen wir sie also einmal, wenn sie allein sind. Ich werde dadurch diese gefährliche Laura besser kennen lernen, und besser erfahren, wie ich auf sie zu wirken habe, als durch eine lange Unterredung mit ihr.

Und der König, sich auf den goldgezierten Krückstock lehnend, richtete seine glänzenden blauen Augen nach dieser dunklen Sammetportière, hinter welcher zwei Frauen vielleicht soeben über das Schicksal der Dynastie Hohenzollern entscheiden sollten.

Madame, sagte Laura, Ihre Prophezeihungen sind frühe genug eingetroffen. Die Blüthen unseres Glückes sind schon verwelkt und verdorrt und unsere Liebe steht schon am Rande ihres Grabes!

Arme Laura, sagte die Königin mit einem matten Lächeln, es bedurfte keiner prophetischen Gabe, um

dies vorherzusehen. Am Rande des Thrones wachsen keine Blüthen, sondern nur Dornen, und Ihre Augen waren von einem Zauber geblendet, daß Sie die Dornen für Blüthen ansahen.

Ich habe mir indeß mein Herz daran wund gerissen und ich hoffe, daß es verbluten wird. Oh, Königin, wenn Sie meine Qualen und meine Verzweiflung kennten, Sie würden Mitleid und Erbarmen haben, Sie würden nicht so grausam sein, mir zu befehlen, daß ich meinem Glück und meiner Liebe entsagen soll, denn mein Glück ist das seine und meine Liebe ist ja nur ein Widerhall der seinigen. Käme es nur darauf an, mich selber und meine thörichten Wünsche zum Opfer darzubringen, so würde ich nicht hören auf den Schrei meiner Seele, so würde ich meiner Schmerzen nicht achten, sondern hingehen und thun, was alsdann meine unabweisbare Pflicht wäre! Aber der Prinz liebt mich! Oh, Madame, bedenken Sie wohl, wie stark und groß diese Liebe sein muß, wenn ich den Muth habe, mich ihrer zu rühmen. Ja, er liebt mich, und wenn ich ihn verlasse, so werde nicht ich allein unglücklich, sondern auch er wird es sein, und seine Thränen und seine Verzweiflung werden mich anklagen, denn ich werde es alsdann sein, welche ihn um sein Glück betrogen hat! Oh, Königin, ich ertrage es nicht, zu denken, daß seine Lippen mir fluchen könnten.

Wenn sie es jetzt thäten, so werden sie eines Tages dafür Sie um so inbrünstiger segnen, sagte die Königin, denn eines Tages wird er erkennen müssen, daß Sie ihn jetzt nur betrübt haben, weil Ihre Liebe groß und heilig genug war, um sich selber freudig als Opfer darzubringen und sich frei und selbstbewußt hinzugeben an das Unglück, damit dem Geliebten das Unglück späterer Tage erspart werde. Denn wie sehr er Sie auch jetzt lieben mag, ein Tag wird kommen, wo er von Ihnen seine Zukunft, seine Größe und seine Ansprüche auf einen Königsthron zurückfordern wird, welches Alles er Ihnen geopfert hat. Dieses Opfer wird er alsdann Ihnen zu einem Vorwurf machen, und dann wird er es Ihnen nie verzeihen, daß Sie schwach genug gewesen, seinen Wünschen nachzugeben! Denn glauben Sie mir nur, in dem Herzen der Männer giebt es nur eine dauernde Leidenschaft, das ist der Ehrgeiz! Die Liebe ist für sie nur die Unterhaltung einer vorübergehenden Stunde, nichts weiter!

Oh, Königin, wenn es so ist, so lassen Sie mich hingehen und sterben, denn das Leben ist alsdann nicht der Mühe werth, rief Laura in Thränen ausbrechend.

Das Leben, mein armes Kind, ist nicht eine Freude, welcher wir ausweichen dürfen, sondern eine Pflicht, welche wir geduldig ertragen müssen. Auch Sie dürfen sich dieser Pflicht nicht entziehen, und wenn Ihr Schmerz auch groß ist, muß Ihr Wille doch größer sein!

Was soll ich thun, wie heißt die Pflicht, welche ich auf mich nehmen soll? fragte Laura mit bebenden Lippen. In Ihre Hände lege ich mein Geschick. Sagen Sie, was ich thun soll.

Sich selbst überwinden, Laura, Ihrer Liebe entsagen, der Stimme folgen, welche in Ihrem Innern sprach, und welche Sie zu mir getrieben hat!

Oh, Madame, Sie wissen nicht, was Sie von mir fordern, klagte Laura. Ihr klares, reines Herz kennt die Liebe nicht!

Sie sagen, ich kenne die Liebe nicht, rief die Königin leidenschaftlich. Sie glauben das und ahnen nicht, daß mein Leben ein fortgesetztes Entsagen ist! Ja, ich kenne die Liebe, eine traurigere und unheilsvollere Liebe, als Sie, Laura, sie jemals kennen werden. Denn ich, ich liebe und werde nicht geliebt. Ich sage Ihnen, was außer Gott Niemand auf Erden weiß, und ich sage es Ihnen, um Sie zu trösten und Ihnen Kraft zu geben, Ihr eigenes Unglück auf sich zu nehmen! Auch ich leide, auch ich bin unglücklich, obwohl ich eine Königin bin. Ich liebe meinen Gemahl! Ich liebe ihn mit der Leiden-

schaft eines jungen Mädchens, mit der Qual, welche die Verdammten empfinden mögen, wenn sie dicht vor sich das Paradies sehen und es nie betreten dürfen! Ich bin ganz sein, mit allen meinen Gedanken und meinen Sinnen, und er, ach er ist nicht mein. Er steht mit kaltem Herzen meiner glühenden Brust gegenüber, und während ich mich jauchzend vor Liebe und Entzücken an seine Brust werfen möchte, muß ich meine Arme in einander pressen, daß sie sich nicht regen, und muß nach einem kalten und eisigen Blicke suchen, um damit den seinen zu erwidern. Sehen Sie, es gab eine Zeit, da hielt ich es für unmöglich, alle diese Leiden und diese Folterqual zu ertragen, eine Zeit, in welcher sich meine Jugend sträubte, wie Tantalus zu dulden und zu leiden, eine Zeit, in welcher mein Stolz sich dagegen auflehnte, die Schmach und Demüthigung dieser Liebe noch länger zu ertragen, wo ich meine Krone hingeben wollte, um mir dafür das Recht zu erkaufen, in der Einsamkeit zu klagen und meine Thränen fließen zu lassen. Aber der König wollte es nicht. Er forderte von mir, daß ich an seiner Seite bliebe, nicht als seine Gemahlin, sondern nur als seine Königin, an seiner Seite lebend, und doch auf ewig von ihm getrennt, unbeklagt und unverstanden, beneidet von den Thoren, glücklich gepriesen von der Welt. Und ich, Laura, ich liebte ihn so sehr, daß ich die Kraft fand, ihm dieses furchtbare Opfer darzubringen und ihn nicht ahnen zu lassen, es sei mein eigenes Herz, welches er unter den Füßen seines Thrones zertrat. Ich schlug den königlichen Purpurmantel über meine schmerzzerrissene Brust, aber es hat mir zuweilen geschienen, als sei es mein eigenes Herzblut, das diesen Mantel so purpurroth gefärbt. Nun, Laura, wollen Sie nun noch sagen, daß ich die Liebe nicht kenne, nicht weiß, welches Opfer ich von Ihnen fordere?

Die Königin, ihr Antlitz von Thränen überströmt, breitete ihre Arme nach Laura aus, das junge Mädchen warf sich laut weinend an ihre Brust und ihre Thränen und ihre Seufzer mischten sich.

Drinnen im Vorzimmer saß der König. Sein Antlitz war bleich und sein Auge war minder hell und leuchtend als sonst. Er neigte sich tiefer auf den goldenen Knopf seines Stockes nieder, und auf dem Golde desselben strahlte plötzlich ein hellleuchtender Brillant, funkelnd und hell wie ein Stern, kostbarer und edler, wie alle Edelsteine der Welt.

Wahrlich, sagte er leise zu sich selber, es ist etwas Großes und Erhabenes um ein Frauenherz. Ich neige mein Antlitz in Demuth vor seiner Größe, aber ich kann leider mein Herz nicht mehr zwingen, es zu lieben. Das Erstorbene läßt sich nicht wecken, und was eingesargt ist, ersteht nimmermehr zum Leben!

Sie haben mich besiegt, Königin, sagte Laura jetzt nach einer langen Pause, und ein edles Feuer leuchtete aus ihren Blicken. Ich will Ihrer Achtung und Freundschaft werth sein! Ich will nicht, daß mein Geliebter mich eines Tages anklage und mich der Selbstsucht zeihe. Ich bin bereit zu entsagen! Ich werde also seinem Rufe nicht folgen, nicht mit ihm fliehen, und während ich weiß, daß er meiner wartet, werde ich mich an Ihre Brust lehnen und Sie anflehen, mit mir zu Gott zu beten, daß er mich bald durch den Tod von meinen Qualen erlösen möge.

Nicht so, nicht so, meine Laura, sagte die Königin mit einem traurigen Lächeln. Sie dürfen nicht ein halbes Opfer bringen. Es ist nicht genug, dem Geliebten zu entsagen, Sie müssen eine ewige Scheidewand zwischen ihm und Ihnen aufbauen. Sie müssen diese Trennung unwiderruflich machen. Sie müssen sich vermählen und dem Prinzen mit einem edlen Beispiel der Selbstüberwindung und Pflichterfüllung vorangehen.

Mich vermählen, seufzte Laura. Oh Königin, es ist ein fürchterliches Opfer, das Sie von mir fordern! Ich soll mich vermählen ohne Liebe, und indem ich es thue, wird mich der Prinz der Treulosigkeit und der Verrätherei anklagen, und ich werde es schweigend dulden müssen!

Aber ich werde nicht schweigen, sagte die Königin. Ich werde ihm von Ihren Schmerzen und von Ihrer Seelengröße erzählen, und wenn er aufhören muß, Sie als seine Geliebte zu lieben, wird er Sie doch verehren können als den Schutzengel seines eigenen Daseins!

Sie versprechen mir das? Sie wollen ihm sagen, daß ich nicht treulos war? Daß ich mich ihm nur entzog, weil ich ihn mehr liebte, als mich selbst? Nur treulos ward, weil ich sein Glück erstrebte?

Ich verspreche Ihnen das, Laura!

Nun denn, so beuge ich mein Haupt unter das Joch und unterwerfe mich meinem Schicksal. Ich werde die Hand annehmen, welche der Graf Voß mir bietet, und ich verlasse Sie, um zur Königin-Mutter zu gehen und ihr zu sagen, daß ich mich ihrem Willen fügen und die Gemahlin des Grafen Voß werden will!

Und ich werde Sie zur Königin und zum Altar begleiten, sagte der König, indem er die Portière zurückschlug und zu den Damen eintrat, welche in athemlosen Staunen ihn anstarrten. Der König näherte sich Laura, und sich tief vor ihr neigend, sagte er: wahrlich, mein Bruder ist zu beklagen, daß er nur ein Prinz ist und nicht ein freier Mann, der unbehindert seinem Herzen leben kann. Für eine armselige Krone muß er die edelsten und heiligsten Güter, muß er ein edles Frauenherz und eine große

Liebe hingeben. Und die Menschen vermeinen noch, daß wir Großen der Erde zu beneiden sind! Sie sehen nur die Krone, aber sie sehen die Dornen nicht, mit denen sie an unserm Haupt befestigt ist! Sie, mein Fräulein, werden Niemand von uns mehr beneiden; wenn Sie aber eines Tages meinen Bruder mit dem Purpurmantel und der Krone sehen, wenn sein Volk ihm, als seinem König, entgegenjauchzt, so können Sie zu sich selber sagen: „ich bin es, die ihn zu einem König gemacht hat! Mit meinen Thränen habe ich ihn gesalbt, und wenn seine Völker ihn lieben und ihn segnen werden, so ist das die Opferkraft meiner Liebe, welche ich über ihn ausgegossen habe!“ Kommen Sie, mein Fräulein, ich selber werde Sie zu meiner Mutter führen, und ich werde ihr sagen, daß wir uns glücklich preisen dürften, wenn wir Sie unsere Schwester nennen könnten. Ich werde ihr auch sagen, fuhr er fort, indem er sich zu der Königin wandte, ich werde ihr auch sagen, daß es nicht unser Wille und unser Befehl war, welcher das Fräulein von Pannewitz bestimmte, sondern die edle Ueberredungskraft der Königin Elisabeth, welche das Volk von Preußen schon seine Heilige und seinen Schutzengel nennt, und welche es jetzt auch für das Königshaus von Preußen geworden ist.

Er streckte der Königin seine Hand entgegen, aber sie nahm sie nicht an, sie sah ihm zitternd und todesbleich in's Angesicht, und nach der Portière hindeutend, fragte sie athemlos: Sie waren dort? Sie hörten Alles, was wir sprachen?

Der König trat mit einem edlen, wahrhaft erhabenen Ausdruck zu ihr hin, und indem er seinen Arm um ihren Nacken legte, flüsterte er: ich war dort und ich hörte Alles! Ich hörte, daß ich ein armer Blinder bin, dem man ein Königreich anbietet, und der es doch nicht annehmen kann, weil seine Augen geblendet sind und er nicht sehen kann.

Die Königin stieß einen Schrei aus und lehnte ihr Haupt matt und kraftlos an die Schulter des Königs. Oh, Sie werden mich verachten, und meiner spotten, stammelte sie.

Der König sah ihr tief und schweigend in das bleiche, schmerzdurchzuckte Angesicht, und ein Strahl unendlicher Liebe, unendlichen Erbarmens leuchtete aus seinen Augen.

Ich habe heute ein erhabenes und edles Geheimniß erfahren, sagte er, ein Geheimniß, das eigentlich nur werth war, von Gott vernommen zu werden. Von heute an fühle ich mich als der Priester des Allerheiligsten und werde Ihr Geheimniß hüten, wie meinen höchsten Schatz. Das schwöre ich Ihnen, und das besiegele ich Ihnen mit diesem Kuß, den ein Mund auf Ihre Lippen drückt, welcher niemals mehr eines Weibes Mund berühren wird.

Er neigte sich nieder und preßte einen innigen Kuß auf die Lippen der Königin. Elisabeth, welche so oft dem Unglück ihre klare Stirn geboten, fand nicht die Kraft, dem schmerzvoll süßen Glück dieses Augenblicks zu widerstehen.

Sie stieß einen leisen Schrei aus, und in sich erschauernd sank sie ohnmächtig zusammen.

Als sie erwachte, war sie allein. Der König hatte ihre Frauen herbeigerufen, dann hatte er dem Fräulein von Pannewitz seine Hand gereicht und sie selber zu seinem Wagen geleitend, war er mit ihr nach Berlin zurückgekehrt.

Elisabeth Christine war also wiederum allein! Allein mit ihren Gedanken, ihren Schmerzen und ihrer Liebe. Aber ein seliges Feuer leuchtete aus ihren Blicken, und das strahlende Auge zum Himmel emporrichtend, flüsterte sie: ich danke dir, mein Gott, für das Glück dieser Stunde! Ich fühle seinen Kuß auf meinen Lippen, und mit diesem Kuß hat er sie geweiht, daß sie keine Klage mehr ausstoßen, und nicht mehr murren sollen!

Sie erhob sich groß und still und kehrte in ihr Cabinet zurück. Mit einem sanften Lächeln trat sie zu dem im Fenster stehenden Tisch, auf welchem eine glänzende Kupfertafel und ein Grabstichel lagen, vor einem hinter dem Tisch aufgestellten Gemälde, welches eine Landschaft darstellte.

Er soll wenigstens zuweilen an mich denken, flüsterte sie, ich werde für ihn eine Schriftstellerin und eine Künstlerin werden, damit ich doch mehr bin, als nur eine verstoßene Königin! Er soll auf seinem Tische meine Bücher und an seinen Wänden meine Bilder finden. Werde ich ihn nicht zwingen, zuweilen freundlich meiner zu gedenken?*)

*) Die Königin Elisabeth Christine war nicht nur ausgezeichnet durch Liebenswürdigkeit, Anmuth und echte Frömmigkeit, sondern sie war auch eine geistreiche, sogar gelehrte Frau und eine nicht unbedeutende Künstlerin in der Radirkunst. Es existiren noch jetzt einige sehr fleißig und sauber gearbeitete Radirungen von ihr. Außerdem war sie eine sehr fleißige Schriftstellerin, wenn auch nicht eine selbstschöpferische, doch eine reproducirende. Sie übersetzte von Gellert, ihrem Lieblings-Schriftsteller, die moralischen Vorlesungen, die Oden und Lieder in's Französische, ebenso von Hermes das „Handbuch der Religion“, von Crugott „Christen in der Einsamkeit“, von Spalding „Bestimmungen der Menschen“, sechs Predigten von Sack und einige andere ähnliche Schriften. Sie ließ ihre Arbeiten drucken und sandte regelmäßig ein Exemplar nach Sanssouci zum König, der wiederum ihr von allen seinen Schriften ein Exemplar sandte, obwohl seine Werke eben so sehr der Eigenthümlichkeit und Gesinnung der Königin widersprachen, als die ihrigen dem freisinnigen und zur äußerlichen Frömmigkeit nicht hinneigenden Geiste des Königs. Außerdem hat die Königin auch einzelne kleine Abhandlungen und Brochüren

L.

Die Ueberraschungen.

Am Tage nach der Unterredung der Königin-Mutter mit dem König war der Hofstaat der Königin plötzlich durch die Nachricht überrascht, daß der Arzt sich über die Krankheit des Fräuleins Louise von Schwerin getäuscht habe, daß dieselbe nicht an dem Scharlachfieber, sondern nur an einem Nesselfieber gelitten habe, von dem sie indeß jetzt schon völlig wieder hergestellt sei. Das kleine Hoffräulein erschien daher wieder im Kreise der Hofdamen, und außer einer leichten Bläße konnte man in der That durchaus keine Veränderung in ihrer äußeren Erscheinung wahrnehmen.

Niemand indeß war mehr überrascht und erstaunt über dieses plötzliche Verschwinden ihrer Krankheit, als das kleine Hoffräulein selber. Mit einer Art Entsetzen und Grauen gewahrte sie, daß die Königin jetzt wieder durchaus eine gnädige und gütevolle Miene gegen sie angenommen, daß sie die Begebnisse der letzten Tage ganz und gar vergessen zu haben schien, und wie durch einen Zauberschlag ihren früheren Argwohn und ihre Beschuldigungen aufgegeben habe. Anfangs glaubte Louise, dies Alles sei nur eine Falle, in welche man sie verlocken wolle, und sie war daher auf ihrer Huth, sie vermied es, allein in den Garten hinabzugehen, und sie war es sehr zufrieden, daß auch Fritz Wendel die Vorsicht gebrauchte, niemals vor ihrem Fenster vorüberzugehen und nicht, wie sonst, jeden Morgen einen Blumenstrauß unter ihrem Fenster niederzulegen. Indeß bemerkte Louise gar bald, daß sie gar keiner Beaufsichtigung, keiner Spionage unterzogen ward, daß man sie ganz frei und unbehindert lasse. Sie überließ sich daher bald wieder ihrem sorglosen Sinn und ihren kindischen Träumereien und fing ihre Gartenpromenaden und Spaziergänge nach dem Treibhaus wieder an. Nirgends indeß fand sie ihren schönen Gärtner Fritz Wendel, nirgends sah sie seine hohe schöne Gestalt, begegnete sie seinen feurigen, beredten Blicken. Dieses plötzliche Verschwinden ihres Liebhabers machte sie besorgt und unruhig, fachte ihre Liebe, Gluth und Sehnsucht auf's Neue an.

Louise von Schwerin, welche in der Einsamkeit und Stille der letzten Tage fast schon dahin gekommen war, sich ihres Verhältnisses mit dem armen Gärtner Fritz Wendel zu schämen und ihre thörichte Liebe zu ihm zu bereuen, fühlte jetzt wieder die ganze Kraft und Gluth ihrer früheren Leidenschaft und war in sich selber wieder von der Dauer und Stätigkeit ihrer Liebe überzeugt.

Ich will und werde alle Hindernisse besiegen, sagte das junge Mädchen, ich will meinen Roman zu Ende spielen, und nichts soll mich daran hindern. Fritz Wendel liebt mich heißer und leidenschaftlicher, wie mich jemals ein Graf oder ein Baron lieben wird, und wenn ich ihn jetzt nicht sehe, so ist es, weil er um seiner Liebe willen zu leiden hat, weil man ihn gewiß gefangen genommen hat. Aber ich werde ihn retten und ihn befreien, und dann werde ich mit ihm fliehen, weit, weit hinaus in die Welt, wo Niemand unserer Liebe spotten soll.

Unter solchen Gedanken kehrte sie heute wieder heim von ihrem vergeblichen Gartenspaziergang, als sie, in ihr Zimmer eintretend, auf ihrem Tisch eins jener herrlichen Blumenbouquets gewahrte, wie sie ihr der schöne Gärtner sonst täglich darzubringen pflegte. Louise stürzte mit einem lauten Freudenschrei zu dem Tische hin, sie ergriff mit freudestrahlenden Blicken das Bouquet und drückte es an ihre Lippen, dann suchte sie in seinem Grunde nach dem Briefchen, welches sonst immer in den Blumen verborgen zu sein pflegte. Richtig, auch heute enthielt dieses Bouquet einen Brief, einen sehr zärtlichen, glühenden Liebesbrief, in welchem Fritz Wendel sie aufforderte,

---

selbst verfaßt und drucken lassen, in denen sie zur Frömmigkeit und zur Anhänglichkeit und Treue an den König ermahnt. Sie hatte auch eine sehr tüchtige und auserwählte Bibliothek, und lud gern und oft Gelehrte bei sich zur Tafel. Der König, ihr Gemahl, gab ihr in seinem Testament das Zeugniß „einer unerschütterlichen Tugend", und machte es seinem Nachfolger zur Pflicht, ihr das große Jahrgeld, welches sie als Königin bekommen, auch als Wittwengehalt zu lassen. — Siehe: Preuß, Friedrich der Große. Vol. I. pag. 133. Neuestes gelehrtes Berlin von Schmidt und Möhring. Th. I. pag. 1—2.

mit ihm zu fliehen, ihren früheren Plan auszuführen und mit ihm nach Oranienburg zu fahren, wo der Priester, welchen der Prinz gewonnen hatte, auch sie trauen werde. Heute noch, heute Abend um die neunte Stunde sollte die Flucht stattfinden. Louise zauderte keinen Augenblick, sie war ganz entschlossen, dem Ruf des Geliebten zu folgen und mit ihm zu fliehen. Es war heute beim König ein Hofball angesagt, und Louise von Schwerin sollte im Gefolge der Königin-Mutter bei demselben erscheinen. Sie mußte also jetzt ein Mittel finden, diesem auszuweichen und zurückbleiben zu dürfen. Als daher die Stunde der Morgenpromenade der Königin gekommen war, empfand Louise ein so plötzliches Unwohlsein, daß sie die Hofdamen bitten mußte, sie bei der Königin zu entschuldigen, und sich in ihr Gemach zurückzog, um sich zu Bette zu begeben. — Die Königin kam selber, um sich nach dem Wohlergehen ihres kleinen Hoffräuleins umzusehen; sie äußerte ihr so viel Theilnahme, so viel Mitgefühl, daß Louise sich vollkommen sicher fühlte, und es ganz freudig und arglos annahm, als die Königin ihr vorschlug, heute Abend nicht auf den Hofball zu gehen, sondern ruhig und unbehindert in ihren Zimmern zu bleiben.

Louise hatte also jetzt gar keine Hindernisse mehr zu fürchten. Sie konnte sich ruhig mit den Vorbereitungen zu ihrer Flucht beschäftigen. So kam der Abend heran; jetzt hörte sie die Equipagen abfahren, welche die Königin mit ihrem Gefolge nach dem Hofball führten.

Eine unbeschreibliche Bangigkeit überfiel das junge Mädchen; der Entscheidung so nahe, fühlte sie ein angstvolles Zagen, ein jungfräuliches Erbeben über ihre eigene unbedachtsame und verwegene That. Aber da schlug die entscheidende Stunde, die Stunde der romantischen Flucht, des ersehnten Wiedersehens. Es war ihr, als sähe sie die flehenden Augen des Geliebten vor sich, als hörte sie seine liebe, bittende Stimme. Aller Rücksichten, aller Schüchternheit vergessend, hüllte sie sich in ihren Mantel, und die Kapuze fest über den Kopf ziehend, eilte sie mit fliegenden Schritten den Corridor und die Treppe hinunter zu dem Ausgangsportal des Schlosses.

Bebenden Herzens trat sie hinaus auf die Straße. Eine unbeschreibliche Angst überfiel sie; wenn er nun nicht da war, wenn dies Alles nur eine Täuschung, ein ihr gelegter Fallstrick wäre. Aber nein, nein, dort sah sie eine hohe dunkle verhüllte Gestalt, welche über den weiten Platz her gerade auf sie zuschritt. Sie konnte sein Antlitz nicht sehen, aber er war es ganz gewiß. Jetzt war er ihr ganz nahe, jetzt flüsterte er leise das bestimmte Losungswort. Louise gab zitternden Herzens die Antwort. Der verhüllte junge Mann streckte die Hand aus und faßte ihre bebende Rechte. Eilig zog er sie vorwärts um die Ecke des Platzes. Dort stand der Wagen bereit; der junge Mann hob sie in den Wagen, dann sprang er ihr nach und schlug den Schlag zu.

Vorwärts!

Der Wagen rollte von dannen, wie von Windesflügeln getragen. Jetzt lag die Stadt schon hinter ihnen, in rasendem Lauf ging es vorwärts, immer vorwärts. Neben Louisen saß der tief in seinen Mantel gehüllte junge Mann, ihr Geliebter, bald ihr Gemahl. Beide sprachen sie kein Wort; Beide saßen sie befangen, angstklopfenden Herzens neben einander. Aber Louise fand dieses Schweigen ihres Geliebten unheimlich und peinvoll, sie begriff nicht, daß er, sonst so zärtlich und leidenschaftlich, jetzt so stumm und kalt neben ihr sitzen könne. Sie hatte ein Gefühl, als müsse sie fliehen, weit, weit fort von diesem theilnahmlosen Liebhaber, der für sie gar keine Worte, keine Liebesbetheuerungen mehr hatte; gewiß verachtete er sie, weil sie ihm gefolgt war, hielt es nicht mehr der Mühe werth, sie seiner Liebe zu versichern. Wie sie das dachte, entfuhr ein Schrei ihren Lippen, sie sprang von ihrem Sitz empor, um den Wagenschlag zu öffnen und hinaus zu springen. Die kräftige Hand ihres stummen Liebhabers hielt sie zurück.

Wir sind noch nicht zur Stelle, mein Fräulein, flüsterte er.

Louise fühlte einen kalten Schauer durch ihre Glieder rieseln; Fritz Wendel nannte sie „mein Fräulein" und seine Stimme klang ihr ganz kalt und fremd.

Angstvoll, schweigend lehnte sie sich zurück in die Kissen des Wagens; ihre entsetzten Blicke richteten sich nach ihrem Begleiter hin, aber die Nacht war finster, Louise konnte nichts sehen, als die dunklen, ungewissen Umrisse einer Gestalt. Sie streckte, gleichsam hülfeflehend, ihre Hand nach ihm aus, ihr Geliebter fühlte diese Hand auf seiner Schulter, und faßte sie, um sie an seine Lippen zu drücken, aber er blieb stumm, er zog sie nicht wie sonst in seine Arme, er flüsterte ihr nicht wie sonst seine zärtlichen, leidenschaftlichen Liebesbetheuerungen in's Ohr. Eine tödtliche, entsetzensvolle Angst überfiel das junge Mädchen, sie schlug ihre Hände über ihr Antlitz und weinte laut. Der junge Mann neben ihr mußte wohl ihr Weinen und Schluchzen hören, aber er blieb stumm, er suchte sie nicht zu trösten.

Vorwärts, immer vorwärts ging es in rasendem Lauf; zwei Mal wurden die Pferde gewechselt, um desto schneller das Ziel zu erreichen; Louise weinte immerfort, sie fühlte sich dem Tode nahe vor Angst und Entsetzen; drei Mal hatte sie, von diesem ewigen Schweigen gefoltert, es gewagt, ihren Begleiter

leise und schüchtern anzureden; aber er hatte ihr nicht geantwortet.

Jetzt endlich hielt der Wagen. Wir sind zur Stelle, flüsterte Louisens-Begleiter, aus dem Wagen springend, und sie selber heraushebend.

Wo sind wir? fragte sie zitternd und ganz überzeugt, daß sie vor irgend einem Gefängniß, einem heimlichen Verbannungsort sich befänden.

Wir sind in Oranienburg und dort ist die Kirche, wo uns der Prediger erwartet.

Er nahm hastig ihren Arm und führte sie der Kirche zu. Die Thür derselben war geöffnet, und wie Louise an der Hand ihres Begleiters eintrat, fühlte sie ihr Auge geblendet von dem Glanz der Kerzen, die am Altar und auf dem großen Kronleuchter brannten. Sie sah vor dem Altar den Prediger mit dem geöffneten Gesangbuch stehen, die Orgel setzte mit feierlichem Schall die ersten Töne eines Chorals ein.

Der junge Mann nahm Louisens Arm und führte sie vorwärts, aber nicht zum Altar, sondern zuerst in die seitwärts von demselben befindliche Sakristei. Dort auch brannten Kerzen, und auf dem Tische lag ein Myrtenkranz und ein Spitzenschleier.

Das ist Ihr Brautschmuck, sagte der junge Mann, der noch immer die Kapuze seines Mantels fest über sein Gesicht gezogen hatte. Er löste Louisens Mantel los und reichte ihr den Kranz und den Schleier dar.

Dann endlich ließ er die Kapuze zurückfallen und nahm den Mantel ab. Louise stieß einen Schrei des Staunens und der Angst aus. Der, welcher vor ihr stand, war nicht ihr Geliebter, nicht der Gärtner Fritz Wendel, sondern ein ihr ganz fremder junger Offizier in voller Parade-Uniform.

Verzeihen Sie, sagte er, daß ich Ihnen heute so viel Angst und Schrecken verursachen mußte. Aber der König hatte mir befohlen stumm zu sein, und ich that es. Auf Befehl des Königs sind wir hier, und auf Seinen Befehl soll ich Ihnen vor unserer Trauung dies Billet überreichen. Es ist von des Königs eigener Hand.

Louise ergriff hastig das königliche Handschreiben und öffnete es. Es war ein sehr kurzer, sehr lakonischer Brief, der indeß das Herz des kleinen Hoffräuleins mit Furcht und Entsetzen erfüllte.

Der Brief lautete:

Da Sie durchaus sich zu vermählen wünschen, will ich aus Rücksicht für Ihre Familie Ihren Wunsch erfüllen. Aber der schmucke Gärtnerbursche Fritz Wendel ist außer Stande Ihr Gemahl zu werden, da er im Irrenhause sitzt. Ich habe Ihnen daher einen hübschen Offizier von guter Familie und mit bedeutendem Vermögen ausgesucht, und ihm befohlen, Sie zu heirathen. Gefällt er Ihnen, so wird der Prediger Sie sogleich copuliren, und Sie folgen Ihrem Gemahl sofort in seine Garnison nach Brandenburg; gefällt er Ihnen nicht, so hat der Offizier von Kleist Befehl, mit Ihnen wieder den Wagen zu besteigen und Sie zu Ihrer Frau Mutter zu bringen, wo Sie Zeit haben werden, über Ihre Unbesonnenheit und Tollkühnheit nachzudenken.

Friedrich.

Louise hatte den Brief des Königs wieder und immer wieder gelesen; jetzt hob sie den Blick von demselben empor, und richtete ihn auf den jungen Mann, der ihr gegenüberstand, und sie mit lächelnden, fragenden Blicken ansah.

Sie fand, daß er schön, sehr jung und liebenswerth erscheine, und sie gestand sich, daß diese glänzende Uniform viel hübscher anzuschauen sei, als der schlichte dunkle Rock des armen Gärtners, daß Fritz Wendels Augen nicht glühender und beredter gewesen, als die Augen des schönen jungen Cavaliers.

Nun, fragte er lächelnd, haben Sie entschieden, mein Fräulein? Wollen Sie mich des Glückes würdigen, der beneidete und selige Gemahl des schönen und lieblichen Fräuleins von Schwerin zu werden, oder wollen Sie mich verdammen und mich des schönsten Glückes berauben?

Sie sah ihm tief in die Augen und lauschte mit angehaltenem Athem seinen Worten. Seine Stimme hatte einen so weichen, angenehmen Klang, sie war nicht hart und rauh, wie Fritz Wendel's Stimme, sondern sanft und milde, wie Musik, traf sie Louisens Herz.

Nun, wiederholte der junge Offizier seine Frage, wollen Sie mich begnadigen und zu Ihrem Gemahl annehmen?

Würden Sie mich wohl heirathen mögen, auch wenn der König es Ihnen nicht befohlen hätte? fragte Louise lächelnd.

Ich würde Sie heirathen, dem König und der ganzen Welt zum Trotz, sagte der junge Offizier, denn seit ich Sie gesehen, liebe ich Sie.

Louise reichte ihm lächelnd die Hand. Wohl denn, sagte sie. Lassen Sie uns die Befehle des Königs erfüllen. Er hat befohlen, daß wir uns heirathen; fangen wir also damit an. Nachher wollen wir versuchen, ob wir uns lieben können, auch ohne königlichen Befehl.

Der junge Hauptmann von Kleist küßte ihre Hand und drückte Louisen den Myrtenkranz in's Haar.

Kommen Sie, der Priester wartet, und ich sehne mich, Sie meine Gemahlin nennen zu können.

Er führte das junge vierzehnjährige Hoffräulein zum Altar hin; der Prediger öffnete das heilige Buch und verrichtete den Akt der Trauung. —

Um dieselbe Stunde fand in der Kapelle des Königs-Schlosses zu Berlin eine andere Trauung statt. Dort stand vor dem Altar das Fräulein Laura von Pannewitz und der Graf Voß. Der König selber hatte Laura zum Altar geführt, die Königin Elisabeth hatte dem Grafen Voß ihre Hand geboten, der ganze Hof war in feierlichem Zuge dem Brautpaar gefolgt, der ganze Hof war Zeuge der feierlichen Vermählung.

Nur Einer fehlte, nur der Prinz August Wilhelm war nicht da. Während Laura von Pannewitz oben in der königlichen Schloßkapelle dem Grafen Voß ewige Treue schwur, stand der Prinz unten am Schloßportal und harrte ihres Herabsteigens. Aber die festgesetzte Zeit war längst vorüber und sie kam nicht; eine qualvolle Angst, eine unerklärliche Furcht befiel ihn. Hatte der König vielleicht ihren Plan entdeckt, war Er es, der Laura zurück hielt, oder hatte sie selber ihre Verabredung vergessen, war sie ihren Schwüren untreu geworden?

Die Zeit verging und sie kam noch immer nicht. Zitternd vor Zorn, Angst und Zweifeln stieg der Prinz die Schloßtreppe wieder hinauf, er wollte in die Säle zurückkehren, er wollte um jeden Preis sich seiner Geliebten nähern, er war in dem Zorn seiner Liebe sogar entschlossen, sie mit Gewalt mit sich fortzuführen.

Den Mantel abwerfend trat er in den Vorsaal ein. Niemand achtete seiner, Aller Blicke waren nach dem großen Hauptsaal gerichtet. Dorthin begab sich der Prinz; die ganze glänzende Hofgesellschaft, sonst in den Nebensälen zerstreut, drängte sich jetzt in diesem Saal zusammen; es flimmerte und blitzte von Brillanten, Ordenssternen und Gold- und Silberstickereien.

Der Prinz sah das Alles nicht. Er sah nur diese bleiche, hohe Frauengestalt mit dem langwallenden Brautschleier und dem Myrtenkranz im Haar, welche in der Mitte des Saales stand. Das war sie, das war Laura von Pannewitz, und neben ihr dieser junge, süß lächelnde Mann, das war der Graf Voß.

Was bedeutet dies Alles? Warum umstand die ganze königliche Familie die so seltsam geschmückte Geliebte des Prinzen August Wilhelm? Warum küßte eben die Königin Elisabeth Christine die schöne Laura von Pannewitz und reichte ihr ein funkelndes Brillantdiadem? Warum streckte der König dem Grafen Voß mit einem gnädigen Lächeln die Hand entgegen, welche dieser ehrfurchtsvoll an seine Lippen preßte?

Der Prinz August Wilhelm begriff nichts von dieser ganzen Scene; er fühlte sich wie verzaubert, wie von bösen Traumbildern geängstigt. Mit weit aufgerissenen gläsernen Augen starrte er hinüber zu dem vermählten Paar, das so eben die Glückwünsche des Hofes empfing.

Aber eben hatte des Königs scharfer Blick ihn gewahrt, und rasch das Gedränge der Hofleute, welche sich ehrfurchtsvoll zur Seite schoben, durcheilend, näherte er sich dem Prinzen.

Auf ein Wort, mein Bruder! flüsterte der König, den Arm des Prinzen nehmend. Kommen Sie, lassen Sie uns in mein Cabinet gehen.

Der Prinz folgte ihm, ganz betäubt, kaum seiner Sinne mächtig.

Jetzt, mein Bruder, sagte der König, als er die Thür des Cabinets hinter sich geschlossen hatte, jetzt zeigen Sie sich Ihres königlichen Berufes und Ihrer Ahnen werth. Zeigen Sie, daß Sie es verdienen, dereinst der Beherrscher eines ganzen Volkes zu sein. Zeigen Sie das, indem Sie sich selber beherrschen. Das Fräulein Laura von Pannewitz kann nimmermehr die Ihrige werden. Sie ist die Gemahlin des Grafen von Voß.

Der Prinz stieß einen so durchdringenden, herzzerreißenden Schrei aus, daß der König selber erbleichte und ein unaussprechliches Mitleid seine Seele erfüllte.

Seien Sie standhaft, mein armer Bruder, sagte er milde. Was Sie leiden, habe auch ich gelitten, leidet mehr oder weniger Jeder, den das Geschick berufen hat, in der Welt eine erhabene und hervorragende Stellung einzunehmen. Ein Fürst hat nicht das Recht, seinem Herzen und seinen Neigungen zu leben. Es gehört dem Volke, der Weltgeschichte an, und ihnen Beiden muß er sich selber unterordnen.

Es ist nicht wahr, es ist nicht möglich! stammelte der Prinz. Laura kann niemals eines Andern sein. Laura ist mein, mir verlobt mit den heiligsten Schwüren, und sie soll mein werden, Euch und der ganzen Welt zum Trotz. Ich begehre keine Krone und keinen Fürstentitel, ich will nur sie, nur meine Laura! Es ist nicht wahr, sage ich, daß sie sich dem Grafen Voß vermählt hat.

Es ist wahr, flüsterte eine leise, von Thränen erstickte Stimme hinter ihm. Der Prinz wandte sich hastig um; sein wilder Blick begegnete den sanften, traurigen Augen Laura's, die mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Liebe auf ihm ruhten.

Die Königin Elisabeth hatte, der Verabredung mit dem König gemäß, die junge Gräfin Voß hierher geführt und hatte sich dann leise in das anstoßende Gemach zurückgezogen.

Ich will Ihrer untergehenden Liebe ein letztes Abendroth gönnen, mein Bruder, sagte der König sanft. Nehmen Sie Abschied von Ihrer verscheidenden Sonne, aber vergessen Sie nicht, daß, wenn die

Sonne auch untergegangen, immer noch die Sterne da sind, welche auch leuchten und glänzen, wenn sie auch keine Blüthen und keine Wärme erzeugen können.

Er nickte seinem Bruder freundlich zu und folgte dann seiner Gemahlin in das Nebengemach.

Der Prinz blieb mit Laura allein.

Was sie dort gesprochen und einander zugeschworen, hat Niemand jemals erfahren. Anfangs hörte der im Nebengemach verweilende König die laute, zürnende Stimme des Prinzen, welche sich in Verwünschungen und bittern Klagen erging. Dann war diese Stimme immer weicher und zarter und sänftigte sich zu immer milderen Tönen.

Nach einer halben Stunde öffnete der König die Thür und trat wieder in das Cabinet ein.

Der Prinz stand in der Mitte des Zimmers, Laura ihm gegenüber, Beide sahen sich fest und thränenlos einander in das bleiche, stille Angesicht, ihre Hände ruhten ineinander.

Leben Sie wohl, mein Prinz, sagte Laura fest. Ich reise mit meinem Gemahl sogleich ab. Leben Sie wohl. Wir werden uns niemals wiedersehen.

Wir werden uns wiedersehen, sagte der Prinz mit einem matten Lächeln. Wir werden uns wiedersehen, aber das wird in einer andern, in einer bessern Welt sein. Ich werde zuerst dort sein, Sie zu erwarten, Laura!*)

Sie drückten sich noch einmal die Hände. Dann wandten Beide sich um. Laura kehrte in den Nebensal zurück, wo der Graf Voß sie erwartete.

Kommen Sie, mein Gemahl, sagte sie. Ich bin bereit, Ihnen zu folgen, und seien Sie gewiß, daß ich Ihnen eine treue und ergebene Gattin sein werde.

Mein Bruder, sagte der Prinz August Wilhelm, dem König die Hand darreichend, ich sträube mich nicht mehr. Treffen Sie immerhin Ihre Vorbereitungen. Ich werde mich, wie Sie es wünschen, der Prinzessin von Braunschweig vermählen.

LI.

Der Abschied des Herrn von Pöllnitz.

Am Morgen nach dem Balle trat der Baron von Pöllnitz in das Cabinet des Königs ein. Sein Gesicht war verlegen und niedergeschlagen, und es geschah ihm, was ihm noch niemals geschehen war, er konnte keine Worte finden für das, was er zu sagen hatte.

Des Königs blitzende Augen ruhten mit einem verachtungsvollen und ironischen Ausdruck auf ihm.

Pöllnitz, sagte er, Er ist im Begriff, glaube ich, mich zu Seinem Beichtvater zu machen und mir irgend eine Sünde zu beichten. Sein Gesicht hat ganz und gar eine Armensünder-Physiognomie.

Majestät, ich würde nichts dawider haben, ein Sünder zu sein, wenn ich nur nicht wirklich auch ein armer Sünder wäre, erwiederte Pöllnitz achselzuckend.

Ah, also wieder Schulden, wieder Gläubigernoth, rief der König. Wahrlich ich bin dieser ewigen Litanei müde, und ich verbiete Ihm, mir seine jammervolle Noth wiederum zu klagen. Was man selbst verschuldet hat, das muß man tragen, und wer eine Gefahr heraufbeschwor, muß sie auch zu bekämpfen wissen.

*) Der Prinz August Wilhelm starb im Jahre 1758 nach traurigen und schmerzvollen Jahren der Einsamkeit und des Kummers, zerfallen mit seiner Familie und dem Könige. Niemand von seiner Familie war während seiner letzten Krankheit in Oranienburg bei ihm, auch seine Gemahlin nicht, welche in Berlin mit ihren Kindern wohnte und lange schon in stillschweigender Scheidung von ihrem Gemahl lebte. — Der Sohn des Prinzen August Wilhelm, der nachherige König Friedrich Wilhelm der Zweite, die unglückliche Liebe seines Vaters zu dem Fräulein von Pannewitz kennend und ehrend, rief die Gräfin von Voß an seinen Hof zurück und ernannte sie zur Oberhofmeisterin seiner Gemahlin. Die Gräfin Voß, welche bis dahin niemals wieder bei Hofe erschienen war, folgte indessen dem Rufe des Sohnes des Prinzen August Wilhelm. Sie kehrte nach Berlin zurück, und ihre Anmuth, Grazie, Hoheit und Würde erregte die Bewunderung des ganzen Hofes. Lord Elgin, der englische Gesandte, adressirte einen Brief an sie folgendermaßen: An die Gräfin Voß, geborne Oberhofmeisterin. Thiébault, Vol II. pag. 63. Dort findet man auch nähere Notizen über das Liebesverhältniß des Prinzen und des Fräulein von Pannewitz.

Ew. Majestät will also nicht die Gnade haben, mir beizustehen? Ew. Majestät will mir nicht hülfreich Hand leisten, um aus diesem Abgrund hervorzusteigen, in welchen meine Gläubiger mich gestürzt haben?

Da sei Gott vor, daß ich das Geld, welches ich jetzt zu Soldaten und Kanonen gebrauche, für einen Pöllnitz hingeben sollte, rief der König ernst.

Dann, Majestät, sagte der Baron leise und zaghaft, dann bin ich gezwungen, Ew. Majestät um die Gnade anzuflehen, mir meinen Abschied zu geben.

Seinen Abschied! Hat er vielleicht im Monde einen närrischen Fürsten entdeckt, welcher Seine elenden Späße und boshaften Verleumdungen und Klatschereien noch höher bezahlen will, als der König von Preußen?

Nicht im Monde, Sire, giebt es solch ein närrisches Individuum, sondern im deutschen Reich, aber es ist kein Fürst, sondern ein schönes, junges Mädchen, welches sich glücklich schätzt, die Baronin von Pöllnitz werden zu können, und meine Schulden zu bezahlen.

Und man sperrt dieses Mädchen nicht in ein Tollhaus ein? rief der König. Nun, vielleicht hält man das Haus des Barons von Pöllnitz für eine Strafanstalt, und bringt sie hinein, um sie für ihre Sünden zu strafen. Hat das Mädchen, die reich genug ist, eines Pöllnitzens Schulden zu bezahlen, keine Verwandte?

Sie hat beide Aeltern, Sire, und Beide heißen mich mit Freuden als ihren Sohn willkommen. Meine Braut wohnt in Nürnberg und ist die Tochter einer angesehenen Patrizierfamilie.

Und sie kauft Sie, weil sie den Baron von Pöllnitz für allerliebsten Nürnberger Tand hält, sagte der König lachend. Nun, ich habe nichts dawider. Und was seinen Abschied anbetrifft, so will ich ihm denselben aus vollem Herzen bewilligen. Setze Er sich, ich will Ihm seinen Abschied ertheilen, und Er selber soll die Abschiedsordre, die ich ihm dictiren werde, schreiben.

Er winkte nach dem Schreibtisch hin. Pöllnitz begab sich dorthin, und dem königlichen Befehl folgend, nahm er Platz und griff nach Feder und Papier.

Der König, die Hände auf dem Rücken gefaltet, ging langsam im Zimmer auf und ab. Sein edles, schönes Angesicht war ernst und gedankenschwer, und seine großen blauen Augen schossen ironische Blicke auf Pöllnitz hin.

Schreibe Er also, sagte er, ich will Ihm seinen Abschied und sein Ehrenzeugniß geben.

Und der König dictirte dem zitternden, in heimlicher Wuth erbebenden Baron von Pöllnitz folgenden Abschied:

Wir Friedrich ꝛc. thun kund und zu wissen, daß der Baron von Pöllnitz, aus Berlin gebürtig, und so viel Uns bekannt, von ehrlichen Eltern abstammend, Kammerjunker bei Unserem Hochseligen Großvater, preiswürdigen Andenkens, wie auch in Diensten der Herzogin von Orleans in der nämlichen Eigenschaft,

Oberster in spanischen Diensten, Rittmeister in der Armee des verstorbenen Kaisers, Kämmerer des Pabstes, Kammerherr des Herzogs von Braunschweig, Fähndrich in Diensten des Herzogs von Weimar, Kammerherr in Diensten Unseres höchstseligen Vaters, hochbeglückten Andenkens; endlich und zuletzt Ober-Ceremonienmeister in Unseren Diensten; da er sich von dem Strom der ehrenvollsten Militairwürden und der höchsten Hofbedienungen, die nach und nach über seine Person ausgeschüttet worden, ganz überschwemmt gesehen, dadurch der Welt müde geworden, und verführt durch das schlechte Beispiel des Kammerherrn Montaulieu, der kurz vor ihm aus dem Hofdienst gelaufen, bei Uns, nämlich besagter Baron von Pöllnitz, nachgesucht und unterthänigst gebeten, ihm zur Aufrechthaltung seinen guten Rufes und Namens einen ehrlichen Abschied in Gnaden zu ertheilen.

Da Wir, mit Berücksichtigung seiner Bitte, es nicht für gut finden, seiner guten Aufführung das Zeugniß zu versagen, um das er gebeten hat, wegen der höchst wichtigen Dienste, welche er Unserem königlichen Hofe durch seine Späße und Schwänke geleistet, und des Zeitvertreibs, welchen er neun Jahre lang Unserem Höchstseligen Herrn Vater bereitet hat; so nehmen Wir keinen Anstand, zu erklären: daß während der ganzen Zeit, die er in Unseren Diensten gestanden, er weder Straßenräuber, noch Beutelschneider und Giftmischer gewesen; daß er weder Jungfern geraubt, noch ihnen Gewalt angethan, noch die Ehre irgend Jemandes gröblich verletzt, sondern sich stets wie ein galanter Mann, seiner Abkunft gemäß, betragen, und stets von den Gaben, welche ihm der Himmel verliehen, einen geziemenden Gebrauch gemacht hat; nämlich den Zweck zu erreichen, der bei der Schaubühne zum Grunde liegt, und der darin besteht: das Lächerliche der Menschen auf eine lustige und gefällige Art darzustellen, um solche dadurch zu bessern.

Ebenso hat er den Rath des Bacchus, in Ansehung der Mäßigkeit und Enthaltsamkeit stets sehr treulich befolgt und die christliche Liebe so weit getrieben, daß er den Bauern die Vorschrift des Evangeliums: geben ist seliger als nehmen, stets überlassen hat. Er weiß noch ganz genau die Anekdoten von Unsern Schlössern und Lustörtern, besonders aber hat er ein vollständiges Verzeichniß Unsers alten Hausgeräths sich tief in's Gedächtniß eingeprägt; übrigens verstand er es, sich bei denen angenehm und brauchbar zu machen, welche die Bosheit seines Geistes und seinen Mangel an gutem Herzen kannten.

Ferner geben Wir auch dem besagten Baron das Zeugniß, daß er uns nie zum Zorn gereizt, als nur, wenn er durch seine Unverschämtheit alle Grenzen der Ehrfurcht überschreitend, auf eine unwürdige und unerträgliche Weise die Asche Unserer glorreichen Vorfahren zu entweihen und zu entehren suchte.

Da man aber in den schönsten Gegenden unfruchtbare und wüste Stellen findet, die schönsten Körper ihre Unförmlichkeiten haben und die Gemälde der größten Maler nicht ohne Fehler sind, so wollen Wir mehrgedachtem Baron seine Gebrechen und Fehler zu Gute halten, und ertheilen ihm, obgleich ungern, den nachgesuchten Abschied, und wollen übrigens das ihm anvertraute Amt gänzlich aufheben und abschaffen, um dadurch das Andenken daran unter den Menschen gänzlich zu vertilgen, dafürhaltend, daß nach besagtem Baron kein Mensch würdig sei, es ferner zu bekleiden.

Friedrich.

Ende.

Empfehlenswerthe Schriften für das deutsche Volk

aus dem Verlage

von

Otto Janke in Berlin.

Wilibald Alexis (Dr. W. Haering), Gesammelte Werke. Volksausgabe in Klassiker-Format.

I—III. Bd. **Der Roland von Berlin.** Vaterländischer Roman. 3 Bde. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

IV—VIII. Bd. **Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.** Vaterländischer Roman. 5 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

IX. u. X. Bd. **Die Hosen des Herrn von Bredow.** 2 Bde. Geh. 1 Thlr.

An diese bereits erschienenen Werke werden sich unmittelbar anschließen und noch in diesem Jahre vollendet werden:

Der Wärwolf. Fortsetzung der „Hosen des Herrn von Bredow."

Der falsche Waldemar. Roman. 3 Bde. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Wilibald Alexis, unser so beliebter und hochgefeierter Romandichter, welchen die Kritik längst und mit Recht als den deutschen Walter Scott bezeichnet hat, entnahm mit Vorliebe der brandenburgisch-preußischen Geschichte den Stoff seiner vorzüglichsten historischen Romane, derjenigen, welche ihm seinen Ruhm erworben und die ihn anerkanntermaßen auf dem Höhepunkt seiner dichterischen Produktion zeigen. Dieselben sind den tiefer Gebildeten wegen ihrer festen historischen Basis ebenso willkommen, als dem Mittelstande wegen der ansprechenden Form. Hierzu gehören namentlich die vorgenannten, deren erster ein wunderbares, das treuherzige Leben alter Zeit heraufbeschwörendes, farbenreiches Bild des letzten in der Mark ausgefochtenen Kampfes der Städte gegen die siegreiche Macht der Fürsten, der zweite ein fast unheimlich ähnliches Bild des unheilvollen, furchtbaren Kampfes Preußens gegen Napoleon wiederspiegelt.

A. E. Brachvogel, Friedemann Bach.
Roman. 3 Bde. Geh. 1 Thlr.

Der Dichter des „Narciß" hat in dem vorgenannten Werke gleichsam den Helden jenes Drama's, den Neffen Rameau's, aus dem Französischen in's Deutsche, aus dem Philosophischen in's Musikalische übertragen; der Charakter des Friedemann Bach, eines Sohnes des berühmten Johann Sebastian Bach, hat mit dem des Narciß große Aehnlichkeit.

Ist es dem Verfasser, wie Prutz in einer eingehenderen Besprechung im „Museum" hervorhebt, zwar nicht völlig gelungen, Herr des historischen Materials zu werden, so sind doch die einzelnen Skizzen und Scenen mit geschickter Hand und lebhaftem Colorit geschildert, und pikant und geistreich an einander gereiht. Jedem Musikfreund insbesondere wird die mehrfach hervorgehobene Wandelung, Beredlung und schließliche Vernichtung des eminenten musikalischen Talents Friedemann Bach's von größtem Interesse sein.

Eduard Breier, Josef Kaiser. Histor. Roman aus den Zeiten Kaiser Joseph II. 2 Thle. in 1 Bde. 1 Thlr. 15 Sgr.

Die Lektüre dieses zur Zeit Kaiser Joseph's spielenden Romans ist Jedem, der auf einige Stunden recht angenehm unterhalten sein will, anzuempfehlen. Bekannte Persönlichkeiten, eine oft genannte und beschriebene Stadt mit ihren Umgebungen machen den Leser sofort heimisch in dem Buche, das ihn durch spannende, höchst wechselnde Ereignisse, lebhafte Erzählung und besonders durch unverwüstlichen, liebenswürdigen Humor bis an's Ende fesseln wird.

George Hesekiel, Ein nachgeborner Prinz.
Zweite Ausgabe. 3 Bde. Geh. 2 Thlr.

——— Der Patrizier und sein Haus. Eine Nürnbergische Geschichte. 3 Bde. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

——— Die Zunftgenossen. Eine Augsburgische Geschichte. Dritte Auflage. 2 Bde. Geh. 1 Thlr.

——— Die Stadtjunker. Eine Ulmische Ge- schichte. Dritte Auflage. 2 Bde. Geh. 1 Thlr.

——— Graf d'Anéthan d'Entragues.
Historischer Roman. Dritte Aufl. 4 Bde. Geh. 2 Thlr.

Hermann Kurz, Der Sonnenwirth. Schwäbische Volksgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert. Zweite Auflage. 3 Bde. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Dieses schon 1855 in erster Auflage erschienene Werk hat seinem Verfasser rasch und entscheidend den Ruf eines unserer tüchtigsten Schriftsteller gewonnen. Anklingend an den Ton der Auerbach'schen Dorfgeschichten, fesselt es durch ächt poetische Schilderungen, lebhafte und spannende Darstellung der Ereignisse und treue, consequente Zeichnung der Charaktere.

Fanny Lewald, Der Seehof. Eleg. Separat- Ausgabe. Mit 30 Illustrationen von Heribert König. Geh. 10 Sgr.

Herm. von Maltitz, Der Herzog an der Leine.
Historischer Roman. 3 Bde. Geh. 3 Thlr.

Erste Abth.: **Das Turnier zu Göttingen.** 1 Thlr.
Zweite Abth.: **Das Schloß Hardegsen.** 1 Thlr.
Dritte Abth.: **Der Vetter des Herzogs und die Göttinger Bürger.** 1 Thlr.

Louise Mühlbach, Carl II. und sein Hof.
Zweite Auflage. 3 Thle. Taschenformat. 1 Thlr.

——— Heinrich VIII. und sein Hof, oder: Katharina Parr. Zweite umgearbeitete Ausg. 3 Bde. Geh. 1 Thlr.

Diese beiden historischen Romane sind reich an spannenden Ereignissen und trefflichen kulturhistorischen Schilderungen.

——— Berlin vor fünfzehn Jahren.
3 Bde. Zweite Auflage. Geh. 1 Thlr.

——— Frau Meisterin.
2 Bde. Taschenformat. 22½ Sgr.

——— Prinzessin Tartaroff, oder: Die Tochter einer Kaiserin. 2 Bde. Zweite Aufl. Geh. 22½ Sgr.

——— Der Sohn seiner Zeit.
Roman. Zweite umgearbeitete Ausgabe. 2 Bde. Geh. 1 Thlr.

——— Hofgeschichten.
Zweite Auflage. 3 Bde. 1 Thlr. 15 Sgr.

——— Historisches Bilderbuch.
Zweite wohlfeile Ausgabe. 3 Bde. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Zur Zeit ihres ersten Erscheinens hat bereits die Kritik diese Werke anerkennend und freudig begrüßt; sie werden auch noch heute das Interesse der Leser fesseln und dieselben angenehm unterhalten.

Louise Mühlbach, Kaiser Joseph II. und sein Hof.

Wohlfeile Volks-Ausgabe. 12 Bde. in drei Abtheilungen. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Erste Abtheilung: Kaiser Joseph und Maria Thereſia. 6. Auflage. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Zweite Abtheilung: Kaiser Joseph und Maria Antoinette. 6. Auflage. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Dritte Abtheilung: Kaiser Joseph als Selbstherrscher. 6. Auflage. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Dieſes großartige Werk, eins der berühmteſten der Verfaſſerin, ſpricht für ſich ſelbſt, denn in wenigen Jahren ſind davon ſechs Auflagen (jede in vielen Tauſenden von Exemplaren) verkauft worden.

Königin Hortenſe.

Ein Napoleoniſches Lebensbild. Fünfte Auflage. 2 Thle. in 1 Bde. Geh. 25 Sgr.

Die Schickſale dieſer Tochter der Kaiſerin Joſephine, der Mutter Louis Napoleons, ſind ſo reich an Abwechſelung, ſo intereſſant und zum Vergleichen auffordernd, daß es ein glücklicher, genialer Griff der Verfaſſerin war, daſſelbe uns im Gewande des hiſtoriſchen Romans vorzuführen. Obwohl darin nichts Böſes erzählt iſt, hatte es Louis Napoleon doch für nöthig erachtet, ſeinen Franzoſen die Lektüre dieſes Werkes vorzuenthalten.

Napoleon in Deutſchland.

Hiſtoriſcher Roman. Zweite, wohlfeile Volks-Ausgabe in 4 Bänden. Geh. 6 Thlr. 20 Sgr.

Erſte Abtheilung: Raſtatt und Jena. Zweite Auflage. Geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Zweite Abtheilung: Napoleon und Königin Louiſe von Preußen. Zweite Auflage. Geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Dritte Abtheilung: Napoleon und Blücher. Zweite Aufl. Geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Vierte Abtheilung: Napoleon und der Wiener Congreß. Zweite Auflage. Geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Daß zur Bewältigung dieſes koloſſalen Stoffes, ſeine Eintheilung nach hervorragenden Zeitabſchnitten und Perſonen nothwendig, unerläßlich war, iſt Jedem einleuchtend, der die Geſchichte unſeres Jahrhunderts kennt. Die Verfaſſerin hat mit geübtem Blick das Wichtigſte herausgegriffen, in ſeinem Entſtehen und Wirken klar dargelegt und erhält den Leſer in ſtets geſpannter Erwartung auf das Folgende. In der Gruppirung der Perſonen, in der Aneinanderreihung der Thatſachen, in dem Gewebe ihrer Erfindung wird ſie kaum von einer andern ſchriftſtellernden Dame der deutſchen Literatur übertroffen. Ganz beſonders ſind es die Geſtalten des preußiſchen und der drei franzöſiſchen Geſandten in der erſten, Napoleons, der Königin Louiſe und des alten Blücher in den folgenden Abtheilungen, welche ſich mit bewunderungswürdiger Lebenswahrheit von dem großen geſchichtlichen Bilde abheben, das die Verfaſſerin vor den Augen des Leſers aufrollt. Daß dieſer Roman gerade jetzt, wo ſich jeder denkende Menſch zu Parallelen zwiſchen dem erſten und zweiten Napoleon aufgefordert ſieht, von doppelter Wirkung und beſonders tiefgehendem Intereſſe iſt, hat die Preſſe mehrfach und mit Recht hervorgehoben.

Theodor Mundt, Graf Mirabeau.

Hiſtoriſcher Roman. Zweite, verbeſſerte und wohlfeile Volks-Ausgabe. 4 Bde. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Dieſer auf tüchtigen hiſtoriſchen Studien beruhende hiſtoriſche Roman entrollt vor dem Auge des Leſers ein lebhaftes, geiſtreiches und höchſt ähnliches Gemälde des franzöſiſchen Lebens kurz vor und während der großen Revolution von 1789. Als Charaktertype des Anfangs und des Endes dieſer ſo wichtigen Periode kann der Mann gelten, welcher dem Roman den Namen gegeben hat; ſeine Charakteriſtik iſt dem Verfaſſer ganz vorzüglich gelungen. Der Stil iſt, wie in allen ſeinen Werken, höchſt elegant und muſterhaft.

Heribert Rau, Mozart. Ein Künſtlerleben.

Culturhiſtoriſcher Roman. Dritte Ausgabe. 3 Bde. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Der Verfaſſer hat unter der ihm zu Gebote geſtandenen Benutzung der Quellen ein friſches, anmuthiges Bild von dem großen Meiſter gegeben. Ernſt und Scherz wechſeln, im Ganzen aber herrſcht die öſterreichiſche gemüthliche Heiterkeit und frohe Laune vor, denn Mozart ſelbſt war höchſt lebensluſtig und witzig. Um ſo ergreifender iſt der Schluß, ſeine Arbeit auf dem Sterbebette an ſeinem unübertrefflichen Requiem.

Joſeph Victor Scheffel, Ekkehard.

Eine Geſchichte aus dem 10. Jahrhundert. Zweite Aufl. 3 Bde. 1 Thlr. 15 Sgr.

„Dieſes bereits in zweiter Auflage erſchienene Werk iſt von der Kritik faſt einſtimmig als eine der bedeutendſten Erſcheinungen des letzten Jahrzehnt anerkannt worden. Dem Werke zum Grunde liegt die in den Pertz'ſchen „Monumenta Germaniae“ enthaltene ſanctgalliſche Kloſtergeſchichte, die der Mönch Ratpert begonnen und Ekkehard bis an's Ende des 10. Jahrhunderts fortgeführt hat. Das Kloſterleben auf der Reichenau und in St. Gallen, die Hunnenkriege, die Liebesgeſchichte Ekkehards mit der Herzogin Hadwig von Schwaben — dies Alles wird treu und lebendig geſchildert, Poeſie und Geſchichte wunderbar vereint, und eine Ueberſetzung des altberühmten Waltharilliedes iſt eine höchſt ſchätzbare Zugabe.“ (Publiciſt, 291. 1861.)

C. F. Werther, Klein-Deutſchland.

Ein komiſcher Roman aus der Gegenwart. 2 Bde. Geh. 1 Thlr.

Arm iſt unſere Literatur an komiſchen Romanen, aber ſie fehlen doch nicht ganz, und zu den beſten derſelben, welche in neuerer Zeit erſchienen ſind, gehört das oben genannte, welches die deutſche Kleinſtaaterei, namentlich das Leben an kleinen Höfen, höchſt draſtiſch ſchildert und mit Satyre geißelt. Jedem, der gern lacht, beſtens empfohlen!

A. v. Winterfeld, Garniſongeſchichten.

Dritte Auflage. Mit 70 Illuſtrationen von L. Löffler. Geh. 20 Sgr.

Eine gemüthliche und wahrheitsgetreue Schilderung des Miſere des preußiſchen Kavalleriſtenlebens im Frieden. Das Vergnügen des Wachtdienſtes und der Parade, des Kartenſpiels, der Bälle und Schlittenfahrten, Freuden und Leiden der Rekruten wie des Offiziers werden uns in überaus anſprechenden zwangloſen Verſen und meiſt humoriſtiſchen Illuſtrationen mit freundlichem, aufgelegtem Humor geſchildert, ſo daß man ſich dieſelben, auf dem Sopha hingeſtreckt, recht angenehm vorſtellt, ohne jedoch beſonders Verlangen zu empfinden, ebenfalls unter die ſtehende Kavallerie zu gehen.

Friedrich der Grosse und sein Hof.

II.

Friedrich der Große und sein Hof

von

L. Mühlbach.

Siebente Auflage.

Mit Illustrationen von O. Wisnieski.

Zweiter Band:

Berlin und Sanssouci

oder

Friedrich der Große und seine Freunde.

Berlin, 1863.

Druck und Verlag von Otto Janke.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
15 JUN 1939
OF OXFORD

I.

Die Teufelsbeschwörer.

Es war ein wundervoller Maitag; die Sonne, eben erst aufgegangen, hatte die Blüthen und das frische Grün des Gartens von Charlottenburg noch nicht gewelkt, sondern nur erquickt zu neuem Blühen und Grünen. Die Vögel sangen lustig in den Bosquets, und wenn der Wind mit leisem Säuseln durch die lange Reihe dieser blühenden Lorbeer- und Orangenbäume fuhr, welche vor dem von Friedrich I. erbauten prachtvollen Gewächshause aufgestellt waren, so trug er eine Wolke süßen, bezaubernden Wohlgeruches über den ganzen Garten hin.

Dieser Garten war heute noch still und menschenleer, und die geschlossenen Fensterladen des Schlosses bewiesen, daß nicht der König allein, sondern auch die ganze Schaar seiner Diener, von den Großwürdenträgern und dienstthuenden Kammerherren an bis zu den Küchenjungen und Gärtnerburschen, sich noch der Erquickung der Ruhe und des Schlafes hingaben. Plötzlich ward diese Stille durch das Geräusch hastiger Schritte unterbrochen. Ein junger Mann, in einfacher bürgerlicher Tracht, kam eiligst die große Allee herauf, welche von dem großen Eingangsthor des Gartens bis zu den Gewächshäusern führte, und näherte sich dann, vorsichtig umherblickend, dem ersten Fenster der untern Etage des diesseitigen Schloßflügels. Dieses Fenster war geschlossen, und von innen mit Fensterläden versehen, wie alle übrigen, aber zwischen der Glasscheibe und dem Fensterladen war ein weißes Stück Papier eingeklebt, das entweder der Zufall oder eine bestimmte Absicht da befestigt hatte.

Der junge Mann indessen schien durchaus nicht an den Zufall zu glauben; für ihn war dieses kleine Stückchen Papier ein verabredetes Zeichen, und er klopfte daher an die Glasscheibe, deren grelles Klingen auf einen Augenblick das tiefe Schweigen ringsumher unterbrach. Dann ward wieder Alles still, bis der junge Mann zum zweiten Mal dasselbe Geräusch, diesmal aber ein wenig lauter noch, ertönen ließ. Dann stand er wieder still und horchte. — Aber diesmal war sein Klopfen erfolgreich. Der Fensterladen ward langsam und vorsichtig von innen ein wenig geöffnet, und man sah jetzt hinter den Scheiben das bleiche und kranke Gesicht des Geheimkämmerers Fredersdorf, des Lieblings seines königlichen Herrn, erscheinen. Als er den jungen Mann erblickte, nahmen seine schlaffen, kranken Gesichtszüge einen lebhafteren Ausdruck an, und ein schwaches Lächeln umspielte seine schmalen Lippen. Hastig öffnete er das Fenster, und reichte dem Jüngling die Hand dar.

Guten Morgen, Joseph, sagte er leise. Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen, so ungeduldig war ich, von Dir Nachrichten zu erhalten. Nun, sage schnell! Wie ist es geworden? Hat er sich endlich gezeigt?

Joseph wiegte traurig das Haupt. Er hat sich immer noch nicht gezeigt, sagte er dumpf vor sich hin. Alle unsere Bemühungen sind vergeblich gewesen. Wir haben wiederum unsere Zeit, unser Geld, unsere Kräfte vergeblich geopfert! Er hat sich immer noch nicht gezeigt!

Ach, sollte man wohl denken, daß es so schwer ist, den Teufel zu bewegen, uns in Person zu erscheinen, da er doch täglich und stündlich durch die Thaten der Menschen uns seine Nähe und seine Gegenwart verkündet! rief Fredersdorf schmerzlich. Aber ich muß und will ihn sehen, er muß und soll mir das Geheimniß entdecken, er soll mir die Stoffe nennen, aus welchen das Gold zusammengesetzt ist!

Und er wird es thun! sagte Joseph feierlich.

Was sagst Du da? Er wird es thun? Es ist also nicht alle Hoffnung verloren?

Es ist noch nicht alle Hoffnung verloren, und der Planetarier hörte diese Nacht wenigstens in seiner Verzückung die Stimme des Teufels, und sah auf einen Moment schon den Blitz seines Auges, wenn er auch seine Gestalt noch nicht sah.

Er sah den Blitz seines Auges! wiederholte Fredersdorf freudig. O, wir werden ihn dennoch zwingen, sich uns zu zeigen! Er wird uns lehren müssen, Gold zu machen! Und was sprach die Stimme des Teufels zu unserm Planetarier?

Sie sprach zu ihm: wollt Ihr mein Antlitz sehen, und Worte der goldenen Weisheit von meinen Lippen hören, so opfert mir, wenn wieder der Mond in seiner Vollheit wie flüssiges Gold am Himmel steht, einen schwarzen Ziegenbock. Und wenn Ihr für mich sein Blut vergießt, und wenn er so schwarz ist, daß selbst die Nacht kein weißes Haar an ihm entdecken kann, dann werde ich Euch erscheinen, und Euch dienstbar sein.

Also wieder vier Wochen des Harrens, der Ungeduld und Qual! murmelte Fredersdorf.

Vier Wochen des Suchens nach diesem schwarzen Ziegenbock, der nicht ein weißes Haar haben darf! Es wird sehr schwer sein, einen solchen zu finden!

O die Welt ist groß, und wir werden überall hin unsere Boten aussenden! Wir werden ihn finden, denn dem wahrhaft Suchenden ergiebt sich endlich das Gesuchte!

Aber es wird dazu viel Geld bedürfen, an dem wir unglücklicher Weise schon Mangel leiden!

Wir? Welche wir? fragte Fredersdorf mit verächtlichem Achselzucken.

Wir! Das heißt zu allererst meine eigene Person, denn Du begreifst, mein Bruder, daß ein Student, wie ich es doch noch bin, niemals Geld übrig hat, um dafür andere Ziegenböcke als höchstens von Zeit zu Zeit den Schneider zu bezahlen! Wir, das heißt ferner, der Hauptmann von Kleist, in dessen Hause heute Nacht die Versammlung stattfand, und der dem Teufel schon mehr als einen schwarzen Ziegenbock, der ihm seine Gesundheit, seine Ruhe und sein häusliches Glück geopfert hat, denn seine Frau findet es seltsam, daß er jede Nacht fast den Teufel anderswo sucht, als in ihren schönen Armen.

Ja, ich begreife das! sagte Fredersdorf lächelnd. Die schöne Frau von Kleist will noch immer die übermüthige, liebeselige Luise von Schwerin sein, welche sie einst gewesen. Die Ehe hat kein Wasser in ihr heißes Blut gegossen!

Nein, sondern nur ganze Ströme Weins in das Blut ihres Gemahls, und in diesen Strömen ist ihre Liebe und ihr Glück ertrunken. Wir haben da eine Leiche, welche sehr nach Verwesung riecht, und die wir sehr bald werden beerdigen müssen!

Mögt Ihr das thun! Der König hat ja die Scheidungen leicht gemacht!

Leichter, als das Heirathen, nicht wahr, mein Bruder! Ah, Du errötheſt, denn Du findest, daß Dein leichtfertiger Bruder aufmerksamere Augen hat, als Du dachtest, und mehr sieht, als man ihn sehen lassen will? Ja, ja, ich habe wirklich gesehen, daß Du von Gott Amors Pfeil getroffen bist, und daß Dein Herz blutet, weil Dein edler König seinem Geheimkämmerer nicht gestatten will, sich zu vermählen.

O, wenn ich erst das heilige Geheimniß kenne, wenn ich erst Gold zu machen verstehe, dann werde ich keinen König mehr zu fragen haben, dann werde ich selber König meines Willens sein.

Ha! Und daß Du das werdest, dazu bedarf es, wie gesagt, weiter nichts, als eines schwarzen Ziegenbockes. Schaffe uns also den Ziegenbock, mein mächtiger und vielvermögender Bruder, und Alles wird gethan sein!

Und zu denken, daß ich nicht fort kann, daß ich die Hände in den Schooß legen und ruhig abwarten muß! rief Fredersdorf verzweiflungsvoll. O, welche Sclaverei ist dies! Aber Ihr, Ihr seid nicht gefesselt, Euch gehört die ganze Welt, und Ihr könnt sie durchstreifen, dieses Opfer zu suchen, welches der Teufel begehrt!

Gieb uns Geld, mein Bruder, und wir werden es thun! Ohne Geld keinen Ziegenbock, und ohne Ziegenbock keinen Teufel!

Fredersdorf verschwand einige Minuten vom Fenster und kehrte dann mit einer gefüllten Börse zurück, die er seinem Bruder darreichte.

Da hast Du Geld, sende überall hin Deine Boten aus, gehe selber und suche. Schaffen mußt Du ihn, denn ich sage Dir, wenn Du es nicht thust, ziehe ich meine Hand von Dir ab, und Du wirst nichts mehr sein, als ein armer Student, der sich vom Unterrichten ernähren kann.

Das möchte eine sehr dürftige Art der Ernährung sein, rief sein Bruder lachend. Ich bin überhaupt Willens, einen andern Lebenspfad einzuschla-

gen, und statt eines Gelehrten ein Künstler zu werden.

Ein Künstler! rief sein Bruder achselzuckend. Hast Du eine künstlerische Ader an Dir aufgefunden?

Ja, mein Bruder, ich habe eine solche aufgefunden! Oder vielmehr, Eckhof hat sie in mir erweckt!

Eckhof! Wer ist Eckhof?

Wie, Du fragst, wer Eckhof ist? Du kennst ihn also nicht, diesen großen, diesen erhabenen Künstler, welcher seit einigen Wochen hier angelangt ist, und Jeden, welcher ein deutsches Herz in seiner Brust trägt, entzückt durch sein herrliches Spiel! Ich sah ihn vor einigen Tagen in Gotsched's Cato! Ach, mein Bruder, an jenem Abend ward es mir klar, daß auch ich zu etwas Höherem und Schönerem berufen bin, als nur im Studirzimmer zu sitzen, und aus bestäubten Büchern mir ein wenig vermodertes Wissen zusammenzusuchen! Nein, ich will mir die Welt nicht mit Bücherstaub verdüstern, ich will sie mir verklären durch die edelste und schönste Kunst! Ich will ein Schauspieler werden!

Alberner Thor! sagte sein Bruder lächelnd. Ein deutscher Schauspieler, das heißt ein armer Bettler und Vagabund, der von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf zieht mit seinem Thespiskarren, und den man überall verlacht, wie man den Affen verlacht, welcher auf dem Rücken eines Kameels seine lustigen Capriolen macht! Ja, wenn Du noch ein Tänzer, oder zum Mindesten ein französischer Schauspieler wärst!

Es ist wahr, noch ist das deutsche Schauspiel das verstoßene Kind, das Aschenbrödel, welches man bei Seite schiebt, und mit einem Sack bekleidet, während man das verhätschelte Stiefkind in goldgestickte Kleider hüllt. O, o, es ist bitter zu denken, daß die französischen Schauspieler vom Könige berufen sind, auf der Bühne im königlichen Schloß zu spielen, während Schönemann, der deutsche Schauspieldirector, für schweres Geld sich den Rathhaussaal und außerdem noch harte Steuer zahlen muß, für die Erlaubniß, dem deutschen Publikum hier ein deutsches Theater zu geben! Aber warte nur, mein Bruder, das Alles wird anders kommen, wenn wir erst das Geheimniß wissen, wenn wir erst den schwarzen Ziegenbock haben! Ach, ich segne den Zufall, welcher mich zu einem Mitwisser Eures geheimen Bundes machte, so daß Ihr mich in denselben aufnehmen mußtet, um meines Schweigens gewiß zu sein! Ich werde jetzt reich, mächtig und einflußreich sein, wie Ihr Alle, und dann werde ich ein großes Schauspielhaus bauen, und darin werde ich Euch als erster Liebhaber entzücken und zur Bewunderung hinreißen!

O, laß uns erst diese Kunst verstehen, Gold zu machen, und wir werden uns aus der ganzen Welt ein Schauspielhaus bauen, in dem uns alle Menschen als gehorsame Marionetten etwas vorspielen werden. Eile Dich also mein Bruder, eile Dich! Beim nächsten Vollmond werden wir die allmächtigen Könige der Erde werden.

Vorausgesetzt, daß wir bis dahin einen schwarzen Ziegenbock gefunden haben!

Wir werden ihn finden, denn wir werden ihn nöthigenfalls mit Gold aufwiegen, und es giebt Nichts, was man nicht mit Gold erlangen kann. Ehre, Liebe, Macht, Ansehen und Ruhm, Alles das giebt uns das Gold! Laß uns also eilen, reich zu werden, denn reich sein, heißt unabhängig, frei und selbstregierend sein! Geh, mein Bruder, geh, und mögest Du bald mit Erfolg gekrönt zu uns zurückkehren.

Aber zuvor noch einige wichtige Fragen, Bruder. Vor allen Dingen, wohin soll ich gehen?

Den Ziegenbock zu suchen, gleichviel wohin!

Ach, gleichviel wohin! Du denkst also nicht daran, daß die Zeit der Ferien vorüber ist, und daß der Senat der Universität Halle mir angedroht hat, mich zu relegiren, wenn ich nach wie vor so unregelmäßig die Collegia besuche. Ich werde also heute noch nach Halle zurückkehren müssen, oder —

Heute noch! rief Fredersdorf erschrocken. Das ist unmöglich. Du kannst nicht nach Halle reisen, es müßte denn sein, daß Du heute schon gefunden hättest, was wir bedürfen!

Und da dies nicht der Fall ist, so werde ich nicht nach Halle zurückkehren, man wird mich also relegiren, und ich höre auf, Hallenser Student zu sein. Somit willigst Du also ein, daß ich Schauspieler werde, und den großen Eckhof zu meinem alleinigen Professor erhebe?

Ich willige in Alles, vorausgesetzt, daß Du erst die Befehle des Planetariers erfüllst!

Und wenn der Planetarier nun unglücklicher Weise trotz des schwarzen Ziegenbocks doch nicht im Stande wäre, den Teufel zu citiren?

Auf den bleichen Wangen Fredersdorf's zeigte sich bei dieser Frage eine krankhafte fieberische Röthe, die dann einer noch krankhafteren Blässe wich.

Wenn dem so wäre, so würde ich entweder wahnsinnig werden, oder sterben! murmelte er leise vor sich hin.

Und alsdann würdest Du vielleicht den Teufel von Angesicht zu Angesicht schauen! rief sein Bruder mit heiterm Lachen. Aber vielleicht fände ich für Dich eine Eurydice, die Dich der Unterwelt wieder entrisse. Nun, wir werden sehen! Bis dahin Lebewohl, mein Bruder, Lebewohl!

Seinem Bruder einen Abschiedsgruß zunickend, eilte Joseph leichten Schrittes von dannen. Freders-

dorf schaute mit einem schwermüthigen Lächeln seiner schlanken, hohen Gestalt nach, welche eben zwischen den Bäumen am Ende der Allee verschwand.

Er besitzt etwas, welches am Ende noch mehr werth ist, als Gold und Macht, sagte er. Er ist gesund, jung und voll Hoffnung und Zuversicht! Ihm gehört also die Welt, während ich —

Das Geräusch herannahender Schritte machte ihn verstummen und mit gespannter Aufmerksamkeit schaute Fredersdorf wieder die Allee hinunter.

II.

Der alte Hofmann.

Dort zeigte sich abermals eine männliche Gestalt, welche näher und näher kam, aber minder leichten und beflügelten Schrittes, als der junge Fredersdorf. Indessen, wie sie sich annäherte, drückten Fredersdorf's Züge das größte Erstaunen, die größte Ueberraschung aus, und als dieselbe jetzt dicht vor seinem Fenster stand, brach er in ein lautes Lachen aus.

Herr von Pöllnitz! Wirklich und wahrhaftig, ich täusche mich nicht, es ist der Herr von Pöllnitz! rief Fredersdorf, die Hände in einander schlagend, und alsdann wieder in ein Gelächter ausbrechend, in welches der andere fröhlich mit einstimmte.

Dann plötzlich eine ernsthafte Miene annehmend, verneigte sich Fredersdorf ehrerbietig. Verzeihung, Herr Baron, sagte er mit dem Ton anscheinender Demuth, Verzeihung, daß ich es wagte, Sie auf eine so unehrerbietige Weise willkommen zu heißen. Aber die Ueberraschung, Sie wieder zu sehen, nachdem Sie für immer von unserem Hofe Abschied genommen, und wir uns aus Ihrem Andenken schon einen Thränenkrug gemacht hatten, über dem wir Sie beweinten, die Ueberraschung hatte mich überwältigt.

Spotten und lachen Sie immerhin, theuerster Fredersdorf, sagte Herr von Pöllnitz, ich werde in Ihren Spott und Ihr Gelächter fröhlich mit einstimmen, sobald ich mich nur erst ein wenig ausgeruht habe von diesem holprigen Wagen, der mich hieher geführt hat. Oeffnen Sie mir also gefälligst das Fenster ein wenig mehr, und setzen Sie einen Stuhl hier draußen unter dasselbe, damit ich zu Ihnen einsteigen kann, wie ein brünstig Liebender zu seiner Geliebten, und nicht erst nöthig habe, den weiten Umweg bis zum Schloßthor zu machen.

Fredersdorf that schweigend was der Baron von ihm forderte, und wenige Minuten später lag Herr von Pöllnitz behaglich ausgestreckt in dem Zimmer des Geheimkämmerers auf dem seidenen Divan.

Fragen Sie mich jetzt nichts, Fredersdorf, sagte er hochaufathmend, lassen Sie mich erst ungestört ein wenig die glückliche Behaglichkeit hier auf Ihrem Sopha genießen, und thun Sie mir den einzigen Liebesdienst, zuvörderst mir auf einige Fragen zu antworten, bevor ich Ihnen ein Gleiches thue.

Fragen Sie, Herr Baron, ich werde Ihnen antworten, sagte Fredersdorf, indem er sich auf einen Stuhl neben dem Sopha niedersetzte.

Zuvörderst also! Wer ist König von Preußen? Sie oder Jordan, oder General von Rothenburg oder Chazot, oder — mein Gott, so helfen Sie mir doch und sagen Sie mir, wer ist König von Preußen?

Das ist Friedrich II., und Er ganz allein, und Er so sehr, daß selbst seine Minister nichts weiter sind als die Schreiber, welche seinen Willen aufschreiben, und die Generäle sind die Unteringenieure, welche die Schlachtpläne aufzeichnen, die Er sich ersonnen, und seine Componisten, sind die Notenstecher seiner Melodieen und musikalischen Gedanken, und die Architecten sind die Zimmermeister, welche nichts weiter zu thun haben als den Bauplan auszuführen, den er entworfen oder wenigstens nach alten, griechischen Vorbildern ausgewählt hat, und alle Beamte sind nur einzelne Stifte in dieser großen Maschine des Staates, die Sein Wille allein zu lenken und zu regieren versteht!

Hm, das ist übel, sehr übel, sagte Pöllnitz. Indessen finde ich, daß Sie zwei Sorten von Menschen nicht angeführt haben in diesem Register von Stiften, welche Friedrichs Hand lenkt und regiert. Sie haben nichts gesagt über seine Köche und nichts über seine Kammerdiener, und doch sind diese sehr wichtig, denn Sie wissen wohl, daß für diese beiden

Sorten von Menschen jeder König aufhört ein König zu sein und ein ganz gewöhnliches Menschenkind wird, welches essen, trinken, schlafen und sich kleiden und seine körperlichen Schwächen und Gebrechen verstecken und übermalen muß, wie jeder andere Mensch!

Fredersdorf schüttelte schwermüthig das Haupt. Es scheint, sagte er, daß Friedrich II. unantastbar ist, denn selbst seinem Koch und seinem Kammerdiener gegenüber bleibt er immer noch König. Seine Köche mögen ihm die kostbarsten und herrlichsten Gerichte bereiten, er ist leider nicht damit zu bestechen. Ein schlecht gelungenes Gericht macht ihn zornig, aber die auserlesensten Speisen haben durchaus keinen Einfluß auf seine Stimmung; er ist nach der Tafel niemals anders gestimmt als vor der Tafel, und was er vor dem Essen und dem Champagner ausgeschlagen, das bewilligt er auch nachher nicht!

Den Teufel auch, das ist schlimm, murmelte Herr von Pöllnitz. Und der Kammerdiener, auch dem gegenüber bleibt der König König?

So sehr, daß er seinen Kammerdienern kaum gestattet, seinen Körper zu berühren, und sich selber frisirt, rasirt und ankleidet.

Aber mein Gott, wer hat denn Einfluß auf ihn? An wen muß man sich wenden, um eine Fürbitte einzulegen?

An seine Hunde, theuerster Baron! Das sind jetzt noch die einzigen Personen von Einfluß.

Meinen Sie im Ernst die vierbeinigen Hunde, oder —

Die vierbeinigen, Theuerster, denen der König in der That mehr vertraut als den zweibeinigen Geschöpfen. Sie wissen, daß der König viel auf den Instinct seiner Hunde giebt; nun, er ist jetzt dahin gekommen zu glauben, daß die Hunde eine instinctmäßige Aversion gegen alle falschen, boshaften und schlechtgearteten Menschen haben, und es ist daher für jeden neuen Ankömmling sehr wichtig, wie er von seinen Hunden empfangen wird, denn darnach richtet sich auch der Empfang des Königs.

Ist Biche noch bei dem König?

Sie ist noch immer Lieblingshündin!

Ah, das ist mir lieb, denn ich stand immer in großer Gunst bei Signora Biche, und sie pflegte immer meine Tasche zu beschnüffeln, ob keine Chocolade darin sei. Ich bitte Sie also, lieber Freund, geben Sie mir ein Stückchen Chocolade für die Biche, damit ich ihr edles Herz rühre und sie mir den König geneigt mache.

Ich werde Ihnen ein halbes Pfund in jede Tasche stecken, und wenn Biche dann noch bellt, so ist das ein Zeichen, daß sie allerdings weit besser wie die Menschen, daß sie nämlich unbestechlich ist! Sind Sie jetzt zu Ende mit ihren Fragen und darf ich die meinen beginnen?

Nicht doch, mein Theuerster, mein Kopf ist noch ganz angefüllt mit Fragen, die darin herum krabbeln, wie die in einem Sack zusammengesteckten Regenwürmer, mit deren Hülfe man Fische angeln will. Sein Sie also barmherzig und lassen Sie mich noch einige dieser Fragen an dem Angelhaken meiner Zukunft befestigen!

Nun denn, immerhin! Fragen Sie weiter!

Interessirt sich der König für keine einzige Primadonna seiner Oper, seines Ballets oder Schauspiels?

Für keine einzige!

Nun, er ist also jetzt ganz herzversteinert?

Ganz und gar!

Und die Königin Mutter? Auch sie hat keinen Einfluß?

Mein Gott, Herr Baron, wie lange waren Sie denn fort von hier, daß Sie Fragen an mich richten, als wären Sie eben unmittelbar vom Monde heruntergefallen und wüßten gar nicht mehr, wie es an unserm Hofe aussieht!

Lieber Freund, ich war ein ganzes Jahr von hier entfernt, das heißt, eine Ewigkeit! Denn der Hof ist ein sehr schlüpfriger Boden, und wenn man nicht zu jeder Stunde auf dieser parquettirten Spiegelglätte gegangen ist, so kann man sehr leicht fallen, das ist gewiß. Auch ist nichts veränderlicher, wie das Hofleben, und was heute wahr gewesen, das ist morgen oftmals schon eine große Lüge, und was man gestern schön fand, wird heute als abschreckend häßlich beiseit geschoben, und was man heute verachtete, das preist man morgen als ein erhabenes Kleinod. O, ich habe darüber meine Erfahrungen! Ich entsinne mich, daß während meines Aufenthaltes am sächsischen Hof ich einmal ein Gedicht, eine Hymne an Aurora von Königsmark dichtete, und zwar auf besonderen Befehl des Königs, der diese Hymne von Hasse wollte componiren und von seinen italienischen Sängern am Geburtsfeste der Aurora wollte singen lassen. Nun, meine Hymne war noch nicht ganz beendigt, da war die Gräfin Aurora schon verstoßen und die schöne Gräfin Kosel hatte ihre Stelle eingenommen. Ich vollendete indessen meine Hymne, nur daß ich statt der Aurora eine Amalie besang; Hasse componirte die Hymne, und als die italienischen Sänger sie dann zum Namenstag der Gräfin Kosel sangen, ahnte Niemand, daß diese Festcantate eigentlich für die Gräfin Königsmark bestimmt gewesen! — Am Hofe der Kaiserin Elisabeth von Rußland traf ich einst einen Soldaten, der vor der Thür der Kaiserin auf Wache stand und sein Gewehr präsentirte, als ich am Arme des Obersten Tscherbatow, ihres damaligen Lieblings, zur Kaiserin ging. Nun denn, acht Wochen später war dieser Soldat General und Fürst, und Tscherbatow mußte ihm die militairischen Ehren erzeigen. — In Venedig sah ich ein Gemälde von Tintoretto, das jüngste Gericht oder das Paradies und die Hölle darstellend. Im Paradies bemerkte ich ein wunderschönes, von Schönheit, Jugend und Ueppigkeit strahlendes, von Engeln umflattertes Weib, das in seliger Verzückung auf einem Blumenlager ruhte. Aber da drunten auf der untern Hälfte des Bildes in der Hölle sah ich dieselbe Frau noch einmal, nur daß sie nicht auf Rosen, sondern auf einem glühenden Rost lag, und daß keine Engel sie umgaben, sondern grinsende, verzerrte Teufel, welche mit glühenden Zangen ihren schönen Leib zerfleischten. Papst Adrian VI. hatte dies Gemälde bei Tintoretto bestellt und dabei ausdrücklich befohlen, daß der schönen Cinnia im Paradiese ein Denkmal gesetzt und sie darin verherrlicht werde. Cinnia nämlich war eine sehr liebe Freundin Adrians, welcher Stunden hatte, wo er nicht blos Papst, sondern außerdem noch Mann war, und zwar ein Mann, welcher an der Schönheit Wohlgefallen fand. Cinnia war sehr

schön und es war daher Tintoretto's erstes Geschäft, Cinnia's Bild zu malen und sie zum Mittelpunkte des Paradieses zu machen. Aber sehen Sie, zum Unglück war das jüngste Gericht Tintoretto's ein sehr großes Gemälde, so groß, daß man heutiges Tages, um die Köpfe auf demselben zu zählen, sich eines Cannevas bedient, und die in jedem Viereck enthaltenen Köpfe aufzeichnet, um dann das Ganze zuaddiren. Ein solches Bild zu malen, bedurfte es einiger Jahre, und als Tintoretto bei der Hölle angelangt war, da hatte sich Vieles geändert, sogar das Herz der schönen Cinnia, welche den Papst Adrian um einen Fürsten Colonna verlassen hatte. Der heilige Vater, welcher, wie gesagt, nicht blos Papst, sondern auch Mann war, haßte natürlich die Ungetreue und wollte Rache an ihr nehmen. Er befahl daher dem Tintoretto, die Cinnia noch einmal auf seinem Gemälde anzubringen, aber diesmal in der Hölle als verdammte und verurtheilte Sünderin.*) — Ah, an dieses Bild denke ich immer, wenn ich die Favoriten oder Favoritinnen der Fürsten betrachte und mich an ihrem Hochmuth und Stolz ergötze. Wenn ich sie im Paradiese ihrer Macht und Gunst sehe, so sage ich zu mir selber: ich werde Euch bald auf dem glühenden Rost der Ungnade braten sehen und die Teufel der Schadenfreude und des Neides werden Euren Leib zerfleischen! — Sehen Sie da, Fredersdorf, das ist meine Antwort auf Ihre verwunderte Anfrage, ob ich in einem Jahr das Hofleben verlernt habe!

Und bei Gott, eine sehr gründliche Antwort, welche wenigstens zeigt, daß der Herr Baron von Pöllnitz sich in einem Jahr durchaus nicht verändert hat, sondern immer noch der erfahrene Weltmann, der weise Cavalier geblieben ist!

Herr Baron von Pöllnitz! Warum geben Sie mir nicht meinen Titel? Warum nennen Sie mich nicht Oberkammerherr?

Nun, weil Sie nicht mehr im Dienst des Königs sind, sondern Ihre Entlassung genommen haben!

Gott gebe, daß Biche mir gnädig ist; dann wird der König, hoffe ich, diese genommene Entlassung vergessen. Aber noch einige Fragen, theuerster Fredersdorf! Sie sagen, die Königin Mutter habe keinen Einfluß. Wie aber ist es mit der Gemahlin des Königs, mit Elisabeth Christine? Ist Sie vielleicht jetzt die regierende Königin?

Wann sind Sie von Ihrer Reise zurückgekehrt?

Nun, diese Nacht, und kaum vom Wagen gestiegen eilte ich hierher.

Das ist freilich eine Entschuldigung für Ihre Frage, denn wenn Sie erst diese Nacht angekommen sind, konnten Sie freilich noch nicht wissen, was heute für ein wichtiges Ereigniß bei Hofe stattfindet! Der König wird heute seinem Hofe seinen Bruder August Wilhelm als den Prinzen von Preußen, seinen Thronfolger, vorstellen. Ich denke, das ist eine genügende Antwort auf Ihre Frage nach der Königin. Sie lebt in Schönhausen und ist die Wittwe ihres Gemahls, des Königs, welcher niemals das Wort an sie richtet, selbst dann nicht, wenn er an den großen Galatagen bei Tafel neben ihr sitzt.

Nun noch eine letzte Frage, theuerster Freund? Wie steht es mit Ihnen? Sind Sie noch einflußreich? Liebt der König Sie noch immer so sehr, wie vor einem Jahr? Haben Sie Hoffnung, das Ziel Ihres Ehrgeizes zu erreichen und Einfluß zu gewinnen?

Ich bin nicht mehr ehrgeizig, sagte Fredersdorf seufzend. Nein, ich habe keine Sehnsucht mehr darnach, der König eines Königs zu sein, sondern mein einziges Sehnen ist, unabhängig von allen Königen der Welt, kurz, mein eigener König und Herr zu sein. Vielleicht gelingt mir dies bald! Wo nicht, nun, so wird es mir ergehen wie so vielen Andern: da ich meine Sclavenketten nicht zerreißen kann, so werde ich von ihnen erdrückt werden. Was aber meinen Einfluß auf den König anbetrifft, so wird es Ihnen genügen, wenn ich Ihnen sage, daß ich seit einem halben Jahre eine Frau glühend liebe, von welcher auch ich geliebt werde, daß ich sie aber nicht heirathen kann, weil der König mir trotz meines Flehens nicht seine Einwilligung zu dieser Heirath geben will!

Und er hat Recht, rief Herr von Pöllnitz lebhaft, indem er sich behaglich im Sopha ausstreckte. Ein Thor ist derjenige, welcher daran denkt, seine edle Freiheit hinzugeben an ein Weib!

Das sagen Sie, Herr Baron? Sie, welcher doch den Hof und den König aufgegeben hatte, um nach Nürnberg zu gehen und sich dort zu vermählen?

Ah, wie geschickt Sie mir das Messer aus den Händen gespielt haben und aus einem Gefragten ein Frager geworden sind! Nun, es ist billig, daß auch Ihre Neugierde befriedigt werde. Fragen Sie also immerhin, ich werde Ihnen antworten!

Sie sind also nicht verheirathet, Baron?

Durchaus nicht, und ich habe geschworen, daß Fortuna allein noch meine Geliebte sein soll, nicht aber ein sterbliches Weib!

Demnach ist also auch das Gerücht falsch, welches besagte, daß Sie abermals Ihre Religion gewechselt und jetzt protestantisch geworden wären?

Nicht doch, dieses Gerücht hat die Wahrheit gesagt. Diese Nürnberger Patrizierin wollte keine Hand annehmen, welche ihr von einem Nichtprote-

*) Historisch.

stanten geboten wurde! Ich zog also den Handschuh meines Katholicismus aus und zog dafür den Protestantismus an. Mein Gott, für einen Mann von Welt darf der äußere Glaube doch nichts weiter sein, als ein Toilettengegenstand! Wie es zum guten Ton gehört, daß die Fürsten, wenn sie die befreundeten Höfe besuchen, jedes Mal die Orden und die Uniformen des Landes, in welchem sie eben verweilen und des Fürsten, den sie eben besuchen, anlegen, so ist es auch bei mir Regel der Etiquette, immer die Religion anzulegen, welche gerade der Situation, in welcher ich mich befinde, angemessen ist. Meine Situation in Nürnberg erforderte, daß ich Protestant wurde, also ward ich es.

Und dennoch zerschlug sich die Heirath?

Sie zerschlug sich an dem harten Eigensinn meiner Braut, welche durchaus nicht in Gütergemeinschaft mit mir leben und mir nicht den Nießbrauch ihres Vermögens gönnen wollte. Begreifen Sie einen solchen Unsinn? Zu denken, daß ich sie blos heirathen würde, um aus einem mittelmäßig hübschen Bürgermädchen eine Baronin, eine Reichsbaronin von Pöllnitz zu machen, ohne dafür einen andern Lohn, als eine Frau zu haben! Sie wollte meinen Rang heirathen und fand es beleidigend, daß ich nicht sie, sondern ihre Million heirathen wollte! An diesem Zwiespalt scheiterte unsere Ehe, und ich bin dessen jetzt recht froh und schäme mich meines Heirathsrausches von ganzer Seele! Der König hat also Grund mit mir zufrieden zu sein!

Sie denken also alles Ernstes daran, wieder hier zu bleiben?

Finden Sie das nicht ganz natürlich, Theuerster? Ich habe ein halbes Jahrhundert an diesem Hofe gelebt, und mich an seine Langweiligkeit, Nüchternheit und Steifheit so sehr gewöhnt, wie man sich an ein altes hartes Feldbett gewöhnt, das Einem durch die Gewohnheit zuletzt weicher erscheint, als das schwellendste Lager von Eiderdaunen. Außerdem, mein Lieber, habe ich so eben in Nürnberg eine Million eingebüßt, und ich muß daher auf Ersatz sinnen, um mein Leben eines Cavaliers würdig beschließen zu können. Ich muß also wieder meinen freien Nacken beugen und dienstbar werden. Sie müssen mir dazu behülflich sein, indem Sie mir heute, gleich jetzt, eine Audienz beim Könige erwirken, und so weit, denke ich, wird Ihr Einfluß doch noch reichen. Das Uebrige sei dann meine Sorge.

Wir wollen sehen, sagte Fredersdorf, ich habe dem König heute eine frohe Nachricht zu bringen, vielleicht macht diese ihn heiter und willfährig, und er bewilligt Ihnen die Audienz.

Und diese Nachricht, welche Sie ihm zu bringen haben?

Die Barbarina ist angekommen!

Ach, die berühmte Tänzerin?

Dieselbe! Wir haben sie der Republik Venedig und ihrem Liebhaber, dem Lord Mackenzie, entrissen, und der Baron von Sweerts hat sie als Gefangene nach Berlin geführt.

Pöllnitz richtete sich halb vom Sopha empor, und hastig seine Hand auf den Arm des Geheimkämmerers legend, sah er ihn mit freudestrahlenden Augen an.

Ich habe da eben einen Plan gemacht, einen himmlischen Plan, sagte er. Mein Freund, die Tage der Macht und des Glanzes werden jetzt doch für uns aufgehen, und Ihr Ehrgeiz, welcher krank lag und darniedergebeugt, wird jetzt genesen und sein Haupt stolz empor richten. Was ich lange suchte, ist endlich gefunden! Der König ist noch zu jung, zu feurig und endlich zu sehr Dichter und Genie, um unempfindlich zu sein. Selbst Achill hatte seine Ferse, wo er verwundbar war. Auch Friedrich hatte seine verwunddare Stelle, und wissen Sie, wer ihn da treffen und den Pfeil auf ihn abschießen wird?

Nun?

Die Signora Barbarina! Ah, Sie lächeln, Sie schütteln ungläubig das Haupt? Sie sind also kein guter Psycholog? Sie wissen also nicht, daß man das am meisten zu begehren pflegt, was sich Einem am heftigsten zu entziehen scheint, und daß man Das am höchsten schätzt, was man sich durch Kampf erworben hat. Urtheilen Sie also, wie hoch der König die Barbarina schätzen muß, um derentwillen er eine Monate lange diplomatische Fehde mit der Republik Venedig führte und die er endlich dem Lord Stuart Mackenzie gewissermaßen abgekämpft hat.

Es ist wahr, sagte Fredersdorf nachdenklich, seit acht Tagen erwartet der König mit wahrer Ungeduld die Ankunft der schönen Tänzerin und er hat befohlen, daß wenn sie in Berlin eintrifft, sofort ihm davon Anzeige gemacht werde.

Der König wird diese Signora Barbarina lieben, sage ich Ihnen, rief Pöllnitz, indem er sich wieder langsam in die Sophakissen zurücklehnte. Ich werde ihr daher heute noch einen Besuch machen und mit der Signora das Nöthige verabreden. Ach, jetzt bin ich zufrieden, jetzt sehe ich Land, eine kleine Insel der Glückseligkeit, welche mich, den armen Schiffbrüchigen, wieder aufnimmt und mir Schutz und Obdach gewährt! Ich werde mich zu dem unentbehrlichen Rathgeber der Signora Barbarina machen, und ich werde sie lehren, wie sie den Starrsinn des Königs bezwingen und ihn zu ihrem Sclaven machen kann!

Träume, Träume! sagte Fredersdorf achselzuckend.

Träume, welche ich zur Wirklichkeit machen werde,

sobald Sie mir nur erst eine Audienz beim König verschafft haben!

Wir werden sehen, was sich thun läßt, und ob — Aber hören Sie, der König ist schon wach, er hat seine Fenster geöffnet und spielt auf der Flöte, wie er das alle Morgen zu thun pflegt. Dieses morgendliche Flötenspiel ist für mich immer der Barometer seiner Stimmung und ich weiß daran immer zu beurtheilen, was für Wetter wir heute haben werden und ob es heiter oder stürmisch sein wird! Treten wir also an's Fenster und horchen wir ein wenig!

Thun wir das! sagte Pöllnitz, indem er sich mit jugendlicher Elasticität von dem Divan erhob und Fredersdorf zu dem offenen Fenster folgte. Horchen wir!

Und Beide an die Brüstung des Fensters gelehnt, horchten sie mit angehaltenem Athem dieser Musik, welche von den obern Fenstern zu ihnen hernieder säuselte, und zugleich mit dem Duft der Orangen und der erquickenden Sommerluft in dieses Gemach eindrang, in welchem die beiden Höflinge sich befanden und jeden Ton belauerten, wie etwa die Katze jedes frohe Aufjauchzen des unschuldigen Vogels belauert und bewacht, um den Moment zu erspähen, wo sie ihn verschlingen kann.

Es war ein Adagio, welches der König auf seiner Flöte spielte, und in dessen Vortrag er bekanntlich Meister war. Leise zitternd wie in unendlicher Wehmuth, bald schluchzend und klagend, bald aufjauchzend in schmerzlicher Seligkeit, dann wieder seufzend und weinend, rieselten diese Töne wie kostbare Perlen oder wie durchsichtige Thränen durch die balsamische Sommerluft, und selbst die Vögel in den duftigen Gebüschen und der Wind, welcher in den Bäumen gerauscht, und die Wogen des Flusses, die mit leisem Gemurmel an das Ufer geplätschert kamen, die ganze Natur schien einen Augenblick ihren Athem anzuhalten, um dieser sanften schönen Musik zu lauschen, deren Urheber nicht nur ein König, sondern auch ein Künstler war.

Auch Fredersdorf fühlte die Macht und die bewältigende Kraft dieser Musik wieder wie sonst auf sich wirken. Die alte Liebe durchströmte wieder sein Herz und füllte es mit neuen Gluthen, indem es seine Augen mit Thränen netzte.

Er ist doch der edelsten Geister Einer, und man kann ihm niemals zürnen, weil man immer wieder gezwungen ist ihn anzubeten! sagte er leise vor sich hin, als des Königs Flöte eben schwieg.

Nun? fragte Pöllnitz, dessen Antlitz nicht einen Moment den Ausdruck listiger Schlauheit und kalter Aufmerksamkeit verloren hatte, nun, wie steht das Barometer heute? werden wir einen sonnenhellen Tag haben?

Ja! Der König ist heute in seiner klaren, sanften Stimmung. Wahrscheinlich ist er schon einige Stunden wach und hat an irgend einen seiner Freunde geschrieben, an Voltaire oder Algarotti, das macht ihn immer still, heiter und sonnenklar.

Ich werde also meine Audienz haben?

Sie werden sie haben!

Dann, theuerster Freund, habe ich Sie nur noch zu bitten um die Chocolade für die edle, seelenausforschende Hündin, die Signora Biche!

III.

Die Morgenstunde eines Königs.

König Friedrich hatte sein Adagio beendet und stand, die Flöte noch immer in der herabgesenkten Hand haltend, neben dem offenen Fenster, an dessen Brüstung gelehnt er hinausschaute in den Garten. Sein sonst so feuriges großes Auge war eben wie von leiser Wehmuth gesänftigt, um seinen feinen, edelgeformten Mund zuckte es wie ein schmerzliches Lächeln. Die Töne, welche er eben gespielt, klangen noch in ihm nach und hielten seine Seele noch in leiser Schwermuth gefangen. Aber sei es, daß er sich seinem trüben Sinnen entreißen wollte oder daß er dem Ideengange folgte, welchen seine Gedanken in ihm angeregt, er schellte heftig und befahl dem eintretenden Lakaien, den Geheimrath und Director des Armenwesens Jordan zu ihm zu bescheiden.

Wenige Minuten später trat der Gerufene, welcher sich seit einigen Tagen als Gast des Königs im Schloß zu Charlottenburg befand, in das Zimmer des Königs.

Friedrich ging ihm lebhaft entgegen und reichte ihm seine beiden Hände dar.

Guten Morgen, Jordan, sagte er, ihm mit dem Ausdruck innigster Theilnahme in das bleiche kranke Antlitz schauend. Ich hoffe, Du hast eine schöne und erquickliche Nacht gehabt.

Eine schöne Nacht, gewiß, denn ich träumte von Eurer Majestät! sagte Jordan mit einem sanften Lächeln.

Der König ließ seine Hände los und trat seufzend einen Schritt zurück. Eurer Majestät wiederholte er. Warum legst Du denn eine so kalte Hand auf mein Herz, welches Dir eben so warm entgegenschlug. Wozu denn hier die Etiquette? Wer hört uns denn? Sind wir nicht allein, und dürfen uns den Austausch zweier Seelen gestatten, welche sich verstehen und sich lieben? Vergiß also ein wenig die Majestät, mein Freund, denn Du siehst wohl, ich bin noch im Morgenkleid und trage nicht, wie die Könige auf der Bühne, meine Krone und meinen Scepter selbst im Bett oder im Schlafrock mit mir herum.

O, sagte Jordan, indem er Friedrich mit den Blicken eines Liebenden betrachtete, der ganz selig und andächtig ist im Anschauen seiner Geliebten. O, es bedarf keiner Krone auf Ihrer Stirn, um Sie als einen König von Gottes Gnaden erkennen zu lassen. Die angeborne Majestät leuchtet von Ihrer Stirn.

Das macht, sagte Friedrich mit leiser Ironie, das macht, weil wir Fürsten anerkanntermaßen die wohlgelungensten Portraits des höchsten Gottes sind, Portraits, mit denen Ihr übrigen Menschenkinder Euch gar nicht vergleichen könnt, denn wahrscheinlich seid Ihr nur die Portraits des zweiten und dritten Gottes der Dreieinigkeit, die Portraits des Sohnes und des heiligen Geistes, während wir Fürsten die Quintessenz der Gottähnlichkeit auf unsern verwitterten, langweiligen Angesichtern tragen!

Ach, ach, wenn dieser fromme Pfarrer Eberhard Sie jetzt hören könnte, Sire, welch ein Aergerniß würde er wieder daran nehmen!

Der König lachte. Weißt Du, Jordan, sagte er dann sehr ernst, ich glaube, Gott hat mich recht eigentlich dazu berufen, den Priestern ein Aergerniß zu sein, und ihnen den Dummheits- oder Hochmuths-Teufel ein wenig auszutreiben. Ich halte das in der That für einen Haupttheil meiner Sendung und bin überzeugt, daß Gott mich zu einem umgekehrten Messias bestimmt hat, nämlich zu einem Messias, welcher berufen ist, die Kirche, dieses stolze und eitle Machwerk heuchlerischer Priester, umzustürzen und die reine ungetrübte Gottesverehrung an ihre Stelle zu setzen.

Ja, wenn die Menschen den klaren Geist eines Friedrich hätten! rief Jordan achselzuckend. Wenn ihr Auge wäre, wie das meines königlichen Adlers, dem es gegeben ist, gerade und fest in die Sonne zu schauen, ohne sich davon geblendet zu fühlen! Aber, Sire, die übrigen Menschen gleichen Ihnen so wenig! Sie sind Alle wie die ernsten steifen Nachteulen und müssen wie diese eine zweite Hornhaut über ihre Augen ziehen, weil sie sonst erblinden könnten. Eine solche zweite Hornhaut ist für die menschlichen Nachteulen die Kirche oder vielmehr die Kirchen, denn der Ehrgeiz und die Schlauheit dieser Priester hat sich nicht mit Einer Kirche begnügen lassen, sondern deren jetzt schon vier geschaffen.

Und damit Drachenzähne gesäet, welche als blutdürstige Krieger aufgegangen sind, die sich und die ganze Menschheit zerfleischen! rief der König heftig. Höre, Jordan, wir sind da gleich auf ein Thema gekommen, welches mich, wie Du weißt, immer am meisten beschäftigt und am häufigsten mein Nachdenken in Anspruch nimmt. Und gerade in diesen Angelegenheiten wollte ich heute Deinen Rath beanspruchen. Komm also, Freund, setzen wir uns, und höre was ich Dir zu sagen habe. Du weißt, die Frommen und die Priester verlästern mich als einen Gotteslängner, weil ich nicht denke wie sie, und nicht glaube wie sie. Wer aber von Ihnen hat nun den rechten Glauben? Wo ist die Wahrheit und die Weisheit? Jeder glaubt sie zu haben und deshalb, scheint mir, hat sie Keiner. In demselben Lande, ja in derselben Stadt lehrt man uns an verschiedenen Orten, unter dem Namen Religion, die entgegengesetztesten und widerstreitendsten Dogmen. Hier droht man uns mit dem ewigen Feuer, wenn wir glauben wollen, daß Gott selbst in diesen trügerischen Scheinbildern, zum Beispiel des Abendmahls, enthalten sei; dort wieder lehrt man uns mit derselben Sicherheit, daß wir dieselbe Strafe erleiden, wenn wir das nicht glauben. Welche Widersinnigkeiten! Die einfache Darlegung der verschiedenen Religionen des Weltalls würde eine ganze Reihe von Folianten anfüllen. Jede Religion fast verdammt die andere. Sie können also demzufolge nicht alle die wahrhaftigen sein, da die Wahrheit sich nicht selbst opponiren kann. Wenn es nur eine wahrhaftige Religion gäbe, würde Gott sie uns klar und ohne Zweideutigkeiten verkündigt haben. Gott, welcher die Wahrheit selber ist, kann ja nicht dunkel sein. Wenn diese Verschiedenheit der Religionen nur den Cultus und die Ceremonieen beträfe, so könnte man das gelten lassen ie

man die Verschiedenheit der Kleider als eine angenehme Abwechselung gelten läßt. Aber die Dogmen, welche man in England lehrt, sind unvereinbar mit denen, welche in Rom Gültigkeit haben. Die Religion der Chinesen schließt die der Perser aus; jede Religionsgesellschaft glaubt sich infaillible und schleudert ihre Blitze gegen die übrigen.*) — Wem es gegeben wäre, diese Zwistigkeiten zu vermitteln, diese Gegensätze auszugleichen, der würde der Welt den Frieden geben, der würde in Wahrheit der Messias und Erlöser sein.

Der würde leisten, was Gott selber nicht vermag, wie es scheint, sagte Jordan mit einem matten Lächeln. Der würde zuerst ein großes Massacre anstiften und die Priester aller Religionen hinschlachten müssen!

Und das gerade will ich! rief der König aus. Ein Massacre will ich anrichten unter ihren Priestern, nicht ein körperliches, blutiges, sondern ein rein geistiges, denn ich sage Dir, Jordan, Gott wohnt nicht in den Kirchen dieser hochmüthigen Priester, welche sich doch vorzugsweise die Diener Gottes nennen, aber er war so gut bei Moses auf dem Berge Sinai, als er dem Zoroaster begegnete in der Wüste, er war an Dante's Seite, als er die Divina Comedia schrieb, wie er die Schiffe des Columbus lenkte, als sie auszogen, eine neue Welt zu entdecken. Gott ist überall, und daß sie ihn anbeten und verehren und an ihn glauben, das eben zeugt von der höhern Berufung der Menschen, von ihrer Gottähnlichkeit!

Ach, und sie wollen sagen, daß mein König nicht an Gott glaube! rief Jordan mit Thränen in den Augen, indem er die Hand des Königs ergriff und sie fest an seine Lippen drückte. Sie wollen Friedrich einen Ungläubigen nennen, und wagen es, wider ihn von den Kanzeln zu predigen und zu schelten!

Ja wohl bin ich ihnen ein Ungläubiger, da ich nicht glaube, was sie glauben! sagte der König lächelnd. Und wenn sie wider mich predigen, Freund, so beweist das doch nur, daß sie mich fürchten und einen mächtigen Feind in mir wittern. Und der Feind der Priester will ich sein mein Lebelang, das heißt dieser stolzen und hochmüthigen Priester, welche sich weise dünken und Alles verachten, was nicht denkt wie sie. Alle diese verschiedenen Kirchen mit den verschiedenen Dogmen will ich zerstören und sie auflösen in eine Universalkirche, wohin Jeder kommen und Gott anbeten kann auf seine Weise. Denn die Anbetung Gottes, das allein kann doch der Zweck aller Kirchen sein, aller dieser verschiedenen Dogmen, welche eine die andere befehden, und ihre Thüren schließen, wenn ein anders Denkender ihnen naht. Ich aber will alle ihre Kirchenthüren öffnen und die reine, freie Gottesluft durch alle ihre verdumpften Häuser ziehen lassen. Einen Tempel will ich bauen, einen großen, unermeßlichen Tempel, ein zweites Pantheon, eine Kirche, welche in sich alle Kirchen umfaßt und in welcher jeder Religion ihr Altar und jedem Cultus seine Religionsübung gestattet sei. Gott anbeten wollen sie Alle, mögen sie es Jeder auf seine Weise thun! Siehst Du, sie reden Alle so viel von Brüderlichkeit und zerfleischen sich doch untereinander. Laß mich mein Pantheon bauen, dann werden die Menschen in Wahrheit Brüder werden, der Jude und der sogenannte Heide, der Muhamedaner und der Perser, der Calvinist und der Katholik, der Lutheraner und der Reformirte, sie Alle werden kommen in mein Pantheon, um Gott anzubeten, und allgemach werden alle Formeln und alle Dogmen von ihnen abfallen, sie werden Alle glauben an Einen Gott und die Kirchen aller dieser verschiedenen Secten werden leer stehen und zusammenfallen.*)

Des Königs Antlitz war von einer strahlenden Schönheit, während er so sprach, eine edle Begeisterung flammte aus seinen großen, klaren Augen, seine Wangen waren sanft geröthet, wie von dem Morgenhauch eines neuen Lichtes, und ein Ausdruck erhabener Freude leuchtete von seiner hohen, wunderbaren Stirn.

Jordan blickte ihn an mit unendlicher Liebe, aber zugleich so trübe und schmerzvoll, daß der König inmitten seiner Begeisterung sich davon erkältet und und gestört fühlte.

Wie, Jordan, Du bist nicht meiner Meinung? fragte er verwundert. Unsere Seelen, welche sich sonst immer im tiefsten Verständniß begegnet sind, sollen sich diesmal nicht treffen? Du schüttelst Dein Haupt? Du billigst also nicht die Idee meines Pantheons?

Es ist eine zu erhabene Idee, Sire, um verwirklicht werden zu können. Die Menschen bedürfen der Religion, wenn sie nicht ihren innersten sittlichen Halt verlieren sollen.

Nein, sie bedürfen dazu nur Gottes, nur der Liebe zu diesem erhabenen höchsten Wesen, welches wir Gott nennen! Die sicherste Probe aber, an der wir erkennen können, ob wir Gott lieben, liegt darin, daß wir den unerschütterlichen und festen Willen haben, ihm zu gehorchen. Demgemäß bedürfen wir keiner andern Religion, als unserer Vernunft, die

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Suppléments des oeuvres posthumes. II. 14.

*) Ueber den Plan des Königs, ein Pantheon für alle Religionen zu bauen, berichtet Thiébault in seinen Souvenirs de vingt ans. V. 220.

uns von Gott gegeben ist. Sobald diese erkennt, daß Er gesprochen hat, soll sie schweigen und sich unterwerfen. Die innere Anbetung Gottes muß darin bestehen, daß wir sein Wesen und das, was wir ihm schulden, erkennen, die äußere Anbetung soll darin sich äußern, daß wir alle Dinge so thun, wie sie vernünftig und der Erhabenheit Gottes, wie unserer Abhängigkeit von ihm gemäß sind!*)

Nur daß leider die Welt noch nicht aufgeklärt genug ist, um das begreifen zu können, erwiderte Jordan, nur daß Euere Majestät gerade das Gegentheil von dem bewirken möchten, was Sie beabsichtigen. Denn alle diese Religionen, welche, wie Sie sagen, so ganz unvereinbar sind, würden sich demzufolge durch diese äußere Vereinigung verletzt und verlästert fühlen; der gegenseitige Haß würde täglich auf's Neue angefacht, die Antipathieen täglich genährt und dieser religiöse Eifer, der immer exclusiv sein muß, mit neuer Nahrung versehen werden. Nicht blos die Priester, sondern auch die Fürsten und Könige, würden mit Entsetzen diesen Plan Eurer Majestät sich verwirklichen sehen. Und wie sollte man in den Kabinetten der Könige nicht erschrecken über diesen so gewagten Schritt eines Monarchen, der, nachdem er eben erst die Augen aller Politiker auf sich gezogen, jetzt auch hinabsteigen wollte in die Gewissen seiner Unterthanen, um sie nach seinem Gefallen zu bilden und zu beugen? O wie würde der Neid sich mit all' seinen giftigen Schlangen an den Triumphwagen eines Königs heften, der nachdem er schon so Großes gethan, noch Größeres zu beabsichtigen schien, und welcher die Schwachen und die Guten auf den Trümmern ihrer umgestürzten Tempel zum Weinen und Jammern verdammen würde. Nein, mein König, diese Idee eines Pantheons, eines gemeinsamen Gotteshauses für alle Religionen, sie ist zu erhaben, um ausführbar zu sein. Sie ist großartig und herrlich, aber leider nicht weise, weil sie zu groß ist, um von der kleinen Menschheit verstanden zu werden. — Nun aber mögen mir Eure Majestät verzeihen, daß ich die Wahrheit sagte, aber ich mußte es thun, denn gleich meinem König liebe ich Gott, und Gott ist die Wahrheit!

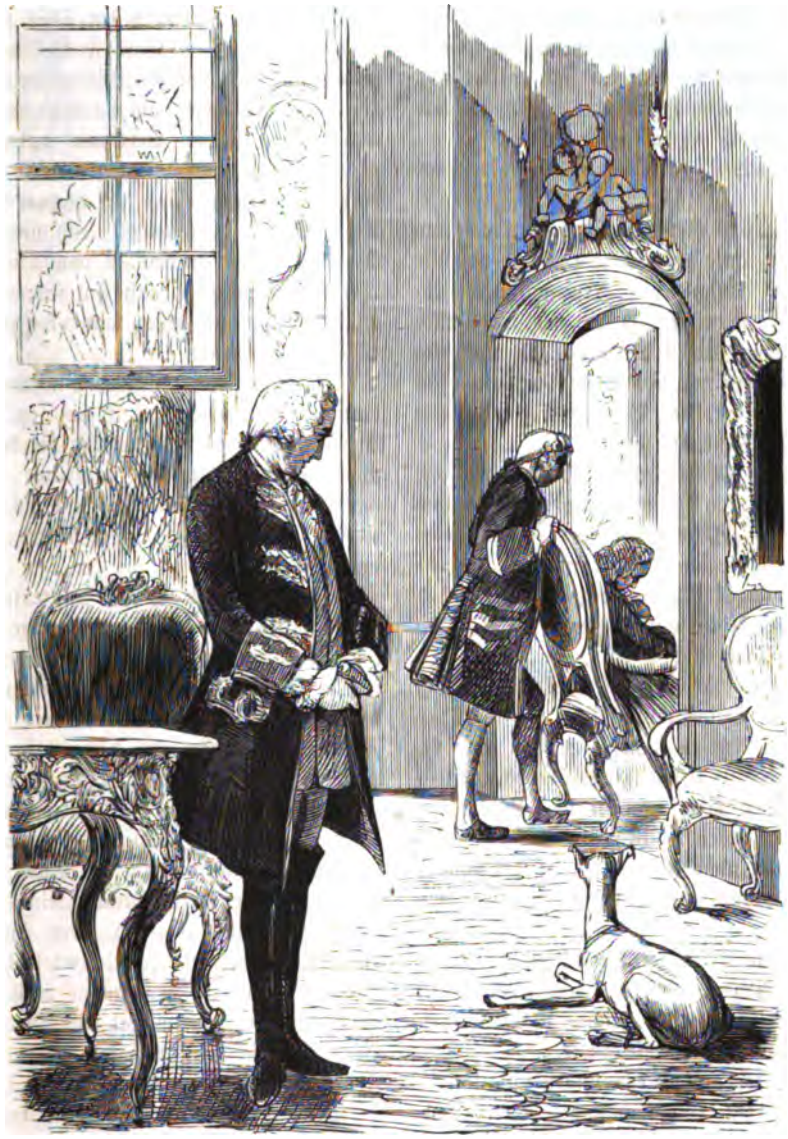
Und Du hast wohl gethan, mein Jordan, sagte der König nach einer langen Pause, in welcher er sinnend und tiefernst zum Himmel emporgeschaut hatte. Ja, Du hast wohlgethan, und ich fühle wohl, daß du Recht hast mit deinen Einsprüchen gegen mein Pantheon. Ich opfere Dir also meine Lieblingsidee, ich lasse um Deinetwillen mein Pantheon in Trümmer zerfallen. Das mag Dir ein Zeugniß meiner Liebe sein, mein Jordan. Ich werde also die Priester nicht bekämpfen in meiner Kirche, aber ich werde sie verfolgen in der ihrigen, und ich sage Dir, es wird ein langer und hartnäckiger Kampf sein, der dauern wird, so lange mein Leben dauert. Ich will nicht, daß das Volk verdummt werde von den Muckern und Priestern. Ich will in meinem Lande keine andern Könige dulden neben mir, sondern ich allein will König sein. Mögen die Priester sich bescheiden, in Demuth und Stille die Lehrer und Vorbeter ihrer Gemeinde zu sein, aber wenn es ihnen einfallen sollte, kleine Päpste zu spielen und sich für die alleinigen Besitzer der Himmelsschlüssel zu halten, so sollen sie an mir einen Widersacher finden, der ihnen beweisen wird, daß ihre Schlüssel falsche Dietriche sind, mit denen sie das Allerheiligste aufschließen und erbrechen wollen, um zu entwenden, was nicht ihr Eigenthum ist! Wahrheit und Klarheit, das soll die Devise meines ganzen Lebens sein, nach ihr will ich handeln, und nach ihr auch mein Volk regieren. Ich will kein verdummtes Volk, keine in Aberglauben und Gewissensangst zitternden Priestersclaven, ich will, daß das Volk *denken* lerne, und also soll der Gedanke frei sein in meinen Landen und kein Censor und keine Polizei soll ihn beschneiden und bewachen, denn der Gedanke ist wie die allbefruchtende Sonne, allnährend, allerhaltend und erleuchtend, auch schlechte und giftige Blumen und schädliches Ungeziefer und Gewürme erzeugend und an's Dasein rufend, aber auch dieses hat ja das Recht der Existenz, und wenn man es ruhig gewähren läßt, so stirbt es an seiner eigenen Nichtswürdigkeit und Erbärmlichkeit, so geht es zu Grunde an der Verachtung der Guten und Bessern!

Man muß eben Friedrich der Einzige sein, um so frei und groß und vorurtheilslos denken zu können! rief Jordan begeistert aus. Glauben Sie mir nur, mein König, daß Sie in Europa der einzige lebende Herrscher sind, welcher solche Gedanken hegen, solchen Muth fassen darf, seinem Volk das freie Wort und den freien Gedanken zu bewilligen!

Ich werde und will immer so handeln, daß ich Beide nicht zu fürchten habe, sagte der König einfach, dann mögen die Menschen über mich sagen und denken, was sie wollen, was kümmert es mich. An ihren Verlästerungen und Verketzerungen werde ich mich amüsiren, und ihr Lob, — nun, das ist eine billige Waare, die ich mit jedem geschickten Taschenspieler und jedem Comödianten theilen muß. Der Beifall meines eigenen Gewissens, der Beifall meiner Freunde, der Deine, mein Jordan, das allein hat Werth für mich; und dann, setzte er ernst, fast feierlich hinzu, dann vor allen Dingen der Nach-

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres posthumes II.: Pensées sur la réligion, pag. 165.

ruhm! Ich will nicht, daß mein Name verklingen soll wie ein Ton oder eine leichte Melodie, ich will ihn mit goldener Schrift in die Tafeln der Geschichte einzeichnen, ich will, daß er leuchtend wie ein Sternbild am Horizont stehe und daß mein Volk, wenn es nach Jahrhunderten meiner gedenkt, noch sagen soll: Friedrich der Zweite, das war der König, welcher Preußen groß gemacht und seine Grenzen erweitert hat, das war der Vater, welcher sein Volk mehr geliebt hat, als sich selber, denn er opferte seinem Dienst die eigene Ruhe, die eigene Behaglichkeit, das war der Lehrer, welcher unsere Geister frei gemacht und uns mündig gesprochen hat! O, Freund, Du mußt mir helfen und beistehen, dies Ziel zu erreichen, nach welchem meine ganze Seele dürstet. Bleibe also, bleibe mit Deiner Liebe, Deiner Treue, Deiner Wahrheit und Aufrichtigkeit immer an meiner Seite, hilf mir, das Gute fördern, das Schlechte strafen, das Edle erkennen und das Unedle entlarven! O, Jordan, Jordan, Gott hat mich vielleicht bestimmt, ein großer König zu sein, hilf Du mir auch ein guter Mensch zu bleiben.



Er warf sich mit leidenschaftlichem Ungestüm an Jordan's Brust und drückte ihn fest und innig in seine Arme.

Jordan fand nicht die Kraft zu sprechen, aber den König fest umschlingend, hob er das große feuchte Auge zum Himmel empor. In diesem Auge stand ein Gebet, ein inbrünstiges, glühendes Gebet für diesen Mann, welcher da an seinem Busen ruhte,

und welcher für ihn nicht der mächtige, gebietende König, sondern der edle, liebevolle Mensch, der Dichter und Gelehrte, der Freund war, zu dessen Genie er bewundernd und anbetend emporblickte. — Aber wie er jetzt andachtsvoll, tief erschüttert zum Himmel aufschauete, flog es plötzlich kalt und eisig, wie der Athem des Todes, über sein Antlitz hin, wühlte es in seiner Brust mit glühenden Eisenzangen. Ein kurzes leises Hüsteln drang aus seiner Brust hervor. Mit einer raschen heftigen Bewegung machte er sich aus den Armen des Königs frei, und hastig einige Schritte zurücktretend, wandte er sich ab und drückte sein Taschentuch fest an seine Lippen.

Jordan, Du leidest, Du bist krank? rief der König angstvoll.

Jordan wandte sich wieder zu ihm hin, und sein Antlitz war ruhig und heiter, sein Auge strahlte wieder in dem so seltsamen, so geheimnißvoll rührenden Feuer dieser Krankheit, welche den Tod unter den hellaufglühenden Rosen der Wangen und den leuchtenden Augen verbirgt, und minder grausam als alle andern Krankheiten, der Seele ihre Frische und dem Herzen seine Liebeskraft läßt!

Nicht doch, Sire, sagte Jordan lächelnd, ich leide gar nicht, und wie könnte ich in Ihrer Nähe auch anders als glücklich, gesund und frohen Herzens sein!

Und indem er so sprach, wollte er das Taschentuch wieder in seiner Rocktasche bergen.

Aber der König blickte mit ernsten, fast strengen Augen auf dieses Tuch hin.

Jordan, sagte er, warum drücktest Du das Tuch vorher so hastig an Deine Lippen?

Jordan zwang sich zu lachen. Nun, sagte er, weil ich, wie Euere Majestät gehört haben, husten mußte und ich Ihnen diese unangenehme Musik nur mit einem Sordino geben wollte.

Nein, es geschah nicht deshalb, sagte der König, und hastig auf Jordan zuschreitend, entriß er ihm das Tuch.

Blut, es ist mit Blut getränkt, rief der König so schmerzvoll, so klagend aus, daß man wohl fühlte, wie sehr er dieses unheilvolle Zeichen der Krankheit seines Freundes erkannte und fürchtete.

Nun ja, sagte Jordan mit erzwungener Heiterkeit, es ist Blut, welches ich vergossen habe. Euere Majestät sehen also wie blutdürstig ich bin, nur daß ich unglücklicher Weise nicht Ihrer Feinde Blut vergieße, sondern mein eigenes, welches ich freilich gern tropfenweise vergießen möchte, wenn ich meinem edlen und geliebten Friedrich dadurch eine Stunde der Sorge oder des Kummers ersparen könnte!

Und Du bist es doch jetzt, welcher mir Kummer macht, rief Friedrich fast zürnend. Du bist krank und verschweigst es mir, Du leidest und zwingst Dich zur Heiterkeit und verbirgst mir Deine Leiden, statt Dich an meine Aerzte zu wenden und ihren Rath und Beistand zu beanspruchen.

Friedrich der Weise sagte mir einst, die Aerzte seien Quacksalber und Charlatane, und nur wer einen langsamen Selbstmord begehen wolle, solle sich von ihnen Recepte schreiben lassen.

Nicht doch, das sagte Dir nicht Friedrich der Weise, sondern Friedrich der Thor, welcher am Tage wohl sagt, daß er keine Furcht habe vor Gespenstern, aber doch um die Mitternachtsstunde sehr gern ein Vaterunser betet, um sie abzuwehren. Wer wollte auch zu den Aerzten Vertrauen haben, so lange man gesund ist; nur wenn man krank ist und ihrer bedarf, fängt man an, sie hochzuschätzen. Du bist krank, Deine Brust leidet! Ich bitte dich also, mein Jordan, ja ich fordere es von Dir als ein Zeichen Deiner Freundschaft, daß Du sofort Dich an meinen Arzt wendest und genau und pünktlich befolgst, was er Dir sagen wird.

Ich werde das thun, und wenn Euere Majestät erlaubt, werde ich das sogar sogleich thun, sagte Jordan, der jetzt nicht mehr die Kraft fand, diese physische Schwäche, die natürliche Folge des Blutauswurfs, zu bewältigen, und sich schwankend und zitternd an den nahen Tisch lehnen mußte, um nicht umzufallen.

Der König sah es und rollte sofort seinen eigenen Lehnsessel herbei, Jordan mit liebevoller zärtlicher Besorglichkeit in denselben niederdrückend. Dann rief er seine Kammerlakayen herbei und befahl ihnen leise flüsternd, Jordan so mit dem Lehnsessel in sein Zimmer zu tragen und dann sofort den königlichen Leibarzt Ellert zu dem Kranken zu bescheiden.

Und es wird doch Alles umsonst sein und ich werde ihn dennoch verlieren, murmelte der König, während er traurig nach der Thür hinblickte, durch welche so eben die Gestalt seines Freundes entschwunden war. Ja, ich werde ihn verlieren, wie ich Suhm verloren habe, und wie ich bald auch meinen Cäsarion, den guten Kaiserling, verlieren werde. O, o, warum gab mir Gott ein so warmes Herz für die Freundschaft, wenn er mir doch die Freunde nicht lassen will!

Die Arme ineinanderschlagend trat er an's Fenster und blickte lange gedankenvoll und traurig in den Garten hinunter, dessen frisches Grünen und Blühen er dennoch nicht gewahrte, weil sein Blick nach innen gekehrt war, und dort die Grabeshügel seiner Freunde sah.

Aber plötzlich sich aus seinem Sinnen emporraffend, schüttelte er hastig sein Haupt, wie der Löwe es thun mag, wenn irgend ein Gewürm sich in seine Mähne verwirrt hat, und griff dann nach seiner Flöte, dieser treuen Gefährtin aller seiner Leiden und Kämpfe.

IV.

Der begnadigte Cavalier.

ieder begann er zu spielen, aber diesmal war es kein Adagio, sondern ein heiteres übermüthiges Allegro, mit dem der König sich seine Thränen aus seinem Herzen hinwegjubeln wollte. So, die Flöte blasend, ging er im Zimmer auf und ab, dann und wann vor dem Sopha stehen bleibend, auf welchem zierlich zusammengerollt das Windspiel Biche lag. Jedes Mal, wenn der König vor ihr stehen blieb, hob sie das Haupt empor, mit ihren klugen freundlichen Augen zu ihm aufblickend, und mit einem sanften Wedeln ihres Schwanzes ihren königlichen Freund begrüßend, welche Begrüßung der König jedes Mal mit einem freundlichen Kopfnicken erwiderte, bevor er wieder weiter ging. Dann immer noch Flöte blasend, ging der König zu dem silbernen Knopf, der dort in der Ecke des Zimmers auf dem Fußboden sich befand, und drückte ihn mit dem Fuß nieder.

Dieser Knopf machte eine Klingel ertönen, welche in dem unmittelbar unter dem Kabinet des Königs sich befindenden Zimmer Fredersdorf's ausmündete und ihn zu seinem Herrn hinaufrief.

Wenige Minuten später trat der Gerufene in das Zimmer, ruhig an der Thür stehen bleibend, bis der König sein Musikstück geendet und die Flöte bei Seite gelegt hatte.

Guten Morgen, Fredersdorf, sagte der König dann, während er seinen Günstling mit einem scharfen, durchdringenden Blick ansah, welcher diesen unwillkürlich erbeben und das Auge niederschlagen machte. Du bist wohl schon lange munter, da Du so schnell auf mein Klingeln gekommen bist.

Ja, Majestät, ich bin schon lange wach und wie Euere Majestät sagen, auch munter, denn ich habe Euerer Majestät eine frohe Nachricht zu bringen.

Nun, so laß hören, sagte der König lächelnd. Hat etwa meine Muhme, die Kaiserin Maria Theresia, freiwillig sich ihrem Gegenkaiser Karl dem Siebenten unterworfen, oder hat sich Frankreich mit England versöhnt, oder auch, und das scheint mir das Wahrscheinlichere, hat mein Geheimkämmerer Fredersdorf das Geheimniß entdeckt, Gold zu machen, wonach er so lange, so vergeblich trachtete und das er so gern mit den höchsten, den feierlichsten Opfern erkaufen möchte!

Der König legte einen so eigenthümlichen Nachdruck auf das Wort „Opfer", daß Fredersdorf sich ängstlich fragte, ob am Ende der König heute seine Unterhaltung mit Joseph belauscht und erfahren habe, welches Opfer er nächstens dem Teufel darzubringen habe.

Nun, so sage schnell Deine Neuigkeit, fuhr der König nach einer kleinen Pause fort, denn Du siehst wohl, daß ich mich mit den fabelhaftesten Dingen herumquäle, um sie zu errathen.

Sire, die Barbarina ist gestern in Berlin eingetroffen.

Wirklich! sagte der König gelassen. Wir haben sie also endlich der Republik Venedig und dem Lord Stuart Mackenzie abgewonnen?

Nicht doch, Sire, denn der Lord ist gleichfalls heute Morgen in Berlin angelangt.

Der König runzelte die Stirn. Dies ist also, wie es scheint, eine sehr ernsthafte Liebe, sagte er, welche am Ende mit einer albernen Heirath schließen möchte. Ich liebe es nicht, wenn Leute, welche in meinen Diensten stehen, mit solchen Liebes- und Heirathsprojekten umhergehen, das leitet ihre Gedanken von ihrem Dienst ab.

Euere Majestät urtheilen sehr hart, murmelte Fredersdorf, welcher sehr wohl verstand, daß der König ihm selber auch einen Verweis geben wollte.

Nun, ich urtheile nicht blos so, sondern ich handele selber nach dieser Ansicht. Erlaube ich mir jemals eine solche Zerstreuung? Habe ich jemals eine Liebschaft? Oder meinst Du wirklich, Fredersdorf, daß mein Blut wie Eis in meinen Adern erstarrt und mein Herz versteinert ist, und daß ich aufgehört habe ein Mann zu sein, seit ich König geworden bin?

Ich glaube, daß Euere Majestät viel zu groß, zu erhaben ist, um Jemanden finden zu können, der Ihrer Liebe würdig wäre!

Thorheit, Fredersdorf, wenn man liebt, legt man nicht erst sich selber auf die Wagschale und berechnet, wie viel Pfund Würdigkeit man schwer ist, sondern man liebt und vergißt darüber alles Andere. Nun aber darf ich nicht vergessen, daß ich König bin und meine Zeit und meine Kräfte meinem Lande weihen muß. Siehst Du, deshalb fliehe ich die Liebe, weil mein Herz allzu zärtlich ist. Und so sollst auch Du sie fliehen, und so darfst auch Du nicht vergessen, daß Du Deinem Könige Deine Kräfte weihen mußt, und so soll auch diese Signora Barbarina nicht vergessen, daß sie in meinen Diensten steht, und tanzen, nicht aber lieben soll. Mag sie Liebeleien und Amouren haben, so viel sie will, aber eine ernsthafte Liebe, das verbitte ich mir, denn wie kann eine Tänzerin heiter und übermüthig ihre Ballottements und Entrechats schlagen, wenn ihr ernsthafte Liebe im Herzen sitzt. Zudem habe ich es dem englischen Gesandten, dem Vetter dieses Lord Stuart, versprochen, daß ich dieses Verhältniß zerreißen will, und da mir an Englands Freundschaft im Augenblicke viel gelegen ist, so werde ich mein Versprechen erfüllen. Schreibe also sogleich an meinen Polizeidirektor Kircheisen und melde ihm meinen Befehl, den Lord Mackenzie sofort aus Berlin zu entfernen, und ihn unter sicherer Bedeckung nach Hamburg und von dort auf ein nach London gehendes Schiff zu befördern. Man soll sogleich dem Lord eine Ausweisung aus meinen Landen bringen. Er muß in zwölf Stunden Berlin verlassen haben! *)

Sind das alle Deine Neuigkeiten, Fredersdorf?

Nicht doch, Sire, sagte Fredersdorf, verstohlen nach der Thür hinblickend, welche sich eben leise ein wenig geöffnet hatte. Ich habe noch eine Neuigkeit, aber ich weiß nicht, ob sie Euerer Majestät willkommen sein wird. Der Herr Baron von Pöllnitz —

Hat uns die Annonce seiner Verheirathung geschickt?

Nein, Sire, er hat sich nicht verheirathet.

In diesem Augenblick begann Biche ein wenig zu knurren, und richtete sich aus ihrer behaglichen Stellung von dem Divan empor. Der König achtete nicht darauf, denn die Worte Fredersdorf's beschäftigten ihn noch.

Wie, er hat sich nicht verheirathet, sagst Du?

Nein, er hat sich nicht verheirathet und bittet Euere Majestät um die Gnade, ihm zu gestatten, daß er sein ganzes Leben nur seinem König, und keinem andern menschlichen Wesen, weihen dürfe, sagte eine klägliche Stimme hinter ihm, und als der König sich umwandte, sah er seinen frühern Ober-Ceremonienmeister Baron von Pöllnitz, welcher neben der Thür niedergekniet war und seine gefaltenen Hände flehend nach dem König ausstreckte.

Der König brach in ein lautes Gelächter aus, während Biche ein kurzes freudiges Geheul ausstieß und in raschen Sätzen zu dem Knieenden hinsprang, den sie schmeichelnd und wedelnd umhüpfte, und dessen Hände sie zu lecken schien, welche der küssende Baron allerdings nicht so fest gefalten hielt, daß das Windspiel nicht mit seiner zierlichen, schlangenartigen Schnauze das zwischen den gefaltenen Händen verborgene Stück Chocolade hätte beriechen und belecken können.

Der König, wie gesagt, lachte Anfangs, dann aber, als er sah, wie die Biche zärtlich die Hände des Barons zu lecken schien, sagte er kopfschüttelnd: Ich werde in der That irre an dem richtigen Instinct meiner kleinen Biche. Sie scheint den Pöllnitz da wahrhaftig mit Freuden zu begrüßen, während sie ihm, wie es sein böses und treuloses Herz verdient, mit ihrem scharfen Gebiß in die Waden fahren sollte.

Sire, glücklicher Weise ist mir mein Herz noch nicht in die Waden versackt, sagte Pöllnitz, und die Biche würde also dort nichts finden. Nein, diese kluge Biche weiß, daß der Pöllnitz sein Herz immer noch auf demselben richtigen Fleck hat, und daß es allein die Liebe zu meinem König und Herrn ist, welche mich wieder nach Berlin zurückzieht!

Narrheit! sagte der König. Ein Pöllnitz kennt keine andere Liebe, als die zu seiner eigenen werthen Person und zu den Geldbeuteln Anderer. Sage Er also, wenn Er will, daß ich Ihm verzeihen soll, schnell und ohne Umschweife, was Ihn wieder hierher zurückgeführt, während Er doch auszog, sich einen Geldsack mit einer Million zu heirathen?

Sire, ohne Umschweife also, der Geldsack wollte sich mir nicht öffnen und sich von mir nicht nach meinem Belieben ausschütten lassen.

Ah, ich verstehe, sagte der König lachend, die schöne Nürnbergerin hatte von Seinem Talent, Geld auszuschütten, Nachricht erhalten, und hielt es für gerathener, lieber den Reichsbaron als ihre Million zu verlieren.

So ungefähr ist es, Sire.

---

*) So geschah es in der That. Lord Mackenzie, der zärtliche Geliebte der Tänzerin Barbarina, welcher ihr von Venedig nach Berlin gefolgt war, ward sofort nach seiner Ankunft auf speciellen Befehl des Königs aus Berlin und Preußen ausgewiesen, und erhielt einen Zwangspaß nach Hamburg, wohin ihm einige königliche Polizeibeamte das Geleite gaben. Von dort aus richtete er einige sehr zärtliche Briefe an seine schöne Geliebte, welche diese indeß niemals erhielt, und die sich noch heute im königlichen Archiv zu Berlin befinden. Siehe Schneider's Geschichte der Oper und des Opernhauses von Berlin, pag. 25.

Ich fange an, vor der Klugheit dieser Nürnbergerin Respect zu haben, sagte Friedrich lächelnd.

Sie scheint einen bessern Instinct zu haben, als meine Biche, welche immer Seine Hände beleckt.

O, Biche kennt mich besser als irgend ein Mensch, sagte Pöllnitz, das Windspiel zärtlich streichelnd. Biche weiß, daß mein Herz nur Eine Liebe kennt, die Liebe zu meinem König und Herrn, und daß ich hierher zurückgekehrt bin, um gleich der Biche mich zu den Füßen meines königlichen Herrn niederzulegen, und mit gleicher Demuth und Ergebenheit Seinen Fußtritt wie Seine Freundlichkeit hinzunehmen, gleich dankbarlich den Knochen anzunehmen, den mir Sein Erbarmen hinwirft, oder die köstliche, leckere Speise, die mir Seine Großmuth gewähren will!

Er ist ein ausgemachter Narr, sagte der König lächelnd, und wenn es nicht nach meinen Begriffen die menschliche Natur entwürdigen hieße, einen Menschen zum Capriolenmacher und perpetuirlichen Narrenthum zu engagiren, so würde ich aus Ihm meinen Hofnarren machen, der allen meinen übrigen Cavalieren als Beispiel dienen sollte, wie sie nicht sein sollen.

Ich habe diese schmerzliche Strafe, diese grausame Zurechtweisung meines königlichen Herrn verschuldet, sagte Herr von Pöllnitz, noch immer auf den Knieen liegend. Ich unterwerfe mich also schweigend, und versuche es nicht einmal, mich zu rechtfertigen.

Daran thut Er auch sehr wohl, denn es würde Ihm nicht gelingen. Er hat treulos und herzlos meinen Dienst verlassen, weil Er hoffte, eine Million zu heirathen. Jetzt, da die Heirath faillirt hat, kommt er zurück mit der großen Lüge von Seiner Liebe zu meinem Königshause im Munde, und schämt sich nicht, sich mit einem Hunde zu vergleichen, und ganz demüthig zu hundewedeln, blos damit ich Ihn wieder in Gnaden aufnehmen soll. Aber denke Er nicht, daß ich mich von seinen albernen Liebescapriolen täuschen lasse. Hätte Er anderswo ein glänzenderes Unterkommen gefunden, so wäre Er nicht zu mir zurückgekommen, da das aber nicht der Fall ist, so kommt Er und lügt, daß Er aus Liebe komme. Sieht Er, ich kenne Ihn und ich weiß, wer Er ist, Er kann mich also nicht mehr täuschen, und sicherlich würde ich Ihn nicht wieder in meine Dienste nehmen, wäre Er nicht ein altes Inventarium meines Hauses, ein Erbstück meines Großvaters Friedrich. Ich behalte Ihn aus Rücksicht für die beiden verstorbenen Könige, denen Er gedient, und die Ihn gern gehabt; um derentwillen darf und will ich Ihn nicht verhungern und zu Grunde gehen lassen. Aber denke Er nicht, daß ich Ihm hier ein Lotterbette bereiten will und Er mein Geld verzehren soll, ohne Etwas dafür zu thun. Er muß sich Sein Leben und seinen Unterhalt erarbeiten und verdienen, so gut, wie wir es Alle thun. Ich bewillige Ihm also eine Pension, aber Er soll dabei bleiben, was Er war, mein Ober-Ceremonienmeister. Auf solche Albernheiten versteht er sich besser als Wir, denn Er ist in einer guten Schule gebildet und hat das Ceremonieenwesen unter Preußens erstem König gründlich studiren können. Und damit Er sich nicht beschweren kann, daß wir es Ihm an Aemtern und Würden fehlen lassen, wollen wir noch ein anderes Amt auf Seine Schultern legen und Ihn zu unserem Ober-Garderobenmeister ernennen, auf daß man nicht sagen könne, Wir huldigten nicht auch der Narrheit dieser Welt und brächten ihr nicht unsern Tribut dar! Möge Er also auch Ober-Garderobenmeister genannt werden, nur rathe ich Ihm, daß Er sich niemals unterfteht, es auch wirklich sein zu wollen und sich etwa um meine Röcke und Chemisen zu bekümmern. O, Er würde Uns zu einem köstlichen gestickten Affen herausstaffiren, wenn wir Ihn gewähren ließen! Wir müssen einen Ober-Garderobenmeister haben, weil es die Etiquette so mit sich bringt, aber Er hat sich um Alles in der Welt eher zu bekümmern, als um meine Garderobe. Versteht Er mich?

Es ist Alles, was Euere Majestät zu sagen geruhten, mit Flammenschrift in mein Herz eingezeichnet!

In Seine Kniee, will Er sagen, denn ich meine, sie müssen Ihn gewaltig brennen vom langen Knieen. Das war eine Lection, die ich Ihm da ertheilte à la façon der Dorfschulmeister, welche den unartigen Buben einen Esel umhangen und sie dann eine Stunde auf Erbsen knieen lassen. Jetzt kann Er aufstehen, die Lection ist zu Ende; ich nehme Ihm den Esel ab und hänge Ihm den Ober-Ceremonieenmeister und Ober-Garderobenmeister um.

Herr von Pöllnitz erhob sich von seinen Knieen, und sich aufrichtend machte er dann vor dem König eine jener tiefen kunstgerechten Verbeugungen, in deren Ausführung er anerkannter Meister war.

Wann befehlen Euere Majestät, daß ich mein Amt antreten soll? fragte er.

Heute, gleich in dieser Stunde. Es ist da ein schwedischer außerordentlicher Gesandter, der Graf Tessin, eingetroffen! Wir werden ihn in feierlicher Audienz zu empfangen haben. Er wird dazu die nöthigen Anordnungen treffen. Er tritt also gleich in Function.

Demzufolge, Euere Majestät, tritt auch wohl mein Gehalt sofort in Function? fragte Pöllnitz in seiner gewohnten unverschämten Weise.

Ich habe nicht von einem Gehalt, sondern nur

von einer Pension gesprochen. Ich gebe ihm eine Pension, und damit Er mein Geld nicht nutzlos verzehrt, gebe ich ihm diese nutzlosen Aemter.

Erhalte ich nicht mindestens dann für die zwei Aemter auch zwei Pensionen? fragte Pöllnitz kleinlaut.

Er ist ein Fripon durch und durch! sagte der König lachend. Aber ich kenne Ihn, und werde es nicht machen wie mein Vater, welcher Ihn einst fragte, wie viel er bedürfen würde, um das Leben eines anständigen Cavaliers zu führen, und dem Er auseinandersetzte, daß ein Jahrgehalt von hunderttausend Thalern nicht dazu ausreichen würde. Ich gebe Ihm eine Pension von zweitausend Thalern, und ich sage Ihm, daß das ausreichen muß, um Seines Ranges würdig zu leben. Wehe Ihm aber, wenn Er sich unterfängt, sein früheres liderliches Leben auf's Neue zu beginnen, und wiederum Sein Geld und das anderer Leute zu vergeuden. Ich verspreche Ihm, daß ich niemals wieder für Ihn Schulden bezahlen werde, und damit nicht andere leichtgläubige Menschen so thöricht sind, Ihm Geld zu leihen, werde ich ein öffentliches Verbot ergehen und es ausdrücklich verbieten lassen, Ihm bei fünfzig Thalern Strafe Geld zu borgen. Ist Er damit einverstanden, und will Er um diesen Preis wieder in meine Dienste treten?

Um jeden Preis, den es der Gnade Euerer Majestät gefallen mag, mir aufzuerlegen. Aber wenn, trotz dieser öffentlichen Bekanntmachung, dennoch sich Leute finden, welche mir Geld borgen, so werden Euere Majestät einsehen, daß es nicht meine Schuld ist, und also auch nicht als meine Schuld, die ich wieder bezahlen muß, betrachtet werden kann.

Nun, ich werde Vorkehrungen treffen, sagte der König lachend, daß Niemand so thöricht sein wird, Ihm Geld zu borgen, oder wenn es Jemand thut, dies in der sichern Voraussetzung geschieht, dasselbe nicht wieder zu erhalten, so daß Ihm Geld leihen, so viel bedeuten wird, als Ihm Geld schenken, indem man Ihm zugleich die Mühe des Dankſagens erspart. Ich werde durch alle Straßen austrommeln lassen, daß Niemand Ihm Geld leihen soll, und wenn es doch Jemand thut, derselbe kein Recht hat, es von Ihm wieder zu fordern. Ist Er damit auch noch zufrieden?

O, Euere Majestät werden mir damit eine große Wohlthat erzeigen, denn Sie werden mich unverantwortlich machen. Wehe dann den Dummköpfen und den Thoren, welche so närrisch sein werden, mir Geld zu leihen! O, es wird nun für mich keinen Moment der Langeweile mehr geben, denn ich werde immer die belustigende Arbeit haben, Dummköpfe mir geneigt und Thoren in mich verliebt zu machen und als glücklicher und gewandter Taschenspieler ihnen das Geld aus ihrer Tasche in die meine zu locken.

Er ist incorrigible! sagte der König. Wenn ich Ihn sehe, glaube ich nicht, daß die Menschen allein nach dem Ebenbilde Gottes, sondern ich denke, daß sie auch ein wenig nach dem Ebenbilde des Teufels geschaffen sind, und ich halte Ihn für ein ziemlich gelungenes Portrait des Letztern, was Ihn wohl nicht weiter ärgern wird, denn ich vermuthe, daß für Ihn Gott und Teufel so ziemlich einerlei ist.

O, nicht doch, Majestät, erwiderte Pöllnitz mit einem schlauen Lächeln, ich habe zu viel Religion, um nicht Gott und Teufel unterscheiden zu können.

Ja, wahrlich zu viel Religion hat Er, oder wenigstens zu viele Religionen, rief der König. Bei welcher Religion zum Beispiel steht Er denn jetzt?

Sire, ich bin protestantisch geworden.

Aus Ueberzeugung?

So lange ich an den Besitz einer zu heirathenden Million glaubte, aus Ueberzeugung, ja! Denn diese Million würde mich glücklich gemacht haben, und man darf sich wohl erlauben, ein Protestant zu werden, um glücklich zu sein.

Sage Er einmal, wie oft hat Er jetzt schon Seine Religion gewechselt? fragte der König sinnend.

O, nicht sehr häufig, Sire. Ich suche immer noch nach der rechten Religion, und weil ich noch nicht gefunden, was ich suchte, nämlich die Religion, die mich befriedigt und mir Genüge thut, deshalb habe ich so oft gewechselt. Man hat mich in meiner Kindheit als Lutheraner erzogen und getauft und ich hatte nichts dagegen, sondern blieb dabei, bis ich in Rom in der St. Peterskirche den heiligen Vater die Messe abhalten sah. Der feierliche Akt ergriff mich so sehr, daß ich sofort katholisch ward. Dies war indessen eigentlich kein Religionswechsel, denn ich hatte bis dahin freiwillig keine Religion angenommen. Es war also eigentlich meine erste Religion.

Ja, ja! Das war damals, als Er in Frankreich seiner sterbenden Braut ihre Diamanten gestohlen hatte und damit entflohen war.

O, Sire, das ist ein boshaftes Märchen, welches meine Feinde erzählten, welches aber ungegründet ist. Denn wenn ich wirklich diese wundervollen Brillanten, welche eine halbe Million werth waren, von meiner sterbenden Braut angenommen und sie verkauft hätte, so würde das genügt haben, mir ein comfortables Leben zu sichern, und ich würde dann nicht nöthig gehabt haben, katholisch zu werden.

Ah, Er gesteht also ein, daß Er katholisch ward, nicht aus Ueberzeugung, sondern weil der Papst und die Cardinäle in Rom ihm dadurch gewogen wurden?

Dem Scharfblick Eurer Majestät entgeht nichts, ich wage daher auch nicht weiter zu streiten. Als Katholik kam ich nach Berlin zurück, wo der hochselige König mich gnädig aufnahm. Er war ein so edler und frommer Mann, daß ich bald von dem glühendsten Verlangen beseelt ward, ihm nachzueifern, und einsah, wie wenig ich meinem Seelenheil genützt hatte, als ich katholisch ward. Ich faßte also einen kühnen Entschluß und trat zur reformirten Kirche über.

Und er erreichte dadurch seinen Zweck, Er ward der Liebling des Königs, meines Herrn Vaters. Da dieser aber jetzt leider Ihm keine Gnaden mehr erzeigen kann, so war es auch für ihn nicht mehr nöthig, ein Reformirter zu sein, und so ist Er jetzt lutherisch geworden!

O man kennt den hohen, über alle Vorurtheile erhabenen Sinn unsers jungen Königs, rief Pöllnitz. Man weiß, daß es unserm edlen König ganz gleichgültig ist, welcher Religion man angehören und zu welchem Glauben man sich bekennen möge, vorausgesetzt, daß man nur die Eine Religion hat, ein tüchtiger, brauchbarer und treuer Diener seines Königs und seines Vaterlandes sein zu wollen.

Der König schleuderte auf ihn einen finstern verächtlichen Blick. Ihr seid ein miserabler Religionsspötter, sagte er, und nicht die Vernunft ist es gewesen, welche Euch zu einem Verächter der christlichen Religion gemacht hat. Es giebt viele Personen, welche aus Gottlosigkeit und Lasterhaftigkeit nicht an die christliche Religion glauben; diese aber können keine ehrlichen Menschen sein. Man hat ihnen vielleicht seit ihrer Kindheit gepredigt, das Böse nicht zu thun aus Furcht vor dem Fegefeuer, sobald sie dann nicht mehr an das Fegefeuer glauben, scheuen sie sich auch nicht mehr, das Böse zu thun.*) Solch ein Mensch ist Er, und ich sage Ihm, Er wird doch dafür noch zuletzt im Fegefeuer braten. Denn allerdings giebt es ein Fegefeuer. Man muß es aber nur nicht anderswo, als in seinem eigenen Gewissen suchen wollen. — Geh' Er jetzt, und trete Er nun seinen Dienst an. In zwei Stunden will ich den Grafen Teffin im Schloß zu Berlin empfangen! Adieu!

Pöllnitz machte die drei üblichen, ehrfurchtsvollen Verbeugungen und verließ das Zimmer.

Der König sah ihm mit einem zugleich ernsten und spöttischen Ausdruck nach. Er ist ein ausgemachter Fripon, sagte er dann, sich an Fredersdorf wendend, welcher eben eintrat. Ich glaube, er wäre im Stande seine Mutter zu verkaufen, wenn es ihm gerade an Geld gebricht. Du hast mir da einen schönen Gesellen zugeführt, Fredersdorf, es ist ein wahres Glück, daß es nicht mehrere von dieser Race giebt. Der Pöllnitz hat wenigstens den Ruhm, einzig in seiner Art zu sein! Sind noch mehr Menschen da, welchen ich eine Audienz zu ertheilen habe?

Sire, das Vorzimmer ist gedrängt voll und Jedermann behauptet, seine Beschwerden nur Euerer Majestät allein vortragen zu können. Euere Majestät würden aber, um alle diese Leute anzuhören, sehr vieler Zeit bedürfen, und zudem wäre das ein sehr verderbliches Beispiel, denn wenn Sie heute fünfzig Menschen anhören, werden morgen hundert kommen und gerechter Weise dieselbe Gnade beanspruchen. Man muß also Dem bei Zeiten vorbeugen, und ich habe allen diesen Leuten die Weisung gegeben, ihre Beschwerden schriftlich aufzusetzen und an Euere Majestät einzuschicken.

Nun ich denke, Jedermann weiß, daß dies die Art ist, wie man sich gewöhnlich an mich wendet, und wenn also diese Leute es doch nicht gethan haben, so ist das ein Beweis, daß ihnen dieser gewöhnliche Weg nicht genügte und sie meinten, mich persönlich sprechen zu müssen. Es giebt sehr viele Dinge, welche man wohl sagen, aber nicht aufschreiben kann, und ich denke nicht, daß ein König das Recht hat, sein Ohr diesen Worten, welche sich nur sagen, aber nicht schreiben lassen, zu verschließen. Ein Fürst ist nicht dazu da, sich wie ein Götzenbild in einen Schrank zu stellen, und nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten sich anstarren und bewundern zu lassen, sondern er muß seinem Volke das sein, was der Hausaltar und der Hausgott den alten Römern war, der geheiligte Mittelpunkt ihres Daseins, die Stätte, welcher sie nur mit gesammelten Herzen und frommer Andacht sich nahten, und an der sie alle ihre Sorgen, ihre Kümmernisse und Freuden mit freimüthigem Herzen bekannten, und durch das Bekenntniß sich erleichtert fühlten. Diese Stätte aber war ihnen immer offen, und zu jeder Zeit konnten sie dahin sich flüchten. So will auch ich meinen Unterthanen niemals verschlossen sein. Nein, nein, ich will der Hausgott meines Volkes sein und alle ihre Sorgen und Kümmernisse sollen vor mir ein williges Ohr finden. Weise mir also Niemand mehr ab, Fredersdorf; ich werde es auch öffentlich bekannt machen lassen, daß Jedermann das Recht haben soll, mir seine Beschwerden, Anträge oder Bitten persönlich vorzutragen.*)

O, wie ist doch das Herz meines Königs so groß-

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres posthumes. II. Pensées sur la réligion, pag. 166.

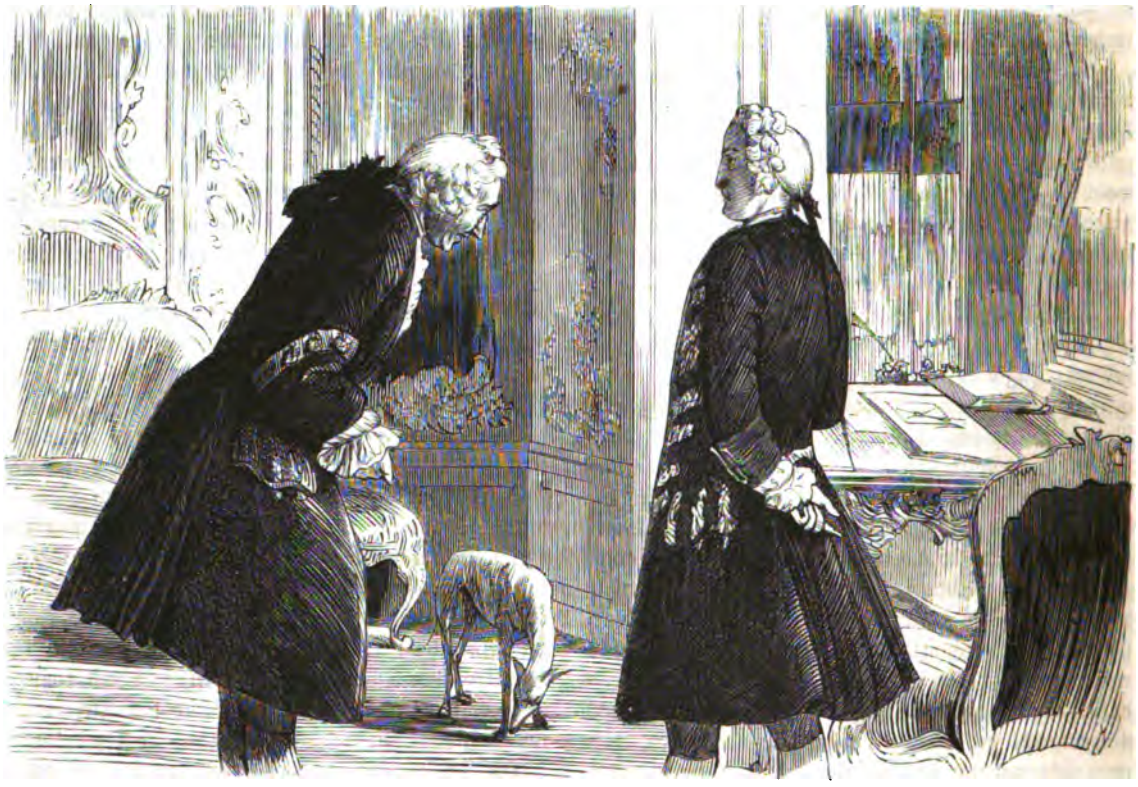
*) Das geschah auch am 25. Juni 1744. Siehe Rödenbeck: Tagebuch aus Friedrich des Großen Regentenleben, pag. 104.

müthig und voller Güte, sagte Fredersdorf traurig, Jedermann soll seine Beschwerden vortragen und für dieselbe Abhülfe erwarten können, nur ich nicht! Nur mir verschließt der König sein Ohr, und meine Beschwerde und meine Bitte will er nicht hören.

Du beschwerst Dich, daß ich Dir nicht meinen Consens geben will, Dich zu verheirathen. Aber was willst Du, ich habe Dich zu lieb, um Dich aufgeben zu wollen, und Du wärst doch für mich ein verlorener Mann, wenn Du Dir eine Frau nähmest. Man kann nicht zweien Herren dienen, auch will ich Dein Herz nicht mit dieser Mamsell Daum theilen, sondern Du sollst es mir ganz ungetheilt lassen! welche Du Dein Herz hängen kannst, warum muß es denn gerade eine Frau sein!

Weil ich sie liebe, Majestät.

Ah bah, liebst Du nicht andere Dinge, die Dich trösten können? Bist Du nicht ein Gelehrter und ein Alchimist? Nun denn, lies Deinen Horaz, mein Freund, übe Dich in der Kunst Gold zu machen, und vergiß darüber die Mamsell Daum, welche doch, unter uns gesagt, keinen andern Vorzug aufzuweisen hat, als daß sie reich ist. Und was ihren Reichthum anbetrifft, so kann doch der keinen Werth haben für Jemanden, der ohne Zweifel sehr bald über die Schätze der ganzen Welt zu kommandiren hat, und



Nenne mich also nicht grausam, Fredersdorf, sondern sage nur, daß ich Dich liebe und Dich nicht verlieren will.

O, Sire, ich würde erst recht in Liebe und Dankbarkeit Ihnen angehören, wenn Sie mir gestatten wollten, glücklich zu sein und dieses Mädchen, welches ich liebe, zu heirathen.

Ich kann keinen verheiratheten Kämmerer gebrauchen, ebensowenig wie einen verheiratheten Staatssekretär, sagte der König mit einem finstern Stirnrunzeln. Sprich also nicht weiter davon, Fredersdorf, sondern schlage Dir diese Gedanken aus dem Sinn. Mein Gott, es giebt ja so viele andere Dinge, an mit Hülfe Gottes oder des Teufels doch bald das Geheimniß kennen wird, Gold zu machen!

Er hat mein Gespräch mit Joseph belauscht, sagte Fredersdorf zu sich selber, und beschämt und verwirrt schlug er vor den forschenden und lächelnden Blicken des Königs die Augen zu Boden.

Lies nur Deinen Horaz recht fleißig, sagte der König, Du weißt, er ist auch mein Lieblingsschriftsteller, und besonders liebe ich seine Lieder, diese schönen Lieder an den Quell Bandusia, und die an die schöne Pfidyle. Entsinnst Du Dich ihrer wohl? Eins dieser Lieder sollst Du Dir auswendig lernen, damit Du es mir zuweilen vorlesen kannst!

Welches, Euere Majestät?

Der König nahm das Buch, welches aufgeschlagen auf seinem Schreibtisch lag und das eine französische Uebersetzung der Horazischen Oden war. Indem er einen vielsagenden Blick auf Fredersdorf warf, las er ihm folgende Stelle vor, die wir hier nicht in französischer, sondern in deutscher Uebersetzung wiederholen wollen.

„— Du nur quäle das Herz Dir nicht
Mit reicher Opfrung blutender Lämmer ab;
Aus Rosmarin und zarten Myrthen
Winde den Göttern des Hauses Kränze.

Die Hand, die Gabenbaar den Altar berührt,
Umschmeichelt lind, wie köstlicher Opfer Pracht,
Die zürnend abgewandten Götter,
Spendet sie knisterndes Salz und Speltmehl."

Der König warf das Buch nachlässig auf den Tisch und ging langsam einige Mal im Zimmer auf und ab, dann stellte er sich gerade vor Fredersdorf hin und ihn mit seinen großen leuchtenden Augen fest und durchdringend ansehend, wiederholte er bedeutungsvoll:

„Du nur quäle das Herz Dir nicht
Mit reicher Opfrung blutender Lämmer ab." —

Ich sehe wohl, sagte Fredersdorf ganz verwirrt und beschämt, ich sehe wohl, Euere Majestät wissen —

Daß es die höchste Zeit ist, unterbrach ihn der König, nach Berlin zu fahren, ja, das weiß ich und Du thust ganz recht, mich daran zu erinnern. Man soll meinen Wagen vorfahren lassen! Ich will sogleich nach Berlin!

V.

Wie man Königin von Schweden wird.

Prinzessin Ulrike, die älteste der beiden noch unverheiratheten Schwestern des Königs, ging in heftiger Erregung in ihrem Zimmer auf und ab. Der König, ihr erhabener Bruder, hatte eben der Königin Mutter einen Besuch abgestattet, und die beiden Prinzessinnen hatten auf ausdrückliches Verlangen des Königs bei diesem Besuch gegenwärtig sein müssen. — Der König war sehr aufgeräumt, sehr heiter und gesprächig gewesen. Er hatte ihnen erzählt, daß die Signora Barbarina angekommen sei und heute Abend auf dem Schloßtheater zum ersten Male tanzen werde, zu welcher Vorstellung er die Königin Mutter und die beiden Prinzessinnen eingeladen hatte, mit der besonderen Weisung an seine Schwestern, heute Abend eine recht geschmackvolle Toilette zu machen, und bei dem nach dem Theater stattfindenden Ball und Souper eine recht heitere und liebenswürdige Stimmung zu zeigen. Beide, hatte der König gesagt, sollten sie heiter sein, die Eine, um zu beweisen, daß sie keinen Aerger, die Andere, um zu beweisen, daß sie Freude empfinde. Als dann die beiden jungen Mädchen, neugierig geworden, in ihn gedrungen waren, und den König um eine Erklärung dieser mysteriösen Worte gebeten, hatte er ihnen gesagt, daß der schwedische Gesandte, der Graf Tessin, heute bei den Hoffestlichkeiten zugegen sein würde, und daß derselbe nach Berlin gekommen sei, um für den schwedischen Thronfolger eine Gemahlin auszuwählen, oder vielmehr um eine Gemahlin für denselben anzuhalten. Seine Wahl sei, wie es schien, schon getroffen, denn der Graf habe den König heute gefragt, ob er schon über die Hand der Prinzessin Amalie verfügt habe, oder ob man um dieselbe noch werben dürfe. Der König hatte ihm darauf erwidert, daß die Prinzessin Amalie noch durch kein Verlöbniß gebunden sei, und die Werbung um sie daher vollkommen frei stehe.

Sei also heute Abend recht schön und recht liebenswürdig, hatte der König gesagt, indem er zärtlich die rosigen Wangen seiner Schwester streichelte. Beweise dem Herrn Grafen, daß die hohe Stirn meiner kleinen Schwester sehr geeignet dazu ist, eine Krone zu tragen.

Und Euere Majestät wollen wirklich einwilligen, die jüngste meiner Töchter zuerst zu verheirathen?

hatte die Königin Mutter gefragt, indem sie nach der Fensternische hinüberblickte, in welche Prinzessin Ulrike sich zurückgezogen hatte.

Der König folgte dem Blick seiner Mutter und bemerkte sehr wohl, daß Prinzeß Ulrike ihre Stirn in finstere Falten gelegt hatte, und daß ihre Lippen zitterten.

Aber der König wollte das nicht bemerken, denn das würde geheißen haben, die Kränkung für seine Schwester noch empfindlicher machen.

Nun, ich denke, Euere Majestät waren nicht älter wie Amalie, als Sie Sich meinem Vater vermählten, sagte der König, und wenn der Kronprinz von Schweden gerade Amalie zu heirathen wünscht, so weiß ich nicht, weshalb wir ihm dieselbe verweigern sollten, da wir nicht Juden sind und es bei uns kein Gesetz ist, daß die ältere der Schwestern vor der jüngern verheirathet sein muß. Die Prinzeß Amalie dem Kronprinzen von Schweden verweigern oder ihm dafür die Prinzessin Ulrike anbieten, das würde uns das Aussehen geben, als fürchteten wir diese nicht verheirathen zu können und böten sie daher als eine überreife Frucht den Käufern an. Ich denke, meine schöne und geistreiche Schwester Ulrike hat eine solche Beleidigung nicht verdient, und es werden sich außer dem Kronprinz von Schweden noch Freier genug für sie finden.

Auch bin ich durchaus nicht begierig darnach, mich zu verheirathen, hatte Ulrike gesagt, indem sie stolz ihr Haupt zurückwarf und einen halb mitleidigen, halb zürnenden Blick auf ihre Schwester Amalie gleiten ließ. Nein, ich trage durchaus kein Verlangen, mich zu vermählen, denn ich habe in unserer Familie eben nicht so viele Beispiele einer glücklichen Ehe gesehen, um glauben zu können, daß es wirklich ein Glück in der Ehe geben könnte. Alle unsere Schwestern sind unglücklich vermählt und ich sehe nicht ein, warum ich es ihnen gleichthun soll!

Der König lächelte. Ich sehe, daß meine Ulrike ganz meine Aversion gegen die Ehe theilt, sagte er. Aber wir können nicht verlangen, meine Theure, daß Alle es uns gleichthun an Weisheit. Lassen wir also immerhin die kleine thörichte Amalie sich vermählen und uns abtrünnig werden. Diese Heirath wird ihr viel Mühe und Beschwerde machen, denn nicht genug, daß sie dadurch in das Land der Bären, der Rennthiere und des Schnees versetzt wird, muß sie auch vorher noch sich taufen lassen und eine neue Religion annehmen. Danken wir also Gott, daß der Kronprinz von Schweden die Caprice hat, nicht Dich, sondern sie zu wählen und überlassen wir die kleine Närrin, welche durchaus heirathen will, ihrem Schicksal!

Der König, in seiner gutmüthigen edlen Weise, hatte nur die Absicht gehabt, seine Schwester Ulrike zu trösten und ihr Zeit zu geben, sich zu sammeln. Aber er bemerkte nicht, daß seine Worte zu gleicher Zeit seine jüngste Schwester schmerzlich getroffen hatten und daß sie erbleicht war, als der König gesagt, daß sie eine neue Religion annehmen müsse, um Kronprinzessin von Schweden zu werden.

Auch die stolze Königin Mutter hatte sich von dieser Nachricht schmerzlich getroffen gefühlt. Ich denke, Sire, sagte sie, daß man der Tochter Friedrich Wilhelm's des Ersten, der Schwester des regierenden Königs von Preußen, wohl gestatten wird, dem Glauben ihrer Väter, treu zu bleiben.

Madame, erwiderte der König sich ehrfurchtsvoll verneigend, es handelt sich hier zu meinem Bedauern nicht um Amaliens Väter, sondern darum, daß sie die Mutter von Söhnen sein wird, welche nach den Gesetzen ihres Landes auch dem Glauben ihrer Väter treu bleiben müssen. Sie sehen also wohl, daß, wenn aus dieser Vermählung Etwas werden soll, eine der beiden Parteien nachgeben muß, und da scheint es mir, daß es dann der Beruf und die Pflicht des Weibes ist, sich zu unterwerfen und nachzugeben.

O ja, rief die Königin bitter, mein Sohn ist aus einer zu guten Schule und zu sehr ein ächter Hohenzoller, um nicht immer auf die Unterwerfung und Nachgiebigkeit der Frauen bestehen zu wollen. An diesem Hofe können die Frauen nicht herrschen, sondern nur gehorchen.

Sie können nicht herrschen, aber sie beherrschen uns doch, und indem wir zu gebieten scheinen, gehorchen wir ihnen doch! sagte der König, indem er seiner Mutter ehrfurchtsvoll die Hand küßte und sich dann verabschiedete.

Auch die drei Damen hatten sich sofort schweigend jede in ihre Gemächer zurückgezogen. Jede war zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt gewesen, um die Nähe der Andern ertragen zu können.

Jetzt, da sie allein war, hatte Prinzessin Ulrike nicht mehr nöthig, dieses Lächeln festzuhalten, welches sie so lange, so mühsamer Weise auf ihrem Antlitz bewahrt hatte. Jetzt durfte sie ihrem Zorn erlauben, frei aufzuathmen, und ihr ganzes Wesen wie mit glühenden Feuerströmen zu durchziehen.

Ihre jüngere Schwester, dieses kleine Mädchen von achtzehn Jahren, sollte sich verheirathen, sollte einen zukünftigen König heirathen, während sie, die Aeltere, sie, das Mädchen von zweiundzwanzig Jahren, noch unvermählt blieb! Und es war nicht ihre Abneigung, nicht der Wille des Königs, welcher das bewirkte, sondern es geschah, weil Niemand ihre Hand begehrte, es geschah, weil dieser schwedische

Gesandte nicht kam, um ihre Hand zu werben, sondern um die ihrer Schwester. Sie war also verschmäht, bei Seite geschoben, übergangen! Denn was auch der König immer sagen mochte, und wenn es auch kein Gesetz gab, welches die Verheirathung der ältern Schwester vor der jüngern bedingte, so war es doch ein Gesetz des Herkommens, der höhern Schicklichkeit, und dieses Gesetz ward hier verletzt, indem man an ihr, der ältern Schwester, vorüberging und die jüngere wählte.

Als Ulrike das jetzt überlegte, erhob sie sich mit einem einzigen Sprung von dem Sessel, auf welchem sie, überwältigt von dieser Gemüthsbewegung, welche ihre Kniee zittern machte, niedergesunken war. Wie eine kampfbereite Tigerin hatte sie sich fest und gerade aufgerichtet, als erwarte sie den Feind, den sie entschlossen war zu tödten.

Das heftige und stürmische Blut der Hohenzollern war in ihr wachgerufen, der Stolz und die Energie ihrer Mutter glühte mit fieberischen Pulsschlägen in ihrer Brust.

Sie wäre glücklich gewesen, wenn irgend ein Feind ihr gegenüber gestanden hätte, denn sie würde alsdann doch ein Ableitungsmittel, eine Ausflußquelle für diese Ströme von Zorn gehabt haben, welche ihre Adern durchtobten. Aber sie war allein, ganz allein, kein anderer Feind war da, als ihre eigene Person, und da sie Niemand anders sah, mußte sie sich selber bekämpfen, sich selber den Krieg erklären.

Mit hastigen, wilden Schritten trat sie zum Spiegel hin und betrachtete in demselben ihr eigenes Bild.

Ihr Auge war dabei eisig kalt, forschend und strenge. Sie prüfte sich selber, sie wollte in ihrer eigenen äußern Erscheinung jetzt die Gründe erfahren, weshalb der schwedische Gesandte nicht um sie, sondern um ihre Schwester zu werben kam.

Es ist wahr, sagte sie, Amalie ist schöner im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Ihre Wangen sind rosiger, ihre Augen sind größer, ihr Lächeln ist fröhlicher und jugendlicher, und ihre kleine und zierliche Gestalt ist zugleich unschuldvoll und üppig. Sie würde die schönste Schäferin sein, aber sie ist keine Königin. Sie hat keine Majestät und keine Würde, sie hat nicht den imposanten Ernst, welchen die Ueberlegung nicht giebt, sondern den die Vorsehung in unsere Züge gelegt hat und ohne welchen man bei einer Königin niemals vergessen wird, daß sie eine Frau ist. Sie hat nicht diese strenge ruhige Erhabenheit, welche jede Vertraulichkeit zurückweist und mit einem leisen Lächeln und einem unmerklichen Händedruck mehr beglückt und belohnt, als eine gewöhnliche Frau es mit der hingebendsten Zärtlichkeit und den heißesten Liebkosungen vermag. Amalie würde niemals eine vollendete Königin, sondern immer nur eine schöne Frau sein, während ich vielleicht eine weniger schöne Frau aber eine vollendetere Königin sein würde. Ich habe das Antlitz und die Gestalt einer Königin, und ich habe auch die Seele einer Königin. Ich würde es verstehen, als Königin meinem Hofe zu imponiren, und nicht um einem frauenhaften Bedürfniß, sondern um dem Ehrgeiz einer Königin zu genügen, würde ich mich vor meinem Volke beliebt machen! Aber man will mich nicht, man verschmäht mich. Amalie wird Königin werden und mir wird es vielleicht ergehen, wie meinen Schwestern, ich werde irgend einen armen Markgrafen, einen kleinen Herzog heirathen und Gott danken müssen, daß ich nicht noch am Ende eine alte apanagirte Prinzessin bleibe.

Sie stampfte wild mit dem Fuß auf den Boden und ging heftigen Schrittes auf und ab. Aber allmälig wurde ihr Schritt ruhiger, ihre vorher so finstern Wolken beschattete Stirn begann sich aufzuklären und ein unmerkliches Lächeln umspielte sogar auf einen Moment ihre Lippen, welche der Zorn vorher so fest auf einander gepreßt hatte.

Am Ende, sagte sie, ist doch der formelle Antrag nicht geschehen und man kann immer noch nicht wissen, ob es auch dazu kommen wird, oder ob der Herr Gesandte sich nicht vielleicht versprochen und meinen Namen mit dem meiner Schwester verwechselt hat. Und da er seinen Antrag noch nicht gemacht hat, so beweis't das, daß er erst beobachten und dann seine Entschlüsse fassen will. Nun, wenn das Resultat seiner Beobachtungen wäre, daß Amalie keine geeignete Gemahlin für seinen Herrn wäre, und wenn Amalie selbst — ich glaube bemerkt zu haben, daß sie erbleichte, als der König ihr von einem Religionswechsel sprach, und daß sie mehr einer Unglücklichen, Kummervollen, denn einer in ihrem Stolz und in ihren Hoffnungen Befriedigten glich, als sie sich vorher in ihr Zimmer begab. Ah, ich sehe jetzt Land, sagte Ulrike hochaufathmend, indem sie mit einem behaglichen Lächeln sich auf den Divan niedergleiten ließ. Ich bin keine Schiffbrüchige mehr, denn ich habe ein Brett gefunden, welches mich vielleicht retten wird. Ueberlegen wir also ein wenig!

Und als wollte das Schicksal selbst ihrer Ueberlegung zu Hülfe kommen, öffnete sich jetzt die Thür und Prinzessin Amalie trat ein.

Ein Blick auf dieselbe genügte, um der Prinzessin Ulrike zu beweisen, daß sie sich nicht getäuscht, sondern daß sie vollkommen Recht gehabt, wenn sie annahm, Amalie sei nicht von Freuden erfüllt über das ihr bevorstehende Ereigniß. — Die Augen der Prinzessin waren geröthet von Thränen und diese

Lippen, welche sich sonst so gern zu fröhlichem Geplauder und lustigem Lachen geöffnet hatten, waren fest auf einander gepreßt.

Ulrike sah das Alles und richtete danach ihr Benehmen ein. Statt daß sie ihre Schwester Amalie sonst kalt und abstoßend empfangen haben würde, ging sie ihr jetzt mit allen Zeichen herzlicher Liebe entgegen und schloß die Schwester, welche sich laut weinend an ihre Brust warf, fest in ihre Arme.

Thränen? fragte Ulrike freundlich, indem sie Amalie zu dem Sopha führte und sie neben sich in die weichen Polster niederzog. Wie, meine arme Schwester, Du weinst, während Dir doch heute ein so glänzendes Loos verkündet worden ist?

Amalie schluchzte nur lauter und barg ihr von Thränen überfluthetes Antlitz nur noch fester an dem schwesterlichen Busen.

Ulrike blickte mit einem Gemisch von Neugierde und Schadenfreude zu ihrer Schwester nieder. Sie begriff diese Thränen nicht, und es gewährte ihr doch eine Art Genugthuung, Diejenige, welche sie eben noch so sehr beneidet hatte, weinen zu sehen.

Wie? fragte Ulrike weiter. Wärst Du etwa nicht zufrieden damit, eine Königin zu werden?

Amalie hob ihr Antlitz heftig empor und sagte schluchzend: Nein, ich bin es nicht zufrieden, eine Abtrünnige, eine Meineidige zu werden. Ich bin es nicht zufrieden, meinen Glauben verläugnen zu müssen, um mir damit eine elende Krone und einen Thron zu erkaufen! Ich habe vor dem Altar gelobt, meinem Glauben und meinem Gotte treu zu bleiben, und jetzt will man, daß ich denselben ablegen soll, wie man ein Kleid ablegt, um es mit einem andern zu vertauschen!

Ach, das ist es! sagte Ulrike mit mühsam unterdrücktem Spott. Du fürchtest diesen Uebertritt, bei welchem Dein armes unschuldiges Gewissen straucheln könnte.

Ich will dem Glauben treu bleiben, in welchem ich erzogen bin, und den ich am Altar beschworen habe! rief Amalie und ihre Thränen begannen wieder heftiger zu fließen.

Nun, man sieht wohl, daß es noch nicht lange her ist, seit Du Deinen Glauben am Altar beschworst, sagte Ulrike lächelnd. Du hast noch den ganzen Fanatismus einer kürzlich erst Geweiheten. Wie würde unser Vater sich freuen, wenn er Dich jetzt sehen könnte.

Er würde mich nicht zwingen, meine Religion zu verläugnen, schluchzte Amalie, er würde um äußern Glanzes willen nicht mein Seelenheil in Gefahr bringen. O, es ist sehr hart, sehr grausam von meinem Bruder, so über mich, wie über eine Waare zu bestimmen, und weder mein Herz noch mein Gewissen zu befragen, ob es mit seinen ehrgeizigen Plänen übereinstimmt.

Ulrike heftete auf ihre Schwester einen langen, durchdringenden Blick. Sie hätte gern auf dem Grunde ihrer Seele gelesen, um zu erforschen, ob in Amaliens Herzen wie in ihrem Gewissen nur dieser Eine Widerwille, nur diese Abneigung des Religionswechsels sich dem Heirathsprojekte widersetzte.

Du also bist gar nicht ehrgeizig? fragte Ulrike. Dich reizt der Gedanke gar nicht, eine Königin zu werden, einen Mann in der Weltgeschichte zu haben?

Das junge Mädchen sah ihre Schwester erstaunt an, und ihre Thränen hörten auf zu fließen.

Was kümmert denn eine Frau die Weltgeschichte? fragte sie zurück. Was geht es denn mich an, ob sie eines Tages in ihren Geschichtstabellen mich als die Gemahlin eines Königs von Schweden anführen. Es ist ein unglückliches und trauriges Loos, eine Prinzessin zu sein. Man behandelt uns als eine Waare, welche man verhandelt, verkauft an denjenigen, welcher das höchste Gebot thut und die vortheilhaftesten Bedingungen darbietet. Mag dem so sein! Es ist einmal das Loos aller Prinzessinnen, wir sind dazu erzogen und gebildet, und müssen uns dem in Demuth unterwerfen. Aber unsere Gewissen sollte man wenigstens unberührt lassen, und wenn man unsere Leiber verkauft, sollte man uns doch mindestens die Freiheit lassen, zu denken und zu glauben, was wir wollen, mindestens den armseligen Trost, unsern Gott anzurufen in der Weise, wie es uns gefällt, und Schutz und Beistand zu suchen in den Armen einer Religion, an welche wir glauben und die wir lieben!

Man kann Gott treu sein, auch wenn man seiner Religion ungetreu werden muß! sagte Prinzessin Ulrike, welche in ihrem Innern schon für sich eine Entschuldigung für ihren möglichen Religionswechsel suchte.

Ich kann das nicht! rief Amalie leidenschaftlich. Ich hänge an der Religion meiner Väter, und ich würde zittern vor dem Zorn Gottes, wenn ich sie abschwören müßte!

Dennoch ist es ein so kleiner, unbedeutender Schritt, von der reformirten Kirche bis zur protestantischen, sagte Ulrike gereizt, indem sie ganz vergaß, daß man sie nicht allein anklagen wollte, und es sich gar nicht um sie handele. Man kann eine eben so gute fromme Christin als Lutheranerin, wie als Reformirte sein!

Ich nicht, ich nicht! rief Amalie mit dem Eigensinn eines Kindes, welches nicht gewohnt ist, Widerspruch zu finden. Ich will meine Religion nicht verläugnen, ich will nicht eine Protestantin werden. Das ist gut genug für einen Pöllnitz, aber nicht für die Tochter meines Vaters. Hat uns der König nicht

mit tiefer Indignation und Verachtung erzählt, daß Pöllnitz schon wieder seine Religion gewechselt hat und aus einem Reformirten ein Protestant geworden sei, und haben wir nicht Alle darüber gelacht und in unserm Herzen diesen ehrlosen Mann verachtet? Ich will nicht, daß man mich mit einem Pöllnitz auf gleiche Linie stelle! Ich werde meine Religion nicht ableugnen, ich werde meinen Glauben nicht verlassen!

Dann wird es sehr harte Kämpfe, sehr harte Stürme geben, seufzte Ulrike, dann werden die Scenen früherer Tage sich wieder erneuern, denn unser Bruder ist nicht minder unbeugsam, als es unser Vater war, und seine Brüder und Schwestern, fürchte ich, sind ihm weiter nichts als nützliche Stifte in seiner großen Staatsmaschine, Stifte, die sich gehorsam da einfügen müssen, wo er sie haben und verwenden will.

Das Alles fühle ich und sehe ich voraus, sagte Amalie bebend, und deshalb, Schwester, mußt Du mir helfen und mir beistehen, denn ich schwöre Dir, ich werde meinen Glauben und meine Religion nicht aufgeben.

Ist das Dein reiflich erwogener Entschluß?

Ganz gewiß!

Nun, wenn dem so ist, so will ich Dir meinen Rath nicht vorenthalten!

Sprich, sprich, sagte Amalie athemlos, ihre Arme leise um die schlanke Taille ihrer Schwester schlingend, und ihr Haupt auf ihre Schulter lehnend.

Zunächst also hat der schwedische Gesandte seinen Antrag noch nicht formell gemacht, das beweis't, daß er Dich wahrscheinlich erst beobachten und erforschen soll, ob Du eine für den Kronprinzen geeignete Gemahlin bist. Wir haben also noch einen Aufschub, eine Frist, und wenn wir diese recht benutzen, können wir vielleicht das von Dir gewünschte Ziel erreichen. Aber prüfe Dich noch einmal, zieh' noch einmal Dein Gewissen zu Rathe, ehe Du Dich entscheidest. Ich muß das fordern, schon um meinetwillen, damit Du nicht eines Tages mich anklagen kannst, die Schuld daran zu tragen, daß Dir einst der Thron von Schweden entgangen ist!

O, fürchte nichts, meine theure Schwester! Ich bin ganz fest entschlossen! Ich will nicht Königin von Schweden werden um den Preis meiner eigenen Seligkeit!

Du wirst mir also niemals Vorwürfe machen? Niemals!

Höre also. Von diesem Moment lege eine Maske über Dein Antlitz, das heißt, nimm gegen Deine ganze Umgebung, gegen Deine Freunde, Deine Dienerschaft, gegen die Hofgesellschaft, ja selbst gegen Deine Verwandten einen rauhen, stolzen und übermüthigen Ton an. Besonders zeige Dich gegen diesen schwedischen Gesandten als eine capriciöse, nervöse und hochmüthige Prinzessin, welche es kaum der Mühe werth hält, mit so untergeordneten Menschen seiner Art zu sprechen und sie eines freundlichen Blickes zu würdigen. Wenn Du mit ihm sprichst und er Dir antworten will, schneide ihm das Wort ab und gebiete ihm zu schweigen; wenn er Dir eine Artigkeit sagen will, sei ein recht verständlicher Ausdruck der Verachtung in Deinem Gesicht Deine einzige Antwort. Setze diese Art des Betragens einige Tage fort und ich bin überzeugt, daß Du Deinen Zweck erreichen wirst.*)

Ach, ich begreife, ich begreife! rief das junge Mädchen, vergnügt in ihre kleinen weißen Hände klatschend und mit schnell erheitertem Gesicht. Ich soll diesem Herrn Gesandten durch meine Unliebenswürdigkeit die Worte im Munde erstarren machen, damit er das entscheidende Wort nicht auszusprechen vermag. O, das wird eine allerliebste Comödie werden, meine Schwester, und ich verspreche Dir, daß ich die Rolle einer ersten Liebhaberin sehr gut in derselben ausführen will. O, ich danke Dir, ich danke Dir! Wie glücklich bin ich doch, eine so kluge Schwester zu haben, eine so tapfere Retterin aus der Gefahr, in welcher ich mich befand.

Sie hat es nicht anders gewollt, sagte Ulrike lakonisch, als sie wieder allein war. Wenn sie keinen Ehrgeiz hat, desto schlimmer für sie, desto besser für mich! — Jetzt aber ist es die höchste Zeit an meine Toilette zu gehen! O, ich werde heute viel Mühe und Nachdenken auf dieselbe verwenden müssen, denn ich will, daß man mich heute schön und liebenswürdig finde. Ich will heute ein ganz bescheidenes, anspruchsloses junges Mädchen sein!

Mit einem ironischen Lächeln begab sie sich in ihr Toilettenzimmer, wo ihre Dienerinnen ihrer harrten.

*) Thiébault. IV. 202 fg.

VI.

Der Versucher.

Während Prinzessin Ulrike sich sehr ernst und überlegend mit ihrer Toilette beschäftigte, war Amalie in ihre Gemächer zurückgekehrt, sinnend und gedankenvoll und ganz damit beschäftigt, wie sie ihre Rolle recht gut und zur Täuschung aller Welt spielen könnte. Vor der Thür, welche von dem Corridor in ihr Ankleidezimmer führte, blieb sie einen Augenblick stehen, denn sie hörte da drinnen ihre Kammerfrauen, welche fröhlich plauderten und lachten.

Sonst wäre sie mit einem heitern Scherz und ganz bereit, an ihrer Fröhlichkeit Theil zu nehmen, eingetreten. Das wäre ihrem Herzen natürlich gewesen; aber jetzt mußte sie ihr eigenes Herz und ihr Naturell verläugnen, um ihre Rolle zu spielen.

Sie legte also ihre Stirn in finstere Falten und trat mit fest zusammengepreßten Lippen in das Zimmer, in welchem die Frauen eben die Toilette zu den Festlichkeiten dieses Abends ordneten.

Ich finde, daß Sie hier einen sehr unziemlichen Lärm verursachen, sagte Amalie mit seltsam gereiztem Ton, der sogleich die heitern Gesichter der beiden Zofen in ernste Falten legte. Verrichten Sie gefälligst geräuschlos Ihre Arbeiten und versparen Sie Ihre Narrheiten, bis Sie meine Zimmer verlassen haben. Und was ist das, Mademoiselle Félicien? Was sollen diese Blumen, welche Sie da auf dem Toilettentisch ausgebreitet haben?

Königliche Hoheit, es sind die Blumen zu Ihrer Coiffüre, und diese Bouquets hier sind dazu bestimmt, das Florkleid aufzunehmen.

Und mit welchem Rechte erlauben Sie Sich, so über meinen Anzug zu bestimmen?

Ich erlaubte mir das nicht, sagte Mademoiselle Félicien schüchtern. Euere Königliche Hoheit selber waren es ja, welche Alles anordneten. Euere Königliche Hoheit wollten Moosrosen im Haar tragen, und Bouquets solcher Rosen am Busen und zu den Festons des weißen Florkleides.

Mademoiselle, es ziemt sich nicht, mir zu widersprechen, und noch dazu, indem Sie Dinge behaupten, welche falsch sind, rief Prinzessin Amalie zornig. Ich bin durchaus nicht geneigt, in dem Aufputz einer Jardinière zu erscheinen, und um Ihnen das zu beweisen, werde ich diese Blumen, welche mir hier mit ihrem starken Geruch die Luft verpesten und von denen Sie zu behaupten wagen, daß ich sie bestellt habe, aus dem Fenster werfen.

Und mit einer grausamen Hand alle diese zarten duftigen Rosen zusammenfassend, eilte das junge Mädchen zum Fenster, welches sie öffnete, um die Blumen hinauszuwerfen.

Da, Mademoiselle, da sind die Rosen, welche Sie sich unterstehen wollten, alberner Weise in mein Haar zu stecken, sagte Amalie mit gutgespieltem Zorn, indem sie die Blumen in den Garten, welcher das Schloß von Monbijou umgiebt, hinabschleuderte. Da sind die Rosen, welche mein Haar —

Plötzlich stieß die Prinzessin einen leisen Schrei aus und blickte erröthend hinab in den Garten. Sie hatte in ihrem Eifer die beiden Herren gar nicht bemerkt, welche in demselben Augenblick die große Allee, die zum mittleren Schloßportal hinaufführte, heraufkamen. Und diese Rosen, welche sie so eben hinausgeworfen, hatten den jüngern und größern der beiden Herren gerade ins Gesicht getroffen.

Er blieb erstaunt und sichtbar überrascht stehen und blickte fragend zu dem Fenster empor, aus welchem diese seltsame Bombe ihn getroffen. Sein Begleiter aber brach in ein lautes Lachen aus, indem er sich zugleich tief vor der armen Prinzessin verneigte, welche erröthend und verlegen noch immer am Fenster stand.

Von dieser Stunde an glaube ich an das Märchen von der Rosenfee, sagte der ältere der beiden Herren, welcher Niemand anders als der Herr von Pöllnitz war. Ja, Prinzessin, ich glaube daran und würde mich jetzt gar nicht mehr wundern, wenn Euere Königliche Hoheit eben auf einem von Tauben gezogenen Wolkenwagen zum Fenster hinausflatterten, indem Sie eine zweite, ebenso wundervoll gezielte Rosenladung in das Antlitz meines Freundes hier abfeuerten.

Prinzessin Amalie hatte indeß Zeit gefunden, sich zu sammeln und sich wieder der Rolle zu erinnern, welche sie heute zu spielen hatte.

Ich hoffe, Herr Baron, sagte sie verdrießlich,

daß Sie sich nicht erlauben, anzunehmen, es sei meine Absicht gewesen, mit diesen Rosen Sie oder Ihren Begleiter zu treffen. Ich wollte diese Blumen zum Fenster hinauswerfen, das ist Alles!

Sie verschloß klirrend das Fenster und herrschte ihre Dienerinnen an, sich zu beeilen und ihre Toilette in Ordnung zu bringen.

Während sie mit verdrießlichem Gesicht sich vor dem Spiegel niederließ und ihrer französischen Kammerfrau befahl, möglichst viele Bandschleifen und Juwelen in ihr Haar zu stecken, standen unten in dem Garten noch immer die beiden Herren in eifrigem Gespräch mit einander.

Das ist in der That eine gute Vorbedeutung, mein Freund, sagte Pöllnitz zu dem jungen Officier, der gedankenvoll auf die Rosen blickte, die er in der Hand hielt. Wahrhaftig, bei seinem ersten Erscheinen am Hofe von einer königlichen Prinzessin mit Rosen geworfen zu werden, das ist ein großes, ein unerhörtes Glück, daß Sie jedenfalls nicht ungenützt dürfen vorübergehen lassen.

Der junge Officier hatte gar nicht auf die Worte seines Begleiters geachtet. Er hatte von den Blumen den Blick erhoben zu dem Fenster, in welchem die liebliche Gestalt der Prinzessin ihm vorher erschienen war.

O, flüsterte er gedankenvoll und seufzend vor sich hin, sie ist so wunderschön und lieblich und sie ist eine Prinzessin!

Pöllnitz lachte laut. Man sollte meinen, Sie bedauerten das, sagte er. Hören Sie, junger Freund, stehen Sie nicht da wie im Traum! Kommen Sie; statt sogleich ins Schloß einzutreten, um der Königin Mutter unsere Aufwartung zu machen, wollen wir noch einen Gang durch den Garten machen, damit Sie sich erst wieder von Ihrer Verzückung erholen und wieder zu Verstande kommen.

Er nahm den Arm des jungen Officiers und zog ihn in die dichtern und belaubtern Seitenwege des Gartens. Nun, mein lieber, junger Freund, hören Sie mich und beherzigen Sie wohl, was ich Ihnen zu sagen habe. Der Zufall, oder wenn Sie wollen, das Schicksal hat uns zusammengeführt, denn allerdings ist es kein bloßer Zufall, daß ich, kaum nach Berlin zurückgekehrt und im Begriff der Königin Mutter meine erste Aufwartung zu machen, Ihnen begegne, der gleichfalls eine Audienz bei der Königin Mutter nachsuchen will, um sich ihrer Protection zu empfehlen, und dazu durch einen Brief meines alten langjährigen Freundes, des Grafen Lottum, autorisirt wird. Das reizt, wie billig, meine Neugierde, ich erlaube mir nach Ihrem Namen zu fragen, und erfahre zu meinem Erstaunen, daß Sie der junge Herr von Trenck sind, das heißt der Sohn der Frau, welche meine erste Liebe war und die mich sehr unglücklich gemacht hat, indem sie mich verschmähete. Es ist aber immerhin ein sehr eigenthümliches Gefühl, so unerwartet den Sohn seiner ersten Liebe, dessen Vater wir indessen nicht sind, wieder zu finden, und ich fühle schon, daß ich im Stande wäre, Sie eben so närrisch zu lieben, wie ich Ihre Frau Mutter geliebt habe.

Nur daß ich nicht, wie meine Mutter, Ihre Liebe zurückweisen würde, sagte der junge Officier lachend, indem er dem Oberkammerherrn die Hand reichte.

Ich hoffe das, entgegnete Pöllnitz lächelnd. Sie sollen an mir einen liebenden Vater finden, und gleich heute will ich meine Vaterschaft bei Ihnen beginnen. Zuvörderst, was wollen Sie hier am Hofe?

Carrière machen! General, Feldmarschall werden, wenn's möglich ist! lachte der junge Officier.

Wie alt sind Sie?

Fast neunzehn Jahre.

Sie tragen die Uniform der Officiere des Leibregiments, demzufolge hat der König Sie sehr früh befördert.

Ich war nur acht Tage Cadet, sagte Herr von Trenck stolz. Mein Stiefvater, der Graf von Lottum, hatte mich von Danzig hieher begleitet, um mich persönlich dem König vorzustellen. Seine Majestät empfingen mich sehr gnädig, und erinnerten sich sehr wohl, mich in Königsberg bei der Huldigung gesehen zu haben, wo ich bei der veranstalteten Schulfeierlichkeit sogar aus den Händen des Königs die ersten Preise empfangen hatte.*)

Weiter! weiter! sagte Pöllnitz, als der junge Officier jetzt schwieg. Sie sehen, ich bin ganz Ohr, und ich muß Ihre hiesige Stellung genau kennen, wenn ich Ihnen irgendwie nützlich sein soll.

Der König also, wie gesagt, nahm mich sehr freundlich und gnädig auf. Er machte mich sogleich zum Cadetten in seiner reitenden Garde du Corps, und als ich das drei Wochen gewesen, ließ er mich eines Tages zu sich rufen. Er hatte von meinem ziemlich starken Gedächtniß gehört und er wollte eine Probe desselben haben.

Nun, und gelang diese Probe? fragte Herr von Pöllnitz.

Der König sagte mir schnell hintereinander die Namen von fünfzig Soldaten her, die unten im Hofe standen und die er mir, mit mir am Fenster stehend, mit dem ausgestreckten Finger bezeichnete, und die ich ihm dann genau in derselben Reihenfolge, aber rückwärts wiederholte.

Ein wundervolles Gedächtniß das! sagte Pöllnitz,

*) Mémoire de Fréderic, Baron de Trenck. I. 39.

indem er aus seiner goldenen, mit dem Bildniß der Prinzeß Palatine verzierten Dose eine Prise Spaniol nahm. Wirklich ein wundervolles Gedächtniß, das mich schaudern machen würde, wenn ich Ihre Geliebte wäre.

Und weshalb das? fragte der junge Officier lachend.

Weil Sie keine ihrer Capricen, keinen ihrer dictiren mußte. Dann verlangte er, daß ich ihm sofort auf einem Papier den Plan der Hasenhaide aufzeichnete, und ich that das! *)

Und der König war zufrieden?

Er ernannte mich an diesem Tage zum Cornet der Garde du Corps, antwortete Herr von Trenck, indem er bescheidener Weise eine directe Antwort auf die Frage des Oberkammerherrn vermied.

Schwüre vergessen würden, und eines Tages, wenn sie Sie nicht mehr liebt, Abrechnung mit ihr halten könnten. — Und prüfte der König Sie noch weiter?

Er gab mir dann den Stoff zu zwei verschiedenen Briefen an, die ich sofort und beide zu gleicher Zeit, den einen in lateinischer, den andern in französischer Sprache, seinen Secretairen in die Feder

Ah, Sie sind also sehr in Gnaden, da Sie in drei Wochen vom Cadetten zum Lieutenant avancirt sind, sagte Pöllnitz gedankenvoll, ein Avancement, welches der König ohne Zweifel mit irgend einem andern Gnadenact bezeichnete.

*) Mémoires de Trenck. I. 38.

Er hat mir gestern zwei Pferde aus seinem Marstalle gesandt, und als ich kam, ihm für diese Gnade zu danken, hat er mir eine Börse mit zweihundert Friedrichsd'or gegeben. *)

Pöllnitz that einen Sprung rückwärts. Wetter, Sie sind also sehr in Gunst, sagte er, denn der König macht Ihnen sogar Geschenke. Ach, mein Freund, ich wollte Sie protegiren, und jetzt scheint es fast, als könnten Sie mich protegiren. Der König hat mir noch niemals Geschenke gemacht. Und was wollten Sie heut hier bei der Königin Mutter?

Der König hat mir befohlen, der Königin Mutter aufzuwarten, weil ich von nun an, da ich Lieutenant bin, courfähig bin und an den Hoffesten theilnehmen darf.

Ah, der König hat Ihnen das befohlen, sagte Pöllnitz. Wahrhaftig, mein Freund, es scheint mir, daß der König Sie zu großen Dingen bestimmt, da er Sie so auffallend begünstigt. Sie werden eine glänzende Carrière machen, vorausgesetzt, daß Sie klug sind und es verstehen, den Klippen und Strömungen auszuweichen, die sich auf Ihrem Wege befinden werden, oder die, wenn sie sich nicht natürlicher Weise auf demselben befinden, bereitwillige und gewandte Hände darauf hinschleudern werden, denn da Sie in Gunst sind, so werden Sie auch gar bald Feinde haben!

Ich glaube, daß ich deren jetzt schon habe, sagte der junge Officier lachend. Man hat mich dem König schon mehrmals als einen Raufbold, einen Händelmacher verdächtigen wollen, aber der König hat glücklicher Weise darüber gelacht.

Er ist wirklich sehr in Gunst und ich werde gut thun, ihn mir zum Freunde zu machen, dachte der Baron. Der König wird mit mir zufrieden sein, wenn ich es thue.

Demzufolge reichte er dem Officier die Hand und sagte mit fast väterlicher Zärtlichkeit: Von heute an sollen Ihre Feinde Sie nicht mehr allein finden, wenn es Ihnen gefallen sollte, Sie anzugreifen. Sie werden mich immer als einen Freund an Ihrer Seite finden, denn, wie gesagt, Sie sind der Sohn der einzigen Frau, welche ich auf Erden jemals geliebt habe! Ich werde Sie daher in meinem Herzen immer meinen Sohn nennen!

Und ich nehme Sie von ganzem Herzen als meinen Vater an, rief Friedrich von Trenck. Seien Sie mein Vater, mein Freund und mein Rathgeber.

Der Hof ist allerdings ein sehr schlüpfriger Boden, auf welchem man sehr leicht straucheln kann, wenn sich zur rechten Zeit nicht eine befreundete Hand darbietet, welche uns aufrecht erhält. Es werden Sie sehr Viele hassen, weil Sie in Gunst sind, und der Haß Vieler, das ist wie die Stiche der Hornisse. Man stirbt nicht an dem einzelnen Stich, aber wenn man viele zu gleicher Zeit empfängt, so stirbt man doch. Benutzen Sie also die Zeit Ihrer Gunst, und sichern Sie Sich eine so feste und unerschütterliche Position, daß nichts im Stande ist, Sie wieder aus derselben zu verdrängen!

Es fragt sich nur, wie ich das anfangen muß, um zu derselben zu gelangen?

Sie fragen das, und Sie sind neunzehn Jahre alt, sechs Fuß hoch, haben ein schönes Gesicht, eine einnehmende Gestalt, einen alten angesehenen Namen und werden bei Hofe gnädig empfangen! Ach, mein Freund, ich habe Viele, welche nur die Hälfte Ihrer glänzenden Besitzthümer hatten, zu den höchsten Ehren und Würden gelangen sehen, und dieses dadurch, daß sie zu rechter Zeit das rechte Mittel, welches pouſſiren kann, angewandt hatten.

Und dieses Mittel ist?

Frauengunst, mein Lieber! Sie müssen machen, daß sich mächtige und einflußreiche Frauen in Sie verlieben, das ist Alles! O, Sie erschrecken und Ihre Stirn verfinstert sich! Sollten Sie unglücklicher Weise schon verliebt sein?

Nein, sagte Friedrich von Trenck heftig, ich habe noch niemals geliebt, ja mehr als das, ich darf sagen, daß ich noch niemals die Lippen einer Frau berührt habe.

Herr von Pöllnitz sah ihm mit einem Ausdruck des Entsetzens ins Gesicht. Wie? sagte er. Eine heilige Jungfrau und schon neunzehn Jahre? Wissen Sie, daß selbst die Jungfrau Maria jünger war, als sie Christus gebar?

Und der Baron begann auf seine eigenthümliche cynische Weise zu lachen, indem er seine goldene Dose wie einen Kreisel zwischen dem Daumen und Mittelfinger umherbewegte.

Die gewöhnlichen und gemeinen Frauen haben mich stets mit Widerwillen erfüllt, sagte der junge Officier einfach, und bis heute hatte ich keine Frau gesehen, welche dem Ideal meiner Sehnsucht geglichen hätte.

Demzufolge also würde die Frau, welche Sie lieben werden, Ihre ersten Entzückungen, Ihre ersten Liebesschwüre haben?

So würde es sein!

Und er trägt die Uniform der Gardes du Corps und ist Lieutenant! rief Herr von Pöllnitz mit tragischem Pathos, die Arme gen Himmel erhebend, und dann den Officier mit verwunderter Neugierde betrachtend. Aber wie? Sagten Sie nicht, daß Sie bis heut keine Frau gesehen haben, welche Ihrem Ideal glich?

*) Mémoires de Trenck, I. 38.

Ich sagte das!

Und heute?

Nun, wie mich dünkt, haben wir Beide heute einen Engel gesehen, einen Engel, welchen Sie beleidigten, indem Sie sie mit dem ganz gewöhnlichen Namen einer Fee benannten.

Ah, die Prinzessin Amalie! rief Pöllnitz entzückt. Sie werden dieses junge Mädchen lieben, mein Freund!

Dann würde ich sehr unglücklich sein, denn zu meinem Unglück ist sie eine Prinzessin, und meine Liebe wird unerwidert bleiben!

Und wer sagt Ihnen das? Wer sagt Ihnen, daß diese kleine Amalie, weil sie eine Prinzessin ist, nicht immer doch ein Mädchen sei, welches ein Herz hat? Versuchen Sie es nur, dieses Herz zu wecken! Der glückliche Zufall ist Ihnen schon entgegengekommen, und wenn Sie nur ein ganz klein wenig abergläubisch sind, so werden Sie gestehen müssen, wie es ein bedeutungsvolles Zeichen ist, daß Prinzeß Amalie dadurch Ihre Blicke auf sich zog, indem sie Sie mit Rosen warf, oder vielmehr schoß, sollte ich sagen, denn der lose Gott Amor hat, wie es scheint, einen seiner Pfeile in eine Rose verwandelt, und während Sie meinten, von der Prinzessin ins Angesicht getroffen zu werden, hat Amor zugleich mit dieser Rose Ihr Herz verwundet! Versuchen Sie also Ihr Glück, junger Freund. Machen Sie, daß die Lieblingsschwester des Königs Sie liebt und Sie werden allmächtig sein.

Der junge Offizier sah ihn mit staunenden, wirren Blicken an. Sie wollen doch nicht sagen, stammelte er —

Ich will sagen, unterbrach ihn Pöllnitz, daß, da Sie die Gunst des Bruders haben, ich nicht einsehe, warum Sie nicht auch die Gunst der Schwester erlangen sollten. Ich will ferner sagen, daß ich Ihnen behülflich sein werde, dieselbe zu erlangen, und daß ich immer als rathender und besonnener Freund an Ihrer Seite stehen werde.

Wissen Sie, daß Sie mir da eine Aussicht eröffnen, vor welcher mir schwindelt? sagte der junge Mann ganz verwirrt. Ich sollte es wagen, eine Prinzessin zu lieben und um ihre Gegenliebe zu werben?

Was das Erste anbetrifft, so glaube ich, haben Sie es schon gewagt, und was das Zweite anbetrifft, so weiß ich nicht, warum Sie mit Ihrer Jugend und Schönheit nicht berechtigt wären, dieselbe zu beanspruchen!

Weil ich niemals der Gemahl einer Prinzessin werden könnte!

Pöllnitz lachte laut. Sie haben Recht, sagte er, Sie sind wirklich so unschuldig wie ein junges Mädchen. Kaum verliebt, denken Sie schon an die Möglichkeit des Heirathens, als ob die Liebe gar keine andere Zuflucht hätte, als die Ehe! Und doch meine ich gelesen zu haben, daß Gott Amor und Gott Hymen zwei Brüder sind, welche sehr selten zusammenkommen, weil sie sich niemals mit einander vertragen können, und sich deshalb gern fliehen. Uebrigens, mein junger Freund, wenn Ihre Liebe denn so tugendhaft ist, daß sie durchaus des Priestersegens bedarf, so ist ja das auch möglich. Hat ja doch vor wenigen Jahren erst die verwittwete Markgräfin von Baireuth, die Tante unsers Königs, sich rechtskräftig mit dem Grafen Hoditz vermählt. Nun, und was die Tante des Königs vermochte, das wird auch für seine Schwester wohl nicht unmöglich sein.

Schweigen Sie! Schweigen Sie! murmelte Friedrich von Trenck. Ihre Worte umnebeln meinen Verstand wie Opiumduft, und machen mich trunken, sinnlos. Sie stehen neben mir wie der Versucher und versuchen mein Herz, aber ich gleiche nicht dem Messias, denn ich habe nicht den Muth, diese Schätze zurückzuweisen, welche Sie mir zeigen und denen meine ganze Seele entgegenjauchzt. O, mein Herr, was haben Sie gethan. Sie haben meinen Ehrgeiz, meine Jugend, meine Leidenschaft wachgerufen, Sie haben ein verzehrendes Feuer in meine Adern gegossen, und ich fühle mich ganz trunken von diesem süßen Gift, das Sie in meine Ohren geträufelt haben!

Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Ihr Vater sein will, ich werde Sie also leiten und Ihnen zu rechter Zeit alle die Steine zeigen, an denen Ihr Fuß sonst straucheln könnte, sagte Herr von Pöllnitz, dessen versteinertes egoistisches Herz nicht das geringste Mitleid empfand mit der Seelenqual dieses armen jungen Menschen, dem er, wie dieser bezeichnend genug gesagt, „Gift in die Ohren geträufelt hatte". — Für ihn war Friedrich von Trenck, der Günstling des Königs, weiter nichts als eine Stufe, durch welche er sich selber erhöhen wollte; er war deshalb bemüht, diese Stufe so anzubringen, daß er selber sich mit Nutzen und Erfolg darauf emporschwingen könnte. — Er nahm jetzt den Arm des Officiers, und mit kalten und besonnenen Worten seine Gluth beschwichtigend, und ihn zur Ruhe und Vernunft ermahnend, ging er mit ihm dem Schlosse zu, um bei der Königin Mutter die Aufwartung zu machen.

Aber die Königin war schon bei ihrer Toilette und nahm keine Besuche mehr an. Die beiden Herren verließen daher das Schloß und schlenderten Arm in Arm hinaus auf die Straße.

Lassen Sie uns nach dem Schlosse zugehen, sagte Pöllnitz. Wir werden da ein köstliches Schauspiel haben, denn wir werden da eine Schaar wandelnder

Perrücken sehen, welche sich als Menschen, nein, nicht als Menschen, sondern als Gelehrte verkleidet haben. Es ist heut auf dem Schlosse die erste Sitzung der wiedererneuerten Akademie der Wissenschaften gewesen, und der hochberühmte, neu ernannte Präsident Maupertuis hat sie im Namen des Königs eröffnet.*) Es wird jetzt gerade die Zeit sein, wo die ehrwürdigen Herren das Schloß verlassen. Gehen wir also, diesem interessanten Schauspiel zuzusehen.

Indessen erreichten die beiden Herren nicht das Ziel ihrer Wanderung. Eine breite Menschenwoge wälzte sich ihnen entgegen und nöthigte sie still zu stehen, wie die Uebrigen es thaten.

Jedermann schien etwas zu erwarten, irgend einem Schauspiel entgegenzusehen, das sich da in diesem Kreise, welchen man in der Mitte dieser bewegten Masse frei gelassen hatte, begeben sollte. Man lachte und scherzte, und fragte sich untereinander, was dies Alles zu bedeuten habe, und was dieser Trommler da so eben im Lustgarten abgelesen hätte?

Was er hier wiederholen wird! sagte eine Stimme aus dem Volkshaufen, der sich immer mehr vergrößerte, und in dessen Wogen Herr von Pöllnitz mit seinem jungen Begleiter wider Willen hineingezogen wurden. Gedrängt, gestoßen von mächtigen Armen, welche sich selber Bahn brechen wollten, indem sie denen, welche vor ihnen standen, eine Bahn brachen, dann vorwärts geschoben, befanden sie sich in demselben Augenblick an dem Rande dieses kleinen, in der Mitte des Volkshaufens freigelassenen Kreises, als der Trommler von der andern Seite denselben durchbrach und in den Raum eintretend, mit kräftigen und eifrigen Händen seine Trommelstöcke auf dem weißen Kalbfell der Trommel spielen ließ.

Dieses Geräusch übertönte das Geschrei, das Lachen und Schwatzen der Menge, und machte es endlich sogar verstummen. Jedermann hielt den Athem an, um zu hören, was der öffentliche Ausrufer, nachdem er mit der Trommel gesprochen, jetzt mit seinem Munde zu sprechen haben würde.

Er zog aus seiner Tasche ein mit einem großen Gerichtssiegel versehenes Papier hervor, das er auf seiner Trommel entfaltete, dann begann er inmitten der allgemeinen Stille die kurze Eingangsformel zu lesen: „Wir Friedrich der Zweite, König von Preußen" — Seit der Regierung Friedrichs waren auf seinen Befehl alle diese langen Titulaturen, dieses hochtrabende Register aller Länder und Besitzthümer, deren wirklicher oder nomineller Herr und Besitzer der König von Preußen war, fortgeblieben. Friedrich fand es nicht für nöthig, die Namen der Länder, welche er besaß, nur als blendenden Kometenschweif hinter seinem Namen herzuziehen; er begnügte sich damit, zu seinen Ländern neue hinzu zu erobern, mit welchen er indeß nicht seine Titel, sondern nur seinen Besitz vergrößerte. Ja, auch diesen höchsten Titel der Könige, dieses „von Gottes Gnaden" hatte Friedrich der Zweite aus seiner Titulatur fortgestrichen, und in allen Erlassen und Gesetzen, welche er an sein Volk richtete, nannte er sich immer nur „König von Preußen". Damit war Alles gesagt, Alles ausgedrückt, und wenn sein Vater und Großvater sich „König in Preußen, von Gottes Gnaden" nannten, so war Friedrich der erste König von Preußen*) und wenn er sich dabei der Gnade Gottes nicht rühmte, so geschah das vielleicht nur, weil er durch Thaten, nicht durch Worte beweisen wollte, daß er derselben gewiß sei!

Nach dieser kleinen Abschweifung, welche der Leser uns verzeihen möge, kehren wir zu dem öffentlichen Ausrufer zurück, welcher eben den Erlaß des Königs vorzulesen oder zu schreien begann.

„Wir König Friedrich von Preußen verordnen und befehlen hierdurch, daß Niemand in unseren Landen sich einfallen lassen soll, unserm Oberkammerherrn Baron von Pöllnitz, welchen wir wieder in unsere Dienste genommen haben, Geld zu leihen, oder ihm zum Entleihen desselben behülflich zu sein. Wer dies, trotz dieses Verbots, dennoch thue, hat die Folgen davon sich selber zuzuschreiben und darf vor keinem Gericht den Baron von Pöllnitz verklagen, wie kein Gericht diese Klage annehmen dürfte. Wer diesem Befehl zuwider handelt, und Herrn Baron von Pöllnitz Geld leihet, verfällt in eine Strafe von funfzig Thalern oder vierzehn Tagen Gefängniß."

Ein brüllendes Gelächter der ganzen Menge war das Amen zu diesem Vortrag des Ausrufers, ein Gelächter, in welches Herr von Pöllnitz klüglicher Weise mit einstimmte, während der junge Officier, verwirrt und bestürzt, nicht den Muth hatte, ihn anzublicken, sondern beschämt das Auge zu Boden richtete.

O, wie wird dieser vornehme Herr sich ärgern müssen! rief eine frohlockende Stimme aus der Menge.

Er ist gewiß ein unverbesserlicher Schuldenmacher! rief eine andere.

Er hat es ohne Zweifel verdient, daß der König ihn so hart straft, ihn so öffentlich beschimpft! rief ein Dritter.

Und das nennt Ihr eine öffentliche Beschimpfung? Das nennt Ihr eine Strafe? rief Herr von Pöllnitz selbst. Wie, Ihr guten Freunde, Ihr wißt also nicht, daß das eine Ehre ist, welche der König seinem Ober-

*) Rödenbeck, Tagebuch pag. 108.

*) Büsching, Charakter Friedrich's II. S. 114. — Preuß, Friedrich der Große I. 108.

kammerherrn erzeigt? Ihr seht also nicht, daß er ihn gewissermaßen den Prinzen von Geblüt, den Prinzen des königlichen Hauses gleichstellt?

Wie das? Erklären Sie uns das! riefen hundert Stimmen auf einmal.

Nun, das ist ganz einfach! Hat nicht der König dieses Gesetz erneuert, welches bei hoher Strafe verbietet, den Prinzen des königlichen Hauses Geld zu borgen? Ist dieses Gesetz nicht in unsern beiden Zeitungen sowohl, als in der Gesetzsammlung publicirt worden?

Ja, ja! Das ist es! riefen viele Stimmen auf einmal.

Und gewiß hat unser erhabener König, Er, welcher seine Familie so sehr liebt, mit diesem Gesetze die Prinzen nicht kränken und an ihrer Ehre beschädigen wollen!

Gewiß hat er das nicht gewollt und auch nicht gethan!

Der König also hat heute, wie Ihr jetzt begreifen werdet, den Baron von Pöllnitz gerade so behandelt, wie er seine Brüder behandelt!

Und das ist ohne Zweifel eine große Ehre für ihn, rief das gefällige Echo der Menge, welche indeß nicht ahnte, wer der Redner sei, der die Ehre des Herrn von Pöllnitz so angelegentlich vertheidigte.

Der König hat also den Herrn von Pöllnitz behandelt wie seine Brüder, und da er, wie Ihr selber sagt, diese mit dem Gesetz nicht hat beleidigen wollen, so sehe ich nicht ein, warum man annehmen wollte, daß das eine Beleidigung für den Baron von Pöllnitz sein sollte, was für den Prinzen keine ist!

Ein beifälliges Gemurmel erhob sich in der Menge; selbst der öffentliche Ausrufer war still in dem um ihn und den unbekannten Redner gebildeten Kreise stehen geblieben, und aufmerksam zuhörend, vergaß er darüber weiterzugehen und an der nächsten Straßenecke sein seltsames Publicandum zu verkündigen.

Dieses Gesetz ist außerdem, wie man so zu sagen pflegt, sans conséquence, fuhr Pöllnitz fort. Denn wer würde trotz desselben nicht gern bereit sein, unsern Prinzen Geld zu borgen, wenn sie dessen benöthigt sind? Und wer möchte daran Anstoß nehmen, daß der Staat nicht die Schulden bezahlen will, welche die Prinzen als Privatpersonen machen? Dasselbe gilt von dem Herrn von Pöllnitz. Der König, welcher dem zurückgekehrten Baron zwei hohe Chargen gegeben, welcher ihn zum Ober-Garderobenmeister und Ober-Ceremonienmeister ernannt hat, der König will ihn davon zurückschrecken, Schulden zu machen, und er wählt dazu dasselbe Mittel, welches er bei den Prinzen anwendet, er verbietet, dem Herrn von Pöllnitz Geld zu leihen; da er aber das nicht als Gesetz in die Gesetzsammlung aufnehmen kann, so läßt er es durch den Ausrufer öffentlich bekannt machen!

Und jetzt, fuhr der Redner fort, welcher sehr wohl den günstigen Eindruck bemerkte, welchen seine Rede auf seine Zuhörer gemacht, jetzt, meine guten Freunde, bitte ich Euch, mir ein wenig Platz zu machen und mich hindurch gehen zu lassen. Ich muß auf das Schloß gehen, um dem König für die große Gnade und Auszeichnung zu danken, welche er mir eben hat widerfahren lassen, denn ich selber bin der Baron von Pöllnitz.

Ein Ausruf der Ueberraschung tönte von hundert Lippen, und Jeder, der sich in der Nähe des Herrn von Pöllnitz befand, trat ehrerbietig ein wenig bei Seite, um dem vornehmen Herrn Platz zu machen, den der König so behandelte, als ob er ein Prinz des königlichen Hauses wäre.

Pöllnitz schritt mit einem recht freundlichen Lächeln durch diese enge Gasse dahin, und grüßte herablassender Weise diejenigen, welche besonders bemüht waren, ihm den Weg zu öffnen.

Ich denke, daß ich dem König da ein gutes Paroli gebogen habe, sagte er zu sich selber. Ich habe diesem auf mich gerichteten Pfeil die Spitze abgebrochen und er ist unschädlich von meiner Brust abgeprallt. Ich werde von heute an die öffentliche Meinung für mich haben, und was für mich eine Schande sein sollte, wird mir zur Ehre gereichen! Immerhin aber war es doch ein sehr hartes und grausames Verfahren, für welches ich eines Tages Abrechnung halten werde mit dem König. Ah, König Friedrich, König Friedrich, ich werde das nicht vergessen, und ich werde meine Revanche nehmen! Auch mein Spiel ist gemischt und bald werde ich einige wirksame Trümpfe ausspielen. Warten wir aber doch ein wenig auf unsern verliebten Schäfer, diesen unschuldsvollen und zärtlichen Herrn von Trenck, der auf dem besten Wege ist, sich in die kleine hübsche Prinzessin Amalie zu verlieben!

Und Herr von Pöllnitz stand still, um den jungen Officier zu erwarten, welcher sich mühsam durch die Menge Bahn gemacht hatte, und jetzt mit großen Schritten ihm nachgeeilt kam.

VII.

Das erste Begegnen.

Die Soirée in den Sälen des königlichen Schlosses hatte jetzt ihren Anfang genommen. Unter dem Schmettern der Musik, welche man auf dem Chor des weißen Saales aufgestellt hatte, waren die beiden Königinnen mit den Prinzessinnen in den großen Saal eingetreten, um die Cour der Damen entgegen zu nehmen, wie der König die der Herren in dem anstoßenden Saal empfing. Eine glänzende Reihe schöner, von Brillanten und Juwelen leuchtender Damen stand zu beiden Seiten des Saals, Jede des Momentes harrend, wo die Königinnen an ihnen vorüber kommen würden und sie unter dem Anblicken der königlichen Augen sich tief bis zur Erde verneigen könnten, gleichsam erdrückt von der Schwere der Gnade, die in dem Anschauen der Königinnen sich auf sie niederließ.

Der Etiquette gemäß hätte die Königin Elisabeth Christine, welche doch immer trotz ihrer bescheidenen, unscheinbaren Existenz die regierende Königin war, die grande tournée allein machen und zuerst die Huldigungen der Damen entgegen nehmen müssen. Aber die arme schüchterne Frau hatte niemals den Muth gefunden, die Vorrechte ihrer Stellung als Gemahlin des Königs zu beanspruchen. Was kümmerten sie diese kleinlichen äußern Vorrechte, sie, welche dem höchsten und schönsten Vorrecht, den ersten Platz in dem Herzen ihres Gemahls einzunehmen, hatte entsagen müssen. Sie hatte daher auch heute mit einem sanften Lächeln der Königin Mutter den Vortritt gelassen, und diese, welche immer begierig war, mindestens in den kleinen Aeußerlichkeiten und Etiquette-Angelegenheiten zu zeigen, daß sie immer noch die erste Stelle am Hofe ihres Sohnes einnehme, hatte bereitwillig den Vortritt angenommen. Mit stolz erhobenem Haupte und einem fast geringschätzigen Lächeln ging sie die Reihe der Damen hinauf, die sich vor ihr neigten und dem Königthum in ihrer stolzen Repräsentantin ihre Huldigung darbrachten.

Hinter ihr her ging die regierende Königin, inmitten der beiden Prinzessinnen, welche hier und da mit freundlichem Lächeln ihre in der Reihe der Damen befindlichen Freundinnen begrüßten.

Elisabeth Christine sah das und seufzte. Sie hatte Niemand, welchen sie besonders zu begrüßen hätte, Niemand, welcher in ihr etwas Anderes sah, als die geduldete Königin, die Frau sans conséquence und ohne Einfluß, die machtlose Königin, die ungeliebte Gemahlin! Sie hatte nicht einmal eine Freundin, in deren verschwiegene Brust sie ihre Klagen ergießen konnte. Sie war ein vereinsamtes und verwaistes Herz, so vereinsamt und allein, daß die Seufzer und Klagen, die in ihrer Brust wohnten, inmitten der sie umgebenden Stille desto lauter und herzzerreißender erklangen.

Sie war einsam und allein auch jetzt, als sie mit den beiden Prinzessinnen die grande tournée machte. Niemand schien sie zu sehen, Niemand beachtete sie als etwas Anderes, als die mit Brillanten, Spitzen und seidenen Gewändern behangene Statue einer Königin, als das Bild einer Königin, welche nicht da war. Und doch hatte dieses Bild eine Seele und ein Herz, und doch war sie ein Weib, ein Weib, welches liebte und litt!

Plötzlich, jetzt flog ein Zittern durch ihre Glieder, plötzlich leuchtete es wie ein Sonnenstrahl in ihren Augen, und ein leichter Rosenschimmer überhauchte ihre bleichen Wangen. — Der König war in den Saal getreten, er war da in all seiner Schönheit, seiner Majestät und Hoheit. Und Elisabeth Christine fühlte, daß die Sonne wieder scheine, daß ihr Blut wieder glühend durch ihre Adern rieselte, daß ihr Herz wieder stürmisch klopfte, wie das eines jungen Mädchens!

O, es konnte ja sein, daß das Auge des Königs, dieses so glänzende, so wunderbare Auge, sich einen Moment, und sei es auch nur aus Zufall, auf sie heftete, es konnte ja sein, daß der König, gerührt von ihrer schweigenden Resignation, ihrer klagelosen Ergebenheit, ein freundliches Wort an sie richtete. Sie war jetzt vier Jahre Königin, sie trug vier Jahre die Dornenkrone ihrer Majestät, und in dieser ganzen Zeit hatte ihr Gemahl nicht ein einziges Mal

den Balsam eines theilnahmvollen Wortes, eines Lächelns in ihr todtkrankes Herz gelegt! Er hatte bei den Hoffesten an der Tafel neben ihr gesessen, er hatte bei den Hofbällen und Maskeraden sogar zuweilen mit ihr den Tanz eröffnet, — niemals aber wieder, seit jenem Tage, wo er den ersten und den letzten Kuß auf ihre Lippen gedrückt, niemals wieder hatte er seitdem mit ihr gesprochen, niemals war sie auch hier für ihn etwas Anderes gewesen, als das stumme aufgeschmückte Bild einer Königin, als die inhaltlose Form einer Frau.*) Und dennoch verzagte Elisabeth Christine nicht, dennoch hoffte sie noch immer. Es konnte ja ein Tag kommen, wo er zu ihr sprach, wo er ihr vergab, daß sie ihm als Gemahlin aufgedrungen sei, ein Tag, wo ihr stummer Schmerz und ihre thränenlose Liebe ihn rührte. Jedes Zusammensein mit ihm war also für diese arme Königin immer eine glückselige Hoffnung, eine freudenvolle Erwartung, und das war es, was sie aufrecht hielt, und ihr die Kraft gab, lächelnd und schweigend den Königsmantel über ihre todeswunde Brust zu legen.

Der König näherte sich jetzt, umgeben von den königlichen Prinzen, der Königin Mutter, der er mit dem Ausdruck ehrerbietiger Sohnesliebe die Hand reichte, dann verneigte er sich stumm und gleichgültig vor seiner Gemahlin, und nickte seinen beiden Schwestern einen lächelnden Gruß zu.

Meine Damen, sagte er dann mit seiner vollen klangreichen Stimme, erlauben Sie, daß ich Ihnen und dem ganzen Hofe meinen Bruder August Wilhelm in seiner neuen Würde vorstelle.

Er nahm die Hand seines Bruders und führte ihn zu der Königin Mutter. Madame, sagte er, ich stelle Ihnen da Ihren Sohn vor, welcher von heute an, wenn Sie wollen, zu gleicher Zeit Ihr Enkel sein wird.

Und wie das, mein Sohn? fragte Sophie Dorothea. Wie wollen Sie, welcher freilich schon so viel anscheinend Unmögliches möglich gemacht hat, wie wollen Sie es anfangen, daß mein Sohn zugleich mein Enkel werde?

Wenn ich ihn zu meinem Sohne mache, so wird er Ihr Enkel, Majestät! sagte der König lächelnd. Und da ich ihn zu meinem Nachfolger annehme, so heißt das wohl, ihn zu meinem Sohn zu erklären. Umarmen Sie ihn also, Majestät, und sein Sie die Erste, welche ihn mit seinem neuen Titel begrüßt. Meine Mutter, umarmen Sie den Prinzen von Preußen, meinen Nachfolger!

Ich thue es, rief die Königin Mutter, ihren Sohn August Wilhelm umarmend, ich thue es, indem ich Gott bitte, daß er diesen Titel, welchen es Euere Majestät gefallen hat, meinem Sohne zu verleihen, noch lange bei demselben belassen, daß er noch lange der Prinz von Preußen bleiben möge!

Bitten Sie vielmehr Gott, Majestät, flüsterte der Prinz, indem er sich vor der Königin neigte, welche seine Stirn küßte, bitten Sie vielmehr Gott, daß er mich bald von diesem Titel erlöse.

Wie, mein Sohn? rief die Königin leise und fast drohend. Sie wünschen also sehr, König zu werden? Sie sind also ehrgeizig genug, nicht zu bedenken, daß Ihnen das Königthum wünschen, so viel heißt, als dem regierenden König den Tod wünschen?

Der Prinz lächelte traurig. Wenn ich nicht mehr lange Prinz von Preußen zu sein wünsche, so geschieht das nicht, weil ich wünsche, die Stufen des Thrones hinaufzusteigen, sondern weil ich hinuntersteigen möchte in das Grab, sagte er, indem er die Hand seiner Mutter küßte. —

Sie denken noch immer so, mein Sohn? fragte die Königin. Noch immer, und es ist heute doch Ihr Ehrentag und Sie sind heute Prinz von Preußen geworden?

Ja, Majestät, sagte er mit einem Anflug von Bitterkeit, es ist heute mein Ehrentag, denn es ist heute der Jahrestag meiner Verlobung.

Er wandte sich um und näherte sich wieder dem König, welcher seine Hand ergriff und ihn zu seiner Gemahlin und den Prinzessinnen führte, indem er mit lauter Stimme sagte: begrüßen Sie den Prinzen von Preußen, meine Damen!

Dann winkte er einigen seiner Generäle und trat mit ihnen in eine Fensternische zurück. Aber indem er an seiner Gemahlin vorüberging, ruhte sein Auge auf ihr mit dem Ausdruck neugieriger Theilnahme, betrachtete er sie mit dem forschenden Auge eines

---

*) Der König sprach niemals mit seiner Gemahlin, obwohl er ihr in seinem Betragen stets alle Ehrfurcht und Rücksicht bewies, und sehr darauf hielt, daß Niemand an der ihr schuldigen Ehrfurcht es fehlen ließ. Nur ein einziges Mal redete der König sie an. Das war in den siebenziger Jahren, als die Königin durch einen unglücklichen Fall sich den Fuß verletzt hatte, einige Tage vor ihrem Geburtstage, an welchem Tage immer große Cour bei der Königin stattfand, bei welcher der König niemals fehlte. Auch diesmal war er gekommen, statt aber, wie sonst, die Königin mit einer stummen Verbeugung zu begrüßen, trat er dicht zu ihr heran und reichte ihr die Hand, indem er theilnahmsvoll sagte: „ich hoffe und wünsche, daß Ihre Majestät von Ihrem Unfall wieder hergestellt sind". — Ein allgemeines Erstaunen malte sich auf den Gesichtern aller Anwesenden, und die arme Königin war so erschüttert von dem unerwarteten Glück dieser Anrede, daß sie nicht die Kraft einer Erwiderung fand. Sie verneigte sich stumm, der König runzelte die Stirn und wandte sich von ihr ab. Seit jenem Tage, dessen Glück sich die Königin mit einem gebrochenen Fuß erkaufen mußte, sprach der König nie wieder mit ihr.

Arztes, der die Sonde in die blutende Wunde senkt, um ihre Tiefe und Gefährlichkeit zu ermessen.

Die Königin fühlte sehr wohl die Bedeutung dieses Blickes, sie begriff sehr wohl, daß der König mit diesem Blick sie ermahnen wollte zur Standhaftigkeit, zum festen Ausharren, zur stolzen Resignation. O, der König hatte mindestens mit seinen Augen zu ihr gesprochen. Das war immerhin ein Trost, eine schmerzlich süße Freude!

Sie vermochte es daher über sich, dem Prinzen August Wilhelm mit einem fast freudigen Lächeln die Hand zu reichen.

Seien Sie mir willkommen in Ihrer doppelten Eigenschaft, sagte die Königin laut genug, um von Jedermann, auch von dem König gehört zu werden. Bis heute waren Sie für mich ein geliebter Bruder, und jetzt werden Sie auch für mich, was Sie meinem Gemahl sind, ein Sohn! Da mir denn durch die Fügung des Himmels ein Sohn versagt ist*), so nehme ich Sie mit Freuden dazu an, und begrüße Sie als meinen Sohn und Bruder! — Eine tiefe Stille folgte diesen Worten. Hier und da sah man ein leises, spöttisches Lächeln über die Gesichter gleiten, flüsterte man sich einander einige verstohlene, bedeutungsreiche Worte zu. — Die Königin, indem sie heute diesen letzten Schlag empfangen hatte, indem sie in der Fülle ihrer Jugend und ihrer Schönheit die Demüthigung erleiden mußte, für unfähig erachtet zu werden, dem Thron einen Nachfolger gebären zu können, die Königin wollte mindestens den Schein retten. Sie wollte mindestens die Welt glauben machen, daß es nur „die Fügung des Himmels" gewesen, welche sie der Ehre und der Würde der Mutterschaft beraubt hatte, sie hatte den grausamen Muth, ihre Zurücksetzung unter einer Lüge zu verbergen. — Aber die lauernden Augen der Hofleute hatten lange schon das Geheimniß dieser königlichen Ehe durchschaut, sie wußten lange schon, daß die Königin nicht die Gemahlin ihres Gemahls sei, und es war deshalb, daß ihre Worte ein so allgemeines Erstaunen, eine so spöttische Verwunderung erregten.

Aber Elisabeth Christine achtete nicht darauf; sie sah hinüber nach ihrem Gemahl, welcher seine Augen auf sie gerichtet hatte und in dessen Mienen sie jetzt lesen wollte, ob er zufrieden mit ihren Worten gewesen. Ein leises Lächeln umspielte die Lippen des Königs, und unmerklich neigte er das Haupt, seine Gemahlin zu begrüßen. — Nun flog es wie heller Sonnenglanz über ihr Antlitz, und ein Ausdruck strahlenden Glückes leuchtete von ihrem Angesicht. Es war das zweite Mal heute, daß ihre Blicke denen ihres Gemahls begegnet waren, und beide Male hatten diese Blicke zu ihr gesprochen!

Die Königin fühlte sich daher heute so froh und glücklich, wie sie es lange nicht gewesen. Sie lachte und scherzte mit den Damen ihrer Umgebung, und unterhielt sich mit ihnen über das heute Abend noch bevorstehende Ereigniß, über das erste Auftreten der Signora Barbarina.

Während dessen empfing der Prinz August Wilhelm die Glückwünsche des Hofes, die er indeß nur mit einem schwermüthigen Lächeln und mit kalten, gleichgültigen Worten entgegennahm. Dann, nachdem die Ceremonie vorüber war, löste sich die glänzende Hofgesellschaft in einzelnen Gruppen auf, welche plaudernd, schäkernd und lachend sich hier und dort vertheilten, während die beiden Königinnen sich zum Spiel niedergesetzt hatten.

Auch die Prinzessinnen unterhielten sich ungezwungen und heiter mit den Damen, welche indeß bemerken wollten, daß eine Wolke auf der Stirn der jüngern Prinzessin lagere, und daß sie heute in einer ungewöhnlich gereizten Stimmung sich befand. Als jetzt der Ober-Ceremonienmeister von Pöllnitz sich ihr mit dem schwedischen Gesandten, dem Grafen Tessin, nahete, nahmen ihre Züge einen so finstern, zornigen Ausdruck an, daß selbst Herr von Pöllnitz kaum den Muth fand, ihr den Grafen vorzustellen.

Ah, Sie kommen aus Schweden, mein Herr! rief Amalie, als die Repräsentation erfolgt war. Schweden ist ein häßliches, finsteres Land, und gewiß haben Sie sehr wohl gethan, sich aus demselben nach unserm sonnigen und fröhlichen Deutschland zu retten.

Der Gesandte Schwedens blickte sie verwundert an. Euere königliche Hoheit nennen das eine Rettung? fragte er. Demzufolge bedauern Sie diejenigen, welche in meinem Vaterlande leben?

Ich glaube nicht, daß ich nöthig habe, dem Herrn Grafen Tessin meine Ansichten darüber anzuvertrauen, sagte Amalie mit einem kurzen, rauhen Lachen.

Doch, meine Schwester, Du hast das sehr nöthig! rief Prinzessin Ulrike mit einem bezaubernden Lächeln. Du mußt Dich rechtfertigen dem Herrn Grafen gegenüber, denn Du hast sein schönes Vaterland angegriffen.

Ah, Euere königliche Hoheit geruhen mein Vaterland besser zu würdigen, sagte der Graf, sich tief verneigend. Es ist wahr, Schweden ist reich an Schönheiten, und nirgends ist die Natur romantischer und lieblicher zugleich. Deshalb wird es auch so sehr von allen Schweden geliebt, daß man von ihnen sagen kann, wie von den Schweizern, sie sterben vor Sehnsucht, wenn sie fern sind von der Heimath, sie vergehen vor Schmerz, wenn Je-

*) Die eigenen Worte der Königin.

mand grausam genug ist, ihr Vaterland gering zu schätzen.

Nun, mein Herr, ich habe diese Grausamkeit, rief Amalie, und ich denke nicht, daß Sie deshalb vor Schmerz vergehen werden!

Du bist heute sehr mißgelaunt, meine Schwester! sagte Prinzessin Ulrike sanft.

Und Du sehr weise, mich darauf im ächten Hofmeisterstyl aufmerksam zu machen, rief Amalie. Man sollte denken, daß meine Schwester die Rolle einer Gouvernante bei mir übernommen hätte.

Ulrike zuckte die Achseln und wandte sich wieder an den Grafen Tessin, der mit einem Gemisch von Erstaunen und Aerger diese junge Prinzessin betrachtete, welche man dem schwedischen Hofe als ein Musterbild von Sanftmuth, Liebenswürdigkeit und Grazie geschildert hatte, und die er jetzt so rauh und widerwillig, so launenhaft kindisch fand.

Indeß verstand es Prinzessin Ulrike, den Gedanken des Grafen sehr bald eine andere Richtung zu geben, und ihn in einer geistreichen, pikanten Unterhaltung an sich zu fesseln. Sie ließ alle Funken ihres Geistes sprühen, sie war herablassend gütig, sie mäßigte ihr stolzes Naturell zu einer gewinnenden Sanftmuth, und wußte dem Grafen auf eine so feine Weise zu schmeicheln, daß er nur in dem angenehmen Wohlbehagen, welches sein ganzes Wesen erfüllte, die Wirkung dieser bezaubernden Nahrung der Eitelkeit fand, ohne die Absicht gewahr zu werden.

Weder die Prinzessin noch auch der Graf schienen mehr auf diese kleine Amalie zu achten, welche mit verdrießlichem Gesicht neben ihnen stand. — Diesen Moment benutzte Herr von Pöllnitz, um sich ihr mit seinem Schützling, dem jungen Herrn von Trenck, zu nähern und ihr denselben vorzustellen.

Amaliens Gesicht nahm jetzt einen heitern, lachenden Ausdruck an. Sie wollte dem Gesandten Schwedens eine neue Probe ihres launenhaften, wetterwendischen Charakters geben, sie wollte ihn beleidigen, indem sie ihm bewies, daß sie nicht gegen Jedermann so hart und verdrießlich sei.

Sie empfing daher die beiden Herren mit einem freundlichen Gruß und lachte mit ihnen über das seltsame Abenteuer dieses Morgens, indem sie ihnen in heiterer und scherzhafter Weise die Veranlassung erzählte, weshalb sie die Rosen fortgeworfen.

Sie war jetzt so schön und anmuthig anzuschauen, sie war so strahlend von Jugend, Lieblichkeit und Unschuld, daß der arme junge Officier seine Augen wie geblendet zu Boden schlug, und ganz betäubt, ganz verwirrt sich nur einsylbig und schüchtern in die Unterhaltung mischte.

Dem auflauernden Auge des Oberkammerherrn entging das nicht. Ich werde mich zurückziehen,

dachte er, ich werde ihnen ein erstes tête à tête bereiten, und indem ich sie aus der Ferne beobachte, werde ich ermessen können, ob mein Plan gelingen kann. — Und sich mit einer Pflicht seines Dienstes entschuldigend, zog sich Herr von Pöllnitz zurück, um dann in eine Fensternische zu schleichen und hinter der Gardine versteckt die Angesichter der Beiden zu beobachten.

Er hatte ganz richtig bemerkt. Die Nothwendigkeit, jetzt sich mehr an der Unterhaltung mit der Prinzessin zu betheiligen, gab dem jungen Officier seinen Muth und seine Lebhaftigkeit wieder, und in dem Bestreben, seine Schüchternheit zu unterdrücken, nahm sein Wesen vielleicht eine zu leidenschaftliche Innigkeit, einen zu feurigen Ausdruck an.

Aber Prinzessin Amalie achtete nicht darauf. Sie dachte nur daran, daß sie sich vor dem schwedischen Gesandten so heiter und liebenswürdig als möglich Andern gegenüber zeigen wolle, um ihm den Abstand ihres Betragens gegen ihn desto fühlbarer zu machen, um ihm zu zeigen, wie herablassend gütig und liebevoll sie zu sein vermöchte.

Der Graf beobachtete sie allerdings, indem er sich mit der Prinzessin Ulrike unterhielt. Er sah ihr entgegenkommendes Lächeln, ihre strahlenden Augen, ihre vielleicht ein wenig zu weit getriebene Freundlichkeit gegen diesen jungen Officier, mit dem sie sich unterhielt.

Sie ist launenhaft und coquett, sagte er zu sich selber, während er seine Unterhaltung mit dieser geistreichen, feinen und ächt mädchenhaften Prinzessin Ulrike fortsetzte.

Die große, und wie gesagt, ein wenig zu weit getriebene Freundlichkeit der Prinzessin machte indeß den jungen Officier immer leidenschaftlicher, immer verwegener.

Ich habe Euere königliche Hoheit um eine Gnade zu bitten, sagte er jetzt mit einer gedämpften Stimme.

Lassen Sie hören, mein Herr, erwiderte sie, indem ein seltsames, unerklärliches Bangen ihr Herz höher klopfen machte und ihr das Blut in die Wangen trieb.

Ich habe es gewagt, einige dieser Rosen, welche Sie in den Garten warfen, aufzuraffen. Es war ein frevelhafter Diebstahl, ich weiß es, aber ein Zauber hielt mich umstrickt, indem ich es that, und ich würde sie in jenem Moment freudig mit meinem Blute bezahlt haben. O, wenn Euere königliche Hoheit wüßten, mit welchem Entzücken ich, als ich endlich allein war auf meinem Zimmer, dessen Thür ich hinter mir verschlossen hatte, diese Blumen betrachtet habe, wie ich vor ihnen gekniet habe, um sie anzubeten, kaum wagend mit meinen Lippen diese Blumen zu berühren, welche mich an ein Lieblingsmärchen meiner Kindheit erinnerten!

Wie, an ein Märchen erinnerten Sie diese Rosen? fragte Amalie. Erzählen Sie mir dieses Märchen, denn Sie müssen wissen, daß ich noch so sehr kindisch bin, die Märchen zu lieben.

Es ist das Märchen von dem armen Hirtenknaben, welcher einsam und verlassen unter einem Baume auf der Landstraße eingeschlafen war, indem er zuvor Gott gebeten hatte, sich seiner zu erbarmen, diese trostlose Oede seines Herzens auszufüllen, oder ihn durch den Tod von seiner Herzenseinsamkeit zu erlösen. Als er aber eingeschlafen war, hatte er einen wundervollen Traum. Es war ihm, als ob der Himmel sich über ihm öffne und ein Engelsbild von zauberhafter Lieblichkeit und Schönheit schwebte zu ihm hernieder und sah ihn an mit Augen, welche wie himmlische Sterne leuchteten. „Du sollst nicht mehr einsam sein", flüsterte die Gestalt, „denn mein Bild soll in Deinem Herzen wohnen, und Dich anfeuern und begeistern zu allem Guten und Schönen." Und indem sie das sagte, legte sie eine wundervolle Rose über seine Augen hin, dann schwebte sie wieder empor und verschwand in dem Himmel. Der arme Hirtenknabe erwachte, noch ganz verzückt über das, was er nur geträumt zu haben vermeinte. Da fand er die Rose und indem er sie jauchzend an sein Herz drückte, dankte er Gott für dieses Zeichen, welches ihm bewies, daß Das, was ihn entzückte, kein Traum, sondern Wirklichkeit gewesen. Die Rose, das sichtbare Bild seines Engels, ward der Trost und die Freude seines Lebens, und er trug sie immer auf seinem Herzen. — An dieses Märchen, Prinzessin, dachte ich, als ich meine herrliche Rose anbetend betrachtete, aber ich fühlte zugleich, daß ich dieselbe nicht ohne Einwilligung Euerer königlichen Hoheit mir aneignen dürfe. Prinzessin, richten Sie also jetzt über mich! Darf ich diese Rosen behalten?

Prinzessin Amalie antwortete nicht. Sie hatte mit einer seltsamen, nie gefühlten Beklommenheit, mit einem süßen Schauder ihm zugehört. Sie hatte Alles vergessen, Alles! Sie war nicht mehr die Prinzessin, sie war nur ein junges Mädchen, welches zum ersten Male die feurige Sprache der Leidenschaft vernahm, und deren Herz davor erbebte in einem süßen Schrecken, einer seligen Beklommenheit.

Prinzessin, darf ich diese Rosen behalten? wiederholte Friedrich von Trenck mit leiser zitternder Stimme.

Sie sah zu ihm auf, ihre Blicke begegneten sich. Das junge Mädchen erbebte und ein Schauder durchrieselte ihre ganze Gestalt, der junge Mann aber richtete sich höher auf, er fühlte sich stolz, mächtig und gewaltig. Seine Blicke waren wie die eines Adlers, der im Begriff ist, das Lamm mit sich in die Höhe zu entführen.

Er geht zu weit, wahrhaftig er geht zu weit, flüsterte Herr von Pöllnitz, welcher Alles gesehen, und aus den Mienen der Beiden ihre Worte und Gedanken gelesen hatte. Ich muß diesem tête à tête ein Ende machen, und ich will es auf eine wirksame Weise thun!

Darf ich diese Rosen behalten? fragte Friedrich von Trenck zum dritten Mal.

Amalie wandte ihr Haupt ab und flüsterte: behalten Sie sie!

Trenck wollte antworten, als sich plötzlich eine Hand auf seinen Arm legte, und Herr von Pöllnitz neben ihm stand.

Still, flüsterte er rasch und ängstlich. Sehen Sie denn nicht, daß man Sie beobachtet? Ach, Sie werden machen, daß Ihre wahnsinnige und verbrecherische Leidenschaft heute noch das Märchen des ganzen Hofes wird.

Amalie stieß einen leisen Schrei aus und blickte Pöllnitz angstvoll und entsetzt an. Sie hatte Alles gehört, und der schlaue Baron wußte das sehr wohl.

Königliche Hoheit, flüsterte er, verabschieden Sie diesen Tollkopf, und überlassen Sie es mir, ihm die Vernunft wieder mit kalten Umschlägen zu erwecken.

Gehen Sie, Herr von Trenck, sagte Amalie leise.

Pöllnitz nahm den Arm des jungen Mannes und zog ihn mit sich fort, indem er frohlockend zu sich selber sagte: Der Coup war sehr geschickt angelegt und mein Plan wird reüssiren. Ich habe ihr seine Leidenschaft verrathen und mich zugleich als Vertrauten derselben declarirt. Sie wird mich bald als postillon d'amour gebrauchen, und das ist bei Prinzessinnen immer ein einträgliches Amt. Ach, König Friedrich! Sie wollten es mir unmöglich machen, Geld zu leihen! Nun, ich werde das vielleicht nicht nöthig haben, ich werde mit vollen Händen aus der Kasse schöpfen, denn wenn die Kasse der Prinzessin leer ist, wird der König sie wieder füllen müssen!

Und Herr von Pöllnitz lachte so laut, wie es sich kaum für einen Ober-Ceremonienmeister schicken möchte.

VIII.

Signora Barbarina.

Prinzessin Amalie sah den beiden Herren mit träumerischen Blicken nach, und einem unwiderstehlichen Verlangen des Alleinseins, des ungestörten Nachsinnens nachgebend, wollte sie sich eben entfernen, als Prinzessin Ulrike, welcher es nöthig schien, daß der schwedische Gesandte noch ein wenig länger die unliebenswürdige Laune ihrer Schwester bewundern könne, sie zurückrief.

Bleib noch ein wenig, Amalie, sagte die Prinzessin. Du sollst Schiedsrichterin sein in einem Streit zwischen mir und dem Herrn Gesandten. Herr Graf, nehmen Sie diese Schiedsrichterin an?

Graf Tessin verneigte sich. Ohne Zweifel würde es für mich eine große Ehre sein, wenn die Prinzessin diese Gnade haben wollte. Vielleicht würde ich dies Mal glücklicher sein der Prinzessin gegenüber, als —

Es scheint mir, unterbrach ihn Amalie kühl, es scheint mir, daß Sie einer Prinzessin von Preußen gegenüber niemals weder glücklich noch unglücklich sein könnten.

Indem sie sich dann an ihre Schwester wandte, warf sie ihr einen Blick zu, welcher fragte: nun, spiele ich meine Rolle nicht meisterhaft? Beeile ich mich nicht, Deinen Rathschlägen nachzukommen?

Laß jetzt hören, meine Schwester, sagte sie. Was ist es, worin der Herr Gesandte Dir zu widersprechen wagt?

O, er hat wohl ein Recht das zu wagen, denn er ist ein Mann und ein Gelehrter, sagte Ulrike mit einem anmuthigen Lächeln. Wir streiten darüber, wer größer gewesen, die Königin Elisabeth von England, oder die Königin Christine von Schweden? Ich behaupte, daß Christine ein stärkerer, männlicherer Geist war, daß sie es mehr verstand, ihre Launen zu besiegen und ihrer weiblichen Schwächen

Herr zu werden, daß sie eine tiefere wissenschaftlichere Bildung hatte, und nicht die Wissenschaft, wie Elisabeth, nur begünstigte, um damit zu glänzen, sondern aus dem innersten Bedürfniß, von ihr zu lernen. Der Herr Graf aber meint, daß Elisabeth ein besserer Staatsmann und eine liebenswürdigere Frau gewesen sei. Erkläre Du Dich jetzt, meine Schwester? Welcher dieser beiden Königinnen giebst Du den Vorzug?

Nun, ohne Zweifel der Königin Christine von Schweden, sagte Amalie. Diese Frau besaß Verstand genug, die Krone Schwedens nicht für ein beneidenswerthes Kleinod zu halten; sie zog es vor, lieber sich in Armuth und Dunkelheit zurückzuziehen und als eine einfache Frau in dem schönen Italien zu leben, denn als Königin in dem kalten unwirthbaren Schweden zu bleiben. Das war in der That sehr weise von dieser klugen Königin, und Du hast ganz recht, meine Schwester, Königin Christine war die größere der Frauen, eben weil sie aufhörte, Königin von Schweden zu sein.

So sprechend neigte die Prinzessin kaum merklich den Kopf und wandte sich dann ab, um die Frau von Kleist zu sich zu winken, und mit ihr ein heiteres und fröhliches Gespräch zu beginnen.

Der Gesandte Schwedens sah ihr mit finstern zornigen Blicken nach und preßte die Lippen heftig aufeinander, wie um einen Ausruf des Zorns zu unterdrücken.

Ich bitte Sie, Herr Graf, sagte Ulrike leise und sanft, nehmen Sie keinen Anstoß an den unfreundlichen Worten meiner kleinen lieben Schwester. Sie ist heute ein wenig rauh und abstoßend, das ist wahr, aber Sie werden sehen, morgen schon hat sie vielleicht wieder ihren heitern und sonnenhellen Tag, und ist von einer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit. Das wechselt immer sehr rasch bei ihr, und wir nennen die Prinzessin deshalb immer unsere kleine Aprilfee.

Ah, die Prinzessin Amalie ist also launenhaft, wie der April? fragte der Gesandte mit einem frostigen Lächeln.

Mehr noch als der April, rief Ulrike lachend. Aber, was wollen Sie, Herr Graf, wir Alle, wir, ihre Brüder und Schwestern tragen die Schuld daran. Denn Sie müssen wissen, daß wir sie verwöhnt haben, und daß sie unser Aller Liebling ist. Ich rathe Ihnen also, meiner theuren kleinen Schwester nicht zu zürnen, denn das würde heißen uns Alle zu beschuldigen. Sie haben heute einen Regenschauer ihrer Aprillaune empfangen, aber es ist möglich, daß Sie morgen schon im vollsten Sonnenschein ihrer Gunst sich wärmen können.

Ich würde doch ängstlich sein, das zu versuchen, sagte der Graf kühl; denn Euere königliche Hoheit wissen, daß auf den Aprilsonnenschein auch sehr leicht wieder Regen und Sturm folgt, und solcher Wechsel der Temperatur erkältet sehr.

Erlauben Sie mir eine Bitte, sagte Prinzessin Ulrike halbleise. Lassen Sie den König nicht ahnen, daß Sie schon ein wenig von diesem Aprilwetter gelitten haben.

Gewiß nicht, Prinzessin, und wenn mir Euere königliche Hoheit nur gestatten wollen, mich noch ein wenig in dem heitern Sonnenschein Ihrer Nähe erquicken zu dürfen, so werde ich bald wieder von diesem kleinen Regenschauer des Aprilwetters genesen sein. —

Nun, ich denke, wir haben Beide unsere Rolle gut gespielt, sagte Prinzessin Ulrike zu sich selber, als sie im Lauf des Abends während der französischen Theateraufführung Zeit fand, in wenig über die Begebenheiten dieses Tages nachzudenken. Amalie wird ihren Zweck erreichen und nicht die Königin von Schweden werden. Sie hat es so gewollt, und ich habe mir also auch keine Vorwürfe zu machen.

Und Prinzessin Ulrike lehnte sich behaglich in ihren Lehnsessel zurück und wandte ihre Aufmerksamkeit wieder den Schauspielern zu, welche heute Voltaire's Oedipe vor dem Hofe aufführten.

Diese Aufführung fand, wie gesagt, auf dem kleinen Theater im königlichen Schlosse statt. Denn ein Schauspielhaus gab es nicht in Berlin, und das große und weite Opernhaus war von dem König mit Recht als ungeeignet erklärt zu Aufführungen des recitirenden Dramas.

Der König, welcher sonst diesen Darstellungen immer mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu folgen pflegte, schien indeß heute unruhig und ungeduldig zu sein, und begleitete dieses pikante und geistvolle Drama seines Lieblingsschriftstellers weniger mit seinem Beifall, wie man das sonst an ihm gewohnt war.

Das kam daher, der König wartete. Er hatte in seinem königlichen Stolz seine ungeduldige Neugierde so weit beherrschen können, daß er den Anfang der Theaterdarstellung auch nicht um eine Minute früher als sonst befohlen hatte, auch war er nicht, wie sonst zuweilen, schon vor Beginn der Aufführung hinter die Scene gegangen, um einige ermunternde und freundliche Worte an die Schauspieler zu richten, oder sie zu ermahnen, diese oder jene seiner Lieblingsstellen recht gut und künstlerisch fein darzustellen. — Jetzt aber, jetzt wartete der König, jetzt fühlte er eine fieberhafte Ungeduld, endlich die gefeierte capriciöse Schönheit, diese vielbewunderte Künstlerin zu sehen, endlich mit seinen eigenen Augen zu schauen, ob diese Signora Barbarina wirklich das

bezaubernde Wesen sei, als welches alle Welt sie verherrlichte.

Endlich fiel der Vorhang des ersten Actes. Wenige Minuten, und dieser Vorhang mußte sich wieder heben, und man sollte endlich diese Signora Barbarina in einem ihrer berühmten Soli tanzen sehen. Eine athemlose Stille herrschte in dem Saal, aller Augen waren starr nach dem Vorhange gerichtet, Jeder harrte mit peinlicher Ungeduld des Moments, wo dieser sich endlich heben würde.

Endlich jetzt ertönte die Klingel. Der Vorhang flog in die Höhe; man sah auf der Bühne eine ländliche Scene, eine von Hütten umgebene Dorfkirche im Hintergrund, Rosengebüsch und belaubte Bäume an den Seiten-Coulissen. Die Sonne, im Untergehen begriffen, beleuchtete die Gipfel der Berge, an welche das Dorf sich lehnte, die ferne leisetönende Abendglocke schien die Hüttenbewohner zum Ave Maria zu rufen.

Es war ein allerliebstes Bild ländlichen Friedens und unschuldiger Natureinfalt, ein Bild, das seltsam contrastirte zu dieser glänzenden, von Ordenssternen und Brillanten funkelnden Hofgesellschaft, welche ihm gegenüber sich befand, und in so strahlender Weise den Gegensatz dieser Idylle darstellte.

Und jetzt ging es wie ein electrischer Schlag durch die ganze auserlesene Gesellschaft. Da auf der Bühne war sie erschienen, da schwebte sie heran, die Signora Barbarina!

Der König, welcher sich Anfangs unwillkürlich ein wenig höher in seinem Fauteuil aufgerichtet hatte, um die Signora besser sehen zu können, lehnte sich jetzt, gleichsam beschämt von seiner eigenen Ungeduld wieder in den Sessel zurück. Es lagerte sich wie eine Wolke auf seiner hohen Stirn, und er preßte die Lippen fest aufeinander, wie im Unwillen oder Zorn. — Der König fühlte sich fast beängstigt und bedrückt von dieser zauberhaften Schönheit, und Er, welcher mehr als einmal schon dem Tode muthig in's Auge geschaut, und ohne nur mit der Wimper zu zucken die tödtlichen Kugeln um sich her hatte fliegen sehen, er empfand jetzt einen unbestimmten Schrecken, eine bange Unbehaglichkeit!

Sie war schön, zauberhaft schön in dieser reizenden und malerischen Tracht einer Hirtin, in diesem dunkelrothen Atlasgewande, mit diesem schwarzen Sammetmieder, das über ihrer schönen Büste mit goldenen Schnüren, an deren Enden Quasten von Brillanten funkelten, zusammengehalten war. Ein Kranz von purpurrothen Rosen schmückte ihr Haar, das zu beiden Seiten ihrer hohen, wundervollen Stirn in langen Locken hernieder rieselte, und das reine und vollendete Oval ihres Angesichtes wie mit einem dunklen Rahmen einfaßte. Ihre zarten Wangen waren von einem leisen Rosenschimmer überhaucht, gegen den das volle und dunkle Incarnat ihrer schwellenden üppigen Lippen um so mächtiger hervortrat. Wenn sie lächelte, so war das wie eine köstliche Verheißung berauschenden Liebesglückes, und wenn diese großen, feurigen, schwarzen Augen ernsthaft blickten, so lag in ihnen eine solche Tiefe und Gewalt der Leidenschaft, eine solche machtvolle, intensive Gluth, daß man wohl fühlte, diese Frau verstehe es, glühend zu hassen, oder auch glühend zu lieben.

Heute aber wollte sie mit ihren Blicken weder drohen noch anfeuern. Sie war nur das lächelnde, glückstrahlende Landmädchen, welches freudetrunken in ihre Heimath zurückkehrt, und ihr Entzücken in flatternden Tänzen und dann wieder in stillem Ruhen, Anschauen und Sinnen ausdrückt.

Wie eine Libelle flog sie umher, lächelnd, freudetrunken, wunderbar anzuschauen in ihrer Lieblichkeit und Schönheit, bewunderungswürdig in ihrer Kunstfertigkeit, welche um so größer war, je weniger sie die Schwierigkeiten ahnen ließ, welche sie mit so spielender Leichtigkeit ausführte.

Der Tanz war zu Ende. Barbarina, athemlos, glühend und lächelnd, verneigte sich. Dann, als Alles still blieb, keine Hand sich rührte, kein Beifallsruf ertönte, ließ sie ihre großen brennenden Blicke wie eine drohende Frage über den Saal hinblitzen, und das Haupt stolz und trotzig zurückwerfend, trat sie zurück.

Der Vorhang fiel, und jetzt richteten sich Aller Blicke auf den König, in dessen Angesicht man den Eindruck lesen wollte, welche die Signora auf ihn gemacht. Aber das Antlitz des Königs war heute unergründlich. Er war still und ruhig sinnend, nur auf seiner Stirn lagerte eine leise Wolke, und seine Lippen waren ein wenig fester als sonst zusammengepreßt.

Die Höflinge, welche das sahen, schlossen daraus auf die Unzufriedenheit des Königs und begannen demzufolge die Köpfe zu schütteln und sich tadelnde Bemerkungen und mißbilligende Ausrufe zuzuflüstern.

Der König achtete nicht darauf. Er war in diesem Moment nicht der König, nicht der Herr und Gebieter, er war nur ein Mann; ein Mann, welcher staunend und in stiller Verzückung das göttliche Wunder reiner Frauenschönheit vor ihm sich offenbaren sah. Der König, eben weil er ein Held war, erbebte vor diesem Wunder, das er nicht begriff, und das ihn deshalb mit einer Art Schrecken und Grauen erfüllte.

Der Vorhang ward wieder aufgezogen und der zweite Act des Drama's begann.

Niemand achtete darauf, Niemand hatte jetzt

Sinn für dieses gesprochene Gedicht, nachdem man eben erst ein lebendiges, liebeathmendes Gedicht vor sich gesehen.

Jedermann war daher froh, als der zweite Act zu Ende war und der Vorhang niederrollte, um sich bald wieder zum Tanz der Barbarina zu erheben.

ermüdet von der Reise, zu angegriffen von den vielen Gemüthsbewegungen.

Gehen Sie und sagen Sie ihr, daß ich befehle, weiter zu tanzen, sagte Friedrich, in welchem der König jetzt lauter sprach als der Mann, und der sich fast glücklich fühlte, dieser Zauberin, welche ihn eben so umstrickt gehalten, jetzt zürnen zu müssen.

Aber das geschah nicht. Eine Pause trat ein, eine erwartungsvolle Pause. Die Klingel ertönte nicht, der Vorhang hob sich nicht, und jetzt näherte sich der Baron von Sweerts, welcher so eben von der Bühne kam, dem König mit bestürztem Gesicht.

Sire, sagte er leise, die Signora Barbarina erklärt, nicht mehr tanzen zu können, sie sei noch zu

Herr von Sweerts eilte wieder auf die Scene, bald aber kehrte er traurig und niedergeschlagen zu dem König zurück.

Majestät, die Signora erklärt, sie werde nicht tanzen, und der König habe nicht die Macht, ihre Füße tanzen zu machen, wenn sie nicht wollten.

Ah, das ist eine Drohung! sagte der König mit zürnendem Ton, und ohne ein Wort weiter zu sagen,

stand er auf und begab sich eilig hinter die Bühne, gefolgt von dem Directeur des spectacles, dem Baron von Sweerts.

Wo ist die Person? fragte der König, als sie jetzt hinter der Bühne sich befanden.

Sire, sie ist in ihrer Garderobe. Wenn Euere Majestät befehlen, werde ich sie rufen.

Nicht doch, ich will selber zu ihr gehen! Zeige Er mir den Weg!

Und der König ließ den Baron vorangehen, um Zeit zu haben, sich zu sammeln und eine ruhige und ernste Haltung anzunehmen.

Sire, hier befinden wir uns vor der Garderobe der Signora.

Oeffne Er!

Aber ehe der Baron noch Zeit hatte, den Befehl zu erfüllen, hatte die ungeduldige Hand des Königs schon die Thür aufgestoßen, und er trat ein.

IX.

Der König und die Tänzerin.

Die Barbaria ruhte halbausgestreckt, ganz zusammengesunken auf dem kleinen dunkelrothen Divan. Die Arme über der Brust gekreuzt, wie eine Odaliske, die flammenden, gluthsprühenden Augen auf den Eintretenden gerichtet, verharrte sie in ihrer trotzigen Bewegungslosigkeit, ihrer geschlossenen Ruhe. Sie hatte den Blick einer Pantherin, welche eben zu einem Sprunge sich bereitet und ihren Feind entweder tödten oder von ihm getödtet werden will.

Der König stand einen Augenblick still und wartete. Aber die Barbarina rührte sich nicht.

Der Baron Sweerts, entsetzt über dieses ungebührliche und respectwidrige Betragen der Tänzerin, näherte sich ihr, um ihr zu sagen, daß es der König sei, welcher ihr die Gnade eines Besuches erzeige.

Aber Friedrich winkte ihm, sich zurückzuziehen, und um nicht von der Signora verstanden zu werden, sagte er deutsch: Geh Er, und erwarte Er mich im Corridor. Es ist nicht nöthig, daß die Signora weiß, mit wem sie es zu thun hat.

Baron Sweerts entfernte sich mit einer Verbeugung, als er aber die Thür des kleinen Zimmers hinter sich zudrücken wollte, sagte der König gebieterisch: die Thür bleibt offen!

Die Barbarina lag noch immer unbeweglich da; ihre großen dunklen Augen waren forschend von einem der beiden Herren zu dem andern geflattert, sie hatte versucht, in ihren Mienen die Bedeutung dieser Worte zu lesen, welche sie nicht verstand, aber sie that das ganz ohne Aengstlichkeit und Beklommenheit; sie fühlte sich durchaus nicht wie eine Schuldige, eine Rebellin, sondern sie hatte die Miene einer strengen Königin, welche eine von ihr erflehte Gnade nicht gewähren will.

Der König trat jetzt dicht zu ihr heran; ihr Auge heftete sich mit unaussprechlicher ernster Ruhe auf sein Angesicht, und dieses einem König sehr ungewohnte Anblicken machte Friedrich fast verwirrt, indem es ihn zugleich ergötzte.

Sie sind also fest entschlossen, heute Abend nicht mehr zu tanzen? fragte der König.

Fest entschlossen! sagte sie mit ihrer wundervollen, sonoren Stimme.

Hüten Sie sich! Hüten Sie sich! rief der König und wider seinen Willen konnte seine Stimme nicht den drohenden Ausdruck annehmen, den er ihr zu geben wünschte. Der König wird Sie zu zwingen wissen!

Mich zwingen! Mich, die Barbarina! sagte sie mit einem spöttischen Lächeln, das indessen zwei Reihen wundervoller Zähne sehen ließ. Und wie wird es der König anfangen, mich zum Tanz zu zwingen?

Nun! Sie sollten doch überzeugt sein, daß der König ein wenig Gewalt über Sie hat, da er Sie gezwungen hat, hierher zu kommen!

Ja, das ist wahr! rief die Signora, indem sie sich mit dem Oberkörper aus ihrer ruhenden Stellung aufrichtete. Er hat mich gezwungen, hierher zu

kommen! Er hat an mir gehandelt wie ein Barbar, wie ein gefühlloser Tyrann!

Signora, rief der König drohend, man spricht nicht so von einem König.

Und weshalb nicht? fragte sie heftig. Was ist mir Ihr König? Wodurch hat er meine Liebe, meine Achtung, ja, auch nur meinen Gehorsam verdient? Was hat er für mich gethan, daß ich ihn anders als einen rohen Tyrannen betrachten kann? Was kann für mich, welche selber eine Königin ist, und eine stolze und eine trotzige, glauben Sie es mir nur, — was kann für mich dieser König sein, den ich nicht kenne, den ich nie gesehen, und der mir gegenüber vergessen hat, daß ich ein Weib, und er ein Mann sei, wie sehr er immerhin auch ein König sein mag? Ein ächter König darf aber einer Dame gegenüber immer nur der Cavalier sein, wenn er nicht will, daß ihn das Weib verachtet.

Ah, Sie verachten also den König? fragte Friedrich, den diese ungewohnte Scene wirklich belustigte.

Ich verachte ihn, ja! Ich hasse ihn, ja! rief die Tänzerin mit einem wilden energischen Ausbruch ihres südlichen Naturells. Ich bete zu Gott nicht mehr um mein Glück, denn das hat dieser grausame König zerstört, ich bete zu Gott nur noch um Rache, um Vergeltung an diesem Mann, welcher die Herzen anderer Menschen unter seine Füße tritt, weil er selber kein Herz hat. Und Gott wird mir beistehen, daß ich mein Ziel erreiche, daß ich mich räche an diesem Mann. Ich habe es mir geschworen, und ich werde Wort halten! Gehen Sie hin und sagen Sie das Ihrem König! Sagen Sie ihm, er soll sich hüten vor der Barbarina. Großmüthiger und aufrichtiger wie Er, warne ich ihn, während er mich hinterlistig bei Nacht, ungewarnt, von Häschern hat überfallen und wie eine Verbrecherin hierher schleppen lassen.

Der König fand diese Scene zu pikant, um sie schon enden zu lassen. Es war für ihn, den König, der nur gewohnt war, um sich her Stimmen des Beifalls, der Bewunderung und des Lobes zu hören, ein ganz neues Gefühl, sich so energisch getadelt und gescholten zu hören.

Und fürchten Sie nicht, daß der König zürnen wird, wenn ich ihm Ihre Worte wiederhole? fragte er.

Fürchten? Was kann mir der König nun noch thun, daß ich mich fürchten sollte? Er ist ein König, aber ich, bin ich nicht eine Königin? Er besitzt nur ein kleines Stück Land von dieser Welt, welche mein ist, welche mir gehört, wie sie dem Adler gehört, der in stolzem Fluge durch die Lüfte dahin rauscht. Er hat über Millionen zu gebieten, aber er muß sie aus den Taschen seiner Unterthanen nehmen, und er bedarf dazu vieler Beamten, die von dem Volk das Geld nehmen, was es doch nur mürrisch giebt, während mein Volk es mir jauchzend und frohlockend darbringt. Sehen Sie da, diese zwei kleinen Füße, das sind meine Beamten, und ich habe genug an ihnen, um die Steuern meines Volkes, und das sind alle Menschen, welche in Europa wohnen, einzuziehen. Ja, diese zwei kleinen Füße, das sind meine Beamten, welche mir Millionen eintreiben, das sind meine Rächer, welche mir Genugthuung schaffen sollen an Ihrem barbarischen König!

Sie lehnte sich erschöpft, nicht so sehr vom Sprechen, als von ihrer inneren Leidenschaftlichkeit, an die Kissen zurück und athmete hoch auf. Der König betrachtete sie mit staunenden Blicken; sie war für ihn wie ein neu entdecktes, nie gesehenes Kunstwerk, dessen Anschauen man mit einer Art Bewunderung genießt, und dem gegenüber man stumm wird vor andachtsvollem Staunen. Ihre außergewöhnliche Schönheit, ihr pikantes Wesen, ihre rückhaltlose Leidenschaftlichkeit, ihre trotzige Aufrichtigkeit, das Alles machte auf ihn einen ungewöhnlichen, einen zauberhaften Eindruck. Sie konnte immerhin auf den König schelten und ihm Rache schwören, der König hörte es nicht! Der König war nicht da, sondern nur der Mann, und zwar ein Mann, welcher dem König fast zürnte, daß die Barbarina Recht hatte, ihm zu grollen, daß der König wirklich ihr gegenüber vergessen hatte, daß sie ein Weib und er ein Cavalier sei.

Ja, ja, wiederholte jetzt die Barbarina, und ein köstlicher Ausdruck des Triumphes malte sich in ihren Zügen, ja, meine kleinen Füße werden meine Rächer sein. Der König wird sie niemals mehr tanzen sehen, Er, welcher es sich Tausende hat kosten lassen, welcher mit der edlen Republick Venedig um meinetwillen Zwistigkeiten angezettelt, Er wird mich nie wieder tanzen sehen! O, es ist sehr leicht, eine Provinz zu unterjochen, aber es ist unmöglich, eine Frau, eine Künstlerin zu unterjochen, wenn sie nicht unterjocht sein will!

Der König lächelte. Sie wollen nicht vor dem König tanzen, sagte er, und doch haben Sie es ja schon heute gethan.

Gewiß habe ich das, sagte sie, ihr Haupt stolz emporrichtend. Ich habe dem König gezeigt, daß ich eine Künstlerin bin, denn nur erst, wenn er das erkannt hatte, konnte es ihn schmerzen, mich nie wieder tanzen zu sehen.

Ah, in der That, das ist eine raffinirte Berechnung! rief der König mit leuchtenden Augen. Sie tanzten, um den König durstig zu machen nach einem neuen Genuß, und ihm dann denselben zu versagen? Ah, man muß eine Italienerin sein, um das zu ersinnen!

Ja, ich bin eine Italienerin, und wehe mir, daß ich es bin! rief sie, und ein Strom von Thränen stürzte plötzlich aus ihren Augen. Aber das dauerte nur einen Moment. Sie schüttelte, zornig über ihre eigene Schwäche, die Thränen aus ihren Augen fort, oder ließ sie zurückfließen in ihr Herz. Arme Italienerin, sagte sie dann sanft und leise, armes Kind des Südens, was willst du hier in diesem kalten Norden, bei diesen frostigen Herzen, welche mit ihrem Eiseslächeln die Schönheit und Kunst erstarren machen. Ah, zu denken, daß die Barbarina nicht vermochte, die Eisrinde von ihrem Herzen zu schmelzen, zu denken, daß sie ihre Kunst vor ihnen entfaltete und sie ihr zusahen mit stummer Lippe und regungsloser Hand! Ah, das ist eine Schmach, welche mich in Italien getödtet haben würde, weil ich mein Volk liebe und weil es die Kunst versteht; welche mich aber in Deutschland nur mit tiefster Verachtung und zürnendem Spott erfüllt!

Ah, deshalb ist es, daß Sie zürnen! rief der König fast freudig. Man hat Ihnen nicht applaudirt, man hat Sie keine Bravi hören lassen?

Sie lächeln darüber? fragte sie, ihm einen Blitz ihrer Augen zuschleudernd. Sie wissen also nicht, daß dieses Applaudiren und diese Bravi für den Künstler das sind, was für das feurige Schlachtroß der Schall der Trompete ist? Das berauscht, das entzückt, das schwellt das Herz mit Muth und Kraft. Wenn der Künstler auf der Bühne steht, so ist der Saal, welchen er da vor sich hat, sein Himmel, in welchem seine Richter sitzen, um ihm entweder die ewige Seligkeit, oder die ewige Verdammniß zu geben, um ihm entweder die Unsterblichkeit des Ruhms oder die Schmach und Verachtung einer Niederlage zuzuerkennen. Nun denn, mein Herr, wenn ich Ihnen sage, daß uns Künstlern der Bühne dieser mit Zuschauern angefüllte Saal der Himmel mit seinen Richtern ist, so werden Sie begreifen, daß das Applaudiren und Bravorufen für uns die Musik der Sphären ist!

Ich begreife das, sagte der König lächelnd. Aber diesmal müssen Sie Nachsicht üben, denn die Etiquette verbietet hier das Applaudiren. Sie haben hier vor einem invitirten Publikum getanzt, und nicht vor einem, welches bezahlt, und dadurch sich das Recht, Beifall oder Tadel zu äußern, erworben hat. Niemand darf hier applaudiren, Niemand als der König!

O, und dieser Mann hat nicht applaudirt! rief sie, indem sie ihre Zähne fest aufeinanderpreßte und ihre kleinen geballten Fäuste drohend zum Himmel emporstreckte.

Vielleicht war es nur das Entzücken, Signora, welches ihn stumm gemacht, sagte der König mit einem anmuthigen Neigen des Kopfes, wenn er Sie wieder tanzen sieht und mehr Ruhe gewonnen hat, wird er Ihnen vielleicht applaudiren.

Vielleicht! wiederholte sie achselzuckend. Ich werde mich diesem Vielleicht nicht mehr aussetzen. Ich werde nie wieder tanzen. Mein Fuß ist krank! Der König kann mich nicht zum Tanzen zwingen.

Nein, er kann Sie nicht zum Tanzen zwingen, aber Sie werden es freiwillig thun, Sie werden freiwillig noch heute vor ihm tanzen!

Die Barbarina lachte, aber mit einem so wilden dämonischen Ausdruck, daß ihr Lachen mehr der Ausdruck der Verwünschung als der Heiterkeit war.

Sie werden noch heute vor dem König tanzen, wiederholte Friedrich, und sein kühner flammender Blick bohrte sich tief in das Auge Barbarina's, welche ihn trotzig anblickte und heftig verneinend mit dem Kopf schüttelte.

Sie werden tanzen, weil Sie sonst verloren sind. Ich meine nicht verloren, weil der König Sie vielleicht strafen könnte wegen Ihres Widerstandes. Der König ist kein Blaubart, er tödtet keine Frauen, er steckt sie in keine unterirdischen Gefängnisse und hat keine Folterkammern für sie in Bereitschaft, denn der König von Preußen, welchen Sie so sehr hassen, er hat die Folter in seinen Landen aufgehoben, die Folter, welche neben den Orangen und Myrthen in Ihrem schönen Italien in üppigster Blüthe steht. Nein, Signora, der König wird Sie, wenn Sie in Ihrem Trotz beharren, nicht strafen, sondern er wird Sie fortschicken, das ist Alles!

Und das ist Alles, was ich wünsche und mir vom Schicksal erflehe!

Wer weiß, Signora! Denn Sie, welche eine Künstlerin, Sie, welche eine schöne Frau sind, Sie, welche Ehrgeiz besitzen und den Ruhm für ein begehrenswerthes Etwas halten, Sie werden nicht Ihren Ruhm verlieren, Ihren Ehrgeiz schmählich enttäuscht, Ihre Schönheit gelästert und Ihre Künstlerschaft verdächtigt sehen wollen.

Und ich sehe nicht ein, wie alle diese fürchterlichen Dinge geschehen könnten, weil ich in Berlin und vor dem König nicht mehr tanzen will!

Sie werden das sogleich einsehen, Signora, hören Sie nur. Der König ist, was man auch immer von ihm sagen und denken möge, doch immer ein Mann, auf welchen Europa blickt, wenn es, setzte der König mit einem anmuthigen Lächeln und einer leichten Verneigung hinzu, wenn es nicht gerade seine Augen auf Sie gerichtet hat, Signora. Die Stimme des Königs hat ein wenig Gewicht in der Welt erhalten, wenn er auch bis jetzt nur Provinzen und keine Frauen erobert hat. Man hat wohl darauf geachtet, daß der König ein so unwiderstehliches Verlangen hatte, Sie zu sehen und zu bewundern, daß er sogar

deshalb die ritterliche Galanterie ein wenig bei Seite setzte und auf seinem Rechte, auf der Erfüllung Ihres von Ihrer eigenen schönen Hand unterschriebenen Contractes, bestand! Das war vielleicht nicht, wie Sie sagen, cavaliermäßig, aber es war wenigstens nicht ungerecht! Sie haben ihm gehorchen müssen, Sie sind hierher nach Berlin gekommen, nicht freiwillig, das gebe ich zu, aber Sie haben heut Abend vor dem König getanzt und das haben Sie freiwillig gethan. Das war, von Ihrem Standpunkt betrachtet, ein großer Fehler. Denn nun können Sie nicht mehr sagen, „ich will nicht vor dem König tanzen, weil ich mich rächen will", denn Sie haben getanzt, und wie fein und raffinirt Sie auch dieses Tanzen entschuldigen wollen, man wird Ihnen keinen Glauben schenken, wenn der König seine Stimme gegen Sie erhebt. Und er wird das thun, glauben Sie es mir! Er wird sagen, ich habe die Barbarina kommen lassen, um zu sehen, ob die ganze Welt wahnsinnig und kindisch ist oder ob die Barbarina wirklich diese Begeisterung, dieses Entzücken verdient, das die ganze Welt für sie hegt. Nun denn, ich habe sie tanzen sehen, und ich finde, daß die Welt närrisch ist, und ich gebe ihr ihr Götzenbild zurück, weil ich es nicht mag, weil es für mich nur eine hölzerne Nachbildung, nicht die Göttin selber ist, weil ich Terpsichore anbeten wollte und dafür nur ihre kleine Kammerzofe bekam. Ich lasse die Barbarina wieder gehen, weil ich sie Einmal habe tanzen sehen, und weil ich nicht Lust hatte, mich zum zweiten Mal von ihren Capriolen und Minauderien langweilen zu lassen!

Mein Herr! rief Barbarina drohend, indem sie mit fliegendem Athem und flammenden Augen sich aus ihrer ruhenden Stellung emporrichtete.

Das würde der König sagen, fuhr der König ruhig und lächelnd fort, und da, wie Sie wissen, der König eine ziemlich volle Stimme hat, so würde man diese Worte des Königs in ganz Europa widerhallen hören. Man würde es Ihnen also nicht glauben, daß Sie nicht haben tanzen wollen, sondern man wird denken, daß Sie nicht haben tanzen *sollen*, man wird sagen, daß Sie dem König nicht gefallen haben, und zum Beweis dafür wird man anführen, daß der König, als Sie vor ihm tanzten, nicht applaudirt, daß er Ihnen nicht ein einziges Bravo zugerufen hat, man wird mit einem Worte sagen: daß Sie Fiasko gemacht haben!

Die Barbarina war aufgesprungen und legte jetzt mit einer Bewegung von unnachahmlicher Grazie und Leidenschaftlichkeit zugleich ihre Hand auf den Arm des Königs.

Führen Sie mich auf die Bühne, sagte sie in wunderbarer Erregung, ich will tanzen. Ah, dieser König soll mich nicht besiegen, mich nicht zu Grunde richten! Er hat mir mein Lebensglück gemordet, aber er soll mir meinen Ruhm nicht tödten. Nein, nein, ich will ihn zwingen, der Barbarina zu applaudiren, ich will ihn zwingen, mich eine Künstlerin zu nennen. Sagen Sie es dem Director, daß er Alles bereiten läßt, ich werde sogleich auf die Bühne kommen! Ich will tanzen!

Sie hatte wohl Recht gehabt, den Künstler vorher mit einem Streitroß zu vergleichen. Sie glich in diesem Augenblicke einem solchen, sie hatte die Trompete, welche zum Kampf, zum Ruhme ruft, vernommen, ihre Wangen glühten, ihre Nüstern flogen, ein fieberhaftes Keuchen kam aus ihrer Brust hervor, ein convulsivisches nervöses Zittern, das Zittern der thatendurstigen Ungeduld, der kampfbereiten Erwartung, durchrieselte ihre Glieder.

Der König betrachtete sie mit leuchtenden Augen. Er begriff den Ausdruck ihres Angesichts, er verstand ihr Zittern und ihre Hast, er verstand diese nach Ruhm dürstende Seele, diesen von der Möglichkeit des Mißlingens empörten Ehrgeiz. Ihre Tapferkeit entzückte ihn, die Wahrheit und Fülle, mit der sie jede ihrer Empfindungen äußerte, flößte ihm Achtung ein. Und indem der *König* diesen innern, diesen geistigen Eigenschaften den Tribut seiner Anerkennung zollte, sahen die Augen des *Mannes* zugleich, daß dieses Weib auch äußerlich wohl den Tribut der Anerkennung verdiene, daß sie schön sei, und zwar in der reizenden, weichen, üppigen und zugleich sittsamen und keuschen Schönheit des Venus Anadyomene, der meerentstiegenen Göttin, keusch in der Ueppigkeit, unschuldig in der Nacktheit.

Kommen Sie, sagte der König, geben Sie mir ihre Hand. Ich werde Sie auf die Bühne führen, und ich verspreche Ihnen, daß der König applaudiren wird.

Die Barbarina sagte kein Wort, in dem Feuer ihrer Ungeduld drängte sie den König nur vorwärts, der Thür zu. Aber dann blieb sie stehen und den König mit einem bezaubernden Lächeln anblickend, sagte sie: Mein Herr, ich bin Ihnen ohne Zweifel viel Dank schuldig, denn Sie haben mich gewarnt vor einer Gefahr und mich vor einem Fehltritt behütet. Freilich thaten Sie das nicht um meinetwillen, sondern weil Ihr König befohlen hatte, daß ich tanzen sollte und Sie mich überreden wollten. Aber Ihre Ueberredungsgründe waren gut und haben mich von einem Abgrund zurückgerufen. Ich danke Ihnen und bitte Sie mir Ihren Namen zu sagen, damit ich ihn, als die einzige gute Erinnerung an dieses Berlin, in mein Gedächtniß zeichnen kann.

Der König lächelte. Signora, sagte er, von heute an werden Sie mir ein wenig Verdienst und Ruhm

zugestehen müssen. Sie sagten, daß es leicht sei, Provinzen zu erobern, aber riesenschwer eine Frau wider ihren Willen zu erobern. Nun denn, jetzt werde ich in Ihren Augen vielleicht ein Held sein, denn ich habe nun nicht bloß Provinzen, sondern auch sogar eine Tänzerin erobert und besiegt!

Die Barbarina erschrak weder noch äußerte sie Staunen oder Entsetzen bei diesen Worten des Königs. Sie hatte schon zu viele Fürsten und Könige zu ihren Füßen gesehen, um noch von dem Glanz der Majestät geblendet zu sein.

Sie ließ nur den Arm des Königs los und indem sie sich tief verneigte, sagte sie ruhig und fest: Sire, ich bitte nicht um Verzeihung und Gnade, denn Sie sehen wohl, der Besitzer einer Krone muß diese Krone auf dem Haupt tragen, wenn man sie erblicken und respectiren soll, und die Majestät ist ein Etwas, welches nicht leuchtet, wenn man es unter Schleiern verbirgt. Auch würde ich nicht anders gesprochen haben, wenn ich den hohen Rang dessen gekannt hätte, der mir die Gnade seiner Gegenwart schenkte!

Ich bin davon überzeugt! rief der König lachend. Sie sind eine Königin, welche den kleinen König von Preußen sehr gering achtet, weil er so sehr vieler Steuerbeamten bedarf, um das Geld, dessen er nöthig hat, von seinen Unterthanen zu erpressen. Darin haben Sie Recht, meine Beamten kosten mich viel Geld und bringen wenig ein, während die Ihrigen Ihnen gar nichts kosten und sehr viel einbringen. Kommen Sie, Signora, Ihre beiden Steuerbeamten wollen ihr Amt antreten!

Er winkte dem Baron von Sweerts, welcher draußen im Corridor stand und sagte deutsch: Die Signora wird tanzen! Man soll ihr mit Respect begegnen und einige Egards für sie haben!

Dann nickte er der Tänzerin einen leichten Gruß zu und kehrte in den Zuschauersaal zurück, wo man indessen den dritten Act des Oedip zu Ende gebracht hatte.

Aller Blicke richteten sich bei seinem Eintritt auf den König. Man erwartete ihn mit diesem flammenden, zerschmetternden Blitz in den Augen zu sehen, wie er dem König im Zorn eigen war, aber das Antlitz Friedrich's war strahlend und hell, und ein unbeschreiblicher Ausdruck von Frieden und Glück sprach aus seinen Zügen.

Er nahm seinen Platz wieder zwischen den beiden Königinnen ein, indem er an Sophie Dorothea einige Worte der Entschuldigung richtete und seine Gemahlin mit einem Lächeln begrüßte.

Arme Königin, arme Elisabeth Christine! Sie hatte den scharfen Blick einer Liebenden, und sie allein las auf dem Antlitz des Königs, was Niemand, was selbst Friedrich noch nicht wußte.

Während Aller Augen auf die Bühne gerichtet waren, während Jeder mit athemlosem Entzücken, mit einer nur von der Anwesenheit des Königs zum Schweigen gebrachten Begeisterung dem wundervollen Tanz der Barbarina zuschaute, hatte die Königin ihre verstohlenen, schüchternen Blicke nur auf das Antlitz ihres Gemahls gerichtet.

Sie sah nicht, daß Barbarina in der Gluth ihres Ehrgeizes und ihrer leidenschaftlichen Energie jetzt noch vollendeter, noch meisterhafter tanzte, wie zuvor, daß sie die größten Schwierigkeiten mit spielender Leichtigkeit, mit unnachahmlicher Grazie überwand.

Die Königin sah das nicht, aber sie sah das Antlitz ihres Gemahls, welches leuchtete vor innerer Befriedigung und Lust, sie sah sein Lächeln, und sie fühlte es wie ein schneidendes Schwert durch ihre Seele gehen.

Die Barbarina hatte geendet! Wieder trat sie vor und neigte sich tief und grüßte ihre erhabenen Zuschauer. Aber jetzt ereignete sich etwas Unerhörtes, Etwas, welches durchaus der Etiquette widersprach und den Ober-Ceremonienmeister mit Grauen und Entsetzen erfüllte, — der König applaudirte, nicht wie ein gnädiger König, indem er nur leise die Hände zusammenlegte, der König applaudirte wie ein Enthusiast, welcher entzückt ist und welcher dieses Entzücken laut und stürmisch aller Welt zu erkennen geben will. Und indem Friedrich so applaudirte, erhob er sich einen Moment von seinem Fauteuil und wandte sich nach den hinter ihm befindlichen Prinzen, Generalen und Cavalieren um.

Applaudiren Sie, Messieurs, sagte er, und als ob diese Worte die Zauberformel gewesen, welche die gefesselten Hände frei gemacht, und den schon auf den Lippen zitternden Ausruf des Entzückens, welcher erstarrt war, wieder lebendig gemacht, hallte der Saal wider von dem Sturm des Beifalls, den Bravorufen der enthusiasmirten Zuschauer.

Barbarina neigte sich wieder und immer wieder und ein Ausdruck seligen Triumphes stand auf ihrem schönen, von der Macht ihrer Aufregung glühenden Angesicht.

Ich sah nie ein schöneres Weib! murmelte der König, indem er sich ganz erschöpft in seinem Fauteuil zurücklehnte.

Die Königin Elisabeth Christine preßte die Lippen fest aufeinander, um den Schmerzensschrei zurückzuhalten, der sich aus ihrer Brust emporrang. Sie hatte mit dem scharfen Ohr einer Liebenden die Worte des Königs gehört und ihren tieferen Sinn begriffen.

Er wird sie lieben, ich weiß das, ich fühle das! sagte sie zu sich selber, als sie nach diesem ereignißreichen Abend wieder nach ihrem einsamen Schlosse

Schönhausen zurückgekehrt war. O, o, warum hat mir Gott denn diese neue Qual, diese neue Demüthigung auferlegt. Bis heute konnte man mich beklagen, von dem König nicht geliebt zu werden, indem man sagte: „Der König liebt keine Frau! Der König hat kein Herz für die Liebe!“ — Von heute an wird man mich verachten, denn der König wird wieder ein Herz haben, er wird sich wieder bewußt werden, daß er kein Greis ist, sondern ein Mann von zweiunddreißig Jahren, er wird wieder jung werden, jung von Herzen, jung in Liebe! O, mein Gott, und ich werde mein Herz einsargen müssen in den Schleiern der Eifersucht und der Resignation.

Während die Königin Gott ihre Schmerzen und ihre Qualen anvertraute, war der Graf Tessin, der schwedische Gesandte, damit beschäftigt, seinem König seinen Zorn und seine Empfindlichkeit anzuvertrauen. Er schrieb an seinen Souverain, und erzählte ihm von den beleidigenden Worten der kleinen Prinzessin Amalie, welche man am Hofe allgemein die kleine Aprilfee nenne, obwohl sie noch launenhafter sei, wie der April, und stürmischer und rückhaltsloser in ihrem Zorn wie der König Friedrich selber. Dann schilderte er das sanfte und herzgewinnende Betragen der Prinzessin Ulrike und machte seinem Hofe den Vorschlag, lieber die edle und anmuthige Prinzessin Ulrike, statt der wilden und störrischen Amalie, zur Gemahlin des Thronerben Adolph Friedrich zu wählen, und ihn zu ermächtigen, um dieselbe zu werben.

Und nachdem der Herr Gesandte diese Depesche vollendet und sofort durch einen Courier an das in Stralsund bereit liegende schwedische Schiff abgesandt hatte, sagte er mit einem triumphirenden Lächeln: ah, meine kleine Prinzessin Amalie! Das ist wenigstens eine königliche Strafe für Ihre königliche Launenhaftigkeit. Es beliebte Ihnen heute, mich zu beleidigen und Sie ahnten nicht, daß ich mich für diese Beleidigung rächen würde, indem ich Sie um eine Königskrone bringe! Ach, hätten Sie das ahnen können, wie freundlich würde mich diese schöne Aprilfee angelächelt haben!

Man sieht, selbst die Herren Diplomaten können zuweilen überlistet werden!

X.

Eckhof.

Der Leser hat in den vorhergehenden Kapiteln gesehen, welche glänzende Rolle das französische Schauspiel und das Ballet am Hofe zu Berlin spielten. Der italienischen Oper und dem Ballet war ein prachtvolles Haus erbaut worden, dem französischen Drama hatte man im Königsschlosse selber eine Bühne errichtet, und wenn die Italiener sangen und die Franzosen tanzten oder Comödie spielten, so geschah das immer im Beisein des Königs und der ganzen königlichen Familie, so geschah das in Gegenwart der höchsten Würdenträger des Staats und vor seinen auserlesensten Adelsgeschlechtern. Man hatte zu der Oper die berühmtesten Sänger und Sängerinnen Italiens kommen lassen, zu dem Ballet die berühmtesten Tänzer und Tänzerinnen aus Paris, und eine so wichtige und bedeutende Sache war dieses Ballet, daß der König selber es nicht verschmähete, gegen den übermüthigen Balletmeister Potier als öffentlicher Recensent und Kritiker in der Haude- und Spenerschen Zeitung aufzutreten und „Artikel“ zu schreiben, die freilich in ihrer Schärfe und in ihrem beißenden Spott sehr wenig den lobseligen, allzeit zufriedenen schönblumigen Artikeln unserer heutigen Kritiker glichen. Dem König war es so sehr Ernst mit der Niederschmetterung des armen kleinen Balletmeisters, daß er sogar seinen Gesandten an den auswärtigen Höfen den Befehl ertheilte, diesen seinen Artikel übersetzen und in den ausländischen Zeitungen abdrucken zu lassen.*)

*) Vergl. die Haude- und Spener'sche (damals Röder'sche) Zeitung. Jahrgang 1743. Nr. 102. — Ferner Lettres de Fr. à Mr. Jordan.

Während der König so die fremden Künstler mit seiner Gnade, ja sogar mit seinem Zorn beehrte, und um ihretwillen sich zuweilen dazu herabließ, ein Zeitungsschreiber und Tageskritiker zu werden, war das deutsche Theater wie ein verstoßenes Stiefkind zum Elend und zur Dürftigkeit verdammt, mußte es sich in dunkeln Sälen und niedrigen Scheunen ein Asyl suchen und froh sein, wenn es nur geduldet ward, wenn man ihm erlaubte, um seine Existenz zu ringen, und wenigstens Apollo und die Musen um die Gunst und den Beistand anzuflehen, den der König und sein Hof, sowie die ganze sogenannte „gute Gesellschaft" ihm versagte.

Aber dieses Stiefkind, das deutsche Theater, trug unter seinen Lumpen und seinem Aschenmäntelchen doch schon die glänzenden Gewänder seiner zukünftigen Größe. Die klügeren Stiefschwestern hatten wohl das arme Aschenbrödel in Armuth und Dunkelheit zurückgestoßen, aber sie hatten es nicht tödten, sie hatten ihm seine Zukunft nicht rauben können. Unter den Lumpen trug es goldene Kleider, und es bedurfte nur eines glücklichen Zufalls, um den Staub von seinem Haupte wegzuwirbeln und die darunter verborgene Königskrone sehen zu lassen.

Ein solcher glücklicher Zufall war es, daß der König der Schönemann'schen Gesellschaft erlaubt hatte, nach Berlin zu kommen und dort Theatervorstellungen zu geben; ein solcher glücklicher Zufall war es wiederum, daß diese Schönemann'sche Gesellschaft sich aus Lüneburg den jungen Schauspieler Eckhof mitgebracht hatte, Eckhof, dem es gelingen sollte, auch das deutsche Theater zu Ehren zu bringen, und den man mit Recht den ersten und größten Schauspieler Deutschlands nennen kann.

Aber wie viel Misère, wie viel Demüthigung, wie viel verschluckte Thränen, wie viel Kummer, Elend und Sorge, wie viel Hunger und Durst lag damals noch in dem Wort: „ein deutscher Schauspieler!"

Wahrlich, man mußte entweder ein verlorener Mensch oder ein Genie, ein Verzweifelter oder ein Enthusiast sein, um deutscher Schauspieler werden zu wollen. Es hieß, seine Schiffe hinter sich abbrennen und Alles zu gewinnen haben, weil man nichts mehr zu verlieren hatte.

Nicht blos die Religion, auch die Kunst hat von jeher ihre Märtyrer gehabt, und solche Märtyrer der Kunst waren zur Zeit Friedrich's des Großen die deutschen Schauspieler.

Segen über Diejenigen, welche dennoch nicht verzagten, sondern muthig das Kreuz auf sich nahmen, und duldeten und litten um der Kunst willen.

In königlichen Sälen spreizte sich das französische Theater und die italienische Oper, in dem gemietheten Saale des Rathhauses von Berlin mußte das deutsche Theater eine Zuflucht suchen. Wie in einem Meer von Licht strahlte bei den Darstellungen der fremden Künstler das königliche Opernhaus, dessen Erleuchtung an jedem Abend 2771 Thaler kostete,*) dunkel und trübe brannten die schweligen Oellampen des deutschen Theaters im gemietheten Rathhaussaal. Dorthin fuhr man in glänzenden Caroſſen, geschmückt mit Brillanten und Ordenssternen, hierher ging man bescheidener Weise zu Fuße, im einfachen Gewande, keine fackeltragenden Lakayen nahmen die Vorhallen ein, keine stolzen Rosse stampften das Pflaster dieser engen und düstern Straße, keine vergoldeten Wagen warteten ihrer Herren; dieses Publikum, welches in das deutsche Theater ging, war weder reich noch vornehm genug, um Fackelträger und Equipagen bezahlen zu können, es bediente sich höchstens auf dem Rückwege einer Stangenlaterne, mit welcher die Magd ihrer Herrin vorleuchtete, wenn diese, in den unwirthbaren Steppen der neuangelegten Dorotheen- oder Mittelstraße wohnend, vielleicht fürchtete, dort in den Untiefen und Pfützen der ungepflasterten Straßen und Plätze zu versinken.

Das Publikum des deutschen Theaters, das waren die Bürgerlichen, die Gelehrten und Dichter, die Beamten und Banquiers, das waren diese Leute des Mittelstandes, welche auf ihren Hüten keine weißen Federn tragen durften, und die wohl zu den königlichen Maskeraden im Opernhaussaal Zutritt hatten, aber mittelst eines durch den Saal gezogenen Stricks von der Hofgesellschaft abgetrennt waren.**)

Diese Leute des Mittelstandes, dieses gebildete Bürgerthum, welches noch so machtlos und unbedeutend erschien, es bildete in gewisser Hinsicht doch schon damals eine Macht, denn damals wie heute war die öffentliche Meinung seine Tochter, eine stolze unabhängige Tochter, welche sich von keinem Schmeicheln und keiner Scheinheiligkeit der Großen bestechen ließ, sondern den König, wie den Bettler, den Künstler wie den Feldherrn richtete.

Und diese öffentliche Meinung hatte gesagt, daß Eckhof ein großer Schauspieler, daß er ein Künstler sei, welcher es wohl wagen dürfe, mit den Schauspielern der französischen Truppe zu rivalisiren, daß er den Oedipe und Tartüffe, den Cid und den Geizigen eben so künstlerisch vollendet zur Darstellung brächte, wie nur Monsieur Denis von der französischen Truppe es vermöchte. — Und da die öffentliche Meinung, obwohl die Tochter des Bürgerthums und des Volkes, doch überall Zutritt hat, und selbst

*) Schneider, Geschichte der Oper. S. 21.

**) König, Schilderung von Berlin. Vol. V. Bd. II. S. 330.

in den Sälen der Großen und den Cabinetten der Fürsten gehört wird, so sprach man überall in Berlin von dem deutschen Schauspieler, der es wagen wollte, mit den Franzosen zu rivalisiren, und von dem kühnen Direktor Schönemann, der sich unterfing, jedesmal wenn auf dem königlichen Schlosse von der französischen Truppe irgend eines der Dramen von Corneille oder Racine, von Voltaire oder Molière gegeben worden, den nächstfolgenden Abend dasselbe Stück in einer deutschen Uebersetzung auf dem Rathhaussaale zur Darstellung zu bringen. Das war indessen eine gute Speculation, eine sehr richtig auf die Neugierde der Menschen angelegte Idee. Diejenigen, welche so glücklich gewesen, die großen Dichterwerke auf dem königlichen Schlosse zu sehen, wollten ihrer Schadenfreude das Fest bereiten, jene gelungenen und glänzenden Darstellungen der Franzosen mit diesen, wie sie meinten, ärmlichen und karrikaturartigen Darstellungen der Deutschen zu vergleichen. Diejenigen, welche vermöge ihrer niedrigen Stellung nicht den Theatervorstellungen im Königsschlosse beiwohnen konnten, wollten wenigstens auch diese Dramen gesehen haben, welche den König und den Hof entzückten, und da sie das Original nicht haben konnten, mußten sie mit der Copie zufrieden sein; gleich jenem hungrigen Bettler, welcher sich vor der Thür der Küche aufstellte, mußten sie mit dem Geruch des Bratens, den sie nicht genießen konnten, sich begnügen.

Aber es gab noch eine dritte Klasse von Leuten, eine Klasse, welche nicht aus Schadenfreude und nicht aus Neugierde und eitler Nachahmungssucht das deutsche Theater besuchte, sondern aus dem patriotischen Gefühl des Deutschthums, in der damals freilich noch ziemlich utopisch scheinenden Hoffnung, ein deutsches Drama, eine deutsche Schauspielkunst sich heranbilden zu sehen. Da waren die Gelehrten, welche das französische Drama von Grund ihres Herzens verachteten, und denen eines dieser auf Stelzen einherschreitenden Dramen von Gottsched ein weit höheres Poem dünkte, als eine Tragödie von Corneille oder Racine, da waren die deutschen Patrioten, welche bei einer Darstellung des Malade imaginaire von Molière keine Miene würden verzogen haben, aber den Hypochondristen von Quistorp für ein außerordentlich drastisches und witziges Drama erklärten, kurz alle diese Leute, welche dem Franzosenthum abgeneigt waren und ihre Sympathieen für das Vaterland, ihre Opposition gegen das französische Wesen an den Tag legen wollten.

Das waren also die Elemente, aus welchen das Publikum des deutschen Theaters zusammengesetzt war, und die das Theater im Rathhaussaal zu einem Opponenten des Theaters im Königsschlosse gemacht hatten.

Es war an einem dieser Theaterabende der deutschen Schauspieler, als zwei junge Männer Arm in Arm über den Schloßplatz gingen und der Churfürstenbrücke zuschritten.

Der eine dieser beiden Jünglinge ist uns schon bekannt, es war Joseph Fredersdorf, der lustige Hallesche Student, der übermüthige Bruder des Geheimkämmerers, den dieser damit beauftragt hatte, zur Teufelsbeschwörung einen schwarzen Ziegenbock herbeizuschaffen. Diesem Befehl seines Bruders gemäß war er ausgezogen, dieses Wunder zu suchen, wie gleich ihm noch zehn andere Mitglieder des geheimen Bundes sich auf die Wanderschaft begeben hatten nach demselben Ziel. Joseph Fredersdorf, den das Glück oder seine eigene Geschicklichkeit begünstigt zu haben schien, war der Erste gewesen, welcher heimkehrte, und er hatte wirklich einen Ziegenbock mitgebracht, an dessen zottigem Felle auch das schärfste Auge nicht ein weißes Haar hätte entdecken können.

Alles an diesem Teufelsbeschwörer war schwarz, ja selbst die Pupille seines Auges war von einer dunklen Tiefe und so groß, daß selbst bei seinem Seitwärtsblicken auch nicht der kleinste Rand der weißen Hornhaut sichtbar ward. Fredersdorf sowohl als der Herr von Kleist, der Gemahl der schönen Luise von Schwerin, waren glücklich über diesen Fund, den sie indessen mit einigen hundert Thalern bezahlt hatten *), was freilich nur sehr geringe Zinsen waren von dem Capital, welches dieser Ziegenbock ihnen eintragen sollte. Fredersdorf und Kleist, das waren die beiden Vorsteher dieses geheimen Goldmacherbundes, der indessen unter seinen Mitgliedern viele Herren vom höchsten Adel, viele Generale, Officiere und Beamte zählte.

Fredersdorf wollte Gold machen, aus Stolz, um sich loskaufen zu können von seinem Dienst beim König und die Frau zu heirathen, welche er liebte; Herr von Kleist wollte Gold machen aus Verschwendungslust, in der Ueberzeugung, daß die Welt ein sehr fades langweiliges und widerstrebendes Ding sei, wenn man ihr nicht mit Gold einiges Lächeln und einige Entzückungen abkaufen konnte. Und Herr von Kleist bedurfte dazu sehr vielen Geldes, ebensoviel wie seine schöne Gemahlin, welche wenigstens darin ihm eine treue Gefährtin gewesen, daß sie ihm redlich beigestanden, ihr Vermögen zu vergeuden und sich jetzt mit ihm auf das nicht allzuglänzende Einkommen eines Hauptmanns der königlichen Garde beschränkt sah.

Joseph Fredersdorf war also, wie gesagt, seit einigen Tagen erst von seiner Reise nach Berlin

*) Thiébault. III. 330.

zurückgekehrt und ging jetzt mit einem jungen Manne über den Schloßplatz nach der Churfürstenbrücke hin. Er lachte, plauderte und scherzte ganz laut, während sein junger Begleiter nur schüchtern und mit niedergeschlagenen Augen an seiner Seite ging, und jedes Mal erröthend in sich zusammenschrack, wenn Joseph irgend einem ihnen begegnenden hübschen Dienstmädchen im Vorübergehen die Hand über das Kinn legte, oder einem feingekleideten Bürgermädchen neugierig unter die große seidene Capuze schaute.

Joseph sah das und diese Schüchternheit seines jungen Begleiters belustigte ihn ungemein.

Wahrhaftig, sagte er lachend, hätte ich da nicht in meiner Tasche diesen Brief meines Halle'schen Stubenburschen, welcher Sie mir als einen tüchtigen und braven Burschen empfiehlt, und Sie ein sehr gelehrtes Haus, eine zukünftige Leuchte der Wissenschaft nennt, hätte ich diesen Brief, diese Bürgschaft Ihrer Männlichkeit und Gelehrsamkeit nicht, so würde ich glauben, Sie seien ein verkleidetes Mädchen. Sie erröthen, wie eine Jungfer, und sind so schüchtern wie ein Lämmlein, das noch niemals von seiner Mutter Brüsten gekommen.

Ich bin ein Kleinstädter, ein armer Provinziale, sagte der junge Mann lächelnd und mit einer Stimme, welche allerdings ein wenig zu zart und mädchenhaft klang. Ihre großstädtischen Manieren überraschen mich, indem sie mir zugleich Respect einflößen. Ich bewundere Sie, aber ich kann Ihnen nicht nacheifern, denn ich bin allerdings ein Stubenhocker, ein ungeselliger bücherbestaubter Student.

Ein gelehrtes Ungeheuer! rief Joseph lachend. Ein junger Mensch, der Alles weiß und Alles kennt, nur nicht die Kunst das Leben zu genießen. Sehen Sie, darin kann ich, dem Sie so vielfach überlegen sind, Ihnen doch Unterricht ertheilen, und wahrhaftig, da mein Freund Sie mir so warm empfohlen hat, so will ich Sie jetzt unterrichten in meiner Wissenschaft des Lebensgenusses.

Ich fürchte, sagte der junge Mann traurig, ich fürchte, daß das eine Wissenschaft ist, welche ich nicht begreifen kann, weil man mir niemals die Organe zu derselben erschlossen hat. Mein Vater, ein gelehrter Arzt zu Quedlinburg, würde es sehr übel deuten, wenn ich mich mit andern Dingen beschäftigen wollte, als mit der Wissenschaft, und ich selber habe dazu so wenig Neigung und Geschick, daß ich schon vor dem Gedanken erschrecke, mich aus dieser Welt der Bücher herauszuwagen, um sie mit einer Welt von Menschen zu vertauschen, deren Sprache ich kaum verstehe und deren Manieren mir fremd sind.

Aber ohne Zweifel sind Sie doch nach Berlin gekommen, um das Alles ein wenig zu lernen?

Nein, ich bin hierher gekommen, um die medicinischen Anstalten zu mustern und den gelehrten und berühmten Herrn Euler zu sprechen.

Unsinn! rief Joseph lachend. Bewahren Sie sich Ihre Studien für Halle auf und studiren Sie hier ein wenig Das, was man in Halle durchaus nicht lernen kann, nämlich das Vergnügen. Ich verspreche Ihnen, daß ich darin Ihr treuer Gefährte und Rathgeber sein will. Gleich jetzt wollen wir mit unsern Studien beginnen. Sehen Sie diesen kleinen Theaterzettel, welcher da an der Mauer angeklebt ist? Eckhof wird heute den Cato spielen! Lassen Sie uns ins deutsche Theater gehen!

Ins Theater! rief der Andere ganz entsetzt. Wie? Ich sollte in's Theater gehen?

Und weshalb nicht, mein lieber Herr Lupinus? fragte Joseph verwundert. Gehören Sie vielleicht zu den Frommen, welche das Theater ein Haus des Lasters und der Sünde nennen, und unsern edlen König verlästern, weil er diese Häuser nicht schließt, sondern deren noch mehrere vielleicht eröffnen will?

Nein, ich gehöre nicht zu den Frommen, sagte der junge Lupinus mit einem matten Lächeln. Ich diene Gott, indem ich mich bemühe, seine Werke zu erkennen und ihn in seinem Meisterwerke, dem Menschen, zu begreifen. Das ist meine ganze Religion.

Und diese scheint mir, verbietet Ihnen nicht, ins Theater zu gehen, und da es Ihnen gefällt, die Menschen ein Meisterwerk Gottes zu nennen, so verspreche ich Ihnen, daß Sie da eines der schönsten Exemplare sehen sollen! Eckhof spielt heute Abend!

Eckhof! Wer ist Eckhof?

Joseph sah den jungen Mann verwundert an, dann zuckte er mit einem verächtlichen Lächeln die Achseln. Man hat Sie wirklich verwahrlost, sagte er, und es war die höchste Zeit, daß Sie zu mir kamen! Sie wissen also nicht, daß Eckhof der erste deutsche Schauspieler ist, welcher es gewagt hat, den Cothurn des Herrn Gotsched zu verlassen, und Menschen auf der Bühne sprechen und sich bewegen zu lassen? Kommen Sie, Freund, jetzt gehen wir ganz gewiß ins Theater, und sehen Sie nur, wie sich Alles dort nach der dunklen, niedrigen Pforte dieses Hauses drängt. Nehmen wir ehrfurchtsvoll unsere Hüte ab, mein Herr, denn hier stehen wir vor dem Tempel der Kunst, vor dem deutschen Theater. Treten wir ein und beten wir an!

Er zog den jungen Mann, der nicht mehr den Muth hatte, zu widerstreben, in das Haus und zu der Kasse hin, an welcher Leute jeden Standes und jeden Alters sich drängten, um Billets zu lösen.

Es ist heute eine Vorstellung zu Gunsten Eckhof's, sagte Joseph, als sie dann durch den langen dunklen Corridor gingen, welcher zu dem Zuschauerraum

führte. Sie sehen, wie viel Verehrer der große Schauspieler hat, denn wie mir scheint, ist halb Berlin heute gekommen, um ihm den Tribut eines gezahlten Billets und eines Bravos darzubringen.

Der junge Lupinus antwortete ihm nicht. Er nahm schweigend neben Joseph auf einer dieser hölzernen Bänke Platz, welche eine hinter der andern aufgestellt waren, und den Besuchern des Parterres wenigstens die Bequemlichkeit des Sitzens, wenn auch ohne Rücklehne, gewährten. Eine kleine Erhöhung lief rings um den Saal, von rohen Bretterwänden in viereckige, nach oben offene Kasten abgetheilt, welche man vornehmer Weise „Logen" nannte. Der Bühne gegenüber bezeichnete eine mit kunstlosen Drapperien behangene, und oben mit einem vergoldeten Adler geschmückte Tribüne die Loge des Königs, welche indeß noch niemals weder von dem König noch von einem Mitglied der königlichen Familie besucht worden war. Zu beiden Seiten dieser königlichen Logen befanden sich zwei kleine dunkle, mit grünen schmucklosen Vorhängen versehene Logen, welche dazu bestimmt waren, das Gefolge der königlichen Familie, oder diejenigen Herren oder Damen vom hohen Adel aufzunehmen, welche die sonderbare Laune haben möchten, einmal auch das deutsche Theater besuchen zu wollen, eine Laune, die indeß nur sehr seltene Beispiele aufzuweisen hatte.

Aber während diese königlichen Logen da oben leer standen, drängte sich unten im Parquett und Parterre die Menge, und manches o! und ah! und mancher Angst- und Weheschrei ertönte aus dieser dichten Menschenmasse, welche vor den beiden schmalen Eingangsthüren des Zuschauerraums auf- und niederwogte.

Es trifft sich für Sie sehr glücklich, mein Herr, sagte Joseph lachend zu seinem Begleiter, sehr glücklich in der That, daß Eckhof heute gerade den Cato spielt, denn abgesehen davon, daß es seine beste Rolle ist, muß es doch ein wenig Ihr gelehrtes Herz versöhnen, ihn in einem Drama des gelehrten Gotsched und in einem Charakter aus dem gelehrten Alterthum zu sehen.

Aber was wird dieser Histrione aus dem weisen und edlen Cato für ein Zerrbild gemacht haben! seufzte der junge Lupinus mit mitleidigem Achselzucken.

Sie sind ein Pedant, an dem sich hoffentlich die Musen noch heute rächen werden, rief Joseph halb ärgerlich, halb belustigt. Sie werden sehen, daß Sie noch heute Abend sich in einen wahren Enragé für Eckhof verwandeln werden, denn das ist gemeinhin die Strafe für große Abneigungen, daß sie sich in große Zuneigungen umgestalten müssen. Wären Sie ein Mädchen, so würde ich sagen: Sie werden Eckhof leidenschaftlich lieben, denn Sie haben schon beinahe damit angefangen, ihn zu hassen!

Joseph hatte das so harmlos und achtlos gesagt, daß er gar nicht bemerkte, welchen tiefen und seltsamen Eindruck diese Worte auf seinen Begleiter hervorgebracht hatten. Er war, wie von jähem Schreck ergriffen, zusammengeschaudert und hatte sein erröthetes Angesicht tief auf seine Brust gesenkt, ohne, wie es schien, die Kraft zu einer Erwiderung finden zu können.

Joseph, wie gesagt, merkte das nicht; er sah nur, daß der Vorhang da drüben so eben emporgezogen ward und das Stück begann.

Eine lautlose Stille herrschte in dem Saal, Aller Augen waren auf die Bühne gerichtet, wo jetzt eben mit gravitätischem Schritt, die römische Toga in malerischem Faltenumwurf um seine Schultern geschlungen, Eckhof als Cato erschienen war. In der That, man konnte kein vollendeteres Bild eines alten Römers sehen, als Eckhof es darstellte. Alles an ihm war antik, die edle und zugleich stolze Haltung, der würdige, gemessene Schritt, die langsamen und doch ungezwungenen Bewegungen, ja selbst die Form seines Kopfes, der Ausdrnck seines edlen, scharf geschnittenen Angesichts. Dazu dieser streng nach der Antike gewählte Anzug, diese rothen geschnürten Sandalen über dem kräftigen Bein, das von dem ledernen Gürtel zusammengehaltene weiße Untergewand, über welches die blaue Toga geschlungen war, der Schnitt seines Haares, Alles vergegenwärtigte den edlen Römer des Alterthums, den Sohn der Freiheit voll von Adel und Größe.

Eckhof war der Erste gewesen, welcher den Muth gehabt, die Gestalten der Dichtung in den Costümen ihrer Zeit darzustellen, der Erste, welcher es gewagt, diese Gestalten von dem Cothurn der Unnatur herabzuziehen, und sie auf ihre eigenen Füße zu stellen, um wie Menschen sich zu geberden, wie Menschen zu sprechen, einfach und in dem jeder Situation angemessenen Affect. Eckhof that das um die deutsche Bühne, was um einige Jahrzehnte später Talma für die französische Bühne that, und wenn man nichts destoweniger Talma nicht einen Nachahmer Eckhof's nennen konnte, so kam das daher, daß Eckhof nur ein Deutscher war, und daß das deutsche Drama niemals, und am allerwenigsten in jener Zeit, die Theilnahme und Beachtung der andern Nationen sich erwerben konnte.

Eckhof spielte den Cato. In athemlosen Schweigen lauschte ihm die in Entzücken und Bewunderung versenkte Menge, und nur zuweilen machte sich dies Entzücken in irgend einem lauten Ausruf Luft, brach sich die Bewunderung in einem kurzen, donnernden Applaus Bahn. Dann aber wieder ward Alles still,

Jedermann lauschte wieder mit offenem Auge und offenem Ohr dem wundervollen, ebenso edlen, als naturgetreuen Spiel des großen Künstlers, der selber durchglüht von Begeisterung, ganz aufgehend in seiner Rolle, kaum in sich selbst noch die Imagination von der Wirklichkeit zu unterscheiden wußte, der in sich selber aufgehört hatte, Eckhof zu sein, weil er sich ganz als Cato fühlte und dachte.

Der junge Lupinus antwortete ihm nicht, er blickte nur unverwandt nach der Bühne hin, er hatte nur Seele, Athem und Gehör für Das, was dort sich begab. Die ganze Welt, die ganze Gegenwart war für ihn verklungen und wie in einen Traumnebel zurückgesunken. Eine neue Welt umrauschte ihn mit heiligen Fittigen, das Alterthum, dieses angebetete Alterthum, dem er lange Jahre des Studiums,

Finden Sie nicht, daß Eckhof heute zum Entzücken spielt? fragte Joseph ganz glückselig seinen Begleiter, als er eben nach einem Actschluß durch stürmisches Rufen und Applaudiren es dahin gebracht, daß Eckhof sich dem Publikum gezeigt und noch einmal eine donnernde Salve des Beifalls empfangen hatte.

des Nachdenkens und der Mühe geweiht, dem er den Schlaf seiner Nächte, die der Jugend zustehenden Genüsse seiner Tage geopfert hatte, es war jetzt für ihn in das Leben, in die Wirklichkeit getreten. Der, welcher dort auf der Bühne stand, war nicht Eckhof, es war Cato; das war nicht ein von Brettern aufgeschlagener Thespiskasten, es war das römische

Forum, es war die Vorhalle des Tempels oder das von den Laren geheiligte Wohnhaus. Mit seligem Blick und staunendem Entzücken betrachtete dieser aus der Studirstube plötzlich in das Leben getretene Jüngling alles dies Neue, Unerhörte, was um ihn her vorging, und wunderbare Gedanken und nie geahnte Entzückungen schwellten seine Brust.

Es gab also außer dieser Welt der Bücher und der Gelehrsamkeit noch eine andere Welt, eine Welt der Kunst, der Heiterkeit, der Freude und des Lebensgenusses. Wie glättete sich diese unter dem Studium und den Nachtwachen früh gealterte Stirn. Welch ein glücklicher, begeisterungsvoller Ausdruck war plötzlich durch den Staub der Büchergelehrsamkeit auf dem Antlitz dieses jungen Greises hindurchgedrungen, und was war es, was plötzlich dieses Herz, welches bis jetzt in träger, sein Selbst nicht ahnender Ruhe erstarrt gelegen, in mächtigen Schlägen sich heben machte, und das Blut rascher durch seine Adern jagte?

Es war wie ein Nebel von seinem Antlitz gefallen, Alles um ihn war jetzt Leben, Licht, Wonne und Entzücken, und mit zitternder Lippe und mit heimlichen Thränen sagte er zu sich selbst: Ich will leben! Ich will jung sein! Jener Weise dort soll mir helfen und beistehen! An ihn will ich mich wenden, er soll mir rathen und ich werde seinem Rath folgen, wie einem heiligen Gesetz.

Sagten Sie nicht, daß Sie den weisen Cato kennen? fragte der Jüngling, aus seinen Träumen erwachend, plötzlich seinen heitern Nachbar.

Cato? fragte dieser zurück. Meinen Sie damit dieses Drama von Gottsched, oder den langweiligen Cato des Alterthums, oder den Eckhof, der heute den Cato spielt?

Ah, Eckhof also heißt er! murmelte der junge Mann still in sich hinein. Er heißt Eckhof!

Dann versank er wieder in sein voriges Schweigen, nur athmend, nur lebend für Das, was sich da auf der Bühne begab.

Das Schauspiel war zu Ende, der Vorhang senkte sich zum letzten Mal. Jetzt machte die so lange zurückgehaltene Begeisterung, das so lange zum Schweigen verurtheilte Entzücken sich in einem rauschenden und donnernden Sturm des Entzückens Luft. Alles jauchzte, Alles schrie, Alles klatschte in die Hände, Jedermann war voll lachender Befriedigung, voll freudestrahlenden Vergnügens.

Der junge gelehrte Lupinus allein schwieg und seine Augen allein standen voll Thränen.

Doch war er vielleicht der Glücklichste von Allen, und seine Thräne war dem Künstler ein höherer Tribut, wie das Beifallsgeschrei der Menge.

Jene hatten nur einen Kunstgenuß, eine Zerstreuung oder ein Vergnügen gehabt. Er war in seinem eigenen Herzen auferstanden von den Todten, er hatte sich aus einem Greis in einen Jüngling verwandelt, Er, welcher in den langen durchwachten Nächten des Studiums und Forschens nur von dem Ruhm der Gelehrsamkeit, von der Herrlichkeit des Wissens geträumt, er hatte jetzt plötzlich in sich ein neues nie geahntes Etwas, er hatte ein Herz in sich entdeckt.

Jetzt ist es entschieden und ganz bestimmt, sagte Joseph, als sie, von der Masse gedrängt und geschoben, nach Beendigung der Vorstellung wieder auf die Straße hinaustraten. Ja, jetzt hat aller Zweifel in mir aufgehört. Ich entsage der Gelehrsamkeit und dem trocknen Studium. Ich überlasse Ihnen den Bücherstaub und den gelehrten Zopf. Ich werde ein Schauspieler!

Ah, ein Schauspieler! rief der junge Lupinus, wie aus einem Traum erwachend, und sein Arm, welcher in dem seines Begleiters ruhte, erzitterte so heftig, daß Joseph mit ihm erzitterte.

Wie? Sie erschrecken über meine Worte? sagte Joseph lächelnd, und nicht wahr, Sie verachten mich um meines Entschlusses willen? Aber was kümmert das Alles mich! Ich will ein Künstler werden, und das Naserümpfen der Gelehrten und das hochmüthige Achselzucken der klugen Leute kümmert mich nicht mehr. Ich will ein Schauspieler, ein Schüler Eckhof's werden! Lachen Sie also jetzt, verachten Sie mich also jetzt, mein sehr gelehrter Lupinus, ich gebe Ihnen die Erlaubniß dazu.

Ich lache gar nicht! sagte Lupinus leise und schüchtern. Jeder muß die Wege wandeln, an deren Endpunkt er sein Ideal zu finden vermeint, und wohin die Seele uns drängt, dahin müssen wir gehen!

Richtig, und also werde ich zu Eckhof gehen! rief Joseph, indem er den Federhut hoch in die Luft schwenkte.

Sie werden zu ihm gehen? Sie wissen also, wo er wohnt? fragte Lupinus.

Gewiß weiß ich das, sehen Sie nur, wie sich das trifft. Da stehen wir eben vor seiner Thür. Da oben in dem dritten Stock diese zwei erleuchteten Fenster, das sind die Fenster von Eckhof's Wohnung!

Wie heißt diese Straße? fragte Lupinus hastig.

Wie? Was kümmert Sie das? Oder ist meine Prophezeihung vielleicht wahr geworden und Sie haben Sich in meinen großen Meister Eckhof verliebt? Nein, lassen Sie meinen Arm nicht los, gehen Sie nicht erzürnt von mir fort. Es ist ein weiter Weg von der Poststraße bis zu Ihrer Wohnung. Sie werden sich verirren. Gehen wir also zusammen, ich werde keine so unziemlichen Scherze

mehr mit meinem gelehrten Herrn riskiren! Kommen Sie!

Er wohnt in der Poststraße und heißt Eckhof! sagte Lupinus zu sich selber, als er schweigend an Joseph's Arm durch die dunklen Straßen nach seiner Wohnung ging. Er wohnt in der Poststraße und heißt Eckhof! Ich werde ihn also zu finden wissen, und er soll über mein Schicksal entscheiden!

XI.

Eine Lebensfrage.

Es war am Morgen nach dem Benefiz Eckhof's, und die sonst so stille Wohnung des Schauspielers hallte heute wider von lustigem Gläserklang und fröhlichen Gesängen.

Eckhof gab seinen Kunstgenossen ein Frühstück, er wollte nach den Strapatzen des vorigen Abends ein wenig mit ihnen ausruhen und das Leben genießen, er wollte den verhungerten Söhnen der Musen und Grazien eine Stunde des Genusses und der Lebensfreude schaffen, und da seine Börse heute gefüllt war, wollte er den Magen seiner Freunde auch füllen.

Trinkt und seid lustig und guter Dinge, sagte er zu seinen fröhlichen Genossen, lasset uns auf einige Stunden vergessen, daß wir arme, verachtete, deutsche Histrionen sind, und wollen wir uns einbilden, wir gehörten zu diesen hochgeehrten französischen Bühnenkünstlern, denen man in Deutschland so willfährig Gold, Ehre, Ansehen und Liebe spendet! Hebt Eure Gläser und trinkt mit mir auf das Wohl der deutschen Kunst!

Dann also auf das Wohl Eckhof's! rief einer der fröhlichen Genossen, indem er das Glas erhob. Ja, auf das Wohl Eckhof's, des Vaters der deutschen Schauspielkunst. Denn das sind Sie, Freund, und unser Wohlthäter dazu, denn Ihnen verdanken wir es, daß wir seit einigen Monaten keinen Hunger und keinen Durst mehr empfinden, daß man anfängt, das deutsche Theater auch der Beachtung werth zu halten, und uns zuweilen sogar nicht mehr wie Bettler, sondern wie Künstler zu behandeln. Drum laßt uns Alle anstoßen auf das Wohl unsers Erretters, des großen Eckhof!

Sie hoben ihre Gläser und ließen sie aneinander klingen und jubelten laut. Eckhof allein wurde trübe und still, und sein großes schwärmerisches Auge schaute zuweilen sinnend und träumend in die Weite. Seine Freunde gewahrten es, und fragten ihn um den Grund seiner Melancholie.

Ich bin gar nicht melancholisch, sagte Eckhof, obwohl ein deutscher Schauspieler allerdings ziemlich viel Grund dazu haben könnte. Aber ich habe meine Gedanken und Pläne, und um Euch Allen diese heute mitzutheilen, deshalb lud ich Euch hierher. Ihr sagt, daß ich Euer Wohlthäter sei, und gerade das erfüllt mein Herz mit Wehmuth und Sorge, denn wie elend und jammervoll muß es bestellt sein um die deutsche Kunst, wenn ein Anfänger, wie ich es bin, ihr schon förderlich und nützlich sein kann. Ihr Alle, meine Freunde, seid Künstler, und wenn ich Euch das sage, so thue ich es aus Ueberzeugung und nicht aus elender Schmeichelei. Künstler seid Ihr, und zwar bedeutendere und größere als ich, nur hattet Ihr es verschmäht, Eure Künstlerschaft in das rechte Licht zu stellen, nur hattet Ihr nicht den trotzigen Muth, die Sitte und das Herkommen zu durchbrechen, und von dem Cothurn herabzusteigen, auf welchen man Euch gestellt hatte und auf welchem Ihr stehen bliebt, weil Euere Vorgänger auch darauf gestanden hatten. Daß ich dies gethan, daß ich es gewagt, die gewohnten Bahnen zu verlassen, das ist das einzige Verdienst, welches ich gehabt. Sie sagten, der Hanswurst solle von der deutschen Bühne verschwinden, und sie merkten nicht, daß er noch immer da war, und daß sie ihm nur andere Gewänder angezogen hatten. Der wie ein Pfau daherstolzierende Liebhaber, der seine Arme steif und starr wie Mühlenflügel abwechselnd zur

Linken und zur Rechten warf, und seine pathetischen Phrasen entweder mit unnatürlicher Dumpfheit aus der Kehle hervorstieß, oder sie in widerlicher Affectation durch die Nase trompetete, war er nicht ebenso gut und mehr noch ein Hanswurst, als dieses harmlose, heitere und übermüthige Kind derber und deutscher Laune, als der privilegirte deutsche Hanswurst? Das war mein Gedanke, als ich wagte, statt der unnatürlichen Narren natürliche Menschen auf die Bretter zu bringen, und diesem Gaukelspiel der Kunst ein wenig Wahrheit und Wirklichkeit zu verleihen. Ihr, meine Freunde, habt mich in diesem Bestreben getreulich unterstützt und mir beigestanden in Dem, was ich wollte, und als fernes Ziel vor Augen sah. Wir sind auf dem Wege, das deutsche Dogma von dem Mehlthau der Geringschätzung und Nichtachtung zu befreien, welcher es bis jetzt fast ertödtet hatte; wir sind auf dem Wege, sage ich, aber noch lange nicht am Ziel! Lasset uns also rüstig vorwärts schreiten, muthig und unverzagt der Beschwerden nicht achtend, die Entbehrungen verlachend, und dem Hunger und Durst das erhebende Gefühl des edlen Wollens entgegensetzend. Ihr sagt, daß Ihr Euch in Berlin jetzt glücklich und zufrieden fühlt, ich aber sage Euch, daß Berlin nicht eine Stätte ist, in welcher Ihr verweilen dürft, ich sage Euch, daß es der deutschen Mannesehre nicht ziemt, dieses Leben des Geduldetseins, des demüthigen Vegetirens weiterzuführen. Wie Cäsar meine ich, daß es besser ist, in einer kleinen Stadt der Erste zu sein, als der Zweite und Dritte in einer großen Stadt. Deshalb, Ihr Freunde, laßt uns Berlin verlassen, dieses kalte, stolze, übermüthige Berlin, welches doch so wenig den rechten Stolz und das rechte Ehrgefühl hat, das Fremde und Ausländische zu verachten und das einheimische und Deutsche hochzuachten. Laßt uns dieser Stadt der Ausländerei und des geistreichen Franzosenthums den Rücken wenden und als Missionäre des deutschen Dramas umherziehen durch das deutsche Vaterland. Wollt Ihr das thun? Wollt Ihr mit mir ziehen auf dieser Pilgerschaft nach Ehre und Glück?

Eine lange Pause folgte auf Eckhof's Frage. Alle Gesichter waren ernst und trübe geworden, Jeder schaute verlegen und nachdenkend zur Erde nieder.

Nun, Ihr antwortet mir nicht? fragte Eckhof traurig. Ich habe es also nicht vermocht, Euch zu überzeugen, Ihr wollt nicht mit mir gehen?

Wir sollen Berlin verlassen, sagte der erste Held und Liebhaber, gerade jetzt, wo man anfängt, uns Theilnahme zu beweisen und sich für uns zu enthusiasmiren!

Lieber Freund, der Enthusiasmus der Berliner ist ein elendes Strohfeuer, welches ebenso rasch auflodert als verglimmt. Heute enthusiasmiren sie sich für uns und morgen vielleicht schon vergessen sie uns, weil irgend ein abgerichteter gelehrter Sperling oder Hund, irgend eine französische Tänzerin oder ein italienischer Sänger ihre Bewunderung erregt hat. Es ist keine Treue und keine Ausdauer in dem Enthusiasmus der Berliner, deshalb laßt uns gehen, bevor er verraucht ist.

Aber wir sollten lieber die gute Zeit benutzen, so lange sie noch dauert, sagte ein Anderer. Wir haben jetzt für den Augenblick keine Sorgen und sind für uns und unsere Familien von der elenden Angst um das tägliche Brod befreit.

Wenn Ihr keine Sorge und keine Noth mehr auf Euch nehmen wollt, so werdet Ihr niemals wahre Künstler werden, sagte Eckhof traurig, denn die Sorge und die Noth, das werden noch lange die einzigen treuen Gefährtinnen des deutschen Künstlers sein, und wer nicht den Muth hat, ihr Genosse und Geliebter zu sein, der thäte besser, ein ehrsamer Schneider oder Schuster zu werden und sich ganz der einträglichen Arbeit und dem ehrsamen Spießbürgerthum hinzugeben. Wenn Euch das Wohl der Familie höher steht als die Kunst, warum habt Ihr Euch dann nicht lieber genügen lassen, tugendhafte stille Familienväter zu sein und Euch an den Rollwagen Eurer Kinder, statt an den Thespiskarren des deutschen Dramas anzuschirren. Die Kunst verträgt sich einmal nicht mit der Familie, und wenn Ihr Euch mit der ersteren vermählen wollt, müßt Ihr Euch zuvor von der zweiten scheiden lassen!

Und das wollen wir thun, ja wahrhaftig, das wollen wir, rief Joseph Fredersdorf, welcher so eben unbemerkt von den Andern ins Zimmer getreten war und mit fröhlichem Kopfnicken und Lachen ringsum seine Grüße spendete. Ich meinestheils bin Euch Allen schon mit einem guten Beispiel vorangegangen, und habe gethan, was der große Eckhof begehrt. Ich habe mich von meiner Familie geschieden, um wo möglich der berechtigte Gemahl der Kunst zu werden, deren girrender und seufzender Liebhaber ich schon lange gewesen. Ich habe meinen sogenannten Lebensaussichten und dem ganzen philisterhaften Beamtenthum Valet gesagt, meinem ehrsamen, gelehrten und hofmännischen Bruder dazu, und bin ganz bereit, der Euere zu werden, wenn anders der edle Eckhof mich nicht verschmäht, sondern mich zu seinem Schüler annehmen will!

Eckhof reichte ihm mit einem sanften Lächeln die Hand dar. Ich nehme Sie an, und zwar mit Freuden, denn in Ihnen glüht das rechte Feuer der Kunst. Ich habe Sie lange genug beobachtet und geprüft, um gewiß zu sein, daß Sie in Wahrheit

den rechten Muth haben, welcher dazu gehört, ein deutscher Künstler sein zu wollen in dieser schlimmen Zeit, wo man nur das Fremdländische zu ehren und anzuerkennen weiß. Wenn Sie das Kreuz auf sich nehmen und die Dornenpfade des Künstlerthums mit uns wandeln wollen, so sage ich von ganzem Herzen: Sie sind willkommen!

Und ich danke Ihnen von ganzem Herzen für dieses Wort, welches mir die Berechtigung giebt, mitsprechen zu dürfen in dieser würdigen und ehrsamen Versammlung! rief Joseph mit komischem Pathos. Auf also, meine Freunde, auf, lasset uns von hinnen gehen und das Märtyrerthum der Kunst beginnen. Der Künstler ist in Deutschland nicht besser daran wie der Jude zu den Zeiten der Römerherrschaft. So lasset uns thun, wie es die Juden damals gethan, denn auch wir haben unsern Moses gefunden, der uns führen will in das gelobte Land der Verheißungen, wo wir Ehre, Freiheit, Reichthum und Glück finden sollen. Moses, Moses, führe uns, wir ziehen mit Dir gen Kanaan! Wir sind hier die Besiegten und Unterdrückten, laßt uns also ausziehen und wandern, wo wir uns eigene Tempel erbauen und eigenen Ruhm erkämpfen können. Sagt, wollt Ihr das nicht, meine Freunde? Wollt Ihr weniger ehrgeizig, weniger tapfer sein als die Juden? Wollt Ihr die Freiheit und den Ruhm nicht suchen, weil sie jenseits der Wüste liegen, die Ihr erst durchwandern müßt? Aber erinnert Euch doch, daß Denen, welche treu und inbrünstig an ihren Gott glauben, auch die Hülfe dieses Gottes niemals mangelt. Den verschmachtenden Juden in der Wüste sandte Gott das Manna, und Ihr, wollt Ihr so klein sein, zu glauben, daß der Gott der Kunst, daß Apoll Euch verschmachten läßt, wenn Ihr ausziehet, ihm Tempel und Altäre zu bauen? Verlaßt also getrosten Muthes die Fleischtöpfe Aegyptens, mit Euch zieht Euer Gott, und er wird uns segnen und behüten!

Ja, wir wollen's thun! Wir wollen Eckhof folgen! Wir wollen als ächte Jünger der Kunst unserm Meister gehorchen und ihm anhangen, riefen die begeisterten Freunde. Führe uns, Eckhof, führe uns, denn Du hast Recht, Berlin ist nicht der Ort, wo die deutsche Schauspielkunst gedeihen kann, man hält uns hier gering, obwohl man uns augenblicklich zu ehren scheint!

Gerade weil man uns zu ehren scheint, laßt uns klug sein und gehen, damit uns ihr Bedauern folge, damit man wünsche, uns wiederzusehen! Laßt uns fliehen vor den Ausländern, und eine Stadt suchen, wo man die einheimische Kunst vielleicht zu ehren weiß!

Diese Stadt ist schon gefunden, sagte Eckhof lächelnd. Laßt uns nach Halle ziehen, nach der Stadt der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, tiefer Bildung und edelsten Verständnisses. Die Männer, welche den Wissenschaften ihr ganzes Leben geweiht, werden am besten geeignet sein, das Streben des Künstlers zu schätzen und anzuerkennen, und in vereintem Streben mit ihnen werden wir Halle zu einem deutschen Athen erheben, in welchem die Wissenschaften und die Künste Hand in Hand gehen in edelster Geschwisterliebe!

Wohlan denn, nach Halle! rief Joseph, den Hut schwenkend, aber seine Stimme war weniger fröhlich und sein Auge blitzte minder feurig, als zuvor.

Und wird der Direktor Schönemann einwilligen, uns gehen zu lassen? fragte Einer der Bedächtigeren, Schwerfälligeren aus der Versammlung.

Schönemann ist entschlossen, mit uns zu gehen, sagte Eckhof, vorausgesetzt, daß wir keine Ansprüche auf Gage machen, sondern mit ihm auf Gewinn und Verlust diese Unternehmung theilen.

So daß wir also verhungern können, sagte Einer, wenn das Unternehmen mißlingt und wir in Halle keine Geschäfte machen?

Eckhof schleuderte auf ihn einen Blick der Verachtung und des Zorns, aber er erwiderte nichts, sondern durchmaß schweigend das Zimmer, um nach dem Schreibtisch zu gehen, der dort drüben in der Nische des Fensters stand. Er öffnete ihn nnd nahm eine gefüllte Börse hervor, mit der er wieder an den Tisch trat, um welchen die Kunstgenossen saßen.

Ich habe nicht gesagt, daß wir in Halle Geschäfte machen wollen, sagte er traurig, nicht Geschäfte und Schacher, wie es die Juden und die Kaufleute thun, sondern ich habe gemeint, daß wir dahin gehen wollen, als rechte und ächte Missionäre der Kunst, welche weder Hunger noch Durst, noch Entbehrung und Noth und Todesgefahr scheuen im Dienst ihrer Kunst und ihres Glaubens. Aber ich will, daß Ihr durch mich nicht hungern und Noth leiden sollt, so lange ich es vermeiden kann. Da, nehmt, was Mein ist. Dieser Beutel enthält die Gage der letzten zwei Monate und Das, was mir von der Einnahme des gestrigen Benefices noch übrig geblieben. Es ist Alles, was ich habe. Nehmt und theilt es untereinander, ich denke es wird ausreichen, Jedem von Euch wenigstens für einen Monat Sicherheit zu gewähren!

Wollt Ihr das annehmen, Ihr Freunde? fragte Joseph mit glühenden Augen.

Nein, wir wollen es nicht annehmen! riefen Alle, wie aus einem Munde. Was wir thun, wollen wir freudig und frei thun, und Niemand soll uns die Hände binden mit seiner Großmuth und Hochherzigkeit, selbst Eckhof nicht!

Eckhof's Antlitz strahlte vor Freude. Wahrlich,

Ihr seid ächte Jünger der Kunst und wohl berechtigt, ihr zu dienen, sagte er. Nun hört einen andern Vorschlag, den ich Euch machen will. Ihr habt mein Anerbieten für Euere Person ausgeschlagen, aber Ihr dürft das nicht thun für Euere Weiber und Kinder. Zählt also Euere Kinder und Euere Weiber zusammen und theilt unter sie zu gleichen Theilen

schlag an und theilten das Geld für ihre Frauen und Kinder.

Eckhof schaute ihnen mit vergnügtem Gesicht und heiterem Lächeln zu. Nun bin ich wieder, wie ich vor zwei Jahren war, sagte er, vor zwei Jahren, als ich mich zuerst ganz und gar der Kunst weihte. Damals war ich ein ehrsamer Schreiber, der von

das Geld, denn Ihr könnt nicht wollen, daß ich den Mammon behalte, während Ihr nichts habt. Mit diesem Gelde sollt Ihr Euch einstweilen loskaufen von der Familie, weil die Kunst Euerer bedarf und Euch zu sich ruft.

Erst nach langem Widerstreben und stürmischem Zureden Eckhof's nahmen die Freunde seinen Vor-

einem Tag zum andern so hin vegetirte und Gott dankte, wenn er nach achtstündiger Schreibarbeit ein wenig Luft und ein wenig Abendsonne genießen und den Feldern und Wäldern die erhabensten Stellen seiner Lieblingsdichter vordeclamiren durfte. Und vielleicht wäre ich wohl so ein armer Schreiber und Schwärmer geblieben, wenn mein Genius mir nicht

beigestanden und mir einen tüchtigen Stoß mit dem Ellenbogen gegeben hätte, damit ich aus meiner Träumerei zum thatkräftigen Leben erwachte. Als der übermüthige Justizrath, dessen Schreiber ich war, von mir verlangte, daß ich als Bedienter hinten auf seinem Wagen stände, da erwachte das Gefühl meiner Ehre und meiner Würde in mir und ich lief davon, fest entschlossen lieber zu verhungern, als solche Demüthigung und Schmach länger zu ertragen. Aber mein Genius war mit mir, er flößte mir den Muth ein, die große und ewige Sehnsucht meines Lebens zu verwirklichen, ein Schauspieler zu werden und der Kunst zu dienen, nachdem ich so lange nur der Nothdurft des Lebens gedient hatte. Seht, so ist es gekommen, daß ich ein Schauspieler geworden; weil man mich als Bedienten hinten auf den Wagen stellen wollte, bin ich ein Künstler geworden. Und will man uns jetzt nicht wieder so demüthigen und erniedrigen? Will man uns nicht zwingen, als arme Bediente fein, still und leise hintenaufzustehen auf diesem Triumphwagen der Schauspielkunst, in welchem die Ausländer und die Fremden ihre Plätze eingenommen haben? Nein, nein, Ihr Freunde, wir wollen nicht in Berlin Bediente sein, wenn wir in Halle die Herren, die freien Männer sein können, nicht Abschreiber der Franzosen, wenn wir Muth und Talent genug besitzen, selbstschaffende und denkende Künstler zu sein! Wer Großes will, hat auch die Kraft das Große zu erreichen, also laßt uns unverzagt sein und muthig und uns rasch und schnell vorbereiten zu unserm großen Unternehmen!

Er reichte den Freunden, welche jetzt mit der Theilung der Gelder fertig waren, seine Hände dar, und verabschiedete sie, nachdem er die nöthigen Verabredungen wegen ihrer nahe bevorstehenden Abreise getroffen.

Sie sind also fest entschlossen nach Halle und nicht in irgend eine andere Stadt zu gehen? fragte Joseph Fredersdorf, als er, nachdem die andern sie schon verlassen, Eckhof zum Abschied die Hand reichte.

Ja, wir gehen nach Halle, sagte Eckhof. Halle ist ein Musensitz, also gehören wir dort hin.

Joseph schüttelte traurig lächelnd das Haupt. Ich kenne Halle, sagte er. Sie nennen es einen Musensitz, ich meine aber, daß es mehr der Sitz des gelehrten Pedantismus ist. Sie werden das bald inne werden und erkennen müssen, daß es nichts Engherzigeres, Beschränkteres und Aufgeblaseneres giebt, als einen Hallenser Professor, der nichts anders anerkennt als nur eben sich selber, oder irgend einen alten bestaubten und verschimmelten Griechen oder Römer, der eigentlich für ihn dadurch nur erst groß und bedeutsam wird, daß der Herr Professor ihm die Ehre erzeigt, ihn zu erläutern und zu erklären. Aber immerhin, Sie haben einmal beschlossen, nach Halle zu gehen und ich folge Ihnen als treuer Knappe in Noth und Tod, und was schlimmer ist, nach Halle sogar!

Und jetzt, da ich endlich allein bin, rief Eckhof, als Joseph ihn verlassen, jetzt an das Studium meiner neuen Rolle. Nun steht mir bei, Ihr Götter, nun begeistert mich mit Eurer Kraft und gebt mir die rechten Töne, die rechte Ausdrucksweise, die rechte Mimik zu dieser wundervollen Gestalt des Hippolyt, mit der ich mir zuerst das Herz der strengen Professoren in Halle gewinnen will.

Und im Zimmer auf- und niedergehend, begann Eckhof mit lauter Stimme die stolzen und beredten Verse Corneille's zu recitiren. So vertieft war er in sein Studium, daß er das öfter wiederholte Klopfen an seiner Thür ganz überhörte, daß er gar nicht sah, wie endlich die Thür leise geöffnet ward, und der junge Lupinus mit schüchternem und erröthendem Antlitz auf der Schwelle erschien.

Staunend und verwundert hörte er den pathetischen Worten des Schauspielers zu, und als dieser jetzt die flammende und zugleich so unschuldsvolle Liebeserklärung Hippolyts sprach, überzog ein glühendes Roth des Jünglings Wangen und seine Augen füllten sich mit Thränen. Aber er bekämpfte diese Rührung bald und trat fest und entschlossen auf Eckhof zu, der eben seine Rede beendet hatte und vor dem Spiegel stand, um mit prüfendem Auge die Attitude zu betrachten, mit welcher er seine glänzende Liebeserklärung schließen wollte.

Mein Herr, sagte er mit leiser schüchterner Stimme, verzeihen Sie mir, wenn ich Sie störe. Aber man hatte mir gesagt, daß ich hier den Herrn Eckhof finden würde, und da es sehr wichtig und für meine ganze Zukunft entscheidend ist, daß ich diesen großen und weisen Mann spreche, so werden Sie schon Nachsicht üben müssen, wenn ich Sie da in Ihren köstlichen Studien unterbrochen habe. Ich bitte Sie, mir zu sagen, ob ich Herrn Eckhof wohl zu Hause treffe, denn daß ich mich richtig in seiner Wohnung befinde, las ich da draußen an der Thür.

Allerdings, hier wohnt Eckhof, sagte der Schauspieler, indem er den jungen Lupinus mit so durchdringenden und glänzenden Blicken ansah, daß dieser erröthete und mit mädchenhafter Verwirrung die Augen zu Boden schlug. Ja, hier wohnt Eckhof, aber nicht wie Sie sagen, der große und weise Mann, sondern einfach nur Eckhof, der Schauspieler.

Ich habe Sie nicht um Ihr Urtheil gefragt über den großen Künstler, welchen ich verehre, sagte Lupinus fast beleidigt, ich wollte von Ihnen nur erfahren, wo ich ihn finden könnte.

Wenn ich Ihnen das sagen soll, so müssen Sie mir zuvor sagen, was Sie von Eckhof wollen?

Was ich von ihm will? fragte der junge Mann sinnend und erröthend zugleich. Weiß ich das selber, mein Herr? Es liegt da ein Geheimniß in meiner Seele, welches ich selber nicht ergründen kann, und das Er, welcher Lebenserfahrung, Weisheit und Alter besitzt, mir erklären soll. Ich habe Vertrauen zu seinen Augen, zu seinem weißen Bart, und was ich Niemand sonst zu sagen wagen könnte, das werde ich ihm sagen.

Eckhof lachte. Was Eckhof's weißen Bart anbetrifft, sagte er, so werden Sie den in der Garderobe suchen müssen, wie seine Weisheit in den Büchern der Dichter, deren Worte er gesprochen. Eckhof ist weder alt, noch weise, noch welterfahren, denn, um es Ihnen kurz zu sagen, ich selber bin Eckhof.

Sie, Sie sind Eckhof? fragte Lupinus erbleichend, indem er wie entsetzt einige Schritte zurückwich und mit weit aufgerissenen Augen auf Eckhof hinstarrte, dessen edles, jugendfrisches, von Lebenskraft und Geist strahlendes Angesicht ihm mit lächelndem Ausdruck zugewandt war.

Sie sind Eckhof? wiederholte er noch einmal, und es flog wie ein Schauder durch seine ganze Gestalt.

Ich bin es, und ich denke, Sie werden es mir verzeihen, daß ich ein wenig jünger, ein wenig brauner und auch weniger weise bin wie der weise Cato, als welchen Sie mich ohne Zweifel gestern gesehen haben. Hoffentlich wird das Ihrem Vertrauen zu mir keinen Abbruch thun und ich bitte Sie von ganzem Herzen, mir zu sagen, worin ich Ihnen nützen kann und welches Geheimniß ich Ihnen ergründen helfen soll?

Nein, nein, Sie können mir dieses Geheimniß nicht ergründen, Sie nicht, rief der Jüngling mit vor Aufregung bebender Stimme. Verzeihen Sie, wenn ich Sie vergeblich störte, denn Ihnen habe ich nichts zu sagen, nichts zu gestehen.

Und ganz verwirrt und schamvoll entfloh der junge Mann aus dem Zimmer des Schauspielers, der ihm staunend und ganz überzeugt, daß er es mit einem Wahnsinnigen zu thun gehabt, nachblickte.

Mit keuchender Brust, zitternden Herzens, kaum wissend, was er that, was er dachte, rannte Lupinus durch die Straßen seiner Wohnung zu, und wie er endlich sein Zimmer erreicht, wie er hinter sich die Thüre geschlossen hatte, welche ihn abtrennte von der Welt und den neugierigen Menschen, da sank er ganz zerbrochen auf seine Kniee nieder und rief mit herzzerreißendem Ton: Ich habe Eckhof gesehen! O, er ist jung, er ist schön. Unglückselig bin ich, daß ich ihn gesehen habe!

Dann versank er tiefer in sich selbst, und immer noch auf seinen Knieen liegend, die Hände gefaltet, starrte er träumend und sinnend vor sich hin. Das dauerte eine lange Zeit, dann sprang er plötzlich empor, und mit von Energie und Gluth flammenden Augen rief er: Ich will fort! Ich muß fort: Ich will zurück nach Halle zu meinen Büchern, meinen Studien, zu meiner stillen Kammer, welche friedlich ist und einsam, und wohin das Geräusch der Welt und die Stimme Eckhof's nicht dringen kann. Dort werde ich dieses kurze Erwachen meiner Jugend vergessen, dort wird mein Herz wieder einschlafen und träumen und unter dem Staub der Bücher begraben liegen. So muß es sein, so soll es sein, denn es darf nicht anders sein. Unselig bin ich, daß ich hierher kommen mußte, denn ich fühle doch, daß ich hier am Scheidewege meiner Vergangenheit stehe, am Anfang eines neuen Daseins. Aber ich will fort! Vielleicht ist es noch Zeit, vielleicht kann ich dem Unheil noch entgehen und das Verderben noch beschwören, das mir droht. O, o, bei meinen Büchern und Studien werde ich alles Andere vergessen, werde ich diese Stimme nicht mehr hören, welche hier ewig vor meinen Ohren klingt, und diese Augen nicht mehr sehen, diese fürchterlichen, ach, diese wundervollen Augen! Ich muß also fort, heute, auf der Stelle.

Und mit fieberischer Hast und zitternden Händen packte er seine Effecten zusammen und verschloß sie in dem kleinen Reisekoffer.

Einige Stunden später fuhr die Post nach Halle mit lustigem Geschmetter die Straße hinunter. Als sie an der Wohnung Eckhof's vorüber kam, lehnte ein bleicher junger Mann sich aus dem Schlag hervor, und blickte mit rothen verweinten Augen zu den Fenstern des Schauspielers empor.

Lebewohl, Eckhof, murmelte er. Ich fliehe vor Dir, aber Gott segne Dich! Fort, fort nach Halle, wo meine Augen sicher sind, Eckhof nicht zu sehen, wo mein Herz seine Stimme nicht mehr hören wird!

Der Postwagen rollte weiter gen Halle zu; der junge Lupinus lehnte sich traurig und seufzend in die Ecke des Wagens zurück, überzeugt, sein Verhängniß beschworen und der Gefahr sich entzogen zu haben. Aber das Verhängniß war über ihm, wie die mit Blitzen angefüllte Wetterwolke, und die Gefahr, welcher er entfliehen wollte, folgte ihm nach.

XII.

Aberglauben und Pietismus.

Es war also endlich erreicht. Die große That war gethan, der schwarze Ziegenbock war aufgefunden und nach Berlin gebracht worden. Mit welcher Ungeduld, mit welcher herzklopfenden Sorge erwartete Fredersdorf den heutigen Abend, welcher ihm endlich die Enthüllung des großen Weltgeheimnisses bringen, ihn endlich die Kunst lehren sollte, Gold zu machen. Zu seinem Glücke war der König nicht in Berlin anwesend, sondern nach Charlottenburg gegangen, Fredersdorf war also für diesen Abend frei und der Herr seines Willens.

Und so wird es von morgen an immer sein, sagte er freudig zu sich selber. Von morgen an gehört mir die Welt, und ich beneide den König nicht um seinen Thron, den Gelehrten nicht um sein Wissen, und die Jugend und die Schönheit nicht um ihre Wunderblüthe, denn ich werde mächtiger, geliebter und gelehrter sein, als sie Alle, ich werde eine unerschöpfliche Quelle des Goldes haben, des Goldes, welches doch zuletzt der Herr und König aller Welt ist, und dem die Könige und die Gelehrten, die Jugend und die Schönheit sich beugen. O, welch ein Leben der Wonne und des Entzückens soll dies sein. Ich werde frei sein, und ich werde die Frau heirathen, welche ich liebe, ich werde Niemand mehr angehören als mir selber! O, schon neigt sich die Sonne dem Abend zu, bald wird der Mond am Himmel stehen und dann —

Ein leises Rauschen an der Tapetenthür machte ihn verstummen. Mit einer Art Entsetzen wandte Fredersdorf seine Blicke dieser Thüre zu, welche gerade in die Gemächer des Königs führte und durch welche nur Er eintreten konnte!

Und er war es! Es war Friedrich, welcher diese Thür öffnete und mit heiter lächelndem Gesicht das Zimmer seines Geheimkämmerers betrat.

Ich komme Dir unerwartet, sagte der König, dessen heller forschender Blick sehr wohl die Wolke bemerkt hatte, welche bei seinem Eintreten sich über Fredersdorf's Stirn gelagert hatte. Aber was willst Du, die Könige und das Schicksal haben immer das Recht, als der deus ex machina zu erscheinen und die Berechnungen der kleinen Sterblichen zu stören.

Ich habe gar keine Berechnungen gemacht, Majestät, sagte Fredersdorf verwirrt, und die Anwesenheit meines Königs kann auch für mich niemals störend sein.

Desto besser! rief der König lächelnd, denn ich habe meine Berechnungen gemacht und Du spielst darin eine wichtige Rolle. Wir werden heute Abend zu thun haben, Fredersdorf, und wenn Du vielleicht darauf gehofft hattest, diesen Abend frei zu sein, so thut es mir leid, diese Hoffnung stören zu müssen, denn für diesen Abend bist Du der Gefangene Deines Königs.

Der König sagte das mit einem so eigenthümlichen, ernsten und zugleich liebevollen Ausdruck, daß Fredersdorf sich unwillkürlich davon ergriffen und besänftigt fühlte, und seine Lippen auf die Hand preßte, welche der König ihm darreichte.

Wir werden zu arbeiten haben, fuhr Friedrich fort. Denn ich sage Dir, die Zeit der Muße ist vorüber und auch die Zeit der Musen. Bald werde ich meine Flöte wieder in ihren Kasten legen und mein Schwert wieder aus seiner Scheide ziehen, denn, wie es scheint, findet meine Muhme Maria Theresia, daß es einem König von Preußen nicht ziemt, sein Leben anders als im Feldlager hinzubringen und eine andere Musik zu vernehmen, als den Donner der Kanonen und die Trompete, welche zur Schlacht ruft. Nun, wenn Oesterreich denn durchaus den Krieg mit uns will, so soll es ihn haben, denn nimmer wird Preußen sich den übermüthigen Forderungen Oesterreich's fügen, und nimmer wird das Haus Hohenzollern sich wieder dem Hause Habsburg unterordnen und dienstbar machen. Meine Muhme, die Kaiserin, will es immer noch nicht vergessen, daß die Churfürsten von Brandenburg den Kaisern das Waschbecken bei der Tafel reichen mußten, sie möchten uns daher immer noch als den Cavaliere ser-

vante ihres Hauses betrachten und uns mit England's, Rußland's und Sachsen's Hülfe in das alte Joch zurückzwingen. Aber es soll ihr nicht gelingen, und wenn sie mit England, Rußland und Sachsen ein Bündniß geschlossen, so habe ich dasselbe gethan mit Frankreich und mit Baiern, zum Schutz des Kaisers Karl des Siebenten. Das bedeutet also Krieg, und das Leben des Genusses und der Träumereien ist nun vorüber.

Ich habe Dir da ein wenig Politik erzählt, fuhr der König nach einer Pause lächelnd fort. Ich that's, um Dir zu beweisen, daß ich Deiner bedarf, und daß wir viel zu arbeiten haben. Wir müssen die Rechnungen meiner Privatchatoulle ordnen, wir haben Briefe zu schreiben, und endlich uns mit den Geschenken zu beschäftigen, welche wir der Prinzessin Ulrike zu ihrer Vermählung darzubringen haben. Du siehst also, wir haben viel zu thun.

Ich werde zu jeder Zeit bereit sein, die Befehle meines Königs zu empfangen, sagte Fredersdorf, ich werde die ganze Nacht arbeiten, nur bitte ich Euere Majestät, mir dafür einige Abendstunden zu gewähren zur Besorgung eines wichtigen Geschäfts, das keinen Aufschub duldet.

Ah, ohne Zweifel willst Du mir die Epistel des Horaz vollenden, von der ich neulich sprach, und auf deren Uebersetzung ich noch immer harre. Du weißt doch, diese Epistel, welche von dem unnützen Opfer der Lämmer oder Ziegenböcke handelt? Nun, spare Dir diese Uebersetzung bis auf bessere Tage, heute haben wir keine Zeit dazu und ich kann Dich heute nicht von Deinem Dienst bei mir entbinden.

Und dennoch wage ich es, meine Bitte zu wiederholen, rief Fredersdorf in leidenschaftlicher Erregtheit. Sire, es ist ein unaufschiebbares Geschäft, und ich flehe Eure Majestät an, mich für einige Stunden zu entlassen!

Nun, wenn Du auf die Wünsche Deines Freundes nicht hören willst, so wirst Du jetzt nur noch die Befehle Deines Königs zu erfüllen haben, sagte Friedrich, dessen Antlitz jetzt einen stolzen gebieterischen Ernst zeigte. Dein König befiehlt Dir, für diesen Abend dieses Zimmer nicht zu verlassen!

Haben Sie Gnade, Sire, ich beschwöre Sie. Ich bitte nur um zwei Stunden meiner Freiheit, denn ich sagte Ihnen schon, daß es sich für mich um ein wichtiges Geschäft handelt, von dem mein Lebensglück abhängig ist.

Der König zuckte verächtlich die Achseln. Dein Lebensglück? sagte er. Wann weiß denn der kleine kurzsichtige Mensch zu unterscheiden, welches sein Lebensglück sei? Du suchst es heute vielleicht im Reichthum, morgen in Deiner Geliebten, und verwünschest übermorgen sowohl das Eine wie das Andere! Ich kann Dir Deinen Wunsch nicht erfüllen. Ich habe wichtige Arbeit für Dich und ich kann Dir keine Minute Urlaub geben.

Sire, ich muß —

Keine Einwendungen mehr, unterbrach ihn der König streng. Du bleibst hier, ich befehle Dir, dieses Zimmer nicht zu verlassen.

Ich werde diesen Befehl nicht erfüllen können, rief Fredersdorf ganz außer sich, wie in Verzweiflung und schmerzlicher Wuth. Mögen Euere Majestät die Gnade haben, mich aus meinem Dienst zu entlassen, mich frei zu geben, mögen Sie mich für immer aus Ihrer Nähe verstoßen, möge ich Ihrer Ungnade anheim fallen, aber ich muß heute Abend eine Stunde der Freiheit haben!

Des Königs Augen schossen Blitze und sein Antlitz hatte jetzt einen so drohenden und stolzen Ausdruck angenommen, daß Fredersdorf selber, trotz der Verblendung seiner Aufregung davor erbebte.

Der König sagte kein Wort. Er ging nur hastig nach der andern Thür, welche auf den Corridor hinausführte, und öffnete sie. Zwei Soldaten mit geschultertem Gewehr standen vor derselben.

Ihr sorgt dafür, daß Niemand dieses Zimmer verläßt, sagte der König zu den Soldaten. Ihr gebt Feuer auf Jeden, welcher diese Thür öffnet.

Dann schloß er die Thür wieder und sein flammender Blick richtete sich wieder auf Fredersdorf's bleiches Angesicht.

Ich sagte es Dir schon zuvor, sagte er, Du bist heute der Gefangene Deines Königs. Du wolltest den Scherz nicht verstehen, jetzt wirst Du den Ernst begreifen müssen. Dieses Zimmer hat keine weitern Ausgänge. Vor dieser Thür steht die Schildwache und jene Thür dort, die zu mir führt, verschließe ich. Denn jetzt wirst Du nicht mit mir arbeiten, Du bist dessen heute nicht würdig, weil Du ein strafwürdiger Rebell bist, der sich gegen die Liebe und Freundschaft seines Königs opponirt und blind ist mit sehenden Augen.

Fredersdorf fand nicht die Kraft zu einer Erwiderung, er war ganz zerbrochen, ganz vernichtet.

Der König durchschritt hastig das Zimmer und öffnete die Tapetenthür, um in seine Zimmer zurückzukehren. Als er schon auf der Schwelle stand, wandte er sich noch einmal um.

Fredersdorf, sagte er mit mildem Ton, Du wirst es mir eines Tages danken, daß ich Dir heute ein strenger König gewesen. Dann schloß er die Thür hinter sich und steckte den Schlüssel in seine Busentasche, indem er eilig den kleinen Corridor durchschritt und in sein Arbeitszimmer trat, wo Jordan seiner harrte.

Jetzt, Freund, sagte der König, jetzt wollen wir

die Polizei ruhig walten lassen. Fredersdorf wird nicht dabei sein, und ich werde nicht nöthig haben, ihn weiter zu strafen, denn er ist schon gestraft genug durch seinen eigenen Zorn. Ach, mein Freund, wie schwer ist es doch, dem Unverstande zu wehren und die Thorheit weise zu machen. Der kluge und verständige Fredersdorf will jetzt durch das Blut eines Ziegenbocks lernen Gold zu machen, um es zu erreichen, verbindet er sich mit meinen Widersachern, den Heuchlern und Pietisten, und geht in die Betstunden der Gottlosen, die sich doch die Gottvollen und die rechten Kinder Gottes nennen. Ach, Jordan, wie elend und erbärmlich ist doch dieses Menschengeschlecht, und wie wenig verdient es, daß wir es lieben! Ich habe diesen Fredersdorf aus der Dunkelheit und Armuth emporgezogen, ich habe ihn nicht blos zu meinem Diener, sondern ich habe ihn zu meinem Vertrauten und zu meinem Freunde gemacht, ich habe ihn geliebt. Und was habe ich dafür geerntet? Seinen Undank und seinen Haß! Da drinnen sitzt er und flucht und verwünscht seinen König, der doch weiter nichts gethan hat, als daß er ihn vor der Lächerlichkeit und dem kindischen Wahnsinn bewahrte. Jordan, Jordan, es ist ein sehr undankbares Geschäft, ein König zu sein.

Es ist ein ebenso undankbares Geschäft, Gott zu sein, sagte Jordan mit seinem sanften, schmerzlichen Lächeln. Gott und der König werden beide am meisten mißverstanden, weil sie zu hoch stehen für die kurzsichtigen Augen der Menschen, weil man dem König nicht verzeiht, das er kein Gott ist, allwissend und allmächtig wie dieser, weil man Gott nicht verzeiht, daß er kein Mensch ist und nicht handelt und thut, wie Menschen thun und handeln würden.

Der König erwiderte nichts. Sinnend und die Hände auf dem Rücken gefaltet, ging er im Zimmer auf und ab. Armer Fredersdorf, sagte er dann leise, ich werde ihm heute sein Steckenpferd zerbrechen, und das scheint den Menschen immer ein unverzeihliches Verbrechen. Ich hätte die Thorheiten und Albernheiten dieser sogenannten Frommen noch gewähren lassen, wenn sie nicht den armen Fredersdorf in ihren Unsinn mit hineingezogen hätten. Aber um seinetwillen will ich ihnen jetzt eine Lection geben, damit er einsehen lerne, daß er es mit Betrügern und Charlatans zu thun hat. Möge also geschehen, was geschehen soll. Ich habe Fredersdorf von der Lächerlichkeit gerettet. Wenn er dafür auf mich flucht, was liegt daran!

Der König hatte Recht. Fredersdorf war außer sich vor Zorn, und in seinem Zorn verwünschte er, in seinem Herzen nicht allein, sondern auch mit seinen zitternden, bebenden Lippen den König, den er einen Tyrannen, einen herzlosen Egoisten nannte, und den er haßte mit jenem leicht aufflackernden Haß der Kinder, welche nicht begreifen, daß die Hand, welche sie für eine Unart straft, immer die Hand eines Wohlthäters ist.

Sie werden nun das Geheimniß erfahren, Sie werden von Gott oder dem Teufel lernen Gold zu machen, und ich, ich werde nicht dabei sein! murmelte Fredersdorf zähneknirschend. Wer weiß, ob sie mir alsdann dieses kostbare Recept mittheilen werden, oder ob sie nicht lieber an mir zu Lügnern und Betrügern werden, und mich hintergehen. O, da steigt schon der Mond empor und wirft seine goldenen Strahlen in dieses Zimmer, das jetzt mein Gefängniß geworden ist. Jetzt werden sie sich versammeln, jetzt beginnt das heilige Fest der Beschwörung! Und ich, ich bin nicht dabei!

Und er raufte sich das Haar und zerschlug sich die Brust und weinte laut vor Zorn und Wuth. —

Fredersdorf täuschte sich nicht. Wie der Mond aufging, begann das Fest der Beschwörung, zu welchem Herr von Kleist, der Gemahl der schönen Louise von Schwerin, die Bundesgenossen und Vertrauten eingeladen hatte.

Der große Tanzsaal, in welchem die heitere und lebenslustige Dame vom Hause sonst ihre Ballfeste und ihre glänzenden Soiréen zu geben pflegte, und auf dessen glänzendem Parquet sie ihr Vermögen, ihr Glück und ihre Ideale sich zu einem flüchtigen Staub unter ihren tanzenden Füßen hatte zermürbeln gesehen, der große Tanzsaal war jetzt in einen großen feierlichen Betsaal verwandelt worden, in welchem die frommen Gläubigen zusammenkamen, um Gott anzubeten und den Teufel zu beschwören. Der König hatte es verboten, außer an den gesetzlichen Sonn- und Festtagen Betstunden in den Kirchen zu halten, und als dies von einigen frommen und fanatischen Predigern dennoch geschehen war, hatte man auf den besondern Befehl des Königs diese Betstunden mit Waffengewalt aufgehoben, die fromme Versammlung auseinandergetrieben und die Kirchen geschlossen, indem man den Predigern und Klöstern mit sofortiger Absetzung drohte, wenn die Kirchen an den Wochentagen wieder zu den Betstunden geöffnet würden.*)

Die Frommen also, sehr wenig geneigt, die Worte der Bibel zu befolgen, und dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, das heißt den Gehorsam, diese Frommen, welche man aus den Kirchen vertrieben hatte, vereinigten sich seitdem in den verschiedenen Privathäusern der Gläubigen. Dort kamen sie zusammen zu ihrem Gottesdienst, welcher

*) Preuß, Geschichte Friedrich's des Großen. I. 131.

indeß nur darin bestand, daß man in stolzem Uebermuth mit frommen Reden und salbungsvollen Worten einander beschwor, auszuharren und treu zu bleiben dem einzigen, wahren und rechten Glauben, als welchen die stolzen Fanatiker immer denjenigen Glauben zu bezeichnen pflegen, welcher der ihre ist. Nicht minder aber wagte man es dort in eifernden Reden den König als einen Ungläubigen zu lästern, und sich einander zu bestärken in dem Ungehorsam gegen seine Befehle, welcher Ungehorsam Allen als eine Gott wohlgefällige That erschien.

Die Pietisten, welche vergebens bemüht gewesen, unter Friedrich zu der Macht und dem Ansehen zu gelangen, welche sie unter seinem Vater genossen, waren daher des Königs erbittertste Feinde geworden, und indem sie Friedrich Wilhelm den Ersten als den weisen, gütigen und Gott wohlgefälligen König priesen und beklagten, riefen sie Unheil und Wehe herab auf das Haupt des jetzigen Königs, der es wagte, ihre Frömmigkeit Heuchelei zu nennen, über ihren Zorn zu lachen, auf ihre Wünsche mit sanglanten Witzworten und beißendem Spott zu antworten, die frommen Priester „Chekers" oder „Thiere sonder Vernunft" nannte, und ganz kürzlich noch in seiner kurzen und drastischen Schreibweise auf eine Eingabe und das Bittgesuch eines Predigers die verneinende lakonische Antwort gegeben: „Der verfluchte Pfaffe weiß selber nicht, was er will, hole ihn der Teufel."*)

Diese sogenannte fromme Betstunde also sollte heute in dem Tanzsaale der schönen Frau von Kleist stattfinden, und nur die Eingeweiheten und Auserlesenen blieben nachher zurück, um den weitern Mysterien beizuwohnen und Zeuge der Beschwörungen zu sein, mit welchen der sogenannte Sterndeuter oder Planetarier Pfannenschmidt heute den Teufel zwingen wollte zu erscheinen.

Zu diesen Mysterien wurde kein Weib zugelassen, und Jeder der Eingeweihten hatte den feierlichen Schwur leisten müssen, keiner Frau auch nur eine Sylbe zu verrathen von Dem, was in diesen geheimsten Versammlungen vorginge, und womit man sich in denselben beschäftige.

Auch Herr von Kleist hatte diesen Schwur geleistet, und ihn getreulich erfüllt. Nun aber giebt es ein sehr weises und von großer Lebenserfahrung zeugendes persisches Sprichwort, welches sagt: „Wenn Du Dein gehorsames und unterwürfiges Weib zu einem Ungehorsam verleiten willst, so hast Du nur nöthig, ihr etwas zu verbieten; wenn Du vor ihr ein Geheimniß bewahren willst, so hast Du nur nöthig, Dir die Zunge auszureißen, oder Dich zu tödten, denn wenn Du lebst, wird sie Dein Geheimniß doch erfahren, und sei es noch so tief auf dem Grunde Deines Herzens verborgen."

Diesem Sprichwort ganz entsprechend, hatte auch Frau von Kleist das Geheimniß ihres Gemahls erfahren, war sie eine Mitwisserin dieser Dinge geworden, welche man ihr verbergen wollte. Louise von Kleist, längst schon von der kurzen und flüchtigen Liebe zu ihrem, von dem König ihr zugewiesenen Gemahl zu dem flatterhaften Leichtsinn ihrer frühern Tage zurückgekehrt, hatte nur auf eine Gelegenheit gewartet, um sich zu rächen an ihrem Gemahl, weil er niemals reich genug gewesen, ihre Capricen und ihre verschwenderischen Gelüste zu erfüllen, weil er sogar so kleinlich und selbstsüchtig gewesen, sie zu beschränken in den Mitteln, welche sie doch besaßen, und für sich zu gebrauchen, was sie haben und zu ihren Zwecken verwenden wollte. Beide schalten einander Verschwender, und suchten, unter dem Vorgeben, daß von dem Andern das Geld nutzlos ausgegeben werde, sich so viel Geld als möglich anzueignen. Die natürliche Folge davon war ein fortdauernder Zank und Unfriede, ein fortdauernder Mangel an Geld.

Für diese Misère rächte sich Louise von Kleist, wie sich eben schöne und coquette Frauen an ihren Männern zu rächen pflegen; sie haßte und verachtete ihren Mann von ganzem Herzen, und war sehr bereit, den Worten des Dichters Glauben zu schenken, welcher sagt, daß ein Frauenherz immer jungfräulich ist für neue Liebe. Aber sie wollte auch noch eine specielle Rache dafür, daß ihr Gemahl es gewagt, ein Geheimniß zu haben und es ihr nicht mitzutheilen. Nicht sobald hatte sie daher den Zweck dieser geheimen Zusammenkünfte ausspionirt, als sie dem König davon Nachricht gab, und ihn beschwor, ihr zu Hülfe zu kommen, um den Gemahl von diesem unseligen Wahn, welcher, wie sie sagte, ihr bereits ihr eheliches Glück und ihr Vermögen gekostet, zu heilen, indem er den Planetarier als einen Betrüger entlarven, und diese Versammlungen aufheben ließe.

Der König war auf Frau von Kleist's Wünsche eingegangen, nicht so sehr um ihrer selbst willen, als weil diese Gelegenheit ihm sehr willkommen war, Fredersdorf von dem Mysticismus und Aberglauben, welcher ihn umnebelt hielt, zu heilen, und ihn von der Nichtigkeit der Vorstellungen des Planetariers zu überzeugen.

Es waren daher die nöthigen Vorbereitungen für den heutigen Abend getroffen worden, und nicht sobald hatte die fromme Versammlung ihren Anfang genommen, als Frau von Kleist die vier Polizei-

*) Büsching, Charakter Friedrich's des Großen. S. 52. 54. 55.

beamten, welche in einem, dem ihrigen gegenüber belegenen Hause warteten, zu sich winkte und sie heimlich und leise in ein kleines, neben dem Betsaal befindliches Gemach führte, das nur durch eine Portière von dem Saal getrennt war, so daß man Alles sehen, Alles hören konnte, was in dem Saal geschah.

Die fromme Versammlung ahnte nichts davon. Sie war heute zahlreicher denn jemals besucht. Da waren Leute aus allen Ständen, von dem niedern Arbeiter und dem geringen Handwerker an bis zu den Herren vom höchsten Adel und aus dem höchsten Beamtenstande. Jeder, welcher glaubte, sich über eine Ungerechtigkeit oder Zurücksetzung des Königs beklagen zu müssen, Jeder, welcher vermeinte, daß seine hohen Eigenschaften und Talente nicht hinlänglich anerkannt und belohnt würden, ward zu einem Widersacher des Königs und begab sich unter die Fahne der Frömmigkeit, welche damals wie jetzt das gleisnerische Panier aller Derjenigen war, die unter dem Schein des Rechts ihren Eigendünkel und ihren Stolz verbergen wollten.

Sie beteten heiße und inbrünstige Gebete, und sangen fromme Lieder zur Ehre Gottes. Dann betrat ein Geistlicher die kleine improvisirte Kanzel und hielt eine jener donnernden, von Scheinheiligkeit, Unduldsamkeit, Hochmuth und Geistesbeschränktheit triefenden Reden, wie nur die Pietisten sie zu halten vermögen, und in welcher er alle Diejenigen verloren und verdammt nannte, welche nicht glaubten, wie Er glaubte, alle Diejenigen für gesegnet und berufen erklärte, welche dem Bannspruch und strengen Verbot des Königs trotzten, und diese heiligen, von dem „freigeistigen" König verpönten Versammlungen besuchten.

Aber alles dieses war doch nur die Vorbereitung, die Einleitung zu der großen Feierlichkeit, welche heute den „Eingeweiheten" bevorstand, und welcher Alle mit klopfendem Herzen und in athemloser Spannung entgegensahen.

Der Gottesdienst war beendigt, die frommen Brüder und Schwestern hatten sich entfernt, und nur das Directorium war zurückgeblieben, um, wie es der Gemeinde gesagt, seine Berathungen zu halten und seine Beschlüsse zu fassen.

Wieder bestieg ein frommer Redner die Kanzel, dies Mal aber nicht der Geistliche, welcher vorher die Versammlung mit seiner fanatischen Rede erbaut hatte, sondern der Planetarier Pfaunenschmidt, der von Gott erleuchtete Prophet. Mit welchen andachttriefenden, frommzerknirschten Worten er seine Zuhörer zur Buße ermahnte, zur Verachtung dieser scheinheiligen und ekeln Welt, welche Gott nur so schön und verlockend geschaffen, um den sündigen Menschen zu versuchen, und seine Kraft des Widerstrebens zu erproben!

Widersteht, widersteht, heulte er mit seiner gurgeluden Nasenstimme, gehet in Euch und verachtet die Welt und bekehret die Menschen, auf daß sie Euch sich zuwenden, und gerettet werden, wie wir gerettet sind, und Engel Gottes werden, wie wir Engel Gottes sind! Aber um dieses edle und erhabene Ziel zu erreichen, bedarf es großer Anstrengungen, großer Mittel, bedarf es der Macht und des Ansehens. Und die Welt bekehren und beglücken zu können, müssen wir die Welt unser Eigen nennen, müssen wir erst den Teufel abgekauft haben, der die Sünde der Welt, welche das Gold ist, in seinen Krallen hält, und damit die Menschen zu sich zieht, und ihre Seelen sich erkauft. Wir in der Kraft unserer Gottesliebe haben die Berufung den Teufel zu besiegen, und ihn zu zwingen, uns sein Geheimniß zu sagen, uns das Recept zu geben, wie man Gold macht, und wie es gebraut wird in den Tiefen der Erde! Denen, die wie wir erleuchtet sind vom heiligen Geiste der Erkenntniß müssen sich die Mysterien der Unterwelt offenbaren, und vor uns muß sich der Teufel selbst im Staube winden, denn wir sind der heiligen Liebe voll, wir sind die Engel Gottes, und also die mächtigen und erhabenen Widersacher des Teufels, den Gott nur in die Welt gesandt, damit die Kinder und Engel Gottes an ihm ihre Kraft und ihr Herz stählen sollen! Es ist also ein edles, ein großes Werk, welches wir heute vorhaben, wir wollen von ihm erzwingen, daß er uns lehre Gold zu machen, damit wir mit dem Golde alsdann der ganzen Menschheit den Himmel erkaufen können.

Und nachdem er mit so scheinheiligen und heuchlerischen Worten ihr egoistisches und geldgieriges Bemühen beschönigt hatte, forderte er die Versammelten auf zum inbrünstigen Gebet, zum heiligen Flehen.

Sie stürzten nieder auf ihre Kniee, sie wagten es zu Gott zu beten, daß er ihnen die Kraft gäbe, den Teufel zu beschwören, sie wagten es, ihrem Aberglauben und ihrer Heuchelei die Maske der Frömmigkeit und des Edelmuthes vorzuhalten, und ihre unheiligen Begierden mit dem Schweißtuch der heiligen Veronika zu verschleiern. Weil sie den Gott liebten, wollten sie den Teufel beschwören, weil sie die Menschen erlösen wollten, mußten sie das Goldmachen vom Teufel erlernen!

Aber es lag durchaus nicht in dem Plan des großen Planetariers, den „Eingeweihten" wirklich den Teufel erscheinen zu lassen und diese Beschwörungen endlich mit einem Resultat zu krönen. So lange der Teufel nicht erschien, glaubten die Frommen an den Planetarier, hofften sie auf ihn, gaben sie ihm ihr

Geld, ihre Liebe, ihr Vertrauen, ehrten sie ihn als ihren Wohlthäter und Beglücker der Zukunft, als den erhabenen Messias, welcher sie einst reich und mächtig machen, die ganze Welt ihnen unterordnen werde. Er konnte ihnen den Teufel nicht erscheinen lassen, weil mit dem Erscheinen desselben ihnen seine Unfähigkeit, sie das Geheimniß des Goldmachens zu lehren, klar geworden wäre.

Vergebens waren also bis dahin seine Beschwörungen gewesen, vergebens mußten sie auch in der Zukunft sein! Unter heiligen Gesängen führten sie jetzt den Ziegenbock ein, dieses schwarze Ungethüm, dessen Herbeischaffung so viel Geld, so viel Mühe

und Anstrengung gekostet, und das man heute dem Teufel opfern wollte.

Unter feierlichen Ceremonien zogen die in weiße Schleier verhüllten „Erzengel" das unglückliche Schlachtopfer zum Altar, wo Pfannenschmidt, der Hohepriester im goldgestickten Gewande, bereit stand, um es mit dem silbernen Messer zu tödten, und sein Blut in silberner Schale zu empfangen.

Und wie er das Messer erhob, um den Ziegenbock zu tödten, warfen sich die Gläubigen auf ihre Kniee nieder und beteten laut, und fleheten zu Gott um seinen Beistand zum Gelingen des erhabenen Werkes.

Der von Begeisterung, Gluth und Andacht strahlende Planetarier senkte den erhobenen Arm herab, der blitzende Stahl wollte sich eben in den Hals des armen Thieres versenken, das mit dem ruhigen Blick eines Weisen umherschaute, als sich plötzlich etwas Unerhörtes, etwas Unglaubliches begab.

Eine fabelhafte, entsetzliche Gestalt sprang plötzlich hinter dem Altar hervor und hielt die Hand des Planetariers auf, indem sie mit donnernder Stimme rief: Spart Euch das Opfer, haltet ein mit Eurer Mordthat. Ihr habt mich gerufen! Ich bin da! Ich der Teufel!

Der Teufel! Es ist der Teufel! murmelten die Frommen, indem sie mit andachtsvoller Scheu auf diese riesengroße Gestalt in dem feuerrothen Gewande hinblickten, deren Antlitz ganz beschattet war von dem großen breitgekrämpten Hut, von welchem rothe Federn stolz und majestätisch emporstiegen, während der dicke Klumpfuß ganz unzweifelhaft die leibhaftige Anwesenheit des Teufels kund gab.

Sie glaubten wirklich an ihn, diese frommen Kinder Gottes, sie lagen auf ihren Knieen und stammelten Gebete, von denen sie selber wohl nicht wußten, ob sie an Gott oder an den Teufel gerichtet waren. Sie waren voll heiliger Zerknirschung und Andacht.

Da drinnen aber in dem kleinen Kabinet stand Frau von Kleist bebend vor Lachen und nur mühsam

einen lauten Ausbruch ihrer Fröhlichkeit zurückhaltend. Sie blickte mit von Bosheit und Schadenfreude leuchtenden Augen hin zu ihrem Gemahl, der ganz zerknirscht, ganz zitternd und todesbleich zu den Füßen des Teufels und des Ziegenbockes lag und verwirrte Worte stammelte, indem er seine demuthsvollen flehenden Blicke auf dieses Ungestüm richtete, das für ihn wirklich der Teufel war, dessen menschliche Existenz aber für Luise von Kleist kein Geheimniß war, da sie es gewesen, welche dem jungen Fredersdorf zu dieser Vermummung den Gedanken eingegeben, und ihm bei seiner Verkleidung behülflich gewesen.

Dieser Augenblick rächt mich für Alles, was ich an der Seite dieses eitlen, eingebildeten und verschwenderischen Thoren gelitten habe, sagte Frau von Kleist zu sich selber, indem ihr spottender Blick immer noch auf ihren Gemahl gerichtet war. Dieser Moment überliefert ihn mir auf Gnade oder Ungnade! O, o, ich will ihn verhöhnen, ihn martern mit dieser Teufelsbeschwörung. Die ganze Welt soll davon erfahren, denn von nun an wird das Recht immer auf meiner Seite sein, und Jedermann wird mich beklagen und bemitleiden, daß ich an einen solchen Blödsinnigen gefesselt bin, und Jedermann wird ihn verspotten und verhöhnen. Ich werde sowohl die Lacher als die vernünftigen Leute auf meiner Seite haben, und Niemand wird's mir nun noch verargen, wenn ich meinen Gemahl nicht liebe und ihm nicht treu sein kann!

Aber während die frommen Auserwählten so auf ihren Knieen dem Teufel ihre Huldigung darbrachten, hatte der Planetarier Pfannenschmidt sich von der ersten Betäubung und dem ersten Schreck wieder erholt. Er, welcher nicht an den Teufel glaubte, obwohl er ihn täglich beschwor, er, welcher diesen da nicht bestellt und ausgerüstet hätte, er mußte also wissen, daß dieser Teufel, welcher vor ihm stand, entweder nur ein unziemlicher Scherz oder eine boshafte Verhöhnung sein konnte.

Er mußte also diesen vermeintlichen Teufel als einen Betrüger enthüllen, er mußte ihm die Maske abreißen und die Verstellung entdecken.

Mit einer leidenschaftlichen Gluth streckte er daher beide Arme gegen den vermeintlichen Teufel aus. Hebe Dich weg, Du Betrüger und Baalssohn, schrie er laut. Fliehe, fliehe, bevor wir dich entlarven. Denn Du bist nicht, wofür Du Dich ausgiebst! Du bist nicht der Teufel!

Wie? Du willst mich verleugnen? rief der Andere, indem er die mit einem rothen Handschuh bewaffnete Hand dem Beschwörer entgegenballte. Du hast mich so lange gerufen, Du hast diesen meinen Kindern da so viel Geld abgeschwindelt, um mein Erscheinen damit zu erkaufen, und jetzt da ich komme, willst Du mich nicht anerkennen, weil es Dir scheint, daß, wenn ich selber komme, diese armen Gläubigen Dir nicht mehr ihr Geld geben und Dich anbeten werden, und von Dir sich an der Nase herumziehen lassen? Geh, geh, Du bist nicht mein rechter Hoherpriester. Ich habe mich Deinen Beschwörungen gefügt, ich bin gekommen, aber nur, um Dich vor meinen gläubigen Kindern da als einen Betrüger zu entlarven, aber nur, um sie von Dir zu befreien. Hebe Dich weg, Du Lästerer Gottes und des Teufels, wir Beide wollen Dich nicht. Hebe Dich also weg und entflieh!

Und indem er so sprach, faßte der Teufel mit mächtigem Arm den Planetarier und wollte ihn von dem Altar herunterdrängen, aber Pfannenschmidt war nicht der Mann, sich eine solche Unbill gefallen zu lassen. Mit einem Wuthgeschrei stürzte er sich auf seinen teuflischen Gegner, und nun begann eine jener Scenen, für deren Schilderung es keine Worte und keine Ausdrücke und Farben giebt, weil sie zu rasch, zu drastisch, zu gewaltig in ihrer Art sind.

Ein heftiger Faustkampf entstand zwischen dem Teufel und dem Planetarier. Die frommen Betenden erhoben sich von ihren Knieen, um mit erstarrten Blicken hinzuschauen auf dieses seltsame, unerhörte Schauspiel, um dann endlich hinzustürzen zu dem Altar, und je nachdem sie an den Teufel oder an den Planetarier glaubten, dem Einen oder dem Andern zu Hülfe zu kommen. Ein allgemeiner Kampf entstand, und mitten in dieses Getümmel stürzten sich jetzt die vier Polizeibeamten, um im Namen des Königs die Anwesenden zu verhaften, die Versammlung, welche das Gesetz verpönte, aufzuheben und damit dem Kampf und allem Toben ein Ende zu machen.

Während dieses Alles geschah, lehnte Louise von Kleist mit vor Lachen weinenden Augen an der Portiere, durch deren Oeffnung sie diese ganze Scene beobachtet hatte. Sie sah, wie die Polizeibeamten den wüthenden Planetarier ergriffen, welcher die heftigsten Verwünschungen ausstieß gegen den unheiligen König, der nicht an Gott glaube, und den frechen Muth habe, die Frommen und Betenden als Verbrecher zu behandeln, und den Diener des Herrn zu verhaften. Sie sah, wie diese ehrbaren und frommen Grafen und Barone, diese Officiere und hohen Beamten, welche die frommen Gläubigen des Planetariers gewesen, sich still und beschämt von dannen schlichen, und in eiliger Flucht ihre Rettung suchten vor den Dienern des Königs; sie sah, wie endlich ihr eigener Gatte von den Polizeibeamten verlacht und verspottet ward, und wie man ihm den eigenhändigen schriftlichen Befehl des Königs übergab, welcher ihn zum Gefangenen machte, aber um das

Aufsehen zu vermeiden, ihm nur Hausarrest auferlegte.

Als sie diesen Befehl vorlesen hörte, verstummte Louisens Lachen und ihre Stirn verfinsterte sich.

Wahrhaftig, sagte sie, das ist eine Schonung, welche sehr einer Malice des Königs gleicht. Meinem Gemahl Hausarrest geben, heißt mich dazu verdammen, beständig mit seiner unleidlichen Gesellschaft gestraft zu werden. Mein Gott, wie grausam und wie boshaft ist doch der König! Er giebt meinem Gemahl Hausarrest, das heißt so viel, als meinen Geliebten, den schönen, den wundervollen Salimbeni aus meinem Hause verbannen. O, wann werde ich Dich jetzt wiedersehen mein Geliebter!

XIII.

Die beiden Schwestern.

Jetzt also stehe ich am Ziel! sagte Prinzessin Ulrike, indem sie mit einem stolzen triumphirenden Lächeln das Gesangbuch, welches sie eben noch in Händen gehalten, bei Seite legte, und den langen weißen Spitzenschleier von ihrem Haupte löste. Die Hauptceremonie ist vorüber, nun nur noch eine Ceremonie, und ich werde eine Kronprinzessin, bald eine Königin sein. Es ist ihnen also nicht gelungen, mich bei Seite zu schieben, man hat mir nicht den Affront anthun dürfen, meine Schwester vor mir zu verheirathen, indem man aller Welt dadurch zeigte, daß man mich nicht gewollt, daß man mich verschmäht habe! Alle meine Berechnungen sind richtig gewesen, und statt des Schleiers der Stiftsdame, den mir mein Bruder bestimmt hatte, wird jetzt ein Myrthenkranz und bald eine Krone mein Haupt zieren!

Sie ließ sich eben mit einem behaglichen Lächeln auf den Divan niedergleiten, um ihren stolzen und beglückenden Zukunftsträumen nachzuhängen, als die Thür mit Heftigkeit aufgerissen ward und Prinzessin Amalie bleich und mit zornigem Angesicht hereintrat. Sie schleuderte einen jener Flammenblicke, welche sie mit dem König gemein hatte, auf die festliche Toilette ihrer Schwester, und ein wildes, zorniges Lachen tönte von ihren Lippen.

Man hat mich also nicht getäuscht, sagte sie. Es ist kein Märchen gewesen, welches man mir erzählte. Du kommst aus der Kapelle?

Ich komme aus der Kapelle, ja! erwiderte Ulrike, dem zornigen Blicke ihrer Schwester mit festem ruhigem Anschauen begegnend, und ganz entschlossen und muthig dem Sturm entgegengehend, von dem sie wußte, daß er ihr bevorstand.

Sie faltete ihre Hände über der Brust zusammen, als wolle sie diese beschützen gegen die Wuthblitze, die aus den Augen ihrer Schwester aufflammten, und wiederholte mit gelassenem Ton: Ich komme aus der Kapelle, und was weiter?

Was weiter? rief Amalie, indem ihr kleiner Fuß heftig den Boden stampfte. Ah, sie will noch die Harmlose und Unschuldige spielen. Was thatest Du in der Kapelle?

Ulrike sah sie fest und lächelnd an. Dann sagte sie langsam und mit scharfer Betonung: Ich nahm dort das Abendmahl nach lutherischem Ritus!

Amalie zuckte zusammen, als habe der Biß einer Schlange ihr Herz verwundet. Das bedeutet also, daß Du eine abtrünnige und Verlorene bist, rief sie zusammenschaudernd. Das bedeutet, daß Du mich schmachvoll hintergangen und betrogen hast, das bedeutet —

Das bedeutet nur, unterbrach Ulrike sie, das bedeutet nur, daß ich eine weniger fromme Christin, ein weniger unschuldiges und uneigennütziges junges Mädchen war, als meine edle und schöne junge Schwester.

Worte, Worte, heuchlerische Worte! rief Amalie. Du warst es, welche mir den Gedanken eingeflößt zu jenem kindischen und widerwärtigen Betragen, das mich einige Tage lang zum Gespött und Gelächter des ganzen Hofes gemacht. Du warst eine falsche Freundin, eine treulose Schwester. Ich stand

Dir im Wege, und Du wolltest mich bei Seite schieben, deshalb Deine perfiden Rathschläge, Dein heuchlerisches Bestärken in meiner Abneigung gegen diesen Heirathsantrag des schwedischen Gesandten, deshalb mußte ich mich unartig, barsch und kindisch grob zeigen, damit Du in Deiner Liebenswürdigkeit und mädchenhaften Anmuth um so glänzender hervortratest. Ich war Dir eine Folie, welche das Juwel Deiner Schönheit höher aufblitzen machte! O, o, es ist schändlich, so gemißbraucht, so hintergangen zu werden.

Und mit hervorstürzenden Thränen sank Amalie auf einen Sessel nieder und begrub ihr Gesicht in ihren beiden Händen.

Thörichtes Kind, sagte Ulrike. Du beschuldigst mich, und weißt doch sehr wohl, daß Du es warst, welche zu mir kam, und mich mit flehenden Worten beschwor, Dir ein Mittel anzugeben, diese verhaßte Verbindung mit dem schwedischen Thronfolger zu hintertreiben.

Du hättest mich daran verhindern, Du hättest mir diesen thörichten Gedanken verscheuchen, Du hättest mich daran erinnern sollen, daß ich eine Prinzessin und also dazu verdammt bin, kein Herz zu haben.

Auch sprachst Du nicht von Deinem Herzen, sondern nur von Deiner Religion. Hättest Du mir gesagt, daß es Dein Herz sei, welches Dich daran verhinderte, dem Kronprinzen von Schweden Deine Hand zu reichen, dann würde ich Dich mit aller Kraft meiner Schwesterliebe, ja, dann würde ich Dich auf meinen Knieen beschworen haben, diese Hand anzunehmen, Dein Herz einzusargen in dem Purpurmantel Deiner Königswürde, und auf einen Thron zu flüchten, um Dich vor den Gefahren zu retten, mit welchen die Prinzessin von dem jungen Mädchen bedroht ward!

Amalie ließ ihre Hände von ihrem Antlitz gleiten und blickte verwirrt und betroffen empor zu ihrer Schwester, welche vor ihr stand, und deren große ernste Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf ihr ruheten.

Ich sagte auch nicht, daß mein Herz mich verhindert hätte, versetzte sie stockend und schüchtern. Ich sagte nur, daß wir armen Prinzessinnen kein Herz haben dürfen!

Kein Herz für den Einzelnen, aber für das Ganze, rief Ulrike, kein Herz, um zu lieben als Königin! Du beschuldigst mich, Amalie, aber Du vergißt, daß ich mich nicht in Dein Vertrauen eingeschlichen, sondern daß Du mir dasselbe freiwillig entgegengetragen hast, daß Du zu mir gekommen bist, um mir Deine Bedenklichkeiten und Deinen Kummer mitzutheilen. Alsdann habe ich zu Dir gesprochen, wie ich wünschte, daß man zu mir sprechen möchte, wenn ich in Deiner Lage und in Deinem Gemüthszustande gewesen wäre. Mit einem Wort, ich habe Dir gerathen, Deinem eigenen Gewissen, Deiner eigenen Ueberzeugung gemäß.

Aber Deine Rathschläge stimmten wenig überein mit Deinen eigenen Handlungen, Deine Worte hatten wenig Aehnlichkeit mit Deinen Gesinnungen! rief Amalie bitter.

Wenn ich für mich nicht die Rathschläge adoptirt habe, welche ich Dir gegeben, so kommt das daher, daß ich Deine Gesinnungen und Ansichten nicht theilte. Mein Gewissen ist weniger ängstlich und schüchtern, als das Deine; meine Religion zu verlassen und lutherisch zu werden, scheint mir kein Verbrechen, nicht einmal ein Unrecht, vorzüglich, da ich es nicht aus Unbeständigkeit und Flatterhaftigkeit gethan, sondern um eines höheren politischen Zweckes willen.

Um des Zweckes willen, Königin von Schweden zu werden!

Und warum sollte ich das läugnen? Ich nahm diese Krone auf, welche Du verächtlich von Dir stießest. Ich war ehrgeizig, während Du zu stolz warst, einer Krone auch nur einen kleinen Theil Deiner religiösen Ueberzeugung zum Opfer darzubringen. Ich fürchtete nicht, im Himmel verdammt zu werden, weil ich, um eine Königin zu werden, an der äußern Form meines Glaubens, nicht an meinem Glauben selbst änderte. Wenn Du jetzt bereuest, was Du gethan, wenn Du mildere Ansichten angenommen —

Nein, unterbrach sie Amalie lebhaft, ich bereue gar nichts, und mein Kummer und Schmerz betraf nicht die verschmähete Krone, sondern die treulose und heuchlerische Schwester, welche mir gegen ihre eigene Ueberzeugung Rathschläge gegeben, und mich verrieth, indem sie mich zu lieben schien. Geh, geh, setze immerhin eine Königskrone auf Dein stolzes Haupt, ich beneide Dich nicht, denn Du nimmst nur, was ich verschmähete, und nicht das leiseste Bedauern und nicht die kleinste Reue ist in mir. Aber indem Du eine Königin wirst, hörst Du auf, meine Schwester zu sein, denn niemals werde ich es vergessen, daß Du nur durch Verrath und Falschheit diese Krone Dir erworben hast! Gehen Sie hin, Königin, möge die ganze Welt vor Ihnen das Knie beugen, ich beuge das meine nicht, ich verachte Sie, denn Sie haben in Ihrem Königsmantel das Herz meiner Schwester eingesargt! Leben Sie wohl!

Sie sprang der Thür zu, sich wild aufbäumend, hochathmend, mit funkelnden Augen, wie eine gereizte Pantherin. Aber Prinzessin Ulrike eilte ihr nach, und legte ihre Hand auf Amalien's Arm.

Laß uns so nicht von einander scheiden, meine Schwester, sagte sie freundlich, laß uns —

Aber Amalie hörte nicht mehr, sie schleuderte mit einer heftigen Bewegung die Hand ihrer Schwester fort und entfloh in ihre Gemächer.*)

Lange noch ging sie in stürmischer Aufregung, ganz durchglüht von Zorn und Schmerz, in ihrem Boudoir, welches sie hinter sich verschlossen hatte, auf und ab. Ihr ganzes Wesen war in Aufruhr, gleich, daß sie zu viel Glauben und Vertrauen zu der Menschheit hegte, und daß, wenn sie dieses getäuscht sah, eine schmerzliche Wuth, eine verzweiflungsvolle Pein ihr ganzes Wesen erfaßte, und sich wie tödtender Mehlthau nicht auf ihre Liebe zu dem einzelnen Menschen, welcher sie verrathen, sondern auf ihre Liebe zu der ganzen Menschheit warf, und

und mit dem leicht erregbaren Zorn der Hohenzollern verwünschte sie ihre Schwester, von welcher sie so bitter getäuscht, so schmachvoll verrathen worden.

Prinzessin Amalie, in allen Dingen, in ihrem Aeußern wie in ihrer Gesinnung, das treue Ebenbild ihres königlichen Bruders, war auch darin ihm diese Liebe allmälig absterben machte. Großartig und gluthvoll in Allem was sie empfand, fühlte sie auch jetzt in ihrem Herzen eine ganze reiche Quelle der Liebe und des unschuldigen Mädchenglückes in sich versiegen, und mit zitternden Lippen sagte sie laut und fest: Ich werde niemals wieder eine Freundin haben, denn ich glaube nicht mehr an die Freundschaft und nicht mehr an ein Mädchenherz! Sie sind

*) Thiébault. IV. 195 fg.

Alle falsch, Alle heimtückisch und hinterlistig, diese Mädchen und Frauen. Für sie Alle wird mein Herz von nun an verschlossen sein, und ihr zutrauensvolles Lächeln und ihre falsche Freundlichkeit wird mich nicht mehr täuschen können. O mein Gott, mein Gott, ich werde also ganz einsam, ganz verlassen sein, ich —

Plötzlich stockte sie und eine dunkle Gluth flog über ihr Antlitz hin. Was war es, was sie auf einmal in ihrem schmerzvollen Selbstgespräch unterbrochen hatte, warum richteten sich ihre Augen mit einem so eigenthümlichen Ausdruck nach der Thür hin, und warum lauschte sie mit so seltsamer Spannung auf diese Stimme, welche jenseits ihrer Thür erschallte und mit erhobenem Ton ihren Namen nannte?

Pöllnitz! Es ist Pöllnitz! flüsterte Prinzessin Amalie, und sie erzitterte in freudigem Schreck.

Ich muß durchaus die Prinzessin Amalie selber sprechen! rief die Stimme des Ober-Ceremonienmeisters.

Aber das ist unmöglich, erwiderte eine andere Stimme. Ihre Königliche Hoheit haben sich in Ihrem Boudoir eingeschlossen und wollen Niemand empfangen.

Ihre Königliche Hoheit werden Ihr Boudoir aufschließen und mir den Eintritt gestatten, sobald Sie nur erst die Güte gehabt, mich anzumelden, denn ich komme in einer sehr wichtigen Angelegenheit. In einer Angelegenheit, von welcher das Lebensglück von mehr als einer Frau abhängt!

Mein Gott, flüsterte Prinzessin Amalie erbleichend, Pöllnitz ist im Stande mich zu verrathen, wenn ich nicht sofort öffne.

Und sie eilte hastig nach der Thür, um den Riegel zurückzustoßen und die Thür zu öffnen.

Sehen Sie da, Fräulein von der Marwitz, rief Pöllnitz, indem er sich zugleich tief und ehrfurchtsvoll vor der Prinzessin verneigte. Habe ich nicht Recht gehabt? Kaum hat unsere theure Prinzessin nur meine Stimme gehört, so hat sie schon die Gnade, mir zu öffnen. Merken Sie sich das, Fräulein, und betrachten Sie mich künftig als eine sehr wichtige Respectsperson, welche nicht blos die grandes, sondern auch die petites entrées hat.

Aber Prinzessin Amalie war wenig geneigt, auf den Scherz des Oberkammerherrn und Ceremonienmeisters einzugehen. Ich hörte, sagte sie in strengem Ton, daß Sie mit einer außerordentlichen Dringlichkeit darauf bestanden, mich sprechen zu wollen. Sie gingen sogar soweit, zu behaupten, daß von dieser Unterredung das Lebensglück mehrerer Menschen abhängig sei.

Verzeihen Ew. Königliche Hoheit, nicht das Lebensglück mehrerer Menschen, sondern von mehr als einer Frau — erwiderte der unerschütterliche Kammerherr, indem er mit der Hofdame in das Boudoir der Prinzessin eintrat. Auch werden Ew. Königliche Hoheit gleich die Gnade haben, einzugestehen, daß ich Recht habe, wenn Sie erst die Angelegenheit kennen, welche mich zu Ihnen geführt.

Nun, lassen Sie hören, rief die Prinzessin, und wehe Ihnen, wenn es sich nicht um sehr ernste und wichtige Gegenstände handeln sollte!

Prinzessin, es handelt sich um Ihre Toilette zu einem Feste, und Sie werden mir zugestehen müssen, daß das wohl ein Gegenstand ist, von welchem das Lebensglück von mehr als Einer Frau abhängig ist.

Die Prinzessin lachte. In der That, Sie haben Recht, sagte sie, und wenn Sie als Schneider und Modist zu mir kommen, so that Fräulein von der Marwitz allerdings sehr Unrecht, mich nicht sogleich zu benachrichtigen.

Um so mehr, als auch sie selber dabei betheiligt ist, rief Pöllnitz mit wichtiger Miene. Denn, meine Damen, es handelt sich um nichts Geringeres, als um einen Maskenball. Der König hat befohlen, daß außer dem großen Maskenball, welcher im Opernhause stattfinden und an welchem das Publikum Theil nehmen soll, noch ein anderer Maskenball auf dem Schlosse hier arrangirt werde, und zwar soll das am Tage vor der Vermählung der Prinzessin Ulrike sein!

Und wann wird meine Schwester vermählt werden? fragte Amalie.

Sie wissen das noch nicht, Königliche Hoheit? Ah, ich vergaß, daß der König diese Sache bis heute geheim gehalten hat, und daß er Niemand als die Königin Mutter bis jetzt officiell benachrichtigte. Ja, ja, Prinzessin Ulrike wird sich mit diesem kleinen Holsteinischen Prinzen vermählen, welcher aber dereinst ein großer König werden soll und schon in vier Tagen wird hier die Vermählung durch Procuration stattfinden. Daraus folgt, daß schon in drei Tagen die Maskerade sein wird, und daß wir Tag und Nacht zu arbeiten haben werden, um das nöthige Costüme herzustellen, von dem Se. Majestät will, daß es so glänzend als möglich sei. Es sollen Quadrillen arrangirt werden; der König selber hat bestimmt, welche Paare darin tanzen sollen, und es ist daher auf Königlichen Befehl, daß ich Ew. Königlichen Hoheit die Aufforderung bringe, an einer dieser Quadrillen Theil zu nehmen. Sie werden mit den Markgräfinnen von Baireuth und Schwedt und der Herzogin von Braunschweig eine Quadrille im Costüme Franz des Ersten tanzen.

Und wer wird mein Tänzer und Partner sein? fragte Amalie erwartungsvoll.

Der Markgraf von Schwedt!

Ah, mein unausstehlicher Vetter! Daran erkenne ich meinen maliciösen Bruder, welcher sehr wohl weiß, wie sehr mir der langweilige Markgraf zuwider ist.

Und die Prinzessin wandte sich ab und ging mißvergnügt im Zimmer auf und ab.

Sagten Sie nicht, daß auch mir eine Rolle in den Quadrillen bestimmt sei? fragte Fräulein von der Marwitz schüchtern.

Gewiß, das sagte ich, Fräulein, entgegnete Pöllnitz. Sie werden in einer Quadrille im russischen Costüme tanzen.

Und wer wird mein Tänzer sein?

Pöllnitz lachte. Nun, sagte er, man sollte glauben, daß der wichtigste Theil der Balltoilette nicht so sehr in den Kleidern, als in den Tänzern beruhe, und daß diese eben so sehr eine Lebensfrage seien, als die Farbe und der Schnitt Ihres Kleides, oder die Schönheit Ihres Haarputzes. Wer Ihr Tänzer sein wird? Ah, Fräulein, Sie werden, glaube ich, sehr zufrieden sein, denn der Partner, welchen der König Ihnen bestimmt hat, ist einer unserer jüngsten, unserer schönsten, liebenswürdigsten und talentvollsten Cavaliere. Ein Jüngling, mit dem verglichen zu werden Alcibiades sich nicht geschämt haben würde, und den Diana vielleicht sogar dem träumerischen und schönen Endymion vorgezogen hätte, wenn sie ihn schlafend gefunden. Und denken Sie nur, Fräulein, mit einer solchen Perle der Schöpfung werden Sie nicht allein tanzen, sondern Sie werden diesen schönen Ganymed auch in den nächsten Tagen sehr oft sehen und sprechen müssen. Denn es ist nothwendig, daß Sie mit ihm über die Wahl der Farben Ihres Costümes, über die Tanztouren sich vereinigen, und er wird, wenn anders Ihre Königliche Hoheit es erlaubt, täglich zu Ihnen kommen müssen. Ach, warum bin ich nicht ein junges Mädchen, warum ist es mir nicht vergönnt, für diesen Adonis schwärmen und mein armes ausgebranntes Herz zu einem jugendlich schwärmerischen umzaubern zu können!

Sie sind ein Narr, welcher gar nicht weiß, wie es in einem Mädchenherzen aussieht, lachte Fräulein von der Marwitz. In Ihrer Extase für Ihren Adonis, welcher wahrscheinlich ein altes verkrüppeltes Ungeheuer ist, vertauschen Sie die Rollen, und geben dem Mädchen die Rolle eines schmachtenden Liebhabers und Ihrem Ungeheuer den Character einer angegirrten und angesäuselten Schönen.

Ungeheuer! Mein Gott, sie hat Ungeheuer gesagt! rief Pöllnitz pathetisch. Fallen Sie auf Ihre Kniee nieder und bitten Sie Ihr Schicksal um Vergebung, Fräulein, denn Sie haben sich schwer an ihm versündigt. Sie werden das eingestehen, wenn ich Ihnen den Namen Ihres Partners nennen werde.

Mein Gott, so nennen Sie ihn endlich!

Nicht eher, als bis Prinzessin Amalie die Gnade gehabt hat, zu versprechen, daß Sie Ihr armes Herz überwachen und behüten und Ihnen kein tête à tête mit Ihrem Partner gestatten will.

Ah, Sie wollen mich zum Tugendwächter meiner Hofdame machen? rief Prinzessin Amalie lachend. Ich soll der Wächter meiner guten Marwitz sein, und sie vor ihrem eigenen Herzen beschützen!

Wenn Euere Königliche Hoheit nicht diese Gnade haben wollen, wird Fräulein von Marwitz einen anderen Tänzer bekommen, denn ich kann es vor meinem Gewissen nicht verantworten, sie mit dem Schönsten der Schönen unbeschützt und unbeachtet allein zu lassen.

Seien Sie barmherzig, Prinzessin, und sagen Sie Ja! bat das Hoffräulein, denn Sie sehen es wohl, dieser abscheuliche Herr von Pöllnitz will mich zu Tode martern vor Neugierde. Willigen Sie ein, gnädigste Prinzessin, damit ich den Namen meines Tänzers endlich erfahre.

Nun denn, sagte Amalie lächelnd, ich willige ein, der Mentor meines Hoffräuleins zu sein.

Euere Königliche Hoheit versprechen also feierlich, jedes Mal den Conferenzen zwischen Fräulein von der Marwitz und ihrem Partner bei der Quadrille beiwohnen zu wollen?

Ich verspreche das, denn Sie sehen wohl, die arme Marwitz stirbt vor Neugierde, wenn sie nicht bald den Namen ihres Tänzers erfährt!

Nun denn, jetzt, da ich, so viel es in meiner Macht stand, das Herz des armen Fräuleins gesichert habe, indem ich es unter den Schutz der Augen unserer edlen Prinzessin gestellt, jetzt, Fräulein von der Marwitz, sollen Sie auch den Namen Ihres Tänzers erfahren. Es ist der Liebling des Königs und des ganzen Hofes, es ist der junge Lieutenant und Baron von Trenck.

Sehr verschieden war der Eindruck, welchen dieser Name auf die beiden Damen hervorbrachte. Das vorher so gespannte und freudenvolle Antlitz des Hoffräuleins nahm plötzlich einen verdrießlichen und mißvergnügten Ausdruck an, während Prinzessin Amalie sich erröthend und sichtbar überrascht abwandte, um Niemand dieses freudige Lächeln sehen zu lassen, das ihre vollen rosigen Lippen umspielte.

Herr von Pöllnitz, welcher Alles bemerkte, wollte indeß nur das Mißvergnügen des Hoffräuleins sehen und der Prinzessin Zeit gewähren, sich zu sammeln.

Ich sehe zu meiner Ueberraschung, sagte er, daß unser schönes Hoffräulein nicht so entzückt ist, wie ich hoffte. Fräulein, Fräulein, Sie sind eine wunder-

volle Schauspielerin, aber mich werden Sie doch nicht täuschen. Sie spielen die Gleichgültige und Enttäuschte, um die gnädige Prinzessin dadurch zu vermögen, ihr Wort zurückzunehmen, und nicht bei Ihren Conferenzen mit Trenck anwesend zu sein. Aber das ist vergeblich, denn Prinzessin Amalie hat mir ihr Wort verpfändet, und sie wird gewiß die Gnade haben es zu halten.

Gewiß, sagte die Prinzessin lächelnd. Ich werde das wohl thun müssen, denn einem gegebenen Wort und einem geleisteten Versprechen gegenüber sind selbst die Prinzessinnen und Königinnen, wie die Fürsten und Könige, doch nur Menschen, welche durch ihre Ehre verpflichtet sind zu erfüllen, was sie gelobten. Ich werde also Wort halten! Aber jetzt genug des Scherzes! Lassen Sie uns ein wenig von dem Ernst des Lebens sprechen, von unserer Toilette nämlich. Herr von Pöllnitz, geben Sie mir rasch Ihre Zeichnungen, machen Sie Ihre Vorschläge, und Sie, Fräulein, gehen Sie und rufen Sie schnell meine Kammerfrau und meine Garderobenjungfer, wir müssen große Conferenz halten. Eilen Sie also!

XIV.

Der Versucher.

Nicht sobald hatte das Hoffräulein das Boudoir verlassen, als Herr von Pöllnitz ein versiegeltes Briefchen aus seinem Busen hervorzog und es der Prinzessin darreichte. Sie nahm es und verbarg es in der Tasche ihres Kleides, dann blickte sie, wie es schien ganz gleichgültig und unbefangen, auf das große Bild von Watteau, das an der Wand ihr gegenüber hing.

Nichts, immer noch nichts? flüsterte Herr von Pöllnitz. Sie wollen also meinen armen jungen Freund zur Verzweiflung bringen? Sie wollen ihm nicht einmal die Gnade einer Antwort gönnen?

Prinzessin Amalie erröthete noch höher und wandte ihr Haupt ab, aber indem sie's that, zog sie ein Briefchen aus ihrem Busen hervor und reichte es dem Oberkammerherrn hin, ohne ihn anzusehen, ohne ein Wort zu sagen, verwirrt und schamvoll, wie ein junges Mädchen es ist, wenn sie ihren ersten Liebesroman aufführt, oder das erste Unrecht begeht.

Pöllnitz küßte ihre Hand mit der Extase eines Liebenden. Er wird der Glückseligste der Sterblichen sein, sagte er, und dennoch ist es so wenig, was Euere Königliche Hoheit ihm gewähren, und es liegt in Ihrer Hand, ihn noch so viel höher, so viel himmlischer zu beglücken. Dennoch ist es Ihnen vorbehalten, ihm einen Wunsch zu erfüllen, den seine Lippen niemals wagen werden auszusprechen, den nur Gott und das Auge eines treuen Freundes in seinem Herzen lesen können.

Und welches ist dieser Wunsch? fragte die Prinzessin, aber so leise, mit so zitterndem Geflüster, daß Pöllnitz ihre Worte mehr errathen als verstehen konnte.

Ich glaube, sagte er leise, er würde das Glück, eine Stunde zu Ihren Füßen sitzen und Sie anschauen zu können, gern mit seinem Leben bezahlen.

Nun, Sie haben ihm ja dazu die Gelegenheit gegeben, erwiderte Amalie verwirrt, Sie haben es sehr geschickt so eingerichtet, daß ich einem Begegnen mit ihm nicht mehr ausweichen kann.

Ah, Prinzessin, wie trostlos würde er sein, wenn er diese kalten und grausamen Worte hörte. Ich mußte ihm wenigstens diesen Schein eines Glückes gewähren, da ich nicht im Stande bin, ihm das Glück selber zu verschaffen. Euere Königliche Hoheit sind sehr grausam, sehr unerbittlich gegen meinen armen unglücklichen Freund! Mein Gott, er erfleht von Ihrer Gnade nur Das, was der Geringste seiner Unterthanen von Ihrem königlichen Bruder erbitten darf, er fleht Sie an um eine Audienz, das ist Alles!

Die Prinzessin richtete ihre großen flammenden Augen mit einem unaussprechlichen Ausdruck auf Pöllnitz hin.

Apage Satanas! flüsterte sie mit einem mühsamen Lächeln.

Euere Königliche Hoheit thun mir zu viel Ehre an, sagte Pöllnitz. Leider bin ich nicht der Teufel, welcher doch ohne Zweifel nächst Gott der mächtigste Herr und Gebieter der Erde ist, und dem drei Viertel der Menschheit zum Allermindesten angehören. Leider bin ich nur ein armes schwaches Menschenkind, und meine Worte haben nicht einmal die Kraft, das Herz Euerer Königlichen Hoheit zum Erbarmen zu bewegen.

Mein Gott, aber wozu eine Unterredung? rief Amalie fast angstvoll. Erlaube ich ihm nicht, mir Alles zu schreiben, was er denkt und empfindet, und bin ich nicht verbrecherisch und sündhaft genug, seine Briefe zu lesen und ihm die Sprache derselben zu verzeihen? Was verlangt er noch weiter? Ist es nicht genug, daß ich ihm erlaube mich zu lieben und es mir zu sagen? Nicht genug —

Plötzlich stockte sie. Ihre Augen, welche sich scheuten den halb ironischen, halb vorwurfsvollen Blicken des Barons zu begegnen, waren ruhelos im Zimmer umhergeschweift, und hafteten jetzt wieder auf diesem Bilde von Watteau, auf diesem glücklich lächelnden Liebespaar, das in zärtlichster Umschlingung unter der Eiche inmitten dieser reizenden Landschaft saß.

Diese Gruppe, welche sich ganz zufällig dem Auge der Prinzessin darbot, war eine beredte und entschiedene Antwort auf ihre Frage, eine Antwort, welche die Prinzessin nicht mit ihren Ohren, sondern mit ihren Augen empfing, und welche ihr Herz erbeben machte.

Pöllnitz war ihren Blicken gefolgt, und hatte sehr wohl ihr Erröthen und ihre Verwirrung verstanden. Er trat jetzt zu dem Bilde und deutete mit seinem Zeigefinger auf diese zärtliche Schäfergruppe hin.

Gnädigste Prinzessin, sagte er lächelnd, fragen Sie diese beiden Seligen da, ob ein Mann, welcher leidenschaftlich liebt, weiter nichts von seiner Geliebten zu wünschen und zu erflehen hat, als die Erlaubniß, ihr Briefe schreiben zu dürfen?

Amalie zitterte, sie richtete ihre Augen mit einem Ausdruck der Furcht und des Entsetzens auf das Antlitz des Barons, der mit seinem Faunenlächeln und seinem unerschütterlichen Gleichmuth ihr gerade und forschend ins Gesicht schaute.

Er hatte kein Mitleid mit ihrer mädchenhaften Verwirrung, ihrem keuschen, jungfräulichen Entsetzen. Er sprach weiter, er suchte mit heiterm Spott und frivolen Scherzen ihre Angst und ihr Zagen zu beseitigen, er schilderte ihr mit glühenden Farben die Verzweiflung und Liebessehnsucht ihres jungen Liebhabers, er bewies ihr, wie ganz gefahrlos sie in ihren Zimmern eine Zusammenkunft haben könne, ohne daß das neugierige Auge und Ohr der Dienerschaft es nur zu ahnen vermöchte. Mündeten doch die Zimmer der Prinzessin nach diesem kleinen dunklen Corridor aus, auf welchem gar keine Schildwache stand, und von welchem nur eine kleine unbenutzte Treppe hinunter führte in die untere Etage des Schlosses, in ein kleines unbewohntes Zimmer, das sein niedriges Fenster nach dem Garten von Monbijou hinaus hatte. Es war also nichts weiter nöthig, als die Riegel dieses Fensters am Tage zurückzuschieben, damit man in der Nacht dasselbe geräuschlos öffnen und durch dasselbe in das Zimmer einsteigen könne.

Prinzessin Amalie, obwohl sie nicht antwortete, und durch keinen Blick, kein Lächeln, kein Stirnrunzeln ihre Beistimmung oder ihr Zürnen zu erkennen gab, Prinzessin Amalie hörte doch diesen schlimmen und gefährlichen Auseinandersetzungen zu. Sie ließ das Gift der Verführung langsam durch ihr Ohr in ihr Herz hinabträufeln, sie hatte nicht mehr die Kraft, nicht mehr den Willen, dem Versucher zu widerstehen und ihn von sich zu weisen. Sie hatte nur noch die Kraft zu schweigen, und ihm nicht zu sagen, daß er ihr besseres Ich schon überwunden habe.

Wir werden bald am Ziel sein, sagte Pöllnitz, sich vergnügt die Hände reibend, als er die Prinzessin verlassen hatte. Ja, ja, das Herz dieser kleinen Prinzessin ist besiegt, und ihre Liebe ist wie eine reife Frucht, bereit sich von dem Ersten, welcher die Hand nach ihr ausstreckt, pflücken zu lassen. Das also, mein stolzer und grausamer König Friedrich, wird meine Rache sein! Ich werde den Schimpf mit einem Schimpf vergelten, und wenn die Leute auf der Gasse Vergnügen daran fanden, die Schmach des Herrn von Pöllnitz ausrufen zu hören, so wird es sie, denke ich, nicht weniger belustigen, sich ein wenig von der Schmach der Prinzessin Amalie zuzuflüstern, denn diese freilich wird man nicht ausrufen und austrommeln, aber die Stimme der Verläumdung hat eine so gewaltige und mächtige Stimme, daß man sie überall vernimmt, wenn sie auch nur ganz leise zu flüstern scheint.

Sein Gesicht drückte eine hämische, wilde Schadenfreude aus, während er so sprach, dann aber, nachdem er eine Zeit lang sich diesen tückischen und grausamen Gedanken hingegeben hatte, glätteten sich seine Züge wieder und nahmen ihren gewohnten, gleichmüthig heitern und beobachtenden Ausdruck wieder an.

Aber bevor ich mich räche, will ich mich erst bezahlt machen, sagte er mit einem Lachen, das nicht nach außen ertönte, sondern das er in sich hinein verschluckte. Ich will der Vertraute dieser Aventure sein, und ich müßte nicht Pöllnitz heißen, wenn ich

nicht Vortheil davon zu ziehen wüßte. Oh, König Friedrich, König Friedrich, ich glaube, Prinzessin Amalie wird sich wenig darum kümmern, daß es verboten ist, dem armen Reichsbaron von Pöllnitz Geld zu leihen. Sie wird mir Geld, ich hoffe sehr viel Geld leihen und ich werde es ihr mit meinem Schweigen wieder bezahlen.

Und diesen heiteren und glücklichen Gedanken nachhängend, begab sich der Oberkammerherr zu dem jungen Lieutenant Friedrich von Trenck, um ihm das Briefchen der Prinzessin einzuhändigen.

Die Festung ist sehr bereit zur Uebergabe, sagte er, laufen Sie jetzt Sturm und Sie werden als Sieger in die geöffneten Herzensthore einziehen. Ich habe Ihnen eine Gelegenheit eröffnet, die Prinzessin jetzt alle Tage zu sehen, benutzen Sie dieselbe, wie ein tapferer, schöner, junger und liebender Cavalier sie benutzen muß, und bei Gott, Sie werden bald ein General, ein Fürst oder sonst etwas Ungeheuerliches werden.

Ein General, ein Fürst, oder auch ein Hochverräther, der sein Haupt auf den Block legen und mit seinem Leben seine Schuld sühnen muß, sagte der junge Lieutenant von Trenck gedankenvoll. Mag es aber immerhin so sein. Um ein solcher Hochverräther sein zu können, muß ich vorher der glückseligste, beneidenswertheste Mensch gewesen sein, und das ist nicht zu theuer mit dem Tode gebüßt. Oh, Amalie, Amalie, ich liebe Dich grenzenlos. Du bist meine Seligkeit, mein Glück und meine Hoffnung, Du —

Genug, genug, rief Pöllnitz lachend, indem er sich die Ohren zuhielt, das sind lauter allbekannte, allgebrauchte Phrasen, die man seit Adams Zeiten in allen Sprachen wiederholt, wenn man verliebt und zwanzig Jahre alt ist, und die immer doch nur eine schöne, aufgeputzte, phantastische Lüge sind. Handeln Sie, mein junger Freund, aber sprechen Sie nicht, denn, Sie wissen es wohl, die Wände haben Ohren, und der Tisch, auf welchem Sie Ihre Briefe schreiben, hat Augen, ebenso gut, wie die Chatoulle, in welche sie dies Briefchen der Prinzessin legen, um es für alle Ewigkeit aufzubewahren. Seien Sie vorsichtig, vorsichtig! Verbrennen Sie die Briefe der Prinzessin, schreiben Sie die Ihrigen mit sympathetischer Tinte und mit Chiffern, damit Niemand sie zu lesen vermag, damit nur Gott, der Teufel und ich Ihre gefährliche Liebschaft kennen.

Aber Trenck hörte nicht auf ihn. Er war zu glücklich, zu leidenschaftlich, und endlich zu jung, um die bedachtsamen Worte des alten Roué's in sich aufnehmen und auf sie achten zu können. Er las mit immer sich steigerndem Entzücken den Brief der Prinzessin, das so lang ersehnte und erflehte Antwortschreiben auf seine Briefe, er drückte das Papier an sein hochklopfendes Herz, an seine glühenden Lippen, und heftete dann wieder seine Augen auf diese Zeichen, welche *ihre* Hand geschrieben, *ihr* Herz dictirt hatte.

Pöllnitz sah ihm mit einem stillen, überlegenen Lächeln zu, wie der Fuchs zuweilen, wenn er gewiß ist, daß sie ihm nicht mehr entgehen kann, den lustigen Flügelschlägen, dem zärtlichen Gebahren der Taube zuschaut, und ihr noch einen Augenblick Zeit gewährt, glücklich zu sein, bevor er sie erwürgt.

Ich wette, Sie wissen das Briefchen bereits auswendig, sagte er endlich, indem er langsam und bedächtig Feuer anschlug und ein Licht ansteckte, um sich daran seine Cigarre anzuzünden. Nicht wahr, ich habe Recht, Sie wissen das Briefchen auswendig?

Jedes Wort desselben ist mit Flammenschrift in mein Herz eingegraben!

Dann erlauben Sie einen Augenblick!

Und mit einer raschen Bewegung entriß der Baron dem erstaunten jungen Manne das Papier und hielt es in das brennende Licht.

Halten Sie ein, halten Sie ein, rief Friedrich von Trenck, und indem er auf Pöllnitz hinstürzte, wollte er ihm mit Gewalt das Papier entreißen. Aber der Baron streckte seinen Arm abwehrend gegen ihn aus, und schwenkte mit dem andern das brennende Papier über seinem Haupte empor.

Mein Gott, was haben Sie gethan! rief der junge Officier schmerzlich, indem er auf dieses hellodernde Briefchen hinstarrte.

Ich habe dem Gott des Schweigens ein Opfer dargebracht, sagte Pöllnitz feierlich. Ich habe dieses Papier verbrannt, damit man mit demselben nicht einst den Scheiterhaufen anzünden kann, auf welchem man Sie eines Tages als Hochverräther verbrennen möchte. Junger Mann, danken Sie mir, denn ich habe Sie auf einen Tag mindestens von dem Tode gerettet, und Ihr Geheimniß vor der Entdeckung bewahrt!

XV.

Das Hochzeitsfest der Prinzessin.

Freilich, für einen Tag hatte der perfide und heuchlerische Freund das Geheimniß des jungen Paares vor der Entdeckung bewahrt! Aber es kam ein neuer Tag, und an diesem Tage hatten sie das gefährliche Gift, welches Pöllnitz ihnen in seiner Alles berechnenden Weltklugheit bereitet hatte, durch ihr Auge und ihr Ohr in ihr Herz einziehen lassen! An diesem Tage sahen sie sich unter dem Zwange, sich nur durch Blicke, durch Seufzer, durch verstohlene Händedrücke und flüchtige, leis gemurmelte Worte einander ihre Liebe und ihr Entzücken andeuten zu können, weil die Gegenwart anderer, uneingeweiheter Personen ihr Herz wie ihren Mund in Fesseln legte. Nun aber wußte Pöllnitz sehr wohl, daß es kein wirksameres Mittel gäbe, ein junges Mädchen zu einem Rendezvous mit ihrem Geliebten zu veranlassen, als daß man ihnen ein Zusammensein vor fremden Zeugen gewähre, daß man sie Beide zum Zwang, zur Verstellung, zum Schweigen verdamme. Das so gefesselte Herz sehnt sich um so glühender, diese eisernen Bande des Schweigens abzuwerfen, und sich in freier, ungefesselter Liebeslust aus der bedrückenden Gefangenschaft emporzuheben.

Als Prinzessin Amalie zwei Tage diese Marter des Zusammenseins mit dem Geliebten vor Zeugen ertragen hatte, war sie fest entschlossen, ihm eine andere, eine einsame Zusammenkunft zu bewilligen, sobald er es wagen würde, sie darum zu bitten.

Sie wollte endlich dieses schöne Antlitz, das jetzt wie von einer Wolke der Wehmuth beschattet war, aufleuchten sehen im hellsten Sonnenschein des Glückes, sie wollte diese traurigen Augen sich verklären, diesen düstern Mund lächeln sehen. Sie wollte den Geliebten glücklich machen. Sie dachte, sie fühlte, sie wollte nichts weiter als Das!

Freilich gab es noch Stunden des Zweifels, des Bangens, Stunden, in welchen sie ganz das Gefahrvolle und Verwegene ihres Entschlusses begriff, wo sie in einem unbestimmten Gefühl der Angst und des Entsetzens fast bereit war, sich ihrer königlichen Mutter zu Füßen zu werfen, ihr Alles zu gestehen und bei ihr Schutz zu suchen vor ihrem eigenen schwachen Mädchenherzen; wo sie, in der wilden Verzweiflung ihres muthigen und trotzigen Naturells, zu dem König gehen und ihn beschwören wollte, sie zu retten vor sich selber, vor ihren eigenen, leidenschaftlichen und gefährlichen Gedanken. Aber immer war eine Stimme in ihrem Herzen, welche sie von diesem Schritte des Heils und der Rettung zurückhielt und sie ihre Augen verschließen machte vor diesen Abgründen, welche sie rings schon umgaben, und denen sie mit wissenden Sinnen entgegentaumelte.

Hätte sie jetzt eine Freundin, eine Schwester gehabt, welcher sie vertrauen durfte, so wäre sie vielleicht gerettet gewesen; aber ihre hohe exclusive Stellung beraubte sie, indem sie die Prinzessin isolirte, dieser köstlichen Lebensfreude einer Mädchenfreundschaft. Denn die Freundin, an welche die Natur sie gewiesen, ihre Schwester Ulrike, hatte durch die Intrigue, durch welche sie sich die schwedische Königskrone erworben, sich für immer das Herz ihrer Schwester entfremdet.

Ja, vielleicht waren es sogar diese so glänzenden, so prunkhaften Vermählungsfeierlichkeiten, welche die junge Fürstentochter immer mehr in diese gefährlichen und unheilsvollen Netze hineinzogen, denen sie durch eine Vermählung mit einem ebenbürtigen Gemahl entgangen wäre. Sie sagte sich, daß es in ihrer Hand gelegen, alle diese Herrlichkeiten, diese Feste und Ehrenbezeigungen sich anzueignen, und daß nur ihr eigenes Herz und der perfide Rath ihrer Schwester sie daran verhindert habe. In dem kindischen Trotz ihres Herzens sagte sie zu sich selber: das Schicksal zeigte mir einen Weg der Rettung, aber meine eigene Schwester stieß mich von demselben zurück an diesen Abgrund hin, an welchem ich jetzt stehe. Möge sie nun also verantwortlich sein. Auf *ihr* Haupt komme mein Unglück und meine Schande, auf *ihr* Haupt meine Thränen und meine Klagen. Sie hat mich verhindert, eine Königin zu sein, nun wohl, so will ich wenigstens ein junges Mädchen sein, welches liebt, und ihrem Geliebten Alles opfert, selbst ihren Stolz, ihren Rang und die unbefleckte Größe ihrer Ahnen! Für Ulrike also die Ehren, der Prunk, das pomphafte Glück, für mich das Geheimniß, die Liebe und

das verschwiegene Mädchenglück! Wer von uns wird mehr zu beneiden sein?

Allerdings, es waren glänzende, pomphafte Tage, welche man der Prinzessin Ulrike, der Braut des Kronprinzen von Schweden, des Herzogs Adolf Friedrich von Holstein, bereitete. Feste drängten sich auf Feste. Das ganze Land schien Theil zu nehmen an dem Familienglück des Königshauses. Alle Provinzen, alle Städte sandten Deputationen, um dem König zu gratuliren und der Prinzessin ihre Geschenke darzubringen. Sie, welche so oft von der edleren und blendenderen Schönheit ihrer jüngeren Schwester verdunkelt worden, ward nun plötzlich der Mittelpunkt aller dieser Feierlichkeiten und Verherrlichungen, die in athemloser bunter Folge sich aneinanderreiheten. Für sie, für die Prinzessin Ulrike allein war es, daß der König im Opernhause einen Maskenball gab, an welchem die ganze Stadt Theil nehmen durfte, für sie strahlten am Abend ihrer Vermählung alle Straßen im hellsten Kerzenglanz der nicht befohlenen, sondern freiwilligen Illumination, für sie gab die Königin in Schönhausen ein glänzendes Ballfest, für sie hatte der schwedische Gesandte ein Fest arrangirt, dessen verschwenderischer Luxus und fabelhafter Prunk ihr vielleicht einen Vorschmack der Herrlichkeit geben sollte, die sie in ihrem neuen Vaterlande, in Schweden, erwartete; für sie endlich fand dieser Maskenball im königlichen Schlosse statt, zu dem der ganze Adel nicht blos, sondern auch ein guter Theil der vornehmen, reichen und angesehenen bürgerlichen Familien Berlin's Einladungen erhalten hatte.

Mehr denn dreitausend Menschen wogten in diesen von Blumenduft, von Kerzenglanz, von Diamantengeflimmer und Gold- und Silberstickereien ganz erfüllten Sälen auf und ab. Ueberall sah man freudige Gesichter, glänzende Toiletten. Alles was auf Schönheit, Jugend, auf Rang, Ansehen, Ruhm und Würden Anspruch zu machen hatte, war heute in den Sälen des Schlosses versammelt, und hinter den Reihen der geputzten Damen, der glänzenden Cavaliere wogte das geputzte, das staunende, vor Verwunderung verstummte Volk auf und ab. Der König hatte befohlen, heute keinem anständig Gekleideten den Eintritt in das Schloß zu verweigern. Wer eine Einladungskarte vorzuzeigen hatte, war berechtigt, als der Gast des Königs die Reihe dieser glänzenden Säle zu durchwandern, wer ohne Karte kam, mußte es sich freilich gefallen lassen, hinter dieser seidenen Schnur zu gehen, welche an den Seiten der Säle angebracht war und eine kaum merkliche, aber doch unüberwindliche Barrière zwischen dem Volk und der Hofgesellschaft bildete.

Es war eine schwere, eine riesenhafte Arbeit, in diesen Massen, in diesem sich drängenden, stoßenden, neugierig gaffenden Volk, unter diesen Tausenden vornehmer, geputzter, übermüthiger, der Etiquette und des Hofzwanges entfesselter Leute eine gewisse Ordnung aufrecht zu halten, oder auch nur dafür zu sorgen, daß Jedermann als Gast des Königs seiner Würde gemäß bedient und bewirthet werde. Schaaren goldbetreßter Lakayen flogen in nie rastender Eilfertigkeit durch die Säle, auf den silbernen Plateaus die seltensten Früchte, die auserlesensten Speisen, die kostbarsten Weine an die halbverschmachteten Gäste umherreichend. Ungeheure Buffets, in jedem der Säle angebracht, enthielten eine verschwenderische Fülle der köstlichsten Speisen und Getränke, überall hörte man Gläserklang und das geschäftige Schwirren und Kratzen der Messer und Gabeln, welches andeutet, daß der Magen in seine unabweislichen Rechte eingetreten ist und die Huldigungen seines höhern Ichs entgegennimmt.

Der König, in dem edlen und stolzen Vertrauen eines großen Herzens, hatte es abgelehnt, die Polizei zur Ueberwachung seiner Gäste in dem Schloß Eingang finden zu lassen. Einige diensthabende Officiere seiner Leibgarde waren beauftragt, in den Sälen gewissermaßen die Stellvertreter des Königs zu sein und die Wirthe zu machen, indem sie darauf achteten, daß Jedermann gut bedient, gut unterhalten und gut gepflegt werde, während der Hof mit den Höchsten des Adels und der Behörden in der Bildergallerie zur Nacht speiste.

Was war dies für ein Gelächter, welches plötzlich in den anstoßenden Sälen erschallte und wie eine Lawine sich fortwälzend immer mächtiger heranrollte, bis es das Ohr des Königs erreicht, so daß dieser staunend und verwundert seinen Ober-Ceremonienmeister beauftragte, nachzuforschen, was dieses laute Lachen, dieses nicht endenwollende Jauchzen zu bedeuten habe?

In einigen Minuten schon kehrte Herr von Pöllnitz zurück. Neben ihm ging ein junger Officier, dessen wunderbar hohe schlanke Gestalt, dessen schönes edles, von Kraft, Jugend, Stolz und Energie strahlendes Angesicht sogar die Augen der stolzesten Damen auf sich zog und selbst der Königin Mutter ein Lächeln des Beifalls abgewann.

Sire, sagte Herr von Pöllnitz, man lacht da drinnen, weil irgend ein Witzbold sich die Maske eines Diebes und Räubers vor sein Antlitz gelegt hat, und in einer allzuweit getriebenen Neckerei Denjenigen gerade, welchem Euere Majestät befohlen hatte, für die Ruhe und Sicherheit in den Sälen Sorge zu tragen, bestohlen hat. Sehen Sie hier unsern jungen Lieutenant von Trenck. Man hat ihm im Gewühl seine goldgestickte und mit goldenen Fran-

zu verzierte Schärpe entwandt, und er im Eifer seines Dienstes hat es nicht bemerkt, daß diese lustigen Kobolde, welche er bändigen sollte, gerade ihn zur Zielscheibe ihres Uebermuthes gemacht hatten. Das ist es, worüber man in den Sälen lacht, Sire.

Das Auge des Königs ruhte mit einem Ausdruck so innigen Wohlgefallens auf der Gestalt seines jungen Officiers, daß Prinzessin Amalie, welche es sah, ihr Herz beben fühlte vor Freude und Entzücken. Ein höheres Roth färbte ihre Wangen, eine selige Freude durchglühte ihr ganzes Wesen, die Freude, Den, welchen sie liebte, von ihrem erhabenen und angebeteten Bruder, von dem König anerkannt und geliebt zu sehen.

Ich habe Ihn heute den ganzen Abend schon bewundert, sagte der König in seiner heitern, scherzhaften Weise. Gleich dem Auge der Vorsehung trägt er Seinen Blick bis in die entferntesten Winkel, und sieht Alles, was geschieht. Ueberall, wo Er sich zeigt, herrscht Ruhe, Anstand und Stille. Daß Sein Blick, der Alles sieht, nur Seine eigene Person nicht überwachte, das zeigt, daß Er nicht eitel ist, und nicht an Seine eigene Person denkt, wenn es gilt, einen erhaltenen Befehl auszuführen. Ich werde mich dessen erinnern und ihn zu belohnen wissen, wenn nicht hier im Ballsaal, doch vielleicht auf dem Schlachtfeld, wo Er, das weiß ich gewiß, sich Seine Schärpe nicht würde stehlen lassen. *)

Er reichte dem jungen Officier die Hand dar, welche dieser innig an die Lippen drückte. Dann wandte sich der König lächelnd an die Königin Mutter. Ich weiß, Madame, sagte er, daß Ihnen der junge Baron schon empfohlen ist, aber ich erlaube mir, Ihnen denselben auch meinerseits zu empfehlen. Mögen Sie die Gnade haben, ihn zu einem Cavalier zu bilden; ich werde ihn zu einem Krieger bilden, und dann werden wir an ihm einen Edelmann haben, wie es deren Wenige giebt.

Und der König, indem er die Tafel aufhob und seinen Sitz verließ, legte einen Moment seine Hand auf Trenck's Schulter.

Lang genug ist Er, sagte der König lächelnd, das hat Er der Natur zu danken. Strebe Er nun darnach, daß Er nicht blos lang, sondern auch groß werde, das wird Er sich selber zu danken haben.

Er nickte dem jungen Officier noch einmal freundlich zu und wandte sich dann ab, um der Königin Mutter den Arm zu reichen und sie in den anstoßenden Saal zu führen, wo jetzt der Tanz begann, während die Damen sich in die Garderoben zurückzogen, um ihre Toiletten zu den nun beginnenden Quadrillen zu machen.

*) Thiébault. III. 195 fg.

XVI.

In der Fensternische.

Es war ein ungeheures Gewühl, welches jetzt in den Tanzsälen entstand. Jeder wollte diesen Quadrillen zuschauen, in denen die Prinzessinnen, die schönsten Damen des Hofes und die schönsten und reichsten Cavaliere tanzten. Jeder wollte die Pracht dieser malerischen Costüme, die Grazie und Anmuth der Damen, die kecke Sicherheit und Gewandtheit der Cavaliere sehen und bewundern, und diese schönen neuen Tanzmelodien hören, von denen, wie man wußte, einige von dem König selber componirt worden.

Die erste Quadrille, in welcher die Prinzessinnen tanzten, war jetzt unter dem lauten, von keiner Etikette zurückgehaltenen Beifall der Menge beendet

und unter dem Schall der Pauken und Trompeten traten die Tänzerinnen in den Saal.

Prinzessin Amalie hatte sich aus dem bunten Gewühl in eine Fensternische zurückgezogen. Sie fühlte sich erschöpft, abgespannt von dem Tanz, von den vielen Aufregungen des Tages. Sie bedurfte eines Moments der Ruhe, der Erholung und des Nachsinnens. Sie zog die schweren seidenen Vorhänge zusammen, und setzte sich hochathmend auf das kleine gestickte Tabouret, das in der Fensternische hinter der verhüllten Gardine stand.

Wie wohl that ihr diese Abgeschiedenheit und Stille vom bewegten Leben, dem rauschenden Feste so nahe, wie süß ließ es sich träumen bei dem Klang der Musik, dem Geräusch der plaudernden, lachenden, tanzenden, auf- und abgehenden Menge!

Prinzessin Amalie lehnte ihr Haupt zurück und schloß die Augen, nicht um zu schlafen, sondern, wie gesagt, um zu träumen.

Sie dachte daran, daß ihre Schwester eine Königskrone auf ihre Stirn setzen, und für diese Krone sich verkaufen wolle an einen Mann, den sie niemals gesehen, von dem sie nichts weiter wußte, als daß er der Erbe eines Thrones sei. Sie schauderte bei dem Gedanken, daß ihre Schwester diesem Manne, welchen sie nicht kannte, ihre Religion zum Opfer dargebracht, und vor Gottes Altar gelobt hatte, ihn zu lieben und ihm treu zu sein. In der Reinheit und Unschuld ihres jungen Mädchenherzens nannte sie das ein Verbrechen, ein Sacrilegium gegen die Liebe, die Treue und die Religion selber.

Ich werde das niemals thun! flüsterte sie leise in sich hinein. Ich werde mich niemals verkaufen, nur meinem Herzen will ich folgen, nur dem Manne will ich angehören, den ich liebe!

Wie sie das sagte, überzog eine Purpurgluth ihre Wangen, und sie schlug plötzlich die Augen groß und voll auf, als hoffe sie, den Mann ihrer Liebe vor sich zu sehen, um ihm mit ihren leuchtenden Blicken wiederholen zu können, was eben ihre Lippen geflüstert hatten.

Nein, ganz gewiß, ich werde mich niemals ohne Liebe vermählen, flüsterte sie weiter, strahlend von Trotz und kühnem Jugendmuth. Und da ich liebe, und da man im Leben doch nur einmal lieben kann, so werde ich mich niemals vermählen, es müßte denn sein —

Sie stockte und neigte mit einem süßen Lächeln ihr Herz auf ihre Brust. Ihre Lippen scheuten sich, auszusprechen, was ihr Herz träumte und hoffte, diesen Gedanken Worte zu geben, die wie glühende Lava in ihrer Brust kochten, und alle ihre Ueberlegung, ihre Besonnenheit mit vernichtenden Feuerströmen überflutheten. Sie dachte, daß ihre Liebe vielleicht im Stande sein möchte, das Herz des Königs zu rühren, daß er vielleicht in der Großmuth und Güte seiner Seele ihr erlauben könne, glücklich zu sein, und eine Krone, nicht von Gold, sondern nur von Myrthen auf ihr Haupt zu setzen. Sie wiederholte sich im Geist alle diese wohlwollenden, freundlichen Worte, welche der König heute an ihren jungen Geliebten gerichtet hatte, sie sah noch einmal diese wundervollen Augen des Königs mit dem vollen Ausdruck der zärtlichen, fast bewundernden Theilnahme auf der herrlichen Gestalt Trenck's ruhen, und mit einem beseligten Lächeln flüsterte sie: Der König selber findet ihn schön und liebenswerth; er wird sich also nicht wundern können, wenn seine Schwester seine Neigung mit ihm theilt, er wird es natürlich finden, daß ich ihn liebe, daß —

Ein donnernder Beifallssturm in dem Saal unterbrach sie in ihrem Sinnen. Sie schob leise die Gardine ein wenig zurück und schaute hinein in diesen geschmückten, duftenden, von Musik widerhallenden Saal, unter dessen Kronleuchtern von vergoldetem Bergkrystall die geputzte, von Brillanten, Blumen und goldgewirkten Gewändern strahlende Menge wie ein im Sonnenschein funkelndes Meer auf- und niederwogte.

Die zweite Quadrille war beendet, und der Beifallssturm war der Lohn der Tänzer und Tänzerinnen, welche sich jetzt hier und dort athemlos und keuchend auf die Tabourets niedergelassen hatten, um sich auszuruhen von ihrer Anstrengung.

Prinzessin Amalie sah nicht allein, sie hörte auch; sie hörte das Gespräch dieser beiden Damen, welche dicht vor der Gardine standen, hinter welcher die Prinzessin verborgen war. Sie hörte, daß sie von Friedrich von Trenck sprachen, sie hörte, daß sie ihn den schönsten der anwesenden Cavaliere nannten, und ganz entzückt von seiner herrlichen Athletengestalt, von seinem feurigen Auge sprachen.

Er hat die Gestalt eines Hercules und das Antlitz eines Ganymed, sagte die Eine.

Ich glaube, daß er schön ist wie der Apoll von Belvedere, sagte die Andere, und dabei ist sein Gesicht noch so voll Unschuld und Reinheit. Ah, wie beneide ich die Frau, welche seine erste Liebe sein wird.

Sie meinen also, daß er noch niemals geliebt hat?

Ich bin dessen ganz gewiß. Sein Herzensfeuer ruht noch unter den Schleiern seiner Jugend, und er versteht es noch nicht einmal, wenn man ihn an-

lächelt, und ihm einen zärtlichen, verheißungsvollen Blick zuwirft.

Haben Sie das versucht?

Ich hab's versucht, und ich gestehe Ihnen, daß es vergeblich gewesen ist. Aber ich gebe ihn deshalb noch nicht auf, und ich werde meine Versuche so lange erneuern, bis —

Die Damen entfernten sich im leise fortgeführten Gespräch. Prinzessin Amalie konnte nichts weiter hören, aber sie kannte die Stimmen dieser beiden Damen sehr wohl, sie wußte, daß es Frau von Brandt gewesen und die junge Louise von Kleist, die Schönste der Schönen, wie der König selber sie noch gestern genannt!

Und Louise von Kleist, die Schönste der Schönen, die unwiderstehliche Coquette, die von Anbetern und Bewunderern stets umdrängte Frau, Louise von Kleist, hatte ihrer Freundin gestanden, daß ihre zärtlichen auf Trenck gerichteten Blicke vergeblich gewesen, daß sie sich vergeblich bemüht, das Eis seines Herzens zu schmelzen.

Aber sie will ihre Bemühungen fortsetzen, flüsterte Amalie, deren Herz jetzt erbebte unter den ersten Krallengriffen der Eifersucht. O, ich kenne Louise von Schwerin, sie wird ihn so lange verfolgen, so lange mit ihren Liebesblicken, ihren kecken Herausforderungen, ihrem zärtlichen Schmachten belagern, bis er sie liebt, bis er anbetend zu ihren Füßen liegt! — Aber nein, nein, ich werde das nicht dulden, ich nicht. Sie soll mir nicht das einzige Glück, den einzigen goldenen Traum meines Lebens entreißen. Er gehört mir, er ist mein durch seine Liebe, die er mit tausend heiligen Eiden geschworen hat. Ich bin seine erste Liebe, ich bin dieses glückselige Weib, welches er liebt, und welches die schöne, die strahlende Louise von Schwerin beneidet um ihr Glück. Er ist mein, und mein soll er bleiben, der ganzen Welt zum Trotz will ich ihn lieben und mich ihm zu Eigen geben!

Und wie sie jetzt ihre flammenden, trotzigen Blicke wieder durch die kleine Oeffnung der Gardine in den Saal gleiten ließ, schauerte sie zusammen in süßem, freudigem Schreck.

Dicht vor ihr, gerade an der Stelle, wo kurz zuvor die beiden Damen gestanden, da stand Er jetzt, Er, der Apoll der Frau von Kleist, der herculische Ganymed der Frau von Brandt, Er, Friedrich von Trenck, der Geliebte der Prinzessin Amalie.

Er stand still und unbeweglich da, und schaute mit verschränkten Armen in das bunte Gewühl der Masken hinein. Vielleicht suchte er sie, vielleicht war er traurig und kummervoll, daß Amalie sich seinen Blicken ganz entzogen, ihm ganz unsichtbar geworden sei.

Plötzlich hörte er hinter sich eine Stimme, welche flüsterte: Sehen Sie sich nicht um, bleiben Sie stehen, wie bisher. Aber wenn Sie mich hören und mich verstehen, so neigen Sie leise bejahend Ihr Haupt.

Friedrich von Trenck neigte sein Haupt; aber Prinzessin Amalie konnte nicht sehen, welch ein Ausdruck des Entzückens plötzlich auf seinem Antlitz leuchtete, sie konnte nicht fühlen, wie sein Herz stürmisch hämmerte und klopfte, und ihm den Athem beklemmte.

Wissen Sie, wer es ist, der mit Ihnen spricht, erkennen Sie mich, so neigen Sie wieder Ihr Haupt! flüsterte die Stimme.

Eben rauschte die Musik höher auf, die auf- und abwalzenden Paare der Tänzer übertönten sie fast mit dem Geräusch ihrer Füße, dazu das Sprechen und das Durcheinander von mehr als fünfhundert Personen, das Alles bot dem Gespräch der beiden Liebenden hinreichende Sicherheit dar.

Friedrich von Trenck begnügte sich nicht, nur wieder mit dem Haupte zu winken, er neigte sich seitwärts und sagte halblaut: ich erkenne die Stimme meines Engels sehr wohl, und ich würde auf meine Kniee fallen und anbeten, wenn es meinem Engel selber nicht Gefahr brächte und ihn von mir verscheuchte!

Still, sprechen Sie nicht mehr, flüsterte die Stimme, und Trenck hörte an ihrem Zittern und Keuchen, daß das Mädchen, welchem sie angehörte, all' diese Gluth, diese Aufregung, diese Leidenschaft empfand, welche sein eigenes Wesen wie mit Feuerströmen durchtobte und wie mit Orgelklängen vor seinen Ohren brauste.

Sprechen Sie nicht mehr, aber hören Sie! flüsterte die Stimme wieder. Uebermorgen reist Prinzessin Ulrike ab; alsdann begiebt sich der König nach Potsdam und Sie werden ihn ohne Zweifel begleiten. Haben Sie ein schnelles Pferd, das den Weg von Potsdam nach Berlin auch bei Nacht zu finden weiß?

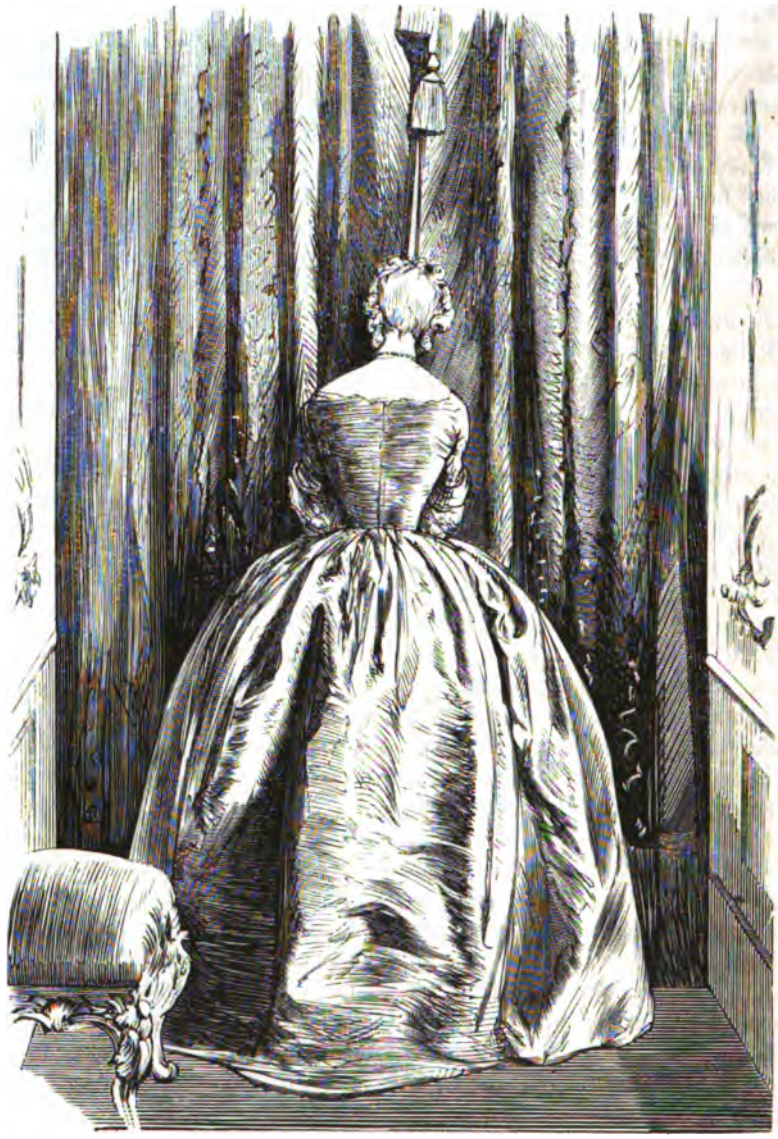
Ich habe ein schnelles Pferd, und für mich und mein Pferd giebt es keine Nacht!

In der vierten Nacht von heute an werden Sie das Fenster, welches Sie kennen, offen finden, und die Thür, welche zu der kleinen Treppe führt, wird nur angelehnt sein. Kommen Sie um elf Uhr Abends, und man wird Ihnen einen Ersatz geben für die Schärpe, welche Sie heute Abend verloren haben! Still, kein Wort mehr! Sehen Sie sich nicht um, gehen Sie unbefangen weiter, wenden Sie auch nicht ein einziges Mal das Haupt rückwärts! Leben Sie wohl! In vier Tagen, um elf Uhr! Gehen Sie!

Ah, ich werde ihm einen Harnisch anlegen müssen,

damit er unverwundbar ist, flüsterte Amalie, als er gegangen war, und sie ganz zitternd und keuchend, ganz erschöpft vor innerer Aufregung wieder auf das

grausam bin. Ich darf nicht grausam sein, ihn nicht unglücklich machen, denn sonst würde sie versuchen, ihn zu trösten, und ich will nicht, daß er etwas An-



Tabouret zurücksank. Die schöne Kleist soll mir meinen Geliebten nicht entführen. Er liebt mich, mich allein, und jetzt soll er nicht mehr klagen, daß ich

beres liebt, als mich allein. Wenn sie es wagt, ihn noch länger zu verfolgen mit ihren Liebesblicken, so werde ich sie ermorden! Das ist Alles!

XVII.

Ein König, welcher schüchtern ist.

Der König legte die Flöte fort, und ging unruhig und mißgelaunt in seinem Kabinet auf und ab. Eine Wolke stand auf seiner Stirn, er hatte vergeblich versucht, sie zu vertreiben, indem er zu seiner Freundin, der Flöte, seine Zuflucht nahm. Selbst den sanften Melodien, welche er der Flöte zu entlocken verstanden, wollte sie nicht weichen, denn sie war nicht blos auf seiner Stirn, sondern auch in seinem Herzen, und machte ihn trübe und traurig.

Vielleicht war es der Schmerz um die Trennung von seiner Schwester, welcher das Antlitz des Königs so umdüsterte, und ihn sogar unfähig machte, die Flöte zu blasen. Am gestrigen Abend war Prinzessin Ulrike abgereist, nachdem sie noch zuvor im Opernhause, wo man die Oper Rodelinde gab, gewissermaßen von den Berlinern Abschied genommen, indem sie sich ihnen zum letzten Male auf einige Stunden zeigte. Während da drinnen auf der Bühne die Sänger ihre schönsten Melodien sangen, die ganze Kunst ihres Gesanges entfalteten, standen draußen vor dem Opernhause schon die Reisewagen bereit, denn der König, welcher es gern vermied, sein allzuweiches Herz aufzuregen und zu rühren, hatte befohlen, daß die Prinzessin gleich nach der Oper in den bereitstehenden Reisewagen stiege, und ohne Abschied von dannen führe. Das Publikum wußte das, und nahm wenigstens mit seinen Blicken, mit der Theilnahmlosigkeit, die es der Bühne bewies, um seine Theilnahme ganz der königlichen Loge zuzuwenden, Abschied von der Prinzessin, welche heute zum letzten Mal im Glanze ihrer Schönheit, ihrer Jugend und ihrer stolzen königlichen Haltung vor ihnen erschien. Es herrschte daher eine ungewohnte Stille in dem großen Hause, eine Stille, die selbst während des Zwischenactes anhielt; Jedermann blickte empor zu der Loge, wo die Prinzessin inmitten der beiden Königinnen saß. Jedermann sah daher, wie plötzlich die Logenthür hastig geöffnet wurde, und der junge Prinz Ferdinand mit ausgebreiteten Armen zu seiner Schwester hineilte.

Meine liebe, liebe Ulrike, rief der Prinz mit schmerzlichem Schluchzen, so muß es denn sein! So soll ich Dich niemals wiedersehen!

Und mit kindlichem Ungestüm seine Schwester umarmend, lehnte er das Haupt an ihre Schulter und weinte und schluchzte laut.

Prinzessin Ulrike, nicht mehr im Stande, ihre lange bekämpfte Rührung zu verbergen, vermischte ihre Thränen mit denen ihres Bruders, und ihn sanft in den Hintergrund der Loge zurückziehend, flüsterte sie ihm weinend und zitternd Worte der Zärtlichkeit, der Bitte, sie nicht zu vergessen, des Versprechens, ihn immer zu lieben, ins Ohr. Neben ihr stand die Königin Mutter; auch sie hatte auf einen Moment vergessen, daß sie eine Königin sei, und sich nur erinnert, daß sie eine Mutter war, im Begriff, ihr Kind auf immer zu verlieren. Sie hatte daher nicht einmal den Gedanken gehabt an das Unziemliche und Etiquettewidrige dieser Scene, sie sah nur ihre beiden Kinder, welche sich weinend umschlungen hielten, und sie weinte mit ihnen.*)

Das Publikum sah das Alles, und niemals hatte das huldvollste Lächeln, die freundlichste Begrüßung der Königin so sehr die Herzen gewonnen, wie es die Thränen der Mutter thaten. Jede Mutter fühlte mit dieser Frau, welche, obwohl eine Königin, doch die Schmerzen einer zärtlichen Mutter empfand, jedes Mädchen fühlte mit diesem Mädchen, welches, obwohl im Begriff einer glänzenden Zukunft als Fürstin entgegenzugehen, doch die glückliche Vergangenheit, die geliebte Heimath mit heißen Thränen beweinte. Und da die Männer ihre Weiber und Schwestern weinen sahen, da sie gewahrten, daß selbst ein Prinz seiner Thränen sich nicht schämte, weinten auch sie, aus Sympathie, aus Rührung, aus Liebe zu dem Königshause. Der Zwischenact, sonst so heiter und geräuschvoll, so von Plaudern und Lachen belebt, ging dies Mal unter stillem Weinen und mühsam unterdrückten Schluchzen zu Ende, und als dann wieder die Oper begann, hatte Niemand Aug' und Ohr für die Bühne, selbst der gefeierte Sänger Salimbeni ließ unapplaudirt seine herrlichsten Töne erschallen, selbst die Barbarina tanzte, ohne daß das Publikum, wie es doch an

*) L. Schneider, Geschichte der Oper und des königlichen Opernhauses zu Berlin S. 20.

diesem Abend gedurft hätte, ihr zujauchzte und ihr die gewohnten Spenden des Beifalls darbrachte.

War es vielleicht die Erinnerung an dieses rührende Intermezzo des gestrigen Abends, welche den König so bewegte? Trauerte sein Herz um die geliebte Schwester, welche ihn jetzt für immer verlassen hatte? Vielleicht wußte der König es selber nicht, oder vielleicht wollte er es nicht wissen, was ihn so bewegte, ihn so ruhelos und genußlos umhertrieb.

Nachdem er seine Flöte bei Seite gelegt, nahm er den Livius zur Hand, welcher immer auf seinem Schreibtisch lag, und versuchte einige Kapitel zu lesen. Aber die Buchstaben tanzten vor seinen Augen und seine Gedanken schweiften weit ab von dem alten römischen Geschichtsschreiber.

Mißmuthig warf der König das Buch bei Seite, und ging, die Hände auf dem Rücken gefaltet, wieder auf und ab.

Ach, ach, ich wollte, daß es heute zur Schlacht ginge, murmelte er leise in sich hinein, heute würde ich sicherlich Sieger sein, denn ich bin ganz in jener verzweifelten, todesmuthigen Stimmung, welcher das Schlachtengebrüll ein willkommener Gesang und das Blutvergießen ein erleichternder Aderlaß ist. Und was ist es denn, was so auf einmal einen Schleier über meinen Geist gezogen hat, welche geheimnißvolle, räthselhafte Macht hat ihre Hand über mich ausgestreckt, und hält mich gefangen in diesen Banden, die ich nicht zu zerreißen vermag, weil ich sie nicht sehen und nicht fühlen kann? Nein, nein, ich will Herr sein meiner selbst, ich will nicht träumen und seufzen! Ich will leben, arbeiten und wenigstens ein treuer König sein, wenn ich doch kein glücklicher und froher Mann sein kann!

Er zog hastig die Klingel und befahl dem eintretenden Kammerdiener die Kabinetsräthe eintreten zu lassen und die Minister zu einem Conseil zusammenzurufen.

Ich werde arbeiten und alles Andere vergessen, sagte der König mit einem sanften Lächeln, und er begab sich in sein Arbeitszimmer, um die Vorträge seiner Räthe und seiner Minister entgegenzunehmen.

Aber dies Mal hatte der König sich getäuscht; selbst die Arbeit verscheuchte die Wolke nicht von seiner Stirn. Sie stand noch darauf, als er in sein Kabinet zurückkehrte, sie war vielleicht sogar noch dunkler geworden.

Ich will ein Ende machen, sagte der König plötzlich, nachdem er wieder lange gedankenvoll auf und abgegangen war. Ja, gewiß, ich will ein Ende machen! Da ich glücklicher Weise nicht Odysseus bin, so sehe ich nicht ein, warum ich mir die Augen verbinden und die Ohren mit Wachs verstopfen soll, um die bezaubernde Syrene nicht zu sehen und ihren verlockenden Gesang nicht zu hören. Ist es in dieser armseligen, nüchternen Welt nicht ein Glück, einmal einer Syrene zu begegnen, ihrem Zauber zu unterliegen, und sich bei ihr eine Viertelstunde der Seligkeit zu erträumen? Und wenn denn jetzt alle Menschen wahnsinnig oder närrisch sind, warum denn sollte ich allein vernünftig bleiben? Komme also über mich, göttlicher Wahnsinn, betäube meine Sinne und umneble meinen Geist! Möge das Alter weise sein und gelassen, ich bin noch jung, warum sollte ich nicht auf eine Viertelstunde ein Thor sein, und meiner elenden Herrlichkeit vergessen können?

Er rief seinen Kammerlakayen und befahl, sofort den Generallieutenant von Rothenburg herzubescheiden, dann nahm er wieder seine Flöte und begann, auf- und abwandelnd zu spielen. Allmälig, während er spielte, erhellten sich seine Züge, und sein Auge glänzte wieder im Feuer edler Begeisterung. Jetzt war er wieder der siegreiche Held, der machtvolle König, der denkende, edle und gemüthvolle Mensch.

Als der General von Rothenburg zu ihm eintrat, nickte der König ihm zu, und spielte ruhig das Adagio zu Ende, dann legte er die Flöte bei Seite und reichte dem Freunde seine beiden Hände dar.

Du mußt heute mein Pylades sein, mein Freund, sagte der König, und mich befreien von diesen Erinnyen der Langeweile, welche heute das Herz und den Kopf Deines armen Orestes heimsuchen und umlauern.

Ich will Alles das sein, was Euere Majestät mir erlaubt und befiehlt zu sein, sagte der General lächelnd. Nur wage ich zu bemerken, daß die Königin Mutter wenig zufrieden damit sein möchte, zu hören, daß Euere Majestät sich mit dem Orestes vergleicht.

Ah, Du meinst wegen Klytemnestra's treuloser Liebesgeschichte, mit der freilich meine erhabene und tugendhafte Mutter keine Aehnlichkeit hat? Sei es drum, mein Vergleich hinkt ein wenig, aber meine Langeweile ist so ächt, wie meine Freundschaft zu Dir.

Euere Majestät langweilen sich? fragte Rothenburg. Ich kenne diese Art Langeweile an meinem König, und ich habe bemerkt, daß sie bei Ihnen immer nur dann eintritt, wenn Sie am Vorabend einer großen That stehen, und die Nacht, welche dem Tage des Sieges vorausgeht, Ihnen zu lang scheint. Wenn Euere Majestät sagen, daß Sie sich langweilen, so schließe ich daraus, daß wir bald wieder einen Krieg beginnen und von neuen Siegen unsers Königs zu erzählen haben werden.

Der König lächelte. Vielleicht magst Du Recht haben. Ich liebe den Krieg nicht, aber er ist ein nothwendiges Uebel und wenn denn meine Muhme Thereſia durchaus nur durch einen abermaligen Aber-

laß von ihrer Krankheit des Stolzes und des Uebermuthes befreit werden kann, nun so werde ich der Arzt sein, der ihr noch einmal eine Ader schlägt. Das Bündniß mit Frankreich ist geschlossen, Karl der Siebente zieht zur Kaiserkrönung gen Frankfurt, der französische Gesandte Belle-Isle begleitet ihn dorthin, und meine Armee steht kampfgerüstet, bereit, den Kaiser zu schützen gegen Oesterreichs Uebermuth. Wir werden Krieg haben, Freund, und da sich Sieg auf Krieg reimt, so hoffe ich, werden wir auch bald von Sieg zu erzählen wissen, sei's auch nur, um es unsern Poeten leicht zu machen, unsere Thaten zu besingen und den glücklichsten Reim auf Krieg gleich bei der Hand zu haben. In einigen Wochen spätestens brechen wir auf. O, Freund, wenn es zur Schlacht geht, fühle ich, daß ich noch jung bin und daß mein Herz noch nicht in meiner Brust versteinert ist. Es klopft und hämmert dann so stark, als wollte es die Mauern meiner Brust zersprengen.

Das Herz meines Königs wird immer jung bleiben, rief der General, denn es wird immer vertrauensvoll und gut sein.

Friedrich schüttelte leise das Haupt. Glaube das nicht, mein Freund, sagte er sinnend. Die Hände, welche viel arbeiten müssen, bekommen Schwielen und werden hart und unempfindlich; so ist es auch mit den Herzen! Das meine hat viel gearbeitet, sich viel geplagt, es wird auch zuletzt hart und unempfindlich werden. Dann, wenn es so ist, werden die Menschen mich verdammen, und vergessen, daß sie es sind, welche mich so gemacht haben, dann werden sie nur von meiner Hartherzigkeit sprechen, und nichts sagen von den Schmerzen und Enttäuschungen, welche allgemach mein Herz versteint haben! Aber was liegt daran. Mögen diese thörichten zweibeinigen Thierchen, welche sich so stolz die Ebenbilder Gottes nennen, über mich sagen und sprechen, wie es ihnen beliebt. Sie werden mir doch mein Theilchen Ruhm und mein Theilchen Unsterblichkeit nicht nehmen können, und wer das besitzt, der hat seinen Lohn dahin, und darf sich niemals beklagen. Freilich sind auch Herostratus und Schinderhannes berühmte Leute geworden, und Eulenspiegel ist beim Volke mehr gekannt und beliebt, als Sokrates.

Daraus folgt also, daß selbst die Weisheit sich die Mühe geben muß, sich populair zu machen, sagte General Rothenburg. Der wahre Ruhm wird nur erworben durch Popularität. Alexander der Große und Cäsar waren sehr populaire Leute, und darum war auch ihr Name im Munde des Volkes und erbte sich von Geschlecht zu Geschlecht fort als ein theures Vermächtniß an Liebe, das jeder Vater seinem Sohn hinterließ. So wird es auch mit König Friedrich dem Zweiten sein. Er versteht es, nicht blos der König und der Held, sondern auch der Mann des Volkes zu sein, und darum wird nicht blos sein Ruhm von der Muse in die ehernen Tafeln der Geschichte eingegraben werden, sondern jeder Mann aus dem Volke wird ihn auf die leeren weißen Blätter in seiner Bibel aufschreiben; da werden seine Enkel und Urenkel es lesen, und aus diesen Aufzeichnungen werden die Geschichtsforscher späterer Jahrhunderte das Zeitalter des großen Friedrich ergänzen und die ehernen Geschichtstafeln überstrahlen und ausfüllen.

Möge es so sein, sagte der König ernst und feierlich. Du weißt es, Freund, ich bin ehrgeizig, und ich glaube, der Ehrgeiz ist von allen Leidenschaften diejenige, welche am längsten andauert und deren brennender Durst niemals gelöscht wird. Als Kronprinz war es für mich ein demüthigendes, entsetzliches Gefühl, zu wissen, daß alle anscheinende Liebe, alle Hochachtung und Rücksicht, welche man mir zollte, nicht mir dem Menschen, sondern nur dem Prinzen, dem Sohn eines Königs, galten. Mit welcher Bewunderung, welcher Vergötterung schaute ich empor zu Voltaire. Er bedurfte keiner Titel, und keiner hohen Geburt, um beachtet, verehrt, beneidet und von der ganzen Welt vergöttert zu werden. Ich aber mußte Titel, Rang, Vornehmheit, glänzende Revenüen, einen fürstlichen Stammbaum haben, um die Blicke der Menschen auf mich lenken zu können. Ach, wie oft, wie oft erinnerte ich mich damals an die Geschichte von jenem großen Fürsten, der, als er von seinen Feinden umzingelt und im Begriff stand sich ihnen zu ergeben, nur sah, daß seine Diener und Freunde ihn weinend und mit verzweiflungsvollem Schmerz umringten. Er lächelte ihnen zu und sagte nur diese wenigen bedeutungsreichen Worte: „Ich fühle es an Euren Thränen, daß ich noch immer König bin.“*) — Jenem König einst zu gleichen und meinen Ruhm mir selbst und nicht dem Königsmantel zu schulden, das schwur ich damals mit heiligen Eiden! Ich habe bis heute erst einen kleinen Theil von meinem Schwur erfüllt! Aber ich hoffe, meine Muhme Theresia und die russische Kaiserin werden mir schon die Mittel gewähren, mein Gelübde besser zu erfüllen. Der Mensch hat an seinen Feinden immer doch seine besten Freunde, sie nützen und fördern ihn.

Wenn das wahr ist, Sire, so verdammen Sie damit uns Alle, die wir die treuesten, ergebensten, begeistertesten Freunde unsers erhabenen Königs sind.

Ihr nützt mir auch, sagte der König mit einem sanften Lächeln. Du, zum Beispiel, nützt mir mit

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres posthumes. VIII, 342.

Deinem frischen lieben Gesicht, so oft ich's sehe. Du erhältst mein Herz jung und lehrst mich immer wieder das Lachen, welches ich bei den andern langweiligen, verständigen, heuchlerischen Menschen sonst gewiß verlernen würde. Ich lache nirgends so heiter und so gern als bei Dir, als an Deinem Tische, wo es mir vergönnt ist, mein Königthum abzustreifen und Euresgleichen zu sein. Ich freue mich also auf heute Abend, wie ein junges Mädchen auf ihren ersten Ball, denn heute Abend bin ich, wie mich dünkt, bei dem Herrn General von Rothenburg zum petit souper eingeladen.

Euere Majestät hatte die Gnade mir zu versprechen, daß Sie kommen wollten.

Was wundert Euere Majestät? fragte der General.

Daß ich Dich noch nicht gebeten habe, mir heute Abend Rheinwein vorzusetzen, sagte der König mit einem leisen Lächeln.

Rheinwein? Euere Majestät pflegten sonst zu sagen, der Rheinwein sei ein verderbliches Gift, das den Menschen langsam morde.

Das ist er auch, aber was willst Du, Freund, es giebt viele Dinge, welche giftig sind, und die uns deshalb nur um so mehr reizen. Auch mit den Weibern ist es so! Man thut wohl, sich ihnen fern zu halten, weil sie unsere Vernunft vergiften und unser Herz krank machen, aber doch flieht man sie

Und weißt Du, Freund, ich glaube wahrhaftig, daß mir heute die Stunden so träge und öde hinschleichen, weil ich die Zeit des Festes bei Dir nicht erwarten kann. Nun sage mir, wen werden wir weiter haben, wer wird Theil nehmen an unserm heutigen Götterfeste?

Die Personen, welche Euere Majestät selbst bestimmte. Chazot wird kommen und Algarotti, Jordan und Bielfeld.

Ich war's, der die Personen bestimmte? fragte der König gedankenvoll. Dann wundert's mich, daß —

Er brach ab und ging schweigend und zur Erde blickend auf und ab.

nicht, doch sehnt man sich immer nach ihnen, denn das Gift, das sie uns spenden, schmeckt so süß.

Nun, auch darin ist Euere Majestät weiser, als alle übrigen Menschenkinder, denn Sie allein haben die Kraft, den Frauen zu widerstehen und ihren Umgang zu vermeiden.

Wer weiß, ob das nicht bloße Feigheit ist, sagte der König, indem er ans Fenster trat, und mit seinen weißen schlanken Fingern an die Scheiben trommelte. Ich nannte auch den Rheinwein Gift, weil er mir zu stark war, und doch finde ich jetzt, daß er allein Wein zu nennen ist, weil er allein Blume hat.

Er schwieg und trommelte seinen Parademarsch auf dem Fenster weiter.

Der General sah gedankenvoll und erstaunt zu ihm hinüber. Plötzlich erhellten sich seine Züge und ein halb unterdrücktes schlaues Lächeln umspielte seine feinen Lippen.

Nun möchte ich mir erlauben, an die Worte meines Königs einige Schlußworte anzuhängen, sagte er, die ungefähr so aussehen, wie die Moral am Schlusse einer Fabel. Euere Majestät sagen, der Rheinwein allein sei Wein zu nennen, weil er allein Blume hat, so möchte ich die Gesellschaft allein eine Gesellschaft nennen, bei der Frauen gegenwärtig sind. Die Frauen sind die Blume der Gesellschaft. Wollen Sie die Gnade haben, mir beizustimmen, Sire?

Wenn ich das thäte, so hieße das ja so viel, als dich auffordern, uns heute Abend einige Frauen einzuladen, sagte der König, immer noch am Fenster stehend.

Und mit welchem Entzücken würde ich dieser Aufforderung nachkommen, sagte der General. Nur daß es sehr schwer halten wird, einige Damen zu überreden, zu einem Junggesellen, wie ich es bin, zu kommen.

Ah bah, ich habe mich entschlossen, im nächsten Winter öfter kleine Soupers zu geben und mir eine Confidenztafel einzurichten, bei welcher auch Frauen gegenwärtig sein sollen.

Euere Majestät sind indessen auch verheirathet.

Sie kämen, auch wenn ich nicht, wie Du sagst, verheirathet wäre. Die Gräfin Camas, die Frau von Brandt, die Kleist und die Morien, das Alles sind viel zu geistreiche Weiber, um sich nicht über das Vorurtheil hinweg zu setzen.

Euere Majestät befehlen also, daß ich diese einlade? fragte der General mit einem lauernden Blick und einem halben Lächeln. Ohne Zweifel werden sie kommen, wenn ich ihnen sage, daß Euere Majestät es befehlen. Soll ich sie also einladen?

Der König zögerte ein wenig mit seiner Antwort. Vielleicht möchten sie doch nicht gern kommen, sagte er dann. Du bist unverheirathet, und da sie verheirathet sind, fürchten sie vielleicht ihre Männer.

Wir müßten also Damen wählen, welche unverheirathet sind, sagte Rothenburg, dessen Gesicht jetzt strahlte vor Vergnügen. Nun wüßte ich aber keine unverheirathete Dame der höheren Gesellschaft, welche die Aufklärung und Geistesfreiheit so weit treiben möchte, um sich in eine Männergesellschaft zu wagen.

Muß man denn immer nur in der höhern Gesellschaft suchen? fragte der König, indem er heftiger seinen Parademarsch auf der Fensterscheibe spielte.

General Rothenburg belauerte ihn mit den glänzenden Augen eines Jägers, welcher das edle Wild in die gestellte Falle laufen sieht.

Wenn Euere Majestät geruhen wollten, sich ein wenig über die Etiquette hinweg zu setzen, sagte er, so hätte ich wohl einen Vorschlag zu machen.

Die Etiquette ist eine Dummheit, welche bei unsern petits soupers nicht die Honneurs zu machen hat; da präsidirt nur das Plaisir. Mache also immerhin Deinen Vorschlag.

Nun denn, so erlaube ich mir vorzuschlagen, daß wir einige Damen vom Theater einladen. Sind Euere Majestät einverstanden?

Vollkommen. Aber welche Damen? fragte der König, indem er sein Gesicht abwandte.

Das ist die Sache Euerer Majestät, sagte der General, den diese Scene unendlich ergötzte. Sie haben die Namen der Herren bestimmt, möge es Ihnen gefallen, auch die Damen zu bestimmen.

Gut denn! sagte der König zögernd. Was meinst Du zu der Cochois, der Astrua, der kleinen Petra?

Sire, Sie sind mir Alle willkommen, wenn Euere Majestät befehlen, daß ich sie einlade. Nur bitte ich alsdann mir zu gestatten, daß ich auch einen Namen nenne, den Namen einer Frau, welche schöner, geistvoller, liebenswürdiger und reizender ist als alle Primadonnen der Welt, und welche wohl im Stande ist, alle Männer, ich nehme die Kaiser und die Könige nicht aus, zu bezaubern und zu ihren Sclaven zu machen. Darf ich sie nennen, Sire?

Nenne sie immerhin!

Es ist die Signora Barbarina, Sire!

Der König wandte hastig sein Haupt zu ihm hin, und seine großen brennenden Augen ruhten mit einem forschenden Ausdruck auf dem Antlitz des Generals, der diesen Blick mit einem feinen Lächeln ertrug.

Als der König immer noch schwieg, machte der General eine tiefe Verbeugung und sagte feierlich: Ich ersuche Euere Majestät um die Gnade, mir zu erlauben, daß ich die Damen Cochois, Astrua und Petra und auch die Signora Barbarina zu unserm kleinen Souper einladen darf.

Vier Primadonnen auf einmal, rief der König lachend. Das ist gefährlich und wir würden vielleicht das interessante Schauspiel haben, zu sehen, wie sich alle Viere gegenseitig die Augen auskratzten. Nein, nein, um die Kraft einer Sonne ermessen zu können, muß man sie ohne Nebensonnen leuchten lassen. Wir wollen also nur eine Dame leuchten lassen, und da Du der Wirth bist, so hast Du allein das Recht, ihren Namen zu bestimmen. Möge es also die Signora Barbarina sein! *)

*) Rödenbeck. Tagebuch aus Friedrich des Großen Regentenleben. S. 111.

Euere Majestät gestatten mir also die Barbarina einzuladen? fragte Rothenburg, dem König gerade und fest ins Angesicht sehend. Ihre Blicke begegneten sich, der Schimmer eines Erröthens flog über die Wangen des Königs hin, dann brach er plötzlich in ein lautes Lachen aus und legte seine beiden Arme auf des Freundes Schultern, indem er mit einem Ausdruck unendlicher Liebe in sein vor Vergnügen strahlendes Antlitz schaute.

Du bist ein arger Schalk, sagte der König, Du hattest mich von Anfang an errathen und ließest mich wie Absalon am Baumzweig zappeln. Das war sehr grausam, Rothenburg.

Recht grausam, aber wohlverdient, Sire. Denn warum wollten Sie mir nicht selber Ihre Befehle mittheilen, warum sollte ich sie errathen?

Warum? Mein Gott, es ist zuweilen so bequem, errathen zu werden. Nun also ist es heraus! Du ladest uns heute Abend die schöne Barbarina ein. Und höre, Du könntest wohl noch einen Herrn einladen, einen Künstler, damit sich die Barbarina nicht gar so einsam unter uns rohen Barbaren vorkomme.

Welchen Künstler, Sire?

Den Maler Pesne, Freund! Geh selber zu ihm und lade ihn ein, und sage ihm, er möge auch Bleistift und Papier mitbringen, denn gewiß wird er dem Verlangen nicht widerstehen können, sich eine Skizze von der schönsten Nymphe zu entwerfen.

Sire, befehlen Sie ihm das zu thun, und dann aus der Skizze ein lebensgroßes Gemälde zu machen.

Ah, Du wünschest Dir ein Portrait der Barbarina?

Ja, Sire, aber nicht um es zu behalten!

Wozu denn?

Um die Freude zu haben, es Eurer Majestät zu schenken.

Und warum das?

Weil ich so eitel bin zu glauben, daß dieses Gemälde dadurch ein wenig Werth für Sie hätte, sagte Rothenburg mit seinem schlauesten Lächeln. Was liegt Euerer Majestät an einem Portrait der Barbarina? Gar nichts, natürlich. Aber wenn dieses Portrait nicht allein ein von Pesne gemaltes Kunstwerk, sondern auch die Liebesgabe eines Freundes ist, dann wette ich, daß es für Eure Majestät Werth erhält und daß Sie vielleicht die Gnade haben, es in einem Ihrer Zimmer aufzuhängen.

Du, Du, sagte der König, indem er seinem Liebling lächelnd mit dem erhobenen Zeigefinger drohte, mir graut vor Dir. Ich glaube, Du belauerst meine innersten Gedanken und machst meine Wünsche zu Deinen Bitten. Aber ich will als gutmüthiger Narr Dir auch diese Bitte noch erfüllen. Geh' also hin und lade die Barbarina ein, auch den Maler Pesne, und beauftrage ihn zugleich, ein lebensgroßes Bild der Barbarina zu malen. Er soll mir einige Skizzen vorlegen und ich will eine derselben auswählen. *)

Ich danke Euerer Majestät, ich danke! rief der General, und jetzt mögen Euere Majestät die Gnade haben, mich zu entlassen, damit ich eilen kann, meine Einladungen zu machen.

Der König entließ ihn, aber als der General schon auf der Thürschwelle stand, rief er ihn noch einmal zurück.

Du hast so gut meine Gedanken errathen, sagte er, ich will Dir nun zeigen, daß ich auch die Deinen errathen kann. Du denkst, ich sei verliebt!

Verliebt! Ich sollte wagen, das zu denken! rief der General, indem er die Hände faltete und die Augen gen Himmel wandte, wie die Frommen es zu thun pflegen. Verliebt! Und ich sollte ein so unheiliges Wort in Verbindung mit meinem heiligen König aussprechen!

Der König lachte. Nun, was die Heiligkeit anbelangt, sagte er, so wird mich der heilige Antonius gerade nicht für seinen Bruder erklären. Aber verliebt bin ich doch nicht.

Er trat hastig zu dem Fenster, auf dessen Sims ein japanischer Rosenstock in voller Blüthe stand. Der König pflückte eine dieser vollen glühenden Blüthen, und indem er sie dem General darreichte, sagte er: sieh sie nur an, ist sie nicht bezaubernd schön? Und glaubst Du denn, daß ich dafür kein Herz und kein Empfinden habe, weil ich ein König bin? Geh! Ich habe, obwohl ein König, doch die Augen und die Nase eines Menschen, und bin empfänglich für die Schönheit und den Blumenduft!

---

*) Das auf Befehl des Königs gemalte lebensgroße Portrait der Barbarina befand sich früher in dem Cabinet des Königs, und hängt noch jetzt im königlichen Schlosse zu Berlin, in einem der Säle in der zweiten Etage nach dem Schloßplatz hinaus.

XVIII.

Das erste Rendezvous.

Es war eine stille, dunkle Nacht. So dunkel war es in dem Garten von Monbijou, daß auch das schärfste Auge kaum im Stande gewesen wäre, die Gestalten der beiden Männer zu erkennen, die da an den Bäumen hinschlichen; so still war es, daß man, so vorsichtig und leise sie immer gingen, doch das Knistern des Sandes unter ihren Füßen, das Rauschen des Gesträuches, das sie im Vorübergehen mit ihren Kleidern streiften, hören konnte. Aber glücklicher Weise war kein Lauscher da, sie zu beobachten, und unangefochten und ungesehen gelangten die beiden dunklen Gestalten bis zu dem Ausgang der Allee, welche gerade vor dem Rundplatz endete, an dessen gegenüberliegender Seite das kleine Schloß, die Sommerresidenz der Königin Mutter, sich befand.

Hier standen sie einen Augenblick still und ließen ihre forschenden Blicke über dieses stille Gebäude hinschweifen, das sich schweigend und dunkel wie ein großer Sarg vor ihnen erhob.

Kein Licht mehr in in den Fenstern der Königin Mutter, flüsterte der Eine. Alles schläft.

Alles schläft? Wir haben also nichts zu fürchten! Lassen Sie uns weiter gehen!

Der, welcher zuletzt gesprochen, machte rasch einige Schritte vorwärts, aber sein Begleiter faßte heftig seinen Arm und hielt ihn zurück.

Sie vergessen, mein junger Heißsporn, daß wir auf das Signal warten müssen, sagte er. Ruhig, ruhig, stampfen Sie nicht so ungeduldig mit dem Fuß, schütteln Sie sich nicht wie ein junger Löwe. Wer auf Abenteuer ausgeht, muß vor allen Dingen besonnen, vorsichtig, überlegt und kalt sein. Glauben Sie das mir, welcher eine lange Reihe von Erfahrungen hinter sich hat, und was das Genre der Liebesabenteuer betrifft, vielleicht mit dem erhabenen König Karl dem Zweiten von England rivalisiren konnte.

Hier aber ist nicht von einem Liebesabenteuer die Rede, Herr Baron von Pöllnitz, sagte der Angeredete ungeduldig und hastig.

Nicht von einem Liebesabenteuer, Herr Baron von Trenck? Und wovon denn, wenn ich fragen darf?

Von einer wirklichen Liebe!

Ah, von einer wirklichen Liebe! wiederholte Pöllnitz mit einem kurzen spöttischen Lächeln. Respect vor dieser wirklichen Liebe, welche mit allem Pathos ihrer Berechtigung und aller Würde ihres göttlichen Ursprungs hier zu dem königlichen Palast schleicht, und ganz demüthig unter den Schatten der Nacht ihr strahlenfunkelndes Haupt verbirgt. Mein guter, junger Schwärmer, bedenken Sie doch, daß ich nicht, wie Sie, ein Neuling, sondern ein alter Practikus bin, der jedes Ding bei seinem rechten Namen nennt. Jede Liebschaft ist so lange eine wirkliche Liebe, und jede Liebste ein Engel an Tugend, Schönheit und Sittenreinheit, bis wir der Aventure überdrüssig sind und uns nach einer neuen umsehen.

Sie sind ein unverbesserlicher Gottesleugner, sagte Trenck unwillig. Freilich, wer so oft als Sie seinen Glauben gewechselt hat, der hat gar keine Religion mehr, nicht einmal die Religion der Liebe! Aber sehen Sie, dort drüben zeigt sich ein Licht und das Fenster wird geöffnet. Das ist das Signal!

Ja, Sie haben Recht. Es ist das Signal! Gehen wir! flüsterte Pöllnitz, indem er mit hastigen Schritten dem jungen Officier nacheilte.

Jetzt standen sie Beide vor dem Fenster des Erdgeschosses, das vorher beleuchtet gewesen und jetzt halb geöffnet war.

Wir sind zur Stelle, sagte Trenck hochathmend. Jetzt, mein lieber Pöllnitz, sage ich Ihnen Lebewohl, denn sicher wird es nicht Ihre Absicht sein, noch weiter mitzugehen. Wenn die Prinzessin Ihnen auftrug, mich heute Abend zum Schlosse zu begleiten, so wollte sie damit eben nur sagen, daß Sie bis zum Schlosse, aber nicht in das Schloß hinein mit mir gehen sollten. Sie werden das begreifen, und da, wie Sie selbst sagen, Sie so reich an Erfahrungen sind, so werden Sie wissen, daß Liebenden nichts störender ist, als die Gegenwart eines Dritten. Sie sind aber zu liebenswürdig, um jemals störend sein zu wollen. Ich sage Ihnen also Lebewohl!

Und indem er so sprach, war Friedrich von Trenck

im Begriff, sich in das Fenster zu schwingen; aber der starke Arm des Ober-Ceremonienmeisters hielt ihn zurück.

Lassen Sie mich zuerst einsteigen, sagte er, und helfen Sie mir ein wenig. Ihre sophistischen Auslegungen der Worte unserer Prinzessin sind ganz nutzlos. Sie sagte zu mir: „Um elf Uhr erwarte ich Sie mit dem Herrn von Trenck in meinem Zimmer." Das ist ganz deutlich, wie mir scheint, und nun kein Wort weiter! Leihen Sie mir Ihren Arm und helfen Sie mir ein wenig!

Trenck leistete ihm seufzend den verlangten Dienst und schwang sich dann selber leicht und gewandt über das Fenstersims in das Zimmer.

Geben Sie mir jetzt Ihre Hand und folgen Sie mir, flüsterte der Ober-Ceremonienmeister. Ich kenne hier jeden Schritt und jeden Tritt, und kann Ihnen von dieser Treppe, vor welcher wir jetzt stehen, jede knarrende Stufe angeben. Ich habe das in früheren Jahren sehr genau und oft ausprobirt, besonders damals, als Peter der Große mit seiner Gemahlin und seinen zwanzig andern Weibern hier wohnte und —

Still, unterbrach ihn Trenck. Da sind wir oben! Leise vorwärts nun!

Geben Sie mir die Hand, ich führe Sie!

Vorsichtig schlichen sie auf den Fußspitzen diesen dunklen Corridor entlang zu jener Thüre hin, durch deren Fugen man den hellen Glanz eines Lichtes schimmern sah. Leise, kaum hörbar, klopften sie an diese Thür. Sie ward sogleich geöffnet; die vertraute Kammerfrau der Prinzessin, welche den beiden Eintretenden mit dem Licht in der Hand entgegentrat, winkte ihnen schweigend zu, ihr zu folgen, und schritt ihnen voran durch mehrere Zimmer. Vor der letzten Thür stehen bleibend, sagte sie mit ernstem, fast feierlichem Ausdruck: Sie stehen jetzt vor dem Boudoir der Prinzessin. Treten Sie ein. Sie werden erwartet!

Dann machte sie den beiden Herren eine tiefe Verbeugung und wandte sich ab.

Mit einer hastigen Bewegung drückte Friedrich von Trenck die Thür auf, diese Thür, welche ihn von seinem ersten Jugendglück, von seiner ersten Liebe trennte. Jetzt stand er in diesem matt erleuchteten Zimmer, das zu betreten er sich so oft mit schmerzlichen Thränen, mit verzweifelnder Hoffnungslosigkeit gesehnt hatte. Sein Herz klopfte so stürmisch, daß es ihm den Athem versetzte, daß er ein Gefühl hatte, als müsse er sterben vor Entzücken, als müsse seine beängstete Brust sich Luft machen in einem Schrei, der vielleicht ebenso sehr der Beklemmung als der Freude angehört hätte.

Da drüben auf jenem Divan, da saß sie! Die von der Decke herabhängende Ampel beleuchtete ihr Angesicht, welches bleich und farblos war. Sie wollte aufstehen, ihm entgegen gehen, aber sie hatte nicht die Kraft dazu; sie konnte ihm nur die Hände entgegen strecken und einige unverständliche Worte murmeln.

Aber Friedrich von Trenck verstand mit seinem Herzen, was sie sagen wollte. Er stürzte zu ihr hin, er bedeckte die ihm dargereichte Hand mit seinen Küssen und mit seinen Thränen, er sank auf seine Kniee nieder und stammelte Worte des Entzückens, des glühenden Dankes, der seligsten Freude, Worte, welche das zitternde Herz der Prinzessin mit Freude erfüllten, dem kalten aufmerkenden Ohr des Ober-Ceremonienmeisters aber vollkommen verwirrt und sinnlos erschienen.

Er hatte sich bescheiden und discret im Hintergrund des Zimmers gehalten, und diesem ersten Sturm des Entzückens mit der lächelnden Ruhe eines Weltweisen zugeschaut. Jetzt aber fand er, daß die stumme Rolle eines Eunuchen, zu welcher er verdammt schien, allzusehr eine demüthigende und lächerliche Seite habe, um noch länger von ihm ertragen zu werden. Er trat daher aus dem Dunkel hervor und näherte sich mit vollkommener Ruhe und Sicherheit der Prinzessin, welche ihn erröthend mit stummem Kopfneigen begrüßte.

Verzeihen Euere Königliche Hoheit, sagte er, wenn ich es wage, Sie zur Richterin über eine Streitfrage zwischen mir und meinem Freund Trenck zu machen. Er wollte mir nämlich durchaus nicht gestatten, ihn weiter als bis zu dem Schlosse zu begleiten, während ich behauptete, von Euerer Hoheit autorisirt zu sein, mit ihm in dieses Heiligthum hier einzudringen. Vielleicht aber bin ich doch im Irrthum gewesen und in meinem Diensteifer zu weit gegangen. Ich bitte daher um die Gnade zu entscheiden, ob ich gehen oder bleiben soll?

Prinzessin Amalie hatte sich jetzt von ihrer Verwirrung, ihrer Unsicherheit vollkommen erholt. Bleiben Sie, sagte sie mit einem reizenden Lächeln, indem sie dem Baron die Hand darreichte. Da Sie einmal unser Vertrauter sind, wollte ich auch, daß Sie es ganz und ohne Rückhalt wären, und daß Sie sich überzeugen möchten, daß unsere Liebe, obwohl sie das Dunkel und die Verborgenheit suchen muß, doch nicht das Auge der Menschen, das Auge eines Freundes zu scheuen hat. Und wer weiß, ob wir nicht auch eines Tages Ihres Zeugnisses bedürftig sind, denn ich täusche mich nicht, ich weiß sehr wohl, daß in dieser Nacht mein Genius und mein Dämon um meine Zukunft würfeln, und daß das Unheil und die Schmach vielleicht schon lauernd ihre Hände nach mir ausstrecken. Aber ich bin entschlossen, mich ihnen

nicht ohne Kampf zu ergeben, und da kann es denn sein, daß ich eines Tages Ihres Beistandes bedürftig wäre. Deshalb bleiben Sie!

Herr von Pöllnitz verneigte sich stumm, der Prinzessin leuchtender Blick aber richtete sich jetzt auf das Antlitz ihres Geliebten, der mit verdüstertem Gesicht und traurigen Mienen neben ihr stand. Sie bemerkte das wohl, und ein leises Lächeln zeigte sich auf ihren vollen, purpurnen Lippen.

Bleiben Sie, Herr von Pöllnitz, sagte sie, uns aber erlauben Sie, zu gehen, und ein wenig hinauszutreten auf den Balcon dort. Es ist eine wundervolle Nacht, und was wir Beide uns zu sagen haben, darf nur der Himmel mit seinen Sternen hören, weil ich glaube, daß nur sie es verstehen können.

Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen! flüsterte Trenck, die Hand der Prinzessin an seine Lippen drückend.

Euere Königliche Hoheit haben mir also gnädigst erlaubt hierher zu kommen, sagte Herr von Pöllnitz mit einem kläglichen Gesicht, damit ich hier ganz allein mich meinen Gefühlen überlasse und mich ein wenig in die Rolle eines Trappisten einstudire. Ich soll, wenn ich meine Aufgabe recht verstehe, wie der Löwe in dem Märchen, die Pforten des Paradieses bewachen, in welchem mein junger Freund hier seinen ersten Sonnentraum von Menschenglück träumen darf. Gestehen Euere Königliche Hoheit, daß das eine sehr grausame Arbeit ist! Aber ich bin bereit, sie zu übernehmen, und mich als den Engel mit dem flammenden Schwert vor jene Thür dort zu stellen, bereit, Jeden zu tödten, welcher in diesem Paradiese die Rolle einer Schlange übernehmen möchte.

Prinzessin Amalie deutete lächelnd auf den Tisch hin, auf welchem ein aus Früchten, feinem Backwerk und spanischem Wein bestehendes Nachtmahl servirt war.

Sie finden da ein wenig Zerstreuung, sagte sie, und ich bitte Sie, davon Gebrauch zu machen. Leben Sie wohl, Herr von Pöllnitz. Wir stellen uns unter den Schutz Ihrer Augen! Behüten sie uns wohl!

Sie öffnete die Thür und trat mit ihrem Geliebten hinaus auf den Balcon.

Herr von Pöllnitz blickte ihnen mit spöttischem Lächeln nach. Das arme Kind fürchtet sich vor sich selber, sagte er in sich hinein, sie bedarf eines Wächters ihrer Tugend, und daß sie gerade mich dazu erwählt hat, ist eine wundervolle Idee! Ach, ach, es steht wahrlich schon sehr schlimm mit mir! Man macht mich zum Tugendwächter und fürchtet nicht, daß ich Zähne habe, um zu beißen, und Ohren, um zu hören. Ich soll nur sehen, weiter nichts! Aber was soll ich sehen, und was kann ich sehen in dieser dunklen Nacht, welche Gott Amor eigens so verfinstert zu haben scheint, damit unser zärtliches und unschuldiges Taubenpaar dort auf seinem Balcon von Niemand gesehen werde. Eine köstliche, ächt romantische Mädchenidee, dem Geliebten ein Rendezvous zu bewilligen, und zwar unter Gottes freiem Himmel auf einem Balcon von drei Schritt Länge, auf dem sich nicht einmal ein Sitz befindet, um sich ausruhen zu können von den gewaltigen Emotionen einer glühenden Liebeserklärung! Nun, meinetwegen! Ich werde es mir desto bequemer machen, und mich hier auf den Divan setzen, um meine Abendmahlzeit zu halten, während die Beiden da draußen mit den Sternen und den Nachtvögeln um die Wette schwärmen.

Er ließ sich mit einem behaglichen Lächeln auf den Divan nieder und griff nach dem silbernen Messer und der Gabel, um an dem kalten mit Trüffeln gefüllten Rebhuhn seine Vernichtungsarbeit zu beginnen.

XIX.

Auf dem Balcon.

Draußen auf dem Balcon standen die beiden Liebenden, Arm in Arm verschlungen, blickten sie zu diesem dunklen, von leuchtenden Sternen besäeten Himmel empor, zu tief bewegt, um sprechen zu können, und doch zu einander redend in der stummen erhabenen Sprache der Liebenden, die nur von den Herzen und den Engeln verstanden werden kann, deren Worte nur

in Seufzern, in Blicken, in Händedrücken, in zärtlichem Anschmiegen bestehen.

In dieser Sprache hatten sie Anfangs mit einander gesprochen. Beide scheuend, durch die unheiligere materielle Sprache der von den Lippen tönenden Worte das feierliche und kostbare Zwiegespräch ihrer Seele zu unterbrechen. Aber allmälig stiegen ihre dem Himmel und den Sternen zugewandten Blicke von dort hernieder, um sich selbst einander zu suchen, und in einen andern Himmel und nach zwei andern leuchtenden Sternen zu schauen. Ihre an die Dunkelheit gewöhnten Augen begegneten sich; Jeder errieth das Erröthen, das freudige Lächeln des Andern, und Beider Lippen flüsterten zugleich ganz leise ihren Namen.

Das war der Anfang ihres ersten Liebesgespräches, das bald zu leidenschaftlichen und glühenden Betheuerungen seinerseits, zu schamvollen, zitternden Bekenntnissen ihrerseits emporwuchs, und darin ganz genau der Gesprächen aller Millionen Liebenden glich, welche jemals auf unserer alten, ewig jungen Erde sich zusammenfanden. Aber doch war das Verhältniß dieses armen jungen Liebespaares ein nicht gewöhnliches, ein von der allgemeinen Regel abweichendes. Es war eine Liebe, welche niemals auf Glück, niemals auf Dauer rechnen durfte, welche niemals hoffen konnte, am Ende eines langen dornenvollen und traurigen Weges wenigstens eine duftende Oase und einen blühenden Myrthenkranz zu finden, sondern welche gewiß sein konnte, daß je weiter und beharrlicher sie vorwärts ginge, desto weiter und unermeßlicher sich die Wüste vor ihr öffnen würde, und daß immer nur ein feuchtes Thränentuch, ein dunkler Trauerflor ihr einziger Schmuck sein werde.

Warum mußte Sie das Schicksal so hoch über mich stellen, daß ich niemals hoffen kann, Sie zu erreichen, und die lange Stufenleiter hinauf zu klimmen, welche mich von Ihnen trennt, seufzte Trenck, welcher vor der Prinzessin kniete, die auf den kleinen eisernen Armstuhl, das einzige Meuble des Balcons, niedergesunken war.

Sie spielte tändelnd und gedankenvoll mit seinen langen schwarzen Locken; eine Thräne rollte langsam über ihre Wangen nieder, und fiel wie ein brennender Feuertropfen gerade auf seine Stirn. Das war Amaliens einzige Antwort auf seine schmerzvolle Klage.

Trenck fuhr zusammen, griff hastig nach seiner Stirn, alle wolle er die Thräne verwischen, welche der Nachtwind indeß schon getrocknet hatte.

O, Amalie, Sie weinen? sagte er schmerzvoll. Sie haben kein Wort des Trostes, der Ermuthigung, der Hoffnung für mich?

Kein Wort, mein Freund! Das macht, ich habe keine Hoffnung und keinen Trost! Ich weiß, daß wir Beide einer trostlosen, und sturmzerrissenen Zukunft entgegen gehen, ich weiß, daß diese Nacht, unter deren Schatten wir uns heute zum ersten Male die Hand reichten, ewig dauern, daß für uns niemals die Sonne scheinen wird! Ich weiß, daß in dem Moment, wo unsere Blicke sich zuerst begegneten, mein Schutzengel sich das Antlitz verhüllte und weinend entfloh, ich weiß, daß Sie weiser und besser gethan hätten, dem armen Bettlermädchen auf der Straße Ihr Herz zu schenken, als es hinzugeben an die Schwester eines Königs, an die arme Prinzessin Amalie.

Hören Sie auf, hören Sie auf, seufzte Trenck, noch immer zu ihren Füßen ruhend und das Antlitz an ihre Knie drückend. Ihre Worte treffen mein Herz wie vergiftete Dolche, und doch fühle ich, daß Sie die Wahrheit sagen. Ja, ich war ein Elender, daß ich es wagte, meine Augen bis zu Ihnen zu erheben, ich war ein Gotteslästerer, daß ich, der Ungeweihete, der Unberechtigte, mich eindrängte in den heiligen Tempel Ihres Herzens, auf welchem die Vestaflamme Ihrer unschuldigen und heiteren Gedanken in klarstem Frieden brannte, bis meine heißen und stürmischen Seufzer sie beunruhigten und störten. Aber ich will wieder gut machen! Noch ist es Zeit, noch sind Sie durch keine Gelübde, durch keine Eide an mich gebunden, noch können Sie diese kaum erschlossene Blüthe einer ersten Jugendliebe zu den verwelkten Veilchensträuchen Ihrer Kindererinnerungen legen, mit denen Sie zuweilen in stillen müßigen Stunden tändeln und spielen, und ihnen ein Lächeln schenken, indem Sie flüstern: „Ihr waret einst doch schön, Ihr habt mich einst doch beglückt! Jetzt ist's vorüber." — Ja, Amalie, noch ist es Zeit! Geben Sie mich auf, stoßen Sie mich von Sich, rufen Sie Ihre Diener, zeigen Sie mich ihnen als einen Rasenden, einen Verbrecher, der es gewagt, sich bei Ihnen einzuschleichen, weil seine Leidenschaft ihn toll und blind gemacht. Ueberliefern Sie mich dem Gericht, dem Blutgerüst, meinetwegen, nur retten Sie Sich vor meiner Liebe, welche so zaghaft, so egoistisch, so hartherzig ist, daß sie nicht den Entschluß fassen kann, sich selber zu verbannen, sich selber den Tod zu geben! O, Amalie, stoßen Sie mich von sich, zertreten Sie mich unter Ihren Füßen, ich werde sterben ohne Vorwurf und ohne Klage, ich werde denken, daß mein Tod nothwendig war, um Sie zu erretten von den Schmerzen und Qualen eines langen öden Daseins. Noch können Sie es, denn noch sind Sie nicht mein, noch habe ich keine Rechte auf Sie! Sie haben die Schwüre meiner Liebe angehört, das ist Alles, Sie haben sie noch nicht erwidert. Sie sind also frei, Sie können mich noch verstoßen, denn es bindet Sie kein Schwur!

Sie streckte langsam und feierlich den Arm zu dem sternenbesäeten Himmel empor. Ich liebe Sie, sagte sie ernst, möge Gott mich hören und meinen Schwur annehmen, ich liebe Sie und ich schwöre Ihnen, daß ich Ihnen treu sein, daß ich niemals eines anderen Mannes Weib sein werde!

O unglückseliges, beklagenswerthes Weib! rief Trenck, seine Arme um ihre Schultern werfend und sein Haupt an ihren Busen drückend. Amalie, Amalie, sehen Sie, ich weine nicht vor Glück, nicht vor Entzücken, ich weine aus Schmerz, aus Angst um Sie. Nein, nein, ich will Ihren Schwur nicht annehmen, ich will diese Worte nicht gehört haben, welche mich mit Seligkeit, mit Götterlust erfüllen würden, wenn sie nicht für Sie ein Verbannungsurtheil enthielten. O, Geliebte, wenn Sie sagen, daß Sie mich lieben, so heißt das, den stolzen und prunkenden Vorrechten Ihres Standes entsagen, verzichten auf den Glanz, die Pracht, auf einen ebenbürtigen Gemahl, auf einen Thron und eine Königskrone vielleicht! Denn wenn ich einmal Ihre Liebe angenommen habe, wenn Sie einmal mein sind, so werde ich Sie nicht wieder frei geben, selbst nicht an den König, selbst nicht an Gott! So gehören Sie mir für alle Zeit und alle Ewigkeit, und nichts kann Sie mir wieder entreißen, selbst nicht Ihr eigener Wunsch, Ihr eigenes Flehen. O Amalie, hören Sie denn nicht, daß ich wahnsinnig bin, wahnsinnig aus Verzweiflung und Entzücken zugleich. Fliehen Sie vor dem Wahnsinnigen dessen riesenstarke Arme Sie sonst umstricken werden, um Sie auf ewig an seine Brust zu drücken! Fliehen Sie, stoßen Sie mich von Sich und gehen Sie dort hinein in Ihr Zimmer, gehen Sie und sagen Sie dem lächelnden Hofmann da drin, welcher über nichts erstaunt ist, selbst nicht darüber, daß Sie mich lieben, welchem nichts heilig ist, selbst nicht diese Liebe, die ich für Sie empfinde, sagen Sie ihm: „Trenck war ein rasender Thor. Ich habe ihn hierher kommen lassen, weil ich Mitleid mit ihm hatte, weil ich versuchen wollte, ihn durch meine Güte, meine Milde zu heilen. Es ist mir gelungen, er ist fort! Gehen Sie jetzt und wachen Sie über dem Genesenen.“ — Ich werde Ihren Worten nicht widersprechen, Amalie! Sobald Sie die Schwelle jenes Zimmers überschreiten, werde ich von dem Balcon herabsteigen; ich werde es vorsichtig und besonnen thun, ich werde nicht herabstürzen, damit ich mir nicht an irgend einem Stein das Haupt zerschelle, und nicht todt unter Ihren Fenstern gefunden werde, damit man nicht meinen Weg an einer Blutspur verfolgen könne. Nein meine Wunden sollen nur nach innen bluten, und erst auf dem Schlachtfeld will ich es wagen, hinzusinken und zu sterben. Unter dem Donner der Kanonen wird man es nicht hören, wenn meine erstarrenden Lippen mit ihrem letzten Seufzer Ihren Namen nennen, unter dem Geächze so vieler Sterbenden wird meine letzte Liebesklage geräuschlos verhallen. Fliehen Sie also, Amalie, fliehen Sie, und möge Gott Sie segnen und Sie glücklich machen!

Er stand auf und trat ehrerbietig zur Seite, damit sie an ihm vorübergehen und in ihr Zimmer zurückkehren könne.

Aber Prinzessin Amalie ging nicht. Ihre Augen standen voll Thränen, aber es waren Thränen des Glückes, der Liebe, der seligsten Freude.

Sie legte sanft ihre Hand auf des Geliebten Schulter, und in ihren Augen, welche sich auf sein Antlitz hefteten, war ein so wunderbarer leuchtender Glanz, daß man wirklich hätte meinen sollen, zwei Sterne seien vom Himmel gefallen, um in einem Menschenangesicht zu leuchten und die Sage von der menschlichen Gottähnlichkeit wahr zu machen.

Trenck, ich fliehe nicht, sagte sie, Trenck, ich bleibe, denn, hören Sie es wohl, ich liebe Sie! Es ist nicht die schüchterne, seufzende, erröthende und schwärmerische Liebe eines jungen Mädchens, die ich Ihnen darbringe, es ist die Liebe eines kühnen, todesmuthigen, stolzen Weibes! Meine Liebe ist gestählt an dem Feuer meiner Schmerzen, und weil sie in diesem Feuer glühte und brannte, hat sie das mädchenhafte Erröthen verlernt und ist unbeugsam und hart geworden. Ich habe sie getauft mit meinen Thränen, und sie an mein Herz genommen, wie eine Mutter ihr Kind an ihr Herz drückt, das sie unter Todesqualen geboren, dessen Dasein ihre Verdammniß und ihre Unehre und Schmach ist, und das sie dennoch grenzenlos liebt und es segnet, indem sie über ihm weint. Auch ich weine, auch ich fühle, daß ich der Verdammniß und Schmach verfallen bin, und dennoch segne ich meine Liebe, und dennoch nenne ich mich eine Auserwählte und Gebenedeite, denn Gott hat mich gesegnet, indem er einen Strahl seines eigenen Daseins in mein Herz senkte und mich die Liebe, die ewig unvergängliche Liebe kennen lehrte!

O, Amalie, Amalie, warum kann ich nicht in dieser Stunde sterben, murmelte Trenck, ganz zerbrochen, ganz machtlos zu ihren Füßen niedertaumelnd.

Sie neigte sich zu ihm nieder und richtete ihn mit fester Hand wieder empor. Stehen Sie auf, sagte sie, wir Beide müssen fest und sicher auf unsern Füßen nebeneinander stehen. Wenn Sie vor mir knieen, denke ich immer, daß Sie in mir noch die Prinzessin, die Schwester eines Königs sehen, und nicht blos Ihre Geliebte, nicht blos das Weib, welches Sie liebt. Sehen Sie, ich sage nicht, „das junge Mädchen“, denn ich bin das nicht mehr in meinem Innern; diese Zeit der innern Kämpfe, des innern Ringens hat mich alt und vernünftig gemacht.

Ein junges Mädchen ist zitternd und zaghaft, ich nicht, ein junges Mädchen erröthet, indem sie ihre Liebe bekennt, ich nicht! Ein junges Mädchen bebt, wenn sie an ihre zürnenden Verwandten, an die Schmach und das Unglück denkt, welches ihrer Zukunft als ein in Trauerflor gekleideter Herold vorauf geht, ich bebe nicht! Nein, nein, ich bin kein Mädchen den schlummernden Welt. Wie viele Menschen mochten in diesem Moment zu ihnen empor schauen, händeringend oder jauchzend, schreiend vor Jammer oder weinend vor Glück, mit gebrochenem oder liebesseligem Herzen. Die Sterne wissen nichts davon, sie leuchten und funkeln dem Glücklichen, wie dem Verzweifelnden, und unser Elend und unser Entzücken geht un-

mehr, sondern nur ein Weib, welches liebt, grenzenlos, ewig, unerschütterlich.

Sie warf sich in seine Arme nnd duldete es, daß er sie fest an sein Herz drückte. Eine lange, selige Pause trat ein. Leise rauschte der Wind in den hohen Pappeln und Eichen des Gartens, glänzend und hell schienen die Sterne über dieser todten, schwarzen, von ihren Schmerzen und Freuden ruhengesehen unter diesem sternenfunkelnden Baldachin des Himmels hin.

Amalie richtete sich wieder aus den Armen ihres Geliebten empor; ihre Augen, welche den Himmel suchten, trafen gerade auf einen Stern, der sich ablöste vom Himmel, eine silberne Bahn mit Blitzesschnelle beschrieb und dann erlosch.

Eine böse Vorbedeutung! murmelte sie, mit der

Hand nach jener Stelle empor deutend, wo der Stern versunken war.

Trenck hatte mit jener instinktartigen Sympathie der Liebenden, gleich ihr zum Himmel empor geblickt, und gleich ihr hatte er den fallenden Stern gesehen.

Der Himmel will uns nicht täuschen, sagte er. Er sendet uns eine Warnung, Amalie. Aber diese Warnung kommt zu spät! Jetzt sind Sie mein, denn Sie haben mir geschworen, daß Sie mich lieben, und ich habe Ihren Schwur gehört!

Möge auch Gott ihn gehört haben, und möge er Gnade für uns haben, flüsterte sie. Stehet nicht geschrieben, daß die Liebe Berge versetzen und Flügel verleihen kann, daß sie mächtiger ist, als der mächtigste König der Erde, stärker und gewaltiger als der weltenbezwingende Sieger und Held? Lassen Sie uns also den rechten Glauben an unsere Liebe haben, lassen Sie uns stark sein in Hoffnung, in Geduld, in Treue! Mein Bruder sagt, daß es bald wieder zum Kampf geht. Nun wohl, werden Sie nicht auf dem Schlachtfelde für sich einen Lorbeerkranz erobern können? Und wer kann wissen, ob dieser Lorbeerkranz nicht eines Tages dem König ebenso viel werth sein und ihm ebenso glänzend erscheinen mag, wie eine Fürstenkrone, wer weiß, ob er nicht jetzt, da alle seine Schwestern an Fürsten verheirathet sind, seiner jüngsten Schwester es verzeihen wird, wenn sie einen Helden liebt, der statt der Fürstenkrone nur mit dem Lorbeer geschmückt ist!

Schwören Sie mir, Amalie, mich zu erwarten und mir Zeit zu gönnen, dieses Ziel zu erreichen, welches Sie mir da mit so himmlischen Farben ausmalen?

Ich schwöre es Ihnen!

Sie werden niemals eines andern Mannes Weib werden?

Ich werde niemals eines andern Mannes Weib werden!

Sei er Fürst oder König, und sei es Ihr Bruder, der König, welcher Ihnen befiehlt, sich ihm zu vermählen?

Sei er Fürst, oder König, und sei es mein Bruder, der König, welcher mir befiehlt, mich ihm zu vermählen!

Gott, mein Gott, Du hast ihren Schwur gehört, sagte Trenck, indem er Amaliens Haupt in seine Hände nahm, und sie sanft niederbeugte, als sei sie ein Opfer, welches er dem Himmel entgegentrüge. Du hast ihren Schwur gehört, mein Gott, strafe sie, zerschmettere sie, wenn sie ihn nicht erfüllt.

Ich werde ihn erfüllen, sagte sie fest. Möge Gott mich strafen, wenn ich es nicht thue!

So bist Du denn mein, Amalie, unauflöslich, ewig! Komm, laß mich den Verlobungskuß auf Deine keuschen Lippen drücken, Du meine Braut, meine Geliebte, mein Weib! O, erzittere jetzt nicht, weiche nicht zurück vor meinen Armen! Lege Dich fest, fest an mein Herz, denn jetzt hast Du keine andere Zuflucht, keinen anderen Hort mehr, als nur mein Herz! Aber es ist ein Fels, auf den Du bauen kannst, der niemals unter Dir wankt, der immer da ist, Dich zu stützen und zu halten, oder, wenn der Sturm allzu mächtig ist, mit Dir hinabzustürzen ins Meer, mit Dir sich in der Tiefe desselben zu begraben! O, meine Braut, laß mich Deine Lippen küssen, indem ich Dir schwöre, daß ich Dich heilig halten will, bis der Tag kommt, wo entweder das Leben oder der Tod Dich mir vermählt!

Nicht Du sollst mich küssen, ich küsse Dich! sagte sie, indem sie ihre, noch von keiner Lüge, keinem Verrath, keinem unkeuschen Wort entweiheten Lippen auf die seinen drückte. Es war ein Kuß so heilig, unschuldig und rein, daß er auf seinen Lippen zu einem jungfräulichen Gebet, zu einem seligen Lächeln verduftete.

Jetzt, mein Geliebter, lebe wohl, sagte Amalie nach einer langen Pause, in welcher ihre Lippen geschwiegen hatten, weil ihre Herzen zu einander und zu Gott sprachen. Sieh, der Himmel beginnt sich zu röthen, der Tag bricht an!

Das heißt, mein Tag geht unter, die Nacht bricht an, seufzte Trenck. Wann sehe ich Dich wieder, Amalie?

Sie schaute zum Himmel empor und lächelte. Fragen Sie das den Himmel und Kalender. Wenn der Himmel dunkel ist und der Kalender keinen Mondschein verkündet, dann erwarte ich Sie immer, dann wird immer das Fenster geöffnet und die Thür unverschlossen sein.

Man hat sonst immer den Mond den Freund der Liebenden genannt, sagte Trenck, die Hand der Prinzessin an sein Herz drückend, von heute an aber hasse ich ihn, denn er beraubt mich des Glückes, bei Ihnen zu sein.

Lassen Sie uns jetzt zurückkehren in das Zimmer und zu Herrn von Pöllnitz, der uns gewiß schon mit Ungeduld erwartet!

Warum auch mußte er mich begleiten, Amalie? Warum gestatteten Sie mir nicht, allein zu kommen?

Warum? Ich weiß es selber nicht! Vielleicht schien es mir sicherer, wenn uns das Auge eines Freundes bewacht, vielleicht ängstigte ich mich! Genug, eine warnende Stimme in meiner Brust flüsterte mir zu, so handele! und ich that es, und ich werde es immer thun. Da Pöllnitz einmal der Vertraute unserer Liebe ist, so soll er es ganz sein, so soll er wissen, daß, wie sehr unser Verhältniß strafwürdig sein mag vor den Menschen, es doch nicht straf-

würdig und sündig ist vor Gott, und daß ich vor Niemand nöthig habe, die Augen niederzuschlagen. Ich will also, daß Pöllnitz Sie immer begleite, daß Sie niemals ohne ihn zu mir kommen.

Ach, Amalie, seufzte Trenck, Sie leider haben nicht vergessen, daß Sie eine Prinzessin sind. Die Liebe hat Sie nicht unterjocht, denn Sie befehlen und Sie haben noch ihren eigenen Willen. Anders ist es mit mir! Ich unterwerfe mich, ich gehorche und schweige! Möge es also sein, wie Sie wollen! Möge Herr von Pöllnitz mich immer begleiten. Nur versprechen Sie mir, daß er immer in jenem Zimmer bleiben soll, während wir auf dem Balcon hier sind.

Ich verspreche es Ihnen! Und jetzt, mein Geliebter, lassen Sie uns Gott, dem Himmel, den Sternen und dieser schönen dunklen Nacht, welche ihren schützenden Mantel über uns ausgebreitet hat und uns erlaubte glücklich zu sein, lassen Sie uns dem Allen Lebewohl sagen!

Lebewohl, Lebewohl, mein Glück, meine Liebe, meine Zukunft, mein Stolz und mein Hoffen. O, Amalie, warum kann ich nicht heute schon in die Schlacht gehen, um da nach dem Lorbeer zu suchen, der mich Ihrer würdig machen könnte!

Sie umarmten sich zum letzten Mal, dann öffnete Amalie die Thür des Balcons und trat, gefolgt von ihrem Geliebten, wieder in das Zimmer.

Herr von Pöllnitz saß noch immer auf dem Divan vor dem Tisch, auf dessen Tellern und Schüsseln sich indeß jetzt nur noch die schwachen Trümmer der einstigen Braten, Leckereien und Früchte befanden. Der Ober-Ceremonienmeister hatte gefunden, daß nichts so sehr im Stande sei, ihn wach zu erhalten und die Langeweile aus diesem öden und schweigenden Zimmer zu verbannen, als die Kinnbacken in Bewegung zu setzen und den Zähnen einige Arbeit zu geben, da die Zunge und die Lippen zur Unthätigkeit verdammt werden. Während also da draußen das junge schwärmerische Liebespaar auf künftige Feldzüge und Siege hoffte, hatte er einen Feldzug gegen die Rebhühner und Gelées, die Früchte und den Bordeaux-Wein unternommen und war in demselben vollkommen Sieger geblieben. Sodann hatte er sich behaglich in den Divan zurückgelehnt und sich ganz dem beseligenden Gefühl einer gesunden und ungestörten Verdauung hingegeben. Bei dieser wichtigen und nothwendigen Beschäftigung war er eingeschlafen oder schien es wenigstens zu sein, denn es bedurfte erst eines mehrmaligen Rüttelns, bevor es Trenck gelang ihn zu erwecken und ihn die Augen aufschlagen zu machen.

Ah, Sie sind sehr grausam, mein junger Freund, seufzte Herr von Pöllnitz, indem er sich erhob. Sie unterbrachen mich mitten in einem wunderbaren und entzückenden Traum.

Und darf man wissen, worin dieser Traum bestand? fragte die Prinzessin.

Königliche Hoheit, in dem Einzigen, was mir auf dieser komischen und nüchternen Welt noch Entzücken und Erstaunen verursacht. Ich träumte, ich hätte gar keine lästigen Gläubiger und sehr viel Geld.

Und dieser Traum ist wohl sehr verschieden von der Wirklichkeit?

So verschieden, Prinzessin, daß just das Gegentheil davon wahr ist, denn ich habe sehr viele Gläubiger und gar kein Geld!

Armer Pöllnitz, und wie fangen Sie es denn an, um sich aus dieser unangenehmen Verlegenheit zu befreien?

Das, Königliche Hoheit, versuche ich niemals. Ich bin es schon zufrieden, wenn ich mir für dieses chronische Leiden einige erleichternde Palliativmittel erobern kann, und wenigstens ebenso viele Louisd'or in meiner Tasche, als Gläubiger außer derselben habe.

Und sind Sie jetzt in diesem glücklichen Fall?

Nein, Prinzessin! Ich habe nur zwölf Louisd'or!

Und wieviel Gläubiger?

Zwei und dreißig!

Demzufolge fehlen Ihnen noch zwanzig Louisd'or?

So ist es leider!

Die Prinzessin ging lächelnd zu ihrem Schreibtisch und nahm aus demselben eine kleine Rolle Geld, welche sie dem Ober-Ceremonienmeister darreichte. Nehmen Sie, sagte sie. Glücklicherweise bekam ich gestern mein Nadelgeld für den nächsten Monat und bin also im Stande, die Gleichheit Ihrer Gläubiger und Ihrer Louisd'or für dies Mal herzustellen.

Pöllnitz nahm das Geld ohne zu erröthen, und küßte der Prinzessin mit einem vergnügten Lachen die Hand. Jetzt Königliche Hoheit, sagte er, jetzt bereue ich noch Eins!

Nun, und das ist?

Daß ich die Zahl meiner Gläubiger nicht ein wenig höher angegeben habe! Mein Gott, wer konnte aber auch die großmüthige Absicht unserer erhabenen Prinzessin ahnen!

XX.

Die ersten Wolken.

Noch ganz trunken von Glück, ganz selig in der Erinnerung an dieses erste Rendezvous mit seiner schönen und erhabenen Geliebten, ritt Friedrich von Trenck die öde, einsame Landstraße nach Potsdam dahin. Er hatte nicht nöthig auf den Weg zu achten, obwohl derselbe damals freilich noch durchaus keine Aehnlichkeit mit den glatten und ebenen Chausséen der heutigen Tage zeigte, sondern holprig und tiefsandig war. Sein Pferd kannte diesen Weg genau und Trenck konnte sich ganz und gar auf die Klugheit und Wachsamkeit desselben verlassen. Er legte die Zügel sorglos auf den Hals des edlen Thieres und ließ sich von demselben langsam nnd behaglich seinem Ziel entgegentragen. Allmälig begann es Tag zu werden, und der Himmel, welcher vorher in purpurnen Gluthen gestrahlt, klärte sich auf zu einem tiefen sanften Blau. In den Lüften, welche noch nicht von dem Geräusch und dem Staub des Tages getrübt waren, sangen die Lerchen ihr fröhliches Morgenlied und wirbelten sich auf in diese Unermeßlichkeit, welche wir den von der Gottheit und den Engeln bewohnten Himmel nennen, von der die Physiker und Mathematiker sagen, daß sie nichts weiter sei, als ein mit Luft gefüllter Raum.

Trenck achtete weder auf den Lerchengesang, noch auf das allmälige Aufsteigen der Soune, welche mit ihren goldenen Strahlen die anmuthige Landschaft ringum erleuchtete, und die Thautropfen in den Kelchen der Blumen, welche am Rande des zu beiden Seiten des Weges hinlaufenden Grabens standen, zu Diamanten und schimmernden Rubinen verwandelte. Er war ganz erfüllt von diesem süßen und wunderbaren Glück, das sich wie ein goldener Regen über ihn ergossen hatte. Er wiederholte sich jedes Wort, jedes Lächeln, jeden Händedruck seiner Geliebten, und eine glühende Röthe flammte in seinem Gesicht auf, ein süßer Schauer beklemmte sein Herz, als er daran dachte, daß sie in seinen Armen geruht, daß seine Lippen diesen keuschen, jungfräulichen Mund geküßt hatten, dessen Athem ihm frischer, reiner und duftiger dünkte, als dieser laue frische Morgenwind, der eben seine Wange fächelte und mit seinem schwarzen Lockenhaar spielte. Mit einem seligen Lächeln und mit stolz erhobenem Haupte dachte er daran, daß Prinzessin Amalie ihm Hoffnung gegeben auf ihren Besitz, daß sie an die Möglichkeit einer dereinstigen Verbindung mit ihm glaubte. Und in der That, warum sollte dies nicht möglich sein? Hatte Trenck nicht in wenigen Monaten eine so glänzende, überraschende Carrière gemacht, daß die Herzen seiner Kameraden davon mit Neid erfüllt waren, und man von ihm wie von einem besonderen Liebling des Glückes sprach? Kaum sechs Monate waren vergangen, seit er als ein junger unbekannter, wenig bemittelter Student nach Berlin gekommen war, um durch seinen Beschützer den Grafen von Lottum, dem König sich empfehlen zu lassen und die Gnade zu erlangen, in die Leibgarde Seiner Majestät aufgenommen zu werden. Der König, überrascht von seiner schönen, ächt kriegerischen Gestalt, seinem reichen Wissen, seinem wunderbaren Gedächtniß, der König hatte ihn sofort zum Cornet in seiner berittenen Leibgarde gemacht und ihn wenige Wochen später schon zum Officier erhoben. Als solcher hatte er die große, und für einen kaum achtzehnjährigen Jüngling unerhörte Ehre genossen, vom König dazu erwählt zu werden, zweien Regimentern der schlesischen Cavallerie die neuen Manoeuvres einzuexerciren, und Friedrich selber hatte ihm sodann nicht blos in gnädigen, sondern in liebevollen Worten seine Zufriedenheit ausgedrückt.*) Nun ist aber die Zufriedenheit und das gnädige Lächeln eines Fürsten wie der Sonnenstrahl, welcher dem von ihm getroffenen Gegenstand einen weithin leuchtenden, strahlenden Glanz verleiht und die Blicke der neugierigen Menschen auf sich zieht. Der von der Sonne der Fürstengunst bestrahlte junge Lieutenant Friedrich von Trenck ward natürlich sofort ein Gegenstand der Aufmerksamkeit, der Freundlichkeit, der Zuvorkommenheit für alle diese Kreise, welche von irgend einem Streiflicht des Hofes ge-

*) Mémoires de Frédéric, Baron de Trenck. Traduits par lui-même sur l'original Allemand, augmentés d'un tiers et revus sur la traduction, par Mr. de ***. I, 40.

troffen wurden. Mehr als einmal hatte man gesehen, daß der König vertraulich den Arm auf die Schulter des jungen Lieutenants legte und sich lange und lächelnd mit ihm unterhielt, mehr als einmal hatte die stolze und fast unnahbare Königin Mutter dem jungen Officier ein gnädiges Kopfnicken, ein freundliches Wort gegönnt, mehr als einmal hatten die Prinzessinnen bei den Festlichkeiten des letzten Winters ihn zu ihrem Tänzer erwählt, und alle diese jungen schönen Mädchen der Hofgesellschaft erklärten, daß Niemand ein besserer Tänzer, ein aufmerksamerer Cavalier, ein unterhaltenderer Gesellschafter sei, als Friedrich von Trenck, dieser junge, lebenslustige, ewig heitere, ewig sorglose Officier, der alle seine Genossen nicht nur um eine Kopfeslänge, sondern auch durch seine Liebenswürdigkeit, seine Talente weit überragte. Es war daher sehr natürlich, daß diese ganze glänzende Aristokratie sehr bemüht war, den jungen Liebling des Königs und der Damen in ihre Kreise hinein zu ziehen, daß man ihm überall freundlich entgegenkam, und ihm die Ehrfurcht und Aufmerksamkeit bewies, welche ihm als dem Liebling des Königs, der Musen und Grazien unbestritten zugestanden ward.

Friedrich von Trenck war in seinem Innern zu gesund, zu naturkräftig, um durch diese allseitige Beachtung und Verherrlichung eitel und hochfahrend gemacht zu werden. Nur gewöhnte er sich daran, wie an ein ihm zustehendes Recht, und es verwunderte und erschütterte ihn kaum noch, als der König ihm zu seiner Officiersequipirung zwei Pferde aus seinem eigenen Marstall und die für damalige Zeiten bedeutende Summe von tausend Thalern schenkte.*) Nur erfüllte ihn diese große allgemeine Gunst mit kühnen Wünschen und hochstrebenden Träumen, und ließ ihm das Unglaublichste und Unerhörteste als etwas Mögliches und Erreichbares erscheinen. Zudem war Friedrich von Trenck, wenn nicht eitel und aufgeblasen, doch stolz und ehrgeizig. Er hatte sich ein großes Ziel gesetzt, er strengte alle seine Kräfte an es zu erreichen, und in seinen schönen und muthigen Stunden zweifelte er gar nicht, daß es ihm gelingen werde. Er war daher immer thätig, immer wachsam, immer zu irgend einer That bereit, und ganz erwartungsvoll auf irgend ein Riesenwerk, das ihm auf einen Schlag Macht und Reichthum, Ruhm und Größe bringen sollte! Er fühlte die Kraft in sich, eine Welt zu erobern und sie zu seinen Füßen niederzuschleudern, und wenn der König ihm die zwölf Riesenarbeiten des Hercules übertragen hätte, so würde er sich nicht davor erschreckt, sondern er würde sie vollführt haben. Ueberzeugt davon, daß ihm eine glänzende und ruhmvolle Zukunft bevorstände, bereitete er sich auf dieselbe vor. Keine Stunde fand ihn müßig, und wenn alle die Kameraden, ermüdet von dem beschwerlichen Dienst, von den sich täglich wiederholenden Kriegsübungen, lange zur Ruhe gegangen waren, saß Friedrich von Trenck noch mit irgend einem ernsten Studium, einer strengen wissenschaftlichen Arbeit beschäftigt, an seinem Schreibtisch, umgeben von Büchern, Landkarten und Planzeichnungen.

Der junge achtzehnjährige Lieutenant bereitete sich darauf vor, General und siegreicher Feldherr zu werden, die Welt und die Vorurtheile zu besiegen durch seine Talente und Verdienste, und diesen Abgrund, welcher ihn von der Prinzessin trennte, mit einer aus seinen eroberten Lorbeeren und Trophäen zusammengefügten Brücke zu überbauen. Und war er nicht schon auf dem besten Wege dazu? Winkte ihm die Zukunft nicht glückverheißend entgegen, mußte er, der schon mit achtzehn Jahren so viel erreicht hatte, wonach Andere, nicht minder Befähigte, ihr ganzes Leben lang vergeblich ringen, er, welcher jetzt schon ein gesuchter Cavalier, ein Gelehrter, und Officier in der Leibgarde eines großen Königs war, mußte er nicht zu großen Dingen, zu einem glanzvollen, erhabenen Schicksal berufen sein?

Solche Gedanken waren es, die den jungen Baron von Trenck beschäftigen und ihn alles Andere vergessen ließen, selbst die Gefahr, mit welcher ihn der langsame und gemächliche Schritt seines Pferdes und die immer höher aufsteigende Sonne bedrohte. In der Frühe des Morgens wollte der König seinem Leibregiment die Parade abnehmen, und der Commandeur desselben, der Oberst von Jaschinsky, gehörte nicht zu den Freunden des jungen Officiers. Er beneidete ihm sein schnelles Avancement, es ärgerte ihn, daß Trenck im Sturmschritt erreichen sollte, was er nur dem Schneckengang seiner langsam vorwärtskriechenden Jahre zu verdanken hatte. Es würde ihn glücklich gemacht haben, diesen Jüngling, der so stolz, so siegesgewiß und so sorglos zugleich den Weg der Ehre und der Auszeichnungen hinaufschritt, straucheln und ihn von der Höhe der königlichen Gunst hinabgleiten zu sehen in die Abgründe der Ungnade und des Vergessenseins! Er beobachtete daher seinen jungen Lieutenant mit der lächelnden Tücke einer boshaften Seele, fest entschlossen, das geringste Versehen desselben mit unnachsichtiger Strenge zu rügen.

Und heute bot sich eine gute Gelegenheit dazu dar. Der Sergeant, welcher bei den Officieren der

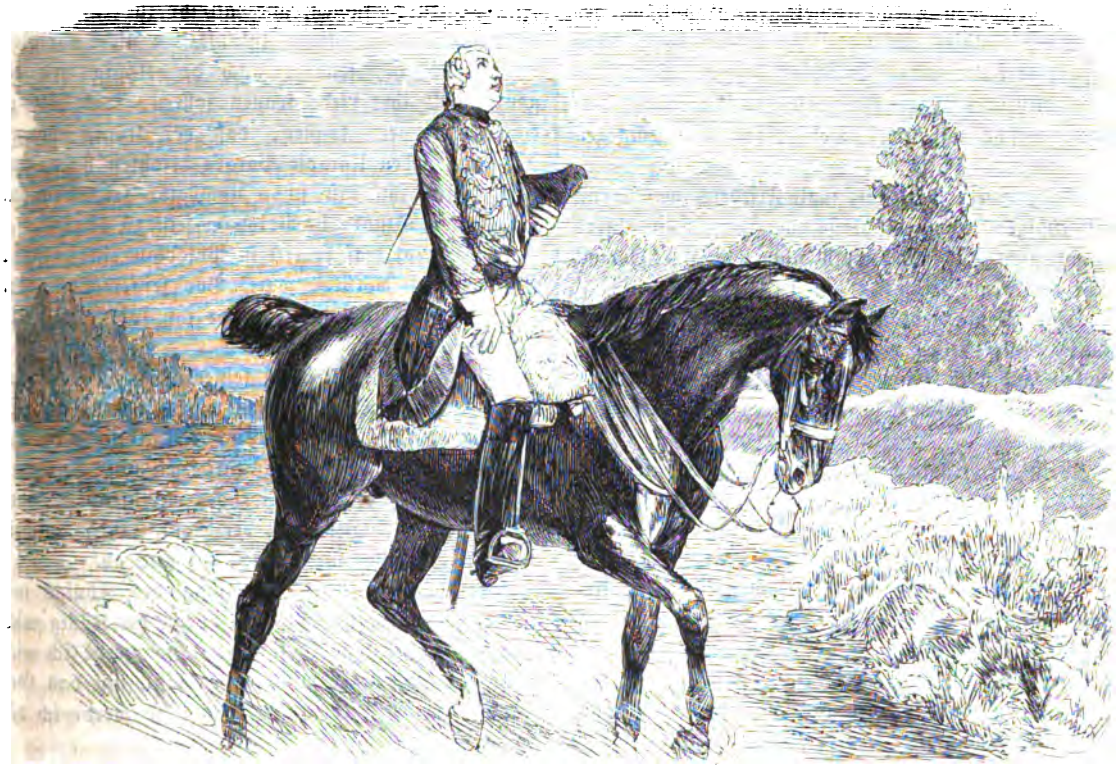
*) Mémoires de Frédéric, Baron de Trenck. Traduits par lui-même sur l'original Allemand, augmentés d'un tiers et revus sur la traduction, par Mr. de ***. I, 40.

Spion des Obersten war, hatte ihm hinterbracht, daß der Reitknecht des Lieutenants von Trenck ihm heute in der Frühe des Morgens mitgetheilt, sein Herr sei spät in der Nacht fortgeritten und noch nicht wieder heimgekommen. Seitdem hatte der Sergeant selber die Thür des Hauses, in welchem der Baron Trenck wohnte, bewacht, und sich überzeugt, daß derselbe noch nicht zurückgekehrt sei.

Das war eine Nachricht, welche das Herz des Obersten von Jaschinsky mit Freuden erfüllte, die er jedoch sehr wohl unter der Maske der scheinbaren Gleichgültigkeit zu verbergen wußte. Er erklärte, daß er durchaus nicht glaube, daß der Lieutenant

Das ganze Regiment war zur Parade aufgestellt, jeder Officier hielt bei seiner Compagnie, nur der zweiten Compagnie fehlte ihr Officier. Das war die vom Lieutenant von Trenck commandirte Compagnie. Der Oberst von Jaschinsky sah das mit einem einzigen Blick, und ein boshaftes Lächeln blitzte für einen Moment in seinem Antlitz auf. Dann ritt er wieder mit eisernem Ernst vor die Fronte seines Regiments und salutirte vor dem König, der eben, begleitet von seinen Adjutanten und Generälen, von der Treppe des Schlosses herniederstieg und sich auf sein Pferd schwang.

In diesem Augenblick aber entstand auf dem lin-



von Trenck nicht in Potsdam anwesend, da demselben sehr wohl bekannt sei, daß kein Officier ohne Urlaub Potsdam auch nur auf einige Stunden, geschweige denn auf eine ganze Nacht verlassen dürfe. Um den Sergeanten von der Unwahrheit der hinterbrachten Nachricht zu überzeugen, sandte ihn der Oberst mit irgend einem geringfügigen Auftrag zu dem Lieutenant von Trenck. Der Sergeant kehrte triumphirend zurück: der Baron von Trenck war wirklich nicht zu Hause, und seine Diener waren in großer Unruhe seinetwegen.

Der Oberst von Jaschinsky zuckte schweigend die Achseln, und da es eben acht Uhr schlug, nahm er eilig seinen Federhut und begab sich zur Parade.

ken Flügel des Regiments eine kleine Bewegung und Unruhe, welche dem aufmerksamen Ohr des Obersten von Jaschinsky nicht entging. Er wandte den Kopf seitwärts und sah, wie der Lieutenant von Trenck eben auf seinem in Schweiß gebadeten, schäumenden Pferde neben seiner Compagnie anhielt. Des Obersten Stirn verfinsterte sich, denn der junge Officier schien der Gefahr, welche ihn bedrohte, glücklich entgangen zu sein. Der König konnte nichts bemerken, denn Trenck war da, und es war also nutzlos, ihn anzuklagen.

Aber der König hatte schon seine Bemerkungen gemacht. Sein scharfes Auge hatte sehr wohl das hastige Heransprengen Trenck's und sein glühendes

erhitztes Antlitz gewahrt, und wie er jetzt die Fronte herunterritt, hielt er dicht vor dem Lieutenant von Trenck sein Pferd an.

Wie kommt es, fragte der König, daß Sein Pferd so von Schweiß trieft? Es kommt doch, denke ich, eben aus dem Stall, wie sein Herr aus dem Bett, wobei Er sich noch verspätet zu haben scheint, denn ich sah sehr wohl, daß Er eben erst auf dem Platz ankam.

Der Officier murmelte einige leise, unverständliche Worte.

Nun, wird Er mir Antwort geben? fragte der König. Kommt das Pferd nicht aus dem Stall und sein Herr nicht aus dem Bett?

Friedrich von Trenck richtete sein Haupt, welches er vorher muthlos auf die Brust gesenkt hatte, kühn empor; er hatte seinen Entschluß gefaßt. Sein feuriges blitzendes Auge begegnete den Augen des Königs, welche wie zwei Dolchspitzen ihm entgegen leuchteten.

Nein, Euere Majestät, sagte Friedrich von Trenck mit ruhigem und entschlossenem Ton, mein Pferd kommt nicht aus dem Stall und sein Herr kommt nicht aus dem Bett.

Eine Pause trat ein. Eine bange, athemlose Pause. Aller Blicke waren mit gespannter Aufmerksamkeit auf den König hingewandt, dessen Strenge in der militairischen Disciplin man kannte und fürchtete.

Weiß Er, fragte der König endlich, daß ich verlange, daß meine Officiere pünktlich auf der Parade sind?

Ja, Sire!

Weiß Er, daß es streng verboten ist, ohne Urlaub Potsdam zu verlassen?

Ich weiß es, Majestät.

Nun denn, wo war Er also, da ihm dieses bekannt ist, und Er doch nicht, wie Er selber sagt, aus seiner Wohnung hierher kam?

Sire, ich war auf der Jagd und verspätete mich. Ich weiß, daß ich mich eines schweren Vergehens schuldig gemacht habe, und erwarte meine Verzeihung nur von der Gnade Euerer Majestät.

Der König lächelte und sein Blick war freundlich und milde. Er erwartet also, wie es scheint, jedenfalls Seine Verzeihung? Nun dies Mal soll Er sich nicht getäuscht haben, denn es gefällt mir von Ihm, daß Er so tapfer die Wahrheit bekannte! Ich liebe die aufrichtigen Leute, denn es beweist, daß sie Muth haben. Dies Mal mag Er also ohne Strafe davon kommen, aber nehme Er sich vor einem zweiten Male in Acht! Ich warne Ihn!

Aber was hilft selbst die Warnung eines Königs gegenüber der leidenschaftlichen Liebessehnsucht eines achtzehnjährigen Jünglings? Trenck vergaß sehr bald die Gefahr, welcher er eben erst entgangen war, und wenn er ihrer auch gedachte, so schreckte ihn das doch nicht. Es war wieder eine wundervolle, tiefdunkle Nacht, und er wußte, daß Prinzessin Amalie ihn erwartete. Und als er dann wieder unter dem Schutz des in dem Zimmer wachenden Ober-Ceremonienmeisters mit ihr auf dem Balcon stand, als er der süßen Musik ihrer Stimme lauschte und mit staunendem Entzücken den heiligen und köstlichen Offenbarungen ihrer jungfräulichen, zarten Seele zuhörte, als es ihm vergönnt war, zu ihren Füßen sitzend, ihr die Wundermärchen seiner Liebe, seines Glückes zu erzählen, ihre zitternde weiche Hand auf seiner Stirn zu fühlen, und mit ihr zu träumen von einer strahlenden, seligen Zukunft, wo nicht nur Gott und die Nacht, sondern auch der König und die ganze Welt ihre Liebe kennen sollten, wie hätte er da sich erinnern können, daß der König morgen schon um sieben Uhr die Parade befohlen habe, und daß es für ihn fast schon unmöglich sei, noch zur festgesetzten Stunde in Potsdam sein zu können.

Dies Mal traf er erst in Potsdam ein, als die Parade schon vorüber war. Vor seiner Thür aber fand er eine Ordonnanz, welche ihn sofort zum König führte.

Friedrich war allein in seinem Kabinet, als der Lieutenant von Trenck zu ihm eingeführt ward. Er hieß mit einem stummen Wink den Adjutanten und den Ordonnanz-Officier sich entfernen und ging dann schweigend, ohne Trenck, welcher mit bleichem, aber entschlossenem Angesicht an der Thür stand, anscheinend zu beachten, im Zimmer auf und ab.

Trenck folgte jeder Bewegung des Königs mit gespannten unruhigen Blicken. Wenn der König mich cassirt, sagte er leise zu sich selbst, so werde ich mich erschießen. Wenn er mich foltern läßt, um das Geheimniß meiner Liebe zu erfahren, so werde ich die Folter ertragen und schweigen.

Aber es gab noch eine dritte Möglichkeit, an welche Trenck in der verzweiflungsvollen Spannung seines Gemüths nicht gedacht hatte! Was würde er thun, wenn der König ihn milde und gütevoll empfinge und mit den Worten eines besorgten Freundes in ihn dringe, um von ihm sein Geheimniß zu erfahren?

Das gerade war es, was der König that. Er trat dicht vor den armen, bleichen und athemlosen Jüngling hin und sah ihm lange und fest in die Augen, aber sein Blick war nicht drohend und zornvoll, wie Trenck es erwartet hatte, sondern milde, fast traurig.

Warum ist Er abermals heimlich von Potsdam fort gewesen? fragte der König. Woher nimmt Er

den stolzen Muth, sich so consequent gegen meine Befehle aufzulehnen? Der Oberst Jaschinsky hat heftige Klage über Ihn geführt und mir gesagt, daß Er schon sehr oft heimlich aus Potsdam fort gewesen ist. Weiß Er, daß ich Ihn cassiren muß, wenn ich der Strenge des Gesetzes folge?

Ich weiß das, Majestät, aber ich weiß auch, daß ich diese Schande nicht überleben würde.

Jetzt schoß ein zorniger Blick aus des Königs Augen. Will Er mir etwa drohen und mir Angst machen mit Seinen Rodomontaden?

Verzeihung, Sire, ich wage es weder zu drohen, noch denke ich, daß Euere Majestät jemals um meinetwillen sich ängstigen würde. Was liegt Euerer Majestät an diesem unbedeutenden, unberühmten und unbekannten Jüngling, an diesem Atom, das nur glänzt, wenn ein Sonnenstrahl aus den Augen des Königs ihn berührt. Ich bin für Euere Majestät nichts, aber Sie sind mir Alles, und ich werde und mag nicht leben, wenn Euere Majestät mir Ihre Gnade entziehen und mir die Möglichkeit rauben, mich auszuzeichnen, und mir einen Namen zu erwerben. Das war es, was ich sagen wollte, Sire!

Er ist also ehrgeizig und dürstet nach Ruhm?

Euere Majestät, wenn mir der Teufel die Hälfte meiner Lebensjahre abkaufen wollte, indem er mir dafür verspräche, mir für die andere Hälfte meines Lebens Ruhm, Ehre und Ansehen, und nach meinem Tode ein wenig Nachruhm zu gewähren, so würde ich diesen Handel eingehen, das ist Alles!

Der König lächelte. Und wenn solcher Ehrgeiz in Ihm brennt, kann Er doch so thöricht und unbesonnen sein, sich selber zu schaden und zu degradiren, indem Er nachlässig ist im Dienst? Wer in den kleinen Dingen nicht pünktlich und genau ist, wird es auch nimmermehr in den großen sein. — Wo war Er diese Nacht?

Sire, ich war auf der Jagd!

Der König sah ihn mit strengen und durchbohrenden Blicken an. Friedrich von Trenck hatte nicht den Muth, dieselben zu ertragen. Er schlug das Auge nieder und erröthete.

Er sagt mir da eine Unwahrheit, sagte der König. Bedenke Er sich eines Bessern! Wo war Er diese Nacht?

Sire, ich war auf der Jagd!

Er bleibt also dabei?

Euere Majestät, ich bleibe dabei.

Und Er behauptet, daß das die Wahrheit sei?

Friedrich von Trenck blieb stumm.

Er behauptet, daß das die Wahrheit sei? wiederholte der König.

Der junge Officier hob den Blick empor, und dies Mal hatte er den Muth, den hellen Flammenaugen des Königs zu begegnen.

Nein, Sire, ich behaupte das nicht.

Er gesteht also ein, daß Er mir eine Unwahrheit gesagt hat?

Ja, Euere Majestät.

Weiß Er, daß das ein neues und schwereres Vergehen ist?

Ich weiß das, Euere Majestät, aber ich kann und darf nicht anders handeln.

Er will mir also nicht die Wahrheit sagen?

Ich kann es nicht!

Auch nicht, wenn ich Ihm mit augenblicklicher Cassation, mit Festungsstrafe drohe?

Auch dann nicht, Majestät, denn ich kann nicht.

Trenck, Trenck, hüte Er sich! Bedenke Er, daß Er zu seinem König und Herrn spricht, welcher ein Recht hat, zu fordern, daß man ihm die Wahrheit sage.

Mögen Euere Majestät mich also strafen, wie Sie als König und Herr das Recht und die Pflicht dazu haben, und ich werde es erdulden müssen! sagte Trenck, zitternd und leichenblaß, aber ganz entschlossen und seiner Selbst gewiß.

Der König ging heftig einige Male auf und ab, dann blieb er wieder vor seinem Lieutenant stehen. Er wird sich sogleich bei seinem Obersten melden und um Seinen Abschied bitten! Gehe Er!

Friedrich von Trenck erwiderte nichts. Vielleicht war er dessen nicht fähig. Aber zwei große Thränen rannen langsam über seine Wangen nieder, und er schämte sich ihrer nicht. Es war seine Jugend, sein Glück, seine Ehre und sein Ruhm, welches Alles er beweinte.

Gehe Er! wiederholte der König.

Der junge Officier verneigte sich tief. Ich danke für gnädige Strafe, sagte er leise, dann wandte er sich um und öffnete die Thür.

Das Auge des Königs war ihm mit sichtlicher Theilnahme gefolgt. Trenck! rief er jetzt, und als dieser sich umwandte und der weitern Befehle harrend, schweigend und kerzengerade an der Thür stehen blieb, ging der König hastig auf ihn zu und reichte ihm die Hand dar.

Ich bin mit Ihm zufrieden, sagte er. Er hat sich vergangen, aber Er hat in der Seelenangst, welche Er jetzt geduldet, auch schon Seine Strafe empfangen. Ich verzeihe Ihm also!

Trenck stieß einen Schrei des Entzückens aus und neigte sich über die königliche Hand, die er mit leidenschaftlicher Innigkeit an seine Lippen drückte.

Euere Majestät schenken mir das Leben wieder, ich danke Ihnen, sagte er innig.

Der König lächelte. Und doch muß Sein Leben

wenig Werth für ihn haben, da Er es so leichten Kaufs hingeben wollte. Ich habe Ihm jetzt verziehen, aber ich warne Ihn vor der Zukunft. Seien Sie auf Ihrer Huth, Monsieur, oder der Blitz wird herniederfallen und Ihr Haupt zerschmettern!*)

Jetzt war das Auge des Königs drohend und voll finstern Zorns, und seine Stimme war wie das Rollen des Donners unheilverkündend und schreckenvoll.

Sie haben Ihr Geheimniß gut bewahrt, fuhr der König fort, Sie haben es nicht verrathen, selbst als ich Ihnen mit schwerer Strafe drohte. Das erforderte Ihre Cavaliers-Ehre und ich wundere mich nicht, daß Sie dieselbe heilig hielten. Aber es giebt noch eine andere Ehre, und diese haben Sie heute befleckt, das ist der Gehorsam gegen Ihren König und Kriegsherrn. Indessen verzeihe ich Ihnen, und ich will jetzt nicht als König, sondern als Freund zu Ihnen sprechen! Sie sind auf einem gefährlichen Wege, junger Mann, kehren Sie um, jetzt, da es noch Zeit ist, kehren Sie um, bevor der Abgrund sich vor Ihnen aufthut, Sie zu verschlingen! Niemand kann zweien Herren dienen, oder nach zweien Zielen streben. Wer Etwas will, der muß es ganz wollen, ganz und ungetheilt, der muß die Kraft haben, allem Andern zu entsagen, Alles hinzugeben an das Eine, große Ziel. Alles, sage ich, selbst seine Hoffnungen, selbst seine Liebe. Sie aber, junger Mann, Sie wollen den Ruhm und die Liebe zugleich erstreben, und darüber werden Sie Beides verlieren, denn die Liebe macht weichmüthig und muthlos. Man geht nicht todesmuthig in die Schlacht, wenn man eine Geliebte zurücklässt, aber die Geliebte verachtet den Mann, welcher nicht als ein Tapferer und Lorbeerbekränzter zurückkehrt. Seien Sie also zuerst ein Kriegsheld, bevor Sie daran denken, ein Liebhaber zu sein, erobern Sie zuerst Lorbeern und dann streben Sie nach der Myrthe. Oder wollen Sie das nicht, nun, so entsagen Sie dem ruhmvollen Stande, den Sie erwählt haben, legen Sie das Schwert bei Seite, obwohl ich Ihnen versprechen kann, daß Sie es bald und mit Ehren, hoffe ich, gebrauchen sollen. Aber legen Sie es bei Seite und nehmen Sie dafür die Feder oder den Pflug in die Hand, bauen Sie sich ein Nest, nehmen Sie Sich ein Weib und danken Sie Gott, wenn der Himmel Ihnen alle Jahr ein Kind schenkt, und der Krieg Ihnen so fern bleibt, daß die muthige Kriegerschaar Ihren Acker und Ihr Gartenland nicht bedroht. Das ist auch eine Zukunft, nur sei mit ihr zufrieden, wer den Sinn dazu hat, und dessen Ohren so verstopft sind, daß sie das Schmettern der Kriegstrompete und das Läuten der Allarmglocke, das jetzt überall in Europa die Lüfte durchhallt, nicht vernehmen. Wählen Sie also, wollen Sie ein Soldat, und will's Gott bald ein Held sein, oder wollen Sie ferner — auf die Jagd gehen?

Ich will ein Soldat sein, rief Trenck ganz begeistert und strahlend. Ich will auf dem Schlachtfeld mir Ruhm, Ehre und Ansehen, und vor allen Dingen die Achtung und Zufriedenheit meines Königs erkämpfen, ich will, daß die ganze Welt meinen Namen kenne und ihn hochschätze!

Das ist fürwahr ein großes und schönes Ziel, was Sie sich da gesetzt haben, sagte der König lächelnd. Es gehört ein Menschenleben dazu, um es zu erreichen. Sie werden ihm Vieles opfern müssen, vor allen Dingen — Ihre Jagd. Ich weiß nicht, wo und was Sie gejagt haben, und ich will es auch nicht wissen, aber ich rathe Ihnen als Freund, hören Sie auf. Ich habe Ihnen die Wahl gelassen, und Sie haben Ihre Wahl getroffen, Sie wollen ein tapferer Soldat werden. Nun wohl denn, von jetzt an werde ich gegen jeden Fehltritt, jedes noch so kleine Vergehen unerbittlich sein, denn es kommt darauf an, Sie zu dem zu machen, was Sie sein wollen, ein tapferer und makelloser Officier. Ich werde Ihren Obersten beauftragen, Sie strenge zu überwachen und mir jeden Fehler, den Sie begangen, zu rapportiren, ich werde Sie beobachten lassen, und wehe Ihnen, wenn ich Sie wieder auf Irrpfaden und Schleichwegen attrappire, denn ich werde dann unerbittlich sein. Jetzt, Monsieur, sind Sie gewarnt und können Sich nicht beklagen, wenn das Gewitter dennoch einst über Sie hereinbricht. Alles, was kommt, haben Sie sich nun selber zuzuschreiben. Kein Wort weiter! Adieu!

Lange noch, nachdem Trenck das Zimmer verlassen, stand der König gedankenvoll, die Arme über der Brust zusammengeschlagen da und blickte nach der Thür hin, durch welche die große nnd schlanke Gestalt des jungen Officiers verschwunden war.

Ein Herz von Stahl, ein Kopf von Eisen, sagte der König nach einer langen Pause leise zu sich selbst. Er wird entweder sehr unglücklich oder sehr glücklich werden, für solche Naturen giebt es keinen Mittelweg! Ah, ich fürchte, es wäre besser für ihn, ich hätte ihn entlassen, und —

Der König endete nicht, er seufzte tief auf, und eine Wolke lagerte auf seiner Stirn. Sie schwand nicht, als er jetzt zu seinem Schreibtisch trat und dieses große, mit Insiegeln versehene Papier ergriff, das er sorgfältig las, während ein trübes Lächeln allgemach über sein Antlitz flog.

Arme Amalie, sagte er dann leise und kopfschüt-

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Trenck Mémoires. I, 60.

tand, arme Schwester! Sie haben Dich zur Coadjutorin der Aebtissin von Quedlinburg erwählt! Ein armseliger Ersatz für die schwedische Krone, welche ich für Dich gehofft hatte! Nun immerhin, ich werde meine Unterschrift geben!

Er nahm die Feder und schrieb mit hastiger Hand seinen Namen unter das Diplom. Dann blickte er lange und gedankenvoll vor sich hin.

Es ist mindestens eine kleine Sicherstellung, murmelte er dann leise. Wenn sie sich nicht verheirathen will, wird sie eines Tages Aebtissin von Quedlinburg werden. Das ist immerhin Etwas! Auch Aurora von Königsmark ist das geworden, aber freilich erst, nachdem sie vorher glücklich gewesen!

Und der König, gleichsam übermannt von diesen schmerzlichen und unheilsvollen Gedanken und Vergleichen, die sich ihm aufdrängten, hob den Blick empor zum Himmel und sagte leise: Armes, beklagenswerthes Menschenherz! Warum hat das Schicksal es so weich gemacht, da es sich doch so sehr verhärten muß, um das Leben ertragen zu können!

Er senkte sein Haupt auf seine Brust und stand lange in tiefen Gedanken da. Dann schüttelte er sein Haupt, wie der Löwe es thut, wenn er das flatternde kleine Gewürm verscheuchen will, welches seine hohe Stirn belästigt.

Hinweg mit den Sorgen! sagte er. Ich habe jetzt nicht Zeit als gemüthlicher Hausvater das Glück meiner Familie zu bedenken.

Mich ruft mein Dienst und meine Königspflicht!

XXI.

Der Kriegsrath.

Er durchschritt rasch das Zimmer und trat in den anstoßenden Saal, wo die Generäle und Minister vom König zu einer Berathung zusammenberufen waren.

Jetzt war Friedrich wieder der König und der Feldherr. Eine stolze Ruhe lagerte auf seiner Stirn, ein imponirendes Feuer leuchtete aus seinen Augen.

Messieurs, sagte der König, und seine Stimme klang ernst und feierlich. Es ist vorbei mit den Tagen der Ruhe und Gemächlichkeit. Wir haben lange genug gesprochen und diplomatisirt, wir werden jetzt einmal wieder dreinschlagen und handeln müssen. Ich bin dieses Federkrieges satt und ganz ermüdet von den österreichischen Intriguen und Winkelzügen. Aber ich will in dieser wichtigen und schweren Sache mich nicht allein auf meine eigene Ueberzeugung verlassen, sondern Ihre Ansicht hören und Ihren Rath entgegennehmen. Ich will den Krieg nicht bevor Sie mir sagen, daß ein ehrenvoller Friede nicht mehr möglich ist. Nur wenn die Ehre meiner Krone und meines Volkes es erheischt, werde ich zum Schwerte greifen, aber ich werde es auch dann noch schweren Herzens thun, denn ich weiß sehr wohl, welche Last und welcher Jammer damit wieder über mein armes Land hereinbrechen wird. Lassen Sie uns also gemeinschaftlich jene Papiere, die dort auf dem Tische liegen, noch einmal prüfen und genau erwägen, welche Verpflichtungen und Nothwendigkeiten sie uns auferlegen!

Er trat zu dem in Mitte des Saales stehenden Tisch und setzte sich auf den vor demselben aufgestellten Lehnstuhl. Die Generäle, an ihrer Spitze der alte Dessauer, Ziethen, Winterfeld und des Königs Liebling Rothenburg, dann die Minister und Staatsräthe stellten sich schweigend rings um den Tisch. Die Blicke aller dieser schlachtgewohnten und gereiften Männer waren ernst und trübe auf den König gerichtet, dessen jugendliches Antlitz allein hell und heiter war, auf dessen hoher klarer Stirn nicht der leiseste Schatten sich zeigte.

Der König wühlte mit seinen weißen zarten Händen unter dem Wust dieser Actenstücke und Papiere, die Generäle und Minister erwarteten schweigend die Anrede des Königs.

Es trat eine Pause ein, eine Pause, gleich der Windstille, welche einem Gewitter vorherzugehen pflegt. Jedermann war sich der hohen Bedeutung dieses Momentes bewußt. Jeder dieser erfahrenen geschäftskundigen Männer sagte sich, daß der junge Mann da, welcher mit so stolzer und fester Ruhe und Sicherheit, mit so heiterm und friedlichem Angesicht in ihrer Mitte sich befand, daß er in diesem Augenblick die Geschicke Europa's in seiner Hand abwog, und daß die Waagschale dahin fallen würde, wohin er sein Schwert legen würde.

Der König hob endlich den klaren Blick wieder empor und sein Auge schweifte mit einem scharfen und prüfenden Ausdruck an allen den ernsten und feierlichen Gesichtern vorüber.

Sie wissen Messieurs, sagte der König, daß Maria Theresia, welche sich Kaiserin von Deutschland und des heiligen römischen Reichs nennt, unsern Bundesgenossen, den Kaiser Karl den Siebenten noch immer bekriegt. Ihr Feldherr Karl von Lothringen hat das baierisch-französische Heer bei Simpach geschlagen, und Baiern hat, da es durch die Flucht des Kaisers und Königs gewissermaßen herrenlos war, der Königin von Ungarn Maria Theresia gehuldigt. Sie hat sich mit England, Hannover und Sachsen verbündet und diese vereinten Mächte haben die Armee unsers Bundesgenossen, des Königs Ludwig von Frankreich, unter dem Marschall Noailles geschlagen. Diese Erfolge haben unsere verbündeten Feinde übermüthig gemacht. Sie haben Vieles erlangt, sie wollen Alles erreichen. Und anscheinend sind sie die Mächtigeren. Holland hat ihnen sein Geld und seine Mannschaften angeboten, Sardinien und Sachsen sind jüngst auch noch dem Vertrag von Worms, welchen England, Oesterreich und Holland dort geschlossen, beigetreten. Sie haben also Truppen, Geld und mächtige Bundesgenossen. Wir haben nichts als unsere Ehre, unser gutes Recht und unsern Degen. Wir sind die Bundesgenossen eines armen, länder- und, was noch schlimmer ist, muthlosen Kaisers und des jungen von Höflingen und Maitressen beherrschten Königs von Frankreich. Unsere Gegner sind sich sehr wohl ihrer Stärke und unserer Schwäche bewußt. Sehen Sie da, Messieurs, diesen Brief unseres Vetters, des Königs Georg von England, an unsere Muhme die Königin Maria Theresia von Ungarn. Ein Zufall spielte ihn in unsere Hände, oder wenn Sie wollen, die Gottheit, welche ohne Zweifel über dem Wohle Preußens wacht! Lesen Sie, Messieurs.

Er reichte dem General Rothenburg ein Papier dar, das dieser mit gerunzelter Stirn und mühsam unterdrücktem Zorn las und dann dem nächststehenden General darreichte.

Der König beobachtete mit scharfem Aufmerken die Mienen jedes Lesenden, und je finsterer und zorniger dieselben sich zeigten, desto heiterer und freier erschien das Angesicht des Königs.

Er nahm mit einem freundlichen Kopfneigen den Brief wieder aus den Händen eines seiner Minister entgegen, und indem er leicht mit dem Finger darauf deutete, sagte er: Haben Sie wohl diese Zeile beachtet, wo der König schreibt: „Madame, was gut zu nehmen ist, ist auch gut wieder zu geben!“ *) Was denken Sie von diesen Worten, Herr Fürst von Anhalt?

Ich denke, sagte der greise Feldherr, daß wir dem englischen König zeigen wollen, wie das, was der König Friedrich von Preußen einmal in Händen hält, ihm nicht wieder zu entreißen ist.

Sie meinen also, daß unsere Hände stark genug sind, festzuhalten?

Das meine ich, Majestät.

Und Sie, Messieurs?

Wir pflichten der Ansicht des Fürsten bei!

Und ich darf sagen, daß Sie da meine eigenen Gedanken ausgesprochen haben, rief Friedrich mit leuchtendem Angesicht. Wenn dies also Ihre Ansicht ist, Messieurs, so freue ich mich, Ihnen ein anderes Document vorlegen zu können. Es hat mir vor allen Dingen am Herzen gelegen, so lange es in meinen Kräften stand, Deutschland den Frieden zu erhalten; ich habe diesem Bestreben meine persönliche Meinung und meinen Ehrgeiz untergeordnet, ich habe die deutschen Fürsten zu einem Bündniß zum Schutz des deutschen Kaisers Karl des Siebenten vereinigt; die frankfurter Union sollte uns ein Hebel sein, um Deutschland seine Freiheit, dem Kaiser seine Würde und Europa seine Ruhe wiederzugeben.**) Aber es schwebt kein Glück über den Unionen deutscher Fürsten, denn es fehlt ihnen die Eintracht. Ein Theil unserer Bundesgenossen hat uns verlassen, unter dem Vorgeben, daß Frankreich nicht die versprochenen Hülfsgelder zahlen wolle. Und inzwischen irrte Karl der Siebente flüchtig umher, ächzte unser armes Vaterland unter den Bedrängnissen eines erlahmenden und aussaugenden Krieges. Dem soll und muß ein Ende gemacht werden, denn in solcher Noth und Verlegenheit ist es besser eines ehrenvollen Todes zu sterben, als ein entehrtes ruhmloses, von der Gnade unserer Feinde erbetteltes Leben zu führen. Ich habe nicht die Insolenz und die Courage der Feigheit, so zu leben. Ich will entweder sterben oder siegen. Ich will diese höhnischen Worte des

*) Preuß, Lebensgeschichte Friedrich's d. Gr. Th. I. pag. 77.

**) Preuß. Th. I. pag. 77.

Königs von England mit Blut wegwaschen, und Schlesien, mein Schlesien, welches ich mir erobert habe, weil ich ein Recht darauf hatte, vor den feindlichen Einfällen der ungarischen Königin sichern. Sehen Sie also da dieses Document. Es ist ein Allianztractat, den ich mit Frankreich abgeschlossen habe gegen Oesterreich und zum Schutz des Kaisers. Sehen Sie ferner hier dieses Document. Es ist ein Manifest, welches die Königin Maria Theresia in ganz Schlesien ausstreuen läßt, und in welchem sie erklärt, daß sie sich nicht mehr an den Breslauer Friedensschluß für gebunden erachte, sondern Schlesien und die Grafschaft Glatz als ihr Eigenthum ansehe. Sie fordert demzufolge die Einwohner Schlesiens auf, mich zu verlassen und sie als ihre rechtmäßige Erbfrau anzusehen.*)

Das ist ein offener Bruch der Verträge! sagte einer der Generäle feierlich.

Das ist wider alles Völkerrecht und alle Gerechtigkeit! rief ein Anderer.

Das ist österreichische Politik, Messieurs! sagte der König lächelnd. Sie halten sich an Verträge, welche ihnen lästig sind, nur so lange gebunden, als die Nothwendigkeit erfordert, sie brechen sie, sobald sich ihnen eine vortheilhafte Gelegenheit darbietet. Es kommt ihnen nicht so sehr darauf an, geachtet, als gefürchtet zu werden und vor allen Dingen in Deutschland keine Gleichberechtigten und keine Nebenbuhler zu haben. Maria Theresia fühlt sich jetzt stark genug, dieses Schlesien, welches wir uns erobert haben, sich wieder zu nehmen und demzufolge giebt es für sie keinen Friedensschluß. Oesterreich war und ist der natürliche Feind Preußens; es wird uns niemals verzeihen, daß unser Großvater sich aus eigener Machtvollkommenheit zu einem König gemacht hat. Oesterreich möchte gern den König von Preußen wieder zu dem kleinen Markgrafen von Brandenburg zusammenschrumpfen sehen und sich bereichern mit dem, was unser ist. Wollen wir das dulden, Messieurs?

Niemals! riefen die Generäle, und ihre Augen flammten, und die Kriegslust blitzte in ihren Zügen auf.

Die Königin von Ungarn hat ihre Truppen einen Einfall in die Grafschaft Glatz machen lassen. Wollen wir erwarten, daß sie dieses Spiel wiederholt?

Wenn ihre Truppen uns einen Besuch machten, so erfordert es die Höflichkeit, daß wir diesen Besuch erwidern, sagte Ziethen mit einem trocknen lautlosen Lachen.

Wenn die Königin von Ungarn ein Manifest an die Schlesier erlassen hat, so werden wir vor allen Dingen dieses Manifest zu erwidern haben, sagte der Staatsminister von Görtz.

Wenn Maria Theresia so muthig ist, weil die Bellona auch ein Weib und folglich ihre Schwester ist, so wollen wir ihr beweisen, daß die Dame Bellona doch lieber mit rüstigen Männern buhlt als mit empfindsamen Weibern schwatzt, sagte General von Rothenburg.

Ihre Meinung also, Messieurs? fragte der König. Sollen wir Frieden haben oder Krieg?

Krieg! Krieg! riefen Alle wie aus einem Athem, aus einer Bewegung.

Der König erhob sich aus seinem Lehnsessel und sein Adlerauge flammte. Das Wort der Entscheidung ist gesprochen, sagte er feierlich. Möge es denn so sein, wie Sie sagen! Mögen wir Krieg haben. Meine Herrn Generäle, bereiten Sie sich vor, den Oesterreichern den Gegenbesuch zu machen, von dem der Ziethen sagt, daß er eine Höflichkeitspflicht ist. Meine Herren Minister, schreiben Sie das Manifest, welches das Manifest der Königin Maria Theresia beantworten soll. Die Oesterreicher haben uns in Glatz besucht, nun wohl, besuchen wir sie in Prag. Und da Rothenburg meint, daß die Bellona uns Männer doch der Frau Königin vorzieht, so wollen wir's einmal versuchen, ihr einige Zärtlichkeiten und Umarmungen abzugewinnen. Am meisten, denke ich, wird sich die Frau Bellona in unsern Fürsten von Anhalt verlieben; er hat sich schon so oft weiblich mit ihr herumgeschlagen und Sie wissen wohl, nur das ist eine glückliche Ehe, wo der Mann schlägt und die Frau sich blutend unterwirft. Auf denn, Durchlaucht, zum Kampf- und Liebesspiel mit Ihrer alten Liebschaft, der Bellona! Auf! meine Freunde Alle! Es ist vorbei mit der Ruhe! Wir werden Krieg haben und möge Gott unserer gerechten Sache seinen Segen verleihen!

*) Rödenbeck, Tagebuch. pag. 110.

XXII.

Das Kloster von Camenz.

Es war ein stiller, wundervoller Morgen. Die Sonne machte die Bergspitzen des Riesengebirges höher glänzen und umfloß die hohe Schneekoppe mit so wunderbarem Licht, daß sie wie eine wunderbare mährchenhafte Riesenlilie weit hinaus leuchtete und duftete. Die Luft war so klar und rein, daß man selbst in weiter Ferne den Anblick des zugleich so großartig und so malerisch hingelagerten Gebirges genoß, und sich einbilden mochte, in wenig Minuten diese heitern, lachenden, grünen Bergspitzen erreichen zu können, welche jeden Beschauer mit ihrer Anmuth und ihrem majestätischen Schönheitslächeln zu sich zu winken schienen.

Selbst diejenigen, welche lange Jahre schon an den Anblick dieser herrlichen Gegend gewöhnt waren, mußten heute doch davon wie von einer erhöheten Schönheit ergriffen werden, denn die Natur, welche ein Weib ist, hat auch darin ihre weibliche Eigenthümlichkeit, daß ihre Schönheit wechselt und sie ihre beaux jours hat, so gut wie jedes andere Weib.

Die Landschaft, welche sich da zu den Füßen dieser beiden Mönche ausbreitete, die in stummer Betrachtung auf der Plattform des Cisterzienser Klosters Camenz auf- und abgingen, diese Landschaft hatte heute wirklich ihren beau jour und strahlte in heiterstem, ungetrübtestem Gottesfrieden.

Wie schön die Welt ist, sagte einer der beiden Mönche, indem er mit frommem Händefalten hinausschaute ins Thal. Wie ganz gemacht, um darin ein heiteres, zufriedenes nnd gottgefälliges Leben zu führen. Seht nur, in welcher heitern Majestät sich dort drüben das Gebirge hinlagert, und wie lieblich und lachend das Thal sich zu unsern Füßen ausbreitet. Drunten im Flecken Camenz wird's schon lebendig, und von der Stadt Frankenstein herüber vernehme ich ganz leise das Geläute der Glocken, welches zum Frühgottesdienst ruft.

Wenn's nicht die Sturmglocke ist, sagte der zweite Mönch. Der Wind steht von uns abgewandt, wir würden das Läuten von den kleinen Glocken nicht hören. Es muß ein starkes Geläute sein, und ich fürchte, es ist die Sturmglocke.

Weshalb sollten die Frankensteiner aber die Sturmglocke läuten, Bruder Tobias? fragte der Andere mit einem sanften, ungläubigen Lächeln.

Weshalb, Bruder Anastasius? Nun, weil die Oesterreicher vielleicht schon ihre Vorposten bis nach Frankenstein geschickt haben, und weil die Frankensteiner, welche einmal doch dem König von Preußen Treue geschworen haben, dieselbe vielleicht auch halten wollen und die wehrhaften Bürger deshalb zum Kampf zusammenrufen.

Und Ihr glaubt wirklich, daß die Oesterreicher uns so nahe sind? fragte Bruder Anastasius kopfschüttelnd.

Ich glaube es nicht, ich weiß es, sagte Tobias beinahe flüsternd. Bevor drei Tage vergehen, wird der General Graf von Wallis mit seinem Generalstab in unser Kloster einziehen, und im Namen Maria Theresia's uns den Eid der Treue abfordern.

Ihr könnt noch immer nicht vergessen, daß wir einst Oesterreichisch waren, Bruder Tobias. Eure Augen leuchten, wenn Ihr daran denkt, daß die Oesterreicher kommen, und Ihr vergeßt, daß Seine Hochwürden, unser Abt Tobias Stusche, von ganzem Herzen dem König von Preußen ergeben ist und daß er nimmermehr Oesterreichisch werden möchte.

Er wird sich aber doch dazu entschließen müssen, Bruder Anastasius. Das Kriegsglück des preußischen Königs ist zu Ende, und Gott hat sein Antlitz von ihm gewandt, weil er kein rechtgläubiger Christ ist, sondern ein ungläubiger Heide und Gottesleugner.

Still, Bruder Tobias. Wenn der Abt Euch hörte, würde er Euch wenigstens zwanzig Paternosters auferlegen, und Ihr wißt wohl, daß das viele Beten gerade nicht Eure Sache ist.

Es ist wahr, ich spreche lieber von Politik und Schlachten, und kann's noch immer nicht vergessen, daß ich in meiner Jugend ein tapferer Soldat gewesen, der für Oesterreich mehr als einmal sein Blut vergossen hat. Und seht, daher kommt auch meine Anhänglichkeit an Oesterreich. Ich sage Euch, ich wollte gern täglich dreißig Paternoster beten, wenn wir dafür nur wieder Oesterreichisch werden könnten.

Nun, zum Glück ist keine Hoffnung dazu da!

Zum Glück ist sehr viel Hoffnung dazu da. Ihr wißt nur nichts davon, Ihr leset Eure heiligen Schriften, studirt in Euren gelehrten Büchern und bekümmert Euch wenig darum, was da draußen vorgeht in der Welt. Ich aber weiß Alles, höre Alles, achte auf Alles, ich studire Politik und Weltgeschichte, so gut wie Ihr die alten Kirchenväter.

Nun, Bruder Tobias, so laßt mich ein wenig vernehmen von Eurem Studium. Ihr habt Recht, ich kümmere mich nicht viel darum und bin deß herzlich froh, denn es thut mir immer im Herzen weh, wenn ich von dem Unfrieden und den Zwistigkeiten der Menschen höre, welche doch Gott in die Welt geschickt, damit sie in Frieden und in Liebe miteinander leben sollen!

Wenn's so ist, warum denn hat Gott geduldet ,daß wir das Schießpulver erfunden haben? fragte Bruder Tobias mit einem pfiffigen Lächeln. Ich sage Euch, kraft des Schießpulvers und der blanken Schwerter wird Schlesien bald wieder im Besitz der rechtgläubigen Königin Maria Thereſia sein. Ist es nicht klar und offenbar, daß Gott mit ihr ist, obwohl der Teufel anfangs schier mächtiger war, als Gott selber, und dem Preußenkönig beistand mit seiner Macht und seinem wilden Heer? Denkt doch nur, daß er Breslau's Thore sich mit einer Ohrfeige geöffnet hat, daß er im vorigen Jahre Prag fast ohne Schwertstreich, nur wie zum Kinderspiel eingenommen hat, daß er Herr war über ganz Böhmen, und daß er dennoch wie ein Besiegter es schleunigst wieder verlassen mußte, weil Gott ihm einen Feind entgegensandte, welcher mächtiger ist als alle menschlichen Feinde, weil er ihn und seine Armee angriff mit dem Hunger, den der tapferste Soldat eben so sehr fürchtet, wie das furchtsamste, wehrloseste, kleine Mägdelein. Der Hunger hat den siegreichen König Friedrich von Preußen aus Böhmen vertrieben, der Hunger hat gemacht, daß er mit seiner Armee ganz Schlesien geräumt hat und nach Berlin zurückgekehrt ist.*) O, o, ich sage Euch, wir werden bald aufgehört haben Preußisch zu sein, denn während der König von Preußen ruhig in Berlin verweilt, rücken die Oesterreicher in die Grafschaft Glatz ein und bringen uns Grüße von unserer gnädigen Erbfrau, der Königin Maria Thereſia.

Wenn der König von Preußen von diesen Grüßen hört, wird er sie mit Kanonenschüssen erwidern, Bruder Tobias!

Sagte ich Euch nicht, daß der König ruhig in Berlin verweilt und sich erholt von dem unglücklichen böhmischen Feldzug? Nun, die Oesterreicher werden ganz Oberschlesien erobert haben, bevor des Königs Soldaten sich wieder von ihrer Hungerkur erholt haben, denn ich sage Euch, die Oesterreicher werden in einigen Tagen schon bei uns sein.

Da sei Gott vor! seufzte Bruder Anastasius. Dann würde die Kriegsfackel aufs Neue entbrennen und Unglück und Elend aufs Neue über Schlesien hereinbrechen.

Gewiß wird's das, und ich will Euch noch eine Neuigkeit melden, die ich gestern, als ich in Frankenstein war, vernommen habe. Der König von Preußen, sagte man, habe ganz in der Stille Berlin verlassen und sei nach Schlesien abgereist, um selber zu sehen, wie weit die Oesterreicher schon vorgedrungen seien. Es wäre allerliebst, wenn der König auch unserm Kloster einen Besuch abstattete, und just dann, wenn der General von Wallis mit seinen Truppen zu uns käme.

Allerliebst nennt Ihr das? sagte Bruder Anastasius mit vorwurfsvollen Blicken.

Ja, gewiß, denn alsdann wäre die Gefangennehmung des Königs unvermeidlich und damit wäre der Krieg für immer beendet, denn Ihr könnt wohl denken, daß die Oesterreicher den König von Preußen nicht wieder herausgeben würden, bevor er nicht ganz Schlesien als Lösegeld gezahlt.

Gott sei uns gnädig und bewahre uns vor Krieg und Pestilenz, murmelte Bruder Anastasius, indem er fromm die Hände faltete und leise zu beten schien.

Das dreimalige Anschlagen einer Glocke im Innern des Klosters unterbrach ihn in seinem Gebet, und machte das volle, runde Gesicht des Bruders Tobias in einem vergnügten Lächeln erglänzen.

Sie läuten zum Frühstück, Bruder Anastasius, sagte er. Laßt uns also eilen hineinzukommen, bevor der Bruder Baptist, der immer der Erste beim Mahle ist, sich wieder die besten Bissen auf seinen Teller hat legen können. Kommt, kommt, Bruder Anastasius, und nach dem Frühstück wollen wir in den Garten gehen und unsere Blumen begießen, wir haben heute einen schönen Tag und viel Zeit für unsere Blumen, denn erst in drei Stunden wird wieder Messe gelesen.

Kommen Sie also, Bruder Tobias, sagte der Bruder Anastasius, und mögen Ihre unglücklichen Prophezeihungen und Voraussetzungen sich nicht erfüllen!

Die beiden Mönche gingen ins Haus, und eine tiefe, nur dann und wann von dem Gezwitscher eines vorüberflatternden Vogels unterbrochene Stille herrschte jetzt um das Kloster, dessen wundervoller, im edelsten Styl des Mittelalters entworfener Bau sich wunderbar abzeichnete gegen den dunklen tiefblauen Horizont.

*) Preuß, Geschichte Friedrich's des Großen I. 79.

Es war ohne Zweifel, um die Schönheiten und die Großartigkeit dieses Gebäudes in Augenschein zu nehmen, daß die beiden Wanderer, welche langsam auf dem von dem Flecken Camenz zu dem Kloster hinaufführenden Weg daher kamen, jetzt still standen und sich mit aufmerksamen, prüfenden Blicken das Kloster beschaueten.

Von dem Thurme müßte man eine sehr schöne Avenue haben, sagte der ältere und kleinere der beiden Reisenden zu dem hochgewachsenen, schlanken Jüngling, der mit bewundernden Blicken die herrliche Gegend ringsum betrachtete.

Gewiß, es muß ein herrlicher Punkt sein, erwiderte er mit einem ehrfurchtsvollen Neigen des Kopfes.

Ich meine, ein herrlicher Punkt, um von dort das Land zu überschauen, um danach ermessen zu können, ob wirklich Truppen im Anmarsch sind, sagte der Andere mit etwas strengem und hastigem Ton. Lassen Sie uns also hinaufgehen und den Thurm besteigen.

Der jüngere Mann verneigte sich schweigend und folgte in einiger Entfernung dem rascher vorwärts schreitenden Wanderer.

Jetzt hatten sie die Plattform erreicht und standen einen Moment still, um Athem zu schöpfen.

Herauf wären wir, sagte der Aeltere der beiden Herren, wenn wir nun auch erst wieder hinunter wären.

Hinunter mögen wir wohl kommen, es fragt sich nur wie? fragte der Andere lächelnd.

Sie meinen, ob frei oder als Gefangene? Nun, ich sehe keine Gefahr. Zudem sind wir im strengsten Incognito, und Niemand kennt mich hier. Der Abt Amandus ist todt und der neue Abt ist mir unbekannt. Eilen wir also, ziehen Sie die Glocke, wir wollen ins Kloster.

Der junge Mann war eben im Begriff, diesem Befehl zu gehorchen, als plötzlich eine Stimme rief: Ziehen Sie nicht die Glocke, ich werde selbst kommen zu öffnen.

Der Mann, welcher in der obern Etage an dem offenen Fenster gestanden und dem Gespräch der beiden Reisenden zugehört hatte, zog jetzt eilig seinen Kopf aus dem Fenster zurück und verschwand.

Es scheint, ich bin hier nicht so unbekannt, als ich vermuthete, sagte der kleinere der beiden Herren mit einem ruhigen Lächeln.

Wer weiß, ob diese Mönche zuverlässig sind und treu, flüsterte der Andere.

Nun, Sie werden doch nicht die erhabenen Diener Gottes anzweifeln wollen? Ich meinestheils glaube an ihre Treue, bis sie mich vom Gegentheil überzeugt haben. Ach die Thür wird geöffnet.

Wirklich that sich die kleine Klosterpforte so eben auf, und aus derselben trat ein Mönch hervor, der sich mit eiligen Schritten den beiden Fremden näherte.

Ich bin der Abt Tobias Stusche, sagte er leise, außerdem ein Mann, welcher dem König Friedrich von Preußen, obwohl er ihn nicht kennt, auf das Treueste ergeben ist.

Er legte auf diese letzten Worte einen besonderen Nachdruck, welcher dem Fremden, an den sie gerichtet waren, nicht entging.

Sie kennen den König von Preußen nicht, sagte er, indem sein scharfer Adlerblick das gutmüthige und freundliche Angesicht des Abtes zu prüfen schien.

Ich kenne ihn nur dann, wenn der König nicht Incognito sein will, erwiderte der Abt mit einem feinen Lächeln.

Wenn der König hier wäre, würden Sie ihm rathen, Incognito zu bleiben?

Ich würde es ihm rathen, denn es giebt Einige unter meinen Mönchen, welche Oesterreichisch gesinnt, und wie man sagt, stehen die Oesterreicher nicht weit von hier.

Nach ihnen eben möchte ich eben von Ihrem Thurm aus spähen. Lassen Sie uns also ins Haus gehen. Zeigen Sie uns den Weg.

Der Abt erwiderte nichts, sondern schritt eilig wieder dem Kloster zu, an dessen Fenstern sein Blick prüfend vorüberschweifte.

Sie sind noch alle im Speisesaal, murmelte er, und der hat seine Fenster glücklicher Weise nach dem Garten hin. Aber nein, da ist Bruder Anastasius.

Wirklich war es der Bruder Anastasius, welcher da drüben am Fenster stand, und mit erstaunten und theilnahmsvollen Blicken herüberschaute.

Der Abt nickte ihm leicht zu und legte leise den Zeigefinger seiner Hand auf seine Lippen, dann überschritt er hastig die Schwelle der kleinen Klosterpforte.

Aber der Fremde folgte ihm nicht sogleich. Er legte seine Hand auf die Schulter des Abtes und fragte strenge: Gaben Sie nicht so eben dem Mönch dort ein Zeichen?

Ja, das Zeichen zu schweigen! erwiderte der Abt, sich rückwärts wendend und den Fremden mit seinen klaren Augen ruhig anschauend.

Lassen Sie uns vorwärts gehen, Messieurs! sagte dieser, indem er entschlossen die Pforte durchschritt.

XXIII.

Der König und der Abt.

Schweigend gingen sie durch die hohe gewölbte Vorhalle und durch die Corridore, welche von den Tritten der Fremden widerhallten, zu den Gemächern, welche der Abt bewohnte.

Als sich die Thür, welche zu diesen führte, hinter den drei Männern geschlossen hatte und Niemand sie mehr beobachten und hören konnte, blieb der Abt stehen und sein Gesicht nahm jetzt den Ausdruck tiefster Ehrfurcht und feierlicher Rührung an.

Er kreuzte die Hände über seiner Brust, indem er sich tief verneigte. Jetzt, sagte er, mögen Euere Majestät erlauben, Sie von ganzer Seele willkommen zu heißen. In den Zimmern des Abtes Tobias Stusche hat der König Friedrich der Zweite nicht nöthig, Incognito zu bleiben. Gesegnet sei Ihr Eingang in dieses Haus, möge auch Ihr Ausgang gesegnet sein!

König Friedrich lächelte. Das wird am Ende wohl von Euer Hochwürden abhangen, sagte er, denn ich wüßte nicht, welche Gefahr sonst uns bedrohete. Es war allerdings nicht meine Absicht, so weit zu gehen und meine Recognition so weit auszudehnen. Aber was wollen Sie, Herr Abt. Man ist nicht blos König und Soldat, sondern auch ein Mensch, welcher ein offenes Auge und ein offenes Herz für die Schönheiten der Natur hat und Gott am liebsten in seiner Schöpfung anbetet. Ihr Kloster lockte mich mit seiner Schönheit, und so bin ich, statt mein Pferd zu besteigen und nach Frankenstein zurück zu reiten, vorher noch hier herauf gekommen, um ein wenig Ihr Kloster zu bewundern und die Aussicht von Ihrem Thurm zu genießen. Das ist Alles! Lassen Sie mich erst ein wenig ausruhen, geben Sie mir ein Glas Wein und dann steigen wir auf den Thurm!

Es lag so viel ruhige Zuversicht, so viel erhabenes Selbstbewußtsein in der Weise des Königs, daß der arme, von unheimlichen Ahnungen geängstigte Abt nicht den Muth hatte, dieselben auszusprechen, sondern seufzend, und gleichsam um Beistand flehend, zu dem jungen Begleiter des Königs, welcher Niemand Anders war, als der Officier seiner Leibgarde, Friedrich von Trenck, hinüberblickte.

Aber dieser schien vollkommen die Sorglosigkeit seines königlichen Herrn zu theilen. Sein Gesicht war ruhig und lächelnd und den Blick des Abtes schien er gar nicht zu verstehen.

Erlauben mir Euere Majestät, daß ich selbst und ich allein die Ehre habe, Sie zu bedienen, sagte er. Ich bin so eifersüchtig auf das hohe Glück, welches mir heute widerfährt, daß ich es mit Niemandem theilen möchte, selbst nicht mit meinen Mönchen.

Der König lachte. Gestehen Sie nur Hochwürden, daß Sie Ihren Mönchen nicht trauen und nicht wissen, ob diese Alle so gut Preußisch, wie Sie selber es zu meinem Glücke sind. Geben Sie mir also, wenn es Ihnen gefällig ist, mit Ihren eigenen frommen Händen ein Glas Wein. Ich habe nicht nöthig zu sagen, ein gutes, denn die Klosterherren verstehen sich darauf und führen keinen schlechten.

Der König ließ sich behaglich in einen Lehnsessel nieder und unterhielt sich heiter und fröhlichen Muthes mit seinem Adjutanten und dem würdigen Abt, welcher in geschäftiger Eile hin und wiederging, und aus Wandschränken und kleinen, in dem Fußboden angebrachten Behältern Wein, Früchte und Backwerk herbeiholte.

Diese von Nichts unterbrochene klösterliche Stille, diese tiefe, schweigende, köstliche Ruhe, die ihn umgab, schien dem König wohl zu thun. Sein Antlitz war von leuchtender Schönheit, und jenes zugleich sanfte und imponirende Lächeln, welches nur selten auf seinen Lippen sich zeigte, dann aber wie die Sonne alle Herzen erwärmte, strahlte jetzt in seinen Zügen.

Einige Stunden waren so vergangen, Stunden, welche der König nicht zu beachten schien, die aber das Herz des armen Abtes mit Furcht und Schrecken erfüllten.

Jetzt, sagte der König, indem er sich endlich erhob, jetzt bin ich ausgeruht, erfrischt und gestärkt. Führen Sie mich auf den Thurm, Hochwürden, und dann kehre ich zurück nach Frankenstein.

Es giebt glücklicherweise einen Gang nach dem Thurme, der nur von den Aebten betreten wird und auf dem wir sicher sind, Niemandem zu begegnen, sagte Tobias Stusche. Euere Majestät müssen nur

verzeihen, daß dieser Gang dunkel ist und über manche kleine Treppe und Irrpfade dahin geht.

Der König lächelte. Das ist ja wie der Weg zur ewigen Seligkeit, durch Nacht zum Licht, durch Irrpfade zum Wege der Erkenntniß! Nun ja, ein wenig Erkenntniß will ich mir von dem Thurme holen. Sie haben doch mein Fernglas, Trenck?

Der Adjutant bejahete und schweigend gingen sie sodann über die Corridore, die Treppen und endlich die letzte Wendeltreppe hinauf, welche zu der Plattform des Thurmes führte.

Eine wundervolle Aussicht bot sich hier den Blicken der Beschauer dar. Ringsum begrenzten den Horizont die so majestätischen und graciösen Berge von Porphyr, dieser dritten Ablagerung der reizenden Urwelt, mit welcher sich aus der harten erstarrenden Masse die Form und die belebte, blühende Schönheit emporgehoben hat. Dazwischen leuchtete die Riesenkoppe mit ihrer Schneespitze wie ein großer Gottesfinger zum Himmel auf und contrastirte wundervoll zu den stolzen kegelförmigen, grünbewaldeten Höhen, auf denen die Sonnenstrahlen im gaukelnden, vielfarbigen Spiel sich lagerten.

Der König blickte mit strahlenden Augen auf dieses Bild hin und ein Ausdruck tiefer, andächtiger Rührung sprach aus seinen Zügen. Aber mit der ängstlichen Scheu, welche so leicht denen eigen ist, die durch ihre Stellung oder durch ihr Genie von der übrigen Menschheit isolirt sind und sich gewöhnt haben, sich selber zu genügen, mit dieser ängstlichen Scheu großer Seelen, wollte der König seine Rührung und Andacht vor Niemand sehen lassen. Er fühlte das Bedürfniß, allein zu sein, und verabschiedete den Abt und den Adjutanten, indem er sie aufforderte, ihn unten in den Zimmern des Abtes zu erwarten.

Und nun überzeugt, daß Niemand ihn belauschen, Niemand sein Antlitz beobachten könne, überließ der König sich ganz den erhabenen heiligen Gefühlen, die sein Inneres bewegten.

Mit leuchtenden Augen blickte er hin auf das bezaubernde, lachende Bild, das im heitersten Sonnenglanz ihn rings umgab.

Gott, Gott, sagte er leise, wer könnte an Dir zweifeln und Deine Ewigkeit und Weisheit leugnen, wenn er die Schönheit, die Harmonie und Ordnung der Natur betrachtet!*) O, mein Gott, ich bete Dich an in Deinen Werken und neige mein Haupt in Andacht vor Deiner Herrlichkeit. Warum lassen die Menschen sich nicht genügen an dieser großen geheimnißvollen, erhabenen und ewigen Kirche, mit

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres posthumes. II, 162.

welcher sie Gott rings umgeben hat, warum gehen sie nicht beten in der großen Kirche Natur, warum schachteln sie sich ein in die von Menschenhänden erbauten und mit Menschenzwist und Menschenneid und Hochmuth erfüllten Kirchen von Sand und Mörtel, und hören da ihre scheinheiligen Priester, anstatt Gott zu hören da draußen in der schönen Gotteswelt? Sie sagen und schreien von mir, ich sei ein Ungläubiger, doch ist meine Seele voll des Glaubens an Gott, und ich bete zu ihm, nicht mit den Worten der Pfaffen, aber mit den Worten meiner eigenen Seele!

Er schwieg und blickte in einer Art lächelnder Verzückung auf das wundervolle Panorama zu seinen Füßen hin. Seine Gedanken, welche bei Gott gewesen waren, stiegen jetzt wieder zur Erde hernieder, wie seine Blicke umherschweiften in diesem köstlichen blühenden Thal, das da unten in der Tiefe der Berge lag, wie der gemalte Grund einer großen urweltlichen Vase. Er zählte mit seinen Augen die kleinen Städte und Flecken mit ihren rothen Ziegeldächern und ihren stolz emporstrebenden Kirchthürmen, die vielen, hier und dort verstreuten Dörfer und Bauernhöfe mit ihren dunklen Strohdächern, auf deren äußersten Spitzen die Störche in gravitätischer Ruhe in ihren Nestern standen.

Dies Alles ist mein und ich habe es mir erobert, rief der König jubelnd laut. Es ist mein und ich werde es mir nicht entreißen lassen, und ich werde Maria Thereſia beweisen, daß, was gut zu nehmen war, nicht gut wiederzugeben ist. Nein, nein, Schlesien bleibt mein, in ihm ruht meine Ehre, mein Stolz und mein Ruhm! Ich werde es niemals wieder herausgeben, und müßte ich es mit Strömen von Menschenblut, ja meinetwegen mit meinem eigenen Blut, meinem eigenen Leben erkaufen!

Er nahm wieder sein Glas zur Hand und schaute wieder hin auf die lachende, üppige Landschaft. Plötzlich stutzte der König und heftete sein Glas unverwandt auf einen Punkt.

Er sah da inmitten eines grünen Thales, durch welches sich die Landstraße wie ein grauer Fluß hinschlängelte, sich eine seltsame schillernde Masse regen. Anfangs erschien sie nur wie ein Haufen wimmelnder Ameisen, bald aber nahmen diese Riesenformen an, bis sie sich, immer näher kommend, zu menschlichen Gestalten dehnten und streckten, und man in ihnen ganz deutlich eine Colonne marschirender Soldaten erkennen konnte.

Oesterreicher! sagte der König vollkommen ruhig, indem er sein Fernglas nach der entgegengesetzten Richtung hinwandte. Dort führte eine Straße von dem sich hier sanft ablagernden Berge hinab ins Thal, und auch hier war die Straße ganz bedeckt mit Soldaten, welche im Sturmschritt den Weg zum Kloster hinaufmarschirten.

Es ist keine Frage, sie wissen, daß ich hier bin, sagte der König. Sie haben es unten im Flecken erfahren und kommen jetzt mich aufzuheben! Eh bien, nous verrons!

So sprechend, steckte der König das Fernglas in seine Busentasche, stieg die Wendeltreppe hinunter und kehrte gelassen und ruhig in das Zimmer des Abtes zurück.

Messieurs, sagte er, und ein heiteres Lächeln umspielte seine Lippen, als er die unbefangenen und harmlosen Gesichter des Abtes und des Officiers betrachtete, Messieurs, wir werden darauf denken müssen, uns zu vertheidigen, denn die Oesterreicher rücken von allen Seiten zu dem Kloster herauf.

Meine Ahnungen, meine Ahnungen, murmelte der Abt, indem er die Hände faltete und leise Gebete murmelte, während Trenck zum Fenster hinstürzte und spähenden Blickes hinausschaute.

In diesem Moment ward heftig an die Thür geklopft und eine Stimme von draußen rief mit angstvollem Ton nach dem Abt.

Es ist Alles verloren, die Oesterreicher sind schon da! jammerte Tobias Stusche, verzweiflungsvoll die Hände ringend.

Nein, sagte der König, sie können noch nicht die Höhe ereicht haben, auch ist das da nicht die Stimme eines Soldaten, welcher befiehlt, sondern eines Mönches, welcher bittet und fast vor Angst vergeht. Oeffnen wir also.

Mein Gott, Euere Majestät wollen sich doch nicht selbst verrathen, rief Tobias Stusche, und aller Etiquette vergessend, stürzte er zu dem König hin und legte seine Hand auf dessen Arm, um ihn zurückzuhalten.

Nein, sagte der König, ich will meinem Schicksal die Stirn bieten.

Aufgemacht, um Gottes willen aufgemacht! rief draußen die Stimme.

Er bittet um Gotteswillen, öffnen wir also, sagte der König, indem er rasch das Zimmer durchschritt, den Riegel zurückschob und die Thür öffnete.

Jetzt sah man das bleiche, angstvolle Gesicht des Bruders Anastasius in der Thür erscheinen, welche er hastig überschritt, indem er dann den Riegel wieder vorschob.

Verzeihung, sagte er bebend und athemlos, Verzeihung, daß ich es wage, hier einzutreten. Aber es ist die höchste Gefahr. Die Oesterreicher umzingeln das Kloster.

Sind sie schon oben? fragte der König.

Nein, aber sie haben einen Reiter voraufgesandt, der verlangt, daß wir alle Pforten öffnen und die

Soldaten der Kaiserin Maria Thereſia in unſer Kloſter einziehen laſſen.

Haben Sie keinen Grund für ihr Verlangen angegeben?

Ja wohl. Sie ſagen, ſie wüßten ganz gewiß, daß der König von Preußen ſich hier verſteckt halte und deshalb kämen ſie, das Kloſter zu durchſuchen.

Und habt Ihr ihnen nicht geſagt, daß wir nicht blos die Diener Gottes, ſondern auch des Königs von Preußen ſind? fragte der Abt. Habt Ihr ihnen nicht geſagt, daß die Pforten unſeres Kloſters ſich nur preußiſchen Truppen öffnen können?

Ich ſagte es dem Soldaten, aber er lachte dazu, und meinte, die Panduren des Oberſt von Trenck wüßten ſich überall Eingang zu verſchaffen.

Ah, es iſt der Trenck mit ſeinen Panduren, rief der König, und ſein ſcharfes Auge flog einen Moment hinüber zu Friedrich von Trenck, welcher bleich und mit feſt zuſammengepreßten Lippen daſtand, aber vor den Blicken des Königs nicht die Augen zu Boden ſchlug.

Iſt der Trenck Euer Verwandter? fragte der König haſtig.

Ja, Majeſtät. Er iſt meines Vaters Bruders Sohn, ſagte der junge Mann ſtolz.

Ach, ich ſehe wohl, daß er ein gutes Gewiſſen hat, rief der König, ſeinem Adjutanten lächelnd die Hand auf die Schulter legend. Aber ſagt mir, Herr Abt, wißt Ihr kein Mittel, uns aus dieſer Mauſefalle herauszuhelfen?

Tobias Stuſche antwortete nicht ſogleich. Er ſtand mit übereinander geſchlagenen Armen ſinnend da. Plötzlich richtete ſich ſeine Geſtalt, wie von einem kräftigen Entſchluß gehoben, höher auf und ein Ausdruck feſter Energie ſtrahlte von ſeinem Antlitz. Wollen Euere Majeſtät das Mittel ergreifen, welches ich Ihnen darzubieten wage?

Wenn es kein unehrenhaftes iſt, ſo will ich es, denn ich bin es meinem Volke ſchuldig, daß ich mich ihm erhalte und es kein Löſegeld bezahlen laſſe.

Nun, dann hoffe ich mit Gottes Hülfe Euere Majeſtät zu retten, und indem er ſich zu dem Mönch wandte, fuhr er mit dem ſtrengen, ſtolzen Ton eines Gebieters fort: Bruder Anaſtaſius, hört nun meine Befehle. Ihr begebt Euch ſogleich zum Meßner und befehlt ihm in meinem Namen, ſofort alle Brüder zur Mette und zum Complett auf das hohe Chor der Kirche zuſammenzuberufen, aber droht ihm zugleich mit meinem Zorn und mit ſtrenger Strafe, wenn er es wagt, mit irgend einem der Brüder ſich in ein Geſpräch einzulaſſen. Ich werde ſehen und prüfen, ob jeder Bruder weiß, daß der klöſterliche Gehorſam ſeine erſte Pflicht iſt. Während der Meßner die Geiſtlichen zuſammenruft, ſoll der Glöckner zur Mette rufen! Eilt Euch, Bruder Anaſtaſius. In zehn Minuten müſſen wir Alle in der Kirche verſammelt ſein.

Und indem Ihr eine heilige Meſſe celebrirt, glaubt Ihr mich zu retten? fragte der König achſelzuckend.

Ja, Sire, das glaube ich. Haben Euere Majeſtät nur die Gnade, mich in meine Garderobe zu begleiten.

XXIV.

Der nie geſehene Abt.

Die Glocke läutete immerfort und durchhallte mit ihrem Silberton die weiten Räume und Corridore, durch welche die Geiſtlichen in ihren Feſtgewändern und im heiligen Ordensſchmuck nach der Kirche hineilten, um das Hochamt zu begehen.

Auf Aller Geſichter zeigte ſich Verwunderung und Staunen, auf Aller Lippen brannte eine neugierige Frage, die indeſſen von dem pflichtgemäßen Gehorſam zurückgehalten ward.

Der Abt hatte den ſtrengen Befehl erlaſſen, daß Keiner der Brüder mit dem Andern ein Wort wechſeln dürfe. Man mußte alſo dieſem Befehle gehorchen, ſo ſchwer es immer ſein mochte.

Schweigend also begaben sich die Mönche auf das hohe Chor und in den untern Raum der Kirche.

Jetzt verstummte die rufende Glocke. Vom hohen Chor hernieder ertönte die Orgel nnd erfüllte mit ihrem machtvollen Strom von Harmonie und Melodie die ganze Kirche. Allmälig wurden ihre Klänge leiser, inniger, und jetzt hob sich der Gesang der Männer mit voller Kraft und Innigkeit über den Orgeltönen empor.

Und während die Orgel rauschte und der heilige Gesang die Kirche erfüllte, trat der Abt Tobias Stusche durch das große Hauptportal in die Kirche ein.

Aber dies Mal war er nicht, wie sonst, allein. Ein anderer Abt, im Chorkleide eines hohen Festtages, ging an seiner Seite, ein Abt, den keiner der Brüder kannte, den keiner von ihnen jemals gesehen. Aller Blicke wandten sich zu ihm hin, Jeder war ergriffen von diesem hoheitsvollen, edlen Angesicht, von dieser imponirenden Stirn, von diesen leuchtenden Augen, die ringsumher forschende oder drohende Blicke zu senden schienen. Jeder fühlte, daß es etwas Ungewöhnliches, Seltsames sei, was sich da vor ihnen begab, daß dieser in Schönheit, Jugend und Majestät strahlende Priester kein gewöhnlicher Abt, kein demüthiger, friedlicher Bruder sei.

Aber der Befehl, zu schweigen war gegeben, und der klösterliche Gehorsam ist die erste Pflicht. Man schwieg also und sang und betete, während Tobias Stusche mit dem fremden Abte langsam und feierlich die Kirche durchwallte und mit ihm zu dem Altar hinschritt.

Dort ließen sich Beide auf ihre Kniee nieder und falteten ihre Hände zu stillem Gebet.

Und weiter rauschte die Orgel und der heilige Gesang, und doch waren Aller Blicke und Aller Gedanken auf den fremden Abt gerichtet, der da drüben am Hochaltar knieete und inbrünstig zu beten schien.

Jetzt verstummte die Orgel und der heilige Gesang. Das leise Gebet begann.

Die Mönche murmelten mechanisch die gewohnten Gebete, und schauten hinüber zu den beiden Aebten, die vor dem Altar knieeten. Man hörte nichts, als das leise Murmeln und Beten, das in den hohen Räumen der Kirche wie angstvolle Seufzer verhallte und leise an den Mauern und Säulen erstarb.

Plötzlich aber ward diese Stille durch lautes Geräusch von außen unterbrochen. Man hörte Kolben aufstoßen, und drohende Stimmen, welche Einlaß begehrten.

Niemand aber wehrte ihnen. Die Kirchthüren wurden ungestüm aufgerissen, sonnenverbrannte, wilde Gestalten, drohende Gesichter zeigten sich, lautes Rufen und Poltern erfüllte einen Moment die Kirche, aber es verstummte vor der heiligen Handlung, welche da celebrirt ward von diesen betenden, knieenden Mönchen, welche den Rosenkranz in ihren Händen drehten, und gar keinen Blick, keine Theilnahme für die so lästerlich eingedrungenen wilden Krieger hatten.

Die Soldaten neigten demuthsvoll ihr Haupt auf ihre Brust und beteten, aber nachdem sie die Pflicht der heiligen Religion erfüllt hatten, dachten sie wieder an ihre weltliche Pflicht, erinnerten sie sich, daß sie gekommen seien, die Kirche zu durchsuchen und nach dem König von Preußen zu spähen, welcher da verborgen sein konnte.

Ihre sporenklirrenden Schritte hallten wider in dem langen Schiff der Kirche, und übertönten die leisen Gebete und die angstvollen Seufzer der Mönche, welche ganz Anbetung und Andacht in den Klosterstühlen knieeten, während die Panduren, in ihrer bunten, malerischen Tracht, mit dem an den Schultern befestigten kurzen rothen Mäntelchen, die Kirche durchschwärmten, und mit blitzenden Augen und mühsam unterdrückten Flüchen hinter jedem Pfeiler und in jeder Nische nach dem König von Preußen suchten.

Wie oft kamen diese wilden Gestalten vorüber an den beiden Aebten, welche da noch immer in regungsloser Andacht vor dem Altar knieeten, wie oft streiften ihre auf dem Fußboden klirrenden Schwerter das Gewand des fremden Abtes, der, das Haupt auf seine Brust geneigt, gar keinen Blick, keine Beachtung für sie hatte.

Aber das stille Gebet hatte schon ungewöhnlich lange gedauert, und der Abt gab noch immer nicht das Zeichen, daß der Gottesdienst beendet sei.

Jetzt indessen gab er ein Zeichen, aber nicht das erwartete. Er erhob sich von seinen Knieen, aber nicht um fortzugehen, sondern um mit seinem Begleiter die Stufen des Altars hinaufzuschreiten und dem heiligen Crucifix sich zu nahen, und die heilige Monstranz einzusegnen. Dann winkte er hinauf nach dem hohen Chor und auf's Neue ertönte die Orgel und der Gesang.

Das war etwas so Unerhörtes, nie Erlebtes, daß die Mönche erbleichten und sich angstvoll und grausend selber fragten, ob sie irgend ein Verbrechen begangen hätten, und dafür von ihrem gestrengen Abt mit nie endendem Gottesdienst gestraft werden sollten.

Die Panduren ahnten nichts von dieser sich verdoppelnden Messe. Sie hatten die ganze Kirche durchsucht, und da sie dort den König nicht gefunden, stürmten sie hinaus, um noch einmal alle Zellen und Winkel des Klosters zu durchspähen.

Der Gottesdienst ging weiter. Der fremde Abt stand vor dem Hochaltar, abgewandt von der Kirche,

während Tobias Stusche die heilige Monstranz ergriff und sie den Mönchen zeigte.

In diesem Moment erschallte draußen ein lautes Triumphgeschrei und Fluchen und Lachen. Die Mönche waren zu sehr in den Anblick der heiligen Monstranz vertieft, um sich von diesem Geschrei stören zu lassen.

Sie sangen und beteten weiter, und allmälig legte sich da draußen der Lärm, und das Geschrei verstummte. Allmälig ward es still, so still, daß, obwohl die Orgel und der Gesang jetzt schwieg, und das stille Gebet begonnen hatte, man doch nichts mehr vernahm, als das leise Murmeln der Gebete und das Summen der verhallenden, noch in der Luft zitternden Orgeltöne.

Die Panduren hatten das Kloster verlassen! Es war also nicht nöthig, den Gottesdienst noch weiter fortzuführen. Tobias Stusche stimmte das Paternoster an, und reichte dann dem fremden Abt die Hand, um mit ihm die Kirche wieder zu verlassen. Wie sie langsam und majestätisch dahin schritten, neigten sich vor ihnen die Häupter der Mönche, begann die Orgel den Schlußaccord zu rauschen, und durch die Glasmalereien der hohen Fenster warf die Sonne ihre blinkenden Liebesgrüße. Es war ein eigenthümlicher, feierlicher Anblick und der fremde Abt mochte selber davon ergriffen sein, denn er wandte sich an der Thür noch einmal um, und ließ seine Blicke langsam die Kirche durchschweifen, bevor er dem Abt folgte.

Eine Stunde später rollte die schwere Staatscarosse des Abtes den Klosterberg von Camenz herunter. In dem Wagen saß Tobias Stusche mit dem fremden Abt. Sie schlugen die Straße nach Frankenstein ein. Unweit des Thores hielt der Wagen an, und zur Verwunderung des Kutschers war es nicht ein Abt, welcher aus dem Wagen stieg, sondern ein Soldat in der wohlbekannten preußischen Uniform.

Nachdem er den Wagen verlassen, neigte er sich noch einmal zurück zu dem würdigen Abt Tobias Stusche.

Ich werde Euerer Hochwürden diese That niemals vergessen, sagte der König, dem Abt seine Hand darreichend. Sie, sowie Ihr Kloster können allezeit auf meine besondere Gnade rechnen, denn ohne ihre Beihülfe wäre ich heute in eine unwürdige und schmähliche Gefangenschaft gerathen. Die erste reiche Abtei, welche erledigt ist, gebe ich Ihnen, und werde dann schon im Voraus, und dies für alle kommenden Zeiten, die Wahl bestätigen, welche die Mönche in Betreff eines andern Abtes vornehmen wollen.*)

O, mein Gott, rief Tobias Stusche gerührt, wie selten muß es doch sein, daß Euere Majestät redlichen und treuen Menschen begegnen, da Euere Majestät die einfachste und natürlichste That der Treue schon so reichlich belohnen.

Die Treue ist auch selten, sagte der König mit einem traurigen Lächeln. Ich bin dieser blauäugigen Himmelstochter selten auf meinem Pfade begegnet, und vielleicht kommt es daher, daß mir ihre Schönheit und Größe immer so bezaubernd und imponirend erscheint. Leben Sie wohl, Herr Abt, und grüßen Sie mir den Bruder Anastasius!

Und Euere Majestät will mir nicht erlauben, Sie bis in die Stadt zu fahren?

Es ist besser, ich gehe zu Fuß. In einer Viertelstunde bin ich dort. In der Stadt erwartet mich mein Wagen und meine Dienerschaft, und ich wünschte nicht, daß irgend Jemand sobald von dem Abenteuer dieses Tages erführe. Es bleibt ein Geheimniß unter uns, Herr Abt.

Er grüßte noch einmal mit der Hand und ging dann leichten Schrittes auf der nach der Stadt führenden Straße weiter, während der Abt Tobias Stusche seinen Wagen umlenken ließ, und langsam wieder nach dem Cisterzienserkloster zurückfuhr.

Der König indeß war noch nicht weit gegangen, als das Geräusch eines im Trabe hinter ihm herkommenden Pferdes sein Ohr erreichte. Er stand still und blickte fragend die Straße hinunter.

Dies Mal war es keine österreichische Uniform, welche der König da erblickte. Sein scharfes Auge erkannte schon in weiter Ferne die preußischen Farben, und wie das Pferd näher und näher herantrabte, ward die Uniform eines Officiers der königlichen Leibgarde kenntlich.

Bevor Friedrich indeß Zeit fand, Erstaunen und

*) Der König gab dem Abt Tobias Stusche aus Dankbarkeit für diese Rettung, bald darauf die reiche Abtei Leubus, und blieb auch außerdem in fortgesetztem Verkehr mit ihm. Es existiren mehrere eigenhändige Briefe von ihm an den Abt, die in sehr gnädigem und herzlichem Ton geschrieben sind. Auch sandte der König ihm später von Meißen aus ein sehr schönes Porzellanservice, Champagnerwein und schöne Stoffe zum Pontificiren, und lud ihn zwei Mal, wenn er in Breslau war, zum Besuch zu sich ein. Als dann bald nach dem siebenjährigen Kriege der Abt Tobias Stusche starb, sandte der König dem Kloster ein ansehnliches Geschenk mit der Bitte, dafür am Namenstage des Abtes ein feierliches Todtenamt zu halten, und als er später einmal bei der Durchreise in Camenz anhielt, sagte er zu dem Abt: Er solle dem ersten Geistlichen, welcher im Kloster sterben würde, auftragen, den guten Tobias Stusche in der Ewigkeit zu grüßen. Siehe: Rödenbeck, Beiträge zur Lebensgeschichte Friedrich's des Großen S. 499. — Mücher, Friedrich der Große S. 37 u. fg.

Verwunderung zu empfinden, hatte der Reiter ihn erreicht und hielt mit einem kräftigen Ruck sein Pferd an. Indem er sich aus dem Sattel schwang, verneigte er sich ehrerbietig vor dem König und reichte ihm die Zügel dar.

Wollen Euere Majestät nicht die Gnade haben, das Pferd zu besteigen? fragte Friedrich von Trenck ganz ruhig und unbefangen, und ohne auch nur mit

Sie waren also Gefangener und man entließ Sie ohne Lösegeld?

Der Oberst von Trenck lachte, als seine Panduren mich ihm brachten und behaupteten, sie hätten den König von Preußen gefangen genommen.

Der Oberst von Trenck kennt Sie also?

Sire, er sah mich sehr oft im Hause meines Vaters.

einem Blick, einem Lächeln an die Abenteuer des heutigen Tages zu erinnern.

Der König betrachtete ihn mit scharfen, forschenden Blicken. Woher kommen Sie? fragte er strenge.

Aus Glatz, wohin die Panduren mich als Gefangenen zum Obersten von der Trenck geführt hatten.

Weiter! Er erkannte Sie also?

Er erkannte mich, und sagte, er habe seine Panduren nicht nach mir, sondern nach dem König von Preußen ausgeschickt. Ich sei also frei, und könne gehen, wohin ich wolle. Damit ich dies aber nicht zu Fuß thun müsse, schenkte er mir eins seiner besten Pferde, und so bin ich hier. Wollen Euere

Majestät nun die Gnade haben, das Pferd zu besteigen?

Ich reite keine österreichischen Pferde, sagte der König mit hartem Ton.

Der junge Officier heftete einen Moment mit dem Ausdruck des Bedauerns seine Blicke auf dieses stolze und schöne Thier, dessen Nüstern flogen, dessen Augen blitzten, und das ungeduldig mit dem Vorderfuß im Sande scharrte, während es stolz und muthig seinen schlanken, kräftigen Hals wiegte.

Aber, wie gesagt, dieses Bedauern war schnell vorüber. Trenck ließ den Zügel des Pferdes fallen, und indem er sich tief vor dem König verneigte, sagte er: ich bin zu Euerer Majestät Befehl.

Der König wandte einen Augenblick das Haupt zurück nach dem schönen Thier, welches schlank und zierlich wie eine Gazelle von dannen brauste und bald nur noch in der Ferne die Größe eines fliegenden Adlers hatte. Dann ging er hastig vorwärts auf der Straße nach Frankenstein, Beide schweigend, Beide auch nicht einen Blick zurückwerfend auf das schöne Thier, welches herrenlos und von Niemandem als von seinem sichern Instinct geleitet, den Weg wieder eingeschlagen hatte, den es gekommen war.

Einmal indeß, bevor sie die Stadt erreichten, blieb der König stehen und heftete seine brennenden Blicke groß und voll auf das offene, jugendliche und schöne Gesicht Friedrich von Trenck's.

Ich glaube, es wäre besser für Sie, wenn dieser Pandurenoberst nicht Ihr Verwandter wäre, sagte der König gedankenvoll. Es kann für Sie aus dieser Verwandtschaft nichts Gutes, sondern nur Unheil entstehen.

Friedrich von Trenck erblaßte. Befehlen Euere Majestät, daß ich einen andern Namen annehme?

Nein, sagte der König nach kurzem Besinnen. Der Name ist ein heiliges Erbtheil, welches man von seinen Vätern überkommt, und das man nicht leichtsinnig von sich schleudern darf. Aber seien Sie vorsichtig! Vorsichtig in jeder Weise! Verstehen Sie mich wohl, und denken Sie an meine Warnung, Herr Baron Friedrich von Trenck!

XXV.

Das Lever einer Tänzerin.

In der Behrenstraße, welche damals eine der schönsten und vornehmsten Straßen von Berlin war, herrschte heute ein ungewöhnliches Treiben und eine in dieser stillen Straße selten gesehene Lebendigkeit. Equipagen rollten herbei, elegante Reiter sprengten gefolgt von ihren Reitknechten daher, und diese Equipagen und diese Reiter fanden Alle ihr Ziel an derselben Stelle, sie hielten Alle an bei diesem schönen großen Hause, das seit einiger Zeit der Mittelpunkt aller vornehmen, eleganten und hoffähigen Cavaliere war. Auch heute war es wieder die Elite der guten Gesellschaft, welche diesem Hause zueilte. Fürsten und Grafen, Minister und Kammerherren saßen in den vergoldeten Kutschen, welche vor dem Hause Halt machten, und unter den Reitern erkannte man sogar einige königliche Prinzen und den jungen Herzog von Würtemberg.

Wer wohnte denn in diesem Hause? Zu wem eilten alle die vornehmen Herren, und warum kamen sie Alle mit so ernsten bedenklichen Mienen, wie wenn man zu einem Begräbniß geht und in seine Züge wenigstens die Trauer legt, welche man nicht im Herzen fühlt? War es irgend eine erkrankte fürstliche Person oder ein Mann von hoher Auszeichnung, welcher da wohnte? Ein Mann jedenfalls mußte es sein, denn es waren nur Männer, welche da zu Wagen und zu Pferde kamen und in dieses Haus eintraten. Aber bringt denn ein Mann dem andern Blumen? Ist es denn Sitte, daß man zu einem kranken Freunde mit duftenden Rosenbouquets und Veilchen und Orangen geht, und in silbernen Körben ihm seltene Südfrüchte darbringt?

Nein, in diesem Hause wohnt kein Fürst und kein Staatsmann, in diesem Hause wohnt überhaupt kein Mann, sondern eine Frau. Wenn nichtsdestoweniger es nur Männer sind, welche da in ihren glänzenden Equipagen und auf ihren stolzen Pferden herbeieilen, so kommt das daher, weil eine Frau, welche sich nicht durch ihre Geburt, sondern nur durch ihre Schönheit und ihre Künstlerschaft einen Namen gemacht hat, niemals von den Frauen anerkannt wird, die ihre Stellung in der Gesellschaft entweder dem Range ihres Vaters oder ihres Gemahls verdanken, Frauen, die stolz auf die zufällige Begünstigung des Schicksals, sich für erwählte Tugendrichterinnen halten, welche zu Ehren der guten hergebrachten Sitte diejenigen Frauen aus ihrer Gemeinschaft ausschließen, welche es wagten, sich über die Mittelmäßigkeit und Gewöhnlichkeit zu erheben.

In diesem Hause wohnt eine Künstlerin, die erste gefeierte Künstlerin des Theaters, die Signora Barbarina.

Barbarina! Das war ein sehr gehaßter und geliebter Name! Die Frauen sprachen ihn mit gerunzelter Stirn und verächtlichem Lächeln, die Männer mit strahlendem Auge und einem Lächeln des Glückes. Die Einen verwünschten ihn ebenso sehr, als die Andern ihn priesen. Und gewiß hatten Beide Recht! Die Frauen, wenn sie die Barbarina haßten, welche ihnen die Anbetung und Huldigung der Männer entzog, die Männer, wenn sie dieselbe verherrlichten als die Blüthe der Schönheit, als ein holdes nie geahntes Wundermährchen voll feenhafter Lieblichkeit.

Gleich den beiden Parteien von der weißen und der rothen Rose, hatten auch hier sich zwei Parteien gebildet. Die eine Partei waren die Frauen, die andere die Männer, die Frauen kämpften um das Banner der verblaßten weißen Rose ihrer eigenen Macht und Herrlichkeit, die Männer schaarten sich um das Banner dieser leuchtenden herrlichen Zauberblüthe, um die rothe Rose, die schöne Signora Barbarina. Aber es war ein ungleicher, gar nicht zweifelhafter Kampf; die rothe Rose Barbarina mußte siegen, denn an ihrer Spitze stand ein mächtiger Feldherr, an ihrer Spitze stand der König!

Das Banner der weißen Rose mußte unterliegen, denn den Frauen fehlte eine Heerführerin! Vielleicht hätte es die Königin Elisabeth Christine sein können, vielleicht theilte sie in ihrem Herzen den Haß und den Zorn der andern Frauen. Aber ihre keuschen und schüchternen Lippen verriethen nichts von den heimlichen Stürmen ihrer Brust; ihr stilles sanftes Lächeln überschleierte immer ihre eingesargten Wünsche und die in ihrem Herzen begrabenen Hoffnungen. Man wußte kaum, daß diese sanfte, fromme, gottergebene Königin lieben könne, wie hätte man glauben sollen, daß sie auch zu haffen verstände! Nein, Elisabeth Christine haßte Niemand, selbst nicht die Barbarina, dieses Weib, welches ihrem Herzen den letzten Dolchstoß gegeben und ihr zu ihrer verschmäheten Liebe auch noch die Todesqual der Eifersucht auferlegt hatte. Diese Eifersucht der Königin war indeß nicht gewöhnlicher Art; es war eine Eifersucht ohne allen Vorwurf, ohne allen Zorn, eine Eifersucht voll stillgeweinter Thränen und schmerzensreicher Gebete. Auch hatte der König ihr niemals Veranlassung gegeben, sich über dies Verhältniß zur Barbarina zu beklagen, sie wußte nicht einmal, ob der König jemals mit ihr sprach, jemals in ihre Nähe kam. Aber sie wußte, daß der König sie sah, und mit welchen Augen und mit welchem Lächeln! Elisabeth Christine würde freudig ihr Leben hingegeben haben, wenn der König einmal nur sie so angeschaut, einmal nur ihr so gelächelt hätte.

Aber, was Elisabeth Christine nicht wußte, das war den Cavalieren und Herren des Hofes desto besser bekannt. Sie wußten, daß der König schon mehr als einmal beim General Rothenburg mit der Signora soupirt hatte, daß er sich jedes Mal, wenn Barbarina tanzte, hinter die Coulissen verfügte und mit ihr sich unterhielt, daß er sogar seinem Hofmaler Pesne befohlen hatte, für ihn der Signora Bild zu malen.

War das nicht genug, um die Signora in den Augen jedes Hofcavaliers und jedes gewandten Diplomaten zu einer Schönheit ersten Ranges, zu einer Puissance zu erheben? Würde man sich nicht beeifert haben, sie als eine solche zu preisen, selbst wenn Barbarina nicht das schöne, liebliche und anmuthige Geschöpf gewesen wäre, welches sie in der That war?

Man huldigte ihr daher als einer Königin, einer machtvollen Zauberin, man buhlte um ein Lächeln, einen Blick von ihr, man fügte sich demüthig in alle ihre kleinen Capricen und Launen, man zeigte ihr stets nur Unterwürfigkeit, Anbetung und Gehorsam.

Das von ihr bewohnte Haus in der Behrenstraße war daher von Besuchern und Bittstellern umlagert, wie der Palast einer Feenkönigin, und die Barbarina lebte darin wie eine wirkliche Königin. Sie hatte ihren vollkommenen Hofstaat, ihre Levers, ihre Courtage*), nur daß ihre Hofleute ihr freiwillig dienstbar waren und von ihr kein anderes Gehalt empfingen, als irgend ein freundliches Wort, ein heiteres Lächeln.

*) Geschichte der Oper und des Opernhauses in Berlin. Schneider. S. 23.

Dieser Glanz, diese Anbetung, diese Aufmerksamkeiten, deren Mittelpunkt sie war, schienen gar keinen Eindruck auf das Herz der stolzen und selbstbewußten Künstlerin zu machen. Sie war das Alles gewohnt, es überraschte sie gar nicht. Ihr Leben hatte einem einzigen großen Triumphzug geglichen, es war leuchtend und hell gewesen, wie ein im Sonnenglanz strahlender Frühlingsmorgen. Freilich hatte sie auch ihre Schmerzen und sogar ihre Thränen gehabt, aber sie waren eben auch nur wie die in der Sonne schillernden, in Blumen ruhenden Thautropfen eines Frühlingsmorgens gewesen, welche erst wie Diamanten leuchten und dann von der Sonne fortgeküßt werden. Barbarina hatte geweint, weil der König sie von ihrem Geliebten, dem Lord Stuart, getrennt und sie gezwungen hatte, ihr gegebenes Wort einzulösen und nach Berlin zu kommen. Jetzt weinte sie nicht mehr! Vielleicht weil sie zu stolz dazu war, vielleicht weil die Sonne der königlichen Gunst ihre Thränen getrocknet hatte.

Nein, Barbarina weinte nicht mehr, aber es war auch selten, daß sie lächelte. Sie hatte jene stolze, imposante ernste Schönheit der Römerinnen, welche niemals vergessen, daß sie die Töchter der einstigen Weltbeherrscherin sind, und immer auch die Würde und Majestät einer, wenn auch entthronten Fürstin sich erhalten haben. Barbarina war ein gluthvolles, leidenschaftliches Weib, und die Leidenschaft schmückt sich mit flammenden Augensternen, mit durchsichtiger, reiner Blässe, mit glühenden Purpurlippen, selten aber mit harmlosem Lächeln und gemüthlichem Scherz. Lachen *gehört* hatte man sie niemals, nur lachen *gesehen*; das erstere hätte ihrer stolzen Schönheit widerstanden, das zweite schmückte ihr Antlitz wie mit einem leuchtenden Sonnenstrahl. Und dennoch war diese stolze, gebieterische, ernste Schönheit von Anmuth, Lieblichkeit, Grazie und Milde umflossen, niemals herrisch, immer weiblich und zart, niemals hochmüthig und überhebend, immer weich und fast demüthig in dem vollsten Gefühl ihrer eigenen Künstlerschaft, und doch in ihrer Demuth selbstbewußt, stolz und siegesgewiß. In dieser Stunde ganz nur glühendes, empfindungsvolles, hingebendes Weib, in jener mächtige, genievolle, schwärmerische, himmelstürmende Künstlerin, jetzt träumerisch, weich, indolent, nachgiebig und demüthig, dann flammensprühend, stolz, imposant und gebietend, — das war Barbarina! Ein unergründliches Räthsel für Alle, unergründlich und unerforschlich wie das Meer, immer wechselnd und sich verwandelnd, aber immer großartig in ihren Verwandlungen.

Barbarina hatte gestern Abend getanzt, aber mitten im Tanz war sie von einem Unwohlsein unterbrochen worden, einem Unwohlsein, welches sie ganz plötzlich, ganz ohne Vorzeichen überkam, gerade in dem Moment, als der König während ihres Tanzes im Opernhause erschien und sich auf seinen Lehnsessel niederließ. Niemand hatte geahnt und gewußt, daß der König schon von seiner geheimnißvollen Reise nach Schlesien zurückgekehrt sei. Jedermann glaubte ihn noch dort, und die Balletvorstellung dieses Abends war nur für den Hof des Königs, ohne alle Berücksichtigung seiner selber, veranstaltet worden. Aber der König war unerwartet zurückgekehrt und, da er vernahm, daß die Vorstellung im Opernhause schon begonnen hatte, war er, nachdem er nur die Reisekleider gewechselt, dort hingeeilt. Gewiß nur, um dort die beiden Königinnen und seine Geschwister zu begrüßen, von denen er wußte, daß sie dort waren.

Barbarina, wie gesagt, war eben im Tanz begriffen, als der König eintrat. Sie flatterte lächelnd, anmuthsvoll, eine graciöse zarte Libelle, eben über die Bühne daher, ihr kleiner Fuß berührte kaum den Boden, wie von Amoretten getragen und gehoben schwebte sie daher; aber plötzlich jetzt stockte ihr Fuß, schwand das Lächeln von ihren Lippen und die zarte Röthe von ihren Wangen. Mit einem leisen Aufschrei sank Barbarina ohnmächtig zusammen.

Der Vorhang mußte fallen und die Vorstellung um eine Viertelstunde ausgesetzt werden. Der König, welcher sich eben mit der Königin Mutter unterhielt, schien wenig Interesse für das Unwohlsein der schönen Tänzerin zu haben, als aber der Baron von Sweerts kam und meldete, daß die Signora Barbarina plötzlich erkrankt und außer Stande sei weiter zu tanzen, stieß der König einen so heftigen Ausruf des Zornes aus, daß die Königin Mutter erstaunt und fragend zu ihm emporblickte, während Elisabeth Christine sich seufzend und erbleichend abwandte. Sie wußte diese heftige Bewegung ihres Gemahls sehr wohl zu deuten, sie, geleitet von dem Instinct ihrer Eifersucht, verstand dieses von Schmerz und Angst gequälte königliche Herz, das seine Unruhe gern unter dem Anschein des Zorns verbergen wollte.

Mesdames, sagte der König, es scheint mir, daß die Signora sich schon wieder einer ihrer Künstlerlaunen überlassen möchte und nicht tanzen will, weil ich gekommen bin. Man darf ihr aber eine solche Laune nicht gestatten. Ich werde ihr befehlen, weiter zu tanzen!

Und mit einer hastigen Verbeugung sich von den beiden Königinnen beurlaubend, eilte der König hinter die Coulissen, gerade zu dem Toilettenzimmer der Signora. Aber die Thür desselben war von innen verschlossen, und der König, welcher einen Moment unschlüssig an der Thür stand, hörte jenseits der-

selben das laute Weinen und Schluchzen, das Aechzen, Jammern und Klagen der Signora.

Sie ist wirklich krank, murmelte der König.

Sie hat den Brustkrampf, sagte der Baron von Sweerts, welcher dem König gefolgt war.

Friedrich wandte sich hastig zu ihm um. Ist das gefährlich? fragte er mit einer Miene, welche deutlich seine Unruhe und Besorgniß verrieth.

Nicht gefährlich, Sire, aber der Arzt, welcher eben bei ihr war, hat es durchaus nothwendig erklärt, daß die Signora Ruhe habe und heute nicht mehr tanze. Befehlen Euere Majestät, daß eine andere Tänzerin die Rolle der Signora übernehme?

Nein, sagte der König, die Rolle gehört ihr und keine Andere darf sie tanzen. Salimbeni und die Astrua sollen einige Arien singen und dann mag es für heute Abend genug sein. Gehen sie zu den Königinnen und sagen Sie, daß ich um Entschuldigung bitten lasse. Ich wäre nur gekommen, um sie zu begrüßen und zöge mich jetzt zurück, weil ich ein wenig erschöpft wäre von der Reise.

Und leicht mit dem Kopfe dem Baron den Abschiedsgruß zunickend, verließ der König das Opernhaus und begab sich ins Schloß zurück. Niemand ward diesen Abend mehr vorgelassen. Der König blieb ganz allein in seinem Kabinet, aber lange noch, wie Alles schon schlief, konnte man in der Stille der Nacht die leisen klagenden Töne seiner Flöte vernehmen.

Barbarina war krank! Das war es also, was die Gesichter aller dieser Herren, welche da in ihr Haus eilten, so trübe und bedenklich machte, deshalb kamen sie Alle, um sie zu sehen, um aus ihrem Anschauen Beruhigung und Trost zu schöpfen, deshalb wollte Jeder ihr ein Zeichen seiner besonderen Aufmerksamkeit bringen, oder ihr mit diesen Blumen, diesen seltenen Früchten, ein Lächeln, einen Blick abgewinnen.

Der Empfangssalon der Signora Barbarina duftete wie ein Treibhaus von allen den herrlichen Blumen und Früchten, nur fehlte ihm noch die belebende Sonne, die lichtausstrahlende Majestät. Denn Barbarina war nicht da, Barbarina ließ alle diese Cavaliere noch immer vergeblich auf ihr Erscheinen warten. Doch war es die gewohnte Stunde ihres Levers, die Stunde, in welcher ihre Thüre für Jedermann offen war, und Jeder kommen durfte, welcher des Glückes theilhaftig war, der Signora vorgestellt worden zu sein.

Die Cavaliere standen oder saßen in einzelnen Gruppen da, und unterhielten sich in leisem Geflüster über die On dit des Tages, indem ihre Blicke sich von Zeit zu Zeit auf jene Portiere von purpurrothem Sammet hefteten, hinter welcher sich das Boudoir der Tänzerin befand. Von dort her mußte sie kommen, dort mußte die Sonne aufgehen über diesem jetzt so trüben, von Geflüster, von Seufzern und Besorgnissen ganz verdumpftem Salon.

Barbarina kam aber noch immer nicht. Sie lag in dem reizendsten Negligée von weißem Mousselin, verziert mit Spitzen von wunderbar kunstvollem Gewebe, auf der blauseidenen Ottomane. Sie lag mit offenen Augen und über der Brust gekreuzten Armen und träumte. Ein weicher thränenfeuchter Schmelz verschleierte die großen offenen Augen, welche sonst so viel feurige Blitze zu schleudern wußten, ein schwermüthiger Ausdruck zitterte auf den Lippen, welche sonst so viel Stolz und Entschlossenheit zeigten.

Barbarina war allein, weshalb sollte sie also nicht träumen und seufzen, und die Brillanten ihres Lächelns und ihrer feurigen Blicke ein wenig bei Seite legen, mit denen sie sich sonst vor der Welt zu schmücken pflegte?

Wovon träumten denn diese unergründlichen Augen, was sagten denn diese Seufzer auf den schwellenden Purpurlippen?

Wußte sie es selber nicht oder wollte sie es nicht wissen? Kannte sie ihr eigenes Herz oder hatte sie es verschleiert vor ihren eigenen stolzen Blicken, welche sich vielleicht geschämt haben würden vor dem, was sie in ihrem Herzen lasen?

Eine Thür öffnete sich jetzt und ein junges Mädchen trat herein, eines dieser armen, unscheinbaren, demüthigen, sanften und ergebenen Geschöpfe, wie man sie immer in der Umgebung jeder Künstlerin findet, das bête de souffrance, an dem sie ihre Launen, ihre Kränkungen, ihren Aerger, ihren Zorn auszulassen pflegen, die demuthsvolle „Gesellschafterin", welche die Künstlerinnen immer an ihrer Seite haben, wenn nur Aerger, Verdruß, Eifersucht und Enttäuschungen ihre übrigen Gesellschafter sind, welche sie immer ins Nebenzimmer verbannen, wenn sie sich in der Gesellschaft ihrer vornehmen Anbeter und reichen Courmacher befinden, und wenn sie selbst von Glück, Befriedigung und froher Laune strahlen.

Die Gesellschafterin der Barbarina indeß hatte nicht dies harte und beklagenswerthe Loos der gewöhnlichen Gesellschafterinnen berühmter Künstlerinnen, sie war kein gemiethetes bête de souffrance, keine bezahlte Anstandsdame, sondern sie war Barbarina's Schwester, und nur aus Liebe, aus zärtlichster Anhänglichkeit war sie der Signora nach dem kalten Norden, dem verhaßten Berlin gefolgt.

Barbarina liebte ihre Schwester Marietta zärtlich, sie war die Gefährtin nicht blos ihrer Leiden, sondern auch ihrer Freuden, Barbarina hatte kein Ge-

heimniß vor ihr, sie war immer gewiß bei ihrer sanften, verständigen, geduldigen Schwester Trost, Rath und ein offenes Ohr zu finden. Sie blieb daher auch jetzt, als Marietta zu ihr eintrat, ganz unverändert auf der Ottomane liegen. Vielleicht wußte sie kaum, daß Marietta da sei, bis diese dicht zu ihr herantrat und ihre Hand leise auf Barbarina's Arm legte.

Sorella, sagte sie, stehe auf. Es sind viele Signori im Salon und warten auf Dich!

Sie mögen warten, erwiderte Barbarina. Ich will heute Niemand sehen.

Es ist aber die Stunde, wo Du zu empfangen pflegst, Sorella, und wenn Du jetzt nicht kommst, so werden sie denken, daß Du noch immer unwohl bist.

Mögen sie es denken.

Aber sie werden es nicht blos denken, Sorella, sondern es auch sagen, und sie werden allerlei Glossen hinzufügen.

Was denn? rief Barbarina, indem sie sich emporrichtete. Was für Glossen, Marietta?

Es war gar zu unangenehm, daß Dein Unwohlsein Dich überfiel, gerade als der König erschienen war, sagte Marietta mit niedergeschlagenen Augen.

Barbarina's Augen flammten. Ah, sie werden das in Zusammenhang bringen, sagte sie. Diese boshaften, lachenden, medisirenden Menschen werden jetzt sagen, Barbarina sei in Ohnmacht gefallen, weil der König unvermuthet kam, weil die Freude sie überwältigte, das Glück, ihn zu sehen, ihre Sinne betäubte. Nicht wahr, das werden sie sagen? Das meinst Du?

Ja, das meine ich, flüsterte Marietta ganz leise.

Barbarina flog von der Ottomane empor, zitternd, todesbleich, ganz Zorn und Gluth. Sie werden mich verhöhnen, sie werden mich verspotten, sagte sie, ihre beiden Arme zum Himmel emporschleudernd, als wolle sie sich einen Blitzstrahl herabreißen, um die ganze Menschheit zu zerschmettern. Sie werden sagen, daß ich, Barbarina, daß ich den König liebe!

Das werden sie sagen, Sorella, sagte Marietta schüchtern.

Barbarina faßte heftig ihre Hand. Aber Du, Schwester, Du wirst das nicht sagen, Du nicht! Du weißt, daß ich ihm einen tödtlichen Haß geschworen habe, Du weißt, daß ich ihn verwünscht habe mit meinen Thränen, daß ich ihm niemals den Kummer und das Leid verzeihen kann, das er mir bereitet hat. Denke doch, Marietta, wieviel ich durch ihn gelitten, durch ihn geweint habe! Mein Leben glich einem einzigen, schönen Sommermorgen, einem Märchen von Sternengefunkel und Perlenglanz. Er hat mir alle meine Sterne verdunkelt und die Perlen in Thränen verwandelt. Wehe ihm, wehe ihm. Ich habe geschworen ihn ewig zu hassen und Barbarina hält ihren Schwur.

Du hast geschworen ihn ewig zu hassen, Schwester, aber die Menschen wissen das nicht, und weil sie das nicht wissen, verwechseln sie Deinen Haß mit dem, was sie Liebe nennen. Sie sehen, daß Deine Blicke leuchtender, strahlender sind, wenn der König da ist, und sie wissen nicht, daß es der Haß ist, welcher dann aus Deinen Augen leuchtet! Sie hören, daß Deine Stimme leise zittert, wenn Du zu ihm sprichst, und sie wissen nicht, daß es wieder der Haß ist, der Dein Herz bewegt; sie sehen, daß Du wundervoller, bezaubernder tanzest, wenn der König da ist, und sie wissen nicht, daß es der Haß ist, welcher Dich so schön tanzen macht, weil Du ihn zerschmettern willst mit der Größe Deiner Künstlerschaft, ihn zu Boden drücken willst mit der Gewalt Deines Genies.

Ja, ja, so ist es! sagte Barbarina hochathmend. Du allein kennst mich, Du allein verstehst es, in meinem Herzen zu lesen. O, o, ich hasse diesen stolzen, grausamen König. Marietta, ich hasse ihn, und er verdient es, denn wie groß er immer sein mag, er hat doch ein kaltes, hartes Herz. Es ist wahr, er ist schön und erhaben! Der Genius leuchtet von seiner wunderbaren Stirn, und wenn er lächelt, so ist das, als ob ein Sonnenstrahl sein Antlitz verkläre. Seine Augen, diese großen unergründlichen Augen, sind so blau wie der Himmel, und so tief wie das Meer, und wenn ich sie anschaue, so meine ich darin die Geheimnisse der Tiefe und die Entzückungen des Himmels zu lesen, so meine ich die Engel jauchzen und die Wogen rauschen zu hören. Seine Stimme, wenn sie bittet, ist wie holde Musik, wenn sie befiehlt, wie majestätisches Donnern. Groß ist er vor allen Menschen, groß, denn er ist ein Held, ein Mann, ein König!

Und dennoch hassest Du ihn? fragte Marietta mit niedergeschlagenen Augen und einem kaum merklichen Lächeln.

Ein merkliches Beben durchflog Barbarina's ganze Gestalt. Marietta's Frage hatte sie aus ihrer glühenden Begeisterung aufgeschreckt, sie war an ihr Ohr gedrungen, wie der Namensruf an das Ohr des Nachtwandlers, und hatte sie aus ihren Entzückungen emporgerüttelt.

Ja, sagte sie leise, dennoch hasse ich ihn, dennoch will ich ihn ewig hassen, denn wenn ich ihn liebte, wäre ich das unglückseligste Geschöpf, würde ich mir selber fluchen, mich selber verachten, denn Er hat kein Herz, Er kann niemals lieben, und Schmach und Schande über das Weib, welches liebt, ohne

geliebt zu werden. Er liebt nichts als sein Preußen, seinen Ruhm und seine Größe! Und ich sollte ihn lieben? Du siehst, daß das ganz unmöglich ist, daß das niemals sein kann, daß ich lieber sterben würde, als diesen König lieben, welcher nicht das Herz eines Mannes hat.

Aber die Menschen werden es dennoch glauben, sagte Marietta. Sie können nicht auf den Grund Deines Herzens schauen, und Du mußt ihnen Deinen Haß verschweigen. Du darfst sie nicht ahnen lassen, daß Du, aus Zorn und Verdruß den König schon wieder zu sehen, gestern ohnmächtig geworden bist.

Sie werden glauben, daß es die Freude gethan! rief Barbarina ganz außer sich. Sie sollen es nicht glauben, ich will es nicht!

Und wie eine gereizte Löwin sprang sie zu dem kleinen Stilet hin, das dort, eine Reliquie aus ihrem schönen Heimathslande, auf ihrem Toilettentisch lag.

Ich will nicht, daß sie mich verspotten! rief sie stolz und zürnend, indem sie den goldgestickten weißen Atlaspantoffel fortschleuderte und ihren kleinen zarten Fuß emporhob.

Barbarina, was willst Du thun? rief Marietta, als ihre Schwester das Stilet emporhob.

Das will ich thun, sagte sie mit einem köstlichen Lächeln, indem sie die Spitze des Stilets in ihre Fußsohle stieß, daß das Blut in hellen Tropfen hervorstürzte und den seidenen Strumpf mit Purpurstreifen durchzog.

Marietta stieß einen Schrei aus und stürzte zu ihrer Schwester hin.

Aber Barbarina wehrte sie leise ab. Das tröpfelnde Blut hatte, wie es schien, ihrem glühenden Naturell eine Erleichterung, eine Erquickung gebracht. Sie war jetzt ganz ruhig, strahlend und stolz wie eine Königin. Ein köstliches Lächeln stand auf ihren Lippen und ließ zwei Reihen wundervoller Zähne sehen.

Ruhig, Marietta, sagte sie gebieterisch. Ich habe mich an einer unschädlichen Stelle verwundet, und die Wunde ist nicht tief. Aber doch tief genug, um Glauben zu verdienen, wenn ich sage, daß ich gestern auf der Bühne mir den Fuß an einer Glasscherbe verletzte, welche da von irgend einer zersprungenen Lampe hingefallen war.

Ah, deshalb also thatest Du es, Du böse stolze Schwester? rief Marietta, ihre Schwester mit strahlenden, bewundernden Blicken anschauend.

Ja, deshalb that ich es. Jetzt, Marietta, hole mir meinen Pantoffel wieder und gieb mir Deinen Arm. Wir wollen zu diesen Herren da in den Salon gehen.

Mit diesem blutenden Fuß, mit dieser offenen Wunde, Barbarina?

Ja, mit diesem blutenden Fuß und dieser offenen Wunde. Aber es ist wahr, wir wollen erst ein wenig das Blut stillen, damit es nicht allzuheftig fließt!

Die Cavaliere, welche die Signora in ihrem Salon erwarteten, machten immer bedenklichere, immer traurige Gesichter. Barbarina mußte sehr leidend sein, da sie ihre Anbeter so lange schmachten ließ, denn diese kleinliche Coquetterie, dieses wohlfeile „Sich Erwartenlassen" lag sonst gar nicht in ihrer Weise. Aber eben, weil sie sehr leidend war, durfte man nicht gehen, bevor man Nachricht von ihr erhalten, bevor man wenigstens Barbarina's Schwester gesprochen hatte.

Und endlich sollte ihr Warten belohnt, ihre Sorge gelindert werden. Die Portière ward zurückgeschlagen, und da, auf den Arm ihrer Schwester gestützt, erschien Barbarina.

Sie sah bleich aus und ein wenig leidend, ein schmerzliches Zucken zeigte sich zuweilen auf ihren Lippen, wie sie, immer gestützt auf den Arm ihrer Schwester, durch den Salon ging und hier und dort mit den Cavalieren eine jener leichten, graciösen, geistvollen und pikanten Unterhaltungen begann, wie nur sie deren Meisterin war.

Plötzlich indeß, mitten in einer dieser flatternden Conversationen, in denen man über Alles und über Nichts spricht, stieß Barbarina einen leisen Schrei aus und ließ sich rasch auf einen Stuhl niedergleiten.

Ich glaube, sagte sie matt, ich glaube, mein Fuß blutet schon wieder.

Sie hob das Gewand ein wenig empor und streckte unter demselben ihren zarten Fuß hervor, diesen Gegenstand der Bewunderung Tausender in allen Ländern Europa's. — Wirklich, der weiße Atlaspantoffel war ganz geröthet von Blut, das schon aus dem Pantoffel herniederrann.

Ein Schrei des Entsetzens ertönte von aller Lippen, und alle die vornehmen ausgezeichneten Cavaliere umringten die Signora, welche bleich und matt auf ihrem Fauteil lag, während Marietta zu ihren Füßen kniete und mit ihrem Taschentuch den Fuß umwickelte. Es war eine eigenthümliche Scene. Dieser glänzende, blumengeschmückte Salon mit seiner imposanten, wahrhaft fürstlichen Pracht, und inmitten desselben die Gruppe von Herren in ihren glänzenden, gestickten Hofkleidern oder Uniformen, geschmückt mit blitzenden Ordenskreuzen, die Signora umringend, welche da in ihrem reizenden Negligée auf dem Fauteil lehnte, und deren blutender Fuß in dem Schooß ihrer knieenden Schwester ruhte.

Sie sind verwundet, Signora, Sie bluten? rief der junge Prinz von Würtemberg mit einem solchen Ausdruck des Entsetzens, daß man hätte meinen sollen, diese Wunde müßte augenblicklich den Tod der Signora herbeizuführen.

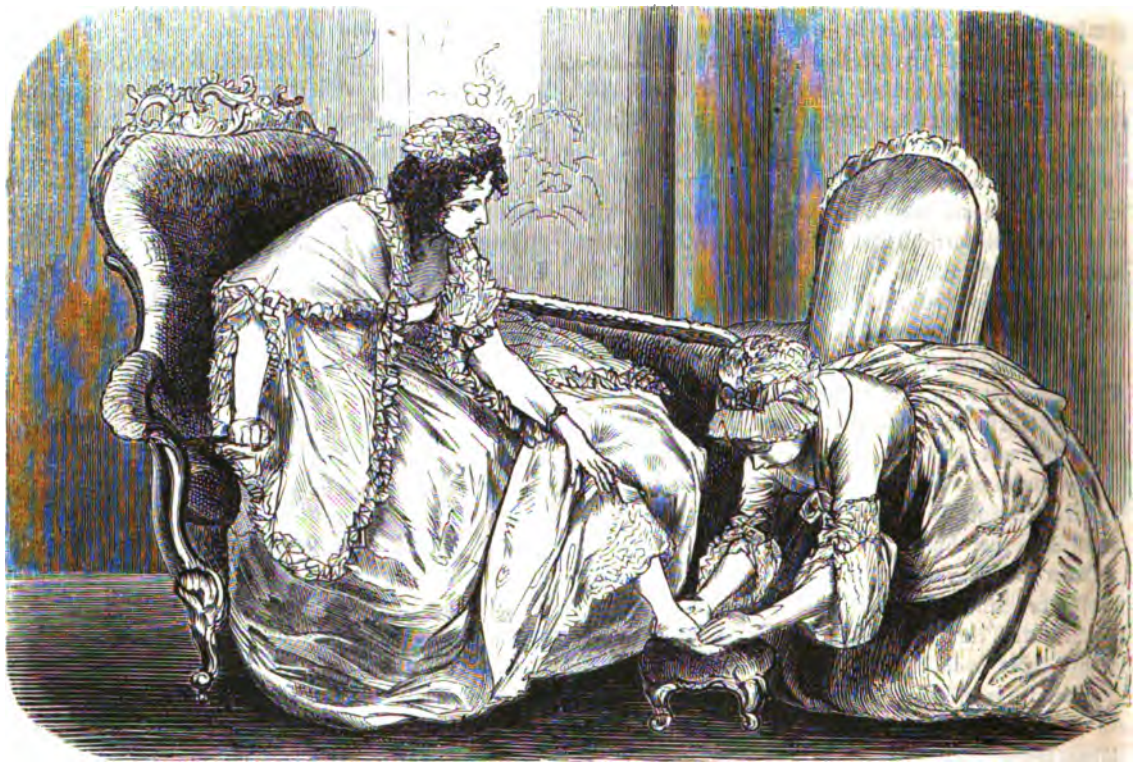
Barbarina blickte erstaunt zu ihm empor. Wußten Sie das nicht, Durchlaucht? Ich dächte doch, Sie wären Zeuge meiner gestrigen Ohnmacht gewesen?

Gewiß war ich das, wie alle diese Herren. Aber was hat das mit Ihrem blutenden Fuß gemein?

Eine seltsame Frage, in der That, rief die Signora lächelnd. Wovon glauben Sie denn Messieurs, daß ich ohnmächtig geworden wäre, wenn nicht vor Schmerz? Ich empfand plötzlich da unter meiner Fußsohle einen schneidenden, stechenden Schmerz, er durchzuckte mein ganzes Wesen wie mit einem electrischen Schlag und machte mich, wie Sie wissen, ohnmächtig. Da aber in den Ohnmachten das Blut erstarrt, so hatte auch das meiner Wunde nicht fließen können, und so bemerkte selbst der Arzt nicht die Veranlassung meiner Ohnmacht. Ich selber entdeckte dieselbe erst heute morgen an den Schmerzen, die mir das Gehen verursacht.

Mein Gott, welch ein entsetzliches Unglück! riefen die Herren. Welch ein furchtbares Mißgeschick! Unsere himmlische Tänzerin, welche sich gerade an ihrem Fuß verletzt hat. Wir werden dadurch des Glückes beraubt werden, Sie in ihrer göttlichen Kunst bewundern zu können. Wir werden lange Zeit nach dem Hochgenuß, Sie tanzen zu sehen, vergeblich schmachten müssen!

Beruhigen Sie sich, meine Herren, sagte Barbarina lächelnd. Es wird ein Uebel von nur kurzer Dauer sein und gar keine schlimmen Folgen haben. Ich war auf eine runde Glasscherbe gesprungen, welche Gott weiß wie, auf die Bühne gefallen und durch den Schuh in meinen Fuß eingedrungen war, aber nicht tief genug, um mich ernsthaft zu verletzen. Es ist also nur eine leichte Schnittwunde,



und einige Tage der Ruhe werden mich bald wieder herstellen.

Jetzt, sagte Barbarina mit einem triumphirenden Lächeln, als die Herren sie verlassen hatten und sie wieder mit ihrer Schwester allein war, jetzt wird Niemand mehr über mich lachen und spotten und an meiner unglückseligen Ohnmacht deuteln und klügeln; in einer Stunde wird die ganze Stadt wissen, weshalb ich gestern ohnmächtig geworden bin, und auch der König, hoffe ich, wird es erfahren.

Aber er wird es vielleicht nicht glauben, sagte Marietta achselzuckend. Er hat heute schon in aller Frühe Deinen Arzt zu sich kommen lassen und ihn sehr genau nach Deinem Unwohlsein ausgeforscht,

und gestern im Theater, ich hatte gerade die Garderobe verlassen, um Dir ein Glas Wasser zu holen und kehrte mit demselben zurück, da sah ich den König, welcher vor Deiner Thüre stand und auf die Schmerzensschreie horchte, die Du ausstießest!

Ein wundervoller, strahlender Ausdruck verklärte jetzt Barbarina's edles Angesicht und leuchtete aus ihren großen schwarzen Augen.

Der König war also selber hinter die Coulissen gekommen? fragte sie. Er stand vor meinem Zimmer? Er wollte also zu mir kommen? Und das sagst Du mir erst jetzt, erst heute, während Du doch wissen konntest —

Barbarina verstummte und wandte das erröthende Antlitz ab.

Ich hätte freilich wissen können, daß es Dir, welche den König so glühend haßt, ein sehr angenehmes Gefühl gewesen wäre, zu wissen, daß der König vergeblich an Deiner Thüre gewesen und von der stolzen Tänzerin wie ein ganz gewöhnlicher Mann abgewiesen worden ist, sagte Marietta mit einem feinen Lächeln.

Ich habe ihn indessen nicht abgewiesen, flüsterte Barbarina verlegen.

Nein, Du hattest nur den Riegel vorgeschoben, weiter nichts.

XXVI.

Im Atelier.

Barbarina hatte wohl Recht gehabt; ihre Wunde am Fuß war weder gefährlich noch schmerzhaft, aber sie verhinderte sie doch einige Tage am Tanzen und legte ihr den Zwang der Ruhe auf. Der Arzt, dem sie ihren Fuß gezeigt und ihm gesagt hatte, daß sie jetzt erst die eigentliche Ursache ihrer gestrigen Ohnmacht entdeckt habe, untersuchte die Wunde mit einem ungläubigen Lächeln, und verlangte dann den Schuh zu sehen, dessen Sohle von der Glasscherbe nothwendig auch durchschnitten sein mußte; er wolle danach die Größe und Schärfe des schneidenden Instruments ermessen und untersuchen, ob die Wunde wirklich durch eine Glasscherbe oder nicht vielleicht durch einen Nagel verursacht sei. Barbarina erröthete, und befahl ihrer Schwester, den Schuh zu holen; Marietta ging hinaus und kam auch sehr bald mit einem weißen Atlasschuh zurück, der allerdings an der Sohle einen scharfen Schnitt zeigte. Der Arzt untersuchte ihn mit einem schweigenden Lächeln und und erklärte dann, es sei wirklich eine Glasscherbe gewesen, welche den Fuß der Signora verletzte. Er verordnete daher nur einige kalte Umschläge, einige Ruhe, und versprach in einigen Tagen vollkommene Wiederherstellung. Dann, nachdem er die Signora verlassen, begab sich der Arzt, dem erhaltenen Befehl gemäß, sofort in das Schloß, um dem König Bericht zu erstatten. Er ward sogleich vorgelassen und der König selber kam dem Eintretenden einige Schritte entgegen.

Nun, fragte er hastig, ist die Wunde gefährlich? Wird die Signora der Bühne entsagen müssen?

Ah, Euere Majestät glauben gewiß nicht, daß die Signora Barbarina einen geistigen Selbstmord begehen und ihre eigene Künstlerschaft ermorden könnte!

Ich verstehe Ihn nicht, sagte Friedrich ungeduldig. Spreche Er nicht in Räthseln.

Ich wollte sagen, Euere Majestät, daß die Signora sich absichtlich gewiß nicht so bedeutend am Fuß verwunden würde, um deshalb ihrer Kunst entsagen zu müssen.

Er meint, sie habe sich absichtlich verletzt?

Ich bin dessen ganz gewiß, Sire. Die Signora behauptet, beim Tanz auf eine Glasscherbe gesprungen zu sein. Ich verlangte den Schuh zu sehen, und man brachte mir allerdings einen Schuh, welcher auf der Sohle einen Schnitt hatte, aber er saß durchaus an einer andern Stelle, wie die Wunde am Fuß, und war auch offenbar eben erst mit einem Messer gemacht worden. Daraus geht also hervor, daß die Signora die Wunde nicht bekam, indem sie

diesen Schuh trug. Auch ist die Wunde überhaupt nicht durch Glas oder einen Nagel entstanden, sondern durch ein Stilet, denn sie ist dreischneidig. Die Signora hat sich ohne Zweifel diese Wunde mit dem Stilet zugefügt, das ich in ihrem Zimmer sah.

Des Königs Antlitz hatte sich immer mehr verfinstert, während der Arzt sprach. Er preßte die Lippen fest aufeinander, welches bei ihm immer ein Zeichen war, daß ein Sturm in seiner Brust tobte, dessen laute Ausbrüche Friedrich zurückzuhalten strebte.

Das ist Alles, was Er zu sagen hat? fragte er dann.

Das ist Alles, Sire!

Gut! Besuche Er die Signora morgen wieder, und statte Er mir dann Bericht ab.

Als der König wieder allein war, ging er lange mit übereinandergeschlagenen Armen im Zimmer auf und ab. Vergeblich war es, daß Biche, des Königs Lieblingshündin, von ihrem seidenen Polster sich erhob und zu ihm hinkam, um mit ihrem zierlichen Hals sich an ihn zu schmiegen. Der König achtete nicht auf sie, und sah gar nicht, wie das Thier, als verstände es die Traurigkeit seines Herrn, mit hängendem Schweif immer hinter ihm herging, und traurigen Blickes zu ihm emporschaute. Vergeblich war es, daß da in dem offenen Kasten neben dem Notenpult die neue von Quanz gefertigte Flöte lag. Der König berührte sie nicht, und mochte heute nicht, wie sonst, seine Unruhe mit den Tönen seiner Flöte beschwichtigen.

Einmal murmelte der König halblaut: Sie hat es mir wohl geschworen, daß sie mich haßt. Sie hält Wort!

Dann wieder nach langem Sinnen schien er einen festen Entschluß gefaßt zu haben und näherte sich hastig der Thür.

Ich will selbst zu ihr, sagte er mit blitzenden Augen. Ich will sie zwingen, mir zu sagen, weshalb sie das gethan hat.

Aber auf der Schwelle der Thür blieb er stehen und drückte seufzend die Klinke wieder in das Schloß.

Nein, sagte er, ich darf das nicht thun. Ich darf nicht thun, was jeder Mann an meiner Stelle thun würde, Ich nicht, denn — ich bin der König! Ach, und die Menschen meinen, daß es so leicht sei, ein König zu sein, und daß die Krone dem Menschen, auf dessen Haupt sie gedrückt wird, gar keine Schmerzen verursache. Sie wissen nicht, daß oft unser Herzblut der Leim ist, der unsere Krone hält und festigt!

Er seufzte tief, und begann wieder sein gleichmäßiges Auf- und Abwandeln. Dann plötzlich blieb er stehen, und schüttelte sich, wie es der Löwe thut, wenn er nach langem Ruhen sich wieder zu neuer Thatkraft emporschwingt.

O, sentimental! sagte er mit einem traurigen Lächeln. Ich glaube, daß ein König auch dazu nicht das Recht hat. Fort also mit der Sentimentalität und den empfindsamen Seufzern. Wahrhaftig, was würde Maria Theresia sagen, wenn sie wüßte, daß der König von Preußen sentimental ist, und seufzt, wie ein verliebtes Mädchen. Würde sie nicht vermeinen, Schlesien schon wieder in der Tasche ihres Reifrocks zu haben?

Während der König so mit seiner Sentimentalität kämpfte, hatte die Signora Barbarina einen weit schlimmern, einen weit gefährlichern Feind zu bekämpfen, einen Feind, welcher nicht, wie die Sentimentalität, Alles nur in sanfter Verschleierung der Schwermuth und in gedämpftem Licht und verblaßten Farben sieht, sondern welcher gar nichts sieht, und für gar nichts Auge und Sinn hat. Dieser Feind war die Langeweile. Ja, Barbarina langweilte sich, oder vielleicht war es nur die Ungeduld, wieder auf der Bühne zu erscheinen, welche machte, daß ihr die Stunden so bleiern, schwer und träge dahinschlichen.

Sie lag den ganzen Tag auf ihre Ottomane hingestreckt, mit offenen Augen, schweigend, seufzend, und selbst Marietta's liebevolle Worte kaum mit einem Augenwinken, einer freundlichen Antwort erwidernd. Vergeblich schlug Marietta ihr vor, sich zu zerstreuen, indem sie ihre Freunde und Anbeter um sich versammle. Barbarina erklärte, Gesellschaft sei ihr noch langweiliger als die Einsamkeit, und ließ ganz unerbittlich alle die vornehmen Herren, welche kamen, um ihr einen Besuch zu machen, abweisen.

Das dauerte zwei Tage, dann erhob sich Barbarina plötzlich von ihrem Divan, und versuchte, trotz der Bitten Marietta's, zu gehen.

Es schmerzt gar nicht, sagte sie, indem sie weiter ging.

Du sagst das, wie es Arias gesagt haben mag, als sie dem Geliebten den Dolch hinreichte, sagte Marietta traurig.

Nur, daß ich keinen Geliebten habe, sagte Barbarina. Nur, daß ich ganz allein bin, daß mich Niemand liebt, Niemand dieses arme, glühende, in Todesqualen zuckende Herz versteht.

Und wie sie so sprach, entstürzte ein Strom von Thränen ihren Augen, und ihre ganze Gestalt erzitterte unter dem Sturm ihrer innern Leidenschaft.

Und das sagst Du, Sorella, Du, welche so viel geliebt, so viel angebetet wird? fragte Marietta.

Barbarina schüttelte mit einem matten, verächtlichen Lächeln das Haupt. Nennst Du das Liebe?

Ist dieses hohle Wortgezwänge, dieses ewige Einerlei nichtssagenden Lobes, dieses Preisen meiner Schönheit, meiner Grazie und Kunstfertigkeit, ist das Anbetung? Geh, geh, Marietta, Du weißt, daß es nicht so ist. Du weißt, daß sie Alle sich nur mit mir schmücken wollen, wie mit einer fremdländischen Blume, welche nur deshalb schön ist, weil man sie theuer bezahlt hat, und welche man nur deshalb bewundert, weil sie fremd und selten ist. Du weißt, daß Keiner von allen diesen Männern mich liebt um meiner Selbst, sondern Alle nur um meiner äußern Erscheinung willen. Niemals bin ich einsamer, als umgeben von meinen Anbetern, niemals fühle ich mich weniger geliebt, als indem sie mir sagen, daß sie mich grenzenlos lieben. O, Gott, muß ich denn mein Herz einsargen und es begraben unter dem Schnee dieses kalten Nordens? Gott, Gott, gieb meinem Herzen ein Herz, das lieben kann, wie Barbarina's Herz!

Sie schlug ihre beiden Hände vor ihr von Thränen überfluthetes Angesicht, und stand zitternd und schwankend, wie eine vom Sturm geschüttelte Lilie da.

Marietta trat zu ihr und legte voll tiefen Mitgefühls ihr Haupt an ihrer Schwester Schulter. Sie versuchte es nicht, sie zu trösten oder zur Ruhe zu ermahnen, denn sie wußte, daß es Schmerzen giebt, welche von Trostesworten wie von Dolchspitzen aufs Neue verwundet werden, und die sich erst austoben müssen, um sich zur Ruhe zu sänftigen. Sie kannte die großartige und energische Natur Barbarina's, und wußte, daß die Thränen bei ihr nur den Wolken glichen, welche sich erst abregnen müssen, um dann die Sonne desto herrlicher scheinen zu lassen. Auch hatte sie sich nicht geirrt. Als Barbarina nach einiger Zeit wieder die Hände von ihrem Antlitz gleiten ließ, waren ihre Thränen längst versiegt und ihr Auge leuchtete wieder in dem gewohnten Glanz.

Ich bin eine Thörin, sagte sie mit einem wundervollen Lächeln, eine so große Thörin, daß ich vom Norden die Blüthen des Südens verlange, und von dem Eis fordere, sich in Feuer zu verwandeln. Als ob eine Schneelandschaft nicht auch ihre Berechtigung und Schönheit hätte, sogar ihre schauerlichen Schönheiten, wenn sie von Bären oder Wölfen belebt wird.

Nur wehe uns, wenn wir diesen Ungethümen begegnen, sagte Marietta, bereitwillig auf Barbarina's scherzhafte Weise eingehend.

Warum wehe? fragte Barbarina. Man bezwingt jedes Ungethüm und jede Gefahr, wenn man ihr nur recht fest ins Auge schaut. Aber nicht zu lange, Marietta, nicht so lange, bis einem die Augen übergehen. Und jetzt, Sorellina, genug der Sentenzen, genug der Moral. Die Regentage sind vorüber, die Sonne soll wieder scheinen. Ich will nicht mehr krank sein und da wie ein unbenutztes Spielzeug auf den Polstern liegen. Nein, nein, ich will gesund sein, und mit lustigem Flügelschlag wieder über die Welt hinflattern. Je höher man fliegt, desto näher ist man dem Himmel. Laß mich also fliegen, Sorellina, fliegen so hoch mich meine Begeisterung tragen will. Denke auch nicht, daß ich, wie der arme thörichte Ikarus, mir Flügel von Wachs anheften will. Nein, nein, ich bin viel weiser, viel vernünftiger. Ich begnüge mich, mit meinen Füßen zu fliegen, und wie eine Libelle umherzuflattern. Meine Füße sind ächt, und keine Sonne kann sie schmelzen. Denn sage mir, Marietta, sind sie nicht selber wie ein paar Sonnen? Verstehen sie es nicht, den todten Massen Leben einzuhauchen und kalte Herzen zu erwärmen und eisiges Blut zum Aufthauen zu bringen? Du siehst, ich habe mir die Sprache meiner Verehrer sehr wohl gemerkt, und wenn ich just keinen andern Anbeter neben mir habe, nun, so bete ich mich selber an.

Sie sagte das Alles mit lachendem Munde und blitzenden Augen, aber Marietta fühlte es doch, daß diese Heiterkeit nur eine erkünstelte, ihrem Wesen nicht natürliche sei, daß Barbarina nur in dem Fieber ihrer geheimen Schmerzen so heiter lachen mochte.

Weißt Du, was ich jetzt beschlossen habe? fragte Barbarina nach einer Pause, indem sie wie zufällig sich abwandte, um Marietta ihr Antlitz nicht sehen zu lassen. Da ich heute und morgen noch nicht tanzen kann, so will ich mich anderweitig nützlich beschäftigen. Das heißt, ich will zu Pesne und ihm einige Stunden zu meinem Portrait sitzen.

Obwohl sie ihr Antlitz abgewandt hatte, sah Marietta, wie tief sie erröthet sein mußte, denn ein Widerschein davon hauchte selbst ihren Hals und Nacken mit einem sanften Roth an.

Du willst ins Schloß fahren? fragte Marietta sanft.

Nicht ins Schloß, sondern nur zu Pesne, Marietta.

Sein Atelier ist aber jetzt im Schloß. Der König hat es so gewünscht, und so ist Pesne vom Lagerhaus ins königliche Schloß gezogen.

Meinetwegen, sagte Barbarina leichthin. Ich habe ihm im Lagerhause gesessen, jetzt werde ich es im Schlosse thun.

Aber ich bin gewiß, daß es Dir sehr unangenehm ist, mit dem König, welchen Du hassest, unter Einem Dache zu sein, sagte Marietta mit kaum merklichem Lächeln. Du weißt vielleicht nicht, daß der König nicht in Potsdam, sondern in Berlin ist?

Barbarina wandte sich zu ihr um, und legte mit

einer heftigen Bewegung ihre beiden Arme um Marietta's Hals, und indem sie dann einen glühenden Kuß auf ihre Lippen drückte, flüsterte sie ganz leise: Ich weiß es, Sorellina! Aber ich gehe doch!

Barbarina also fuhr in das neue Atelier des Malers Pesne, das heißt in das königliche Schloß, in welchem dasselbe sich jetzt befand. Der König liebte es sehr, das Wachsen und Gedeihen eines Kunstwerkes zu beobachten, und dem Werden und Entstehen desselben zuzuschauen. Er war oft, als Pesne an seinem großen Gemälde arbeitete, welches die keusche Diana, umgeben von ihren Nymphen, darstellte, zu ihm ins Lagerhaus gekommen, um ihm bei der Arbeit zuzusehen. Auch den Entwurf zu dem lebensgroßen Portrait der Barbarina hatte er dort in Augenschein genommen, und dann, vor seiner Abreise nach Schlesien, befohlen, daß Pesne sein Atelier ins Schloß verlege, weil er, wie der König sagte, seinen Maler näher haben möchte.

Barbarina also fuhr nach dem Schloß, das heißt, nach dem Atelier ihres Malers. Leicht wie eine Gazelle hüpfte sie die hohen Stiegen hinauf. Ihr Fuß schmerzte sie gar nicht mehr, oder sie empfand diese Schmerzen nicht. Ungestüm und hastig wartete sie es kaum ab, daß ihr vorausgeeilter Diener sie dem Maler anmeldete, sondern trat gleich hinter ihm in das Atelier ein.

Pesne war da, und hieß die Signora freudig willkommen, aber sie sah vergeblich in dem Atelier nach ihrem Portrait umher.

Ist die Copie meines Ich's vielleicht auch wie das Original verunglückt? fragte sie.

Der Maler lächelte. Nicht doch, Signora; die Copie macht ebenso viel Furore, als das Original, eben weil es die Copie desselben ist.

Was heißt das?

Das heißt, das Seine Majestät mit der Copie so sehr zufrieden war, daß er dieselbe seit gestern in seinem Studirzimmer aufgestellt hat, obwohl ich dagegen zu protestiren wagte, weil das Bild noch unvollendet ist. Der König indessen bestand darauf, indem er sagte, daß er das Portrait seinen Freunden zeigen und mit ihnen überlegen wolle, was dem Portrait noch fehle.

Niemals vielleicht, selbst in ihren glänzendsten Rollen, war Barbarina schöner gewesen, als in diesem Moment. Ihr Antlitz strahlte wie in einer Verklärung. Mit diesem Lächeln und diesen Blicken wäre auch eine Häßlichkeit zur Schönheit geworden.

Dann also, sagte sie hochathmend, dann also bin ich vergeblich gekommen, und Sie können mein Gesicht heut gar nicht gebrauchen?

Nein, nein, Signora, Ihr Gesicht ist ein viel zu seltener Stern, als daß man nicht die kostbare Gelegenheit, wenn er leuchtet, benutzen sollte. Geruhen Sie, mich zu erwarten. Ich eile zum König und hole mir das Bild.

Ohne Barbarina Zeit zu einer Antwort zu lassen, eilte Pesne hinaus und Barbarina blieb allein. Was war es, das ihr Herz höher klopfen machte und ein glühendes Roth auf ihre Wangen trieb? Warum richteten sich ihre Augen so oft auf die Thür, und mit einem solchen Ausdruck der Angst und des Zagens?

Da, da hörte sie Schritte im Vorzimmer! Barbarina drückte angstvoll ihre beiden Hände auf ihr Herz; sie hatte ein Gefühl, als müsse es zerspringen.

Die Thür öffnete sich, Pesne kehrte zurück, aber allein, ohne das Bild.

Signora, sagte er, der König wünscht, daß die Sitzung heute unten in seinen Gemächern stattfinde. Seine Majestät will die Gnade haben, mir selbst einige Andeutungen zu geben, und mich auf einige Fehler aufmerksam zu machen. Ich habe also nur meine Palette und meine Pinsel zu nehmen, und wenn es Ihnen gefällig ist, gehen wir.

Barbarina sagte kein Wort; sie war nur ganz bleich geworden, und ihr Gang war so unsicher und schwankend, daß sie, als sie die königlichen Gemächer durchschritten, mehrmals stille stehen und sich auf des Malers Arm stützen mußte, um nicht umzusinken. Ihr Fuß schmerze sie noch immer sehr, sagte sie zu Pesne, und vielleicht glaubte er es ihr.

Sie traten jetzt in das Gemach ein, in welchem das lebensgroße Portrait der Signora auf der Staffelei aufgestellt war. In diesem Gemach befanden sich zwei Thüren, die eine, durch welche sie eingetreten waren, die andere, welche ganz unmittelbar in das Bibliothek- und Studirzimmer des Königs führte. Diese zweite Thür war indeß nicht geöffnet, und Niemand befand sich in dem Zimmer außer Barbarina und dem Maler.

Der König ertheilt noch einige Audienzen, sagte Pesne. Er hat mir befohlen, immerhin anzufangen, sobald er Zeit hat, wird er hierher kommen.

Fangen wir also an, sagte Barbarina mit einem mühsamen Lächeln, indem sie sich auf einen Sessel niedergleiten ließ. Nur werden Sie mir heute erlauben müssen zu sitzen, und ich denke, das wird keinen Unterschied machen, da Sie es heute wohl nur mit meinem Gesicht und nicht mit meiner Gestalt zu thun haben.

Aber Pesne erklärte, daß es unmöglich sei, eine stehende Figur anders als im Stehen zu portraitiren, und daß das Gesicht einer Sitzenden ganz andere Formen, eine ganz andere Haltung, ganz andere Beleuchtung habe, wie das einer Stehenden.

Barbarina mußte sich also, trotz ihres Fußes,

bequemen zu stehen. Aber sie schien jetzt keine Schmerzen mehr zu empfinden, sie lächelte so glückselig, sie sprach so lebhaft, so geistvoll und pikant, daß Pesne zuweilen über dem Anschauen dieses belebten, reizenden, schönen Angesichts vergaß, daß er nicht da sei, um sie zu bewundern, sondern um sie zu malen. Plötzlich stockte ihr Lächeln und mitten in einer angefangenen Phrase hielt sie inne.

wie der König ihm mit der Hand gewinkt ruhig zu bleiben und seine Anwesenheit gar nicht zu bemerken.

Pesne also malte weiter und richtete an Barbarina ganz harmlose und gleichgültige Fragen, die sie indeß nur stockend und schüchtern beantworten konnte. Vielleicht hatte sie sich geirrt, vielleicht war sie wirklich noch allein mit dem Maler. Und doch hatte sie ein Gefühl, als ob das unmöglich sei, doch schien

Sie hatte da hinter sich die Thüre sich leise öffnen gehört, sie fühlte es an dem stürmischen Klopfen ihres Herzens, daß sie nicht mehr mit dem Maler allein sei, und doch hatte sie nicht den Muth, nicht die Kraft, sich umzuwenden, sondern blickte ganz starr und unverwandt zu Pesne hin, welcher ganz ruhig weiter malte, weil er sehr wohl gesehen hatte, ihr, als sei plötzlich ein Lichtstrahl durch dieses Gemach gefallen, und habe brennend und mit verzehrender Gluth sich auf ihre Schulter geheftet. Sie sah nicht den Blick des Königs, aber sie fühlte ihn, sie fühlte, daß er hinter ihr stand, daß er sie beobachtete; ohne daß ein Geräusch, ein Wort, ein Blick ihr seine Annäherung verrieth, fühlte sie dieselbe.

Ich werde mich nicht bewegen, ich werde mich nicht nach ihm umwenden, dachte sie, aber ich werde todt zur Erde fallen.

Aber jetzt mußte sie sich doch umwenden, denn der König nannte ihren Namen und begrüßte sie mit einigen freundlichen Worten. Während sie sich verneigte, blickte sie schüchtern zu ihm empor. Wie kalt, gleichgültig und theilnahmlos sein Blick war, und doch hatte er sie seit Wochen nicht gesehen, und doch war sie seitdem krank und leidend gewesen. Jetzt fühlte sie wieder, wie glühend sie ihn hasse, und daß es wirklich nur der Zorn gewesen, welcher sie bei dem unvermutheten Wiedersehen des Königs ohnmächtig hatte werden lassen.

Aber dennoch mußte sie sich gestehen, daß der Ton seiner Stimme wie himmlische Musik an ihr Ohr klinge, daß jedes Wort, welches er sprach, ihr Herz bewegte, wie der Wind das Meer aufkräuseln macht.

Der König sprach über ihr Portrait; er hatte, wie er sagte, aus dem Anschauen desselben sich ein Studium gemacht, und nach den Fehlern und Mängeln desselben gesucht, wie andere nach den Schönheiten und Vorzügen.

Dann zittere ich vor dem Urtheil Euerer Majestät, sagte Pesne.

Und ich muß gestehen, daß Er ein wenig Grund dazu hat, sagte der König. Ich habe das Bild nicht angesehen mit den Augen eines Liebhabers, sondern mit denen eines Kritikers, und solche Augen sehen bekanntlich sehr scharf und haben sogar Flecken in der Sonne entdeckt. Freilich hat das die Sonne immer nicht verhindert zu leuchten und zu glänzen, und Sonne zu bleiben, wie meine Kritik Sein Bild nicht verhindern wird, ein schönes Bild zu sein, welches nur von dem Original verdunkelt wird.

Vielleicht, Sire, sagte Barbarina lächelnd, bin ich selbst einer von den Flecken in der Sonne, und so mag es kommen, daß ich verdunkele, wie Euere Majestät sagen.

Sie sehen, Signora, wie wenig ich mich darauf verstehe, galant zu sein, sagte der König lächelnd, denn selbst wenn ich es versuche, eine Galanterie zu sagen, läßt sich dieselbe ganz gut in das Gegentheil verdrehen. Erlauben Sie mir also, ohne diese Schminke und Uebertünchung ganz einfach die Wahrheit zu sagen. Diese Wahrheit ist: Sie sind schöner als Ihr Portrait, und doch bewundere ich Pesne, daß er es verstanden hat, so viel von Ihrer Schönheit wiederzugeben, wie ich den Dichter bewundere, der die Macht hat, einen im Sonnenglanz ruhenden Frühlingsmorgen zu beschreiben und zu portraitiren.

Doch ist das vielleicht weniger schwer, als der Signora Bild zu malen, sagte Pesne mit einem komischen Seufzer. Ein Frühlingsmorgen hält wenigstens still und läuft nicht davon, und wechselt nicht in jeder Minute die Stellung, den Ausdruck und die ganze Physiognomie.

Der König lachte. Wahrhaftig, sagte er, es mag schwer sein, den Schmetterling bei seinen Flügeln zu erhaschen und ihn zum Stillsitzen zu zwingen, ohne dabei den Aetherstaub seiner Flügel zu verletzen. Aber male Er jetzt weiter, Pesne, ich will mich hinter Seinen Stuhl stellen und Ihm zuschauen.

Pesne ergriff wieder die Palette und begann zu malen. Barbarina nahm wieder die anmuthsvolle, leichte, schwebende Stellung ein, in welcher der Künstler ihre liebliche Erscheinung uns aufbewahrt hat. Sie war unbeschreiblich anmuthig in dieser schwebenden Haltung, mit diesen gerundeten Armen, diesen gespitzten Fingern, welche lose und zierlich das blumenverzierte Gewand faßten und ein wenig in die Höhe hoben, daß darunter der vorwärts gestreckte, auf den Zehen ruhende rechte Fuß sichtbar ward, unbeschreiblich anmuthig mit diesem leise zur Seite geneigten Haupt, mit diesen glühenden Augen, diesem anmuthsvollen süßen Lächeln.

Jedermann würde sie bewundert, und diese Bewunderung mindestens in seinen Mienen, seinen Blicken verrathen haben. Nur das Antlitz des Königs verrieth nichts davon, es war vollkommen gleichgültig, vollkommen kalt und ruhig. Barbarina fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg, und dann auf einmal zurücktretend, ihr Herz fast erstickte. Sie fühlte, daß es ihr unmöglich sei, dieses ruhige Anschauen, diese kalte Kritik über das Portrait und das Original länger zu ertragen, und doch schwur sie sich selber, dem König diesen neuen Triumpf nicht zu bereiten, nicht zusammenzusinken, nicht ohnmächtig zu werden, und diesem kalten, stolzen Herzen nicht die Freude zu gönnen, daß sie in Zorn und gekränkter Eitelkeit aufflamme.

Aber ihr Körper war doch minder stark, als ihr Geist, und was Barbarina's Kopf nicht wollte, das that ihr Fuß. Er versagte ihr, er verlangte Ruhe, und wider ihren Willen schwankte sie und erbleichte.

Sofort war der König an ihrer Seite, und fragte mit so theilnehmender, bewegter Stimme um den Grund ihres Erbleichens, daß Barbarina ihr Herz davon erbeben fühlte in süßem Erschrecken. Er selber schob ihr den Sessel herbei und bat sie, sich zu setzen und auszuruhen, und sich zu erholen von dem ermüdenden Stehen. Sie dankte ihm mit einem süßen Lächeln, und meinte, daß es besser sein würde, wenn sie zu Hause führe, daß sie sich unfähig fühle, noch länger dem Maler zu sitzen, und sie sich daher, wenn der König es erlaube, zurückziehen wolle.

Eine Wolke flog über des Königs Stirn, und

ein düsterer, fast trauriger Blick traf Barbarina's Angesicht.

Nein, sagte er fast barsch, Sie sollen noch hier bleiben. Wir haben noch Geschäfte mit einander. Der Sweerts hat mir vorher Ihren Contract gebracht, damit ich ihn unterschriebe. Ich finde aber daran noch Einiges zu ändern, und hätte Sie deshalb heute zu mir beschieden, wenn der Zufall Sie nicht hierher geführt hätte.

Euere Majestät haben ganz über mich zu befehlen! sagte Barbarina demüthig.

Wenn es sich um Geschäfte und Contracte handelt! rief der König mit einem rauhen Lachen. Ich will also nur von Geschäften mit Ihnen sprechen. Pesne, Er sagt wohl beim Hinausgehen dem Lakayen, daß er den Baron von Sweerts zu mir bescheiden soll.

Er nickte dem Maler den Abschiedsgruß zu, und indem er dann hastig die Hand Barbarina's ergriff, führte er sie in das anstoßende Gemach, in sein Tusculum, welches vielleicht noch niemals von einem weiblichen Fuß war betreten worden, und das nur den vertrautesten und geliebtesten Freunden des Königs sich öffnete.

XXVII.

Das Geständniß.

Barbarina betrat dieses Gemach mit einem eigenthümlichen Bangen, mit zitterndem Herzen und hochathmender Brust. Sie, welche sonst immer so stolze und siegesgewisse Blicke hatte, schaute jetzt nur schüchtern und fast verlegen zu dem König empor, dessen Antlitz ihr nie so schön und zugleich so imposant erschienen war, wie in diesem Moment. Schweigend nahm sie auf dem Divan Platz, zu welchem der König sie hinführte, indem er selbst ihr gegenüber auf eines Fauteuil sich niederließ

Es ist heute das zweite Mal, sagte der König mit einem sanften Lächeln, das zweite Mal, daß ich die Ehre habe, mit Ihnen allein zu sein, Signora. Als ich Sie das erste Mal sah, schwuren Sie mir, daß Sie den König von Preußen ewig hassen würden.

Ich sagte Euerer Majestät das, weil ich Sie nicht kannte, sagte Barbarina leise.

Hätten Sie mich gekannt, so würden Sie es mir freilich verschwiegen haben, denn es ist leider unter den Menschen eine stillschweigende Verabredung, den Königen niemals die Wahrheit zu sagen. So erfuhr ich auch damals nur Ihre wahre Gesinnung gegen mich, weil Sie nicht wußten, daß es der König war, zu dem Sie sprachen. O, Signora, ich habe Ihre Worte von damals nicht vergessen! Ich weiß, daß Sie jeden Tag zu Gott beten, „nicht mehr um Ihr Glück, denn das hat dieser grausame König zerstört, sondern nur noch um Rache, um Vergeltung an diesem Mann, welcher die Herzen anderer Menschen unter seine Füße tritt, weil er selber kein Herz hat".

Euere Majestät sind sehr grausam, flüsterte Barbarina.

Grausam, weshalb? Ich wiederhole Ihre Worte, weiter nichts! Grausam, weil ich Sie nicht vergessen habe? Man vergißt nicht, was Barbarina sagt. Darin wenigstens gleicht der König jedem andern Mann.

Und darin sollte er ihm am wenigsten gleichen. Das kleine Windspiel mag sich rächen, wenn man es beleidigt, der Adler verzeiht, und schwingt sich höher in die Lüfte, so hoch, daß er das arme Menschengewürm gar nicht mehr sieht, und es vergessen kann. Euere Majestät gleicht so sehr dem Adler, warum wollten Sie nicht auch vergessen?

Weil ich nicht kann und auch nicht will. Ich erinnere Sie nur an jene Stunde, weil ich Sie heute um eine ähnliche bitten möchte, weil ich wieder einmal von diesen stolzen Lippen die Wahrheit, dieses seltene Manna der Könige empfangen möchte. Barbarina, wollen Sie mir einmal wieder die Wahrheit sagen?

Wollen Euere Majestät mir [illegible]nn die Gnade erzeigen, jenes erste Gespräch zu vergessen?

Nicht mehr Sie daran zu erinnern, das verspreche ich.

Ich danke Euerer Majestät. Ich werde Ihnen die Wahrheit sagen.

Sie schwören mir das?

Ich schwöre es!

Nun denn! Warum haben Sie sich selber am Fuß verwundet?

Barbarina zuckte zusammen und hatte nicht den Muth, den flammenden durchbohrenden Blick des Königs auszuhalten. Sie senkte das Auge zu Boden und schwieg.

Die Wahrheit! rief der König gebieterisch.

Die Wahrheit! wiederholte Barbarina entschlossen, und sie hob das Auge, welches jetzt flammte und glühte, wieder zum König empor. Ja, ich will Ihnen die Wahrheit sagen. Ich habe mich am Fuß verwundet, weil ich —

Weil Sie, unterbrach sie der König heftig, weil Sie vor mir nicht tanzen wollten, weil Sie wußten, daß es für den armen, mattgehetzten, einsamen, gelangweilten König ein Glück, eine Lebensfreude gewesen wäre, Sie tanzen zu sehen. Weil Sie sehr gut fühlten, daß Ihre Erscheinung für ihn das ist, was dem lebendig Eingesargten der erste Strahl der Sonne ist, der ihn trifft, wenn sich das Grab ihm wieder geöffnet hat. Weil Sie ihn so sehr haßten, daß Sie ihm auch diesen Einen Genuß nicht gönnen wollten, nicht einmal an dem Abend gönnen wollten, an welchem der König von einer beschwerlichen und gefahrvollen Reise hierher zurückkam, und ins Theater eilte, um Sie, Barbarina, um Sie, ganz allein nur Sie zu sehen. Aber Ihr grausames und kaltes Herz war ohne Mitleid, ohne Sympathie. Sie wollten nichts, als Ihren Stolz befriedigen, und Ihrem Stolz that es wohl, einen König, einen Mann, dessen Machtspruch Tausende erzittern macht, zu beleidigen und zu kränken. Sie fingirten also eine Ohnmacht, Sie unterbrachen sich mitten in Ihrem Lächeln, Ihrer bezaubernden Heiterkeit, Ihrem übermüthigen Libellenflug, um mit der ganzen Kunst einer Schauspielerin eine plötzliche Erkrankung zu heucheln, nur, um nicht weiter zu tanzen, nur, um den König zu kränken. Barbarina, das war ein kleinliches, ein jammervolles Kunststück, welches Sie billig den Theaterprinzessinnen und den Kammerkätzchen überlassen sollten. Für diese ist solch Nürnberger Spielzeug gut genug, eine Barbarina sollte sich nicht mit solchem Flitter behängen, und nicht aus kleinlicher Rachsucht zu einer jammervollen Lüge ihre Zuflucht nehmen. Und wie raffinirt sind Sie in ihrer Bosheit, wie unermüdlich in Ihrem Haß! Nicht zufrieden damit, daß Sie an jenem ersten [redacted] eine Ohnmacht fingirten, haben Sie sich am andern Tage selber verwundet, und in Ihrer blutdürstigen Wuth gegen mich, haben Sie sogar gegen sich selber gefrevelt. Eine Ohnmacht, das wußten Sie wohl, muß doch vorüber gehen, aber ein verletzter Fuß, das bleibt, das dauert vielleicht so lange, als der König hier ist, um sich ein wenig zu erholen von den Sorgen, den Gefahren und Anstrengungen seines Kriegerlebens, und erst, wenn Er wieder abgereist ist, wird der Fuß genesen. Ah, Signora, Sie sind eine ächte Tochter Ihres Landes, Sie verstehen sich auf die Rache und den Haß, und Sie sind unersättlich darin. Nun denn, ich will Ihnen eine Freude machen, ich will Ihr Herz mit Entzücken erfüllen. Sie haben geschworen, mich zu hassen, Sie beten zu Gott, daß er Ihnen Rache gewähren möge an dem König von Preußen, welcher die Herzen unter seine Füße tritt, weil er selber kein Herz hat. Nun denn, triumphiren Sie, Signora, Sie sind gerächt! Der König hat ein Herz, und Sie haben diesem Herzen wehe gethan!

Und ganz überwältigt, ganz übermannt von seiner innern Aufregung, sprang der König von seinem Sitz empor und trat ans Fenster, vielleicht um die Signora sein erregtes Antlitz nicht sehen zu lassen, vielleicht um seine glühend heiße Stirn an den Scheiben zu kühlen.

Plötzlich fühlte er seine Schulter leise berührt; hastig wandte er sich um. Barbarina war es, welche ihm gegenüber stand, so stolz, so groß, so königlich und schön, wie der König sie nie zuvor gesehen. Eine energievolle Gluth sprach aus ihren Zügen, ein stolzer Entschluß flammte aus ihren großen glühenden Augen.

Sire, sagte sie mit ihrer vollen, sonoren Stimme, welche indeß ein wenig zitterte von den innern Stürmen, die sie unter den Schleiern äußerer Ruhe verbarg, Sire, ich habe Ihnen geschworen, Ihnen in dieser Stunde die Wahrheit zu sagen, ich werde meinen Schwur erfüllen. Ich werde Ihnen die Wahrheit sagen! Mögen Sie mich nachher verachten! Immerhin! Ich werde an Ihrer Verachtung sterben, wie man an einem schnell tödtenden Gifte stirbt, aber es ist besser zu sterben, als so zu leben. Ich will nicht, daß Sie mich für so kleinlich und erbärmlich halten, wie Sie es thun, merken Sie wohl, ich *will* es nicht! Sie haben mich der Lüge beschuldigt! Ich schleudere diese Lüge von mir, wie man das ekle Gewürm fortschleudert, dessen Berührung uns anwidert. Sire, Sie sollen die Wahrheit wissen, und träfe sie mein Haupt wie ein Blitzstrahl und schleudere mich todt zu Ihren Füßen nieder. O, thäte sie es, ich würde sie segnen und im Sterben würde ich mich selig preisen. Die Wahrheit, Sire, die Wahrheit! Hören Sie! Es ist wahr, ich habe Sie gehaßt, denn Sie hatten meinen Stolz

gebeugt, und die bewunderte Königin der ganzen Welt in eine arme, gemiethete, bezahlte Tänzerin verwandelt, welche man mit Gensd'armen und mit der Polizei zwingt, einen Contract einzuhalten und ihren Willen ihrer Pflicht zu opfern. Es ist wahr, ich habe Sie verwünscht, denn Sie haben mich gewaltsam von einem Manne getrennt, welchen ich liebte, der mich liebte und mir eine glänzende, reiche

und ruhmvolle Zukunft zu bieten hatte. Es ist wahr, ich habe zu Gott gebetet um Rache, um Vergeltung! Aber Gott hat meine Gebete nicht erhört, Gott verdammte mich um dieses Verbrechens willen, und richtete die Spitze dieses Dolches, den ich nach Ihnen zücken wollte, gegen meine eigene Brust. Ja, Sire, meine eigene Brust habe ich zerfleischt mit diesem Haß, den ich Ihnen geschworen, und an den ich mich anklammerte, wie der Gescheiterte sich an dem letzten Balken seines zerschellten Schiffes hält, um nicht unterzusinken. Aber ich, ich sank unter. Ein Tag kam, wo die Gebete des Zorns auf meinen Lippen sich wider meinen Willen in Gebete des Segens verwandelten, wo ich mit Entsetzen und Grauen mir sagte, daß vom Haß bis zur Liebe oft nur ein Schritt ist, ein Schritt, welcher indeß über einen Abgrund dahingeht! Ich will Ihnen nicht sagen, Sire, was ich gelitten, wie ich gekämpft und gerungen, wie ich mich selber verwünscht, mich selber gehaßt habe, weil ich Sie nicht mehr verwünschen und nicht mehr hassen konnte. Eines Tages, als Sie nach Schlesien abreisten, sagten Sie zu mir: „ich denke immer an

Sie!" O, Sire, Sie wußten nicht, welch ein berauschendes Gift Sie da in mein Ohr träufelten, welch einen Zauber Sie damit über mein ganzes Leben ausbreiteten! Ich ging unter diesen Worten hin, wie unter einem goldenen Baldachin, freudetrunken, selig, götterstolz. Ich las diese Worte nicht blos in meinem Herzen, ich las sie auf jeder Blume und auf jedem Blatt, ich las sie dort oben am Himmel mit Sonnenglanz und Sternenfunkeln hingeschrieben. Ich träumte von ihnen, wie man von Feenpaläſten und ſingenden Sternen träumt, und in jedem Vogelgesang und in jedem Triumphgeschrei, mit welchem die Menge mir zujauchzte, hörte ich nichts als diese himmlischen Worte: „ich denke immer an Sie". Ich lebte von ihnen, während Sie fort waren, ich schrieb sie mit meinen Blicken auf jenen leeren Sessel, der mir im Theater gegenüber stand, und dahin schaute ich, und ihnen zu Liebe tanzte ich! Aber plötzlich fand ich auf diesem Sessel nicht mehr blos meine goldenen Sternenworte, Sire, ich fand da zwei andere Sterne, zwei große wundervolle Augensterne, deren Glanz meine Sinne verwirrte, weil ich nicht vorbereitet war. Nein, Sire, es war keine elende Theaterkomödie, kein erlerntes Kunststück. Ich sank ohnmächtig zusammen, als ich Sie sah, es war eine wirkliche Ohnmacht, und von jener Stunde an weiß ich, daß man nicht stirbt vor Freude und Entzücken, daß man nur ohnmächtig wird. Ich weinte die ganze Nacht, Sire, Gott weiß, ob vor Entzücken oder vor Scham. Am andern Tage, ja, da habe ich eine Lüge begangen. Ich stieß mein Stilet in meinen Fuß, um die Welt zu hintergehen, weil ich nicht wollte, daß die Menschen wüßten, was nur Gott wissen sollte, daß Barbarina in Ohnmacht gefallen, weil sie den König sah und weil sie fühlte, daß sie ihn nicht mehr haßte, sondern ihn anbetete! — Jetzt, Sire, wissen Sie die Wahrheit! Leben Sie wohl!

Sie stürzte der Thüre zu, aber der König eilte ihr nach, er riß ihre Hand von der Thür fort, er zog sie zurück, ungestüm, sprachlos, aber mit leuchtenden Augen, freudestrahlend.

Sie werden bleiben, sagte er, ich befehle es Ihnen, Ich, nicht der König, sondern ich, —

Er neigte seine Lippen an ihr Ohr und flüsterte ganz leise zwei Worte, welche Barbarina's Wangen mit einer leuchtenden Purpurgluth überhauchten.

In diesem Augenblick klopfte es außen an die Thür, die Portière ward langsam zurückgeschlagen und das bleiche kranke Gesicht Fredersdorf's schaute herein.

Sire, sagte er, Euere Majestät haben befohlen, den Baron von Sweerts rufen zu lassen. Er ist hier und wartet auf Seiner Majestät Befehle.

Er mag kommen, sagte der König, und als Fredersdorf hinausgegangen war, fügte er mit einem lächelnden Blick auf Barbarina hinzu: ich denke, er kommt gerade zu rechter Zeit. Wir müssen unsern Contract unterzeichnen. Der Sweerts mag als Priester dabei fungiren.

Dann ging er dem eintretenden Intendanten entgegen und forderte ihn auf, sogleich den Contract der Signora Barbarina herbeizuholen.

Er nahm ihn aus den Händen des Intendanten und überlas ihn noch einmal. Es ist gut so, sagte er, nur einige Kleinigkeiten sind noch daran zu ändern.

Er trat zu seinem Schreibtisch, und sich auf den Lehnstuhl vor demselben niederlassend, schrieb er mit hastiger Hand einige Worte in den Contract.

Signora, sagte er dann, sich rückwärts wendend, beliebt es Ihnen einen Augenblick hierher zu kommen?

Barbarina, seltsam befangen und errötheud, näherte sich dem König. Im Hintergrunde des Zimmers sah man den Baron von Sweerts, der mit einem pfiffigen Lächeln nach dem König und der Barbarina hinüberschauete. Neben ihm stand Fredersdorf, dessen bleiches, schwermüthiges Gesicht sich von der dunkelrothen Sammetportière hinter ihm wie aus einem Rahmen emporhob.

Lesen Sie, sagte der König zur Barbarina, indem er mit seinem schlanken, weißen Zeigefinger auf die Worte hindeutete, welche er eben geschrieben.

Barbarina, hinter dem sitzenden König stehend, neigte sich vorwärts über seine Schulter. Ihr Athem berührte seine Wange, sein feines duftiges Haar streifte ihre Stirn, so nahe waren sie nebeneinander.

Haben Sie gelesen? flüsterte der König.

Ja, Sire, hauchte sie ganz leise. Aber als jetzt der König, sein Haupt ein wenig mehr seitwärts wendend, seine flammenden Blicke auf sie heftete, schlug Barbarina ganz schamvoll und verwirrt das Auge nieder.

Wollen Sie unterzeichnen? fragte er leise.

Ich will es! sagte sie kaum hörbar.

Sie wollen sich verpflichten, die nächsten drei Jahre hier zu bleiben, und in diesen drei Jahren sich nicht zu vermählen? *)

Ich will es, Sire!

Nehmen Sie also die Feder und unterzeichnen Sie unsern Contract. Sweerts, kommen Sie hier-

*) Der Contract der Barbarina sicherte ihr auf drei Jahre einen Gehalt von siebentausend Thalern mit fünf Monaten Urlaub im Jahr, doch mußte sie sich contractlich verpflichten, in diesen drei Jahren sich nicht zu verheirathen. Siehe Schneider, Geschichte des Berliner Opernhauses. S. 27.

her und unterzeichnen Sie, und Du, Fredersdorf, halte Deine Siegel bereit. Der Contract ist fertig!

Ein trauriger Contract, wirst Du sagen, fuhr der König lächelnd fort, indem er sich an Fredersdorf wandte. Ein trauriger Contract, welcher die Signora ebenso mißhandelt, wie der König es mit mir thut. Der König ist ein wahrer Ehehasser, nicht wahr? Nein, nein, Fredersdorf, ich will Dir den Beweis geben, daß Du Dich irrst. Man hat mir gesagt, daß der Grund Deiner jetzigen Krankheit darin beruht, daß ich Dir nicht erlauben wollte, Dich zu vermählen. Nun denn, Fredersdorf, ich will heute nicht hartherzig sein. Ist doch meiner Ehescheu heute schon ein unschuldiges Opfer gefallen, hat doch die schöne Signora Barbarina meinem Wunsche nachgeben und sich verpflichten müssen, unvermählt zu bleiben. Um ihretwillen, Freund, begnadige ich Dich! Gehe hin und nimm Dir das Weib, welches Du liebst, und wenn der Priester Euch zusammen gethan, sollst Du mit Deiner Frau eine kleine Lustreise nach Paris machen, auf meine Kosten, versteht sich! **)

*) Fredersdorf, nachdem er endlich vom König die Erlaubniß zu seiner Verheirathung mit der Tochter des reichen Banquier Daun erhalten, vermählte sich mit ihr und machte eine Reise nach Frankreich, von der er aber düsterer und schwermüthiger, als je zuvor zurückkehrte. Seine Leidenschaft, Gold zu machen, steigerte sich immer mehr. In Potsdam baute er sich zu diesem Zweck ein großes Laboratorium, ebenso in Berlin in seinem Hause in der großen Friedrichstraße Nr. 210. Seine Gehülfin und Gefährtin bei diesen chemischen Versuchen war indessen nicht seine Frau, sondern eine damals sehr bekannte Wahrsagerin, Namens Düsterhaupt. Fredersdorf starb im Jahre 1758. Siehe Rödenbeck, Tagebuch. S. 37.

Fredersdorf neigte sich über die dargereichte Hand des Königs und bedeckte sie mit seinen Thränen und mit seinen Küssen.

Barbarina's Augen ruhten mit einem Ausdruck seligen Entzückens auf dem schönen, strahlenden Antlitz des Königs.

Sie hatte ihn sehr wohl verstanden, sie wußte, daß der König heute Alle, die ihn umgaben, glücklich zu machen wünschte, weil er selber sich glücklich fühlte.

XXVIII.

Der Verräther.

Herr Baron von Pöllnitz fühlte sich heute sehr unbehaglich. Seit drei Tagen sann er vergeblich, dieser Unbehaglichkeit ein Ende zu machen, und seit drei Tagen wollte ihm durchaus kein Mittel dazu einfallen. Herr von Pöllnitz befand sich in jenem antediluvianischen Zustande, in dem selbst Adam nur so lange sich befand, als er im Paradiese verweilte. Er hatte wie Adam, kein Geld. Aber das war durchaus kein paradiesischer Zustand, sondern ein sehr unseliger, der sogar das Herz des unerschütterlichen und tapfern Barons mit einigem Entsetzen und Bangen erfüllte. Was sollte aus ihm werden, wenn der König sich dies Mal nicht über ihn erbarmte, nicht Mitleid hatte mit seiner Noth, welche er ihm in einem sehr beweglichen und schönen Briefe geschildert hatte, auf den er vergeblich seit diesem Morgen die Antwort erwartete.

Was sollte er beginnen, wenn der König hartherzig und grausam blieb? Aber nein, das war ja unmöglich, der König konnte soweit nicht gehen, es war eine Art heiliger Pflicht für ihn, sich des langjährigen, treuen Dieners seines Hauses, welcher schon dem dritten Könige Preußens diente, zu erbarmen. Pöllnitz gehörte gewissermaßen zur königlichen Familie, er war ein übernommenes Inventarium, und das darf man nicht geringschätzen, nicht bei Seite werfen.

Er hatte alle seine Mittel erschöpft, er hatte geborgt bei Juden und Christen, er hatte mit schönen Redensarten und erheiternden Erzählungen aus den sonst unbezwingbaren Taschen reicher Spießbürger

sogar Geld hervorgelockt, alle seine Freunde hatten uneingelöste Geldscheine von ihm aufzuweisen, sein eigener Bedienter sogar hatte sich bethören lassen, und die Ersparnisse langer Jahre seinem Herrn geopfert. Er, wie gesagt, hatte Jahre lang daran gespart, und doch war die Summe kaum groß genug gewesen, daß Pöllnitz davon eine Woche lang den noblen Cavalier, den reichen, verschwenderischen, großmüthigen Herrn spielen konnte.

Mein Gott, welche Opfer hatte er nicht schon seiner Geldnoth gebracht, welche Demüthigungen hatte er nicht um ihretwillen schon erleiden müssen, und alles vergeblich! Vergeblich, daß er drei Mal schon seine Religion gewechselt hatte, daß er sich so weit herabgelassen, eine Kaufmannstochter, ja sogar eine reiche Schneiderstochter heirathen zu wollen. Alles war ihm fehlgeschlagen, und sogar die Schneiderstochter, sogar Anna Prickerin hatte ihn verschmäht.

Und doch hätte Alles noch gut gehen können, sagte er, indem er jetzt eben sein Leben überdachte, ja Alles hätte noch gut werden können, wenn der König nicht diesen formidablen Einfall gehabt hätte, das Verbot, mir Geld zu leihen, austrommeln zu lassen. Es hat mir sehr geschadet und mir fürchterliche Mühe und Quälerei verursacht. Es war eine raffinirte Grausamkeit, für die ich eines Tages Vergeltung üben werde, wenn der König sie nicht wieder gut macht. Ha! Da kommt eine königliche Ordonnanz dahergesprengt. Sie hält vor meiner Thür. Gott sei Dank! Der König antwortet mir, das heißt, der König schickt mir Geld!

Er war kaum im Stande seine Würde so weit zu bewahren, daß er nicht selbst hinauslief, dem Boten des Königs entgegen, und nur der Gedanke hielt ihn zurück, daß er nothwendig alsdann ein anständiges Douceur zahlen müsse, welches er indessen lieber sich selber gegeben haben würde.

Endlich kam der Diener und übergab ihm einen Brief. Ich hoffe, sagte Herr von Pöllnitz würdevoll, ich hoffe, Du hast dem Boten des Königs eine anständige Belohnung gegeben?

Nein, Herr Baron, ich habe ihm nichts gegeben.

Nichts? schrie Herr von Pöllnitz. Und das wagt dieser Mensch mir ins Gesicht zu sagen, und er fürchtet nicht, daß ich ihn sofort aus meinem Dienst entlasse! O, es ist eine Schmach sonder Gleichen. Ich, ein Reichsbaron, der Ober-Ceremonienmeister des Königs, lasse einen seiner Boten, welcher mir einen Brief bringt, unbelohnt aus meinem Hause gehen. Esel, wenn Du kein Geld hattest, warum kamst Du alsdann nicht zu mir, warum ließest Du Dir nicht von mir einen Ducaten geben?

Wenn mir Euere Gnaden einen Dukaten geben wollen, so will ich dem Boten nachlaufen, ich weiß ihn zu finden, denn er ist hier geradeüber zu dem General Rothenburg gegangen.

Mache, daß Du hinauskommst, Tölpel, und verschone mich mit Deinen Dummheiten, schrie Herr von Pöllnitz, indem er die Hand erhob und ganz bereit war, sie auf den Rücken seines demüthigen Dieners niederfallen zu lassen. Dieser entfloh eilig aus dem Gemach und Herr von Pöllnitz war nun wieder allein mit seinen Zukunftsträumen.

Er erbrach hastig das Siegel des königlichen Briefes und schlug ihn auseinander. Nicht vom König selbst, sondern nur von Fredersdorf, murmelte er unwillig und begann zu lesen. Aber während des Lesens verfinsterte sich seine Stirn immer mehr und seine Lippen murmelten Worte der Verwünschung und des Zorns.

Abgeschlagen! rief er, als er zu Ende gelesen und das zusammengeballte Papier ingrimmig zu Boden schleuderte. Abgeschlagen! Der König hat kein Geld für mich! Der König gebraucht all sein Geld für den Krieg, der eben wieder ausbricht, und wenn ich mich davon überzeugen will, soll ich heute Abend um elf Uhr mich am mittleren Portal des Schlosses einfinden. Da soll ich sehen, daß der König kein Geld hat. Seltsame Zumuthung! Ich würde lieber hingehen, um zu sehen, daß er Geld hat, denn wenn er das hat, so giebt es zuletzt immer noch ein Mittel, etwas davon zu bekommen. Indeß werde ich jedenfalls hingehen. Ein seltsames Rendezvous, in der That. Ein nächtliches Rendezvous zwischen einem banquerotten Reichsbaron und einer leeren Börse! Man könnte eine Tragödie daraus machen. — Aber wenn der König kein Geld hat, so muß ich sehen, es anderswo zu bekommen. Ich will also noch einen letzten Versuch machen. Gehen wir zu Trenck.

Und der würdige Reichsbaron machte seine Toilette und begab sich in die Wohnung des Lieutenant von Trenck. Der junge Officier hatte seit einigen Wochen eine sehr glänzende Wohnung bezogen, er hatte seinen Empfangssaal, in welchem sich die kostbarsten Meubles und einige seltene Kunstwerke befanden, er hatte sein Vorzimmer, in dem zwei reichgallonirte Diener seiner Befehle harrten, und seinen Pferdestall, wo zwei Reitknechte für die vier herrlichen Pferde von ächt arabischer Race zu sorgen hatten.

Woher kam dem Herrn von Trenck dieser ungewöhnliche Reichthum? Woher nahm er die Mittel, um diesen, für einen jungen Officier wenigstens sehr auffallenden Luxus zu treiben? Niemand wußte das. Es war eine offene Frage, welche die Kameraden des jungen Officiers außerordentlich beschäftigte und ihnen vielerlei zu denken gab. Doch begnügten sie sich nicht immer mit dem Denken, sondern faßten

auch zuweilen ihre Gedanken in Worte. Einige davon waren auch zu Trenck's Ohren gelangt, und sie mußten demselben sehr beleidigend erschienen sein, denn er hatte Demjenigen, welcher sie gesprochen, darauf im Duell mit einem Säbelhieb geantwortet, welcher seinem zerfetzten Mund für lange Zeit das Sprechen unmöglich machte.*)

Pöllnitz ward von Friedrich von Trenck, welcher eben dabei war, sein Diner, und diesmal ausnahmsweise allein einzunehmen, auf das Herzlichste empfangen und nahm bereitwillig an der Tafel Platz.

Ich komme eigentlich nicht, um mit Ihnen zu essen, sondern um mich über Sie zu beklagen, sagte Pöllnitz, indem er mit äußerster Gewandtheit ein Rebhuhn tranchirte, und zwar so, daß das beste Stück auf seinen Teller fiel.

Sie wollen sich über mich beklagen? wiederholte Trenck, ein wenig verlegen. Habe ich Ihnen denn dazu Veranlassung gegeben, theuerster Freund?

Allerdings haben Sie das gethan, eben weil ich Ihr theuerster Freund bin. Mit einem Wort: warum haben Sie mir Ihr Vertrauen entzogen? Warum begleite ich Sie nicht mehr auf Ihren höchst romantischen, mondscheinstrahlenden Tugendfahrten? Warum liege ich nicht mehr als zähnefletschender Tugendwächter vor der Balconthür, wenn Sie mit Ihrer Dame Mond und Sterne zu Zeugen Ihrer Liebe anrufen? Warum bin ich abgesetzt?

Darauf habe ich nur zu antworten, daß ich selbst nicht mehr auf den Balcon komme.

Das heißt?

Das heißt, daß meine Sterne erloschen und meine Sonne untergegangen ist, daß es mir gleich Ihnen ergangen ist, und daß ich abgesetzt bin.

Pöllnitz sah seinem jungen Freund mit einem so scharfen, listigen Blick ins Gesicht, daß dieser befangen das Auge senkte. Dann brach er in ein lautes Lachen aus. Lieber Trenck, sagte er, die Lüge nimmt sich auf Ihrem hübschen Gesicht wie ein Stockfleck auf der glänzenden Fläche eines Apfels aus. Sie sind noch viel zu jung um sich auf die Lüge zu verstehen, und ich bin viel zu alt, um mich belügen zu lassen! Oder wie? Wollen Sie mich etwa glauben machen, dieser Luxus, welcher Sie umgiebt, werde von Ihrer Lieutenantsgage bezahlt?

Sie vergessen, daß mein Vater mir das Gut Groß Scharlach hinterlassen hat und daß ich es für achthundert Thaler jährlicher Rente verpachtet habe.

Ich bin ein zu guter Rechenmeister, um nicht zu wissen, daß das kaum für Ihre Pferde und Ihre Dienerschaft ausreicht.

Nun denn, Sie mögen Recht haben. Für das Uebrige sorgt mein allzugütiger Herr, der König. Er hat mir im Laufe dieses Jahres dreihundert Friedrichsd'or geschenkt.*) — Ich denke, Sie kennen nun die Quelle meines Aufwandes und werden mir nicht mehr die Beleidigung zufügen, zu glauben, —

Daß Ihre Liebe gar nichts mit den irdischen Dingen zu schaffen hat, nein, das glaube ich Ihnen nicht, diese Beleidigung füge ich Ihnen nicht zu, ebenso wenig als die andere, zu glauben, daß man Sie aufgegeben hat. Ah, lieber Freund, ich allein habe mich also zu beklagen, denn ich allein bin aufgegeben, und warum bin ich das? War ich nicht discret, dienstbereit und jederzeit willig?

Gewiß waren Sie das? Aber ich wiederhole Ihnen nur, es ist alles zu Ende. Der schöne Traum ist ausgeträumt.

Sie sprechen im Ernst?

Im vollsten Ernst.

Nun denn, so will auch ich ernsthaft sprechen. So will ich Ihnen erzählen, was Sie nicht zu wissen scheinen. Ein Gärtnerbursche, welcher ungewöhnlich früh aufgestanden war, um einige seltene Blumen, die im Garten zu Montbijou stehen, vor der Morgenkälte zu schützen und mit Matten zu belegen, hat die beiden Gestalten auf dem Balcon bemerkt und ihr leises Geflüster gehört. Er hat seine Entdeckung dem Obergärtner, und dieser dem Haushofmeister der Königin Mutter mitgetheilt. Man beschloß, den Balcon zur Nachtzeit genau zu bewachen. Die tugendhafte und argwöhnische Königin vermuthete, daß die Hofdame Fräulein von der Marwitz den Balcon zu einem Rendezvous benutze, und war schon fest entschlossen, die Dame sofort, wenn sie Beweise habe, zu entlassen. Zum Glück theilte sie ihren Verdacht der Prinzessin Amalie mit, und Sie begreifen, daß der Balcon nun in jeder Nacht verödet und einsam blieb.

Ich begreife das!

Sie begreifen ferner, daß man dies Ereigniß als einen Wink des Schicksals betrachtete und sich sorgsamer vor Entdeckung hüten wollte. Man stellte daher nicht blos die Balconfahrten ein, sondern man beschloß auch, den Vertrauten und Freund, der bis dahin die Liebesbriefe hin- und hergetragen, und die Rendezvous vermittelt hatte, außer Thätigkeit zu setzen und diesen lästigen Mitwisser zu entfernen.

Man ging noch weiter, unterbrach ihn Friedrich von Trenck mit tiefem Ernst. Man war allerdings durch diesen Wink des Schicksals gewarnt, und das Gefährliche eines Verhältnisses einsehend, welches niemals vom Glück gekrönt worden, niemals anders als unter dem Schatten der Verschwiegenheit existiren

*) Friedrich von Trenck's Lebensgeschichte. I, 42.

*) Friedrich von Trenck's Lebensgeschichte. I, 63.

konnte, beschloß man, obwohl mit blutendem Herzen und mit Thränen in den Augen, zu entsagen und sein Glück aufzugeben, um nicht eines Tages vielleicht die Ehre und die Freiheit aufgeben zu müssen. Man trennte sich also für immer und sagte sich ein ewiges Lebewohl!

Das heißt, man wollte das den Vertrauten und Vermittler glauben machen, um sich sicher zu stellen, um eines Tages vielleicht einen Zeugen zu haben, welcher, wenn Verdacht geschöpft würde und Argwohn entstände, erwidern könnte: „das Verhältniß ist längst zu Ende, längst aufgegeben. Ich muß das wissen, denn ich war der Vertraute desselben." — Aber bei dieser schlauen Erfindung haben Sie nur das vergessen, daß Pöllnitz nicht der Mann ist, sich von solchen Vorspiegelungen täuschen zu lassen, daß Pöllnitz viel zu viel Erfahrungen gesammelt, viel zu lange die Herzen der Menschen, und besonders der Frauen studirt hat, um von solchem Märchen sich bethören zu lassen. Eine Frau, welche noch bei ihrer ersten Liebe steht und an die heilige Macht derselben glaubt, bildet sich alles Ernstes ein, daß die Liebe wohl im Stande sei, Wunder zu thun und alle Schwierigkeiten und Hindernisse zu besiegen. Sie giebt daher diese Liebe nicht auf, nicht einmal, wenn sie eine gewöhnliche Frau ist, und wie viel mehr also, wenn sie eine Fürstin ist. Auch Prinzessin Amalie hat ihre Liebe nicht aufgegeben, sie hängt vielmehr an derselben mit einer schwärmerischen Treue, die mich, das gestehe ich Ihnen, erschrecken und beängstigen würde, wenn ich die Ehre hätte, ihr Liebhaber zu sein. Nein, Prinzessin Amalie ist jetzt in diesem Paroxismus der jungfräulichen Liebe, wo man lieber sterben, als seiner Liebe entsagen würde. Auch ist sie phantastisch genug, an die Möglichkeit einer einstigen legitimen Verbindung zu glauben. Armes Ding, welches die Welt nach ihren Wünschen modeln möchte und mit Dolchspitzen wie mit Haarnadeln umgeht. Da Prinzessin Amalie also es hat aufgeben müssen, Sie auf dem Balcon zu sprechen, so hat sie wohl auf ein anderes Mittel sinnen müssen ihrem Herzen genug zu thun. Das Mittel war einfach und leicht zu finden. Man machte die Hofdame zur Vertrauten, man ließ sie schwören, das Geheimniß treu und unverbrüchlich zu bewahren, und dann verabredete man mit ihr einen Plan, der wirklich ziemlich schlau genannt werden darf. Der Herr Lieutenant von Trenck mußte für den Courmacher des Fräulein von der Marwitz gelten, er mußte bei den Hofgesellschaften sich als den zärtlichen, seufzenden und schmachtenden Liebhaber der Hofdame geriren, er mußte endlich die Courmacherei in eine ernsthafte Bewerbung umwandeln und dadurch die Erlaubniß erlangen, dem Fräulein von der Marwitz in ihren Zimmern aufwarten zu dürfen. Das thut er jetzt sehr häufig, und die gute Stadt Berlin und der ganze närrische, kurzsichtige Hof läßt sich davon bethören und nennt Friedrich von Trenck den glücklichen Bräutigam des Fräulein von der Marwitz, und Niemand ahnt, daß, wenn Trenck bei der Hofdame ist, allemal auch die Prinzessin Amalie sich dort befindet und mit Fräulein von der Marwitz die Rollen wechselt. — Nun, haben Sie den Muth, das Alles abzuleugnen, mein junger, vielgeliebter Freund?

Ich sehe wohl, daß es vergeblich wäre, sagte Trenck seufzend. Sie wissen Alles. Aber wenn Sie wirklich einige Freundschaft für mich empfinden, werden Sie mir sagen, wer uns an Sie verrathen hat?

Pölluitz lachte laut auf. Sie selbst haben das gethan, mein Freund, oder, wenn Sie das lieber wollen, meine Weltklugheit und Schlauheit hat es gethan. Mein junger, unschuldiger Freund, einen Mann wie Pöllnitz täuscht man nicht so leicht, dessen Augen sind scharf genug, um diese Schleier einer allerliebsten kleinen Intrigue zu durchschauen und ihr auf den Grund zu sehen. Ich kannte Prinzessin Amalie, ich kannte Sie hinlänglich, um zu wissen, daß Sie Ihrer Liebe nicht so schnell und ohne allen Kampf entsagen würden, und nachdem ich beim letzten Hoffest gesehen, mit welchem gelangweilten Gesicht Sie hinter dem Stuhl der Marwitz standen und mit welcher lächelnden Ruhe die Prinzessin zu diesem vermeintlichen couple amoureux hinüberblickte, sehen Sie, da wußte und verstand ich Alles!

Nun denn, da Sie Alles wissen, rief Friedrich von Trenck, so will ich es auch nicht mehr versuchen, Sie zu täuschen. Ja, gelobt sei Gott, Prinzessin Amalie liebt mich noch; sie ist es, welche ich in den Zimmern der Hofdame finde, an sie sind die Briefe gerichtet, die mein Diener jeden Morgen dem Fräulein von der Marwitz bringt, von ihr sind die Briefe, die er mir zurückbringt. O, Gott sei gelobt, Amalie liebt mich noch, und eines Tages wird sie mir vor der Welt angehören, wie sie es jetzt vor Gott thut, eines Tages —

Halt, halt, unterbrach ihn Pöllnitz, Sie haben da eine Phrase gebraucht, die Sie mir näher erklären müssen, bevor Sie in Ihrem Dithyrambenflug fortfahren. Sie haben gesagt, Prinzessin Amalie gehöre Ihnen vor Gott an, was heißt das?

Was das heißt? fragte Friedrich von Trenck ganz erstaunt. Das heißt, daß Gott, welcher in unsere Herzen schaut, die Ewigkeit und Unermeßlichkeit unserer Liebe kennt, das heißt, daß wir unter Gottes Himmel und seinen heiligen Namen anrufend, geschworen haben, niemals unsern Schwur ewiger

Liebe, ewiger Treue zu vergessen, niemals eine andere Verbindung zu schließen.

Ah, weiter heißt das nichts? fragte Pöllnitz gedehnt. Sagen Sie mir, sind Sie wirklich niemals allein mit der Prinzessin?

Nein, niemals! Ich habe ihr mein Ehrenwort geben müssen, dies nie verlangen zu wollen und ich werde Wort halten. Und was wollen Sie, die gute Marwitz stört uns nicht, sie setzt sich immer so entfernt von uns als möglich, sie giebt sich den Anschein, uns gar nicht zu sehen, und wir sprechen Beide so leise, daß sie uns nicht verstehen kann.

Ah, die Marwitz stört Sie nicht! rief Pöllnitz mit einem cynischen Lachen. O sancta simplicitas, sie stört ihn nicht! Und das ist ein Officier von der Leibgarde! Die Welt geht entweder zu Grunde oder sie wird unschuldig und rein, wie das Paradies. Es ist Zeit, daß ich sterbe, denn ich verstehe die Welt nicht mehr.

Und ich verstehe Sie nicht, oder ich *will* sie nicht verstehen, sagte Trenck ernst. Sie lachen über mich und nennen mich einen thörichten Knaben, immerhin, ich erlaube es Ihnen, denn ich weiß wohl, daß wir Beide uns in dieser Sache nie verstehen können. Sie werden niemals begreifen, welche Kraft, welche Entsagung, welche Leidenschaft und Energie erforderlich ist, um sich selber einer so reinen, keuschen und erhabenen Liebe würdig zu zeigen, wie sie mir Amalie geweiht hat, Sie werden niemals begreifen, wie oft in mir der böse Trieb mit dem edlen Willen kämpft und ringt, wie oft ich mit Thränen der Wuth und des Schmerzes zugleich zu *Gott* bete, um nicht dem *Teufel* zu verfallen. Aber ich habe mir geschworen, diese Liebe rein und fleckenlos als ein leuchtendes Banner meinem ganzen Leben voranzutragen, ich werde meinen Schwur erfüllen und müßte ich daran sterben! Sprechen wir nicht weiter davon. Jetzt aber, mein Freund, jetzt sagen Sie mir, wozu alle diese Auseinandersetzungen, diese Erörterungen führen sollen und was Sie mit denselben bezwecken?

Nichts weiter, Freund, als Sie zu warnen und Sie immerhin ein wenig zur Behutsamkeit zu ermahnen, denn ich glaube, daß nicht Alle sich von Ihrem Spiel mit der Marwitz täuschen lassen; der König, welcher nichts zu sehen scheint, sieht doch Alles, er hat überall seine Spione und weiß Alles, was in seiner Familie geschieht. Nehmen Sie sich also in Acht, sage ich Ihnen, und seien Sie immer auf Ihrer Huth.

Ich werde es thun und danke Ihnen für Ihre Warnung, Freund, sagte Friedrich von Trenck, die Hand des Ober-Ceremonienmeisters innig in der seinen drückend. Bald wird die Trennung meinem Bemühen zu Hülfe kommen, denn Sie wissen wohl, daß wir in einigen Wochen wieder nach Schlesien rücken und daß der König schon in aller Stille zu rüsten beginnt.

Ich weiß es und ich beklage Sie!

Mich beklagen Sie? Ah, Sie wissen also noch nicht, daß ich der ersten Schlacht entgegenharre, wie ein Liebhaber dem ersten Kuß seiner Geliebten, und daß für mich das Schlachtfeld ein gesegneter Garten ist, auf welchem mir Lorbeeren und Myrthen wachsen, die ich mir erobern muß, um daraus Kränze für meine Braut zu winden, Hochzeitskränze, mein lieber Pöllnitz! Jenseits der blutigen Schlachtfelder liegt mein Fürstentitel und Amaliens Brautkranz!

Schwärmer, unverbesserlicher Schwärmer, rief Pöllnitz lachend. Nun gebe Gott, daß Sie nicht auf dem Schlachtfelde den Tod, oder jenseits des Schlachtfeldes das Gefängniß finden, wozu Sie jedenfalls mehr Aussicht haben, als zu einem Fürstentitel. Benutzen Sie also bis dahin die Zeit und genießen Sie Ihre phantastischen Rendezvous. Heute, nicht wahr, findet wieder eines statt?

Nein, nicht heute, aber morgen!

Morgen ist ja Hofball bei der regierenden Königin.

Und gerade vor dem Beginn desselben werde ich bei der Prinzessin sein. O, Freund, morgen Nachmittag um fünf Uhr gedenken Sie meiner. Ich werde dann der glücklichste und beneidenswertheste der Sterblichen sein, denn ich werde bei meiner Geliebten sein!

Ach, ach, wie seltsam doch das Leben ist, und wie wenig sich die Wege der Menschen gleichen! seufzte Pöllnitz. Während Sie morgen zu Ihrer erhabenen Geliebten gehen, werde ich um dieselbe Stunde einen sehr unheiligen, dornenvollen, fluchbeladenen Weg einschlagen müssen, denn ich werde zu einem Wucherer gehen.

Zu einem Wucherer! Das ist allerdings ein trauriges Unternehmen für einen Cavalier, wie es Herr von Pöllnitz ist.

Aber immer noch besser, als ins Schuldgefängniß zu wandern, denn nur zwischen dem Schuldgefängniß und dem Wucherer bleibt mir die Wahl, es müßte denn sein, daß Sie, mein theurer Freund, sich meiner erbarmen und mir hundert Louisd'or leihen könnten?

Friedrich von Trenck antwortete nicht. Er ging schweigend zu seinem Secretair und schloß ihn auf. Die Augen des Baron von Pöllnitz blitzten vor Freude, als er sah, daß Trenck diese Chatoulle an der Stelle aufzog, von welcher Pöllnitz aus einiger Erfahrung wußte, daß Trenck dort sein Geld aufzubewahren pflege. Aber diese Freude war nur von kurzer Dauer. Nicht, wie Pöllnitz erwartet hatte,

nahm Trenck eine Geldrolle hervor, sondern nur einen kleinen beschriebenen und untersiegelten Zettel, den er Pöllnitz darreichte.

Sehen Sie da diese Schuldverschreibung, sagte er. Wären Sie gestern gekommen, würde ich mit Freuden bereit gewesen sein zu dieser Gefälligkeit. Heute ist es mir unmöglich, denn wie Sie sehen, habe ich heute meinem Obersten, dem Baron von Jaschinsky, zweihundert Stück Ducaten geliehen *), und nun ist meine Börse ganz erschöpft.

Sie werden sie bald wieder zu füllen wissen, sagte Pöllnitz mit einem lauten Lachen, und ich denke, morgen um fünf Uhr bei Ihrem Rendezvous werden Sie nicht blos von Liebe und Gott und dem Sternenhimmel schwärmen, sondern auch ein wenig von irdischen Dingen, von Geld und Gold zu reden haben! Leben Sie wohl!

*) Friedrich von Trenck's Lebensgeschichte. I, 61.

Mit einem heitern Lachen nahm Herr von Pöllnitz Abschied, als er sich aber allein und auf der Straße befand, verfinsterte sich sein Gesicht und nahm einen düstern, gehässigen Ausdruck an.

Er hat kein Geld für mich, ich aber habe sein Geheimniß, und ich werde diesem wenigstens einiges Geld zu erpressen suchen, murmelte Herr von Pöllnitz zwischen seinen zusammengepreßten Zähnen hervor. Wahrhaftig, das Geheimniß Friedrich von Trenck's ist wohl einige tausend Thaler werth und der König wird schon Mittel finden, sie mir auszuzahlen. Aber halt, die Stunde meines Rendezvous naht heran. Ich bin doch sehr begierig, wie man mich mitten auf der Straße überzeugen will, daß der König kein Geld habe. Ich werde also heute Nacht sehr pünktlich sein, vorher aber noch einige Freunde besuchen und versuchen, ob es mir nicht gelingen wird, ihnen im Pharao wenigstens einige Louisd'or abzugewinnen.

XXIX.

Das königliche Silberzeug.

Es war eine finstere, stille Nacht, denn damals begann die Nacht in Berlin ganz pünktlich mit dem zehnten Glockenschlage, und die Straßen, welche durchaus noch keine andere Beleuchtung hatten, als die zufällige, welche von den beleuchteten Fenstern der Häuser, von den funkelnden Wagenlaternen vornehmer Equipagen, oder den Fackeln der Stangenlaternen ausging, mit welchen die Diener ihren hinter ihnen hergehenden Herrschaften leuchteten, diese Straßen waren um die elfte Stunde vollkommen einsam und still. Herr von Pöllnitz war daher sicher, Niemandem zu begegnen, als er sich um diese Stunde nach dem Schlosse begab, nach dessen zweitem, der Spree zunächst belegenen Portal Fredersdorf ihn hinbeschieden hatte.

Nichts regte sich im Schlosse; die Schildwache ging mit träumerischer Langsamkeit im innern Schloßhof auf und ab, und in der Ferne vernahm man das eintönige dumpfe Gebelle zweier Hofhunde, welche sich durch die Stille der Nacht mit ihrem melancholischen Geheul unterhielten. Der Ober-Ceremonienmeister begann schon ungeduldig zu werden, und meinte, daß der übermüthige Geheimkämmerer des Königs sich vielleicht gar eine höchst ungebührliche Mystification erlaubt habe, als er von der nahen Spree her den leisen tactmäßigen Schlag mehrerer ins Wasser schlagender Ruder vernahm. Hastig eilte Pöllnitz dorthin, und seine an die Dunkelheit gewöhnten Augen erblickten sehr wohl den großen, offenen Kahn, der da eben ganz nahe an der Kurfürsten-Brücke anlegte.

Hier ist es, hier sollen wir warten, flüsterte eine männliche Stimme.

Und wie es scheint, werden wir nicht lange zu warten haben, sagte eine andere Stimme. Ich sehe da schon Licht an den Fenstern erscheinen.

Die bis dahin dunkeln und todten Fenster des diesseitigen Schloßflügels belebten sich in der That plötzlich, und hier und dort sah man den flackernden

unruhigen Schein von Licht hinter den Scheiben erscheinen und verschwinden. Das Licht, welches in den obern Etagen sich zuerst gezeigt hatte, senkte sich jetzt tiefer in die untern Etagen und warf schon einen blassen Schein in die große, vor dem ersten Hofe befindliche Vorhalle.

Wahrhaftig, man hat mich nicht getäuscht, es geht hier etwas vor, flüsterte Pöllnitz, nach dem Schlosse zurückeilend, dessen Vorhalle er eben betrat, als auf der in dieselbe ausmündenden großen Treppe ein seltsamer Zug sichtbar ward. Voran gingen zwei Diener mit Fackeln, ihnen folgten je zwei und zwei die zwölf Heiducken des Königs, ihre Schultern belastet mit Schüsseln und Kannen, Tellern und Töpfen, deren silberne Fläche hier und dort von dem Schein der Fackeln mit goldenen Streiflichtern beleuchtet ward, die wie Irrlichter die Treppen heruntertanzten. Hinter den Heiducken her kamen wieder zwei Diener mit Fackeln, und hinter diesen sah man das bleiche ernste Gesicht des Geheimkämmerers Fredersdorf erscheinen. Pöllnitz eilte rasch auf ihn zu, und ward von Fredersdorf mit einem trüben Lächeln willkommen geheißen.

Sie sind also pünktlich erschienen, sagte Fredersdorf. Sie wollten sich durchaus überzeugen, daß der König kein Geld habe?

Gewiß wollte ich das, denn diese Ueberzeugung würde mir meine letzte Hoffnung gekostet haben, und diese aufzugeben, entschließt man sich schwer.

Jetzt, denke ich, werden Sie sich schon entschließen müssen. Kommen Sie! Lassen Sie uns den Heiducken folgen.

Er nahm den Arm des Ober-Ceremonienmeisters und ging hastigen Schrittes mit ihm nach dem Ufer der Spree hinunter. Das große Boot, welches dort vorher so dunkel und still gelegen, war jetzt von den Fackeln der Diener, die sich zu beiden Seiten in demselben aufgestellt hatten, hell beleuchtet, und eine rege Bewegung herrschte jetzt in demselben. Die zwölf Heiducken trugen, keuchend unter ihrer schweren Last, alle die silbernen Teller und Schüsseln, die Humpen, Kannen und Becher die schmale kleine Treppe hinunter in den Kahn, wo sie dieselben aufeinander thürmten, und dann wieder ans Ufer sprangen.

Wir gehen wieder hinauf in die Rüstkammer, wollen Sie mit? fragte Fredersdorf.

Gewiß will ich mit, sagte Pöllnitz, es müßte denn sein, daß Sie mich hier als Schildwache bei dem Silbergeschirr verwenden wollen.

Nicht nöthig, es sind vier Soldaten mit geladenen Gewehren im Kahn. Kommen Sie.

Hastigen Schrittes, ohne zu sprechen, eilten sie Alle wieder die Treppen hinauf, die Corridore entlang bis zu dem großen, weiten, von Schildwachen besetzten Gemach, vor dessen mit schweren, jetzt geöffneten Riegeln und Schlössern versehener Thür der königliche Silberverwalter mit traurigem, verstörtem Gesicht auf und nieder ging.

Nun, darf ich eintreten, Melchior? fragte Herr von Pöllnitz, den langjährigen Bekannten mit freundlichem Lächeln begrüßend.

Sie haben mich gar nicht mehr danach zu fragen, sagte Melchior traurig. Mein Reich ist, wie Sie sehen, zu Ende, denn wenn kein Silber mehr da, wenn die Rüstkammer leer ist, wird man natürlich keines Silberverwalters mehr bedürfen, und der alte Melchior wird so gut bei Seite gelegt werden, wie Alles, was aus der guten alten Zeit des hochseligen Königs noch übrig geblieben ist.

Herr von Pöllnitz hörte nicht auf ihn, er war mit Fredersdorf in die Rüstkammer eingetreten und weidete seine Blicke an den reichen Schätzen, welche sich da vor ihm aufthaten, und welche jetzt von den Heiducken in große Säcke gepackt wurden.

Ach, wenn diese Teller und Schüsseln erzählen und sich mit mir unterhalten könnten, welche seltsame Dinge wir da einander anzuvertrauen haben würden! sagte Pöllnitz, indem er einen der Teller auf den Spitzen seiner Finger tanzen ließ. Wie oft habe ich von ihnen gegessen, sowohl glänzende Galladiners unter dem prachtliebenden Friedrich dem Ersten, als derbe Familiendiners unter dem hausväterlichen König Friedrich Wilhelm dem Ersten. Wie oft habe ich mein eigenes lachendes Gesicht in dem glänzend polirten Rand dieser Teller gespiegelt, und mit der silbernen Gabel die leckersten Bissen mir von dem Grunde dieser Schüsseln aufgespeichert. Wahrhaftig, Fredersdorf, es ist im Grunde eine edle Bestimmung, eine Speiseschüssel zu sein, es liegen auf ihrer Fläche die Genüsse und die Lebenskraft der ganzen Menschheit. Aber sagen Sie mir nur um Gottes Willen, wie können Sie es dulden, daß diese Kerle da so ungebührlich mit den königlichen Geschirren umgehen. Sehen Sie da, dieser Heiduck hat wahrhaftig eine dieser wundervollen Salatièren ganz zusammengebogen, um sie noch in den Sack zu bekommen.

Lieber Baron, das macht, daß jenes Stück nicht mehr nöthig hat, Salatière zu sein, sondern nur noch Silber ist.

Sie sprechen in Räthseln, die ich nicht verstehe. Aber wahrhaftig, diese Kerle haben ihre zwölf Säcke schon gefüllt, und die Rüstkammer sieht jetzt so öde und leer aus wie das Herz einer alten Jungfer. Jetzt sagen Sie mir um Gottes willen, wohin wollen Sie mit all' diesem Silbergeschirr?

Sie haben es also noch nicht errathen?

Ich denke wohl, daß der König, welcher jetzt in

Potsdam residirt, dort auch sein Silbergeschirr haben will, und er läßt das Service aus dem Berliner Schlosse dahin bringen, weil er, nun ja, wenn Sie es denn durchaus wollen, weil er nicht Geld genug hat, um sich eine Rüstkammer für Potsdam anzulegen. Nicht wahr, ich habe richtig gerathen?

Sie werden es sogleich erfahren. Lassen Sie uns nur jetzt den Heiducken folgen, denn Sie sehen wohl, die Rüstkammer ist jetzt so ziemlich leer. Adieu, Melchior. Sie werden jetzt einen leichten Dienst haben, und nicht mehr fürchten müssen, daß sich Diebe in die Rüstkammer eingeschlichen haben. Kommen Sie, Herr Baron.

Sie gingen wieder hinab zu dem Kahn, auf welchem jetzt die Heiducken neben den hochaufgethürmten Schüsseln und Kannen die zwölf Säcke postirt hatten.

Sehen Sie da, sagte Fredersdorf traurig, dieses Alles könnte vermieden werden, wenn ich schon das Ziel meiner Forschungen, wenn ich schon das große Geheimniß enträthselt hätte, welches Gott wie ein ewiges großes Fragezeichen über der Menschheit aufgehängt hat, und an dessen spitzen Winkeln und Ecken sich schon Tausende gelehrter und kluger Männer ihr Gehirn eingerannt und ihr Lebensglück zertrümmert haben. Mein Gott, und es fehlt nur noch so wenig, daß ich es erreicht habe; nichts weiter als eine verhärtende Substanz, und ich hab's erreicht, und ich habe Gottes größtes Geheimniß erforscht, und ich kann Gold machen!

Ach, Sie denken noch immer daran?

Ich denke immer daran, und werde daran denken, so lange ich lebe, und dieser Gedanke wird bei mir alle andern verdrängen, wie er jetzt schon die Liebe und das Glück und die Ruhe und den Schlaf mir ertödtet hat. Warten Sie nur, warten Sie! Eines Tages werde ich doch den Stein der Weisen gehoben haben und Gold machen können. An jenem Tage werden Sie mich sehr lieben, Herr Baron von Pöllnitz, an jenem Tage werde ich nicht mehr Ihnen beweisen müssen, daß der König kein Geld hat, wie ich es heute habe thun müssen.

Sie sind mir den Beweis eigentlich noch schuldig geblieben, sagte Pöllnitz.

Sie sollen ihn jetzt haben, Herr Baron, erwiderte Fredersdorf, indem er in den Kahn sprang. Jetzt vorwärts, vorwärts, Ihr Leute, Herr Baron, wollen Sie mit?

Wohin geht die Reise?

Kommen Sie hierher, ein wenig näher, daß meine Lippen Ihr Ohr erreichen können.

Pöllnitz näherte sich vorsichtig dem Rande des Kahns und neigte sein Ohr zu Fredersdorf nieder.

In die Münze geht die Reise, flüsterte er. All dieses schöne Tafelzeug wird ausgemünzt werden, denn der König wird in nächster Zeit keine Diners mehr geben, sondern Schlachten liefern; der König verwandelt also seine Schüsseln und Teller in gute Thalerstücke, um seine Armee nicht hungern zu lassen. Nicht wahr, jetzt sind Sie überzeugt davon, daß der König wirklich kein Geld hat um Ihre Schulden zu bezahlen?

Ich bin überzeugt davon!

Nun, dann leben Sie wohl! Nehmt Eure Ruder zur Hand! Vorwärts! Ihr fahrt in den Spreearm, der hinter der Münze sich hinzieht. Gerade dort haltet Ihr still! Die Münze ist unser Ziel! *)

Die Münze ist das Ziel! murmelte Herr von Pöllnitz verdrießlich, dem Kahne nachschauend, der langsam auf dem Wasser dahin glitt, und inmitten der Dunkelheit mit seinen Fackeln, welche die Goldstickerei auf den Livreen der Heiducken und die silbernen Geschirre mit blitzenden Glanzlichtern beleuchteten, einen wunderbaren eigenthümlichen Anblick darbot.

Pöllnitz schaute ihnen nach, bis die Fackeln nur noch wie kleine Sterne im Hintergrunde flammten. Da geht sie hin alle Herrlichkeit und Pracht, sagte er, da gehen sie hin, die Genüsse des Friedens und der üppigen Ruhe. Das Silber wird eingeschmolzen, das Eisen und der Stahl wird seine Stelle einnehmen. Ja wahrhaftig, die eiserne Zeit beginnt! Sie beginnt auch für mich! Ach, warum kann ich nicht, wie jene Teller und Schüsseln, auch mich in die Münze schicken und mich zu Thalern ausmünzen lassen.

Seufzend begab er sich auf den Heimweg, und so vertieft war er in seine Gedanken, daß er sogar vergaß, dem Diener, welcher ihm schlaftrunken und mit wenig Ehrerbietung entgegenkam, einen Rippenstoß, den gewöhnlichen Abschiedsgruß jedes Abends, zu geben.

---

*) Preuß, Lebensgeschichte Friedrichs des Großen. I, 79.

XXX.

Der erste Blitzstrahl.

In dieser Nacht schlief Herr von Pöllnitz sehr wenig, als er aber am andern Morgen sich von seinem Lager erhob, war sein Antlitz heiterer und strahlender wie seit langer Zeit. Er hatte seinen Plan gemacht, und war jetzt überzeugt, daß derselbe reussiren werde.

Ich werde mir heute hundert Ducaten verdienen, sagte er leise lächelnd zu sich selber, als er in glänzender Toilette seine Wohnung verließ, ja wahrhaftig, hundert Ducaten werde ich mir verdienen, und an dem König meine Revanche nehmen für das Austrommeln. Das wird also heute ein sehr schöner und gesegneter Morgen werden.

Er begab sich zuerst in die Wohnung des Obristen von Jaschinsky und ließ sich bei diesem wegen einer dringenden Geschäftssache melden.

Der Obrist selber eilte ihm daher ganz dienstbereit und voll Neugierde entgegen.

Führen Sie mich in ein Zimmer, wo wir ganz sicher sind, von Niemandem belauscht zu werden, sagte Herr von Pöllnitz.

Der Obrist führte ihn in sein Arbeitskabinet.

Hier kann uns Niemand belauschen, Herr Oberceremonienmeister.

Ohne Umschweife also, Herr Graf. Sie kennen das Gesetz, welches den Officieren verbietet, Schulden zu machen?

Ich kenne es, erwiderte der Graf Jaschinsky ein wenig erbleichend. Ich kenne es, und ich glaube, daß der Herr Baron von Pöllnitz also sehr zufrieden sein kann, nicht zu den Officieren zu gehören.

Vielleicht würden Sie es auch sein können, Herr Obrist.

Wie meinen Sie das? fragte Jaschinsky mit hochfahrendem Ton.

Ich meine ganz einfach, daß der Obrist Graf von Jaschinsky auch zu den Officieren gehört, welchen das Gesetz verbietet, Schulden zu machen, daß er sich aber sehr wenig an dieses Gesetz bindet.

Ah, Sie sind also, wie es scheint, hierher gekommen, um mir zu drohen?

Höchstens um Sie zu warnen, Graf. Denn Sie wissen wohl, der König ist besonders streng gegen seine Gardes du Corps. Sie sind Obrist in diesem herrlichen Regiment, und sollen ohne Zweifel den Officieren mit einem guten Beispiel voran leuchten. Ich weiß aber nicht, ob der König es ein gutes nennen würde, wenn er erführe, daß Sie nicht allein Schulden machen, sondern sogar von den Officieren Ihres eigenen Regiments borgen.

Herr Baron von Pöllnitz! rief Jaschinsky mit drohendem Ton.

Pöllnitz lächelte, und die Worte wiederholend, welche der Graf kurz zuvor zu ihm gesagt, rief er: Ah, wie es scheint, wollen Sie mir jetzt drohen? Lassen Sie das, Herr Graf, und hören Sie mir ruhig zu. Ich bin gekommen, um ein Geschäft mit Ihnen zu machen. Sie haben von dem Baron von Trenck vorgestern zweihundert Stück Ducaten geborgt. Geben Sie mir hundert Stück davon, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, zu schweigen. Verweigern Sie es mir, so gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich sofort zum König gehe, und ihm die ganze Geschichte erzähle. Sie wissen sehr gut, Herr Graf, daß er Sie sofort cassiren würde.

Ich weiß nicht, ob Seine Majestät den Worten des Herrn Baron von Pöllnitz so unbedingt Glauben schenken würde, und an Beweisen für Ihre Behauptung würde es Ihnen fehlen.

Nicht doch, Sie haben eine Schuldverschreibung ausgestellt, und ich meine, das ist ein vollgültiger Beweis.

Der Graf erblaßte und ging einige Male heftig im Zimmer auf und ab. Sie geben mir Ihr Ehrenwort, dem König nichts zu sagen, wenn ich Ihnen hundert Stück Ducaten dafür auszahle? fragte er dann.

Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort; mehr als das, ich verspreche Ihnen, für Sie das Wort zu führen, wenn irgend Jemand es wagen sollte, Sie beim König verdächtigen zu wollen.

Der Obrist von Jaschinsky antwortete nicht. Er eilte nur zu seinem Schreibtisch hin und nahm aus demselben zwei Geldrollen, mit denen er sich dem Baron näherte.

Herr Baron, sagte er, hier ist die Hälfte von dem Gelde, das ich mir von dem Lieutenant von

Trenck geliehen habe, hundert Ducaten. Bevor ich sie Ihnen gebe, habe ich Sie nur noch um die Erfüllung einer Bitte zu ersuchen.

Und diese ist?

Sagen Sie mir, von wem Sie erfahren haben, daß ich mir dies Geld geliehen?

Ich habe Ihre Schuldverschreibung gelesen, der Baron von Trenck zeigte sie mir.

Ah, er zeigte sie Ihnen, sagte Jaschinsky mit einem solchen Ausdruck, daß Pöllnitz sehr wohl begriff, wieviel Haß, Zorn und Rache das Herz des Obristen eben bewegte.

Er nahm das Geld aus des Grafen Händen und ließ es sanft in seine Busentasche gleiten. Ich schulde Ihnen jetzt hundert Stück Ducaten, sagte er, ich kann Ihnen nicht versprechen, sie Ihnen wiederzugeben, aber ich will Ihnen versprechen, Ihnen behülflich zu sein, daß Trenck Ihnen seine Schuldverschreibung niemals produciren soll, und Sie Rache nehmen können an dem schönen Officier.

Wollen Sie mir dazu behülflich sein? Ich schenke Ihnen mein bestes Pferd, wenn Sie es thun!

Glauben Sie mir, Sie sollen gerächt werden, sagte Pöllnitz feierlich. Lassen Sie immerhin ihr Pferd in meinen Stall führen. Friedrich von Trenck wird bald aufgehört haben, irgend Jemandem gefährlich zu sein. Er ist ein verlorner Mann.

Und jetzt zum König, sagte Pöllnitz ganz vergnügt, als er den Obersten Jaschinsky verlassen hatte. Ja, zum König, ich muß ihm doch danken für das Vertrauen, das er mir diese Nacht bewiesen hat.

Er eilte ins Schloß und ließ sich dem König melden. Der König, welcher, um seine Kriegsrüstungen so unbemerkt und heimlich als möglich zu treiben, des Nachts arbeitete, und des Tages sich nur mit Festlichkeiten und Vergnügungen, mit Concerten, Bällen, Opern und Ballets zu beschäftigen schien, der König war eben aus der Probe einer neuen Oper, in welcher die Barbarina tanzte, heimgekehrt, und war daher sehr heiter und aufgeräumt.

Er empfing seinen Ober-Ceremonienmeister mit einem heitern Scherz und fragte ihn lächelnd, ob er vielleicht gekommen sei, ihm anzuzeigen, daß er Jude geworden sei. Alle andern Religionen hat Er ja bereits zwei Mal durchgemacht, sagte der König, und da ich weiß, daß Er in letzter Zeit so sehr viel mit den Juden verkehrte, vermuthe ich, daß Er in seinem Religionseifer jetzt daran denkt, Jude zu werden. Vielleicht wäre das ein gutes Geschäft, denn die Juden haben sehr viel Geld, und sie würden gewiß ihren neuen vornehmen Herrn Bruder nach Kräften unterstützen. Nun also, sage Er, ist Er gekommen, mich um die Erlaubniß zu bitten, Jude werden zu können?

Ich bin nur gekommen, um Euerer Majestät meinen Dank zu sagen für das Souper, welches ich Ihrer Gnade diese Nacht zu verdanken hatte.

Ein Souper? Was meint er damit?

Euere Majestät ließen es mir auf Ihrem schönsten Silberservice von dem Geheimkämmerer Fredersdorf auftischen. Freilich war es eine etwas harte Speise, welche mir wie ein Stein im Magen liegt, aber ich mache es wie die Soldaten, welche Spießruthen gelaufen sind, ich komme, mich zu bedanken, Sire.

Er ist ein ausgemachter Narr. Aber höre Er, halte er reinen Mund. Ich wollte Ihm einmal gründlich beweisen, daß ich kein Geld habe, um Seiner ewigen Plackereien und Bittstellereien loszuwerden, deshalb ließ ich Ihn heute Nacht sehen, wie das Silberzeug meiner Rüstkammer in die Münze geschleppt wird, um gute Thaler daraus zu prägen. Er wird sich nun hoffentlich beruhigen und kein Geld mehr von mir fordern. Wenn man Geld haben will, muß man nicht zu den Königen gehen, sondern zu den Juden. Die Könige sind arme Leute, die ärmsten Beamten ihres Staates, denn sie haben gar kein persönliches Vermögen; Alles, was sie haben, gehört dem Volk. Ludwig der Funfzehnte und ich, das sind die beiden ärmsten Männer Europa's, denn wir haben gar kein Eigenthum.*)

Ah, wäre doch die ganze Welt hier, diese erhabenen und hochherzigen Worte meines Königs zu hören, rief Pöllnitz mit gut geklünsteltem Enthusiasmus. Selig zu preisen ist ein Volk, welches einen solchen Herrscher hat.

Der König warf ihm einen seiner durchdringenden Adlerblicke zu. Er schmeichelt mir, Er will also schon wieder etwas von mir, sagte er.

Nein, Majestät, ich schwöre, daß ich dies Mal in reinster Absicht gekommen bin.

Absicht! Er hatte also doch eine Absicht?

Ja, Sire, aber jetzt, da ich Euerer Majestät gegenüberstehe, fühle ich doch, daß es mir an Muth gebricht, das zu sagen, was ich zu sagen habe.

Nun, wahrlich, rief der König lachend, das muß eine sehr gefährliche Angelegenheit sein, für welche Pöllnitz keine Worte finden kann.

Sire, es ist in der That eine eigene Sache um die Worte, welche gesprochen werden. Einmal haben mich einige Worte vom Tode gerettet, es kann sein, daß mich heute einige Worte bei Euerer Majestät in Ungnade bringen, und das wäre noch schlimmer als der Tod.

Was waren das für Worte, welche Ihn vom Tode gerettet haben?

Sire, es waren diese: Va t'en, noble guerrier.

*) Des Königs eigene Worte.

Das war also in Frankreich?

In Paris, Sire. Ich aß zu Mittag in einem kleinen Hotel des Dorfes Etampes bei Paris. Neben mir saß ein sehr eleganter Cavalier, welcher sich mit mir sehr angelegentlich unterhielt und es verstand, mich auf eine feine Weise ein wenig nach meinen Lebensverhältnissen abzufragen. Ich war damals sorgniß, denn die Straßen waren sehr unsicher, da Cartouche mit seiner ganzen Bande seit einiger Zeit die Umgebungen der Hauptstadt zum Theater seiner Heldenthaten gemacht hatte. Ich war daher ganz außerordentlich froh, als ich erfuhr, daß mein Tischnachbar auch nach Versailles reiten wolle, und sich zu meinem Begleiter anbot.

ch ein junger unerfahrner Mensch und der Herr r sehr schlau im Fragen. Es war in der Zeit r Mississippi-Speculationen des großen Financier n, und ich hatte an jenem Mittag mir in der Rue vinquempois eine Summe von viermalhundertausend Francs verdient, die ich bei mir trug, und t welcher ich noch den Nachmittag nach Versailles ten wollte. Ich war indeß nicht ganz ohne Be-

Er nahm das Anerbieten an? fragte der König lächelnd.

Ich nahm es an, Sire, und wir verabredeten eben die Stunde unserer Abreise, als ein kleines Mädchen unter den geöffneten Fenstern unsers Speisesaals erschien und mit heller Stimme sang: „Va ten, noble guerrier.“ — Der fremde Cavalier erhob sich und trat ans Fenster, um dem Mädchen ein Almosen zu

geben, dann ging er hinaus, und — ich sah ihn nicht wieder.

Und daraus schließt Er, daß diese Worte ihm das Leben retteten? Er meint also wohl, daß es ein Giftmischer war, mit welchem Er speiste?

Ich meinte gar nichts, Sire, und vergaß die Geschichte. Ein Jahr später aber befand ich mich auf der Straße, als Cartouche zur Hinrichtung ging. Ganz Paris war an jenem Tage auf der Straße, um den famosen Brigand zu sehen. Ich hatte einen sehr guten Platz, den ich übrigens mit zwei Louisd'or bezahlt hatte. Der Zug kam dicht an mir vorüber, und sehen Sie da, ich erkannte in dem armen Sünder, welchen man da zur Hinrichtung führte, den eleganten Herrn aus dem Cabaret in Etampes. Er erkannte mich auch und blieb vor mir stehen. „Mein Herr," sagte er, „ich habe vor einem Jahre mit Ihnen in einem Gasthofe dinirt. Die Anfangsworte eines alten Liedes nöthigten mich damals, sofort das Cabaret zu verlassen, denn sie zeigten mir an, daß die Häscher mir auf den Fersen waren. Das war Ihr Glück, denn hätte ich Sie nach Versailles begleitet, so war Ihr Geld und Ihr Leben mir verfallen."*) Euere Majestät werden mir nun wohl zugestehen, daß mir diese vier Worte: Va t'en, noble guerrier, das Leben gerettet haben?

Ich gestehe es zu, und bin begierig, die andern Worte zu wissen, welche Ihn jetzt, wie Er sagt, mit meiner Ungnade bedrohen. Rede Er.

Sire, ich bin seit mehr als vierzig Jahren ein treuer Diener Ihres erlauchten Hauses. Wollen Euere Majestät die Gnade haben, mir das zuzugeben?

Treu? fragte der König. Er war uns treu, wenn es in seinem Vortheil lag. Er verließ uns, wenn Er anderswo mehr Vortheil zu finden glaubte. Ich machte Ihm früher einen Vorwurf daraus, aber jetzt, da ich die Welt und die Menschen kenne, vergebe ich es Ihm. Fahre Er nun fort in seiner pathetischen Rede.

Euere Majestät haben mir oft befohlen, Ihnen Alles zu hinterbringen, was man in der Stadt und unter den Leuten von der erhabenen Familie meines Königs spricht, und Sie immer zu benachrichtigen, wenn man es wagt, sich irgend eine Verleumdung zuzuflüstern.

Wagt man das jetzt? fragte der König und ein Ausdruck wirklicher Angst zeigte sich auf seinem edlen Antlitz.

Sire, man wagt es!

Der König stieß einen dumpfen Seufzer aus und ging hastig einige Male auf und ab. Dann stellte er sich ans Fenster, Pöllnitz den Rücken zukehrend.

Rede Er, sagte der König.

Sire, man flüstert ganz leise, daß der junge Lieutenant von Trenck die Vermessenheit habe, eine Dame zu lieben, welche vom Schicksal so hoch über ihn gestellt ist, daß er nur mit Ehrfurcht und Scheu die Augen zu ihr erheben durfte.

Man hat mir gesagt, er sei der Liebhaber des Fräuleins von der Marwitz, sagte der König.

Die große Welt und die Stadt glaubt das auch, Sire, nur die Eingeweiheten meinen zu wissen, daß diese zur Schau gestellte Liebe nur ein Schleier ist, welchen der junge Trenck einer andern, einer hochverrätherischen Liebe überwirft, um sie nicht sofort erkennen zu lassen.

Pöllnitz schwieg. Er wartete auf eine Antwort des Königs und blickte zu ihm hinüber mit einem stillen, schadenfrohen Lächeln, das der König indeß nicht bemerkte, weil er noch immer mit abgewandtem Gesicht dastand.

Darf ich weiter reden? fragte Pöllnitz endlich.

Ich befehle es Ihm, sagte der König gebieterisch.

Pöllnitz trat näher zu dem König hin. Sire, sagte er halbleise, jetzt erlaube ich mir zu sagen, was außer mir noch Niemand weiß. Der Herr von Trenck besucht jeden Tag das Fräulein von der Marwitz, aber wenn er dort ist, ist er niemals allein mit ihr. Es ist immer eine dritte Person bei diesen Rendezvous gegenwärtig.

Und diese dritte Person ist?

Die Prinzessin Amalie, sagte Pöllnitz ganz leise.

Der König wandte sich hastig um, und der Blick, welchen er auf Pöllnitz heftete, war so flammend und drohend zugleich, daß ein Gefühl von Furcht das sonst so zuversichtliche Herz des Ober-Ceremonienmeisters beschlich.

Ist Er von der Wahrheit dessen, was er da sagt, überzeugt? fragte er mit strengem Ton.

Sire, wenn Euere Majestät sich davon überzeugen wollen, haben Sie nur nöthig, heute Nachmittag zwischen fünf und sechs Uhr unangemeldet in die Zimmer der Prinzessin Amalie zu gehen, dann werden Euere Majestät sehen, daß ich die Wahrheit sagte.

Friedrich antwortete nichts, er trat wieder an's Fenster und blickte schweigend hinunter auf die Straße. Als er sich wieder umwandte zu Pöllnitz hin, war sein Gesicht heiter, fast lachend.

Pöllnitz, sagte er, Er ist ein alter Fuchs, der indessen dies Mal seinen Bau sehr schlecht angelegt und seinen Angriffsplan sehr schlecht entworfen hat. Sieht Er, dies Mal durchschaue ich Seine Intrigue. Er ist dem armen Trenck gram, das habe ich längst gemerkt, Er ist ihm gram, weil Er sieht, daß ich ihm

*) Thiébault. III. 60.

gut bin, und weil Ihr Höflinge stets Denjenigen als Euren Feind betrachtet, welcher mehr in Gunst steht, als Ihr selber. Der Trenck steht wirklich hoch in meiner Gunst, denn er ist, trotz seiner Jugend, ein gelehrter und tüchtiger Officier und außerdem ein durchaus liebenswürdiger Mensch. Das kann Er ihm nicht verzeihen und deshalb will er ihn bei mir verdächtigen. Es soll ihm aber dies Mal nicht gelingen, und ich sage Ihm, ich glaube kein Wort von Seinem albernen Geschwätz. Ich will indeß dies Mal vergessen, was Er gesprochen hat. Wehe Ihm aber, wenn er es nicht auch vergißt, wehe Ihm, wenn Seine Lippen jemals wieder eine solche Albernheit sprechen, sei's zu mir oder irgend einem Andern. Ich mache Ihn verantwortlich. In Seinem Kopfe ist dieses ganze alberne Mährchen entstanden, Seine Schuld ist es daher, wenn es sich weiter verbreitet und wenn man in der Welt davon spricht. Darnach richte Er sich, und darnach treffe Er Seine Vorkehrungen. Ich wiederhole Ihm, ich mache Ihn verantwortlich! Und nun gehe Er und schicke Er mir meinen Adjutanten, es ist die höchste Zeit zur Parade.

Abgeblitzt, vollständig abgeblitzt, sagte Herr von Pöllnitz zu sich selber, als er mit einer zierlichen Verbeugung und mit lächelndem Munde sich vom König beurlaubt hatte. Ich hoffte wenigstens auf eine Belohnung, und wär's auch nur die, zu sehen, daß er sich ärgerte. Aber dieser Mann ist unverwundbar, alle meine Pfeile prallen an ihm ab!

Hätte er indessen sehen können, welch ein Ausdruck des Kummers und der Sorge das Antlitz des Königs beschattete, als er jetzt wieder allein war, hätte er hören können, wie der König seufzte und einzelne Worte der Trauer und der Entmuthigung ausstieß, so würde das schadenfrohe Herz des Ober-Ceremonienmeisters sich befriedigt gefühlt haben.

Aber Friedrich gestattete sich diesen Ausbruch schmerzlicher Verzagtheit nur kurze Zeit, er legte wieder den Purpurmantel des Königs über die schmerzlich zuckende Brust des Menschen, er nahm den Trauerflor wieder von seinen Augen und bewaffnete sie mit den Zornesblitzen der Majestät.

Dieses Rendezvous soll nicht stattfinden. Diese romanhafte Aventure muß jetzt zu Ende sein. Ich will es! sagte der König ganz laut und mit einer Entschiedenheit, welche nur Diejenigen kennen, deren Wille Gesetze giebt, und deren Worte entscheidend sind.

Er nahm seinen Hut und begab sich in den Vorsaal, wo sein militairisches Gefolge ihn erwartete, um den König auf die Wachtparade zu begleiten.

Der König begrüßte sie Alle mit einem stummen Neigen des Kopfes, und hastig an ihnen vorübergehend durchschritt er die Gemächer, stieg er die Treppen hinunter.

Der König ist heute sehr ungnädig, flüsterten die Officiere untereinander, als sie den König mit seinen Generälen und Adjutanten auf dem Schloßhof erscheinen sahen. Wehe Demjenigen, welchen sein Zorn heute trifft!

In der That, es stand eine Wetterwolke auf der Stirn des Königs, die Blitze in seinen Augen waren bereit, Denjenigen zu zerschmettern, welcher es wagen würde, ihnen zu begegnen.

Das Regiment stand in Parade aufmarschirt, der König ging die Fronte hinunter. Plötzlich blieb er stehen, sein Antlitz war drohend, seine Stirn war dicht bewölkt. Der Blitz in seinem Auge hatte einen Gegenstand gefunden, den er zerschmettern konnte.

Lieutenant von Trenck, sagte der König mit lauter, drohender Stimme. Er tritt so eben erst an. Er hat sich also wieder verspätet. Ich verlange von meinen Officieren, daß sie pünktlich sind im Dienst. Mehr als einmal schon habe ich ihm Nachsicht bewiesen und er ist incurable gewesen. Jetzt werde ich es mit der Strenge versuchen. Herr Obrist von Jaschinsky, der Lieutenant von Trenck ist Arrestant bis auf Weiteres. Nehme Er ihm den Degen ab und lasse er ihn nach Potsdam transportiren.

Der König ging weiter. Das Gewitter hatte sich entladen, die Wolke war von seiner Stirn gewichen; freundlich und lächelnd unterhielt er sich mit seinen Generälen. Nicht einen Blick warf er zurück auf den armen jungen Officier, welcher bleich und sprachlos seinen Degen an seinen boshaft lächelnden Obristen abgab, und einen unaussprechlichen Weheblick hinüberwerfend nach dem königlichen Schlosse, den beiden Unterofficieren folgte, welche ihn in den Arrest nach Potsdam abzuführen hatten.

An diesem Nachmittag wartete das Fräulein von der Marwitz vergeblich auf das Erscheinen ihres „heimlichen Verlobten", an diesem Tage weinte Prinzessin Amalie ihre ersten Thränen, und zum ersten Male ging sie mit traurigem Antlitz und trüben Blicken an der Seite der Königin Mutter in den von Glanz und Pracht strahlenden Tanzsaal. Der Glanz der Lichter, das Rauschen der Musik, das Lächeln und Plaudern der geputzten, fröhlichen Leute, das Alles that ihren Blicken, wie ihrem Herzen unaussprechlich weh. Sie hätte mit einem lauten Aufschrei dieser geräuschvollen, leuchtenden Herrlichkeit entfliehen, sie hätte sich flüchten mögen in die dunkle, lautlose Einsamkeit ihres Zimmers, um zu weinen, um zu beten, um ihre Angst und Qual austoben zu lassen.

Vielleicht las der König etwas von dieser schmerzvollen traurigen Stimmung in dem Antlitz der Prinzessin. Er näherte sich ihr, als sie kaum den Ball-

saal betreten hatte und indem er ihr freundlich lächelnd die Hand reichte, zog er sie ein wenig von der Königin fort.

Meine Schwester, sagte der König leise, jedoch mit einem Ton, welcher das Herz der Prinzessin erbeben machte, meine Schwester, verbannen Sie die Wolken von Ihrer Stirn und rufen Sie ein Lächeln auf Ihre frischen Lippen. Einer Prinzessin geziemt es nicht, traurig zu sein, wenn sie bei einem Fest erscheint. Besonders heute wäre Ihre Traurigkeit eine Unziemlichkeit und ich hoffe, daß Sie eine solche nicht begehen wollen. Sie werden diesen Abend keinen einzigen Tanz überschlagen; ich wünsche es als Ihr König. Richten Sie sich darnach. Haben Sie Alles verstanden, was ich Ihnen gesagt und — nicht gesagt habe?

Ich habe Alles verstanden, Majestät, flüsterte Amalie, nur mit äußerster Gewalt die Thränen zurückdrängend, welche ihre Augen umdüsterten.

Prinzessin Amalie tanzte den ganzen Abend, sie schien heiter und vergnügt, nur dem aufmerksamen Auge des Herrn von Pöllnitz entging es nicht, daß ihr Lächeln gezwungen, ihre Heiterkeit erkünstelt war, daß sie oft ihre Blicke mit einem Ausdruck des Entsetzens und der Angst hinüber sandte zu dem König, dessen Augen immer auf ihr ruhten, der sie immer beobachte.

Aber plötzlich änderte sich der Ausdruck ihres Gesichts, und ihre Augen strahlten wieder im Feuer der Jugend und des Glückes. Das kam daher, daß Fräulein von der Marwitz, während die Prinzessin in der Française neben ihr stand, leise zu ihr gesagt hatte: Beruhigen Sie sich, Hoheit. Es ist gar keine Gefahr. Er ist nur wegen eines Versehens im Dienst in Arrest gesteckt, das ist Alles!

Das war allerdings ein Trost und eine Beruhigung. Amalie hatte so traurige, so entsetzliche Befürchtungen gehabt, daß ihr diese Nachricht nur wie eine Freudenbotschaft erschien.

Ein Dienstvergehen, das war eine so kleine, so unbedeutende Sache. Das war mit einigen Tagen leichter Gefangenschaft abgebüßt. Dann kam er wieder, dann sah sie ihn wieder, dann mußten sich diese herrlichen Stunden des Glückes, des seligen Zwiegesprächs wieder erneuern.

Aber Amalie hatte sich getäuscht, einige Tage vergingen und er kehrte nicht wieder, und Amalie wußte nichts weiter von ihm, als daß er in Potsdam im Arrest sei. Acht Tage entschwanden und Trenck kehrte noch immer nicht zurück, Trenck war noch immer Arrestant. Diese harte Strafe um eines geringen Versehens willen begann indeß schon Aufsehen zu machen bei den Kameraden Trencks, die Officiere, welche nicht zu murren wagten mit Worten, zeigten gleichwohl ein mißvergnügtes Gesicht und eine umwölkte Stirn.

Obrist Jaschinsky, sagte der König am neunten Morgen, begebe Er sich zu dem Arrestanten Trenck und ertheile Er ihm den guten Rath, mich um Verzeihung bitten zu lassen. Sage Er ihm, wenn er das thäte, glaube Er wohl, daß ich ihm verzeihen und ihn aus dem Arrest entlassen würde. Aber Er soll ihm das nicht officiell sagen, sondern freundschaftlich, als ob es ein Rath sei, den Er ihm aus Freundschaft ertheilt. Dann merke Er sich genau, was Trenck Ihm antwortet, und rapportire Er mir das, der strengsten Wahrheit gemäß.

Nach einer Stunde kehrte der Obrist mit einem vergnügten Lächeln zurück.

Nun, wird er bitten? fragte der König.

Nein, Majestät. Er sagt, er sei für ein kleines Vergehen schon zu hart gestraft, er würde sich nicht so weit erniedrigen, um das Aufhören einer Ungerechtigkeit zu bitten.

So wird er noch länger im Arrest bleiben, sagte der König, indem er Jaschinsky verabschiedete. Dann, als er allein war, ging der König noch lange auf und ab, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, wie er es zu thun pflegte, wenn er in tiefen Gedanken war.

Ein Kopf von Eisen, ein Herz voll Feuer, murmelte er einmal. Beide, so jung, so stolz, so liebeskühn, und Alles muß ich zerbrechen, alle diese Blüthen muß ich entblättern! Traurige Bestimmung! Warum müssen wir aufhören, Mensch zu sein, weil wir König sind?

Wiederum vergingen acht Tage, acht Tage der Feste, der Concerte, der Bälle, bei denen Amalie niemals fehlen durfte, bei denen sie im vollen Glanz der Toilette, mit rosigen Wangen, das Haupt mit Blumen geschmückt, erschien. Nur waren die Rosen ihrer Wangen künstlich von der Schminke erzeugt und ihr trauriges Lächeln paßte wenig zu den Blumen in ihrem Haar.

Der König, welcher unter dem Schatten dieser üppigen und glänzenden Festlichkeiten unbemerkt seine Vorbereitungen zum Kriege beendigt hatte, durfte also jetzt die heitere sorglose Maske von seinem Antlitz ablegen und den Soldatenrock anziehen. Die Tanzmusik verstummte, die Feste waren beendigt. Das Silbergeräth der königlichen Rüstkammer hatte sich in glänzende Thaler verwandelt. Alles war fertig. Der König verließ Berlin und begab sich mit seinem Generalstab nach Potsdam.

Am Tage seiner Ankunft in Potsdam beauftragte er seinen Adjutanten, den General von Borck, den Lieutenant von Trenck aus seinem Arrest zu entlassen und ihn mit einem Brief an die Königin Mutter

nach Berlin zu senden, wo er bis zum andern Tage in Urlaub bleiben dürfe.

Ich werde jetzt sehen, ob sie mich verstanden haben, sagte der König zu sich selber. Ich habe ihnen eine harte Lehre gegeben, wenn sie sie nicht begriffen haben, sind sie incurable und zwingen mich zur Strenge!

Nein, sie hatten diese Lehre nicht begriffen, nein, sie waren nicht besonnen, nicht weise, nicht scharfsinnig genug, dieses drohende Schwert zu sehen, daß über ihren Häuptern hing, nein, ihre Arme, mit welchen sie einander umschlungen hielten, hoben sich nicht empor, um diesen letzten schwachen Rettungsanker zu ergreifen, welchen ihnen nicht der König, sondern der Bruder bewilligt hatte. Sie waren verloren, sie mußten zu Grunde gehen!

Am andern Morgen, während der Parade, näherte sich Friedrich von Trenck dem König. Er war eben von Berlin zurückgekehrt, seine Wangen glühten noch von dem scharfen Ritt, und in seinen Augen lag noch ein Schimmer jenes Freudestrahls, den die Geliebte mit ihren Blicken darin versenkt hatte.

Majestät, ich melde mich, sagte Friedrich von Trenck mit seiner frischen jugendlichen Stimme.

Der König sagte nichts, er sah den schönen, von Gesundheit, Kraft und Lebenslust strahlenden Jüngling mit einem Blick voll tiefen Bedauerns, voll unendlicher Trauer an.

Friedrich von Trenck sah das nicht.

Befehlen Eure Majestät, daß ich zur Eskadron nach Berlin reite? fragte er mit der ganzen Unbesonnenheit seiner leidenschaftlichen Sehnsucht, seiner trotzigen Liebe.

Jetzt schoß ein zorniger Blitz in die Augen des Königs.

Wo kommt Er her? fragte er strenge.

Von Berlin, Majestät.

Wo war er, ehe Er nach Berlin ritt?

Im Arrest, Sire.

So gehe Er wieder hin, wo Er gewesen ist. Das heißt, in Arrest.*)

*) Diese ganze Unterredung ist historisch. Siehe: Friedrich von Trenck's Lebensgeschichte. I. 43.

Und im Arrest blieb Friedrich von Trenck bis alle Vorbereitungen beendet waren, bis die Armee sich zum Ausmarsch bereitete und der König seine Officiere um sich versammelte, um ihnen zu sagen, daß die Zeit der Ruhe vorüber und sie wieder nach Schlesien ziehen wollten zum blutigen Kampf, und, will's Gott, zum freudigen Sieg!

Am Tage des Ausmarsches, wie gesagt, ward Friedrich von Trenck aus seinem Arrest entlassen. Der König empfing ihn mit einem gnädigen Lächeln und befahl ihm, in seinem unmittelbaren Gefolge zu bleiben.

Die Kameraden beneideten Trenck um diese königliche Gunst, um des Königs freundliches Lächeln, um die huldvollen Worte, welche er an diesem Tage mehr als einmal an Trenck richtete.

Niemand begriff, warum Trenck bei all' diesen Zeichen königlicher Gnade so traurig und schweigsam bleiben konnte. Niemand begriff, wie er, sonst einer der tapfersten und muthigsten Officiere, heute beim Ausmarsch mit gesenktem Kopf und heimlichen Seufzern, nicht stolz und hoch aufgerichtet, sondern in sich gesunken, träumend und sinnend auf seinem Pferde saß. Niemand begriff das, als der König, dessen zartfühlende Seele jede Regung verstand, für jeden Schmerz ein Bedauern hatte.

Sie Alle, welche heute da auszogen, hatten Abschied genommen von Denen, welche sie liebten, — Trenck allein nicht. Sie Alle nahmen einen Segen, einen Liebesgruß, einen letzten Kuß, einen letzten Händedruck, eine letzte Thräne mit in die Schlacht, — vielleicht in den Tod.

Trenck allein ging von dannen ohne Kuß und ohne Segen! Trenck allein hatte nicht Abschied genommen.

Und doch hatte schon das Glück von ihm Abschied genommen und die Liebe und die Hoffnung, und doch, wie er dahin reitet, dem Kampf, der Schlacht, dem Sieg entgegen, doch hat er keine Zukunft mehr!

Thränen folgen ihm nach, Thränen werden seine Zukunft sein!

XXXI.

Die Schauspieler in Halle.

Unmuthig ging der Herr Professor Gotthilf August Franke in seinem Studirzimmer auf und ab. Seine Stirn war dicht umwölkt und ein heiliger Zorn blitzte aus seinen Augen. Und doch war der Herr Professor Franke ein sehr heiliger Mann, und die frommen Leute in Halle nannten ihn ihren Herrn und Meister, und die Pietisten zählten ihn zu ihren eifrigsten Streitern und zu ihren gelehrtesten Vorkämpfern. Es mußte daher etwas sehr Wichtiges, sehr Verderbliches sein, was den frommen Professor so in Harnisch gesetzt und ihn so ganz und gar seiner christlichen Freundseligkeit und seines gewohnten gottseligen Lächelns vergessen ließ.

Selbst als die Thür sich jetzt öffnete und zwei seiner Herren Collegen zu dem würdigen Professor eintraten, erheiterte sich sein Antlitz nicht und die düstere Wolke wich nicht von seiner Stirn. Aber auch die Gesichter der beiden Collegen waren trübe und sorgenvoll, auch ihre Stirnen waren bewölkt und zeugten von dem tiefen Unmuth, der ihr Inneres erfüllte.

Seufzend und mit einem vielsagenden Kopfschütteln reichte Franke den beiden Herren seine Hand dar.

Ich danke Ihnen, würdige Freunde und Amtsgenossen, daß Sie meiner Einladung Folge geleistet und die Güte gehabt haben, zu mir zu kommen, sagte Franke feierlich. Es ist eine schlimme traurige Zeit, in der die Gerechten und Frommen einig und treulich zu einander halten müssen, um der Sünde und dem Uebermuth der üppigen Weltkinder widerstehen zu können. O, Freunde, wie verderbt ist unsere Zeit, und wie wenig verdienen die Menschen im Grunde, daß wir uns ihrer erbarmen und sie zu erlösen trachten von der Sünde. Aber Gott hat uns zu dieser Aufgabe berufen und so müssen wir als getreue Knechte die Befehle unsers Herrn erfüllen. Die Antwort des General-Directoriums auf unsere Supplik ist heute bei mir, als dem zeitigen Rector unserer Universität, eingetroffen.

Ah, endlich also, rief Herr Professor Biermann. Endlich stehen wir am Ziele, und dieses Aergerniß, das uns seit Wochen heimsucht, wird aufhören.

Und der Teufel wird heulend entweichen müssen von dem heiligen Kreuze, daß wir ihm entgegenhalten wollen! rief Herr Professor Heinrich mit näselndem Ton.

Professor Franke seufzte tief. Meine würdigen Freunde, sagte er, nicht immer lohnt der Beifall der Könige das gerechte Wollen der würdigen Diener des Herrn. Der König Friedrich der Zweite, an welchen das General-Directorium Bericht über unsere Eingabe gesandt hatte, der König hat unser Gesuch abgeschlagen.

Abgeschlagen! riefen beide Professoren mit dem Ausdruck staunenden Entsetzens.

Abgeschlagen, ja! Der König läßt uns durch das General-Directorium zu wissen thun, daß die Bitte des Senats der Universität Halle, es möchten die Schauspieler aus unserem Musensitz entfernt werden, nicht berücksichtigt werden könne, daß man vielmehr, um in dieser Sache weiter zu entscheiden, erst abwarten müsse, ob dieses Comödiantenvolk hier in Halle wirklich zu Unordnungen Veranlassung gebe, und daß nur erst, wenn wirklich ein derartiger Fall vorliege, wir uns wieder mit einer Beschwerde an das geistliche Departement wenden dürften.*)

Das ist eine unerhörte Ungerechtigkeit, rief der Professor Biermann.

Ein neues Zeichen von der Gottlosigkeit und Freigeisterei des Königs, seufzte Professor Heinrich. Wahrlich, dieser König hat es darauf abgesehen, die heilige Kirche zu stürzen und die frommen Diener des Herrn zu Märtyrern ihres Glaubens zu machen. Haben doch sogar die drei frommen Geistlichen, welche in Königsberg gegen die Comödie predigten, vom König eigenhändig einen derben Verweis bekommen, ebenso die frommen und pflichtgetreuen Seelsorger dort, welche in ächtchristlicher Entrüstung über solch gottloses Gewerbe einem Schauspieler auf seinem

*) Büsching: Charakter Friedrichs des Zweiten. S. 55.

Sterbebett das Abendmahl versagten. Mein Bruder ist einer von diesen vier Geistlichen, und er hat mir gestern in einem Briefe ausführlichen Bericht über diese Sache gegeben. Der König hat den vier frommen Dienern Gottes durch das General-Directorium eine höchst unziemliche und unehrerbietige Antwort ertheilt, er ist sogar soweit gegangen, ihnen mit sofortiger Absetzung zu drohen, wenn sie nicht zu Jedermann, er sei wer er sei, gleichviel welchem Stande er angehöre, sich hinbegeben, sobald er ihren Zuspruch verlange und ihren Beistand vonnöthen habe. Ja, der König hat sogar befohlen, daß die Comödianten, als seien sie ehrliche Menschen, auf den christlichen Kirchhöfen begraben werden dürfen.*)

Das ist unerhört, seufzte Professor Franke.

Das ist eine Gotteslästerung! stöhnte Professor Biermann. Eine Gotteslästerung, für welche der Herr der Heerschaaren den König eines Tages strafen und zur Rechenschaft ziehen wird.

Vergessen wir indeß nicht, daß wir von unserm angestammten Herrn und König sprechen, sagte Professor Franke ängstlich.

Vergißt er denn nicht, daß selbst ein König den Dienern Gottes Ehrfurcht schuldig ist? fragte Biermann. Verfolgt er nicht ganz systematisch die heilige Kirche und uns, ihre frommen und untadelhaften Diener?

Ja, ja, es ist seine Absicht, uns Alle zu vernichten, stöhnte Heinrich. Es ist seine Absicht, die Kirche zu zertrümmern, und aus den Trümmern derselben sich unheilige Tempel der Freude und heidnische Gotteshäuser aufzurichten. Schaut nur um Euch und Ihr werdet sehen, wie er aller Orten das wahre Christenthum und die frommen Priester des Herrn verfolgt, schaut um Euch und seht, wie er mit all seinen neuen Gesetzen der guten alten Zeit, der Zucht und Ordnung, der Ehrbarkeit und Frömmigkeit Hohn spricht, und es ganz und gar darauf angelegt hat, der ganzen Welt zu zeigen, daß er die Kirche und deren Priester verachtet. Nicht ein einziges Mal seit seiner Thronbesteigung ist er zum heiligen Abendmahl gegangen, einer Predigt hat er nur dann und wann und nur pro Forma beigewohnt. Ueberall hat er die Einkünfte der Kirchen beschränkt, und statt dem Unwesen der Secten zu steuern und ihre frevelhaften Neuerungen mit einem gerechten Bannstrahl zu belegen, hat er ihnen erlaubt, frei sich zu entwickeln und frei und offen ihre Lehre zu verkünden. Den Katholiken hat er freie Ausübung ihrer Religion erlaubt, ja, es geht sogar das Gerücht, daß er ihnen gestatten wolle, in Berlin, dem Herzen des protestantischen Preußens, sich eine Kirche zu bauen. Der Brüderunität in Schlesien hat er eine Generalconcession ertheilt und ihnen volle Freiheit zur Uebung ihres Gottesdienstes gewährt.*) Dagegen hat er die häuslichen Religionsandachten, die Abendpredigten in den Kirchen untersagt, den Priestern das Proselytenmachen verboten, und um der christlichen Religion die größte Gefahr zu bereiten, den Freidenkern und sogenannten Philosophen die Erlaubniß gegeben, frei und sonder Scheu ihre gottesleugnerischen Meinungen zu äußern. Wolf, den der fromme König Friedrich Wilhelm des Landes verwiesen, hat er zurückgerufen und dabei noch vermeint, daß dies ein rechter Vorkämpfer der Wahrheit sei.**) Als ob die Wahrheit anderswo wurzeln könne, als in dem strengen, orthodoxen Christenthume, welches nicht philosophirt, sondern glaubt, und sich einfach und schlicht an die heilige Schrift und die frommen Kirchenväter hält.

Die beiden Professoren hatten der langen, athemlosen Rede ihres Collegen mit einiger Ungeduld zugehört, und ließen ihn jetzt, als er schwieg und sie Beide triumphirend anblickte, nicht die Zeichen des Beifalls und der Bewunderung sehen, welche er erwartet hatte.

Das Alles ist wahr, sagte Franke, aber diese Erörterungen führen uns ein wenig zu weit von dem eigentlichen Zweck unseres Gespräches ab. Es handelt sich hier um einen speciellen Fall, es handelt sich um die abweisende Antwort, welche der König auf das Gesuch unsers Senats ertheilt hat, um die Verweigerung unserer einfachen und gerechten Bitte: das fernere Spielen dieser Comödiantenbande, dieses hergelaufenen Gesindels, zu verbieten. Der König hat uns dies Gesuch abgeschlagen, das ist allerdings der ganzen Stadt, der ganzen Studentenschaft gegenüber eine große Niederlage für unsern Senat, denn wir hatten die Erfüllung unserer Bitte für ganz gewiß erachtet. Wir hatten davon wie von einer ausgemachten Sache gesprochen, und nun werden wir es dulden müssen, daß man uns verlacht und verhöhnt.

Möchte man das immerhin, sagte Biermann, was kümmert uns das Gespötte der kleinen unwissenden Menschen, deren erbärmliche Schwäche doch gar nicht im Stande ist, den Thron wankend zu machen, den wir uns auf der Höhe der Wissenschaft,

*) Preuß: Friedrich der Große. III. 368.

*) Büsching, Character Friedrich des Großen. S. 132 fg.

**) Ueber den Philosophen Wolf schrieb der König an den Probst Reinbeck: Ich bitte Ihn, sich um des Wolf willen Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebt, muß unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden, und glaube ich, daß Er eine Conquête im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn Er den Wolf hierher persuadirt. Büsching, S. 42.

XXXI.

Die Schauspieler in Halle.

Unmuthig ging der Herr Professor Gotthilf August Franke in seinem Studirzimmer auf und ab. Seine Stirn war dicht umwölkt und ein heiliger Zorn blitzte aus seinen Augen. Und doch war der Herr Professor Franke ein sehr heiliger Mann, und die frommen Leute in Halle nannten ihn ihren Herrn und Meister, und die Pietisten zählten ihn zu ihren eifrigsten Streitern und zu ihren gelehrtesten Vorkämpfern. Es mußte daher etwas sehr Wichtiges, sehr Verderbliches sein, was den frommen Professor so in Harnisch gesetzt und ihn so ganz und gar seiner christlichen Freundseligkeit und seines gewohnten gottseligen Lächelns vergessen ließ.

Selbst als die Thür sich jetzt öffnete und zwei seiner Herren Collegen zu dem würdigen Professor eintraten, erheiterte sich sein Antlitz nicht und die düstere Wolke wich nicht von seiner Stirn. Aber auch die Gesichter der beiden Collegen waren trübe und sorgenvoll, auch ihre Stirnen waren bewölkt und zeugten von dem tiefen Unmuth, der ihr Inneres erfüllte.

Seufzend und mit einem vielsagenden Kopfschütteln reichte Franke den beiden Herren seine Hand dar.

Ich danke Ihnen, würdige Freunde und Amtsgenossen, daß Sie meiner Einladung Folge geleistet und die Güte gehabt haben, zu mir zu kommen, sagte Franke feierlich. Es ist eine schlimme traurige Zeit, in der die Gerechten und Frommen einig und treulich zu einander halten müssen, um der Sünde und dem Uebermuth der üppigen Weltkinder widerstehen zu können. O, Freunde, wie verderbt ist unsere Zeit, und wie wenig verdienen die Menschen im Grunde, daß wir uns ihrer erbarmen und sie zu erlösen trachten von der Sünde. Aber Gott hat uns zu dieser Aufgabe berufen und so müssen wir als getreue Knechte die Befehle unsers Herrn erfüllen. Die Antwort des General-Directoriums auf unsere Supplik ist heute bei mir, als dem zeitigen Rector unserer Universität, eingetroffen.

Ah, endlich also, rief Herr Professor Biermann. Endlich stehen wir am Ziele, und dieses Aergerniß, das uns seit Wochen heimsucht, wird aufhören.

Und der Teufel wird heulend entweichen müssen von dem heiligen Kreuze, daß wir ihm entgegenhalten wollen! rief Herr Professor Heinrich mit näselndem Ton.

Professor Franke seufzte tief. Meine würdigen Freunde, sagte er, nicht immer lohnt der Beifall der Könige das gerechte Wollen der würdigen Diener des Herrn. Der König Friedrich der Zweite, an welchen das General-Directorium Bericht über unsere Eingabe gesandt hatte, der König hat unser Gesuch abgeschlagen.

Abgeschlagen! riefen beide Professoren mit dem Ausdruck staunenden Entsetzens.

Abgeschlagen, ja! Der König läßt uns durch das General-Directorium zu wissen thun, daß die Bitte des Senats der Universität Halle, es möchten die Schauspieler aus unserem Musensitz entfernt werden, nicht berücksichtigt werden könne, daß man vielmehr, um in dieser Sache weiter zu entscheiden, erst abwarten müsse, ob dieses Comödiantenvolk hier in Halle wirklich zu Unordnungen Veranlassung gebe, und daß nur erst, wenn wirklich ein derartiger Fall vorliege, wir uns wieder mit einer Beschwerde an das geistliche Departement wenden dürften.*)

Das ist eine unerhörte Ungerechtigkeit, rief der Professor Biermann.

Ein neues Zeichen von der Gottlosigkeit und Freigeisterei des Königs, seufzte Professor Heinrich. Wahrlich, dieser König hat es darauf abgesehen, die heilige Kirche zu stürzen und die frommen Diener des Herrn zu Märtyrern ihres Glaubens zu machen. Haben doch sogar die drei frommen Geistlichen, welche in Königsberg gegen die Comödie predigten, vom König eigenhändig einen derben Verweis bekommen, ebenso die frommen und pflichtgetreuen Seelsorger dort, welche in ächtchristlicher Entrüstung über solch gottloses Gewerbe einem Schauspieler auf seinem

*) Büsching: Charakter Friedrichs des Zweiten. S. 55.

Sterbebett das Abendmahl versagten. Mein Bruder ist einer von diesen vier Geistlichen, und er hat mir gestern in einem Briefe ausführlichen Bericht über diese Sache gegeben. Der König hat den vier frommen Dienern Gottes durch das General-Directorium eine höchst unziemliche und unehrerbietige Antwort ertheilt, er ist sogar soweit gegangen, ihnen mit sofortiger Absetzung zu drohen, wenn sie nicht zu Jedermann, er sei wer er sei, gleichviel welchem Stande er angehöre, sich hinbegeben, sobald er ihren Zuspruch verlange und ihren Beistand vonnöthen habe. Ja, der König hat sogar befohlen, daß die Comödianten, als seien sie ehrliche Menschen, auf den christlichen Kirchhöfen begraben werden dürfen.*)

Das ist unerhört, seufzte Professor Franke.

Das ist eine Gotteslästerung! stöhnte Professor Biermann. Eine Gotteslästerung, für welche der Herr der Heerschaaren den König eines Tages strafen und zur Rechenschaft ziehen wird.

Vergessen wir indeß nicht, daß wir von unserm angestammten Herrn und König sprechen, sagte Professor Franke ängstlich.

Vergißt er denn nicht, daß selbst ein König den Dienern Gottes Ehrfurcht schuldig ist? fragte Biermann. Verfolgt er nicht ganz systematisch die heilige Kirche und uns, ihre frommen und untadelhaften Diener?

Ja, ja, es ist seine Absicht, uns Alle zu vernichten, stöhnte Heinrich. Es ist seine Absicht, die Kirche zu zertrümmern, und aus den Trümmern derselben sich unheilige Tempel der Freude und heidnische Gotteshäuser aufzurichten. Schaut nur um Euch und Ihr werdet sehen, wie er aller Orten das wahre Christenthum und die frommen Priester des Herrn verfolgt, schaut um Euch und seht, wie er mit all seinen neuen Gesetzen der guten alten Zeit, der Zucht und Ordnung, der Ehrbarkeit und Frömmigkeit Hohn spricht, und es ganz und gar darauf angelegt hat, der ganzen Welt zu zeigen, daß er die Kirche und deren Priester verachtet. Nicht ein einziges Mal seit seiner Thronbesteigung ist er zum heiligen Abendmahl gegangen, einer Predigt hat er nur dann und wann und nur pro Forma beigewohnt. Ueberall hat er die Einkünfte der Kirchen beschränkt, und statt dem Unwesen der Secten zu steuern und ihre frevelhaften Neuerungen mit einem gerechten Bannstrahl zu belegen, hat er ihnen erlaubt, frei sich zu entwickeln und frei und offen ihre Lehre zu verkünden. Den Katholiken hat er freie Ausübung ihrer Religion erlaubt, ja, es geht sogar das Gerücht, daß er ihnen gestatten wolle, in Berlin, dem Herzen des protestantischen Preußens, sich eine Kirche zu bauen. Der Brüderunität in Schlesien hat er eine Generalconcession ertheilt und ihnen volle Freiheit zur Uebung ihres Gottesdienstes gewährt.*) Dagegen hat er die häuslichen Religionsandachten, die Abendpredigten in den Kirchen untersagt, den Priestern das Proselytenmachen verboten, und um der christlichen Religion die größte Gefahr zu bereiten, den Freidenkern und sogenannten Philosophen die Erlaubniß gegeben, frei und sonder Scheu ihre gottesleugnerischen Meinungen zu äußern. Wolf, den der fromme König Friedrich Wilhelm des Landes verwiesen, hat er zurückgerufen und dabei noch vermeint, daß dies ein rechter Vorkämpfer der Wahrheit sei.**) Als ob die Wahrheit anderswo wurzeln könne, als in dem strengen, orthodoxen Christenthume, welches nicht philosophirt, sondern glaubt, und sich einfach und schlicht an die heilige Schrift und die frommen Kirchenväter hält.

Die beiden Professoren hatten der langen, athemlosen Rede ihres Collegen mit einiger Ungeduld zugehört, und ließen ihn jetzt, als er schwieg und sie Beide triumphirend anblickte, nicht die Zeichen des Beifalls und der Bewunderung sehen, welche er erwartet hatte.

Das Alles ist wahr, sagte Franke, aber diese Erörterungen führen uns ein wenig zu weit von dem eigentlichen Zweck unseres Gespräches ab. Es handelt sich hier um einen speciellen Fall, es handelt sich um die abweisende Antwort, welche der König auf das Gesuch unsers Senats ertheilt hat, um die Verweigerung unserer einfachen und gerechten Bitte: das fernere Spielen dieser Comödiantenbande, dieses hergelaufenen Gesindels, zu verbieten. Der König hat uns dies Gesuch abgeschlagen, das ist allerdings der ganzen Stadt, der ganzen Studentenschaft gegenüber eine große Niederlage für unsern Senat, denn wir hatten die Erfüllung unserer Bitte für ganz gewiß erachtet. Wir hatten davon wie von einer ausgemachten Sache gesprochen, und nun werden wir es dulden müssen, daß man uns verlacht und verhöhnt.

Möchte man das immerhin, sagte Biermann, was kümmert uns das Gespötte der kleinen unwissenden Menschen, deren erbärmliche Schwäche doch gar nicht im Stande ist, den Thron wankend zu machen, den wir uns auf der Höhe der Wissenschaft,

*) Preuß: Friedrich der Große. III. 368.

*) Büsching, Character Friedrich des Großen. S. 132 fg.

**) Ueber den Philosophen Wolf schrieb der König an den Probst Reinbeck: Ich bitte Ihn, sich um des Wolf willen Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebt, muß unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden, und glaube ich, daß Er eine Conquête im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn Er den Wolf hierher persuadirt. Büsching, S. 42.

des Glaubens und der Erkenntniß aufgerichtet haben, und deren Gespött ungehört zu unsern Füßen verklingt. Aber der Glaube, die Kirche, die Wissenschaft ist durch dieses Ereigniß gefährdet, und das ist es, was mich traurig und besorgt macht.

Und das ist auch das Traurige, seufzte Professor Heinrich. Die Studenten haben gar nicht mehr Sinn und Gedanken für etwas Anderes, als für dieses triviale Schauspiel. Sie vernachlässigen ihre Studien, sie versäumen ihre Collegia, und statt, wie sich das gebührt, ihr Geld für ihr Studium zu verwenden und die Collegia zu belegen, geben sie es für Theaterbillets aus und für Blumen und Kränze, mit denen sie, o unerhörter Scandal! die Frauenzimmer auf der Bühne bewerfen.

Ich habe in meinem Collegium nur drei zahlende Zuhörer in diesem Semester, seufzte Professor Biermann.

Ich, welcher sonst immer ein überfülltes Auditorium hatte, habe dies Mal kaum so viel Zuhörer, um mit Anstand lesen zu können, sagte Professor Franke, und von diesen Zuhörern hat kein Einziger gezahlt, sondern es ist Allen das Honorar gestundet.

Aber das geht nicht, das kann nicht gehen! wimmerten alle Drei. Was soll aus der Wissenschaft werden, wenn ein solcher Unfug einreißt, und die Professoren entweder vor leeren Bänken oder nur vor zahlungsunfähigen Schülern lesen müssen.

Ich hatte ein Privatissimum angekündigt über die Mysterienspiele des Mittelalters, sagte Professor Biermann. Bei der allgemeinen Begeisterung für das Theater hoffte ich damit etwas zu machen und die Studenten anzuziehen. Umsonst, kein Einziger hat belegt, sie tragen ihr Geld Abends zur Theaterkasse, statt Morgens auf die Universitäts-Quästur. Sie —

Eben öffnete sich die Thür und die eintretende Magd meldete, daß unten ein Herr stehe, welcher sich Eckhof nenne, und durchaus den Herrn Professor Franke zu sprechen verlange.

Eckhof! riefen alle Drei entsetzt, und die Augen der beiden Freunde richteten sich mit mißtrauischen Blicken auf Franke, welcher indessen diese Blicke mit stolzer Ruhe ertrug.

Eckhof! Sie verkehren mit Eckhof?

Dieser Schauspieler darf es wagen, Ihre Schwelle zu betreten?

Er wagt es wenigstens, rief Franke mit edlem Zorn. Er hat den frechen Muth, sich zu mir zu drängen. Nun wohl, hören wir, was ihn dazu berechtigt. Lassen wir ihn eintreten.

Er nickte der Magd zu, und diese ging hinaus, den Herrn Eckhof zu benachrichtigen.

Die drei Professoren nahmen eine ernste und strenge Miene an, und setzten sich auf die hohen, mit schwarzem Leder bezogenen Stühle, mit denen das Studirzimmer des gelehrten Herrn geschmückt war. Die Thür öffnete sich jetzt und mit lächelndem Antlitz und strahlenden Augen trat Eckhof herein. Seine hohe, kraftvolle Gestalt, seine edle, freie und ungezwungene Haltung, sein offenes schönes Angesicht, das Alles contrastirte seltsam zu diesen steifen, zusammengenommenen, ernsten Männern, deren Stirnen dicht bewölkt, deren Blicke düster und unfreundlich waren.

Nicht Einer von ihnen stand auf, den Eintretenden willkommen zu heißen. Wie die drei Männer des heiligen Vehmgerichts saßen sie da. Eckhof war in ihren Augen nur der Delinquent, den sie zu verhören und zu verurtheilen hatten.

Eckhof ging gerade auf Franke hin, und indem er sich tief vor ihm verneigte, reichte er ihm die Hand dar.

Erlauben mir Eure Magnificenz, sagte er, daß ich Ihre Hand berühre. Es ist ein Gruß, welchen die Kunst durch mich, ihren unwürdigen Vertreter, der Wissenschaft in Ihnen, ihrer erhabenen und ruhmwürdigen Leuchte, darbringen möchte.

Aber Herr Professor Franke nahm diese Hand nicht an, er erhob sich nur von seinem Sitz und sagte: Darf ich fragen, welchem seltsamen Zufall ich die Ehre Ihres Besuches zu danken habe?

Eckhof sah ihn befremdet an und ließ mit einem schmerzlichen Erstaunen seine Hand sinken. Ah, Magnificenz nennen das einen Zufall, daß ich hier bin? sagte er. Es befremdet Sie, daß der Schauspieler zu dem erhabenen Rector der Universität kommt? Aber was wollen Sie, mein Herr, der Künstler ist doch immer der rechte, obwohl jüngere Bruder des Gelehrten, und wenn die Wissenschaft nichts wissen will von der Kunst, und die Kunst nichts weiß von der Wissenschaft, so ist das für Beide ein trauriges Zeichen ihren Verfalles und ihrer Entartung.

Die drei Professoren sahen sich einander mit wahrem Entsetzen an, aber diese Frechheit des Schauspielers machte sie stumm, und ließ sie keine Worte finden, ihre Indignation zu äußern.

Ich bin gekommen, Eure Magnificenz um eine Gunst zu bitten, fuhr Eckhof fort, und ich erlaube mir, diese beiden würdevollen Herren in meine Bitte mit hineinzuziehen. Es ist heute mein Benefiz, und ich habe zu demselben mir des erhabenen Voltaire's wundervolle Tragödie „Britannicus" auserwählt und selber eine Uebersetzung derselben gewagt. Ich glaube, daß das Publikum, welches meine Darstellungen in Halle mit so seltener Gunst beglückt, an diesem erhabenen Dichtwerk einen neuen hohen Genuß haben und zahlreich wie immer herbeiströmen wird zu diesem neuen Stück. Bereits sind alle Billets zu dem

heutigen Abend verkauft, und zu meiner Freude sind über zweihundert derselben von Studenten, diesen rechten und ächten Jüngern der Kunst, entnommen worden. Damit aber der Abend seine rechte Weihe empfange, fehlt mir noch Eins, fehlt mir die Gegenwart des würdigen Herrn Rector Magnificus, die Gegenwart der Professoren, der ehrfurchtgebietenden Männer der Wissenschaft. Deshalb, Magnificenz, deshalb komme ich her. Ich wollte Sie ersuchen, meinem Benefiz heute Abend die Ehre Ihrer Gegenwart zu schenken, und einige der Herren Professoren, die hier gegenwärtigen zum Beispiel, zu veranlassen, daß sie Eure Magnificenz ins Theater begleiten.

Zu diesem Zweck erlaube ich mir hier sechs Billets hinzulegen, durch deren Gebrauch mich Eure Magnificenz außerordentlich erfreuen würden.

Und mit einem anmuthigen Lächeln sich verneigend, legte Eckhof auf den mit Folianten und Schriften bepackten Tisch seine sechs Logenbillets, welche sich da gar seltsam und unglücklich ausnahmen zwischen den Folianten und dem von Gelehrsamkeit geschwängerten Staub des Tisches.

Professor Franke's Stirn hatte sich noch tiefer umwölkt und sein sonst so kaltes und stumpfes Auge schoß jetzt Blitze.

Sie glauben also alles Ernstes, mein Herr, daß ich, der Rector der Universität, der Professor der Theologie, ich der Doctor philosophiae Gotthilf August Franke, in das unheilige, dem Teufel verfallene Comödienhaus gehen soll? fragte er mit hartem, strengem Ton. Sie halten es für möglich, daß diese beiden Herren, beide Professoren der Gottesgelehrsamkeit wie ich selber, diesem frivolen und verdammenswerthen Commödiantenwesen ihr Auge und Ohr leihen könnten? Nein, mein Herr, wie entartet, herabgekommen und entchristlicht unsere Zeit auch immer sein mag, dahin ist es noch nicht gekommen, daß die Männer Gottes, daß die Theologen in die Höhlen des Lasters sich begeben und den weltlichen und trivialen Kunststücken zuschauen sollten, welche es Ihnen freilich beliebt mit dem edlen Namen der Kunst zu bezeichnen.

Ueber Eckhof's edles Antlitz flog ein Ausdruck tiefer Trauer und ein schwermüthiges Lächeln umspielte seine schmalen Lippen. Die beleidigenden und stolzen Worte des gelehrten und frommen Herrn hatten indeß ihn weder gedemüthigt, noch verwundet, sie hatten ihn nur traurig gemacht, und das weniger um seinetwillen, als um dessentwillen, der sie gesprochen hatte.

Immer dieselbe Unduldsamkeit, dieselbe Aufgeblasenheit, sagte er leise vor sich hin. Dann richtete

er sein Haupt stolzer empor und seine flammenden Blicke ruhten wie Dolchspitzen auf den Gesichtern der gelehrten Herren.

Sie sprechen da sehr harte und sehr unchristliche Worte, mein Herr Rector, Professor und Doctor Franke, sagte er lächelnd, Worte, welche von einem Manne Gottes, der Wissenschaft und der feinern Weltbildung eigentlich niemals sollten gesprochen werden. Denn dem Manne Gottes ziemt die Duldsamkeit, dem Manne der Wissenschaft die richtige Erkenntniß und dem Manne der feinern Weltbildung die Höflichkeit gegen Jedermann. Ich indessen, ich, welcher kein Professor der Theologie, kein Mann der Wissenschaft und vielleicht auch kein guter Christ bin, ich vergebe Ihnen Ihre beleidigenden Worte und sage gleich Christus: vergieb ihnen, Herr, denn sie wissen nicht, was sie thun.

Diese heiligen Worte werden indessen in dem Munde eines Comödianten zu einer Blasphemie, sagte Herr Professor Heinrich feierlich.

Und doch sage ich sie noch einmal, rief Eckhof. „Vergieb ihnen, Herr, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ Sie wissen nicht, daß sie sich selber richten, sich selber verdammen, indem sie mich zu richten, mich zu verdammen scheinen. Sie wissen nicht, daß sie über sich selber den Stab brechen, indem sie sich erlauben die Kunst, welche ebenso schön, ebenso heilig, ebenso göttlich ist, wie Ihre ganze Gottesgelehrtheit und Wissenschaft, die Kunst, welche Gott auf die Spitze seiner Schöpfung als deren strahlendste und duftigste Wunderblüthe gesetzt hat, die Kunst, sage ich, zu verachten und zu verspotten. Oder wollen Sie etwa im Ernst behaupten, daß die dramatische Kunst keine Kunst daß der Schauspieler kein Künstler sei? Ich sage Ihnen, ich bin ein Künstler, Gott hat meine Stirn gezeichnet mit dem heiligen Zeichen der Künstlerschaft, er hat mich gesegnet zu dem heiligen Unglück ein Künstler zu sein. Ja, ich bin ein Künstler, ich sage es Ihnen nicht im Uebermuth, sondern in der Demuth meines Herzens, welches erschauert vor dieser großen und heiligen Aufgabe, die Gott auf mein Haupt gelegt.

Gott, was hat Gott zu schaffen mit dem Comödiantenwesen! unterbrach ihn Professor Franke mit einem rauhen Lachen.

Gott ist überall und aller Orten! Gott ist in dem schmetternden Gesang der Nachtigall und dem Zirpen der Grille, Gott ist im Antlitz der Menschen und im Kelche der Blumen, Gott ist in Allem, was der Wahrheit, der Schönheit, der Natur, dem Gedanken angehört, also ist Gott vor allen Dingen in der Kunst. Nicht blos die Kirche ist ein Haus Gottes, sondern auch das Schauspielhaus, in der ersten wird Gott verkündet durch den Mund der Priester, in dem zweiten durch den Mund der Poesie. Ah, meine Herren, Sie nennen sich Professoren der Theologie, nun wohl, ich nenne mich Professor der Kunst, die Bühne ist mein Katheder, das Publikum ist mein Auditorium, und beim Himmel, es fragt sich, wo mehr Schauspielerei herrscht, auf den Kanzeln und dem Katheder, oder auf der Bühne!

Nun wahrlich, das geht zu weit! rief Herr Professor Franke. Sie erkühnen sich, das Schauspielhaus eine Kirche zu nennen und sich selber den Männern der Wissenschaft und Gelehrsamkeit gleichzustellen! Sie wissen also nicht, daß die Histrionen von jeher verachtete und verworfene Geschöpfe waren, unehrlich in ihrem Leben, unehrlich in ihrem Tode?

Ich weiß, daß die größten Geister aller Zeiten für die Histrionen gearbeitet haben, rief Eckhof stolz. Ich weiß, daß Aeschylus und Sophocles, Aristophanes und Euripides nimmer so berühmt und groß geworden wären ohne die Histrionen, welche das Volk für diese erhabenen Dichterwerke begeisterten, ich weiß, daß England's Shakespeare und Frankreich's Molière auch Histrionen waren, auch zu diesen verachteten und verworfenen Geschöpfen gehörten, welche von den Thoren und Finsterlingen verdammt wurden und denen die engherzigen, kleinlichen und hochmüthigen Priester, welche sich die Diener des Gottes der Liebe nennen, nach ihrem Tode sogar noch die Ruhe des Grabes versagen wollten. Ich weiß auch, daß der Fluch uns zum Segen geworden ist, und daß unsere Kunst nur gedeihen konnte, wenn sie als Märtyrerin ihrer selbst sich stählte und stärkte an ihren eigenen Schmerzen, und sich tränkte mit ihren Thränen und ihrem eigenen Herzblut. Was groß ist, muß leiden und dulden, und was sich mächtig und glanzvoll emporringen soll aus dem Staub und der Erniedrigung, muß erst die Weihe des Unglücks und die Taufe der Thränen empfangen haben. — Aber wozu sage ich Ihnen das Alles, wozu rede ich zu Ihnen, denen die Gelehrsamkeit das Herz versteinert und die Frömmigkeit die Brust mit Anmaßung und Stolz angefüllt hat? Ich kam hierher, um zur Versöhnung die Hand zu bieten. Man hatte mir erzählt von den Zwistigkeiten und Mißstimmungen, welche, durch das Theater veranlaßt, zwischen den Professoren und den Studenten herrschten. Ich wollte versuchen, mit einem Lächeln der Kunst die Runzeln von der Stirn der Gelehrsamkeit zu verscheuchen, und bei den Studenten die Liebe zu den Wissenschaften neu zu entflammen, indem sie gewahren sollten, daß die Vertreter der Wissenschaft auch Liebe zu der Kunst zeigten. Sie, meine Herren, hatten nicht den feinen Tact und den guten Kopf, das zu begreifen, Sie haben die Hand der Versöh-

nung von sich gestoßen, Sie wollen den Krieg! Nun wohl, so sei es denn Krieg. Die Kunst hat ihre diamantenen Waffen, mit denen sie sehr wohl kämpfen kann gegen die gelehrte Dummheit und die unchristliche Frömmigkeit. Leben Sie wohl, meine würdigen und gelehrten Herren Professoren, leben Sie wohl, erhabene Histrionen der Studirstube, des Katheders und der Wissenschaft, leben Sie wohl!

Er verneigte sich tief, und ohne die vor Zorn und Indignation erstarrten Professoren nur eines Blickes zu würdigen, ging Eckhof hinaus, hinunter auf die Straße, wo Joseph Fredersdorf ihn erwartete.

Nun? fragte er lebhaft. Haben sie die Einladung angenommen?

Es ist Alles so gekommen, wie Du gesagt hast, Freund. Sie haben mich mit schnödem Hohn zurückgewiesen und mir stolz den Rücken zugewandt. Aber sie mußten doch hören, was ich ihnen darauf zu erwidern hatte, und ich denke, meine Worte werden ihren erhabenen langen Ohren einige Schmerzen bereitet haben.

Du wirst jetzt zugeben, daß ich Recht hatte, nicht an unser Glück in Halle zu glauben, und an das innige Zusammenhalten der Männer der Wissenschaft mit den Männern der Kunst?

Ja, Du hattest Recht, Joseph. Ich sehe das jetzt ein. Die Gelehrsamkeit dieser Männer ist ein erstarrter, blüthenloser Sumpf, in dem alle ihre besseren und menschlichen Gefühle zu Grunde gehen. Professoren nennen sie sich? Eunuchen sind sie, gar nicht im Stande, neue Menschen zu zeugen, sondern nur klaffend und zähnefletschend vor den todten Schätzen zu liegen, welche sie bewachen, und die ihnen je schöner und heiliger erscheinen, desto älter, bestäubter und unverständlicher sie sind. Komm, Joseph, wir haben nichts mehr zu schaffen mit diesen Männern der Wissenschaft, des Staubes und der Stubengelehrsamkeit, wir sind Künstler, uns gehört das Leben, die Jugend und die Zukunft, und die ganze Welt ist unser Auditorium! Komm, wir wollen in die Probe gehen, und beim Himmel, wir wollen unserm Auditorium heute Abend eine Vorlesung halten, deren jauchzender Widerhall die Herren Professoren wie ein Blitzstrahl zerschmettern soll.

Oben in dem Zimmer des Herrn Professor Franke waren indessen die drei gelehrten Herren in tiefer und ernster Berathung beisammen geblieben.

Heute Abend also ist sein Benefiz! brummte Professor Franke.

Zweihundert Studenten werden dort sein! seufzte Professor Biermann.

Und unsere Auditorien stehen leer! wimmerte Professor Heinrich.

Eine Pause trat ein. Dann erhob Herr Professor Franke sein gesenktes Haupt und blickte mit leuchtenden Augen auf seine Freunde hin.

Wir müssen einen energischen Entschluß fassen, sagte er. Wir müssen diesem Unwesen mit Gewalt Einhalt thun. Es ist ein Scandal für die Wissenschaft und die ganze Stadt, daß unsere Studenten den Histrionen nachlaufen und sich abwenden von den Professoren und ihrem Studium.

Ja, wir müssen dem Einhalt thun, sagte Biermann, denn nicht blos unser Ruf, sondern auch unsere Börse, und ich darf sagen, auch unser häusliches Glück leidet darunter. Ich habe meiner Frau die Collegiengelder ein für allemal angewiesen. Nun, in diesem Semester hat sie also fast gar nichts bekommen, und das fällt auf mich zurück. Sie ist sehr verstimmt, weil sie kein Taschengeld hat, und achtet mich weniger, weil ich keine Zuhörer habe.

Ich, der ich zum Glück keine Frau habe, sagte Professor Heinrich, ich pflegte für die Collegiengelder meinen Bedarf an Schnupftabak und Kanaster einzukaufen. Es studirt sich besser, der Geist ist frischer, wenn man seine Pfeife raucht und sein Gehirn mit einer Prise stärkt, ich muß mich aber nun in diesem Semester sehr in diesem Genusse beschränken, und meine Studien und meine Arbeiten leiden darunter.

Sie sehen also, wir müssen schleunigst diesem wuchernden Uebel abhelfen, rief Franke. Wir wollen noch heut einen Schritt dazu thun. Das General-Directorium hat entschieden, daß nur erst dann die Comödianten entfernt werden sollen, wenn ihr Hiersein zu einem öffentlichen Scandal Veranlassung gegeben hat. Nun wohl, rufen wir einen solchen öffentlichen Scandal ins Leben. Es werden heute Abend gegen zweihundert Studenten im Theater anwesend sein, wie dieser Herr Eckhof sagt. Daraus folgt, daß es noch einige hundert Studenten giebt, welche nicht da sein werden. Unter diesen werden sich ohne allen Zweifel einige entschlossene, kühne und fromme Jünglinge finden, welche Gott, die Wissenschaft und ihre Lehrer hoch genug achten, um in die Schranken zu treten gegen dieses unchristliche Comödiantenwesen, und im Namen der guten Sitte einen Scandal veranlassen. Wenn wir zum Beispiel einige solcher gutgesinnten Studenten bewegen könnten, heute Abend auch ins Theater zu gehen, und zu zischen und zu trommeln, wenn die andern Studenten klatschen und Bravo rufen, so würde das ohne Zweifel genügen, den gewünschten Lärm und das öffentliche Aergerniß hervorzurufen, und wir haben dem General-Directorium gegenüber, was wir brauchen.

Eine ganz vortreffliche Idee!

Nur fürchte ich, daß es schwer sein wird, Studenten zu finden, die sich in solche Gefahr begeben,

und ihre gesunden Glieder, ja vielleicht ihr Leben wagen wollen.

Wir müssen sie unter Denen suchen, in deren Vortheil es liegt, bei dem Rector Magnificus in Gunst zu stehen. Wir werden unsere Streiter also unter den Jünglingen suchen, welche Stipendien empfangen, und also ganz naturgemäß zu mir halten, weil es von mir abhängt, ihnen das Stipendium auch für das nächste Semester zu sichern. Auch giebt es einige Studenten, welche, nur der Wissenschaft lebend, diese eitle Kunst verachten und, wie ich mit Bestimmtheit weiß, niemals das Theater besuchen. Ich nenne Ihnen zum Beispiel den jungen und fleißigen Studenten Lupinus. An ihn werde ich mich wenden, und er wird ohne Zweifel meiner Aufforderung entsprechen. Er ist klein und schwächlich, das ist wahr, aber er steht in großem Ansehen unter der Studentenschaft, und es ist also gut, wenn er dabei ist. Außerdem kenne ich wohl noch fünf Studenten, auf welche wir sicher zählen können, und die uns behülflich sein werden, unser edles Ziel zu erreichen. Ihnen werde ich also diese Billets geben, welche der übermüthige Comödiant hier zurückgelassen hat. Es war sein Wunsch, daß dieselben von uns gebraucht werden sollten. Nun wohl denn, wir wollen sie gebrauchen, nur wollen wir es nicht zum Zweck dieses schnöden und sinnlichen Vergnügens thun, sondern im Dienste Gottes, der Wissenschaft und der Tugend.

Und weil dem so ist, wird Gott auch unser Bemühen segnen und es mit einem glücklichen Erfolg krönen! sagte Herr Professor Heinrich salbungsvoll, indem er dem Rector seine Hand darreichte.

XXXII.

Der Student Lupinus.

Allein und einsam wie immer saß der junge Lupinus in seinem Zimmer, vor seinem mit Büchern und Folianten bedeckten Schreibtisch. Sein Antlitz war noch bleicher und abgemagerter wie damals, als wir ihn in Berlin kennen lernten. Seine Augen, welche tief in ihren Höhlen lagen, waren umgeben von jenen traurigen, bläulichen Ringen, die immer der Widerschein innern Leidens zu sein pflegen. Seine bleichen Lippen waren fest und schmerzlich zusammengepreßt, und die schmale kleine Hand, mit welcher er sein armes blasses Haupt stützte, war von einer durchsichtigen Magerkeit und Weiße.

Lupinus arbeitete oder schien wenigstens zu arbeiten. Vor ihm lag einer jener ehrwürdigen, in Schweinsleder gebundenen Folianten, welche so sehr die Ehrfurcht und Achtung der Gelehrten erregen, und in denen die Quellen ihres Wissens und ihrer Forschungen sprudeln.

Die Blicke des jungen Mannes ruheten auf der vor ihm aufgeschlagenen Seite des Folianten. Aber so lange und so stätig, daß man wohl sah, wie er über dem Denken und Grübeln das Lesen vergessen hatte.

Welche Freude würden die Professoren gehabt haben, wenn sie ihn so, über den Folianten geneigt, ganz Andacht und Aufmerksamkeit, hätten sehen können!

Aber welches Entsetzen und welcher Abscheu würde sie ergriffen haben, wenn sie gewahrt hätten, was Lupinus eigentlich las, und welches unheilige Blatt da über der Ehrfurcht gebietenden Druckschrift ausgebreitet lag.

Dieses Blatt war ein Comödienzettel, der Comödienzettel des heutigen Abends, und auf ihm ruhten die Blicke des jungen Studenten Lupinus.

Nein, nein, sagte er nach langer Pause, ich werde nicht hingehen. Ich will mein Herz überwinden, wie ich es diese zwei langen, entsetzlichen Monate schon gethan habe. Ich will und darf Eckhof nicht wiedersehen, niemals wieder. Ich fühle, daß ich verloren wäre, wenn ich es thäte. Ah, als ob ich nicht ohnedies verloren bin. Als ob ich ihn nicht ewig vor mir sähe, als ob seine großen, brennenden Augen

nicht immer hier in meinem armen Herzen bohrten und glühten, als ob vor meinen Ohren nicht ewig seine sanfte melodische Stimme erklänge und mir das Grablied meiner Ruhe und meines Friedens sänge. Vergebens sträubte ich mich gegen mein Verhängniß, es ist doch über mich hereingebrochen und hat meine ganze Vergangenheit, meine ganze Zukunft

Natur mir vorgezeichnet, er hat die Natur seinem Willen unterordnen wollen, und ich bin das Opfer dieses egoistischen Willens geworden. Möge das Gott ihm vergeben. Wie Christus am Kreuze flehe auch ich: vergieb ihm, Gott, denn er wußte nicht, was er that! — Und jetzt, fuhr Lupinus nach einer Pause fort, jetzt genug der Klage und des Bedauerns!

zerschmettert. Möge mein Herz unter diesen Trümmern verbluten, ich darf und will nicht versuchen, es zu retten. Ich will ehrlich sterben, wie ich ehrlich gelebt habe. Nur möge mir Gott die Kraft verleihen, daß meine sterbenden Lippen meinem Vater nicht fluchen und ihn nicht anschuldigen. Er hat sich schwer an mir versündigt, er hat mich hinausgeschleudert aus den Bahnen, welche das Schicksal und die

Ich habe meinen Entschluß gefaßt, ich werde dieser Versuchung Widerstand leisten, ich werde nicht ins Theater gehen, denn niemals, o nein, niemals darf ich ihn wiedersehen!

Mit einer heftigen Bewegung nahm er den Theaterzettel und drückte die Stelle, wo der Name Eckhof stand, an die Lippen. Dann zerriß er das Papier in kleine Stückchen, die er mit einem trau-

rigen Lächeln über seinen Schreibtisch und seine Bücher ausstreute.

Das ist die Saat meiner Schmerzen, sagte er leise, möge sie aufgehen und sich entfalten zu einer Blume auf meinem Grabe. Aber so lange ich lebe, will ich kämpfen und standhaft sein. „Kräftig, tapfer und treu, bis ans Ende.“ Das sei die Devise, welche ich über mein Leben wie eine flatternde Fahne ausbreite, und unter der ich muthig streiten und ringen will mit der Welt und meinem eigenen Herzen. Ruhe, träume und stirb mein Herz, und Du, mein Geist, wache auf und tröste mich!

Er neigte seine Blicke wieder auf den vor ihm aufgeschlagenen Folianten und las. Dies Mal nicht blos mit seinen Augen, sondern auch mit seinem Geiste und seinen Gedanken.

Aber das dauerte nicht lange; ein leises Klopfen an seiner Thür störte ihn, und ehe er noch Zeit hatte aufzustehen, ward die Thür geöffnet und der Rector Magnificus Professor Franke trat herein. Mit einer seltenen Freundlichkeit und Herablassung begrüßte er den über diesen Besuch ganz erstaunten und sprachlosen Studenten, dessen Verwirrung dem Stolz des Rectors ein wohlwollendes Lächeln abgewann.

Mein Besuch scheint Sie zu überraschen, sagte er, und Sie finden vielleicht, es sei ungewöhnlich, daß der Rector der Universität zu einem Studenten komme. Aber was wollen Sie, junger Mann, Sie sind selber so ungewöhnlich, daß man, um Ihnen seine Beachtung und Anerkennung zu zeigen, auch zu ungewöhnlichen Mitteln seine Zuflucht nehmen muß. Sie sind der fleißigste, gelehrteste, ehrbarste und stillste Student unserer Hochschule. Man sieht Sie niemals in den Wirthshäusern, auf dem Fechtboden oder bei den lustigen Studentengelagen. Immer sind Sie einsam und nur mit Ihrer Wissenschaft und Ihren Studien beschäftigt. Deshalb sind Sie der Liebling und die Hoffnung aller Professoren und deshalb ist es, daß ich, der Rector Magnificus, persönlich komme, Ihnen meine Achtung zu beweisen.

Es ist dies eine Ehre, welche mich tief beschämt, sagte der junge Lupinus hoch erröthend, eine Ehre, derer ich mich kaum würdig fühle.

Ich will Ihnen noch einen größern Beweis meiner Achtung geben, fuhr der Professor fort. Ich will Sie zu meinem Vertrauten machen, und Sie Theil nehmen lassen an einer Intrigue, welche, so klein sie auch scheint, doch für die Wissenschaft von den größten und heilbringendsten Folgen sein wird.

Und mit beredten Worten setzte ihm Franke jetzt die Gefahr auseinander, mit welcher die Wissenschaft von der Anwesenheit der Comödianten bedroht werde, und von dem unheilvollen Einfluß, welchen das Theater auf die Studenten ausübe. Indem er ihm den Bescheid des General-Directoriums mittheilte, vertraute er ihm dann den Plan an, welchen die Professoren entworfen hatten, um heute den gewünschten Scandal herbeizuführen, und bei welchem Lupinus eine werkthätige Rolle spielen sollte.

Der junge Mann hörte der salbungsvollen Rede des Professors schweigend und wie erstarrt vor innerem Schrecken zu. Franke sah das nicht, er sah nicht die finstern, flammenden Blicke, welche Lupinus auf ihn schleuderte, er sah nicht, wie er allmälig erbleichte, und wie er seine zitternden Lippen fest aufeinander preßte, um die heftigen Worte vielleicht zurückzudrängen, die aus seiner Brust emporstiegen. Der Professor hörte sich selber zu, und bewunderte froh seine eigene eifervolle Redegewandtheit, wie hätte er da das Antlitz dieses Jünglings beobachten können, an dessen dienstbereiter Ergebenheit er gar nicht zweifelte, und dessen Weigerung ihm wie ein unglaubliches Märchen würde erschienen sein.

Auch weigerte sich Lupinus gar nicht. Er nahm ganz gelassen das dargereichte Billet an, und legte es, ohne irgend eine Erwiderung auf seinen Schreibtisch. Er hörte schweigend den weitern Auseinandersetzungen des Professors zu, und dieser nahm das Schweigen für eine ehrfurchtsvolle Zustimmung.

Als aber der Herr Rector sich endlich entfernt hatte und Lupinus allein war, da wich die Ruhe aus seinen Zügen und sein ganzes Wesen war jetzt Bewegung, Aufregung und Leidenschaft. Mit einer heftigen Bewegung nahm er das Theaterbillet und warf es zur Erde, um mit seinen Füßen darauf zu stampfen, und es den ganzen Zorn, die tiefe Verachtung empfinden zu lassen, welche er dem Professor nicht zu zeigen gewagt hatte.

Mich, mich wollen Sie zum Werkzeug dieser Erbärmlichkeiten machen! sagte er zähneknirschend. Weil ich zurückgezogen, einsam und freudenlos lebe, scheine ich Ihnen geeignet, eine solche Infamie auszuführen. Weil ich nicht ins Theater gehe, glauben sie, daß ich ein Verächter der Kunst bin, und sie, gleich ihnen, für eine Feindin der Wissenschaft halte. O, o, wie wenig kennen Sie mich, wie wenig verstehen es diese klugen und gelehrten Professoren, in den Herzen und den Gesichtern der Menschen zu lesen! — Aber wie, Eckhof ist in Gefahr, ich weiß es und soll schweigen? Eckhof wird bedroht von diesen engherzigen, aufgeblasenen Professoren, und ich soll ihn nicht warnen? Wäre das nicht Verrath, den ich an mir selber beginge, ein Verbrechen gegen die Kunst und mein eigenes, armes Herz?

Mit heftigen Schritten, mit keuchendem Athem ging er im Zimmer auf und ab, ringend mit den Gedanken und Entschlüssen, welche sein Innerstes bewegten und wie Orkane in ihm tobten und brau-

sten. Plötzlich blieb er stehen. Sein Antlitz strahlte jetzt von Entschlossenheit und Energie, seine Augen glänzten im Feuer der Begeisterung.

Ich wollte meine Sehnsucht und mein Herz der Pflicht zum Opfer bringen, sagte er, aber Gott hat mein Opfer nicht angenommen, Gott hat es verworfen und mir selber den Weg vorgezeichnet, den ich zu gehen habe! Ich will nicht der Theilnehmer dieser Verschwörung sein, wenn ich sie verschwiege, wäre ich es. Ich werde also nicht schweigen.

Mit einem glücklichen Lächeln nahm er seinen Hut, und seine Wohnung verlassend eilte er hinunter auf die Straße. Aber vor der Thür Eckhof's angelangt, zögerte er, und eine glühende Röthe, gefolgt von einer tödtlichen Blässe, übergoß sein Gesicht.

Nein, nein, flüsterte er leise, ich habe heute noch nicht die Kraft, ihn wiederzusehen. Ich würde sterben, wenn seine Augen mich anblickten. Ich will zu Fredersdorf gehen.

Der junge Joseph Fredersdorf, welcher jetzt aus einem Jünger der Wissenschaft sich in einen Jünger der Kunst verwandelt hatte, war zu Hause, und empfing Lupinus mit freudigem Erstaunen.

Der Heilige traut sich in die Höhle des Weltkindes, sagte er mit einem fröhlichen Lachen, der auf dem Dreifuß thronende Gelehrte steigt herab von seiner Höhe, um den Helden und Liebhaber der Theater- und Coulissenwelt aufzusuchen. Das ist ein unerhörtes Ereigniß, welches jedenfalls etwas zu bedeuten haben muß.

Sie spotten über mich und doch haben Sie dabei das Rechte getroffen, sagte Lupinus. Ja, es hat etwas zu bedeuten, daß ich hier bin, denn nicht ohne eine ernste Veranlassung würde ich, welcher so undankbar und schroff Ihre freundliche Annäherung zurückgewiesen hat, den Muth gefunden haben, zu Ihnen zu kommen. Aber ich weiß, daß Sie mir vergeben werden um des Zweckes willen, der mich zu Ihnen führt. Hören Sie mich an, und dann urtheilen Sie!

Mit hastigen Worten, oft unterbrochen von den Ausrufen Fredersdorf's, von den Ausbrüchen seines Unwillens und seines Zorns, erzählte ihm Lupinus von dem Besuch des Rectors und von dem Zweck desselben.

Das ist also eine Verschwörung in bester Form, sagte Joseph, als Lupinus geendet hatte, eine Verschwörung, um deretwillen, wenn sie von den Studenten ausginge, die Herren Professoren Zeter und Mordio schreien und die armen Jungen auf das Karzer schicken würden, wie sie es mir so oft gethan.

Eine Verschwörung, welche, wenn sie gelänge, die Entfernung der Schauspieler zur Folge haben würde, sagte Lupinus.

Sie darf also nicht gelingen. Wir müssen Alles anwenden, dies zu verhindern. Das Wichtigste ist, daß wir die übrigen Studenten ermitteln, welche der Herr Rector mit dieser ehrenvollen Aufgabe betraut hat. Diese müssen wir für uns zu gewinnen suchen, oder, wenn dies nicht gelingen will, am Besuch des Theaters verhindern.

Und wenn wir diese Studenten nicht ermitteln können?

Dann müssen wir geschehen lassen, was nicht zu ändern ist, aber wir müssen die üblen Folgen zu hintertreiben suchen. Wir müssen uns an den König wenden und ihm sagen, wer den Scandal veranlaßt hat, und, weshalb das geschehen ist. Der König ist gerecht, und wie ich glaube, den Schauspielern der Bühne mehr gewogen, als den Schauspielern der Kanzel und des Katheders. Zum Glück ist es nicht schwer zu dem König zu gelangen, am allerwenigsten für mich, dem Bruder des Geheimkämmerers. Sehen wir also den Dingen, welche da kommen sollen, mit Ruhe und Fassung entgegen. Seien wir thätig, besonnen und klug, und der Sieg wird auf unserer Seite sein. Jetzt aber, mein theurer Freund, denn Sie müssen es sich schon gefallen lassen, daß der ungelehrte und sehr wenig ehrbare Schauspieler Sie von heute an seinen theuersten und besten Freund nennt, jetzt wollen wir vor allen Dingen zu meinem Meister und Herrn, zu Eckhof gehen. Eckhof muß nicht allein diese Verschwörung, sondern auch Denjenigen kennen lernen, dem wir die Kenntniß derselben schulden. Eckhof muß Ihnen danken, und ich weiß, er wird das mit Freuden thun, denn er gehört zu den großen und edlen Seelen, welche es nicht scheuen, Andern verpflichtet zu sein und zur Dankbarkeit nicht zu stolz sind. Kommen Sie also zu Eckhof.

Er wollte Lupinus ungestüm mit sich fortziehen, dieser aber wehrte ihn sanft zurück. Nein, sagte er, ihm kann es gleichgültig sein, wer ihm diese Warnung gebracht, und ich habe es nicht gethan, um Dank zu erwerben, sondern um meinem Gewissen Genüge zu thun. Was soll ich bei Eckhof? Er würde spotten über den ungelenkigen, schüchternen und traurigen Studenten, und wie demüthig und unbedeutend ich immer sei, so will ich doch nicht, daß man über mich lache.

Glauben Sie wirklich, daß Eckhof das thun würde? Er, welcher die tiefste Verehrung, die heiligste Andacht hat für Alles, was der Kunst und der Wissenschaft angehört, für Alles, was natürlich und wahr, edel und gut ist? Er, welcher das Herz eines Kindes und die Liebeskraft einer Frau hat, er sollte Sie verlachen, weil Sie nicht sind, wie wir, das heißt, nicht leichtsinnig, übermüthig, unverständig und

thöricht, sondern weise und gelehrt, obwohl Sie ein Kind sind, treu und gut selbst gegen uns, welche Sie ohne Zweifel geringschätzen?

Ich? fragte Lupinus ganz erstaunt. Ich sollte Sie geringschätzen? Ach, Sie wissen also nicht, — aber nein, unterbrach er sich selber, wir sprechen über das Alles ein ander Mal. Heute haben wir Beide zu thun. Ich will versuchen, die Studenten zu ermitteln, welche der Herr Rector gewonnen hat, und Sie müssen zu Eckhof eilen, um mit ihm die nöthigen Verabredungen zu treffen.

Sie wollen mich also nicht zu ihm begleiten?

Nein, mein Freund, heute nicht! Lassen Sie uns erst die Begebenheiten dieses Abends abwarten, morgen vielleicht bitte ich Sie, mich zu ihm zu führen.

Das wäre einmal ein Triumph, den ich den Herren Zopfgelehrten wünsche. Herr Lupinus, die Leuchte der Wissenschaft, der berühmteste Arzt der Zukunft, Herr Lupinus, ein Freund der Schauspieler, ein Freund des verachtungswürdigen Renegaten der Gelehrsamkeit, Joseph Fredersdorf's! Hören Sie, Sie müssen mir den stolzen Triumph gönnen, drei Mal mit Ihnen Arm in Arm um den Marktplatz und den grünen Thurm zu gehen. Drei Mal hintereinander, versprechen Sie mir das?

Sorgen wir erst, daß der Plan der Professoren mißlingt, und die Schauspieler nicht aus Halle vertrieben werden.

Und wenn wir dies erreicht haben, dann wollen Sie mit mir Arm in Arm drei Mal um den Marktplatz gehen?

Nicht drei Mal nur, sondern so oft Sie wollen!

Nun habe ich die Kräfte eines Simson und die Schlauheit einer Delila, sagte Joseph mit komischem Pathos. Mit diesem Ziel vor Augen werde ich alle unsere Feinde besiegen.

XXXIII.

Der Scandal im Theater.

Die Stunde der Aufführung war gekommen. Ganz Halle schien heute in einer freudigen Erregung, und wie bei einer plötzlichen Völkerwanderung sah man ganze Schaaren von Menschen durch die Straßen dahineilen, dem kleinen, ärmlichen Schauspielhause zu, durch dessen weitgeöffnete Pforten sich die schwarze Menschenmasse ächzend und stöhnend, kreischend und fluchend, bittend und jammernd langsam vorwärts in das Haus hineinbewegte. Nicht wie in Berlin sah man hier glänzende Equipagen und Diener mit Fackeln die Pforten des Kunsttempels umlagern, sondern bescheiden und unscheinbar nahte sich Jeder zu Fuß, und höchstens begleitet von einem Diener, welcher die Stangenlaterne trug, oder einer Magd, welche ihrer alten, die kalte Luft des ungeheizten Theaters fürchtenden Herrin das „Feuerstübchen“*) mitbrachte, um in dieses düstere, schmucklose und baufällige Gebäude zu treten, das vor Kurzem noch ein Kornspeicher gewesen und jetzt zu einem improvisirten Schauspielhaus umgewandelt worden war. Das Publikum von Halle war kein glänzendes, festlich geschmücktes, kein Publikum der Mode und des guten Tons, sondern ein Publikum, welches, indem es kam, seine Vorurtheile und Abneigungen überwunden hatte, und im Theater nicht eine müssige Zerstreuung, eine bequeme Erheiterung, sondern einen ernsten Kunstgenuß, eine anregende, geisterweckende Unterhaltung suchte. Um so größer war also die Freude und der Triumph Eckhof's, ein solches Publikum sich erobert und in dieser Stadt ernster Bildung und tiefern wissenschaftlichen Sinnes sich Anerkennung und Bedeutung errungen zu haben. Zumeist verdankte er dies den Studenten, denn die Jugend ist immer kühn genug, das Vorurtheil zu verachten,

*) In Berlin ward im Jahre 1745 ein Verbot erlassen, keine Feuerstübchen mehr ins Theater mitzubringen, weil mehrmals schon die Kleider der Damen dadurch in Brand gerathen waren. Schneider, Geschichte der Berliner Oper. S. 20.

und hat immer ein offenes Auge, das Schöne zu erkennen, ein offenes Herz, seine Freude daran unverholen zu äußern. Eckhof, welcher damit angefangen hatte, der Liebling der Studenten zu werden, hatte damit aufgehört, der Liebling der ganzen Stadt, sogar der ehrsamen Spießbürger und „Philister", mit Ausnahme der Herren Professoren zu sein.

Ganz Halle also, wiederum mit Ausnahme der Professoren, wollte heute Abend Eckhof seine Liebe und Bewunderung bezeigen, indem es seinem Benefize beiwohnte, und sich Billets lösete zu dieser neuen, noch nie gesehenen Tragödie Voltaire's, dem Britannicus. Wäre das Schauspielhaus heute drei Mal so groß gewesen, es würde kaum genügt haben, um alle Diejenigen aufzunehmen, welche jetzt mit traurigen Gesichtern wieder von der Kasse zurücktraten und verstimmt heimwärts gingen, weil kein Billet mehr zu erlangen gewesen. Desto vergnügter und glücklicher waren Diejenigen, welche, bewaffnet mit einem Einlaßbillet und zwei kräftigen Ellenbogen, sich bereits in den Zuschauerraum hineingearbeitet hatten, und jetzt, athemlos auf die Bänke hinsinkend, ausruhten von dem gewichtigen Kampf.

Im Parterre gewahrte man dichtgedrängt die phantastischen, langbärtigen, jugendfrischen und kräftigen Gestalten der Studenten, deren funkelnde Augen und lachende Gesichter genugsam das Interesse verkündeten, das sie an dem heutigen Abend nahmen. Nur hier und da begegnete man unter ihnen einem ernsten, mißmuthigen Gesicht, einem finster blickenden Auge, aber Niemand achtete auf sie. Jeder war so sehr beschäftigt mit seiner eigenen, erwartungsvollen Freude, mit dem Anschauen der schönen jungen Frauen und Mädchen, welche allgemach jetzt die Logen füllten und schamvoll und erröthend vor den brennenden und dreisten Blicken der Studenten die Augen niederschlugen, mit dem Betrachten des geheimnißvollen Vorhanges, hinter dem das Glück und der Genuß dieses Abends sich noch verbarg, und durch dessen hier und da angebrachte kleine Oeffnungen man zuweilen das Auge irgend eines Künstlers oder einer Künstlerin gewahrte, die das wogende und plaudernde Publikum beobachtete, wie dieses den Vorhang beobachtete, Beide voller Erwartung der kommenden Dinge, Beide in höchster Aufregung und Spannung den nächsten Stunden entgegensehend. Niemand, wie gesagt, achtete auf diese wenigen, unter der Masse verstreuten Studenten mit den ernsten Gesichtern und den finster zusammengezogenen Augenbraunen, Niemand außer Lupinus. Er, welcher das Antlitz jedes Studenten vor seinem Forscherblick die Revue hatte passiren lassen, er hatte sehr bald an ihren Geberden und Augen die vom Professor Franke angeworbenen Studenten erkannt, deren Namen er vorher nicht zu ermitteln gewußt und die man daher vom Besuch des Theaters nicht hatte zurückhalten können. Ueberdies machten sie, welchen Professor Franke anvertraut, daß auch Lupinus zu den Verschworenen gehöre, ihm Zeichen des Einverständnisses und nickten ihm mit einem geheimnißvollen Lächeln zu. Einmal flüsterte ihm einer dieser Studenten zu: „Es wird ohne alle Frage zu einem heißen Kampf kommen, und ich fürchte sehr für uns, denn wir sind in der Minorität. Hast Du für alle Fälle Dein Rappier mitgebracht, Bruder Lupinus?" Aber ehe Lupinus antworten konnte, hatte eine neue Woge heranströmender Studenten den Frager von seiner Seite fortgetrieben. Diese neuangekommenen Studenten schienen indeß minder harmlos und freudig wie die Uebrigen. Ihre Blicke schienen drohend in der Menge nach irgend einem verborgenen Feind zu suchen, und wenn sich ihnen irgend ein verdächtiges Gesicht, ein zu beargwöhnender Student zeigte, so flüsterten sie untereinander und blickten mit herausforderndem Lachen nach ihren vermeintlichen Feinden hin. Aber den jungen Lupinus schienen auch sie zu den ihrigen zu rechnen, denn ihm nickten sie freundlich zu und drängten sich zu ihm, um ihm die Hand zu drücken und leise einige Worte des Beifalls und Lobes über seine Anwesenheit an ihn zu richten. Diese Studenten waren die näheren Freunde und Vertrauten Joseph Fredersdorf's. Ihnen hatte er die Gefahr mitgetheilt, welche die Schauspieler heute Abend bedrohte, sie hatte er zum Beistand derselben aufgefordert, nicht zu einem Beistand der Thatkraft und des Handelns, sondern zu einem Beistand des Stillseins und der Friedfertigkeit. Sie hatte er beschworen, die Ruhe des heutigen Abends aufrecht zu erhalten und dadurch die Intrigue der Professoren zu vereiteln, ihre jugendliche Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit zum geduldigen Ausharren zu sänftigen, und die Provocationen der händelsuchenden, von den Professoren angeworbenen Studenten nur mit dem Schweigen der Verachtung zu erwidern. Sie hatten ihm das zugesagt, und es war ihnen wirklich Ernst mit ihrem Versprechen gewesen. Das sah man an ihrer stillen ernsten Haltung, das hörte man an den friedfertigen, versöhnlichen Worten, welche sie hier und dort an die ihnen bekannten und nicht in das Geheimniß eingeweihten Studenten richteten, an dem Losungswort, welches sie überall hin verbreiteten: „Kein Scandal heute Abend! Um jeden Preis Ruhe gehalten!"

Aber alle diese wogenden und stürmenden Massen beruhigten sich endlich, das Geplauder in den Logen, das Summen und Schwirren, das Lachen und Schieben und Stoßen im Parterre verstummte bei dem scharfen und durchdringenden Schall des kleinen

Glöckchens, welches das Beginnen des Schauspiels und das Aufrollen des Vorhangs verkündete.

Das Stück begann, und nie hatte Eckhof mit solchem Feuer, mit solcher Begeisterung und so hinreißendem Schwung gespielt, nie indeß waren die Studenten ruhiger, geräuschloser und ernster gewesen, wie an diesem Abend. Und doch waren sie nicht gleichgültig oder theilnahmlos, das sah man an ihren blitzenden Augen, an ihren vor Freude gerötheten Wangen, das hörte man an dem dann und wann aus diesen schwarzen Massen aufrauschenden Gemurmel des Entzückens, welches oft für den Künstler eine schmeichelhaftere und anfeuerndere Musik ist, als das laute Händeklatschen, das jauchzende Bravogeschrei. Dieses unterbricht in seiner egoistischen Freude den Künstler, jenes unterdrückt und bezwingt sich selber, und gönnt sich nicht den lauten Ausbruch, um nicht eine Bewegung, ein Wort des Künstlers dadurch zu verlieren und zu verdecken.

Aber es kam doch ein Moment, wo der Sturm des Beifalls sich nicht mehr unterdrücken ließ, wo die Studenten ihrer angenommenen Klugheit und Vorsicht vergessend laut aufjauchzten vor Entzücken, schallend ihre Hände in einander schlugen, wie junge siegestrunkene Stiere brüllten nach ihrem Liebling, und jauchzend und schreiend und stampfend und polternd Eckhof, welcher eben die Bühne verlassen hatte, riefen und sein Erscheinen bei offener Scene verlangten.

Der Kampf wird jetzt unvermeidlich sein, sagte Lupinus zu sich selber, aber was thut das? Eckhof hat es wohl verdient, daß man um seinetwillen alle kleinlichen Rücksichten und Erbärmlichkeiten vergißt. Für ihn zu sterben, das müßte ein seliger Tod sein.

Als Eckhof jetzt, dem stürmischen Rufen und Poltern nachgebend, auf der Bühne erschien, da leuchteten die Augen des jungen Lupinus vor Entzücken und Freude; gleich all den Andern klatschte er in die Hände und ein glückliches Lächeln überstrahlte sein bleiches Angesicht.

Es war ein köstlicher Moment des Triumphes für Eckhof, dieses begeisterte Publikum zu sehen, welches so freudig ihm zujauchzte, diese Studenten zu gewahren, welche in der Extase ihrer Leidenschaft und der Gluth ihrer Jugendbegeisterung alle Ruhe und Besonnenheit fahren ließen, um trotzig und kühn der Gefahr mit ihrem Entzücken ins Angesicht zu schlagen.

Eckhof verneigte sich und dankte mit lächelnden Geberden für die Ehre dieses Moments, das Publikum jauchzte und schrie, als plötzlich dieses Bravorufen und dieses Händeklatschen durch jenes furchtbare, widerliche Geräusch unterbrochen ward, das für den Bühnenkünstler die eigentliche Trompete des Weltgerichts ist. Ein grelles, durchdringendes Pfeifen ließ sich hören, es übertönte den Jubel der Menge, es ward stärker, heulender, vielfältiger, je mehr die Studenten bemüht waren, es unter neuen, gewaltigeren Explosionen ihres Beifalls zu ersticken.

Wie auf einen Zauberschlag veränderte sich jetzt die Physiognomie des Parterres. Die jugendlichen, frischen Gesichter, welche bis jetzt den Ausdruck der Heiterkeit und des Glückes gezeigt, wurden drohend und trübe, die reinen Stirnen verfinsterten sich, die vor Zorn zitternden Lippen öffneten sich nicht mehr zum Bravorufen, sondern zu Ausrufen der Verwünschung und der Drohung. Jeder schaute mit wuthsprühenden Blicken umher, um Diejenigen zu erspähen, welche es gewagt, die allgemeine Freude durch ihr freches Pfeifen und Zischen zu stören. Aber hier und dort sah man einzelne Studenten, welche sich bemühten, ihre zornigen Commilitonen zu beruhigen und ihre Wuth zu beschwichtigen, indem sie ihnen Ruhe und Besonnenheit zur Pflicht machten. Einen Moment versuchten es auch die empörten jungen Männer, aber neues Pfeifen und Zischen machte sie wieder aufbäumen, wie junge Rosse, welche der scharfe Sporn verwundet hat.

Sie haben gezischt, mein Herr, hörte man jetzt eine mächtige Stimme rufen, ich verbiete Ihnen das Zischen.

Und ich verbiete Ihnen das lächerliche Applaudiren, schrie eine andere Stimme. So lange Sie applaudiren, werde ich zischen! Richten Sie sich danach.

Ein allgemeiner, einstimmiger Wuthschrei war die Antwort. Jetzt war es vorbei mit aller Ruhe und Gelassenheit. Die jungen Gemüther, so furchtbar provocirt, brausten auf wie das vom Sturm gepeitschte Meer. Man sah nur noch geballte Fäuste, flammende Blicke, man hörte nur noch Worte der Verwünschung und des kecken Hohns.

Der Kampf begann, ein entsetzlicher hitziger Kampf mit Fäusten und Rappiren, eine Schlägerei im großartigen Styl, wie sie damals unter den zwanglosen, ungebundenen Musensöhnen keine seltene Erscheinung war.

Die Damen flohen angstvoll und entsetzt aus ihren Logen, der Theaterdirector gab Befehl den Vorhang niederzulassen, die Lichter und Lampen auszulöschen und die Polizei zu Hülfe zu rufen, um mit Gewalt dieser furchtbaren Studentenrauferei, welche nach dem Aufhören des Drama's auf der Bühne, als Drama im Zuschauerraum weiterspielte, ein Ende zu machen. Es war wirklich ein Drama im ernsten Styl, ein Drama, bei welchem es an Flüchen und Seufzern, an Wunden und Blut nicht fehlte, und welches, wenn nicht mit dem Tode der

Helden, doch mit bedeutenden Verwundungen und einigen, durch die Polizei und die Pedelle vorgenommenen Arretirungen endete.

Lange bevor es zu dieser letzten Katastrophe gekommen war, hatte Lupinus sich aus dem unter den Flüchen und dem Geschrei erbebenden Hause entfernt. Mit hastigen Schritten durcheilte er die Straßen und begab sich zu der Wohnung Joseph Fredersdorf's. Vor der Thür stand eine Postkalesche, ein Diener verließ eben das Haus, um das Reisegepäck in den Wagen zu legen; ihm folgte Fredersdorf im Reisegewand und ganz bereit zur sofortigen Abreise.

Als er eben in den Wagen steigen wollte, legte Lupinus seine Hand auf des jungen Schauspielers Arm.

Wohin wollen Sie, Herr Fredersdorf? fragte er.

Nach Berlin, zum König.

Aber der König ist nicht in Berlin, sondern in Schlesien bei der Armee.

Nein! Ich habe heute Briefe von meinem Bruder erhalten. Der König ist auf einige Tage nach Berlin gekommen und mein Bruder ist bei ihm. Es wird mir also gar nicht schwer werden, den König zu sprechen, und ich werde ihm Alles der Wahrheit gemäß berichten. Er wird einsehen, daß nicht wir, sondern die wohlweisen Herren Professoren zu diesem Scandal die Veranlassung gaben, und er wird demzufolge nicht dulden, daß man uns aus Halle verweist. Leben Sie wohl, mein Freund! In vier Tagen bin ich zurück und melde Ihnen dann sogleich das Resultat meiner Reise.

Nicht doch, mein Freund, ich begleite Sie! sagte Lupinus.

Sie begleiten mich?

Nun, bedürfen Sie nicht vielleicht eines Zeugen, um der Wahrheit Ihrer Aussage Nachdruck zu geben? Ich werde also bereit sein, Zeugniß abzulegen, und ich meine, das wäre unter uns eine abgemachte Sache gewesen und Sie hätte fest auf mich rechnen müssen.

Ah, wie hätte ich vermuthen können, daß der gelehrte Student der Medicin, welcher in einigen Wochen sein Doctor-Examen machen will, daß Herr Lupinus sich aus den Armen seiner einzigen Geliebten, welches die Wissenschaft ist, losreißen würde, um einen Comödianten zu begleiten und für die verachteten und geschmähten Schauspieler das Wort zu führen.

Lieber Freund, sagte Lupinus mit einem trüben Lächeln, wenn Sie die Wissenschaft meine Geliebte nennen, so werden Sie mich vielleicht bald einen treulosen Liebhaber schelten müssen.

Wie sagen Sie? Auch Sie —

Lassen Sie uns forteilen, mein Freund. Im Wagen wollen wir das Alles besprechen!

XXXIV.

Die Freunde.

Vier Tage nach jenen unglücklichen Begebenheiten im Theater kehrte Joseph Fredersdorf mit seinem Freunde Lupinus wieder von seiner geheimnißvollen und Allen, selbst Eckhof unbekannten Reise nach Halle zurück. Die beiden Freunde hatten kaum den Wagen verlassen, als sie sofort Arm in Arm sich in die Wohnung Eckhof's begaben.

Sie fanden ihn zu Hause, und Fredersdorf sah an dem bleichen Gesicht, den matten, glanzlosen Augen seines „Herrn und Meisters", daß Eckhof's zartes und leicht gereiztes Gemüth empfindlich von den Begebenheiten der letzten Tage getroffen sei.

Ich bringe Ihnen da einen neuen Jünger, mein Meister, sagte Fredersdorf, auf Lupinus deutend, welcher hoch erröthend und mit niedergeschlagenen Augen dem Schauspieler sich näherte.

Eckhof lächelte traurig. Einen neuen Jünger, welcher unter meiner Anleitung die Schule der Schmerzen und der Demüthigungen nach allen Klassen und Graden durchmachen will?

Einen Jünger, welcher bis jetzt die Zierde und der Glanz der Halle'schen Universität gewesen ist, erwiderte Fredersdorf, welcher aber jetzt um Deinetwillen Alles aufgeben und verlassen will, um Dir zu folgen, Dir anzuhangen und einer der Unsrigen zu werden. Mit Einem Wort, ich bringe Dir den jungen Studenten Lupinus, welcher seine Doctorwürde, seine Gelehrsamkeit, seinen zukünftigen Ruhm, seine reichen Arzthonorare, kurz Alles, was er bis jetzt gewollt hat, im Stiche läßt, einzig und allein um Dein Schüler, um ein Schauspieler zu werden.

Du bist gut und zartfühlend, wie immer, Joseph, sagte Eckhof sanft. Du weißt, daß ich da in meinem Herzen eine Wunde habe, welche brennt und schmerzt, und Du willst sie mit dem Balsam Deiner Freundschaft und Deiner Scherze kühlen.

Aber ich rede gar nicht im Scherz, sondern im vollen Ernst. Wahrhaftig, sollte man nicht meinen, Ihr Zwei wäret ein paar schüchterne Liebesleute, welche nicht den Muth haben, an ihr eigenes Glück zu glauben? Eckhof will es durchaus nicht glauben, daß der gelehrte Student Lupinus zu ihm kommt, um sein Schüler zu werden, und Lupinus steht da just wie ein junges Mädchen, welches eine Liebeserklärung empfangen hat, und nicht wagt Ja zu sagen. So reden Sie doch, Lupinus, so sagen Sie doch diesem Zweifler hier, daß Sie freiwillig kommen, daß ich Sie nicht zum Comödianten gepreßt habe, wie weiland Friedrich Wilhelm seine großen Soldaten pressen und anwerben ließ. Freilich, Mühe genug hat es gekostet, Ihnen das Geständniß zu entlocken, und aus halben Worten, aus unterdrückten Seufzern, aus Ihrem Erröthen und Erblassen und Ihrer glühenden Extase für Eckhof mußte ich das Räthsel, welches da in Ihrer Brust lag, deuten und auflösen. Aber jetzt, da es einmal gelöst ist, fassen Sie Muth, junger Mann, und lüften Sie ein wenig den Schleier, welcher Ihr Inneres bedeckt.

Aber Lupinus blieb stumm, nur seine heftig wogende Brust, seine zuckenden Mienen verriethen die glühende Aufregung, welche in seinem Innern tobte.

Eckhof hatte Mitleid mit dieser sichtbaren Schüchternheit des jungen Gelehrten. Er näherte sich ihm und legte seine Hand sanft auf des Studenten Schulter. Seine Augen, welche vorher trübe gewesen, glänzten jetzt vor Theilnahme und Mitgefühl.

Aber diese Berührung machte Lupinus zusammenschaudern, und unter den auf ihm ruhenden Blicken Eckhof's erblaßte er.

Sie wollen also wirklich Schauspieler werden? fragte Eckhof.

Ein Zittern durchflog des jungen Mannes Glieder. Gleich der Somnambule, welche von dem Willen ihres Magnetiseurs ihre Befehle empfängt, fand Lupinus jetzt plötzlich die Kraft zur Antwort auf Eckhof's Frage.

Ja, sagte er leise, ja, ich will Schauspieler werden. Ich habe es längst gewollt, mit diesem Wollen gekämpft, und es, wie ich glaubte, bezwungen. Aber es ist Alles umsonst gewesen, umsonst, daß ich mich in Büchern und Studien vergrub, umsonst, daß ich meine Sehnsucht, das Theater zu besuchen, überwand, und daheim in meinem öden und einsamen Gemach blieb, wenn die andern Studenten mit lautem Jubel an meinen Fenstern vorüberstürmten, um nach dem Theater zu gehen. Jetzt gebe ich den Kampf auf, und da mein Kopf mich verläßt, folge ich meinem Herzen, komme ich zu Ihnen, Herr Eckhof, um zu Ihnen zu sagen: nehmen Sie mich an zu Ihrem Schüler, seien Sie mein Herr und Meister, machen Sie aus mir einen neuen Menschen, einen glücklichen, befriedigten Menschen. Ich kann das nur werden, indem ich der heiligsten der Künste, indem ich der Poesie mein ganzes Leben zum Opfer darbringe, ich kann es nur sein, indem ich Schauspieler werde, lassen Sie mich also Schauspieler werden!

Ah, er denkt und spricht, wie ich gesprochen habe, als ich denselben Entschluß faßte, sagte Eckhof leise in sich hinein, und dann sich an Lupinus wendend, welcher athemlos, mit von Thränen umdüsterten Augen seiner Antwort entgegenharrte, fuhr er fort: Sie wollen Schauspieler werden? Das heißt, Sie wollen die Schmach, die Demüthigung und Entwürdigung eines verachteten, verhöhnten Lebens annehmen? Sie wollen sich freiwillig ausstoßen aus den Reihen der Privilegirten und Geachteten, um zu den Parias zu gehören, zu den recht- und schutzlosen Zigeunern, welche heimathslos wandern von Ort zu Ort, und nirgends eine Stätte finden, wo sie ausruhen können, wo man sie anerkennt, wenigstens in der Würde ihres Menschenthums, wenn nicht in der Würde ihres Künstlerthums? Nein, nein, Niemand soll Schauspieler werden, wenn ich es vermag ihn daran zu hindern, Niemand soll dieses juwelenfunkelnde Thor durchschreiten, welches ihn von der übrigen Menschheit trennt, und hinter welchem, statt des erwarteten Glückes, ihn nur die Enttäuschung, der Ueberdruß, die Schmach und der Menschenhaß in ihre Arme nehmen, um ihn auf dornenvollen Pfaden zu einem ruhmlosen Tode zu schleppen. Hüten Sie sich ein Schauspieler zu werden, denn das heißt, die ganze Menschheit wider sich und vielleicht nicht einmal Gott für sich zu haben, da Gott es zugiebt, daß sogar, wenn wir sterben, die Kirche uns ihre Tröstungen, und wenn wir todt sind, ein ehrliches Begräbniß versagen kann. Sie vermeinen, der Schauspieler sei ein Künstler? Ich habe das auch gesagt, lange Jahre hindurch, dann aber ist die Uebersätti-

gung gekommen, oder wenn Sie wollen, die Erkenntniß, und jetzt will ich Ihnen ein Geheimniß sagen, ein Geheimniß, welches mein Herz erstarren macht und mich mit namenlosen Qualen martert: der Schauspieler ist kein Künstler, sondern nur ein Charlatan der Kunst, nur der Affe eines Künstlers, aber nicht er selber. Er schafft nicht, er reproducirt nur, und je mehr Affennatur er in sich hat, je besser er es versteht, der Natur und der Wahrheit ihr Wesen abzulauschen, um das als Larve über seine eigene Fratze aufzusetzen, ein desto besserer Schauspieler wird er sein. O, o, was Alles hatte ich mir nicht erhofft und erträumt von dieser edlen und erhabenen Wirk-

Er schwieg, und ganz überwältigt von den leidenschaftlichen und traurigen Gefühlen, welche sein Herz marterten, sank er auf einen Stuhl nieder und bedeckte laut ächzend sein Gesicht mit seinen Händen.

Jetzt, rief Joseph Fredersdorf fast unwillig, jetzt bist Du ungerecht, Eckhof, ungerecht gegen Dich selbst und gegen die Menschheit! Du schmähst Deine eigenen Triumphe, und Du schmähst die Menschen, welche Dir diese Triumphe bereitet haben. Du schmähst vor allen Dingen die Jugend, welche Dir überall freudig entgegenjauchzt, und Dich erkennt und liebt als das, was Du in Wahrheit bist, als einen Künstler von Gottes Gnaden, als den von

samkeit eines Schauspielers! Wie dachte ich die Jugend zu begeistern, und allen diesen kalten, nüchternen, zerarbeiteten, zerrechneten und zerfetzten Menschenmassen einen Funken der Begeisterung einzublasen für ihre edelsten Seelen, für die Dichter und deren unsterbliche Werke! Wie dachte ich nicht Hand in Hand zu gehen mit der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, um mit ihnen vereint ein neues Menschengeschlecht zu bilden, eine neue Welt der Gedanken, der Kunst, der Schönheit zu begründen! Aber es ist Alles umsonst gewesen, Alles vergeblich! Mein Paradies ist in Staub zerfallen, und ich sitze traurig wie einst Jeremia auf den Trümmern meines Jerusalems!

Gott berufenen Apostel einer neuen Kunst, deren eigentlicher Begründer und Prophet Du in Deutschland geworden bist. Warum schiltst Du also die Menschen und warum schiltst Du Dich selber? Jung, wie Du bist, hast Du schon einen berühmten Namen Dir erworben! Aber der Ruhm ist nicht blos die natürliche Folge des Verdienstes, sondern er ist noch eine besondere Gunst der Götter. Niemand wird durch sich selber berühmt, sondern nur durch die Menschen. Wenn Du also der große, der berühmte Künstler Eckhof bist, so schuldest Du das zwar erstens Dir, doch zweitens auch Deinem Publikum, welches Dir ein offenes und dankbares Herz entgegengetragen hat.

Es ist wahr, ich mag Unrecht haben, erwiderte Eckhof trübe, aber was willst Du Freund! Wenn man von den Menschen immer verfolgt, immer gelästert, immer aus seiner Ruhe und seinem Frieden zu neuem Wandern und neuem Streiten aufgehetzt wird, so muß man wohl zuletzt mißmuthig werden, und sich selber und sein eigenes Thun verwünschen und an seinem eigenen Beruf verzweifeln. Müssen wir nicht jetzt wie gehetzte Hirsche dieser wider uns heulenden und belfernden Meute der gelehrten Herren Professoren entfliehen und dieser Stadt den Rücken wenden, die ich mit so großen Hoffnungen, mit so freudig stolzen Aussichten betreten habe? Muß ich nicht schamvoll erröthend die Augen niederschlagen, wenn die Menschen mich fragen, warum ich Halle, den Sitz der Musen, der Gelehrsamkeit und Wissenschaft verlassen will? Oder willst Du, daß ich ihnen sage, daß die Gelehrsamkeit und die Wissenschaft mich als einen Ausgestoßenen und Verpesteten verachtet habe, dessen Berührung schändet, dessen Nähe Unehre bringt, daß sie mich verfolgt haben wie einen Uebelthäter und Verbrecher, und daß Niemand da war, mich in meinem guten Recht zu schützen, daß es für den Schauspieler kein Gesetz, keine Genugthuung giebt, daß er ganz rechtlos, ganz verlassen ist?

Wer weiß, ob das so ist! sagte Joseph, einen lächelnden Blick des Einverständnisses auf Lupinus werfend, dessen Augen mit einem schwärmerischen, begeisterten Ausdruck auf dem Antlitz Eckhof's ruhten. Wer weiß, ob die Schauspieler doch nicht zuletzt noch diesen anmaßenden und aufgeblasenen Professoren gegenüber eine Genugthuung empfangen.

Vorläufig hat uns die Obrigkeit das Schauspielhaus geschlossen und die Darstellungen untersagt, bis das General-Directorium in Berlin entschieden hat, ob nach dem neulichen Theaterscandal überhaupt weiter gespielt werden soll!

Das General-Directorium wird befehlen, daß weiter gespielt werden soll, sagte Joseph Fredersdorf.

Eckhof lachte laut, aber es war ein trauriges, schneidendes Lachen des Hohns.

Lieber Freund, sagte er, dann würde es ja Gerechtigkeit auch für die Unterdrückten und Geschmäheten auf Erden geben.

Die giebt es auch, Eckhof, nur muß man sie an der rechten Stelle suchen.

Wo ist diese?

Beim König!

Ah, beim König! Das mag für Dich wahr sein, weil Dein Bruder des Königs Kammerdiener ist, aber es ist nicht wahr für mich, nicht wahr für den deutschen Schauspieler, nicht wahr für uns, welche das stolze, schöne und auf seine Intelligenz so eitle Berlin verlassen mußten, weil wir mit den fremden Künstlern nicht rivalisiren, weil wir nicht die Schuhputzer der Franzosen sein konnten. Nein, nein, für den armen deutschen Schauspieler giebt es auch beim König keine Gerechtigkeit.

Jetzt, mein Freund, wirst Du ungerecht. Der König ist viel zu edel und vorurtheilsfrei, um nicht klar zu sehen, trotz des Bücherstaubes, den ihm die gelehrten Herren Professoren in die Augen streuen möchten. Der König weiß überdies, daß sie es waren, welche den neulichen Scandal angezettelt haben, und er ist erzürnt darüber.

Wer hat Dir das gesagt?

Der König selber!

Du warst beim König?

Ich war beim König. Du siehst also, es ist nicht blos gut für mich, daß mein Bruder der Kämmerer des Königs ist, sondern auch gut für Dich! Ja, ich war beim König und habe ihm diese ganze erbärmliche Intrigue der Herren Professoren enthüllt. Er hätte vielleicht dem leichtfertigen, kleinen Schauspieler Joseph Fredersdorf nicht geglaubt, aber ich hatte einen ernsten, gewichtigen Zeugen mit mir, welcher meine Worte bestätigte, und dem König das ganze Complott enthüllte.

Und wer war dieser Zeuge?

Dieser da! rief Joseph, indem er Lupinus sanft vorwärts zog.

Ueber Eckhof's Antlitz flog ein Strahl der Freude. O, sagte er, und ich beklage mich noch, ich murre noch mit dem Geschick, ich, welcher Freunde hat, die ihn nicht blos lieben mit Worten, sondern auch mit Thaten, Freunde, welche für ihn handeln, indeß er verzagt und mißmuthig die Hände in den Schooß legt, und mit dem Geschick grollt, statt ihm muthig und gewaffnet entgegen zu treten. Verzeihe mir, Joseph, verzeihen auch Sie mir, mein junger Freund, den ich so rauh und egoistisch von mir gewiesen habe. Verzeiht mir, Ihr Beide, meine Kampfgenossen, meine Brüder, kommt in meine Arme und sagt mir, daß Ihr dem armen Eckhof seine Kleinmüthigkeit und Verzagtheit vergeben und vergessen wollt!

Er breitete seine Arme aus, und Joseph Fredersdorf warf sich mit lauten Ausrufen innigster Liebe an seine Brust.

Und Sie, mein Freund, kommen Sie nicht in meine Arme? Zürnen Sie mir also wirklich, weil ich Sie vorher zurückgewiesen? fragte Eckhof ganz traurig den jungen Lupinus, der bleich und mit niedergeschlagenen Augen dastand.

Joseph aber sprang zu ihm hin, und ihn mit kräftiger Hand vorwärts und in Eckhof's Arme schiebend, sagte er: habe ich nicht wieder Recht? Seid

Ihr nicht Beide, wie zwei Liebesleute, wobei Lupinus wirklich die schüchterne Jungfrau vorstellen muß, und wahrhaftig, Eckhof, ich wünschte Dir, es wäre so, Lupinus könnte sich für Dich in eine Jungfrau verwandeln, und Du könntest ihn heirathen. Denn ich glaube, Du wirst niemals ein Weib finden, welches Dich zärtlicher und schwärmerischer liebt, als wie es der gelehrte Lupinus thut.

Hörte Lupinus die Worte seines übermüthigen Freundes, und war es deshalb, daß er erbleichte und ganz überwältigt und zitternd sein Haupt an Eckhofs Schulter lehnte, und dort ruhte mit geschlossenen Augen? Oder war es, weil Eckhof ihn so fest an sein Herz gedrückt und einen so glühenden Kuß auf seine Wangen gepreßt hatte?

Liebe mich, liebe mich, mein junger, theurer Freund, sagte Eckhof sanft und leise, und wenn Du Dich für mich nicht in ein Weib verwandeln kannst, so liebe mich als Deinen treuesten und dankbarsten Freund. Lege den Balsam Deiner jungen und schwärmerischen Freundschaft auf mein armes gequältes Herz, und lehre es wieder sanft und glücklich sein. O, die Freundschaft ist das heiligste und reinste Geschenk der Götter, es ist die geläuterte, geschlechtlose Liebe der Seelen. Laß mich derselben theilhaftig werden, mein Pylades, und bleibe mir treu in Liebe und Freundschaft, wie ich Dir treu bleiben will mein Leben lang!

Ich will Dir treu bleiben, so lang ich lebe, treu bis über das Grab hinaus, flüsterte Lupinus so leise, daß nur Eckhof's Ohren es vernehmen konnten.

Nun, und mich vergeßt Ihr ganz, Ihr schwärmerischen Seelen, rief Joseph mit heiterem Lachen. Flüstert und säuselt da, wie ein junges Ehepaar am Lendemain, und bedenkt gar nicht, das ich eigentlich der Hoheprieſter bin, welcher diese Eure Seelenehe eingesegnet hat. Laßt uns jetzt ein wenig vernünftig sprechen, und vor allen Dingen, Eckhof, entscheide Du jetzt über die Zukunft unseres Freundes. Soll er, gleich mir, seine Studien aufgeben, und ein Schauspieler werden? Wobei ich Dir jedoch bemerken muß, daß ich ein sehr fauler Student war, und er ein sehr fleißiger ist, daß die Herren der Wissenschaft mich für ein ganz nichtsnutziges Subject, in puncto Gelehrsamkeit, erklärten, während sie den Lupinus da als ein Wunder von Kenntniß und Fleiß preisen. Soll er das Alles hinwerfen und Dir nachfolgen?

Nein, das soll er nicht, das darf er nicht, rief Eckhof lebhaft.

Sie wollen mich also doch verbannen und von sich stoßen? fragte Lupinus traurig.

Ich will Dich nicht verbannen, Freund, aber ich will vernünftig und besonnen — und vielleicht auch ein wenig egoistisch sein. Dich jetzt der Universität entziehen, würde heißen, den Philistern und Professoren eine neue Waffe gegen mich in die Hand geben, sie würden Zeter schreien und sagen, daß ich die jungen Studenten verführe und mit listigen Gaukelkünsten umstricke, daß ich sie verlocke, wie die Schlange im Paradiese, und für meine Kunst Proselyten mache, während doch der König das Proselytenmachen streng untersagt hat. Und dann wissen wir noch nicht, ob Lupinus Talent und Berufung zu unserer Kunst hat, denn die Liebe zur Kunst ist noch nicht der Beruf dazu, und man kann ein großer Gelehrter sein, ohne doch das Talent zu haben, ein Künstler zu sein. Bleibe also vorläufig Deinen Studien und Deinem Beruf getreu, mein Lupinus; erst wenn ich Dich genau geprüft habe, erst wenn Du ganz in der Stille neben Deinen Studien her das Noviziat, welches ich Dir auf ein Jahr feststelle, überstanden hast, erst dann wollen wir darüber entscheiden, ob wir vor dem Altare der Kunst Dir Deinen Zopf der Gelehrsamkeit abschneiden und Dich schmücken wollen mit dem heiligen Schleier des Künstlerthums!

So sei es, sagte Lupinus feierlich. Ich will thun, wie Eckhof gesagt hat. Ich will mir erst das Doctordiplom verdienen, und dann soll Eckhof über meine Zukunft entscheiden, Er allein und Niemand sonst!

So sei es, und dabei bleibe es! rief Joseph fröhlich, und nun kommt und laßt uns mit einem Glase Champagner anstoßen auf die Zukunft, nicht blos auf die Deinige, Freund Lupinus, sondern auch auf die der Herren Professoren, welche jetzt mit so stolzer Zuversicht der Entscheidung des General-Directoriums entgegenharren!

XXXV.

Die Kabinetsordre des Königs.

Joseph Fredersdorf hatte sehr Recht gehabt, zu sagen, daß die Professoren mit stolzer Zuversicht der Entscheidung des General-Directoriums entgegenharrten. Es fiel ihnen gar nicht ein, zu bezweifeln, daß diese zu ihren Gunsten ausfallen werde. Hatte doch das General-Directorium zur Beseitigung der Comödianten nur die eine Bedingung gestellt, daß dieselben zu einem Scandal die Veranlassung gegeben, und der Senat der Universität hatte jetzt einen, von allen Professoren unterzeichneten Bericht über den großen Theaterscandal, zu dem Eckhof die Veranlassung gewesen, an das General-Directorium eingesandt.

Die gelehrten und gestrengen Herren zweifelten daher nicht im Mindesten an dem endlichen Triumph ihres Wollens, und mit der vollkommensten Gemüthsruhe empfing der würdige Rector Magnificus, Herr Professor Franke, die neue, mit dem Amtssiegel des General-Directoriums versehene Depesche, welche die endliche Entscheidung dieser gewichtigen und für die Würde der Wissenschaft so bedeutsamen Angelegenheit bringen sollte. Der Pedell mußte sogleich eine außerordentliche Senatssitzung ansagen, und in ihrer feierlichen schwarzen Amtstracht, geschmückt mit den zierlich gekräuselten, würdevollen Allongenperrücken, begaben sich die Herren Senatoren in den Sitzungssaal der Universität.

Ich brenne vor Ungeduld, den Bescheid des General-Directoriums zu erfahren, flüsterte Herr Professor Heinrich seinem Freunde Biermann ins Ohr.

Ich gar nicht, sagte dieser gelassen, denn mir scheint, ich hätte sie schon gelesen. Es ist eine volle Genugthuung für uns, der ein sofortiger Ausweis der Comödianten aus unserer ehrsamen Stadt Halle, und das von Rechtswegen beigefügt ist.

Sie zweifeln also gar nicht daran? Sie fürchten nicht, daß der König in seinem Haß gegen die theologische Facultät wie in seiner Vorliebe für die Gaukler, oder die sogenannten Künstler, eine für uns ungünstige Entscheidung fällen könnte?

Lieber Freund, eine solche Furcht hieße der hohen Würde unseres Standes ins Angesicht schlagen. Der König kann nun, da es zum Aeußersten gekommen, nicht gegen uns, nicht zu Gunsten der Comödianten entscheiden. Er kann nicht, sage ich Ihnen. Und sehen Sie nur, da kommt unser würdige Freund, der Rector Magnificus. Sehen Sie nur, wie heiter und stolz sein Antlitz leuchtet, glauben Sie nun noch, daß dieses Schreiben, welches er da in der Hand hält, eine ungünstige Entscheidung bringen wird?

Nein wahrlich, ich glaube es nicht, sagte Professor Heinrich, indem er mit seinem Freunde dem Professor Franke entgegeneilte und mit lebhafter Befriedigung dessen dargereichte Hand in der seinen drückte.

Mit feierlichem Ernst nahmen sodann die Herren Senatoren auf den hochlehnigen braunen Lederstühlen zu beiden Seiten dieses mit grünem Tuch überzogenen Tisches ihre Plätze ein und blickten mit ernsten Mienen zu dem Herrn Rector hin, der am oberen Ende des Tisches auf seinem Lehnsessel thronte.

Eine Pause trat ein, dann sagte Professor Franke mit feierlich singendem Ton: Würdige und gelehrte Freunde und Amtsgenossen. Die Stunde der Entscheidung ist gekommen, und diese Stunde wird nun endlich allen diesen Zweifeln und Sorgen ein Ende machen, welche seit Monaten unser Herz bedrückten. Wir haben einen harten und bittern Kampf gekämpft, aber wir haben es gethan zur Ehre der Wissenschaft und zum Wohle der Jugend, welche unserm Schutze anvertraut ist. Wer für solche erhabene Zwecke arbeitet, dem muß natürlich der Sieg werden und für den muß das Gesetz entscheiden. Aber hüten wir uns dennoch vor dem Uebermuth und Stolz, seien wir demüthig in unserm Triumph und christlich milde in unserm endlich errungenen Sieg. Verletzen wir das Gefühl der irregeleiteten Studenten nicht, indem wir ihnen eine hochfahrende Miene zeigen, und demüthigen wir die armen jammervollen Histrionen nicht noch mehr, indem wir über ihre schmachvolle Ausweisung triumphiren und ihr Unglück belachen.

Die Entscheidung ist also für uns ausgefallen? fragte Professor Heinrich, nicht mehr im Stande seine neugierige Ungeduld zu zügeln. Magnificus haben also das Rescript des General-Directoriums schon gelesen und kennen daher seinen Inhalt?

Ich habe es nicht gelesen, und ich kenne seinen

Inhalt nicht, erwiderte Professor Franke mit erhabener Ruhe. Aber ich vertraue auf unsere edle Sache und den Gerechtigkeitssinn des Königs. Diese Comödianten sind die Veranlassung zu einem unerhörten öffentlichen Aergerniß gewesen, es ist also nur gerecht, daß sie dafür gestraft werden. Da nun die Gerechtigkeit auf unserer Seite ist, so sehe ich nicht ein, weshalb ich zweifeln sollte? — Ich habe also dieses Reseript nicht gelesen, weil ich glaubte, es der Würde dieser Versammlung schuldig zu sein, dasselbe erst in Ihrer Gegenwart zu erbrechen, und ich ersuche Sie, würdiger College und Professor Biermann, als Secretair des Senats der Universität, uns dieses Schreiben des General-Directoriums vorzutragen.

Er reichte das große versiegelte Schreiben dem Professor Biermann dar, und dieser empfing es mit einer tiefen, feierlichen Verbeugung.

Eine tiefe Stille, ein athemloses Schweigen trat jetzt ein, und inmitten dieser Stille und dieses Schweigens hörte man ganz deutlich, wie der Professor Biermann das Siegel erbrach und das Papier auseinander faltete.

Aller Blicke richteten sich auf ihn hin und trotz ihrer Würde und Erhabenheit fühlten die Herren Professoren doch, daß ihre Herzen rascher und höher klopften, sie wußten selbst nicht, ob vor Furcht oder vor Freude.

Plötzlich stieß Herr Professor Biermann einen Schrei aus. Dieser Schrei fand einen Widerhall in Aller Brust und die Professoren erblaßten, wie der Professor Biermann selbst, indem er seine starren Blicke auf das entfaltete Papier heftete, erblaßt war.

Lesen Sie, gebot der Herr Rector Magnificus mit marmorner Ruhe.

Nein, ich kann das nicht lesen! murmelte Biermann, indem er ganz kraftlos auf seinen Stuhl zurücksank.

So werde ich es lesen, rief Professor Heinrich, dessen Neugierde gar keine Rücksicht mehr kannte. Ja, ich werde es lesen, wiederholte er, indem er das Papier hastig den zitternden Händen seines Nachbars entwand.

Lesen Sie, sagte Professor Franke ganz tonlos.

Herr Professor Heinrich also las und in tiefem Schweigen hörten die Herren Professoren ihm zu.

Das Rescript, welches das General-Directorium an die würdige Universität in Halle übersandte, und welches im Namen des Königs abgefaßt war, lautete so:

„Wir haben sehr ungnädig empfunden, daß Ihr in Eurem, wegen der dortigen Comödianten letzt abgestatteten Bericht, die Ursache der unter den dortigen Studenten einreißenden Unordnungen auf diese Leute schiebet und daher auf ihre Wegschaffung Antrag thut. Es mögen ganz andere Umstände vorhanden sein, warum die Studenten auf die bisherigen Excesse gerathen und wenn sie nur zu rechter Zeit besonders mit guten Exempeln angewiesen würden, ihr Devoir zu thun, so würde auch Vieles wegbleiben, was zu Euerem Queruliren Anlaß gegeben. Indessen declariren Wir Euch hiermit ein für alle Mal, daß die Comödianten nicht von dort weggeschafft werden sollen, vielmehr wollen Wir, daß Ihr, oder mindestens Diejenigen, welche Euren letzten Bericht urgieret, und darauf bestanden, daß er abgesandt werden mußte, der allerersten Repräsentation einer Comödie beiwohnen, und daß solches geschehen, von den Comödianten ein Attest mit der nächsten Post ohne einiges Einwenden, und bei Vermeidung höchst ungnädiger Verfügung an Uns immediate allerunterthänigst einschicken sollet." *)

Eine schauerliche Stille folgte dieser Vorlesung. Athemlos, ganz betäubt von dem fürchterlichen Schlag, lehnten die Herren Professoren auf ihren Stühlen die matten bleichen Häupter zurück, und ganz unfähig zu denken, oder ihre Gedanken in Worte zu fassen, starrten sie mit entsetzten Blicken hinüber nach dem Rector Magnificus, der aufrecht und stolz auf seinem Lehnsessel saß, und dessen Züge so starr und ernst waren, wie ein Bild von Stein.

Herr Professor Heinrich indessen hielt noch immer das Papier in der Hand und blickte mit weit aufgerissenen Augen auf dasselbe hin. Franke begriff daher, daß das Rescript noch nicht zu Ende sei, daß Professor Heinrich nur zögerte, weiter zu lesen. Er raffte daher allen seinen Muth, alle seine Standhaftigkeit zusammen, und mit lauter und voller Stimme, welche er indessen doch nicht verhindern konnte, ein wenig zu zittern, fragte er: Ist das Alles? Haben Sie zu Ende gelesen?

Nein, es ist nicht Alles, sagte Professor Heinrich schüchtern, es ist da noch eine Randbemerkung und ein dem Rescript hinzugefügter Schluß, und Beide sind von des Königs eigener Handschrift.

Lesen Sie zuerst die Randbemerkung!

Euere Magnificenz verlangen es wirklich? Ich erlaube mir zu bemerken, daß der König sich da einiger sehr harter Ausdrücke bedient hat, und daß meine Lippen kaum im Stande sein werden, dieselben auszusprechen.

Der König ist unser Herr und Gebieter, sagte Franke feierlich, wir müssen in Demuth anhören, was er uns zu sagen hat.

Ich soll also lesen? Sie befehlen es mir?

Ich befehle es Ihnen! Lesen Sie!

*) Büsching, Character Friedrichs des Großen. II. 58.

Herr Professor Heinrich erhob sich wieder von seinem Stuhl, aber das Papier knisterte und bebte in seiner Hand und seine Stimme vibrirte heftig, als er jetzt, oft unterbrochen von seinen Seufzern, folgende eigenhändige Randbemerkung des Königs las:

„Das geistliche Muckerpack ist an allem schuld. Die Comödianten sollen spielen, und Herr Franke, oder wie der Schurke sonst heißt, soll dabei sein, und den Studenten wegen seiner närrischen Vorstellung eine öffentliche Reparation geben, und Mir soll das Atteſt sogleich vom Comödianten geschickt werden, daß der Franke dageweſen ist.“ *)

Herr Professor Franke saß noch immer kerzengerade und mit eisernen Zügen auf seinem Lehnstuhl. Nur war sein Antlitz so weiß geworden, wie die majestätische Allongenperrücke, welche ihre colossalen Locken bis auf seine Brust herniederkräuselte. Auf seiner Stirn standen große Schweißtropfen, und seine Lippen waren von jener unheimlichen bläulichen Farbe, welche immer das Zeichen der Krankheit oder des Entsetzens ist.

Lesen Sie jetzt die Schlußbemerkung, sagte er mit einem Ton, welcher die Senatoren entsetzte, denn er klang so hohl, als ob er aus einem Grabe ertöne.

Herr Professor Heinrich las, was der König eigenhändig an den Schluß des Reſcripts geschrieben hatte, und was so lautete:

„Ins künftige werden die Herren Pfaffen wohl vernünftiger werden, und nicht gedenken dem Directorium oder Mir Nasen anzudrehen. Die Halliſchen Pfaffen müſſen kurz gehalten werden, es sind evangeliſche Jeſuiten, und muß man ihnen bei allen Gelegenheiten nicht die mindeſte Autorität einräumen.“ **)

Ein Gemurmel des Entsetzens folgte dieſer Vorleſung, nur Herr Professor Franke saß ganz steif und stolz auf seinem Lehnstuhl und blickte starr und ernst hinüber nach dem armen Professor Heinrich, welcher sich eben den Angstschweiß von der Stirn trocknete und dieſes ominöſe Papier, das ihm die Hände zu verbrennen schien, mit einem Ausdruck des Entsetzens auf den Tisch fallen ließ.

Sind Sie jetzt zu Ende? fragte Professor Franke ganz dumpf und tonlos.

Ich bin zu Ende, Magnificenz!

Herr Professor Franke nickte gravitätiſch, und indem er sich jetzt von seinem Lehnstuhl erhob, richtete er sich hoch und stolz empor und ließ seine Blicke langsam von einem Geſicht zum andern gleiten. Und jeder der Professoren schlug vor dieſen Blicken die Augen nieder, nicht vor Furcht oder Scham, sondern vor Entsetzen, denn es lag eine fürchterliche starre Ruhe, eine wahnsinnige Ausdrucksloſigkeit in des Rectors marmorkaltem Angeſicht.

Wenn Sie also fertig sind, so ist es jetzt wohl Zeit, daß ich gehe! sagte Herr Professor Franke feierlich, indem er seinen Seſſel zurückstieß und langsam und steif einige Schritte vorwärts that, wie ein Automat, der sich in Bewegung setzt, weil die ihn belebende Maſchinerie aufgezogen worden.

Er ist von Sinnen!

Er hat den Verstand verloren!

Er wird einen Schlaganfall bekommen! murmelten die Herren Professoren untereinander.

Herr Professor Franke hörte weder ihr angstvolles Gemurmel noch schien er zu wiſſen, was er wollte. Er blieb mitten im Saal stehen, als sei in ihm das bewegende Uhrwerk abgelaufen, und starrte ganz gedankenlos in das Leere.

Die Professoren empfanden ein tiefes Grauen vor dieſem Anblick, wie angewurzelt blieben sie auf ihren Plätzen. Nur Professor Heinrich fand die Kraft sich aufzuraffen und zu seinem Freunde hinzueilen. Er legte sanft seine Hand auf Franke's Arm; dieſer zuckte bei dieſer Berührung von tödtlichem Schrecken ergriffen zusammen und richtete seine gläſernen Augen auf seinen Freund hin.

Wohin wollen Sie gehen, mein theurer Freund? fragte Professor Heinrich zärtlich.

Ich will thun, was der König befohlen hat, rief Franke kreiſchend laut, wie in einem Krampf der Verzweiflung. Ich will ins Theater gehen und den Herren Comödianten demüthigſt Abbitte thun.

Er brach in ein gellendes Lachen aus, dann sank er seinem Freunde ohnmächtig in die Arme.

Unter so bewandten Umständen, sagte einer der Professoren gelaſſen, unter so bewandten Umständen, denke ich, erklären wir die Sitzung für aufgehoben.

Nein, erwiderte Professor Biermann fast gebieteriſch, ich als Dekan der Univerſität und Secretair des Senats, ich bitte die ehrenwerthe Verſammlung sich noch nicht zu trennen, aber zuvörderſt unſerm Freunde dort zu helfen und die Pedellen zu rufen.

Mit Hülfe der Pedellen trug man den immer noch ohnmächtigen Professor und Rector Franke in das Sprechzimmer und legte ihn auf das dort befindliche Canapée. Einer der Pedellen eilte von dannen, einen Arzt zu holen, der andere blieb bei dem wiedererwachten Professor, und die übrigen Herren kehrten wieder in das Seſſionszimmer zurück.

Ehrenwerthe Collegen und Professoren, sagte Professor Biermann, indem er den Lehnſeſſel des Rectors einnahm, als Dekan der Univerſität erkläre ich jetzt die Sitzung für wiedereröffnet. Ich habe

*) Büſching, S. 56. Rödenbeck, Tagebuch, S. 112.

**) Büſching, S. 57. Rödenbeck, S. 113.

Ihnen einen Vorschlag zu machen, von dem ich wohl hoffen darf, daß er bei Ihnen Allen eine bereitwillige Zustimmung finden werde. Dieses harte und grausame Urtheil des Königs kann und darf nicht vollstreckt werden. Der Rector Magnificus unserer altehrwürdigen und berühmten Universität darf nicht solche Demüthigung und Schmach erdulden, vor den verachtungswürdigen Histrionen sich beugen und sie um Verzeihung bitten zu müssen. Niemals kann das geschehen, denn nicht blos seine persönliche Ehre, sondern auch die Ehre und der Ruf unserer Universität Halle würde darunter leiden. Wir müssen also Alles anwenden, dieses furchtbare Urtheil rückgängig zu machen, und ich darf es daher als ein Glück bezeichnen, daß unser würdiger Freund so eben erkrankt ist. Das enthebt ihn vorläufig der Nothwendigkeit im Theater zu erscheinen, und sei er krank oder gesund, muß er doch so lange im Bette bleiben, bis eine andere Entscheidung des Königs von uns erwirkt worden ist. Der Arzt muß aber ein Attest ausstellen, daß Professor Franke wirklich krank und außer Stande ist, das Bett zu verlassen. Dieses Attest werden wir dem General-Directorium einschicken und demselben eine Bittschrift beifügen, in welcher wir das General-Directorium beschwören, beim König dahin zu wirken, daß er dies harte Urtheil zurücknehme, oder wenigstens es mildere. Sind Sie meiner Meinung, meine verehrten Herren Collegen?

Der Vorschlag des würdigen Dekans ward einstimmig angenommen und sofort eine Bittschrift entworfen, welche allen Professoren der Universität zur Unterschrift vorgelegt und von Allen unterzeichnet ward. Um dieser Bittschrift mehr Nachdruck zu verleihen, erwählten die Professoren einen aus ihrer Mitte, welcher dieselbe persönlich nach Berlin bringen, und dem General-Directorium übergeben, wie auch darnach trachten sollte, bis zum König zu gelangen, um ihm die Noth und Angst der Universität zu schildern.

Aber der König empfing den Herrn Professor nicht. Vielleicht war ihm die ganze Angelegenheit zu unwichtig, um sich wegen derselben in seinen ernsten und vielfachen Regierungsgeschäften unterbrechen zu lassen, vielleicht war sein erster Zorn verraucht und er fand, daß die Professoren von Halle genugsam gestraft worden, und genug der Demüthigungen erlitten hatten.

Der König nahm, wie gesagt, den Hallischen Professor nicht an, aber er ließ ihm sagen, in acht Tagen werde die Universität seine letzte Resolution durch das General-Directorium empfangen.

Das war ein Trost, mit welchem der Professor nach Halle zurückkehrte. Der König beabsichtigte also doch nicht, das erste Urtheil zur Ausführung bringen zu wollen, denn wäre das gewesen, so würde er ganz einfach decretirt haben, daß es bei dem gefällten Urtheil sein Bewenden haben solle.

Die Herren Professoren athmeten also wieder auf in neuer Hoffnung, und ließen es willig und ohne zu murren geschehen, daß die Studenten Eckhof an jenem Abend eine Serenade darbrachten, und niemals in einer Theatervorstellung, desto mehr aber in den Collegien fehlten. Sie verbargen ihren Zorn und ihren Gram wohlweislich in ihrem Herzen, ja einige von ihnen entschlossen sich sogar, selber einmal das Theater zu besuchen und diesen Eckhof, welcher ihnen so viel Herzeleid und Kummer gemacht, selber einmal spielen zu sehen. Die Studenten, welche ihre würdigen Herren Lehrer im Theater bemerkten, fühlten sich ganz stolz und glücklich über dieses ihnen gemachte Zugeständniß, und priesen diese Professoren als die freisinnigsten und aufgeklärtesten Männer der Universität. Um sie dafür zu belohnen, strömten sie am andern Tage massenweise in die Collegia dieser Professoren, welche daher niemals ein so volles Auditorium gehabt, als jetzt in Folge ihres Besuches des Theaters. Das machte die übrigen Professoren bestürzt und nachdenklich, und sogar Herr Professor Biermann, welcher seine Frau zu sehr liebte, um nicht ein neues Mittel versuchen zu wollen, ihr wieder Collegiengelder zu verschaffen, und Herr Professor Heinrich, welcher des schlechten Tabaks satt und überdrüssig war, entschlossen sich endlich, Friede zu machen mit den Studenten und den Comödianten, und ins Theater zu gehen, damit die Studenten wieder ihre Collegia „belegen" möchten. So schien Friede und Eintracht wieder hergestellt, und Eckhof, dessen weiches und edles Herz ganz von Dank und Freude erfüllt war, spielte den Britannicus mit solcher Begeisterung und Gluth, daß er selbst den gestrengen Herren Professoren laute Zeichen des Beifalls abgewann.

Herr Professor Franke indessen war noch immer krank und auf sein Zimmer und sein Bett angewiesen, noch immer sah er das drohende Gespenst einer öffentlichen Abbitte vor sich, und das machte seine Nächte schlaflos, und zerstörte auf einige Zeit ganz die äußere gottselige Milde und Freundlichkeit, hinter der er sonst so gut seinen Hochmuth und seine Unduldsamkeit zu verbergen verstand. Das Damoclesschwert des gezwungenen Theaterbesuches schwebte noch immer über ihm, so lange die Antwort des General-Directoriums auf die Bittschrift der Professoren nicht angelangt war. Aber diese Antwort kam endlich, und dies Mal hatte der Herr Rector Magnificus nicht die stolze Ruhe und Zuversicht, das Rescript so lange uneröffnet zu lassen, bis die

Herren Senatoren sich zu feierlicher Sitzung bei ihm eingefunden hatten. Er beschied nur den Dekan, Herrn Professor Biermann, und den Professor Heinrich zu sich, und indem er die Hände faltete, und eine sanfte, ganz resignirte Miene annahm, bat er den Herrn Dekan das Rescript vorzulesen.

Dies Mal zitterte seine Stimme nicht und kein Schrei des Entsetzens entfuhr den Lippen des Professor Biermann, sondern ein zufriedenes Lächeln umspielte dieselben, als er las:

„Se. Königliche Majestät von Preußen haben in Ansehung der in Halle wegen gesuchter Störung und Hinderung der verhindert gewesenen Comödie entstandenen Verdrießlichkeiten und Unruhe, aus bewegenden Ursachen resolvirt, daß der Professor Franke, so darin die meisten Motus gemacht haben soll, desfalls die Strafe von zwanzig Thalern zur Armenkasse, ohne Widerrede erlegen soll, und Sie befehlen daher dem Departement der geistlichen Sachen, dahin zu sehen, daß solches ungesäumt exequirt werden möge." *)

Und bei diesem Urtheil hatte es sein Bewenden. Herr Professor Franke mußte seine Strafe von zwanzig Thalern bezahlen, die Universität aber, um seinem gedemüthigten Stolze etwas Trost und Linderung zu verschaffen, schickte die Quittung über die erlegte Strafe mit folgendem Geleitschreiben an das geistliche Departement:

„Ungeachtet wir auf unsere Pflicht bezeugen müssen, daß der Professor Franke bei dieser ganzen Sache auf keinerlei Weise concurrirt hat, so sind dennoch von demselben aus allerunterthänigstem Respect gegen Euere Königlichen Majestät allerhöchsten Befehl die dictirten zwanzig Thaler, laut beiliegender Quittung an das Almosenamt dahier bezahlt worden." **)

*) Büsching, Charakter Friedrich des Großen. S. 59.
**) Ebendaselbst.

XXXVI.

Die Schlacht bei Sohr.

Tiefe Stille herrschte im Lager, welches die Preußen bei dem böhmischen Dorfe Sohr aufgeschlagen hatten. Ermattet ruhten die tapfern Soldaten aus vom langen Marsche von den täglich sich erneuernden Anstrengungen. Ruhig lagerten sie in ihren Zelten, obwohl sie Alle wußten, daß das österreichische Heer, ihnen doppelt überlegen an Zahl, mit Sturmesschritten herangezogen und ganz bereit war, am nächsten Morgen sie anzugreifen. Aber was kümmerte das die tapfern preußischen Soldaten? Sie hatten den Erzherzog Karl von Lothringen mit seinen Oesterreichern, Böhmen und Sachsen bei Hohenfriedberg geschlagen, warum sollte ihnen das nicht auch bei Sohr gelingen können, obwohl der Erzherzog Karl von Lothringen eine Armee von sechsundvierzigtausend *) Mann führte, und König Friedrich's Armee, verringert durch die vielen Corps, die er nach Sachsen und Schlesien entsandt, nur aus zwanzigtausend Mann bestand. Aber die preußischen Soldaten vertrauten auf das Glück und die Kriegskunst ihres Königs, sie wußten, daß sie ruhig schlafen konnten, denn Friedrich wachte und sorgte für sie. — Die Wachtfeuer waren also erloschen, die Lichter in den Zelten der Officiere ausgelöscht. Alles lag in tiefer Ruhe; hier und da nur hörte man den langen Schritt einer auf- und abwandelnden Schildwache, oder das Wiehern eines Pferdes, oder den lauten Aufschrei eines Soldaten, der vielleicht von seiner fernen Heimath, von der verlassenen Braut träumte. Sonst war Alles still; das ganze Lager, wie gesagt, lag in tiefem Schlaf, und über diesen dunklen Massen breitete sich sternenlos und kalt der dunkle, wolkenbehangene Himmel aus. Es war eine trübe feuchte Septembernacht, trübe und glanzlos wie eine Nacht der Schmerzen, feucht wie der kalte Schweiß eines Sterbenden. Wie Viele von denen, welche jetzt da

*) Trenck in seinen Memoiren spricht von sechsundachtzigtausend Mann. I. S. 53.

mit rosigen Wangen und ruhiger Stirn liegen und schlafen, wie Viele von ihnen mögen eben ihren letzten Schlaf thun, ihre letzte Nacht durchathmen, wie Viele von ihnen werden morgen schon mit klaffenden Wunden auf dem Felde der Ehre schlummern mit offenen Augen, den gebrochenen Blick gen Himmel gewandt, und Niemand neben ihnen, der ihnen den Todesschweiß von der Stirn trocknet. Sie wissen's nicht, sie fragen's nicht, sie genießen die köstliche Gegenwart, sie schlafen!

Keine Gefahr ist vorhanden, denn der König ist mitten unter ihnen, die Lichter auch in seinem Zelt sind erloschen. Er schläft mit seiner ganzen Armee!

Es ist Mitternacht. Die Stunde der irrenden Geister, der ruhelosen Gespenster! Wie? Ist das ein Gespenst, welches da geräuschlos und leise aus dem Zelte des Königs hervorschlüpft und ganz scheu und still in dem dicht daneben befindlichen Zelt der königlichen Adjutanten verschwindet? Nein, nicht verschwindet! denn es ist schon wieder vor dem Zelt erschienen, aber es hat sich vervielfacht, und jetzt sind es drei dunkle Schatten, welche sich an den weißen Zelten der Officiere hin bewegen, und an jedem Zelt verschwinden und dann wieder erscheinen und weiter schlüpfen. Aber wo sie gewesen, da hört man jetzt ein leises Flüstern und Rauschen, da zeigt sich an den Zelten bald wieder ein anderer dunkler Schatten und schleicht vorwärts, hinüber nach den Zelten der Soldaten, in denen er verschwindet, und auch dort regt es sich dann und flüstert leise, und wie ein murmelnder Bach wälzt sich dieses Geräusch weiter durch das ganze Lager, immer den drei ersten Schatten nach, welche das Lager durchziehen, geräuschlos, wie der Wind, machtvoll, mit geflügelter Eile, wie er. Was wollen diese drei Schatten, warum verscheuchen sie den Schlaf von allen Lagern und aus allen Zelten, und jagen ihn sogar von den Pferden fort, welche in der Dunkelheit gesattelt und gezäumt werden, und wiehernd und stampfend sich sträuben gegen diese Unterbrechung ihrer Ruhe. Aber kein Reiter schwingt sich auf ihren Rücken, kein Vorwärts! donnert durch das Lager, und wären nicht die dunklen Schatten, welche überall herumschlüpfen, und hier in schwarzen Massen zusammenfließen, dort vereinzelt dahinschlüpfen, wäre nicht dieses leise Flüstern und Wandern, so sollte man meinen, das Lager schlafe immer noch. Wer es, wie die Oesterreicher dort drüben in ihrem Defilé, nur von ferne beobachten kann, der muß es glauben, daß die preußische Armee sich der Ruhe überläßt, einer sorglosen Ruhe, daß sogar die Vorposten eingezogen und in das Lager zurückgegangen sind, um zu schlafen.

Jetzt indessen wird dieses unterdrückte Geräusch, welches das Lager durchzieht, ein wenig lauter, wie das dumpfe Rollen des fernen Donners durchfliegt es die Zelte, doch rührt sich Niemand und nur die Schatten eilen sorglos weiter von Zelt zu Zelt. Das Rollen kommt näher und näher, und wenn der Mond jetzt durch die Wolken hervorbräche, würde er diese acht Feldstücke mit ihren glänzend polirten Läufen beleuchten, welche man eben vorsichtig und leise heranfährt, und hinter diesem kleinen Hügel gegen das österreichische Defilé zu aufstellt.

Nun wieder wird Alles still und lautlos, und allmälig beginnt es zu dämmern am Horizont, und einzelne röthliche Wolken flattern wie Engelsfittige über den Himmel hin, allmälig heben sich die Schleier der Nacht und die Sterne erbleichen und der Tag beginnt seine Morgentoilette mit Purpurgluthen und Goldesglanz. Der Morgen dämmert, und jetzt laßt uns wieder hinschauen auf dieses Lager der preußischen Krieger! — Schlafen sie noch immer? — Nein, nein, Alles wacht, Alles lebt, die Pferde sind gesattelt und ihre Reiter stehen daneben, bereit aufzusitzen, die Infanteristen haben die Patrontasche umgeschnallt, das Gewehr im Arm, die Officiere stehen ihnen zur Seite, Alles lebt, Alles athmet, und doch ist Alles lautlos und still, wie von einem Zauber gebannt. Und dort steht der Zauberer, welcher alle diese Tausende zum Leben erweckt und doch wieder zum starren Schweigen gebannt hat, da steht er neben diesen acht Kanonen dem österreichischen Defilé gegenüber. Sein Antlitz ist klar und hell, wie der Morgen, seine Augen, welche wie die Sterne leuchten und blitzen, scheinen diesen Hügel, welcher ihn von den Oesterreichern trennt, durchbohren zu wollen. Er hört mit den Augen, mit jedem Zug seines jungen, schönen Angesichts. Da steht Er, dessen Wille alle die Tausende beherrscht, dessen Wort sie jetzt dem Tode, den Schmerzen, einer siechen Zukunft, einem ruhmvollen Siege oder einer schmachvollen Niederlage entgegenführen wird, — Er, der König!

Ruhig ist seine Seele, wie sein Angesicht, welches leuchtet in kühnem Muthe, in freudigem Hoffen. Er weiß, daß der Feind sie in wenigen Minuten schon angreifen wird, aber dennoch zagt er nicht. Die Oesterreicher glauben einen schlafenden Feind zu überfallen, aber die Preußen wachen, der König selber hat sie geweckt, der König selber ist mit seinen zwei Adjutanten von Trenck und von Staudnitz von Zelt zu Zelt gegangen und hat die Officiere geweckt, der König selber hat diese acht Feldstücke hinter den Hügel fahren lassen, denn er weiß wohl, daß von hier aus der erste Angriff erfolgen wird, daß der Feind mit seiner Cavallerie hier zuerst aus seinem Defilé sich auf die schlafenden Preußen zu stürzen gedenkt.*)

*) Trenck, Memoiren. I. S. 54.

Und der König hatte sich nicht geirrt, hört Ihr's heran brausen und traben, seht Ihr die Schlünde der Kanonen, welche ringsum auf den Höhen ihre feuersprühenden Rachen öffnen?

Das ist die österreichische Cavallerie, welche durch das Defilé hereinstürzt!

Das sind die österreichischen Kanonen, welche von den occupirten Anhöhen Tod und Verderben herniederschleudern in das Lager der schlafenden Preußen!

Nein, sie schlafen nicht, die Preußen, denn ihr König hatte sie geweckt! Nein, sie schlafen nicht, die Preußen, wenn die Oesterreicher ihnen feindlich gegenüberstehen, denn Friedrich der Einzige hat niemals der österreichischen Freundschaft getraut, Friedrich hat gewacht über Preußens Ehre!

Der König hebt den Degen. Das Zeichen ist gegeben. Laßt die österreichische Cavallerie nur herankommen mit lautem Geschrei, die preußische Cavallerie hat aufgesessen und stürmt ihnen entgegen, stürmt vorwärts mit verhängtem Zügel, vorwärts in das Defilé hinein, vor dem so eben der Feind sich erst ganz gravitätisch, stolz und siegesgewiß zu formiren beginnt, und nicht auf eine Schlacht rechnet, denn die Preußen, meint er, schlafen ja, und im Schlaf wollte er sie überfallen. Nein, auf keine Schlacht hat er gerechnet, sondern auf ein widerstandloses Schlachten! Und jetzt wachen die Preußen, jetzt leisten sie nicht blos Widerstand, sondern sie greifen an, muthig, unaufhaltsam. Sie drängen die Cavallerie zurück, in das vollgestopfte Defilé, in die verwirrten, entsetzten, von panischem Schrecken ergriffenen Massen.

Laßt nur die Kanonen auf den Anhöhen ihre donnernde Todesbotschaft brüllen, der König antwortet ihnen, der König, welcher mit ruhigem und stolzem Angesicht neben diesen acht Feldstücken hält, und jetzt den Kanonieren das Zeichen giebt, hinein zu feuern in diese verwirrten durcheinandergeknäulten Massen.

Die Kanonen brüllen, und in die feindlichen Reihen tragen sie die zerschmetternde Nachricht, daß die Preußen nicht schlafen, daß die Preußen wachen, wenn der Oesterreicher sie bedroht.

Karl von Lothringen, Du hättest besser denken sollen von den Preußen! Haben sie Dich vor zwei Monden nicht auch überlistet, wie sie es heute wieder thun? Hat der König damals nicht anscheinend durch furchtsames Zurückweichen Dich vorwärts und heraus getrieben aus Deiner vortheilhaften Stellung und Dich, just wie Du bei Hohenfriedberg in ungünstiger Stellung warst, überfallen, und in fünf Morgenstunden einen glänzenden Sieg über Dich errungen?*)

War's nicht eine Schlacht so denkwürdig und groß, daß noch die spätesten Enkel davon erzählen werden, und nach Jahrhunderten noch das Baireuthische Dragoner-Regiment zur Erinnerung daran die Grenadierflammen auf den Patrontaschen tragen wird und den königlichen Gnadenbrief und das Ehrendiplom, das ihm der König „als ewiges Zeichen der Dankbarkeit" verliehen, wird aufweisen können?

Karl von Lothringen, Du hättest an Hohenfriedberg denken und nicht vermeinen sollen, daß die Preußen schlafen, wenn ihnen die Oesterreicher gegenüberstehen!

Nein, die Preußen wachen! Höre nur, wie ihr Jubelgeschrei zum Morgenhimmel aufjauchzt, höre nur, wie ihre Kanonen brüllen und ihre blinkenden Schwerter die Luft durchsausen!

Karl von Lothringen, wo sind Deine Schaaren, welche bestimmt waren, den Feind im Rücken anzugreifen? Wo ist der Trenck mit seinen Panduren, wo der General Nadasti mit seinen wohldisciplinirten Regimentern?

Wenn Du auf diesen hoffst, dann verzweifle und stecke Dein Schwert in die Scheide! Die Preußen haben ihr Lager verlassen, sie sind weit, weit vorgerückt, denn vor ihnen war der Feind. Alles haben sie hinter sich gelassen, ihr ganzes Hab und Gut ist im Lager geblieben. Wie durften sie denken an irdische Narrethei, wenn es sich handelte um Ehre und Sieg!

Alles ist im Lager geblieben, auch des Königs ganzes Feldgepäck, auch die Kriegskasse!

Karl von Lothringen, hoffe nicht auf Trenck und seine Panduren, nicht auf Nadasti mit seinen wohldisciplinirten Regimentern!

Sie haben wohl Deinen Befehl befolgt, sie sind von jenseits in das feindliche Lager eingedrungen, dort machen sie Beute, dort plündern sie mit gieriger Lust. Was kümmert sie jetzt die Schlacht, welche vor ihnen donnert und brüllt, bis zu ihnen her dringt keine Kanonenkugel, sie können ganz ungestört sich bereichern und im Lager der Preußen aufräumen, während diese auf dem Schlachtfelde sich den Sieg erkämpfen!

Noch ist der Sieg nicht entschieden, noch nicht! „Wenn der Trenck und Nadasti uns in den Rücken fallen, denkt der König, dann sind wir verloren!"

Da sprengt ein Adjutant heran und meldet, daß Trenck und Nadasti das preußische Lager plündern.

Des Königs Antlitz leuchtet auf in Entzücken. Mögen sie plündern, sagte er freudenvoll. Dann haben sie dort zu thun, und werden uns nicht verhindern, hier unser wichtiges Werk zu Ende zu bringen. Während sie plündern, werden wir siegen!*)

*) Preuß, Friedrich der Große. I. S. 211.

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Trenck I, 55.

Ja, während die Oesterreicher plündern, siegen die Preußen! Entschieden ist die Schlacht! Die Kanonen schweigen; geschlagen, gramvoll, verzweifelnd zieht sich Karl von Lothringen mit seiner Armee zurück. Die Preußen haben gesiegt, aber es ist ein blutiger Sieg gewesen! Schaut nur hin, wie sich jetzt der Pulverdampf in weißen lustigen Wolken emporhebt, wie er in durchsichtigen Nebelgestalten sich zum Himmel aufschwingt. Es ist wirklich Pulverdampf oder sind es die entflatternden Geister dieser Tausende, welche da mit klaffenden Wunden, mit gebrochenen Augen, winselnd vor Schmerz oder ächzend in dem letzten Todeskampf auf der Erde liegen, welche nichts mehr zu bieten hat, nichts als ein Grab!

Ja, es ist ein blutiger Sieg gewesen, ein mörderischer Bruderkampf! Der Deutsche hat gegen den Deutschen gekämpft, der Bruder gegen den Bruder! An des Königs Seite ist sein Schwager, der Herzog Albrecht von Braunschweig, gefallen, und drüben bei den Oesterreichern liegt dessen Bruder, der Herzog Ludwig von Braunschweig, an schweren Wunden darnieder.

Arme Königin Elisabeth-Christine! Dein Gemahl hat gesiegt!

Aber Ihr Beide habt den Sieg theuer bezahlt! Dem König kostet er sein Feldgeräth, sein Zelt und seine Kriegskasse mit achtzigtausend Ducaten, der ganzen Armee kostete er ihre Bagage.*) Dir kostet er das Leben eines Bruders, und der andere liegt darnieder an blutenden Wunden!

Der König hat den Sieg gewonnen! Sein ist der Ruhm und die Ehre!

Du, arme Königin, Du hast nur neuen Kummer gewonnen! Dein sind die Thränen und der Schmerz!

*) Rödenbeck, Tagebuch. S. 125.

XXXVII.

Nach der Schlacht.

Sie ruheten aus von ihrer Arbeit, nicht auf weichen Kissen und in friedlichem Zelt, sondern auf hartem Erdboden, ohne Schutz gegen die Sonne und den Wind, der ihnen vom Schlachtfeld das Klagegestöhn der Sterbenden hinübertrug.

Aber selbst die Jammertöne waren für die siegreichen Preußen doch nur eine Jubelhymne der eroberten Schlacht und erfüllten Diejenigen, welche die Stunden des Blutes und des Todes überlebt hatten, mit Dank und Entzücken.

Nach den Stunden furchtbarer Aufregung, fieberischer Gluth folgte jetzt eine allgemeine Abspannung, ein tiefes rein physisches Bedürfniß nach Ruhe. Aber es war da etwas, welches dieses Bedürfniß nicht aufkommen ließ, welches den Schlummer von den Augenlidern verjagte, und doch die Ermattung des Körpers noch vergrößerte.

Dieses Etwas war der Hunger! Die Panduren hatten so gut aufgeräumt im preußischen Lager, daß sie den armen Soldaten nicht bloß ihre Bagage, sondern auch ihr Brod und ihr Getränk genommen, und die Wagen mit Gemüsen und Fleisch fortgeführt hatten.

Die preußische Armee also, welche die Morgenstunden mit einem so glänzenden Siege gefeiert hatte, sah einem Tage des Hungers und der Entbehrung entgegen, während die Oesterreicher, trotz ihrer verlorenen Schlacht, sich trösteten bei dem preußischen Brod und mit den preußischen Eßwaaren und Getränken.

Glücklich Diejenigen, welche ein Stückchen Brod in ihre Tornister gesteckt hatten oder deren Lagerstätte von den Panduren war übersehen oder vergessen worden! Mit welchen neidischen Blicken schauten die Cameraden auf diese wenigen glücklichen Soldaten, welche sich laben konnten an ihrem Brod und in dem Egoismus ihres Hungers durchaus nicht geneigt waren, mit irgend Jemandem, und sei's ihr genauester Freund, ihr köstliches Besitzthum zu theilen.

Der König gehörte nicht zu diesen Glücklichen! Er war Sieger in der Schlacht gewesen, aber der Lorbeerkranz ließ sich nicht umbilden zu einem Stück Brod, seinen Hunger zu stillen.

Der König hatte vergeblich zu seinen Generälen und Adjutanten gesagt: „wir wollen speisen.“ Es war nichts da, um den König, welcher hungerte, zu speisen.

Als der General Rothenburg mit traurigem Gesicht dem König diese Nachricht brachte, sagte Friedrich mit einem heitern Lachen: wir wollen uns also einbilden, mein Freund, wir wären Katholiken, und da ist es denn ganz in der Ordnung, daß wir an einem hohen Festtag, wie der heutige Tag es doch gewiß ist, keine Fleischspeise essen dürfen. Ich bin's also zufrieden, wenn ich ein Stück Brod bekomme, und das denke ich, wird man doch irgendwo für den König von Preußen auffinden können.

Aber General Rothenburg forderte von dem königlichen Küchenmeister vergeblich ein Stück Brod. Es war nichts da, weder Fleisch, noch Obst, noch Brod. Die Panduren hatten Alles fortgeführt.

Ich werde nicht ohne Brod zu dem König zurückkehren, sagte Rothenburg mit Thränen in den Augen zu sich selber, indem er entschlossen hinauswanderte in das Lager. Ich werde meine letzten Ducaten dem ersten Soldaten geben, der ein Brod hat, und das werde ich dem König bringen.

Und mit spähenden Blicken ging der General durch die Reihen der Soldaten, welche hier und dort in einzelnen Gruppen lagerten, und von den blutigen und schweren Morgenstunden schwatzten und plauderten. Ah, da drüben endlich gewahrte er einen Soldaten, welcher nicht plauderte und schwatzte, sondern mit liebäugelnden Blicken das Brod betrachtete, von welchem er sich eben mit dem Taschenmesser ein Stück absäbelte.

Mit einem Sprung, wie ein Löwe, war der General an seiner Seite und legte die Hand auf das Brod, welches ihm schöner duftete, wie sonst die herrlichste Rose.

Gebt mir das Brod, Freund, sagte er athemlos. Ich bezahle es Euch mit zwei Ducaten!

Der Soldat brach in ein spöttisches Lachen aus. Zwei Ducaten! Was soll ich mit zwei Ducaten? fragte er. Eure Ducaten kann ich nicht essen, Herr General, aber mein Brod kann ich essen, und darum ist's mir jetzt lieber, wie eine ganze Hand voll Ducaten. Behaltet also Euer Gold, ich behalte mein Brod!

Nun, wenn Ihr's nicht für Gold geben wollt, so gebt es aus Liebe! rief General Rothenburg heftig. Aus Liebe zu Eurem König, welcher hungrig ist, wie Ihr selber, und nicht einmal ein Stück Brod hat, seinen Hunger zu stillen.

Das vorher so lachende Gesicht des Soldaten ward jetzt ernsthaft. Der König hat kein Brod, sagte er nachdenklich vor sich hin.

Der König hungert! rief der General fast bittend.

Der König hungert, murmelte der Soldat, und senkte traurig seine Blicke auf dieses Brod, welches ihm so lieblich entgegenlächelte. Dann, mit einem herzhaften Entschluß, schnitt er das Brod in zwei Hälften, und dem General die eine Hälfte darreichend, sagte er: ich will Euch mein halbes Brod geben! Das ist aber auch Alles, was ich für den König thun kann! Nehmen Sie, Herr General, und nun ist's abgemacht. Mehr geb' ich nicht!

Und ich verlange auch nicht mehr, rief der General, und das eroberte Brod hoch in die Luft schwenkend, eilte er jubelnd den Weg zu dem neuerrichteten Zelt des Königs zurück.

Der Soldat schaute ihm lächelnd nach. Plötzlich ward sein Gesicht ernsthaft, ein fürchterlicher Gedanke peinigte ihn. Wie, wenn der General ihn getäuscht hätte, wenn das Brod nicht für den König bestimmt wäre?

Er mußte das wissen, und sich selber von der Wahrheit überzeugen! Wie ein Pfeil flog er hinter dem General her, bald hatte er ihn eingeholt und trabte hinter ihm her, bis zum Zelt des Königs.

Der General hatte ihn wohl gewahrt, und begriff sehr wohl, weshalb er ihm nachgekommen. Lächelnd und mit freudeglänzenden Augen trat er zum König ein.

Mein König, da bin ich endlich, und bringe was Euere Majestät verlangten, ein Stück Brod.

Das heißt, ein Stück neue Lebenskraft, sagte der König, indem er das Brod nahm und mit sichtbarem Behagen davon zu essen begann. Ach, Freund, ich denke, ein Stück Brod nach einer gewonnenen Schlacht schmeckt köstlicher, als ein Goldfasan nach einem Tage des Müßigganges! Wo hast Du diesen köstlichen Leckerbissen erbeutet, Freund?

Sire, ich bekam es von einem Soldaten, der es nicht verkaufen wollte, aber es mir bereitwillig gab, als er hörte, daß es für den König bestimmt sei. Nachher freilich ist ihm das Mißtrauen gekommen, ob ich ihn nicht um dieses kostbare Gut betrogen, und für mich selber genommen hätte, was ich für den König gefordert. So ist er mir denn nachgelaufen, um zu sehen, wohin ich ginge, und ich wette er steht noch draußen und möchte mit seinen Blicken die Leinwand des Zeltes durchbohren, um zu sehen, ob der König sein Brod auch wirklich ißt.

Friedrich lächelte. Wir wollen ihm das bequemer machen, sagte er, indem er rasch das Zelt durchschritt und den Vorhang zurückschlug.

Richtig, da stand der Soldat und starrte zu dem Zelt hin, und fuhr in jähem Schreck zusammen, als er den König gewahrte, dessen großflammende Augen auf ihn gerichtet waren.

Der König nickte ihm lächelnd zu, und führte die Hand, deren Weiße wunderbar abstach gegen das schwarze Brod, das zwischen seinen Fingern hervorschaute, zum Munde.

Ich danke Euch für Euer schönes Brod, Freund, sagte der König dann, nachdem er gegessen. Ich danke Euch, und ihr könnt Euch für die Zukunft eine Gnade bei mir erbitten. Besinnt Euch schnell, und sagt mir, was Ihr Euch wünschet.

Ach, darauf habe ich gar nicht nöthig, mich zu besinnen, rief der Soldat mit fröhlichem Lachen. Wenn ich mir was wünschen soll, so ist's eine Schulzenstelle in meinem Vaterlande in Preußen.

Wenn wir Frieden haben, sollt Ihr die Schulzenstelle in Preußen haben, sagte der König zu dem vor Freude laut auffjauchzenden Soldaten, indem er ihm gnädig zunickte, und dann wieder in sein Zelt zurücktrat.*)

Und jetzt, mein Freund, mein Pylades, sagte der König, jetzt wollen wir uns eine Stunde der Ruhe und Erholung gönnen. Ich denke, wir haben sie uns heute wohl verdient, und dürfen uns jetzt wohl eine Stunde in unser behagliches Zimmer nach Pots-

*) Friedrich der Große. Von Karl Mühler. S. 62

dam versetzen. Komm, Freund, setze Dich neben mich, und lies mir vor.

Was soll ich Eurer Majestät vorlesen? fragte Rothenburg verlegen.

Hole mir den Horaz, Freund, und laß uns träumen von Bandusiens Quell.

Euere Majestät wissen also nicht? — fragte Rothenburg zögernd.

Was soll ich wissen?

Daß die Panduren auch die Feldbibliothek mitgenommen haben?

Wie, auch meine Bücher? fragte der König, und eine leichte Wolke flog über seine Stirn. Was wollen denn die Panduren und Kroaten mit meinen armen Büchern? Konnten sie sich nicht genügen lassen an meiner Kriegskasse und meinem Silberzeug? Mußten sie mir auch nehmen, was für sie ganz werthlos und für mich so kostbar ist?

Mit gerunzelter Stirn, die Hände auf dem Rücken gefaltet, ging er hastig einige Male in dem engen Raum auf und ab. Dann blieb er stehen, und blickte in dem Zelte umher, als suche er Etwas.

Die Biche ist nicht da, sagte er leise, hole mir die Biche, mein Freund.

Aber General Rothenburg rührte sich nicht.

Nun? fragte der König.

Sire, die Biche haben sie auch mitgenommen.

Die Biche auch? Meine liebste, treueste Freundin, mein Lieblingsthier? rief der König schmerzlich, indem er wieder hastig auf und abzuwandeln begann. Dann aber näherte er sich dem General, und ihm die beiden Hände auf seine Schultern legend, schaute er ihm mit einem Ausdruck unendlicher Zärtlichkeit in's Angesicht.

Bist Du mir gut, Freund? fragte er ganz milde und weich. Ich seh's an Deinen Augen, daß Du Ja sagen willst. Nun denn, was kümmert mich denn die Feldbibliothek und die Biche. Die Bücher werde ich mir wieder aus Berlin kommen lassen, und die Biche sollen sie mir schon wieder herausgeben, ich werde heute noch zum General Nadasti senden und mir meine Biche loskaufen. Nicht wahr, Freund, Du denkst doch, daß sie mir das treue Thier wieder geben werden?

Es lag ein Ausdruck so schmerzlicher Angst in den Zügen des Königs, daß Rothenburg tief davon ergriffen ward.

Die Biche wird wiederkommen, Sire, sagte er, ich zweifle gar nicht daran. Euere Majestät darf wohl auf diese Belohnung des Schicksals nach einer so glorwürdigen Schlacht hoffen.

Der König wiegte lächelnd sein Haupt. Ich will Dir ein Geheimniß anvertrauen, Freund, sagte er. Ich hätte in dieser Schlacht verdient geschlagen zu werden, weil ich mich durch Detaschements zu sehr geschwächt hatte; nur die Geschicklichkeit meiner Generäle und die Tapferkeit meiner Truppen haben mich von einer Niederlage gerettet.*) Ein wenig auch die Habgier der Panduren und Kroaten. Ein Stengelchen von unserm Lorbeerkranz gebührt dem Nadasti und dem Trenck. Nun, wir wollen ihnen denselben bei nächster Gelegenheit ins Antlitz schleudern. Ein Glück für uns, daß dieser Courier, welcher die neuesten Depeschen und Nachrichten aus Berlin gebracht hat, nicht schon vor der Schlacht im Lager eingetroffen war. Die Panduren würden sie auch genommen haben, während sie jetzt wohl geborgen sind. Siehst Du, Freund, wie mich das Schicksal gleich mit ernstem Fingerzeig auf meine Pflicht hinführt. Ein König soll niemals träumen und sich selber leben wollen, siehst Du, und das wollte ich doch heute thun. Ich wollte nur eine Stunde mir selber leben, und statt die Depeschen und Briefe zu lesen, wollte ich mit Dir am Horaz mich ergötzen und mit der Biche spielen. Jetzt ist's vorüber, und da wir denn unser Mahl beendet haben, wollen wir arbeiten. Gieb her die Tasche dort. Da ist der Schlüssel, schließe sie auf und nimm die Briefe heraus.

Der König setzte sich auf den Feldstuhl und breitete die Briefe und Papiere auf dem hölzernen einfachen Feldtisch vor sich aus. Die Depeschen und Zeitungen lesen wir nachher; zuerst die Briefe von Freundeshand. Da sind Briefe vom lieben d'Argens und von Knobelsdorf. Wie? und keiner von Duhan, keiner von Jordan und Kaiserling? Das macht mich bang und unruhig, und meine Seele ahnt nichts Gutes! Da ist ein Brief an Dich, Freund, und er ist von Duhan's Hand. An Dich also schrieb er, und nicht an mich. Lies also, Freund, und dann sage mir, was darin steht. Er reichte dem General den Brief dar, und erbrach dann hastig die an ihn gerichteten Briefe. Aber seine Augen schossen nur flüchtig über die Zeilen hin, und richteten sich immer wieder auf Rothenburg, der noch mit dem Lesen seines Briefes beschäftigt war.

Der König hatte sehr wohl bemerkt, daß der General gleich beim Beginn des Lesens erbleicht war, und daß das Papier in seinen Händen zitterte, er hatte sehr wohl den Ausdruck tiefen Schmerzes gesehen, der sich wie ein Trauerflor über Rothenburg's Antlitz ausgebreitet hatte.

Er konnte dieses Schweigen, diese Stille nicht mehr ertragen; sich hastig von seinem Sitz erhebend trat er zu Rothenburg, und indem er ihm die Hand

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Preuß, Lebensgeschichte. I, 214.

auf die Schulter legte, sah er ihm mit seinen großen, durchbohrenden Augen fest ins Angesicht.

Der General schlug die Augen nieder und seine Lippen zitterten.

Rothenburg, sagte der König, Duhan hat Dir etwas geschrieben, was er mir nicht schreiben wollte. Es ist eine traurige Nachricht, ich seh's an Deinem Gesicht.

Euere Majestät hat Recht, es sind traurige Nachrichten, seufzte der General.

Ach, also mehr als Eine! murmelte der König, und als fehle es ihm jetzt schon an Kraft, diese schlimmen Dinge zu vernehmen, ließ er Rothenburg los und wandelte hastig in dem Raum auf und ab, Rothenburg sah ihm mit traurigen, verdüsterten Blicken zu. Eine bange schmerzliche Pause trat ein.

Dann sagte der König, vor dem General stehen bleibend: jetzt sage mir Deine Nachrichten. Meine Mutter, meine Geschwister sind gesund?

Sire, die ganze königliche Familie ist gesund!

Es betrifft also meine Freunde, murmelte der König vor sich hin. Zwei von ihnen sind krank. Zwei! Wie steht's mit Jordan? Du antwortest nicht? Du weinst? Wie steht's mit Jordan? sage ich.

Sire, Jordan ist todt!

Todt! rief der König mit einem Ausdruck tiefer Wehklage, indem er sich ganz erschöpft und taumelnd auf den Feldstuhl setzte und das Haupt in seine Hand stützte. Todt! Mein theuerster, bester Freund, Jordan ist todt!

Sein Tod ist so schön, so heiter und friedlich gewesen, wie sein Leben, sagte Rothenburg. Sein letztes Wort war ein Gruß an Euere Majestät, das Letzte, was er that, bevor seine Kräfte schwanden, daß er an Sie schrieb. Hier ist der Brief, Sire!

Der König nahm den Brief, welchen Rothenburg vor ihn hingelegt hatte, und betrachtete schweigend die zitternden, schwankenden, fast unleserlichen Schriftzüge, die ihm besser als alle Schilderungen ein Bild seines kranken, todesschwachen Freundes gaben. Zwei große Thränen rannen langsam über seine Wangen nieder. Der König schämte sich ihrer nicht. Er sah sie herniederfallen auf diesen Brief seines Jordan, und dort die Schriftzeichen auflösen und verlöschen.

So ist es, sagte er leise, die Thränen verwischen die Majestät. Jordan's Hand hat da zum letzten Male diesen eitlen Titel „an Se. Majestät" geschrieben, und meine Thränen waschen diesen Flittertand hinweg. Jordan, Jordan, Du löschest meine Majestät aus, ich bin kein König mehr, ich bin nur noch ein armer, schwacher Mensch, welcher trauert und klagt um den verlornen Freund.

Er preßte das Papier mit leidenschaftlicher Inbrunst an seine Lippen, dann steckte er es in seinen Busen und hob seine Blicke wieder zu Rothenburg empor.

Sage mir Deine andern Nachrichten, Rothenburg. Ich bin jetzt auf Alles gefaßt.

Sire, sagten Sie nicht vorher, daß Euere Majestät zwei kranke Freunde in Berlin zurückgelassen?

Jordan und Kaiserling! Kaiserling! Du willst doch nicht sagen, daß mein Cäsarion auch — o nein, nein, das ist unmöglich. Jordan ist todt, und ich wußte, daß er sterben mußte, aber Cäsarion wird genesen. Ich weiß es, ich fühle es. Nicht wahr, Kaiserling lebt, Kaiserling muß genesen?

Sire, wenn ich ein frommer Priester wäre, würde ich antworten: Kaiserling ist genesen! Denn seine Seele ist zu Gott zurückgekehrt!

Ah, Kaiserling auch todt! O, Rothenburg, wie konntest Du den Muth finden, mir das zu sagen! Zwei Freunde auf einmal todt!

Der König sagte nichts weiter. Er schlug seine Hände vor sein Angesicht und weinte bitterlich.

Dann nach einiger Zeit ließ er die Hände wieder herabgleiten und starrte, wie in tiefen Träumen verloren, zur Erde hin.

Zwei Freunde auf einmal, sagte er mit einer Stimme, welche noch in Thränen zitterte. O, wie unglücklich ich bin, zu gleicher Zeit meinen guten Jordan und meinen lieben Kaiserling verloren zu haben. Sie waren meine Familie, und ich werde jetzt verwaist sein, und in einer Trauer des Herzens die finsterer und ernster ist, als die mit schwarzen Kleidern.*) Der Kummer wird aus meinem Herzen eine Wüste machen, und die Menschen werden mich eines Tages herzlos und kalt finden, aber sie werden nicht wissen, daß da drinnen in meiner Brust ein großer Kirchhof mit den Leichensteinen meiner Freunde ist, und daß ich an diesen vor Kummer erkaltet bin.

Und wie er leise diese Todtenklage murmelte, rannen die Thränen langsam über seine Wangen nieder. Ein so tiefer Gram, ein so zerschmetternder Kummer sprach aus dem Angesicht, der zerbrochenen Haltung des Königs, daß Rothenburg es nicht länger zu ertragen vermochte. Er stürzte zu dem König hin, und vor ihm in die Knie sinkend, riß er seine Hände an die Lippen und bedeckte sie mit seinen Thränen und seinen Küssen.

Oh, mein König und mein Held, sagte er schluchzend, hören Sie auf zu klagen, wenn Sie nicht wollen, daß ich zu Ihren Füßen sterben soll vor Schmerz.

Der König schüttelte mit einem traurigen Lächeln

*) Des Königs eigene Worte. Rödenbeck, Tagebuch. S. 118.

das Haupt. Wenn man vor Schmerz sterben könnte, wäre ich in dieser Stunde gestorben.

Oh, was würde die Welt sagen und denken, wenn sie sähe, wie der König, welcher eben als Sieger aus einer ruhmvollen Schlacht hervorgeht, seines Triumphes vergißt und um zwei Freunde trauert.

Du willst mich trösten, sagte der König, trösten mit dieser eitlen Erinnerung an den erlangten Sieg. Glaube mir aber, ich bin Philosoph genug, um solchen Triumph zu verachten. Ich freue mich, daß ich mein Land vor dem grausamsten Unglück gerettet, und den Ruf meiner Truppen, den meine Feinde bei der Welt zu verdunkeln suchten, wieder hergestellt sehe. Aber meine persönliche Eitelkeit findet keine Nahrung dabei. Das Wohl und das Glück meiner Völker ist es allein, was mir am Herzen liegt, nicht aber denke ich an mein Bischen eigenen Ruhm dabei. Flüchtiger, nur eine kurze Zeit währender Ruhm muß einen Menschen nicht stolz machen. *)

Aber meines Königs Ruhm wird nicht flüchtig sein, sondern er wird glänzend und hell auf die Nachwelt übergehen, rief der General.

Der König zuckte fast verächtlich die Achseln. Nur der Tod, sagte er, bestimmt den Ruf der Könige und Staatsmänner, und da ich wahrscheinlich das nicht hören werde, was man einen Tag nach meinem Absterben von mir sagen wird, so will ich mich nur einfach damit begnügen, meine Pflichten so gut zu erfüllen, wie meine Kräfte es erlauben. **) Glaube mir nur, um ein rechter König und Fürst seines Volkes zu sein, muß man zunächst resigniren auf alles persönliche Glück und alles persönliche Wohlbehagen. Der Fürst, der nicht, wie Polykrates den Ring, sein eigenes Glück hineinwirft in das Meer, der kann sich nicht loskaufen von dem Mißgeschick, und die Götter werden es ihm nie vergeben, daß er zugleich ein glücklicher Mensch sein will. Und ich, mein Rothenburg, ich hatte jetzt noch mein Leben an einem matten Sonnenstrahl des Glücks erwärmt, ich hatte viele Freunde! Nun kommt das Schicksal, und an dem Tage, wo es mich als König glücklich macht, fordert es von dem Menschen Friedrich zwei seiner theuersten Freunde. So muß der Mensch des Königs Glück bezahlen. — Aber genug jetzt der Klagen, fuhr der König nach einer Pause fort. Gott wollte dies Opfer, ich muß es bringen und mich schweigend unterwerfen. Ach, ich wollte, mein Herz wäre erst für immer zum Schweigen gebracht. Ich will Dir etwas sagen, Freund. Ich glaube fast, ich habe dem Machiavelli Unrecht gethan mit meinem Anti-Machiavell. Der Mensch hat recht: nur ein Mann mit einem steinernen Herzen kann ein guter Fürst sein, denn nur Er wird es vermögen, einzig und allein das Wohl seines Volkes zu bedenken.

Oh, wie krank und gramerfüllt muß mein König sein, um so sprechen zu können, rief Rothenburg traurig. Sie klagen, daß Sie zwei Freunde verloren haben, Sire! Nun, sie waren auch meine Freunde, und ich habe sie auch verloren. Aber ich habe mehr an ihnen verloren, als nur sie selbst, denn ich habe in dieser Stunde gesehen, daß ich selber dem König gar nichts bin! Ich habe den Glauben an die Freundschaft meines Friedrich verloren!

Und tief aufseufzend senkte er sein Haupt auf seine Brust. Aber jetzt stand der König schon neben ihm, jetzt schauete er ihn an mit Blicken unendlicher Liebe, jetzt legte er ihm die beiden Hände auf die Schultern, und mit einer Stimme so zärtlich und weich, wie die eines jungen Mädchens, sagte er: Mein Rothenburg, sieh mich an, und jetzt sage mir einmal, wie nennen Dich die Menschen, wenn sie von Dir und mir sprechen?

Ich hoffe, sie nennen mich Euer Majestät treuesten und verehrungsvollsten Diener.

Nein, sie nennen Dich meinen Liebling, und wenn die Menschen das sagen, so ist es wahr. Vox populi, vox dei. Komm an mein Herz, mein Liebling!

Oh mein König, mein Fürst, mein Freund, rief Rothenburg begeisterungsvoll, indem er sich an des Königs Brust warf.

Lange ruhten sie so, Herz an Herz, und wer sie so gesehen hätte, die beiden kräftigen Gestalten, den König und den Helden, die Sieger des heutigen Tages, wer hätte da glauben mögen, daß die Thränen in ihren Augen nicht dem Triumph und der Freude, sondern dem Schmerz und der Liebe angehörten.

Und nun, sagte der König nach einer langen Pause, indem er sich aus des Freundes Armen emporrichtete, nun laß mich wieder König und Beamter sein. Wir sind noch nicht zu Ende mit den Depeschen und Briefen.

Er setzte sich wieder auf seinen Feldstuhl neben dem Tisch, und der General nahm wieder die Postmappe zur Hand.

Er nahm einige große, mit amtlichen Siegeln versehene Briefe hervor, aber er legte sie bei Seite, und indem er sich tief verneigte, hielt er dem König ein zierliches, duftendes, rosiges Briefchen entgegen.

Hier, Majestät, sagte er mit einem schalkhaften Lächeln, hier finde ich ein Briefchen, das vielleicht doch Euere Majestät noch verhindern möchte, König und Beamter zu sein.

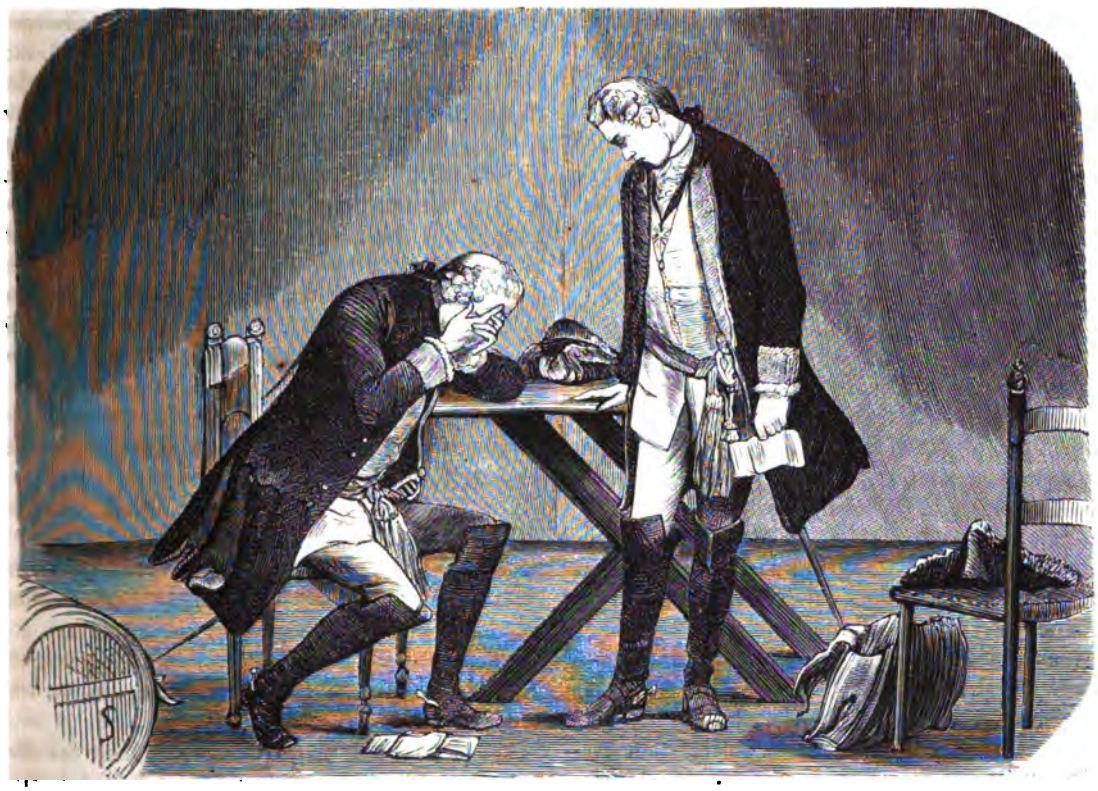
Aber der König nahm den Brief nicht an, nur

*) Des Königs eigene Worte. Rödenbeck, Tagebuch, S. 116.

**) Des Königs eigene Worte. Rödenbeck, Tagebuch, S. 119.

flog ein leises Roth über seine Wangen und seine Augen leuchteten höher auf.

Lege das weg, sagte er, ich kann es jetzt nicht lesen. In meinem Herzen tönen noch die heiligen Orgelklänge des Schmerzes und die dürfen nicht von einer Opern-Arie unterbrochen werden. Jedes hat seine Zeit, und wenn meine Seele vor Särgen kniet, sollen meine Augen sich nicht mit der reizenden Gestalt eines Weibes, und sei sie selbst eine Houri des Paradieses, ergötzen! Lies mir die Depeschen, Freund!



XXXVIII.

Der verhängnißvolle Brief.

Nicht der König allein hatte mit dem aus Berlin im Lager bei Sohr anlangenden Courier Briefe erhalten; auch jeder Regiments-Commandeur hatte seine wohlverschlossene Mappe empfangen, worin sich die Briefe für die Officiere und Soldaten seines Regiments befanden, welche er an dieselben zu vertheilen hatte. Aber um dabei jeden Irrthum und jeden Unterschleif zu vermeiden, war von dem Kriegs-Departement in Berlin jeder solchen Sendung eine Liste beigefügt, auf welcher die Adressaten der Briefe eigenhändig den Empfang derselben quittiren mußten.

Der Oberst von Jaschinsky war also genöthigt gewesen, dem Lieutenant Friedrich von Trenck die beiden Briefe zu geben, welche er für ihn in der Briefmappe gefunden hatte. Den einen dieser Briefe

betrachtete der Oberst mit einem wilden, schadenfrohen Lachen; er war gar nicht neugierig auf den Inhalt desselben, denn er kannte denselben sehr gut, und wußte, daß sobald Trenck ihn empfangen hätte, dieser Brief sich in einen blinkenden Dolch verwandeln werde, dessen tödtliche Spitze sich gegen des jungen Mannes eigene Brust richten müsse. Er kannte den Brief, wie gesagt, sehr gut, denn er hatte ihn schon einmal gesehen, und ihn damals auf eine listige Weise zu unterschlagen gewußt, um ihn zuerst nach Berlin zu seinem Freunde Pöllnitz zu schicken und ihn zu fragen, ob dieser Brief nicht sehr dazu geeignet sei, sie Beide zum Ziel zu führen, und den Lieutenant von Trenck unschädlich zu machen, indem man ihm damit den Hals bräche? Pöllnitz hatte bis jetzt nicht darauf geantwortet, aber heute hatte der Oberst von Jaschinsky von ihm einen Brief erhalten, und Pöllnitz hatte darin gesagt: „jetzt ist's an der Zeit, den Brief des Panduren wirken zu lassen. Ich habe daher denselben auf die Post getragen, und ich denke, ich bin ein Hiobsbote für diesen jungen übermüthigen Officier gewesen, der sich einbildet, daß ihm sein Oberst zweihundert Ducaten schuldig ist. Wenn Sie wirklich einmal sein Schuldner waren, so wird er von heute an der Ihrige sein, denn er wird Ihnen, denke ich, freies Quartier auf irgend einer preußischen Festung und das hoffentlich auf lange Zeit verdanken. Wenn Sie dem König von diesem Briefe des Panduren die Anzeige machen, können Sie ihm immer melden, daß der Lieutenant von Trenck heute aus Berlin noch einen zweiten Brief, wie Sie glauben von einer Dame, erhalten habe. Vielleicht läßt der König dann bei ihm nachsuchen, und daß er einen Brief von einer Dame heute erhält, weiß ich gewiß, denn ich selber habe ihn zur Besorgung übernommen, und daß er ihn nicht zerrissen hat, versteht sich, denn Verliebte zerreißen niemals die Briefe ihrer Geliebten."

Nein, Verliebte zerreißen niemals die Briefe ihrer Geliebten! Wie hätte Friedrich von Trenck es über sich gewinnen können, dieses Papier zu vernichten, auf welchem ihre Hand geruht, das ihr Auge angeschaut, das ihr Athem berührt, auf dem sie ihre Liebesgrüße, ihre Schwüre, ihre Sehnsucht und ihre Treue aufgezeichnet hatte! Nein, nicht für alle Schätze der Welt würde er es fortgegeben haben, dieses heilige, dieses kostbare Papier, welches ihm sagte, daß Prinzessin Amalie ihn noch nicht vergessen habe, daß sie entschlossen sei, auszuharren in Geduld und Liebe und Treue, bis er zu ihr zurückkehren werde, ein Held, berühmt und groß durch seine Thaten, mit einer Lorbeerkrone im Haar, welche leuchtender und schöner sein werde als irgend eine Fürstenkrone.

Als Trenck das las, weinte er vor Demüthigung und Scham. Zwei Schlachten waren schon gewonnen und sein Name war dunkel und unbekannt geblieben, zwei Schlachten, und keine dieser Heldenthaten, welche seine Geliebte mit solcher Zuversicht von ihm erwartete, hatte auf seinem Wege gelegen. Wohl hatte er seine Pflicht gethan als tapferer Soldat, aber nicht hatte er, wie Krauel im verflossenen Jahr, eine Heldenthat ausgeübt, welche den gemeinen Soldaten zu dem Freiherrn Krauel von Ziskaberg erhob, und dem unbekannten Bauer einen Namen gab, dessen Ruhm Jahrhunderte überdauern sollte*), nicht hatte er durch irgend eine große Waffenthat, ein unerhörtes,. tollkühnes Unternehmen, wie etwa Ziethen, der mit seinen neugekleideten Husaren unerkannt mitten durch das österreichische Lager gegangen war**), die ganze Welt mit Staunen erfüllt. Er war eben nichts gewesen, als ein tapferer Soldat, nichts weiter, als viele Tausende anderer Soldaten. O, er fühlte die Kraft und den Muth in sich, die Sterne vom Himmel zu reißen, um sie seiner Geliebten als Diadem um die Stirne zu legen, mit Titanen zu kämpfen und sie in den Abgrund zu schleudern, die ganze Welt, gleich dem Atlas auf seine Schultern zu nehmen, er fühlte die Kraft, den Muth, den Willen, die Befähigung in sich, ein ruhmgekrönter Held zu werden! Aber es fehlte ihm dazu die Gelegenheit. Die Heldenthaten, die er zu vollführen brannte, hatten nicht auf seinem Wege gelegen, sie waren mit geflügelten Sohlen vor ihm her geflattert, er hatte sie aber nicht einzuholen vermocht. Und so war er, trotz zweier siegreichen Schlachten, in denen er mitgekämpft, trotz des sichtbaren Wohlwollens des Königs, geblieben, was er gewesen, der unbekannte, unberühmte Lieutenant von Trenck!

Und mit zitterndem Herzen fragte er sich selber, ob Prinzessin Amalie ihn noch lieben werde, wenn er so zu ihr zurückkehre, wie er gegangen, ob ihr stolzes, reines und großes Herz die schlimmste aller Prüfungen, einen gewöhnlichen und durch nichts aus-

*) Der Grenadier David Krauel war der Erste, welcher bei der Erstürmung von Prag (1741) die Bastion erstieg, dort, nachdem er alle seine Patronen verschossen, sich mit dem Degen so lange vertheidigte, bis seine Kameraden ihm folgten, und so das Werk eroberten. Der König ließ ihn, nach der Einnahme von Prag, in seiner gemeinen Montur an der Marschallstafel speisen, schenkte ihm eine bedeutende Summe Geldes und erhob ihn zum Lieutenant und zum Baron Krauel von Ziskaberg. Siehe Rödenbeck, Tagebuch S. 107. — Preuß, Lebensgeschichte. I, 208.

**) Der König hatte Ziethen bei Frankenstein eine wichtige Botschaft gegeben, die er an den Markgraf Karl nach Jägerndorf bringen sollte. Ziethen zog mit seinen Husaren, unkenntlich in den neuen Wintermontirungen, durch die Oesterreicher hin. Preuß, Lebensgeschichte. S. 211.

gezeichneten Menschen geliebt zu haben, überdauern, ob sie ihn nicht verachten und sich stolz von ihm wenden werde?

Nein, nein, rief er ganz laut, ich werde nicht den frechen Muth haben, so zu ihr zurückzukehren. Wenn es mir nicht gelingen will, mich auszuzeichnen, so wird es mir doch gelingen können zu sterben. Bei der nächsten Schlacht werde ich mir also den Ruhm oder den Tod erobern. Und wenn ich unberühmt falle, wird sie mir verzeihen und um mich weinen! Das ist immer noch schöner und begehrenswerther, als lebend von ihr vergessen oder verachtet zu werden.

Er drückte Amalien's Brief an seine Lippen, dann schob er ihn in seinen Busen und öffnete den zweiten Brief. Während er jetzt las, malte sich Staunen und Verwunderung in seinen Zügen, und ein halb spöttisches, halb lustiges Lachen umspielte seine frischen vollen Lippen. Bald aber wurden seine Züge ernst und eine finstere Wolke beschattete seine jugendliche Stirn.

Wenn ich Feinde hätte, würden sie mit diesem Briefe mich vernichten können, sagte er leise. Er könnte, so närrisch und toll er immer ist, doch hinreichen, mich als einen Verräther darzustellen. Sollte das vielleicht nicht eine Falle sein, welche man mir gestellt, oder wie? Sollte man wirklich diesen Brief, welcher, wie man aus den Poststempeln sieht, aus dem feindlichen Oesterreich nach Berlin gewandert und dann hierher gekommen ist, so unbeachtet an mich gelangen lassen, ohne ihn einmal gelesen zu haben? — Ich werde mit diesem Brief zu meinem Obristen gehen und ihm denselben mittheilen, sagte Friedrich von Trenck mit einem kräftigen Entschluß. Mag er darüber, wenn er will, an den König berichten. Das Geheimhalten möchte für mich gefährlicher sein, als das offene Bekenntniß.

Und diesen zweiten Brief gleichfalls in seinen Busen steckend, begab sich Friedrich von Trenck in das Zelt des Obersten von Jaschinsky, der ihn mit außergewöhnlicher Freundlichkeit willkommen hieß.

Herr Obrist, sagte Trenck nach der ersten Begrüßung, entsinnen Sie sich noch des seltsamen Briefes, den ich vor sechs Monaten von meinem Vetter, dem Panduren-Obristen von Trenck erhielt?

Ah, Sie meinen jenen tollen Brief, in welchem er Ihnen anbot, zu ihm nach Oesterreich zu kommen, und Ihnen versprach, Sie alsdann zu seinem Universalerben einzusetzen? *)

Ja, jenen Brief meine ich. Ich theilte Ihnen damals denselben mit und befragte sie um Ihren Rath.

Und worin bestand mein Rath?

*) Friedrich von Trenck's Memoiren. I, 44.

Daß ich dem Obristen von Trenck freundlich und dankbar antworten, und bei einem so wichtigen Vorschlag, der mich zu einem Millionair machen könne, weder gleichgültig noch undankbar sein solle. Sie riethen mir, zwar diese Zumuthung, zu ihm nach Oesterreich zu kommen, abzulehnen, aber nur abzulehnen, so lange Preußen und Oesterreich noch im Krieg mit einander, und den Panduren-Obersten also auf die Zeiten des Friedens zu vertrösten.

Nun, ich denke, der Rath war gut und Sie konnten ihn immerhin befolgen.

Sie riethen mir ferner, meinem Vetter zu schreiben, er möge mir schöne ungarische Pferde zu meiner Equipage schicken, und versprachen mir, meinen so abgefaßten Brief durch den sächsischen Gesandten Herrn von Bossart zu befördern, aber unter der Bedingung, daß ich, wenn ich die ungarischen Pferde von dem Panduren-Oberst bekäme, Ihnen eins davon abgeben wolle.

Das war ein Scherz, wie man ihn wohl im Uebermuth des Augenblicks machen kann. Ein Scherz, der Sie indessen zu nichts verpflichten soll und für den Sie auch keine weiteren Beweise haben.

Ich? fragte Trenck verwundert. Und wozu bedürfte ich denn Beweise dafür, daß ich Ihnen ein ungarisches Pferd versprochen hätte? Was sollten mir diese Beweise nützen?

Der Graf Jaschinsky schlug vor dem so offenen und vertrauensvollen Blicke des jungen Officiers das Auge nieder. Einem argwöhnischeren, welterfahreneren Manne gegenüber würde seine unvorsichtige Frage ihn verrathen haben, denn Jener würde in derselben die Möglichkeit einer drohenden Gefahr, der Jaschinsky sich zu entziehen suchte, erkannt haben.

Ich meinte nicht, sagte der Graf lachend, daß Ihnen der Beweis nützen sollte, sondern ich wollte nur sagen, daß ich keinen Beweis dafür hätte, daß Sie mir ein ungarisches Pferd schuldig sind, und daß Sie deshalb durchaus nicht nöthig haben, mir ein solches zu geben.

Doch geschah Ihre Bitte und mein Versprechen vor Zeugen, Herr Obrist, der Lieutenant von Studnitz und der Kornet von Wagnitz waren zugegen, und wäre das auch nicht gewesen, so würde mein gegebenes Wort allein schon bindend für mich sein. Aber vorläufig habe ich noch gar keine ungarischen Pferde, sondern nur ein Antwortschreiben meines drolligen Herrn Vetters, das ich Ihnen mittheilen möchte.

Ah, der Panduren-Oberst hat Ihnen geantwortet? fragte Jaschinsky mit gut gespielter Verwunderung.

Er hat mir geantwortet und zwar den seltsamsten und pandurenhaftesten Brief, den man sich nur ersinnen kann. Hören Sie nur!

Und Friedrich von Trenck zog hastig den Brief hervor, den er vorher in seinen Busen gesteckt hatte. Ganz erfüllt von dieser Angelegenheit, gar nichts weiter beachtend, ganz harmlos und unbefangen, wie es die Jugend zu sein pflegt, schlug er den Brief auseinander und las:

„Aus Dero Schreiben, de Dato Berlin den 12. Februar, ersehe ich, daß Sie gerne ungarische Pferde von mir haben möchten, um sich gegen meine Husaren und Panduren herumzutummeln. Ich habe bereits in voriger Campagne mit Vergnügen erfahren, daß der preußische Trenck auch ein guter Soldat ist. Zur Bezeugung, daß ich Sie schätze, habe ich Ihnen damals die von meinen Leuten gefangenen Pferde zurückgeschickt. Wollen Sie aber ungarische Pferde reiten, so nehmen Sie mir die meinigen im offenen Felde ab, oder kommen Sie zu Ihrem Vetter, der Sie mit offenen Armen empfangen und als seinen Sohn und Freund Ihnen alle Zufriedenheit verursachen wird." *)

Hätte Trenck weniger aufmerksam auf seinen Brief gesehen, während er ihn las, so würde er bemerkt haben, daß Jaschinsky, wenig auf seine Vorlesung achtend, den Blick starr auf den Boden gerichtet, sich ihm näherte und jetzt vorsichtig und leise seinen Fuß ausstreckend, etwas unter demselben zu verbergen schien. Dann blieb er mit lächelndem Gesicht neben Trenck stehen, und als dieser seinen Brief zu Ende gelesen, brach er in ein lautes Lachen aus, in welches der junge Officier fröhlich mit einstimmte.

Ihr Vetter ist in der That ein drolliger Narr, sagte der Graf, und unter den Bedingungen, die er Ihnen da stellt, nehme ich immer noch das ungarische Pferd von Ihnen an. Vielleicht finden Sie bald Gelegenheit, mir dasselbe zu geben, denn wie man sagt, werden wir jetzt mit einem Corps in Ungarn einbrechen, und so könnten Sie Sich dann die ungarischen Pferde selber holen. Aber jetzt, mein junger Freund, entschuldigen Sie mich wohl. Ich muß zum König, ihm Rapport abzustatten, und Sie wissen wohl, der König duldet keine Vernachlässigung im Dienst. Nach dem Kriegsrath sehen wir uns wieder und sprechen mehr davon.

Friedrich von Trenck verabschiedete sich, ein wenig erstaunt über die so schnelle und plötzliche Entlassung. Sein Rittmeister und Obrist begleitete ihn nicht, wie er sonst zu thun pflegte. Er blieb mitten im Zelt stehen, bis er wieder allein war in demselben. Dann aber beugte er sich mit einer hastigen Bewegung nieder und zog unter seinem Fuß dieses zierlich zusammengefaltete Briefchen hervor, das er bis jetzt unter demselben verborgen hatte.

Der Graf Jaschinsky hatte gesehen, was Trenck unbeachtet gelassen. Er hatte gesehen, daß, als Trenck den Brief des Panduren-Obristen hervorzog, mit demselben noch ein anderes Papier hervorkam, das Trenck nicht beachtete, und das sich an den ersten großen Brief des Panduren wie zufällig angeheftet hatte. Als Trenck den Brief seines Vetters entfaltete, war das andere Briefchen zur Erde gefallen, und während Trenck las, hatte Jaschinsky so geschickt manoeuvrirt, daß er glücklich dasselbe unter seinem Fuß verborgen hatte.

Jetzt, wie gesagt, zog er dieses Papier unter seinem Fuß hervor und entfaltete es hastig. Ein Ausdruck boshafter Freude überstrahlte sein Gesicht während er las, und indem er dann das Papier hoch in seiner Hand schwang, sagte er triumphirend: Jetzt ist er verloren. Ich habe nicht nöthig, dem König zu sagen, daß Trenck einen Brief von Damenhand erhalten hat, ich werde ihm diesen Brief selber bringen, und das wird ihn besser verurtheilen, als alle Conspirationen mit seinem Vetter! Fort also zum König!

Aber indem er schon den Vorhang seines Zeltes zurückgeschlagen hatte, blieb er stehen und schien zu überlegen. Dann ließ er langsam den Vorhang wieder herunterfallen und trat sinnend in sein Zelt zurück.

Ich glaube, ich war da im Begriff, einen dummen Streich zu begehen, sagte er leise. Dieser Brief würde allerdings meinem verhaßten Gläubiger ganz sicher den Garaus machen, aber ich zweifle sehr, daß ich selber ganz glücklich davon käme, wenn ich dem König dies ominöse Schreiben selbst übergäbe. Er würde es mir niemals verzeihen, daß ich dadurch von einem Verhältniß erfahren, das er natürlich vor der ganzen Welt verborgen halten will. Die Mitwissenschaft eines solchen Geheimnisses kann nur gefahrbringend sein, und ich ziehe es vor, nichts damit zu thun zu haben. Wie fange ich es also an, dem König dieses Briefchen zukommen zu lassen, ohne daß er glaubt, daß ich seinen Inhalt kenne?

Ah, ich hab's! rief er dann nach einer langen Pause. Das Mittel ist sicher und durchaus gefahrlos für mich selber.

Mit hastigen Schritten verließ er das Zelt und begab sich in das Zelt des Königs, den er in dringenden Dienstsachen um eine Audienz bitten ließ.

Ah, ich wette, daß Er kommt, irgend Jemand anzuklagen, sagte der König, als Jaschinsky zu ihm eintrat. Es ist ein so boshaftes Leuchten in Seinen Augen. Nicht wahr, ich hab's getroffen, einer Seiner Officiere hat wieder einen dummen Streich gemacht?

*) Trenck's Memoiren. I, 58.

Ich überlasse die Entscheidung darüber ganz Euerer Majestät, sagte Jaschinsky demüthig. Euere Majestät haben mir befohlen, meine Officiere, besonders den Lieutenant von Trenck genau zu überwachen und von jeder auffälligen Sache genau Rapport abzustatten.

Es betrifft also wohl wieder den Trenck? sagte der König, dessen Stirn sich verfinsterte. Doch will ich Ihm vorher sagen, wenn's nicht wirklich etwas Ernsthaftes und Nothwendiges ist, was Er vorzubringen hat, so laß Ers lieber, denn das bloße Anschwärzen ist mir zuwider. Ich bin mit dem Trenck zufrieden, er ist ein braver und eifriger Officier,

Der König wandte sich hastig um, und ein so zorniger Blitz seines Auges traf den Rittmeister, daß dieser unwillkürlich einen Schritt zurückwich.

Wahrhaftig, ich glaube, es ist ein Glück für mich, daß ich den Brief nicht abgegeben, dachte Jaschinsky. Der König würde mich in seinem Zorn zerschmettern.

Von wem ist das Schreiben? fragte der König.

Sire, es ist von dem Panduren-Obrist von Trenck.

Der König athmete erleichtert auf und ein glückliches Lächeln erhellte seine Züge. Der Pandur ist ein Vetter unsers Lieutenants, sagte er.

Aber er steht im feindlichen Lager, und es will mir daher nicht passend erscheinen, wenn der preußische

außerdem ein gebildeter Mensch, und wie mir scheint, läßt er sich jetzt niemals eine Vernachlässigung im Dienst zu Schulden kommen. Besinne Er sich also, ist es etwas Ernsthaftes, was er vorzubringen hat, oder will Er lieber schweigen?

Ich bitte Euere Majestät um die Erlaubniß, sprechen zu dürfen.

So spreche Er, sagte der König, indem er dem Obristen den Rücken zuwandte und sich mit den Büchern auf seinem Tische zu beschäftigen schien.

Der Lieutenant von Trenck hat mit der heutigen Post ein Schreiben erhalten, das, wie ich glaube, auf ein durchaus unerlaubtes gesetzwidriges Verhältniß hindeutet.

Officier den feindlichen österreichischen Officier um ungarische Pferde zu seiner Equipirung gebeten hat, und wenn der Oesterreicher ihn einladet, zu ihm zu kommen.

Steht das in dem Brief? fragte der König mit drohendem Ton, und als Jaschinsky bejahte, fuhr er fort: gebe Er her den Brief, ich muß mich mit meinen eigenen Augen überzeugen, daß das wahr ist.

Ich habe den Brief nicht, aber wenn Euere Majestät befehlen, werde ich hingehen und ihn von dem Lieutenant von Trenck fordern.

Und wenn er den Brief verbrannt hat?

Bin ich bereit einen Eid abzulegen, daß das, was ich sagte, in dem Briefe geschrieben stand. Ich

selbst habe es gelesen, denn der Herr Lieutenant selbst theilte mir das Schreiben mit.

Hole Er den Brief!

Jaschinsky ging und der König blieb gedankenvoll in seinem Zelt zurück. Wenn er wirklich ein Verräther wäre, würde er den Brief nicht selbst an Jaschinsky gegeben haben, sagte der König leise. Nein, seine Stirn ist noch so rein, sein Blick so offen wie sonst. Der Trenck ist kein Verräther, kein Verräther an seinem Vaterland, nur fürchte ich, an seinem eigenen Glück. Nun, vielleicht ist er zur Vernunft gekommen. Ich habe ihn oft und viel gewarnt, und er mag mich, hoffe ich, doch endlich wohl verstanden haben. — Nun, hat Er den Brief? fragte er den eben wieder eintretenden Grafen Jaschinsky.

Sire, hier ist er. Wenigstens glaube ich, daß er es ist. Ich habe mir noch nicht einmal Zeit genommen, das Papier anzublicken, so sehr eilte ich, zu Euerer Majestät zurückzukehren.

Gab er den Brief gutwillig?

Er sagte kein Wort, sondern zog ihn sogleich aus seinem Busen hervor und gab ihn mir, und so bringe ich ihn unangesehen zu Euerer Majestät.

Der König ließ seine Blicke, welche es so gut verstanden, in den Herzen der Menschen zu lesen, einen Moment mit forschendem Ausdruck auf dem Antlitz des Grafen ruhen. Diese wiederholte Versicherung, daß Jaschinsky den Brief gar nicht angesehen, machte den König stutzig und ließ ihn eine verborgene Absicht vermuthen.

Er nahm den dargereichten Brief und entfaltete ihn langsam und vorsichtig. Wieder ließ er dann seine durchbohrende Blicke auf dem Antlitz Jaschinsky's ruhen. — Er hatte das zarte rosige Briefchen bemerkt, welches da in diesen Brief des Panduren-Obersten hineingeschoben war, und jetzt begriff der König die Worte des Grafen. Dieser kleine Brief, das war der eigentliche Kern des Ganzen und Jaschinsky wollte ihn nicht kennen.

Warte Er draußen vor dem Zelt, bis ich ihn rufe. Ich will den Brief mit Besonnenheit lesen, sagte der König vollkommen gelassen, aber als Jaschinsky sich entfernt hatte, entfaltete er hastig das Papier, und ohne auf das Schreiben Trenck's zu achten, das er auf den Tisch warf, nahm er das kleine Briefchen, welches darin gelegen, zur Hand.

Als er seine Augen darauf richtete, schrack er zusammen und preßte die Lippen fest aufeinander, als wolle er einen Ausruf des Zorns zurückhalten.

Es ist ihre Handschrift, murmelte er leise, indem er sich auf den Feldstuhl niedergleiten ließ. Ja, es ist ihre Handschrift und all mein Bemühen ist umsonst gewesen. Sie haben mich nicht verstehen wollen. Sie sind also verloren!

Und tief aufseufzend heftete der König wieder das Auge auf den Brief. Mit traurigem, wehmuthsvollem Herzen, mit vor Rührung oder vor Zorn zuckendem Angesicht las der König diese unschuldsvollen und keuschen Bekenntnisse eines träumerischen, phantastischen jungen Mädchenherzens, diese schwärmerischen und heroischen Gelöbnisse eines Kindes, welches meint, die Welt überwinden zu können mit ihren Gebeten, ihrer Liebe und Energie.

Armes Kind, murmelte der König einmal, Du willst Deine jungfräuliche Seele in das Weltrad werfen und es zum Stillstand zwingen, aber Du wirst Dir doch nur Dein eigenes Dasein daran zerschellen und Dich selbst zerschmettern. Dich selbst und ihn, den Du liebst! Arme, beklagenswerthe Kinder, warum ist es mir nicht beschieden, Euch glücklich zu machen, warum muß ich wie das Unheil auf Euch hereineinbrechen und Euch Beide verderben! Wär's denn nicht möglich, das zu ändern, nicht möglich, einmal aller Vorurtheile zu vergessen, und zweien Menschen das Glück zu schenken, ganz unbekümmert um die Welt? Wär's nicht möglich Gnade zu üben, und einmal die segnende Gottheit auf Erden, statt der strafenden Majestät zu spielen?

Und ganz ergriffen von diesen mächtigen und stürmenden Gefühlen ging der König hastig auf und ab. Und warum sollte es nicht sein können? fuhr er dann fort. Hat man mir nicht erzählt, daß die Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, welche in Petersburg als Czarewna in der Kaisergruft begraben worden, jetzt in Paris als Frau von d'Aubigny lebt, und aus ihrem glänzenden Unglück geflüchtet ist, um ein bescheidenes stilles Glück zu erlangen? Die Frauenherzen sind ja so wunderlich, daß ihnen ein Myrthenkranz begehrenswerther ist als eine Krone. Warum soll ich denn ein Mädchen durchaus zwingen, eine Fürstin zu sein, wenn sie nur ein Weib sein will? Warum soll ich hart sein, ich, welcher selbst so viel gelitten hat durch Anderer Härte? Und wollte ich nicht auch entfliehen, nicht auch der Krone entsagen um des Rechtes willen, ein freier und ein glücklicher Mensch zu sein? Soll ich sie nun strafen für Das, was ich selbst gewollt? Soll ich nun den Tyrannen spielen, nachdem mein eigenes Herz zerdrückt ist von fremder Tyrannei? O, es muß göttlich sein, einmal das Menschenglück über die Staatsklugheit siegen zu lassen! Soll ich sie entfliehen lassen, entfliehen in eine Wüste, um da ihrer Liebe ein Paradies zu schaffen? Ach, aber wie bald würde die Schlange sich einfinden in diesem Paradiese, wie bald würde die Uebersättigung, der Ueberdruß, die Langeweile und endlich die Reue kommen, um sie für ewig aus ihrem Paradiese zu verjagen. Man trinkt sich kein reines Glück aus einem Becher, auf dessen Grunde

man die Reue finden kann. Nein, die Tochter der Hohenzollern kann nicht dem stolzen Namen ihrer Väter entsagen, um schamvoll einem demüthigenden Glücke nachzulaufen. Die Prinzessin von Preußen kann nicht den Töchtern meines Landes das unwürdige Beispiel einer thörichten und gesetzwidrigen Liebe geben, die Schwester der Kronprinzessin von Schweden, die Tochter meiner Mutter darf nicht wie eine Landstreicherin mit ihrem Liebsten heimathlos umherirren, und zu einer Abenteurerin werden. Möge sie sich bei ihrem Schicksal beklagen, daß sie keine Zigeunerin ist, sondern eine Fürstentochter! Ich kann es nicht ändern. Das Schicksal verurtheilt sie, nicht ich! Verurtheilt sind sie, aber das Schwert, welches über ihnen hängt, darf nur herabfallen auf sein Haupt! Er ist der Schuldige, denn er ist der Mann. Er hat gewürfelt um ein hohes Glück oder ein schmachvolles Unglück, und er hat verloren!

Jetzt nahm der König den Brief des Panduren-Obersten von Trenck zur Hand und las ihn mit aufmerksamen, gespannten Mienen. Er hat verloren und er ist verloren, sagte er dann. Dieser Brief giebt einen vollgültigen Beweis gegen ihn, dieser Brief ist die eiserne Maske, welche ich seinem Verbrechen vor das Antlitz hefte, damit es nicht sprechen und sich verrathen kann an die Welt. Ich würde über diesen Brief lachen, wenn nicht der andere Brief wäre, welcher ihn verurtheilt. So aber muß er mir als Vorwand dienen, und dazu ist er gut genug.

Lange noch ging der König in tief-ernsten Gedanken auf und ab. Sein Antlitz war trübe aber entschlossen, und ein unerschütterlicher Wille flammte aus seinen großen Augen.

Nach einiger Zeit trat er zum Tisch und nahm die beiden Briefe. Den Brief der Prinzessin steckte er in seinen Busen, den andern faltete er zusammen und durchschritt dann hastig das Zelt, um den Grafen Jaschinsky zu rufen.

Herr Rittmeister, sagte er, dies Mal hat Er Recht gehabt. Der Lieutenant von Trenck ist ein schlimmer Verbrecher, denn aus dem Brief geht ganz unleugbar ein hochverrätherischer Verkehr mit unserm Feinde hervor. Wenn ich ihn vor ein Kriegsgericht stellte, würde dies ihn zum Tode verurtheilen. Weil er aber vielleicht nur aus Leichtsinn und Unbedacht so gehandelt hat, will ich Gnade an ihm üben und sehen, ob einige Jahre Festungsstrafe ihn curiren können. Er kann ihm das von mir sagen, indem Er ihm diesen Brief seines Herrn Vetters zurückgiebt. Er hat diesen Brief nicht geöffnet, als Er ihn mir brachte?

Das Auge des Königs ruhte mit einem drohenden Ausdruck auf dem Antlitz des Grafen, indem er so fragte.

Nein, Majestät, ich habe den Brief nicht geöffnet, erwiderte dieser mit vollkommener Ruhe.

Daran hat er sehr wohl gethan, sagte der König, denn es hatte sich darin eine Wespe verkrochen, welche ihn leicht hätte tödtlich stechen können. Geh' Er jetzt und bringe Er dem Lieutenant von Trenck seinen Brief und nehme Er ihm seinen Degen ab. Er ist von dieser Stunde an Arrestant und soll sogleich nach der Festung Glatz abgeführt werden.

Soll es in der Stille geschehen, Sire? fragte Jaschinsky, kaum im Stande seine Freude zu verbergen.

Nein, im Gegentheil! Ich will, daß die ganze Armee, die ganze Welt es erfahre, weshalb der Lieutenant von Trenck bestraft wird. Er kann es Jedermann sagen, daß der Trenck ein Verräther ist, welcher mit seinem Vetter in Oesterreich unerlaubte Correspondenz geführt und mit dem Feinde conspirirt hat. Seine Verhaftung soll also durchaus öffentlich geschehen, und unter Bedeckung von funfzig Husaren soll er nach Glatz abgeführt werden. Geh' Er jetzt und besorge Er das!

Die Würfel sind gefallen, er ist verloren, sagte der König feierlich, als er wieder allein war. Trenck ist verurtheilt, und Amalie wird ihren ersten Schmerz zu bekämpfen haben. Arme Amalie!

Draußen standen die Generäle, und unter ihnen der Liebling des Königs, der General Rothenburg. Der König hatte sie zu einer Berathung zusammenrufen lassen, und sie harrten seines Rufes, um in sein Zelt eintreten zu dürfen.

Aber der König rief sie nicht, er hatte vielleicht ganz vergessen, daß sie da waren. Er ging immerfort, die Arme in einander geschlagen, langsam auf und ab, ganz verloren in Gedanken, ganz achtlos auf das, was um ihn her geschah. Aber jetzt plötzlich blieb er stehen und horchte. Er hatte das Traben vieler Pferde gehört und er wußte, was Das zu bedeuten hatte. Er näherte sich dem Ausgang des Zeltes und schlug vorsichtig den Vorhang so viel zurück, um unbemerkt sehen zu können, was da draußen geschah.

Das Geräusch der Pferdehufe kam näher und näher. Da ziehen die ersten Husaren an dem Zelte des Königs vorüber, da wieder zwei und noch wieder, und wieder und immer wieder, und da in ihrer Mitte dieser bleiche Jüngling mit dem verstörten Antlitz, den starren, weit in die Ferne schauenden Augen, den farblosen Lippen, welche niemals das Lachen gekannt zu haben scheinen, dieser Officier ohne Degen und ohne Epaulettes, der wie ein Trunkener auf seinem Pferde schwankt. Ist das Trenck, der junge, der lebensmuthige Trenck, der Geliebte einer Prinzessin, der Liebling aller Damen, der gefeierte Held

der Gesellschaft und des Tanzsaals, der beneidete Günstling des Königs?

Er ist vor dem Zelt des Königs vorüber, hinter ihm her kommen seine Diener mit seinen Pferden und seinem Gepäck, dann kommen wieder die Husaren, welche den Zug beschließen, den Leichenzug von Trenck's Glück und Freiheit!

Der König trat von dem Vorhang zurück und eine tiefe Bewegung sprach aus seinen Zügen.

Jetzt, sagte er feierlich, jetzt habe ich meine erste Ungerechtigkeit begangen, denn ich habe diesen Mann gestraft ohne Urtheilsspruch und Recht, ich habe ihn nicht vor ein Kriegsgericht gestellt, sondern nur vor das Gericht meines eigenen Gewissens, und das hat ihn verurtheilt! Möge die Welt mich verdammen, und wenn die Geschichte einst sagen wird, daß ich an Trenck eine Ungerechtigkeit begangen habe, so möge sie wenigstens hinzufügen können, daß es meine einzige gewesen!

XXXIX.

Die Rückkehr nach Berlin.

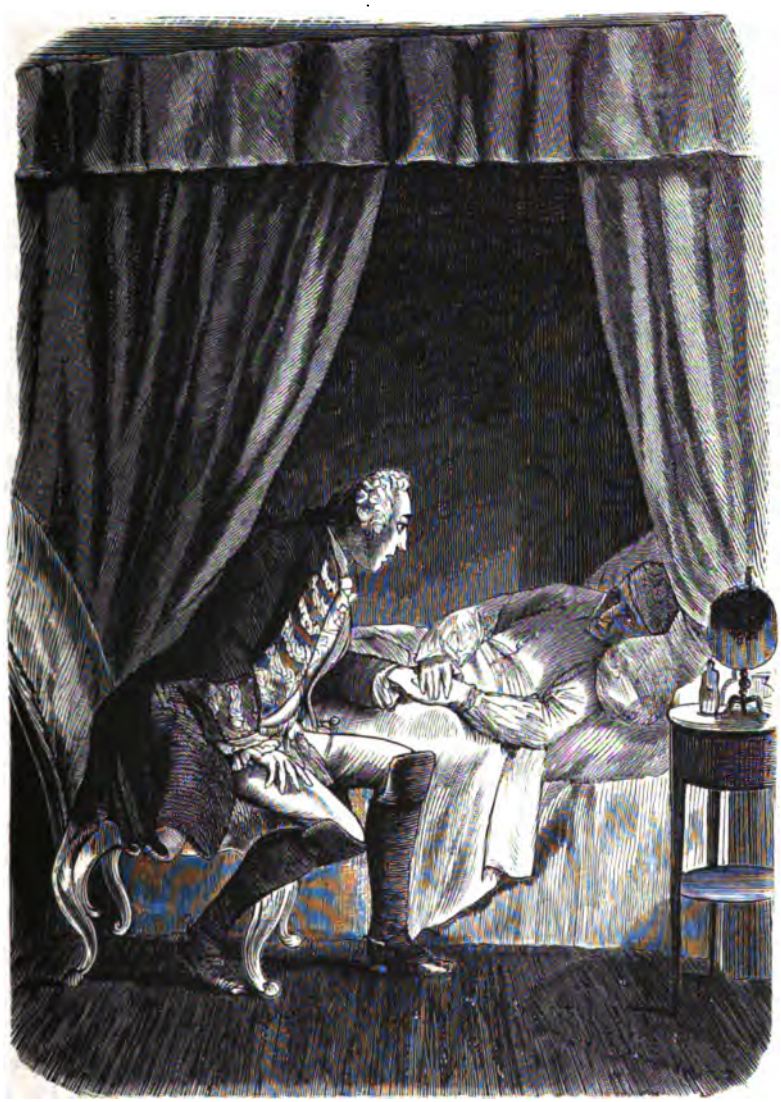
Der Friede war geschlossen. Das arme, aus tausend Wunden blutende Vaterland durfte wieder ausruhen von seinen Anstrengungen, und Kräfte sammeln zu neuen Thaten und neuen Anstrengungen. Maria Theresia's Gemahl war zum römischen Kaiser erwählt und gekrönt, und zu Dresden waren die Friedensbedingungen von Oesterreich und Preußen unterzeichnet worden. Oesterreich entsagte darin für alle Zeiten seinen Ansprüchen auf die Lausitz und Schlesien, Preußen erklärte mit dem bis jetzt wiedereroberten Antheil von Schlesien sich begnügen zu wollen. Siegreich kehrte der König mit seiner Armee in sein Land zurück, und überall zog ihm das Volk jubelnd entgegen, überall begrüßte es ihn als den Retter des Vaterlandes, als den Erlöser und Befreier. Berlin hatte sich zum Empfang des Königs sein herrlichstes Festkleid angezogen, und die Natur war ihm dabei behülflich gewesen, denn sie hatte die Straßen und die Dächer der Häuser mit dem weißfunkelnden schneeigen Feierkleide geschmückt, das in der kalten hellen Decembersonne mit tausend Sternenkreisen und Brillanten funkelte. Aber Niemand fühlte heut, daß die Luft kalt und der Wind schneidend sei, Jedermann trug einen Sommer heller Freudenblüthen in seinem Herzen, und fühlte deshalb nicht, daß es Winter sei. Ueberall waren die Fenster geöffnet, und in demselben sah man schöne geputzte Frauengestalten, die mit glänzenden Augen und holdem Lächeln dem schönen angebeteten König entgegensahen, mit eben solcher Ungeduld und Neugierde wie das Volk, welches da unten die Straßen füllte und ganz begierig und heißhungrig darauf war, seinem jungen Heldenkönig seine Vivats entgegen zu brüllen.

Und endlich schlug die glückliche Stunde, endlich verkündete der Donner der Kanonen, das Läuten der Glocken, das Jauchzen des Volks, das sich wie eine Lawine durch alle Straßen, welche zu dem Königsschloß führten, heranrollte, daß der König wieder eingezogen in seine Residenz, die er in den letzten Tagen noch durch schnelles Handeln und kühnen unerwarteten Angriff vor einem Ueberfall der Oesterreicher und Sachsen, welche die Preußen in ihren Winterquartieren zu überfallen und Berlin zu erobern gedachten, gerettet hatte.*) Ueberall jauchzte ihm

*) Der König erhielt durch den schwedischen Gesandten in Dresden Wolfenstierna die Nachricht, daß die Oesterreicher unter dem Grafen Grüne, die Sachsen unter General Buchner die Preußen in ihren Winterquartieren überfallen und dann im Sturmschritt nach Berlin rücken wollten, um die Residenz einzunehmen, und dadurch den König zu zwingen, Schlesien an Oesterreich, Magdeburg, Halberstadt, Halle und das dazu gehörige Gebiet an Sachsen abzutreten. Der König aber rückte mit seiner Armee ganz in der Stille dem Feind entgegen, schlug den Grafen Grüne von den brandenburgischen Grenzen auf der Höhe von Königsbrück zurück, während Ziethen bei Katholisch Hennersdorf die Sachsen schlug. Berlin, von so naher Gefahr bedroht, hatte alle seine Bürger bewaffnet, und vielfache Vorbereitungen zu einem ernsthaften Widerstande getroffen. Um so glücklicher war es jetzt, durch den neuen Sieg des Königs befreit worden zu sein, und es machte daher seinem Uebermuth und seiner Freude bei der am Tage der Ankunft des

daher das Volk zu, überall aus den Fenstern winkten ihm die Frauen mit wehenden Tüchern entgegen und warfen ihm duftende Blumensträuße in den offenen Wagen, in welchem der König mit seinen Brüdern daher fuhr. Wie er jetzt vorüberfuhr an dem kölnischen Gymnasium, begannen die dort aufgestellten Schüler einen feierlichen Gesang, eine Hymne und ein Gebet

Felix Pater Patriae" sangen die Schüler, aber aus der Menge des Volkes rief plötzlich eine Stimme, lauter als der Gesang der Gymnasiasten, lauter als die Trompeten diese vier Worte: Vivat Friedrich der Große! — Das Volk, welches schweigend dem lateinischen Gesang zugehört hatte, welchen es nicht verstand, das Volk verstand diese heiligen und ruhm-



für den König, den Helden, den Vater. „Vivat, vivat Fridericus Rex, vivat Augustus, Magnus,

vollen Worte, und plötzlich wie aus einer Kehle donnerte und brüllte diese ganze wogende lebensvolle

---

Königs stattfindenden Illumination in vielfachen Scherzen und Anspielungen Luft. Besonders zeichnete sich ein Transparent aus, auf welchem der General Grüne nebst vielen österreichischen Generälen auf Krebsen reitend zu sehen war, in weiter Ferne die Stadt Berlin. Darunter stand: „General Grüne will nach Berlin." — Dem schwedischen Gesandten schenkte der König zum Dank für die ertheilte Warnung ein sehr kostbares Meißner Porcellan-Service. — Siehe Preuß, Lebensgeschichte. I. 217. — Rödenbeck, Tagebuch. S. 121.

Masse: Vivat Friedrich der Große!*) — Und wie ein Lauffeuer breitete sich dieser Ruf durch alle Straßen und über alle Plätze, und von allen Fenstern tönte er wieder, und stieg hinauf auf die Dächer und zu den in den Bäumen und an den Laternen hangenden Straßenbuben. Vivat Friedrich der Große! rief und schrie, jubelte und jauchzte ganz Berlin, und dieser Ruf, so gewaltig, so riesenstark, machte die Luft erzittern, übertönte das Glockenläuten und den Chorgesang der Gymnasiasten, und überhauchte die bleichen Wangen des jungen Heldenkönigs mit einem flüchtigen Roth. Berlin, die Geburtsstadt Friedrich's, Berlin hatte jetzt seinen König aus der Taufe gehoben, und in feierlicher Volksversammlung hatte es ihm einen Namen gegeben, seinen Namen, welcher ihm treu bleiben wird durch alle Jahrhunderte und durch alle Zeiten, seinen Namen: „Friedrich der Große!"

Der König, wie gesagt, erröthete, als er diesen Ruf vernahm. Sein Herz, welches bis dahin düster und traurig gewesen, fühlte sich wie von einem hellen Sonnenstrahl erwärmt; der Ehrgeiz klopfte an die Brust des Königs, und weckte ihn aus seiner wehmuthsvollen Trauer um die Freunde. Nein, Friedrich hat jetzt nicht mehr Zeit an die Gestorbenen zu denken, nicht mehr Zeit, heimlich zu klagen, daß er sie, die Geliebten, die Getreuen, nicht mehr in Berlin finden soll; **) der Freund darf nicht mehr klagen um die Freunde, der König in ihm muß größer sein, als der Freund. Sein Volk ist da, um ihn zu begrüßen, um ihn willkommen zu heißen, um ihm die Namenstaufe der Unsterblichkeit zu geben; der König hat kein Recht, sich der Liebe seines Volkes zu entziehen, er muß ihm seine ganze Seele und sein ganzes Herz entgegentragen. Sich dessen jetzt bewußt werdend, richtet Friedrich der Große sich höher empor, und eine schöne Röthe flammt aus seinem Angesicht, ein wunderbares Blitzen sprüht aus seinen Augen, und wie er mit freundlichem Neigen das Volk grüßt, vermag er es sogar über sich, zu lächeln.

Jetzt ist er in Wahrheit Friedrich der Große, denn er hat sein eigenes Herz besiegt, und auf die offene Wunde seines Privatkummers hat er als köstlichen Balsam die Liebe seines Volkes gelegt.

Da hält der Wagen vor dem Schloßportal. Der König erhebt sich von seinem Sitz und nimmt den Hut ab, um mit einem wundervollen Lächeln nach allen Seiten hin das Volk zu grüßen, welches wieder und immer wieder seine mächtige Orgelstimme erhebt und ruft: Vivat Friedrich der Große!

Als es jetzt einen Moment still wird, ruft eine einzelne volle gebieterische Stimme dicht neben ihm: Es lebe Friedrich der Große!

Der König erbebt in süßem Schreck und blickt um sich. Er hat die Stimme erkannt, es war die Stimme seiner Mutter! Da steht sie hoch und stolz aufgerichtet im Schloßportal, da steht sie funkelnd von Brillanten, umgeben von den Prinzessinnen des königlichen Hauses, aber höher als die Brillanten in ihrem Haar leuchten ihre Augen, köstlicher als die Perlen um ihren Hals sind diese zwei Perlen, welche ihre Wangen herabrollen, diese zwei Thränen, welche die Mutterliebe geweint hat im Uebermaß ihres stolzen Glückes. Denn sie hat den Ruf des Volkes vernommen, sie hat gehört, mit welchem erhabenen Namen es eben ihren Sohn getauft hat, mit einem Namen, den kein Kaiser und kein König, und sei er der mächtigste und der größte, sich jemals selber verleihen, den er immer nur als Belohnung von seinem Volk empfangen kann. Sie ist Zeuge gewesen, wie diese beiden Souverainetäten sich einander gegenüberstanden, und wie das Volk, als die mächtigste und größte von Beiden, seinem Vasallen einen Namen gab, und ihm die Gnadenkette unsterblichen Ruhmes um die Schultern hing. Die Königin hat gehört, daß das Volk ihren Sohn „Friedrich den Großen" genannt hat, und das Herz der Mutter ist davon mit dem reinsten, dem stolzesten Glück erfüllt, und mit lautem Jubelruf wiederholen ihre Lippen den Ruf, den sie das Volk gelehrt: Es lebe Friedrich der Große!

Der König hat ihre Stimme erkannt, mit einem Sprung ist er aus dem Wagen und eilt zu ihr hin und wirft sich in ihre geöffneten Arme und legt sein Haupt an ihre Brust, wie er als Kind gethan, und weint an ihrem Halse heiße Thränen, Thränen, welche Niemand sieht, welche nur die Mutter brennend heiß ihren Busen netzen fühlt. Die Glocken läuten, die Kanonen donnern, der König hält immer noch seine Mutter umfangen und ruht an ihrem Herzen, und das Volk, welches mit überfließenden Augen diesem Schauspiel zusieht, ruft leiser und mit vor Rührung zitternder Stimme seinen erhabenen Jubelgruß, und leise in ihrem Herzen, aber nicht mit ihren Lippen wiederholt ihn Elisabeth Christine, die Gemahlin des Königs, und ihre von Thränen umdüsterten Augen richten sich zum Himmel, nicht zürnend und vorwurfsvoll, sondern nur andachtsvoll

*) Preuß, Lebensgeschichte. I, 220.

**) Kurz vorher, ehe der König nach Berlin zurückkehrte, schrieb er an Duhan: „Ich kann nicht ohne Kummer daran denken, daß Jordan, den ich so sehr geliebt habe, nicht mehr ist. Aus diesem Grunde scheue ich mich vor Berlin, und es wird mir viele Mühe kosten, mich von den Annehmlichkeiten zu entwöhnen, welche mir dort ehemals die Freundschaft und der Umgang Jordan's und Kaiserling's gaben, deren Verlust ich mein ganzes Leben hindurch bedauern werde."

flehend für das Glück Dessen, den sie liebt, für ihren Gemahl!

Er hat sie nicht gesehen, oder doch nicht beachtet. Er hat seiner Mutter den Arm gegeben und steigt mit ihr die breite mit Teppichen belegte Treppe hinan, und hinter ihm her geht seine Gemahlin mit den Prinzen und Prinzessinnen, und die Glocken läuten noch immer und die Kanonen donnern, und das Volk ruft und schreit, und langsam wallt der glänzende Zug die Schloßtreppe hinauf, langsam durch die Säle vorwärts.

Friedrich der Große! hallt es herauf von der Straße, und die Fenster des Königsschlosses beben und klirren von diesem neuen stolzen Namen, und vor dem König her durch die Säle geht dieser Name mit dem leisen unhörbaren Geisterschritt der Weltgeschichte, und es öffnen sich die Thüren des weißen Saales, und wie der König eintritt, scheinen alle die Statuen und Bilder der Hohenzollern sich zu beleben, und die todten Augen leuchten auf, und die starren Lippen lächeln, und die unbeweglichen Köpfe neigen sich, denn die Weltgeschichte mit ihrem Geisterschritt ist auch vor ihm her in diesen Saal seiner Ahnen gegangen, und hat sie aus ihren Gräbern wachgerufen, mit diesem Namen, den nur Ein Hohenzoller vor ihm getragen, und der an dem Stammbaum der stolzesten Fürstengeschlechter eine so seltene Blüthe ist, wie die Blüthe der Aloe, zu deren Erzeugung ihr Stamm hundert Jahre der Ruhe und der Erholung bedarf.

Und der König grüßt seine Ahnen mit einem freudigen Lächeln, denn er fühlt, daß er ihrer werth ist. Keine Trauer, kein Schmerz und keine Mißstimmung ist in ihm, er hat Alles vergessen, Alles überwunden, in dieser Stunde ist er nur der König und der Held!

Und der König bleibt er den ganzen Tag, aber wie die Schatten der Nacht sich hernieder senken, wie ganz Berlin wiederstrahlt im Glanz der Kerzen, wie alle Straßen und alle Häuser flammen und leuchten, und inmitten dieses Feuers das Volk in schwarzen ewig beweglichen Strömen auf und niederwogt und braust, da legt der König alle seine Herrlichkeit bei Seite, und der Mensch, der Freund, der Liebende tritt wieder in seine Rechte.

Durch die erleuchteten Straßen wogt das Volk und jubelt seine Vivats auf Friedrich den Großen. Wo ist der König? Zeigt er sich auf dem Balkon seinem Volke, genießt er vom offenen Wagen aus des Anblickes dieser glanzvollen Illumination? Nein, nur die Königinnen und die Prinzen fahren durch die Straßen, der König sitzt am Krankenbette eines Freundes, an Duhan's, seines Erziehers Sterbebett.

Draußen jauchzt das Volk. Der König achtet nicht darauf, mit angstvollem Herzen hört er auf die schweren Athemzüge seines Freundes, und mit leiser, wehmuthsvoller Stimme spricht er zu ihm Worte des Trostes und der Liebe.

Dann geht er von dannen. Und jetzt leuchtet sein Auge höher auf, und ein köstlicher Glanz ist über sein jugendvolles schönes Antlitz ausgebreitet. Jetzt ist er nicht der König und nicht der trauernde Freund, jetzt ist er der junge Mann, und mit Jünglingskraft schlägt das Herz in seiner Brust, hüpft und braust das Blut durch seine Adern.

Der König geht zu seinem Liebling, zum General Rothenburg. Dort will er zur Nacht speisen, dort will er sich eine Stunde des Glückes, des Frohsinnes erhaschen, dort will er eine Stunde vergessen, daß er König ist.

Rothenburg hat dies auch schon vergessen, denn er kommt seinem königlichen Gaste nicht entgegen. Er empfängt ihn nicht an der Schwelle. Niemand empfängt ihn, aber der Flur und die Treppe ist erleuchtet, der König eilt die Stiegen hinan, und da öffnet sich eine Thür und ein Weib schwebt heraus, schön wie ein Engel, mit Augen, so strahlend, wie Sterne, mit Lippen, so glühend, wie Purpurrosen, mit einem Lächeln, so wunderbar und leuchtend, wie Morgenröthe. Ist es ein Engel oder ist es ein Weib? Wie Musik der Sphären klingt dem Könige ihre Stimme, welche ihm den Willkommensgruß flüstert, und einen Engel glaubt er zu sehen, wenn er sie anschaut, sie, die Barbarina.

XL.

Die Hiobspost.

Berlin jauchzte und schrie und sang und illuminirte und tanzte und declamirte drei Tage lang zur Feier des erkämpften Friedens, zur Feier der Rückkehr des Königs, Jedermann schien glücklich, freudevoll und befriedigt, Jedermann, — nur Prinzessin Amalie nicht. Sie theilte nicht die stolze Freude ihrer Familie und der laute Jubel des Volkes fand keinen Widerhall in ihrem Herzen. Kummervoll und mit von Thränen umdüsterten Augen ging sie in ihrem Boudoir auf und ab. Drei Tage hatte sie diese unermeßliche Qual, diese trostlose Ungewißheit nun schon ertragen, drei Tage hatte sie heiter erscheinen müssen, mit vor Angst und Entsetzen zitterndem Herzen, drei Tage hatte sie allen diesen Festlichkeiten, diesen Galladiners, diesen Theatervorstellungen, diesen Maskeraden und Bällen, diesen Illuminationen und Spazierfahrten beiwohnen und immer sich zwingen müssen, heiter zu erscheinen, denn immer hatte sie gefühlt, wie das Auge des Königs prüfend und zürnend auf ihr ruhte, und immer, wenn sie, ganz überwältigt und erschöpft von dieser Anstrengung, heimlich aus dem Geräusch der Feste sich zurückziehen wollte in ihre Gemächer, war der König zu ihr getreten und hatte sie leise und unvermerkt wieder zu ihrem Sitz neben ihrer königlichen Mutter zurückgeführt, indem er mit ihr scherzte und plauderte, während seine Augen ihr zu drohen schienen. Einmal indeß hatte sie nicht die Kraft gehabt, seinen heitern Scherz mit einem Lächeln zu erwidern, sondern mit flehenden, von Thränen umdüsterten Blicken hatte sie zu ihrem Bruder emporgeschaut. Da hatte der König sich zu ihr geneigt, und mit drohendem Ton gesagt: „Ich befehle Ihnen heiter zu sein. Eine Prinzessin hat nicht das Recht zu weinen, wenn das ganze Volk fröhlich ist."

Heute endlich waren die Feste vorüber, heute endlich durfte Amalie auf einige Stunden des Alleinseins, der ungestörten Muße hoffen, heute durfte sie weinen, durfte sie diese Klagen, die in ihrem Herzen brannten, auf ihre Lippen treten lassen, und den Schrei der Angst, der in ihrem Busen zitterte, ausströmen in die Einsamkeit.

Wo war Er? Wo war Trenck? Warum war er nicht heimgekehrt? Warum bekam sie keine Nachricht, kein Liebeszeichen, keine Botschaft von ihm? Er war nicht unter den Gefallenen oder schwer Verwundeten, sie hatte die Listen derselben genau durchgelesen, er war nicht unter den Heimgekehrten, denn sonst würde sie ihn schon gesehen haben. Wo war er also? War er krank? Hatte er sie schon vergessen, oder schämte er sich, ohne Ruhm und ohne Lorbeer zu ihr zurückzukehren? Oder war er vielleicht von Oesterreichern gefangen, und schmachtete im Gefängniß, während sie lachen und scherzen, sich schmücken und fröhlich sein mußte?

Und während Prinzessin Amalie sich das selber fragte, rannen heiße Thränenströme über ihre Wangen nieder, und Seufzer und Schluchzen erstickte ihre Stimme.

Wenn er todt ist, sagte sie ganz glühend und energisch, so werde ich auch sterben, wenn er gefangen ist, werde ich ihn befreien, wenn er aber nicht kommt, weil er fürchtet, daß ich ihn nicht mehr liebe, nun, da er nicht berühmt, nicht General geworden ist, so werde ich zu ihm gehen, und ihm sagen, daß ich ihn liebe, daß ich nichts will als ihn lieben, daß ich mit ihm fliehen will in irgend ein stilles, einsames Thal, eine kleine verschwiegene Hütte, daß ich meinen Fürstentitel, meine Hoheit und Geburt, daß ich Alles aufgeben und verlassen will, um nur ihm anzugehören, um nur sein Weib zu sein!

So weit war sie in ihren Betrachtungen gekommen, als ein leises Klopfen an ihrer Thür sie aufmerksam machte, und die Stimme ihrer Hofdame um Einlaß bat.

Ach, seufzte die Prinzessin, wenn die gute Marwitz noch bei mir wäre, würde ich nicht nöthig haben, die Qualen zu erdulden. Aber mein Bruder hat mich auch dieses Trostes beraubt; ohne es zu wissen, hat er mir meine Vertraute genommen und sie zu ihren Eltern geschickt, um mir dafür eine ganz fremde, langweilige Person, welche ich hasse, welche ich verabscheue, aufzudrängen.

Die Stimme draußen, welche einen Moment geschwiegen hatte, bat jetzt wieder und dies Mal noch dringender und flehender um Einlaß.

Ich werde ihr wohl öffnen müssen, sagte die Prin-

zessin unwillig, nach der Thür gehend und den Riegel zurückschiebend. Treten Sie ein, Fräulein von Haak, sagte die Prinzessin, und kehrte der Eintretenden den Rücken zu, um sie ihre verweinten Augen nicht sehen zu lassen.

Fräulein von Haak heftete ihre traurigen sanften Blicke auf die junge Prinzessin und bat mit leiser Stimme um Verzeihung wegen ihres unwillkommenen Erscheinens.

Sie werden ohne Zweifel Gründe haben, welche Sie rechtfertigen, sagte die Prinzessin, und ich bitte Sie daher mir dieselben schnell zu sagen, ich wünsche baldmöglichst wieder allein zu sein.

Euere königliche Hoheit sind so hart gegen mich, flüsterte das junge Mädchen seufzend. Man ha mich Ihnen aufgedrängt, ich weiß es, und Sie hassen mich, weil ich an Stelle des Fräulein von der Marwitz getreten bin. Aber es war nicht meine Schuld, Prinzessin, ich schwöre es Ihnen, und es geschah nur auf ausdrücklichen Befehl Sr. Majestät des Königs, daß meine Mutter einwilligte, mich unsere stille Zurückgezogenheit aufgeben und an den Hof gehen zu lassen.

Sind Sie nur gekommen, um mir das zu sagen?

Nein, Hoheit. Ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, daß ich, seit ich die Ehre habe bei Ihnen zu sein, Sie liebe, daß in der Oede und Einsamkeit, welche mich hier rings umgab, mein Herz sich Ihnen ganz zu Eigen gegeben hat, und nimmer von Ihnen lassen kann. O, stoßen Sie mich nicht zurück. Sagen Sie mir, was Sie traurig macht, lassen Sie mich theilnehmen an Ihren Schmerzen und Ihren Sorgen. Prinzessin, ich biete Ihnen das Herz einer Freundin, einer Schwester, werden Sie es zurückweisen?

Und mit von Thränen überflutheten Wangen eilte das junge Mädchen zu Amalien hin, um vor ihr auf die Kniee zu sinken.

Aber die Prinzessin zog sie empor in ihre Arme und drückte sie fest an ihre Brust. Oh, sagte sie, ich sehe wohl, daß Gott mich nicht verlassen; er sendet mir einen Beistand und einen Trost in meiner Noth, denn er sendet mir eine Freundin!

Eine Freundin, auf welche Sie vertrauen und der Sie Alles sagen können! flüsterte Fräulein von Haak, die Prinzessin mit bedeutsamen, lächelnden Blicken ansehend.

Wer weiß, ob das nicht für Sie gefährlicher sein möchte, als für mich? seufzte Amalie. Es giebt Geheimnisse, deren Mitwissenschaft schon Verderben bringt.

Fräulein von Haak lächelte. Und wenn ich nun doch schon das Geheimniß Euerer Königlichen Hoheit kennte? Wenn ich wüßte, weshalb Sie in diesen Tagen so traurig und schwermuthsvoll gewesen?

Nun, wenn Sie das wissen, so sagen Sie es mir!

Die Hofdame neigte sich dichter an das Ohr ihrer Herrin: Ihre Augen blicken vergeblich nach Dem, welchen Sie lieben. Sie ängstigen sich um ihn, denn Sie wissen nicht, wo er geblieben ist.

Ja, Sie haben Recht, rief Amalie ganz überwältigt, ja, ich ängstige mich um ihn, und ich werde sterben, wenn ich nicht bald erfahre, wo er ist.

Soll ich es Ihnen sagen, Prinzessin?

Amalie zuckte zusammen, und sah das junge Mädchen erbleichend und zitternd an. Sie wollen nicht sagen, daß er im Grabe ist? fragte sie ganz athemlos.

Nein, Prinzessin, er lebt und ist gesund.

Er lebt und ist gesund, und er kommt nicht, mir das selber zu sagen?

Er kann es nicht, Prinzessin, denn er ist ein Gefangener!

Ein Gefangener! Ah, Gott sei Dank, daß es weiter nichts ist! rief Amalie, strahlend vor Freude. Der König wird ihn wieder auslösen, der König, welcher so sehr besorgt ist um seine Officiere, wird ihn nicht den Oesterreichern überlassen. O, ich danke Ihnen, ich danke Ihnen, Sie haben mir da eine Freudenbotschaft gebracht, und jetzt wird mein Bruder wohl mit mir zufrieden-sein können, denn ich werde immer heiter sein, immer scherzen und lachen.

Das Hoffräulein seufzte und senkte traurig ihr Haupt auf ihre Brust. Er ist nicht in österreichischer Gefangenschaft, flüsterte sie ganz leise.

Nicht in österreichischer Gefangenschaft? wiederholte Amalie erstaunt. Und wo ist er denn? Wer hat ihn gefangen? Reden Sie, reden Sie! Ich sterbe vor Ungeduld und Angst! Wo ist Trenck?

Um Gotteswillen, Prinzessin, hören Sie mich ruhig an, flüsterte das Hoffräulein, und vor allen Dingen sprechen Sie leise, denn ich glaube, Sie sind von Spionen umgeben. Wenn man uns jetzt belauscht, so sind wir Beide verloren.

Ah, Sie wollen also, daß ich sterbe? murmelte die Prinzessin, ganz erschöpft auf den Divan niedersinkend. Sie sagen mir nicht, wo er ist?

Fräulein von Haak neigte sich dicht an ihr Ohr. Er ist auf der Festung Glatz.

Ah, also in einer preußischen Festung, und der König hat ihn dorthin geschickt? Er wird also ein leichtes Vergehen begangen haben, wie schon früher einmal, und deshalb straft ihn der König jetzt ein wenig härter. Das ist das Ganze. O, ich danke Ihnen, Sie haben mir meine Ruhe wiedergegeben.

Ich fürchte, Prinzessin, daß dem nicht so ist. Der Herr von Trenck, sagt man, ist wegen Hochverraths verhaftet.

Die Prinzessin erbleichte und ein Schwindel er-

faßte sie. Aber sie überwand die Schwäche bald und mit einem köstlichen Lächeln sagte sie: Er wird also bald wieder frei sein, denn man wird erkennen müssen, daß er unschuldig ist.

Gott gebe, daß man das erkennen wird, seufzte das Fräulein. Es ist jetzt nicht Zeit, zu bemänteln und zu verschweigen. Sie haben ein großes starkes Herz, und Sie lieben ihn. Sie müssen daher Alles wissen. Hören Sie also Prinzessin. Gleich Ihnen liebe ich, gleich Ihnen hoffe ich auf die Zukunft, nur sind meine Hoffnungen bescheidener Art, nur ist meine Liebe eine stille, ungefährliche, eine von der Billigung meiner Mutter gesegnete. Unsere Hoffnung besteht darin, daß mein Geliebter bald Hauptmann werde, und daß der König uns dann die Erlaubniß zu unserer Verheirathung geben möge, denn da wir Beide arm sind, müssen wir Alles von der Gnade des Königs hoffen. Mein Verlobter ist bis jetzt erst Lieutenant, und er steht in Glatz in Garnison.

In Glatz, und Sie sagen, daß Trenck in Glatz gefangen sitzt?

Ich habe gestern Briefe von dort empfangen. Mein Verlobter, der Lieutenant von Schnell, gehört zu den Officieren, welche sich in der Bewachung des Herrn von Trenck abzulösen haben, und er schreibt mir, daß er für diesen junzen Mann das tiefste Mitleid, die innigste Freundschaft empfände, und daß er freudig bereit sein würde ihm zu helfen, ihm beizustehen. Er fragt mich, ob ich hier am Hofe Niemand wüßte, der den Muth haben möchte, für den unglücklichen Mann sich beim König zu verwenden, und eine Milderung seiner Strafe zu bewirken.

Mein Gott, mein Gott, gieb mir Kraft, Alles zu hören, und standhaft zu bleiben, murmelte Amalie, und ihre Zähne schlugen aufeinander, wie im Fieberfrost. Kennen Sie seine Strafe? fragte sie dann ganz tonlos.

Niemand kann sagen, daß er sie mit Bestimmtheit kenne, aber der Festungs-Commandant und Platzmajor Doo hat den Officieren gesagt, daß der Herr von Trenck auf unbestimmte Zeit, auf lange, lange Jahre Gefangener sei.

Ein einziger gellender Schrei rang sich aus der Brust der Prinzessin hervor, aber sie preßte ihre beiden Hände auf ihre Lippen und zwang sich, still zu sein.

Wessen klagt man ihn an? fragte sie dann nach einer langen Pause.

Des Hochverraths! Man will eine verbrecherische Correspondenz zwischen ihm und seinem Vetter entdeckt haben.

Die Prinzessin zuckte verächtlich die Achseln. Von einer so elenden Anklage wird er sich zu rechtfertigen wissen, sagte sie, er wird seinen Richtern seine Unschuld beweisen können, und dann werden sie ihn freigeben müssen. Aber warum ist er nicht schon frei? Warum hat man ihn denn verurtheilt, wer sind seine Richter gewesen? Denn wie Sie sagen, ist er schon verurtheilt?

Mein Verlobter schreibt mir, daß Herr von Trenck an den König geschrieben und verlangt habe, vor ein Kriegsgericht gestellt und verhört zu werden. *)

Sie sehen also, daß er unschuldig ist, denn er fürchtet das Gericht nicht. Und was hat der König geantwortet?

Gar nichts! Er hat nur dem Commandanten den Befehl ertheilt, den Herrn von Trenck in ein weniger gutes Gefängniß zu bringen, und keine Briefe von demselben an den König mehr zu befördern. Jetzt also, Prinzessin, jetzt müssen Sie für ihn handeln, jetzt müssen Sie allen Ihren Einfluß, Ihre Mittel anwenden, wenn Sie wollen, daß er errettet werden soll.

Ich habe keinen Einfluß, ich habe keine Mittel, rief Amalie mit strömenden Thränen. O, Sie kennen meinen Bruder nicht. Sein Herz ist wie ein Felsen, starr und unerreichbar. Niemand hat Einfluß auf ihn, weder seine Mutter, noch seine Geschwister, noch seine Gemahlin. Was er will, das ist unabänderlich, und was er sagt, das geschieht. Aber ich werde ihm zeigen, daß ich seine Schwester bin, er soll sehen, daß das feurige Blut der Hohenzollern auch in meinen Adern fließt. Ich werde offen und ohne Scheu vor ihn hintreten, ich werde ihm sagen, daß ich Trenck liebe, daß er ihn mir freigeben oder mich tödten soll, ich werde von ihm fordern —

Die Thür ward hastig aufgerissen, eine Kammerfrau stürzte herein, und sagte athemlos: Der König kommt!

Nein, er ist schon da, sagte der König, auf der Schwelle der Thür erscheinend. Er kommt um seine kleine Schwester aufzufordern, mit ihm hinunter zu steigen, und auf dem Schloßhof die Rennthiere und die Lappländer zu beschauen, welche die Kronprinzessin von Schweden uns gesandt hat. **)

So sprechend, schritt er durch das Zimmer zu seiner Schwester hin, und reichte ihr beide Hände dar.

Aber die Prinzessin schien das nicht zu sehen, sie machte vor dem König eine tiefe und ceremoniöse Verbeugung, und murmelte einige kalte Worte der Begrüßung. Der König legte die Stirn in Falten und blickte erzürnt seine Schwester an. Er sah, daß sie geweint hatte und seine Züge wurden ernst und düster.

*) Trenck's Memoiren. I, 71.

**) Rödenbeck, Tagebuch, S. 122.

Kommen Sie, Prinzessin, sagte er gebieterisch.

Aber Amalie hatte jetzt ihr banges Zagen überwunden. Sie war entschlossen, zu handeln und eine Entscheidung herbeizuführen.

Erlauben mir Euere Majestät, Sie um eine Audienz zu bitten; ich habe Ihnen wichtige, für mich wichtige Dinge zu sagen, welche ich indeß mehr dem Herzen meines Bruders, als dem Ohr des Königs anvertrauen möchte. Ich bitte Euere Majestät also, mich ohne Zeugen anzuhören.

Des Königs Augen ruhten mit einem finstern zürnenden Ausdruck auf ihr, aber sie schlug den Blick nicht zu Boden, sie begegnete dem Anschauen des Königs mit festen, fast trotzigen Blicken, und das machte den König stutzen.

Sie will mir die Wahrheit sagen, dachte der König. Aber dann wird sie mich zwingen, strenge gegen sie zu sein, und das will ich nicht. Ich werde also dieser Schlacht mit einem Mädchenherzen entfliehen.

Meine Schwester, sagte er laut, wenn Sie in der That mir etwas zu sagen haben', was nicht der König, sondern nur der Bruder hören soll, so rathe ich, es mir heute lieber nicht zu sagen, denn ich habe in diesen Tagen so viel als König zu thun, daß ich gar nicht Muße finden kann, etwas Anderes zu sein. Ist das, was Sie mir zu sagen haben, indessen sehr wichtig, betrifft es irgend einen Schmuck, einen kostbaren Stoff, eine kleine Schuld, welche Sie mit Ihrem Nadelgeld nicht zu decken vermögen, kurz eines dieser vielen wichtigen Dinge, welche ein junges Mädchenherz ganz und gar ausfüllen, so bitte ich, mich davon durch unsere Mutter, die Königin, benachrichtigen zu lassen, dann sind Sie sicher, bei mir keine Fehlbitte zu thun. Für ein junges Mädchen ist es überhaupt immer besser und passender, wenn sie sich zuerst und vor allen Dingen mit ihren kleinen Geheimnissen an das Herz ihrer Mutter wendet, denn ich denke, wenn ihre Geheimnisse guter und unschuldiger Art sind, wird eine Mutter sie immer beschützen und befürworten, sind sie aber schlimmer Art, so wird sie vielleicht milder sein in ihrem Zorn, als es ein Bruder jemals sein kann.

Sie wollen mich also nicht anhören, mein Bruder? fragte die Prinzessin fast schluchzend.

Der König warf einen raschen Blick rückwärts auf die offene Thür und in den Vorsaal, in welchem die Cavaliere des Königs und die Damen der Königinnen und Prinzessinnen versammelt waren, und neugierige verstohlene Blicke nach dem Gemach der Prinzessin herüberssandten.

Ich will Sie nicht anhören, sagte der König leise, aber Sie sollen mich anhören. Ich will nicht, daß Sie meinem Hofe ein Schauspiel, der Welt ein Gerede geben. Ich will nicht, daß man Sie mit verweinten Augen sehe, denn man könnte das falsch deuten, und vermeinen, die Schwester des Königs liebe ihren Bruder nicht genug, um sich über seine Rückkehr zu freuen, sie sei nicht Patriotin genug, um sich über die Befreiung ihres Landes von Krieg und Schlachten glücklich zu fühlen, nicht Patriotin genug, um die Feinde Preußens zu verachten. Ich verlange also von Ihnen, daß Sie heiter sind, und Ihre kindischen Schmerzen zu verbergen trachten. Eine Prinzessin darf niemals weinen, oder wenn sie es thut, so darf sie es nur Nachts, und nur, wenn Gott bei ihr ist, thun. — Das ist Alles, was ich Ihnen zu sagen habe, und ich bitte Sie, daß das Alles bleiben möge. Ich werde jetzt nicht von Ihnen fordern, daß Sie mit mir gehen, denn Ihre Augen sind trübe und roth vom Weinen. Bleiben Sie also hier, und damit Ihnen die Zeit nicht lang werde, will ich Ihnen da einen Brief an Sie geben, den ich eben für Sie erhalten habe.

Er zog ein versiegeltes Briefchen aus seinem Busen, und reichte es der Prinzessin dar, dann nickte er ihr lächelnd zu und kehrte in den anstoßenden Saal zurück.

Lassen Sie uns hinuntergehen, die Prinzessin ist leidend und wird uns nicht begleiten können, sagte der König, indem er seinen Cavalieren winkte, ihm zu folgen.

Fräulein von Haak eilte wieder in das Boudoir zu der Prinzessin.

Nun, königliche Hoheit? Haben Sie mit dem König gesprochen?

Sie schüttelte stumm den Kopf und zerriß mit zitternden Händen das Couvert des Briefes, den ihr der König gegeben. Ganz athemlos entfaltete sie das Papier, um zu lesen, dann aber, als sie ihre Augen darauf heftete, stieß sie einen lauten Schrei aus, und taumelte halb ohnmächtig rückwärts an die Wand.

Dieser Brief, welchen ihr der König gegeben, es war ihr eigener Brief, den sie an Trenck geschrieben, und an den Rand desselben hatte der König mit großen Zügen das eine Wort: „Gelesen" hingeschrieben.

Der König wußte also Alles, der König hatte den Brief gelesen, er kannte ihr Verhältniß zu Trenck, er wußte, daß sie ihn liebte, und dennoch hatte er keine Gnade geübt! Nein, dennoch hatte er ihn verurtheilt. Er gab ihr jetzt den Brief, um ihr zu sagen, daß sie von ihm keine Gnade zu hoffen habe, um ihr zu sagen, daß Trenck gestraft worden sei, nicht, weil er ein Verräther sei, sondern weil er der Geliebte der Prinzessin war.

Amalie wußte und begriff das jetzt Alles, und

mit flammenden Augen und mit von Begeisterung strahlendem Angesicht sagte sie: Ich werde ihn befreien! Ich muß ihn befreien! Um mich ist es, daß er leidet, weil er mich liebt, ist er ein Gefangener, schmachtet er im einsamen Kerker. Aber ich werde ihn befreien, und sollte ich mein Herzblut tropfenweise für ihn hingeben. O, Friedrich, Friedrich, jetzt sollst Du sehen, daß ich Deine ächte Schwester bin, daß ich einen Willen habe, der dem Deinen gleicht. Mein ganzes Leben gehört meinem Geliebten, und wenn ich es nicht mit ihm theilen soll, so werde ich es für ihn hinopfern. Das schwöre ich, und möge Gott mich verdammen, wenn ich meinen Schwur breche. Ich will Trenck befreien, das ist die Losung meines Lebens, und nun, Freundin, komm und hilf mir, laß uns ein Mittel ersinnen, welches ihn befreit. Alles, was ich habe und bin, opfere ich dafür. Brauchen wir Geld, um die ganze Garnison zu bestechen, nun wohl, ich habe Geld, ich habe Brillanten, ich habe ein Gut von meinem Vater ererbt, ich werde Alles verkaufen, Alles dem einen großen Zwecke opfern, ihn zu befreien. Und jetzt zuerst und vor allen Dingen will ich ihm schreiben.

Und ich werde den Brief sicher befördern, sagte Fräulein von Haak, ich werde ihn an meinen Verlobten schicken, und diesen Brief an den Herrn von Schnell werde ich nicht von hier absenden, sondern meiner Mutter schicken, denn Niemand darf hier wissen, daß ich mit einem Officier der Festung Glatz correspondire.

Nein, Niemand darf das wissen bis zu dem Tage, wo wir ihn aus Glatz befreit haben, sagte die Prinzessin mit einem köstlichen Lächeln.

XLI.

Die Enttäuschung.

Seit dem Tage, an welchem Joseph Fredersdorf den jungen Lupinus zu Eckhof geführt, hatte ein immer innigeres Verhältniß sich zwischen diesen Beiden gebildet, ein Verhältniß, das Beide auf's Höchste zu beglücken schien, und von dem der immer fröhliche und neckische Fredersdorf immer behauptete, daß es mehr von der Liebe als von der Freundschaft an sich trage, und daß Lupinus eigentlich nicht der Freund, sondern die Braut seines Freundes Eckhof sei. In der That, Lupinus hatte wenig von dieser ungezwungenen, offenen und rückhaltlosen Art eines jungen Mannes, er war immer schüchtern, immer zurückhaltend, er suchte Eckhof niemals auf, aber wenn Eckhof zu ihm kam, färbten sich seine bleichen Wangen mit einem sanften Roth, und seine großen Augen strahlten in einem so wundervollen Glanze, daß Eckhof wohl erkennen konnte, wie sehr sein verschwiegener junger Freund sich seiner Gegenwart freue. Auch kam Eckhof täglich zu Lupinus; das stille, sanfte und zarte Antlitz seines Freundes anzuschauen war ihm inmitten seines bewegten, unruhigen und geplagten Künstlerlebens ein Trost und eine Erquickung, es beruhigte sein von Stürmen und Leidenschaften bewegtes Herz, und machte ihn selber milde und sanft und friedlich. Es bedurfte nicht einmal der Worte, des Gesprächs dazu, schon dieses stille Zimmer, diese fremdartige Umgebung der Bücher und Papiere, der gewichtigen Folianten und glänzenden medicinischen Instrumente, diese ernste strenge Wirklichkeit, welche so sehr contrastirte gegen das glänzende, flimmernde und leichtsinnige Scheinleben der Bühne, dieses Alles übte einen beruhigenden und besänftigenden Einfluß auf den Künstler aus. Oft kam er, belastet von Sorgen, niedergedrückt von Anstrengungen, oder in fieberischer Spannung über irgend eine neue Rolle, welche er eben studirte, zu Lupinus, nicht um ihm von seinem Leben und Streben zu erzählen, sondern um ganz schweigend neben ihm zu sitzen und ihn nur anzuschauen.

Sprich gar nicht zu mir, mein Lupinus, sagte Eckhof zu ihm. Laß mich mein stürmisches, wildes Herz unter den Mondschein Deiner Blicke legen, wärme es und kühle es zu gleicher Zeit, laß Dein

mildes Angesicht über mir leuchten, und mein Herz besänftigen und heilen. Siehst Du, wenn ich mein Haupt so an Deine Schulter lehne, so meine ich, daß ich nun aller Trübsal entronnen sei, daß weit ab in der Ferne all das Geräusch der unruhigen Welt verklinge, und ich die Stimme meiner Mutter vernehme, wie sie in meiner Kinderzeit vor meinem Bettchen erklang, in dem ich halb entschlummernd lag und mir von Gott und dem Paradiese und den Engeln erzählen ließ. Laß mich so an Deiner Schulter träumen, mein Lupinus!'

Und er schloß die Augen und schwieg, und sah nicht diesen wunderbaren, zärtlichen, sehnsuchtsvollen Ausdruck, mit dem Lupinus zu ihm herniederschaute, er fühlte nicht, daß des Jünglings Herz heftiger und wilder hämmerte und pochte, wenn Eckhof's Haupt auf seiner Schulter ruhte.

Zu andern Zeiten wieder war es für Eckhof eine Erleichterung, alle seine Kümmernisse und Sorgen, sein Kämpfen und Ringen, seinen Zorn über die Intriguen und Kabalen, welche schon damals, wie noch jetzt, der nothwendige und unabwendbare Stickstoff und Sauerstoff der Bühnenwelt waren, seinem Freunde in leidenschaftlichen Worten zu klagen. Dann hörte Lupinus ihm mit einem milden Lächeln zu, bis der wilde Cataract seines Zornes aufhörte zu brausen und zu schäumen, und er hoffen konnte, daß seine sanften und liebevollen Trostesworte wieder beruhigend an Eckhof's Herz klopfen konnten.

So vergingen Monate, und Lupinus, treu seinem Eckhof gegebenen Wort, war noch immer der fleißige, gelehrte Student, saß noch immer in stiller Andacht auf den Bänken der Auditorien und hörte den gelehrten Vorträgen der Professoren zu, oder studirte daheim vor seinen Büchern.

Aber diese Prüfungszeit war nun bald vorüber. Wenn Lupinus sein Doctorexamen überstanden, hatte Eckhof gesagt, dann solle er sich entscheiden, ob er wirklich noch die glänzende Laufbahn der Wissenschaft verlassen wolle, um die rauhen und dornigen Pfade des Künstlerthums zu wandeln.

In den nächsten Tagen schon sollte dieses wichtige Ereigniß stattfinden, an dem Lupinus in öffentlicher, feierlicher Promotion sich die Doctorwürde erkämpfen und damit die Berechtigung sich verdienen sollte, als Arzt der leidenden Menschheit zu nützen.

Aber nicht daran dachte Lupinus, er sagte sich nur, daß jener Tag die wichtige Entscheidung über seine ganze Zukunft bringen sollte, daß er an jenem Tage mit seinem Schicksal um das Glück oder Unglück seines ganzen Lebens zu kämpfen habe, und daß dabei sein Herz auffauchzen werde vor Glück oder brechen vor Kummer und Qual.

Wenn ich ihm seinen Willen gethan habe, sagte Lupinus zu sich selber, als er jetzt, am Tage vor dem feierlichen Akte, allein auf seinem Zimmer war, wenn ich von der Facultät als Doctor anerkannt bin, dann will ich mich Eckhof zeigen in meiner wahren Gestalt, dann will ich vor ihn hintreten, und an seiner Ueberraschung und seinem Erschrecken werde ich dann sehen, ob der Freund Lupinus ihm willkommener war als —

Er vollendete nicht, sondern vor seinen eigenen Gedanken erröthend, wandte er sich ab und flüchtete sich zu seinen Büchern. Aber die Aufregung und Unruhe seiner Seele war heute mächtiger als sein Wille. Die Buchstaben flirrten und tanzten vor seinen Augen, sein Herz klopfte so freudevoll stürmisch und laut, seine Seele flatterte mit so lebensvollen kühnen Schwingen, es hielt ihn nicht länger an diesem ernsten, bestäubten, düstern Schreibtisch. Er sprang auf, und das Buch zuschlagend und die Feder bei Seite werfend, eilte er in das anstoßende Gemach, in dieses kleine, stille Schlafgemach, das niemals von einem andern Fuß als dem seinen war betreten worden, das er stets sogar vor seinen vertrautesten Freunden verschlossen gehalten. Und allerdings, dieses kleine Schlafgemach barg ein Geheimniß! Ein Geheimniß, welches die Lachlust Joseph Fredersdorf's und das erschrockene Staunen Eckhof's erregt haben würde! Auf dem Bett lag ein Gewand, aber nicht das Kleid eines jungen Mannes, sondern ein Frauenkleid, ein glänzendes, weißes Atlasgewand, wie es die Bräute an ihrem Hochzeitstage zu tragen pflegen. Dort auf jenem Tisch standen weiße Atlasschuhe, lagen duftende gestickte Frauenhandschuhe, Bänder und Blumen zum Schmuck der Haare. Was bedeutete das Alles? Was bedeutete dieses Toilettenzimmer einer Frau neben der Studirstube des jungen Studenten? Hatte er da eine Geliebte verborgen, die er schmücken wollte mit diesem Brautanzug, oder war das nur ein Costüm, in dem er seine erste Rolle als Schauspieler spielen wollte?

Er betrachtete alle diese zierlichen Sachen mit freudigen, lächelnden Blicken, und nichts von der ernsten, feierlichen Gelehrtenmiene war in seinem schönen, zarten Angesicht, als er das weiße Atlasgewand prüfend in die Höhe hob und mit ihm lächelnd durch die Stube tänzelte zu jenem großen Spiegel dort. Aber plötzlich zuckte er zusammen und stand horchend still. Es war ihm gewesen, als habe da Jemand an seine Thür geklopft! Jetzt wieder und lauter!

Das ist Eckhof! flüsterte Lupinus mit einem stillen Lächeln, indem er eiligst wieder das kleine geheimnißvolle Gemach verließ, und es sorgfältig verschließend den Schlüssel wieder in seinem Busen verbarg.

Dann erst ging er hin, die andere Thür zu öffnen.

Ja, es war Eckhof, und er kam heute mit einem strahlenden Antlitz, mit einer so heitern, glücklichen Miene, wie Lupinus ihn lange nicht gesehen; er schloß seinen jungen Freund so stürmisch in seine Arme, daß dieser kaum noch zu athmen vermochte, er drückte einen so glühenden Kuß auf seine Lippen, daß Lupinus schaudernd seine Augen schloß, ganz überwältigt von seiner eigenen inneren Erregung.

Sieh' mein Lupinus, wie ich Dich liebe, sagte Eckhof, den jungen Freund noch immer in seinen Armen haltend. Zu Dir komme ich zuerst, um Dich Theil nehmen zu lassen an meinem Glück. An Dich dachte ich zuerst, als es wie ein funkelnder Sternenschleier über mich herabsank und mich ganz niederdrückte mit seiner heiligen Fülle und Gewalt. Ich muß zu Lupinus hin, er allein wird mich verstehen, er allein wird sich mit mir freuen, sagte ich zu mir selber, und so bin ich wie ein Wahnsinniger durch die Straßen gerannt, und so bin ich hier, um zu Dir zu sagen: freue Dich mit mir, denn ich bin glücklich! O, ich habe Dich meine Leiden nicht sehen lassen, ich habe meinen Kummer vor Dir verborgen gehalten, weil ich Dich grenzenlos liebe, und weil ich Deine junge keusche Seele nicht mit Trauer erfüllen wollte, aber mein Entzücken darfst Du sehen, mein Glück sollst Du mit mir theilen, mein trauter, geliebter Freund!

So laß es mich theilen, so sage mir, was Dich glücklich gemacht hat, sagte Lupinus mit zitternden Lippen und ganz bleich vor innerer Aufregung und Angst.

Du fragst noch, mein unschuldiges, keusches Kinderherz? lachte Eckhof. Du weißt noch nicht, daß, was des Mannes eigentliches Glück oder Unglück macht, doch immer nur die Liebe ist! Ich war unglücklich und elend, weil ich nicht wußte, ob ich geliebt werde, weil diese Ungewißheit, dieses Hangen und Bangen mich rasend machte.

Und jetzt? fragte Lupinus tonlos.

Und jetzt bin ich glückselig, weil sie mich liebt, weil sie es mir heute endlich gestanden hat. O Freund, ich habe ihr dieses süße, dieses göttliche Geheimniß fast mit Gewalt entreißen müssen, ich habe ihr gedroht, ich habe sie verwünscht, ich habe weinend zu ihren Füßen gelegen, und mit wilden Scheltworten sie verflucht, ich war ein Rasender, ein Wahnsinniger, ich war entschlossen mich zu tödten, wenn ich nicht endlich Gewißheit erhielte, endlich erführe, ob sie mich verachtete oder mich liebte, und so wagte ich Alles, um mir Alles zu gewinnen! Sie stand bleich und zitternd vor mir, sie hob mit demüthigem Flehen ihre Hände zu mir empor, als ich ihr zürnte, o, sie war schön wie ein verzeihender Engel mit diesen leuchtenden Thränen in ihren wundervollen Augen, schön wie eine Houri des Paradieses, als sie sich endlich, hingerissen von ihrem eigenen Herzen, zu mir neigte und mir gestand, daß sie mich liebte, daß sie Mein sein wolle, Mein, trotz ihrer vornehmen Geburt, trotz ihres Gemahls, trotz all' dieser tausend Hindernisse, die sich unserer Liebe und unserem Glück entgegensetzten. O, mein Gott, mein Gott, eines Tages sagte ich: ich bin berufen ein Künstler zu sein, denn Du hast mir die Weihe des Unglücks gegeben; heute fühle ich, daß man nur wahrhaft schaffen kann, wenn man glücklich ist. Von heute an werde ich in Wahrheit ein Künstler sein, denn ich habe die himmlische Weihe des Glückes empfangen!

Eckhof wandte seine leuchtenden Blicke auf den Freund hin, aber er verstummte, als er in dieses bleiche, aschfarbene Antlitz sah, in diese gläsernen, todten Augen, welche in das Leere starrten, auf diese bläulichen Lippen, welche heftig zusammengepreßt waren.

Lupinus, Du bist krank, Du leidest! rief Eckhof entsetzt, indem er die Arme ausbreitete, um den Freund an seine Brust zu ziehen.

Aber die Berührung seiner Hand machte ihn erbeben, weckte ihn aus seiner todesähnlichen Erstarrung. Ein einziger, gellender Schrei rang sich aus seiner Brust hervor, ein Strom von Thränen entstürzte seinen Augen und wie zerschmettert sank er in sich zusammen.

Mein Freund, mein Geliebter, rief Eckhof, Du leidest, und Du sagst es mir nicht! Was ist es, was Dich betrübt, warum leidest Du, warum weinst Du? Laß mich Theil nehmen an Deinem Kummer, sage mir Deinen Schmerz!

Nein, nein! rief Lupinus, ich leide nicht, ich habe keinen Kummer und keine Schmerzen. Rühre mich nicht an, Deine Berührung thut mir weh! Geh' fort von hier, geh' und laß mich allein!

Ah, Du liebst mich also nicht, rief Eckhof traurig. Du leidest und Du willst mir Deine Schmerzen nicht sagen, Du weinst, und verlangst, daß ich Dich verlasse?

Er meint, daß ich ihn nicht liebe, murmelte Lupinus mit einem traurigen Lächeln. Mein Gott, mein Gott, wen liebe ich denn, wenn ich ihn nicht liebe!

Wenn Deine Freundschaft zu mir wirklich echt und wahr ist, so wirst Du mir Deinen Kummer sagen, bat Eckhof. Ich habe Dich Theil nehmen lassen an meinem Glück, dafür fordere ich aber jetzt mein heiliges Recht, dafür fordere ich, daß Du mich Theil nehmen läßt an Deinen Schmerzen!

Lupinus antwortete nicht. Er duldete es, daß Eckhof ihn vom Boden emporzog, und ihn sanft und leise in seine Arme hebend, noch dem Divan trug,

auf den er ihn sanft niedergleiten ließ und sich neben ihn setzte.

Lupinus lehnte sein Haupt an Eckhof's Brust und wie Eckhof seine Arme um ihn legte und mit seiner schönen sanften Stimme ihm Worte des Trostes und der Liebe ins Ohr flüsterte, flog ein convulsivisches Zittern durch des Jünglings Gestalt und er weinte bitterlich.

Aber plötzlich trocknete er seine Thränen und richtete sich auf. Der Krampf des Schmerzes war vorüber, seine Lippen zitterten noch, aber er preßte sie fest aufeinander, seine Augen standen noch voll Thränen, aber er schüttelte heftig sein Haupt und schleuderte sie von sich.

Es ist vorüber, Alles vorüber, sagte er, meine Träume sind zu Ende, ich wache wieder!

Und jetzt, nicht wahr, mein Lupinus, jetzt wirst Du zu mir reden?

Nein, nicht heute, morgen! Morgen sollst Du Alles erfahren. Und darum geh, mein Freund, und laß mich jetzt allein. Geh hin zu Deiner Geliebten, schau in ihre Augen und träume Dir darin einen Sternenhimmel, und wenn Du's thust, so denke an mich, dessen Sterne erblichen sind, und der einhergeht unter dem schweren Gewölke des Grams. Geh, geh, wenn Du mich liebst, so geh!

Du willst es, und da ich Dich liebe, so thue ich Deinen Willen, Lupinus. Aber mein Herz trauert um Dich, und mein eigenes Glück ist wie umschleiert. Doch ich gehe! Und morgen sagst Du, willst Du mir Alles sagen?

Morgen!

Wann soll das sein? Wann sehe ich Dich wieder?

Morgen um zehn Uhr ist meine Doctorpromotion. In der Aula will ich Dich zuerst wiedersehen, und ich bitte Dich, daß Du Joseph Fredersdorf Dich begleiten läßt.

So sei es, mein Freund. Also morgen um zehn Uhr in der Aula sehen wir uns wieder. Bis dahin, lebe wohl!

Lebe wohl, Eckhof!

Sie reichten sich die Hände, und sahen sich tief in die Augen und winkten sich stumm den letzten Abschiedsgruß. Dann wandte sich Eckhof der Thüre zu, Lupinus stand in der Mitte des Zimmers und schaute ihm nach, als aber Eckhof die Thür schon geöffnet hatte, als seine hohe, stolze Gestalt die Schwelle überschritt, da flog Lupinus ihm nach, da hing er sich an seinen Hals und schloß ihn fest in seine Arme, und drückte ihn an sich mit überwältigender Kraft und murmelte unter Thränen: Lebe wohl, lebe wohl, Denke an mich, Eckhof, denke, daß kein Weib Dich je so lieben wird, wie ich Dich geliebt habe! Gott segne Dich, Gott segne Deine Geliebte!

Nun noch einen letzten, glühenden Kuß, ein letztes, stummes Anschauen, dann drängt er ihn hinaus, dann schließt sich hinter Eckhof die Thür, und mit einem lauten Jammerschrei sinkt Lupinus zusammen.

Wie lange er so gelegen, wie lange er geweint und gebetet, verzweifelt und gejammert hatte, das wußte er selber nicht, denn die Stunden der Schmerzen sind lang und öde, und die Minuten, welche man durchweint, dehnen sich zu einer Ewigkeit. Nach langer Zeit richtete er sich auf, nicht, weil er getröstet war, sondern weil er auf der Treppe schwere Männerschritte vernahm, und weil er sie erkannte und wußte, was sie zu bedeuten hatten.

Jetzt öffnete sich die Thür und zwei Männer traten herein. Der Erste, ein Mann mit ergrauendem Haar, mit ernsten, strengen Zügen, mit einer stolzen, imponirenden Gestalt, der Andere ein jüngerer Mann von bleichem, kränklichem, aber zugleich mildem und sanftem Aussehen. Während der ältere Herr mit gerunzelter Stirn und zürnenden Blicken auf Lupinus hinschaute, begrüßte der andere ihn mit einem sanften Lächeln, und ließ seine blauen Augen mit einem Ausdruck unendlicher Liebe auf ihm ruhen.

Mein Vater! rief Lupinus, vorwärts eilend, um sich dem ältern Manne in die Arme zu werfen. Aber er wehrte sie zurück und seine Stirn ward noch finsterer.

Wir haben Deine Briefe erhalten, sagte er, und deshalb sind wir schon heute gekommen. Wir wollten sehen, ob Du im Fieber oder im Wahnsinn geschrieben, oder wenn das nicht, so sollst Du uns wiederholen, was in jenen Briefen stand, die ich zerknittert und unter meine Füße getreten habe! Rede also, wir sind da, Dich zu hören!

Nein, noch nicht, sagte der jüngere Mann. Erholen Sie Sich erst, überlegen Sie Ihre Worte, bedenken Sie wohl, daß dieselben entscheiden über Ihr Glück, über das Ihres Vaters und endlich auch — über mein Glück. Aber seien Sie fest in Dem, was Sie wollen, und keine Rücksicht und kein Nebengedanke möge Sie verwirren. Denken Sie nur an Ihr eigenes Glück, und daß Sie dieses auf festen Stützen erbauen sollen.

Lupinus schüttelte traurig das Haupt. Ich habe kein Glück und rechne auf keins!

Was stand in jenem Briefe? fragte der alte Lupinus strenge.

Es stand darin, mein Vater, daß ich meinen Schwur getreulich erfüllt, und Niemandem das Geheimniß, welches ich Ihnen zu bewahren gelobt, verrathen hätte, es stand darin, daß morgen meine Doctorpromotion sein werde, und daß, wie Sie es

mir gelobt, ich von jenem Tage frei sei, frei in der Wahl meiner Zukunft, frei, mein Geheimniß zu bekennen.

Und war das Alles?

Nein! Es stand ferner darin, daß ich entschlossen sei, eine neue Bahn einzuschlagen und die alten Wege zu verlassen, entschlossen, mit meiner Vergangenheit zu brechen, und an Eckhof's Seite ein neues Leben beginnen!

Mein Kind an der Seite eines Comödianten! rief der alte Doctor verachtungsvoll. Ja, ich entsinne mich, das stand in dem Briefe, aber ich glaubte es nicht, und deshalb bin ich gekommen, Dich zu fragen: Ist das wahr, was in jenem Briefe an mich stand? Ist das wahr, was Du an Erxelmann dort geschrieben?

Lupinus hatte die Augen zum Himmel erhoben, und seine Lippen bewegten sich leise, vielleicht betete er.

Ist das wahr, was in jenen Briefen stand? wiederholte sein Vater.

Lupinus senkte das Auge zu seinem Vater nieder und reichte ihm die beiden Hände dar. Nein, sagte er, es ist nicht wahr. Es war nur eine Phantasie des Fiebers. Jetzt ist es vorüber gegangen und ich bin von meinem Wahnsinn genesen. Morgen werde ich als Doctor promoviren, und dann, mein Vater, begleite ich Dich in die Heimath, und Sie, mein Freund Erxelmann, gehen mit uns.

Am andern Tage strömten die Studenten der Medicin in die Aula der Universität, um dem Disputatorium ihres Commilitonen, des gelehrten und ehrbaren Herrn Lupinus, beizuwohnen, und nicht blos die Studenten und Professoren, sondern auch viele andere Bewohner von Halle waren gekommen, dieser feierlichen Handlung beizuwohnen, und den jungen Mann zu sehen, von dem die Professoren sagten, daß er nicht blos ein Wunder von Gelehrsamkeit, sondern auch ein Wunder an Tugend, Sittsamkeit und Bescheidenheit sei. Sogar Künstler bemerkte man heute in den heiligen Hallen der Wissenschaft, und die Studenten lächelten vor Vergnügen und schrieen Bravo, als sie da drüben neben Fredersdorf das edle, scharf markirte, prächtige Angesicht Eckhof's erkannten. Sie waren so oft zu ihm in die Hallen der Kunst geeilt, warum sollte er nicht auch einmal zu ihnen in die Hallen der Gelehrsamkeit kommen?

Aber Eckhof achtete nicht auf die freudige Begrüßung der Studenten, er blickte nur mit gespannten Mienen nach jener Thür hin, durch welche sein junger Freund Lupinus in den Saal treten mußte, und als jetzt die festgesetzte Stunde schlug, neigte er sich zu Fredersdorf hin und faßte lebhaft seine Hand.

Freund, sagte er, mich überfällt ein wunderbares Bangen, und mir ist, als stände ich eben einer Sphynx gegenüber, welche im Begriff sei, mir ein seltsames Räthsel zu lösen. So feig bin ich, daß ich aus dem Saal entfliehen möchte, um es nicht zu hören, und doch bannt mich die Neugierde an meinen Platz und läßt mich nicht weichen.

Du hast es dem armen Lupinus versprochen, hier zu sein, sagte Joseph ernst. Es ist vielleicht der letzte Liebesdienst, den Du ihm erzeigen kannst, also — Ah, da ist er!

Ein Schrei der Ueberraschung tönte von Aller Lippen, denn da drüben in der geöffneten Thür stand nicht der Student Lupinus, sondern ein junges Mädchen im weißen Atlasgewande, ein junges Mädchen mit dem bleichen und durchsichtig zarten Antlitz des jungen Lupinus. Ihr zur Seite gingen zwei Männer, und als sie jetzt langsam durch den Saal schritt nach dem Katheder hin, mußte sie sich auf den Arm des einen derselben, auf den Arm ihres Vaters lehnen, um nicht umzusinken. Ihre großen Augen überflogen mit einem fragenden, angstvollen Ausdruck die Zuhörer, — jetzt begegneten ihre Blicke denen Eckhof's und eine tödtliche Blässe bedeckte ihre Wangen, aber sie suchte doch zu lächeln, und neigte ihr Haupt, ihn zu begrüßen.

Das war das Geheimniß, welchem ich entfliehen wollte! murmelte Eckhof. Seit gestern ahnte ich es!

Und ich wußte es seit lange, sagte Joseph Fredersdorf traurig. Es war mein schönster Traum, daß Eure Herzen sich zusammenfinden und Ihr Euch lieben würdet. Habe ich Dir nicht oft gesagt, daß Lupinus nicht Dein Freund, sondern Deine Braut sein solle, und daß kein Weib Dich jemals so lieben würde, wie Lupinus Dich liebte? Aber Du wolltest mich nicht verstehen! Dein Herz war wie ein tauber Fels, und sie hat ihr Glück und ihr Herz daran zerschellt!

Armes unglückliches Mädchen, seufzte Eckhof, und zwei Thränen rannen langsam über seine Wangen nieder. Ich habe an ihr gehandelt wie ein roher Barbar, ich habe ihr gestern mit lachendem Munde den Dolch ins Herz gestoßen, und sie hat mir nicht geflucht, sondern sie hat mich gesegnet. Aber horch, sie spricht! Laß uns hören!

Es war des Mädchens Vater, welcher sprach. Mit einfachen, würdigen Worten bat er die hohe Facultät um Vergebung, daß er es gewagt, ihr statt eines Sohnes eine Tochter zu senden. Aber es sei, sagte er, sein Lieblingswunsch gewesen, der Welt zu beweisen, daß nur das Vorurtheil und der Hochmuth der Männer die Frauen aus den Hörsälen der Universität vertreibe, und daß nur das Herkommen den Frauen verbiete, sich eine wissenschaftliche Laufbahn

zu erwählen. Da ihm der Himmel einen Sohn versagt und er an seiner Tochter eine seltene Begabung frühe schon entdeckt habe, so hätte er sich entschlossen, dieselbe als seinen Sohn zu erziehen und zu bilden, und sich den Verlust zu ersetzen, den ihm das Schicksal bereitet habe. Seine Tochter sei bereitwillig auf seine Pläne eingegangen und habe ihm feierlich geloben müssen, bis zur Beendigung ihrer Studien das Geheimniß treulich zu bewahren, und das habe sie gethan, und so stände sie jetzt hier, um die hohe Facultät zu fragen, ob man ihr gestatten wolle, zum Doctor zu promoviren, obwohl sie nur ein Weib sei, und des hohen Vorzugs entbehre, dem Männergeschlecht anzugehören?

Die Professoren besprachen sich leise untereinander, dann erklärte ihr Vorsitzender, daß Lupinus immer der fleißigste und hoffnungsvollste Student, die Freude und der Liebling aller Professoren gewesen, und daß daher die Aenderung des Geschlechts keine Aenderung in ihren Ansichten über ihn bewirken könne, sondern daß die Jungfrau Lupina mit eben solcher Freude und Genugthuung von ihnen als Doctor medicinae begrüßt werden würde, als der Jüngling Lupinus, daß somit dem Beginn des Disputatoriums gar nichts mehr im Wege stehe.

Ein Gemurmel des Beifalls ließ sich von den Bänken der Zuhörer vernehmen, aber es verstummte schnell, als man jetzt die klare, helle und doch leise erzitternde Stimme des jungen Mädchens vernahm, die ihre Dissertation zu lesen begann. Wie seltsam stimmten die schweren pomphaften lateinischen Worte zu der zarten, schlanken und feenhaften Erscheinung des jungen Mädchens! Wie eine Braut stand sie da im Schmuck ihrer seidenen Gewänder, aber nicht wie eine Braut der Erde und der Liebe, sondern wie eine Braut des Himmels, welche im Begriff ist, vor dem Altar das Gelübde abzulegen und der Freude und dem Glück auf ewig zu entsagen! Und so fühlte sie sich, und so, wie das Gelübde eines freudlosen, entsagungsvollen Daseins hielt sie ihre Rede, nur daß sie nicht vor dem Altar des Herrn, sondern vor dem Altar der Wissenschaft stand, nur daß sie sich nicht einem müßiggängerischen, nutzlosen Klosterleben angelobte, sondern daß sie die ganze Welt zu ihrem Kloster machte, und mit heiligem Schwur sich selber gelobte, der Menschheit zu dienen, Denen, welche da litten, ihre Schmerzen zu lindern, an dem Krankenbette der Frauen und der Kinder die Liebe zu bethätigen, welche sie so groß und stark in sich fühlte, auf die ganze leidende und weinende Menschheit diese Liebe zu übertragen, welche sie dem Einzelnen geweiht, und die zu ihr zurückgekehrt war, wie eine blutende Taube, mit gelähmten Schwingen, kraftlos und hoffnungslos!

Das Disputatorium war zu Ende. Der Dekan erhob sich und erklärte die Jungfrau Dorothea Christine Lupinus zum Doctor medicinae, und wohl berechtigt und befähigt zur Ausübung und Praxis der Arzneiwissenschaft*); die Studenten brachen in freudige Beifallsrufe aus, und die Professoren näherten sich dem alten Lupinus, um ihn zu beglückwünschen und die Bekanntschaft früherer Tage mit ihm zu erneuern.

Die junge bleiche Braut der Wissenschaft achtete auf das Alles nicht. Sie schaute nur hinüber nach Eckhof; ihre Blicke wurzelten fest ineinander, fest und thränenlos. Dann winkte sie ihm mit der Hand zu gehen, und Eckhof, ihrem Winke gehorsam, erhob sich und ging der Thür zu. Aber noch einmal wandte er sich um, noch einmal begegneten sich ihre Blicke, dann hatte sie den Muth, sich von ihm abzuwenden. Mit einem sanften Blick wandte sie sich zu ihrem Jugendfreund Erxleben hin, der mit ihrem Vater gekommen war.

Ich werde das Gelübde meines Vaters erfüllen, sagte sie, ich werde Ihnen eine treue Gattin sein. Sehen Sie, dort erlischt der Stern, welcher mein Auge blendete. Jetzt sieht es wieder hell!

Sie deutete mit zitternder Hand auf Eckhof hin, welcher eben, auf Fredersdorf's Arm gelehnt, aus der Thür schwankte.

Freund, sagte Eckhof schwermuthsvoll, wenn die Götter wirklich ein großes Opfer verlangen zur Versöhnung des Glückes, so denke ich, daß ich es heute gebracht habe. Meinen Polykratesring habe ich ins Meer geschleudert, und ein Theil meines Herzblutes haftete daran. Möge das Schicksal nun versöhnt sein, und mir das Glück gönnen, welches dieses schöne bleiche Mädchen mit ihren Thränen gesegnet hat. Lebe wohl, Christine, lebe wohl! Unsere Wege gehen auf ewig auseinander, und wer weiß, ob wir einst im Himmel uns wiedersehen werden! Du gehörst zu den Heiligen und ich bin nur ein armer Comödiant, der sich durch das ekle Leben mit einigen pomphaften Fetzen der Kunst und Schönheit hindurchlügt, und dem vielleicht die Engel im Himmel einen

*) Dorothea Christine Lupinus, Tochter des Arztes Lupinus in Quedlinburg, geboren 1715, verheirathete sich, nachdem sie in Halle ihr Doctorexamen gemacht und in dem Disputatorium über die „Gründe, welche bisher das weibliche Geschlecht am Studiren verhinderten", eine glänzende lateinische Rede gehalten, an den Prediger Erxleben in Quedlinburg, woselbst sie als practischer Arzt, welcher indeß nur dem weiblichen Geschlecht seine Kräfte widmete, eine sehr ausgedehnte und segensvolle Wirksamkeit übte. Sie starb im Jahre 1762. (Denina: La Prusse litteraire sous Frédéric II. Berlin 1790. II, 26).

Platz versagen, wie ihm die Priester auf Erden ein Grab versagen!*)

*) Nachdem Eckhof lange Zeit in den größten Städten Deutschlands mit der Schönemann'schen Gesellschaft gespielt und in Deutschland den Sinn und die Liebe für das deutsche Theater überall erweckt hatte, übernahm er ein eigenes Theater in Gotha, dem er bis zu seinem Tode 1778 (er war geboren 1720) als Director und darstellender Künstler angehörte. Eckhof hatte das doppelte Verdienst, zuerst der deutschen Schauspielkunst Bedeutung, Ansehen und Werth, und dem deutschen Schauspieler auch als Menschen Achtung und Anerkennung verschafft zu haben.

XLII.

Trenck's erste Flucht.

Heute also, heute ist der Tag seiner Befreiung! sagte Prinzessin Amalie zu ihrer Vertrauten, dem Fräulein von Haak. Heut, nach fünfmonatlicher Qual, wird er frei sein, wird er sich das Leben, die Freiheit und das Glück wieder erobern. Und ich werde es sein, der er das Alles zu danken hat. O, wohl mir, daß Gott mir die Kraft gab, zu leben, und alle diese Qualen zu überdauern, wohl mir, daß ich ihn erretten kann. Denn nicht wahr, Du zweifelst nicht, daß unser Werk gelingen wird?

Nein, ich zweifle nicht, sagte Ernestine von Haak mit einem glücklichen Lächeln. Der Plan wird und muß gelingen!

Laß uns noch einmal Alles überlegen, und sei's auch nur, um die Zeit, welche heute mit so bleiernen Schritten weiter kriecht, ein wenig mit unsern Gedanken zu beflügeln. Wenn der Platzmajor von Doo heute in der Frühe, wie er das an jedem Sonntag zu thun pflegt, in Trenck's Gefängniß tritt, um es in allen Winkeln zu durchsuchen und nachzuspüren, ob der gefangene Edelhirsch nicht irgendwo sich eine Gasse zur Freiheit geöffnet habe, so wird Trenck über ihn herfallen, ihm den Degen entreißen und an ihm vorüber aus dem Gefängniß springen. Vor der Thür wird er den Soldaten Nicolai, unsern Vertrauten, finden; statt ihn aufzuhalten, wird dieser sich den Anschein geben, ihn nicht zu sehen, und so wird Trenck weiter eilen, so wird er die Palliſaden überspringen und jenseits derselben das Pferd besteigen, welches wir da bereit gestellt. Gedeckt von dem Militairmantel, den man ihm überwerfen wird, in gutem Geleit der geladenen Pistolen, die er in den Halftern seines Sattels findet, wird er auf Windesflügeln der böhmischen Grenze zueilen. Unfern von dort, bei dem Dorfe Lönnschütz, steht ein anderes Pferd bereit, er wird sich hinaufschwingen und weiter eilen, immer weiter, bis er die Grenze überschritten hat, bis er frei ist! O, mein Gott, Ernestine, mir scheint das Alles so sicher, so leicht und so gewiß, daß ich gar nicht an die Möglichkei des Mißlingens glauben kann.

Auch ich glaube nicht daran, sagte das Hoffräulein. Der Plan ist gut angelegt und wird wirksam unterstützt, er wird gelingen.

Vorausgesetzt, daß er die Pferde bereit findet und den Ort nicht verfehlt, wo sie stehen.

Mein Verlobter wird ihm, wenn er die Wache bei ihm hat, ein Zettelchen zustecken, auf dem die Orte genau angegeben sind, und daß er die Pferde dort findet, dafür bürgt Schnell's Treue. Der einzige Zweifel ist nur, ob es Trenck gelingen wird, die Hindernisse in der Festung ganz allein zu überwinden, denn Euere Königliche Hoheit haben nicht gewollt, daß wir ihm unter den Soldaten Mitschuldige und Vertraute anwerben sollten.

Nein, sagte Amalie stolz, ich will Trenck befreien, aber ich will nicht die Soldaten meines Bruders ihrer Pflicht abwendig machen. Das Erste zu thun, ist mein Recht und meine Pflicht, denn ich liebe Trenck; thäte ich das Zweite, so wäre ich eine Hochverrätherin gegen meinen König, und das könnte selbst die Liebe nicht entschuldigen. Nur durch mich und durch sich selber soll Trenck befreit werden.

Unsere einzigen Bundesgenossen sollen mein Geld und seine eigene Kraft sein! O, er ist stark wie ein Riese, und tapfer wie ein ächter Held! Er wird sich hindurchschlagen durch alle seine Feinde, gleich dem Briareos wird er hundert Arme haben, und seine Feinde werden vor ihm niederfallen, wie das Korn vor der Sense des Schnitters. Kann er sie nicht Alle tödten mit seinem Schwert, so wird er sie tödten mit seinen Blicken, denn in seinen Augen wohnt eine himmlische Kraft, es sind Sonnenstrahlen darin und feurige Blitze. Und schreibt Dir nicht außerdem Dein Verlobter, daß alle Officiere auf der Citadelle ihn lieben, daß alle Soldaten ihn beklagen? Nun denn, wir haben also nicht nöthig gehabt, sie mit elendem Geld zu bestechen, Trenck hat sie bestochen mit seiner stolzen Jugendschönheit, seinem Unglück und seiner Liebenswürdigkeit. Niemand wird sich ihm also entgegenstellen. Niemand wird ihn zurückzuhalten suchen.

Gebe Gott, daß Euere Königliche Hoheit richtig prophezeihen, sagte das Hoffräulein seufzend.

Gebe Gott, daß diese vier Tage, welche wir noch zu warten haben, bis wir die Nachricht seiner Befreiung erhalten, glücklich überwunden sind, rief Prinzessin Amalie. An seiner Befreiung zweifle ich gar nicht, nur daran, daß ich diese vier Tage des Harrens überleben werde. Die Ungeduld wird mich tödten! Ich habe Kraft gehabt, dem Unglück zu widerstehen, aber ich fühle, daß schon die Erwartung des Glückes mich bis zum Tode ermattet. O, mein Gott, gieb nur, daß er wieder frei ist!

Man stirbt nicht mit so rothen Wangen und so glänzenden Augen, wie Euere Königliche Hoheit sie heute haben, lächelte Fräulein von Haak. Ich habe oft im Geheimen gebangt, weil Sie immer bleicher und immer zarter wurden, weil der Gram an Ihnen zehrte, wie der Wurm an der Rose, jetzt aber bange ich nicht mehr, denn Sie sind genesen, seit Sie wieder hoffen! Und was diese vier Tage anbetrifft, welche wir noch zu warten haben, so werden wir sie tödten mit heiterm Lachen, mit Festen und Tänzen. Ist nicht heute Ball bei der Königin, morgen Maskerade im Opernsaal? Nun, Euere Königliche Hoheit haben seit fünf Monaten an diesen Festen nur Theil genommen, weil Sie mußten, jetzt werden Sie es thun, weil Sie wollen, Sie werden nicht mehr tanzen, weil der König es befohlen hat, sondern weil Sie jung und heiter sind, und wieder dem Glücke vertrauen. Sie werden also viel tanzen, und Sich in diesen zwei Tagen so sehr ermüden, daß Sie das Glück haben werden, den dritten Tag sehr viel zu schlafen. So wird der vierte Tag kommen und mit rosigem Finger Ihre müden Augen öffnen, und Ihnen zuflüstern, daß Trenck frei ist, und daß Sie es sind, welche ihn befreit hat.

Ja, laß uns heiter sein, rief Prinzessin Amalie, laß uns lachen und tanzen. O, mein Bruder soll mit mir zufrieden sein. Er wird nicht mehr nöthig haben, mich so finster und drohend anzusehen, ich werde lachen und tanzen, ich werde mich schmücken und alle Damen überstrahlen mit meinem Putz und meinen glänzenden Augen. Komm, Ernestine, komm! Wir wollen meine Toilette für diesen Abend ordnen. O, es soll eine prachtvolle Toilette sein, ich will Blumen in meinem Haar, Blumen an meinem Busen tragen, keine Perlen, denn das bedeutet Thränen, und ich will nicht mehr weinen!

Fröhlich wie ein Kind hüpfte sie durch das Zimmer und zog ihre Freundin mit sich fort in das Toilettenzimmer, und fröhlich blieb sie während dieser drei folgenden Tage der Erwartung, fröhlich schlief sie am Abend des dritten Tages ein, um im Traum ihren Geliebten zu sehen, wie er zu ihren Füßen kniete und ihr dankte für seine Befreiung, und ihr ewige Liebe schwur.

So kam der vierte Tag, und Amalie begrüßte ihn mit freudiger Zuversicht, gar nicht zweifelnd, daß er ihr gute Botschaft bringen werde. Aber die Stunden vergingen und das Fräulein von Haak kam immer noch nicht! Amalie hatte ihr gesagt: morgen will ich Sie nicht eher wiedersehen, als bis Sie mir eine Freudenbotschaft zu bringen haben. In der Frühe schon wird diese anlangen, und Sie sollen mit derselben in mein Zimmer flattern, wie die Taube mit dem Oelblatt.

Und Fräulein von Haak kam immer noch nicht! Doch, da öffnet sich die Thür, da ist sie, aber ihr Gesicht ist bleich, ihre Augen sind verweint, und neben ihr diese blasse Frau in den schwarzen Trauerkleidern, mit dem schönen edlen Angesicht, das Amalien mit so wunderbaren, köstlichen Erinnerungen entgegenleuchtet, wer ist das? Was will sie hier? Warum eilt sie mit überströmenden Augen zu der Prinzessin hin, warum beugt sie vor ihr das Knie, und hebt flehend ihre Hände zu ihr empor, und flüstert: Erbarmen, Prinzessin, Erbarmen!

Prinzessin Amalie, bleich und zitternd, erhebt sich von ihrem Sitz und starrt mit weitaufgerissenen, thränenlosen Augen zu der Knieenden nieder und fragt leise, mit vor Entsetzen gelähmter Zunge: Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir?

Und die bleiche Frau zu ihren Füßen ruft mit schneidendem Wehelaut: Ich bin die Mutter des unglücklichen Friedrich von Trenck, und ich bin gekommen, Euere königliche Hoheit um Mitleid anzuflehen. Mein Sohn wollte entfliehen, aber Gott war seinem Unternehmen nicht günstig. Nachdem er alle

Hinderniſſe überwunden, nachdem er ſchon die Freiheit, die Rettung dort jenſeits der Palliſaden vor ſich ſah, klammerte ſich das Unheil noch an ſeinen Fuß und hielt ihn feſt, bis ſeine Verfolger ihn erreichten und mit ihren Schwertern über ihn herfielen, und ihn verwundet, blutend, ohnmächtig vor Wuth und Schmerz, in ſeinen Kerker zurückführten!*)

Ein Schrei des Entſetzens tönte von Amaliens Lippen, dann ſank ſie bleich, athemlos, kaum ihrer Sinne mächtig, auf ihren Sitz zurück. Fräulein von Haak eilte zu ihr hin, um ſie ſanft in ihre Arme zu nehmen, um ihr unter Thränen Worte des Troſtes, der Theilnahme und der Hoffnung ins Ohr zu flüſtern. Aber Amalie hörte nicht auf ſie; ſie blickte ſtarr hernieder auf die blaſſe, weinende Frau, die immer noch vor ihr kniete, und immer noch die Hände flehend zu ihr emporhob.

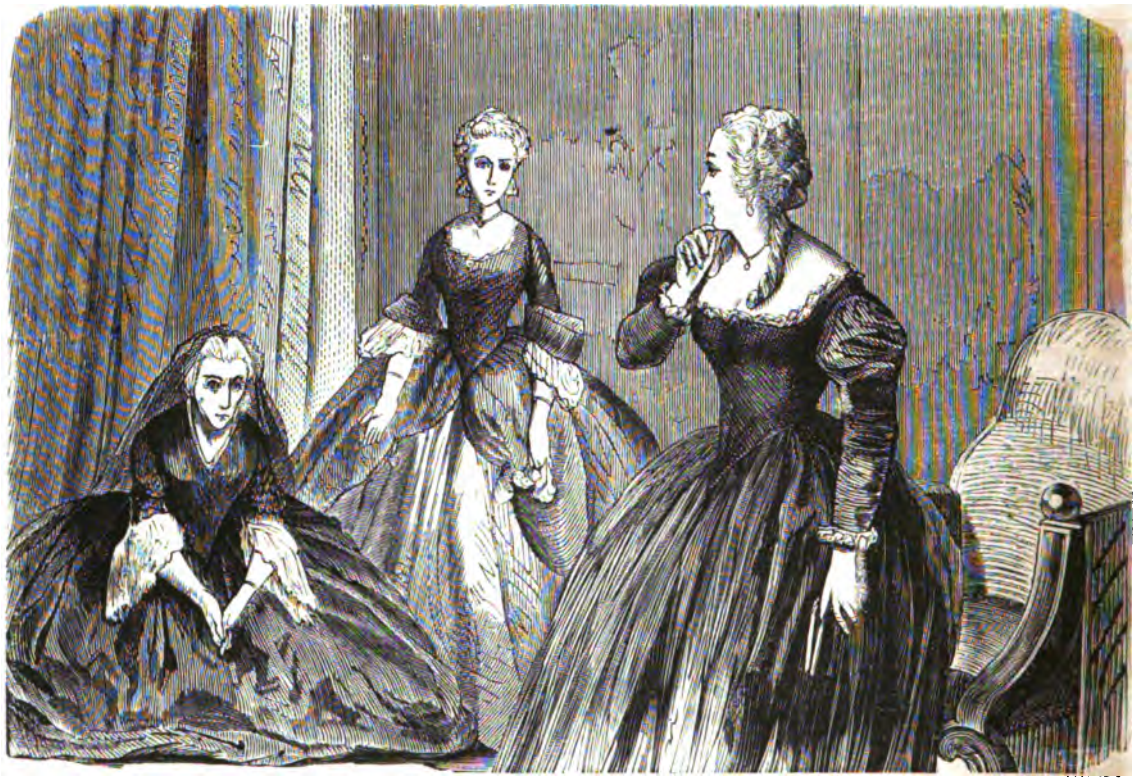
Haben Sie Erbarmen, Prinzeſſin, Erbarmen, ſagte ſie. Sie allein können mir beiſtehen, Sie allein können mir zur Rettung meines unglücklichen Sohnes behülflich ſein. Deshalb komme ich zu Ihnen, deshalb habe ich Fräulein von Haak ſo lange mit Thränen und Bitten beſchworen, bis ſie mich zu Ihnen führte, bis ſie, aller Etiquette und allem Ceremoniell zum Trotz, mir erlaubte, Ihre Knie zu umklammern und zu Ihnen zu ſagen: helfen Sie mir, weil Sie ein Engel der Güte und des Erbarmens ſind, helfen Sie einer unglücklichen Mutter, welche ihren Sohn erretten will!

Und Sie ſagen, daß ich das kann? fragte Amalie athemlos.

Sie allein, Königliche Hoheit, haben das Mittel in Händen, meinen Sohn vom Tode zu erretten!

Nennen Sie mir das Mittel, Gräfin, und müßte ich es mit meinem Herzblut erkaufen, ich werde es thun!

Führen Sie mich zum König, Prinzeſſin, das iſt Alles, was ich von Ihnen erflehe. Noch weiß er



nichts von dem unglücklichen Fluchtverſuch meines Sohnes. Ich ſelber alſo will es ſein, die ihm dieſe Nachricht bringt, ich ſelber will ihm geſtehen, daß ich es war, welche meinem Sohn zur Flucht behülflich geweſen, welche den Unterofficier Nicolai mit Schmeichelworten und Thränen, mit Geld und Verſprechungen beſtochen hat, damit er ſich meinem Sohn nicht widerſetzte, daß ich es war, welche das Pferd mit den geladenen Piſtolen an der äußeren Palliſade bereit hielt, daß ich meinem Sohn die tauſend Ducaten zugeſchickt, welche man bei ihm gefunden, daß ich jenen Brief geſchrieben, in welchem ihm ewige Liebe und Treue gelobt wird. O, der König wird einer Mutter verzeihen, welche ihren

*) Trenck's Memoiren. I, 80.

Sohn befreien will, und deshalb kein Mittel unversucht läßt.

Ah, Sie sind eine edle, eine großmüthige Frau, rief die Prinzessin mit leuchtenden Augen, Sie sind es werth, Trenck's Mutter zu sein. Sie sagen, daß ich Sie erretten soll, und Sie sind gekommen, um mich zu erretten. Aber ich werde dieses Opfer nicht annehmen, ich werde nicht feig und schüchtern schweigen, wo Sie den Muth haben, zu reden. Möge der König denn Alles erfahren, möge er wissen, daß es nicht Trenck's Mutter ist, sondern Trenck's Geliebte, welche ihn befreien wollte, und daß diese Geliebte —

O, wenn Sie ihn erretten wollen, so schweigen Sie, Prinzessin, der König kann Erbarmen üben, wenn es die Mutter war, die ihren Sohn befreien wollte, er wird unnachsichtig sein, wenn es eine Andere gewesen, und wenn er diese Andere nicht strafen kann, so wird er meinen Sohn doppelt strafen!

O, hören Sie auf ihre Worte, Prinzessin, flüsterte das weinende Hoffräulein, thun Sie, wie die Gräfin sagt, erhalten Sie sich dem unglücklichen Trenck, schützen Sie mit Ihrem Schweigen seine Freunde, und wir werden noch die Hoffnung bewahren können, bessere und glücklichere Mittel zu seiner Flucht zu ersinnen!

Nun denn, es sei, sagte die Prinzessin schmerzlich. Ich bringe ihm auch dieses Opfer. Ich schweige. Gott allein weiß, daß ich bereitwilliger noch mein Leben, mein Herzblut für ihn hingeben würde, und daß ich das minder schwer finden würde, als mich und meine Liebe in Schweigen und Feigheit zu verhüllen. Kommen Sie, ich führe Sie zum König!

Aber ich sagte Euerer Königlichen Hoheit noch nicht, daß der König in seinem Bibliothekzimmer ist, und daß er streng befohlen hat, Niemand vorzulassen.

Er wird mich einlassen, oder vielmehr, ich werde Sie über den geheimen Corridor und durch die Wohnzimmer des Königs, nicht durch den großen Vorsaal zu ihm führen, kommen Sie!

Sie faßte heftig der Gräfin Hand, und führte sie mit sich fort.

Der König war allein in seinem Bibliothekzimmer. Er saß vor seinem mit Büchern und Papieren bedeckten Tisch, und war eifrig mit Schreiben beschäftigt. Von Zeit zu Zeit hielt er inne und blickte nachdenklich auf das Geschriebene nieder. Der Anfang wäre also gemacht, sagte er leise, der Anfang zu einem neuen Werk, das hoffentlich eine ebenso gute Schlacht auf dem Felde der Wissenschaft werden soll, wie ich deren einige auf anderem Felde mit dem Degen gewonnen habe. Ich bin mir bewußt, was ich will, und kenne genau meine Aufgabe, und wahrlich, es ist eine schöne und lohnende Aufgabe, welche ich mir da gestellt habe. Ich will die „Geschichte meiner Zeit" schreiben, nicht in Form von Memoiren und nicht als Kommentar, sondern als freies, selbstständiges, unparteiisches Geschichtswerk. Ich will darin den Umsturz von Europa im Großen schildern, und mich bemühen, die Lächerlichkeiten und Thorheiten, die in dem Benehmen seiner Herrscher sichtbar sind, zu zeichnen.*) Nun meine ehrenwerthen Collegen, die Könige und Fürsten haben mir da sehr reichliches Material zu einem komischen Narrenbilde geliefert. Ich wünschte mir den Pinsel eines Höllenbreughel und die Feder eines Thucidides zu meinem Werk, damit es das erreiche, was ich von ihm fordern will. Ach, ach, der Ruhm ist eine so pikante Speise, daß man, je mehr man davon genießt, immer durstiger wird nach neuem Genuß. Warum lasse ich es mir nicht genügen, daß man mich einen guten Feldherrn nennt, warum gelüstet es mich, auch ein wenig auf dem Capitol gekrönt zu werden? Nun, Se. Heiligkeit der Papst wird es jedenfalls nicht sein, der mich krönt oder zu dem Rang eines Heiligen erhebt, und wahrlich, ich trage nach solchem Titel auch kein Gelüste. Ich bin es zufrieden, wenn mich die Nachwelt einst einen guten Fürsten, einen tapfern Soldaten, einen guten Gesetzgeber nennt, und es mir verzeiht, daß ich zuweilen auch statt des Schlachtrosses den Pegasus ein wenig herumgetummelt habe!

Mit einem heitern Lächeln nahm der König die Feder zur Hand, und begann wieder zu schreiben.

Hinter dem König öffnete sich jetzt leise die nach seinem Wohnzimmer führende Thür, und Prinzessin Amalie schaute forschend und mit bleichem, traurigem Antlitz herein. Als sie sah, daß der König immerfort schrieb, klopfte sie leise an die geöffnete Thür.

Der König wandte sich hastig und mit gerunzelter Stirn um. Habe ich nicht gesagt, daß ich allein sein will? fragte er unwillig; als er aber seine Schwester gewahrte, stand er auf, und ein angstvoller Ausdruck sprach aus seinen Zügen.

Ah, meine Schwester, ich sehe an Deinen schmerzlichen Zügen, daß Du mir eine schlimme Nachricht zu bringen hast, sagte er, und dringend muß sie gewesen sein, da Du so unangemeldet bei mir eintrittst.

Mein Bruder, das Unglück hat immer das heilige Vorrecht unangemeldet zu den Fürsten eintreten und zu ihnen um Hülfe und Erbarmen flehen zu dürfen, sagte die Prinzessin. Ich nehme dieses heilige Vorrecht auch für die unglückliche Dame in

*) Des Königs eigene Worte. Oeuvres posthumes: Correspondance avec Voltaire.

Anspruch, welche mich um Fürsprache bei meinem erhabenen Bruder gebeten hat. Sire, wollen Sie die Gnade haben, ihr eine Audienz zu gewähren?

Wer ist sie? fragte der König verdrießlich.

Sire, es ist die Gräfin Lostange, sagte Amalie kaum hörbar.

Die Mutter des rebellischen Lieutenants von Trenck? rief der König mit fast drohendem Ton, und ein zorniger Blitz seines Auges traf das bleiche Antlitz seiner Schwester.

Ja, die Mutter des unglücklichen Lieutenants von Trenck ist es, welche es wagt, Euerer Majestät Gnade anzuflehen, rief die Gräfin, an der Thür auf ihre Knie niedersinkend.

Der König trat einen Schritt zurück und sein Gesicht ward noch finsterer. In der That, Sie haben eine seltsame Art, sich eine Audienz zu verschaffen, sagte er, Sie erobern sie sich, und machen die Prinzessin, wie es scheint, zu Ihrem Herold!

Sire, ich habe die Diener vergeblich um Einlaß gefleht, sie verweigerten es mir. Da, in der Angst meines Herzens, wandte ich mich an die Prinzessin, welche großmüthig genug war, für mich dem Zorn ihres erhabenen, königlichen Bruders zu trotzen.

Und war denn das, was Sie mir zu sagen hatten, so dringend?

Sire, seit fünf Monaten schmachtet mein Sohn im Kerker, und Euere Majestät fragen, ob es dringend war, daß seine Mutter zu Ihnen kam? Mein Sohn hat den Zorn Euerer Majestät erregt, und ich weiß nicht weshalb, er ist ein Gefangener und ich kenne sein Verbrechen nicht. O, üben Euere Majestät Gnade, lassen Sie mich das Verbrechen meines Sohnes kennen, damit ich es zu sühnen trachte!

Ah, Madame, eine Mutter ist nicht verantwortlich für die Verbrechen ihres Sohnes, eine Frau kann nicht sühnen, was ein Mann verschuldete. Ueberlassen Sie daher Ihren Sohn seinem Schicksal, das sich vielleicht noch eines Tages für ihn aufklären und lichten kann, wenn er klug und besonnen ist und die Warnung versteht, mit welcher es jetzt an sein lichtscheues Herz geklopft hat.

Des Königs Blick streifte bei diesen Worten das Antlitz der Prinzessin, als sei diese Warnung zugleich an sie selber gerichtet gewesen.

Ach, Euere Majestät wollen einem armen Mutterherzen also Hoffnung gewähren? fragte die arme Gräfin. Diese unglückselige Gefangenschaft meines armen Sohnes wird also vorüber gehen, Euere Majestät werden ihm eines Tages Verzeihung gewähren für dieses Verbrechen, das ich nicht kenne und das Euere Majestät nicht die Gnade haben, mir zu nennen?

Wollen Sie es wissen, Madame? fragte der König strenge. Er hat eine unvorsichtige und verrätherische Correspondenz geführt, und wenn ich ihn vor ein Kriegsgericht stellte, würde es ihn als einen Hochverräther strafen. Aber, in Anbetracht seiner Jugend, seines Leichtsinns und einiger nur mir bekannter Milderungsgründe, werde ich schonend mit ihm verfahren. Möge Ihnen diese Versicherung genügen, Madame: in einem Jahre wird Ihr Sohn frei sein, und wenn ihn die Einsamkeit zum Nachdenken über sich selber und zur Erkenntniß seines Verbrechens gebracht hat, wenn er sich bessert und alle seine Thorheiten aufgiebt, werde ich ihm wieder ein gnädiger König sein.*) Schreiben Sie das Ihrem Sohn, und somit Gott befohlen!

O Sire, Sie kennen noch nicht Alles, um was ich Euerer Majestät Gnade zu erbitten habe. Ich habe noch ein Bekenntniß zu machen, und —

Ein leises Klopfen an der nach dem Vorsaal führenden Thür unterbrach sie, und eine Stimme von außen rief: Sire, ein Courier mit wichtigen Depeschen aus Schlesien!

Treten Sie in mein Wohnzimmer zurück und warten Sie dort, sagte der König, indem er der Prinzessin winkte. Die beiden Damen entfernten sich.

Depeschen aus Schlesien, flüsterte die Gräfin. Der König wird jetzt Alles erfahren, fürchte ich.

Möge er es, sagte Prinzessin Amalie fast trotzig, wir sind hier, um ihn zu retten, und wir werden es thun!

Eine kurze Zeit verging, dann ward die Thür heftig aufgerissen und der König, bleich und mit zornblitzenden Augen, erschien auf der Schwelle.

Madame, sagte er, auf die Papiere deutend, welche er in Händen hielt, aus diesen Depeschen habe ich erfahren, was Sie ohne Zweifel mir zu sagen kamen. Ihr Sohn hat wie ein feiger Verbrecher, ein schuldbelasteter Uebelthäter, seinem Gefängniß zu entspringen gesucht. Er hat dabei Soldaten getödtet und verwundet, er hat den Festungscommandanten entwaffnet, und in der Frechheit und dem Wahnsinn seiner feigherzigen Angst hat er mitten am hellen Tage über die Pallisaden entspringen wollen. Ah, Madame, man muß sich sehr schuldig fühlen, um solche verwegene Flucht zu wagen, und sehr verbrecherische Complicen muß er gehabt haben, die ihm solchen Rath ertheilen konnten. Denn er hatte Complicen, er hatte Mitschuldige, welche die Schildwache vor seiner Thür bestachen, welche heimlich ihm Geld zusteckten, welche Pferde zu seiner Flucht bereit hielten. Wehe ihnen, wenn ich jemals ihren Namen erfahre, wenn ich diese Verbrecher ken-

*) Trenck's Memoiren. I, 82.

nen lerne, welche meine Soldaten und Officiere zu verrätherischem Treubruch ihres Eides verleiteten.

Ich, Majestät, ich war diese Verbrecherin, sagte die Gräfin. Eine Mutter darf es wohl wagen, um jeden Preis die Freiheit ihres Sohnes zu begehren, und jede Waffe ist ihr recht, wenn sie ihn damit vertheidigen kann. Ich habe die Soldaten bestochen, die Pferde bereit gestellt und meinem Sohn Geld gesandt, ich wollte meinen Sohn befreien!

Und Sie haben ihn doch nur in tieferes und hoffnungsloseres Elend gebracht! Denn jetzt, Madame, jetzt giebt es keine Gnade mehr. Der Ausreißer und Deserteur hat die Gnade seines Königs verwirkt, er ist der Schande, dem Elend und der ewigen Gefangenschaft verfallen. Das ist mein letztes Wort! Hoffen Sie nicht mehr auf Gnade. Nach den Kriegsgesetzen ist der Deserteur dem Tode verfallen, ich will ihm das Leben schenken, aber ich kann ihm die Freiheit nicht geben, denn ich weiß jetzt, daß er sie mißbrauchen würde. Leben Sie wohl!

Gnade! Gnade! flehte die Gräfin. Erbarmen Sie Sich meines Sohnes, Sire, er ist so jung, er hat noch ein langes Leben vor sich.

Ein Leben der Reue und der Buße, sagte der König strenge. Ich werde ihm kein anderes bewilligen! Gehen Sie! —

Er wandte sich um, und war im Begriff in sein Studirzimmer zurückzukehren. Eine Hand legte sich auf seine Schulter, und als er sich umwandte, sah er hinter sich das bleiche Antlitz seiner Schwester.

Mein Bruder, sagte die Prinzessin mit fester Stimme, erlauben Sie mir, Sie einen Augenblick allein zu sprechen. Gehen Sie voran, ich folge Ihnen.

Es lag etwas Stolzes, fast Gebieterisches in ihrem ganzen Wesen; sie hatte einen festen heldenmüthigen Entschluß gefaßt, das sagten ihre stolzen strengen Mienen, das leuchtete von ihrer klaren, ernsten Stirn. Sie war nicht mehr das junge Mädchen, welches schüchtern und mit gefaltenen Händen um ihre Liebe weint, sie war das heldenkühne Weib, welches ihre Liebe vertheidigen oder mit ihr sterben will. — Der König las das in ihrem Angesicht, er erkannte das an ihrer königlichen Haltung, und mit der Ehrfurcht und Anerkennung, welche große Seelen immer für das Unglück empfinden, neigte er sich vor dieser Frau, zu der er in sympathetischem Mitleid sich hingezogen fühlte.

Kommen Sie, meine Schwester, sagte er, ihr die Hand darreichend.

Aber Amalie nahm diese Hand nicht an, sie schritt neben ihm her in das Bibliothekzimmer und schloß langsam und leise die Thür hinter sich. Dann lehnte sie sich einen Moment, wie um Kraft zu sammeln, an die Wand, während der König, hastig das Zimmer durchschreitend, sich an das Fenster stellte und seine heiße Stirn an den Scheiben kühlte. Als er hinter sich das Rauschen ihres Gewandes hörte, wandte er sich um und ging der Prinzessin entgegen. Sie blickte ihn mit großen, kalten, thränenlosen Augen an.

Genügt es, wenn ich verspreche, ihn niemals wieder zu sehen? fragte sie.

Das Versprechen ist überflüssig, denn ich werde ein Wiedersehen unmöglich zu machen wissen.

Sie nickte langsam mit dem Kopf, als habe sie diese Antwort erwartet.

Genügt es, wenn ich schwöre, niemals wieder an ihn zu schreiben, ihm kein Zeichen meiner Liebe mehr zu geben?

Ich würde diesem Schwur nicht glauben, und wenn ich ihm die Freiheit gebe, wird er Sie und Ihre Familie compromittiren, indem er sich einer Liebe rühmt, welche nur den Verhältnissen und der Nothwendigkeit, nicht aber der Vernunft und dem Ueberdruß gewichen ist. Ich will Ihnen in dieser Stunde keine Vorwürfe machen, denn ich denke, Ihr Gewissen thut das ohne mich. Aber ich sage Ihnen nur dies: ich werde ihn nicht frei geben, so lange er noch an Ihre Liebe glauben darf!

Werden Sie ihn frei geben, wenn ich ihm den Glauben an mich raube? Wenn ich ihm die gelobte Treue wie ein zerfetztes Stück Papier ins Antlitz schleudere? Wenn ich ihm sage, daß die Furcht und die Feigheit meine Liebe ausgelöscht hat, und daß ich ihm für immer Lebewohl sage?

Schreiben Sie ihm das, und ich verspreche Ihnen, daß er in einigen Monaten frei sein soll, aber, verstehen Sie mich wohl, frei, um zu gehen, wohin er will, außer nach Berlin, frei, aber aus meinem Königreiche verbannt.

Soll ich hier schreiben? fragte sie mit einem völlig gleichgültigen Gesicht und mit eiseskalter Ruhe.

Schreiben Sie. Sie finden auf meinem Schreibtisch Alles, was Sie bedürfen.

Sie ging ganz gelassen zu dem Schreibtisch und setzte sich. Als sie zu schreiben begann, überdeckte eine Leichenblässe ihr Antlitz und ihr Athem ging keuchend und stöhnend aus ihrer Brust hervor.

Der König stand unfern von ihr und betrachtete sie mit tief traurigen Blicken.

Sind Sie schon fertig? fragte er, als sie das Papier, auf welchem sie eben geschrieben, bei Seite schob.

Nein, sagte sie ruhig, es war nur eine Thräne auf jenes Papier gefallen. Ich muß also von Neuem beginnen.

Und sie nahm ganz gelassen ein anderes Blatt Papier und begann wieder zu schreiben. Der König wandte sich seufzend ab, er fühlte, daß, wenn er länger noch dieses bleiche, resignirte, todesmuthige Antlitz anschauete, er seiner Vernunft, seiner Pflicht zum Trotz, sie begnadigen, und ihr ihren Geliebten zurückgeben würde.

Er trat wieder ans Fenster und schaute gedankenvoll zum Himmel empor. Ist es möglich, kann es sein? fragte er sich selber. Darf ich meiner Pflichten als Haupt meiner Familie vergessen und mich nur erinnern, daß sie meine Schwester ist, und daß sie leidet und weint? Müssen wir denn Alle diese eitle Größe und diesen Flittertand irdischer Herrlichkeit mit unserm wärmsten Herzblut und unsern schönsten Hoffnungen bezahlen? Und wenn ich sie jetzt ihres geträumten Glückes beraube, was habe ich ihr dafür zu bieten? Womit kann ich ihr ihre Hoffnungen, ihre Liebe, ihr Jugendglück ersetzen? Höchstens mit ein wenig irdischem Glanz, mit einem Purpur und einer Krone, und endlich vielleicht mit meiner Liebe. Ja, ich will sie lieben, treu und innig, sie soll dem Bruder verzeihen müssen, daß der König ihr nicht verzeihen kann. Sie —

Ich bin zu Ende, sagte hinter ihm die traurige sanfte Stimme seiner Schwester. Der König wandte sich um. Amalie stand an dem Schreibtisch, das beschriebene Papier in der einen Hand haltend, während sie sich mit der andern Hand auf den Tisch stützte.

Lesen Sie, sagte der König, sich ihr nähernd und sich ihr gegenüberstellend.

Die Prinzessin neigte leise ihr Haupt und las:

„Ich beklage Sie, aber Ihr Mißgeschick ist unabänderlich, und ich darf und will nicht versuchen es zu lindern, denn ich würde fürchten, mich selber zu compromittiren. Dies ist daher mein letzter Brief, ich darf nichts weiter mehr für Sie wagen. Suchen Sie mir nicht zu schreiben, denn ich würde Ihre Briefe uneröffnet zurückschicken. Unsere Trennung muß für ewig sein, aber ich werde Ihnen immer gewogen bleiben, und wenn ich Ihnen später nützlich sein kann, so werde ich es gern thun. Leben Sie wohl, unglücklicher Freund, Sie verdienen ein besseres Schicksal.“*)

Das ist Alles? fragte der König, als die Prinzessin schwieg.

Das ist Alles, Sire!

Und Sie meinen, daß, wenn er diesen Brief erhält, er nicht mehr an Ihre Liebe glauben wird? fragte der König mit einem traurigen Lächeln.

Ich bin dessen gewiß, denn ich sage ihm darin, daß ich nichts mehr für ihn wagen, daß ich nicht einmal versuchen will, sein Unglück zu lindern. Das thut man nur, wenn man feig und erbärmlich genug ist, dem Unglück seine Liebe zu opfern. Ich werde seine Freiheit mit seiner Verachtung erkauft haben! Was würden Sie ihm denn geschrieben haben, wenn Sie Ihrem Herzen folgen dürften? fragte der König.

Ein rosiger Schimmer flog über ihr Antlitz hin und in ihren Augen blitzte ein heller Liebesstrahl. Ich würde ihm geschrieben haben: „Hoffen Sie auf mich, glauben Sie an mich! Denn hinfort hat mein Leben nur noch dies Eine Ziel: Sie zu befreien! Möge ich sterben, wenn ich das erreicht habe, aber sterben in dem Bewußtsein, Sie errettet zu haben und meiner Liebe treu gewesen zu sein!“

Das würden Sie ihm geschrieben haben?

Das würde ich ihm geschrieben haben, sagte sie ganz stolz und freudig. Und an der Wahrheit jenes Briefes würde er nicht gezweifelt haben.

O Frauenherz, unerschöpflicher Quell der Liebe und Hingebung, murmelte der König, indem er sich abwandte, um seiner Schwester seine Rührung zu verbergen.

Genügt dieser Brief, fragte die Prinzessin. Werden Sie Trenck jetzt frei geben?

Ich habe es Ihnen versprochen und ich werde Wort halten. Falten Sie den Brief zusammen und adressiren Sie ihn. Ich werde ihn dann heute sogleich befördern.

Und wann wird er frei sein? fragte Amalie, indem sie that, wie ihr der König geheißen hatte.

Ich darf ihn nicht sofort entlassen, denn das würde ein schlimmes Beispiel für meine Officiere sein. Er hat gewagt, entfliehen zu wollen, er muß dafür seine Strafe erleiden. In drei Monaten aber soll er frei sein.

In drei Monaten also. Hier ist der Brief, Sire.

Der König nahm den Brief und steckte ihn in seinen Busen. Und jetzt, meine Schwester, jetzt komm' an mein Herz, sagte er, ihr die Arme entgegenstreckend. Der König hat Dir gezürnt, der Bruder will mit Dir weinen. Komm, Amalie, komm an ein treues Bruderherz!

Aber Amalie warf sich nicht in seine geöffneten Arme, sie blieb ruhig stehen und schien seine Worte gar nicht gehört, nicht verstanden zu haben.

Ich bitte Euere Majestät mich jetzt zu entlassen, sagte sie. Unser Geschäft ist beendet, und ich denke, wir haben nichts mehr miteinander zu thun!

Der König ließ seine Arme sinken und seufzte schmerzlich. O meine Schwester, sagte er traurig, bedenke was Du thust, laß Dein Herz sich nicht verhärten, wende es nicht von mir. Glaube mir, ich leide mit Dir, und wenn es nur darauf ankäme,

*) Trenck's Memoiren. I, 86.

Dir meine persönlichen Wünsche zu opfern, so würde ich es mit Freuden thun. Aber ich muß meinen Ahnen, der Geschichte meines Hauses, den Vorurtheilen der Welt Rechnung tragen. Amalie, ich darf, ich kann nicht anders handeln! Vergieb es mir, meine Schwester. Und jetzt noch einmal, Amalie, laß uns in Liebe zu einander halten, komm in Deines Bruders Arme!

Er trat dicht zu ihr heran, und streckte die Hand aus, um sie zu sich zu ziehen, aber die Prinzessin trat langsam einen Schritt zurück.

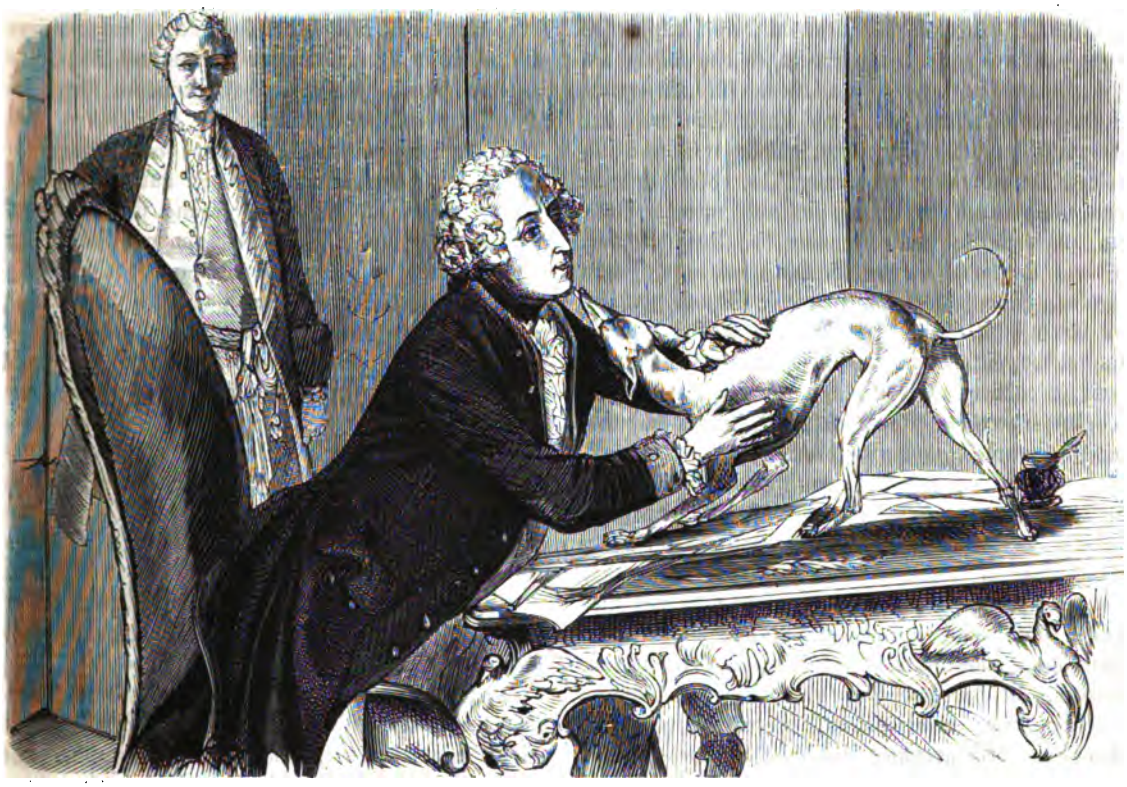
Erlauben mir Euere Majestät, Sie daran zu erinnern, daß dort in jenem Zimmer eine arme unglückliche Frau auf ein Trosteswort hofft, sagte sie, und daß diese Frau Trenck's Mutter ist. Sie wenigstens wird glücklich sein, wenn ich ihr sage, daß ihr Sohn bald frei sein wird. Erlauben Sie mir also, Sire, daß ich mich beurlaube und zu ihr gehe!

Sie machte dem König eine feierliche und tiefe Verbeugung und durchschritt dann langsam das Gemach. Der König suchte sie nicht mehr zurückzuhalten. Er schaute ihr mit trüben und fragenden Blicken nach, immer noch hoffend, daß sie sich umwenden, daß sie zu ihm zurückkehren werde.

Jetzt stand sie an der Thür, jetzt wandte sie sich um. Der König that rasch einige Schritt vorwärts. Aber Prinzessin Amalie machte nur eine ceremoniöse Abschiedsverbeugung und verschwand dann durch die Thür.

Verloren, ich habe sie verloren! seufzte der König. O, mein Gott, muß mich denn Alles verlassen, was ich liebe? War es nicht genug, daß ich meine Freunde durch den Tod verliere, muß ich noch eine geliebte Schwester durch dieses harte und kalte Leben verlieren? Ach, ich bin ein armer Mann, und doch nennen sie mich einen König!

Und der König ließ sich auf einen Stuhl niedergleiten und schlug seine beiden Hände vor sein Angesicht. So saß er lange Zeit und nur seine Seufzer unterbrachen die tiefe Stille um ihn her. Dann



ließ er langsam die Hände wieder herabgleiten und stand auf.

Arbeiten, ich will arbeiten! sagte er, sich stolz aufrichtend. Das ist immerhin ein Trost und lehrt vergessen!

Er ging mit hastigen Schritten zu seinem Schreibtisch hin, und setzte sich, indem er mit prüfendem Blick die Acten und Papiere überschaute, welche da aufgehäuft lagen.

Er nahm eins dieser Aktenstücke zur Hand und begann zu lesen. Aber bald legte er es unwillig wieder bei Seite. Es geht nicht, die Buchstaben schwirren mir vor den Augen. Mein Gott, wie schwer ist es doch, seine Pflicht zu thun.

Er stützte das Haupt in seine Hand und blickte lange gedankenvoll empor. Und allmälig erheiterten sich seine Züge, ein wunderbares Leuchten war in seinen Augen, und wie in einer Verklärung strahlte sein Angesicht.

Ja, sagte er endlich mit einem köstlichen Lächeln, ja, so soll es sein! Ich habe in dieser Stunde eine Schwester verloren, und ich habe sie sehr geliebt. Nun denn, Denen, die man liebt, und die uns gestorben sind, pflegt man ein Denkmal zu setzen, ein Denkmal der Erinnerung und der Liebe. Arme, gestorbene Schwester, ich will Dir ein Denkmal setzen! Der König hat seine Schwester unglücklich machen müssen, dafür soll der König versuchen, sein Land glücklich zu machen, und wenn es denn kein Gesetz giebt, welches eine Prinzessin gegen den König anrufen kann, so soll es wenigstens für alle meine Unterthanen Gesetze geben, die sie schützen, und der Vernunft, dem Recht und dem göttlichen Gleichheitsprincip der Menschen entsprechen! Ja, ich will meinem Lande ein neues Gesetzbuch, ich will meinem Volke ein allgemeines Landrecht geben.*) Das, Amalie, sei das Denkmal, welches ich Dir in meinem Herzen errichte. Und jetzt gleich, in dieser Stunde will ich an Cocceji schreiben, und ihm den Auftrag geben, ein solches Gesetzbuch, ein solches allgemeines Landrecht zu entwerfen!

Und indem der König so sprach, nahm er hastig die Feder und begann zu schreiben, und so ganz erfüllt war er von seinem Gedanken, daß er halblaut, als gelte es, die Feder in seiner Hand mit seinen Worten zu beflügeln, sich selber dictirte und vorsprach, was er schreiben wollte.

„Die Richter", sagte er jetzt, indem er mit fliegender Hast weiter schrieb, „die Richter müssen allen Menschen, ohne Ansehn der Person, Großen und Kleinen, Reichen und Armen, gleiche und unpartheiische Justiz administriren, so wie sie gedenken, solches vor dem gerechten Richterstuhl Gottes zu verantworten, damit die Seufzer der Wittwen und Waisen und anderer Bedrängten nicht auf ihr und ihrer Kinder Haupt kommen mögen. Sie sollen auch auf keine Rescripte, wenn solche auch aus unserm Kabinet herrühren, die geringste Reflexion nehmen, wenn darin etwas wider die offenbaren Rechte subund obregirt worden, oder der strenge Lauf des Rechtes dadurch gehindert und unterbrochen wird, sondern sie müssen nach Pflicht und Gewissen weiter verfahren."**)

Der König schrieb immer weiter, und sein Antlitz strahlte immer freudiger, während seine Feder mit fliegender Eile über das Papier hinglitt.

So ganz erfüllt war der König von seinen Gedanken, daß er gar nicht hörte, wie hinter ihm leise die Thür geöffnet und die Portiere zurückgehoben ward, daß er gar nicht sah, wie das heitere und geistvolle Antlitz seines Lieblings, des Generals Rothenburg, hereinschaute.

Der König schrieb immerfort weiter. Rothenburg bückte sich und ließ etwas aus seinen Armen auf den Fußboden niedergleiten, und indem er's that, lächelte er ganz vergnügt und heiter, und schaute wieder hinüber zum König und dann nach dem zierlichen schlanken kleinen Windspiel hin, das er auf die Erde gesetzt, und das kein anderes war als die Biche, das verlorene und in Gefangenschaft gerathene Lieblingshündchen des Königs.*)

Einen Moment stand die Biche und schaute mit gehobener, schnuppernder Schnauze und klugen, funkelnden Augen umher, dann sprang sie leicht und unhörbar über den Teppich hin, und mit einem Satz stand sie oben auf dem Schreibtisch vor dem König und legte ihre Vorderpfötchen um seinen Hals.

Biche, meine treueste Freundin, meine Biche, bist Du wieder da, meine Biche! sagte der König, die Feder wegwerfend und das Thierchen in seine Arme nehmend.

Und jetzt begann die Biche zu heulen vor Entzücken, und schmiegte sich an ihren wiedergefundenen Herrn und bohrte ihr spitzes Köpfchen in seine Brust, und schaute ihn mit den glänzenden Augen so liebevoll und zärtlich an! Und der König?

Er neigte sein Antlitz auf den Kopf seines treuen Hündchens nieder und zwei Thränen rannen langsam über seine Wangen hin.**)

Meine Biche, flüsterte er leise, Du hast mich also nicht vergessen? Ach, wenn die Menschen so treu wären, und mich so liebten, wie Du es thust, mein treues Hündchen, wahrlich, dann wäre ich ein reicher und glücklicher König!

Der General Rothenburg stand immer noch an

*) Rödenbeck, Tagebuch. S. 137.

**) Diese Worte des Königs stehen in dem Publicationspatent des Projectes des Codex Fridericianus Marchicus. Rödenbeck, Tagebuch. 154.

*) Das Windspiel, die Biche, war, wie weiter oben gesagt, in der Schlacht bei Sohr in österreichische Gefangenschaft gerathen und vom General Nadasti seiner Gemahlin als Kriegsbeute geschenkt worden. Als die Generalin Nadasti erfuhr, daß Biche das Lieblingshündchen des Königs gewesen, behielt sie es bei sich und wollte sich gar nicht wieder von ihm trennen. Erst nach mannichfachen Verhandlungen und mehrmaligen Aufforderungen entschloß sie sich, dem Könige die Biche wieder zu senden. Rödenbeck, Tagebuch. S. 126.

**) Mützler, Friedrich der Große. S. 350. — Rödenbeck, Tagebuch. S. 127.

der Thür und schaute durch die halbzurückgeschlagene Portière herein.

Sire, sagte er jetzt, hat nur die Biche die grandes und petites entrées, oder ich auch?

Ah, Du warst es also, der mir die Biche gemacht? fragte der König, den General näher winkend.

Ich war es, Sire, aber fast berene ich es, denn ich sehe es wohl, die Biche ist eine gefährliche Rivalin und ich bin eifersüchtig auf sie!

Der König lachte. Du bist mein treuester Freund, sagte er, die Biche aber ist meine treueste Freundin! Ich werd's ihr nie vergessen, daß sie mich hätte einst an die Oesterreicher verrathen können, und daß sie nicht that, was Tausende von Menschen an ihrer Stelle gethan haben würden, daß sie ihren Herrn nicht verrieth. Hätte sie damals, als ich mit ihr mich unter die Brücke geflüchtet hatte vor den Panduren, die über die Brücke hinzogen, hätte sie damals gebellt, so war ich verloren. Aber sie that's nicht! Aus Liebe zu mir verleugnete sie ihre Natur und schwieg, und schmiegte sich an mich, indem sie mit ihren hellen klugen Augen mich immerfort ansah, und mir die Hände leckte. Ach, Freund, glaube mir, die Hunde sind viel besser und treuer als die Menschen, und die sogenannten Ebenbilder Gottes könnten sehr viel von den Hunden lernen!

XLIII.

Die Flucht.

Zwei Monate waren seit dem letzten Fluchtversuch des Lieutenants von Trenck vergangen. Zwei Monate der Qual, des verzweiflungsvollen Schmerzes, des nagenden Grames. Aber dennoch war Trenck nicht entmuthigt, nicht hoffnungslos, dennoch hatte er immer nur das Eine große Ziel vor Augen: sich zu befreien, aus diesem Kerker zu entfliehen, den er jetzt, wie ihm der Commandant von Fouquet gesagt hatte, lebend nicht mehr verlassen sollte. Diesem Schreckbild einer lebenslänglichen Gefangenschaft gegenüber fühlte Trenck alle seine Muskeln sich spannen und zusammenziehen, fühlte er sein Blut in feurigen Strömen durch seine Adern hüpfen, und mit einem stolzen Lächeln und mit flammensprühenden Augen sagte er: man ist niemals lebenslänglich gefangen, wenn man sich stark genug fühlt, frei zu sein! Ich habe Kraft und Muth wie Atlas, die ganze Welt auf meinen Schultern zu tragen, und ich sollte nicht einmal diese Thüren und Schlösser sprengen, diese elenden Festungsmauern überwinden können, die mich von der Freiheit, der Welt und dem goldenen Sonnenschein trennen? Nein, nein, noch bevor das Jahr zu Ende geht, werde ich frei sein! Ja, frei, um zu ihr zu gehen, um ihr dieses fürchterliche Blatt Papier zurückzugeben und sie zu fragen, ob sie das wirklich geschrieben, ob diese kalten, gnädigen Worte wirklich aus ihrem Herzen gekommen sind, oder ob man gewagt hat, ihre Handschrift nachzuahmen, um mir noch diesen letzten Sonnenstrahl, der mein Gefängniß durchleuchtete, zu umnachten! Um das zu wissen, muß ich frei sein, denn ich glaube keinen Schriftzügen, außer denen, die in ihrem schönen holden Angesicht stehen, und nur wenn sie selber es mir sagt, daß sie mich aufgegeben, nur dann werde ich ihr glauben! Ich muß also frei sein, und bis ich das nicht bin, muß ich alles Andere vergessen, Alles, selbst diesen fürchterlichen Brief! Meine Gedanken, meine Augen, mein Herz und meine Seele müssen nur Ein Ziel, Einen Athemzug haben: Die Freiheit! Die Freiheit!

Aber ach! Das Jahr neigte sich zu Ende und dieses Ziel war immer noch nicht erreicht, vielmehr schien es in immer weitere Ferne zu entrücken, denn von Berlin aus waren verstärkte Vorsichtsmaßregeln befohlen worden, und der Commandant von Fouquet hatte daher die Wachen verdoppeln lassen und den Officieren auf der Citadelle bei strenger Arreststrafe verboten, den Gefangenen in seiner Zelle zu be-

suchen, oder irgendwie freundlich mit ihm zu verkehren.

Aber die Officiere liebten diesen jungen lebensmuthigen Mann, der das graue eintönige Einerlei ihres Garnisonlebens mit seiner frischen, lebenslustigen, machtvollen Erscheinung erheitert und durchbrochen hatte, und der mit seinem springkräftigen Geist und seiner schwungvollen Phantasie aus ihrer Langenweile und Tonlosigkeit sie ein wenig emporgeschnellt hatte. Sie empfanden Mitleid mit seiner Jugend, seiner Schönheit und Genialität; seine energische Zuversicht, sein kühner Muth imponirte ihnen, und machte sie neugierig und gespannt auf den endlichen Ausgang dieses Kampfes zwischen dem armen, machtlosen, gefesselten Jüngling und dem strengen, gebietenden Festungs-Commandanten, der Trenck geschworen hatte, daß es ihm nicht gelingen sollte, auch nur einen Versuch zur Flucht zu machen, und dem Trenck darauf mit fröhlichem Lachen erwidert hatte: Ich werde keinen Versuch zur Flucht machen, sondern ich werde entfliehen, allen Wachen, allen Festungswällen und allen Commandanten zum Trotz. Riechen Sie denn nicht den Athem der Freiheit, der schon durch meinen Kerker weht, sehen Sie denn nicht, wie die Freiheit mit zauberhaftem Lächeln zu den Häupten meines elenden Bettes steht, um mich Abends mit süßen Liedern einzusingen und Morgens mit mächtigen Posaunenklängen zu wecken? O, mein Herr Commandant, die Freiheit liebt mich, und bald wird sie mich wie eine Braut in ihre Arme uehmen und von hinnen führen!

Der Commandant hatte, wie gesagt, die Wachen verdoppeln lassen, und den Officieren bei strenger Strafe untersagt, mit Trenck zu verkehren. Während sonst der Officier, welcher bei Trenck die Wache hatte, ungehindert zu ihm eintreten, bei ihm bleiben und mit ihm essen durfte, war jetzt die Thür des armen Gefangenen für alle Officiere geschlossen, der Major hatte den Schlüssel zu dieser Thür, und durch das in der Mitte derselben angebrachte Fenster wurde dem Gefangenen seine Nahrung gereicht.*) Aber dieses Fenster war jedenfalls groß genug, um dem wachthabenden Officier zu erlauben, durch dasselbe seinen Kopf zu stecken und mit dem gefangenen Lieutenant von Trenck zu plaudern, und wenn der Major den Hauptschlüssel zu dieser Thür hatte, so besaßen die Officiere einen Nachschlüssel, vermöge dessen sie ungehindert jeden Abend zu ihrem Freunde gelangen konnten, um mit ihm einige Stunden der Unterhaltung hinzubringen, und mit lächelndem Staunen seinen Freiheitsplänen, seinen Zukunftsträumen zuzuhören.

*) Trenck's Memoiren. S. 91.

Aber nicht alle kamen zu ihm, um nur gleichgültige Dinge mit ihm zu sprechen, um nur sich von ihm erheitern zu lassen und seines frischen Lebensmuthes sich zu freuen. Einige kamen auch, weil sie ihn wahrhaft liebten, weil sie ihm beistehen wollten mit Rath und That! Einer kam auch, weil er seiner Geliebten, seiner Braut versprochen hatte, Friedrich von Trenck zu befreien, es koste, was es wolle. Dieser Eine war der Lieutenant von Schnell, der Verlobte des Hoffräuleins der Prinzessin.

Eines Tages war er, Dank dem Nachschlüssel der Officiere, in Trenck's Zelle getreten, und hatte zu ihm gesagt: ich werde Ihnen helfen und beistehen bei Ihrer Befreiung, — mehr als das, ich werde mit Ihnen fliehen. Fouquet haßt mich, weil ich, wie er sagt, für einen Officier zu gelehrt bin, und nicht bloß den Militär- und Wachtdienst, sondern auch die Bücher und die Wissenschaften liebe. Er hat mich vielfach chicanirt, und ich habe ihn deshalb schon zwei Mal um meinen Abschied gebeten. Man hat ihn mir zwei Mal verweigert und mir gedroht, mich in Festungsarrest zu schicken, wenn ich zum dritten Male meinen Abschied verlangen sollte. Ich bin also, gleich Ihnen, nicht frei, zu thun was ich möchte, und deshalb will ich, gleich Ihnen, entfliehen. Treffen wir also unsere Vorkehrungen, machen wir unsere Pläne.

Ja, machen wir also unsere Pläne, sagte Trenck mit freudestrahlendem Angesicht, den so schnell gefundenen Freund umarmend. O, jetzt werden wir unüberwindlich sein, denn wir werden wie Briareos hundert Arme und hundert Köpfe haben! Wenn zwei starke, jugendkräftige Männer ihren Willen zu Einem vereinigen, dann kann nichts ihnen widerstehen, nichts sie aufhalten! Machen wir also unsere Pläne!

Und sie hatten ihre Pläne gemacht, und diese Pläne waren bald reif zur Ausführung. Am letzten Tage des Jahres, wenn Lieutenant von Schnell wieder die Wache bei Trenck hatte, dann sollte es geschehen, dann wollten sie entfliehen. Die mondscheinlose Nacht sollte sie schützen, Pferde sollten bereit stehen, mit Geld wollte man die Wachen zu bestechen versuchen, und für diejenigen, welche sich nicht bestechen ließen, wollte man die geladenen Pistolen bereit halten, welche man schon in Trenck's Zelle eingeschmuggelt und dort unter der Asche des Kamins versteckt hatte.

So unter diesen Vorbereitungen und Plänen war der Vorabend des Weihnachtsfestes herangekommen, ein Tag des Festes für Jedermann, selbst für die Officiere der Citadelle, welche heute, mit Ausnahme der Wachthabenden, beim Commandanten zu Tische geladen waren, ein Tag des Festes für Jedermann,

außer für den armen Gefangenen, der da traurig und in sich gekehrt in seiner Zelle saß und mit wehmuthsvoller Trauer sich der Tage seiner Kindheit erinnerte, wo der „heilige Abend“ für ihn wie das goldene Buch der Verheißungen gewesen, wie das glänzende und freigebige Füllhorn des Glückes und der Freude.

Plötzlich ward die Thür seiner Zelle hastig aufgerissen und der Lieutenant von Schnell stürzte herein.

Bruder, wir sind verrathen! sagte er athemlos. Man hat unsere Pläne zur Flucht entdeckt, der Adjutant des Commandanten hat mir so eben heimlich zugeflüstert, daß er beim Ablösen der Wache mich arretiren soll. Du siehst also, daß der Commandant unsere Pläne kennt. Wir sind verloren, wenn wir nicht einen raschen energischen Entschluß fassen!

Wir werden fliehen, bevor er Dich arretiren läßt, rief Trenck mit freudigem Lächeln.

Wenn Du so denkst, dann ist Alles gut, sagte Schnell, indem er einen Säbel unter seinem Rock hervorzog und ihn Trenck darreichte. Schwöre mir auf diese Waffe, daß Du, was auch geschehen möge, mich nicht lebendig willst in die Hände meiner Feinde fallen lassen!

Ich schwöre Dir das, so wahr mir Gott helfe! Schwöre Du mir ein Gleiches!

Ich schwöre es Dir! Jetzt, mein Freund, einen letzten Händedruck, und nun vorwärts, und möge Gott uns beistehen. Verbirg den Säbel unter Deinem Rock und nun komm! Lassen uns eine gleichgültige Miene annehmen! Komm!

Arm in Arm traten die jungen Männer aus der Gefängnißthür. Sie schienen vollkommen ruhig und heiter, nur hatten sie Jeder eine Hand in den Busen gesteckt, und diese Hand hielt ein geladenes Pistol.

Die Wache salutirte vor dem wachthabenden Officier, der in voller Uniform, mit der Schärpe und dem Ringkragen, an ihr vorüberging, und im Vorbeigehen ganz ruhig sagte: „Ich führe den Arrestanten in die Officierstube. Bleib hier stehen, wir kehren bald zurück.“

Mit ruhigem, langsamem Schritt gingen sie den Corridor entlang. Jetzt standen sie vor der Officierstube, jetzt hatten sie die Thür geöffnet. Die Wache ging ruhig und nichts ahnend in ihrem gleichmäßigen Tact vor der geöffneten Zelle Trenck's auf und ab. Die Thür schließt sich hinter ihnen. Der erste Schritt zur Freiheit ist gethan!

Jetzt vorwärts, rasch hinaus dort durch jene Seitenthür, sie führt nach außen. An dem Zeughause vorbei, gelangt man dann an die äußersten Außenwerke. Da überspringen wir die Pallisaden, und wehe dem Hinderniß, das sich uns in den Weg stellen will! Vorwärts! Vorwärs!

Mit rasender Eile geht es vorwärts. Schon haben sie die Außenwerke erreicht, schon scheint sie die Freiheit mit goldenem Lächeln zu grüßen, da, bei einer Biegung des Weges, stehen sie plötzlich vor dem Major und seinem Adjutanten.

Ein Ausruf des Entsetzens tönt von Schnell's Lippen, dann, mit einem kühnen Sprung, schwingt er sich vom Wall hinunter. Und mit einem Jubelruf stürzt Trenck sich ihm nach. Seine Seele ist voll Entzücken und Wonne. Die Bande sind gesprengt, und was er da unten findet, das wird entweder die Freiheit des Todes oder die Freiheit des Lebens sein!

Er lebt! Er dehnt sich und streckt die Glieder nach dem gewaltigen Sprung in die Tiefe. Er ist nicht verletzt und sein Körper erholt sich schnell von der mächtigen Erschütterung. Wo ist aber der Freund, wo ist Schnell? Dort, dort liegt er am Boden, mit verstauchtem Fuß, unfähig aufzustehen und weiter zu gehen.

Freund, gedenke Deines Schwurs und tödte mich! Ich kann nicht weiter. Hier ist mein Schwert, stoße es mir in die Brust, und dann eile weiter, Dich zu retten!

Aber Trenck lacht und nimmt ihn empor in seine Arme, so liebevoll und zärtlich wie eine Mutter, und trägt ihn über die Pallisaden.

Nun schwing Dich auf meinen Rücken, Freund, nun lege Deine Arme um meinen Hals und klammere Dich ganz fest an. Jetzt vorwärts, und mögen die Hirsche und das Rennthier unsere Nebenbuhler sein!

Trenck, Trenck, laß mich hier und tödte mich! Dann eile weiter! Du kannst nicht schnell genug laufen mit dieser Last auf dem Rücken.

Du bist leicht wie eine Feder, und ehe ich Dich verlasse, sterbe ich mit Dir!

Vorwärts, vorwärts, geht es in rasendem Lauf. Die Sonne geht unter. Wie ein blutigrother Ballon fällt ihre Kugel in diesen feuchten, dichten Nebel hinab, der sich plötzlich auf die Erde herabsenkt.

Trenck, Trenck, hörst Du nicht, wie dort die Lärmkanonen von der Cidadelle herabdonnern? Unsere Verfolger sind hinter uns!

Ich höre die Kanonen, Freund, keuchte Trenck, immer vorwärts rennend. Wir haben also eine halbe Stunde vor unsern Verfolgern voraus.

Eine halbe Stunde genügt nicht! Keiner ist noch von Glatz entkommen, der nicht zwei Stunden vor seinen Verfolgern voraus hatte. Trenck, laß mich hier und rette Dich!

Ich lasse Dich nicht oder ich sterbe mit Dir! Laß uns nur einen Augenblick ruhen und Athem schöpfen.

Sanft und vorsichtig läßt er den Freund zur Erde gleiten. Schnell unterdrückt sein Schmerzenswimmern, wie Trenck sein athemloses Keuchen. Sie ruhen und horchen. Der weiße, feuchte Nebel senkt sich immer dichter auf sie herab, schon ist es unmöglich die Citadelle und die Stadt zu erkennen.

Gott ist mit uns, sagte Trenck, er hüllt uns in einen Schleier, um uns unsern Feinden zu verbergen.

Schnell schüttelt seufzend sein Haupt. Gott ist wider uns, denn unsere Flucht ist zu schnell verrathen, schon ist der Grenz-Cordon allarmirt, höre nur das Läuten auf allen Dörfern. Die drei Schüsse von der Citadelle haben ihnen angezeigt, daß ein Gefangener entsprungen, die zum Nachsetzen für jeden Tag commandirten Officiere sprengen jetzt schon zu allen Posten, und visitiren, ob die Bauern ihre Schuldigkeit thun und alle Posten richtig besetzt haben. Der ganze Grenz-Cordon ist allarmirt, und die Husaren sprengen von Ort zu Ort und bringen die ganze böhmische Grenze entlang unser Signalement. Es ist zu spät, wir können die böhmische Grenze nicht mehr erreichen.

So gehen wir also nicht dahin, wo der Grenz-Cordon uns erwartet, Freund, lachte Trenck in übermüthiger Freiheitslust. Alles hat uns dem böhmischen Gebirge zulaufen sehen, dahin also durch Nacht und Nebel ziehen unsere Verfolger, uns zu suchen. Wir also ziehen durch Nacht und Nebel dorthin, wo sie uns nicht suchen. Wir gehen über die Neiße. Siehst Du dort durch den Nebel schimmert sie wie ein Silberstreif uns entgegen. Schwinge Dich wieder auf meinen Rücken, Freund, wir müssen durch die Neiße.

Ich kann nicht, Trenck! Mein Fuß schmerzt fürchterlich. Ich kann nicht schwimmen.

Aber ich kann's, und ich kann's für uns Beide!

Er kniet nieder und ladet den Freund wieder auf seinen Rücken und rennt mit ihm der Neiße zu. Jetzt stehen sie am Ufer. Traurig und düster dehnt sich der Fluß zu ihren Füßen, hier und dort einzelne kleine Eisschollen vorübertreibend und mit trübem Geplätscher die dünne Eisrinde, welche der Winter wie eine Haut über den Fluß ausgespannt, durchbrechend.

Ist der Fluß tief, Freund Schnell?

Tief genug, um in seiner Mitte selbst einen Riesen, wie Du es bist, zu überdecken.

Vorwärts! Wenn ich nicht mehr gehen kann, so schwimme ich. Halte Dich fest!

Hinein geht's in das dunkle, eiskalte Wasser, rüstig watet er vorwärts, den Freund auf dem Rücken. Immer höher umspült das eisige Wasser seine Gestalt. Jetzt hat es seine Schultern erreicht.

Klammere Dich fest an meinem Haar. Wir müssen schwimmen!

Und mit herkulischer Kraft durcheilt er das plätschernde Wasser und stößt die Eisstücke fort, die ihm entgegenkommen.

Da, da sind sie am andern Ufer, gerettet noch nicht, aber doch der augenblicklichen Gefahr entronnen. Jetzt deckt die Nacht ihre Flucht und die Verfolger suchen sie dort drüben am jenseitigen Ufer.

Aber plötzlich hebt sich der Nebel, ein rauher Wind macht die Feuchtigkeit erstarren, und groß und golden steigt der Mond am Himmel empor. Es ist eine kalte, helle Decembernacht, welche die durchnäßten Kleider der beiden Flüchtlinge erstarren macht, daß sie wie ein steifer Harnisch ihre Gestalt umgeben. Aber Trenck fühlt keine Kälte und keine Erstarrung. Er trägt den Freund auf seinen Schultern, das macht ihn warm, er eilt mit ihm vorwärts in hastigem Lauf, das schützt ihn vor der Erstarrung.

Vorwärts, immer vorwärts, dem Gebirge zu. Jetzt haben sie den ersten Hügel erreicht, hinter seinem schützenden Rücken sinken sie zusammen, um zu ruhen und Rath zu halten.

Trenck, ich leide fürchterlich, ächzt Schnell, laß mich hier und rette Dich! Noch einige Stunden und Du wirst die böhmische Grenze erreicht haben. Verlaß mich also und geh'!

Ich verlasse niemals den Freund in der Noth, komm, ich bin gestärkt genug.

Er nimmt ihn wieder auf seinen Arm, und trägt ihn weiter. Der Mond verhüllt sich hinter Wolken, scharf und schneidend heult der Wind durch das Gebirge. Keuchend watet Trenck durch den Schnee, kaum im Stande noch sich aufrecht zu halten. Aber die Hoffnung giebt ihm Kraft und Muth. Er ist so lange gewandert, die böhmische Grenze muß also bald erreicht sein.

Der Tag bricht an, die bleichen Strahlen der Decembersonne durchbrechen den kalten, weißen Morgennebel.

Die Freunde, hingelagert auf dem Schnee, ausruhend vom langen, mühsamen Wandern, schauen sich um, hoffnungsvoll spähend nach der nahen böhmischen Grenze.

Großer Gott, was ist das? Sind das nicht die Thürme von Glatz? Und dort drüben dieses dunkle finstere Gespenst, das sich drohend am Horizont emporhebt, ist das nicht die Citadelle?

Ja, sie ist es! Die Flüchtlinge sind die ganze Nacht umhergeirrt, planlos und ohne Halt. Sie haben sich im Kreise umherbewegt, und sind jetzt fast wieder da angelangt, von wo sie ausgingen.

Wir sind verloren, murmelt Schnell, jetzt giebt es keine Hoffnung mehr!

Nein, wir sind nicht verloren, jubelt Trenck, denn wir haben noch unsere gesunden Arme und unsere Waffen. Lebend werden sie uns nicht einfangen.

Aber entgehen können wir ihnen nicht mehr. Unsere abenteuerliche Erscheinung schon verräth uns Jedermann. Ich hier in voller Uniform, mit Schärpe und Ringkragen, Du in Deinem rothen Garde du Corps-Rock, wir Beide ohne Hut. Jedermann wird uns als Deserteurs erkennen.

Aber wehe Jedem, der es uns sagt, denn wir werden ihn tödten und über seine Leiche weiter eilen. Jetzt gilt es einen verzweifelten Entschluß zu fassen! Es giebt für uns kein Rückwärts, sondern nur ein Vorwärts! Laß uns also ein Mittel ersinnen, mitten durch unsere Feinde hindurch die böhmische Grenze zu gewinnen. Du kennst die Wege und die ganze Gegend, komm, Freund Schnell, laß uns Kriegsrath halten. Dort jenes Dorf müssen wir passiren. Wie fangen wir's an, unangefochten da hindurch zu kommen?

Eine halbe Stunde später näherte sich den letzten, abseits gelegenen Häusern des Dorfes eine seltsame Gruppe. Es war ein blutender, schwer verwundeter Officier von den preußischen Gardes du Corps, dessen Gesicht mit Blut bedeckt, um dessen Stirn ein blutbeflecktes Tuch gewunden war, dessen Hände auf dem Rücken zusammen gebunden waren. Hinter ihm her hinkte ein Officier in vollem Paradeanzug, nur daß ihm der Federhut fehlte. Mit Scheltworten trieb er den armen gefesselten Gefangenen vor sich her, und rief laut um Hülfe.

Sofort stürzten aus den beiden Hütten zwei Bauersleute hervor. Lauft ins Dorf, schrie der Officier, der Richter soll sofort einen Wagen anspannen, damit ich den Deserteur darauf laden kann. Ich habe ihn eingeholt, aber er hat mir mein Pferd unterm Leibe erschossen und ich habe mir beim Fallen ein Bein verstaucht. Aber Ihr seht wohl, daß ich ihn gut zusammengehauen habe. Er ist dem Tode nahe, lauft also und holt einen Wagen, damit ich ihn noch lebendig in die Festung bringen kann.

Ich laufe schon, sagte einer der Bauern, der andere winkte ihnen, ihm zu folgen und trat in seine Hütte zurück. Taumelnd und einzelne dumpfe Wehelaute ausstoßend folgte ihm der Verwundete, fluchend und scheltend hinkte der Officier, auf einen Stock gestützt hinterher. In dem Zimmer angelangt, sank der Verwundete laut ächzend zur Erde, und sofort eilte ein junges Mädchen herbei, sein verwundetes Haupt in ihre Arme zu nehmen, während die alte Frau, welche dort am Heerd gestanden, mit einer Schale warmer Milch herbeikam, den Verwundeten damit zu laben.

Der alte Bauer stand am Fenster und schaute mit einem eigenthümlichen Lächeln auf den Officier hin, der sich auf die Bank am Ofen gesetzt hatte und mit großem Behagen die Milch trank, welche die Alte ihm dargereicht hatte.

Plötzlich durchschritt der Bauer das Gemach, und sich dicht vor den Officier hinstellend, legte er seine Hand auf dessen Schulter. Verstellen Sie Sich nicht mehr, Herr Lieutenant von Schnell, sagte er. Ich kenne Sie, mein Sohn hat in Ihrer Compagnie gedient. Gestern Abend war auch ein Officier hier und hat uns das Signalement der beiden Deserteurs gebracht. Sie sind der Eine und das da ist der Andere, denn das ist Herr von Trenck.

Und wie von einem Zauberschlage getroffen, schnellte der schwer Verwundete jetzt empor. Sein Name hatte ihn gesund gemacht und die Wunden auf seiner Stirn geheilt. Er warf das Tuch von sich und stürmte hinaus, während Schnell mit Bitten und Drohungen den Bauer zurückhielt und ihn beschwor, ihnen den nächsten Weg zur böhmischen Grenze zu zeigen.

Trenck aber eilte hinaus in den Stall, wo die Pferde des Bauern an der Krippe standen. Hinter ihm kam das junge Mädchen, das sich ihm vorher so hülfreich erwiesen.

Was wollt Ihr thun, Herr? fragte sie angstvoll, als Trenck mit geschäftiger Eile die Pferde losband. Ihr wollt meinem Vater doch nicht seine Pferde nehmen? Wenn Ihr das thut, so schreie ich um Hülfe.

Und wenn Du das thust, sagte Trenck mit flammenden Augen, so ermorde ich Dich und hinterher mich selber, denn ich hab's geschworen, daß ich nicht lebendig wieder in die Festung zurück will. Habe also Mitleid; schönes Kind, Deine Augen sind so gut und schön und verrathen Dein gutes Herz. Stehe mir bei, denke, wie schön und prächtig das Leben und die Welt ist, und daß man mir das Alles nehmen will, um mich wie ein wildes Thier in eine Zelle einzusperren. Hilf mir, daß ich frei werde!

Was kann ich Euch denn helfen? fragte Mariandel, gerührt von des Jünglings schönem, flehendem Angesicht.

Gieb mir das Sattelzeug und den Zaum zu den Pferden, damit wir entfliehen können. Ich schwöre Dir bei Gott und meiner Geliebten, daß Ihr Alles wieder erhalten sollt!

Ihr habt also eine Geliebte, Herr?

Ich habe eine Geliebte und sie weint um mich.

Ich werde Euch das Sattelzeug geben, zum Andenken an meinen Geliebten, der auch fern von mir ist. Kommt, hier hängt es in der Kammer, nun rasch, sattelt Ihr den Schimmel, ich werde den Braunen satteln.

Die Pferde sind gesattelt. Nun lebe wohl, Mariandel! Einen Kuß zum Abschied, lebe wohl, Du herziges Kind! Schnell, Schnell, jetzt hinaus und zu Pferde.

Da stürmt der Schnell hervor aus der Hütte, der Bauersmann hinter ihm her. Mit Entsetzen sieht er seine beiden gesattelten Pferde, sieht, wie Schnell trotz des schmerzenden Fußes sich auf den Braunen schwingt, während Trenck mit freudestrahlendem Antlitz schon auf dem Schimmel sitzt.

Herr Gott, Ihr wollt mir doch meine Pferde nicht stehlen? Hülfe, Hülfe!

Aber Mariandel legt ihre Hand auf ihres Vaters, zu neuem Hülferuf geöffneten Mund.

Das ist ein köstlicher Spaß, mitten durch die Reihen unserer Feinde wollen wir reiten, und vor Erstaunen über solche Keckheit werden sie uns ziehen lassen. Hei, da sind wir am Thor! Die Glocken läuten zur Kirche. Nur vorwärts, mein Schimmel, nun mußt Du fliegen, fliegen, als ob Du Flügel hättest!

Hussa, wie die Funken sprühen, wie die Pferde mit ihren Hufen das Pflaster schlagen, wie die geputzten Kirchgängerinnen, welche so ehrbar die Straße daher kommen, schreiend zur Seite stieben, wie die Husaren, die da müßig und nichts Schlimmes ahnend an den Hausthüren stehen, entsetzt die Augen aufreißen, und diesen beiden Reitern nachstarren, die wie der Sturmwind an ihnen vorüberbrausen.

Vater, er hat eine Geliebte und sie weint um ihn. Denk an den Joseph und laß sie fort.

Dahin sprengen sie auf den holprichten Pferden, ihr Haar flattert im Winde, ihre Wangen glühen vor Aufregung und Erwartung. Schon liegt das Dorf weit hinter ihnen. Vorwärts jetzt über die Ebene, über die Wiesen, über das Stoppelfeld.

Schnell, Schnell, da kommen Häuser, da erheben sich Thürme. Schnell, da liegt eine Stadt!

Das ist Wünschelburg, und wir müssen hindurch, denn das ist der nächste Weg zur böhmischen Grenze.

Es lagert Militair dort, aber wir müssen doch hindurch!

Jetzt haben sie das Thor erreicht, jetzt liegt die Stadt hinter ihnen. Weiter, weiter geht es in rasendem Lauf. Die Pferde keuchen und ihre Kniee sinken ein. Aber die Reiter reißen sie mit machtvollem Arm wieder empor, sie bohren ihnen die Kniee in die fliegenden Weichen, daß die Thiere mächtig sich bäumen und weiter rennen.

Weiter, weiter! Aber was ist das? Wer kommt da herangesprengt mit verhängtem Zügel? Ihnen entgegen, gerade auf sie zu.

Schnell, erkennst Du ihn nicht? Das ist ja der Hauptmann von Zerbst!

Ja, es ist der Hauptmann von Zerbst, der mit

seinen Husaren ausgesandt ist, die Flüchtlinge zu verfolgen. Aber er ist allein, und seine Husaren sehen ihn nicht.

Er reitet gerade auf die beiden Reiter zu, und als er nahe genug ist, um von ihnen gehört zu werden, da ruft er: Brüder, beeilt Euch, daß Ihr weiter links gegen das dort liegende einzelne Haus kommt, dort ist die Grenze, meine Husaren sind eben rechts geritten.*)

*) Trenck's Memoiren. I, 96.

Er wendet sein Roß und sprengt von dannen. Nach links hin sprengen die Reiter. Vorüber jetzt an dem einzelnen Hause, vorüber an diesen weiß übertünchten Steinen, weiter noch eine kleine Strecke.

O Freund, jetzt laß unsere Pferde verschnaufen, jetzt laß uns ausruhen und Gott danken, denn wir sind gerettet! Wir haben die Grenze passirt!

Wir sind frei, frei! schreit Trenck mit einem so lauten Jubelruf, daß davon das Echo im Gebirge wach gerufen wird, und schallend wiedertönt: Frei! Frei!

XLIV.

Ich will!

Die Tage des Glückes und der Freude rauschen vorüber mit geflügelten Sohlen, und im Genuß des befriedigten Daseins schwinden die Jahre wie ein Gedanke. König Friedrich ist glücklich und befriedigt gewesen, er hat es daher nicht beachtet, daß er schon mehr als zwei Jahre des Glückes, des Friedens, der Ruhe und der Freude genossen hat. Zwei Jahre, in denen er das Schwert bei Seite legen durfte und ruhen auf seinen Lorbeeren, um die Gegenwart zu genießen, welche ihm statt der Lorbeeren duftige Rosen und blühende Myrthenzweige gab. Zwei Jahre des Glückes, das ist viel für jeden Sterblichen, es ist fast ein Wunder, wenn sie sich im Leben eines Königs finden. Aber vom Glück läßt sich wenig erzählen, und die wahre Liebe ist schweigsam und hüllt sich in heilige Stille, und schreit ihre Freuden nicht aus in die laute, profane Welt, sie verbirgt sich gern unter den Schleiern der Einsamkeit und der sternenfunkelnden Nacht. — Versuchen wir es also nicht, diesen Schleier zu lüften und das Geheimniß von dem Glücke des Königs zu enthüllen. Lassen wir diese zwei Jahre still und unberührt ruhen unter den Rosenkränzen und blühenden Myrthen, fragen wir nicht nach ihren Einzelnheiten, ihren Mysterien und Wundern. Wenn die Sonne am hellsten und leuchtendsten strahlt, wendet man das Auge weg, weil es geblendet wird von dem göttlichen Glanze, aber wenn Wolken sie umhüllen und ihr Leuchten sänftigen, dann schaut man empor zu der Sonne, und wär's auch nur, um den Grund ihrer Verdüsterung zu erspähen.

Und die Sonne des Königs ist nicht mehr leuchtend und hell. Es ziehen schon Wolken darüber hin, die sie verdüstern. Ein Schatten davon fällt auf das schöne, jugendliche Antlitz des Königs, und dämpft die Flammenblitze seiner wunderbaren, unergründlichen Augen, und legt sich wie ein Trauerflor über sein Herz, daß es nicht mehr so freudig hüpfen und pochen kann.

Was war es, was die Stirn des Königs verdüsterte und ihn heute so ruhelos und freudlos umhertrieb?

Der König wußte es selber nicht oder er wollte es nicht wissen! Es lag wie ein Alp auf seiner Brust und drückte jede Freudigkeit und sogar jede Thatkraft nieder.

Er hatte versucht, sich durch Arbeit zu zerstreuen, und hatte daher in der Frühe des Morgens schon seine Minister zu einem Conseil zusammenberufen, aber sein Geist war nicht bei den Verhandlungen gewesen. Zerstreut hatte er den Vorträgen zugehört, und was ihm sonst wichtig gewesen, war ihm heute ganz gleichgültig erschienen. Sich selber mißtrauend,

hatte er daher früher als sonst die Sitzung aufgehoben, ohne über die vorliegenden Geschäfte irgend eine Entscheidung zu fällen. Dann, nach beendigtem Conseil, waren seine Cabinetssecretaire mit den Briefen gekommen. Der König hatte, wie er das immer zu thun pflegte, alle die Briefe und Bittschriften selbst gelesen, welche im Laufe des gestrigen Tages für ihn eingegangen waren, nur hatte er ihren Inhalt schnell wieder vergessen und er mußte jeden Brief noch einmal überfliegen, um den Secretairen die nöthigen Notizen zur Beantwortung an den Rand zu schreiben. Während die Cabinetssecretaire dann sich in ihr Bureau zurückzogen, um nach den Notizen des Königs die Briefe zu beantworten, hatte der König sich den gewohnten Studien und Beschäftigungen seines Vormittags zugewandt, und damit begonnen, an seinem noch immer nicht ganz vollendeten Werk: „L'histoire de mon temps" zu schreiben. Bald aber hatte er sich selber überrascht, daß er, statt zu schreiben, auf das Papier hinstarrte, ohne Gedanken, verloren in starres Hinbrüten und müßige Träume. Dann hatte er die Feder bei Seite geworfen, um eins seiner Lieblingsbücher zur Hand zu nehmen, und seinen Geist zu versenken in die ewig jungen, ewig frischen Schönheiten der Dichtung. Aber auch das hatte ihm nicht gelingen wollen, selbst seine Lieblinge ließen ihn heute kalt, und Worte und Schilderungen, die ihn sonst entzückten, schienen ihm heute trivial und abgeblaßt.

In einer Art Verzweiflung warf der König das Buch bei Seite und rannte in wildem Ungestüm im Zimmer auf und ab. Was ist das mit mir? fragte er mit zuckender Lippe sich selber. Bin ich denn verwandelt und ausgetauscht? Bin ich nicht mehr Ich Selbst? Hat irgend eine böse Fee mich verhext und meine Seele gebannt mit einem Zauberspruch? Ich mag nicht arbeiten, ich mag nicht denken, und um meine Ruhe und meine Freudigkeit ist es geschehen! Was bedeutet denn dieses Alles, und warum —

Er vollendete seinen Satz nicht, sondern blieb stehen und blickte mit gespannter Aufmerksamkeit nach der Thür hin. Er hatte draußen den Ton einer Stimme vernommen, welche sein Herz beben und seine Augen höher aufleuchten machte.

Melden Sie Seiner Majestät, daß ich da bin und dringend um eine Audienz bitte, sagte diese Stimme.

Seine Majestät haben befohlen, daß heute Niemand gemeldet werde, erwiderte die Stimme des diensthabenden Kammerherrn.

Melden Sie mich dennoch, rief die andere fast gebieterisch.

Das ist unmöglich!

Der König hatte genug gehört. Er schritt hastig nach der Thür und öffnete sie ungestüm.

Signora, ich bin bereit, Sie zu empfangen, sagte der König, haben Sie die Güte einzutreten.

Und indem er so sprach, trat er in den Vorsaal hinaus und reichte der Signora Barbarina die Hand, um sie in sein Kabinet zu führen.

Barbarina begrüßte ihn mit einem süßen Lächeln und schritt mit einem Blick des Triumphes an dem Kammerherrn vorüber, der es gewagt hatte, sich ihr widersetzen zu wollen.

Der König führte sie schweigend in sein Boudoir, und winkte ihr, auf dem Divan Platz zu nehmen. Aber Barbarina blieb stehen und heftete ihre großen brennenden Augen auf das Angesicht des Königs.

Ich sehe da eine Wolke, Sire, sagte sie mit ihrem lieblichsten, einschmeichelndsten Tone. Welch ein lästiges Insect hat es gewagt, das Haupt meines Löwen zu belästigen? Oder war's kein Insect, Sire, war's —

Nein, unterbrach sie der König, es war ein Engel oder ein Teufel, der mich gequält und die Ruhe aus meinem Herzen und aus meinem Kopfe genommen hat. Sagen Sie mir doch, Barbarina, was sind Sie eigentlich? Sind Sie ein Dämon, der gekommen ist, mich zu martern, oder sind Sie ein Engel, der mir die Träume von Glück und Liebe zur Wahrheit machen will? Es giebt Stunden, in denen ich das Letztere meine, in denen Ihr Anblick meine Seele wie mit goldenen Schwingen emporträgt, und in denen ich sage: ich bin nicht bloß ein König, sondern ein Gott, denn ich habe einen Engel an meiner Seite! — Aber wieder in anderen Stunden nenne ich Sie meinen Dämon, und ich meine in Ihren Augen dann diesen Haß aufblitzen zu sehen, den Sie mir in der ersten Stunde unseres Begegnens geschworen haben.

O, Euere Majestät haben also immer noch nicht vergessen? fragte Barbarina mit zärtlichem Vorwurf.

Sie sorgen wohl dafür, daß ich das nicht vergessen kann. „Vom Haß bis zur Liebe ist nur ein kleiner Schritt," sagten Sie mir einst. Wenn Sie wirklich den Schritt einst vorwärts gethan, wer bürgt mir dafür, daß Sie ihn nicht auch eines Tages zurück thun werden?

Wer Ihnen dafür bürgt? fragte sie mit einem unbeschreiblichen Liebreiz, indem sie mit ihrem rosigen Finger auf den König hindeutete. Dafür bürgt Ihnen dieses Götterangesicht, Sire, dafür bürgen Ihnen diese Augen, welche vom Zeus ihre Blitze und von der Sonne ihren Glanz entlehnt haben, dafür bürgt Ihnen diese Stirn, auf welcher die Erhabenheit und Weisheit thront, die doch überstrahlt wird von dem

wundervollen jugendlichen Lächeln Ihres Mundes. Ich sage nicht, Sire, daß auch Ihr Königthum Ihnen eine Bürgschaft dafür sein soll. Was kümmert es mich, daß Sie ein König sind. Sie sind ein Gott, ein Held und ein Mann, und wären Sie mir begegnet als ein Hirte auf den Feldern, so würde ich gesagt haben: „da wandelt ein verkleideter Gott! Die Mythe ist Wahrheit geworden, denn das ist Apoll, der aus Laune sich in einen Hirten verwandelt hat. Apoll, ich bete Dich an, laß einen Strahl Deiner himmlischen Augen auf mein Antlitz fallen!“

Sie neigte sich auf ihre Kniee nieder, und die ineinander gefalteten Hände flehend zu dem König erhebend, blickte sie mit einem strahlenden Lächeln zu ihm auf.

Der König hob sie empor, und sie in seinen Armen haltend, nahm er ihr Haupt in seine Hände und neigte es rückwärts, um es anzuschauen.

O, Barbarina, sagte er fast schwermüthig, heute sind Sie ein Engel, warum waren Sie gestern ein Dämon? Warum haben Sie mich so gemartert und gequält mit Ihren Launen und Ihrem kindischen Schmollen? Warum ist Ihr Herz, welches so glühend sein kann, zuweilen so eiskalt und mitleidslos? Kind, Kind, wissen Sie denn nicht, daß meine Seele wund ist von vielen Schmerzen, und daß daher jedes rauhe Wort und jeder böse Blick sie trifft mit ätzendem Gift? Ich hatte diesen gestrigen Abend bei Rothenburg mit so viel Freude, so viel Sehnsucht erwartet, ich hatte ihn mir verdient mit schwerer Arbeit und langweiligem Tagewerk, und Sie haben ihn mir vergiftet mit Ihren trüben Mienen und Ihrem grollenden Schweigen, Sie haben gemacht, daß ich traurig und verstimmt nach Hause zurückkehrte, und statt zu schlafen, vergeblich mich bemühte, den Grund Ihrer Traurigkeit zu erforschen, und daß ich, statt heute Morgen zu arbeiten, gedankenlos und kraftlos mich mit meinem Mißmuth umhergetrieben, und meinem Volke und meinem Königthum die Stunden geraubt habe, welche ihm gehören. Was war's denn, Barbarina, was Ihre Stirn mit so häßlichen Wolken verhüllte und Ihrer Stimme einen so harten, abstoßenden Nebenklang gab?

Was es war? fragte Barbarina mit einem träumerischen Ausdruck, ihr Haupt zurücklehnend und mit halbgeschlossenen Augen sich in den Armen des Königs schaukelnd. Es war der Ehrgeiz, welcher mich quälte. Aber ich that Unrecht, Ihnen das zu verbergen, und statt offen und unverhüllt Ihnen meinen Kummer zu gestehen, denselben nur durch meine Verdrießlichkeit und mein Schmollen errathen zu lassen. Ich hätte wissen sollen, daß es nur einer Bitte von mir bedurfte, um von dem edlen und großmüthigen Herzen meines Königs sofort verstanden zu werden, ich hätte wissen können, daß der Mann, welcher auf dem Felde der Ehre, wie auf dem Felde der Wissenschaft sich Lorbeeren erworben hat, sehr wohl diesen Durst einer Künstlernatur zu würdigen weiß, diesen Durst nach Ehre und Ruhm, diesen glühenden, verzehrenden Haß gegen Diejenigen, welche unsern Ruhm schmälern, unsere Ehre mit uns theilen wollen!

Eifersüchtig also, Sie sind eifersüchtig auf irgend eine andere Künstlerin, murmelte der König, indem er die Barbarina aus seinen Armen ließ.

Ja, Sire, ich bin eifersüchtig auf Ihr Lächeln, Ihren Beifall, auf das Anschauen des Publikums, auf die Bravi, die wie ein goldener Regen über mich allein ausgeschüttet wurden und welche jetzt eine Andere mit mir theilen will. Aber ich hätte die Verpflichtung gehabt, das sogleich einzugestehen, und daß ich's nicht gethan, das ist ein Unrecht, das ich meinem König heute in aller Demuth abzubitten komme, und für das ich mir Ihre Verzeihung erflehe.

Und auf wen sind Sie eifersüchtig? fragte der König.

Sie warf ihr Haupt stolz empor, ein glühendes Roth brannte auf ihren Wangen und ihre Augen schossen Blitze. Warum hat man diese Marianne Cochois engagirt? fragte sie heftig. Warum hat der Baron von Sweerts mir diese Beleidigung, ja, ich darf sagen diese Beschimpfung zugefügt? Eine andere Künstlerin neben mir engagiren, heißt das nicht, der Welt sagen, daß die Barbarina nicht genügte, daß die Barbarina nicht mehr die Kraft besaß, das Publikum ganz allein zu entzücken, daß Barbarina's Triumphe erblassen und daß ihre Kunst gealtert ist? O, o, dieser Gedanke könnte mich wahnsinnig machen! Barbarina nicht mehr die erste Tänzerin der Welt! Wo sie tanzt, wagt man noch eine andere Tänzerin zu engagiren, und dieser, nicht der Barbarina, eine Hauptrolle in einem neuen, prachtvollen Ballet zu ertheilen. Nicht der Barbarina! Und sie lebt, und sie ist nicht todt niedergestürzt, als man ihr das anzuzeigen wagte, und sie hat Diejenigen nicht ermordet, welche ihr diesen Schimpf angethan haben!

Thränen entstürzten ihren Augen, und laut schluchzend verbarg sie ihr Antlitz in ihren Händen.

Der König betrachtete sie mit Blicken voll unendlicher Trauer und ein wehmuthsvolles Lächeln umspielte seine Lippen. Sie gleichen sich also Alle, Alle, sagte er bitter, und die größte Künstlerin ist darin so engherzig und klein, wie die unbedeutendste. Schwach sind sie und eitel, neidisch und voll kleinlicher Mißgunst. Und zu denken, daß eine Barbarina davon keine Ausnahme macht, zu denken, das Bar-

barina weint, weil Marianne Cochois und nicht sie die Hauptrolle in dem neuen Ballet, in den feste galanti, geben soll.

Sie soll's nicht, sie darf's nicht, rief Barbarina, ihr Haupt wieder erhebend. Ich will diese Demüthigung nicht ertragen, ich will nicht vor ganz Berlin beschimpft und entehrt werden, ich will nicht demüthig und unbemerkt in irgend einer Loge sitzen, während man einer andern Künstlerin zujauchzt, und ihr diese Bravi darbringt, welche mir, ganz allein mir gehören. O, Sire, befehlen Sie, daß diese Beleidigung wieder gut gemacht werde, befehlen Sie, daß man mir gebe, was mir gehört, diese Rolle, welche mein heiliges Eigenthum, das unveräußerliche Besitzthum meines Ruhmes ist. Ich flehe Sie an, zu befehlen, daß man sogleich der Demoiselle Cochois die Rolle wieder abnehme und sie mir gebe.

Das ist unmöglich, Barbarina. Die Cochois muß ihr glänzendes Debüt haben dürfen, wie jede andere Künstlerin, und wenn daher der Sweerts ihr diese Rolle in den feste galanti gegeben hat, so kann ich ihn deshalb nicht tadeln.

Sire, hören Sie wohl, ich bitte Sie darum, und nicht wahr, Sie müssen mir das Zeugniß geben, daß Barbarina Ihre Großmuth und Freigebigkeit niemals auf die Probe gestellt, daß sie niemals dem Egoismus und der eklen Habgier gehuldigt hat? Ich wollte von meinem König nichts als sein Herz, nichts als das Glück, zu seinen Füßen zu ruhen und unter den Sonnenstrahlen seiner Augen mein ganzes Wesen aufgehen zu lassen in Gluth und Wonne. O, Sire, Sie haben oft geklagt, daß ich niemals einen Wunsch, ein Begehren kannte, daß ich keine Brillanten, keine Perlen von Ihnen annehmen wollte, um nicht den leisesten Schatten des Egoismus auf meine Liebe fallen zu lassen. Nun denn, Sire, heute habe ich eine Bitte, heute will ich etwas von Ihnen begehren, das für mich kostbarer ist, als alle Brillanten. Sire, geben Sie mir diese Rolle, das heißt, lassen Sie mich in dem unbestrittenen Besitz meines Ruhms und meiner Künstlerehre!

Sie neigte wieder ein Knie vor dem König, aber diesmal hob er sie nicht empor in seine Arme. Barbarina, sagte er traurig, besinnen Sie sich doch. Werfen Sie doch diesen widerlichen Coulissenzorn, diesen kleinlichen Neid zu dem schillernden Theaterpomp, unter dem Sie alle Abende Ihre Schönheit verhüllen müssen. Seien Sie wieder Sie selbst, das edle, stolze, prächtige Weib, welches keines Flitters bedarf, um zu glänzen, und die immer eine Königin der Anmuth und Schönheit bleibt, wenn sie auch nicht in dem falschen erborgten Purpur einer Theaterprinzessin einherstolzirt. Gönnen Sie doch der Cochois dies Bischen Theaterherrlichkeit, da Sie auch außer der Bühne immer die Herrlichste, die Königin der Schönheit sind.

Barbarina flog von ihren Knieen empor und ihre Augen schossen Blitze. Sire, sagte sie, Sie verweigern mir meine Bitte, eine erste Bitte? Sie wollen nicht befehlen, daß man der Cochois diese Rolle abnehme und sie mir gebe?

Ich kann es nicht, denn es wäre eine Ungerechtigkeit.

Und somit sollte ich wirklich diese tödtliche Kränkung erdulden müssen, eine Andere in dieser Rolle auftreten zu sehen, welche mir gehört, eine Andere diese Triumphe genießen zu lassen, welche mein sind und mein bleiben sollen? Ich werde es nicht dulden, das schwöre ich, so wahr ich Barbarina heiße. Nein, ich will keine Nebenbuhlerin neben mir dulden, ich will nicht verdammt sein zu dem täglich sich erneuernden Wettstreit um den Rang einer ersten Künstlerin, ich will nicht, daß nur die Möglichkeit einer Gleichstellung zwischen mir und einer andern Künstlerin gedacht werden könne. Ich will die erste sein und bleiben, ja, will es!

Sie hatte sich stolz wie eine Königin aufgerichtet, und ihr flammensprühender Blick traf das Antlitz des Königs, aber er begegnete da einem eben so feurigen Blick, und wenn die Haltung der Barbarina stolz und herrisch war, so war die des Königs von imponirender Majestät und Erhabenheit.

Wie? sagte er mit einem so drohenden, machtvollen Ton, daß Barbarina trotz ihres Zorns und ihrer Gluth ihr Herz erbeben fühlte in Furcht und Schrecken. Wie? Es giebt also noch ein Wesen außer mir, welches hier sagen darf: ich will! Es ist also möglich, daß eine Stimme sich neben der meinen erhebt, welche sagt: ich will, wenn der König gesagt hat: ich will nicht!

Barbarina erblaßte, und es schauderte ihr, denn das Antlitz des Königs hatte plötzlich einen Ausdruck angenommen, wie sie ihn nie gesehen. Es war hart und kalt, und eine schneidende Ironie sprach aus seinen Blicken, ein verächtliches Lächeln zuckte um seine Lippen.

Gnade, Gnade, sagte sie bebend. Haben Sie Mitleid mit meiner Aufregung, vergessen Sie dieses unüberlegte Wort, welches der Zorn mich sprechen ließ. O, Sire, sehen Sie mich nicht mit diesen eiseskalten Blicken an, wenn Sie nicht wollen, daß ich todt zu Ihren Füßen niedersinken soll. O, Sire, zerschmettern Sie mich nicht mit Ihrem Zorn, vergeben Sie mir!

Und ihr schönes Antlitz überströmt von Thränen, ihre Arme flehend nach ihm ausgestreckt, näherte sie sich dem König. Aber er, das Haupt stolz emporgehoben, trat einen Schritt zurück.

Signora Barbarina, sagte er, ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, aber ich kann auch Ihre Bitte nicht erfüllen. Die Cochois behält ihre Rolle und wenn Sie darüber Beschwerde zu führen haben, so wenden Sie sich mit Ihrer Klage an Ihren Chef, den Baron von Sweerts. Und somit, Signora, sage ich Ihnen Lebewohl! Die Audienz ist beendet.

daß ich wahnsinnig werden muß, wenn Sie mich verlassen?

Und zu seinen Füßen niedergleitend, umklammerte sie mit ihren schönen Armen seine Kniee und schaute flehend zu ihm empor.

O, mein König und mein Herr, flüsterte sie, laß mich, Deine Sclavin, zu Deinen Füßen ruhen! Stoße mich nicht von Dir!

Er neigte leicht das Haupt und wandte sich ab, um hinaus zu gehen. Barbarina stieß einen gellenden Schrei aus und stürzte hinter ihm her, und klammerte sich mit wildem Ungestüm an seinen Arm.

Sire, Sire, gehen Sie nicht so von mir, flehte sie athemlos, verlassen Sie mich nicht im Zorn. Mein Gott, sehen Sie denn nicht, daß ich leide,

Der König erwiderte nichts. Er neigte sich ein wenig vorwärts und schaute nieder zu diesem bezaubernden, schönen Weibe, das da zu seinen Füßen lag, und das ihm vielleicht niemals so anmuthig und reizend erschienen war, als in diesem Moment. Aber sein Angesicht war tief traurig und seine Augen, welche sonst so flammten und leuchteten, waren trübe

und umschleiert. Eine Pause trat ein. Barbarina, immer noch seine Kniee umfassend, schaute mit großen, thränenumdüsterten Augen zu ihm empor, der König, leicht vorwärts geneigt, betrachtete mit unaussprechlichem Ausdruck das wundervolle Angesicht der Barbarina. Seine ganze Seele lag in diesen Blicken, die er auf sie heftete, eine Seele voll Trauer, voll Schmerz, voll Liebe und Entzücken. Jetzt begegneten sich ihre Blicke und wurzelten fest in einander. Inmitten des tiefen Schweigens, welches sie Beide umgab, hörte man nichts als die bangen, gepreßten Seufzer der Barbarina. Sie war sich der Bedeutung dieses Moments wohl bewußt, sie fühlte es über ihren Häuptern wie das Rauschen des Schicksals, das sie anschaute mit seinen drohenden und unheilsvollen Blicken.

Plötzlich richtete der König sich stolz empor, und seine Stimme, welche die feierliche Stille jetzt unterbrach, klang der Barbarina ganz fremd, sie war rauh und hart.

Leben Sie wohl, Signora Barbarina, sagte der König.

Barbarina's Arme sanken kraftlos herab und ein dumpfes Stöhnen drang aus ihrer Brust hervor.

Der König achtete nicht darauf, er blickte gar nicht zu ihr um. Mit fester Hand öffnete er die Thür, die in sein Schlafgemach führte, ohne auch nur einmal umzuschauen trat er hinein und verschloß die Thür hinter sich.

Aber dann sank er neben dem Sessel nieder, der an der Thür stand, und ein so schmerzvoller, banger Seufzer hob seine Brust, eine so tiefe, trostlose Traurigkeit sprach aus seinen Zügen, daß Barbarina, wenn sie ihn so gesehen hätte, sehr wohl hätte erkennen können, welche Kämpfe und Schmerzen jetzt das Herz des Königs durchstürmten.

Aber Barbarina sah ihn nicht. Sie lag außer sich, in Thränen gebadet, vor dieser Thür, und mit lautem Schmerzensschrei rief sie: Er hat mich verlassen! O, mein Gott, mein Gott, er hat mich verlassen!

Dieser fürchterliche, grausame Gedanke durchströmte jetzt ihr ganzes Wesen mit feuriger Gluth. Sie flog empor, sie rüttelte an dieser Thür, und mit lauter, jammervoller Stimme bat und flehte sie um Einlaß. Was die Liebe, die Angst, die Verzweiflung und der beleidigte Stolz sie sprechen ließ, das wußte sie selber nicht. Bald zürnte und drohte sie, bald bat sie um Gnade, bald war ihre Stimme von Thränen erstickt, bald war sie gebieterisch und kalt.

Der König stand mit verschränkten Armen an die andere Seite der Thür gelehnt und hörte diesem Paroxismus ihrer Verzweiflung zu, und jedes ihrer Worte traf sein Ohr, wie der Syrenengesang das Ohr des Odysseus. Aber mächtiger und kraftvoller wie dieser, bedurfte es für ihn keiner Bande und keines Wachses, um ihn zurückzuhalten. Den König band sein Wille, und lauter als der Syrenengesang sprach zu seinem Ohr die Stimme der Klugheit, die warnende Stimme seiner Pflicht.

Nein, sagte er traurig, ich darf und will mich nicht wieder verlocken lassen. Dieses Alles muß ein Ende haben! Das habe ich längst erkannt, aber es fehlte mir die Kraft der Ausführung. Habe ich mir nicht geschworen, nur Ein Ziel vor Augen zu haben, das Wohl meines Volkes höher zu stellen, als mein persönliches Wohl? Wenn der König und der Mann in mir streiten, muß ich da nicht zuerst König sein, muß ich nicht zu allererst dieser heiligen Pflichten gedenken, welche meine Krone mir auferlegt? Meine Zeit, meine Gedanken, meine Kräfte gehören meinem Volke und meinem Lande, ich habe einen Raub an ihm begangen, denn ich habe mich ihm zuweilen entzogen, ich habe eine Zauberin sich zwischen mich und meine Pflicht stellen lassen; es ist dahin gekommen, daß ein zweites Wesen neben mir einen Willen haben darf, und daß dieser Wille mich beherrscht und Einfluß hat auf mein Denken und Thun. O, ein König müßte alt und mit einem Greisenherzen geboren werden, denn er darf niemals das Herz und die Meinungen eines Mannes haben, wenn er seinem Volke treu und redlich dienen will. Und ich fühle, daß, wenn dies so fortgeht, ich vielleicht ein glücklicher und beneidenswerther Mann, aber ein schwacher und schlechter König sein würde, denn ich würde mich lenken lassen von einer Frau, und ihre Wünsche könnten mächtiger sein als mein Wille! Niemals, niemals soll das geschehen; ich werde den Muth haben, mein eigenes Herz unter meine Füße zu treten, und die Schmerzen, welche der Mann dabei empfindet, die wird ihm der König zu heilen versuchen!

Drinnen in dem andern Zimmer lehnte Barbarina noch immer an der Thür, erschöpft vom Klagen und Weinen. Hören Sie mich mein König, sagte sie zuletzt ganz matt und kraftlos. Sie haben in dieser Stunde meinen Willen gebrochen und meinen Stolz gedemüthigt für immerdar. Von nun an wird Barbarina keinen Willen mehr haben als den Ihren. Gebieten Sie also über mich! Sagen Sie, daß ich niemals mehr tanzen soll, und ich schwöre Ihnen, daß mein Fuß niemals wieder die Bühne betreten wird, befehlen Sie, daß die Cochois alle meine Rollen haben soll, und ich selber werde sie ihr bringen, und ich selber werde sie bitten, zu tanzen. Sie sehen also wohl, mein König, daß ich gar keinen Stolz nnd keinen Ehrgeiz mehr habe. Aber nun üben Sie Gnade, Sire! Oeffnen Sie diese fürchterliche Thür, lassen Sie mich wieder Ihr Antlitz sehen, lassen Sie

mich zu Ihren Füßen liegen. O, Sire, seien Sie barmherzig! Stoßen Sie mich nicht zurück!

Der König lehnte mit zuckendem, tief bewegtem Antlitz neben der Thür; einmal streckte er den Arm aus und legte die Hand auf die Klinke der Thür. Barbarina stieß einen Freudenschrei aus, denn sie hatte die Klinke sich bewegen gesehen.

Aber der König zog seine Hand wieder zurück. Dann ward Alles still. Zuweilen vernahm der König noch ein leises Stöhnen, ein unterdrücktes Schluchzen, dem wieder tiefes Schweigen folgte.

Barbarina bat und flehte nicht mehr; sie hatte erkannt, daß das Alles jetzt nutzlos und vergeblich sein würde, und der Zorn und der beleidigte Stolz machte jetzt die Thränen versiegen, welche die Liebe und die Verzweiflung ihr erpreßt hatten.

Barbarina weinte nicht mehr, ihre Augen flammten und schossen wilde Zornesblitze nach dieser Thür hin, vor welcher Sie so lange in demüthigem Flehen gelegen hatte. Mit drohendem, zuckendem Angesicht hob sie ihre Arme zum Himmel empor, und ihre Lippen murmelten unverständliche Worte, vielleicht eine Verwünschung oder einen Racheschwur.

Leben Sie wohl, König Friedrich, rief sie jetzt mit wilder, jubelnder Stimme, leben Sie wohl! Barbarina verläßt Sie!

Als sie fühlte, wie bei diesen Worten die Thränen wieder in ihre Augen schossen, schüttelte sie wild das Haupt und drückte die Augen fest zu, und legte ihre zusammengeballten Hände davor, wie zwei Zauberketten, welche ihre Thränen zurückhalten und bändigen sollten.

Dann, mit einem wilden Satz, wie eine zornflammende Löwin, sprang sie nach der andern Thür hin, und sie hastig öffnend, stürmte sie hinaus.

Der König wartete noch lange Zeit. Dann öffnete er die Thür und trat wieder hinein in dieses Gemach, das noch ganz erfüllt war von Barbarina's Klagen und Seufzern, und das ihm jetzt traurig und dumpf erschien, wie das Sterbezimmer seines Glückes. Hastig durchschritt er das Gemach und schob den Riegel vor die Thür, durch welche die Barbarina hinausgegangen war. Er wollte allein sein und bleiben, ganz allein, Niemand sollte seine Einsamkeit mit ihm theilen, Niemand diese Luft einathmen, die noch von Barbarina's Seufzern durchzittert war.

Mit einem langsamen traurigen Blick schaute der König umher, dann eilte er nach der Thür hin, vor welcher Barbarina so lange gekniet hat. Dort auf dem Boden lag ihr goldgesticktes Taschentuch. Der König hob es empor, es war noch feucht von ihren Thränen, es war noch warm und duftig von ihren Händen.

Der König drückte dieses Tuch an seine Lippen, er kühlte mit dem erkalteten Naß ihrer Thränen seine brennenden Augen und auf einen Stuhl niedersinkend, murmelte er leise: es ist vorbei mit dem Glück!

XLV.

Der letzte Kampf.

Unruhig und angstvoll gingen die Cavaliere des Königs in dem Vorsaal auf und ab, immer die Augen wieder hinwendend auf die Thür, welche in des Königs Studirzimmer führte, und welche sich seit gestern Vormittag nicht geöffnet hatte. In vierundzwanzig Stunden hatte der König dieses Zimmer nicht verlassen, und vergeblich war es gewesen, daß der General Rothenburg und dann der Graf Algarotti an diese Thür geklopft und um Einlaß gebeten hatten. Der König hatte ihnen gar nicht geantwortet, aber er hatte Fredersdorf gerufen und ihm den strengen Befehl gegeben, Niemand zu ihm einzulassen und selber nicht eher wieder zu kommen, als bis er ihn rufen werde. Er wolle nicht zur Nacht speisen und werde sich selber entkleiden; er bedürfe also gar keiner Hülfe weiter, hatte der König gesagt, und man solle ihn nicht stören in der wichtigen Arbeit, welche er zu vollenden habe.

Aber dieses fürchterliche, ungewohnte Schweigen

und Verschließen ängstigte und entsetzte die Freunde und Diener des Königs. Mit bangem, beklommenem Herzen standen sie vor der Thür und lauschten auf jedes Geräusch, welches sich hinter derselben vernehmen ließ. Viele Stunden lang hörten sie das langsame, eintönige Auf- und Abgehen des Königs, zuweilen auch einige schnelle, hastige Worte, ein unterdrücktes Stöhnen, — nichts weiter. Die Nacht brach an, und mit erbleichendem, traurigem Gesicht fragte Rothenburg den Grafen Algarotti, ob es jetzt nicht Pflicht sei, mit Gewalt diese Thür zu öffnen und zu sehen, ob dem König wirklich kein Unglück zugestoßen sei.

Hüten Sie sich wohl dies zu thun, sagte Fredersdorf kopfschüttelnd. Der König hat gemessene Befehle gegeben, er will ganz allein und ganz ungestört sein.

Und ahnen Sie gar nicht, was die Veranlassung dieses ungewöhnlichen Trübsinns des Königs sein mag? fragte der Graf Algarotti.

Der König war schon seit einigen Tagen gedankenvoll und mißmuthig, erwiderte Fredersdorf, und aus einigen Aeußerungen vermuthe ich, daß Seine Majestät durch irgend Einen seiner näheren Freunde sich verletzt und gekränkt fühlen müsse.

General Rothenburg neigte sich an das Ohr des Grafen Algarotti. Die Barbarina hat ihn gekränkt, flüsterte er. Sie war seit einiger Zeit launisch und herrisch. Diese beiden gewaltigen Naturen führten seit einiger Zeit einen unsichtbaren Krieg miteinander, in dem es sich um die Souverainetät handelte.

Und bei dem, wie ich nicht zweifle, die schöne Barbarina unterliegen wird, sagte Algarotti zuversichtlich. Der Mensch und der Mann werden bei Friedrich dem Einzigen immer von dem König besiegt und müssen sich ihm unterordnen. Wenn der König erst erkannt hat, daß der Mann sich von dieser Zauberin Barbarina besiegen ließ, so wird er wie Alexander den gordischen Knoten durchhauen und den Mann von den Fesseln der Knechtschaft und der Liebe befreien.

Aber ich fürchte, daß diese Fesseln sehr stark sind, und der gordische Knoten dieser Liebesbande vielleicht dem Schwerte des Königs widerstehen könnte. Der König, sonst so unantastbar und unverletzbar in seiner Autorität und Selbstherrschaft, duldete mit einer seltenen Langmuth das stolze, herrische Wesen der Barbarina, und selbst gestern Abend, als mir Seine Majestät die Ehre erzeigte, bei mir in Gesellschaft der Barbarina zu soupiren, blieb er, trotz ihrer Launen und Tracasserieen, doch immer der zuvorkommende, aufmerksame Cavalier.

Und Sie wissen, daß der König die Signora seitdem nicht wieder gesehen?

Das weiß ich nicht, vermuthe es aber. Fragen wir indessen den Thürsteher.

Die bekümmerten Herren erfuhren von dem Thürsteher, daß Barbarina am Morgen dieses Tages leichenblaß und mit verweinten Augen die Zimmer des Königs verlassen habe.

Sie sehen also, daß ich Recht hatte, sagte Algarotti. Dieses Verhältniß liegt in einer Krisis.

Bei welcher, wie ich fürchte, der König sehr bittere Schmerzen erleiden wird, seufzte der General. Denn glauben Sie mir, der König hat die Barbarina sehr geliebt.

Nein, nicht der König, sondern der Mann. Aber hörten Sie nicht ein Geräusch in dem Zimmer da?

Es war ein Flötenton, sagte Fredersdorf. Lassen Sie uns näher an die Thür gehen.

Leise und vorsichtig auf den Zehen schlichen die Drei der Thür zu, hinter welcher der König seine einsame Geisterschlacht kämpfte, bei welcher kein anderes Blut als das seines eigenen Herzens vergossen ward.

Wieder erklangen jetzt Flötentöne, mächtiger und schwellender wie die Seufzer der Liebe und des Glückes durchzitterten sie die Luft, bald sich erhebend zu stürmischen Wehelauten, dann wieder flüsternd und klagend und verklingend in Seufzern und Thränen. — Niemals in seinen heitersten und glücklichsten Tagen hatte der König mit so vollendeter Meisterschaft, so tiefer Gluth des Gefühls gespielt, als heute an dem Tage seiner Schmerzen. Alles was er empfand an Pein und Seelenleid, an Liebe, Schmerz und Sehnsucht, strömte er aus in den Tönen dieses Adagios, mit welchem er, wie es unsere Väter auf den weißen Blättern der Bibel gethan, die trauervollen Begebenheiten dieses Tages aufzeichnete in dem heiligen Legendenbuche seiner Schmerzen.

Tief gerührt, mit von Thränen verdunkelten Augen, standen die Drei und horchten diesen wunderbaren Offenbarungen des Genius. Als der König jetzt mit einem vollen, mächtigen Wehelaut seine Musik geendet hatte, neigte sich Algarotti zu Rothenburg. Freund, sagte er mit einem traurigen Lächeln, das war der Schwanengesang seiner Liebe.

Gebe Gott, daß nur diese Liebe, nicht aber sein edles königliches Herz im Sterben liegt. Man reißt, fürchte ich, keine Liebe aus, ohne zugleich ein Stück des Herzens, in dem sie wurzelte, mit fortzureißen.

Sehen wir zu, ob wir irgend etwas thun können, seine Schmerzen zu sänftigen. Lassen Sie uns morgen zur Barbarina gehen und von ihr zu erforschen suchen, was sich begeben hat.

Und Sie meinen, fragte General Rothenburg,

daß wir heute gar nicht mehr versuchen sollten, den König seiner schmerzlichen Einsamkeit zu entreißen?

Ich meine, sagte der Graf Algarotti, der König ist ein so starker Held, daß er allein im Stande ist, sich selber zu bezwingen!

Während der König so einsam und ungesehen, und von Niemand, außer von seinem eigenen Genius, getröstet, mit seiner Liebe rang, hatte Barbarina's leidenschaftliches und stürmisches Naturell alle Folterqualen der Leiden und des Jammers zu bestehen.

Sie indessen war nicht allein und nicht ohne eine Trösterin, sie hatte ihre Schwester neben sich, welche mit ihr weinte und mit mildem Hoffnungswort ihre Schmerzen zu sänftigen suchte.

Der König wird zu Dir zurückkehren, sagte sie. Deine Schönheit hält ihn mit unsichtbaren Zauberfäden gefesselt, Deine Liebenswürdigkeit und Anmuth wird ihm in der Erinnerung mit so holdem Lächeln zuwinken, daß er besiegt und demüthig zu Dir heimkehren wird.

Barbarina schüttelte traurig das Haupt. Ich habe ihn verloren, sagte sie. Der Adler hat die Bande abgestreift, mit denen ich ihm die Flügel gebunden hatte, er ist jetzt wieder frei, er wird wieder seine Flügel entfalten und sich aufschwingen in die Lüfte, und im Vollgenuß seiner Freiheit wird er vergessen, daß er in der Gefangenschaft glücklich gewesen. Nein, ich habe ihn auf immer verloren!

Sie schlug ihre Hände vor ihr Angesicht und weinte bitterlich. Dann aber, von einem andern, entsetzensvollen Gedanken emporgeschnellt, richtete sie sich wieder auf mit flammenden Augen und zorngerötheten Wangen.

O, und zu denken, daß ich ihn und er nicht mich verloren hat! Zu denken, daß es auf dieser Welt einen Mann giebt, welcher mich verlassen hat! Das ist eine Schmach und eine Demüthigung, an der ich sterben werde.

Dieser Mann aber ist wenigstens ein König, bemerkte ihre Schwester leise und schüchtern.

Barbarina schüttelte wild ihr Haupt, daß ihr aufgelöstes schwarzes Haar wie Schlangen sie umringelte. Was kümmert es mich, ob er ein König ist. Sein Scepter ist nicht so mächtig und groß, als das der Barbarina. Wenn er ein König ist, so bin ich eine Königin und mein Reich dehnt sich aus über die ganze Welt, so weit die Menschen Augen haben, um zu sehen, und ein Herz, um zu empfinden. Nein, daß er ein König ist, macht diese Schmach nicht kleiner, diese Demüthigung nicht weniger grausam. O, Barbarina ist verlassen, aufgegeben, verschmäht, und sie lebt noch, und der Blitz solcher Qual hat sie nicht zerschmettert, sie nicht zu Staub zermalmt! Aber da ich lebe, werde ich Rache nehmen, Rache an diesem ungeheuren Frevel, Rache an diesem Mord meines Herzens!

So unter Verwünschungen, Klagen und Racheschwüren verging der Tag, und lange noch, als Barbarina, dem Flehen ihrer Schwester nachgebend, sich auf ihr Lager hingestreckt hatte, hörte ihre Schwester sie klagen und jammern, sah sie, wie Barbarina, das Haupt in die Kissen des Bettes bohrend, bitterlich weinte.

Bleich und mit gerötheten Augen erhob sich Barbarina am andern Morgen. Sie war noch immer tief traurig, aber nicht mehr hoffnungslos, ihre Eitelkeit, ihre Schönheit, an deren Zauber sie glaubte, hatte ihr goldene Trostesworte zugeflüstert. Sie war jetzt fest überzeugt, daß der König sie nicht aufgeben werde.

Er hat mich gestern verstoßen, sagte sie mit leuchtenden Augen, heute wird er mich beschwören, zu ihm zurückzukehren.

Es überraschte sie daher gar nicht, als der Kammerdiener kam und ihr meldete, daß der General Rothenburg und der Graf Algarotti im Salon seien und der Signora ihren Besuch zu machen wünschten.

Siehst Du, sagte sie mit einem köstlichen Ausdruck sich an ihre Schwester wendend, siehst Du, daß mein Herz richtig geahnt hat. Der König sendet mir seine vertrautesten Freunde, damit sie mich zu ihm führen sollen. O, mein Gott, gieb, daß mein Herz, welches dem Kummer widerstanden hat, jetzt nicht von dem Glück gebrochen wird. Ich werde ihn wiedersehen, und seine schönen Augen werden diese fürchterlichen Blicke, mit denen er mich gestern zuletzt angeschaut, aus meinem Herzen verwischen. Lebe wohl, Sorella, lebe wohl, ich gehe zum König!

Aber doch nicht so, in diesem Negligée, nicht mit diesem verwilderten Haar? fragte ihre Schwester, die ungestüm vorwärts Drängende zurückhaltend.

So wie ich bin, sagte Barbarina. Ich habe mir um Seinetwillen das Haar zerrauft, um Seinetwillen die Augen roth geweint; mein armes entstelltes Aussehen soll ihm von meiner Verzweiflung erzählen und ihn mit Reue erfüllen.

Stolz und mit triumphirendem Angesicht trat Barbarina in den Salon, und mit einem unmerklichen Neigen des Kopfes erwiderte sie die ehrerbietigen Grüße der beiden Herren.

Sie bringen mir eine Botschaft von Seiner Majestät? fragte sie hastig.

Der König hat uns mit dem Auftrag beehrt, nach dem Befinden der Signora zu fragen, sagte Graf Algarotti mit einem feinen Lächeln.

Barbarina lächelte auch. Er hat sie gesandt,

mich auszuhorchen, dachte sie, er will von ihnen erfahren, ob ich bereit bin, wieder zu ihm zu kommen. Ich will ihnen entgegenkommen und ihnen das Spioniren leicht machen.

Sagen Sie Seiner Majestät, sagte sie laut, daß ich die Nacht unter Thränen und Seufzern hingebracht habe, und daß mein Herz voll Reue und Schmerz über mich selber ist.

Die beiden Herren warfen sich einen Blick des Einverständnisses zu. Sie wußten jetzt, was sie wissen wollten: die Barbarina hatte einen Zwist mit dem König gehabt und der König hatte sich im Zorn von ihr getrennt. Deshalb war sie heute so demüthig.

Barbarina blickte erwartungsvoll die Herren an. Sie war überzeugt, daß sie jetzt im Namen des Königs die Bitte aussprechen würden, die Signora möge sie nach dem Schlosse begleiten.

Aber nichts von dem Allem erfolgte.

Die Reue muß in der That ein sehr giftiger Wurm sein, sagte General Rothenburg, auf das Antlitz der Signora deutend. Er hat da die blühende Rose von vorgestern Abend in eine weiße Rose verwandelt.

Vielleicht ist das ein Glück, sagte Algarotti lächelnd, denn bekanntlich haben die weißen Rosen weniger Dornen, als die rothen, und man wird sich von nun an weniger der Gefahr einer Verwundung aussetzen, wenn man in Ihrer Nähe ist, Signora.

Barbarina zuckte zusammen und ihre Augen schossen Blitze. Wollen Sie damit andeuten, daß meine Kraft gebrochen ist und man mich so sehr gedemüthigt hat, daß ich mich nicht wieder aufrichten kann? Wollen Sie sagen, daß Barbarina, welche der König so schmachvoll verläßt, so grausam gedemüthigt hat, nun wie ein Schmetterling ist, dem man den Blüthenstaub seiner Flügel abgestreift hat, und den Niemand mehr schön findet, weil eine rauhe Hand ihn zu verletzen wagte?

Ich wollte damit sagen, Signora, daß es für den König ein Glück wäre, wenn die Erfahrungen des gestrigen Tages Sie weicher und milder gestimmt hätten, sagte Algarotti, indem er, dem verabredeten Plan mit Rothenburg gemäß, um die Wahrheit zu erforschen, sich den Anschein gab, als habe der König ihnen Alles gesagt.

Der König litt vorgestern Abend sichtlich durch die scharfen Dornen, mit denen die rothe Rose ihn wund ritzte, sagte Rothenburg.

Und hat er sich dafür nicht grausam gerächt? fragte Barbarina glühend. Hat er mich nicht dafür stundenlang mit gerungenen Händen flehend und jammernd an seiner Thür knieen lassen, ohne zu öffnen, ohne Gnade zu üben? Aber jetzt ist das Alles überwunden und vergessen. Jetzt haben diese Schmerzen ausgeblutet, und das Glück soll wieder einziehen in mein armes zermartertes Herz. O, erzählen Sie nur dem König, wie demüthig ich geworden bin, ich bettele um das Glück, und betrachte es nicht als mein Recht, sondern als eine Gottesgabe, die man auf seinen Knieen empfängt und zu der man anbetungsvoll und durchschauert von Dank die Hände erhebt. Aber nein, nein, Sie sollen das dem König nicht sagen, sondern ich will es selber thun! Kommen Sie, Signori, der König erwartet uns! Eilen wir also!

Aber die Herren eilten nicht, ihre ausgestreckten Hände anzunehmen und sie zum Wagen zu führen.

Wir hatten nur den Befehl, nach dem Befinden der Signora zu fragen, sagte Algarotti.

Und da die Signora uns gesagt hat, daß sie die Nacht geweint und von Reue gequält durchbracht hat, so wollen wir das dem König sagen. Vielleicht wird das seine eigenen Leiden besänftigen, bemerkte General Rothenburg.

Barbarina blickte staunend von Einem zum Andern hin, und allmälig rötheten sich ihre Wangen und ihre Augen flammten.

Sie sind nicht gekommen, um mich zum König abzuholen? fragte sie athemlos.

Nein, Signora, der König hat uns nicht diesen Auftrag gegeben.

Ah, er will also, daß ich mich freiwillig dazu entschließe? Nun wohl denn, ich bitte Sie, führen Sie mich zu Seiner Majestät.

Das ist eine Bitte, die wir leider nicht im Stande sind zu erfüllen. Der König hat den strengsten Befehl gegeben, Niemand vorzulassen.

Niemand?

Niemand, ohne Ausnahme der Person, Signora, sagte Graf Algarotti, sich ehrfurchtsvoll verneigend.

Barbarina preßte die Lippen fest aufeinander, um den Schrei zurückzudrängen, der ihre Brust beklemmte, sie mußte ihre Hand auf den Tisch neben ihr stützen, um nicht umzusinken.

Sie sind also nur gekommen, um mir zu sagen, daß der König mich nicht sehen will, daß er heute wie gestern seine Thüre verschlossen hat? Nun wohl denn, Signori, Ihr Auftrag ist beendet! Gehen Sie, und sagen Sie Seiner Majestät, daß ich seinen Befehl empfangen und befolgen werde! Gehen Sie!

Sie blieb stolz und aufgerichtet stehen, sie erwiderte die ehrerbietigen Grüße der beiden Cavaliere nur mit einem spöttischen Lächeln, und die Hand immer noch auf den Tisch gestützt, blickte sie mit großen, thränenlosen Augen den beiden Herren nach, wie sie den glänzenden blumengeschmückten Salon durchschritten. Als aber die Thür sich hinter ihnen

geschlossen hatte, als sie sicher war, von ihnen nicht mehr gehört zu werden, stieß Barbarina einen so gellenden, wilden Schrei aus, daß Marietta entsetzt hereinstürzte und zu ihrer Schwester hineilte, welche wie vom Blitz zerschmettert zu Boden gesunken war und mit gerungenen Händen zum Himmel emporstarrte.

Ich bin entehrt, verrathen, verstoßen, jammerte sie. O, mein Gott, gieb, daß ich sterbe, daß ich diese Schmach nicht überlebe!

Bald aber verstummten die Gebete der Verzweiflung auf ihren Lippen und verwandelten sich in Gebete des Zorns und der Verwünschung. Barbarina wollte nicht mehr sterben, sie wollte sich rächen! Sie erhob sich von ihren Knieen und ging hastigen Schrittes auf und ab, ganz Aufregung und Gluth, ganz erfüllt von dem brennenden Durst, diese Beleidigung von sich abzuwehren und vor der Welt mindestens einen Schleier über die Schmach zu breiten, welche man ihr angethan.

Marietta, hilf mir ein Mittel ersinnen, sagte sie athemlos, ein Mittel, welches schnell und auf Einen Schlag mir Genugthuung gewährt, ein Mittel, welches dem König beweist, daß ich nicht, wie er glauben wird, vergehe in Verzweiflung und Schmerz, sondern daß ich noch immer Barbarina, die siegreiche, gefeierte, triumphirende Künstlerin bin, ein Mittel, welches der ganzen Welt beweist, daß nicht ich es bin, die man verlassen und aufgegeben hat, sondern daß ich es bin, welche verlassen hat. O, wo finde ich dieses Mittel, das mich triumphirend wieder aus dieser Erniedrigung emporheben soll! Wo —

Still, Schwester, still, sagte Marietta. Man kommt! Laß den Diener Deine Aufregung nicht sehen.

Der eintretende Kammerdiener meldete, daß draußen der Theaterdiener sei, um im Auftrage des Theater-Directors Baron von Sweerts zu fragen, ob die Signora heute Abend in dem angesetzten Ballet tanzen werde?

Ich werde tanzen! Melden Sie das dem Diener, befahl Barbarina, und als Marietta, nachdem sie wieder allein waren, sie beschwor, ihre Aufregung nicht noch zu vergrößern und heute nicht zu tanzen, sagte Barbarina glühend: Du siehst also nicht, daß sich schon das Gerücht meiner Erniedrigung beim Theater verbreitet hat, Du fühlst also nicht die Bosheit, welche in dieser Anfrage liegt? O, sie denken, daß Barbarina so zerschmettert, so zerbrochen von der Ungnade des Königs ist, daß sie heute Abend nicht tanzen kann! Sie sollen sich Alle getäuscht haben! Ich werde tanzen! Es ist möglich, daß ich davon wahnsinnig werde, aber ich werde doch vorher die Verläumdung getödtet und die Schmach einer Niederlage vernichtet haben!

Wieder erschien jetzt der Diener und meldete den Herrn von Cocceji.

Du kannst ihn nicht annehmen, Schwester, flüsterte Marietta. Sage, daß Du mit dem Studiren Deiner Rolle, daß Du mit Deiner Toilette beschäftigt bist. Sage, was Du willst, nur weise ihn ab!

Barbarina blickte gedankenvoll vor sich hin. Nein, sagte sie dann rasch, ich werde ihn nicht abweisen. Führen Sie den Herrn von Cocceji in mein Boudoir, und bitten Sie ihn, mich dort zu erwarten.

Als der Diener sie verlassen, ergriff Barbarina heftig ihrer Schwester Hand. Ich habe zu Gott gefleht um ein Mittel mich zu rächen, sagte sie, Gott hat mir dieses Mittel gesandt. Du weißt, Cocceji liebt mich und hat lange vergeblich um mich geworben. Nun denn, heute will ich ihn nicht vergeblich bitten lassen, heute will ich ihm meine Liebe versprechen, aber ich werde meine Bedingungen machen. Komm, Schwester!

Und stolz aufgerichtet, glühend vor Erregung, begab sich Barbarina in das Boudoir, wo der junge Herr Regierungsrath von Cocceji, der Sohn des Ministers, sie erwartete.

Mit einem köstlichen Lächeln schritt sie ihm entgegen, und ihm mit ihren großen brennenden Augen ins Antlitz sehend, fragte sie: Sind Sie immer noch nicht geheilt von Ihrer Liebe zu mir?

Der junge Mann trat verwundert und erblassend einen Schritt zurück, aber Barbarina stand vor ihm in so wunderbarer Schönheit, mit einem so seltsamen, zauberhaften Lächeln, in ihren Augen lag so viel Ermuthigendes und süß Verlockendes, daß er wohl fühlte, es sei nicht ihre Absicht, ihn zu verhöhnen und seiner zu spotten.

Diese Liebe ist eine Krankheit, von der ich niemals geheilt werden kann, sagte er innig, eine Krankheit, welche allen Mitteln widersteht.

Auch dem meiner Gegenliebe? fragte sie leise.

Das Antlitz des Herrn von Cocceji leuchtete vor Freude und Entzücken. Barbarina, sagte er hastig und ganz bewältigt von diesem neuen ungeahnten Glück, Barbarina, wenn ich jetzt träume und nachtwandle, so wecken Sie mich nicht. Wenn ich jetzt nur im Wahnsinn glaube Ihre Stimme gehört zu haben, so enttäuschen Sie mich nicht. Lassen Sie mich weiter träumen und weiter phantasiren, oder tödten Sie mich, wenn Sie wollen, nur sagen Sie nicht, daß ich falsch gehört habe.

Ich sage es auch nicht, flüsterte sie fast zärtlich. Sie haben mir ein ganzes Jahr lang geschworen, daß Sie mich lieben!

Und Sie haben immer die Grausamkeit gehabt, mich zu verhöhnen und meiner zu spotten.

Von heute ab will ich an ihre Liebe glauben,

aber Sie müssen mir einen Beweis derselben geben. Wollen Sie das?

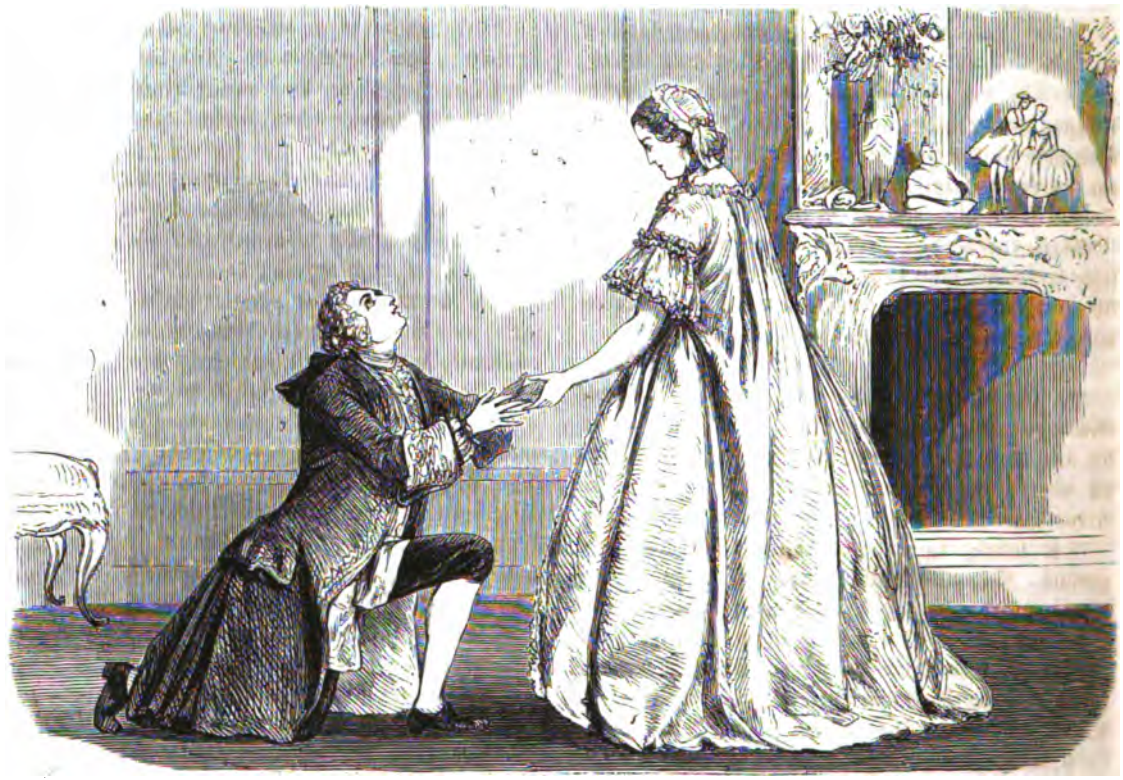
Ich will es!

Nun denn, ich fordere keine Riesenthaten, keine herculischen Arbeiten, es ist da kein Nebenbuhler, den Sie zu ermorden haben. Aber ich verlange von Ihnen, daß Sie mit Ihrer Liebe zu mir vor der ganzen Welt Eclat machen, ich fordere, daß Sie mit erhobenem Haupt und klarem, offenem Auge vor Jedermann ein Zeugniß ablegen von dieser Liebe. Ich will nicht, daß Derjenige, welcher mich liebt, vermeint, diese Liebe unter den Schleiern des Geheimnisses und des Schweigens verhüllen zu müssen.

gung, es ist eine italienische Liebe, eine Liebe voll Sonnenschein, Wetterleuchten und Gluth!

Sie sah wundervoll aus in dieser herausfordernden, stolzen, kühnen Haltung, mit diesen leuchtenden Blicken, diesem von Energie und Begeisterung durchflammten Angesicht. Selbst ein sanfteres, weniger leidenschaftlicheres Naturell als das des Herrn von Cocceji würde von dieser Gluth sich entflammt, von dieser Energie sich mit fortgerissen gefühlt haben. Außer sich, ganz Leidenschaft und Entschlossenheit, kniete der junge feurige Cocceji zu Barbarina's Füßen nieder.

Gebieten Sie über mich, meinen Namen, mein Leben und meine Hand, sagte er. Wenn Sie mich



Ich will, daß er den Muth habe, die Sonne des Himmels und das Auge der Menschen auf sein Herz fallen zu lassen, und daß seine Wimper dabei nicht zucke und nicht der Schatten eines Zagens sein Antlitz verdüstere. Ich will, daß morgen ganz Berlin es sage und wisse: der junge Regierungsrath von Cocceji, der Sohn des Ministers, der Liebling des Königs, der liebt die Barbarina und sie liebt ihn, und es ist keine dieser kalten nordischen deutschen Zuneigungen, bei denen Einem das Blut in den Adern erstarrt und das Herz unter Eisblöcken einfriert, es ist ein volles, heißblütiges, inbrünstiges Gefühl, das sie Beide durchglüht! Es ist keine deutsche Zuneilieben, werde ich stolz sein, der ganzen Welt zu zeigen, wie ich Sie liebe, der ganzen Welt zu sagen: das ist meine Gemahlin, und ich fühle mich geehrt und glücklich, daß sie meine Hand angenommen hat!

Davon ein anderes Mal, sagte Barbarina lächelnd. Zuerst beweisen Sie der Welt, daß Sie mich lieben. Machen Sie heute Abend im Theater einen Eclat, daß ganz Berlin davon zu reden hat! Dann —

Dann? fragte Cocceji, und sein schönes, energievolles, frisches Angesicht war rosig und glühend, wie von einem Sonnenstrahl angeleuchtet.

Dann, sagte sie leise, dann wird sich alles Uebrige finden!

XLVI.

Das Intermezzo im Theater.

Nachdem der Graf Algarotti und der General von Rothenburg die Barbarina verlassen, waren sie ganz beruhigt und getröstet in das Schloß zurückgekehrt.

Die Barbarina bereut, und ist bereit den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun, sagte General Rothenburg. Ich sehe schon, wie Alles kommen wird, und werde meinem Koch Befehl ertheilen zu einem Souper für diesen Abend.

Warten Sie damit immerhin noch ein wenig, sagte Algarotti kopfschüttelnd. Sie würden vielleicht Ihren Koch unnöthig bemühen, und die Speisen möchten kalt werden, bevor der König käme.

Sie glauben also?

Ich glaube, daß um eines bloßen vorübergehenden Gewitters willen der König sich nicht so in Einsamkeit und Schweigen verschließen würde, und daß es sich hier nicht um eine Laune, sondern um eine Lebensfrage handelt.

Der König hatte seine Thür immer noch nicht geöffnet. Vergeblich hatte Fredersdorf heute Morgen mehrmals um Einlaß gebeten und gefleht. Der König hatte seine Thür noch nicht geöffnet.

Traurig und unruhvoll standen die Freunde, unschlüssig, was sie beginnen, wie sie endlich dieses starre, erschreckende Schweigen durchbrechen sollten.

Plötzlich ward die nach dem Vorsaal führende Thür hastig geöffnet, und auf der Schwelle erschien ein Mann, dessen elegantes, zierliches und stattliches Aeußere den Hofmann und Cavalier verrieth, während sein heiteres, wohlgenährtes, geröthetes Antlitz, seine frischen, blitzenden, lebhaften Augen, sein gemüthliches, joviales Lächeln ihn als einen Lebemann und Schüler des Epicur bezeichneten. Dieser Mann, zu dem Jeder, welcher ihn ansah, Vertrauen fassen mußte, dessen Antlitz, trotz der kleinen Runzeln und Falten, welche fünfzig bewegte und thatvolle Jahre darauf verzeichnet hatten, doch noch immer von einer kindlichen Harmlosigkeit und Gutmüthigkeit zeugte, dieser Mann war der Marquis d'Argens, der treue, stets unveränderliche, niemals wankende, niemals irrende Freund des Königs, ihm nicht blos ergeben mit seinem Herzen, sondern auch mit seiner Seele, seinem ganzen Dasein, und so voll Anbetung und Bewunderung für seinen königlichen Herrn, so voll Ehrfurcht und Respect, daß er zum Beispiel die Briefe, welche er vom König empfing, niemals anders als stehend und bei verschlossenen Thüren las.

Mit einem heitern und glücklichen Lächeln trat der Marquis, eben von einer längeren Reise nach Paris heimkehrend, in den Vorsaal des Königs, ganz Sehnsucht und Freude, seinen geliebten Herrn wiederzusehen. Hastig, und ohne irgend etwas Anderes zu sehen und zu beachten, als da drüben diese Thür, welche in das Studirzimmer des Königs führte, durchschritt der Marquis den Saal. Rothenburg und Algarotti näherten sich ihm indessen, und ihm mit freudiger Begrüßung ihre Hände darreichend, erzählten sie ihm von dieser seltsamen und ungewohnten Abgeschlossenheit des Königs.

Das Antlitz des Marquis nahm sofort einen düstern, traurigen Ausdruck an und seine Augen füllten sich mit Thränen. Wir müssen ihn dieser Einsamkeit entreißen, sagte er entschlossen. Ich werde vor dieser Thür knieen und so lange bitten und jammern, bis das edle Herz des Königs sich erweicht, bis er aus Mitleid und Großmuth mein Flehen erhört und die Thür öffnet. Gehen Sie, Freund Fredersdorf, und melden Sie mich Seiner Majestät.

Fredersdorf näherte sich der Thür, hinter ihm, Hand in Hand, standen die Freunde.

Sire, rief Fredersdorf, an die Thür klopfend, Sire, der Marquis d'Argens ist da, und bittet um die Gnade, vorgelassen zu werden.

Keine Antwort erfolgte.

O, Sire, rief der Marquis, seien Sie barmherzig! Haben Sie Nachsicht mit meiner Sehnsucht, Sie zu sehen. Bedenken Euere Majestät, daß ich Tag und Nacht gereist bin, um einige Stunden früher das Glück haben zu können, Sie wieder zu sehen und mein armes Herz an dem Sonnenschein Ihrer Blicke zu erwärmen. Ueben Sie Gnade, Sire, lassen Sie mich ein!

In athemlosem Schweigen lauschten die Herren auf den Erfolg dieser Beschwörungsformel des Marquis.

Wirklich, die Klinke dieser Thür bewegte sich!

Man hörte da drinnen einen Riegel zurückschieben, — die Thür öffnete sich.

Der König erschien auf der Schwelle.

Er sah bleich aus, aber von dieser klaren durchsichtigen Blässe, welche gar nichts gemein hat mit der gelben Blässe physischer, krankhafter Ermattung, ein wunderbarer milder Glanz strahlte von seinem Angesicht, ein weiches, rührendes Lächeln umspielte seine schmalen Lippen, und seine großen unergründlichen Augen leuchteten wie zwei Sterne. Eine wunderbare, majestätische Ruhe war über sein ganzes Wesen ausgebreitet, und ohne irgend eine Spur von Aufregung näherte er sich den Freunden.

Willkommen, Marquis, sagte er, d'Argens zärtlich zunickend, willkommen und Glück auf zu Ihrer Rückkehr. Sie werden uns ohne Zweifel viel zu erzählen haben von Ihren tollen und übermüthigen Landsleuten, und ich sehe schon, wie Rothenburg und Algarotti vor Begierde brennen, von Ihren verliebten Abenteuern und Ihren Rendezvous mit den neugebackenen, noch ganz frischen und warmen Duchesses und Princesses zu erfahren.

Ah, Sire, er kam in der That mit einer sehr stolzen Siegermiene, sagte Rothenburg, bereitwillig auf die Absicht des Königs, eine scherzhafte Unterhaltung anzuknüpfen, eingehend, man begriff sogleich, welche großen Triumphe der Marquis am Hofe Ludwig's des Fünfzehnten erlebt hat.

Wenn der Marquis sein Herz in Paris zurückgelassen hat, rief Algarotti lächelnd, so wäre das wahrhaftig ein Glück für ihn. Denn Euere Majestät wissen wohl, er leidet immer sehr am Herzen, und jedes Mädchen, welches er nicht gerade stehlen sah, ist für ihn ein reiner Unschuldsengel.

Sie wissen doch, Sire, sagte Rothenburg, daß ihm kurz vor seiner Abreise seine Haushälterin sein Silberzeug stahl, und daß der Marquis ihr den Silberwerth zu zahlen versprach, wenn sie den Thäter entdeckte und die Sachen wieder zur Stelle lieferte. Sie brachte ihm also das Silberzeug zurück, und der Marquis zahlte ihr nicht blos das versprochene Geld, sondern noch eine bedeutende Belohnung dafür, daß sie so klug gewesen, den Dieb zu entdecken. Als er mir triumphirend diese Geschichte erzählte und ich die Bemerkung wagte, die Haushälterin sei selber die Diebin gewesen, war er so empört und außer sich, als habe ich ihn selber des Diebstahls bezüchtigt. „Haben Sie mehr Ehrfurcht vor dem weiblichen Geschlecht," sagte er zu mir, „eine Frau beschuldigen und anklagen ist immer ein Verbrechen gegen Gott und die Natur. Die Frauen sind tugendhaft und edel, wenn sie nicht verleitet werden, und ich wüßte nicht, wer meine gute, treue Haushälterin sollte verleitet haben. Sie ist also unschuldig."

Die Herren brachen in ein fröhliches Lachen aus, während d'Argens beschämt und traurig den Blick zu Boden senkte. Aber der König trat noch näher zu ihm hin, und beide Hände auf die Schultern des Marquis legend, sah er ihm mit inniger Liebe in das volle, gute Angesicht.

Er hat das Herz eines Kindes, den Geist eines Weisen und die Phantasie eines Dichters von Gottes Gnaden, sagte der König. Wenn alle Männer ihm glichen, wäre die Erde kein Jammerthal, sondern ein Paradies. Darum, Marquis, ist es ein wahres Glück für mich, daß Sie wieder hier sind, denn Sie sollen bei mir die Stelle des heiligen Vaters einnehmen und mir ein Stückchen Erde segnen und weihen, und mit Ihren keuschen Lippen zu den Hausgöttern flehen, daß sie freundlich den Heerd des Hauses beschützen und uns Allen ein wenig Heiterkeit und Glück in den Wermuthsbecher unsers Lebens gießen. Mein Weinberg bei Potsdam ist vollendet und dahin will ich Sie heute führen, Sie ganz allein, Marquis. Ihr Andern, Ihr tollen, übermüthigen, argwöhnischen Menschenkinder, sollt mir nicht gleich da in meinem Stückchen Paradiese die Luft verpesten mit Eurem vom Apfelbiß noch ganz beklemmten Athem und Euren verlockenden Schlangenworten. D'Argens allein ist des Paradieses werth, denn er ist noch ein Mensch vor dem Sündenfalle und hat noch niemals von dem ominösen Apfel gekostet. Wir fahren also nach meinem Weinberg, Marquis, und wenn Sie Ihren Segen über denselben gesprochen, dann sollen Sie mir von der chronique scandaleuse des französischen Hofes erzählen. Vorher aber muß ich noch arbeiten. Fredersdorf, sind die Cabinets-Secretaire da?

Sie sind seit einer Stunde im Bureau.

Wer ist sonst im Vorzimmer?

Der Herr Baron von Sweerts, welcher das Repertoire der Woche bringt.

Ah, der Sweerts, sagte der König gedankenvoll. Er soll kommen!

Fredersdorf eilte hinaus, den Theaterdirector zu holen, während der König die harmlose und lächelnde Unterhaltung mit seinen Freunden wieder aufnahm. Als der Baron Sweerts eintrat, ging der König ihm einen Schritt entgegen und streckte die Hand aus nach dem Papier, welches der Baron ihm darreichte.

Der König überflog es mit anscheinend gleichgültigem Angesicht, nur preßte er die Lippen ein wenig aufeinander und über seine Stirn flog ein leiser Schatten hin.

Wer tanzt denn heute Abend die Soli in dem Ré pastore? fragte der König endlich.

Signora Barbarina, Ew. Majestät.

Ah, die Signora Barbarina, sagte der König nachlässig. Ich glaubte gehört zu haben, daß sie krank sei.

Seine Blicke wandten sich mit einem durchdringenden, fragenden Ausdruck auf seine drei Freunde hin. Vielleicht errieth er, was sie gethan, und fand es natürlich, daß sie in der Unruhe ihres Herzens zur Barbarina gegangen waren, vielleicht wollte er darüber Gewißheit haben.

Sire, sagte Rothenburg, Signora Barbarina ist wieder ganz hergestellt. Graf Algarotti und ich machten ihr heute Morgen unsern Besuch, und sie beauftragte uns, wenn Euere Majestät die Gnade haben sollten, nach ihr zu fragen, Derselben zu berichten, daß sie vollkommen wieder gesund und heiter sei.

Der König sagte kein Wort. In seiner rechten Hand noch immer das Papier haltend, auf welchem das Repertoire verzeichnet war, faltete er die Hände auf dem Rücken zusammen, und ging sinnend einige Male auf und ab. Dann blieb er vor d'Argens stehen und sagte freundlich: Sie sind ein so großer Enthusiast für die Bühne, daß es grausam wäre, Sie heute nach meinem Weinberg zu entführen. Wir wollen also heute ins Theater gehen und die Barbarina tanzen sehen. Morgen fahren wir nach Potsdam und weihen mein neues Haus ein. Adieu, Meisieurs, ich muß arbeiten. Sie sind heute Mittag meine Gäste und heute Abend begleiten Sie mich ins Theater.

Er nickte ihnen freundlich zu und ging wieder in sein Studirzimmer zurück. Sie will mir trotzen, sagte er leise zu sich selber. Sie will mir beweisen, daß sie Alles überwunden hat. Nun, ich werde ihr zeigen, daß auch ich genesen bin!

Die Stunde des Theaters war endlich gekommen. Eine glänzende, geschmückte, von Ordenssternen und Brillanten funkelnde Gesellschaft füllte die Logen des ersten Ranges und das Parquet, während im Parterre und im zweiten Rang die Beamten und Hofbedienten, die geladenen Kaufleute und Bürger mit ihren Frauen und Töchtern die Plätze füllten, und in freudiger Ungeduld dem Beginn des reizenden Schäferspiels il Ré pastore entgegenharrten. Ganz andere Interessen waren es indessen, welche heute die Gesellschaft des ersten Ranges, die eingeweihte und bevorzugte Hofgesellschaft beschäftigten. Wie ein Lauffeuer hatte sich unter ihnen das Gerücht verbreitet, die Signora Barbarina sei in Ungnade gefallen, und der Gunst des Königs für immer verlustig gegangen. Man erzählte sich von der Verzweiflung der Tänzerin, und es gab schon Einige, welche behaupteten, Barbarina habe heute einen Versuch gemacht, sich das Leben zu nehmen, während Andere versicherten, sie habe geschworen, nie wieder in Berlin die Bühne zu betreten, und werde daher auch heute Abend ganz sicher eine plötzliche Erkrankung vorschützen, um nicht zu tanzen.

Jedermann war daher begierig auf den Beginn der Vorstellung und blickte erwartungsvoll nach dem Vorhang der Bühne und nach der Seitenthür da drüben am Parquet, durch welche der König mit seinem Gefolge einzutreten pflegte, um seinen dicht hinter dem Orchester aufgestellten Lehnsessel einzunehmen.

Jetzt endlich öffnete sich die Thür. Die Trompeten und Posaunen ließen ihre Fanfaren erschallen. Der König trat in den Saal und ruhigen, gelassenen Schrittes zu seinem Sessel hin.

Die Klingel ertönte, der Vorhang rollte sich empor, das Ballet begann. Zuerst ein Ensembletanz von Schäfern und Schäferinnen, dann ein lustiges Intermezzo von Faunen und Satyrn, welche dann in malerischen Gruppen mit den Schäfern und Schäferinnen sich zu beiden Seiten der Bühne aufstellten, harrend auf die Schäferkönigin, welche jetzt erscheinen mußte.

Eine athemlose Pause trat ein. Aller Augen waren starr und unverwandt auf die Bühne gerichtet, nur der König schaute gleichgültig auf die Tabatière nieder, die er in seinen Fingern drehte, und deren große Brillanten dann blitzartig auffunkelten und flammten.

Jetzt ein allgemeines Ach der Bewunderung. Da flattert sie heran, rosig strahlend von Liebreiz, duftig und zart, wie eine Libelle, verlockend und reizend in ihren durchsichtigen silberfunkelnden Gewändern, mit diesem zauberhaften Lächeln, das die Perlenreihen ihrer Zähne zeigt und in ihre rosigen Wangen reizende Grübchen bohrt, mit diesen großen, geheimnißvollen, schwarzen Augen, welche zugleich so hold zu schmeicheln und so kühn zu drohen verstehen. Unhörbar schwebt sie heran bis zu dem Rande der Bühne. Nun biegt sie mit einer unnachahmlichen Grazie den Oberkörper zurück, und auf den äußersten Spitzen ihrer Zehen schwebend, hebt sie die Arme, welche eine Rosenguirlande halten, hoch über ihrem Haupte empor, und schaut, ruhend in dieser schwebenden Stellung, mit einem süßen Lächeln zu den Blumen auf.

Wundervoll! sagte plötzlich eine laute volle Stimme. Es war die des jungen Regierungsrathes von Cocceji, welcher da drüben in der Prosceniumsloge dicht neben der Bühne saß, und mit glühenden, strahlenden Augen zu der Barbarina hinüberstarrte.

Barbarina wandte ihr Antlitz zu ihm hin und lächelte.

Der König runzelte leicht die Stirn und drehte die Tabatière ein wenig schneller zwischen seinen Fingern.

Wundervoll! wiederholte Herr von Cocceji, und dann warf er einen drohenden, herausfordernden Blick auf diesen bleichen, zarten, jungen Mann, der neben ihm saß, und der es gewagt hatte, mit seiner schüchternen, leisen Stimme in das „Wundervoll" des jungen Athleten mit einzustimmen.

Ich bitte Sie, sich dieser lauten Beifallsäußerungen zu enthalten oder wenn Sie das nicht können, wenigstens dazu Ihre eigenen Worte und nicht die meinen zu wählen, sagte der junge über sechs Fuß hohe Riese Cocceji zu seinem schmächtigen blassen Nachbar. Dieser blickte mit einer Art Entsetzen auf die breite, muskelkräftige Athletengestalt Cocceji's hin, und wagte von nun an kaum zu athmen, sondern starrte nur mit weitaufgerissenen großen Augen hin auf die Barbarina, welche jetzt in reizenden Attituden, mit den künstlichsten Pas, auf der Bühne hin- und herflatterte.

Das Publikum, welches ganz seine früheren Voraussetzungen und Vermuthungen vergaß, blickte nicht mehr auf den König, sondern nur noch auf die tanzende Barbarina und auf den Herrn von Cocceji, der da dicht neben der Bühne saß, und dessen Augen immer drohender auf seinen in Anschauen und Bewunderung verlorenen Nachbar sich hefteten.

Plötzlich, als Barbarina eben eine ihrer schönsten und vollendetesten Tanztouren ausgeführt hatte und lächelnd vor den Lampen knieend die Bravi der Zuschauer empfing, flog Etwas aus der Prosceniumsloge des Herrn von Cocceji auf die Bühne und fiel gerade zu den Füßen Barbarina's nieder.

Dieses Etwas war indessen kein Kranz, kein Blumenbouquet, kein Geschmeide; dieses Etwas war ein Mensch, ein armer, verblüffter, entsetzter Mensch, der gar nicht begriff, wie er dazu gekommen, diese Luftreise zu machen, und weshalb ihn sein Nachbar, der Herr von Cocceji, mit seiner nervigten Riesenhand gepackt und auf die Bühne geschleudert hatte.

Betäubt, entsetzt lag der arme zerschlagene junge Mann einen Moment regungslos zu den Füßen der Tänzerin, dann raffte er sich empor, und sich tief verneigend vor dem König, der schweigend aber mit drohenden Augen zu ihm herüberschaute, sagte er laut: Sire, ich bitte demüthigst um Verzeihung. Es ist nicht meine Schuld! Der Herr von Cocceji verbot mir auf eine heftige und gebieterische Weise, die Signora Barbarina nicht anzusehen, und da ich mich natürlich an dieses Verbot nicht kehrte, hat er plötzlich, ehe ich es hindern konnte, mich gepackt und auf die Bühne geschleudert.*)

Das Publikum, welches allmälig von seinem Erstaunen und seinem Schrecken sich erholt hatte, begann leise zu lachen und zu flüstern, und schaute mit ironischen Blicken auf den armen jungen Mann hin, der da bleich und demuthsvoll neben der Barbarina stand, während Herr von Cocceji sein kühnes, energisches Antlitz dem Publikum zugewandt hatte und mit seinen herausfordernden Blicken Jedermann zu drohen schien.

Das Orchester war verstummt, Signora Barbarina tanzte nicht mehr, sondern schaute mit einem zauberhaften Lächeln zu Cocceji hinüber; eine Pause trat ein.

Weiter! sagte plötzlich die laute, gebieterische Stimme des Königs, und er winkte mit der Hand hinüber nach dem jungen Manne, der sich demüthig hinter die Coulissen zurückzog.

Weiter! rief der König noch einmal. Die Musik begann wieder, Signora Barbarina hob wieder die Rosenguirlande in ihren Händen empor, und schwebte und flatterte, wie ein holdes Elfenkind, über die Bühne. Aber das Publikum achtete wenig auf ihre Kunst, es war ganz und gar mit dieser seltsamen Aventure beschäftigt und statt auf ihre Füße zu sehen, beobachtete es nur noch ihr Mienenspiel und das des jungen Herrn von Cocceji.

Barbarina hatte also ihre Absicht erreicht. Man sagte nicht mehr, Barbarina sei in Ungnade gefallen, man erzählte sich nur davon, daß der Herr von Cocceji die Barbarina leidenschaftlich liebe und eifersüchtig sei wie ein Türke.

---

*) Müchler, Friedrich der Große. S. 151.

XLVII.

Sanssouci.

In der Frühe des andern Morgens hielt vor dem großen Eisengitter des neuen Parks bei Potsdam eine einfache, königliche Equipage. Niemand war darin, als der König und der Marquis d'Argens. Der König hatte jede weitere Begleitung, sogar die eines Lakaien, verboten.

Als der Wagen hielt, öffnete er selbst den Schlag und sprang leicht hinaus, dann reichte er seinem ältern und weniger beweglichen Freunde den Arm, um ihm beim Aussteigen behülflich zu sein, und als der Marquis, schamvoll erröthend wie ein junges Mädchen, sich sträubte, diesen Dienst von dem König anzunehmen, sagte Friedrich lächelnd: Vergessen wir doch heute, daß ich König bin. Gönnen Sie mir heute die Freude, ganz ohne Ceremonien mit Ihnen zu sein, der Freund mit dem Freunde. Kommen Sie, Marquis, lassen Sie uns mein Paradies betreten, und ich bitte Sie, ein wenig andächtig dabei zu sein.

Wissen Sie wohl, Sire, daß ich ein so beklommenes und zugleich erhabenes Gefühl habe, wie es den Griechen gewesen sein mag, wenn sie den delphischen Hain betraten! sagte der Marquis, als er Arm in Arm mit dem König die kleine schattige Seitenallee dahin ging, durch welche der König ihn absichtlich führte, um ihn dann auf einmal mit dem Anblick des auf der Höhe sich erhebenden Schlosses zu erfreuen.

Nun, ich denke, es sollen von hier aus auch manche Orakel an die Welt ergehen, sagte der König, nur sollen sie weniger zweideutig und dunkel sein, wie die delphischen, nur sollen sie keine schillernden Lügen, sondern große, leuchtende Wahrheiten enthalten! Auch mir ist es feierlich und groß zu Muthe, und mir scheint, als sähe ich da vor mir durch die Bäume eine majestätische, riesengroße Luftgestalt schweben, welche mit erhobenem Arm mir winkt, ihr zu folgen. Das ist die Weltgeschichte, Freund, sie trägt ihr goldenes Buch im Arm, und in der erhobenen Rechten, welche mir winkt, hält sie den diamantenen Griffel, mit welchem sie meinen Namen und den dieses Ortes auf ihre Tafel graben will. Deshalb, mein heiliger Vater und Priester, habe ich Sie hierhergeführt, damit Sie meinen Weinberg taufen sollen. Kommen Sie, die große Gestalt da winkt schon wieder! Sie erwartet die Taufe mit Ungeduld!

Jetzt traten sie aus der kleinen Allee in den großen Hauptgang. Ein Ausruf der Bewunderung entfuhr den Lippen des Marquis; mit strahlendem Auge blickte er umher auf dieses so reizende und so majestätische Ensemble, das plötzlich ihn umgab. Hier dicht vor ihnen dieses von Marmor eingefaßte Bassin, umgeben von herrlichen Marmorgruppen, dicht dahinter diese hochaufsteigenden Terrassen, auf deren sechs Abstufungen sich Alleen wundervoller, riesengroßer Orangenbäume erhoben, welche ihre vollen, dichten Kronen leise im Morgenwind schaukelten, um dem König zur Begrüßung den herrlichen Duft ihrer Blüthen zu senden. Und oben auf der Spitze dieser Terassen, zwischen Marmorgruppen und springenden Cascaden, dieses in seinen Formen so einfache und doch so schöne kleine Schloß, auf dessen mittlerer Kuppel die goldene Königskrone, welche im Sonnenglanz funkelte und leuchtete.

Der König deutete auf die Krone hin. Sehen Sie, sagte er, die Krone leuchtet im Goldesglanz, und wirft ihre Schatten auf Das, was unter ihr ist. So ist's mit meinem ganzen Leben. Es ist beschattet und dunkel! Möge nur meine Krone glänzen!

Der Marquis drückte des Königs Hand zärtlich an seine Brust. Sie wird leuchten und strahlen durch alle Zeiten hindurch, sagte er begeistert. Der Sonnenschein, der dort auf jener Krone liegt, von dem werden Ihre Enkel und Urenkel noch erzählen, und wenn sie von Preußen sprechen, werden sie sagen: als Friedrich der Zweite lebte, schien die Sonne und das Licht!

Beide schwiegen sie jetzt und stiegen Arm in Arm die marmornen Stufen der Terrassen hinauf. Tiefe, heilige Stille umgab sie, leise plätscherten die Cascaden, leise rauschten die Gipfel der hohen Bäume, welche zu beiden Seiten die Terrassen begrenzten, dann und wann hörte man das melodische Flöten irgend eines Vogels; kein Geräusch der Welt, kein lauter Mißton unterbrach diesen heiligen Gottesfrieden der Natur. Die Welt schien hinter ihnen abgeschlossen, und mit heiligen Schauern traten sie in ein neues Dasein ein.

Jetzt hatten sie die Höhe erreicht, jetzt blickten sie umher auf dieses wundervolle Panorama, das sich da zu ihren Füßen hinlagerte, und das in seiner üppigen Frische, mit seinen malerischen Formen, mit dem blauen, zierlich gewundenen Fluß, der sich sanft durch die grüne, von bewaldeten Höhen eingefaßte Ebene hinschlängelte, einen herrlichen Anblick darbot.

Nicht wahr, das ist schön? sagte Friedrich, und sein Antlitz strahlte vor Freude. Nicht wahr, hier werden wir ausruhen können von den Leiden und Sorgen der Welt?

Das ist ein Stückchen Paradies! rief der Marquis, und indem er in freudiger Extase seine beiden Arme ausbreitete, als wolle er dieses ganze schöne Bild an seine Brust drücken, blickte er zum Himmel empor und rief: Gott, Gott! Laß meinen König hier glücklich sein!

Glücklich! wiederholte Friedrich mit leisem Achselzucken. Sagen Sie zufrieden, Marquis, das ist, glaube ich, das Höchste, was ein Mensch auf diesem Stückchen Erdenkloß erlangen kann. Lassen Sie uns jetzt ins Haus eintreten!

Er nahm wieder den Arm des Marquis und schritt mit ihm über den gelben Kiessand, der unter ihren Füßen knarrte, zu den großen Glasthüren, die in den länglich runden Salon führten. Als der König die Thür öffnete, heftete er seine großen blauen Augen auf seinen Freund. Beten Sie, Marquis, beten Sie! Wir stehen hier an der Schwelle eines neuen Daseins, das seine geheimnißvollen Pforten vor uns aufthut!

Sire, jeder meiner Gedanken ist ein Gebet für Sie, sagte d'Argens innig.

So traten sie in den oblongen Saal ein.

Das hier ist das Vermittelungszimmer zwischen mir und meinen Freunden, sagte der König. Hier auf dieser Seite des Hauses werde ich wohnen, dort auf jener Seite meine Freunde, also vor allen Dingen Sie, lieber Marquis. In diesem Saale werden wir zusammentreffen und hier wollen wir unsere Symposien feiern. Jetzt will ich Ihnen zuerst meine Zimmer zeigen, dann die übrigen.

In den mit eben so viel Pracht als Geschmack ausgestatteten Empfangszimmern verweilte der König nur flüchtig. Kaum gestattete er dem kunstsinnigen Freunde eine rasche Schau dieser herrlichen Gemälde, welche überall an den Wänden hingen, und zu deren Ankauf der König den Kaufmann Gotzkowsky eigens nach Italien geschickt hatte; kaum durfte er einen Blick auf diese schönen Marmorstatuen und Vasen aus der Poniatowsky'schen Gallerie werfen, die der König für viermalhundert tausend Thaler angekauft hatte.

Sie sollen zuerst mein Arbeitszimmer sehen, sagte Friedrich, nachher mögen Sie sich alles Uebrige anschauen.

Jetzt stieß er eine Thür auf und führte den Marquis in dieses reizende runde Bibliothekzimmer, das keinen Schmuck weiter hatte, keinen als den höchsten, — den Schmuck der Bücher. In hohen Schränken standen sie rings umher in diesem Tempel des Geistes und der Wissenschaft, und selbst die Thür, welche sie hierher geführt und die der König leise zugedrückt, war verschwunden hinter den Büchern, mit denen die innere Seite derselben bekleidet war.

Sie sehen wohl, sagte der König lächelnd, wer einmal in diesen Zauberkreis hier eingetreten ist, kann nicht wieder hinaus. Auch will ich es nicht! Von heute an beginnt für mich ein neues Dasein, und mit dem Schritt über diese Schwelle ist die Vergangenheit von mir abgefallen, wie eine überreife Frucht.

Sein Antlitz war jetzt ernst und traurig, der Glanz seiner Augen umdüsterte sich. Mit einem leisen Seufzer legte er die Hand auf die Schulter des Marquis und blickte ihn lange schweigend an.

Ich will Ihnen ein Geheimniß anvertrauen, sagte er endlich leise. Ich glaube mein Herz ist mir gestern gestorben, und gestehe ich es Ihnen nur, es war ein harter Todeskampf! Jetzt ist's vorüber, aber die Stelle da, wo einst das Herz schlug, ist noch wund von Schmerzen und blutet noch aus tausend Wunden. Sie werden alle heilen, und ich werde dann ein harter vernarbter Mann sein. Sprechen wir nicht mehr davon!

Nein, Sie sollen nicht sagen dürfen, Sire, daß Sie jemals verhärten könnten, rief d'Argens tief gerührt. Sie sollen Ihr Herz nicht verleumden, und sagen, daß es gestorben sei. Es lebt mit uns, mit den Freunden, mit der ganzen Welt, mit Allem, was groß, edel, ruhmvoll und erhaben ist!

Nur nicht mehr mit der Liebe, sagte der König, das ist eine entblätterte Rose, die ich von mir geworfen habe, denn die Rosen vertragen sich nicht mit der Krone, sie überwuchern entweder die Krone oder sie werden von dieser erdrückt. Ich aber bin es meinem Volke schuldig, daß ich meine Krone glanzvoll und frei erhalte; ich will nicht, daß es eines Tages mich einen schlechten und saumseligen Beamten nennen soll, ich will ihm dienen mit meinem ganzen Leben und meiner ganzen Kraft! Aber hier, Freund, hier in meinem Kloster, das wie die Karmeliterklöster niemals von einem weiblichen Fuß soll entweiht werden, hier wollen wir zuweilen das Königthum und all' das eitle Flitterwerk vergessen, und hier auf meinem Weinberg will ich nicht der König sein, sondern nur der Freund und Philosoph!

Und der Dichter! rief d'Argens mit innigem

Liebeston, und dem Dichterkönig will ich jetzt ein Wort zurufen, das er mir einst gesagt, als ich traurig und verstimmt gewesen:

Nous avons deux momens à vivre;
Qu'il en soit un pour le plaisir. —

Sie glauben, daß wir diesen Einen Moment noch nicht erschöpft haben, Marquis? fragte Friedrich mit einem traurigen Lächeln. Dann aber nach einer kleinen Pause erhellten sich seine Züge, sein Auge leuchtete wieder in dem gewohnten Feuer und eine ihne, freudige Entschlossenheit strahlte von seinem Angesicht.

Versuchen wir's, Marquis, ob Sie Recht haben, sagte er, und suchen wir den Moment pour le plaisir so lange als möglich auszudehnen, und dann, wenn's zum Sterben kommt, dann —

Finissons sans trouble, et mourons sans regrêts
En laissant l'univers comblé de nos bienfaits.
Ainsi l'astre du jour, au bout de sa carrière
Repand sur l'horizon une douce lumière
Et les derniers rayons, qu'il darde dans les airs,
Sont ses derniers soupers, qu'il donne à l'univers.*)

Der Marquis hatte mit staunendem Entzücken dieser Improvisation des Königs zugehört, und als er jetzt geendet, rief der feurige Provençale mit glühendem Enthusiasmus: Sie sind kein Mensch, Sire, Sie sind ein Held, ein König, ein Halbgott!

Ich will Ihnen da etwas zeigen, was eine zu genaue Widerlegung Ihrer Schmeichelworte ist, als daß ich sie glauben könnte, sagte der König lächelnd, indem er den Marquis an das Fenster führte. Schauen Sie dort hin. Was sehen Sie da, hier gerade meinem Fenster gegenüber?

Meinen Euere Majestät diese wundervolle Marmorgruppe da?

Das meine ich. Was denken Sie, daß das sei?

Was das sei? Die liegende Statue einer Flora!

Nein, Freund, — es ist mein Grab!

Ihr Grab, Sire? sagte der Marquis zusammenschauernd. Und das haben Sie gerade vor dem Fenster Ihres Lieblingszimmer aufgestellt?

Gerade da, auf daß ich niemals des Todes vergessen möchte! Kommen Sie, Marquis, wir wollen mein Grab in der Nähe betrachten!

Er führte den Marquis hinaus auf den freien Vorplatz und seitwärts zu dem Rondel, wo die Marmorgruppe aufgestellt war.

Hier unter dieser Statue befindet sich das Grabgewölbe, in dem ich einst ruhen werde, sagte Friedrich. Ich begann den Bau meines Weinberges mit dieser Gruft, und legte dem Baumeister strenges Geheimniß auf. Bewahren auch Sie es, Marquis, die Wenigsten, welche leben, haben genug Ehrfurcht und heilige Scheu vor dem Tode, als daß man mit ihnen davon reden möchte.

D'Argens Augen hatten sich mit Thränen gefüllt. O, Sire, möchte es noch lgnge sein, bis diese Flora von ihrer Stelle gerückt wird und sich das Grab unter ihr öffnet! rief er tief gerührt.

Der König schüttelte leise das Haupt und ein heiliger Friede strahlte von seinem Angesicht. Warum wünschen Sie das? fragte er, und indem er mit der Hand niederdeutete auf die Gruft, setzte er hinzu: quand je serais là, je serai sans souci.*)

Sans souci! wiederholte d'Argens leise und tief gerührt, niederstarrend auf die Gruft.

Der König reichte ihm lächelnd die Hand. Ich will's versuchen, auch im Leben sans souci zu sein, und zum Beweise dessen nenne ich dies Haus von heute an:

Sanssouci!

*) Poesies diverses. Edit, de Berlin. P. 318.

*) Nicolai, Anecdoten von König Friedrich II. Heft II, 203.

XLVIII.

Das Versprechen.

Es war ein wundervoller Sommertag. Die ganze Erde schien wie in einem heitern Lächeln des Glückes und der Liebe aufzuschauen zu diesem klaren blauen geheimnißvollen und doch so verheißungsvollen Himmel, der sich über ihr wölbte, und sich in den rauschenden Flüssen und den murmelnden Bächen wiederspiegelte, und die im lauen Westwind sich schaukelnden Bäume und die mit ihren vollen geöffneten Kelchen träumerisch emporstarrenden Blumen mit seinem hellsten Liebesstrahl zu grüßen schien.

Oben auf der Terrasse von Sanssouci stand der König und blickte mit leuchtenden Augen auf das wundervolle Panorama hin, das sich da zu seinen Füßen entfaltete, und das nicht bloß Gott und der Natur, sondern auch dem Geschmack und dem Kunstsinn des Königs seine Entstehung verdankte. Der König war allein, er befand sich auf seinem Schlosse Sanssouci, das heißt, er hatte für einige schöne Stunden die Last und den Glanz seines Königthums abgestreift, und war jetzt nur der Philosoph, der Sohn der Musen und des Epicur, der Gelehrte, der Weise, der Freund; mit einem Wort, wie er sich gern selber nannte: — der Abt von Sanssouci.

Wenn der König sein Lieblingshaus, sein Sanssouci bezog, ließ er am Fuße des reizenden Hügels, das seinem Hause als Fundament diente, dieses ganze Gefolge von Ehre, Sorge, Herrlichkeit und Kümmernissen zurück, das die Könige auf allen Wegen zu begleiten pflegt; mit jedem Schritte aufwärts, den er auf den Terrassen that, erheiterte sich sein Antlitz mehr und mehr; er athmete freier und leichter auf, wie Einer, der seine Brust von einer schweren und erdrückenden Last befreit fühlt, und aus dem Thale der Sorgen und Mühe sich emporhebt zu den Bergen, wo die Luft reiner und heiterer, und der Mensch dem Gottesfrieden der Schöpfung näher ist.

Das war Friedrich wirklich, wenn er diese Terrassen emporstieg, und oben angelangt, begrüßt von der im Sonnenglanz leuchtenden Inschrift seines Hauses, begrüßt von diesen zwei so lakonischen und so inhaltsreichen Worten „Sanssouci", fühlte der König, daß dieselben sich wie ein heiteres Lächeln auf sein Antlitz niedersenkten, die Falten und Sorgen, welche das Königthum auf seine Stirn gepreßt, glätteten, seinen Mund wie mit dem Kuß eines Freundes küßten, und sein Herz, welches zuweilen sich so matt und gelangweilt fühlte, wieder frischer und kräftiger schlagen machte. Dann war er wieder Er selber, das heißt der muthige Held, der weise, die Menschen liebende Herrscher, der gerechte König, der liebevolle Mensch, der edle, treue Freund, der geistvolle, heitere, sarkastische Gesellschafter, der sich am wohlsten fühlte im Kreise einer heitern angeregten und anregsamen Tischgesellschaft, gleichviel, ob dieselbe aus Fürsten und hohen Herren, oder aus Gelehrten, Künstlern und Dichtern bestand. Das Genie war für Friedrich immer ein genügendes Diplom, um Demjenigen, welchem es inne wohnte, das Prädikat „hoffähig" zu verleihen, und wenn der König, um dieses Diplom für jedes noch so blöde Auge sichtbar zu machen, dem Genie noch außerdem gern ein Adelswappen und eine Grafenkrone umhing, so wollte er vielleicht dadurch nicht so sehr das Genie, als seine Edelleute ehren, denen er die Leute von geistigem Adel und geistiger Größe als Ihresgleichen zuführte. — So hatte er den geistreichen Algarotti zum Grafen, den witzigen, feinbeobachtenden Herrn von Bielfeld zum Baron, den muthigen, geistvollen Chazot zum Grafen erhoben, so endlich hatte er an Voltaire den Kammerherrnschlüssel gesandt, damit der Etiquette Genüge geschähe, damit die Freunde Friedrich's, des Philosophen von Sanssouci, auch die Genossen und Gesellschafter des Königs von Preußen in seinen prachtvollen Schlössern, und inmitten der königlichen Prinzen und Prinzessinnen und seines hohen Adels sein dürften.

Von all diesen Vorurtheilen und Berechnungen wußte der König nichts mehr, sobald er sein Sanssouci betrat. Da wollte er vergessen, daß er der König sei, da gestattete er das sogar seinen Freunden, vorausgesetzt nur, daß sie sich immer der Achtung und Berücksichtigung erinnerten, welche man dem Manne von Genie und großer Begabung schuldig ist. Freilich hatten manche seiner Freunde dieses

Privilegium und diese Freiheit, welche der Philosoph von Sanssouci seinen Gästen gestattete, gemißbraucht, und Friedrich hatte dann wider seinen Willen sich genöthigt gesehen, mit dem zornigen und gebieterischen Blick eines Königs die allzuvertrauliche Zudringlichkeit, und die gar zu rücksichtslose Ungenirtheit seiner Genossen in ihre Schranken zurückzudrängen. Aber

Einer von diesen stets rücksichtsvollen, stets ergebenen, sich immer gleichbleibenden, sich niemals verleugnenden Freunden war der Marquis d'Argens. Der König, inmitten seines glänzenden Gefolges und seiner irdischen Herrlichkeit, ließ den Marquis niemals den Philosophen von Sanssouci vergessen, den er liebte, nicht weil er ein König, sondern weil er

es gab da auch Einige, welche niemals eine solche Lüge und einen solchen Königsblick verdient hatten, bei denen Friedrich immer gewiß sein konnte, niemals von der Vertraulichkeit die Achtung vor dem Königthum gefährdet zu sehen, und nicht nöthig zu haben in seinem Königsschlosse zu Berlin ein Betragen desavouiren zu müssen, das er in Sanssouci gestattet hatte.

für ihn der größte, der erhabenste und liebenswertheste aller Menschen war; aber bei dem einfachen, heitern und anscheinend so sorglosen Philosophen von Sanssouci vergaß der Marquis ebensowenig, daß hinter demselben der machtvolle und gewaltige König verborgen sei.

Friedrich hatte aber zu diesem Genossen seiner „Confidenztafel" das größte Vertrauen, er gestattete

ihm mehr Vorrechte, als irgend einem Andern seiner Freunde, und der Marquis war bis jetzt der Einzige, welcher, wenn der König in Sanssouci wohnte, nicht blos als Gast nach Sanssouci geladen ward, sondern auch daselbst seine Wohnung und sein Nachtquartier fand, während die übrigen Freunde entweder in dem Cavalierhause oder im Schlosse zu Potsdam logirt wurden.

So war es gewesen seit den vier Jahren, daß Friedrich seinen „Weinberg" bewohnte, seit jenem Tage, mit welchem wir den dritten Band dieser Schilderungen geschlossen haben. Man verzeihe es, wenn wir von der Freiheit des Dichters Gebrauch machend, diese vier Jahre überspringen, und den vierten Band mit dem Jahre 1750 beginnen, mit demjenigen Jahre, welches die Geschichtschreiber gewohnt sind, als das glücklichste und sonnenhellste Jahr in dem Leben König Friedrich's des Zweiten zu bezeichnen. — Aber man weiß wohl, daß das Glück immer nur der schönen Purpurrose gleicht, welche, trotz ihrer Schönheit, mit der sie uns erfreut, doch immer auch ihre Dornen hat, mit denen sie uns verwundet; man weiß wohl, daß der sonnenhellste Tag nicht blos in den Gärten und Lusthainen, sondern auch auf den Gräbern Blumen sprießen macht, und wenn wir diese Letzteren pflücken und damit unser Haupt bekränzen, wer will dann entscheiden, ob wir das thun aus Freude an der Gegenwart oder aus treuer Anhänglichkeit an die Vergangenheit.

Der König allerdings schien glücklich und heiter, aber diese vier Jahre, in denen wir ihn nicht gesehen, waren doch nicht spurlos an seinem Haupte vorübergegangen, sie hatten einen leisen Schatten auf seiner hohen Stirn zurückgelassen und seinen sonst so lächelnden und jugendlichen Lippen einen mehr geschlossenen und strengen Ausdruck gegeben. Der jetzt achtunddreißigjährige König war noch immer der edle schöne Mann, aber von seinem Antlitz war der Sonnenschein gewichen, und sein Auge, welches sehr wohl noch die Blitze des Zeus zu schleudern wußte, hatte nicht mehr jenes sanfte bezaubernde Feuer, mit welchem die Götter selbst nur von der Venus begnadigt werden konnten. — Gleich dem Polykrates hatte der König, um sein Geschick zu versöhnen, das Liebste, was er hatte, ins Meer geschleudert, aber er war dadurch um sein schönstes Juwel, er war um die Liebe ärmer geworden, und wenn auch vielleicht die Krone auf seinem Haupte dadurch fester saß, so hatte doch sein Herz eine Wunde empfangen, welche wohl vernarbte, aber in ihrer Vernarbung gerade sein Herz zu verhärten begann.

Aber nicht an diese zurückgelegten vier Jahre, nicht an deren heimliche Schmerzen und von Niemandem gewahrte Enttäuschungen und Resignationen dachte der König, als er jetzt, verklärt vom Glanz der Abendsonne auf der Terrasse von Sanssouci stand, und das herrliche Panorama, das ihn umgab, mit strahlendem Auge überschaute.

Das ist schön, wirklich schön, sagte er zu sich selber, und ich denke, Voltaire wird finden, daß die Sonne in Sanssouci fast eben so warm, wie in Cirey scheint, und daß man hier auch heiter und zufrieden leben kann, wenn wir hier auch keine divine Emilie haben, welche abwechselnd mit Kindern und mit gelehrten Büchern in die Wochen kommt.*) Ach, ich wollte, er wäre erst hier, denn so lange ich ihn nicht sehe, glaube ich nicht an sein Kommen.

In diesem Augenblick bemerkte der König neben sich den Schatten einer menschlichen Gestalt, den die Abendsonne zu einer wahren Riesenlänge über die Terrassen hinzog. Der König wandte sich hastig um, und begrüßte mit einem freundlichen Kopfneigen den Marquis d'Argens, der eben aus dem Schlosse getreten war, und sich eilig dem König näherte.

Sie sind liebenswürdig, Marquis, sagte der König lächelnd. Sie sind so schnell von Ihrer Fahrt nach Berlin zurückgekehrt, daß man wahrhaftig meinen sollte, die Liebe habe Ihnen ein Paar Flügel verliehen, um schneller hier zu sein.

Der Marquis stutzte ein wenig, das glückliche Lächeln verschwand für einen Moment aus seinem Angesicht, und er warf einen fast erschrockenen Blick auf das Antlitz des Königs. Dies indessen trug nur den Ausdruck der Heiterkeit und des Wohlwollens, und nicht die kleinste Spur einer Drohung war in seinen Blicken.

Der Marquis nahm daher wieder seine heitere Miene an. Gewiß, sagte er, hat mir die Liebe Flügel verliehen, denn sie wußte wohl, daß ich zu dem Gegenstand meiner heißesten und aufrichtigsten Anbetung, daß ich zu Euerer Majestät zurückkehren wollte, und wärs auch nur, um zu Ihren Füßen ein Füllhorn von Neuigkeiten auszuschütten.

Ach, es giebt also etwas Neues, sagte der König

---

*) Voltaire lebte seit zehn Jahren in Cirey bei seiner Freundin, der Marquise Emilie du Chatelet Lamont, einer sehr gelehrten Dame, welcher Voltaire so sehr ergeben war, daß er, um sich nicht von ihr trennen zu müssen, die Einladungen des Königs, nach Sanssouci zu kommen, immer ausschlug. Im Jahre 1749 gebar die Marquise nach zwanzigjähriger Ehe, in ihrem fünfundvierzigsten Jahre, ihr erstes Kind. Zwei Stunden nach der Geburt ihres Sohnes setzte sie sich an ihren Schreibtisch, um eine angefangene philosophische Abhandlung über das Newton'sche Natursystem zu vollenden. Die Folge davon war, daß sie erkrankte, und zwei Tage nachher am Kindbettfieber starb. — Erst nach ihrem Tode nahm Voltaire die Einladung des Königs, nach Sanssouci zu kommen, an.

heiter. Sehen Sie also, wie Recht ich gethan habe, Sie als Gesandten an diese erhabene Göttin Fama abzusenden. Sie hat Ihnen einige Geschenke für mich mitgegeben. Lassen Sie also sehen, worin dieselben bestehen!

Zuerst dasjenige, von dem ich leider weiß, daß es Euerer Majestät als das köstlichste Kleinod erscheinen wird. — Voltaire ist in Berlin angekommen, und wird morgen in der Frühe hier sein.

Des Königs Antlitz strahlte vor Vergnügen, aber er war zartsinnig genug, jede Aeußerung seiner Freude zurückzuhalten. Sie fügen Ihrer Nachricht das Wort „leider" hinzu? fragte er. Sie bedauern es also, daß Voltaire zu mir kommt?

Der Marquis schwieg eine Weile, und senkte gedankenvoll sein Haupt. Als er dann wieder emporhob, leuchtete es in seinen Augen wie eine Thräne.

Ja, sagte er, ich bedauere es, Sire, ich bedauere es, wie man am Abend eines wundervollen Tages den Untergang der Sonne, wie schön er immer sein mag, doch mit Wehmuth und Bedauern begrüßt, weil man nicht weiß, ob der Tag, welcher da kommen wird, dem schönen Tage, welcher eben zu Ende geht, gleichen wird. Sire, morgen geht über Sanssouci eine neue Sonne auf und sie bringt einen neuen Tag. Ich beklage den, welcher heute zu Ende geht!

Eifersüchtig! sagte der König kopfschüttelnd, indem er die Hände auf dem Rücken faltete, und langsam und schweigend am Rande der Terrasse auf und nieder ging. Der Marquis schaute ihm mit traurigen Blicken zu, und wagte es nicht, ungerufen an seine Seite zu treten.

Plötzlich blieb der König vor ihm stehen und legte die Hand auf die Schulter des Marquis. Sie haben Recht, sagte er, es beginnt morgen für uns Alle hier ein neuer Tag, und eine neue Sonne wird über Sanssouci emporleuchten. Aber ich fürchte, daß diese Sonne sich sehr bald unter Wolken verbergen, und daß der neue Tag vielleicht sehr stürmisch endigen wird. Voltaire ist das letzte Ideal meiner Jugendjahre! Gebe Gott, daß ich es nicht auch als ein zerfetztes Zerrbild zu den andern werfen muß! Gebe Gott, daß der Mensch Voltaire nicht den Genius Voltaire von dem Altar hebt, den ich ihm mit bereitwilligen Händen in meinem Herzen errichtet habe, und daß der Cyniker und Geizhals Voltaire nicht diesen Altar zerstört, um in seinem Fundament nach einigen Goldstücken und Pretiosen zu wühlen. Ich habe eine schlimme Ahnung, als ob es so kommen müßte, und als ob die Trümmer des zerstörten Altars zerschmetternd auf mein eigenes Herz zurückfallen würden. Denn was Ihr auch immer sagen mögt, und wie sehr die Menschen daran genagt und gerüttelt haben, ich habe noch immer ein Herz!

Und welch ein edles, großes und schönes Herz! rief d'Argens tief bewegt. Welch eine Fülle von Liebe, von Poesie, von Großmuth und Erbarmen ist in dem Herzen meines Königs.

Davon, Marquis, dürfen Sie Voltaire nichts verrathen, sagte der König lächelnd, denn ich fürchte, er würde mich um deswillen verspotten, und seine giftige Satyre, wie er es schon ein Mal gethan, über mich ergießen. Voltaire ist geizig! Das gefällt mir nicht! Denn der Geiz ist ein unedler Rost, welcher das edelste Metall zuletzt verdunkelt und unkenntlich macht. Die Geizigen zudem lieben nichts als Sich Selber, und so fürchte ich, kommt Voltaire nicht zu mir, weil er mich liebt, sondern weil ich ihm ein bedeutendes Jahrgeld zugesichert, und ihm auf sein Verlangen viertausend Thaler Reisegeld gesandt habe.

Jetzt, Sire, thun Sie ihm Unrecht, rief der Marquis, mehr noch, Sie thun Sich selber Unrecht. Voltaire ist groß und genial genug, um nicht auf Ihre Krone, sondern auf die Stirn, welche sie trägt, zu blicken, und er betet Sie an, nicht weil Sie der König, sondern weil Sie der große, erhabene Mann, weil Sie der Held, der Dichter, der Gelehrte und Philosoph und endlich auch der edle Mensch sind!

Ah, was für ein Kind Sie noch immer sind, Marquis, sagte Friedrich mit einem wehmüthigen Lächeln. Sie glauben noch an die uneigennützige Zuneigung der Menschen untereinander? Aber freilich, Sie haben wohl ein Recht dazu, denn Sie zum Mindesten sind einer solchen Zuneigung fähig, und ich bin wahrhaftig eitel genug zu glauben, daß Sie mir dieselbe zugewandt haben.

Gott sei gelobt für dieses Wort, rief d'Argens freudestrahlend. Jetzt mögen Voltaire und die sieben Weisen, jetzt möge meinetwegen Vater Abraham selber kommen, Ihr Isaak fürchtet Niemand mehr, denn mein König glaubt an mich und meine anbetungsvolle Zärtlichkeit.

Ja, sagte der König, noch glaube ich an Sie, und schlimm wärs, wenn auch Sie mich eines Tages enttäuschen wollten, denn ich würde dann keinem Menschen mehr glauben. Ihr gutes Gesicht, und — daß ich's Ihnen sage — auch Ihre Liebe sind mir nothwendig, und ich denke, ich werde dieselbe zuweilen als das Perseusschild benutzen, um es dem Medusenantlitz entgegen zu halten, zu welchem die ganze Menschheit und die ganze Welt sich mir immer mehr und mehr verzerrt. Sie dürfen mich daher niemals verlassen, Sie müssen immer bei mir bleiben. Ich bedarf Ihrer guten Augen, Ihres heitern Lächelns, Ihrer kindischen Thorheiten und Ihrer weisen

Erfahrungen. Ich bedarf eines Pylades, denn ich glaube wohl, daß ein Stückchen Oreſtes in mir verborgen iſt. Nun alſo, Pylades, ſchwören Sie mir, daß Sie mich niemals verlaſſen, daß Sie von heute an kein anderes Vaterland mehr haben wollen, als Preußen, keine andere Heimath, als Potsdam und Sansſouci!

Ah, Euere Majeſtät fordern zu viel, rief d'Argens mit Thränen in den Augen. Ich kann mein Vaterland nicht abſchwören, ich kann meine Provence nicht verleugnen. Sie wiſſen es wohl, Sire, daß es mir damit geht, wie dem Schweizer mit ſeinem Kuhreigen. Wenn er ihn in ſeiner Heimath hört, ſo hüpft ihm das Herz vor Freuden, und wenn er ihn in der Fremde vernimmt, ſo füllen ſich ſeine Augen mit Thränen. So geht es mir mit der beau soleil de ma Provence. Schon die Erinnerung an ſie erwärmt mir das Herz, und ich meine, wenn ich dereinſt als ein alter erkalteter Greis meine ſchöne Heimathsſonne wiederſehe, ſo werde ich wieder jung und wieder warm werden. Wollen Euere Majeſtät daher nicht verlangen, daß ich auf immer meiner Heimath entſage.

Sie lieben Ihre Sonne der Provence alſo doch mehr als mich? ſagte Friedrich mit einem leichten Stirnrunzeln.

O, Euere Majeſtät ſagen das, und doch habe ich ihr den Rücken gewandt und jauchze vor Glück, wenn die Sonne des Nordens einen Strahl ihres Auges auf mich fallen läßt! Sire, laſſen Sie mein Leben mich im Glanze der Sonne des Nordens hinbringen, aber geſtatten Sie mir die Gnade, unter der Sonne meiner Heimath ſterben zu dürfen!

Sie ſind ein wunderlicher Mann, ſagte Friedrich lächelnd. Wie wollen Sie denn wiſſen, wann Sie ſterben werden, und wann es alſo Zeit für Sie iſt, nach der Provence zurückzukehren?

Man hat mir einſt prophezeiht, ich würde ſehr alt werden, und Euere Majeſtät wiſſen wohl, daß ich an Prophezeihungen glaube.

Was nennen Sie alt, Marquis? Zacharias war bekanntlich achtzig Jahre, als ihm ſein jungfräuliches ſiebenzigjähriges Weib ihr erſtes Kind gebar.

Gott behüte mich vor ſolcher überreifen Jugend und ſolchem jungfräulichen Weibe, Sire. Ich bin's zufrieden, wenn mein Herz noch jung bleibt bis zu meinem ſiebenzigſten Jahr, und noch Kraft bis dahin hat, Euere Majeſtät zu lieben und ſich Ihrer Größe zu freuen. Dann aber, Sire, dann werde ich alt werden und kalt, und dann iſt's Zeit, daß meine Heimathsſonne mich und mein Grab erwärmt. Sire, wenn ich ſiebenzig Jahre alt bin, dann erlauben Sie Ihrem treueſten und ergebenſten Unterthan, ſich wieder zu erinnern, daß Frankreich ſein Vaterland iſt, und dort ſein Grab zu ſuchen, wo ſeine Wiege geſtanden hat.

Siebenzig Jahre! Und wie alt ſind Sie jetzt?

Ah, Sire, ich bin noch jung, erſt ſechsundvierzig Jahre. Sie ſehen alſo wohl, daß ich nur einen Vorwand ſuchte, um mir von Euerer Majeſtät zu erbitten, eine halbe Ewigkeit zu Ihren Füßen ſitzen und Sie anbeten zu dürfen!

Sechsundvierzig Jahre! Das macht alſo vierundzwanzig Jahre, die Sie bei mir ausharren wollen. Vierundzwanzig! Ich werde dann zweiundſechzig Jahre alt ſein, das heißt, ich werde ein verknöchertes Herz, eine unerſchütterliche Menſchenverachtung und gar keine Illuſionen mehr haben. Marquis, ich glaube, daß ich Sie alsdann entbehren kann! Sei's alſo drum, Sie bleiben bei mir, bis Sie ſiebenzig Jahre alt ſind. Ihr Wort darauf, Marquis?

Ah, haben Euere Majeſtät vielmehr die Gnade, mir zu verſprechen, daß Sie mich nicht früher gehen heißen wollen!

Ich verſpreche es Ihnen, und ich habe alſo Ihren Schwur dagegen?

Sire, Sie haben ihn! An dem Tage alſo, wo ich mein ſiebenzigſtes Jahr antrete, werde ich Euerer Majeſtät meinen Taufſchein ſchicken, welcher dann zugleich mein Todtenſchein ſein wird. Sie werden dann ſagen: „der Marquis d'Argens iſt todt", und ich werde hingehen, mich in der Provence begraben zu laſſen.*)

Und vorher, nicht wahr, werden Sie devot und religiös werden?

Ja, Sire, ich werde auf das Devoteſte alle Ihre Güte für mich anerkennen, ich werde der religiöſeſte Anbeter alles Deſſen ſein, was Euere Majeſtät zum Wohl der Menſchheit, der Wiſſenſchaft und des Ruhms gethan haben und thun werden!

Gut! Aber es giebt in dieſer Welt noch eine andere Religion, der Sie bis jetzt nicht mit großem Eifer anhangen. Werden Sie damit endigen, die Maske derſelben vorzunehmen, und ſich ihren Satzungen, die Sie indeß Ihr ganzes Leben hindurch bekämpft haben, zu unterwerfen? Werden Sie ſogar, wenn Sie dem Tode nahe ſind, die Ceremonien beachten, welche Ihre Religion Ihnen vorſchreibt?

Der Marquis antwortete nicht ſogleich. Er ließ ſeine Blicke über das ſchöne herrliche Panorama zu ihren Füßen hinſchweifen, auf welches eben die Sonne ihre letzten glühenden Purpurſtrahlen ergoß. Da iſt Gott, Sire, rief er begeiſterungsvoll, da iſt er gewiß und ſicherlich! Warum ſind die Menſchen es nicht zufrieden, ihn anzubeten, wo ſie gewiß ſind, ihn zu

*) Thiébault. V. 360.

finden! Warum suchen sie ihn in einem Hause von Stein und —

Und in einer Oblate von Mehl und Wasser? unterbrach ihn der König. Sagen Sie, werden Sie ihn da auch eines Tages suchen, Marquis?

Ja, Sire, sagte d'Argens nach kurzem Besinnen. Ich werde mich dazu entschließen, aus Freundschaft für meinen Bruder und aus Interesse für meine Familie.

Das heißt also, daß Sie die Interessen der Philosophie verrathen, daß Sie ihr ungetreu werden wollen?

Es wird so scheinen, Sire, aber kein Mann von Geist und Ueberlegung wird sich von dieser anscheinenden Untreue dupiren lassen; wenn die Rolle, die ich spielen werde, Anfangs auch nicht noble und würdig erscheinen mag, so wird man sie doch um der Motive willen, die mich dazu veranlaßten, entschuldigen müssen, und jedenfalls wird es nicht mein Unrecht sein, wenn die thörichten Menschen mir nur die Alternative gelassen haben, zu heucheln, oder meinen Verwandten, die ich liebe und von denen ich geliebt werde, sehr viel Ungemach zu bereiten. Ich werde also aus Liebe zu meiner Familie als ein Heuchler sterben.*) Aber, Sire, weshalb wollen wir vom Sterben reden? Weshalb die heiligen und lächelnden Geister der Griechen und Römer, welche ihren neuesten Tempel, welche Sanssouci umschweben, beunruhigen, indem wir ihnen das Knochengerippe mit der Hippe entgegenstellen?

Sie haben Recht, Marquis! Fort mit dem edlen Gespenst; noch gehört uns das Leben! Ah! und ein schönes Leben soll das werden! Als gelehrige Schüler wollen wir zu den Füßen Voltaire's sitzen, und von ihm lernen, wie man mit einem Satyrslächeln sich den Schmerz verscheuchen und mit ächter Dichterbegeisterung sich das Leben zum Paradiese lügen kann! Erzählen Sie mir jetzt weiter von den großen Neuigkeiten, die Sie mir aus Berlin mitgebracht haben.

Nun, Sire, Voltaire ist nicht der einzige Stern, welcher über Berlin aufgegangen ist. Es giebt da auch noch Kometen, welche zuweilen am Himmel leuchten, dann eine Zeitlang verschwinden, dann aber am Himmel wieder emporleuchten, um auf's Neue Unfug, Zwist und Krieg auf Erden zu verbreiten. Ich fürchte, daß der Komet, welcher jetzt in Berlin wieder aufgegangen, sehr viel Zank und Aerger bringen wird.

Der König heftete seine großen feurigen Augen mit einem durchbohrenden Ausdruck auf das Antlitz des Marquis. Sie sprechen in Räthseln, sagte er. Wer ist der Komet, der wiedergekehrt ist?

Sire, ich weiß nicht, welchen Namen ich ihr geben soll. Denn sie selber nennt sich mit einem Namen, den die ganze Welt ihr bestreitet, und von dem sie dennoch schwört, daß er ächt sei.

Sie! Es ist also eine Frau, von welcher die Rede ist?

Sire, und eine Frau, welche wir lange Jahre für eine Göttin oder zum Mindesten für eine Fee gehalten haben. Barbarina ist aus England zurückgekehrt!

Ist sie das! sagte der König gleichgültig, aber er wandte sich um und ging langsam, mit zurückgelehntem Haupt, emporschauend zum Himmel, am Rande der Terrasse entlang. Am Ende derselben blieb er stehen, und die Arme ineinanderfaltend, blickte er lange hinaus auf die Gegend, die in ihrer ruhigen, stillen Schönheit sein Auge erquickte und die Stürme seines Innern sänftigte. Der Marquis stand in der Ferne und schaute mit liebevollen Blicken hinüber zu dem König, dessen edles Antlitz eben, vom letzten Strahl der Abendsonne getroffen, wie in einer Verklärung leuchtete. In den Bäumen erhob sich eben jener schnelle, wirbelnde Wind, welcher das Untergehen der Sonne zu begleiten pflegt, und gleichsam der letzte krampfhafte Todesseufzer des sterbenden Tages ist. Dieser Wind durchzitterte wie ein Wehelaut die friedliche Stille ringsum, er unterbrach das tactmäßige Plätschern der Cascaden und Springbrunnen, und wie er durch die Bäume rauschte, nahm er aus ihren grünen Kronen die ersten gelben Blätter, die darin wie die ersten weißen Haare im Scheitel einer schönen Frau sich verborgen gehalten, hervor und trieb sie in muthwilligem Spiel vor sich her. Ein solches welkes Blatt fiel zu den Füßen

*) Der Marquis, welcher sich nach seinem siebenzigsten Jahre wirklich mit seiner Frau nach der Provence zurückzog, starb dort, und die Zeitungen beeiferten sich zu verkünden, der Marquis sei als ein guter Christ, und seinen Unglauben und seine Philosophie abschwörend, gestorben. Der König verlangte darüber in einem eigenhändigen Briefe an die Wittwe des Marquis nähere Auskunft. Die Marquise gesteht in ihrem Antwortschreiben allerdings zu, daß ihr Mann die letzte Oelung empfangen habe; aber sie fügt hinzu, daß dies geschehen sei, als ihr Gemahl schon mit dem Tode rang, nicht mehr hören und sehen konnte, und sie, überwältigt von Schmerz, das Sterbezimmer verlassen hätte. Da habe der Abbé, der Freund ihres Bruders, der diesen Moment förmlich belauert hätte, sich an das Bett des Sterbenden begeben, und ihm die letzte Oelung gegeben. „Ach, Sire, fügt sie hinzu, welch ein Land ist dies! Man geht so weit, mir zu sagen, daß der größte Dienst, den ich meinem Gatten erzeigen könnte, der wäre, Alles zu verbrennen, was von seinen Schriften noch übrig sei, und auch die Gemälde, welche er mitgebracht, den Flammen zu übergeben. Denn je mehr man Sündhaftes hier auf Erden verbrenne, desto weniger müsse man selber in der Hölle brennen ꝛc." Oeuvres posthumes. XII, 316.

des Königs nieder. Er hob es auf, und es mit sinnenden Blicken betrachtend, schritt er langsam wieder die Terrasse entlang und näherte sich dem Marquis.

Sehen Sie da, Freund, sagte er, das schön geformte, von der Verwesung mit gelben Tinten abschattirte Blatt dem Marquis entgegenhaltend, sehen Sie da, Freund, das ist mir Barbarina. Ein welkes Blatt meiner Vergangenheit, weiter nichts. Homer hat wohl Recht, wenn er die Herzen der Menschen den welken Blättern im Winde vergleicht. Auch Barbarina ist ein solches welkes Blatt, ich hebe es auf und lege es in das Herbarium meiner Erinnerungen, und freue mich, wenn der Staub des Lebens von ihm abgefallen, an seinem kunstvollen Geäder und seiner herrlichen Formation. — Und jetzt, nachdem Sie das wissen, Freund, jetzt erzählen Sie mir! Warum ist die Signora zurückgekehrt? Kommt sie allein oder mit ihrem Gemahl, dem Lord Stuart Mackenzie?

Sie ist mit ihrer Schwester zurückgekehrt und Lord Stuart ist nicht ihr Gemahl. Man sagt, er sei bereits mit einer reichen Schottländerin vermählt gewesen, als Barbarina in England ankam.

Der König lachte. Und die Menschen verlangen noch, daß man ernsthaft bleibe, wenn sie von der Ewigkeit ihrer Liebe reden, sagte er. Hat dieser kleine schwärmerische Lord nicht Himmel und Erde verschworen, um die Signora an die Unsterblichkeit seiner Liebe glauben zu machen, war er nicht fast dem Wahnsinn nahe, als ich ihm seine Schöne aus Venedig entführen ließ, machte er mich nicht deshalb für sein Leben und seinen Verstand verantwortlich, wenn ich ihm meine Tänzerin nicht auslieferte, damit er sie mit einer kunstvollen Pirouette unter die ehrwürdigen und tugendreichen Ahnfrauen im großen Ahnensaal seines Schlosses als Lady Stuart aufhängen könnte, und jetzt! — Jetzt kann Barbarina Gevatter stehen bei Lord Stuart's Erstgebornem!

Oder er bei Barbarina's Erstgebornem! Denn, wie man sagt, ist die Signora verheirathet.

Mit wem?

Mit dem Regierungsrath von Cocceji!

Unsinn! Wo hätte er sich mit ihr verheirathen sollen! Er hat Berlin nicht verlassen und sie war in England! Aber Sie haben Recht, ihre Rückkehr wird uns viel Zank und Unfrieden bringen, und ich sehe da schon das ganze Ahnengeschlecht der Cocceji ihre Hände aus dem Grabe emporstrecken, um diese Tänzerin zu bedrohen, welche es wagen will, ihre Tochter zu werden. Nun, der Cocceji wird so gut vernünftig und abgekühlt werden, wie es der Lord Stuart geworden ist. Es kommt Alles darauf an, daß man seinem Feuer Zeit gönne, sich abzukühlen und auszubrennen. Diese Gunst wird seine Familie wohl von mir begehren, und ich denke, ich werde sie ihr gewähren müssen. Aber lassen Sie uns jetzt ins Haus gehen, Marquis. Die Sonne ist untergegangen und mich friert. Ich weiß nicht, ob von der Abendkühle oder von Ihren Nachrichten. Kommen Sie, lassen Sie uns vorher noch einige Male auf- und niedergehen, und dann sollen Sie mir in der Bibliothek nachhelfen an der letzten Strophe eines Gedichts, das ich zur Begrüßung Voltaire's entworfen habe. Runzeln Sie nicht die Stirn, Marquis! Lassen Sie mich immerhin seine Ankunft besingen, wer weiß, ob ich es mit seiner Abreise ebenso machen werde. Ich freue mich auf sein Hiersein und doch fürchte ich es. Muß man ja doch die Sonne nicht zu nah und zu scharf betrachten, wenn man keine Flecken an ihr finden will. Vielleicht auch sind wir zu gleich geartet, um in Harmonie und Frieden miteinander leben zu können. Nur das Verschiedene zieht sich an und und das Gleiche stößt sich ab. Glauben Sie mir nur, ich werde mit Voltaire nicht, wie mit Ihnen, noch vierundzwanzig Jahre friedlichen Zusammenlebens haben. Vierundzwanzig Jahre, vergessen Sie das nicht, vierundzwanzig Jahre gehören Sie mir!

Nein, Sire, so lange ich lebe, gehöre ich Ihnen, bin ich Ihr Sclave, den Sie nicht mit Gold, sondern mit Ihrem großen, edlen Selbst erkauft haben. So lange ich lebe, ist mein Herz bei Ihnen, wenn auch der siebenzigjährige Greis nach der Provence zu seinem Grab geflüchtet ist. Aber, Sire, ich möchte Euere Majestät in dieser Stunde noch um eine andere Gnade anflehen!

Sprechen Sie, Marquis, nur seien Sie nicht so grausam, etwas zu fordern, was ich Ihnen nicht gewähren kann!

Sire, wenn es der Natur gefallen sollte, mich abzurufen und zu vernichten, noch ehe ich mein siebenzigstes Jahr erreicht habe, wenn ich hier sterben sollte, so gewähren mir Euere Majestät die Gnade, mich nicht auf einem dieser ernsthaften, düstern, schweigenden und todten Kirchhöfe begraben zu lassen, wo Schädel neben Schädel liegt, und bei der berühmten Auferstehung Jeder Gefahr läuft, sich fremde Knochen anzueignen und den jüngsten Tag gleich als Dieb anzutreten. Nein, Sire, lassen Sie mich auch im Tode noch Individuum bleiben und nicht in der Masse verloren gehen. Sterbe ich hier, nun so gönnen Sie mir die Gnade, dort begraben zu werden, wo ich lebend die seligsten Stunden genoß. Lassen Sie mich nach einem langen, vielbewegten Tage die Nacht der Unsterblichkeit im Garten von Sanssouci durchträumen!

So sei es, mein Freund, sagte der König bewegt. Dort, wissen Sie wohl, unter der Statue der Flora

ist mein Grab. Wo soll das Ihre sein? Wählen Sie sich eine Stelle!

Wenn ich wählen darf, Sire, so möchte ich dort drüben unter jener schönen Vase von Ebenhecht begraben werden.

Der König nickte ihm lächelnd Gewährung zu. Kommen Sie, sagte er, indem er den Arm des Marquis in den seinen legte, kommen Sie! Wir wollen zu jener Vase gehen, und ich will die Hand auf dieselbe legen und sie zu Ihrem Grabmahl weihen.

Schweigend gingen sie die Plattform entlang, an der Statue der Flora vorüber, welche d'Argens mit einem ehrerbietigen Neigen des Kopfes, der König mit einem Lächeln begrüßte. Wie sie aber jetzt die zwei kleinen Stufen hinabschritten und dieses von grünem Rasen umhegte Rondel betraten, blieb der König stehen und schaute sinnend nieder auf die Steinplatte, welche er eben mit seinem Fuße berührte.

Seien Sie andächtig und fromm an dieser Stelle, sagte er. Wir stehen hier am Grabe meiner treuesten Freundin, die uns Beiden vorangegangen ist in die Seligkeit des ewigen Schlafes. Hier liegt Biche begraben! Den Hut ab, Marquis! Sie liebte mich und war mir treu bis zum Tode. Wer weiß, ob ich unter meiner Flora und Sie unter Ihre Vase das Lob verdienen, was ich aus ganzer Seele meiner Biche nachrufe: Sie war ein treues und ein edles Herz! *)

*) Nicolai: Anecdoten. Heft II. 202.

XLIX.

Voltaire und sein königlicher Freund.

Der König hatte sich heute früher wie sonst in seine Bibliothek zurückgezogen. Er hatte seine Cabinetsräthe in der Frühe des Morgens, eine Stunde vor der gewöhnlichen Zeit, zu sich beschieden, dann hatte er seine Minister empfangen und mit ihnen gearbeitet, und froh endlich, diese Pflichten seines königlichen Amtes beendet zu haben, war er in seine Bibliothek gegangen, um die Zeit, welche ihm heute mit Schneckenlangsamkeit vorwärts zu kriechen schien, mit Lectüre und Schreiben zu tödten.

Der König erwartete Voltaire. Er wußte, daß derselbe bereits in Potsdam angelangt sei, und dort in den für ihn im königlichen Schlosse eingerichteten Zimmern nur ein wenig ausruhe, um dann nach Sanssouci zu kommen und seinen königlichen Freund zu begrüßen.

Der König sah diesem ersten Begegnen Voltaire's nach jahrelanger Trennung indessen mehr mit schmerzlicher, angstvoller Beklommenheit, als mit freudiger Ungeduld entgegen. Voltaire's Ankunft zu längerem Aufenthalt war ein seit Jahren von Friedrich begehrtes und glühend erstrebtes Ereigniß, und jetzt, da es sich seiner Erfüllung nahte, zitterte der König fast davor, wie vor einem Schreckniß, fühlte er sein Herz beklemmt und fast kummervoll. Was bedeutete das? Wie kam es, daß diese Freundschaft, die man seit sechszehn Jahren so vielfach betheuert, so excentrisch und begeisterungsvoll einander gelobt hatte, jetzt an dem Ziele ihrer Wünsche angelangt, dennoch den König nicht befriedigte, sondern ihn mit einem eisigen Hauche des Todes und der Vernichtung anwehte?

Der König, wie sehr er immer auch von Bewunderung und Anbetung für das Genie des großen französischen Dichters Voltaire durchdrungen war, der König fühlte jedoch, daß diese Bewunderung dem Menschen Voltaire vielleicht schaden könnte, weil dieser derselben nicht genügen möchte. Er ahnte, daß die Wirklichkeit und das tägliche Zusammensein sich wie ein erkältender Mehlthau auf diese seltene Wunderblume einer Freundschaft zwischen dem König und dem Dichter legen könnte, einer Wunderblume, welche man so viele Jahre der Trennung mit glühenden Betheuerungen und feurigen Erklärungen genährt und erwärmt hatte, und die man jetzt aus

diesem Treibhause des imaginairen und brieflichen Lebens an die Wirklichkeit und zur Wahrheit verpflanzen wollte. Und doch fehlte dieser Freundschaft schon das Fundament der Wahrheit und Wirklichkeit, doch hatte sie keinen Boden mehr unter sich, sondern schwebte wie ein schillerndes Phantom in der Luft, wie eine köstliche Fata Morgana, deren glänzende Tempelhallen und Säulen bald wieder in Nebel und Duft zerfließen sollten!

Und in diesen Tempelhallen der Fata Morgana wollten die beiden größten Geister, die beiden vorurtheilslosesten Freidenker, die beiden genialsten Philosophen ihres Jahrhunderts, den Cultus der Freundschaft begehen? In diesem Tempel von Nebelduft wollten sie einander umarmen, während doch das zweischneidige Schwert des gegenseitigen Mißtrauens und Argwohns schon zwischen ihnen hing und mit seinem unheimlichen Blitzen und Funkeln sie Beide hätte zurückschrecken sollen. Beide glaubten sie nicht mehr an die Tiefe ihrer Freundschaft, und dennoch, je weniger sie daran glaubten, mit desto beredteren Worten sprachen ihre Lippen von der Ewigkeit und Unvergänglichkeit derselben. Jeder von ihnen sagte zu sich: „ich allein will die Früchte dieser Freundschaft genießen und dem Andern nur die Blüthen derselben geben.“ Beide bedachten sie nicht, daß solche Blüthen immer nur künstlich, geruchlos und bald verblüht sein müßten, wie glänzend sie beim ersten Anblick auch erscheinen möchten.

Der König konnte Voltaire nie verzeihen, daß er einst, im jugendlichen Ungestüm seiner Begeisterung, sich so weit herabgelassen hatte, Voltaire die Hand zu küssen *), und daß der stolze, ehrgeizige Dichter diese Huldigung laut ausgeprahlt hatte in die Welt, während er sie als ein zugleich heiliges und gefährliches Geheimniß in dem tiefsten Schrein seines Herzens hätte verbergen sollen.

Voltaire zürnte dem König, weil er jüngst erst an den jungen Dichter d'Arnaud ein Gedicht gemacht, in welchem er Voltaire die „untergehende“, d'Arnaud „die aufgehende Sonne“ nennt. **)

Und doch liebten sie Beide einander, und doch wollten sie jetzt diese Liebe langer Jahre bethätigen, indem sie dieselbe auf den Prüfstein steten Beisammenseins und ununterbrochener Gemeinschaft legten.

Der König also erwartete Voltaire, und wie er jetzt das Heranrollen eines Wagens, dann das Oeffnen der Thüren, das Geräusch sprechender Stimmen vernahm, sprang er mit Heftigkeit von seinem Sitz empor und näherte sich, dem ersten Impuls seiner Freude nachgebend, der Thür, um Voltaire entgegenzueilen. Aber schon auf der Schwelle der Thür angelangt, blieb er stehen und überlegte.

Nein, sagte er dann, ich werde ihm nicht entgegengehen. Vielleicht würde er mich damit nur verspotten, vielleicht würde er sich dessen rühmen.

Und mit traurigen Mienen kehrte der König zu seinem Lehnsessel zurück und nahm wieder das Buch zur Hand, in welchem er zuvor gelesen.

Jetzt klopfte es an die Thür, jetzt erschien der Lakay und meldete den Herrn von Voltaire, — und nun, diese Gestalt, die da auf der Schwelle erscheint, dieser Mann mit der etwas zusammengedrückten schmalen Brust, dem von Alter oder Krankheit gebeugten Nacken, dieser Mann mit dem wunderbaren Antlitz, von dem man nicht weiß, ob es das Antlitz eines Satyrs oder eines Halbgottes ist, dessen Augen bald von einem göttlichen, bald von einem dämonischen Feuer leuchten, dessen Mund sich bald zu einer erschreckenden Grimasse, bald zu einem bezaubernden Lächeln öffnet, dieser Mann ist Voltaire.

Wie der König diesen wunderbaren sprühenden Augen mit seinen Blicken begegnete, vergaß er Alles, sein Königthum und seine Würde und Voltaire's Eitelkeit und Bosheit. Es war für ihn nur noch der große Dichter, das staunenswürdige Genie, und mit diesem Gefühl eilte er Voltaire entgegen, öffnete er ihm die Arme und drückte ihn zärtlich an seine Brust.

Willkommen, willkommen, mein Herr und Meister! rief der König. Ich empfange Sie, wie es dem Schüler geziemt, in meiner Schulstube, umgeben von den Büchern, dessen verschlossene und räthselhafte Weisheit Sie, mein Lehrer, mir ausdeuten und erklären sollen.

Im Gegentheil, Sire, sagte Voltaire mit seinem einnehmendsten Lächeln und seiner sanftesten Stimme, im Gegentheil, Sire, Sie empfangen mich mit allem Prunk Ihres Königthums, sitzend auf einem Thron, den Euere Majestät nicht ererbt, sondern erobert haben. Auf dem Thron der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, bekränzt mit dem Lorbeer, den die Götter nur den Helden und den Dichtern aufbewahren. Ah, mein Auge wird geblendet von dem Glanz, der mich hier umgiebt, ich beuge mich in Demuth vor diesem schönen Haupt, das zu gleicher Zeit zwei Kronen trägt und in zweien Reichen herrscht. Sire, empfangen Sie mich als den Abgeordneten aus diesem Reich der Dichter, dessen Krone Sie mit so viel Erhabenheit und Anmuth tragen!

Der König lächelte. Lassen Sie mich Ihren Mitbürger und Kampfgenossen in der Republik der Geister sein, sagte er. Wenn ich sonst die Republiken für ein Unding und eine Unmöglichkeit halte, so glaube ich doch an diese Republik und trage ihr ein

*) Thiébault V, 245. — Preuß I, 244.

**) Oeuvres posthumes.

ächt republikanisches, nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit strebendes Herz entgegen. Erinnern Sie sich dessen immer, mein Freund, und lassen Sie uns in Sanssouci vergessen, daß Ihr Republikaner anderswo noch der erste Beamte eines Königreiches ist. Und jetzt lassen Sie mich zuerst erfahren, wie Ihnen die Reise bekommen ist und ob Sie überall doch dieser König sein, da man mich so ehrt und feiert, blos weil ich die Gnade genieße, mich seiner Gunst erfreuen zu können. Diese Freude, Sire, ist es auch allein gewesen, welche mir die Kraft verliehen hat, hierher zu kommen. Meine Freunde in Paris nannten es eine Lächerlichkeit, daß ich in diesem jammervollen und elenden Zustande eine Reise

denjenigen aufmerksamen Empfang gefunden haben, den ich auf allen Stationen für Sie anbefohlen hatte?

Ah, Sire, bei jeder Station, die ich in Ihrem Lande erreichte, habe ich mich sehr zerknirscht und demüthig Ihrer Größe gegenüber gefühlt. Wie erhaben, mächtig und allgewaltig, sagte ich mir, muß unternehmen wollte. Aber ich, Sire, ich fühlte, daß ich nicht sterben würde, bevor ich nicht noch einmal zu den Füßen dieses großen, und doch so einfachen Mannes, dieses erhabenen, und doch so liebenswürdigen Philosophenkönigs gesessen, und an seiner Weisheit und seinen Scherzen mein krankes Herz erquickt hätte. Ich bin also gekommen, Sire, nicht als Vol-

taire, sondern als der tragische Scarron Ihres Jahrhunderts, und habe mich auf dem ganzen Wege auch immer nur den „Kranken des Königs von Preußen" genannt.*)

Ah, rief der König lächelnd, Sie und der Marschall von Sachsen sind mit Ihrer Krankheit in derselben Lage. Sie haben in Ihrer größten Hinfälligkeit mehr Energie und Kraft, als alle andern Menschen in ihrer schönsten Gesundheit.**) Wären Sie also jetzt nicht gekommen, so würde ich Sie für einen Falschmünzer gehalten haben, der mir statt der ächten Münze seiner Freundschaft nur versilbertes Blei giebt, und mich betrügt, indem er mich zu beschenken scheint. Ihr Glück also, daß Sie da sind! Wahrlich, Sie gleichen dem weißen Elephanten, um dessenwillen sich der Schach von Persien und der Groß-Mogul bekriegen, und mit dem sie ihre Titel vermehren, wenn sie glücklich genug gewesen, ihn erobert zu haben. So werde ich von heute an meine Titel so beginnen: Friedrich von Gottes Gnaden, König von Preußen, Kurfürst von Brandenburg, Besitzer von Voltaire et cetera.***)

Euere Majestät mögen: „Besitzer vom unveräußerlichen Voltaire", denn darin bin ich wenigstens klüger, wie der weiße Elephant, daß ich es um meinen Besitz nicht zu einem Kriege kommen lasse, sondern mich ganz freudig und bereitwillig zum Eigenthum Euerer Majestät erklären. Lassen Sie mich also der weiße Elephant Euerer Majestät sein, und wenn der Groß-Mogul mich zurückbegehrte, so verleugnen mich Euere Majestät!

Während Voltaire so sprach, warf er einen lauernden, raschen Blick auf das Antlitz des Königs, und seine Züge verloren für einen Moment den Ausdruck der Zärtlichkeit und des Lächelns. Friedrich sah das nicht oder wollte es nicht sehen.

Nicht doch, sagte er heiter, ich werde Sie nicht verleugnen, sondern sagen, daß Sie Mein sind.

Ich bin immerhin doch noch Unterthan des Königs von Frankreich, rief Voltaire achselzuckend, man hat mir, als ich Paris verließ, nicht den Titel eines Historiographen des Königs von Frankreich, sondern nur meine Pension abnehmen wollen. Man wußte vielleicht, daß ich mit der Post reise, und daß ein Titel weniger schwer für meine Pferde fortzuschleppen sei, als eine Pension von sechstausend Livres. Man hat mich also von derselben erleichtert, und ich komme ohne Pension zu Euerer Majestät.

*) Oeuvres complètes de Voltaire. Gotha 1788. LVIII, 313.

**) Oeuvres posthumes. II, 353.

***) Des Königs eigene Worte. Oeuvres posthumes. II, 357.

Diese Anspielung war zu deutlich, als daß der König sie nicht hätte verstehen müssen; aber er wollte sie nicht verstehen. Nur flog es wie ein Schatten über seine Stirn und der leuchtende Ausdruck seines Angesichts trübte sich ein wenig. Er, welcher Voltaire so gern als erhabenes Genie anbeten mochte, fühlte sich schmerzlich davon getroffen, ihm als kleinlichen, berechnenden Menschen zu begegnen.

Sie sind also in Ungnade bei meinem Bruder Ludwig von Frankreich? fragte er.

Im Gegentheil, Sire, man versicherte mich der höchsten Gnade, man ging sogar so weit, mich mit einem ebenso schmeichelhaften als erfreulichen Auftrag zu beehren, und wenn es mir Euere Majestät erlaubt, möchte ich mich sogleich desselben entledigen.

Thun Sie das, sagte Friedrich lächelnd, machen Sie es sich bei mir immer leichter, damit Ihre Schwingen Sie desto höher emportragen. Man hat Sie um Ihre Pension erleichtert, werfen Sie nun noch Ihren Auftrag zu dem andern Ballast hin.

Sire, die Marquise von Pompadour hat mir aufgetragen, Euerer Majestät die allergehorsamsten und unterthänigsten Grüße zu sagen, und Euere Majestät ihrer größten Ehrerbietung und Devotion zu versichern.

Der König zog ruhig seine goldene, mit Brillanten besetzte Tabatière aus seiner Westentasche hervor, und während er langsam eine Prise nahm und seine großen brennenden Augen auf Voltaire's lächelndes, erwartungsvolles Antlitz heftete, sagte er vollkommen gleichgültig: die Marquise von Pompadour? Ich kenne sie nicht.*)

Voltaire zuckte zusammen und blickte den König erstaunt und fragend an.

Aber Friedrich schien das gar nicht zu bemerken, sondern fuhr ruhig fort: Aber haben Sie mir sonst keine Grüße zu bringen? Hat Keiner der großen Geister, an denen Paris so reich ist, sich meiner erinnert?

Sire, ich werde mich wohl hüten, weitere Grüße zu bestellen, denn Euerer Majestät gegenüber werden alle sogenannten großen Geister klein erscheinen und Euere Majestät werden sie nicht anerkennen.

Der König lächelte. O nicht doch, ich erkenne gern an, was wirklich groß und anerkennenswerth ist. Voltaire wird niemals einen größeren Bewunderer haben, als ich es bin!

Ah, diese Worte sind ein Balsam, Sire, den ich auf meine Brust legen will, welche noch ganz zerfleischt ist von der wilden Meute meiner Kritiker!

Ah, die Kritiker machen Ihnen also noch immer

*) Oeuvres complètes de Voltaire. LVIII, 325.

Sorgen und Kümmernisse? rief Friedrich kopfschüttelnd.

Sie haben mich wund gehetzt und in mein innerstes Fleisch ihre unersättlichen Giftzähne gebohrt, sagte Voltaire mit dem ihm eigenen, schnell aufflammenden Zorn. So miserable und jammervoll sind sie, daß ich mir selber schon ganz miserable und jammervoll erschien, und ganz zerknirscht und demüthig Euere Majestät fragen will: ob, wenn solche Meute ihre Stimme erheben und ungestraft bellen kann, es nicht besser ist, daß Voltaire sich in eine Höhle verkriecht und die Thiere der Wüste, welche vielleicht seine Verse als melodisches Gebrüll anerkennen möchten, seine Brüder nennt!

Also immer noch der Brausekopf, der Orlando Furioso? rief der König lächelnd. Immer noch ist Ihre Haut so weich, daß die Nadelspitzen der kleinen Kritiker Sie verletzen? Und ihnen zu Gefallen wollten Sie verstummen? Wenn Sie Sich von den Musen scheiden lassen wollten, Freund, wer sollte dann noch Muth haben, mit ihnen anzubinden? Nein, nein, ahmen Sie nicht dem Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's nach, und strafen Sie die Verbrechen der Väter nicht bis ins dritte und vierte Glied, lassen Sie das Publikum von heute und von den nächsten Jahrhunderten nicht entgelten, was einige Kritiker verschuldet haben! Die Verfolgungen des Neides sind ein Tribut, den das Verdienst an die Gewöhnlichkeit zahlt. Wenn einige elende Kritiker gegen Sie belfern, so denken Sie nur nicht, daß die Nationen und die Zukunft von denselben sich dupiren lassen. Ungeachtet der Kriteleien der sogenannten Kunstkenner bewundern wir noch heute die Meisterwerke Griechenlands und Roms; das Geschrei des Aeschines hat den Ruhm des Demosthenes nicht verdunkelt, und was Lucian auch immer sagen mochte, Cäsar ist und bleibt einer der größten Männer, den die Menschheit jemals erzeugt hat. Ich garantire Ihnen dafür, daß Sie nach Ihrem Tode vergöttert werden. Aber ich bitte Sie, beeilen Sie sich nicht, Gott zu werden, sondern begnügen Sie sich vorläufig damit, Ihre Apotheose in der Tasche zu haben, und von allen Denen verehrt zu werden, die über Neid und Vorurtheile erhaben sind und in deren erster Reihe ich selber stehe! *)

Ah, warum ist die ganze Welt nicht da, die erhabenen Worte eines Königs zu hören, den ich von heute an so stolz bin, meinen König nennen zu wollen, rief Voltaire leidenschaftlich. Sire, ich liebe Sie leidenschaftlich, ich bilde mir ein, daß die Götter uns für einander geschaffen haben, ich habe Sie lange zärtlich geliebt, ich bin erzürnt auf Sie gewesen, aber ich habe Ihnen Alles verziehen und liebe Sie wirklich jetzt bis zur Raserei. Es hat nie einen schwächeren Körper als den meinen, nie aber eine gefühlvollere Seele gegeben. Ich wage es, Sie ebenso sehr zu lieben, als ich Sie bewundere. *) Und wahrlich, ich halte das für einen ebenso großen Sieg, als die fünf andern Siege, die Euere Majestät erkämpft hat, und um deretwillen die Welt Sie bewundert. Ich, Sire, ich will Sie nicht blos bewundern, sondern auch lieben, und von heute an werde ich als Ihr treuer Hund immer zu Ihren Füßen liegen und Sie anschauen, gleichviel, ob Sie mich von da fortjagen und sagen, daß Sie nicht mein Herr sein wollen. Ich werde dennoch wiederkehren, auf Ihrer Thürschwelle soll meine Heimath sein, und da werde ich zufrieden sein mit den Brosamen, die von Ihrer Tafel fallen. Mein Reichthum und mein Glück soll darin bestehen, Sie zu lieben!

Nun, ich werde Ihre Liebe nicht auf eine so harte Probe stellen, sagte der König lächelnd. Es wird sich hoffentlich noch eine andere dauernde Wohnung für Sie finden, und wir werden schon dafür sorgen, daß Sie nicht dem Lazarus gleichen, der die Brosamen empfängt, sondern dem reichen Mann, von dessen Tisch sie fielen.

Das war endlich eine Art Zusicherung und Verheißung, welche die bange Sorge und Unruhe Voltaire's ein wenig zu beschwichtigen vermochte und sein Antlitz strahlen machte vor Freude. Aber er unterdrückte schnell genug wieder diese Freude, welche dem aufmerksamen Auge des Königs seine egoistischen und habsüchtigen Wünsche hätte verrathen können, und nahm eine traurige Miene an.

Ach, Sire, sagte er wehmuthsvoll, ich gleiche dennoch gar sehr dem Lazarus, und wenn Euere Majestät nicht die Wunderkraft des jungen jüdischen Rabbi Jesus Christus besitzen, so werden Sie mich wohl bald begraben müssen. Aber ich bin so gläubig, wie nur irgend einer der Juden war; ich glaube an die wunderthätige Kraft Ihrer Hand. Hat doch die Berührung Ihrer Hand genügt, um in die Krone Preußens das schöne Schlesien als funkelnden Brillanten einzufügen, die schlummernden Geister zu wecken, und auf diesen nordischen Steppen die Blüthen der Cultur und Bildung hervorzurufen. Sire, ich glaube nicht an die Wunderkraft des sogenannten Messias, aber ich glaube an die Wunderkraft des Salomon's des Nordens, und ich bin bereit, vor der ganzen Welt Zeugniß für ihn abzulegen!

Indeß wenn der französische Hahn kräht, werden

*) Des Königs eigene Worte. Oeuvres posthumes. II, 337.

*) Voltaire's eigene Worte.

Titeln binden, ich werde Sie nöthigen, ein Gehalt von mir anzunehmen, und dann, wenn Sie mir dann noch entfliehen wollen, dann werde ich das Recht haben, Sie mit Gewalt von jedem Potentaten der Erde zurückzurufen!

Jetzt ward Voltaire's Gesicht wieder strahlend und freudig. Ah, Sire, rief er lächelnd, es wird keiner Gewalt bedürfen, um mich hier zu fesseln. Ihr Befehl allein genügt.

Und Ihre Pflicht! Mein Kammerherr darf nicht auf einen Tag von meinem Hoflager sich entfernen, ohne meine Erlaubniß zu haben. Ich mache Sie also zu meinem Kammerherrn. Ich lege das Band meines Ordens pour le mérite um Ihren Hals, damit ich doch ein Band habe, an welchem ich Sie halten kann, und um Sie ganz zu meinem Gefangenen zu machen, gebe ich Ihnen in meinem Schloß zu Potsdam eine Wohnung. Damit Sie sich dort nicht als Einsiedler fühlen, werden Sie jeden Tag sechs Couverts für Ihre Freunde bereit haben, und um Ihnen den Anschein der Freiheit zu geben, werden Sie Ihre eigene Equipage und Dienerschaft haben, die Ihnen in allen Dingen gehorchen müssen, nur dann nicht, wenn Sie Ihren Bedienten befehlen, Ihre Sachen einzupacken, und Ihrem Kutscher, die Reiseroute nach Rom oder Paris einzuschlagen.

Voltaire hörte den Worten des Königs mit gespannter, athemloser Aufmerksamkeit zu. Etwas Lauerndes, Argwöhnisches und Unbefriedigtes war in seinem Gesicht, das dem König nicht entging und dessen Ursache er wohl kannte. Dennoch schwieg er, und Voltaire erschöpfte sich in Worten der Dankbarkeit und Freude, aber diesen Worten fehlte der Laut der Wahrheit, und von der Freude, welche seine Lippen schilderten, war nichts in seinem Antlitz zu lesen.

Ich habe nur noch Eins hinzuzufügen, sagte der König endlich, und Eure Göttlichkeit und Größe möge es einem andern Erdenwurm verzeihen, wenn er es wagt, in Ihrer erhabenen Gegenwart von einem so schmutzigen und gemeinen Dinge zu reden, als da ist: das Geld!

Voltaire's Augen blitzten höher auf, und es schien durchaus nicht, als ob dieser Gegenstand der Unterhaltung ihn beleidigte.

Sie haben, fuhr der König fort, in Frankreich eine Pension von sechstausend Livres aufgegeben. Es ist billig, daß ich Sie dafür entschädige. Wie sehr auch Ihr großer Geist über alles Irdische erhaben sein mag, so hat doch auch die irdische Existenz ihre Rechte, und ich will nicht, daß diese jemals, so lange Sie bei mir sind, durch den Schatten irgend einer Entbehrung getrübt sei. Sie werden also von mir ein Jahrgehalt von fünftausend Thalern annehmen müssen, und da Sie außerdem freie Wohnung und freie Tafel haben, so denke ich, werden Sie damit behaglich leben können.

Voltaire's Herz hüpfte hoch vor Freude, aber er zwang sich ruhig und gelassen zu erscheinen.

Euere Majestät vergessen das Wichtigste, sagte er, Sie geben mir Wohnung und Speise, aber es fehlt mir noch das Licht und das Feuer. Ich bin ein alter Mann und werde es nicht aus mir selber schöpfen können.

Der König lachte laut. Wahrlich, sagte er, ich finde es ganz in der Ordnung, daß der größte Freigeist und Dichter seines Jahrhunderts in Sorgen ist um das Licht, welches ihm leuchten soll. Rechnen wir also für jeden Monat zwölf Pfund Wachslicht, ich denke, das wird genügen, damit es bei Ihnen niemals dunkel werden soll. Was aber die übrigen kleinen Bedürfnisse des Lebens anbelangt, so werden Sie die Güte haben, dem Castellan des Schlosses aufzuschreiben, was Sie bedürfen, und es wird Ihnen regelmäßig am ersten Tage jenes Monats eingeliefert werden. Wir sind also einverstanden? Sie bleiben bei mir?

Ich bleibe bei Ihnen, Sire, nicht um den Kammerherrntitel und den Orden, nicht um die Pension, ich bleibe bei Ihnen, Sire, weil ich Sie liebe. Mein Herz opfert Ihnen den Traum meines Lebens, die Reise nach Italien. O, ich wollte, ich könnte Ihnen noch größere und gefährlichere Opfer bringen, ich wollte, es gäbe ein Mittel, Ihnen meine Liebe, meine Anbetung, meine aufrichtige Bewunderung zu bezeigen!

Der König legte sanft seine Hand auf Voltaire's Schulter und sah ihm lange und tief in die Augen. Seien Sie ein so guter Mensch, als Sie ein großer Dichter sind, sagte er, das ist das schönste Opfer, was Sie mir darbringen können!

Ah, ich sehe schon, rief Voltaire erglühend, man hat mich bei Ihnen verläumdet. Euere Majestät haben meinen Feinden Ihr Ohr geöffnet und das höllische Gift ihrer Schmähsucht beginnt schon in Ihrem Herzen zu wirken. Da man dem Dichter Voltaire nichts anhaben konnte, will man den Menschen Voltaire angreifen und seinen Charakter verdunkeln, weil man seinen Ruhm nicht verdunkeln konnte. Aber ich kenne meine Feinde und ich fürchte sie nicht! Ich werde ihnen immer mit offenem Visir und ungeharnischter Brust entgegentreten. Mögen sie mit ihren vergifteten Pfeilen aus ihrem Hinterhalt hervor mich tödten. Es ist besser zu sterben, als von dem größten und von mir angebeteten König beargwohnt zu werden!

Der König lachte. Ah, sagte er, welche seltsame Creaturen seid Ihr Dichter. Immer in Aufruhr und

Agitation, entweder den Himmel stürmend oder die Hölle, entweder Kobolde bekämpfend oder mit Engeln schwärmend. Niemals in der ruhigen, gleichmäßigen Alltäglichkeit und Gewöhnlichkeit ausharrend. Wenn Ihr Jemandem begegnet, der Kartoffeln pflanzt, so glaubt Ihrs ihm nicht, sondern bildet Euch ein, es seien Drachenzähne, die er säet, um mit der aufgelaufenen Kriegerschaar gegen Euch zu kämpfen. Wenn Einer Euch mit ruhiger Miene ansieht, so meint Ihr schon die Verwünschung gegen Euch auf seinen Lippen zu lesen, und wenn man Euch bittet, gut zu sein, so seht Ihr darin die Anklage, daß Ihr schlecht seid! Nein, nein, mein Dichter, Niemand hat die Gifttropfen der Verleumdung in mein Ohr gegossen, Niemand hat Sie bei mir verleumdet! Auch bin ich gewohnt, mir selber mein Urtheil zu schaffen und die Meinung Anderer hat keinen Einfluß auf dasselbe.

Aber Euere Majestät lieben es, meinen Feinden Ihr Ohr zu öffnen, sagte Voltaire düster. Gerade Diejenigen, welche mich am heftigsten angreifen, werden von Euerer Majestät mit der größten Huld und Gnade beehrt. O, Euere Majestät sind grausam gegen mich, wie eine coquette Schöne. Kaum haben Sie mich durch einen Liebesblick zu dem glückseligsten der Menschen erhoben, so wenden Sie sich mit kalter Verachtung von mir und lächeln meinen Nebenbuhlern. Noch sitzen zwei Dolchstöße in meinem Herzen und verursachen mir Todesqual. Wenn Euere Majestät mich ganz glücklich machen wollen, müssen Sie mit eigenen hohen Händen mein Herz wieder heilen!

Ich will es, wenn ich es kann, sagte der König ernst. Lassen Sie hören, worüber Sie sich zu beschweren haben.

Sire, Euere Majestät haben Fréron in Paris zu Ihrem Correspondenten ernannt. Fréron, meinen erbittertsten Feind, meinen wüthendsten, gemeinsten Gegner. Aber es ist nicht deshalb, daß ich Euere Majestät anflehe, ihn zu verabschieden. Sie werden mich nicht für so kleinlich und erbärmlich halten, Sire, zu glauben, daß ich deshalb Euere Majestät beschwören will, dieses Subject aus Ihren Diensten zu entlassen, oder daß die persönliche Feindschaft mich gegen die Verdienste des Schriftstellers Fréron blind machen könnte. Nein, Sire, es geschieht, weil Fréron Ihrer Gnade nicht werth ist, weil Fréron ein öffentlich entehrter, gemeiner Fripon ist, der mehr als eine gemeine Betrügerei begangen hat. Sie können also denken, Sire, welch einen Scandal es in Paris erregte, als man vernahm, daß Euere Majestät dieſen Menschen mit einer Stelle beehrten, welche nur einem Manne von Weisheit und Redlichkeit gebührt. Fréron ist nur deshalb mein Feind, weil ich ihm trotz aller Bitten mein Haus verschlossen habe, und ich that das aus Gründen, welche ihm die Aufnahme in jedem anständigen Hause unmöglich machen.*) Sire, ich beschwöre Sie also, lassen Sie keinen Tag länger die Welt glauben, daß Fréron Ihr Correspondent sei, ich beschwöre Euere Majestät, entlassen Sie ihn aus Ihren Diensten!

Der König antwortete nicht sogleich. Er ging gedankenvoll einige Male auf und ab, dann blieb er vor Voltaire stehen, und sein Auge hatte jetzt einen fast strengen, zürnenden Ausdruck.

Ich opfere Ihnen Fréron, sagte er, weil ich nicht den ersten Tag Ihres Hierseins Ihnen etwas abschlagen will. Aber ich wiederhole Ihnen, was ich Ihnen vorher gesagt: seien Sie nicht bloß ein großer Dichter, sondern auch ein guter Mensch!

Voltaire schüttelte traurig das Haupt. Sire, sagte er, in Ihren Augen bin ich kein großer Dichter, sondern nur noch un soleil couchant. Denken Sie an d'Arnaud, meinen Schüler, den ich Ihnen gesandt!

Ah, rief der König lachend, Sie haben also mein kleines Gedicht an d'Arnaud schon gelesen?

Sire, ich habe es gelesen, und das ist der zweite Dolchstoß gewesen, den ich von Ihrer Hand auf dieser Reise empfing, zu welcher mein Herz meinen elenden, siechen Körper zwang, weil ich Sie sehen wollte, bevor ich sterbe. Ja, ich habe dieses fürchterliche Gedicht gelesen, ich habe diese Worte in mein Herz eingebrannt, diese grausamen Worte:

Déja, sans être téméraire,
Prenant votre vol jusqu'aux cieux
Vous pouvez égaler Voltaire,
Et près de Virgile et d'Homère
Jouir de vos succès heureux.
Déjà l'Appollon de la France
S'achemine à sa décadence;
Venez briller à votre tour.
Élevez vous, s'il brille encore;
Ainsi le couchant d'un beau jour
Promet une plus belle aurore.**)

Ah, sagte der König, als Voltaire jetzt schwieg und in einer tragischen Stellung vor dem König stehen blieb, ah, ich gestehe zu, daß ein empfindliches Gemüth wie das Ihre in diesem unschuldigen Reimgeklingel einen Dorn finden kann, der Voltaire trifft, während ich nur beabsichtigte, dem kleinen d'Arnaud einige Rosen zum Kranz zusammenzuflechten. Ich habe meine Sache also schlecht gemacht, und es war die höchste Zeit, daß Voltaire kam, um mich zu lehren, besser Gedichte zu machen. Sie sehen, ich gestehe mein Unrecht ein, und ich erlaube Ihnen, den Dichter dieser Verse für sein Unrecht zu strafen, indem Sie

*) Voltaire's eigene Worte. Oeuvres LVIII, 312.
**) Supplémens aux Oeuvres posthumes. VI, 378.

ein Gedicht gegen ihn machen, das wir ebenso gut veröffentlichen wollen, als meine Verse an d'Arnaud.

Versprechen mir Euere Majestät alles Ernstes diese kleine Genugthuung?

Ich verspreche sie Ihnen. Geben Sie mir Ihr Gedicht, sobald es fertig ist, und wir wollen es in Formey's Journal drucken lassen.

Sire, mein Gedicht ist fertig! Hören Sie nur:

Quel diable de Marc Antonin!
Et quelle malice est la vôtre!
Vous égratignez d'une main,
Lorsque vous caressez de l'autre.*)

Der König lachte. Ah, sagte er, welch ein allerliebstes Quatrain der Sieur Arouet da gemacht hat!

Arouet? fragte Voltaire erstaunt.

Nun, Sie wollen mich doch wohl nicht glauben machen, daß dieses kleine stachlichte, widerhaarige Reimgeklingel von dem großen Dichter Voltaire sei? Nein, nein, es ist nicht vom großen Voltaire, sondern nur vom kleinen Arouet, und mit Arouet's Unterschrift wollen wir es drucken lassen!

Voltaire heftete einen Moment seine großen Augen mit einem stechenden Ausdruck auf das schöne, lächelnde Antlitz des Königs. Dann senkte er das Haupt und blickte gedankenvoll zur Erde nieder. Eine Pause trat ein. Als Voltaire dann sich wieder emporrichtete, hatte sein Angesicht wieder den edlen, schönen Ausdruck, war er wieder der Dichter Voltaire.

Sire, sagte er mit weichem, fast zärtlichem Ton, Sire, ich werde dieses Gedicht nicht drucken lassen, denn Sie haben Recht, es ist nicht von Voltaire, sondern von dem alten Arouet oder Adam, der dem Dichter Voltaire immer noch zuweilen in den Nacken schlägt. Aber Sie, Sire, Sie, welcher schon fünf Schlachten gewonnen haben, und dem einige Morgenstunden jedes Tages genügen, um ein großes Königreich mit Weisheit, Umsicht und Liebe zu regieren, Sie werden immer mit einem gütigen Blick Ihres Auges den alten Arouet bannen und himmlische Liebes- und Loblieder von Voltaire's Lippen rufen!

Mag es genug sein an den Liebesliedern, die Loblieder spare ich Ihnen, rief Friedrich, indem er Voltaire mit einem köstlichen Lächeln die Hand darreichte.

Am Abend dieses ersten Tages, den Voltare auf Sanssouci beim König zubrachte, kehrte der neue Kammerherr mit dem Orden pour le mérite geschmückt, und die vom König geschriebene Zusicherung einer Pension von fünftausend Thalern in der Tasche nach Potsdam zurück.

Zwei reichgallonirte Bediente empfingen ihn an dem Schloßportal, und während der eine mit dem silbernen Armleuchter, auf welchem fünf Wachskerzen brannten, ihm vorleuchtete, lehnte sich Voltaire erschöpft und ächzend auf den Arm des andern Bedienten, um sich von ihm in die für ihn bereiteten Zimmer fast tragen zu lassen.

Dann befahl er dem Diener, den Armleuchter auf den Tisch zu stellen, und im Vorzimmer seiner weitern Befehle zu harren. Kaum aber waren die Diener hinausgegangen, als Voltaire, welcher bis dahin erschöpft im Divan gelegen, sich erhob und eilig zu dem Tisch hintrat, auf welchem der Armleuchter stand. Mit gespitzten Lippen erhob er sich ein wenig auf den Zehen, und blies drei der Lichter aus, welche auf dem Armleuchter brannten.

Es ist genug an zwei Kerzen, sagte er mit seinem grinsenden Lachen. Ich bekomme monatlich zwölf Pfund Wachskerzen, und ich denke, wenn ich recht sparsam damit umgehe, wird dieses Licht, welches das barbarische Deutschland mir liefert, wohl soviel Procente abwerfen, um meiner guten Nichte Denis ein kleines Nadelgeld zu verschaffen.

Dann ging er mit dem Armleuchter, auf welchem nur noch zwei Kerzen brannten, durch dieses mit königlicher Pracht ausgestattete Empfangszimmer, um sich in das daneben befindliche Studirzimmer zu begeben. Es war ein seltsames, fast schauerliches Bild, den einsamen, gebückten Mann inmitten dieses glänzenden, halbdunklen Gemaches zu sehen, wie die Lichter mit grellem Schein sein boshaft lächelndes Antlitz beleuchteten, und hier und da, indem er weiter schritt, irgend eine Vergoldung aufblitzen machten, in irgend einem Bild reflectirten, irgend ein Meuble in die Helle hervortreten ließen, während hinter ihm Dämmerung und Nacht Alles in ihre undurchsichtigen Schleier hüllte.

In seinem Studirzimmer angelangt, setzte sich Voltaire an seinen Schreibtisch und schrieb an seine Nichte, Madame Denis:

„Ich habe mich also jetzt in aller Form an den König von Preußen gefesselt. Meine Ehe mit ihm ist abgeschlossen. Wird sie glücklich sein? Ich weiß es nicht! Ich habe es nicht verhindern können, endlich das entscheidende Ja zu sprechen. Es mußte endlich, nach dem Coquettiren so vieler Jahre, doch zu einer Heirath kommen. Das Herz hat mir vor dem Altar geklopft. Ach, hätte ich ahnen können, als wir vor sieben Monaten zusammen mein Haus in Paris einrichteten, daß ich mich heute, dreihundert Lieus von der Heimath, im Hause eines Andern befinden würde? Und dieser Andere ist zugleich ein Gebieter!“ *)

*) Oeuvres complêtes de Voltaire. LVII', 379.

*) Oeuvres complêtes. LVIII, 361.

Um dieselbe Zeit schrieb der König an Algarotti nach Berlin:

„Voltaire ist hier! Er hat, wie Sie wissen, kürzlich wieder einen Streich begangen, welcher seiner unwürdig ist. Er verdiente, auf dem Parnassus gebrandmarkt zu werden; es ist sehr schade, daß eine so böse Seele mit einem so erhabenen Genie vereint ist. Indeß werde ich mir nichts merken lassen, denn ich habe seiner zum Studium der französischen Sprache nöthig, man kann ja auch schöne Dinge von einem Uebelthäter lernen. Ich will sein Französisch wissen, was kümmert mich seine Moral? Dieser Mann hat das Mittel gefunden, die Gegensätze in sich zu vereinigen. Man bewundert seinen Geist, während man in derselben Zeit seinen Charakter verachtet!" *)

*) Oeuvres de Frédéric le Grand. III, 66.

L.

Die Confidenztafel.

Jetzt, meine Freunde, laßt uns fröhlich sein und alle Sorgen vergessen und aller Trübsal der Welt! rief der König mit einem heitern Lächeln. Hebt Eure Gläser und stoßt mit mir an: Es lebe der Scherz und die Freude!

Er hob sein Glas empor, und die Freunde thaten es ihm nach, die Gläser stießen mit hellem Klang aneinander, dann setzten sie sie an die Lippen und leerten sie aus, und setzten sie schweigend wieder auf die Tafel nieder.

Friedrich blickte mit einem strahlenden, köstlichen Ausdruck umher auf den Kreis der Freunde, die mit ihm an der runden Tafel saßen. Sein Auge weilte auf jedem dieser lächelnden Gesichter und schien auf dem Grunde derselben lesen zu wollen, dann ließ er den Blick hinausschweifen in den Garten von Sanssouci, der durch die geöffneten Saalthüren seine lieblichen Düfte, seinen Vogelgesang, seine erquickende Abendkühle hereinsandte, während der Mond mit goldenem, vollem Angesicht hereinschaute, als wolle sein Glanz wetteifern mit dem Glanz der Wachskerzen, die an dem über der Tafel hängenden kostbaren Kronleuchter von Bergkrystall brannten.

Das ist ein köstlicher Abend, sagte der König, und wir wollen ihn mit allen Sinnen genießen; und indem er den im Hintergrunde des Saales stehenden Lakayen einen Wink gab, fuhr er fort: schließt die Thüren und öffnet die Fenster, setzt das Dessert auf und den Champagner, und dann hinaus mit Euch!

Geräuschlos und eilig wurden seine Befehle vollzogen, und als dann die Lakayen sich entfernt und die Thüren hinter sich ins Schloß gedrückt hatten, blickte der König wieder umher im Kreise seiner Freunde und grüßte Jeden mit einem Lächeln und einem freundlichen Neigen des Kopfes.

Willkommen, Ihr Alle, Alle, sagte er, so lange hat mein Herz sich gesehnt, Euch Alle beisammen zu haben, und nun endlich seid Ihr hier. Da ist Voltaire, dessen Marquise erst von einem Buch, einem Kinde und dann vom Leben entbunden werden mußte, um ihn von seiner Liebe zu entbinden und nach Berlin frei zu geben. Da ist Algarotti, der Schwan von Italien, der immer seine Flügel ausbreiten und uns entfliehen möchte nach dem Lande der Orangen und der Flöhe. Da ist La Mettrie, der nur deshalb bleibt, weil er endlich sich überzeugt hat, daß der Capwein bei mir ächt, und die Gänseleberpasteten wirklich aus Straßburg sind. Da ist d'Argens, der sich hierher geflüchtet hat, weil es sonst kein Land in Europa giebt, wo nicht eine Geliebte auf ihn harrt, der er mit tausend Schwüren ewige Treue angelobt. Da ist Bastiani, den wir nur hier haben, weil die schlesischen Damen, nachdem sie ihm in langer und inbrünstiger Ohrenbeichte alle ihre schönen Sünden gebeichtet haben und er sie von allen absolvirt hat, doch jetzt wieder Zeit haben müssen, um einige neue schöne Sünden begehen zu können, und thäten sie's auch nur, um diese dem schönen Abbé Bastiani beichten zu können. Da ist endlich Mylord Marschall, der Edelste und Beste von uns Allen, dessen Gegenwart ich seiner politischen Treue und dem Unglück der Stuarts danke!

Und da ist vor allen Dingen noch der Salomon des Nordens, rief Voltaire, da ist Friedrich, der jüngste von uns Allen und doch der Weiseste, da ist der Philosoph von Sanssouci, da ist Apollo, der Göttersohn, welcher sich zu uns herabgelassen hat als unser König.

Ah, nichts vom König heute, sagte Friedrich. Nach Sonnenuntergang giebt's in Sanssouci keinen König mehr. Der König verläßt alsdann dies Haus und begiebt sich in irgend eines seiner Schlösser, Gott weiß wohin, nur hier ist er nicht. Wir sind also ganz unter uns und ganz sans gêne. An dieser Tafel giebt es keinen König. Wir sind hier nur sieben Freunde, die miteinander plaudern, und wenn Ihr wollt, sieben Weise!

Das also ist die Confidenztafel, rief Voltaire, die Confidenztafel, von der mir d'Argens so viel erzählt hat und die vor meinen innern Augen glänzte, wie König Arthus Tafelrunde. Es lebe die Confidenztafel!

Sie lebe, und die erste Sitzung heute Abend wollen wir damit beginnen, daß wir uns Alle einige

Confidenzen machen, sagte der König. Jeder soll Etwas erzählen, irgend einen pikanten, seltsamen Zug aus seinem Leben, eine erlebte Anecdote oder ein kleines süßes Geheimniß, das er den Freunden, aber nicht der Frau anvertrauen darf. Der Aelteste von uns fängt an.

Ich fürchte, das bin ich, sagte Voltaire, obwohl ich Euerer Majestät bekennen muß, daß mein Herz noch gar keine Runzeln und keine weißen Haare hat. Das Alter, dieses ekle schauerliche Weib, welches mit grinsendem Lächeln hinter jedem Menschen herschleicht und den Moment belauert, wo es ihm die durchlebten Jahre auf seiner Stirn verzeichnen kann, das Alter hat nur mein Angesicht mit seiner widerlichen Maske überklebt. Mein Herz ist jung geblieben, und wenn die Weiber nicht so kurzsichtig wären, daß sie nur die Fratze da und nicht mein inwendiges Gesicht sehen können, so würden sie mich nicht den alten Voltaire nennen, sondern mich lieben und anbeten, wie sie es in meinen jungen Jahren so viel gethan.

Gebt Acht, er will uns heute von irgend einer Herzogin erzählen, die ihn auf einen Altar gestellt, um ihn anzubeten, sagte der König.

Nein, Sire, ich will Ihnen erzählen von einer Kränkung, die mir von allen Kränkungen, die ich je erfahren, die bitterste gewesen und die ich nie vergessen kann.

Als ob er jemals eine Kränkung vergessen könnte, es sei denn, daß er sich gerächt hätte, rief d'Argens.

Und seinen Feind als Hasenpastete mit köstlichem haut goût verspeist hätte, fügte La Mettrie hinzu.

Wahrhaftig, wenn ich alle meine Feinde verspeisen sollte, so würde ich ewig an Indigestionen leiden, und in meiner Verzweiflung zuletzt sogar zu La Mettrie meine Zuflucht nehmen. Man weiß ja, daß, wer an unheilbaren Krankheiten leidet, zuletzt sogar die Kunst der Quacksalber nicht verschmäht.

Sie vergessen, daß La Mettrie wirklicher, studirter Arzt ist, sagte der König mit anscheinendem Ernst.

Im Gegentheil, er erinnert sich dessen, rief La Mettrie lachend. Der beste Arzt ist immer auch der größte Quacksalber oder der größte Todtengräber, wie Sie wollen!

Still, rief der König. Voltaire hat das Wort. Er will uns den Superlativ empfangener Kränkungen erzählen. Hören wir!

Ach, mein Herz wird traurig, Sire, denn von allen Schmerzen, die es giebt, ist mir der Schmerz des Rückwärtsschauens in die Vergangenheit der bitterste. Ich sehe mich da eben als jungen Mann, als diesen Arouet, dem Ninon de l'Enclos ihre Bibliothek und eine Pension vermachte, und der mit zwanzig Jahren in die Bastille wandern mußte, weil er Gott und den König zu wenig, die Marquise de Villars und einige andere Damen des Hofes zu viel geliebt hatte. Aber außer den vornehmen Damen gab es da noch ein schönes junges Kind, welches ich liebte, vielleicht weil sie eine Eigenschaft besaß, welche ich bei meinen vornehmen Gönnerinnen nie bemerkt hatte, weil sie unschuldig war. Ah, meine Freunde, Sie hätten Phyllis sehen sollen, und Sie würden gesagt haben, daß keine Rosenknospe schöner, keine Lilie reiner sei. Und doch war sie nur die Tochter eines Zigeuners und einer Mausefallenhändlerin, und tanzte auf dem Drathseil in den Vorstadtgärten.

Ach, ach, die Göttin der Unschuld, scheint mir, tanzt in der Welt immer ein wenig auf dem Drathseil, sagte der König, ich werde mich daher nicht wundern, wenn auch Ihre kleine Göttin Phyllis herunterfiel.

Sire, sie fiel herunter, aber in meine Arme, und wir schwuren uns ewige Liebe und ewige Treue. Nun, Sie kennen ja Alle aus Erfahrung diese Schwüre, mit denen man jeden neuen Treubruch zu besiegeln pflegt, und welche die Holzscheite sind, mit denen man das Feuer der Liebe unterhält. Die Holzscheite verbrennen und dann hört die Liebe auf. Wer kann dafür? Unser Feuer brannte lange, und denken Sie nur, Phyllis, welche ich vom Drathseil der Unschuld heruntergezogen und zu einer Tänzerin auf der Bühne erhoben hatte, Phyllis war trotzdem noch so unschuldig und naiv, daß sie glaubte, unsere Liebe müsse endlich durch die Ehe gekrönt werden. Ich aber war damals schon ein guter Republikaner und fürchtete alle Kronen, am meisten die, mit welcher die Ehe mich schmücken könnte. Ich sagte also, daß Ninon de l'Enclos mir in ihrer Weisheit den Schwur abgenommen, mich niemals zu vermählen, damit nicht meine Enkelin sich in mich verlieben könnte, wie's ihr Enkel doch mit ihr gethan!

Aussicht ist vorhanden, sagte La Mettrie, denn sicher hat des Teufels Großmutter auch einen Mann gehabt, und warum sollte sich ihre Enkelin also nicht in Sie verlieben?

Phyllis hielt mich aber nicht für des Teufels Großvater, sondern für den Teufel selber. Sie weinte und schrie, und warf mir alle unsere Liebesschwüre wie zerfetzte Königskronen ins Angesicht. Ich starb indessen so wenig davon, wie sie an ihrem Liebesgram, um mir zu zeigen, wie treu sie mich geliebt, vermählte sie sich mit einem reichen Grafen von Ventadour.

Und Sie, nicht wahr, Sie waren der Brautführer? fragte der König. Sie übergaben dem Grafen die holde Jungfrau, und schwuren, daß Sie nie ein keuscheres Weib gesehen?

Nein, Sire, ich befand mich wieder in der Bastille und verließ sie nur als ein Verbannter aus Frankreich. Als man mir endlich erlaubte, heimzukehren nach Paris, ging ich zu meiner Gräfin Ventadour, zu meiner Phyllis früherer Zeit. Ah, jetzt war sie eine vornehme Dame, welche nichts mehr von den süßen Tollheiten ihrer Jugend wußte, nichts mehr von ihrem Vater, dem Seiltänzer, und ihrer Mutter, der Mausefallenhändlerin, nichts mehr von dem jungen Arouet, dem sie einst unter einem Fliedergebüsch geschworen, zu ihm, wie zu Gott, immer nur „Du" zu sagen. Jetzt nannte sie mich „Sie" und war, Dank der Geschicklichkeit eines großen Heraldikers, die Tochter eines vornehmen Spaniers, gesegnet wenigstens mit sieben Ahnen. Da sie sehr gute Diners gab und man an ihrer Tafel sehr guten Wein trank, vergaß man ihre etwas dunkle Vergangenheit und Phyllis war anerkannte Gräfin Ventadour, was beweißt, daß eine Gräfin und eine Phyllis doch immer nur aus einem Teig geknetet sind. Frau Gräfin Ventadour war noch immer leidlich schön, nur etwas taub, und daher kam es, daß sie sehr laut sprach, wenn sie nur zu flüstern glaubte. Sie lud mich ein, in ihrem Salon eins meiner neuen Werke vorzulesen, und ich war schwach genug, die Einladung anzunehmen. Ich hatte meinen Brutus vollendet aus England mitgebracht, und brannte vor Begierde, den Beifall der Pariser zu empfangen. Ich begann also im Salon der Gräfin von Ventadour, im Kreise der vornehmsten des Adels, der Wissenschaft und Künste, meine Tragödie vorzulesen. Man lauschte mir in athemloser Spannung, und an der tiefen Stille, die mich umgab, an den glänzenden Augen meiner Zuhörer, an dem leisen Gemurmel des Beifalls sah ich, daß ich noch immer Voltaire sei, und daß die Henkershände, welche meine Lettres philosophiques ins Feuer geworfen, nicht auch meinen Ruhm und mein Genie hatten verbrennen können. Während ich las, schlich ein Lakay leise auf den Zehen zum Kamin, um dort das erlöschende Feuer ein wenig aufzustoßen. Neben dem Kamin saß seine Herrin, die Gräfin Ventadour. Sie flüsterte mit ihm; ich las ein wenig lauter, um ihr Geflüster unhörbar zu machen. Es war gerade die die erhabenste, die größte Scene meiner Tragödie. Mein eigenes Herz bebte, als ich sie las, und hier und dort sah ich Augen sich mit Thränen füllen, welche nie geweint, und Seufzer von Lippen zittern, welche immer nur zu lächeln pflegten. Jetzt kam im Monolog des Brutus, der überlegte, ob er dem Vaterlande die Köpfe seiner Söhne opfern sollte, eine Pause, und just, als ich schwieg, rief die Gräfin Ventadour mit lauter Stimme, während sie zu flüstern glaubte: „vergeßt nur nicht Mostrich zu den Schweinsköpfen zu geben." *)

Ein lautes Gelächter unterbrach hier den Erzähler, und selbst Voltaire, hingerissen von der allgemeinen Lustigkeit, mußte einstimmen in ihr Lachen.

In der That, das war ein sehr pikanter Mostrich, sagte der König lachend, und ich meine, diese Schweinsköpfe müßten Ihnen wundervoll gemundet haben. Aßen Sie sie auf oder waren Ihre Zähne stumpf vom Mostrich?

Nein, sie waren scharf genug um zu beißen, und ich biß. Ich hatte in der ersten Wuth mein Buch zugeschlagen und schrie: „Mostrich, Madame! Nun, da Sie einen Schweinskopf haben, so braucht Ihnen Brutus nicht die Köpfe seiner Söhne zu liefern!" Und damit wollte ich gehen. Aber die arme Gräfin, die jetzt erst ihr unglückliches Quiproquo erfahren, eilte mir nach, und beschwor mich so lange mit Bitten und mit Flehen, zu bleiben und weiter zu lesen, bis ich mich erweichen ließ. Ich blieb also und las, aber nicht den Brutus. Die innere Wuth machte mich zum Improvisator, und dicht neben der Gräfin Ventadour sitzend, umgeben von diesem stolzen, heuchlerischen Adel, der Phyllis als Gräfin anerkannte, weil sie ein gutes Haus machte, umgeben von diesen vornehmen Schmarotzerpflanzen, die sich überall anranken, wo sie die Mauer einer guten Küche oder eines gefüllten Weinkellers finden, improvisirte ich ein Gedicht, das meine stolze Gräfin und ihre Satelliten an ihre Phyllis-Zeit erinnerte und die Lacher auf meine Seite brachte. So entstand das Gedicht: „Ie Tu et le Vous", und das ist die Geschichte von meinem Brutus und den Schweinsköpfen mit Mostrich! **)

Und man muß gestehen, daß diese Geschichte gut ist, sagte der König. Sie werden Mühe haben, d'Argens, uns eine ebenso pikante zu erzählen.

Auch wage ich das gar nicht zu versuchen, Sire, sagte der Marquis, sich tief verneigend. Voltaire ist von jeher ein Kind des Glücks gewesen, und ihm ist immer das Außerordentliche begegnet, während ich beinahe in Gefahr war, das recht gewöhnliche, alltägliche Schicksal eines jüngern Sohnes zu haben und ein Geistlicher zu werden!

Ach, die Idee ist drollig, d'Argens, der an nichts glaubt, als an Aberglauben, d'Argens ein Geistlicher! rief der König lachend. Wie entgingen Sie der Gefahr?

Nur durch das Beispiel meines um ein Jahr ältern Bruders, der von einer leidenschaftlichen

*) Mémoires de la Marquise de Créqui. IV, 401.
**) Mémoires de la Marquise de Créqui. IV, 201.

Frömmigkeit in der Jesuitenschule so fanatisch und bigott geworden war, daß er die Welt und die Menschen verachtete, und überall seine haarsträubenden Tiraden gegen die sinnlichen Freuden, wie unschuldig sie immer sein mochten, losdonnerte. Dem heiligen Xaver als Bekehrer zu gleichen, und keusch und züchtig zu sein, wie der kindische Heilige Alois Gonzago, das war sein höchstes Ideal, und in seiner unzüchtigen und leicht getrübten Keuschheitswuth schlich er sich einst in die Kunstkammer unsers ältesten Bruders, um die schönsten Gemälde Titians zu vernichten, die herrlichsten nackten Statuen des Alterthums zu verstümmeln. Dann rühmte er sich frohlockend seiner That, die er ein heiliges Tugendopfer nannte, und gar nicht begreifen konnte, daß Andere sie als einen Vandalismus bezeichneten. Unsere Familie fürchtete alles Ernstes für den Verstand des armen jungen Heiligen, den die Jesuiten mit ihrem gottseligen heuchlerischen Fanatismus so bis aufs Aeußerste getrieben. Man wandte sich endlich an den Aeltesten und Weisesten unserer Familie, an den Bischof von Vannes, und fragte ihn um Rath. Er sann eine Weile nach und sagte dann: „Ich werde den armen Jüngling bald von seiner fanatischen Thorheit aufs Sicherste curiren. Ich werde ihn zum Priester weihen."

Wahrlich, Ihr Oheim der Bischof war ein weiser Mann, sagte der König. Er wollte das Uebel durch das Uebel vertreiben, und wußte sehr gut, daß Niemand weniger Ehrfurcht hat vor der Kirche, als Diejenigen, welche sie gebaut haben und sich ihre Priester nennen.

Das war allerdings die Meinung dieses hochwürdigen Herrn, und mit einem geheimnißvollen Lächeln sagte er: „Wenn er oft Beichte hört, wird er schon den Lauf der Welt kennen lernen." Und er hatte Recht. Mein fanatischer Bruder erhielt die Priesterweihe und nach kurzer Zeit ward er ein sehr toleranter, wohlwollender und nachsichtiger Mann und Beichtvater. Unsere Weiber in der Provence beichten lebhaft und umständlich, und das fruchtete soviel, daß mein frommer Bruder aufhörte, ein frommer Büßer zu sein.*)

Gesegnet also sei das Land, wo die Weiber noch umständlich beichten, sagte der König, es wird alsdann nicht von fanatischen Priestern verdüstert werden. Aber Sie sagten uns nicht, Marquis, inwiefern der keusche Fanatismus Ihres Bruders Sie selber von der Tonsur befreite?

Sire, mein Vater fürchtete, ich könnte meine Priesterlaufbahn mit eben solchem bigotten Wahnsinn beginnen, und mein Bruder möchte keine Weiber übrig lassen, welche mich durch die Beichte heilen könnten. Er schlug mir also vor, statt ein Priester der Kirche, ein Priester der Welt zu werden, und statt in der Kirche zu beten, lieber für das Kreuz zu fechten. Sein Vorschlag gefiel mir; ich ging nach Malta und ward dort Malteserritter.

Und Ihre erste Waffenthat als begeisterter Kreuzritter war ohne Zweifel die, daß Sie sich hinsetzten und Ihre lettres juives schrieben? fragte der König. Diese anmuthigen lettres, in welchen der Kreuzritter das Christenthum verspottet und der geoffenbarten Religion seinen Fehdehandschuh hinwirft?

Nein, Sire, ich begann mein Kreuzritterthum damit, daß ich mich in das Land der Ungläubigen begab, um zu sehen und zu erprüfen, ob man wirklich auch glücklich und zufrieden leben könne in einem Lande, wo es keinen Messias und keine Cruzifixe gab. Ich ging also nach der Türkei.

Aber Sie trugen Ihren schützenden Talisman bei sich, bemerkte der Abbé Bastiani, das Kreuz auf Ihrem Mantel!

Ah, eine Bemerkung, welche ganz unseres frommen Abbés würdig ist, sagte der König. Niemand kennt besser die schützende Wirkung eines Kreuzes, als der Priester, welcher es erfunden, und der Schneider oder Tischler, welcher es gemacht hat. Sagen Sie also, Marquis, bewährte sich Ihr Talisman? Gingen Sie nicht zu den Ungläubigen über?

Sire, ich wollte mir wenigstens zuerst ihren Tempel betrachten und ihrem Gottesdienst zuschauen, bevor ich mich entschiede, ob ich ein ungläubiger Gläubiger oder ein gläubiger Ungläubiger sein wollte!

Ich glaubte, Sie wären niemals ein Gläubiger, sondern immer nur ein Schuldner gewesen, rief Voltaire mit seinem boshaften Lachen.

Vielleicht kommt das daher, bemerkte d'Argens ruhig, daß ich nicht das Talent eines großen Dichters besaß, und nicht auf Wucherzinsen auszuleihen und keine kluge Handelsspeculationen zu machen verstand. Auch hat mich keine Courtisane zu ihrem Erben eingesetzt und keine Maitresse mir eine Pension verschafft.

Sehen Sie da, rief der König lachend, unser guter Marquis hat schon von Ihnen gelernt, Voltaire, und macht es Ihnen nach. Er versteht auch schon zu kratzen und zu beißen.

Ja wohl, sagte Voltaire mit einer tiefen Verbeugung, es giebt Geschöpfe, welche den Menschen Alles nachmachen, selbst ihre bösen Angewohnheiten, vielleicht weil sie sie für Tugenden halten.

Das Antlitz des Marquis erglühte, und heftig auffahrend, war er im Begriff, eine Antwort zu geben, als der König die Hand über den Tisch streckte und sie auf seinen Arm legte. Antworten Sie ihm

*) Nicolai. Heft I, 44.

nicht, sagte er, Sie wissen wohl, der große Dichter verwandelt sich zuweilen in eine boshafte Tigerkatze, die dann die höfliche Sprache der Menschen nicht versteht. Achten Sie also nicht auf ihn und erzählen Sie weiter!

Nachdem der König so gesprochen, zog er seine Hand zurück und berührte dabei, anscheinend aus Versehen, das silberne Salzfaß, das auf der Tafel stand. Es fiel um und schüttete seinen Inhalt über das Tischtuch aus.

Der Marquis stieß einen leisen Schrei aus und erblaßte.

Ach, mein Gott, rief der König mit gut gespieltem Schrecken, welch' ein Unglück ich da angerichtet habe. Schnell, schnell, meine Freunde, laßt uns ein Gegenmittel gebrauchen gegen die Tücke der Dämonen, die, wie unser guter Marquis behauptet, aus einem umgestoßenen Salzfaß hervorschlüpfen. Schnell, schnell! Nehmt Jeder eine Fingerspitze Salz und werft es empor in die Lichter des Kronleuchters. Ah, wie das knistert und knackt. Nicht wahr, Marquis, das sind die höllischen Geister im Fegefeuer? Jetzt noch eine Prise Salz für Jeden von uns; die werfen wir hinter uns über die linke Schulter, indem wir fröhlich dabei lachen.*) Voltaire, Sie müssen die doppelte Portion verschütten, denn Sie, mein Freund, haben zu viel Salz und machen dadurch oft Ihre schönsten Gerichte ungenießbar.

Ah, Sire, Sie reden nur von dem Salz meiner Scherze, sagte Voltaire, aber Niemand gedenkt daran, daß das eigentlich nur das salzige Naß meiner Thränen ist, welche über meine Wangen gelaufen und sich auf meinen Lippen zu beißendem Spott crystallisirt haben. Nur die Unglücklichen und viel Geprüften machen scharfe Witze und besitzen einen schneidenden Humor.

Nicht doch, das ist immer nur eine Folge schlechter Verdauung, unterbrach ihn La Mettrie. Die Maschine unseres Körpers läßt sich von dem Stäubchen Phosphor, Eiweiß und Fett, das die Poeten Geist, ich aber Gehirn nenne, nicht bestimmen, sondern sie wirkt bestimmend auf dasselbe ein. Wenn man daher traurig ist, so kommt das aus dem Unterleib, und um heiter und guter Dinge zu sein und seinen Geist scharf, klar und frisch zu erhalten, hat man also weiter nichts zu thun, als gut zu essen und gut zu verdauen. Molière würde wahrlich nicht so gute Lustspiele geschrieben haben, wenn er, statt der Rebhühner und Trüffeln, die für ihn von König Ludwig's Tafel abfielen, sich mit Sauerkohl und und dicken Erbsen hätte nähren müssen. Der Mensch ist eine Maschine, weiter nichts!

*) Thiébault. V, 244.

La Mettrie, ich werde Ihnen morgen nichts als Rebhühner und Trüffeln zu speisen geben, sagte der König lachend, wehe Ihnen aber, wenn Sie mir übermorgen kein Lustspiel à la Molière schreiben. Das wäre in der That die beste Art, die Welt Ihr Werk l'homme machine vergessen zu machen. Aber wir vergessen ganz, daß Marquis d'Argens uns noch den Schluß seiner Erzählung schuldig ist. Wir haben ihn als Malteserritter verlassen, und Sie begreifen, daß wir ihn in dieser Klemme nicht länger lassen dürfen. Das hieße ja wahrhaftig, ihn zur Frömmigkeit und Tugend verdammen wollen! Erzählen Sie weiter, lieber Marquis. Sie sehen, wir haben unser Salz geworfen und die Dämonen gebannt. Sie dürfen also ohne Gefahr Ihre Geschichte fortsetzen.

Ja, sagte der Marquis, sie zu erzählen ist allerdings weniger gefahrvoll, als sie zu erleben, obwohl ich gestehen muß, daß auch die Gefahr des Erlebens seine Reize hat. Ich wollte, wie ich die Ehre hatte zu erzählen, gern einem Gottesdienst in der großen Moschee in Constantinopel beiwohnen, und meinen Bitten, die ich mit einer Hand voll Goldstücke zu unterstützen wußte, gelang es, den guten Türken, welcher die Schlüssel der süperben Sophia in Verwahrsam hatte, zu überzeugen, daß es kein so großes Verbrechen sei, einen ungläubigen Christen dem Gottesdienste der gläubigen Muselmänner beiwohnen zu lassen. Und in der That, er riskirte nichts als eine kleine Bastonnade, während ich, wenn ich entdeckt ward, dem Henkerstode nur dadurch entgehen konnte, daß ich den Turban nahm und ein Muselmann ward.

Und welch einen strenggläubigen Christen die heilige Mutterkirche da an dem Verfasser der lettres juives verloren haben würde, sagte der König lächelnd.

Aber welchen exquisiten Harem die Stadt Constantinopel gewonnen haben würde, rief Voltaire. Mylord Marschall, ein Glück für Sie, daß Ihre schöne Muselmännin damals noch nicht geboren war, der Marquis würde sie Ihnen ohne Zweifel sonst abgekauft haben.

Wenn Zuleima sich verkaufen lassen wollte, so wäre nichts an ihr zu bezahlen, sagte der Lord mit einem sanften Lächeln.

Sie haben Recht, Mylord, rief der Marquis mit mit einem stechenden Seitenblick auf Voltaire, ja wahrlich, Sie haben Recht, nichts ist verächtlicher, als die Käuflichkeit und die Freundschaft, die sich bezahlen läßt.

Wie Ihr Küster der heiligen Sophia, sagte Algarotti, der auf Voltaire's Lippen schon eine scharfe Antwort blitzen sah. Es glückte Ihnen also wirklich, den guten Muselmann zu bestechen, und Sie ge-

langten zu dem unerhörten Glück, einem muselmännischen Gottesdienst beizuwohnen?

Ich gelangte dazu. In der Nacht vor einem großen Feste führte mich mein Türke in die Moschee und verbarg mich dort hinter einem großen Bilde, das auf einer über dem Hauptportal angebrachten Tribüne aufgestellt war. Dies war ein ziemlich ungefährlicher Versteck, denn diese Tribüne ward nicht benutzt, und Jahre mochten vergangen sein, daß man sie nicht geöffnet hatte. Außerdem war sie auf der Abendseite der Moschee belegen, und Sie wissen wohl, daß die Bekenner Muhameds in ihrem Tempel immer das Antlitz nach Mekka, das heißt nach Constantinopel, nach der Morgenseite hingewandt haben müssen. Ich war also sicher, daß keiner dieser frommen Ungläubigen zu mir sich umschauen würde.

Ich konnte von hier aus mit aller Bequemlichkeit und Ruhe dem ganzen Gottesdienst beiwohnen, nur machte ich meinem Türken, der neben mir sich versteckt hielt, viel Angst und Sorge, weil ich sehr oft, der Lebhaftigkeit meiner Neugierde nachgebend, hinter meinem Bilde hervortrat, und mich ein wenig über die Brüstung lehnte, um besser sehen zu können. Mein armer Muselmann beschwor mich aber dann mit so jammervollen Mienen, zurückzutreten, und deutete mit solcher Angst auf seine Fußsohlen, daß ich schon Mitleid üben und wieder in mein Versteck zurückkehren mußte. Aber endlich, trotz des feierlichen Gottesdienstes, und meiner höchst feierlichen Andacht, ward doch das Thier in mir rege und besiegte meine Göttlichkeit. Mich hungerte, und da ich diesen Fall vorhergesehen, hatte ich meine Taschen mit einer guten Flasche Wein, einem halben Schinken und frischem Weißbrod beschwert. Das Alles zog ich jetzt hervor, breitete meine Schätze auf der Erde aus, und begann zu frühstücken. Der Muselmann betrachtete mich mit Entsetzen, und es würde ihn nicht gewundert haben, wenn das Dach der heiligen Moschee über dem Christenhunde zusammen gefallen wäre, der es wagte, den Tempel zu entweihen, indem er Wein trank und Schinken aß, welches Beides der Prophet verboten hat. Aber das Dach stürzte nicht ein, selbst dann nicht, als mein Muselmann, dem ich gedroht, wenn ers nicht thäte, mich öffentlich zu zeigen, mit mir von meinem Wein trinken, und von meinem Schinken essen mußte. Er that es anfangs mit wüthenden Blicken und grimmigem Stirnrunzeln, immer emporblickend, als fürchte er, das Schwert des Propheten werde herunterfallen, und sein Haupt vom Rumpfe trennen. Aber bald familiarisirte er sich mit seinem Verbrechen, und vergaß die heiligen Ceremonien, welche da unten in der Kirche mit so vieler Pracht und so vielem Glanze gefeiert wurden. Ja, selbst als der Gottesdienst beendet war, und alle Devoten schon die Moschee verlassen hatten, so daß wir es ungefährdet auch thun konnten, bat mich mein Muselmann, noch ein wenig zu bleiben, und wir verzehrten mit einander als sehr gute Freunde den Rest meines Schinkens und tranken die letzte Neige meines Weins auf das Wohl des Propheten, indem wir der bestandenen Gefahren uns lachend freueten.*) Als wir uns endlich entfernten, ward mein guter Muselmann nachdenklich und traurig, und endlich gestand er mir, daß er das glühendste Verlangen fühle, ein Christ zu werden. Der Schinken hatte ihm gar so wohl gemundet, und der Wein war so gut gewesen, daß er ganz von Begeisterung für eine Religion durchdrungen war, welche nicht blos für die Seele, sondern auch für den Leib so gute Speise darbot. Ich war ein zu guter Christ, um nicht seinem Verlangen hülfreich beizustehen. Ich nahm ihn also in meine Dienste, und als wir die Türkei verlassen hatten und wieder auf christlichem Boden uns befanden, genügte mein Muselmann dem frommen Gelüste seiner Seele, und ward ein Sohn der alleinseligmachenden Kirche, um ohne Gewissensbisse seinen Wein trinken, und seinen Schinken essen zu können. So war also mein Besuch der heiligen Moschee doch von segensreichen Folgen für das Seelenheil eines Menschen gewesen, denn Dank meinem Schinken und meinem Wein hatte ich eine Seele aus dem Fegefeuer des Unglaubens befreit. Das ist indessen das einzige Mal gewesen, daß es mir gelungen ist, Proselyten zu machen.

Aber der Gewinn einer solchen Seele genügt, um Ihre eigene Seele dereinst aus dem ewigen Fegefeuer zu befreien, sagte der König. Wenn Sie einst sterben, Marquis, so dürfen Sie sagen: ich habe nicht umsonst gelebt, denn ich habe dem Himmel eine Seele gewonnen.

Vorausgesetzt, rief Voltaire, daß der Schinken, mit welchem der Marquis den Muselmann bekehrte, nicht das Hintertheil eines dieser holden Thiere zierte an dem Tage, an welchem der Teufel, wie in der heiligen Schrift steht, unter die Säue fuhr. Dann hätte sich der arme neugebackene Christ an diesem Schinken erst recht das ewige Verderben gegessen.

Hoffen wir, daß dem nicht so gewesen, sagte der König. Jetzt, Mylord Marschall, ist an Ihnen die Reihe, uns eine pikante Anecdote, oder auch, wenn Sie wollen, eine Heldenthat aus Ihrem schönen, an Tugend, Großmuth, Wahrheit und Treue so reichen Leben zu erzählen. Ah, Messieurs, jetzt lassen Sie uns andächtig sein, die Augen niederschlagen und unser Herz erheben. Ein tugendhafter Mann wird

*) Thiébault. V, 318 fgd.

sprechen, und wahrlich, die Tugend ist eine heilige Göttin, welche von Wenigen geliebt wird und der man in unserer jammervollen Welt sehr wenig Altäre errichtet, weil sie so wenig Priester hat. Mylord Marschall indessen ist einer ihrer ersten und ihrer edelsten Priester. Sie können das schon glauben, wenn ich es Ihnen sage, ich, welcher so oft schon getäuscht worden, daß ich oft fast versucht war, gar nicht mehr an die Existenz der Tugend zu glauben. Mein edler Keith hat mich gezwungen, doch wieder an sie zu glauben, und dies Gefühl tröstet mich und ich danke es ihm.*)

Und mit einem Blick voll unaussprechlicher Liebe reichte der König dem neben ihm sitzenden Freunde die Hand dar, welche dieser mit einem sanften Lächeln an seinen Busen drückte.

Die Gesichter der übrigen Herren waren ernst, fast düster geworden; für sie Alle waren die Worte des Königs ein Dolchstoß gewesen und Jeder von ihnen litt an den Schmerzen der empfangenen Wunde. Aber der König achtete nicht darauf, er weidete seine Blicke an dem Anschauen des edlen, stolzen und schönen Angesichts seines Freundes, und dachte gar nicht daran, daß, indem er dem Einen seine Zärtlichkeit und Achtung bezeugte, das für die Uebrigen wie eine Nichtachtung und ein Vorwurf erschien.

Nun, Freund, wollen Sie uns etwas erzählen? fragte er, oder sind unsere Ohren zu sündhaft und unkeusch, um etwas von den heiligen Mysterien Ihres Lebens vernehmen zu können?

Ah, Sire, es giebt gar keine Mysterien in meinem Leben, sagte Mylord Marschall mit leisem Kopfschütteln. Mein Leben liegt vor der ganzen Welt und vor den Augen meines Königs wie ein offenes Buch da, in dem Jedermann lesen kann.

Und aus dem Jedermann sich Belehrung und Erbauung schöpfen kann, sagte der König. Es ist ein Buch der Noblesse, aus dem jeder Edelmann lernen kann, wie er seinem König treu sein soll in Noth und Tod. Ah, Mylord, es giebt wenig Menschen, die es sich gleich Ihnen zum Ruhm anrechnen dürfen, daß sie zum Schaffot verurtheilt wurden! Der Prätendent von Schottland muß in Wahrheit ein liebenswerther Fürst sein, da Sie für ihn Ihr Leben auf das Spiel setzten.

Er war mein rechtmäßiger König und Herr, sagte der Lord, und darum war ich ihm Treue schuldig. Daß man mich dafür zum Tode verurtheilte, und dann begnadigte, indem man mich aus England verbannte, darf ich mir jetzt nicht mehr als ein Unglück anrechnen, da ich dadurch des Glückes theilhaftig ward, in der Nähe Euerer Majestät leben zu dürfen. Aber auch meine Treue für den Prätendenten dürfen Euere Majestät nicht zu hoch stellen, denn sie floß nicht aus einer ganz reinen Quelle, und wenn ich muthig und furchtlos damals mein Leben einsetzte, so lag das auch mit daran, daß das Leben wenig Werth für mich hatte und daß ich in der Verzweiflung meines Herzens den Tod meinen willkommensten Freund genannt hätte. Wäre ich glücklicher gewesen, würde ich vielleicht weniger tapfer gewesen sein.

Und wollen Sie uns erzählen, weshalb Sie unglücklich waren? fragte der König.

Sire, es ist eine kleine, ganz einfache Geschichte, wie sie häufig im Leben vorkommt, obwohl Jeder, dem sie begegnet, wohl meint, daß kein Anderer das gelitten hat, was er leidet. Sehr viele Herzen sind so mit einem Grabstein bedeckt, unter denen ihr Glück eingesargt ist, und die Menschen wissen es nicht und gehen lächelnd daran vorüber. Ich habe mein Herz auch so still verblutet und mein Glück eingesargt, und doch stand es leuchtend und hell wie eine goldene Morgensonne über mir, und lächelte mich an mit tausend köstlichen Verheißungen, und grüßte mich mit wunderbarem Zauberglanz. Wenn ich dieses junge, schöne, so unschuldsvolle, so keusche und züchtige Mädchen ansah, das vor mir aufgegangen war, wie eine holde Purpurrose, an der die noch unberührten Thautropfen des Himmels hingen, so wollte es mir scheinen, als sende mir Gott in ihr seine schönste Offenbarung, und ich betete an, indem ich liebte. Sie war die Tochter einer der ersten französischen Adelsfamilien, und als ich, ein ganz junger schüchterner Mensch, nach Paris kam, hatte man mich an ihre bei Hofe sehr einflußreiche und mächtige Familie empfohlen. So sahen wir uns täglich, Anfangs mit einer seltsamen Ueberraschung, dann mit einer tiefen Bewegung, dann hörten wir einander sprechen, ohne zu wagen uns anzureden, und dann endlich wagte ich nicht mehr überhaupt in ihrer Gegenwart zu sprechen, weil meine Stimme so sehr zitterte. — Eines Tages, als ich in einer großen Gesellschaft neben ihr saß, erlaubte ich mir, sie leise zu fragen: „wenn ich es wagte, Sie zu lieben, würden Sie es mir verzeihen?“ Sie blickte nicht auf, aber sie sagte ganz leise: „ich würde glücklich sein“. — Dann sanken wir Beide wieder zurück in unser Schweigen der Etiquette, nur zuweilen uns mit einem von Glückseligkeit strahlenden Antlitz betrachtend. Das dauerte sechs Wochen, sechs Wochen eines schweigenden, unaussprechlichen Glückes. Dann endlich überwand ich meine Schüchternheit und machte das süße Geheimniß meiner Liebe zu einer öffentlichen Bitte, indem ich bei dem Vater meiner Victoire um ihre

*) Des Königs eigene Worte. Bourdais, Portrait de Frédéric le Grand, p. 255.

Hand anhielt. Er sagte sie mir zu und führte mich selbst zu meiner Geliebten, die sich erröthend an mein freudetrunkenes Herz lehnte. In diesem Moment trat ihre Großmutter herein, mit strengem Gesicht und zornigen Blicken fragte sie mich, ob es gegründet, daß ich Protestant sei? Ich erwachte wie aus einem glücklichen Traum. In dem Entzücken, welches mich Monate lang begeisterte und durchglühte, hatte ich gar nicht an Alles das gedacht. Die Liebe war meine Religion gewesen, und ich hatte keiner andern bedurft, um Gott anzubeten. Aber diese Religion genügte nicht, sie mußte sich auch in eine Kirche fügen. Ich sagte also, daß das Gerücht begründet, daß ich ein Protestant sei. Victoire stieß einen lauten Jammerschrei aus und sank ihrem Vater ohnmächtig in die Arme. — Zwei Tage darauf verließ ich Frankreich. Victoire wollte mich nicht wiedersehen und verweigerte mir ihre Hand. Ich kehrte nach England zurück, gebrochenen Herzens, verzweifelnd, wahnsinnig fast vor Kummer. In diesem Delirium meiner Schmerzen schloß ich mich dem Prätendenten an, und machte für ihn die abenteuerlichsten und gefahrvollsten Unternehmungen, die endlich damit endeten, daß ich verhaftet und verurtheilt ward. — Das, Majestät, ist die einzige Liebe meines Lebens gewesen, und Sie sehen wohl, es läßt sich wenig von ihr erzählen.

Der König blickte still vor sich hin, und da er schwieg, wagte Niemand die Stille zu unterbrechen. Selbst Voltaire unterdrückte den boshaften Scherz, der schon auf seinen Lippen schwebte, und begnügte sich zu lächeln.

Wie hieß doch der Spruch, den Ihnen Ihr Vater mitgab, als er Sie aus seinen Armen in die Welt entließ? fragte der König nach einer langen Pause. Mich dünkt, Sie haben mir einst davon erzählt.

Sire, er hieß:

Als Du bei der Geburt emporschlugst Deine Blicke,
Da lächelt' Jeder Dir, und Du, mein Sohn, Du weintest.
Ach, lebe nun so gut, daß, wenn Dein Aug' einst bricht,
Dann Jeder weint und klagt, und man Dich lächeln sieht! *)

Sie haben dieses Wort Ihres Vaters erfüllt, sagte der König, Sie haben so gelebt, daß Sie einst lächeln werden, wenn wir Alle weinen, und daß Niemand, der Sie einmal geliebt hat, Sie vergessen kann. Auch Ihre Victoire wird Sie nicht vergessen haben. Sahen Sie sie niemals wieder?

Doch, Sire, ich habe sie einmal wiedergesehen, als ich mich hierher begab und mein Vaterland auf ewig verloren hatte. Ah, Sire, es war ein schönes und herrliches Wiedersehen nach zwanzigjähriger Trennung. Der Schmerz der Liebe war verharrscht, aber die Liebe war geblieben. Das gestanden wir uns Beide. Unsere Herzen waren so von Liebe erfüllt gewesen, daß ein Anfangs schmerzliches, dann aber ein unendlich süßes ewiges Erinnern an unsere Liebe darin zurückgeblieben war, und wir niemals aufgehört hatten, an einander zu denken. Es scheint, daß, um ewig und treu zu lieben, man sich nur wahr und redlich lieben und dann sich trennen muß. Die Gewohnheit und das tägliche Begegnen streift alsdann nicht den Aetherstaub des Himmels von den Flügeln dieser Liebe ab, welche dem Himmel entstammt und zum Himmel zurückgekehrt ist, um dort als ein nie verlöschender Stern über unserm Haupte zu glänzen. — Als ich Victoire wiedersah, war sie längst vermählt, und für die Welt hatte sie vielleicht aufgehört, schön zu sein. Für mich war sie's immer noch, und als sie mich ansah, schien es mir, als ob die Schleier endlich von meinem Leben fortgenommen würden, und als ob die Sonne wieder schien. Doch, Sire, das Alles wird Sie wenig interessiren. Wie sehr indessen ich Victoire noch damals liebte, das werden Sie daraus ermessen können, daß ich für sie das einzige kleine Gedicht gemacht, welches ich meinem unpoetischen Gehirn jemals abringen konnte.

Ah, lassen Sie es uns hören, Mylord, sagte der König.

Wenn Euere Majestät es befiehlt und Herr von Voltaire es verzeihen will, sagte Mylord Marschall mit einer sanften Verneigung.

Ah, ich verzeihen, Mylord? rief Voltaire. Ich lebe, seit ich sie höre, wie in einem Wunderlande, dessen Existenz ich nie geahnt und zu dessen blumenduftender Schönheit ich kaum wage, meine unheiligen Augen aufzuschlagen. Die Märchen meiner Jugendträume, scheint es mir, werden wahr, und ich vernehme eine Sprache, von der wir armen Söhne Frankreichs, die unter der Regentschaft des Herzogs von Orléans erzogen worden, keine Ahnung hatten. Ich beschwöre Sie also, lassen Sie uns Ihr Gedicht hören!

Mylord Marschall nickte ihm lächelnd zu, und indem er sich dann rückwärts lehnte in seinen Sessel und die tiefen blauen Augen zur Decke emporhob, recitirte er mit seiner klaren, sonoren Stimme folgende Verse:

*) Quand vos yeux, en naissant, s'ouvraient á la lumière,
Chacun vous souriait, mon fils, et vous pleuriez.
Vivez si bien, qu'un jour, à votre dernière heure,
Chacun verse des pleurs, et qu'on vous voie sourire.

Un trait lancé par caprice
M'atteignit dans mon printemps.
J'en porte la cicatrice
Encore sous mes cheveux blancs.
Craignez les maux, qu'amour cause,
Et plaignez un insensé
Qui n'a point cueilli la rose
Et que l'epine a blessé.*)

Jetzt, fuhr der Lord rasch fort, um jedes Lob und jede Bemerkung über sein Gedicht abzuwenden, jetzt, Majestät, bleibt mir nur noch Ein Geständniß übrig, und wenn Sie über meine Verse nicht gelacht haben, so wird gewiß mein Geständniß Sie lachen machen, Messieurs. Ich bin, aus Liebe zu meiner verlorenen Jugendgeliebten, katholisch geworden. Ich dachte mir, daß die Religion, der Victoire ihre Liebe opfere, die wahre Religion, in der alle Liebe wurzelt, sein müßte. Ich wollte im Geist der ihre sein, im Leben, sowie im Tode. Jetzt, meine Herren, lachen Sie, denn ich bin im Geist und in Wahrheit ein Katholik!

Sublime! flüsterte Voltaire.

Niemand von uns wird lachen, sagte der König fast streng. Wohl Dem, der gläubig ist und sein Herz auf das Kreuz lehnen und sich davon gestützt und getragen fühlen kann. Er wird dann nicht schwanken und in der Irre umhertaumeln, wie es uns armen, kurzsichtigen Sterblichen so oft geschieht. Werden Sie uns nun nicht den Namen Ihrer Geliebten nennen, oder ist das ein Geheimniß, das wir nicht wissen dürfen?

Sire, unsere Liebe war so rein, daß sie ihr Auge vor der ganzen Welt aufschlagen darf. Meine Geliebte hieß Victoire de Froulay und sie ist jetzt die Marquise von Créqui.

Ah, die Marquise! rief Voltaire lebhaft. Die geistreichste und berühmteste Frau in Paris.

Sie lebt also noch? sagte der König gedankenvoll. Möchten Sie sie wiedersehen, Mylord?

Auf eine Stunde wohl, Sire, um ihr zu sagen, daß ich katholisch bin, und daß wir uns im Himmel wiederfinden werden.

Ich werde Sie als meinen außerordentlichen Gesandten nach Paris schicken, Mylord, und sie sollen der Marquise meine ehrerbietigen Grüße bringen.**)

Euere Majestät machen dadurch ein herrliches Epigramm auf König Georg von England, sagte Voltaire lachend. Denn zwei seiner edlen Rebellen werden die Freundschaft von Frankreich und Preußen vertreten. Lord Tirconnel, der Irländer, ist französischer Gesandter in Berlin, und Lord Marschall Keith, der Schotte, wird preußischer Gesandter in in Paris. Ah, Mylord, wie wird die edle Marquise erfreut sein, wenn ihr treuer Ritter ihr sein schönstes Eigenthum, seine kleine Muhamedanerin Zuleima vorstellt. Wie wird Zuleima glücklich sein, wenn sie ihr das Weib zeigen, welches Sie geliebt. Sie wird dann sehen, daß auch Mylord Marschall einst ein Herz gehabt und eine Frau geliebt hat.

Ich werde der Marquise meine kleine Zuleima bringen, sagte der Marschall, und wenn ich ihr erzähle, daß sie ein Geschenk meines Bruders ist, der sie bei der Erstürmung von Oschakow, wo er als russischer Feldmarschall commandirte, aus den Flammen der brennenden Stadt rettete, so wird sie es begreiflich finden, daß ich der armen Waise eine Heimath und einen Vater gegeben habe. Wenn Euere Majestät indeß erlauben, werde ich ihr auch noch vorher einen Gatten geben. Mein Kammerdiener, der Tartar Iwan, liebt Zuleima, und ich werde sie ihm zur Frau geben, wenn Euere Majestät nichts dawider haben.

Geben Sie sie ihm, sagte der König lächelnd. Nur wird es schwer sein, hier in Berlin diese Ehe einzusegnen, denn Ihr Tartar hat, wie ich glaube, die Ehre ein Heide zu sein?

Er ist ein Anhänger der persischen Religion, Sire.

Also ein Feueranbeter, sagte der König. Da schlage ich vor, daß Voltaire als Priester diese Ehe einsegnet, denn wo man das Feuer anbetet, da darf Voltaire, der Mann des Feuers und der Gluth, wohl Priester sein!

Ah, Sire, ich glaube, daß wir Alle Perser sind, rief Voltaire lächelnd. Wir beten Alle das Licht an, und verabscheuen die Finsterniß, und Sie, Majestät, Sie sind für uns Gott Ormuzd, dem alles Licht entströmt, und jeder Priester ist für uns Ahriman, der Gott der Finsterniß. Begnadigen Sie mich also, Majestät, und lassen Sie mich auch selbst im Scherz nicht die Rolle eines Priesters spielen. Uebrigens, wozu bedarf es für diesen glückseligen Heidensohn des Priesters? Ist nicht die Sonne, Gott Ormuzd selber, da? Stellen wir also, mit Euerer Majestät Erlaubniß, die beiden Liebenden auf die oberste Terrasse von Sanssouci, wo sie vom hellen Strahl der Mittagssonne wie in heiliges Feuer getaucht sein werden. Dazu können la divine Marianne Cochois und Denys einige mystische Tänze ausführen, und so ist die Trauung nach persischem Ritus erfolgt.

Und es bleibt nur noch übrig, daß Euere Majestät uns dann ein solennes Hochzeitsessen geben, rief La Mettrie, ein Hochzeitsessen, bei dem es an den

*) Mémoires de la Marquise de Créqui. I, 122.

**) Mylord Marschall ging dann zu Anfang des Jahres 1751 als außerordentlicher Gesandter des Königs nach Paris.

seltensten und auserlesensten Speisen nicht fehlen darf, zur Ehre dieser seltenen Hochzeit!

Ah, seht nur, wie ihm die Augen glänzen vor Wonne, rief der König lachend. La Mettrie wäre bereit, die ganze Welt zu verheirathen, vorausgesetzt, daß sein eigenes Leben dann in einem fortgesetzten Hochzeitschmaus bestände. Aber hören Sie, bevor Sie wieder essen, ist jetzt an Ihnen die Reihe zu erzählen. Besinnen Sie Sich also schnell, und tischen Sie uns eine pikante Anekdote aus Ihrem Leben auf.

LI.

Die Confidenztafel.

(Fortsetzung.)

Euere Majestät verlangen eine pikante Anekdote aus meinem Leben, sagte La Mettrie. Was giebt es Pikanteres als eine Trüffelpastete, und was verlohnte mehr des Gespräches und der süßen Erinnerung, als diese schönste Offenbarung des Menschengeistes. Ja, Sire, eine wohlgelungene Trüffelpastete, das ist die wahre und wirkliche geoffenbarte Religion, und ich bin ihr anbetungsvollster Priester. Eines Tages habe ich ihr zu Liebe ein bedeutendes Vermögen, ein schönes Haus und eine ziemlich hübsche Braut aufgegeben, und ich muß sagen, daß mir noch heute eine Trüffelpastete ein begehrenswertheres Gut erscheint, als jene Braut und ihr Reichthum.

Und gab es einen Vater, der so wahnsinnig war, seine Tochter an den homme machine verheirathen zu wollen? fragte der König.

Sire, ich hatte damals meine Penelope geschrieben. Herr van der Swiet in Leyden, ein armer kranker Mann, den eine Erkältung seit Wochen schon ans Bett gefesselt hielt, hatte sie gelesen, und über diese Verspottung der Herren Aerzte so herzlich gelacht, daß ihm dadurch geschehen war, was weder die Kunst der Aerzte, noch das Gebet der Priester hatte bewirken können, er war in Schweiß verfallen, und der heilte die Steifheit seiner Glieder und machte ihn gesund. Sein erster Ausgang war zu mir, und er bat mich, ihm ein Mittel anzugeben, durch welches er sich mir dankbar bezeigen könnte. Senden Sie mir alle Tage eine Trüffelpastete und eine Flasche Ungarwein, sagte ich ihm. Herr van der Swiet lachte. „Ich habe etwas Besseres als eine Trüffelpastete", sagte er, „ich habe eine Tochter, welche die Universalerbin meines Vermögens ist. Sie sind nicht reich an Ducaten, aber reich an Witz, und ich wünschte, daß meine Enkel, welche ich hinlänglich mit Geld ausstatten kann, einen Vater haben, welcher sie hinlänglich mit Geist ausstattet. Heirathen Sie also meine Tochter und schenken Sie mir einige Enkel, welche Ihnen gleichen." Ich nahm den Vorschlag an, versprach dem guten van der Swiet, in acht Tagen sein Schwiegersohn zu werden und dann bei ihm in seinem Hause zu wohnen, um ihn täglich nach dem Mittagessen eine Stunde durch fröhliche Gespräche zu erheitern, damit ihm die Verdauung leichter werde, und er nicht, wie bisher, an Indigestionen zu leiden habe.

Seht einmal diesen zärtlichen Holländer an, rief der König, diesen ganz unegoistischen Vater, welcher seiner Tochter einen Gemahl sucht, damit er nicht an Indigestionen zu leiden habe! Sahen Sie denn Ihre Braut noch vor der Hochzeit, und konnten Sie sich überzeugen, daß sie nicht etwa ein Wechselbalg sei, den ihr Vater auf eine gute Manier tödten wollte, und also Ihnen gab?

Ich sah meine Braut, Sire, und in der That, Esther war ein sehr schönes Mädchen, das nur den einzigen Fehler besaß, daß sie mich nicht liebte. Sie besaß sogar die Naivetät, es mir zu sagen, und mir zu gestehen, daß sie einen Andern liebe, einen armen Commis ihres Vaters, den derselbe, als er von ihrer Liebe gehört, aus seinem Hause verwiesen hatte, welchen sie nichtsdestoweniger noch immer glühend liebe. Ich zuckte lächelnd die Achseln und berief mich auf den Wunsch ihres Vaters und auf mein gegebenes Wort. Aber als die kleine Esther von mir ver-

langte, daß ich ihr entsagen und bei ihrem Vater für ihren Geliebten mich verwenden sollte, da lachte ich nicht mehr, sondern fing an, die Sache ernsthaft zu nehmen. Ich ging also wirklich zu ihrem Vater und berichtete ihm meine ganze Unterredung mit seiner Tochter. Er hörte mich ruhig an und fragte dann mit einem grimmigen Blick: „Was ist Ihnen lieber, Gefängnißkost oder täglich eine Trüffelpastete an Ihrem eigenen Tisch?“ Sie können denken, daß ich nicht schwankend war mit meiner Antwort. „Nun denn,“ fuhr Herr van der Swiet fort, „wenn Sie meine Tochter nicht heirathen, ziehe ich meine Hand von Ihnen, und Ihre Feinde werden schon ein Mittel finden, Sie ins Gefängniß zu bringen. Denn es ist da eben ein neues Buch, l'omme machine, angekommen, und Jedermann schwört, daß es von Ihnen sei, obwohl Ihr Name nicht auf dem Titelblatt steht. Die ganze Stadt, nicht blos die Geistlichen, sondern Jedermann ist wüthend über dieses Buch, das man als ein Ungeheuer von Materialismus und Unglauben bezeichnet, und wenn ich Sie dennoch zu meinem Schwiegersohn haben will, so geschieht es, weil ich der ganzen Welt beweisen will, daß ich sie verachte, und von ihren Vorurtheilen und Meinungen mich nicht bestimmen lasse, sondern ein freier und selbstdenkender Mann bin. Sagen Sie also, wollen Sie meine Tochter heirathen und alle Tage Trüffelpasteten essen, oder wollen Sie ins Gefängniß wandern?“ — „Ich will Ihre Tochter heirathen,“ rief ich, „ich schwöre, daß sie in acht Tagen meine Frau sein soll!“ — Der Herr van der Swiet umarmte mich und traf nun seine Vorkehrungen zur Vermählung. Esther aber, meine Braut, sprach nie mit mir, sie schien mich gar nicht zu sehen, vielleicht weil ihre Augen geschwollen und halbblind vom vielen Weinen waren. Einmal nur begegneten wir uns allein in dem Salon, Sie beeilte sich, ihn zu verlassen, aber indem sie an mir vorüberging, hob sie ihre beiden Arme beschwörend zum Himmel empor und streckte sie dann drohend gegen mich aus: „Sie sind ein grausamer und schlechter Mensch,“ sagte sie. „Sie wollen ein Menschenherz Ihrer eklen Gier und Ihrer widerlichen Genußsucht opfern. Wenn Gott gerecht ist, wird er Sie einst an einer Trüffelpastete sterben lassen, ich sage nicht, Sie Ihren Geist aufgeben lassen, denn Sie haben keinen Geist. Sie werden und müssen sterben, wie ein Thier, nicht an geistigem Schmerz, sondern an Ihrer eigenen, thierischen Völlerei.“

Das Mädchen besaß in der That sibyllinische Weisheit, sagte der König, und ich fürchte, sie hat Ihnen Ihre Zukunft richtig phophezeiht! Der Haß hat zuweilen eine Prophetengabe und sieht die Zukunft mit klarem Auge, während die Liebe blind ist. An Liebe, scheint mir, litt Ihre Esther nicht.

Nein, Sire, sie haßte mich. Aber ihr eigener Geliebter, der junge Mieritz, theilte ihre Abneigung nicht, sondern schloß sich mir mit wahrer Zuneigung an. Er ward mein unzertrennlicher Gefährte, er umarmte mich unter Thränen, und verzieh mir, daß ich ihm seine Geliebte raubte, denn, sagte er, ich sei ihrer würdiger, als er selbst. Er ging in seiner Freundschaft so weit, daß er mich an meinem Hochzeitsmorgen zu einem Frühstück einlud, zu dem er, wie er sagte, mir einige seltene Kostbarkeiten aus Amsterdam verschrieben habe. Ich nahm die Einladung an, und da die Trauung Punkt zwölf Uhr in der Kathedrale statt finden sollte, mußte das Frühstück um elf Uhr vor sich gehen. Ich dachte mir, daß ich den Trauungsact leichter überstehen würde, wenn ich mich dabei der herrlichen Speisen erinnerte, die ich eben erst genossen. Punkt elf Uhr also begann unser Dejeuner, und ich versichere Euere Majestät, daß es ein köstliches, ganz ausgesuchtes Dejeuner war. Dennoch behauptete mein junger Freund Mieritz, daß der köstlichste Genuß noch meiner harre. Endlich ging er selbst hinaus, mir diese Speise, die er den Juwel seines Frühstücks nannte, aus der Küche zu holen. Mit einem geheimnißvollen Lächeln kehrte er zurück, auf silberner Schüssel eine dampfende Pastete tragend. Ein süßer Duft verbreitete sich sofort durch das ganze Gemach, ein Duft, der mich an die schönste, die genußreichste Stunde meines ganzen Lebens erinnerte. Außer mir, voll ahnungsvoller Erwartung, stürze ich zu ihm hin und lüfte den Deckel der Pastete, — ja, sie war es, es war die Pastete, welche ich nur einmal gegessen, nur damals, als ich des Herzogs von Grammont täglicher Tischgenosse war. Ich hatte den guten Herzog beim Treffen von Fontenois verloren, und er hatte das Geheimniß dieser Pastete mit in sein Heldengrab genommen. Jetzt war es enthüllt, jetzt duftete es mir entgegen mit köstlichem Aroma, jetzt lächelte es mich an mit süßglitzernden Fettaugen. Ich entriß die Pastete den Händen meines Freundes und setzte sie vor mir auf den Tisch. In diesem Augenblick schlug es zwölf Uhr. „Unglücklicher,“ schrie ich, „Du bringst mir diese Pastete, und es ist die Stunde meiner Trauung!“ — „Nun denn,“ sagte er mit dem ächten Phlegma eines Holländers, „so gehen wir erst zur Trauung und lassen die Pastete aufwärmen!“ — „Aufwärmen!“ schrie ich, brüllte ich, dem die emporwirbelnden Düfte eben die Nase bezauberten. „Sie glauben also, daß ich einen solchen Vandalismus überleben, daß ich ein solches Sacrilegium begehen könnte! Eine Pastete aufwärmen, heißt der Blume ihren Duft, dem Schmetterling seinen Aetherstaub, der Schönheit ihre Unschuld, dem Tage seinen Glanz nehmen. Nein, ich werde mich eines

solchen Verbrechens nicht schuldig machen. Die Pastete verlangt gegessen zu werden. Ich werde sie also essen!" — Und ich aß, Sire, und es kam über mich, wie eine himmlische Entzückung, ein erhabener Opiumstraum. Alle Wunder der Schöpfung waren zusammengedrängt in diesen Bissen, den ich andächtig und zitternd vor Wonne in meinen Mund schob. Mieritz hätte gar nicht nöthig gehabt, mir zu sagen, daß die Pastete aus indianischen Vogelnestern und Trüffeln aus Perigord gemacht sei, ich fühlte das, ich wußte das. Die Wunder Indiens hatten sich meinen seligen Blicken enthüllt, eine neue Welt hatte sich mir geoffenbart. Ich aß und war im Genusse selig. Was kümmerte es mich, daß Boten über Boten kamen, welche mich riefen, indem sie berichteten, daß der Priester vor dem Altar stehe, daß die Braut mit ihrem Vater und dem ganzen Schwarm ihrer Verwandten meiner harre. Ich schrie ihnen entgegen: „Sagt ihnen, daß sie warten mögen bis zum jüngsten Tage, denn ich werde nicht eher aufstehen, als bis ich diese Pastete geleert habe." — Dann aß ich weiter, und im Essen dachte ich so klar, so scharf, so gründlich, wie ich nie zuvor gedacht, und ich freute mich dieser Wahrnehmung, denn war das nicht ein Beweis, daß ich Recht gehabt, daß die Maschine des Menschen nur durch sich selber und nicht durch dieses fabelhafte, wesenlose Etwas, welches die Metaphysiker Seele nennen, ihr geistiges Fluidum und ihre Denkkraft erhalte? War das nicht ein Beweis, daß man nur nöthig hat, seinem Körper edle Nahrungsstoffe zuzuführen, um auch eine edle Seele zu haben? Und wo also liegt diese Seele? Wo anders als im Magen. Der Magen ist die Seele. Freilich ist es das Gehirn, welches denkt, aber das Gehirn wagt nicht mehr zu denken, als die erhabene Majestät, als der Magen es ihm erlaubt, und wenn diese Majestät sich unwohl fühlt, adieu dann mit den Gedanken! *)

Die ganze Gesellschaft brach in ein fröhliches Lachen aus.

Habe ich nicht Recht, Euch einen fou fieffé zu nennen? fragte der König. Es giebt ein gutes altes Sprüchwort, welches von einem Feigling sagt, daß ihm das Herz in die Waden sänke, niemals aber habe ich noch gehört, daß einem die Seele in den Magen gesunken sei. Aber über Ihrer Hymne auf den Magen und die Pastete haben Sie ganz vergessen uns das Ende Ihrer Geschichte zu erzählen. Lassen Sie also hören. Schob man die Trauung auf?

Sire, ich hatte meine Pastete noch nicht zu Ende gegessen, als die Thür mit Heftigkeit aufgerissen ward und ein Diener hereinstürzte, um mir zu melden, daß der gute van der Swiet eben in der Kirche von einem Schlaganfall betroffen sei. Die thörichten Menschen behaupteten, er habe denselben aus Zorn und Wuth über mich bekommen, ich aber bin überzeugt, daß das nur die Folge davon war, weil er nach einem sehr guten Frühstück, und nachdem er eine Flasche Madeira ausgetrunken, die Circulation des Blutes dadurch gestört, daß er sich die Füße auf dem kalten steinernen Fußboden der Kirche erkältet hatte. Wie dem auch sei! Man trug den armen van der Swiet besinnungslos aus der Kirche in seine Wohnung, und nach einigen Tagen war er todt. Esther, seine Tochter und Universalerbin aber war unkindlich genug, die Wünsche ihres Vaters unberücksichtigt zu lassen, und wollte durchaus nicht meine Verlobung mit ihr als gültig anerkennen. Sie erklärte sich für die Braut des kleinen Mieritz und heirathete ihn nach einigen Monaten. Ich hätte freilich gerichtlich meine Ansprüche verfolgen können, aber van der Swiet hatte ganz Recht gehabt, nun er mich nicht mehr beschützen konnte, fiel die ganze Meute fanatischer Priester und schwachdenkender Gelehrten über mich her, und würde mich zerfleischt haben, wenn ich mich ihren Verfolgungen nicht durch die Flucht entzogen hätte. So folgte ich dem erhabenen Ruf Euerer Majestät, und nahm wieder meinen Wanderstab, um meinen Ahasveruslauf weiter fortzusetzen.

Ohne vorher Rache genommen zu haben an dem verschmitzten Herrn Mieritz, der offenbar mit seiner Pastete eine wohl überlegte Kriegslist ausgeführt hatte? fragte der König. Denn Sie werden doch eingesehen haben, daß das ein wohlberechneter Plan war, und daß er Sie mit seiner Pastete gefangen hatte, wie man die Mäuse mit Speck fängt?

Sire, und wäre dem so gewesen, wie Euere Majestät sagen, so hätte ich ihm deshalb doch nicht zürnen mögen; ich hätte zu meiner Pastete nur sagen können, wie Holofernes zur Judith: „Deine Sünde war ein Hochgenuß; ich verzeihe ihr, daß sie mich tödtet!" Ich würde für eine solche Pastete noch einmal eine Braut und ein Vermögen hingeben.

Und ist gar keine Möglichkeit vorhanden, Ihnen diese Pastete vorzusetzen? fragte der König. Können Sie uns nicht das Recept dieser Wunderpastete verschaffen, welche die Zauberkraft besitzt, junge Mädchen von unausstehlichen Männern zu befreien, und einen Geizhals in einen Verschwender zu verwandeln, der sein ganzes Vermögen durch seine Gurgel jagt?

Es ist Aussicht dazu vorhanden, das Recept zu bekommen, aber Sie, Sire, werden es nicht zuerst haben. Lord Tirconnel, der meine Geschichte kennt, hat schon seit einigen Wochen diplomatische Verhand-

*) La Mettrie's eigene Worte. Nicolai, Heft I, 199.

lungen mit Holland wegen dieses Receptes angeknüpft, und den Abschluß einer bedeutenden Geldanleihe, welche Frankreich bei dem Hause van der Swiet und Mieritz durch die Vermittelung des Lords aufnehmen will, an die Uebersendung des Receptes geknüpft. Wenn Mieritz das Recept verweigert, wird Frankreich seine Anleihe nicht machen, und aus dem wahrscheinlichen Krieg mit England kann dann nichts werden.

Und man sage noch, daß große Dinge auch aus großen Ursachen entstehen müssen, rief der König. Der Friede der Welt kann davon abhängen, ob La Mettrie das Recept zu seiner Pastete erhält.

Was ist der Friede der Welt aber im Vergleich zu dem Frieden unserer Seelen? sagte Voltaire. Denn was La Mettrie auch immer sagen, und der hochwürdige Abbé Bastiani auch immer schweigen möge, ich glaube noch an eine andere Seele, als die, welche im Magen sitzt, und diese meine Seele würde niemals wieder Ruhe finden, wenn Euere Majestät uns nun nicht auch Wort hielten, und uns eine jener geistreichen und pikanten, von Poesie und Weisheit duftenden Geschichten erzählten, wie sie so oft von den Lippen unsers Salomon's fließen.

Es ist wahr, es ist jetzt an mir die Reihe, sagte der König lächelnd. Ich werde indeß kurz sein müssen, denn nicht nur die Lichter, sondern auch die Augen Algarotti's brennen schon trübe, und sehen Sie nur, wie der gute Marquis in Gedanken mit seinen zwei Nachtmützen liebäugelt, die ihm auf seinem Bett entgegenwinken. Aber nur getrost, Messieurs, meine Geschichte ist nur kurz und wird bald zu Ende sein. — Ich will Ihnen auch, wie La Mettrie, von einem Wunder erzählen, nur daß mein Wunder nicht mit dem Gaumen, sondern nur mit den Augen genossen ward, und daß man dazu eine ächtgläubige Seele haben mußte. Das Wunder begab sich in Breslau, im Jahre des Herrn 1747.

Der Cardinal Zinzendorf war gestorben, und der Graf Schafgotsch, den ich schon einige Jahre zuvor zum Coadjutor des Bischofs und Cardinals ernannt hatte, sollte sein Nachfolger werden. Aber die guten Schlesier waren nicht zufrieden damit. Sie behaupteten, Graf Schafgotsch hinge den Freuden und Genüssen der Welt zu sehr an, um ein guter Priester sein zu können, er verstehe sich zu sehr auf die Liebe der schönen Weiber dieser Welt, um zu der heiligen Madonna, der Mutter Gottes, die rechte heilige, inbrünstige und keusche Liebesgluth eines wirklichen Sohnes der Kirche empfinden zu können. Genug, die frommen Schlesier wollten durchaus nicht glauben, daß der Graf Schafgotsch genug Heiligkeit in in sich trüge, ihr Bischof sein zu können. Nur ein Wunder würde im Stande sein, ihm die Liebe und Achtung der Schlesier zu erwerben, sagten mir die weisen Väter der Stadt Breslau, denn ich war selbst nach Schlesien gereist, um mich persönlich zu überzeugen, ob die Angaben der Behörden begründet, und die Bevölkerung wirklich so wenig zufrieden mit der Ernennung des neuen Fürstbischofs sei. Ich fand in der That ihre Angaben bestätigt und mußte ihnen Recht geben: Nur ein Wunder konnte dem Fürstbischof die Herzen der Schlesier geneigt machen. Aber bemerken Sie nur, Messieurs, wie sehr der Himmel immer mit den Frommen und Gerechten ist — dieses ersehnte Wunder ereignete sich. An einem schönen Morgen verbreitete sich in der Stadt Breslau das Gerücht, in der Kapelle der heiligen Mutter Gottes auf dem Dom, sei ein Wunder anzuschauen. Ganz Breslau, die schönsten Damen der haute volée, wie die geringsten Bettler der Straße strömten dem Dome zu, das Wunder mit eigenen Augen zu schauen. Ja, es war unleugbar, die Haare der Madonna, die da in reizender Holznachbildung auf dem Altar stand, und die von dem ersten Modisten ihre Kleider, von dem ersten Perruquier ihr Haar empfangen hatte, — diese Haare waren gewachsen! Es war natürlich, daß sie eine wunderthätige Kraft ausübten, daß sie jeden Blinden, Lahmen, Verkrüppelten, so wie er sie nur berührte, gesund machten. Ich selber, — denn Sie können denken, daß ich auch hineilte, das Miracle zu sehen, ich selber sah einen Lahmen seine Krücken fortwerfen, und auf seinen gesunden Beinen zu Ehren der Madonna einen Zweitritt tanzen. Da war auch ein Blinder, welcher mit einer breiten Binde über beide Augen sich zu dem wunderthätigen Haar hinführen ließ; kaum hatte er die Spitzen dieses Haares über sein Gesicht gestrichen, so riß er die Binde von seinen Augen und jauchzte laut vor Entzücken, denn er war wieder sehend geworden. Und die Tausende, die da betend und in seliger Entzückung auf den Knieen lagen, jauchzten ihm nach, und hier und da riefen einige begeisterte Stimmen: „Die heilige Madonna ist zufrieden mit ihrem neuen Diener, dem Fürstbischof, denn wenn sie's nicht wäre, würde sie keine Wunder thun." — Diese Stimmen fielen wie eine Lunte in das Pulverfaß dieser Begeisterung. Man umarmte sich, man weinte, man dankte Gott für den neuen Fürstbischof, den man gestern noch verabscheut hatte. Indessen gab es noch immer einige argwöhnische, mißtrauische Seelen, welche durchaus nicht zugeben wollten, daß das Wachsen des Haares eine Zustimmung der Madonna zur Bischofswahl sei. Aber auch diese Ungläubigen, diese herzlosen Skeptiker wurden endlich überzeugt, denn abermals nach zwei Tagen war das Haar der Madonna wieder länger gewachsen, und wiederum nach zwei Tagen hing es in üppiger Fülle über ihre Schultern nieder.

Niemand konnte jetzt mehr bezweifeln, daß die heilige Jungfrau zufrieden sei mit ihrem Priester; denn man hat wohl gehört, daß man im Zorn oder Schmerz sich die Haare ausrauft, oder daß sie ergrauen, Niemand aber kann behaupten, daß Einem die Haare wachsen, wenn man nicht in heiterer und zufriedener Stimmung ist. Die Madonna also war zufrieden, da ihr Haar zum Entzücken der Gläubigen so schnell wuchs, und der ganzen Menschheit bewies, daß dieses aus einem Birnbaum geschnitzte Holzbild die wirkliche Jungfrau Maria sei, die mit offenen Augen über Breslau wachte, und deren Haar wuchs zu Ehren des hochwürdigen Bischofs Grafen Schaffgotsch. Man liebte ihn jetzt so sehr, als man ihm Anfangs abhold gewesen, Tausende frommer Gläubiger umlagerten seinen Pallast, und flehten um seinen Segen. Es war wieder ein Hirte und Eine Heerde geworden, und die Madonna hatte nicht mehr nöthig, ihre Haare wachsen zu lassen, denn ihr Wunder hatte genug gewirkt, und mit ihrem Haar war das Ansehen des Fürstbischofs mächtig emporgewachsen. Das, Messieurs, war das Wunder von Breslau.

Aber Euere Majestät haben uns noch nicht den Heiligen genannt, der beim lieben Gott Fürbitte gethan, damit dieses Wunder sich ereigne, rief Marquis d'Argens. Ah, geruhen Sie, meinem kahlen Scheitel seinen Namen zu sagen, damit ich zu ihm beten, und ihn um Erbarmen mit meinem Mondschein anflehen kann.

Dieser Heilige war mein Friseur, sagte der König lachend. Ich ließ ihn schwören, daß er das Geheimniß Niemandem verrathen wollte, und dann mußte er jeden dritten Tag in der Abenddämmerung sich heimlich nach dem Dom verfügen, um der Madonna eine andere Perrücke aufzusetzen, und die gebrauchte Perrücke zu entfernen.*) Sie sehen also, Messieurs, daß nicht blos das Glück, sondern die Frömmigkeit an einem Haar hängen kann, und diese Heiligen, zu welchen die gläubige Menschheit jetzt betet, waren ohne Zweifel alle geschickte Perruquiers, welche es verstanden, der Menschheit einen Zopf zu drehen.

Und denselben als Geißel auf dem Rücken der frommen Büßer herumtanzen zu lassen, rief Voltaire. Ah, Majestät, Ihre Geschichte ist ebenso weise als pikant, und zeigt aufs Neue Ihren großen Feldherrnblick. Sie haben da mit Ihrer Wunderperrücke eine geistige Schlacht von Hohenfriedberg gewonnen, eine Schlacht gegen die hohe Kirche.

Bei der zum Glück keine Menschen, sondern nur einige Perrücken auf der Wahlstatt zurückgeblieben sind! Aber sehen Sie nur, wie ernst und verstimmt unser hochwürdiger Abbé dareinschaut. Ich glaube wahrhaftig, er ist neidisch über das von mir vollführte Wunder. Jetzt ist an Ihnen die Reihe, Bastiani, erzählen Sie uns eins Ihrer Wunder, die Geschichte irgend einer schönen Magdalena, die Sie bekehrt haben.

Ah Sire, wollen mich Euere Majestät entschuldigen, sagte der Abbé, sich tief verneigend. Mein Leben ist das stille, prunklose, einsame und verschwiegene Leben eines Priesters gewesen, und nur der hochselige König Friedrich Wilhelm brachte etwas Sturm und Bewegung in dasselbe. Aber auch das muß ohne Zweifel nach dem Willen Gottes gewesen sein, denn würde er mir sonst diese robuste Riesengestalt gegeben haben, welche die Emissaire des Königs so sehr entzückte, daß sie mich mitten aus dem Gottesdienste von dem Altar, vor welchem ich gerade Messe las, fortrissen, und nicht achtend auf das Bitten und Schreien meiner gläubigen Gemeinde, mich mit fortschleppten, um mich als Soldat einzurolliren.*)

Eine wundervolle Idee! rief Voltaire. Einen Priester in seinem Chorrock zu entführen, um aus ihm einen Soldaten zu machen. Ach, sagen Sie doch, Abbé, konnten Sie nicht wenigstens Ihre Haushälterin als Marketenderin mit sich nehmen? Das wäre doch ein Trost gewesen, denn ich bin von Ihrer priesterlichen Frömmigkeit überzeugt, daß Sie eine junge und schöne Haushälterin hatten?

Ich weiß das nicht, sagte Bastiani achselzuckend. Ich bin, wie Sie wissen, sehr kurzsichtig, und habe daher das Gesicht meiner Haushälterin niemals deutlich gesehen. War ich ja doch auch so kurzsichtig, daß ich es für ein Unglück hielt, aus meinen Tyroler Bergen fortgeschleppt und aus einem Priester in einen Soldaten verwandelt zu werden. Und doch ist dies mein höchstes Glück gewesen, denn dadurch wurden die Augen meines erhabenen Königs auf mich gelenkt, und er erbarmte sich mein, und begnadigte mich mit seiner Huld und seiner herablassenden Freundschaft.

Ah, Sie vergessen, daß es hier keinen König giebt, und daß man hier Niemanden schmeicheln darf, sagte Friedrich mit leichtem Stirnrunzeln.

Sire, ich weiß, daß es hier keinen König giebt, und Sie sehen daraus, daß ich kein Schmeichler bin, denn ich spreche meinem König nicht ins Angesicht von meiner Liebe und Begeisterung, ich lobe und preise ihn hinter seinem Rücken, und das beweist

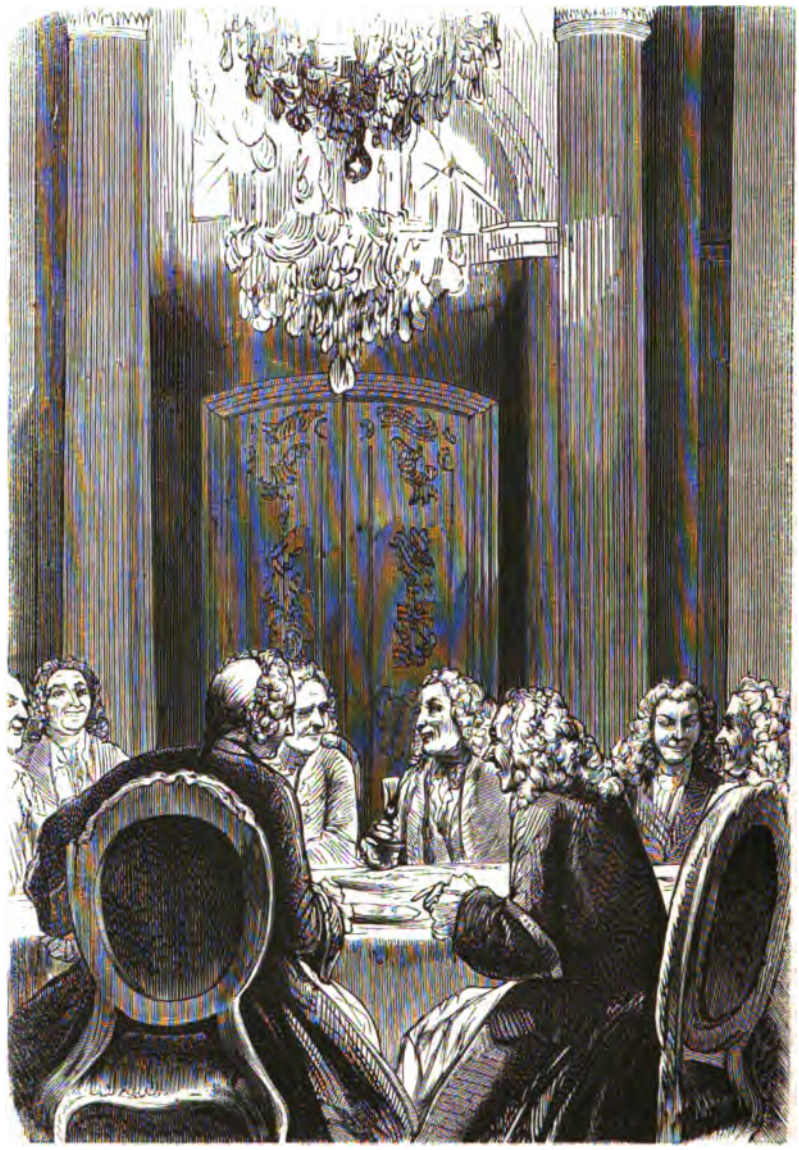
*) Zuverlässige Beiträge zu der Regierungs-Geschichte Königs Friedrich II. Herausgegeben von dem Königl. Preuß. Ober-Consistorialrath Büsching. Historischer Anh. S. 2—5.

*) Thiébault. III, 41.

alle Mal, daß man wahrhaft liebt, nicht um Gunst oder Ehre, sondern aus reinem Herzen.

Welch ein Glück also für Ihr reines, uneigennütziges Herz, rief Voltaire, daß Ihnen Ihre Stelle als Kanonikus von Breslau dreitausend Thaler Rente bringt. Sie würden sonst verhungern müssen bei Ihrer Liebe, welche keine Schmeichelei versteht.

„die Schafe sollen sich in Wölfe verwandeln," und Sie, Abbé, scheinen in Ihrer Frömmigkeit den Bibelspruch wahr machen zu wollen. Ihre Anspielung galt mir, nicht wahr, weil ich der Historiograph des Königs von Frankreich und der Kammerherr des Königs von Preußen bin? Beruhigen Sie sich. Als Geschichtsschreiber des Königs von Frankreich bin



Wer das Brod des Herrn ißt, verhungert niemals, sagte Bastiani mit seiner feierlichen, gedämpften Stimme. Nur wer zweien Herren dienen will, und daher Keinem treu ist, nur der darf fürchten zu verhungern.

Ach, ach, sehen Sie da unsern frommen Abbé, welcher seinen Schafpelz abwirft, und seine rauhe Seite herauskehrt! rief Voltaire. Es steht geschrieben:

ich ohne Gehalt pensionirt, und Seine Majestät wird Ihnen sagen, daß ich der schlechteste und unbrauchbarste Kammerherr bin, den jemals die Sonne der königlichen Gunst bestrahlt hat. Ja, wahrlich, ich bin ein ganz unbrauchbares, bescheidenes und nichtsnutziges Geschöpf, und wenn mir Seine Majestät nicht erlaubte, zuweilen seine Verse durchzulesen, mich an deren Schönheit zu freuen, und hier und

da ein Komma hinzuzufügen, so wäre ich ein eben so unnützes Wesen, wie jener katholische Priester, der sich am Dresdener Hofe des Königs August befindet, und der gar nichts zu thun, und Niemandes Beichte anzuhören hat, da man dort, wie hier, lutherisch ist. Algarotti erzählte mir, daß er ihn einst gefragt, womit er sich eigentlich beschäftigte. Der würdige Abbate antwortete: Jo sono il cattolico di sua maestà. — So nenne ich mich il pedagago di sua maestà*), und diene also auch nur Einem Herrn, gleich Ihnen, mein würdiger cattolico di sua maestà!

Ach, ich fürchte, mein cattolico wird nicht lange mehr bei uns ausharren, sagte der König. Ein Mann seines Verdienstes, seiner Talente kann sich nicht damit begnügen, Domherr in Breslau zu sein. Nein, Bastiani, Sie werden sich ohne Zweifel bald höher emporschwingen, Sie werden aufsteigen bis zur Prälatur, zur Eminenz, ja, bis zur Tiara selbst. Aber was wird aus mir werden, wenn Sie diesen glänzenden Gipfel erstiegen haben, wenn Sie Papst geworden? Ich wette, daß Sie mir Ihren apostolischen Segen versagen, ja mir nicht einmal gestatten würden, knieend Ihren Pantoffel zu küssen. Wenn dann Jemand es wagte, Ihnen von mir zu sprechen, würden Sie dieser uneigennützigen Liebe nicht mehr eingedenk sein, die Sie heute ohne Zweifel für mich empfinden. Ah, mir scheint, als sähe ich Sie, wie Sie mit apostolischer Erhabenheit sich von St. Peters Stuhl erheben, und mit ehrenhafter Indignation rufen: Wie? Dieser Ketzer, dieser Unreine, dieses Wildpret der Hölle ist da? Ich verfluche ihn! Ich verdamme ihn! Daß Niemand es wage, mir wieder von ihm zu sprechen.

Gnade, Gnade, Sire, rief der Abbé mit demüthigem Händefalten zu dem König hinblickend, während die übrigen Herren fröhlich lachten.

Der König war unerbittlich. Die Scheinheiligkeit und Heuchelei, welche der Abbé heute zur Schau getragen, hatte ihn erzürnt und er wollte ihn strafen.

Wenn Sie nun Papst sind, fuhr er fort, und ich bin überzeugt, daß Sie Papst werden, so werde ich ohne Zweifel nach Rom wallfahrten. Es ist daher wichtig, daß ich jetzt, wo ich Sie noch habe, von Ihnen erfahre, welche Aufnahme ich bei Ihnen finden werde. Also, lassen Sie hören! Wenn ich vor Ihrer Heiligkeit erscheine, was werden Sie mir sagen?

Der Abbé, welcher bis jetzt mit niedergeschlagenen Augen dagesessen, und ein flehendes: Ach, Sire, Sire! gemurmelt hatte, schaute jetzt empor, und ein feuriger Blitz seiner Augen traf das schöne von Heiterkeit strahlende Antlitz des Königs.

Nun? wiederholte der König. Was würde Ihre Heiligkeit zu mir sagen?

Sire, sagte Bastiani sich tief verneigend, ich würde sagen: O, allmächtiger Adler, bedecke mich mit Deinen Flügeln und beschütze mich vor Deinem eigenen Schnabel!*)

Ah, das ist eine Antwort, welche Ihres Geistes würdig ist, rief der König lachend, und um derentwillen ich Ihnen vergeben will, daß Sie uns keine Geschichte aus Ihrem Leben erzählen wollen. Jetzt also, Graf Algarotti, ist an Ihnen die Reihe. Sie sind der Letzte, welcher zu erzählen hat, und ich denke, das wird ein würdiger Schlußpunkt dieses Abends werden.

Sire, mir geht es, wie Bastiani, sagte Algarotti lächelnd. Es giebt kein Geheimniß in meinem Leben. Nur das, was bei einem Priester ein Wunder, bei mir ganz einfach und natürlich ist. Ich bin viel umher gereist, habe die Welt gesehen, die Menschen kennen gelernt, und endlich alle meine Erfahrungen und mein eigenes Herz zu den Füßen Euerer Majestät niedergelegt, wie die Gläubigen, wenn Sie durch ein Wunderbild geheilt sind, ein Abbild ihres kranken Gliedes an dem wunderthätigen Heiligenbilde aufhängen, das ihnen Genesung gebracht. Mein Herz war krank von der Welt und den Menschen, Euere Majestät haben es geheilt, und ich habe es dankbar und demüthig zu Ihren Füßen niedergelegt. Das ist meine ganze Geschichte, und freilich ist es eine Wundergeschichte, denn ich habe einen König gefunden, welcher nicht nur ein menschlicher König, sondern ein königlicher Mensch ist.**)

Und wahrlich, ein solcher König ist das achte Wunder der Welt, rief Voltaire. Ein König, welcher als König Mensch, und als Mensch noch König ist. Ich glaube, daß die Weltgeschichte wenig solcher Beispiele hat. Wenn wir die Geschichte aller Völker durchforschen, werden wir von jedem ihrer Könige sehr viel Thorheiten, aber nur von Wenigen einige Großthaten zu erzählen wissen. Nein, nein, rechnen wir niemals darauf, die Könige civilisiren zu können. Vergeblich hofft man sie durch die Hülfe der Künste zu sänftigen, vergeblich lehrt man sie, dieselben zu lieben, ja sie selbst mit Erfolg zu cultiviren; sie bleiben immer Löwen, die gezähmt zu haben, man sich vergeblich schmeichelt; sie bleiben in Wahrheit wild, blutdürstig und phantastisch. In dem Augenblick, wo man es am wenigsten erwartet, erwacht ihr Instinct, und wir fallen als ein Opfer ihrer Tatzen oder ihrer Zähne, ohne daß wir es vorher ahnen konnten.***)

*) Oeuvres complètes de Voltaire. LVIII, 376.

*) Bastiani's eigene Worte. Siehe Thiébault. V, 43.

**) Algarotti's eigene Worte.

***) Thiébault. V, 365.

Der König, welcher bis jetzt dieser heftigen und exaltirten Rede Voltaire's mit lächelndem Antlitz zugehört, während die übrigen Herren mit Entsetzen und Verwunderung ihn anstarrten, der König erhob sich jetzt von seinem Sitz, und mit heiterm Lächeln den Finger drohend erhebend, sagte er: Still, still, Messieurs. Nehmen Sie sich in Acht, ich glaube, der König kommt. Dämpfen Sie Ihre Stimme, Voltaire, damit er Sie nicht hört, denn sonst würde der König sich am Ende verpflichtet halten, noch schlechter zu sein, als Sie.*) Ueberdies ist es spät! Lassen Sie uns also die Ankunft des Königs gar nicht abwarten, sondern still auseinandergehen. Gute Nacht, Messieurs.

Und indem er mit einem anmuthigen und zugleich stolzen Neigen des Kopfes die ganze Gesellschaft begrüßte, zog sich der König in seine Gemächer zurück.

*) Des Königs eigene Worte. Thiébault. V, 326.

LII.

Rome Sauvée.

Der ganze Hof war heute in einer freudigen Bewegung, denn man sollte heute ein seltenes, ganz neues Schauspiel genießen, und einer Theatervorstellung beiwohnen, die in den Annalen des Berliner Hofes etwas Unerhörtes, nie Erlebtes war. Voltaire's neues Drama Catilina, dem er jetzt den Namen Rome sauvée gegeben, sollte im königlichen Schlosse, auf einem in den Zimmern der Prinzessin eigens dazu errichteten Theater aufgeführt werden, und die Darsteller waren keine gewöhnlichen Künstler und Schauspieler, sondern sie gehörten zum Theil den höchsten Kreisen der Gesellschaft an. Prinzessin Amalie gab die Rolle der Aurelia, der Prinz Heinrich den Julius Cäsar und Voltaire den Cicero.

Es war heut in der Frühe des Morgens die letzte Probe gewesen; Voltaire hatte bei derselben sich ganz wieder in seiner zügellosen Wildheit, seiner beißenden Ironie, seinem funkensprühenden Sarkasmus gezeigt. Keiner der Darsteller war seinem Tadel und seinem schnell auflodernden Zorn entgangen, und besonders hatte der arme Dichter d'Arnaud viel von seiner tadelsüchtigen Heftigkeit zu dulden gehabt. D'Arnaud, der einst der Lieblingsschüler Voltaire's gewesen, den er dem König selbst empfohlen, d'Arnaud hatte das Unglück gehabt, dem König zu gefallen, und deshalb, besonders seit Friedrich jenes schmeichelhafte Gedicht auf ihn gemacht, haßte ihn Voltaire und sann nur darauf, ihn in der Gunst des Königs zu verkleinern und ihn vom Hofe zu entfernen.*) Heute war es zum ersten Male zu einem offenen Streit zwischen ihnen gekommen, und dazu hatte die Rolle, welche d'Arnaud im Rome sauvée zu spielen hatte, Voltaire die willkommene Veranlassung gegeben. Freilich hatte d'Arnaud nur einige Worte zu sagen, aber der Vortrag derselben genügte dem Dichter nicht. Er behauptete, daß d'Arnaud sie mit absichtlicher Kälte und Nachlässigkeit gesprochen.

D'Arnaud zuckte die Achseln und erwiderte: Eine

*) In einem Briefe an Madame Denis schreibt Voltaire: „Tout le monde me reproche que le roi a fait des vers pour d'Arnaud, des vers qui ne sont pas ce qu'il a fait de mieux; mais songez qu'à quatre cent lieus de Paris, il est bien difficile de savoir si un homme qu'on lui recommande a du mérite ou non: de plus c'est toujours des vers, et bien ou mal appliqués ils prouvent que le vainqueur de l'Autriche aime les belles-lettres que j'aime de tout mon coeur. D'ailleurs d'Arnaud est un bon diable, qui par-ci par-là ne laisse pas de rencontrer de bons tirades. Il a du gout, il se forme; et s'il arrive, qu'il se déforme, il n'y a pas grand mal. En un mot, la petite meprise du roi de Prusse n'empêche pas qu'il ne soit le plus singulier de tous les hommes.“ Voyez Oeuvres complètes. LVIII, 357.

Rolle von zwei Worten verdient nicht mehr. Sagen Sie mir doch, welche Declamation für zwei so unbedeutende Worte nicht lächerlich sein würde?

Das genügte, um Voltaire's Zorn sogleich zu entflammen. Und diese Rolle übersteigt noch immer Ihre Kräfte, schrie er, Sie wissen selbst diese zwei Worte nicht zu sprechen, wie es sich geziemt.

Und nun begann er mit seiner flammenden Beredsamkeit auseinander zu setzen, daß auf diesen zwei Worten der ganze Kern des Stückes ruhe und daß diese Rolle die wichtigste sei. Nun trieb er den widerstreitenden d'Arnaud mit seinem beißenden Witz, seiner schlagfertigen Ironie so sehr in die Enge, daß dieser athemlos, wüthend, fast erstickend vor Zorn, keine Worte finden konnte, keine Kraft besaß, den geschickten Angriffen mit ebenso schlagfertiger, scharfer Klinge zu begegnen, sondern überwunden und gedemüthigt verstummte, während das Lachen des ergötzten Königs und der ganzen Hofgesellschaft die Niederlage für d'Arnaud noch größer und schmerzlicher, den Triumph für Voltaire noch glänzender und ehrenvoller machte. Aber zuletzt hatten alle diese hohen und gelehrten Schauspieler ihre Rolle doch zur Zufriedenheit Voltaire's, der an diesem Tage als Dichter, Regisseur und Schauspieler wirkte, erlernt, und es sollte also heute Abend vor der ganzen Hofgesellschaft die Aufführung dieses Drama's stattfinden, welches Voltaire sein Meisterstück nannte.

Prinzessin Amalie, welche, wie gesagt, die Rolle der Aurelia spielte, hatte sich für diesen Tag in ihre Gemächer zurückgezogen, sie hatte bei der Königin Mutter um die Erlaubniß nachgesucht, nicht bei der Mittagstafel erscheinen zu dürfen, und diese war ihr bereitwillig gewährt worden, da man sehr wohl begriff, daß die Prinzessin der Ruhe bedürfe, um ihre anstrengende und schwierige Rolle noch in der Stille zu memoriren.

Aber Prinzessin Amalie memorirte weder ihre Rolle, noch war sie mit dem Ordnen ihrer Toilette beschäftigt. Sie lag nachlässig hingestreckt auf dem Divan und blickte mit thränenvollen Augen auf den Brief hin, den sie in ihren zitternden Händen hielt. Neben ihr auf der Erde kniete das Fräulein von Haak und schaute mit theilnehmenden Blicken zu der Prinzessin empor.

O, welche Qual, welche Marter ist dies, sagte Amalie leise, lachen zu müssen, während mein Herz in Verzweiflung ist, die Vergnügungen dieses in Festen und Genüssen schwelgenden Hofes mitzumachen, während es so finster und trauervoll in mir ist, daß ich nicht einmal einen Stern der Hoffnung, einen Schimmer des Glückes sehe. O, Ernestine, sage nicht, daß ich ruhig und still sein soll, gönne mir wenigstens den schmerzvollen Genuß, meine Leiden klagen und in der Stille dieses Gemaches meinen Schmerz ausschreien zu können.

Aber theuerste Prinzessin, flüsterte Ernestine, weshalb dieser Schmerz, und wozu soll es nützen, wenn Sie die kaum verharrschten Wunden Ihres Herzens wieder aufreißen?

Diese Wunden sind niemals verharrscht gewesen, rief Amalie ungestüm. Nein, sie haben ewig geblutet, ewig geschmerzt. Oder denkst auch Du so klein, so jammervoll von mir, daß Du meinst, einige Jahre könnten genügen, um mich das Vergessen zu lehren?

Habe ich nicht auch lernen müssen zu vergessen? fragte Ernestine schmerzvoll. Ist nicht auch mein Lebensglück zerstört, bin nicht auch ich auf ewig von meinem Geliebten getrennt? O, Prinzessin, wie viel glücklicher sind Sie, da Sie doch wissen, wo Sie den unglücklichen Freund mit Ihren Gedanken finden können, während kein Laut aus der Ferne eine Antwort giebt auf meine Klagen, und meine trostlosen, irrenden Gedanken nicht wissen, ob sie den Geliebten im Grabe oder im Gefängniß, in Kummer und Elend oder in Freude und Glück zu suchen haben!

Es ist wahr, sagte Amalie gedankenvoll, unser Loos ist ein schmerzvolles und erbarmungswürdiges! O, Ernestine, was habe ich nicht gelitten in diesen fünf Jahren, seit ich Trenck nicht mehr gesehen. In diesen fünf Jahren des Schweigens, des Entsagens und der Trostlosigkeit. Wie oft habe ich nicht geglaubt, diesen ungesehenen Leiden erliegen zu müssen und zu sterben, während ich mit geschminkten Wangen und lächelnden Lippen mich im Kreise der glänzenden Feste befand, zu deren Mittelpunkt mich die grausame Liebe des Königs erhob. Wie oft, während ich mich heiter zu unterhalten schien, sind meine Gedanken abgeirrt zu dem fernen Geliebten, von dem mir die Lüfte keine Botschaft und die Sterne keine Botschaft und die Sterne keinen Gruß mehr brachten, und von dem ich doch wußte, daß er lebte und Mein gedachte. Denn wäre er gestorben, so würde er mir erschienen sein, und hätte er mich vergessen, so wäre das ein Dolchstoß gewesen, der mein Herz sicher und auf Einen Schlag getödtet hätte. O, Ernestine, überzeugt zu sein, daß er oft an mich geschrieben, und daß diese Briefe alle in die Hände der Spione und Laurer gefallen sind, mit denen mein Bruder mich umstellt hat. Aber, ich bin nicht wahnsinnig geworden, weil ich fühlte, daß Trenck meiner noch eines Tages bedürfen würde. Ich habe mich nicht getödtet, weil ich wußte, daß mein Leben ihm noch eines Tages nothwendig sein könnte. Ich habe gelebt, wie die zur Hölle Verbannten, welche in ihren Qualen immer das Auge geöffnet und das Ohr gespannt halten, weil sie des Momentes harren, wo der Erlöser kommt, sie aus ihrer Qual zu be-

freien. Und siehst Du, mein Moment ist gekommen. Gott hat endlich Erbarmen geübt, er hat das Auge meiner Späher geblendet und dieser Brief ist sicher in meine Hände gekommen. Ein Brief von Trenck! O, Ernestine, er liebt mich, er hat mich nie vergessen, er ist unglücklich und ruft nach mir. O, mein Gott, warum hat das Schicksal meine Hände gebunden, warum hat es mich an einem Thron geboren werden lassen, dessen Glanz mich doch nur in den Schatten stellt, statt mich zu durchleuchten. Warum bin ich nicht in Armuth und Niedrigkeit geboren, um wenigstens das Recht zu haben, zu meinem Geliebten eilen zu können, wenn er mich ruft, an seiner Seite zu sein, wenn er in Noth ist, und sein Unglück mit ihm zu theilen.

Aber Sie, Prinzessin, sagte Fräulein von Haak, Sie können sein Unglück erleichtern. Sehen Sie mich an, ich bin arm und unabhängig, und doch kann ich nicht zu meinem Geliebten hineilen, und doch, wenn er in Noth ist, hat er mich nicht gerufen, weil er weiß, daß ich außer Stande bin, ihm zu helfen. Sie aber, Dank Ihrer erhabenen Stellung, Sie vermögen zu helfen. Trenck bedarf Ihrer, und Sie sind da, ihm beizustehen.

Gott gebe, daß ich es kann! Er bittet, daß ich mich bei meinem Bruder verwende, damit die Fürsprache der preußischen Gesandtschaft in Wien ihm den kaiserlichen Hof von Wien geneigt mache, und er so hoffen dürfe, diese fürchterlichen Prozesse, welche ihm als das einzige Erbtheil seines Vetters, des unglücklichen, im Gefängniß gestorbenen Pandurenhäuptlings, geblieben sind, endlich zu Ende zu führen. O, Ernestine, ich soll mit meinem Bruder über ihn sprechen! Er weiß nicht, daß sein Name in diesen fünf Jahren niemals über meine Lippen gekommen, daß ich niemals seit jenem verhängnißvollen Tage, als ich meinem Bruder gelobte, Trenck für ewig zu entsagen, mit dem König wieder allein gewesen. Beide haben wir jede vertrauliche Annäherung vermieden. Er, weil er vielleicht meine Klagen fürchtete, ich, weil ich fühlte, daß sich über die Liebe zu meinem Bruder eine Eiskruste gelegt hatte, die ich weder von seinem Lächeln, noch von seiner Güte wollte aufthauen lassen, weil ich Trenck liebe, und ihm treu sein will, indem ich meinem Bruder zürne. Aber nun, Ernestine, muß ich mein Herz überwinden, nun muß ich mit meinem Bruder sprechen. Trenck ist in Noth, ich werde Muth haben, für ihn zu bitten!

Aber was wollen Euere Hoheit erbitten? O, überlegen Sie es wohl, Prinzessin. Wer weiß, ob der König nicht Trenck ganz und gar vergessen hat. Das wäre vielleicht das Beste; man muß dem Löwen nicht das arme Insect zeigen, das ihn aus seinem Schlummer aufgeweckt, denn alsdann wird er es tödten. Trenck ist in Noth, weil er Prozesse hat. Senden Sie ihm also Gold, Gold, um die Herren der Gesetze zu bestechen, denn man weiß ja, daß der würdige Reichshofrath ein wenig trübe Augen hat und den Glanz des Goldes oft für den Glanz der Sonne der Gerechtigkeit hält. Senden Sie ihm also viel Gold, und er wird die Tiger zähmen, die den Saal des Gerichts umlagern, und er wird seine Prozesse gewinnen.

Prinzessin Amalie zuckte verächtlich die Achseln. Er ruft nach mir, und ich sollte ihm nichts geben, als ekles Gold! Er bittet, daß ich für ihn handle, und ich sollte aus Feigheit schweigen und ihm meine Hülfe mit Gold abkaufen? Nein, nein, ich werde handeln, und das heute noch! Du weißt, daß ich nur auf die ausdrückliche Bitte des Königs eingewilligt habe, in diesem Drama heute Abend eine Rolle zu spielen. Als mein Bruder mich darum bat, fügte er mit seinem gewinnenden Lächeln hinzu: „Bewilligen Sie mir diese Gnade, meine Schwester, und seien Sie gewiß, daß ich Ihnen dafür die erste Gnade, welche Sie von mir fordern wollen, auch bewilligen werde.“ Nun denn, ich werde ihn an dies Wort erinnern, ich werde ihn für Trenck bitten, und er darf es mir nicht abschlagen. O, Ernestine, ich weiß nicht, wie es kommt, aber mir scheint, seit einiger Zeit liebt der König mich wieder zärtlicher als sonst, sein Auge ruht mit Wohlgefallen auf mir, und oft ist es mir, als sähe er mich an mit Blicken, die um meine Liebe flehten. Sage nicht, daß ich thöricht und kindisch bin, aber ich denke zuweilen, meine schweigende Ergebung könne sein Herz gerührt haben, und er sei endlich geneigt, Gnade zu üben und mich glücklich zu machen, glücklich, indem er mir vergönnt, diesem Glanz zu entfliehen, zu vergessen, daß ich eine Prinzessin bin, und mich nur zu erinnern, daß ich ein Weib bin, dem Gott ein Herz gegeben hat, um zu lieben!

Amalie sah nicht die traurigen und schmerzvollen Blicke, mit denen ihre Freundin sie betrachtete. Sie war ganz Begeisterung und Gluth, und mit strahlenden Blicken und hochathmendem Busen von dem Divan aufspringend, fuhr sie fort:

Ja, es ist so, wie ich sage. Mein Bruder will mich glücklich machen!

Prinzessin, wagen Sie es nicht, solchen kühnen Hoffnungen nachzuhängen, rief Fräulein von Haak mit Thränen in den Augen. Niemals wird der König einwilligen, Sie auf eine andere als eine königliche Weise glücklich zu machen.

Amalie lächelte fast. Sagen Sie doch, Ernestine, ist eine regierende Markgräfin von Baireuth nicht ebenso hochgestellt als ich?

Gewiß, Hoheit, sagte Ernestine befremdet, denn Ihre eigene erhabene Schwester ist ja regierende Markgräfin von Baireuth.

Ich rede nicht von ihr, sondern von der Wittwe des vorigen Markgrafen. Sie hat doch mindestens auch regiert. Nun, jetzt hat sie sich dem jungen Grafen Hoditz vermählt; der König hat es mir gestern selbst mit Lachen erzählt. Er war nicht zornig, und doch ist die jetzige Gräfin Hoditz seine rechtmäßige Tante, wie ich seine Schwester bin.

Hätte der König der Tante befehlen können, wie er's der Schwester kann, so würde er diese Vermählung nicht geduldet haben, sagte Fräulein von Haak.

Prinzessin Amalie achtete nicht auf sie. Mit hastigen Schritten ging sie im Gemach auf und ab, strahlenden Auges und lächelnden Mundes. Dann nach einer langen Pause näherte sie sich ihrer Freundin und legte ihre beiden Hände auf Ernestinens Schulter.

Sie sind eine gute Seele und eine treue Freundin, sagte sie, Sie haben immer ein geduldiges Ohr für meine Klagen gehabt. O, denken Sie doch nur, wie schön das sein muß, wenn ich Ihnen einst von meinem Glück erzählen werde! Und jetzt, Ernestine, kommen Sie. Jetzt müssen Sie mit mir noch einmal meine Rolle memoriren und dann wollen wir an meine Toilette denken. O, ich will schön sein heute Abend, um dem König zu gefallen, ich will spielen wie eine Künstlerin, um sein Herz zu rühren. Wenn ich so spiele, so glühend und wahr, daß er weinen muß über den Schmerz dieses unglücklichen, liebenden Weibes, welches ich darstelle, wird das nicht sein Herz in Liebe erweichen müssen, wird er nicht Mitleid haben mit meinem wirklichen Liebesgram, dem ich in der Rolle einer Andern nur Worte verleihe? Kommen Sie also, Ernestine, memoriren wir noch einmal! Ich muß meine Rolle heute Abend gut spielen, denn ich will mir das Herz des Königs gewinnen!

Und Prinzessin Amalie hielt sich selber Wort. Sie spielte ihre Rolle mit einer vollendeten Meisterschaft. Die Worte der Liebe und des Schmerzes flossen wie ein Strom von Gluth und Begeisterung von ihren Lippen, die Schwüre der Treue, die Klagen der Sehnsucht, die Verzweiflung des Entsagens waren nicht mehr die hochstelzenden Phrasen einer Schauspielerin, sondern sie waren Wirklichkeit und Wahrheit. Man glaubte an ihre Thränen, an ihre Verzweiflung, und als Amalie mit wirklichen Thränen, mit wirklichem Erblassen von den Qualen ihrer Liebe erzählte, da hörte man in diesem glänzenden, von Kerzen und Brillanten funkelnden Saal nichts als Seufzen und Schluchzen.

Die Königin Elisabeth Christine, in ihrem eigenen Liebesgram aller Etiquette vergessend, legte ihre Hand über ihr Angesicht, und zwischen ihren schlanken, von Brillanten funkelnden Fingern quollen dicke Thränen hervor.

Die Königin Mutter, befremdet über ihre eigene Rührung, flüsterte leise, daß es sehr heiß sei, und indem sie mit dem goldgestickten Taschentuch sich Kühlung zufächelte, trocknete sie verstohlen eine Thräne aus ihren Augen fort.

Selbst der König war gerührt, der Glanz seiner Augen ward trüber, und eine tiefe unaussprechliche Wehmuth zitterte um seine Lippen.

Voltaire aber war außer sich vor Entzücken, seine Augen hingen mit einer verzehrenden Gluth an jeder Bewegung, jedem Blick Amaliens, sein Mund strömte über von Lobeserhebungen, von Dank und Entzücken, und in seiner Begeisterung alles Andere vergessend, rief er, als er der Prinzessin nach ihrer großen Scene hinter den Coulissen begegnete: Sie sind es würdig, Schauspielerin zu sein und in Voltaire's Tragödien zu spielen!

Prinzessin Amalie lächelte und ging schweigend vorüber. Was kümmerte sie das Lob Voltaire's. Sie wußte nur, daß sie ihren Zweck erreicht, daß sie das Herz des Königs gerührt hatte. Dies Bewußtsein machte sie muthig und begeisterungsvoll, und als nach Beendigung der Vorstellung der König zu ihr kam, als er sie herzlich umarmte und mit zärtlichen Worten ihr dankte für diesen herrlichen und genußreichen Abend, den er dem Dichtergenius Voltaire's nicht allein, sondern auch dem wundervollen Spiel Amaliens schuldete, da erinnerte Amalie ihn lächelnd daran, daß er ihr noch eine Gnade zu bewilligen habe.

Ich bitte Sie, meine Schwester, erwiderte der König heiter, verlangen Sie heute Abend etwas recht Großes von mir, denn ich bin ganz in der Stimmung, es Ihnen zu bewilligen.

Amalie sah ihm mit einem bangen und flehenden Ausdruck in das lächelnde Angesicht. Sire, sagte sie, bestimmen Sie mir morgen Vormittag eine Stunde, in der ich zu Ihnen kommen darf, um Ihnen meine Bitte vorzutragen, deren Gewährung Sie mir schon im Voraus versprochen haben.

Des Königs Antlitz hatte sich leicht beschattet. Das trifft sich in der That sehr günstig, sagte er. Ich wollte Sie auf morgen früh um eine Unterredung bitten, und nun kommen Sie meinem Wunsche zuvor. Ich werde morgen früh um zehn Uhr bei Ihnen sein, und auch ich habe Ihnen dann eine Bitte vorzutragen.

Ich erwarte Sie also morgen früh um zehn Uhr, mein Bruder, und dann werde ich Ihnen sagen, welche Gnade ich von Ihnen erbitte!

Und wenn ich Ihnen das bewilligt habe, wird es an Ihnen sein, meine Schwester, zu bewilligen, was ich von Ihnen erbitten will!

LIII.

Ein Frauenherz.

Die ganze folgende Nacht hindurch lag Prinzessin Amalie mit geöffneten Augen, mit hochklopfendem Herzen bleich und ruhelos auf ihrem Lager. Kein Schlaf senkte sich erquickend nieder auf ihre fieberhaft glühende Stirn, kein Traum kühlte ihre von angstvollen Schreckbildern gequälte Phantasie.

Was ist es, fragte sich Amalie wieder und immer wieder, was ist es, das der König von mir erbitten will? Welches geheime Schreckniß erhebt sich da drohend wieder vor mir, und wirft einen Schatten auf meine Zukunft?

Und jetzt prüfte sie im Geiste jedes Wort, jede Anspielung, die sie heute vernommen, jetzt erinnerte sie sich plötzlich der traurigen und mitleidsvollen Blicke ihres Hoffräuleins, der leise hingeworfenen Andeutungen, der halben Worte, welche eine versteckte Warnung enthielten.

Ernestine weiß Etwas, und sie will es mir nicht sagen, rief Amalie, und bei diesem Gedanken fühlte sie ihre Stirn von kaltem Schweiß bedeckt, und ein Frösteln ihre Glieder durchbeben.

Sie streckte die Hand aus, um zu klingeln, und durch ihre Kammerfrau das Fräulein von Haak rufen zu lassen. Aber dann zog sie, traurig und beschämt über ihre eigene Ungeduld, wieder zurück.

Was kann es mir nützen, zu erfahren, was ich doch nicht ändern kann, sagte sie. Ich weiß, daß ein Unglück mich bedroht, aber ich will ihm wenigstens mit offener Stirn und muthigem Herzen entgegen gehen.

Und jetzt lag sie ruhig und still, bis der Morgen kam, bis diese furchtbaren Stunden der Erwartung allmälig sich verringerten. Als sie sich von ihrem Lager erhob, trugen ihre Züge den Ausdruck unerschütterlicher Entschlossenheit, und ihr Auge flammte so kühn und mächtig, wie das ihres königlichen Bruders, wenn er im Begriff war in die Schlacht zu gehen.

Sie ließ sich sorgfältig und geschmackvoll kleiden, sie nickte der eintretenden Hofdame einen lächelnden Gruß entgegen, und plauderte heiter und ruhig von gleichgültigen Dingen. Als aber die Dienerschaft hinausgegangen, und sie mit Fräulein von Haak allein war, trat sie hastig zu ihr heran, und sah ihr lange und prüfend in die Augen.

Ernestine, sagte sie dann, Sie wissen etwas, das Sie mir nicht sagen wollen, und das für mich ein Unglück ist. Ich habe das in Ihrem Antlitz gelesen, und dennoch bitte ich Sie nicht, es mir zu offenbaren, wenn Sie nicht meinen, daß ich dadurch, daß ich es weiß, auch die Gefahr vermindern kann.

Ernestine schüttelte traurig das Haupt. Nein, sagte sie, ich fürchte, daß Euere Hoheit an dem Mißgeschick, was Sie bedroht, nichts ändern können. Es ist das Mißgeschick einer Prinzessin, welche sich gehorsam dem Willen ihres Königs fügen muß.

Es ist gut, sagte Amalie mit einem eigenthümlichen Lächeln, wir werden ja sehen, ob mein Bruder Macht genug hat, meinen Willen zu beugen. Jetzt, Ernestine, verlassen Sie mich, denn es ist die Stunde, in welcher der König kommen wollte.

Das Hoffräulein hatte sich kaum zurückgezogen, als die nach dem großen Vorsaal führende Thür geöffnet wurde, und der eintretende Kammerherr den König meldete.

Prinzessin Amalie ging ihm mit lächelndem Gruß entgegen, aber als der König sie umarmte, und einen Kuß auf ihre Stirn drückte, zuckte sie zusammen, und blickte fragend zu ihrem Bruder empor.

Sie las in seinem Antlitz nichts als die herzlichste Liebe, die rückhaltloseste Freundlichkeit. Wenn er mich unglücklich macht, so ist es wenigstens nicht seine Absicht dies zu thun, dachte sie, und mit beruhigterem Herzen gab sie ihrem Kammerherrn ein Zeichen, die Thüren nach dem Salon, in welchem sich das Gefolge des Königs und ihre eigenen Damen und Cavaliere befanden, zu schließen.

Jetzt, mein Bruder, sind wir allein, sagte die Prinzessin, indem sie neben dem König Platz nahm auf dem Divan, zu dem er sie hingeführt hatte. Jetzt erlauben Sie mir, Ihnen sogleich meine Bitte vorzutragen, deren Gewährung Sie mir versprochen haben.

Der König betrachtete mit traurig forschenden Blicken, ihr vor Aufregung und Ungeduld zuckendes Antlitz. Amalie, sagte er, Sie haben mir kein Wort der Begrüßung, der schwesterlichen Liebe zu sagen?

Sie wissen also nicht, daß fünf Jahre vergangen sind, seit wir uns nicht allein, und mit jener Vertraulichkeit, wie sie Geschwistern geziemt, gesehen haben?

Ich weiß es, erwiderte Amalie traurig. Diese fünf Jahre sind auf meinem Antlitz verzeichnet, und wenn sie nicht auf meiner Stirn Runzeln zurückließen, so haben sie deren doch durch mein Herz gezogen. Sehen Sie mich an, mein Bruder, finden Sie, daß ich heute noch das Antlitz von vor fünf Jahren habe?

Nein, sagte der König, nein, Sie sind heute blaß und Ihre Wangen sind eingefallen. Indessen bemerke ich das heute zum ersten Mal. Sonst sind Sie immer noch das Bild der Jugend, der Schönheit und Anmuth. Die Vorstellung von gestern Abend hat Sie angegriffen, das ist Alles.

Nein, mein Bruder, Sie finden mich heute blaß und eingefallen, weil Sie mich heute zum ersten Male ohne Schminke und ohne Schönpflästerchen sehen. Zum ersten Male habe ich heute vor Ihnen diese Maske der rosigen Jugend, der lächelnden Harmlosigkeit abgenommen, welche der Welt mein Antlitz verbirgt. Sie sollen mein Antlitz sehen, wie es wirklich ist, Sie sollen sehen, was ich gelitten habe; vielleicht werden Sie dann um so bereitwilliger sein, mir Das zu erfüllen, um was ich Sie bitten will. Hören Sie also, mein Bruder! Ich —

Der König legte sanft seine Hand auf ihre Schulter. Sprechen Sie noch nicht, sagte er, denn seit ich Sie jetzt hier sehe, fürchte ich, daß Sie irgend etwas bitten wollen, das ich Ihnen nicht gewähren kann.

Doch haben Sie mir Ihr Wort gegeben, Sire, mir eine Gnade zu bewilligen.

Ich nehme mein Wort nicht zurück. Aber weil ich das nicht will, bitte ich, daß, bevor Sie sprechen, Sie zuerst meine Bitte anhören, denn vielleicht kann das Einfluß haben auf Das, was Sie mir zu sagen haben, und Sie werden darnach Ihre eigenen Wünsche modificiren können. Ich erlaube mir also in Ihrem eigenen Interesse unhöflich zu sein, und statt Ihnen als Dame zuerst das Wort zu erstatten, bitte ich, daß Sie es mir lassen.

Sie sind überall der König, und haben zu befehlen, sagte Amalie kalt. Sprechen Sie also, Sire.

Der König ließ einen Moment seine hellen, durchbohrenden Blicke auf dem Antlitz seiner Schwester ruhen, dann stand er auf, und nahm eine ernste, sinnende Miene an.

Ich stehe jetzt vor Ihnen, Prinzessin, nicht als König, sagte er, sondern als der Abgesandte eines Königs. Prinzessin Amalie, der König von Dänemark bittet durch mich um Ihre Hand. Er wünscht sich mit Ihnen zu vermählen, und ich habe ihm meine Zustimmung gegeben. Es fehlt also nur noch die Ihrige, und ich denke, Sie werden ihm dieselbe nicht versagen.

Die Prinzessin hatte ihm mit schweigender, unerschütterlicher Ruhe zugehört. Nicht eine Muskel ihres Gesichts hatte gezuckt, nicht einen Moment hatten ihre Züge den Ausdruck der Entschlossenheit und Ruhe verloren.

Sind Sie zu Ende, Sire? fragte sie gelassen.

Ich bin zu Ende, und ich erwarte Ihre Antwort.

Bevor ich Ihnen dieselbe ertheile, erlauben Sie mir, Ihnen auch meine Bitte vorzutragen, Sire. Denn um mich Ihrer eigenen Worte zu bedienen, Sie werden danach Ihre eigenen Wünsche modificiren können. Sie werden dann wissen, ob ich im Stande bin, die Hand des Königs von Dänemark anzunehmen. Erlauben Sie jetzt mir, zu sprechen?

Sprechen Sie, sagte der König, indem er sich wieder neben Amalie niedersetzte.

Eine Pause trat ein. Dann sagte Amalie mit feierlicher, ernster Stimme: Sire, ich bitte um Gnade für den Freiherrn Friedrich von Trenck.

Einer unwillkürlichen Regung nachgebend, glitt sie vom Divan auf ihre Knie nieder, und die gefaltenen Hände flehend zu ihrem Bruder emporhebend, wiederholte sie: Sire, ich bitte um Gnade für den Freiherrn Friedrich von Trenck.

Der König fuhr empor, wehrte ungestüm die Hände seiner Schwester zurück, und ging hastig einige Male im Zimmer auf und ab. Amalie, fast beschämt über ihre eigene mädchenhafte Demuth, erhob sich wieder von ihren Knieen, und gleichsam um sich selber ihre Energie und Entschlossenheit zu beweisen, ging sie gerade auf den König zu und mit lauter, fester Stimme sagte sie zum dritten Mal: Sire, ich bitte um Gnade für den Freiherrn Friedrich von Trenck. Er ist unglücklich, weil er verbannt ist aus seiner Heimath. Er ist in Verzweiflung, weil man, wissend, daß er Niemand hat, der ihn beschützt und seine Rechte wahrt, beim Reichshofgericht keine Gerechtigkeit finden kann. Er ist arm und ohne Aussichten, weil das Reichshofgericht ihm die Erbschaft seines Vetters versagt, seines Vetters, des Panduren-häuptlings, den seine Feinde angeklagt haben, weil es sie gelüstete nach seinen Millionen, die man confiscirt hat unter dem Vorgeben, daß er sie unrechtmäßiger Weise erworben habe. Aber man hat ihm das nicht beweisen können, und dennoch, da er jetzt todt ist, versagt man seinem Erben, Friedrich von Trenck, seine Erbschaft. Sire, ich bitte Sie also, nehmen Sie sich Ihres Unterthanen an. Lassen Sie ihm die Gnade Ihrer Fürsprache zu Theil werden, verhelfen Sie ihm durch Ihr mächtiges Wort zu

dem Besitz dieser Millionen. Ach, Sie sehen wohl, Sire, wie kleinmüthig und bescheiden ich geworden bin. Ich bitte nicht mehr um Glück, sondern nur noch um Geld. Und ich meine, Sire, wir sind Trenck wohl diesen Ersatz für ein zertretenes Lebensglück schuldig.

Dem König war es gelungen, seinen Unwillen zu sänftigen, und seinen aufflammenden Zorn zu besiegen. Er war jetzt ebenso ruhig und gelassen, wie seine Schwester, aber bei Beiden verbarg sich hinter dieser Ruhe die feste Energie eines unabänderlichen Entschlusses, und sie waren nur so gelassen, weil sie anbeugsam waren.

Das ist die Gnade, welche Sie von mir fordern wollten? fragte der König.

Die Gnade, deren Bewilligung Sie mir versprochen haben, erwiderte Amalie.

Und wenn ich das thue, so werden Sie auch meine Bitte bewilligen? So werden Sie die Gemahlin des Königs von Dänemark werden? Ah, Sie schweigen? Nun wohl, so hören Sie. Willigen Sie ein, Königin von Dänemark zu werden, und an dem Tage, an welchem Sie die Grenzen meines Landes überschreiten, und als Königin Ihr neues Vaterland betreten, an dem Tage werde ich Trenck wieder nach Berlin zurückrufen, und Alles soll vergessen sein. Trenck kann wieder in meine Garde eintreten, und mein Gesandter in Wien soll sich beim Reichshofrath für ihn verwenden. Entscheiden Sie sich jetzt, wollen Sie Königin von Dänemark werden?

Ah Sire, Sie stellen mir da eine grausame Alternative. Sie wollen, daß ich eine Gnade erkaufe, deren freie Bewilligung Sie mir zugesagt haben!

Aber Sie vergessen, meine Schwester, daß ich selber bitte, wo ich befehlen könnte, und daß ich es Ihnen leicht machen will, mir zu gehorchen, indem Sie durch Ihren Gehorsam einen Andern beglücken. Also noch einmal, nehmen Sie meinen Vorschlag an?

Amalie antwortete nicht sogleich. Sie wandte ihre Augen mit einem forschenden Ausdruck auf des Königs Angesicht. Ihre Blicke begegneten sich und ruhten fest aufeinander. Beide lasen sie in ihren Augen die gleiche, unerschütterliche Entschlossenheit.

Sire, sagte Amalie endlich, ich kann Ihren Vorschlag nicht annehmen. Ich kann nicht die Gemahlin des Königs von Dänemark werden.

Der König zuckte zusammen, und seine Stirn zog sich in finstere Falten. Aber er blieb ruhig, nur preßte er seine Hand krampfhaft um die Lehne des Fauteuils, neben welchem er stand.

Und weshalb können Sie nicht die Gemahlin des Königs von Dänemark werden? fragte er.

Weil ich geschworen habe, feierlich unter Anrufung Gottes geschworen habe, niemals eines andern Mannes Weib zu werden, als das Weib Dessen, den ich liebe, weil ich mich vor Gott und meinem Gewissen verpflichtet halte, diesen Schwur zu erfüllen, und unvermählt zu bleiben, da ich nicht die Gemahlin Trenck's werden kann.

Jetzt erröthete der König vor Zorn und seine Augen schossen Blitze. Die Gemahlin Trenck's, rief er hastig, die Gemahlin eines Verräthers. Ah, Sie denken also noch immer an ihn, und trotz Ihres damaligen Gelübdes, trotz Ihres mir geleisteten Schwurs, haben Sie diese strafwürdige Verbindung unterhalten?

Sire, entsinnen Sie sich wohl, an welche Bedingungen damals mein Gelöbniß gebunden war. Sie versprachen mir, Trenck frei zu lassen, und ich gelobte dafür ihn aufzugeben, und niemals an ihn zu schreiben. Das Schicksal aber nahm mein Gelöbniß nicht an. Trenck entfloh, bevor Euere Majestät Zeit hatten, Ihr Wort zu erfüllen, und somit war ich meines Schwurs entbunden. Dennoch habe ich niemals an ihn geschrieben, niemals etwas von ihm erfahren, denn Sie wissen wohl, Sire, daß ich niemals von ihm Briefe empfangen habe.

Er hat also fünf Jahre vergehen lassen, ohne an Sie zu schreiben, und dennoch haben Sie heute noch den Muth, vor mir seinen Namen zu nennen?

Ich habe den Muth, Sire, weil ich sehr wohl weiß, daß Trenck niemals aufgehört hat, mich zu lieben, daß, wenn ich keine Briefe von ihm bekam, dies nicht daher kommt, daß er sie nicht geschrieben, sondern weil ich von sehr aufmerksamen Spähern umgeben war, welche die Briefe niemals in meine Hände gelangen ließen.

Ah, sagte der König mit verächtlichem Achselzucken, Sie sind der Meinung, ich hätte diese Briefe auffangen lassen?

Ja, mein Bruder, ich bin der Meinung.

Nun denn, Amalie, Sie irren sich. Ich habe Sie nicht mit Spionen umstellt, ich habe keinen Brief unterschlagen lassen. Sie sehen mich ungläubig an? Mein Wort darauf, daß ich Ihnen die Wahrheit sage. Werden Sie jetzt begreifen, meine Schwester, daß Ihr Herz Sie getäuscht hat, daß Sie Ihre Liebe an einen Elenden verschwendet haben, welcher Sie vergessen hat?

Sire, rief Amalie mit flammenden Augen, Sire, keine Beleidigung gegen den Mann, welchen ich liebe!

Ah, Sie lieben ihn noch immer, sagte der König bleich vor Zorn, und nicht mehr im Stande seine Aufregung zurückzuhalten. Sie lieben ihn noch immer. Sie haben um ihn geweint und geklagt, während er Sie schmachvoll verrathen und verhöhnt hat. O, sehen Sie mich immerhin mit diesen zornigen, empörten Blicken an. Es ist so wie ich sage. Sie

sollen und müssen jetzt Alles wissen. Ich habe Sie bis jetzt geschont. Von Ihrem eigenen edlen Herzen hatte ich gehofft, daß es nur dem Strom gleiche, welcher vom Sturm der Leidenschaft gepeitscht, wohl einen Augenblick seine Ufer überschreiten kann, dann aber ruhig zurückkehrt in die Grenzen, welche ihm die Natur und sein Schicksal angewiesen. Ich sehe jetzt, daß ich mich in Ihnen geirrt habe, wie Sie sich in Trenck geirrt haben. Er hat Sie verrathen, sage ich Ihnen. An dem schwelgerischen und üppigen Hof von Petersburg hat der ehemalige preußische Officier nicht blos Sie, sondern auch seinen König verrathen. An der Tafel seiner Geliebten, der Kanzlerin Bestuschef, hat er Ihr Bild gezeigt, hat er sich gerühmt, daß Sie selber ihm dasselbe gegeben. Der Graf von der Goltz, mein Gesandter am russischen Hofe, schrieb mir das, und ich habe ihn nicht tödten lassen, ich habe nicht bei der Kaiserin Anna auf Auslieferung des preußischen Deserteurs angetragen. Ich habe mich erinnert, daß Sie ihn einst geliebt und daß ich Ihnen versprochen hatte, seiner zu schonen. Aber ich habe ihn beobachten lassen, und ich kenne alle seine Handlungen, alle seine Ränke und Intriguen. Ich weiß, daß er mit der jungen Gräfin Narischkin ein Liebesverhältniß angeknüpft, das sie schamlos und verbrecherisch genug auch fortsetzten, als die Gräfin dem General Bondurow sich vermählt hatte. Nun glauben Sie, meine Schwester, daß er in den Armen dieses schönen üppigen jungen Weibes der keuschen und unschuldigen Liebesschwüre gedachte, welche er einst mit Ihnen gewechselt hat? Glauben Sie, daß er derselben sich erinnerte, als er mit seiner Geliebten den Plan zu einer Flucht verabredete, um außerhalb Rußlands für ihre ehebrecherische Liebe ein Asyl zu suchen? Glauben Sie, daß er Ihrer gedachte, als er von diesem jungen, irregeleiteten Weibe sich ihre Brillanten und Alles, was sie an Geld besaß, geben ließ, um dafür den Weg zur Flucht zu ebnen?

Gnade, Gnade! stammelte Amalie bleich und zitternd, auf einen Sessel niedersinkend. Hören Sie auf, mein Bruder, denn Sie sehen wohl, daß Ihre Worte mich tödten. Haben Sie Erbarmen mit mir.

Nein, kein Erbarmen, sagte der König. Sie sollen und müssen jetzt Alles wissen, damit Sie genesen von dieser unseligen Krankheit einer schmachvollen Liebe. Sie sollen wissen, daß Trenck ein Mann ist, welcher nicht blos seine Geheimnisse der Politik, sondern auch seine Geheimnisse der Liebe sich abkaufen läßt, daß ihm Alles käuflich ist, selbst sein Herz. Er liebte nicht blos die schöne Generalin Bondurow, sondern er liebte auch ihre Brillanten, und als das junge Weib einige Tage vor ihrer verabredeten Flucht an den Blattern darniedersank und starb, behielt er wenigstens die Erbschaft, und gab ihren Schmuck und die achttausend Rubel, welche sie ihm in Verwahrsam gegeben, nicht zurück.*)

O mein Gott, mein Gott, gieb, daß ich sterbe! murmelte die Prinzessin Amalie.

Aber der Tod dieser Geliebten, fuhr der König fort, ohne der Prinzessin Klagen zu beachten, dieser Tod war doch sehr zu seinem Vortheil, und er tröstete sich bald über denselben in den Armen der Kanzlerin Bestuschef, dieses ränkesüchtigen und stolzen Weibes, das jetzt durch ihren schwachen Gemahl über Rußland herrscht und die Geschicke Europa's durch ihre Ränke und ihre Intriguen zu verwirren droht. Die Kanzlerin ist nicht jung und schön, wie die Generalin Bondurow es war, sie ist vierzig Jahre, und Sie werden nicht glauben, daß der vierundzwanzigjährige Herr von Trenck in Liebe zu ihr entbrannte. Aber sie that's für ihn. Sie liebte ihn mit jener wilden, bacchantischen Gluth, wie die römische Kaiserin Julia die Gladiatoren zu lieben pflegte, deren schöne Gestalt sie im Circus bewundert hatte. Sie liebte ihn und gestand es ihm, und sein Herz, welches von ihren alternden Reizen nicht besiegt worden, unterlag dem Zauber der Ducaten und des Geldes, das sie ihm zu bieten wagte. Der Herr von Trenck ward also der homme entretenu der Frau Kanzlerin Bestuschef, das heißt natürlich, der Hausfreund ihres Gemahls. Er arbeitete in dem Kabinet desselben, in diesem Kabinet, das von dem Boudoir seiner Frau her an unsichtbaren Fäden geleitet ward. Er schien jetzt ein guter patriotischer Russe geworden, der bereit war, die Knute mit eben solcher Devotion zu küssen, wie den Pantoffel seiner alten Kanzlerin. Ich wollte indessen seinen Patriotismus prüfen, und gab meinem Gesandten den Auftrag, zu erforschen, ob dieser Patriotismus nicht für Geld zu erschüttern wäre. Nun, meine Schwester, für zweitausend Ducaten copirte Herr von Trenck ihm den Riß der Festung Kronstadt, den der Kanzler Bestuschef so eben von einem Ingenieur hatte aufnehmen lassen.

Das ist unmöglich, sagte Amalie, deren Thränen jetzt versiegt waren und die ihrem Bruder mit großen, ruhigen Blicken zuhörte.

Unmöglich! rief der König, ah, meine Schwester, das Geld ist eine Zaubermacht, für welche es keine Unmöglichkeiten giebt. Das wollte ich auch dem thörichten Bestuschef beweisen, indem ich ihm den Verräther Trenck entlarvte. Goltz mußte ihm also den Beweis seines Verrathes, diesen mit Trenck's Namensunterschrift gezeichneten Plan von Kronstadt überreichen und ihm sagen, wie er in den Besitz

*) Trenck's Memoiren. I, 200.

desselben gekommen. Der Kanzler war außer sich vor Zorn und schwur eine ächt russische Rache zu üben an dem Verräther. Das heißt, ihn unter der Knute sterben zu lassen.

Amalie stieß einen Schrei aus und schlug ihre Hände vor ihr von krampfhaftem Schmerz entstelltes Angesicht.

Der König lächelte bitter. Beruhigen Sie sich. Wir hatten zu früh triumphirt. Wir hatten die Frau vergessen! Der Kanzler hatte in seinem Zorn ihr Alles offenbart und heftige Verwünschungen gegen Trenck und gegen sie selber ausgestoßen. Sie fand Mittel, Trenck zu warnen, und als in der Nacht die Polizei kam, ihn zu verhaften, war Trenck nicht in seinem Hause, sondern hatte eine Zuflucht gesucht im Hause seines Freundes, des englischen Gesandten Lord Hyndforth.*)

Ah, er war also gerettet? flüsterte Prinzessin Amalie mit einem köstlichen Lächeln.

Der König sah sie erstaunt an. Ja, sagte er, Trenck war gerettet, denn am andern Tage wußte die Kanzlerin ihren leichtgläubigen Gemahl zu überzeugen, daß Trenck nur das Opfer einer Intrigue gewesen, und ganz unschuldig sei an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen. Er blieb also der Freund des Hauses, und die Frau Kanzlerin hatte die Unverschämtheit, meinen Gesandten öffentlich zu beleidigen. Trenck aber bekannte sich jetzt laut für einen wüthenden Gegner Preußens, er entflammte mit seinem Haß das Herz der verliebten Kanzlerin, und Beide schwuren das Verderben Preußens, Beide waren eifrig bemüht, den Kanzler, meinen geheimen Freund, zu meinen Gegnern herüberzuziehen, und Trenck, der eifrige russische Patriot, trat jetzt in die Dienste des Hauses Oesterreich, um gegen Preußen zu intriguiren.**) Aber Bestuschef widerstand ihren Intriguen, und sein Mißtrauen bedrohte und überwachte noch immer seine treulose Gemahlin und seinen treulosen Freund. Trenck wäre ohne Zweifel verloren gewesen, wenn nicht ein glücklicher Zufall ihn dies Mal noch errettet hätte. Sein Vetter in Wien ist, wie Sie sagten, gestorben, und da Trenck glaubte, daß er ihm einige Millionen als Erbschaft hinterlassen, riß er sich los aus den Armen seiner zärtlichen Frau Kanzlerin und ist nach Wien geeilt, um dort seine Erbschaft in Empfang zu nehmen, die indeß zu seinem Erstaunen nicht in Millionen, sondern nur in Prozessen bestand. — Das, Madame, ist die Geschichte Trenck's während dieser fünf Jahre, in denen Sie keine Nachrichten von ihm erhielten. Wollen Sie nun noch sagen, daß er Sie niemals vergessen hat, und daß Sie selber zur Treue gegen ihn verpflichtet sind? Ah, Sie sehen wohl, daß ich zu Ihnen nicht als König, sondern nur als Freund spreche, und daß ich mit Ihnen von Ihrem Standpunkt aus diese unglückselige Angelegenheit betrachten will. Behandeln Sie mich also auch als Ihren Freund, und antworten Sie mir nun auch aufrichtig: Halten Sie nach allen diesen Vorgängen sich dennoch verpflichtet, Ihren Schwur der Treue zu halten? Glauben Sie nicht, daß er ein treuloser Verräther ist, daß er Sie vergessen hat?

Die Prinzessin hatte dem König mit gesenktem Haupte, mit niedergeschlagenen Augen zugehört. Als sie jetzt aber den Blick zu ihm erhob, strahlte ihr Auge in dem Feuer der Begeisterung und ein wundervolles, wehmüthiges Lächeln umspielte ihre Lippen.

Sire, sagte sie, ich habe ihm meinen Schwur geleistet ohne Bedingungen, und ich werde ihn halten bis zu meinem Tode. Möge immerhin ein Theil von dem, was Sie erzählten, wahr sein. Trenck ist jung, und Sie können von seinem leidenschaftlichen Herzen nicht erwarten, daß es sich ganz und gar begrabe unter der Asche dieses Thränenkruges, in welchem unser Liebesglück in Staub zerfallen ist. Aber sein Herz, so flatterhaft es immer scheinen möge, kehrt immer doch treu zurück, um an diesem Thränenkruge zu beten, und seine wilde und stürmische Gegenwart durch die Erinnerung an die schöne und unschuldsvolle Vergangenheit zu reinigen und zu heiligen. Sie sagen, daß Trenck mich in seinem Glück vergessen hat. Nun wohl denn, Sire, in seinem Unglück hat er sich meiner erinnert. In seinem Unglück hat er diesen treulosen, kalten und verrätherischen Brief vergessen, den ich ihm damals geschrieben, und den er noch in seinem Gefängniß in Glatz bekommen hatte. In seinem Unglück hat er an mich geschrieben und meine Hülfe angerufen, und es soll nicht gesagt werden, daß ich seine Stimme nicht gehört und nicht freudig bereit gewesen wäre, ihm zu dienen.

Er hat es gewagt, an Sie zu schreiben! rief der König mit zornsprühenden Augen und zitternden Lippen. Und wer hat die Frechheit gehabt, Ihnen diesen Brief einzuhändigen?

O Sire, Sie wollen doch nicht verlangen, daß ich meine Freunde verrathen soll? Ueberdies, was hülfe es, wenn ich Ihnen den Boten dieses Briefes nenne? Sie würden diesen verhaften lassen und ihn

*) Trenck's Memoiren. I, 212—16.

**) Trenck selber schreibt darüber: „Ich hätte damals mein Vaterland in eine Wüstenei verwandelt, falls die Gelegenheit sich zum Willen gefügt hätte. Ich leugne auch gar nicht, daß ich von diesem Augenblicke an in Rußland alles Mögliche that, um die Absichten des kaiserlichen Gesandten Grafen Bernis zu befördern, welcher mein einmal angefachtes Feuer zu nähren und mich zu brauchen wußte." Memoiren. I, 217.

strafen, und morgen würde ein anderer kommen und sich unserem Dienste weihen. Denn die unglückliche Liebe findet überall Mitleid und Schutz, und Freunde, welche ihr dienen. Sire, ich wiederhole also meine Bitte: Gnade für Friedrich von Trenck!

Und ich, rief der König mit gewaltiger Stimme, ich frage Sie, ob Sie meinen Antrag annehmen, ob Sie die Gemahlin des Königs von Dänemark werden wollen? Und merken Sie wohl, Prinzessin, daß ich das als Antwort auf Ihre Bitte frage!

Sire, möge Gott Erbarmen haben mit mir. Mögen Sie mich mit Ihrem ganzen Zorn strafen! Aber ich kann meinen Schwur nicht brechen. Sie können mich zwingen, meinen Eid unerfüllt zu lassen, und nicht meines Geliebten Weib zu werden, aber Sie können mich nicht zwingen, einen Meineid zu begehen. Ein Meineid aber wäre es, wenn ich mit einem andern Manne vor Gottes Altar träte, und ihm eine Liebe und Treue gelobte, von der mein Herz nichts weiß und niemals etwas wissen wird!

Der König stieß einen dumpfen Schrei der Wuth aus, und seine Augen schossen Blitze. Ein Wort der Verwünschung schwebte schon auf seinen Lippen, aber er hielt es zurück, und sich gewaltsam zu äußerer Ruhe zwingend, faltete er die Arme über der Brust zusammen und ging mit hastigen Schritten einige Male im Zimmer auf und ab.

Prinzessin Amalie blickte in athemlosem Schweigen, mit hochklopfendem Herzen zu ihm hin, und flehte leise zu Gott um Erbarmen und Hülfe, denn sie war sich bewußt, daß in dieser Stunde das Schicksal ihres ganzen Lebens sich entscheide.

Plötzlich blieb der König vor ihr stehen. Seine Züge waren jetzt wieder vollkommen ruhig und harmonisch.

Prinzessin Amalie, sagte er, ich gebe Ihnen vier Wochen Frist. Ueberlegen Sie sich reiflich Alles, was ich Ihnen gesagt habe. Gehen Sie zu Rathe mit Ihrem Gewissen, mit Ihrem Verstande und mit Ihrer Ehre. In vier Wochen werde ich kommen und Sie abermals fragen, ob Sie entschlossen sind, meine Bitte zu erfüllen, und die Gemahlin des Königs von Dänemark zu werden. Bis dahin werde ich den dänischen Gesandten hinzuhalten wissen. In vier Wochen verlange ich eine bestimmte Antwort von Ihnen. Wagen Sie alsdann noch meinem Willen zu widerstehen, nun, so werde ich immerhin doch mein Wort erfüllen, und Ihnen die Gnade bewilligen, die Sie von mir forderten. Ich werde Trenck Anträge machen, nach Preußen zurückzukehren, und meine Anträge sollen so glänzender Art sein, daß er ihnen folgen wird. Wenn wir ihn einmal hier haben, dann ist es unsere Sache, ihn festzuhalten! In vier Wochen also!

Er verneigte sich leicht vor der Prinzessin und verließ das Gemach.

Amalie blickte ihm schweigend in athemloser Spannung nach, bis er verschwunden war. Dann entwand sich ein tiefer Seufzer ihrer Brust und mit einem lauten Aufschrei rief sie nach ihrer Hofdame.

Ernestine, Ernestine, sagte sie mit bebenden Lippen, als Fräulein von Haak auf ihren Ruf hereinstürzte. Schaffe mir einen treuen Boten, den ich sogleich nach Wien entsenden kann. Ich muß Trenck warnen, denn ihm droht Gefahr. Was auch immer der Gesandte meines Bruders ihm anbieten, mit welchen glänzenden Versprechungen er ihn locken mag, er darf es nicht annehmen! Er darf niemals wieder hierherkommen, denn er wäre verloren, wenn er es thäte!

Der König kehrte inzwischen schweigend in seine Gemächer zurück, und während er im Geist noch einmal die eben erlebte Scene überdachte, murmelte er leise:

O Frauenherz! Du gleichst dem Meer! Es ruhen Perlen und Ungeheuer auf Deinem Grunde!

LIV.

Frau von Cocceji.

Der Marquis d'Argens hatte ganz Recht gehabt. Barbarina war mit ihrer Schwester aus England nach Berlin zurückgekehrt, und bewohnte wieder ihr schönes und glänzendes Hôtel in der Behrenstraße. Aber nicht mehr wie früher war ihr Haus umlagert von glänzenden Equipagen und Reitern, nicht mehr wie sonst eilte die Elite der vornehmen Männerwelt zu ihr hin, um sie zu bewundern und anzubeten.

Barbarina's Haus war verödet und einsam, und Barbarina selbst war eine Andere geworden. Sie war nicht mehr die Tänzerin, die flatternde Sylphide, sie war eine ernste stolze Königin, imponirend in ihrer fast strengen, bleichen Schönheit, rührend durch diesen weichen, wehmüthigen Zug, der ihre Lippen umspielte und so sehr contrastirte zu ihren stolzen, flammenden Blicken.

Barbarina befand sich in dem Salon, in welchem wir sie früher gesehen, umgeben von ihren fürstlichen und gräflichen Verehrern, strahlend in Glück und Anmuth. Heute war dieser Salon leer, und Niemand war bei Barbarina, als ihre treue Schwester Marietta.

Barbarina lag lang hingestreckt, die Arme über der Brust gekreuzt, auf dem Divan. Sie hatte das Haupt zurückgelehnt auf das weiße golddurchwirkte Kissen, auf welchem ihre schwarzen Locken, Schlangen gleich, umherringelten; mit starren Blicken schaute sie empor zu der Decke, ganz verloren in ernstes, schwermüthiges Sinnen.

An dem kleinen, ganz mit Papieren bedeckten Tischchen neben ihr saß ihre Schwester Marietta, eifrig damit beschäftigt, die Briefe zu erbrechen, welche auf dem Tisch lagen, und deren Inhalt ihrer Schwester mitzutheilen.

Als sie jetzt einen neuen Brief erbrach, erheiterten sich ihre Züge, und ein glückliches Lächeln strahlte von ihrem Angesicht.

Ein Brief aus Milano von dem Impressario Binatelli, sagte sie.

Barbarina blieb unbeweglich, und starrte unverwandt zu der Decke empor.

Binatelli bietet Dir ein glänzendes Engagement, Schwester! Er schreibt, daß ganz Italien Dich mit Ungeduld zurück ersehne, daß alle Städte Deine Anwesenheit begehren. Er wolle aber der Erste sein, der Dich wieder Deinen Landsleuten zuführt.

Hast Du ihm geschrieben, daß ich ein Engagement suche? fragte Barbarina mit ihrer sonoren klangvollen Stimme.

Nein, Schwester, sagte Marietta leicht erröthend. Ich schrieb ihm, als einem alten vielbewährten Freunde, nur von diesem ruhelosen, unerquicklichen Nomadenleben, das wir führen, und daß Du durchaus in London nicht auf der Bühne erscheinen wolltest.

Und daraus folgert er, daß ich in Mailand wieder auftreten möchte? Schreibe ihm, daß ich ihm danke für seine Anerbietungen, daß ich aber weder in Mailand, noch in irgend einer andern Stadt Italiens wieder auftreten werde.

Wir werden also gar nicht wieder zurückkehren in unser schönes Vaterland? fragte Marietta weinerlich.

Sagte ich das, Schwester? Ich werde nur nicht dort auftreten, das war es, was ich sagte.

Aber Schwester, er bittet so sehr, und außerdem bietet er Dir eine so enorme Gage.

Ich bin reich genug, Marietta.

Man kann niemals reich genug werden, Schwester! Reichthum ist Macht, und je mehr Millionen man auszugeben hat, desto mehr wird man von den Menschen geliebt werden.

Was kümmert mich die Liebe der Menschen, ich verachte sie Alle, Alle, sagte Barbarina ungestüm.

Du verachtest sie Alle? fragte Marietta mit einem schlauen Lächeln. Alle? Auch Cocceji?

Barbarina richtete sich hastig aus ihrer ruhenden Stellung empor, und sich auf den Ellenbogen lehnend, blickte sie ihre Schwester mit großen erstaunten Augen an.

Du glaubst also, daß ich Cocceji liebe? fragte sie.

Mein Gott, Du hast es mir ja selber gesagt, rief Marietta.

Ah, ich habe es ihr selber gesagt, murmelte Barbarina verächtlich, indem sie wieder in ihre vorige, ruhende Stellung zurücksank.

Ja, Schwester, entsinne Dich doch, fuhr Marietta eifrig fort. Denke doch, wie traurig Du warst, als wir vor einem Jahre Berlin verließen, wie Du weintest und klagtest, und immer rückwärts schauend aus dem Wagen, leise seufztest: „mein Glück, meine Liebe bleibt in Berlin zurück.“ Da fragte ich Dich, wie sich Dein Glück und Deine Liebe nenne, und Du sahst mich erstaunt an, und fragtest: „weißt Du's nicht? Ich liebe Cocceji.“ Aber wirklich, Schwester, ich glaubte es Dir nicht. Ich dachte, Du verließest nur Berlin, weil die Mutter des Herrn von Cocceji Dich so sehr darum gebeten hatte, und weil Du großmüthig genug bist, immer nur das Glück Anderer, nicht Dein eigenes zu wollen. Weil Du so bist, gingst Du ja auch nur nach London, wo uns Lord Stuart Macintosh erwartete.

Armer Lord, sagte Barbarina gedankenvoll. Ich habe mich schwer an ihm versündigt. Er hat mich treu geliebt, treu auf mich gewartet. Er war so glücklich, als ich kam, um endlich mein Wort zu lösen und seine Gemahlin zu werden. Gott weiß, daß es mir Ernst damit war, und daß ich mir geschworen, ihm ein treues Weib zu sein. Aber mein Wille war schwächer, als mein Herz. Ich fühlte meine Ohnmacht, und am Tage meiner Vermählung entfloh ich. Armer Lord Stuart.

Und an diesem Tage, als Du mir, in Thränen aufgelöst, befahlst, schnell unsere Sachen zu packen, und heimlich mit Dir zu fliehen, an diesem Tage sagtest Du: „Ich kann nicht, kann nicht einem Manne mich vermählen, den ich nicht liebe. Diese Luft hier erstickt mich! Ich muß nach Berlin zurück. Ich muß nach Berlin zurück, wo er weilt, den ich liebe, den ich ewig lieben werde!“ Da fragte ich Dich wieder, wer es sei, den Du liebtest? Und wieder anwortetest Du mir: Cocceji! — Und nun wunderst Du Dich heute, daß ich an diese Liebe glaube? Es ist also möglich, daß man bezweifeln kann, was Du sagst? Es ist möglich, daß Barbarina ihrer Schwester, ihrer treuesten und ergebensten Freundin etwas sagt, was vielleicht nicht wahr ist? Daß Barbarina vor ihrer Marietta ihr Herz unter Schleiern verhüllt, und sie nicht mehr darin lesen soll?

Wenn ich das thäte, sagte Barbarina müde, so geschähe es gewiß nur, weil ich selbst scheue zu lesen, was in meinem Herzen geschrieben steht. Sei also mitleidig, Sorella, hebe den Schleier nicht auf, welcher mein Herz verhüllt. Laß es ruhig und still seine Wunden schließen, und genesen.

Wird es genesen, Schwester, wenn wir hier bleiben? fragte Marietta schüchtern und mit unterdrücktem Weinen. O, laß uns fliehen! Folge dem Ruf Binatelli's, es ist der Ruf Gottes. Das Schicksal selber zeigt Dir den Weg, den Du gehen sollst. Komm also, Barbarina, komm! Laß uns heimkehren in unser Vaterland, heimkehren nach unserer schönen Roma. Bleibe nicht länger in diesem kalten Norden, bei diesen kalten Herzen. Laß uns heimkehren nach Italien.

Ich kann nicht, kann nicht! rief Barbarina mit einem schmerzvollen Aufschrei. Ich habe kein Vaterland mehr und keine Heimath, ich bin keine Italienerin mehr, keine Römerin, ich bin nur ein heimathloses, armes, verdammtes Geschöpf, die Ahasvera meines eigenen Herzens, welches nicht einmal sterben und sich verbluten kann, welches verdammt ist zu leben und seiner Qualen sich bewußt zu sein.

Halt ein! Halt ein! rief Marietta, sich in Thränen zerfließend über ihre Schwester hinneigend. Sprich nicht mehr, Schwester! Du hast Recht, wir wollen den Schleier nicht lüften, welcher Dein Herz bedeckt. Es wird genesen!

Es wird genesen, wiederholte Barbarina matt, und indem sie ihre Schwester fest an ihr Herz drückte, weinte sie bitterlich.

Das Eintreten eines Dieners machte sie Beide emporschrecken. Barbarina wandte sich ab, ihr weinendes Antlitz zu verbergen. Der Diener meldete, daß draußen eine Dame stehe, welche die Signora durchaus zu sprechen begehre.

Sage ihr, daß meine Schwester unwohl sei, daß sie Niemand empfangen könne, befahl Marietta.

Aber der Diener kehrte nach kurzem Verweilen zurück mit einer Karte in der Hand, die er Marietten überreichte.

Die Dame behauptet, daß die Signora sie annehmen würde, wenn sie ihren Namen gelesen, sagte er.

Die Groß-Kanzlerin von Cocceji, las Marietta.

Barbarina erhob sich hastig von dem Divan. Du willst sie annehmen? fragte Marietta.

Ich will sie annehmen, sagte Barbarina, indem sie dem Diener einen Wink gab, die Dame hereinzuführen.

Barbarina war jetzt wieder wie verwandelt. Die Trauer und Indolenz war von ihr abgefallen, ihr Auge hatte wieder Feuer, ihre Wangen wieder Rosenfrische, und mit einem anmuthvollen Lächeln ging sie der stolzen hohen Frauengestalt entgegen, welche eben in der Thür erschien.

Ah, gnädige Frau, wie gütig Sie sind, sagte Barbarina mit einem leichten Anflug von Spott. Kaum bin ich in Berlin angekommen, so erfreuen Sie mich wieder mit Ihrem Besuch, und gönnen mir die Auszeichnung, eine der vornehmsten und tugendhaftesten Frauen Berlins in meinem Hause zu empfangen.

Die Groß-Kanzlerin warf einen ihrer verächtlichsten, stechendsten Blicke auf dieses schöne junge

Weib, das mit so lächelnder Unbefangenheit es wagte, ihr ins Antlitz zu schauen.

Ich bin indessen nicht gekommen, um Ihnen einen Besuch zu machen, sondern um mit Ihnen zu reden.

Ich glaube, daß das dasselbe ist. Man macht immer nur Denjenigen Besuche, mit Denen man zu reden wünscht, rief Barbarina.

Besonders, wenn Diejenigen, mit denen man zu reden hat, sich einer Unterredung zu entziehen trachten, sagte die Groß-Kanzlerin mit schneidendem Ton. Ich habe zwei Mal zu Ihnen geschickt, und Sie auffordern lassen, zu mir zu kommen, Sie haben es abgelehnt.

Weil ich gewohnt bin, daß Diejenigen, welche mich zu sehen wünschen, zu mir kommen, sagte Barbarina ruhig. Uebrigens, Madame, verstehe ich das Deutsche zu schlecht, um ermessen zu können, in wiefern es den Formen der Höflichkeit genügt, wenn Sie sagen, „daß Sie mich haben aufforbern lassen zu Ihnen zu kommen." In meiner Sprache hat man dafür eine feinere Wendung, und wenn man da Jemand einladet, so bittet man um die Ehre seines Besuches.

Und indem Barbarina das sagte, verneigte sie sich mit lächelnder Anmuth vor dieser stolzen Frau, welche sie mit so geringschätzenden und zornigen Blicken betrachtete.

Es ist heute das zweite Mal, sagte sie, daß ich gezwungen bin, eine Unterredung mit Ihnen zu suchen.

Das erste Mal hatten Sie eine Bitte an mich zu richten, und ich war so glücklich, Ihnen diese Bitte erfüllen zu können. Möchte das heute wieder der Fall sein, denn ohne Zweifel kommen Sie wieder als Bittstellerin zu mir, sagte Barbarina mit dem einschmeichelnden Wesen einer Katze, welche kratzt, indem sie zu streicheln scheint.

Die stolze Groß-Kanzlerin fühlte sich in der That verwundet, und ihre Stirn legte sich in tiefe Falten, aber sie hielt ihren Zorn zurück, denn Barbarina hatte Recht, sie kam wirklich als Bittstellerin.

Als ich Sie vor einem Jahre sah, sagte sie, bat ich Sie, meinen Sohn zu heilen von dieser Liebe, welche ihn wie das Fieber eines Wahnsinnigen befallen hatte, welche ihn seiner Pflichten, seiner Stellung, seiner Aeltern vergessen ließ, um ihn zu heilen, indem Sie Berlin verließen und ihm den Anblick Ihrer verführerischen Schönheit entzögen.

Und ich erklärte mich bereit dazu, unterbrach sie Barbarina. Ja, ich erfüllte Ihre Bitte und verließ Berlin, nicht aber, um Ihnen einen Dienst zu erweisen, sondern weil ich Ihren Sohn nicht liebte, und weil nichts lästiger und langweiliger ist, als einer Liebe zuhören zu müssen, die man nicht theilt. Aber sehen Sie, gnädigste Frau Groß-Kanzlerin, das ist ein Unglück, welches mich überall hin verfolgt. Ich verließ Berlin, um einer langweiligen Liebe zu entgehen, und floh nach London, um da eine eben so langweilige Liebe wieder zu finden. Ich bin also wieder von London entflohen, um der Gefahr zu entgehen, die Gemahlin des Lord Stuart Macintosh zu werden.

Und warum sind Sie wieder nach Berlin zurückgekehrt? fragte die Groß-Kanzlerin in herrischem Ton.

Barbarina blickte sie befremdet an. Madame, sagte sie, darüber bin ich Niemand Rechenschaft schuldig.

Darüber sind Sie mir Rechenschaft schuldig, rief die Groß-Kanzlerin, durch Barbarina's Stolz bis aufs Aeußerste gereizt. Darüber sind Sie mir Rechenschaft schuldig! Mir, der Mutter des Herrn von Cocceji, den Sie mit Ihren Zauberkünsten verführt und zu einem Wahnsinn gereizt haben, in welchem er seinen Aeltern und selbst dem Zorn seines Königs trotzt, um dieser schmachvollen Liebe nachzuhängen, welche ihn und unsere ganze Familie mit Schande bedeckt.

Barbarina stieß einen Schrei der Wuth aus, und stürzte mit einer wilden Bewegung vorwärts.

Madame, rief sie, der Groß-Kanzlerin Arme mit ihren beiden Händen packend, und ihr ins Antlitz starrend, Madame, Sie haben diese Liebe eine schmachvolle genannt. Sie haben gesagt, daß eine Verbindung mit mir Ihre Familie mit Schande bedeckt. Nehmen Sie diese Worte zurück, ich bitte Sie.

Ich nehme nichts zurück, denn ich habe die Wahrheit gesagt, sagte die Groß-Kanzlerin, sich von Barbarina's Händen freimachend.

Nehmen Sie sie zurück, Madame, zu Ihrem eigenen Besten, rief Barbarina drohend.

Ich kann nicht, und will nicht, sagte die Groß-Kanzlerin gebieterisch. Und wenn Ihr Hochmuth und Stolz Sie nicht ganz und gar verblendet haben, so müssen Sie mir mit dem Takt Ihres Herzens zugestehen, daß ich Recht habe. Die Tänzerin Barbarina kann niemals die Schwiegertochter der Groß-Kanzlerin von Cocceji werden. Das hieße aller Sitte, aller Ehre Hohn sprechen, das hieße unsere Ahnen noch in ihrem Grabe beleidigen und unsern Adel beschimpfen. Und doch wagt mein unglücklicher Sohn an eine solche Entehrung zu denken, doch hat er in seinem trotzigen Wahnsinn sogar mich, seine eigene Mutter, mit harten Worten angelassen, weil ich ihm das Unsinnige und Unmögliche seiner Wahl vorstellte.

Ach, ich liebe ihn darum, rief Barbarina mit einem wundervollen Lächeln.

Die Groß-Kanzlerin fuhr, ohne sie zu beachten,

fort: Selbst gegen seinen Vater hat dieser unglückliche Sohn zu opponiren gewagt, und dem Zorn seines Königs selbst will er Trotz bieten. O, Signora, in dieser Angst meines Mutterherzens wende ich mich an Sie. Haben Sie Erbarmen mit mir und meinem armen unglücklichen Sohn. Er ist verloren, zu Grunde gerichtet, entehrt, wenn Sie mir nicht zu Hülfe kommen. Wenn Sie ihn wirklich lieben, so wird Ihre Liebe Sie lehren, ihm das Opfer der Entsagung darzubringen, und ich werde Sie dafür segnen und Ihnen allen den Kummer verzeihen, den Sie mir bereitet haben. Wenn Sie ihn aber nicht lieben, dann werden Sie nicht so grausam sein, um Ihres Hochmuths, Ihrer Laune willen das Glück und die Ehre einer ganzen Familie zu untergraben, dann werden Sie meiner Bitte Gehör geben, diese Stadt verlassen, und so weit fortgehen, daß mein Sohn Sie nicht erreichen und Ihnen nicht folgen kann.

Dann müßte ich ins Grab gehen, rief Barbarina, denn außerdem giebt es keinen Ort, wohin er, wenn er mich wirklich liebt, mir nicht folgen kann, denn mir, Madame, kann es nicht gelingen, wie Ihnen, unbekannt und unbeachtet die Welt zu durchreisen. Wo ich bin, da weiß man es, denn mein Ruhm ist der Herold, welcher in jeder Stadt meine Ankunft verkündet, und jede Stadt trägt mir, wenn nicht die Schlüssel ihrer Thore, doch die Schlüssel ihrer Herzen entgegen. Man weiß in der Welt außerhalb Preußens nichts von der hochadeligen Familie Cocceji, aber überall und aller Orten weiß man von Barbarina, denn ich bin eine Künstlerin, und die Lorbeerkränze, welche man überall mir dargebracht, sie sind niemals von einer unwürdigen Handlung, einem entehrenden Gedanken von mir entweiht worden. Es giebt nichts in meinem Leben, das ich zu bereuen, nichts, dessen ich mich zu schämen hätte. Und dennoch haben Sie es gewagt mich anzuklagen, dennoch haben Sie den frechen Muth gehabt, in meinem eigenen Hause mich zu beleidigen.

Sie vergessen, mit Wem Sie die Ehre haben zu reden, rief die Groß-Kanzlerin.

Madame, Sie haben das zuerst vergessen, ich folge nur Ihrem Beispiel, weil ich mir denke, daß die Frau Groß-Kanzlerin immer nur das Schickliche und Wohlanständige thun kann. Sie haben mich in meinem eigenen Hause beleidigt, sagte ich. Und dennoch fordern Sie jetzt von mir, daß ich großmüthig sein, daß ich Ihren Sohn aufgeben soll? Weshalb sollte ich das thun?

Weil ich denke, daß vielleicht noch ein Funke von Ehrgefühl in Ihrer Brust wohnt, und weil Sie also wissen sollen, daß meine Familie Sie niemals aufnehmen, niemals Sie anerkennen, sondern Ihnen fluchen und Sie verabscheuen wird, wenn Sie die Frechheit so weit treiben, meinen Sohn zu einer Vermählung mit Ihnen zu zwingen. Weil Sie wissen sollen, daß der ganze Adel, daß das Haupt des Adels, der König, auf unserer Seite stehen. Denn der König, Signora, begünstigt Sie nicht mehr, der König hat uns sein Wort gegeben, uns beizustehen, und mit allen Mitteln der Güte und der Gewalt meinen Sohn an einer Verbindung zu hindern, von welcher der König an mich schreibt, daß Sie meinen Sohn mit Schande bedeckt.*)

Das ist nicht wahr, rief Barbarina, deren Augen jetzt drohende Blitze schossen.

Das ist wahr! Und es ist wahr, daß der König, um diese Schande von unserer Familie abzuwenden, meinem Gemahl einen Verhaftsbefehl übergeben hat, von dem wir, falls unsere Bitten, unser Flehen, unser Zürnen erfolglos bleibt, sofort Gebrauch machen können, indem wir ihn dem General von Hake zur Ausführung übergeben.**) Bedenken Sie also wohl, was Sie thun. Treiben Sie uns nicht auf das Aeußerste, denn ich sage Ihnen, es giebt einen Punkt, wo die Aelternliebe aufhört und wir nur noch als die Häupter unserer Familie mit der Strenge handeln werden, welche die Gesetze und der König uns bewilligen. Gehen Sie also in sich, Signora, beugen Sie Ihren stolzen und hoffährtigen Sinn, verlassen Sie Berlin, kehren Sie heim in Ihr Vaterland. Ich wiederhole Ihnen nur, treiben Sie uns nicht auf das Aeußerste.

Barbarina hatte ihr mit kalter spöttischer Ruhe zugehört. Nicht eine Muskel ihres Antlitzes hatte gezuckt. Sie war wundervoll anzuschauen in dieser kalten, imponirenden Haltung, mit diesem blassen durchsichtigen Antlitz, mit diesen glühenden, fest aufeinander gepreßten Lippen, diesen feurigen, großen Augen, welche mit ihrem zornigen Funkeln, und ihren stolzen Blicken Alles das aussprachen, was ihre Lippen verschwiegen.

Madame, sagte sie langsam, und jedes Wort betonend, Madame, Sie haben mich auf das Aeußerste gebracht. Es war nicht meine Absicht, mich mit Ihrem Sohn zu vermählen. Aber Sie haben gemacht, daß das jetzt ein Ehrenpunkt für mich geworden ist. Jetzt, Madame, werde ich dem Flehen Ihres Sohnes nachgeben, jetzt werde ich mich mit ihm vermählen.

Das heißt, Sie wollen meinen Gemahl zwingen, von dem königlichen Verhaftsbefehl Gebrauch zu machen?

Barbarina zuckte verächtlich die Achseln. Verhaften

*) Schneider. Geschichte der Oper in Berlin. Beilagen S. 13.

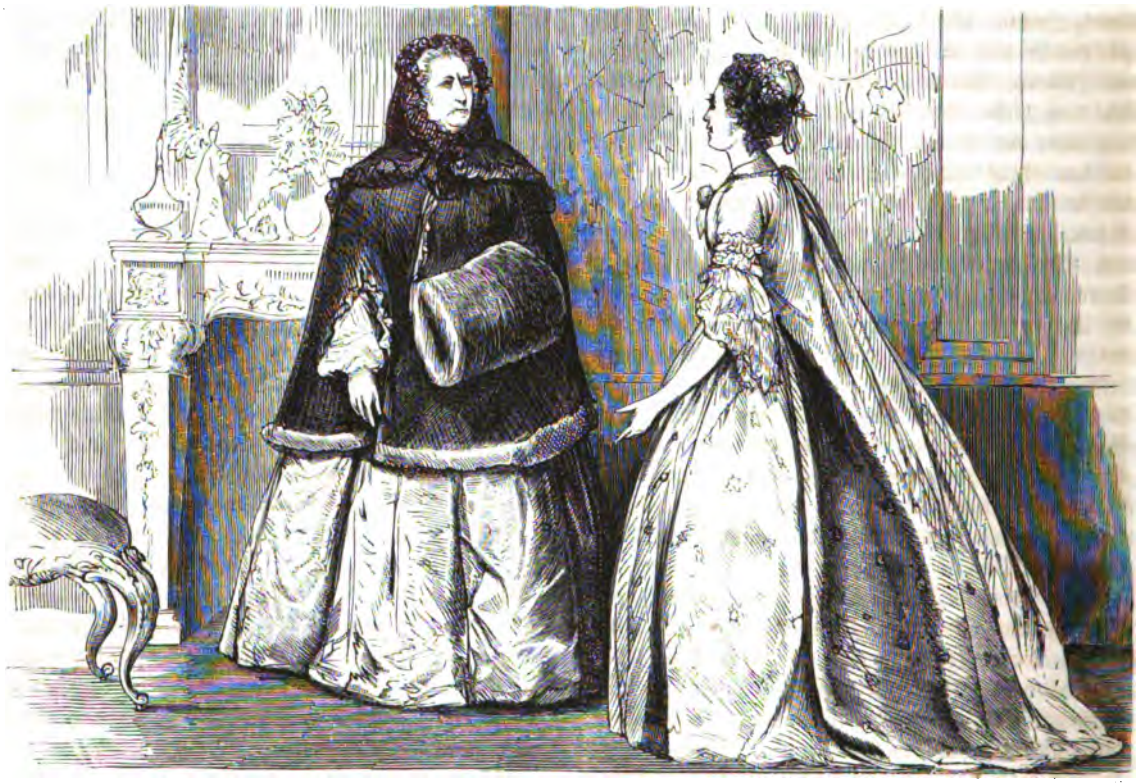
**) Ebendaselbst.

Sie Ihren Sohn immerhin, sagte sie, Sie werden dadurch Ihrem Namen nur eine neue Berühmtheit geben, und den letzten Funken von Pietät und Gehorsam in dem Herzen Ihres Sohnes ertödten. Verhaften Sie ihn! Die Liebe hat Flügel und wird ihm überall folgen, und wird ihn vor den Altar geleiten, vor welchem er sich mit der Barbarina vermählt. Weder Ihr Fluch, noch Ihr Verhaftsbefehl, noch der Wille des Königs wird das verhüten können, und ehe sechs Monden vergehen, wird Barbarina, die Tänzerin, sich Frau Geheimräthin von Cocceji nennen.

Sie klingelte, und befahl dem eintretenden Diener, die Flügelthüren zu öffnen, und der Frau Groß-Kanzlerin von Cocceji ihren großen Muff zum Wagen zu tragen.

Frau von Cocceji erblaßte vor Zorn. Sie hatte Incognito kommen wollen, und jetzt nannte Barbarina vor dem Lakayen ihren Namen. Ganz Berlin würde also heute noch erfahren, daß die Frau Groß-Kanzlerin der Barbarina einen Besuch gemacht.

Geben Sie mir den Muff, sagte sie unwillig zu dem Diener. Es ist nicht nöthig, daß Sie ihn tragen. Ich bin zu Fuß gekommen.



Nimmermehr wird das geschehen, rief die Groß-Kanzlerin, zitternd vor Wuth.

Das wird geschehen, sagte Barbarina lächelnd, indem sie sich tief verneigte. Und damit, Madame, denke ich, ist der Zweck Ihres Besuches erreicht und wir haben einander nichts mehr zu sagen. Es bleibt mir nur noch übrig, mich Ihrer Huld und Gnade zu empfehlen, und Ihnen zu danken, daß Sie mir die Ehre Ihres Besuches gegönnt haben. Erlauben Sie, daß ich meinen Lakayen rufe, damit er Sie zu Ihrem Wagen geleite.

Zu Fuß, wiederholte Barbarina lächelnd. Freilich, man hätte sonst Ihre mit dem hochadligen Wappen gezierte Equipage vor meiner Thüre halten sehen, und Sie wollten Incognito kommen. Ich danke Ihnen noch einmal für die Ehre Ihres Besuches und empfehle mich Ihnen mit dem frohen Wunsch: Auf Wiedersehen!

Auf Nimmerwiedersehen, sagte die Frau Groß-Kanzlerin, einen wüthenden Blick auf die lächelnde Tänzerin werfend, und dann stolz und hochaufgerichtet der Thür zueilend.

LV.

Voltaire.

Voltaire war also jetzt ein bleibender Gast des Königs geworden. Dieser hatte eigenhändig einen Brief an Ludwig den Funfzehnten geschrieben und ihn gebeten, ihm seinen Unterthan und Historiographen zu überlassen, und es versteht sich, daß diese Bitte bewilligt worden war. Außerdem hatte der König, der in seinem Zartsinn immer auf das Glück und die Zufriedenheit seiner Freunde bedacht war, der Madame Denis, Voltaire's geliebter Nichte, den Vorschlag machen lassen, ihrem Oheim nach Berlin zu folgen, im königlichen Schlosse in Potsdam mit ihm zu wohnen und von dem König ein Jahrgehalt von viertausend Francs anzunehmen, das ihr bis zu ihrem Tode ausgezahlt werden sollte.

Voltaire selbst forderte sie auf zu kommen, indem er ihr schrieb, daß, da sie mit ihrem verstorbenen Gatten habe in Landau leben können, sie es auch in Berlin und Potsdam aushalten könne, denn Berlin sei jedenfalls hübscher, wie Landau, und was Potsdam anbeträfe, so führe man da ein ganz ungenirtes Leben.

„In Potsdam giebt es keine tumultuösen Feste," schrieb er ihr, „meine Seele ruht dort, träumt und schafft. Ich bin es zufrieden, mich bei einem Könige zu befinden, der weder einen Hof, noch einen Ministerrath hat. Freilich ist Potsdam von vielen Grenadierschnurrbärten bewohnt, aber, dem Himmel sei Dank, ich sehe sie nicht. Ich arbeite friedlich in meinem Gemach, während draußen die Trommeln wirbeln. Auch von den Diners des Königs habe ich mich frei gemacht. Es waren mir da zu viele Generale und Prinzen. Ich konnte mich nicht gewöhnen, immer das Vis-à-vis eines Königs en ceremonie zu sein und für die Oeffentlichkeit zu sprechen. Aber ich soupire mit ihm, und die Soupers sind kürzer, heiterer und gesünder. Ich würde in drei Monaten an Indigestionen sterben, wenn ich alle Tage mit einem König en public speisen müßte." *)

Aber Madame Denis mißtraute doch dem glücklichen Leben in Berlin und Potsdam, und schrieb einen ablehnenden Brief, in welchem sie zugleich ihre Befürchtung ausdrückte, daß auch Voltaire sehr bald bereuen würde, daß er das schöne, glänzende Paris, die Capitale des guten Geschmacks, verlassen, und sich in ein barbarisches Land begeben habe, um dort der Sclave eines Königs zu werden, während er in Paris der König der Poesie gewesen.

Voltaire hatte die Kühnheit, diesen Brief dem König mitzubringen, vielleicht um den König zu kränken, vielleicht um ihm einige neue Versprechungen und Zusicherungen zu entreißen.

Friedrich las den Brief und trotz der heftigen Sprache desselben blieb seine Stirn heiter und das freundliche Lächeln verschwand nicht von seinen Lippen. Als er ihn zu Ende gelesen, reichte er ihn Voltaire wieder dar, und sein Auge begegnete mit einem so innigen und herzlichen Ausdruck den lauernden und mißtrauischen Augen Voltaire's, daß dieser fast beschämt den Blick zu Boden senkte.

Wenn ich Madame Denis wäre, sagte der König, so würde ich wie sie denken, aber da ich Ich bin, denke ich anders über diese Sache. Ich würde in Verzweiflung sein, meines Feindes Unglück veranlaßt zu haben, wie könnte ich also das Unglück eines Mannes wollen, den ich achte, den ich liebe, der mir sein Vaterland, und Alles, was der Menschheit theuer ist, opfert? Nein, mein Freund, wenn ich glauben könnte, daß Ihre Uebersiedelung für Sie irgend einen Nachtheil haben könnte, würde ich der Erste sein, Ihnen davon abzurathen.

Ja gewiß, ich würde Ihr Glück höher halten, als die Freude, die ich darüber empfinde, Sie bei mir zu sehen. Aber Sie sind Philosoph, und ich bin es auch. Was giebt es also Einfacheres, Natürlicheres, Ordnungsgemäßeres, als daß zwei Philosophen, die für einander geschaffen sind, welche dieselben Studien, denselben Geschmack, dieselbe Art zu denken, und die Dinge anzuschauen haben, sich die Satisfaction gönnen, mit einander zu leben? Ich ehre Sie als meinen Lehrer der Beredsamkeit und der Poesie, ich liebe Sie als einen tugendhaften Freund. Welche Sclaverei, welches Unglück, welche Veränderung und Unbeständigkeit des Glückes haben Sie also in einem Lande zu befürchten, wo man Sie ebenso hoch hält, wie in Ihrem Vaterlande, und bei

*) Oeuvres complètes. LVIII, 360.

einem Freunde, der Ihnen ein dankbares Herz entgegenträgt? Ich habe nicht die thörichte Prätension, Berlin für schöner zu halten als Paris. Wenn der gute Geschmack in irgend einem Orte seine Heimath haben kann, so gestehe ich gern zu, daß das Paris ist. Aber Sie, bringen Sie nicht, wohin Sie kommen, den guten Geschmack mit? Wir haben Organe, welche uns wirksam genug erscheinen, um Ihnen zu applaudiren, und was die Liebe zu Ihnen anbetrifft, so räumen wir keinem andern Lande darin den Vorzug ein! — Ich habe die Freundschaft geachtet, welche Sie mit der Marquise du Chatelet verband, aber nach ihr war ich einer Ihrer ältesten Freunde. Wie? Weil Sie sich in mein Haus zurückziehen, könnte man von diesem Hause sagen, daß es Ihr Gefängniß geworden? Wie? Weil ich Ihr Freund bin, werde ich Ihr Tyrann werden? Ich gestehe Ihnen, daß ich diese Logik nicht verstehe, daß ich vielmehr überzeugt bin, Sie werden hier, so lange ich lebe, sehr glücklich sein, man wird Sie als den Vater der Wissenschaften und der geistreichen Leute hochschätzen, und Sie werden in mir immer den Beistand und den Trost finden, den ein Mann Ihres Verdienstes von Jemand, der ihn verehrt, nur fordern kann.*)

Ah, Euere Majestät sagen, daß Sie mich verehren, aber Sie sagen nicht mehr, daß Sie mich lieben, rief Voltaire, der dieser ganzen so innigen und herzlichen Rede des Königs mit gespannten Mienen und lauernden Blicken zugehört hatte. Ja, ja, ich fühle es und weiß es nur zu gut, Euere Majestät haben mich jetzt schon auf das Pflichttheil Ihrer Achtung und Hochschätzung zurückgedrängt, und Ihre Liebe, Ihre Freundschaft, das ist ein kostbarer Schatz, von dem Sie mich enterbt haben. Aber ich kenne diese heuchlerischen Erbschleicher, welche mich um dieses schönste Erbtheil meines Lebens, meiner Dichterschaft und meines Ruhms betrügen wollen. Ich kenne diese Frau Basen und Vettern, diese d'Argens, Algarotti's, diese La Mettries und diesen hochmüthigen Pfau, den Maupertuis, ich —

Voltaire, unterbrach ihn der König mit fast drohendem Ton, Sie vergessen, daß Sie von meinen Freunden sprechen, und daß ich Niemandem gestatte von meinen Freunden Uebles zu reden, weder Ihnen noch irgend einem Andern. Ich werde niemals parteiisch, niemals ungerecht sein, mein Herz ist fähig, Jedem meiner Freunde den gleichen Antheil an Liebe und Hochschätzung zu geben, nur müssen meine Freunde sich auch bestreben, denselben zu verdienen, nur müssen sie, wenn sie mein Herz haben wollen, mir auch ein Herz entgegentragen. Denn die Freundschaft ist ein Tauschhandel, bei welchem Jeder nur so viel geben will, als er dafür wieder empfängt. Geben Sie mir also Ihr ganzes Herz, Voltaire, und ich werde Ihnen dafür auch mein ganzes Herz wieder geben. Aber wissen Sie, was ich fürchte? Sie haben gar kein Herz mehr! Die Natur hatte Sie nur mit einer kleinen Dosis dieser flüchtigen Essenz, welche man Liebe nennt, ausgestattet; die Natur hatte zu viel mit Ihrem Gehirn zu thun, und arbeitete so lange daran, bis ihr gar keine Zeit mehr übrig blieb, auch an ihr Herz zu denken; just wie sie sich anschickte, ein wenig von der Wunderessenz in Ihr Herz zu gießen, krähte der Hahn Ihrer Geburtsstunde drei Mal, und verrieth Sie an das Leben. Und dieses Leben hat die paar Tropfen, die in Ihr Herz gefallen waren, schon verbraucht! Ihr Gehirn ist angelegt, um für Jahrhunderte zu arbeiten, zu nützen und zu erfreuen, aber Ihr Herz ist schon in den ersten Jugendjahren erschöpft worden.

Ah, ich wollte, Euere Majestät hätten Recht, rief Voltaire, ich würde dann den Schmerz nicht empfinden, der mich jetzt martert, den Schmerz, von dem liebenswürdigsten, dem geistreichsten und erhabensten König verkannt zu werden. O, Sire, Sire, ich habe ein Herz, und Sie machen es bluten, während Sie nicht an seine Existenz glauben.

Der König lachte. Ich würde Ihnen glauben, sagte er, wenn Sie weniger pathetisch wären. Aber Sie versichern nicht, sondern Sie deklamiren, und es ist zu wenig Natur und Wahrheit in Ihrem Ton. Sie erinnern mich ein wenig an die hochstelzigen französischen Tragödien, bei denen zu viel Absichtlichkeit der Leidenschaft vorwaltet, um ächtes Mitgefühl zu erzeugen, und bei denen die Liebe nur eine Phrase ist, an die man nicht glaubt, mit wie schönem Flittergold von Sentiment und Pathos sie auch aufgeputzt sei.

O, Euere Majestät wollen mich heute zerschmettern mit Ihrem Zorn und Ihrem Spott, rief Voltaire, dessen Augen schon zu funkeln begannen. Sie wollen mich meine ganze Ohnmacht und Erbärmlichkeit fühlen lassen. Denn, wo sollte ich die Kraft hernehmen, gegen Sie zu streiten? Ich habe keine Schlachten gewonnen, ich habe keine hunderttausend Mann Ihnen gegenüber zu stellen, und kein Kriegsgericht, um Diejenigen verurtheilen zu lassen, welche sich gegen mich versündigen.

Sie haben keine hunderttausend Soldaten, rief der König, aber Sie haben Deren vierundzwanzig, und bei Gott, mit diesen vierundzwanzig Soldaten haben Sie das ganze Reich der Geister erobert, diese vierundzwanzig Soldaten haben gemacht, daß das ganze gebildete Europa Ihnen zu Füßen liegt.

*) Des Königs eigene Worte. Oeuvres posthumes. Supplément. II, 375—77.

Sie sind also ein viel mächtigerer König als ich, denn ich habe nur hunderttausend Mann, von denen ich nicht einmal weiß, ob sie nicht davon laufen, wenn es zur Schlacht kommt. Sie aber haben Ihre vierundzwanzig Soldaten des Alphabets, und diese haben Sie so wundervoll einexercirt, daß Sie mit Ihnen jede Schlacht gewinnen müssen, und wenn sich auch alle Könige der Welt gegen Sie verbunden hätten. Machen wir also Frieden, mein Unüberwindlicher, wenden Sie das Heer Ihrer furchtbaren Vierundzwanzig nicht mit tödtlichem Geschütz gegen mich, sondern gestatten Sie mir, den Zipfel Ihres Purpurmantels zu fassen, in Ihrem Glanze mich zu sonnen, Ihr demüthiger Schüler zu sein und von Ihnen und Ihren vierundzwanzig Soldaten die geheimnißvolle Kunst der Geisterschlachten mit unsichtbaren Truppen zu lernen.

Ach, Euere Majestät wollen mich nur fühlen lassen, wie ganz arm ich bin, denn auch diese vierundzwanzig Soldaten, von denen Sie sprechen, sind zu Ihnen übergegangen, und Sie verstehen so gut mit Ihnen zu exerciren, wie ich selber, Sire.

Nein, nein, sagte der König, plötzlich vom Scherz zum Ernst übergehend. Nein, ich will von Ihnen lernen, Freund, denn es genügt mir nicht, ein armseliger Dilettant in der Poesie zu sein, wenn ich auch niemals einem Virgil oder Voltaire gleichkommen kann. Ach, ich weiß es wohl, das Studium der Poesie erfordert einen ganzen ungetheilten Menschen, und ich bin nur ein armer, an das Staatsschiff angeketteter Galeerensclave, oder wenn Sie wollen, ein Pilot, der weder wagt, das Steuerruder zu verlassen, noch einzuschlafen, aus Furcht, das Schicksal des unglücklichen Palinurus möchte auch ihn ereilen. Die Musen verlangen Einsamkeit und eine Ruhe der Seele, deren ich nie theilhaftig werden kann. Oft, wenn ich drei Verse geschrieben habe, unterbricht man mich, meine Muse erkaltet und mein Geist kann sich nicht wieder so leicht zu der Höhe der Begeisterungen emporschwingen. Freilich giebt es privilegirte Seelen, welche überall Verse machen können, im Tumult der Höfe, wie in der Einsamkeit von Cirey, in den Kerkern der Bastille, wie im Postwagen; meine arme Seele genießt dieser Vorrechte nicht, sie gleicht einer Ananas, welche nur in Treibhäusern Früchte trägt, in freier Luft aber zu Grunde geht. *)

Ah, das ist das erste Mal, daß ich den Salomon des Nordens auf einer Unwahrheit ertappe, Sire! rief Voltaire leidenschaftlich. Ihre Seele gleicht nicht der Ananas, sondern diesem Wunderbaum des Südens, der zugleich Blüthen und Früchte trägt, und der uns süß berauscht und begeistert mit seinen Düften, während er uns zugleich stärkt und erquickt durch seine himmlischen Früchte. Sie sind nicht ein Schüler des Apoll, Sie sind Apollo selber!

Der König lachte, und indem er die Arme zum Himmel emporstreckte, rief er mit dem Pathos eines Schauspielers der französischen Tragödie:

O Dieux! qui douez les poètes
De tant de sublimes faveurs,
Ah! rendez vos graces parfaites,
Eh qu'ils soient un peu moins menteurs.*)

Ah, indem mich Euere Majestät Lügen strafen wollen, beweisen Sie nur, daß ich die Wahrheit gesprochen, rief Voltaire fröhlich. Sie wollen mir beweisen, Sire, daß Ihre Muse nur langsam und künstlich ihre Früchte reift, und Sie improvisiren da ein so reizend graziöses Quatrin, daß Molière sich freuen würde, wenn ihm dasselbe gelungen wäre.

Rendez vos graces parfaites, et qu'ils soient un peu moins menteurs, wiederholte der König, Voltaire vergnügt zunickend. Sehen Sie, Freund, ich bin vielleicht derjenige der Sterblichen, der die Götter am wenigsten mit Bitten und Beten incommodirt. Dies war heute mein erstes Gebet an die Götter und es war für Sie. Seien Sie also ein wenig dankbar und beweisen Sie mir, daß die Götter die inbrünstigen Gebete der Sterblichen erhören. Seien Sie wirklich etwas weniger Lügner, sagen Sie mir die Wahrheit! Denn wir wollen jetzt ein wenig die Arbeiten meiner letzten Tage durchsehen. Aber Sie müssen dabei eingedenk bleiben, daß, wenn Sie arbeiten, Sie das zum Ruhm Ihrer Nation und zur Ehre Ihres Vaterlandes thun, während, wenn ich das Papier bekritzele, dies zu meinem Amusement geschieht, und man könnte es mir verzeihen, falls ich so vernünftig wäre, nachher meine Werke zu verbrennen, wenn ich sie vollendet habe.**) Wenn man sich, wie ich, den Vierzigern nähert, und dann noch schlechte Verse macht, muß man wie Molière's Misanthrope sagen:

Si j'en faisais d'aussi méchans,
Je me garderais bien de les montrer aux gens.

Euere Majestät halten sich schon zu alt, um Verse zu machen, und Sie sind erst achtunddreißig Jahre. Bin ich also nicht ein verdammungswürdiger Thor, daß ich es noch wage, den Musen zu huldigen und Verse zu machen, ich, der Greis Voltaire, welcher schon sechsundfünfzig Jahre zählt?

Sie haben das Vorrecht der Götter, Sie altern niemals, und die Musen und Grazien müssen, obwohl

*) Des Königs eigene Worte. Oeuvres posthumes. Supplement. II, 344.

*) Oeuvres posthumes. Supplément. II, 344.

**) Des Königs eigene Worte.

sie Weiber sind, Ihnen doch immer treu bleiben in glühender Liebe, denn Sie wissen sie immer aufs Neue an Sich zu fesseln.

Nein, nein, Sire, ich bin zu alt, rief Voltaire seufzend. Ein alter Poet, ein alter Liebhaber, ein alter Sänger und ein altes Pferd sind gleich unbrauchbare Dinge, die gar nichts taugen.*) Machen mich Euere Majestät wieder ein wenig jung, indem Sie mich einige Ihrer Verse hören lassen.

Der König ging zu seinem Schreibtisch hin, und indem er sich auf den Fauteuil niedersetzte, winkte er Voltaire, auf dem zweiten Lehnstuhl, der dicht neben dem seinen stand, Platz zu nehmen.

Sie müssen wissen, sagte der König lachend, indem er Voltaire ein mit Versen beschriebenes Blatt darreichte, Sie müssen wissen, daß ich mit sechs Zwillingen niedergekommen bin, die verlangen im Namen Apollo's in den Wassern der Hippokrene getauft zu werden, und die Henriade ist gebeten, Gevatter zu stehen.**)

Voltaire nahm das Papier nnd las das darauf geschriebene Gedicht mit lauter Stimme. Der König hörte ihm aufmerksam zu und nickte beifällig über Voltaire's leidenschaftlich glühende Deklamation.

Das ist sublim, das ist wundervoll, rief Voltaire, als er geendet. Euere Majestät sind ein französischer Dichter, welcher nur zufällig in Deutschland lebt. Sie haben unsere Sprache ganz in Ihrer Gewalt.

Friedrich drohte ihm lächelnd mit dem Finger. Freund, Freund, sagte er, soll ich schon wieder die Götter mit meinem Gebet belästigen?

Euere Majestät wollen also die ganze Wahrheit?

Die ganze Wahrheit, Freund!

Dann müssen Sie mir erlauben, Sire, das Gedicht noch einmal vorzulesen. Ich habe es vorhin als Amateur gelesen, jetzt werde ich es als Kritiker lesen.

Und wie er jetzt die Vorlesung wiederholte, legte er einen scharfen Accent auf jedes Wort und jeden mangelhaften Reim, scandirte er mit schärfster Genauigkeit jede Zeile, zuweilen bei den schlecht gelungenen Alexandrinern sich das Ansehen gebend, als sei seine Zunge nicht im Stande, diese Barbarismen zu überwältigen, und dabei leuchtete sein Auge in boshafter Freude, und ein geringschätzendes Lächeln umspielte seine schmalen Lippen.

Des Königs Antlitz hatte sich leicht umwölkt. Ich verstehe Sie, sagte er, das Gedicht taugt ganz und gar nichts. Lassen Sie es uns zerreißen.

Nicht doch, Sire, das Gedicht ist vortrefflich, und Sie werden kaum einige Tage nöthig haben, um es vollkommen zu machen. An der Venus von Medici darf kein Finger zu lang, kein Nagel schlecht gebildet sein. Und was sind solche Statuen, mit denen man die Gärten schmückt, gegen die Monumente der Bibliothek? Wir müssen sie also so vollkommen als irgend möglich machen. Und wie viel Geist, wie viel Anmuth ist in diesem Gedicht? Woher haben Sie das Alles genommen, Sire? Und wie sollte man glauben, daß es so viel Blumen in Ihrem Sande giebt, und daß so viel Grazie mit so viel tiefem Wissen sich vereinen ließe.*) Aber selbst die Grazie muß auf ganz sichern Füßen stehen, und hier, Sire, finde ich einige Füße, welche zu lang sind. Freilich ist das unbedeutend. Aber bei einem bedeutenden Genius ist Alles, was er thut, bedeutsam, und soll das Beste sein. Sie arbeiten zu rasch, Sire. Es ist zuweilen schneller gethan, eine Schlacht zu gewinnen, als ein gutes Gedicht auf die richtigen Füße zu bringen. Euere Majestät lieben die Wahrheit so sehr, daß ich Ihnen dadurch gerade meine tiefste Ehrerbietung bezeugen will, daß ich Ihnen die Wahrheit sage. Sie müssen in Allem, was Sie thun, vollkommen sein, denn Euere Majestät haben die Fähigkeit dazu. Man darf nicht sagen: Caesar est supra grammaticam. Cäsar schrieb, wie er focht, das heißt siegreich. Friedrich der Große spielt die Flöte wie Blavet, warum sollte er nicht so gut schreiben, wie unsere größten Dichter?**) Euere Majestät müssen es nur nicht verschmähen wollen, dem schönen Inhalt auch eine schöne Form zu geben.

Sie haben Recht, sagte der König sinnend, es fehlt mir die Form. Aber Sie müssen nicht denken, daß das Nachlässigkeit ist. Diejenigen Verse, welche Sie am wenigsten getadelt, sind gerade diejenigen, welche mir am wenigsten Mühe gemacht haben. Aber wenn der Gedanke mit der Cäsur und dem Reim in Opposition geräth, dann mache ich schlechte Verse, und bin in den Correctionen nicht glücklich. Sie bemerken gar nicht die Schwierigkeiten, die ich zu überwinden habe, um nur einige leidlich gute Strophen zu machen. Eine glückliche Disposition der Natur, ein leicht beweglicher und fruchtbarer Geist hat Sie zum Poeten geschaffen, ohne daß es Ihnen irgend eine Mühe kostete; ich lasse der Inferiorität meines Talentes Gerechtigkeit widerfahren; ich schwimme auf diesem Ocean der Poesie umher mit Schwimmblasen und Binsengeflechten unter den Armen. Ich schreibe nicht so gut als ich denke, meine Ideen sind oft stärker, als meine Ausdrücke, und in

*) Voltaire's eigene Worte. Oeuvres posthumes. LVIII, 364.

**) Des Königs eigene Worte. Oeuvres posthumes. Supplément. II, 377.

*) Voltaire's eigene Worte. Oeuvres LVIII, 322.

**) Voltaire's eigene Worte. LVIII, 329.

dieser Verlegenheit bin ich schon zufrieden, wenn ich die Sachen nicht gut, aber möglichst wenig schlecht mache.*)

Es liegt nur an dem Willen Eurer Majestät, sie ganz vollkommen gut zu machen, sagte Voltaire, denn bei Ihnen, Sire, heißt es, wie bei den Göttern: Ich will! und die That ist schon gethan. Wenn also Euere Majestät geruhen wollen, die Grazien und Sylphiden, die Weisen und Schriftgelehrten, welche da in diesem sublimen Gedicht zuweilen auf etwas holprichten Füßen herumstolpern, mit kunstvollem Gebein zu versehen, so werden sie flattern wie holde Genien, und majestätisch einherschreiten, wie die heiligen drei Könige des Morgenlandes. Lassen Sie uns also das versuchen, Sire. Wir wollen dieses Gedicht noch einmal schreiben.

Er zog einen langen Federstrich über das Manuscript des Königs, und indem er jetzt ein neues Papier nahm, und die erste Strophe niederzuschreiben begann, kritisirte er jedes Wort desselben mit beißender Laune, mit funkelndem Witz, mit hohnlächelnder Ironie. Unerbittlich in seinem Tadel, vornehm herablassend in seinem Lob, schien seine Zunge mit Pfeilen bewaffnet, deren jeder darauf berechnet war, zu treffen und zu verwunden.

Aber das Antlitz des Königs blieb strahlend und heiter. Er fühlte sich nicht als der mächtige König und Herr, welchen der Tadel eines gewöhnlichen Menschenkindes beleidigen konnte, er fühlte sich als der Lernende, dem Lehrer gegenüber, und da er wirklich lernen wollte, war es ihm gleichgültig, in welchen Ausdrücken sein strenger Lehrer ihn zu unterrichten suchte.

Nachdem sie das Gedicht zu Ende gebracht, lasen sie zusammen ein Capitel aus des Königs „Histoire de mon temps“, von dem so eben die zweite Auflage erschien, und deren Correctur Voltaire übernommen hatte.

Er hatte sein Exemplar mitgebracht, um dem König Rechenschaft abzulegen über die gemachten Correcturen und seine Ansichten zu erläutern.

Dieses Buch wird ein Meisterwerk, wenn Euere Majestät sich nur die Mühe geben wollen, es zu corrigiren, sagte Voltaire. Aber hat ein König die Zeit und Muße dazu? Ein König, welcher seine große Monarchie ganz allein regiert? Ja, das ist es, was mich verwirrt, was mich gar nicht zu mir selber kommen läßt vor Erstaunen, was mir die heilige Verpflichtung auferlegt, in meinem Urtheil so strenge als möglich zu sein.

Und ich liebe Ihre Strenge und Ihre Freimüthigkeit, sagte der König, ich lerne von zehn strengen und

*) Des Königs eigene Worte. Supplément. II, 346.

tadelnden Worten sicherlich mehr, als von einer ungeheuer langen Rede voll Lob und Anerkennung. Aber sagen Sie mir doch, was bedeutet dieser rothe Strich, mit dem Sie da diese ganze Seite in meinem Manuscript angestrichen haben?

Ah, Sire, ich wollte Sie um Nachsicht für Ihren Großvater, den König Friedrich den Ersten bitten. Sie sind zu grausam und zu strenge mit ihm.

Ich durfte nicht anders sprechen, wenn ich mir nicht den Vorwurf der Parteilichkeit verdienen wollte, sagte der König. Es soll nicht gesagt werden, daß ich darum, weil er mein Großvater war, mein Auge verschließe vor seinen Thorheiten und Albernheiten. Friedrich der Erste war ein eitler und aufgeblasener Narr; das ist die Wahrheit!

Und doch bitte ich um Gnade für ihn, Sire. Ich liebe diesen König wegen seiner königlichen Pracht und wegen der schönen Monumente, die er hinterlassen hat.

Auch das that er nur aus Eitelkeit, damit die Nachwelt von ihm reden sollte. Aus Eitelkeit protegirte er die Künste, aus Eitelkeit und närrischem Stolz setzte er sich die Krone auf sein Haupt. Die große Sophie Charlotte, seine Gemahlin, hatte wohl Recht, wenn sie sterbend von ihm sagte: „Der König wird nicht Zeit haben um mich zu trauern, denn die Sorge, meinen Tod mit einem prachtvollen Leichenbegängniß zu feiern, wird ihn zerstreuen, und wenn bei dieser schönen Ceremonie nichts mangelt und fehl schlägt, wird er über Alles getröstet sein.“*) Er war nur groß in kleinen Dingen, und darum, als Sophie Charlotte von ihrem Freund Leibnitz sein Memoire „über die Kraft der kleinen Dinge“ erhielt, sagte sie lächelnd: „Leibnitz will mich lehren, was die kleinen Dinge sind? Hat er denn vergessen, daß ich die Gemahlin von Friedrich dem Ersten bin, oder denkt er, daß ich meinen Gemahl nicht kenne?“**)

Nun, so bitte ich um Gnade für den Gemahl wegen seiner Gemahlin! Sophie Charlotte war eine erhabene und geniale Frau, Sie sollten Ihrem Gemahl alles Andere verzeihen, da er doch die Weisheit besessen, sie zu seiner Gemahlin und zu Ihrer Großmutter zu machen. Und wenn Euere Majestät ihm den Vorwurf machen, daß er sich aus Eitelkeit den Titel „König“ angemaßt habe, so ist das eine Eitelkeit, von der seine Nachkommen wenigstens recht solide Vortheile haben und der Titel scheint mir ganz und gar nicht unangenehm.

Der Titel ist schön, wenn ein Volk ihn giebt oder ein Fürst ihn sich verdient. Friedrich der Erste aber hat nichts gethan, was ihn zu einem König stempeln kann, und das verurtheilt ihn. Sie sehen also wohl, daß ich ihn nicht schonen kann!

Sei es also, sagte Voltaire achselzuckend, er ist Ihr Großvater, nicht der meinige. Machen Sie also mit ihm, was Ihnen gut dünkt, Sire. Ich habe nichts mehr zu sagen und werde mich darauf beschränken, einige Phrasen zu säubern.*)

Aber als er sah, wie bei diesen Worten Friedrich's Stirn von einer leichten Wolke beschattet ward, sagte er mit einem feinen Lachen:

Sehen Sie nur, wie das Amt des Lehrmeisters, welches Euere Majestät mir aufgedrungen haben, mich übermüthig und hochfahrend macht. Ich, welcher wohl thäte, seine eigenen Werke zu corrigiren, ich maße mir an, die Werke eines Königs verbessern zu wollen. Ich bin da in dem Fall des Abbé von Villiers, der ein Buch geschrieben hatte, betitelt: „Reflexionen über die Fehler der Andern.“ Einst ging er zu dem Sermon eines Capuziners; der Mönch redete sein Auditorium mit näselnder Stimme folgendermaßen an: „Meine geliebten Brüder im Herrn, ich hatte die Absicht, Euch heute von der Hölle zu sprechen, aber ich habe an der Thür meiner Kirche einen Anschlagzettel gelesen: Reflexionen über die Fehler Anderer! Heh, mein Freund, dachte ich, warum machst Du nicht lieber Reflexionen über Deine eigenen Fehler? Ich werde also zu Euch über den Stolz und Hochmuth der Menschen reden.“**)

Nun, machen Sie immerhin solche Reflexionen, wenn Sie bei Ihrer Geschichte Ludwig's des Vierzehnten sitzen, rief der König lachend, nur bitte ich, sich bei mir nicht von dem frommen Capuziner bekehren zu lassen, sondern bei mir nur Reflexionen über die Fehler Anderer zu machen!

---

*) Thiébault. II, 12.

**) Thiébault. II, 9.

*) Dieses Gespräch des Königs und Voltaire's ist seinem Inhalte nach historisch. Voltaire erzählt davon in einem Briefe an Madame Denis. Oeuvres complètes. LVIII, 370.

**) Oeuvres. LVIII, 423.

LVI.

Ein Tag aus dem Leben Voltaire's.

Voltaire also genoß des seltenen und gefährlichen Vorrechts, dem König die Wahrheit sagen zu dürfen, und er machte von diesem Vorrecht einen grausamen und unerbittlichen Gebrauch. Es schien, als wolle seine eifersüchtige und neidische Natur sich an des Königs Ruhm und Größe dadurch rächen, daß er ihn marterte und quälte mit seinen kleinlichen Ausstellungen und seiner nie ruhenden Tadelsucht, daß er ihn zwingen wollte, Ihn, welchen alle Welt bewunderte und hochstellte, die Augen beschämt niederzuschlagen und einzugestehen, daß er doch niemals emporreichen könne zu dem großen Voltaire.

Auch gestand das der König selber ein, nur that er es ohne Beschämung, sondern mit lächelnder Ruhe und mit jenem großen, selbstbewußten Sinn, der bereitwillig Andern Anerkennung gewährt, weil diese das eigene Verdienst nicht zu schmälern vermag. Voltaire mochte sich noch so sehr erheben und hochstellen, er konnte den König dadurch doch nicht verkleinern, — aber er konnte ihn verstimmen und ärgern, und das war dem boshaften Sinn des großen französischen Dichters schon eine angenehme Genugthuung.

Die übrigen Freunde des Königs sahen diesem Benehmen Voltaire's mit Bedauern zu, und besonders war es der Marquis d'Argens, welcher mit seinem feinen und zartfühlenden Sinn sehr bald den Mißmuth des Königs und die boshafte Schadenfreude Voltaire's verstand.

Eines Tages, als Voltaire Vormittags zum König gehen wollte, um mit ihm seine Correcturen zu machen, fand er im Vorsaal den Marquis, der mit lebhaften Geberden auf ihn zuschritt, und seine beiden Hände ergreifend, ihn mit flehenden Blicken ansah.

Mein Freund, sagte er, der König hat gestern ein Gedicht gemacht, das er mir heute Morgen vorlas. Er behauptet, daß darin ein schlechter Reim ist, und das quält ihn. Ich habe versucht ihm das auszureden. Ich weiß indessen wohl, daß der Reim, den er da gemacht hat, schlecht ist, aber Sie würden ihn in die größte Verlegenheit setzen, wenn Sie es ihm sagen, denn er hat sich vergeblich bemüht, einen andern Reim zu finden, und es handelt sich dabei um einen Gedanken, der ihm wichtiger ist, als der Reim. Ich habe daher meinen Tadel zurückgehalten und ihm einige Verse von La Fontaine citirt, in denen man denselben Fehler findet. Ich habe gesucht, ihn um seiner eigenen Ruhe willen zu überzeugen, daß, wenn dieser Reim auch den Regeln der Schule nicht conform sei, er doch geduldet werden könne. Ich bitte Sie also, widersprechen Sie mir nicht.

Und weshalb sollte ich das nicht thun? fragte Voltaire mit seinem schneidendsten Ton.

Weil Sie es mit Ihrem fortgesetzten, grausamen Tadeln zuletzt dahin bringen könnten, daß der König sich unmuthig von der Poesie abwendet, und sie aufgiebt, während es doch für die Wissenschaften und Künste so sehr wichtig ist, daß die großen und mächtigen Souveraine sie lieben, Diejenigen hochstellen, welche sie cultiviren und selber auch mit ihnen sich beschäftigen. Und sagen Sie selber, Freund, was liegt im Grunde daran, ob einige schlechte Reime in den Poesieen des Philosophen von Sanssouci sind?*)

Daran liegt, daß der König von mir lernen will, gute Verse zu machen, sagte Voltaire mit scharfem Ton, und daß ich also nicht diese hochverrätherische, weibische und feige Liebe zu ihm hegen darf, welche ihm einen Tadel nicht sagt, um seiner Eigenliebe einen kleinen Kummer zu ersparen. Ihnen hat der König sein Gedicht vorgelesen in Ihrer Eigenschaft als bewundernder und lobpreisender Freund, mir wird er es vorlesen in meiner Eigenschaft als pedagogo di sua maestà. Ich werde daher wahr sein müssen, wo Sie schmeicheln durften.

Und niemals war Voltaire unbeugsamer in seinem Tadel, beißender und schärfer in seiner Satyre gewesen, als an diesem Tage. Seine Augen sprühten noch vor Schadenfreude, das boshafte Lächeln stand noch auf seinen Lippen, als er von dem König in seine eigene Wohnung heimkehrte.

Ah, sagte er mit einem lauten Lachen, als er sich vor seinem Schreibtisch niedersetzte. Heute wird mir meine Arbeit sehr gut gelingen, denn ich habe viel gelernt. Friedrich weiß gar nicht, wie sehr er mein

*) Thiébault. V, 337.

Wohlthäter ist. Indem ich ihn corrigire, corrigire ich mich selber, und indem ich ihm bei seinen Studien durch meinen Tadel nütze, schöpfe ich daraus immer neue Kräfte, um die meinigen richtig zu leiten.*) Ich will also heute ein Capitel an meiner Geschichte Ludwig's des Vierzehnten schreiben, und es wird gut werden, denn das Capitel, welches ich heute aus des Königs histoire de mon temps gelesen, hat mich sehr deutlich gelehrt, welche Fehler ich zu vermeiden habe. Ja, von Ludwig dem Vierzehnten will ich schreiben, ich bin ihm wohl einigen Ersatz dafür schuldig, daß der König die Naivetät gehabt hat, seinen Urgroßvater, den sogenannten großen Kurfürsten, mit unserm großen Ludwig zu vergleichen. Ich bin gutmüthig genug gewesen, ihm diese kleine Gefälligkeit gegen seinen Urgroßvater zu verzeihen, und sie ihm nicht fortzustreichen. Und warum hätte ich das thun sollen? Die Welt wird nicht so thöricht sein, mir diese komische Schwäche anzurechnen, zudem schreibt der König nur für sich und seine schmeichlerischen Freunde, er darf also sagen, was er will. Ich aber, ich schreibe für Frankreich, für die Welt! Ach, aber ich fürchte, daß Narren mich beurtheilen werden, während ich doch versucht habe, als Weiser zu schreiben.**)

Er nahm die Feder und begann zu schreiben, aber diese Ruhe ward bald unterbrochen durch den Eintritt seines Dieners Tripot, der ihm meldete, daß der Jude Hirsch, den Voltaire zu sprechen verlangt habe, so eben gekommen sei. Voltaire erhob sich hastig von seinem Lehnstuhl und ließ ihn eintreten.

Ich habe Vieles mit Ihnen zu verhandeln, mein Freund, sagte er zu dem eintretenden Juden. Tripot, schließe die Thür, und sorge dafür, daß wir ungestört bleiben.

Und nachdem seine Befehle vollzogen, durcheilte Voltaire mit jugendlicher Lebendigkeit seinen Salon und winkte dem Juden, ihm in sein Schlafzimmer zu folgen.

Zuerst, mein Freund, wollen wir einen kleinen Handel machen, sagte Voltaire, indem er die Chatoulle einer gewaltigen Commode öffnete. Sehen Sie, da sind zwölf Pfund der herrlichsten Wachslichte. Ich bin ein armer Mann mit schwachen Augen. Was nützen mir also diese Lichter? Ich darf niemals hoffen, sie anstecken zu können. Da sind ferner einige Pfund Zucker und Kaffee, die Ersparnisse der letzten zwei Monate. Sie werden mir das Alles abkaufen, mein Herr, wir werden einen bestimmten Preis für alle diese Dinge festsetzen, und am letzten Tage jedes Monats können Sie, falls ich mit Ihrem Preis zufrieden bin, hierher kommen und die Ersparnisse meines Monats gegen Ihre klingende Münze eintauschen. Machen Sie also Ihren Preis, mein Herr!

Und der Händler machte seinen Preis, aber es schien, als ob der Dichter Voltaire sich noch besser auf den Handel verstehe, als der Jude Hirsch. Er wußte ihm genau den Preis des Zuckers und des Kaffees anzugeben, er wußte die Schönheit der weißen dicken Wachskerzen so beredt anzupreisen, daß Herr Hirsch sich wirklich zu einer Steigerung des Gebots bewegen ließ.

Jetzt zu wichtigern Geschäften, sagte Voltaire. Sie reisen nach Dresden. Sie sollen da für mich ein kleines Geschäft machen. Ich will für achtzehntausend Thaler sächsische Steuerscheine kaufen. Sie stehen auf fünfunddreißig und werden, wie Sie wissen, den Unterthanen des Königs von Preußen mit vollgültigen Hunderten ausgezahlt.

Aber Euere Excellenz wissen, daß Seine Majestät es seinen Unterthanen bei strenger Strafe verboten hat, von diesen Steuerscheinen aufzukaufen? fragte Herr Hirsch erstaunt. Der König hat diese Bevorzugung seiner Unterthanen verlangt, daß uns die sächsischen Steuerscheine für voll ausgezahlt werden, während die eigenen Unterthanen des Königs von Sachsen nur den Tagescours dafür bekommen, aber er hat versprochen, daß seine Unterthanen nicht, um sich zu bereichern, aufs Neue solche Steuerscheine kaufen dürfen, sondern nur Diejenigen, welche sie besitzen, zum Vollwerth bezahlt bekommen sollen. Euere Excellenz sehen also, daß dies Geschäft unthunlich ist.

Meine Excellenz sieht nur, daß Sie ein Narr sind! schrie Voltaire wüthend. Denn, wenn Sie nicht ein Narr wären, würden Sie einsehen, daß Voltaire, der Kammerherr des Königs, nicht ein Geschäft unternehmen würde, bei welchem er seinen Ruhm und seinen Namen gefährden könnte. Wenn Voltaire ein solches Geschäft macht, so müssen Sie begreifen, daß er dazu autorisirt ist, daß man es ihm erlaubt hat.

Wenn das ist, sagte Hirsch demüthig, so bin ich vollkommen beruhigt, und ganz bereit, Eurer Excellenz zu dienen.

Und wenn Sie meine Aufträge pünktlich und gut ausrichten, so können Sie von mir einer bedeutenden Belohnung versichert sein. Und wie? Sind Sie nicht ehrgeizig? Liegt Ihnen nichts an einem Titel?

Gewiß bin ich ehrgeizig, sagte der hocherfreute Jude, gewiß wäre ich glücklich, wenn ich vielleicht den Titel eines königlichen Hof-Agenten erlangen könnte.

Kaufen Sie mir diese Scheine in Dresden recht

*) Voltaire's eigene Worte. Oeuvres. LVIII, 363.

**) Oeuvres. LVIII, 341.

wohlfeil ein und Sie werden diesen schönen Titel haben, sagte der Dichter der Henriade, des Oedipe und so vieler andern Meisterwerke mit feierlichem Pathos.

Ich werde nicht mehr geben, als fünfunddreißig für Hundert.

Und Sie werden mir für achtzehntausend Thaler kaufen, mein lieber Hof-Agent. Das Geschäft ist abgemacht. Es bleibt also nur noch übrig, die Gelder zu zahlen. Baares Geld habe ich nicht; ich werde Ihnen also Wechsel schreiben. Kommen Sie jetzt in mein Arbeitszimmer.

Sie kehrten dahin zurück, und Voltaire warf das Manuscript seiner Geschichte Ludwig's des Vierzehnten auf einen Nebentisch, um seinen Schreibtisch frei zu haben zur Fertigung seiner Schuldscheine und Wechsel.

Da haben Sie drei Wechsel, sagte er dann. Den einen auf Paris, den andern auf Ihren Vater und den dritten auf den Juden Ephraim. Ziehen Sie dieselben ein und bringen Sie mir meine Steuerscheine.

In acht Tagen, Excellenz, bringe ich sie Ihnen, und Euere Excellenz werden elftausend Thaler daran verdienen.

Voltaire's Augen leuchteten vor Vergnügen. Elftausend Thaler! sagte er. Das ist für einen armen Dichter, wie ich, der von seinem Kopf und seiner Feder lebt, immerhin schon eine erkleckliche Summe.

Sie werden diese Summe verdienen, sagte Hirsch mit der Feierlichkeit eines Juden, welcher von einem guten Geschäft spricht.

Er wollte sich entfernen und näherte sich schon der Thür. Aber Voltaire eilte ihm nach und packte heftig seinen Arm.

Sie wollen doch nicht gehen, ohne mir Sicherheit gegeben zu haben? sagte er mit drohendem Ton. Sie denken doch nicht, daß Voltaire ein Cretin ist, der für achtzehntausend Thaler Wechsel ausstellt, ohne die Valuta gedeckt zu haben?

Euere Excellenz haben mein Ehrenwort, sagte Hirsch feierlich.

Voltaire lachte laut. Ihr Wort! Das Ehrenwort eines Menschen für achtzehntausend Thaler! Mein Lieber, wir leben nicht im Paradiese, sondern in einem christlichen Staate, und Sie müssen das ganz genau wissen, denn Ihre Väter haben dafür gesorgt, daß wir auf diese Weise beglückt sind. Hättet Ihr Juden nicht die Dummheit begangen, Jesus an das Kreuz zu nageln, so wäre er nimmer als der Messias anerkannt worden. Und Sie denken, daß ich einem von den Söhnen dieser Väter trauen soll? Ei, ei, wer bürgt mir dafür, daß Ihr nicht meine Unschuld und mein Menschenvertrauen auch an das Kreuz schlagen und tödten würdet, wenn ich wirklich so arglos wäre, Euch ohne Sicherheit meine drei Wechsel anzuvertrauen.

Ich werde Ihnen Sicherheit geben, sagte Hirsch, indem er einige Maroquinkästchen aus der großen Rocktasche seines Kaftans hervorzog. Ja, Sie sollen Sicherheit haben. Ich wußte nicht, daß Euere Excellenz ein Geschäft mit mir machen wollten. Ich dachte, daß der vornehme Herr Brillanten von mir kaufen wollte, daher habe ich deren mitgebracht. Da sehen Sie, Excellenz, das sind für zweiundzwanzigtausend Thaler Brillanten. Ich lasse sie Ihnen als Sicherheit. Denn ich, der arme Jude Hirsch, ich fürchte nicht, daß mich der große Dichter Voltaire betrügen wird.

Die Brillanten sind schön, sagte Voltaire, indem er sie mit lüsternen Blicken betrachtete, und sie im Lichte funkeln ließ. Die Brillanten sind schön, und wenn Sie meine Aufträge pünktlich und gut ausführen, werde ich Ihnen einige davon abkaufen. So lange bewahre ich sie Ihnen auf.

Er wollte sie in die Chatoulle seines Schreibtisches legen, aber plötzlich zuckte seine Hand zurück, und seine Augen hefteten sich mit einem durchbohrenden Blick auf das ruhige Gesicht des Juden.

Wer bürgt mir aber dafür, daß diese Diamanten ächt sind? fragte er, und als Hirsch erzürnt und empört über diesen beleidigenden Verdacht die Stirn runzelte und erbleichte, schrie Voltaire wüthend: diese Diamanten sind nicht ächt. Ich sehe es an Ihrem Erschrecken. O, o, Sie glaubten, ein Dichter sei ein gutes, leichtgläubiges Geschöpf, das man ohne viele Mühe täuschen könne. Sie glaubten, ein Dichter habe nichts gehört von diesem famosen Herrn von St. Germain, der Glas zu Diamanten schleifen kann, und die schönsten Rosetten in seinem Laboratorium kocht. Ja, ja, mein Lieber, ich weiß davon, und dieses Gebräu des Herrn von St. Germain vermag nicht, mich zu täuschen. Diese Diamanten sind falsch, sage ich.

Diese Diamanten sind ächt! rief Hirsch empört.

So wollen wir sie von einem christlichen Juwelier prüfen lassen, sagte Voltaire. Tripot, Tripot, laufe schnell hinüber zum Juwelier Herrn Reclam. Du kennst ihn doch? Er wohnt da drüben an der Ecke der breiten Straße. Bitte ihn, sich auf einen Augenblick zu mir herüber zu bemühen.

Tripot eilte von dannen und kehrte bald mit dem „christlichen Juwelier" zurück. Aber dies Mal hatte der kluge Herr Voltaire sich getäuscht, die Diamanten waren ächt, und Herr Reclam erklärte, daß sie sehr wohl den Werth von zweiundzwanzigtausend Thalern haben möchten.

Voltaire war also zufriedengestellt, und als er allein war, betrachtete er noch lange diese wundervollen Steine, welche mit ihrem Blitzen und Leuchten ihn entzückten und begeisterten.

Welche Frau kann sich rühmen, so kostbares Feuer in ihren Augen zu haben, wie ihr, sagte er lachend, welche Frau kann sagen, daß ihr Farbenspiel viele Tausende werth sei. Wohl schillern sie in allen Farben, diese lieblichen Frauenherzen, aber das gerade ist ihr Verbrechen, während es bei euch eine Tugend ist, ihr schönen Brillanten. Ach, zu denken, daß ihr ein kleines Landgut werth seid, daß man für diese Hand voll flimmernder Kieselsteine sich ganze Säcke voll schöner vollwichtiger Dukaten eintauschen könnte. Wie dumm sind doch die Menschen, und wie klug ist Gott, und wie richtig hat er speculirt, als er diese Kieselsteine in das Erdreich senkte, diese Kieselsteine, diese Trüffeln für die Menschenschnauze, nach denen sie eben so eifrig spüren, wie die Schweine in Perigord nach den Trüffeln. Geld, Geld, das ist das Zauberwort, welches die Welt beherrscht. Und ich will viel Geld haben, denn ich will die Welt beherrschen, ich will vor keinem Fürsten und keinem Grafen zurücktreten müssen. Ich will meine Seigneurie haben und mein Schloß, meine eigenen reich gallonirten Lakayen und meine eigenen Unterthanen. Ich will selber ein grand Seigneur sein, und die Könige und Fürsten sollen zu mir in mein Schloß kommen, und in meinem Vorzimmer warten, wie ich in dem ihrigen gewartet habe. Ich will reich werden, reich um aller Menschen Herr zu werden, auch der Dummen! Die Klugen knechte ich durch meinen Geist, die Dummen will ich knechten durch mein Geld! Reich will ich werden, reich, reich! Darum bin ich hier, darum corrigire ich das Reimgeklingel des Königs, darum lebe ich jetzt als bescheidener Poet und häufe Zins auf Zins, und spare auch meine Pension von fünftausend Thalern, und spare meine Wachslichter und meinen Kaffee. Mögen sie mich immerhin einen Geizhals nennen, wenn ich reich bin, werde ich ein Verschwender sein, und die Menschen, welche sich jetzt schon ärgern über meinen Ruhm, sie sollen dann bersten vor Wuth über meinen Reichthum.

Ach, ach, es verlohnt sich nicht der Mühe, ein berühmter Mann zu sein. Zu viel Demüthigungen sind an diesen zweideutigen Dichterstand gebunden, diesen Stand, welcher keine Stellung ist, und der erniedrigend in den Augen Derer, welche eine Stellung haben, dem Neid Derjenigen ausgesetzt ist, welche keine haben. Ich meinestheils bin so erschöpft, so matt gehetzt von diesen Unannehmlichkeiten des Dichterstandes, daß ich, um den Verdruß hinwegzuspülen, mir das verschaffen will, was die Canaille eine glänzende Stellung nennt. Ich will mir also so viel Geld als irgend möglich erwerben, dazu alle Ehren, welche mir zukommen, und Freiheit und Ruhm. Und zu allen diesen Dingen verhilft mir der Aufenthalt bei einem König, der wenigstens das Gute besitzt, daß er keine Vorurtheile hat, selbst nicht die des Königsthums. Ich werde also in diesem Hafen bleiben, zu dem die Stürme, welche mich so lange verzweifelnd umhertrieben, mich endlich geführt haben. Mein Glück soll so lange dauern, als es Gott gefällt.*)

Er lachte vergnügt, und nahm sein großes Notizbuch zur Hand, in welchem er seine Einnahmen und Ausgaben, den Stand seines Vermögens und seiner Kasse verzeichnet hatte. Es machte ihm Freude, von Zeit zu Zeit sich sein Vermögen zu berechnen, und das Wachsen desselben zu beobachten, es erquickte ihn so sehr, seine Einnahmen mit seinen Ausgaben zu vergleichen, und zu finden, daß er, indem er die Zinsen seines eigenen Vermögens, von dem er gar nichts verausgabte, zusammenaddirte mit seiner Pension, von der er sehr wenig verausgabte, sich für jeden Tag blos durch sein Dasein, durch das Zins auf Zins eine ganz hübsche Summe verdiente, während die Ausgaben jedes Tages so gering waren.

Aber diese Ausgaben ärgerten ihn dennoch, und mit finsterm Stirnrunzeln sagte er: Ich werde einige Ersparnisse einführen. Es ist gemein und schmutzig, daß ich das Futter für die Pferde, und die Reparaturen an meinem Wagen bezahlen muß. Wenn der König mir eine Equipage hält, so muß er sie auch erhalten, das werde ich ihm sagen. Auch ist der Haushofmeister ein alter Knauserer, welcher mich alle Monate um einige Pfunde Zucker und Kaffee betrügt, dazu ist das Wachslicht auch dünner und schlechter. Ich werde mich über das Alles beim König beschweren. Er muß dafür sorgen, daß Ordnung in seinem Hause ist.

Er schloß sein großes Contobuch wieder fort, und indem er's that, murmelte er: Wenn ich eine Jahresrente von hundertfunfzigtausend Francs erreicht habe, werde ich aufhören zu sparen. Die Götter seien gepriesen, dieses Ziel ist bald erreicht!

Aber, fuhr er mit finsterm Sinnen fort, damit ich dieses Ziel erreichen kann, muß ich hier noch einige Zeit zubringen können, muß ich noch mehrere Jahre meine Pension meinem Vermögen hinzufügen. Nichts darf mich daran hindern, und was mich hindern kann, das muß ich bei Seite schieben. Was kann mich hindern? Meine sogenannten Freunde, welche natürlich meine ärgsten Feinde sind. Ach, welch eine idyllische Idee von diesem genialen König, sechs Freunde um sich zu versammeln, von denen die meisten sogar außerdem noch Schriftsteller, das heißt

*) Voltaire's eigene Worte. Oeuvres LIX, 110.

natürliche Feinde sind. Denn wenn man auf eine wüste Insel zwei Schriftsteller, oder zwei Frauen, oder zwei Fromme aussetzte, so daß sie ganz allein auf einander angewiesen wären, so würden sie bald Ränke gegeneinander spinnen. Die Menschenrace ist einmal so gemacht, und da es einmal so ist, muß man sich so klug und so vortheilhaft als möglich aus der Affaire ziehen.*) — Man kann auf der Welt nirgends in Frieden leben, am allerwenigsten aber in der Umgebung eines Königs. Denn den Königen geht es wie den Coquetten, ihre Blicke machen eifersüchtig, und Friedrich ist eine sehr große Coquette.**) Ich werde also meine Nebenbuhler aus dem Felde schlagen müssen, um ganz allein mich seiner Gunst zu freuen. Wer sind meine Nebenbuhler, wer ist mir gefährlich? Sie sind es Alle, Alle, und ich werde sie Alle verjagen müssen. Ich werde so viel Zank, so viel Unfrieden, so viel Bosheit und Aerger unter ihnen aussäen, daß sie Alle vor Wuth und vor Angst fortlaufen, und Gott danken, wenn ich ihnen nicht noch die Nasen abbeiße, ehe sie fort kommen. Ich will ihnen das Paradies hier zu einer Hölle machen, und bei Gott, ich will der Teufel sein, welcher sie mit glühenden Zangen zwickt, und ihnen einheizt, bis sie davonlaufen. Ja, bis nach Sibirien davonlaufen soll dieser elende, hochbeinige Pfau Maupertuis, er zuerst und vor allen Dingen und ganz besonders, und d'Argens will ich ihm nachschicken, und Algarotti und den superklugen Lord Marshal und alle Andern auch. Wo Voltaire's Sonne strahlt, da sollen keine andern Sterne leuchten, ich will es nicht, und ich werde ihnen beweisen, daß Voltaire's Strahlen sie Alle verbrennen!

Er lachte laut und setzte sich mit vergnügtem Antlitz wieder an seinen Schreibtisch, aber dies Mal nicht, um an seinem Geschichtswerk weiter zu arbeiten, sondern um ein Gedicht zu schreiben. Denn Voltaire war heute zu einer Soirée der Königin Mutter geladen, und er wollte in derselben als Improvisator glänzen, und mit seiner Improvisation wollte er vor allen Dingen das Herz der Prinzessin Amalie gewinnen. Seit sie die Aurelie in seinem Rome sauvée gespielt, hatte er eine Art Leidenschaft für die Prinzessin gefaßt, welche es so gut verstand, die Gluth und die Schmerzen der Liebe darzustellen, und deren große flammende Augen ihm selber wie ein geheimnißvoller Abgrund der Liebe und der Leidenschaft erschienen.

Er hatte der Prinzessin versprochen, über ein von ihr gegebenes Thema zu improvisiren, und um heute Abend Improvisator zu sein war er jetzt Dichter, überzeugt, daß es seiner Klugheit schon gelingen werde den Wunsch der Prinzessin so zu leiten, daß ihre Aufgabe seinem Gedicht entspräche.

Aber in dieser Beschäftigung unterbrach ihn sein Kammerdiener, welcher meldete, daß im großen Salon eine Menge Herren versammelt seien, welche Voltaire ihren Morgenbesuch zu machen wünschten.

Sie mögen warten, schrie Voltaire, wüthend, daß das Eintreten des Dieners ihn um einen pikanten Reim gebracht, über den er eben nachgesonnen.

Aber, gnädiger Herr, es sind einige alte Generäle und mehrere Excellenzen, stammelte der Diener.

Was kümmern mich ihre Generals-Epaulettes und ihre Excellenzschaft. Sie mögen warten oder zum Teufel gehen, wie es ihnen beliebt!

Aber die vornehmen Herren warteten wirklich. Sie warteten geduldig, bis der große Voltaire, der Liebling des Königs, die Gnade hatte, zu kommen, bis er in allem Stolz und Hochmuth eines französischen Universaldichters unter die armen deutschen Barbaren trat, um auf sie einige Sonnenblicke seines Geistes fallen zu lassen.

Und immer mehr füllte sich sein Salon, immer mehr vornehme Herren, Generäle, Grafen und Fürsten kamen, denn Voltaire war erst seit gestern wieder von Potsdam nach Berlin gekommen und Jedermann beeilte sich daher, ihm seine Aufwartung zu machen und sich seiner Huld und Gnade zu empfehlen.*) Voltaire war heute in der That sehr gnädig, denn da er heute Abend ein Gedicht improvisiren wollte, so kam es darauf an, sich für diesen Abend alle Welt geneigt zu machen, damit alle Welt ihm entzückt Beifall zujauchze, und Maupertuis dadurch rasend, und d'Argens, Algarotti, La Mettrie und alle andern Freunde des Königs stumm zu machen vor Neid und Bosheit. Während er also Jeden beglückte mit einem freundlichen Lächeln, einem feinen und huldvollen Wort, während er unerschöpflich war in bonmots und pikanten Witzen, näherte sich ihm sein Kammerdiener und flüsterte ihm zu, daß er ihn nothwendig auf einen Augenblick sprechen müsse, und daß es eine Sache von großer Wichtigkeit beträfe.

*) Voltaire. Oeuvres. LVIII, 375.

**) Voltaire. Oeuvres. LVIII, 378.

*) Formey in seinem Souvenirs d'un citoyen schreibt: Während der Wintermonate, die Voltaire im Schloß zu Berlin wohnte, machte man ihm als einem wichtigen Günstling den Hof. Prinzen, Marschälle, Staatsminister, Gesandte und Herren vom höchsten Range gingen zu seinen Morgen-Audienzen und wurden mit verächtlichem Stolz von ihm empfangen. Ein großer Prinz hatte die Gefälligkeit, mit ihm Schach zu spielen, und ihn jedes Mal die zwei Louisd'or Einsatz, um welche sie spielten, gewinnen zu lassen. Bisweilen aber verschwanden die Louisd'or schon vor dem Ende der Partie, man suchte sie und fand sie nicht. (Souvenirs d'un citoyen. I, 238.)

Voltaire wandte sich mit seinem verbindlichsten Lächeln an seine Gesellschaft, und indem er sie bat, seine Rückkehr abzuwarten, begab er sich in das anstoßende Gemach.

Nun, was giebt es Wichtiges, Tripot?

Gnädiger Herr, es ist Hoftrauer, sagte Tripot mit betrübter Miene.

Voltaire sah ihn mit wüthenden Blicken an. Narr, was kümmert mich das?

Das kümmert Sie leider sehr viel, gnädiger Herr, denn Euere Excellenz wollen heute Abend in die Soirée der Königin gehen?

Willst Du mich zornig machen, Tripot? Was hat die Soirée mit der Hoftrauer zu thun?

Gnädiger Herr, das ist ganz einfach. Bei der Hoftrauer erscheinen die Herren nicht im gestickten Hofkleid, sondern im einfachen schwarzen Frack.

O, ich habe keinen schwarzen Frack, wiederholte Voltaire mit gerunzelter Stirn.

Es wird daher wohl nöthig sein, daß Euere Excellenz sofort sich einen Frack anfertigen lassen, und ich habe bereits nach Monsieur Pilleneuve geschickt, damit er komme und das Maaß nehme.

Bist Du rasend, Tripot, rief Voltaire auffahrend. Hältst Du mich für einen so unsinnigen Verschwender, einen so hirnlosen Narren, daß ich um einer Abendgesellschaft willen mir ein neues Kleidungsstück anschaffen sollte, ein Kleidungsstück, das sehr viel Geld kostet, und das ich nachher in den Schrank hängen und von den Motten fressen lassen kann. Denn in acht Tagen wird diese Hoftrauer zu Ende sein, ich werde also heute Abend die Soirée der Königin nicht besuchen, das ist das Ganze. Ich werde mich krank melden. Bestelle also den Schneider ab.

Er durchschritt das Zimmer, um sich wieder in den Salon zu verfügen, aber plötzlich zuckte er zusammen und blieb stehen. Ich kann heute Abend nicht absagen lassen, murmelte er. Man weiß, daß ich heute Abend improvisiren will. Alle Welt ist gespannt darauf und man würde, wenn ich nicht komme, oder mich krank melden lasse, glauben, daß ich mich vor der Improvisation scheue. Meine Feinde würden also triumphiren! Tripot, ich muß heute Abend durchaus in die Soirée der Königin gehen!

Dann soll also der Schneider kommen und Maaß nehmen?

Dummkopf, rief Voltaire, mit dem Fuß stampfend. Habe ich Dir nicht gesagt, daß ich kein Geld ausgeben will. Nimm also Dein bischen Verstand zusammen und ersinne etwas Anderes.

Ah Excellenz, ich wüßte wohl ein Mittel, aus dieser Verlegenheit zu kommen, nur wage ich nicht, es anzubieten.

Wage es immerhin, jedes Mittel ist gut, wenn es zum Zweck führt.

Da drüben unter der Stechbahn wohnt ein Kaufmann Fromery, dessen Bedienter mein sehr guter Freund ist. Ich habe von ihm erfahren, daß sein Herr sich einen sehr schönen schwarzen Frack gekauft hat, und Herr Fromery hat ungefähr die Figur von Euerer Excellenz.

Ah, ich begreife, rief Voltaire, dessen Gesicht sich aufzuheitern begann. Du meinst, daß von Deinem Freunde den Frack seines Herrn für mich borgen könntest.

Das meine ich, wenn der gnädige Herr es nicht übel nimmt.

Im Gegentheil, Dein gnädiger Herr findet, daß Du da eine ganz capitale Idee hast. Geh, mein Freund, geh und verschaffe mir den Frack des Herrn Fromery.

Und Voltaire kehrte zu seinen vornehmen Besuchern zurück, um sie zu entzücken durch seine geistvolle Unterhaltung und seine Medisancen.

Aber als sie sich endlich entfernt hatten, klingelte er hastig nach seinem Kammerdiener.

Nun Tripot, hast Du den Frack?

Excellenz, ich habe ihn.

Voltaire rieb sich die Hände vor Vergnügen. Es scheint, daß das heute ein glücklicher Tag für mich ist, sagte er leise, ich mache vortheilhafte Geschäfte.

Aber es wird nöthig sein, daß Euere Gnaden den Frack anprobiren. Er wird vielleicht zu weit sein, Herr Fromery ist, seit ich ihn nicht gesehen, beleibter geworden.

Der Esel, wie kann er sich unterstehen, beleibter zu werden, während Leute von Geist und Berühmtheit, wie ich, alle Tage dünner werden, schrie Voltaire, während er seinen gestickten Rock abwarf und den Frack des Herrn Fromery anzog. Ja, wahrhaftig, er ist viel zu weit für mich. O, o, sollte man das wohl möglich halten, der Rock eines jammervollen deutschen Krämers ist zu groß für den größten französischen Dichter! Aber das kommt davon, diese deutschen Barbaren denken an nichts als den Fraß, sie pumpen ihren Leib auf mit gemeiner compacter Nahrung, und davon wird ihr Leib alle Tage fetter, während ihr Geist alle Tage dürrer wird. Elende Sclaven ihrer Völlerei sind sie, und nichts kann man von ihnen gebrauchen, nicht einmal einen Rock!

Euere Excellenz glauben also, daß es unmöglich ist, den Frack so anzuziehen?

Ob ich das glaube? Sehe ich nicht darin aus, wie der verhungerte Erbe in dem nachgelassenen Rock seines Vetters, des reichen Brauers? Wird man nicht denken, daß ich eine Vogelscheuche

hin, mit denen man die Spatzen aus den Erbsen verjagen will?

Eben trat ein Lakay herein und meldete, daß Monsieur Pilleneuve wünsche vorgelassen zu werden.

Mein Gott, ich vergaß den Schneider abzubestellen! rief Tripot entsetzt.

Und das ist Dein Glück, sagte Voltaire sich plötzlich besänftigend. Diesen Schneider sendet Gott und er wird in aller Noth ein Ende machen. Der Frack ist durchaus schön und passend, nur ein wenig zu weit. Der Schneider wird ihn also enger machen.

Ah, Euere Gnaden haben da einen herrlichen Einfall. Er wird die Nähte einlegen und morgen wieder auslassen.

Und mir damit einen schlecht sitzenden Frack liefern, rief Voltaire wüthend. Er wird das Zeug abschneiden.

Aber dann wird ihn Herr Fromery nicht mehr tragen können, bemerkte Tripot schüchtern.

So wird er erfahren, daß Voltaire ihm die Ehre erzeigt hat, sich einen Frack von ihm zu borgen, und ich denke wohl, daß das eine genügende Entschädigung ist für einen verschnittenen Frack! Laß den Schneider kommen!

Dank der Geschicklichkeit des Herrn Pilleneuve konnte Voltaire am Abend mit einem sehr gut sitzenden und ganz seiner magern Figur anpassenden Frack in der Soirée der Königin Mutter erscheinen, und Niemand ahnte, daß das Trauerkleid des berühmten französischen Dichters dem Krämer Fromery, und die große Brillant-Agraffe in seinem Spitzen-Chabot und die vier Brillantringe an seiner Hand dem Juden Hirsch gehörten.

Aber glänzender noch als die Brillanten sprühten heute Abend seine Augen, feuriger noch waren die Blicke, welche er auf die Prinzessin Amalie heftete, deren bleiche und ernste Schönheit ihn zu immer neuen Witzraketen, zu immer neuen Lobhymnen begeisterte.

Niemand wagte es, diese leidenschaftliche Huldigung, welche Voltaire der Prinzessin darbrachte, unpassend zu finden. Voltaire war nicht bloß der berühmteste Mann seines Jahrhunderts, und dadurch vielleicht berechtigt, selbst einer Prinzessin seine Huldigung darzubringen, Voltaire war der Liebling des Königs, und ihm konnte daher erlaubt sein, was Niemand sonst wagen durfte.

Aber doch gab es Einen, welcher diese Sprache der Bewunderung, die Voltaire sich heute erlaubte, zu kühn fand, und dieser Eine war der König!

Er war eben geräuschlos und unangemeldet, wie er das zu thun pflegte, in den Salon seiner Mutter gekommen, und sah mit einem leisen, spöttischen Lächeln zu, wie sich Alles um Voltaire drängte, wie Jedermann sich beeiferte, ihm sein Entzücken auszudrücken über das eben improvisirte Gedicht und ihn um die Gunst anzuflehen, dasselbe noch einmal zu wiederholen.

Aber wie kann ich wiederholen, was ich selbst nicht mehr weiß, sagte Voltaire. Ein Engel ist an mir vorübergerauscht und hat mit seinen Blicken mir Worte zugeflüstert, die meine entzückten Lippen wie in einer Hallucination gesprochen haben.

Die Nachwelt wird das zu beklagen haben, denn sie wird dadurch um eins Ihrer herrlichen Gedichte betrogen sein, sagte Prinzessin Amalie, welche sehr wohl das Eintreten des Königs bemerkt hatte, und fühlend, daß seine Blicke auf ihr ruhten, sich gleich den Uebrigen seinem geliebtesten Günstlinge freundlich bezeigen wollte.

Wenn Eure königliche Hoheit das finden, so werde ich das Gedicht, welches ich eben sprechen wollte, für Dieselbe aufschreiben, sagte Voltaire, indem er von dem Spieltisch, an welchem die Königinnen vorher gespielt hatten, den Bleistift und eine der weißen Karten nahm, welche da zum Notiren der Points hingelegt waren.

Er schrieb mit hastiger Hand und überreichte dann mit einer tiefen Verbeugung die Karte.

Der König, welcher immer noch ein schweigender Beobachter dieser Scene geblieben war, sah, wie Prinzessin Amalie, während sie las, erröthete und wie sich ihre Stirn bewölkte.

Lassen Sie mich doch dieses schöne Gedicht unsers großen Dichters auch lesen, meine Schwester, sagte der König, indem er näher trat und die Gesellschaft mit einem freundlichen Kopfnicken begrüßte.

Prinzessin Amalie reichte ihm die Karte dar, und während der König las, standen Alle in ehrfurchtsvollem Schweigen da.

Das Gedicht ist sublim, sagte der König lächelnd, als er zu Ende gelesen, und er bemerkte sehr wohl, wie sich der Prinzessin Stirn noch mehr umdüsterte, wie Voltaire hochaufathmete, als sei er von einer drückenden Angst befreit. In der That, fuhr der König fort, dies kleine Poem ist so reizend, daß Sie mir schon erlauben müssen, es mir abzuschreiben, meine Schwester. Fahren Sie immerhin fort in Ihren Gesprächen, es stört mich nicht.

Das war eine Bitte, welche von den Lippen eines Königs ein Befehl ist. Man beeiferte sich daher, eine möglichst lebhafte und animirte Conversation zu führen und unbefangen und heiter zu scheinen, während man sehr wohl sah, daß da etwas Ungewöhnliches und Seltsames sich begebe.

Der König hatte sich an den Spieltisch gesetzt und überlas jetzt noch einmal das Gedicht Voltaire's, welches so lautete:

Souvent un peu de vérité
Se mêle au plus grossier mensonge;
Cette nuit, dans l'erreur d'un songe
Au rang des rois j'étois monté.
Je vous aimais alors, et j'osais vous le dire.
Les Dieux à mon reveil ne m'ont pas tout ôté,
Je n'ai perdu que mon empire.

(Oft mischt ein Bischen Wahrheit sich
Selbst zu der Lüge noch, der groben;
So sah heut' Nacht im Traum ich mich
Zu eines Königs Macht erhoben;
Da liebt' ich glühend Sie und wagte es zu sagen.
Die Götter nahmen mir, als ich erwacht, nicht Alles,
Nur meine Herrschaft hätt' ich zu beklagen.)

Unverschämt! murmelte der König, und sein zürnender Blick flog hinüber zu Voltaire, der da neben der Königin stand und sich lebhaft mit ihr unterhielt. Wir werden seinen Uebermuth ein wenig dämpfen müssen, fuhr Friedrich lächelnd fort, indem er eine Karte nahm und rasch zu schreiben begann.

Wahrlich, in diesem Moment hätte sogar der strenge Herr Voltaire zufrieden sein müssen mit seinem königlichen Schüler, denn dies Mal machten die Reime ihm gar keine Schwierigkeiten. Nicht einen Augenblick stockte der Crayon und kein Fuß war zu lang, kein Reim hinderlich.

Als der König sein Gedicht vollendet hatte, steckte er die von Voltaire beschriebene Karte in seinen Busen und näherte sich mit der andern wieder der Prinzessin.

Wirklich, das Gedicht ist pikant, meine Schwester, sagte der König, Amalien die Karte darreichend. Lesen Sie es noch einmal leise und dann bitten Sie Voltaire, es der Gesellschaft vorzutragen.

Die Prinzessin blickte den König befremdet an. Als sie dann aber las, erhellte sich ihr schönes melancholisches Angesicht zu einem sanften Lächeln, und dem König freundlich zunickend, sagte sie leise:

Ich danke Ihnen, mein Bruder!

Geben Sie nun die Karte an Voltaire, und bitten Sie ihn, zu lesen, sagte der König.

Voltaire nahm mit einer tiefen Verbeugung die Karte, welche die Prinzessin ihm darreichte. Aber als er seine Augen auf dieselbe heftete, lächelte er nicht, wie die Prinzessin, sondern er erblaßte und preßte wüthend die Lippen aufeinander.

Lesen Sie doch, sagte der König.

Sire, ich bitte um Gnade, rief Voltaire, welcher schnell seine Fassung wieder gewonnen hatte. Das kleine Gedicht, welches ich da gemacht, ist schlecht und gar nicht der erhabenen Prinzessin würdig, an die ich es zu richten wagte. Aber Euere Majestät müssen gnädigst bedenken, daß der Moment es geboren hatte und also auch nur der Moment ihm seinen Werth verlieh. Wie ich es eben wieder las, fand ich, daß es fade, matt und trivial ist, und Euere Majestät werden daher nicht so grausam sein, mich dazu zu verurtheilen, dieses Gedicht vorzulesen, welches ich jetzt selbst schlecht und verdammungswürdig finde.

Oh, le coquin! murmelte der König, während Voltaire mit einer tiefen und ehrfurchtsvollen Verneigung die Karte in seine Rocktasche gleiten ließ.

Als die Soirée beendet war und Voltaire in seine Gemächer zurückkehrte, schwand der freundliche Ausdruck, den er bis jetzt so mühsam bewahrt, aus seinen Zügen, und seine Lippen, welche bis dahin so freundlich gelächelt, murmelten jetzt Worte der Verwünschung und des Zorns. Während er sonst noch mit Tripot zu plaudern pflegte, befahl er ihm jetzt, den silbernen Armleuchter auf seinen Schreibtisch zu setzen und sich still zu entfernen.

Dann, als er allein war, zog er hastig die Karte hervor, und gleichsam, um sich zu überzeugen, daß Das, was er da sah, wirklich Wahrheit und kein Traum sei, las er mit lauter, bald vor Wuth zitternder Stimme:

On remarque pour l'ordinaire
Qu'un songe est analogue à notre caractère.
Un héros peut rêver, qu'il a passé le Rhin,
Un chien, qu'il aboie à la lune;
Un joueur, qu'il a fait fortune,
Un voleur, qu'il a fait butin.
Mais que Voltaire, à l'aide d'un mensonge,
Ose se croire roi, lui, qui n'est qu'un faquin,
Ma foi! c'est abuser du songe.

(Ganz ohne Grund ist die Bemerkung nicht,
Daß dem Charakter auch der Traum entspricht.
Ein Held kann träumen, daß den Rhein er überschreitet,
Ein Hund, daß er zum Monde aufwärts bellt,
Ein Spieler, daß er sich gewinnt viel Geld,
Ein Räuber, daß er Schätze sich erbeutet.
Daß Voltaire aber mittelst einer Lüge
Sich träumt als König, dieser eitle Geck,
Bei Gott! der Traum verdient wohl eine Rüge.)

Ah, ich bin also schon ein faquin! sagte Voltaire ingrimmig. So weit haben es meine Feinde also schon gebracht, daß der, den man vor einiger Zeit noch den Weisen seines Jahrhunderts, den Virgil Frankreichs nannte, jetzt weiter nichts ist, als ein faquin! Aber dies Mal habe ich die Zurechtweisung verdient, und das gerade vermehrt noch meinen Zorn. Denn es zeigt mir, daß ich noch immer ein Stümper und ein gutmüthiger Narr bin. Warum war ich so wahnsinnig, diesen feierlichen Protestationen des Königs zu glauben, daß er sich niemals überheben, niemals mich den Herrn fühlen lassen werde. Kaum wage ich es, mich ihm gleich zu stellen, so schwingt er

schon die Zuchtruthe, um den Sclaven in den Staub zu beugen. Aber Voltaire ist nicht der Mann, der sich beugen läßt, und es wird ein Tag kommen, wo ich ihm den Aerger dieses Abends mit reichlichen Zinsen zurückgebe. — Aber jetzt ist es für heute genug des Aergers und der Aufregung. Ich will schlafen, und vielleicht entführt mich mein Traum von diesen kalten erbärmlichen Ufern der Spree nach meinem schönen und glänzenden Paris!

Er rief Tripot und befahl ihm, hinüberzugehen zu den Zimmern des Königs, um Fredersdorf zu melden, daß Voltaire sich sehr leidend fühle und nicht im Stande sei, den König mit seinem Gefolge morgen früh nach Potsdam zu begleiten, sondern um Entschuldigung bitten lasse.

Dann begab er sich zur Ruhe, und die Götter erhörten vielleicht sein Gebet und ließen ihn im Traume dieses schöne Paris sehen, wo die Marquise von Pompadour herrschte und die frommen Priester gegen den Atheisten Voltaire predigten, dem der großmüthige König von Preußen ein Asyl gegeben. — Vielleicht auch sah er im Traum die Seigneurie seiner Zukunft, sein schönes Schloß Fernay am Genfer See, wo der Atheist Voltaire einen Tempel bauen ließ, und ihn mit der stolzen Inschrift schmückte: Voltaire Deo exit.

Jedenfalls mußten es doch schöne und erquickende Träume sein, welche ihn umgaukelten, denn Voltaire lächelte im Schlafe, und sein Gesicht, welches wachend so oft von kleinlichen und boshaften Leidenschaften entstellt ward, war jetzt von einer klaren und heitern Schönheit, es war das Antlitz eines Dichters, welcher mit geschlossenen Augen in den heitern Himmel schaut.

Der Morgen kam und Voltaire schlief immer noch; selbst das Geräusch der im Schloßhof auffahrenden Equipagen und dann später ihr rasches Davonrollen erweckte ihn nur einen Augenblick. Er hüllte sich nur fester in sein warmes Lager, die weichen Eiderdaunen seines Kopfkissens schlugen über seinem Haupte zusammen und machten es ganz unsichtbar, und hielten jedes Geräusch von ihm fern, damit sein Schlaf durch kein Geräusch mehr gestört werde.

Tripot kam leise auf den Zehen hereingeschlichen und nahm den schwarzen Frack, um ihn wieder hinüberzutragen zu seinem Freunde, dem Bedienten des Herrn Fromery, damit er diese Duodez-Ausgabe des gestrigen prachtvollen und großen Fracks wieder unbemerkt in seines Herrn Kleiderschrank hängen möge, — Voltaire hörte nichts, er schlief ruhig weiter.

Er schlief ruhig weiter, selbst als die Thür jetzt mit Geräusch geöffnet ward und ein junges Frauenzimmer mit frischen rothen Wangen und hellen Augen in sein Zimmer trat. Sie trug die einfache Kleidung der Schloßdienerinnen; ein zierliches weißes Häubchen verbarg ihr Haar, das vorn gescheitelt ihre Stirn umgab, eine weiße Schürze mit einem großen Busenlatz war schonend über das einfache gestreifte Wollenkleid gelegt. Auf ihrem vollen bloßen Arm trug sie einen Haufen Linnenzeug, Betttücher und Bezüge, die sie jetzt achtlos auf den Boden warf und sich mit raschen Schritten dem Bett Voltaire's näherte, das, gleich den Staatsbetten der großen Könige, nicht an die Wand, sondern frei in das Zimmer hineingestellt war.

Voltaire schlief noch immer; das weiche Kopfkissen war so dicht über seinem Haupte zusammengeschlagen, daß er nichts hören, und das Mädchen ihn gar nicht sehen konnte.

Sie war ganz arglos und unbefangen, die junge Verwalterin der königlichen Betten, sie glaubte ganz einfach, daß Herr von Voltaire, gleich den übrigen Herren, mit dem König nach Potsdam gefahren sei, und sie kam, um in diesem Zimmer zu thun, was sie in allen Zimmern gethan, nämlich die Bettlaken abzunehmen.

Mit raschem Griff faßten ihre kräftigen beiden Hände das unter dem Oberbett hervor schauende Betttuch, mit einem gewaltigen Ruck schnellte sie es empor; da ertönte ein lauter Schrei, und eine weiße Gestalt flog, aus dem Bett emporgeschnellt, mitten in das Zimmer hinein, wo sie mit wilden Flüchen und drohend geballten Fäusten sich auf dem Teppich wälzte.

Die Wäscherin stieß einen gellenden Angstschrei aus und entfloh entsetzt aus dem Zimmer, und wäre die Gestalt und die Schlafmütze nicht von lichtem Weiß gewesen, so würde sie geschworen haben, daß es der Teufel in Person gewesen, welcher sich aus dem Bett des großen französischen Dichters hervorgewälzt habe. *)

*) Thiébault. V. 281.

LVII.

Ein Liebespaar.

Die Frist war abgelaufen. Diese vier Wochen, welche der König seiner Schwester bewilligt hatte, um mit ihrem Herzen zu Rathe zu gehen, sie waren jetzt zu Ende, und nichts war in dem Herzen der Prinzessin anders geworden; nur ihr Antlitz hatte sich verändert; sie konnte wohl ihre Blässe unter der Schminke und das schmerzliche Zucken ihrer Lippen unter einem Lächeln verbergen, aber sie konnte nicht verhindern, daß man sah, wie ihre Wangen täglich mehr einfielen, wie ihre Augen sich täglich mehr rötheten. Selbst der König hatte das gesehen, und ihr seinen Leibarzt Meckel geschickt, damit er ihre kranken Augen heile.

Prinzessin Amalie empfing diesen Abgesandten des Königs mit einem bittern eisigen Lächeln. Der König ist sehr gütig, sagte sie, aber ich bin nicht krank, ich leide gar nicht.

Aber, königliche Hoheit, Ihre Augen leiden, sagte der Arzt. Sie sind entzündet und matt. Erlauben Sie, daß ich dieselben untersuche.

Untersuchen Sie, da der König es befohlen hat, aber ich sage Ihnen im Voraus, Sie werden das Leiden nicht heilen können.

Der Geheimrath Meckel untersuchte die Augen mit sorgfältiger Genauigkeit und schüttelte bedenklich den Kopf.

Prinzessin, sagte er endlich leise und ehrfurchtsvoll, wenn Sie Ihren Augen keine Ruhe gönnen, wenn Sie die Nächte, statt zu schlafen, ruhelos in Ihren Zimmern umhergehen, und Ihre Augen immer wieder durch vieles Weinen erschöpfen, so kann das ein sehr schlimmes und trauriges Ende nehmen.

Sie meinen, daß ich erblinden könnte? fragte Amalie ruhig.

Der Arzt zuckte bedenklich die Achseln. Ich meine, daß Ihre Augen sehr krank sind, aber das ist kein acutes Leiden, sondern Ihr ganzes Nervensystem ist krank und erschöpft und wir müssen auf dieses im Ganzen wirken, wenn wir wollen, daß die Augen genesen sollen.

Verschreiben Sie also Etwas, da Seine Majestät es befohlen hat, sagte Amalie kalt.

Ich werde Euerer königlichen Hoheit ein Mittel verschreiben, aber dasselbe ist so starker und gefährlicher Art, daß man es nur mit der äußersten Vorsicht anwenden darf. Es ist eine aus scharfen Arzneimitteln zusammengesetzte Flüssigkeit, welche erwärmt werden muß, und deren Dämpfe Sie in Ihre Augen ziehen lassen. Aber Euere Hoheit müssen dabei sehr sorgsam und bedächtig zu Werke gehen. Die Substanzen Mixtur sind so scharf und ätzend, daß ein zu nahes Einziehen der Dämpfe nicht bloß Ihre Augen, sondern Ihr ganzes Antlitz, ja Ihre Stimme gefährden kann. Sie müssen daher, während die Dämpfe aufsteigen, Ihren Mund fest geschlossen haben, und dürfen Ihre Augen dem Gefäß, in welchem die dampfende Masse sich befindet, niemals näher als acht bis zehn Zoll bringen. Werden Euere königliche Hoheit die Gnade haben, das nicht zu vergessen und danach zu handeln?

Ich werde es nicht vergessen, sagte Amalie, nur den ersten Theil der Frage beantwortend.

Der Arzt achtete nicht darauf. Er verschrieb sein Recept und entfernte sich, nachdem er noch einmal die sorgfältige Vorsicht bei der Anwendung des Mittels empfohlen hatte.

Das war am Tage vor dem Ablaufen der vom König festgesetzten Frist. Prinzessin Amalie, welche ganz ruhig, ganz resignirt schien, und selbst zu ihrem vertrauten Hoffräulein nicht mehr klagte, ließ es ruhig geschehen, daß man ihr am andern Morgen die dampfende Mixtur brachte, und während sie sich in der von dem Arzt befohlenen Entfernung darüber neigte, sagte sie lächelnd zu Ernestinen: Ich muß wohl heute versuchen, meine Augen etwas glänzend zu machen, damit ich meinem Bruder gefalle, oder wenigstens nicht sofort seinen Unwillen errege.

Das Mittel schien in der That ein sehr wirksames zu sein, denn der Prinzessin Augen waren heute so strahlend und hell, wie seit lange nicht, und auf ihren Wangen brannte jenes dunkle glühende Incarnat, wie es ein starker und kühner Entschluß, ein energisches Wollen zuweilen auch auf blassen Gesichtern hervorruft.

Jetzt, Erneſtine, komm', ſagte ſie. Begleite mich in mein Toilettenzimmer, und wache darüber, daß ich eine möglichſt ſorgſame Toilette mache. Mir iſt, als ſei das heute mein Hochzeitstag, als ginge ich hin, mich einem geliebten Freunde auf ewig zu verloben.

Möchten Sie das thun, Prinzeſſin, flehte Fräulein von Haake. Möchten Sie Ihr ſchönes und edles Herz bezwingen, und den Wünſchen des Königs folgend, dem König von Dänemark ſich vermählen.

Amalie warf auf ſie einen erſtaunten und zürnenden Blick. Du weißt, ſagte ſie, daß Trenck meine Warnung erhalten und mir auf dieſelbe geantwortet hat. Er wird keinerlei Einflüſterungen Gehör geben, er wird unter keinem Vorwand ſich bewegen laſſen, die Grenze der Staaten meines Bruders zu überſchreiten, er wird ſelbſt dann nicht kommen, wenn ihn dieſer in Gnaden zurückrufen läßt. Ich kann alſo wegen ſeiner ganz außer Sorgen ſein.

Und da Euere Hoheit das ſein können, ſo ſollten Sie auch jetzt ein wenig an Ihr eigenes Glück denken, Prinzeſſin. So ſollten Sie verſuchen, ſich mit Ihrem Schickſal zu verſöhnen und in das Unabänderliche ſich zu ergeben. Der König, und mit ihm die ganze königliche Familie, ja, das ganze Land würde voll Freuden ſein, wenn die beabſichtigte Vermählung mit dem König von Dänemark zu Stande käme. O, ſeien Sie alſo weiſe, Prinzeſſin, thun Sie jetzt freiwillig und freudig, was Sie ſonſt gewiß gezwungen und ohne Dank thun müſſen. Geben Sie Ihre Einwilligung, werden Sie Königin von Dänemark!

Ach, Du haſt alſo niemals geliebt, und Du weißt nicht, daß es eine Sünde iſt, einen heiligen Eid, den man Gott geleiſtet hat, zu brechen! rief Amalie. Aber ſchweigen wir davon. Ich weiß, was ich zu thun habe, und ich werde es thun!

Und mit vollkommener Ruhe und Gelaſſenheit beendete die Prinzeſſin ihre Toilette, dann ging ſie zu der großen Pſyche, die in ihrem Boudoir ſtand, und betrachtete in derſelben mit prüfendem Auge ihr eigenes Bild.

Ich denke, es iſt nichts in meiner Erſcheinung, welches den König verſtimmen könnte, ſagte ſie. Ich habe hinlänglich Schminke auf meine Wangen gelegt, und Dank dem köſtlichen Mittel des Arztes ſind meine Augen heute ſo glänzend, als hätten ſie niemals Thränen vergoſſen. Wenn ich mit einem ſolchen freundlichen vollen Lächeln zu meinem Bruder eintrete, wird er nicht ſehen, daß meine Wangen eingefallen ſind. Er wird alſo mit mir zufrieden ſein, und dann vielleicht meinen Bitten Gehör geben.

Erneſtine betrachtete ſie mit traurigen, kummervollen Blicken. Sie ſehen bleich aus, trotz Ihrer Schminke, ſagte ſie, und wenn Sie lächeln, ſo zerreißt Einem dies Lächeln das Herz, denn es iſt darin ein Tönen und Klingen, wie von einer geſprungenen Saite.

Still, ſagte Amalie mit zuckender Lippe, ſtill, Erneſtine! Die Stunde iſt gekommen! Ich gehe zum König. Siehſt Du, der Zeiger der Uhr deutet auf zwölf, und gerade für dieſe Stunde habe ich bei dem König um eine Audienz nachſuchen laſſen. Lebe wohl, Erneſtine, und hörſt Du, bete für mich.

Sie hüllte ſich feſt in ihren mit Zobel verbrämten Sammetüberwurf und durchſchritt ruhig und ſtolz aufgerichtet ihre Gemächer und den langen Corridor, welcher von den Zimmern der Königin Mutter in den von dem König bewohnten Seitenflügel des Schloſſes führte.

Der König empfing ſie in ſeinem Bibliothekzimmer. Er kam ihr bis zur Thür entgegen, und reichte ihr mit einem freundlichen Lächeln ſeine beiden Hände dar.

Willkommen, Amalie, ſagte er, tauſendmal Willkommen, denn Ihr Hierſein beweiſt mir, daß Ihr Herz die Stärke gefunden hat, welche ich von ihm erwartete, und daß meine Schweſter ſich ſelber und ihren mädchenhaften Stolz wiedergefunden hat. Die Tochter der Hohenzollern kommt, um ihrem König zu ſagen: „Der König von Dänemark wirbt um meine Hand. Ich gebe ſie ihm, denn die Tochter meiner Väter darf niemals in die Tiefe, ſondern ſie muß in die Höhe blicken, und wenn da für mich kein Myrtenkranz, ſondern nur eine Krone glänzt, ſo will ich die Krone nehmen, denn Gott hat mein Haupt ſtark gemacht und geſegnet, damit es eine Krone tragen könne. Da ich keine beglückte Schäferin ſein darf, ſo will ich eine beglückende Königin ſein.“ Das iſt es, was Sie dem König ſagen wollen. Aber Sie ſind auch gekommen, um zu Ihrem Bruder zu ſagen: „Mein Bruder, ich bin bereit, Deinen Wunſch zu erfüllen, denn ich weiß, daß Du keine egoiſtiſchen Abſichten, keine ehrgeizigen Pläne damit verbindeſt. Ich weiß, daß Du nur mein Glück und meine Wohlfahrt im Auge hatteſt, daß Du mich erretten wollteſt von Unglück, Erniedrigung und Schmach, daß Du vor den Irrthümern und Schwächen meines eigenen Herzens mich bewahren wollteſt. Ich erfülle alſo Deinen Wunſch, mein Bruder, ich will Königin von Dänemark werden.“ Nun, fuhr der König nach einer kleinen Pauſe mit tiefbewegter Stimme fort: Nun, Amalie, habe ich nicht richtig errathen? Iſt es nicht deshalb, daß Du gekommen biſt?

Nein, mein Bruder, nein, rief Amalie mit wild hervorſtürzenden Thränen, nein, ich bin gekommen, Ihr Mitleid, Ihr Erbarmen anzuflehen.

Und ganz außer ſich, ganz voll Leidenſchaft und Schmerz auf ihre Kniee niederſtürzend, hob ſie flehend

LVII.

Ein Liebespaar.

Die Frist war abgelaufen. Diese vier Wochen, welche der König seiner Schwester bewilligt hatte, um mit ihrem Herzen zu Rathe zu gehen, sie waren jetzt zu Ende, und nichts war in dem Herzen der Prinzessin anders geworden; nur ihr Antlitz hatte sich verändert; sie konnte wohl ihre Blässe unter der Schminke und das schmerzliche Zucken ihrer Lippen unter einem Lächeln verbergen, aber sie konnte nicht verhindern, daß man sah, wie ihre Wangen täglich mehr einfielen, wie ihre Augen sich täglich mehr rötheten. Selbst der König hatte das gesehen, und ihr seinen Leibarzt Meckel geschickt, damit er ihre kranken Augen heile.

Prinzessin Amalie empfing diesen Abgesandten des Königs mit einem bittern eisigen Lächeln. Der König ist sehr gütig, sagte sie, aber ich bin nicht krank, ich leide gar nicht.

Aber, königliche Hoheit, Ihre Augen leiden, sagte der Arzt. Sie sind entzündet und matt. Erlauben Sie, daß ich dieselben untersuche.

Untersuchen Sie, da der König es befohlen hat, aber ich sage Ihnen im Voraus, Sie werden das Leiden nicht heilen können.

Der Geheimrath Meckel untersuchte die Augen mit sorgfältiger Genauigkeit und schüttelte bedenklich den Kopf.

Prinzessin, sagte er endlich leise und ehrfurchtsvoll, wenn Sie Ihren Augen keine Ruhe gönnen, wenn Sie die Nächte, statt zu schlafen, ruhelos in Ihren Zimmern umhergehen, und Ihre Augen immer wieder durch vieles Weinen erschöpfen, so kann das ein sehr schlimmes und trauriges Ende nehmen.

Sie meinen, daß ich erblinden könnte? fragte Amalie ruhig.

Der Arzt zuckte bedenklich die Achseln. Ich meine, daß Ihre Augen sehr krank sind, aber das ist kein acutes Leiden, sondern Ihr ganzes Nervensystem ist krank und erschöpft und wir müssen auf dieses im Ganzen wirken, wenn wir wollen, daß die Augen genesen sollen.

Verschreiben Sie also Etwas, da Seine Majestät es befohlen hat, sagte Amalie kalt.

Ich werde Euerer königlichen Hoheit ein Mittel verschreiben, aber dasselbe ist so starker und gefährlicher Art, daß man es nur mit der äußersten Vorsicht anwenden darf. Es ist eine aus scharfen Arzneimitteln zusammengesetzte Flüssigkeit, welche erwärmt werden muß, und deren Dämpfe Sie in Ihre Augen ziehen lassen. Aber Euere Hoheit müssen dabei sehr sorgsam und bedächtig zu Werke gehen. Die Substanzen Mixtur sind so scharf und ätzend, daß ein zu nahes Einziehen der Dämpfe nicht bloß Ihre Augen, sondern Ihr ganzes Antlitz, ja Ihre Stimme gefährden kann. Sie müssen daher, während die Dämpfe aufsteigen, Ihren Mund fest geschlossen haben, und dürfen Ihre Augen dem Gefäß, in welchem die dampfende Masse sich befindet, niemals näher als acht bis zehn Zoll bringen. Werden Euere königliche Hoheit die Gnade haben, das nicht zu vergessen und danach zu handeln?

Ich werde es nicht vergessen, sagte Amalie, nur den ersten Theil der Frage beantwortend.

Der Arzt achtete nicht darauf. Er verschrieb sein Recept und entfernte sich, nachdem er noch einmal die sorgfältige Vorsicht bei der Anwendung des Mittels empfohlen hatte.

Das war am Tage vor dem Ablaufen der vom König festgesetzten Frist. Prinzessin Amalie, welche ganz ruhig, ganz resignirt schien, und selbst zu ihrem vertrauten Hoffräulein nicht mehr klagte, ließ es ruhig geschehen, daß man ihr am andern Morgen die dampfende Mixtur brachte, und während sie sich in der von dem Arzt befohlenen Entfernung darüber neigte, sagte sie lächelnd zu Ernestinen: Ich muß wohl heute versuchen, meine Augen etwas glänzend zu machen, damit ich meinem Bruder gefalle, oder wenigstens nicht sofort seinen Unwillen errege.

Das Mittel schien in der That ein sehr wirksames zu sein, denn der Prinzessin Augen waren heute so strahlend und hell, wie seit lange nicht, und auf ihren Wangen brannte jenes dunkle glühende Incarnat, wie es ein starker und kühner Entschluß, ein energisches Wollen zuweilen auch auf blassen Gesichtern hervorruft.

Jetzt, Erneſtine, komm', ſagte ſie. Begleite mich in mein Toilettenzimmer, und wache darüber, daß ich eine möglichſt ſorgſame Toilette mache. Mir iſt, als ſei das heute mein Hochzeitstag, als ginge ich hin, mich einem geliebten Freunde auf ewig zu verloben.

Möchten Sie das thun, Prinzeſſin, flehte Fräulein von Haake. Möchten Sie Ihr ſchönes und edles Herz bezwingen, und den Wünſchen des Königs folgend, dem König von Dänemark ſich vermählen.

Amalie warf auf ſie einen erſtaunten und zürnenden Blick. Du weißt, ſagte ſie, daß Trenck meine Warnung erhalten und mir auf dieſelbe geantwortet hat. Er wird keinerlei Einflüſterungen Gehör geben, er wird unter keinem Vorwand ſich bewegen laſſen, die Grenze der Staaten meines Bruders zu überſchreiten, er wird ſelbſt dann nicht kommen, wenn ihn dieſer in Gnaden zurückrufen läßt. Ich kann alſo wegen ſeiner ganz außer Sorgen ſein.

Und da Euere Hoheit das ſein können, ſo ſollten Sie auch jetzt ein wenig an Ihr eigenes Glück denken, Prinzeſſin. So ſollten Sie verſuchen, ſich mit Ihrem Schickſal zu verſöhnen und in das Unabänderliche ſich zu ergeben. Der König, und mit ihm die ganze königliche Familie, ja, das ganze Land würde voll Freuden ſein, wenn die beabſichtigte Vermählung mit dem König von Dänemark zu Stande käme. O, ſeien Sie alſo weiſe, Prinzeſſin, thun Sie jetzt freiwillig und freudig, was Sie ſonſt gewiß gezwungen und ohne Dank thun müſſen. Geben Sie Ihre Einwilligung, werden Sie Königin von Dänemark!

Ach, Du haſt alſo niemals geliebt, und Du weißt nicht, daß es eine Sünde iſt, einen heiligen Eid, den man Gott geleiſtet hat, zu brechen! rief Amalie. Aber ſchweigen wir davon. Ich weiß, was ich zu thun habe, und ich werde es thun!

Und mit vollkommener Ruhe und Gelaſſenheit beendete die Prinzeſſin ihre Toilette, dann ging ſie zu der großen Pſyche, die in ihrem Boudoir ſtand, und betrachtete in derſelben mit prüfendem Auge ihr eigenes Bild.

Ich denke, es iſt nichts in meiner Erſcheinung, welches den König verſtimmen könnte, ſagte ſie. Ich habe hinlänglich Schminke auf meine Wangen gelegt, und Dank dem köſtlichen Mittel des Arztes ſind meine Augen heute ſo glänzend, als hätten ſie niemals Thränen vergoſſen. Wenn ich mit einem ſolchen freundlichen vollen Lächeln zu meinem Bruder eintrete, wird er nicht ſehen, daß meine Wangen eingefallen ſind. Er wird alſo mit mir zufrieden ſein, und dann vielleicht meinen Bitten Gehör geben.

Erneſtine betrachtete ſie mit traurigen, kummervollen Blicken. Sie ſehen bleich aus, trotz Ihrer Schminke, ſagte ſie, und wenn Sie lächeln, ſo zerreißt Einem dies Lächeln das Herz, denn es iſt darin ein Tönen und Klingen, wie von einer geſprungenen Saite.

Still, ſagte Amalie mit zuckender Lippe, ſtill, Erneſtine! Die Stunde iſt gekommen! Ich gehe zum König. Siehſt Du, der Zeiger der Uhr deutet auf zwölf, und gerade für dieſe Stunde habe ich bei dem König um eine Audienz nachſuchen laſſen. Lebe wohl, Erneſtine, und hörſt Du, bete für mich.

Sie hüllte ſich feſt in ihren mit Zobel verbrämten Sammetüberwurf und durchſchritt ruhig und ſtolz aufgerichtet ihre Gemächer und den langen Corridor, welcher von den Zimmern der Königin Mutter in den von dem König bewohnten Seitenflügel des Schloſſes führte.

Der König empfing ſie in ſeinem Bibliothekzimmer. Er kam ihr bis zur Thür entgegen, und reichte ihr mit einem freundlichen Lächeln ſeine beiden Hände dar.

Willkommen, Amalie, ſagte er, tauſendmal Willkommen, denn Ihr Hierſein beweiſt mir, daß Ihr Herz die Stärke gefunden hat, welche ich von ihm erwartete, und daß meine Schweſter ſich ſelber und ihren mädchenhaften Stolz wiedergefunden hat. Die Tochter der Hohenzollern kommt, um ihrem König zu ſagen: „Der König von Dänemark wirbt um meine Hand. Ich gebe ſie ihm, denn die Tochter meiner Väter darf niemals in die Tiefe, ſondern ſie muß in die Höhe blicken, und wenn da für mich kein Myrtenkranz, ſondern nur eine Krone glänzt, ſo will ich die Krone nehmen, denn Gott hat mein Haupt ſtark gemacht und geſegnet, damit es eine Krone tragen könne. Da ich keine beglückte Schäferin ſein darf, ſo will ich eine beglückende Königin ſein.“ Das iſt es, was Sie dem König ſagen wollen. Aber Sie ſind auch gekommen, um zu Ihrem Bruder zu ſagen: „Mein Bruder, ich bin bereit, Deinen Wunſch zu erfüllen, denn ich weiß, daß Du keine egoiſtiſchen Abſichten, keine ehrgeizigen Pläne damit verbindeſt. Ich weiß, daß Du nur mein Glück und meine Wohlfahrt im Auge hatteſt, daß Du mich erretten wollteſt von Unglück, Erniedrigung und Schmach, daß Du vor den Irrthümern und Schwächen meines eigenen Herzens mich bewahren wollteſt. Ich erfülle alſo Deinen Wunſch, mein Bruder, ich will Königin von Dänemark werden.“ Nun, fuhr der König nach einer kleinen Pauſe mit tiefbewegter Stimme fort: Nun, Amalie, habe ich nicht richtig errathen? Iſt es nicht deshalb, daß Du gekommen biſt?

Nein, mein Bruder, nein, rief Amalie mit wild hervorſtürzenden Thränen, nein, ich bin gekommen, Ihr Mitleid, Ihr Erbarmen anzuflehen.

Und ganz außer ſich, ganz voll Leidenſchaft und Schmerz auf ihre Kniee niederſtürzend, hob ſie flehend

ihre Arme zu dem König empor. Gnade, mein Bruder, Gnade! O schonen Sie meines gemarterten Herzens, lassen Sie mir wenigstens die Freiheit, zu klagen und unglücklich zu sein. Wollen Sie mich nicht an Dänemark verheirathen!

Der König trat einen Schritt zurück, und seine Stirn verfinsterte sich. Aber er bezwang seinen Unmuth schnell, und näherte sich seiner Schwester mit einem gütigen Lächeln, um sie sanft aufzurichten und zu dem Divan zu führen.

Kommen Sie, Amalie, sagte er. Es ziemt Ihnen nicht, vor einem Menschen auf den Knieen zu liegen, nur vor Gott dürfen Sie knieen. Setzen wir uns hierher, und nun lassen Sie uns miteinander sprechen, wie es zwei Geschwistern geziemt, welche sich lieben und sich verständigen wollen.

Ich bin zu Allem bereit, ich werde mich in Alles fügen, murmelte Amalie, nur sein Sie gnädig, nur zwingen Sie mich nicht, mich an Dänemark zu verheirathen.

Ah, sehen Sie nur, wie richtig Sie, obwohl Sie mir widerstreben, Ihre Stellung begriffen haben, sagte der König milde. Sie sprechen von Ihrer Verheirathung an Dänemark. Ihre ganze erhabene und große Bestimmung ruht in diesem Wort. Eine Prinzessin, wenn sie sich vermählt, heirathet nicht einen Mann, sondern ein ganzes Volk, und nicht einen Mann, sondern ein ganzes Volk soll sie glücklich machen. Da sind die Weinenden, deren Thränen sie trocknen, die Armen, deren Hunger sie stillen, die Unglücklichen, denen sie Hülfe bringen, die Kranken, mit denen sie beten soll. Da ist ein ganzes Volk, welches ihr entgegenjauchzt, welches seine Hände zu ihr ausstreckt, und zu ihr um das fleht, mit welchem Gott auch das Herz einer Königin gesegnet hat, weil sie ein Weib ist, — um *Liebe*. O, meine Schwester, das ist wohl eine große und schöne Bestimmung, welche das Schicksal Ihnen vorbehalten hat: nicht einen Einzelnen nur, sondern Tausende zu beglücken, als der hülfreiche, vermittelnde und lächelnde Engel an der Seite eines Königs zu stehen, das vermittelnde Band der Liebe zu sein zwischen einem König und seinem Volk. Wahrlich, eine solche Bestimmung ist es wohl werth, daß man ihr seine eigenen kleinlichen Wünsche, sein ganz persönliches, egoistisches Glück opfere.

Ich habe kein Glück mehr zu opfern, seufzte Amalie, denn ich habe kein Glück, und ich verlange es auch nicht. Aber ich will wenigstens das Recht haben, meinem Gram zu leben, und mir selber treu zu sein.

Treu sich selber ist nur Derjenige, welcher seine Pflicht thut, rief der König. Treu sich selber ist, wer sich selbst bezwingt, und wenn er nicht glücklich sein kann, wenigstens sich bemüht, glücklich zu machen. Und dieses „Glücklichmachen" das ist die edle Bestimmung der Frau, darin soll ihr Egoismus aufgehen und ihr Herz, darin soll sie ihren Trost, ihre Stärke und ihren Frieden finden. Und wer, meine Schwester, kann denn von sich sagen, daß er glücklich sei? Unser Leben besteht aus unerfüllten Wünschen, aus vergeblichen Hoffnungen, aus vernichteten Idealen, aus verlorenen Illusionen. Sieh mich an, Amalie. Bin ich denn jemals glücklich gewesen? Glaubst Du, daß es jemals einen Tag gegeben hat, den ich noch einmal durchleben möchte? Habe ich nicht von frühester Jugend auf das Unglück, die Entsagung, den Schmerz kennen gelernt? Sind nicht alle Blüthen meines Lebens gebrochen worden? Bin ich nicht ein Sclave meiner Größe gewesen, ein gefesselter Mensch, wo ich ein stolzer König zu sein schien? O, ich will Dir nicht erzählen, was ich Alles gelitten habe, wie man allgemach mein Herz zertreten und zerpflückt hat, ich will Dir nur sagen, daß ich dennoch niemals gewünscht habe, etwas Anderes zu sein, als was ich bin, daß ich stets meinem Schicksal gedankt habe, auf einem Thron, und nicht in einer Hütte geboren zu sein. Denn, meine Schwester, ein erhabenes Unglück ist immer besser und herrlicher, als ein kleines und gemeines Glück, und das Haupt voll Wunden zu haben, weil die Krone zu schwer auf unsern Scheitel preßt, ist immer noch ein glänzenderes Loos, als unter den schmutzigen Füßen der Gemeinheit und Alltäglichkeit sein Leben auszuhauchen, um in ein dunkles und unbekanntes Grab zu sinken. Gott, welcher uns vielleicht die Liebe versagte, er gab uns dafür den Ruhm, und wenn wir das Glück nicht besitzen, so besitzen wir dafür die Macht.

Ach, mein Bruder, rief Amalie schmerzlich, das sind die Ansichten eines Königs und eines Mannes. Ich bin nur ein armes schwaches Weib, und für mich giebt es keinen Ruhm und keine Macht.

Auch Isabella von Spanien, auch Elisabeth von England waren nur Weiber, und doch leuchtet ihr Ruhm durch Jahrhunderte!

Aber sie waren selbstständige Königinnen, während ich niemals etwas Anderes sein kann, als die Gemahlin eines Königs. O, mein Bruder, lassen Sie mich niemals etwas Anderes sein, als die Schwester eines Königs. Wollen Sie an meinem Schicksal nichts ändern und wechseln, möge Alles bleiben wie es ist. Das ist Alles, was ich heute noch erflehen will, Ich habe ja mein Herz getödtet und jedem Wunsche entsagt, lassen Sie es damit genug sein, mein Bruder, fordern Sie nicht das Uebermenschliche von mir.

Der König sprang empor, und seine Augen glühten jetzt im Feuer des Zorns. Es ist also Alles

vergeblich, sagte er mit gewaltiger Stimme. Sie wollen weder der Bitte, noch der Vernunft Gehör geben?

O, Sire, Erbarmen! Ich kann mich nicht an den König von Dänemark vermählen!

Sie können nicht? rief der König. Was bedeutet das?

Das bedeutet, daß ich geschworen habe, niemals eines Andern Weib zu werden, als das Weib dessen, den ich liebe. Das bedeutet, daß ich geschworen habe, unvermählt zu sterben, wenn ich nicht mit meinem Geliebten vor den Altar treten kann.

Sie werden diesen thörichten Wunsch nicht erfüllen können, rief der König drohend. Sie werden sich vermählen, ich der König befehle es Ihnen.

Thun Sie es nicht, mein Bruder, rief Amalie stolz, befehlen Sie nicht, denn Sie stehen hier an den äußersten Grenzen Ihrer Macht, und Sie könnten leicht erfahren, daß auch ein König ohnmächtig ist, dem festen Menschenwillen gegenüber.

Ah, Sie wollen mir drohen?

Nein, ich will nur zu Ihnen bitten, nur zu Ihrem Herzen flehen um Erbarmen! O, mein König und mein Bruder, haben Sie Mitleid. Ich umklammere Ihre Kniee, und ich bete zu Ihnen, wie man zu Gott betet: Erbarme Dich meiner Qual, lindere meine Schmerzen! Ich bin ein armes, schwaches Weib, erbarme Dich! Mein Herz blutet aus tausend Wunden, tröste es. Ich bin einsam und allein, verlassen von allen Menschen, sei Du mit mir und schütze mich. O, mein Bruder, mein Bruder, es ist mein Leben, meine Jugend, meine Zukunft, welche zu Dir fleht: Erbarmen, Gnade! Treibe mich nicht auf das Aeußerste; sei gnädig, wie es Gott ist. Zwinge mich nicht zu einer Empörung gegen Gott, gegen die Natur und gegen meine eigene Menschenwürde. Lassen Sie mich nicht eine unnatürliche Tochter, eine undankbare Schwester, eine ungehorsame Unterthanin werden. Mein Gott, mein Gott, lassen Sie Ihr Herz rühren. Ich kann den König von Dänemark nicht heirathen, sagen Sie nicht, daß ich es soll!

Und wenn ich es dennoch thäte, wenn ich kraft meiner Autorität als Ihr Bruder und Ihr König Ihnen befähle, meinen Willen zu thun?

So werde ich vielleicht sterben, aber Ihren Befehlen keine Folge leisten, sagte sie, sich langsam emporrichtend und den zornigen Blicken des Königs mit stolzem ruhigem Anschauen begegnend. Sie haben meinem Flehen kein Gehör geben wollen, nun wohl, ich flehe nicht mehr. Aber ich schwöre Ihnen, und Gott hört meinen Schwur: „Ich werde mich niemals vermählen." Jetzt, mein König, jetzt versuchen Sie, wie weit Ihre Macht reicht, und was Sie vermögen gegen ein Weib, welches sein Herz auflehnt gegen die Tyrannei Ihres Schicksals. Ah, Sie können ein Heer in die Schlacht führen, Sie können Provinzen erobern und Throne wanken machen, aber Sie können ein Weib nicht zwingen, zu thun, was sie nicht mag, Sie können meinen Willen nicht brechen, und ich wiederhole meinen Schwur: Ich werde mich niemals vermählen!

Ein Ausruf des Zornes drang von den Lippen des Königs, und mit einer heftigen Bewegung vorwärts schreitend, faßte er mit seinen beiden Händen die Arme der Prinzessin. Dann aber, gleichsam beschämt über seine eigene Heftigkeit, ließ er sie wieder los und trat zurück. — Sein Antlitz, welches vorher so glühend und erregt gewesen, nahm jetzt einen kalten und eisigen Ausdruck an, und auf seinen Lippen zeigte sich jetzt dieser strenge, ironische Zug, den er nur in den Momenten der höchsten Erbitterung, der zornigsten Spannung anzunehmen pflegte.

Madame, sagte er, Sie werden sich dem Könige von Dänemark vermählen. Das ist mein unabänderlicher Wille, mein unwiderruflicher Befehl. Die Trauerzeit um seine verstorbene Gemahlin ist abgelaufen, und der König von Dänemark hat durch einen besonderen Gesandten die Bitte um Ihre Hand erneuern und wiederholen lassen. Ich werde den Herrn Gesandten morgen in feierlicher Audienz empfangen, und ihm sagen, daß ich bereit bin, dem König von Dänemark die Hand meiner Schwester zu bewilligen. Sie werden also morgen die Braut, in vier Wochen die Gemahlin des Königs von Dänemark sein.

Und wenn ich Ihnen wiederhole, daß ich nicht will?

Madame, wenn der König gesprochen hat, giebt es Niemand in seinem Reich, der da sagen kann: ich will nicht! — Leben Sie wohl! Auf morgen also!

Er nickte leicht mit dem Kopf, und ging in das anstoßende Gemach, dessen Thür er hinter sich verschloß.

Amalie seufzte tief auf, und wandte sich der Thür zu, um wieder in ihre Gemächer zurückzukehren. Langsam und ruhig wie sie gekommen, schritt sie wieder durch die Corridore und Zimmer dahin, mit einem sanften Lächeln ging sie an ihrem Hoffräulein vorüber, die mit hochklopfendem Herzen sie im Vorzimmer erwartet hatte. Als Ernestine ihr in ihr Boudoir folgen wollte, winkte sie ihr, zurück zu bleiben, indem sie sie zugleich mit einem Blick unendlicher Liebe ansah.

Aber als sie jetzt die Thür ihres Boudoirs hinter sich geschlossen hatte, als sie allein war, da drang ein wilder, schriller Angstschrei von ihren Lippen, und mit einer verzweiflungsvollen Bewegung ihre Arme zum Himmel emporschleudernd, sank sie wie zerbrochen auf den Fußboden hin.

Wie lange sie so gelegen? Welche Martern und Qualen ihr Herz in diesen Stunden des Alleinseins mit Gott erduldet, wer kann das wissen und ermessen?

Der Abend dunkelte schon, als Prinzessin Amalie die Thür ihres Kabinets öffnete und ihre Freundin, Fräulein von Haak, welche lange schon weinend und verzweifelnd um Einlaß gefleht hatte, mit sanfter Stimme bat, zu ihr einzutreten.

O, Prinzessin, theure, geliebte Prinzessin, sagte Fräulein von Haak weinend, die Hand Amaliens an ihre Lippen drückend. Gelobt sei Gott, daß Sie mir erlauben, Sie wieder zu sehen. Mein Herz ist fast vergangen vor Angst um Sie!

Armes Kind, sagte Amalie sanft, armes Kind, Du glaubtest, ich würde mich tödten, nicht wahr? Nein, Erneſtine, ich werde leben, denn eine finstere und traurige Ahnung sagt mir, daß ein Tag kommen wird, wo Trenck meiner bedarf, wo ihm mein Leben, meine Hülfe und mein Beistand nöthig ist. Ich werde also die Kraft haben zu leben und diesen Tag zu erwarten. Das ist Alles, was ich Dir zu sagen vermag. Laß uns nicht mehr davon sprechen.

Und mit ruhiger Gelassenheit begann sie jetzt von gleichgültigen Dingen zu sprechen, freundlich eingehend auf Alles, was Erneſtine ihr erzählte. Nur war eine gewisse Feierlichkeit in ihren Bewegungen, in ihrem Lächeln, in jedem Wort, welches sie sprach, nur blickten ihre Augen zuweilen mit einem unaussprechlichen Ausdruck zum Himmel und ein banger, angstvoller Seufzer zitterte von ihren Lippen.

Endlich waren diese langen, trüben Abendstunden überwunden, endlich war die Nacht da. Prinzessin Amalie durfte ihre Damen entlassen und allein bleiben. Ihre Kammerfrau brachte die Spiritusflamme, auf welcher das Gefäß mit der dampfenden Mixtur für der Prinzessin Augen stand. — Amalie hieß sie dasselbe hinstellen und ruhig schlafen zu gehen. Sie wollte sich selbst entkleiden, und bevor sie die Arznei gebrauche, noch etwas lesen.

Dann umarmte sie Fräulein von Haak und hieß auch sie sich zur Ruhe begeben.

Sie haben mir Ihr Wort gegeben, flüsterte Erneſtine leise, Sie werden leben?

Ich werde leben, denn Trenck wird meiner eines Tages bedürfen! Gute Nacht!

Sie küßte Erneſtine auf die Stirn und blickte ihr lächelnd nach, bis die Thür sich hinter ihr schloß. Dann schob sie rasch den Riegel vor, und das Gemach durchschreitend, ging sie zu dem großen Spiegel hin, der ihr hell und deutlich ihr eigenes Bild wiedergab.

Mit einem seltsamen Ausdruck betrachtete sie ihre eigene schöne, jugendvolle, reizende Erscheinung, und leise flüsterten ihre Lippen:

Lebe wohl! Du, welche Trenck geliebt hat, lebe wohl!

Sie grüßte mit einem matten Lächeln ihr Spiegelbild, und dann ging sie mit festem Schritt zu dem Tisch hin, auf welchem diese Mixtur brodelte und ziſchte und ihre gefährlichen Dämpfe emporwirbelte.

Am andern Morgen vernahm man aus dem Schlafzimmer der Prinzessin lautes Schreien und Jammern. — Das waren die Kammerfrauen, welche gekommen waren, die Prinzessin anzukleiden, und welche sie mit entstelltem Gesicht, mit blutunterlaufenen Augen, die geschwollen und starr aus ihren Höhlen hervorzuquellen schienen, auf ihrem Lager fanden.

Man lief nach dem Arzt, nach der Königin, nach dem König selbst. Alles war Verwirrung, Aufregung und Angst.

Erneſtine von Haak kniete weinend vor dem Bett der Prinzessin und flehte, ihr zu sagen, welch' ein furchtbarer Zufall das sei und wodurch ihr Antlitz so entstellt sei?

Aber Prinzessin Amalie vermochte nicht zu antworten. Ihre Lippen waren krampfhaft aufeinander gepreßt, sie konnte nur einzelne unartikulirte Laute stammeln.

Endlich kam der Geheimrath Meckel, und wie er dieses geröthete und verschwollene Gesicht, diese aus ihren Höhlen hervortretenden Augen gewahrte, und dann das auf dem Tisch stehende Gefäß mit der jetzt erkalteten Mixtur sah, drückten seine Mienen Entsetzen und Kummer aus.

Ah, die Unglückliche, murmelte er, sie hat meiner Warnungen nicht geachtet. Sie ist den Dämpfen zu nahe gekommen, und sie sind nicht blos in ihre Augen, sondern auch in ihre Luftröhre eingedrungen. Sie wird viel zu leiden haben und niemals ganz genesen.

Amalie hatte diese an Fräulein von Haak gerichteten Worte verstanden, und ein schauerliches, wildes Lächeln verzerrte ihre blutigen, hautlosen Lippen.

Aber sie wird doch genesen? fragte das Hoffräulein angstvoll.

Sie wird genesen, aber ihre Augen werden immer entstellt bleiben und auch ihre Stimme wird für immer gelitten haben. Ich eile jetzt selbst in die Apotheke, um lindernde Umschläge, besänftigende Mixturen bereiten zu lassen, und werde dann zurückkommen, die Umschläge selbst anzulegen.

Der Arzt entfernte sich, aber jetzt öffnete sich eine andere Thür und der König trat ein.

Mit heftig erregtem Gesicht, mit hastigen Schritten näherte er sich dem Bett der Prinzessin, dann,

als er dieses verschwollene, entstellte Antlitz, diese fürchterlichen Augen sah, stieß er einen Ausruf des Entsetzens aus, und neigte sich über seine Schwester hin.

Ihre großen, blutunterlaufenen Augen blickten starr zu ihm empor. Sie versuchte die Lippen zu öffnen, sie wollte sprechen, aber nur ein dumpfer, hohler Laut preßte sich aus ihren Lippen hervor.

Nun richtete sie sich mit gewaltiger Kraftanstrengung ein wenig empor und fuhr mit der Hand über die weiße Wandfläche neben ihrem Bett hin.

Sie will schreiben, sagte der König, sie will vielleicht die Ursache ihres Leidens bezeichnen. Geben

ihrem Bette niedergesunken, und seine beiden Hände vor sein Antlitz schlagend, überließ er sich ganz seinem tiefen Schmerz. Er hatte jetzt Alles begriffen, Alles verstanden. Er wußte, daß sie freiwillig ihr Antlitz so entstellt, daß sie ihrer Liebe ihre Schönheit geopfert hatte. Darum also hatte sie so flehentlich gebeten, darum hatte sie um Mitleid gejammert, Mitleid mit ihrer Jugend, ihrer Zukunft, ihrem Lebensglück. Der Liebe und Treue hatte sie sich geopfert, muthiger und größer in ihrer Liebe, wie Julia selbst, hatte sie sich nicht den Tod gegeben, sondern sich nur entstellt, nur ihren Körper vernichtet, um ihr Herz in Treue und Liebe ihrem Geliebten

e etwas her, das Nächste, Beste! Eine Kohle dort s dem Kamin!

Fräulein von Haak brachte ihr eine der schwarzen hlen und nun schrieb Amalie mit zuckender Hand, gsam und dumpf ächzend, mit großen unregelßigen Buchstaben diese Worte an die Wand:

„Jetzt werde ich den König von Dänerk nicht heirathen! Jetzt werde ich mich vermählen!“

Dann sank sie mit einem dumpfen Lachen, das gespannten und verschwollenen Züge auf eine ufige Weise entstellte, in ihre Kissen zurück.

Der König aber war auf einen Stuhl neben

zu bewahren.

Das Alles wußte und verstand der König jetzt, und eine tiefe, unermeßliche Trauer um dieses in ihrer Liebe so starke und gewaltige junge Weib kam über ihn. Er neigte sein Haupt tiefer in seine Hände und weinte bitterlich.*)

*) Um nicht von meinen Lesern, was diese Entstellung der Prinzessin anbelangt, einer willkürlichen Romanerfindung beschuldigt zu werden, führe ich hier aus dem Werke Thiébault's, der zwanzig Jahre am Hofe des Königs lebte, und daher oft Gelegenheit hatte, die Prinzessin zu sehen, die auf dieselbe bezügliche Stelle an:

La partie de l'histoire de la princesse Amélie qui a été la moins connue, et sur laquelle le public a flotté entre des opinions plus diverses et moins admissibles, c'est la cause de ses infirmités. Heureusement constituée sans être bien grande, elle n'aurait pas dû avoir à les craindre, même dans un âge très avancé, et elle en a été atteinte bien avant l'âge, qui peut les faire craindre: encore ne les a-t-elle pas eues partiellement; elle en a été spontanément accablée. Il n'est pas douteux, qu'elle ne les ait cherchées: j'en donnerai pour preuve un fait qui est certain. A une époque, où elle avait les yeux enflammés, Mr. Meckel, qui était son médicin, lui ordonna une composition liquide, qu'il fallait faire chauffer, pour en faire parvenir la vapeur jusqu'aux yeux, mais en tenant ce liquide aux moins à sept ou huit pouces de distance: il lui recommanda bien de ne pas l'approcher d'avantage; et cependant, dès qu'elle eut cette composition, elle s'empressa de s'en frotter les yeux, ce qui produisit un si funeste effet, qu'elle courut le plus grand danger de devenir aveugle, et que depuis elle a toujours eu les yeux à moitié sortis de leurs orbites, et aussi hideux, qu'ils avoient été beaux jusque là. Frédéric à qui on n'osa pas dire combien la princesse avait du part à cette accident, n'a jamais eu depuis qu'une aversion très marquée et un vrai mépris pour Mr. Meckel, que la princesse fut obligée de quitter, et qui n'en était pas moins un des meilleurs médecins de Berlin, et un des plus célèbres anatomistes de l'Europe.

Une autre infirmité plus étonnante encore, c'est que cette princesse perdit presque totalement la voix, aussi de sa faute, à ce que l'on a prétendu: il lui était difficile de parler, et très pénible aux autres de l'entendre: sa voix n'était plus qu'un son rauque, sourd et sépulcral, semblable à celui que forme une personne, qui fait effort pour dire, comme à voix basse, qu'elle étrangle.

Je ne parlerai pas de sa tête chancelante et se soutenant à peine, de ses jambes pour lesquelles son corps appauvri était un poids si lourd, de ses bras et de ses mains plus d'à moitié paralysés; mais quels puissants motifs ont pu amener cette belle et aimable princesse à se faire elle même un sort aussi triste? quelle philosophie a pu lui donner assez de force pour le supporter et ne pas s'en plaindre? Quelle énergie tous ces faits ne prouvent-ils pas? (Thiébault II, 287—89.)

LVIII.

Barbarina.

Der Besuch, welchen die stolze Frau Groß-Kanzlerin der stolzen Tänzerin gemacht, hatte für Barbarina's unschlüssiges und zauderndes Herz eine endliche Entscheidung herbeigeführt. Dieses Herz, welches weder von dem Flehen des Herrn von Cocceji, noch von seinen eigenen Wünschen bezwungen werden konnte, es war von dem Stolz der Frau Groß-Kanzlerin zu einem Entschluß getrieben worden, und dieselbe hatte daher gerade das Gegentheil von dem erreicht, was sie beabsichtigte.

Sie war gekommen, um Barbarina zu beweisen, daß sie niemals daran denken könne, die Gemahlin ihres Sohnes zu werden, und sie hatte durch ihr hochfahrendes und beleidigendes Wesen Barbarina so sehr gereizt, daß sie jetzt aus Rache thun wollte, was sie früher der Liebe verweigert hatte. Sie wollte die Gemahlin des jungen Herrn von Cocceji werden, und da sie in ihrem glühenden Zorn das der stolzen Frau Groß-Kanzlerin ins Gesicht geschworen hatte, so verlangte nun auch ihr Stolz und ihre Ehre, daß sie ihren Schwur erfülle.

Von beiden Seiten also begann jetzt ein lebhafter Kampf, von beiden Seiten wurde er mit gleicher Erbitterung, gleicher Energie geführt.

Der Herr Groß-Kanzler mochte immerhin seinem Sohn mit seinem Fluch drohen und ihn feierlich vor Gericht enterben, sein Sohn liebte deshalb die Barbarina nicht weniger glühend, und als seine Mutter zu ihm in schmähenden und anklagenden Worten über die schöne Tänzerin sprach, erwiderte er mit höflichem Ton, aber mit fester Entschiedenheit: daß er sich solche Sprache über eine Dame, welche bald seine Gemahlin sein werde, entschieden verbitten müsse.

Die Frau Groß-Kanzlerin war außer sich vor Entsetzen, und jetzt gelang es ihren Ueberredungs-

künsten und ihren Bitten, ihren Gemahl zu bewegen, daß er zu dem letzten und für die äußerste Gefahr aufbewahrten Mittel seine Zuflucht nahm, zu diesem Verhaftsbefehl nämlich, den der König seinem Groß-Kanzler gegeben hatte, und kraft dessen er seinen Sohn den Zauberbanden der Ariadne entführen und ihn auf das Schloß Alt-Landsberg bringen konnte.

Man machte also von diesem Verhaftsbefehle Gebrauch. Eines Tages erschien der Herr Geheimrath von Cocceji nicht wie sonst auf dem Kammergericht, und Niemand wußte, wohin er gegangen war. Seine Diener sagten indeß aus, daß mitten in der Nacht eine Kutsche vor seiner Wohnung angefahren sei, daß der General von Haak mit zwei Soldaten in das Haus gekommen und sich zu dem Herrn von Cocceji in das Zimmer begeben habe, bei dem er längere Zeit geblieben sei. Dann war der General in Begleitung des Geheimraths wieder erschienen und mit demselben in die bereitstehende Kutsche gestiegen.

Beim Einsteigen aber hatte Herr von Cocceji Gelegenheit gefunden, seinem vertrauten Diener ein Stückchen Papier in die Hand zu drücken und ihm zuzuflüstern: schnell an die Signora.

Dieses Papier, welches der treue Diener sofort der Signora Barbarina brachte, enthielt nur diese Worte: „Man verhaftet mich. Treffen Sie alle nöthigen Vorkehrungen und erwarten Sie mich täglich. Sobald ich wieder frei bin, wird unsere Trauung sein."

Und Barbarina traf ihre Vorkehrungen; sie unternahm öfters kleine Reisen, welche sie mehrere Tage von Berlin fern hielten, und in Berlin kaufte sie sich ein schönes und prachtvolles Haus, vielleicht nur, um der Frau Groß-Kanzlerin zu beweisen, daß sie gar nicht gesonnen sei, Berlin zu verlassen und nach Italien zurückzukehren.

So vergingen einige Monate. Der König, welcher die Bitte des Groß-Kanzlers bewilligt und seinen Sohn hatte verhaften lassen, der König konnte indeß nicht darein willigen, daß man einen seiner Unterthanen, seiner Beamten in längerer Gefangenschaft hielt, während man ihn vor keinen Richter stellen konnte, weil er durchaus weder gegen den König noch gegen die Gesetze sich versündigt hatte, weil man ihn keines andern Verbrechens zeihen konnte, als daß er das Weib, welches er liebte, auch heirathen wollte.

Man mußte sich also wohl entschließen, den Geheimrath von Cocceji wieder von dem Schlosse Landsberg zu entlassen.

Er kehrte wieder nach Berlin zurück, und sein erster Gang war nicht zu seinen Aeltern, sondern zur Barbarina, welche jetzt in ihrem neuen Hause in der Behrenstraße wohnte.

Einige Stunden später hielt ein Wagen vor der Thür ihres Hauses, und Barbarina mit ihrer Schwester kam in Begleitung des Herrn von Cocceji, um den Wagen zu besteigen, welcher rasch von dannen fuhr.

Wohin waren sie gefahren? Niemand wußte das. Selbst die Spione der Frau Groß-Kanzlerin, welche beständig das Haus der Tänzerin umlagerten, konnten das von der zurückgebliebenen Dienerschaft nicht erfahren. Aber nach einigen Tagen brachten sie ihr die Nachricht, daß die Barbarina zurückgekehrt sei, daß der Geheimrath von Cocceji mit ihr in ihrem schönen neuen Hause wohne, und daß die Dienerschaft von dem Herrn von Cocceji den Befehl erhalten, die Signora jetzt „Frau Geheimräthin" zu nennen, da sie jetzt seine angetraute Gemahlin sei.

Die Frau Groß-Kanzlerin lachte verächtlich dazu und hielt das nur für einen Theatercoup. Aber plötzlich hielt eine Equipage vor ihrem Hause und als die Frau Groß-Kanzlerin ein wenig neugierig selber an das Fenster trat, sah sie, daß der Kutscher und der Bediente eine sehr schöne von Gold strotzende Livrée trugen und daß aus dem Schlag dieser glänzenden Kutsche, die mit dem Wappen der Cocceji geziert war, die Signora Barbarina hervor schaute.

Entsetzt trat sie vom Fenster zurück. Da kam der Bediente mit einer Karte herein, die er der Frau Groß-Kanzlerin ehrfurchtsvoll überreichte.

Ich bin nicht zu Hause, ich nehme keinen Besuch an, schrie die Frau Groß-Kanzlerin, nachdem sie die Karte angeschaut hatte.

Der Diener eilte von dannen und gleich darauf hörte man auf der Straße das Davonrollen des Wagens.

Es ist also doch wahr und sie hat gesiegt, ächzte die Frau Groß-Kanzlerin, immer noch die Karte anstarrend, welche nichts als die lakonischen Worte enthielt: Monsieur de Cocceji, Madame de Cocceji, née Barbarina. p. f. v.

Aber sie soll nicht siegen, ich werde es nimmermehr dulden, daß Barbarina meine Schwiegertochter genannt werden kann, rief die stolze Frau dann wieder mit neuem Muth. Diese Verbindung muß rückgängig gemacht werden, diese Ehe ist ungültig, denn sie ist gegen die Gesetze des Landes, Barbarina ist eine Bürgerliche, und kein Adliger darf ohne die Einwilligung des Königs sich einer Bürgerlichen vermählen. Ich werde mich also dem König zu Füßen werfen und er wird diese Ehe lösen!

Und der König war in der That erzürnt und ganz geneigt, dem Flehen des Groß-Kanzlers und seiner Gemahlin nachzugeben. Er hatte erst vor Kurzem an die katholische Geistlichkeit in Berlin den strengen Befehl erlassen, keine Ehe ohne vorheriges

Aufgebot und ohne vorherige Legitimationen einzusegnen, und es reizte daher seinen Zorn, daß diese es dennoch vielleicht gewagt, seinen Befehlen zu widerstreben und heimlich und in der Stille den Herrn von Cocceji mit der Barbarina zu trauen.

Das war es, was den Zorn des Königs erregte und weshalb er dem Kabinetsminister von Uhden den schriftlichen Befehl ertheilte, genau nachzuforschen, mit welchem Recht die Tänzerin Barbarina es wagen könne, sich Frau von Cocceji zu nennen, und wenn sie dazu berechtigt sei, zu ermitteln, welcher Priester die Trauung vorgenommen habe, da Seine Majestät beschlossen, denselben wegen seines Ungehorsams strenge zu bestrafen.

Der Minister von Uhden, ein persönlicher Freund des Groß-Kanzlers, war sehr bereit, diese Angelegenheit mit aller Strenge zu verfolgen, und sandte an die Barbarina den Befehl, am nächsten Tage zu ihm zu kommen, weil er im Auftrage des Königs sie gerichtlich zu vernehmen habe.*)

Als Barbarina dieses lakonische Amtsschreiben erhielt, blickte sie lange stumm und schweigend vor sich nieder und ein tiefer Schmerz sprach aus ihren Zügen.

Und was wirst Du thun, Schwester? fragte Marietta.

Ich werde zum König gehen, sagte Barbarina, aus tiefem Sinnen erwachend.

Zum König, rief Marietta entsetzt.

Ja, Schwester, zum König. Ich will wissen, warum er mich haßt.

Aber der König ist heute nach Potsdam gefahren.

So werde ich nach Potsdam fahren. Befiehl, daß der Kutscher anspannt, und auf der Post Relaispferde bestellt. In einer Viertelstunde will ich fahren.

Und was soll ich Deinem Gemahl sagen, wenn er vom Kammergericht heimkehrt?

Barbarina sah ihr mit stolzen festen Blicken in die Augen. Sage ihm, daß die Frau von Cocceji sich nach Potsdam begeben hat, um dem König persönlich ihre Verheirathung anzuzeigen, und um seine Anerkennung derselben zu bitten.

Barbarina, flüsterte ihre Schwester leise, höre mich. Dein Gemahl ist traurig und verzagt. Er hat mich zu seiner Vertrauten gemacht. Er sagt, Du habest ihn geheirathet nicht aus Liebe, sondern aus Depit, und im Grunde Deines Herzens liebest Du ihn nicht.

Ich werde es lernen, denn ich will es, sagte Barbarina traurig. O, ich habe einen starken Willen, und mein Herz soll mir schon gehorchen müssen.

Sie lächelte, als sie das sagte, aber es war ein trauriges und schmerzvolles Lächeln, welches ihrer Schwester Thränen in die Augen trieb. — —

Der König war allein in seinem Studirzimmer im königlichen Schlosse zu Potsdam. Er saß an seinem Schreibtisch, und war eifrig mit Schreiben beschäftigt, als die Thür leise hinter ihm geöffnet ward und der Marquis d'Argens mit lebhaften und neugierigen Blicken hereinschaute. Als er sah, daß der König gar nicht auf ihn achtete und ihn gar nicht gehört hatte, wandte er sich leise um, und winkte der Dame, welche bis jetzt hinter ihm gestanden hatte, näher zu treten. Leise und geräuschlos trat sie ein. Der Marquis nickte ihr lächelnd zu und verschwand wieder jenseits der Thür, welche er leise wieder ins Schloß fallen ließ. Die Dame, welche bis dahin ihr Antlitz verschleiert hatte, warf jetzt mit einer hastigen Bewegung den Schleier zurück, und man sah jetzt Barbarina's bleiches schönes Gesicht, und ihre großen fünkelnden Augen, die mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Schmerz und Glück auf den König hingewandt waren.

Aber der König hörte noch immer nichts. Plötzlich war es ihm, als ob er einen leisen Seufzer vernähme, als ob eine süße, lang entbehrte Stimme leise seinen Namen flüsterte.

Er stand hastig auf und wandte sich um. Da an der Thür lag sie auf ihren Knieen. Es war dieselbe Thür, vor welcher sie vor fünf Jahren aufgelöst in Thränen und Verzweiflung geknieet hatte, und seitdem hatten sie sich niemals wieder gesprochen. — Wie damals lag sie weinend auf ihren Knieen, und hob flehend ihre Hände empor zu dem König und bat um Gnade und Mitleid.

Der König war anfangs erbleicht vor Ueberraschung und seine Stirn hatte sich in finstere Falten gelegt, aber als er sie ansah, als er wieder in diese großen dunkeln unermeßlichen Augen schaute, da überkam ihn eine tiefe Wehmuth, ein schmerzlich süßes Gefühl von Freudigkeit und Glück. Die Wolken verschwanden von seiner Stirn, ein wunderbarer, rührend schöner Ausdruck überflog, wie ein Sonnenstrahl, sein Angesicht und seine Augen strahlten in einem feuchten Glanz.

Mit einem sanften Lächeln näherte er sich der Barbarina. Stehen Sie auf, Barbarina, sagte er, und der Ton seiner Stimme machte ihr Herz höher klopfen, und trieb Thränen in ihre Augen. Stehen Sie auf, Barbarina. Sie kommen zu mir auf eine ungewöhnliche Art, aber Sie kommen doch in einem schönen Gefolge, — in dem Gefolge der Erinnerungen, und ich, von welchem die Menschen sagen, daß ich keine Religion habe, ich habe wenigstens die Religion der Erinnerungen, und darum will ich Ihnen

*) Schneider. Geschichte der Berliner Oper. Beilagen

nicht zürnen. Stehen Sie also auf, Barbarina, und sagen Sie, was Sie zu mir führt.

Er reichte ihr die Hand dar, und richtete sie empor. Wie sie ihm jetzt gegenüber stand, immer noch so hold und schön, immer noch mit diesem tiefen Auge voll Leidenschaft und Gluth, mit dieser zauberhaften duftigen Schönheit, da fühlte der König es wie einen tiefen Schmerz in seiner eigenen Brust, einen Schmerz, für den er keine Worte und keinen Ausdruck hatte.

Lange standen sie sich schweigend gegenüber, der König, immer noch Barbarina's Hand in der seinen haltend, ihre Blicke ineinander ruhend, und sich wunderbare, geheimnißvolle Mährchen zuflüsternd.

Ich sehe Sie umflattert von holden, lächelnden Genien, sagte der König endlich, diese Genien, das sind die Stunden, welche einst gewesen, Barbarina. Ach, Barbarina, umringt von diesen Genien haben Sie für mich das Aussehen eines Engels. Warum waren Sie es nicht? Warum waren Sie nichts als ein Weib? Ein leidenschaftliches, herrisches Weib, das gebieten wollte, statt nur zu lieben, das nicht genug hatte, von dem Manne angebetet zu werden, sondern auch den König sich unterwerfen wollte, bis der König den Mann in sich unterdrücken und sein eigenes Herz bezwingen mußte, um König zu bleiben. O, Barbarina, warum waren Sie ein herrisches Weib, statt der Engel zu sein, der Sie doch wirklich sind?

Sie hob leise die Hand empor, als wollte sie ihn bitten zu schweigen. Ich habe das Alles begriffen, sagte sie, denn ich habe viel darüber gedacht, immer, Nacht und Tag, bis ich Sie verstanden habe, Sire, bis ich erkannte, daß Sie recht gehandelt. Jetzt aber, Sire, bin ich nicht mehr ein herrisches Weib, sondern nur noch ein demüthiges. Und in dieser Demuth, meines Stolzes ganz entäußert, komme ich zu Ihnen, wie man zu Gott geht, Sire, wenn man kummervoll ist und schwer beladen. Ich komme zu Ihnen, wie man in eine Kirche geht, wenn man sein Herz erleichtern will, indem man seine Sünden beichtet, und Gott anfleht, uns beizustehen, unser eigenes Herz zu bezwingen. Sire, dies ist also eine heilige und große Stunde für mich, und was ich Ihnen jetzt sagen will, das dürfen nur Sie und Gott wissen.

Sprechen Sie, Barbarina, sagte der König, und Gott möge Sie hören.

Sire, ich komme Ihre Hülfe anzuflehen.

Ah, deshalb, sagte der König, und ein spöttischer Ausdruck flog über seine Züge hin. Ich hatte das vergessen. Sie wollen jetzt Frau von Cocceji heißen.

Ich heiße so, Sire, sagte sie sanft, aber man will diese Ehe für ungültig erklären, und kraft der Gesetze sie auflösen.

Und deshalb kommen Sie zu mir, rief der König. Sie fürchten für Ihren schönen Titel.

Ah, Sire, sagte Barbarina stolz, Sie denken nicht so klein von mir, daß Sie meinen, ein elender Titel könne mich reizen.

Ah, Sie haben also den Herrn Geheimrath von Cocceji aus Liebe geheirathet, fragte der König.

Sie sah ihm fest und groß ins Angesicht. Nein, Sire, ich habe ihn nicht aus Liebe geheirathet.

Und weshalb alsdann?

Um mich zu retten, Sire, ja um mich zu retten, weil ich das Vergessen nicht lernen konnte. Ah, Euere Majestät sagten vorher, daß Sie die Religion der Erinnerung hätten, ich aber, Sire, ich bin die schmerzzerrissene, gepeinigte, fanatische Priesterin dieser Religion gewesen, ich habe täglich vor ihrem Altar gelegen, und mein Herz gegeißelt in Andacht und Pein, und meine Augen matt geweint. Endlich eines Tages raffte ich mich auf, und beschloß, diesen Altar meiner Religion zu verlassen, zu fliehen vor meinen Schmerzen, und mein Herz das Vergessen zu lehren. So ging ich nach England, so nahm ich Lord Stuart's Anerbieten an, und entschloß mich, seine Gemahlin zu werden. Aber es war Alles umsonst, Alles vergeblich. Was auch meine Lippen sprechen mochten, mein Herz lag immer noch blutend und zuckend vor dem Altar meiner Erinnerungen. Sie waren mit mir gezogen über das Meer. Sie grüßten mich mit geheimnißvollen Liebesklängen, sie riefen mich mit diesen zwei großen, wundervollen Augen, die klar und blau sind, wie der Himmel und geheimnißvoll und tief wie das Meer. Diese Augen, Sire, riefen mich zurück und ich konnte ihnen nicht widerstehen. Ich fühlte, daß ich lieber durch sie sterben, als sie entbehren wollte, und so entfloh ich am Tage vor meiner Vermählung aus England und kehrte hieher zurück. Und der alte Zauber kam wieder über mich, aber auch der alte Schmerz. Jetzt fühlte ich, daß ich mich vor mir selber retten müßte, wenn ich nicht wahnsinnig werden wollte, daß ich mein Herz in feste Bande schlagen, daß ich meine Liebe zur Gefangenen meiner Pflicht machen müßte, um endlich dieser Qualen Herr zu werden. Noch schwankte ich in diesem Entschluß, da kam die Groß-Kanzlerin, und ihr stolzer Uebermuth weckte meinen Stolz, daß er sogar meinen Kummer übertäubte, und ich nichts hören durfte, als nur ihn. So ward ich die Gemahlin Cocceji's, so habe ich mich in diese Ehe hineingerettet, wie in einen Hafen, in dem ich ausruhen will von allen Stürmen. Aber ach, Sire, was ich auch versuchen mag, wie sehr ich auch bemüht gewesen, ein neues Leben anzufangen, die Religion der Erinnerungen läßt ihre Priesterin nicht los, sie hält ihre mystischen Hände über mich aus-

gestreckt und mein Herz jauchzt ihr wider meinen Willen entgegen. Sire, erretten Sie mich. Ich habe mich in diese Ehe geflüchtet, wie man in eine Klosterzelle entflieht vor der süßen Liebe der Welt. Sire, gebieten Sie, daß man mich aus dieser Zelle nicht wieder vertreibe, daß man mich still und unangefochten Gott und meiner Pflicht leben lasse. O, Sire, meine Seele hat ihre Schwingen eingebüßt, sie liegt matt und krank zu Ihren Füßen, helfen Sie ihr, daß sie genese.

Wie sie jetzt schwieg, und ihre gefaltenen Hände flehend gegen den König ausstreckte, sah er stumm, aber mit strahlendem, lächelndem Antlitz zu ihr hin. Dann nahm er ihre beiden Hände und neigte seine Lippen auf dieselben nieder, und küßte sie mit einem langen, heißen Kuß, der Barbarina erschauern und ihr Herz still stehen machte vor schmerzlichem Entzücken.

Barbarina, sagte er mit seiner schönen klangvollen Stimme, Barbarina, ich danke Ihnen! Gott und der König haben Sie gehört. Sie sagen, daß Sie die Priesterin der Religion der Erinnerungen sind. Nun wohl denn, ich bin auch ihr Priester, und ich sage Ihnen, daß auch ich manche Nacht vor ihrem Altar mein Herz gegeißelt habe. Das Leben verlangt schwere Opfer, und von den Königen mehr, als von andern Menschen. Ich habe eines Tages meinem Königthum ein so großes Opfer gebracht, daß es mir schien, es könne nach diesem mir nichts mehr schwer werden zu überwinden. Die Thoren und die Gedankenlosen sagen, das das Leben ein Vergnügen ist. Ich aber, Barbarina, ich sage: Das Leben ist eine Pflicht! Gehen wir hin, und erfüllen wir sie!

Ja, gehen wir hin, und erfüllen wir sie! rief Barbarina mit strahlenden Augen. Sire, ich will gehen, sie zu erfüllen. Aber schwach wie ich bin, bitte ich Sie noch um Eins! Es giebt keinen Lethetrank mehr, aus dem man sich Vergessenheit trinken kann und doch muß ich vergessen, und einen Schleier werfen über meine ganze Vergangenheit. Helfen Sie mir, Sire! Ich muß fort aus Berlin. Verbannen Sie meinen Gemahl in irgend eine kleine Stadt; sie wird für mich ein offenes Grab sein, aber ich werde mich bemühen, dieses Grab mit Blumen zu bepflanzen, deren Duft meinen Gemahl erfreuen soll.

Ihr Wille soll geschehen, sagte der König traurig.

Ich danke Ihnen, Sire, und jetzt, leben Sie wohl!

Leben Sie wohl, Barbarina!

Er nahm ihre beiden Hände in die seinen, und sah ihr lange in das schöne, von himmlischer Begeisterung strahlende Angesicht.

Beide sprachen sie kein Wort, sie nahmen Abschied von einander mit ihren Blicken, mit dem sanften, wehmuthsvollen Lächeln, das ihre stummen Lippen umstrahlte.

Leben Sie wohl, Sire, flüsterte Barbarina nach langer Pause noch einmal, indem sie sanft ihre Hände aus denen des Königs zurückzog und auf die Thür zuschritt.

Der König folgte ihr. Geben Sie mir Ihre Hand, sagte er, ich gehe mit Ihnen.

Ja, Sie gehen mit mir, wohin ich auch gehe, flüsterte Barbarina kaum hörbar.

Der König führte sie in das anstoßende Zimmer, in welchem sich zwei Thüren befanden, die eine, welche auf den Corridor führte, auf welchem sich die kleine Treppe befand, über welche man zu einer Seitenpforte des Schlosses gelangte, die andere, welche in den großen Vorsaal führte, in welchem die Cavaliere und das Gefolge des Königs sich zu versammeln pflegten.

Barbarina war über die kleine Treppe gekommen, und sie lenkte jetzt ihre Schritte der dahin führenden Thür zu.

Nein, nicht da hinaus, sagte der König, mein Hof erwartet mich im Vorsaal, denn es ist die Stunde, in welcher wir zur Parade gehen. Ich will Sie meinem Hofe zeigen.

Barbarina dankte ihm mit einem süßen Lächeln, folgte ihm schweigend zu der andern Thür, welche der König aufstieß, und mit der Barbarina an seiner Hand in den großen Vorsaal trat.

Da waren die Generäle in ihren glänzenden Uniformen, die hohen Hofbeamten und Cavaliere in ihren goldgestickten Gewändern und den brillantenfunkelnden Orden, und Alles neigte sich ehrfurchtsvoll und tief, und Niemand wagte auf seinem Antlitz die Ueberraschung und das Erstaunen zu zeigen, welches Jeder doch empfand.

Der König führte Barbarina mitten in den Saal, und indem er dann ihre Hand losließ, sagte er laut: Madame, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen. Ihr Wunsch soll erfüllt werden. Ihr Herr Gemahl soll als Präsident nach Glogau gehen. Ich werde diese Ernennung noch heute ausfertigen.

Sein stolzer und kühner Blick flog im Kreise seiner Cavaliere suchend umher, bis er Herrn von Pöllnitz entdeckt hatte.

Herr Ober-Ceremonienmeister, sagte der König, führen Sie die Frau Präsidentin von Cocceji zu ihrem Wagen.

Herr von Pöllnitz stürzte hervor, und stellte sich mit einer tiefen Verbeugung an Barbarina's Seite.

Der König winkte Barbarina noch einmal seinen Abschiedsgruß zu, den sie mit einer ceremoniellen, der Etiquette gemäßen Verneigung erwiderte. Dann

nahm sie den Arm des Herrn Ober-Ceremonienmeisters von Pöllnitz, und unter dem Schweigen der ganzen glänzenden Versammlung verließ Barbarina den Saal.

Der König blickte ihr nach, bis sie verschwunden war, dann athmete er hoch auf, und sich mit einem sanften Lächeln an sein Gefolge wendend, sagte er: Messieurs, lassen Sie uns auf die Parade gehen!*)

*) Nachdem der König auf die Bitten der Barbarina dem Geheimrath und General-Fiskus von Uhden befohlen hatte, von jeder weiteren Verfolgung der Barbarina abzustehen, weil, wie es in der Ordre des Königs heißt: „Diese Heirath der sogenannten Barbarina mit dem Herrn von Cocceji doch einmal geschehen ist, und ohne viele Inconvenienzen nicht wohl rebressirt werden kann," schrieb der König auch an den Vater des Herrn von Cocceji, und zeigte ihm an, „daß er, um diesen langjährigen Familienzwist endlich ein Ende zu machen, seinen Sohn aus Berlin versetzen, aber dabei Bedacht nehmen werde, daß diese Versetzung auf eine billige Art geschehe, „und Euer Sohn an seinem Traktement und Charakter nichts dabei verliere. Ihr werdet leicht einsehen, daß Alles, was ich hierunter thue, aus einer Faiblesse von mir gegen Euch geschieht, indem sonst Euer mehr angeführter Sohn, so lange er in meinen Diensten nichts versteht, auch nicht von mir zu bestrafen sein würde, da dessen unbesonnene Heirath eigentlich Meinen Dienst nicht afficirt." In einem andern Schreiben an den Groß-Kanzler, in welchem der König demselben anzeigt, daß er den Geheimrath nach Glogau versetzen werde, sagt der König: „es wird mir angenehm sein, wenn Ihr in Euren etwa weiter zu thuenden Vorschlägen wegen Eures Sohnes Euch nicht so gar hart über sein Sujet ausdrücken werdet, da derselbe doch eigentlich nichts in seinem Dienst versehen hat." Schneider's Geschichte der Berliner Oper. Beilagen. S. 16. Die Barbarina ging mit ihrem Gemahl nach Glogau, und kam nie wieder nach Berlin zurück, und ihre Ehe mit dem Herrn von Cocceji soll eine sehr glückliche gewesen sein. Noch vor ihrem Tode bestimmte sie ihr Vermögen, das aus drei schönen Rittergütern in Schlesien und einem Baarvermögen von 100,000 Thalern bestand, zur Gründung eines adligen Fräuleinstiftes von achtzehn Personen. Dafür erhob König Friedrich Wilhelm II. sie 1789 in den Grafenstand. Sie starb als Gräfin von Campanini den 7. Juni 1799 in einem Alter von 75 Jahren zu Barschau in Schlesien.

LIX.

Intrigue.

Voltaire war seinem Plan vollkommen treu geblieben, er hatte seinen Aufenthalt in Preußen, und die Gunst, in welcher er beim König stand, dazu benutzt, um sein Vermögen zu bereichern, und allen Denen möglichst zu schaden, welchen der König noch außer ihm seine Neigung zugewendet hatte.

Seine Reichthümer hatte er nicht allein dadurch vermehrt, daß er möglichst knauserte und sparte, und so eine hohe Pension capitalisirte, sondern auch noch besonders durch jene Speculationen mit sächsischen Steuerbillets, für welche er anfangs die Vermittelung des Juden Hirsch beanspruchte. Wir haben gesehen, wie er denselben nach Dresden sandte, um ihm für achtzehntausend Thaler Kassenscheine einzukaufen, und ihm drei von ihm acceptirte Wechsel gab. Der eine derselben war auf den bekannten Banquier Ephraim, der später Münzjude genannt zu werden pflegte. Dadurch erfuhr Ephraim von der Speculation Voltaire's und als schlauer Handelsmann seinen Vortheil berechnend, begab er sich zu Voltaire, dem er den Vorschlag machte, er wollte ihm für zwanzigtausend Thaler sächsische Steuerscheine geben und erst dann das Geld dafür empfangen, wenn Voltaire die Baluta dafür aus Dresden bezogen hätte. Die einzigen Procente, welche er verlangte, waren die Wohlgeneigtheit Voltaire's und seine Fürsprache beim König. Das war ein zu vortheilhafter Handel, als daß der große französische Dichter ihn auszuschlagen vermocht hätte. Er nahm die sächsischen Steuerscheine von Ephraim, sagte ihm seine Protection zu, und sandte dann sogleich nach Paris einen Protest gegen den Wechsel, welchen er an den Juden Hirsch gegeben. Dieser hatte inzwischen schon in Dresden für Voltaire

die Steuerscheine gekauft, und ward nun nicht allein durch den protestirten Pariser Wechsel, sondern auch durch Voltaire's Weigerung, die Steuerscheine anzunehmen und zu zahlen, in die äußerste Verlegenheit gesetzt. Voltaire suchte ihn zu beschwichtigen, versprach seinen Schaden zu ersetzen, und ihn außerdem auch dadurch noch zu entschädigen, daß er ihm etliche von den Brillanten abkaufte, die er von Hirsch in Verwahrsam hatte. Das that er auch wirklich. Er kaufte für dreitausend Thaler Brillanten, und gab die andern an Hirsch zurück. Nach einigen Tagen schickte er indeß zu ihm, und ließ ihn um ein Brillantkreuz und einige Ringe bitten, die er gleichfalls zu kaufen beabsichtige.

Hirsch sandte ihm auch diese Gegenstände, und als er nach einigen Tagen weder seine Brillanten noch sein Geld erhielt, begab er sich zu Voltaire, das eine oder das andere zu holen. Voltaire aber empfing ihn mit dem äußersten Zorn, behauptete, die Brillanten, welche er gekauft, seien unächt, um sich zu entschädigen, habe er die übrigen Brillanten zurückbehalten, und werde sie auch nicht wieder herausgeben. In seiner dichterischen Begeisterung hob er fortwährend seine geballten Fäuste beschwörend zum Himmel empor oder hielt sie unter die Nase des armen geängsteten Juden, dem er zum Ueberfluß noch einen Brillantring vom Finger zog, und ihm die Thür wies.

Nun ward der Jude Hirsch klagbar, und verlangte auf gerichtlichem Wege die Erstattung seiner Brillanten, und die Bezahlung der sächsischen Steuerscheine. Ein langwieriger und ärgerlicher Prozeß war die Folge davon. Voltaire's Intriguen und Ränke verwickelten denselben mehr und mehr, und selbst die Richter wußte er in Verzweiflung zu bringen. Voltaire behauptete, von Hirsch falsche Brillanten bekommen zu haben, während der Jude Hirsch sagte, die falschen von Voltaire producirten Brillanten seien nicht diejenigen, welche er ihm verkauft, und welche der Juwelier Reclam ja vorher abgeschätzt habe. Niemand war bei diesem Handel zugegen gewesen, und weder der Eine noch der Andere hatte Zeugen für seine Aussagen. Die Richter mußten sich also darauf beschränken, das sie Voltaire den Eid zuschoben, da Voltaire sich zu einer gütlichen Ausgleichung nicht verstehen wollte. Aber auch gegen die Ablegung des Eides sträubte er sich. „Wie", schrie er, „ich soll auf die Bibel schwören, auf dieses Buch, welches in so schlechtem Latein geschrieben ist? Ja, wenn es noch Homer oder Virgil wäre, dann würde ich nichts dawider haben." Als der Richter ihm darauf bemerkte, daß, wenn er den Eid verweigerte, man den Juden Hirsch zum Eide zulassen würde, rief er: „Was? Sie wollen, daß der Eid dieses Elenden, der den Heiland gekreuzigt hat, entscheiden soll?" *)

Indeß leistete er endlich den Eid, und da der Jude Ephraim zugleich beschwor, daß Voltaire ihm die Brillanten gezeigt, welche er von Hirsch in Verwahrsam gehabt, und er dieselben sogleich für unächt erkannt habe, verlor der Jude Hirsch seinen Prozeß, und Voltaire konnte triumphirend an den Grafen d'Argental schreiben:

„Wenn man meine Feinde und Neider gehört hätte, so würde ich einen großen Prozeß verloren, einen redlichen jüdischen Banquier betrogen haben, und der König, welcher natürlich die Partie des alten Testaments nehmen mußte, hätte mich mit seiner Ungnade belastet; und ich war verloren, und Fréron erzählte lachend, daß ich vor Aerger krank geworden und gestorben sei. Statt dessen bin ich noch am Leben, und der König hat während meiner Krankheit so viel Güte für mich gehabt, daß ich der undankbarste der Menschen sein müßte, wenn ich nicht noch einige Monate bei ihm bliebe. Ich war das einzige Thier meiner Race, welches er in seinem Schloß zu Berlin logirte, und als er nach Potsdam abreiste, und ich ihm nicht folgen konnte, ließ er eine Equipage, Köche und alle et caetera da; und seine Maulthiere und Pferde brachten später meine Meubles und Sachen in ein köstliches Landhaus bei Sanssouci, dessen Genuß er mir überlassen. Außerdem reservirte er mir eine andere Wohnung in seinem Stadtschloß zu Potsdam, wo ich einen Theil der Woche schlafe und bin; und kurz, wenn ich nicht dreihundert Lieus von Ihnen entfernt wäre, wenn ich Sie nicht so zärtlich liebte, und wenn ich ein wenig gesunder wäre, so würde ich der glücklichste der Menschen sein. Ich bitte deshalb meine Neider, diese kleinen Schöngeister, und diese Schulfüchse um Verzeihung, welche jetzt schreien werden: Ist es möglich, daß er zwanzigtausend Francs jährlicher Pension hat, während wir nichts haben? Daß er ein goldenes Kreuz an seiner Tasche hat, während wir nicht einmal ein Schnupftuch darin haben? Daß er ein großes blaues Kreuz mit Diamanten um seinen Hals trägt, während wir ihn erwürgen wollen? Sie wissen nicht, diese Elenden, daß weder das Kreuz noch der Schlüssel, noch die Pension mich rühren, daß ich dies Alles ohne das mindeste Bedauern aufgeben würde, wenn ich nicht einzig und allein an die Person eines großen Mannes, der mein Glück ausmacht, gefesselt wäre." *)

Aber dieser Himmel des Glückes, den Voltaire so herrlich pries, war doch nicht ganz wolkenlos geblieben, und es hatte einiger Stürme bedurft, um ihn wieder zu klären.

Der König war sehr erzürnt gewesen über Voltaire und hatte ihm das in einem sehr heftigen und aufgeregten Briefe aus Potsdam gesagt:

„Ich habe den Frieden in meinem Hause bis zu Ihrer Ankunft zu erhalten gewußt," schrieb er an Voltaire, „und ich muß Ihnen gestehen, daß, wenn Sie die Passion haben zu intriguiren und zu kabaliren, Sie bei mir schlecht angekommen sind. Ich liebe die sanften und friedlichen Leute, welche in ihr Betragen nicht die heftigen Leidenschaften der Tragödie mischen. Im Fall Sie sich entschließen können, als Philosoph zu leben, werde ich mich freuen, Sie zu sehen; aber wenn Sie sich immer wieder der Wuth Ihrer Leidenschaften überlassen und mit allen Menschen anbinden wollen, thun Sie besser, in Berlin zu bleiben, denn Ihre Hierherkunft nach Potsdam würde dann kein Vergnügen für mich sein." **)

Erst nachdem Voltaire feierlich gelobt hatte, sich zu bessern und Frieden zu halten, durfte er nach Potsdam zurückkehren.

*) Thiébault. V, 285.

*) Voltaire: Oeuvres. LVIII, 422.

**) Oeuvres posthumes. Supplémens II, 388.

Aber das „Frieden halten“ war eine Sache, welche weder in den Charakter noch in den Plan Voltaire's paßte. Das Intriguiren und Kabaliren war für ihn eine Nothwendigkeit, der er nicht entsagen mochte oder wollte.

Nachdem er d'Arnaud durch seine Intriguen zu beseitigen gewußt hatte, daß dieser Berlin verlassen mußte, wandte sein Zorn sich gegen die übrige Umgebung und die Freunde des Königs. Den Einen derselben entriß der Tod seinen Angriffen. Das war La Mettrie, welcher, in Folge des übermäßigen Genusses einer Trüffelpastete im Hause des französischen Gesandten, Lord Tirconnel, an einem Aderlaß starb, den er sich wider das Anrathen des Arztes selbst verordnete, indem er sagte, „ich will meine Indigestionen an das Aderlassen gewöhnen.“ Indeß starb er an diesem ersten Versuch; treu seinem ganzen Leben und seinen Grundsätzen war sein Tod. Den Priester, welcher ungerufen herbei gekommen war, und ihn zur Versöhnung mit Gott ermahnen wollte, wehrte er heftig fort. Bald darauf aber rief er unter den Martern seiner Schmerzen: O, mein Gott! O, Jesus Maria! — O, er berent, schrie der erfreute Priester. Er ruft zu Gott und zu seinem eingebornen Sohn! — Nein, nein, mein Vater, stammelte La Mettrie mit sterbender Lippe, das ist nur eine Redensart! *)

Voltaire's Neid und Eifersucht wandte sich nun zuerst gegen den Marquis d'Argens, der freilich zu den theuersten Freunden des Königs gehörte. Anfangs versuchte er, den König selber gegen ihn einzunehmen, und verrieth demselben, daß der Marquis sich heimlich mit der Schauspielerin Barbe Cochois verheirathet habe. — Der König war in der That anfangs sehr erzürnt, aber die Bitten Algarotti's und der Schmerz des armen Marquis versöhnten ihn endlich; er verzieh nicht allein, sondern er erlaubte sogar, daß die Marquise mit ihrem Gemahl in Sanssouci wohnen durfte.

Da Voltaire also dem Marquis d'Argens die Gunst des Königs nicht hatte entziehen können, wollte er ihm wenigstens einigen Kummer verursachen und ihn in seinen Henzensneigungen kränken. Er wußte, daß der Marquis ein glühender Verehrer des französischen Dichters Jean Baptiste Rousseau sei.

Eines Tages also begab sich Voltaire zum Marquis d'Argens, und sagte mit trauriger und zärtlicher Miene, daß er es für seine Schuldigkeit halte, ihn über diesen elenden Jean Baptiste Rousseau aufzuklären, und ihm zu beweisen, daß derselbe seine Verehrung und Liebe mit dem schwärzesten Undank belohne. Er habe so eben von seinem Correspondenten aus Paris ein Epigramm erhalten, das Rousseau gegen den Marquis gemacht. Dasselbe sei freilich noch wenig und nur in Abschriften bekannt und Rousseau lasse Jeden, dem er es zeige, schwören, daß er nichts verrathen wolle, aber er zeige es doch, und beabsichtige auch, es drucken zu lassen. Er, Voltaire, habe indeß seinem Correspondenten den Auftrag gegeben, Alles anzuwenden, daß dieses abscheuliche Epigramm nicht gedruckt werde, oder, wenn das geschähe, alle Mittel in Bewegung zu setzen, daß das Publikum ebenso empört über dieses schändliche Betragen Rousseau's sein müßte, wie alle Freunde des Marquis.

Allerdings, dieses Epigramm, welches Voltaire dann dem Marquis vorlas, und welches den Marquis als den juif errant bezeichnete, war ebenso boshaft als heimtückisch und verläumderisch, und der gute Marquis empfand darüber anfangs einen wahren und tiefen Schmerz und schwur eine glühende Rache an Jean Baptiste Rousseau zu nehmen. — Voltaire triumphirte; aber nach einigen Tagen hatte der Marquis überlegt; er argwöhnte da eine Hinterlist Voltaire's, wo er anfangs einen Verrath seines Freundes Rousseau gesehen hatte. Seinem eigenen offenen und edlen Charakter gemäß schrieb er unmittelbar an Jean Baptiste Rousseau selbst und trug ihm seine Klage vor, und fragte ihn, ob er das Epigramm gemacht habe. Rousseau schwur, daß er nicht der Verfasser desselben sei, daß er aber wisse, daß Voltaire es gemacht. Er habe einige Abschriften desselben nach Paris gesandt und seine Freunde suchten es überall dort zu verbreiten. *)

Der Marquis d'Argens hütete sich indeß wohl, diese Nachricht Voltaire mitzutheilen; er zog es vor, sich seinen ferneren Angriffen und Intriguen zu entziehen, und machte mit seiner jungen Gemahlin eine Reise nach Frankreich, von welcher er erst dann wieder zurückkehrte, als Voltaire schon für immer abgereist war.

Der mächtigste und am meisten gehaßte Feind, gegen den Voltaire's Zorn sich jetzt richtete, war der Präsident der Berliner Akademie, Maupertuis, dem Voltaire es niemals verzeihen konnte, daß er auch noch zu glänzen wagte, wo Voltaire sich zeigte, daß er Präsident der Akademie, während Voltaire nur einfaches Mitglied derselben, und vor allen Dingen, daß der König ihn liebte, und seine ausgezeichneten Talente und seine Gelehrsamkeit pries.

Voltaire lauerte nur auf eine Gelegenheit, diesen gefährlichsten seiner Feinde anzugreifen, und diese Gelegenheit zeigte sich bald.

Maupertuis hatte seine Lettres Philosophiques drucken lassen, in denen es freilich wimmelte von Stellen, welche Voltaire's Behauptung, daß Maupertuis früher wahnsinnig gewesen wäre, und mehrere Jahre zu Montpellier im Irrenhause gesessen hätte, zu bestätigen schienen.

Maupertuis schlug in diesen Briefen vor, „man solle eine lateinische Stadt bauen, um diese schöne Sprache wieder neu zu beleben; man solle ein Loch bis an den Mittelpunkt der Erde graben, um ihre innere Beschaffenheit zu ermitteln, und man solle ferner nach der Meerenge Magelhaen gehen und dort das Gehirn von Patagoniern öffnen, um die Natur der Seele kennen zu lernen.“

Gegen diese fabelhaften Vorschläge des Maupertuis antwortete Voltaire als Doktor „Akakia“, welcher den unglücklichen Maupertuis heilen wollte, in einer Schrift, welche, ganz mit Voltaire's scharfem, schlagfertigem Witz und seiner beißenden, glänzenden Ironie geschrieben, sehr wohl im Stande war, Maupertuis vor aller Welt lächerlich zu machen. Der König, dem Voltaire sein Manuscript mitgetheilt, fühlte das sehr wohl, und obwohl er die Vorlesung

*) Nicolai: Heft I. 20.

*) Thiébault V, 328. — Formey: Souvenirs d'un citoyen. I. Article „Voltaire.“

des Akakia mit dem lebhaftesten Vergnügen angehört, und oft genug Voltaire mit seinem Lachen und seinen Beifallsrufen unterbrochen hatte, forderte er doch, daß Voltaire dieses Manuscript vernichte, weil er nicht wollte, daß der Mann, der an der Spitze seiner Akademie stände, und den der König selber einst „die Leuchte der Wissenschaft" genannt, jetzt dem Gelächter und Gespött der ganzen Welt Preis gegeben werde.

Ich fordere dieses Opfer von Ihnen als einen Beweis Ihrer Freundschaft und Ihrer Selbstüberwindung, sagte der König ernst. Ich bin dieser ewigen Zänkereien und Anfeindungen müde. Ich will endlich Frieden im Innern meines Hauses haben, da ich nicht weiß, wie lange ich denselben noch in der Welt haben werde. Es scheint mir, daß sich da am Horizonte der Politik schwere Wolken aufzuthürmen beginnen. Lassen Sie uns dafür sorgen, daß wenigstens unser literarischer Horizont rein und fleckenlos bleibe.

Ach, Sire, wenn Sie mich mit Ihren großen und wundervollen Augen ansehen, rief Voltaire, dann wäre ich gleich bereit, mein Herz aus meiner Brust zu reißen, um es für Sie in das Feuer zu werfen, und diese kleine Stachelschrift ist noch lange nicht mein Herz, weshalb sollte ich sie also nicht einem Wunsche meines Salomon opfern?

Sie wollen mir den Akakia opfern? fragte der König freudig.

Sire, sehen Sie hier. Das ist mein Manuscript. Nicht wahr, Sie erkennen meine Handschrift? Sie sehen, daß die Dinte kaum getrocknet und das Werk eben erst vollendet ist? Nun wohl, sehen Sie da, was ich aus dem Akakia mache.

Er nahm das Manuscript, und schleuderte es in die Flammen des Kamins, vor dem sie beide eben gesessen.

Ach, was thun Sie, Freund, rief der König entsetzt, und der Flammen nicht achtend, streckte er die Hand aus, um das Manuscript wieder aus dem Feuer zurückzuziehen.

Aber Voltaire griff lachend nach der Feuerzange und stieß das Papier tiefer in die Gluthen.

Sire, Sire, ich bin der Teufel und ich lasse mir mein Opfer nicht wieder entreißen, rief er jubelnd. Mein Akakia war der Hölle werth, denn Sie haben ihn verdammt, er muß also brennen. Ich der Teufel, ich will ihn schmoren lassen.

Aber ich will als der Engel des Erbarmens den armen Akakia erlösen aus den Gluthen, rief der König, indem er Voltaire die Feuerzange entriß. Wahrlich, dieser Akakia ist ein zu lustiger und witziger Bursche, als daß er wie der Kaiser Quatimozin auf den Rost gelegt werden müßte. Es war ja genug, ihn nicht öffentlich drucken zu lassen, man braucht ihn ja deshalb nicht zu vernichten.

Sire, ich bin nur ein armer, schwacher Mensch, und wenn ich den Akakia lebendig bei mir behalte, so ist das eine vergiftete Waffe, welche ich gewiß doch noch eines Tages gegen das Herz Maupertuis richte, um mich seines Wahnsinns und seiner Berserkerwuth zu erwehren. Es ist also besser, daß dieser Akakia nur noch in unserer Erinnerung lebe, und nur ein Gedankendolch sei, mit dem ich den hochmüthigen Herrn Präsidenten zuweilen ein bischen kitzeln will.

Und Sie haben wirklich keine Abschrift? fragte der König, dessen Mißtrauen durch Voltaire's allzugroße Nachgiebigkeit geweckt worden. Sie haben keine Abschrift und kein Brouillon? Dies war das einzige Manuscript des Akakia?

Sire, wenn Sie meinem Wort nicht glauben, so senden Sie ihre Diener hin und lassen Sie meine Zimmer untersuchen. Hier sind die Schlüssel meiner Schränke und meines Schreibtisches. Sie sollen alle beschriebene Papiere, welche sie finden werden, herbringen, Euere Majestät mögen sich dann selber überzeugen, ob irgend etwas von dem Akakia dabei ist. Sire, ich beschwöre Sie, dies zu thun, da Euere Majestät meinem einfachen Manneswort nicht glauben wollen.

Der König ließ seine stechenden und durchbohrenden Blicke lange auf ihm ruhen.

Ich glaube Ihnen, Voltaire, sagte er dann. Es wäre Ihrer unwürdig, mich zu täuschen, und Meiner unwürdig, Ihnen zu mißtrauen. Ich glaube Ihnen also. Aber ich will auch für die Zukunft sicher sein. Der Akakia steht nicht mehr auf dem Papier geschrieben, aber er steht in Ihrem Kopf, und Ihren Kopf fürchte ich mehr, als alle Papiere der Welt. Versprechen Sie mir, Voltaire, daß Sie, so lange Sie bei mir wohnen, niemals sich auf Streitschriften und Controversen einlassen wollen, daß Sie weder gegen die Regierungen, noch gegen die Schriftsteller Ihre beißende Laune gebrauchen wollen?

Sire, ich verspreche Ihnen das mit Freuden!

Wollen Sie es schriftlich thun?

Voltaire ging gelassen zu dem Schreibtisch hin und nahm die Feder.

Haben Euere Majestät die Gnade, mir zu dictiren.

Der König dictirte und Voltaire schrieb mit rascher und fester Hand, wie folgt:

„Ich verspreche Seiner Majestät, daß, so lange er mir die Gnade erzeigt, mich in seinem Schlosse zu logiren, ich gegen Niemand schreiben will, weder gegen das französische Gouvernement, noch gegen die Minister irgend eines Souverains, noch auch gegen berühmte Schriftsteller. Ich werde gegen diese Alle immer die ihnen schuldigen Egards beobachten, auch mit den Briefen des Königs keinen Mißbrauch machen, sondern mich so betragen, wie es einem Schriftsteller und Gelehrten geziemt, der die Ehre hat, Kammerherr des Königs von Preußen zu sein und mit anständigen Leuten umzugehen." *)

Wollen Sie das unterschreiben? fragte der König fast traurig.

Ich will das nicht bloß unterschreiben, sagte Voltaire lächelnd, sondern ich will aus eigenem Willen noch etwas hinzufügen. Hören Euere Majestät nur!

Und indem er mit hastiger Hand weiter schrieb, sagte er laut:

„Ich werde genau die Befehle Euerer Majestät befolgen, und das zu thun macht mir keine Mühe. Ich beschwöre Euere Majestät zu glauben, daß ich niemals gegen irgend eine Regierung geschrieben habe, am allerwenigsten gegen diejenige, unter der ich geboren bin, und welche ich nur verlassen habe, um zu den Füßen Euerer Majestät mein Leben zu beschließen. Ich bin Historiograph Frankreichs gewesen, und in dieser Eigenschaft habe ich die Ge-

*) Preuß, Friedrich der Große. I, 247.

schichte Ludwig's des Vierzehnten und die der Feldzüge Ludwig's des Funfzehnten geschrieben. Meine Stimme wie meine Feder sind immer dem Vaterland geweiht gewesen, wie sie es jetzt Ihren Befehlen sind. Ich beschwöre Sie, die Güte zu haben, meine literarischen Streitigkeiten mit Maupertuis zu untersuchen, und zu glauben, daß ich diese ganze Angelegenheit aufgeben will, um Ihnen, Sire, zu gefallen, und weil ich mich in allen Dingen Ihrem Willen unterwerfe. Ich werde auch darin Euerer Majestät gehorchen, daß ich mich in keinen literarischen Streit einlasse, und ich beschwöre Euere Majestät zu glauben, daß, wenn ich sterbe, ich für Sie dieselbe Anhänglichkeit und Verehrung fühlen werde, wie am Tage, als ich zuerst an Ihren Hof kam. *)

Voltaire."

Der König nahm das Papier, welches Voltaire ihm darreichte, und überflog es mit den Augen; dann ließ er seine Blicke lange und prüfend auf Voltaire's lächelndem und lauerndem Antlitz verweilen.

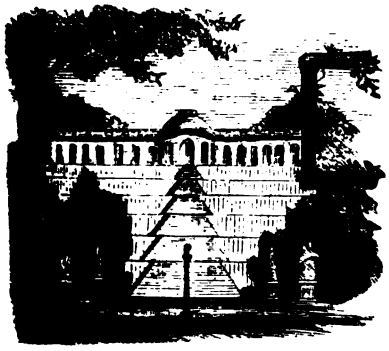
Es ist gut, ich danke Ihnen, sagte er dann, Voltaire freundlich den Abschiedsgruß zunickend; als dieser aber hinaus gegangen war, blickte der König lange und gedankenvoll vor sich nieder.

Ich traue ihm nicht, sagte er sinnend. Er war zu bereitwillig das Manuscript zu verbrennen und jedem Streit zu entsagen. Und doch — er hat mir ja sein Ehrenwort gegeben!

Voltaire indeß war auf sein Zimmer gegangen, und wie er jetzt allein und unbeobachtet war, drückte sein Gesicht eine hämische, boshafte Freude aus.

Ah, ich hatte also richtig berechnet, sagte er mit seinem unheimlichen Grinsen. Der König wollte mir da ein Paroli biegen und mich zu Gunsten Maupertuis verlieren lassen. Ah, ich denke, dies war ein Meisterstreich von mir! Das Original-Manuscript zu verbrennen, während schon vor acht Tagen eine Abschrift desselben nach Leyden gewandert ist. Während der König denkt, daß ich ein so gutmüthiger Narr bin, jeden Kampf mit diesem bettelstolzen Maupertuis aufzugeben, wird zu Leyden mein Akakia schon gedruckt, und bald wird er durch die ganze Welt rauschen, als ein Hohngelächter, womit der Genius die aufgeblasene Narrheit, welche sich Genialität dünkt, an den Pranger stellt.

*) Preuß, Friedrich der Große. I. 248.



LX.

Der letzte Streit.

Es war am Vorabend des Weihnachtsfestes. Geschäftig wanderten die Menschen durch die weißbeschneiten Straßen, um in den auf dem Schloßplatz aufgestellten Buden für die Kinder daheim den Tannenbaum und die kleinen Geschenke einzukaufen. Aber doch war der Markt heute weniger besucht von Käufern, wie das sonst zu sein pflegte. Die Verkäufer standen traurig in den Buden, und schauten mit gerunzelter Stirn diesen Schaaren lachender Menschen zu, welche achtlos an ihnen vorübergingen und nach dem nahegelegenen Gensd'armenmarkt eilten.

Und allerdings, auf dem Gensd'armenmarkt hatte man heut ein seltenes, ungewohntes Schauspiel, wie man es unter Friedrich's des Großen Regierung nur dies Eine Mal sehen sollte.

Da war ein Scheiterhaufen errichtet und neben demselben stand der Henker in seiner rothen Amtstracht. Wie? Sollte der „heilige Abend" heute mit einer Hinrichtung gefeiert werden? War es deshalb, daß diese Tausende neugieriger Menschen in dichtgedrängten Reihen den Scheiterhaufen umstanden? Deshalb, daß die Fenster all' dieser Häuser geöffnet und mit Gruppen eleganter Damen und Cavaliere geschmückt waren?

Ja, allerdings wollte man da eine Hinrichtung feiern, aber eine blutlose, welche wenigstens dem Deliquenten keine Schmerzen verursachte. Auch waren die Blicke dieser Tausende jetzt nicht auf den Scheiterhaufen gerichtet, sondern Alle schauten sie empor zu diesem Fenster, welches sich da drüben an dem großen Hause auf der Seite der Taubenstraße*) geöffnet hatte. An diesem Fenster stand ein bleicher Mann mit eingefallenen Wangen und kränklicher, gebeugter Gestalt. Aber sein Geist war ungebeugt, das sah man an dem stolz gehobenen Haupt, an dem ironischen, verächtlichen Lächeln, das nicht bloß auf seinen Lippen, sondern auch auf seinem ganzen Antlitz stand, an diesen flammenden, großen Augen, welche sprühende Blicke in der Menge umhersandten, um hier und dort irgend einen Bekannten zu grüßen.

Dieser Mann war Voltaire! Voltaire, welcher gekommen war, der Hinrichtung beizuwohnen, der Hinrichtung seines Akakia, der allerdings in Leyden gedruckt und in ganzen Ballen nach Berlin gesandt worden war.

Voltaire hatte also sein schriftliches und mündliches Versprechen, er hatte sein Ehrenwort gebrochen, und der König, auf's Aeußerste gebracht durch dieses ehrlose Betragen, hatte in seinem Zorn beschlossen, dasselbe öffentlich zu strafen.

Und jetzt wirbelten die Trommeln, und dann unter dem athemlosen Schweigen der Menge las ein

*) Taubenstraße Nr. 20.

Beamter des Königs das Urtheil vor, das Urtheil, welches die boshafte, verleumderische Schrift, durch welche der edle, tugendhafte und berühmte Gelehrte Maupertuis dem allgemeinen Gespött hätte Preis gegeben werden sollen, welches den Akakia zum Feuertode verurtheilte.

Voltaire stand immer noch ruhig und lächelnd an dem geöffneten Fenster, er sah, wie der Henker diese Ballen gedruckten Papiers in das Feuer warf, er sah, wie die Flammen hoch emporwirbelten zum Himmel, und sein Antlitz blieb hell und seine Augen verloren nichts von ihrem glühenden Feuer.

Immer dichter schlugen die Rauchsäulen empor, immer mächtiger schlugen die Flammen zum Himmel auf.

Die Menschen schauten schweigend dieser seltsamen Hinrichtung zu, und das Lachen und Plaudern war verstummt. Da hörte man plötzlich ein lautes, spottendes Gelächter, und eine mächtige Stimme rief:

Seht da den Geist Maupertuis, welcher ganz und gar in Rauch aufgeht! Ah, welch' ein dicker und schwarzer Rauch! Wie viel verschwendetes Holz! Der Akakia ist unsterblich! Ihr verbrennt ihn hier, aber er bleibt doch lebendig, und die ganze Welt wird ihn kennen lernen! Denn was für die Unsterblichkeit geboren ist, kann kein Holzscheit verbrennen. *)

Es war Voltaire, welcher so sprach. Dann warf er das Fenster klirrend zu und trat in das Gemach zurück.

Leben Sie wohl, Herr von Francheville, sagte er ruhig, ich danke Ihnen, daß Sie mir erlaubt, meiner Hinrichtung beizuwohnen. Sie sehen, ich habe es gut überstanden, denn nicht Jeder stirbt, den man verbrennt. Leben Sie wohl! Ich muß auf's Schloß, denn ich habe da ein wichtiges Geschäft.

Mit jugendlicher Lebendigkeit eilte er von dannen und hinunter zu seinem Wagen.

Das Volk, welches ihn erkannte, jauchzte ihm mit freudigen Zurufen entgegen, und im Triumph fuhr Voltaire durch die Menge, welche ihn mit freudiger Theilnahme grüßte, während der Henker die letzten Ballen des Akakia in die Flamme schleuderte.

Aber in seinen Gemächern im königlichen Schlosse angelangt, verschwand das Lächeln aus seinen Zügen und sie zeigten jetzt all' die Wuth und den Zorn, welche sein Inneres bewegten.

Mit hastiger Hand nahm er aus seinem Portefeuille das vom König unterzeichnete Pensionspatent hervor; dann riß er das blaue Band mit dem großen Ordensterne von seinem Halse und schnitt mit raschem Griff den kleinen goldenen Schlüssel von seinem Hofgewand ab, das der Kammerdiener da zu seiner Toilette bereit gelegt hatte.

Aus diesen drei Dingen machte er sodann ein Packet, das er versiegelte und auf das er als Aufschrift folgende Verse schrieb:

Je les reçus avec tendresse,
Je Vous les rends avec douleur,
C'est ainsi qu'un amant dans son extrême fureur,
Rend le portrait de sa maitresse.

Dann rief er seinen Kammerdiener und befahl ihm, dieses Packet sofort hinüber zu tragen zum König. Nicht das mindeste Zaudern war in ihm, nicht das leiseste Bedauern über diese große Pension, welche er eben aufgab. Er fühlte, daß er das mußte, daß seine Ehre, sein Stolz das verlangte. In diesem Augenblicke war sein Antlitz leuchtend und schön, in diesem Augenblick war er der stolze, selbstbewußte, freie Dichter, der Genius hatte den Menschen in ihm besiegt und leuchtete strahlend von seiner Stirn.

Aber der schöne Moment ging vorüber, und der kleine, berechnende, geizige Mensch trat wieder in seine Rechte ein.

Voltaire erinnerte sich wieder, daß er nicht bloß Orden und Ehrentitel, sondern auch Geld aufgegeben hatte, und ein wüthender Schmerz, eine maßlose Angst überkam ihn.

Er eilte zu seinem Schreibtisch hin, und mit zitternder Hast schrieb er an den König einen flehenden Brief, in welchem er um Gnade und Erbarmen bat, um Mitleid mit seiner unglücklichen Lage und seinem tiefem Schmerz. *)

Und der König hatte Mitleid, Mitleid mit dieser zerstörten Freundschaft, die jetzt in wüsten Trümmern zu seinen Füßen lag, und für welche er noch die Pietät empfand, welche man für das Grab eines Verstorbenen hat.

Er sandte Voltaire mit einem freundlichen Schreiben die „bagatelles" zurück, und lud ihn ein, ihn nach Potsdam zu begleiten.

Voltaire nahm es an, und die Zeitungen verkündigten, daß der berühmte französische Dichter von dem König seine Orden und Titel und seine Pension wieder erhalten und sich mit dem König nach Potsdam begeben habe.

Aber dieser anscheinende Frieden war nur von kurzer Dauer. Die Freundschaft war gestorben, und gegenseitige Erbitterung war an die Stelle der Liebe und Hochachtung getreten.

Voltaire fühlte endlich die Unmöglichkeit, länger zu bleiben, und gedrängt von den kalten und eisigen Blicken, von dem ironischen, fast verächtlichen Lächeln des Königs bat er endlich um seine Entlassung, welche ihm der König dies Mal nicht verweigerte.

Eines Tages, als der König, umgeben von seinen Generalen, auf dem Paradeplatz stand, meldete man ihm, daß Herr von Voltaire um die Erlaubniß bitte, sich beurlauben zu dürfen.

Der König wandte sich mit ruhigem Antlitz zu ihm um. Ah, Herr von Voltaire, sagte er, Sie wollen also durchaus abreisen?

Sire, unaufschiebbare Geschäfte und besonders meine Gesundheit zwingen mich dazu, sagte Voltaire laut genug, um von Jedermann vernommen zu werden.

Der König neigte sein Haupt zu einem leichten Gruß. Monsieur, ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise**), sagte er, und wandte sich dann wieder an den alten Feldmarschall Ziethen, um das angefangene Gespräch mit ihm ruhig fortzusetzen.

Voltaire machte eine tiefe, ceremonielle Verbeugung, und ging, um die bereitstehende Postchaise zu besteigen.

So schieden sie. Die Freundschaft war in Asche zerfallen, und keine spätern Betheurungen und Worte konnten sie wieder zum Leben erwecken.

Der König und der Dichter nahmen von einander Abschied, um sich niemals wieder zu sehen!

*) Thiébault. V. 265.

*) Preuß, Friedrich der Große. I, 248.
**) Thiébault. V, 271.

Ende der zweiten Abtheilung.

Friedrich der Grosse und sein Hof.

III.

Friedrich der Große und sein Hof

von

L. Mühlbach.

Siebente Auflage.

Mit Illustrationen von O. Wisnieski.

Dritter Band:

Friedrich der Große und seine Geschwister.

Erste Abtheilung.

Berlin, 1863.

Druck und Verlag von Otto Janke.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
15 JUN 1939
OF OXFORD

I.

Der König als Familienvater.

Der König legte seine Flöte bei Seite und ging nachdenklich, die Hände auf dem Rücken gefaltet, in seinem Arbeitszimmer in Sanssouci auf und ab. Sein Antlitz war jetzt wieder ruhig, seine Stirn wolkenlos, denn er hatte mit Hülfe der Musik seine Seele wieder friedlich gestimmt, und das Mißvergnügen und der Zorn, den er kurz zuvor noch so lebhaft empfunden, hatte den melodischen Tönen seiner Flöte weichen müssen.

Der König war nicht mehr zornig und mißvergnügt, aber wehmüthig und fast traurig, und das Lächeln, welches auf seinen Lippen zitterte, hatte etwas so Resignirtes und Schmerzliches, daß der treue Marquis d'Argens, wenn er es gesehen hätte, in laute Klagen würde ausgebrochen sein, daß sogar das beißende Scherzwort auf Voltaire's Lippen würde verstummt sein.

Aber weder der Marquis d'Argens, noch Voltaire, noch sonst einer der Freunde der heitern Tafelrunde war jetzt in Potsdam anwesend. D'Argens war mit seiner jungen Gattin Barbe Cochois zum Besuch nach Frankreich gereist, Voltaire hatte sich in Folge langer Zwiste und Streitigkeiten für immer entfernt, General Rothenburg hatte sich auch für immer entfernt, nur daß er abgereist war in ein Land, von wannen keine Wiederkehr ist, nur daß er gestorben war. Mylord Marschall war heimgekehrt nach Schottland, wie Algarotti nach Italien, und den Abbé Bastiani hielt sein Amt in Breslau fest. Sanssouci, welches sonst der Mittelpunkt heiterer Freude und lachenden Witzes gewesen, Sanssouci war jetzt einsam und still; die Jugend, die Schönheit, der Frohsinn schienen es auf immer verlassen zu haben, der Ernst und die Pflicht hatten sie verdrängt und thronten jetzt in ernster Majestät in diesen Räumen, welche sonst so oft das Lachen und den heitern Scherz der glücklichen Genossen und Freunde des glücklichen Königs gehört hatten. —

Daran dachte der König, als er jetzt mit auf dem Rücken gefaltenen Händen auf- und abging, und die Tage, welche gewesen, an seinem innern Auge vorbeiziehen ließ. Ganz in diese Gedanken versenkt blieb er vor jenem Bilde stehen, das dort drüben über seinem Schreibtisch an der Wand hing, und welches Barbarina darstellte in dem reizenden Costüm einer Schäferin, in welchem der König sie vor zehn Jahren zum ersten Male gesehen, und in welchem Pesne sie für den König hatte malen müssen. Welche Träume zogen durch die Seele des Königs, als er jetzt den Blick auf dieses anmuthsvolle, lächelnde Gesicht, auf diese großen feurigen Augen heftete, deren Anschauen ihn einst so beglückt hatte. Aber freilich, dieses Einst war schon lange her, es war vorübergerauscht, wie ein Sonnenblick an einem trüben stürmischen Tage,

es hatte sich längst unter dunkle Wolken gebettet und begraben. Aber dennoch erwärmte die Erinnerung daran das Herz des Königs, der jetzt so einsam und liebeleer diesem Bilde gegenüberstand, und diesem einst so geliebten Angesicht gestand, was er sich sonst selber nicht gestehen mochte: daß sein Herz sich einsam fühle, daß er sich langweile.

Aber dieses schwermuthsvolle Rückerinnern, dieses wehmüthige Versenken in die Vergangenheit dauerte nicht lange. Der König entriß sich mit Gewalt diesen gefährlichen Träumereien, und indem er von dem Bilde zurücktrat, warf er einen fast gehässigen Scheideblick auf dasselbe.

Dieses Alles ist Thorheit, sagte er leise. Man soll die Todten nicht wecken und von der Gegenwart nicht verlangen, daß sie noch die Farben der Vergangenheit trage. Alle Farben bleichen, wenn sie dem Sonnenschein, dem Sturm und dem Regen ausgesetzt sind, und das Leben ist nicht mit dauerhafteren Farben angestrichen, wie irgend eine andere Decoration. Es sind Wasserfarben, nichts als Wasserfarben; der erste Regen löscht sie hinweg, und gut ist es, daß es so ist, man verliert dadurch seine Illusionen und Täuschungen, man lernt erkennen, wie wenig das Leben werth ist, und wie wenig ächt seine buntschillernden Farben sind. Fort also mit diesen Gedanken, die keinem Manne, und am allerwenigsten einem Könige ziemen. Ich will arbeiten!

Er trat zu dem Schreibtisch und griff nach den versiegelten Briefen und Paketen, welche dort für ihn hingelegt waren. Ein Brief und ein Paket von der Königin, sagte er dann verwundert, indem er den ersten Brief öffnete und ihn mit flüchtigem Blick überschauete. Dann flog ein spöttisches Lächeln über sein Angesicht. Sie sendet mir ihre französische Uebersetzung eines Andachtsbuches, sagte er achselzuckend. Arme Königin, ihr Herz will immer noch nicht sterben, obwohl es, beim Himmel, lange genug schon unter der Luftpumpe der Schmerzen zittert. Arme Königin!

Er warf den Brief achtlos bei Seite, ohne nur einen Blick auf das Buch zu werfen, das die Königin ihm gesandt, und dessen traurige und klagende Gebete nur ein Wiederhall der Gedanken waren, die in ihrem Herzen zitterten.

Bagatellen, weiter nichts! murmelte der König, nachdem er auch die andern Briefe gelesen, und auf jeden derselben einige bezeichnende und inhaltsvolle Worte geschrieben, nach denen die Kabinetssecretaire die Antworten auszuarbeiten hatten. Dann klingelte er hastig und befahl dem eintretenden Lakayen, den Herrn von Pöllnitz, so wie er im Vorzimmer erscheine, zu ihm zu bescheiden.

Der Herr Baron ist schon da, bemerkte der Lakay, und eilte fort ihn herbeizurufen.

Wenige Minuten später öffnete sich wieder die Thür, und das alte, verschmitzte, süß lächelnde Antlitz des unverwüstlichen Höflings schaute herein.

Treten Sie näher, sagte der König, und indem er Pöllnitz einige Schritte entgegenging, fragte er hastig: bringen Sie mir endlich seine Unterwerfung? Will mein Bruder Heinrich endlich einsehen, daß es vergeblich ist, meinem Willen zu trotzen?

Baron Pöllnitz zog mit einem Jammerblick die Schultern empor. Sire, sagte er seufzend, der Prinz will es noch immer nicht begreifen, daß ein Prinz kein Herz haben darf! Er beharrt in seinem Ungehorsam und behauptet, ein Mann müsse sich nur dann einem Weibe vermählen, wenn er Liebe für dasselbe empfinde, und derjenige wäre sehr verächtlich und sehr feig, welcher sich zwingen lasse zu dem, was nur die freie Wahl des Herzens sein dürfe.

Pöllnitz hatte mit niedergeschlagenen Augen und mit ehrerbietiger Miene gesprochen, und schien es gar nicht zu sehen, daß der König erröthete und daß seine Augen aufflammten in Zorn.

Ah, das wagte mein kleiner Bruder zu sagen, rief der König. Er hat also den utopischen Gedanken, zu glauben, daß er seinen Willen gegen den meinigen durchsetzen werde. Sagen Sie ihm, daß er sich irrt, daß er sich Mir unterwerfen muß, wie ich es meinem Vater habe thun müssen.

Das eben führt er als Beispiel an, warum er sich nicht unterwerfen wird, sagte Pöllnitz. Er meint, eine gezwungene Ehe könne niemals eine glückliche werden. Eure Majestät hätten durch Ihre gezwungene Ehe Sich selber nicht allein, sondern auch die Königin unglücklich gemacht, und keine Frau sei in Ihren Landen, welche mit Ihrer Gemahlin würde tauschen mögen.

Der König ließ seine Blicke mit einem durchbohrenden Ausdruck auf Pöllnitzens ehrfurchtsvollem Antlitz ruhen. Weiß Er, sagte er, daß es vielleicht weiser und klüger wäre, wenn Er einige Worte meines superklugen Bruders vergessen hätte?

Eure Majestät haben mir befohlen, Ihnen getreulich jedes Wort des Prinzen wieder zu sagen.

Und Er ist zu sehr ein Mann der Wahrheit und des Gehorsams, zu wenig ein Höfling und ein Augendiener, um nicht jede Lüge vermeiden zu wollen, nicht wahr? Ah, vraiment, jetzt macht Er ein Gesicht, als ob Er sich der heiligen Inquisition gegenüber befände und sich als zerknirschten Sünder fühle. Lasse Er das! Ich kenne Ihn, und ich weiß sehr wohl, daß Er ein doppeltes Spiel spielt, und daß es Ihm im Grunde Seines Herzens Freude macht, diese Zwiste in unserer Familie mit Seinen hämi-

schen Zwischenträgereien zu schüren. Er hat es so gemacht mit mir und meinem Vater; Er ist der Vertraute meiner unglücklichen Schwester Amalie gewesen und jetzt will Er es abermals so machen mit mir und meinem Bruder Heinrich. Aber ich warne Ihn, folge Er nicht zu sehr Seinem boshaften Herzen, sondern nehme Er nach derjenigen Seiner Religionen, der Er am längsten angehangen hat, ein wenig Weisheit und Milde an, und suche Er das, was schon schlimm genug ist, nicht noch schlimmer zu machen. Ich will, daß mein Bruder Heinrich sich vermähle, hört Er wohl, ich will es, und Ihn, mein Herr Ober-Ceremonienmeister Baron von Pöllnitz, Ihn wird mein Zorn treffen, wenn es nicht geschieht.

Und wenn es geschieht, Sire, fragte Pöllnitz in seiner lächelnden unverschämten Weise. Wenn ich den Prinzen überrede, sich dem Willen Eurer Majestät zu fügen, welcher Lohn wird mir dann? Denn ich kann unmöglich glauben, daß es für das Mißlingen nur Strafe, für das Gelingen aber keinen Lohn für mich gäbe.

Für das Gelingen hat er den Lohn Seines Bewußtseins, sagte der König lächelnd, und bei jedem neuen Prinzen, welchen die künftige Gemahlin meines Bruders unserm Lande schenkt, wird Ihm sein Bewußtsein sagen können, daß Er es eigentlich ist, welcher dem Vaterlande diesen neuen Krieger zur Welt bringt, weil Er der Vater dieser Ehe ist.

Ah, Majestät, rief Pöllnitz lachend, ich habe die Vaterschaft noch niemals für eine Belohnung meiner Thaten gehalten, sondern immer für ein höchst unglückliches, Zeit und Geld raubendes Ereigniß.

Der König lachte. Beruhige Er sich nur. Ich kenne sein Herz und weiß, daß Er nicht ein empfindsamer Schwärmer ist, dem der Lohn Seines Bewußtseins genügen sollte. Ich werde Ihn also auf andere Weise belohnen müssen. Am Tage der Verlobung meines Bruders Heinrich werde ich Sein Gehalt um fünfhundert Thaler erhöhen und Seine Schulden bezahlen.

Ah, Sire, rief Pöllnitz kläglich, in welches fürchterliche Dilemma bringen Sie mich da. Eure Majestät wünschen, daß Prinz Heinrich sich bald verloben möge, und ich muß jetzt wünschen, daß dies so spät als möglich geschehe.

Und weshalb dies?

Weil ich mich beeilen muß, noch so viel als möglich Schulden zu machen, damit Eure Majestät möglichst viel zu bezahlen haben und mich nicht vielleicht gar für einen Geizhals ansehen.

Er ist und bleibt ein ausgemachter Narr, und das Alter selbst curirt Ihn nicht, rief der König lächelnd. Hüte Er sich aber doch zu viel Schulden zu machen, oder den alten nun noch neue hinzuzufügen, denn ich bezahle nur die Schulden, die Er bis heute gemacht hat, und wenn Er vom heutigen Tage an noch Schulden macht, so werden Ihm diese von Seinem Gehalte abgezogen. Jetzt rede Er! Hat Er Hoffnung, daß mein Herr Bruder endlich Vernunft annehmen werde?

Wollen mir Eure Majestät als Erwiderung eine Frage erlauben?

Fragen Sie, Baron!

Wodurch gelang es Sr. Majestät dem hochseligen Könige, den Widerstand seines Kronprinzen zu überwinden und seine Einwilligung zu seiner Vermählung mit der Prinzessin von Braunschweig zu erhalten?

Er weiß das so gut, wie ich selber, sagte der König mit verdüstertem Gesicht. Beantworte Er sich diese Frage also selber!

Pöllnitz machte eine ehrfurchtsvolle Verbeugung. Es geschah, sagte er, weil der Kronprinz endlich des ewigen Zwistes und Haders müde war, weil er sich nach ein wenig Freiheit und Ruhe sehnte, weil er, unvermählt, an die Person seines Königs wie ein Schatten gefesselt war, während er bei seiner Vermählung sicher war, sein eigenes Palais, seine eigene Dienerschaft und sein eigenes Landhaus zu haben, wo er doch auf ein wenig Muße und Freiheit hoffen durfte. Der Kronprinz schlug sich in die Fesseln der Ehe, weil er doch dafür ein wenig Freiheit von seinem König erhielt.

Und er meint, ich solle dasselbe Mittel bei meinem Bruder anwenden? fragte der König nachdenkend. Es ist indeß ein verzweifeltes Mittel, glaube Er mir, und da mein Bruder Heinrich nicht der Kronprinz ist, so weiß ich nicht, ob ich nicht sein Junggesellengelüste befriedigen und ihn unvermählt lassen sollte. Aber sage Er mir doch, hat mein Bruder wirklich einen so unüberwindlichen Abscheu vor der Ehe, und ist sein Herz wirklich so empfindlos und kalt, wie er behauptet?

Pöllnitz zuckte mit einem schlauen Lächeln die Achseln, aber er schwieg.

Des Königs durchdringender Blick schien auf dem Grunde seiner Seele lesen zu wollen.

Sie wollen mir nicht antworten? fragte er. Mein Bruder hat also ein Liebesverhältniß und Sie sind der Vertraute desselben?

Ach, Sire, alle Glieder Ihrer erhabenen Familie kennen zu sehr meine unerschütterliche Treue und Ergebenheit, um nicht volles Vertrauen zu mir haben zu müssen.

Ja, es ist wahr, Sie kennen die geheime Geschichte unseres Hauses sehr wohl, sagte der König ernst. Sie kennen sie seit dem Anbeginn unsers Königthums und noch von früher her. Sie haben

niemals auf dem Felde der Ehre, aber oft genug auf dem Felde der Hof-Intriguen sich Ihre Lorbeeren erkämpft. Sie waren dabei, als mein Großvater sich zum König krönte und seinen prunkvollen Einzug hielt durch diese neue Berliner Straße, welche man seitdem die Königsstraße genannt hat; Sie waren auch dabei, als seine wahnsinnige dritte Gemahlin mit lautem Geheul im weißen Nachtkleid in sein Krankenzimmer kam und ihn zum Tode erschreckte, weil er vermeinte, er habe die weiße Frau gesehen.*) Er starb wirklich an diesem Schreck, und Sie schwuren einem neuen König Treue und Gehorsam, und wurden der Vertraute der Familien-Intriguen des neuen Hofes, und verriethen gelegentlich unsere kleinen Intriguen an den König, wie Sie dessen Geheimnisse früher auch gelegentlich an seinen Vater, den frühern König, verrathen hatten. Sie sind ein allzeit gehorsamer Diener dessen gewesen, der sich König nannte und der die Macht und das Geld hatte, Ihren Verlegenheiten abzuhelfen. Sie haben es insgeheim immer mit dem Kronprinzen gehalten, aber Sie haben ihn immer doch an den König verrathen. Ich will, daß das auch ferner so sein soll. Ich muß in den Gedanken meiner Brüder lesen können, um dieselben zu lenken oder mich vor ihnen zu hüten. Ich muß wissen, was meine Brüder wollen, um darnach bestimmen zu können, was sie sollen. Denn die Prinzen des Königlichen Hauses haben so gut eine Mission zu erfüllen, als der König selber: sie haben die Mission, dem König zu gehorchen, dem ganzen Lande voranzugehen, als ein Beispiel freudigen und schweigenden Gehorsams und strengster Pflichterfüllung. Ich will, daß auch meine Brüder diese Mission erfüllen, und da Er einmal der Karrengaul ist, auf welchem die Familie Hohenzollern ihre kleinen häuslichen Geheimnisse abladet, so vergesse Er niemals, daß das Kabinet des Königs allein der Ort für Ihn ist, wo Er sich der Last dieser Geheimnisse entledigen und sie ablagern darf. Sage Er also schnell! Hat mein Bruder irgend eine Amour, die ihn von einer legitimen Ehe zurückhält?

Sire, es ist von des Prinzen Seite, wie ich glaube, nur eine Amour der Langeweile, obwohl er schwört, daß es seine erste Liebe sei.

Das ist ein Schwur, den man bei jeder neuen Verliebtheit wiederholt, und der mich daher nicht erschreckt, sagte der König lächelnd. Und wie heißt Sie, welche außer dem Mond allein seine verliebten Schwüre gehört hat? Ohne Zweifel ist es eine Fee, eine Göttin der Schönheit?

Ja, Sire, sie ist jung, sie ist schön, und da auch sie schwört, daß der Prinz ihre erste Liebe ist, so hat Niemand das Recht daran zu zweifeln, denn Niemand versteht sich besser auf die Liebe als diese Frau, welche Niemand anders ist, als die schöne Frau von Kleist, die, wie Euere Majestät sich erinnern werden, vor einiger Zeit sich von ihrem Gemahl scheiden ließ.

Und nun wieder auf Freiersfüßen ist, wie es scheint, sagte der König mit einem verächtlichen Lächeln. Diese schöne Louise von Schwerin ist aber ein tollkühnes und gefährliches Weib und wir müssen ihrem geschickten Angriffsplan eine Contremine legen. Wenn sie sich in den Kopf gesetzt hat, von meinem Bruder geliebt zu werden, so besitzt sie Erfahrung und Mittel genug, um ihr Ziel zu erreichen, und ihn möglicher Weise zu den tollsten und widersinnigsten Streichen zu verleiten. Es muß also diese Sache schnell zur Entscheidung gebracht werden, und da es nicht anders sein kann, so werden wir wohl von Seinem Vorschlag Gebrauch machen müssen und den Prinzen Heinrich als Kronprinzen behandeln.

Der Prinz gedenkt heute Abend mit seinen beiden Freunden nach Berlin zu gehen zu dem von dem Prinzen von Preußen veranstalteten Maskenfest, flüsterte Pöllnitz.

Ah, es ist wahr, des Prinzen Arrest geht um 6 Uhr zu Ende, aber er wird doch nicht vergessen, daß er des Urlaubs bedarf, um Potsdam zu verlassen.

Er wird es vergessen, Sire.

Der König ging einige Male schweigend auf und ab und sein Antlitz nahm jetzt einen drohenden und zürnenden Ausdruck an. Lasse Er den Prinzen immerhin seinen Willen thun, sagte er dann, mahne Er ihn nicht an seine Pflicht. Dieser ärgerliche Zwist soll zu Ende gebracht werden, und das sobald als möglich. Mein Bruder muß sich unterwerfen. Sorge Er also dafür, daß sein Entschluß nicht zurückgenommen wird und daß der Prinz nicht etwa doch noch auf den Gedanken komme, Urlaub zu nehmen. Gehe Er zu ihm, und sobald er abgereist ist, bringe Er mir Bescheid.

Lange noch, nachdem Pöllnitz ihn verlassen, ging der König sinnend auf und ab. Armer Heinrich, flüsterte er einmal leise, ich darf kein Mitleid mit Dir haben, denn Du bist ein Königssohn, das heißt ein Sclave Deines Standes. Warum hat das Schicksal den Königssöhnen auch ein Herz gegeben, wie jedem andern Menschen, warum dürften wir denn so sehr nach dem Liebesglück, da dieser berauschende Nektartrank doch immer unsern Lippen versagt ist, oder wir ihn doch nicht trinken dürfen, wenn auch die schönste Zauberin ihn uns darreicht?

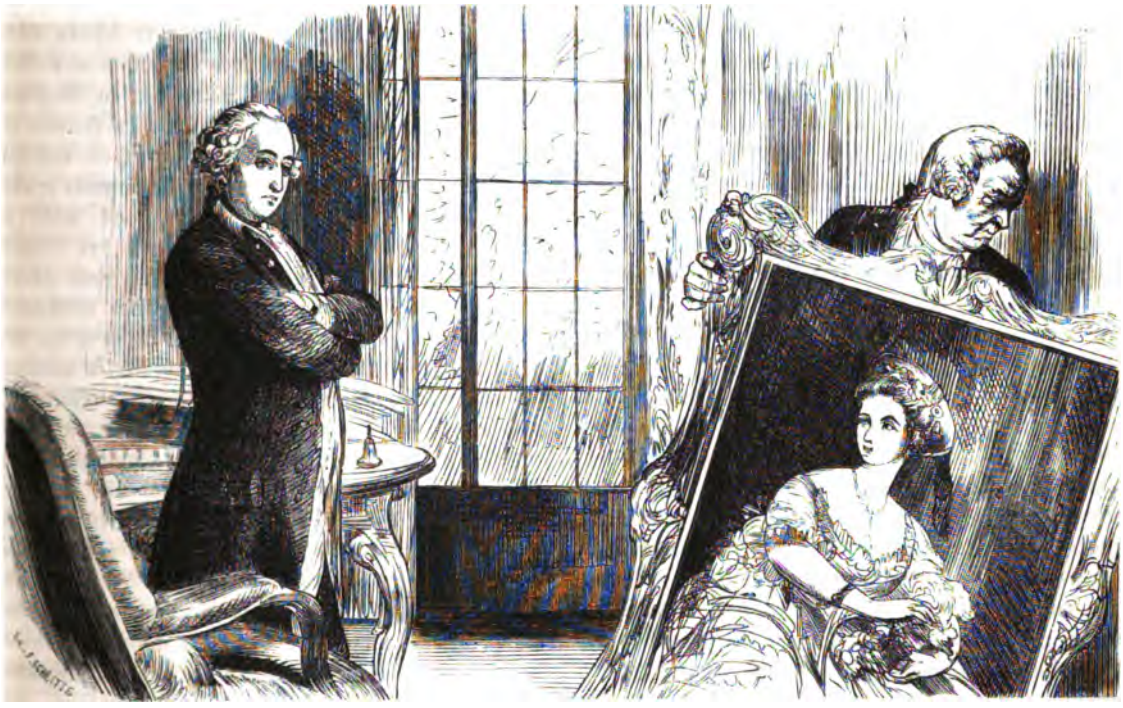
*) Mémoires pour servoir à l'histoire des quatres derniers souverains de la maison de Brandebourg royale de Prusse. Par le baron de Pöllnitz Vol. 1. P. 393.

Und ganz unwillkürlich hafteten seine Blicke jetzt wieder auf dem schönen Bilde der Barbarina. Aber der König wollte auch mit sich selber kein Mitleid haben, da er es mit seinem Bruder nicht haben durfte. Er nahm die silberne Klingel und schellte heftig.

Nimm das Bild dort von der Wand weg, befahl er dem eintretenden Lakayen, trage es fort und sage dem Inspector, er solle in der Bildergallerie einen geeigneten Platz für dasselbe suchen.

Er schaute mit ruhigem Auge zu, wie der Lakay das Bild von der Wand nahm und es hinaustrug. Aber dann seufzte er und sein Blick heftete sich auf diese Stelle, wo das Bild gehangen hatte.

Leer und kahl, sagte er, die letzte Erinnerung an meine Jugend ist ausgelöscht. Ich werde jetzt nur noch der König sein und, wenn das Schicksal meinen Willen segnet, vielleicht der Vater meines Volkes!



II.

Prinz Heinrich.

Den Kopf auf den Arm gestützt, saß der Prinz Heinrich still und unbeweglich in seinem einsamen Gemach. Seine großen Augen, diese Augen, welche so sehr denen seines königlichen Bruders glichen, waren starr zu der Decke des Zimmers empor gerichtet, und es mußten finstere Gedanken sein, welche seine Seele bewegten, denn seine Stirn war umwölkt, und seine Lippen waren wie im Zorn zusammengepreßt. Wer ihn nicht kannte, würde geglaubt haben, es sei der König, welchen er da vor sich sehe, so groß und auffallend war beim ersten Anschauen die Aehnlichkeit der beiden Brüder. Es war dieselbe Figur, dasselbe Angesicht, dasselbe große blaue Auge, dieselbe hohe zurückgebogene Stirn, derselbe Schnitt der Nase und des Mundes. Aber doch, je länger man dieses Gesicht anschaute, desto mehr ward man sich der Unterschiede bewußt, und wenn man damit

angefangen hatte, eine frappirende Aehnlichkeit zwischen dem König und dem Prinzen Heinrich zu finden, so hörte man damit auf, diese Aehnlichkeit ganz und gar zu bestreiten. Es war nur eine Aehnlichkeit der äußern Formen, nicht aber des geistigen Ausdrucks. Es fehlte den Augen dieses bald schwärmerische, bald leidenschaftliche Feuer des Königs, es fehlte seinem Munde dieses so sanfte, fast rührende und wehmüthige Lächeln, es fehlte seinem ganzen Angesicht, so schön es immer war, doch dieser Zauber der Genialität, dieser strahlende Ausdruck der Begeisterung, der selbst in den kühlsten und nüchternsten Momenten das Antlitz des Königs wie ein Sonnenstrahl erleuchtete. Die Augen des Prinzen waren fast immer gebieterisch und strenge, sein Mund zeigte selten ein mildes und wehmüthiges, sondern oft ein spottendes und geringschätziges Lächeln, seine Stirn leuchtete von Verstand und Hoheit, aber sie war nicht gezeichnet mit dem Lichtstrahl der Begeisterung. Der Prinz besaß vielleicht einen hohen Geist, einen scharfen Verstand, aber es fehlte ihm die Seele eines Dichters, es fehlte ihm das innere poetische Schauen, das wie eine göttliche Verkündigung aus den Augen blitzt und Jedermann zur Bewunderung und zur Liebe hinreißt. So war der Prinz ganz das Ebenbild und zugleich das Widerspiel des Königs, das andere Ich seines königlichen Bruders, nur daß ihm die Genialität fehlte. Und da die klugen und verstandesscharfen Menschen die begeisterungsvolle Genialität gewöhnlich als ein überflüssiges und verwirrendes Etwas betrachten, so erlaubte sich der Prinz zuweilen über die dichterischen Bestrebungen des Königs und über seinen vertraulichen ungezwungenen Verkehr mit Schriftstellern und Dichtern zu spotten und die Handlungen seines Bruders auf eine nicht jedes Mal vorsichtige und schonende Weise zu kritisiren. Der König, welcher das wußte, denn selbst die Könige haben Freunde, welche ihnen die unangenehmen Dinge hinterbringen, der König war dadurch gereizt gegen seinen Bruder, und sehr geneigt, die kleinen Unbesonnenheiten und Subordinationsfehler des Prinzen für einen vorbedachten und überlegten Widerstand gegen seinen Willen zu halten. Mit desto größerer Strenge ahndete er daher die kleinen Vergehen, je heftiger und rücksichtsloser der Prinz sich gegen diese Strenge opponirte. So war dieser kleine Krieg entstanden, der seit einiger Zeit zwischen den beiden Brüdern geführt ward. Der König wollte in dem Prinzen nichts sehen, als einen Offizier, einen Unterthan, der seine Pflicht und das Reglement verletzt hatte; der Prinz verlangte, daß er außerdem in ihm noch den freien Menschen und den Prinzen anerkennen und ihm einige Vorrechte bewilligen sollte, und je mehr des Königs strenges und unbeirrtes Rechtsgefühl dies weigerte, um so glühender und ungestümer schien der Prinz dabei beharren zu wollen.

So war es gekommen, daß der Prinz seit einigen Wochen fast immer im Arrest gewesen, und auch jetzt sich in demselben befand. Der Prinz wollte nicht anerkennen, daß er, außer den Dienststunden immer doch nur der Offizier, niemals der freie, selbstständige Mann sei, berechtigt zu gehen, wohin er wolle, ohne dazu die Erlaubniß irgend eines Andern einzuholen. Der König aber verlangte, daß der Prinz ebenso gut wie jeder andere Offizier sich, wenn er seinen Garnisonsort verlasse, dazu erst den Urlaub seines Vorgesetzten erwirke, und da der König den in Potsdam stationirten Offizieren immer selbst diesen Urlaub ertheilte, so sollte auch sein Bruder denselben von ihm erbitten. Aber Prinz Heinrich gab sich immer wieder den Anschein, diesen Willen des Königs nicht zu kennen, oder wollte sich vielleicht nicht der Gefahr aussetzen, sein Urlaubsgesuch mit einem Nein beantwortet zu sehen, wie das oft den andern Offizieren zu geschehen pflegte. So machte er es, wie die andern Offiziere und ging heimlich nach Berlin hinüber, um dort die Zerstreuungen und Freuden aufzusuchen, von denen freilich in dem stillen und äußerlich so eintönigen Leben in Sanssouci keine Spur zu finden war. — Aber der König, welcher sich oft so nachsichtig gegen dieses Vergehen anderer Offiziere bewiesen, war unerbittlich, sobald es sich um den Prinzen handelte. Jede heimliche Reise nach Berlin ward mit einigen Tagen Stubenarrest geahndet, und da die jungen Freunde und Genossen des Prinzen es für eine Ehre hielten, die Strafe und die Ungnade des Prinzen zu theilen, so war seit einiger Zeit unter den jungen vornehmen Offizieren eine Art Wetteifer entstanden, gleich dem Prinzen in Arrest geschickt zu werden,*) und sie waren stolz auf ihre Strafe, wie auf eine Bevorzugung, durch welche sie dem Prinzen nur noch näher gestellt wurden.

Auch jetzt wieder hatte der Prinz einige Tage Arrest gehabt, denn sein öfter wiederholtes Vergehen hatte eine Verschärfung der Strafe nach sich gezogen und statt einen Tag hatte der Prinz jetzt vier Tage einsam und im Arrest auf seinem Zimmer zubringen müssen. Aber die Stunde der Erlösung näherte sich jetzt und Prinz Heinrich erwartete sie mit Ungeduld.

Endlich jetzt vernahm man von der nahen Schloßkirche her den lauten Schall der Thurmuhr, welche die sechste Stunde verkündigte. — Sofort öffnete sich die Thür und ein Ordonnanzoffizier erschien, um dem Prinzen im Namen des Königs anzukündigen, daß sein Arrest abgelaufen sei.

*) Thiébault: Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin. Vol. II., Pag. 166.

Der Prinz antwortete mit einem stummen Kopfnicken und blieb sitzen, indem er nur mit einer gebieterischen Handbewegung nach der Thür hindeutete. Aber als der Offizier wieder hinausgegangen war, erhob sich der Prinz hastig von seinem Sitz und ging mit raschen Schritten einige Mal auf und ab.

Er behandelt mich wie einen Schulknaben, murmelte er, aber ich werde ihm beweisen, daß ich auch meinen Willen habe. Ich werde mich nicht einschüchtern lassen, nicht nachgeben, und wenn der König nicht nachläßt mit seinen Tracasserien, und wenn er fortwährend vergessen will, daß ich der Sohn und der Bruder eines Königs, kein Leibeigener und kein Sclave bin, so sollen auch mich keine Rücksichten mehr binden, so will ich gleich ihm vergessen, daß ich ein Prinz bin und mich nur erinnern, daß ich ein freier und selbstständiger Mann bin, welcher wohl das natürliche Mannesrecht hat, Diejenige, welche er liebt, auch besitzen zu wollen, und sie zu sich an sein Herz zu erheben, allen Hindernissen und allen sogenannten Unmöglichkeiten zum Trotz. Ja, so soll es sein. Wenn mein Bruder mich auf's Aeußerste treibt, so werde auch ich zum Aeußersten greifen. Er will, daß ich mich verheirathe, deshalb ist es, daß er mich verfolgt und mich mit Spionen umgiebt, deshalb bin ich verdammt, hier in Potsdam zu leben, wo es keine andere Aussicht giebt, als die Höhle des Löwen von Sanssouci auf der einen Seite und Bajonnette und Soldaten auf allen andern Seiten. Deshalb ist meine Appanage so gering gestellt, daß ich es kaum vermeiden kann, Schulden zu machen, während der König schon zum zweiten Male das alte verworrene und widersinnige Gesetz, welches verbietet, den Prinzen Geld zu leihen, hat öffentlich bekannt machen lassen. Der König will mich zwingen, seinen Willen zu thun und mich zu verheirathen. Nun ja, ich werde mich verheirathen, aber ich selber werde mir meine Gemahlin wählen, und es wird wohl einen mitleidigen und bestechlichen Priester geben, welcher meine Ehe einsegnet trotz des Königs.

So weit war der Prinz in seinem Selbstgespräch gekommen, als die Thür leise geöffnet ward und ein Lakay eintrat mit der Meldung, daß die Herren von Kalkreuth und Kaphengst im Vorzimmer der Befehle des Prinzen warteten.

Der Prinz hieß sie eintreten und ging ihnen mit lächelndem Gruß entgegen, um seinen beiden jungen Freunden, deren Riesengestalten ihn selber um einige Kopflängen überragten, die Hand zu reichen.

Willkommen, willkommen, sagte er. Der Käfig ist wieder geöffnet und ich darf wieder ein wenig Luft und Sonnenschein genießen. Lassen Sie uns also nicht zögern, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen. Unsere Pferde sollen gesattelt werden.

Sie sind schon gesattelt, Königliche Hoheit, sagte Baron Kalkreuth. Ich habe sie hinausführen lassen vor's Thor, und sobald es ganz dunkel geworden ist, gehen wir dorthin und besteigen sie.

Wie, Sie meinen also nicht, daß wir vor meiner Thür aufsteigen und frank und frei von dannen reiten sollten? fragte der Prinz verwundert.

Ich bin der Meinung, daß wir dies thun sollten, rief Baron Kaphengst fröhlich lachend. Jedermann wird glauben, daß Se. Königliche Hoheit nur einen Spazierritt unternimmt, und Niemand wird etwas Anderes glauben, während man neugierig werden wird, wenn wir zu Fuß die Stadt verlassen.

Ich denke, es sieht aus, als ob ich mich fürchtete, wenn ich so heimlich und auf Schleichwegen mich entferne, sagte der Prinz sinnend.

Und die Heimlichkeit und die Schleichwege sind gut für Priester und für alte Weiber, nicht aber für uns, rief Kaphengst lachend.

Die Heimlichkeit paßt sich für Jeden, der etwas Unrechtes thun will, sagte Kalkreuth ernst.

Der Prinz blickte rasch zu ihm empor. Sie meinen also, daß wir im Begriff sind, ein Unrecht zu begehen? fragte er.

Ich wage nicht, von Eurer Hoheit zu sprechen, aber wir Beide begehen jedenfalls ein Unrecht, denn wir sind im Begriff, den schlimmsten Fehler, den ein Offizier begehen kann, zu machen, den Fehler der Insubordination. Dennoch aber, mein Prinz, bin ich bereit dazu, denn Sie haben es gewünscht, daß wir Sie begleiten, und ich denke, gerade darin soll sich meine Liebe und Verehrung für Euere Königliche Hoheit zeigen, daß ich mit Freuden das thue, was ich als ein Unrecht verdammen muß.

Der Prinz erwiederte nichts, sondern trat zum Fenster hin und blickte sinnend und schweigend in die Abenddämmerung hinaus.

Wissen Sie, daß Sie zuweilen unleidlich sind mit Ihren Sentenzen, lieber Freund? murmelte Kaphengst. „Die Heimlichkeit paßt sich für Jeden, der etwas Unrechtes thun will." Wahrhaftig, ich fürchte, mit dieser Sentenz werden Sie uns um das schöne Maskenfest bringen, das in diesem Jahre in Berlin gefeiert wird. Wären Sie mit Ihrer Weisheit mindestens ein Bischen früher gekommen, so hätten wir Urlaub nehmen können, nun aber —

Der Prinz wandte sich wieder vom Fenster zu seinen Freunden um, und sein Antlitz leuchtete jetzt von Entschlossenheit und Energie.

Kalkreuth hat Recht, sagte er. Es war ein Unrecht, welches wir da begehen wollten und es wird besser sein, dies zu vermeiden. Unterwerfen wir uns also den Gesetzen, wie es jedem Offizier geziemt.

Ich werde an den König schreiben und um Urlaub für uns Drei bitten.

Das wird leider unmöglich sein, Königliche Hoheit, sagte eine süßliche Stimme hinter ihm, und als der Prinz sich umwandte, blickte er in das lächelnde Antlitz des Herrn von Pöllnitz, der eben seine schönste und kunstgerechteste Verbeugung machte.

Verzeihung, Königliche Hoheit, daß ich es gewagt habe, unangemeldet einzutreten, aber Sie selbst hatten mir erlaubt, um diese Stunde zu kommen und Ihnen Bericht zu erstatten über Ihre gnädigst mir ertheilten Befehle.

Weshalb sagen Sie, daß es unmöglich ist, vom König heute Urlaub zu bekommen? fragte der Prinz hastig.

Weil Se. Majestät sich bereits in den Concertsaal begeben hat und mit Quanz ein neues Flötenconcert probirt. Euere Königliche Hoheit wissen wohl, daß es streng verboten ist, ihn im Concertsaal zu stören.

Nun, so werden wir unsern Plan aufgeben und hier bleiben müssen, sagte der Prinz mißmuthig, während Herr von Kaphengst seinem Freunde Kalkreuth wüthende und drohende Blicke zuwarf.

Und weshalb wollten Euere Königliche Hoheit das thun? fragte Pöllnitz erstaunt. Alle Vorbereitungen sind getroffen, alle Ihre Befehle und Aufträge sind pünktlich von mir erfüllt. Ich habe für Sie und Ihre beiden Freunde Maskenanzüge besorgt, wie Euere Hoheit befahlen, und dieselben liegen in meiner Wohnung in Berlin bereit; dort werden Sie sich maskiren und den Wagen besteigen, der Ihrer harrt und Sie zu dem Palais des Prinzen von Preußen führt. Niemand wird Sie in Ihrer Verkleidung erkennen, oder wenn es geschieht, wird Niemand es wagen, Euere Königliche Hoheit an den König zu verrathen. Außerdem wissen nur zwei Personen mit Bestimmtheit, daß Sie den Ball besuchen werden, das ist der Prinz von Preußen und eine schöne Frau, deren glänzenden Augen Thränen der Freude entstürzten, als ich ihr die Botschaft Euerer Königlichen Hoheit überbrachte. „Sagen Sie dem Prinzen", flüsterte sie mit ihrer bezaubernden Sirenenstimme, „sagen Sie ihm, daß ich ihn dort erwarten würde und wenn ich wüßte, daß der Zorn des Königs mich nachher zerschmettern würde."

Der Prinz erröthete vor Glück und zugleich vor Schaam. Und Sie sagen, daß es unmöglich ist, den König jetzt noch zu stören? fragte er.

Unmöglich, mein Prinz. Ich wenigstens würde nicht den Muth haben, mich im Concertsaal mit einer Depesche oder einem Brief zu nähern. Der Löwe ist immer gefährlich, selbst wenn er die Flöte bläst.

Aber wenn das Concert beendet ist? Sollte man ihm dann nicht einen Brief von mir überreichen dürfen?

Alle Briefe, die heute noch einpassiren, werden in das Arbeitscabinet des Königs gebracht, wo er sie morgen früh liest, es müßte denn sein, daß es wichtige Regierungs-Angelegenheiten oder plötzliche Unglücksfälle beträfe, und ich denke nicht, daß der Brief Euerer Königlichen Hoheit in diese beiden Kategorieen gehört.

Wir müssen also darauf verzichten, sagte der Prinz seufzend.

Verzichten den König zu sehen, ja! denn der König ist für heute unzugänglich und wird seine Zimmer in Sanssouci nicht mehr verlassen.

Demnach wären wir vollkommen sicher, daß er unsere Entfernung gar nicht bemerkt und nicht erfährt, sagte Herr von Kaphengst eifrig.

Vollkommen sicher, bestätigte Pöllnitz.

Vorausgesetzt, daß der Baron von Pöllnitz dem König nicht selbst diese Nachricht bringt, sagte Baron Kalkreuth, dessen ruhige und klare Blicke auf dem lächelnden Antlitz des Höflings seine innersten Gedanken zu lesen schienen.

Sie meinen also, daß ich eine Gelegenheit suche, von dem König fortgejagt zu werden? fragte Pöllnitz lachend. Nein Baron, sein Sie ohne Sorgen, ich werde schweigen, denn ich möchte nicht als Mitschuldiger erkannt werden. Mitgefangen, mitgehangen, das ist ein gutes altes deutsches Sprüchwort.

Oh, ein — kluger Mann wie Sie, weiß den Kopf immer zur rechten Zeit aus der Schlinge zu ziehen, und dafür den Kopf eines Andern hinein zu schieben, rief Kalkreuth heftig.

Baron Pöllnitz warf auf ihn einen mißtrauischen und ängstlichen Blick. Baron Kalkreuth, sagte er, ich wüßte nicht, daß ich mir Geld von Ihnen geliehen und Ihnen dadurch das Recht gegeben hätte, grob gegen mich zu sein. Aber da Sie es eben gewesen sind, so haben Sie es ohne Zweifel auf Abschlag gethan, und ich muß sie bitten, mir wenigstens funfzig Louisd'or zu leihen, damit Ihr Ausfall gegen mich einen Milderungsgrund gewinne.

Ruhig, meine Herren, rief der Prinz, welcher bis jetzt sinnend und mit seinen eigenen Wünschen kämpfend dagestanden hatte. Nehmen Sie Ihre Mäntel und gehen wir spazieren. Sagten Sie nicht, daß die Pferde vor dem Thore uns erwarteten, Baron Kalkreuth?

Ich sagte es, Königliche Hoheit.

Und Sie, Pöllnitz, sagten Sie nicht, daß in Berlin in Ihrer Wohnung drei Maskenanzüge unserer warten?

Ich sagte es, Königliche Hoheit.

Und Sie, Baron Kaphengst, werden Sie nicht

ohne alle Frage auf dem Maskenball meines Bruders eine schöne Frau finden, welche Sie lieben und von der Sie mit Sehnsucht erwartet werden?

Ich werde deren Viele finden, mein Prinz, denn ich liebe alle schöne Frauen, und bin hochmüthig genug, zu glauben, daß mehr als Eine mich mit Sehnsucht erwartet.

Nun denn, sagte der Prinz mit einem glücklichen Lächeln, wir dürfen die Pferde vor dem Thore, die Maskenkleider in Berlin und die zärtlichen Schönen des Herrn von Kaphengst nicht länger warten lassen! Kommen Sie, meine Herren, wir reiten nach Berlin!

Wahrhaftig, es hat Mühe gekostet, ihn abreisen zu lassen, flüsterte Herr von Pöllnitz, als er wieder auf der Straße war und den drei jungen Männern nachschaute, deren Gestalten sich in der Ferne und der Dunkelheit zu verlieren begannen. Der gute Prinz hatte eine ganz jugendliche Aufwallung und mein Plan war nahe daran zu scheitern. Wenn der König das wüßte, wäre er im Stande, in der Aufwallung seiner Freude dem Prinzen Alles zu verzeihen und die ganze Idee seiner Verheirathung aufzugeben. Damit würde ich aber um meine Gehaltszulage und um die Bezahlung meiner Schulden kommen. Das darf also nicht sein und ich werde mich wohl hüten, dem König von diesen innern Kämpfen seines Bruders zu erzählen.

Prinz Heinrich.

Nun? fragte der König, als Pöllnitz zu ihm eintrat. Ist mein Bruder wirklich nach Berlin gegangen?

Nein, geritten, Majestät, und zwar in Begleitung der beiden Herren von —

Lasse Er das, rief der König hastig, ich will ihre Namen nicht wissen, sonst müßte ich auch sie bestrafen. Er ist also gegangen und zwar ohne alles Zaudern und Bedenken?

Ja, Sire, ohne alles Bedenken. Er meinte, er sei vollkommen in seinem Recht, zu gehen, wohin es ihm beliebe, und sich zu amüsiren, wie er es verstände, und da er nicht die Flöte blasen könne, wolle er auf dem Parquet seines Bruders wenigstens versuchen, den Contrabaß zu streichen.

Und ich werde den Takt zu dieser Musik machen, rief der König. Der Wagen soll vorfahren. Pöllnitz, Er begleitet mich nach Berlin. Ohne Zweifel hat mein Herr Bruder den Reitweg über die Wiese eingeschlagen, der etwas näher ist?

Ja, Sire!

Nun, dann werden wir nicht Gefahr laufen, ihm zu begegnen und uns unser gegenseitiges Incognito zu verrathen, und da wir überall Relais legen lassen, so werden wir vielleicht noch vor ihm in Berlin sein.

III.

Louise von Kleist.

Frau von Kleist befand sich allein in ihrem Boudoir und betrachtete in dem großen venetianischen Spiegel mit sichtbarem Wohlgefallen ihre Toilette, welche so eben vollendet war. Und in der That, sie hatte wohl Ursache, zufrieden zu sein. Dieses Costüm einer Odaliske stand ihr außerordentlich gut und paßte ganz zu ihrer üppigen Schönheit, zu diesen großen, schwimmenden blauen Augen, zu den vollen purpurrothen Lippen und zu dieser schmiegsamen, vollen Gestalt, die bei aller Ueppigkeit doch schlank, und im schönsten Ebenmaß war. — Louise von Kleist war noch immer von einer strahlenden Schönheit trotz ihrer acht und zwanzig Jahre und trotz der mancherlei Stürme und Schmerzen, welche zuweilen ihr schönes Angesicht wie mit Wolkenschleiern umhüllten. Aber die Rosen auf ihren Wangen waren davon nicht erbleicht, die Jugend war in ihrem Herzen ebenso wenig gestorben, wie in ihrem Angesicht.

Louise von Kleist glich in ihrem Innern noch ganz der kleinen Louise von Schwerin der früheren Tage, dieser kleinen übermüthigen Schwärmerin, welche es romantisch fand, einen jungen Gärtner zu lieben und ganz bereit war, mit ihm in das Paradies der Liebe zu entfliehen.*) Damals hatte des Königs Fürsorge sie von ihrer romantischen Thorheit gerettet und ihr einen andern Gemahl gegeben. Aber diese unglückliche Ehe mit dem armen Herrn von Kleist, dem Goldmacher und Teufelsbeschwörer, war jetzt überwunden und vorüber, und Louise von Kleist war jetzt wieder frei und fesselos. Sie fühlte in ihrem Herzen noch immer etwas von der wilden und abenteuerlichen Romantik der kleinen Louise von Schwerin, sie hatte sich noch immer diesen glücklichen Leichtsinn, diesen phantastischen Durst nach Abenteuern bewahrt; sie war noch immer die tollkühne, schwärmerische, leicht bewegte Louise von Schwerin, — nur daß sie weniger unschuldig war, nur daß die kleine Coquette aus Instinkt sich in eine Coquette mit vollem Bewußtsein und mit voller Herrschaft über die ihr zu Gebote stehenden Mittel verwandelt hatte.

*) Siehe Friedrich der Große und sein Hof. Roman in drei Bänden. Von L. Mühlbach.

Doch hatte die schöne, selbstbewußte Coquette jetzt dasselbe phantastische Gelüste, welches einst die schöne, unbewußte, unschuldige Coquette gehabt hatte. Louise von Kleist träumte von einer Mesalliance so gut, wie einst Louise von Schwerin gethan, aber mit dem Unterschied, daß die Letztere ihre Blicke nach unten, die Erstere ihre Blicke nach oben gerichtet hatte. Louise von Schwerin wollte zu dem Gärtner hinuntersteigen, Louise von Kleist wollte sich zu dem Prinzen emporschwingen, das war der ganze Unterschied!

Sie stand vor dem Spiegel und prüfte noch einmal ihre ganze Erscheinung, und dann gestand sie sich mit einem zufriedenen Lächeln, daß sie schön genug sei, um alle Männer bezaubern zu können und in Aller Herzen eine schmerzliche Sehnsucht nach ihrer Liebe zu erregen.

Aber ich will und werde jetzt Niemand mehr lieben, als den Prinzen allein, sagte sie dann, und wenn meine Gewalt über ihn wirklich so groß ist, daß ich ihn zu einer Verheirathung mit mir bewegen kann, so will ich es ihm durch Treue und völlige Hingabe in seinen Willen lohnen. O, gewiß, ich will eine tugendhafte Gattin und eine treue Mutter sein und meine holde kleine Camilla soll an ihrer Mutter ein gutes und würdiges Vorbild haben. Ich will meinem Engel das mit einem Abschiedskuß versprechen und dann fort auf den Ball.

Sie hüpfte in das anstoßende Schlafgemach und zu dem Bette ihres Kindes hin. Ein seltsamer Anblick war es, diese Frau in dem phantastischen und üppigen Anzug sich mit so frommen und zärtlichen Blicken über das Lager des kleinen Mädchens neigen zu sehen, mit gefaltenen Händen und leise flüsternden Lippen, die vielleicht ein Gebet oder einen frommen Wunsch lispelten.

Wie schön sie ist, flüsterte Louise, gar nicht ahnend, daß ihre eigene Schönheit in diesem Moment in einem fast rührenden Glanze strahlte, daß die Mutterliebe sie aus einer verführerischen Coquette in eine anbetungswürdige Heilige verwandelt hatte. Wie schön sie ist, wiederholte sie noch einmal, und wie wenig sie noch von der Unreife des Kindes an sich hat. Wahrhaftig, man sollte glauben, dieses Kind von zehn Jahren sei schon ein junges Mädchen, eine Hebe, welche ganz würdig ist, die Götter zu bedienen.

Ein lustiges, schallendes Gelächter ihrer Tochter

unterbrach sie. Das Kind schlug die großen schwarzen Augen auf und blickte vergnügt zu ihrer Mutter empor.

Bösewicht, Du schliefst also nicht? fragte die Mutter lächelnd.

Nein, Mama, ich schlief nicht, lachte Camilla. Ich spielte nur ein wenig Comödie.

Ach, und von wem hast Du denn das gelernt, Comödie zu spielen, mein kleiner Tollkopf? fragte Louise zärtlich.

Das Kind blickte mit ihren großen Augen nachdenklich eine Zeitlang vor sich hin, wie das Kinder zu thun pflegen, wenn sie von irgend einer Frage überrascht und zum Nachdenken aufgefordert werden.

Ich glaube, Mama, sagte sie dann langsam, ich glaube, ich habe das von Dir gelernt.

Von mir, Camilla? Wann hast Du mich denn Comödie spielen sehen?

O, sehr oft, rief sie lachend. Vor einigen Tagen noch, Mama! Denke doch daran, wie wir so herzlich mit einander lachten und scherzten. Da ward Dir der Prinz Heinrich gemeldet und Du schicktest mich in die andere Stube, aber die Thür blieb auf und ich sah sehr wohl, daß Du plötzlich ein sehr betrübtes Gesicht machtest und ich hörte, wie der Prinz Dich nach Deinem Befinden fragte und da antwortetest Du: „Ich bin krank, Hoheit, und wie sollte es auch anders sein, da ich immer weine und mich verzehre in Kummer und Sehnsucht.“ Nun, Mama, war das nicht Comödie gespielt?

Louise von Kleist antwortete nicht; sie legte nur hochathmend ihre Hand auf ihr Herz, denn sie fühlte da einen dumpfen, ahnungsvollen Schmerz, ein unbeschreibliches Angstgefühl.

Camilla fuhr fort: O, ich habe auch gesehen, wie zärtlich Dich der schöne Prinz dann ansah und wie er Deine Hand küßte und sagte, Du wärst schön wie ein Engel. O, Mama, ich werde auch schön werden und dann will ich auch von einem Prinzen geliebt werden.

Aber um schön zu werden, muß man vor allen Dingen gut, verständig und tugendhaft sein, sagte die schöne Odaliske mit ernster Miene.

Die kleine Camilla setzte sich in ihrem Bett aufrecht; das weiße Nachtgewand war von ihren Schultern herabgeglitten und ließ ihre weichen, kindlichen Formen sehen, ihre braunen Locken ringelten lang über den entblößten Nacken nieder und verloren sich dann unter dem weißen, spitzenbedeckten Nachtkleide. Die Ampel, welche von der Decke niederhing, beleuchtete mit hellem Schein ihr reizendes Angesicht und machte die Gold- und Silberstickerei und die Brillanten an dem phantastischen Anzug ihrer Mutter höher funkeln.

Camilla war in diesem Moment, wie sie, die nackten Arme über der Brust kreuzend, zu ihrer Mutter emporschaute, wirklich schön wie ein Engel, aber es waren doch schon irdische und gefährliche Gedanken in ihrem Herzen.

Mama, sagte sie, warum willst Du denn, daß ich tugendhaft sein soll, da Du es auch nicht bist?

Louise erbebte und blickte ihre Tochter entsetzt an. Wer hat Dir gesagt, daß ich nicht tugendhaft sei? fragte sie.

Mein armer, lieber Papa hat mir das gesagt, als er zum letzten Male hier war und ich einige Stunden bei ihm sein durfte. O, er hat mir sehr viel erzählt, Mama, fuhr das Kind mit schlauem Lächeln fort, er hat mir erzählt, wie Du einen schönen Gärtnerburschen geliebt hast und mit ihm davon gelaufen bist und wie der Papa Dich auf Befehl des Königs geheirathet und von der Schande errettet hat. Und er sagte, Du wärst gar nicht dankbar dafür gewesen, sondern habest ihn oft verrathen und betrogen, und blos weil er so unglücklich durch Dich geworden, habe er zuletzt so viel Wein getrunken, um sein Unglück zu vergessen. Ach, Mama, Du glaubst nicht, wie er weinte, der arme Papa, als er mir das Alles erzählte, und wie er mich beschwor, ich sollte gar nicht so werden wie Du, sondern mir Mühe geben, ganz anders zu werden, damit alle Menschen mich achten und lieben könnten.

Während Camilla so sprach, war ihre Mutter langsam, wie zerschmettert, neben ihrem Bette zusammengebrochen und ihr Antlitz an dem Bette ihres Kindes verbergend, ächzte und schluchzte sie laut.

Weine nicht, weine nicht, Mama, rief Camilla ängstlich. Glaube mir nur, ich will gewiß nicht thun, was der Papa sagt, und ich werde nicht so dumm sein und mit ihm in eine kleine Stadt ziehen, wo es so still und einsam ist. —

Als die Mutter noch immer fort weinte, fuhr Camilla lebhafter und gleichsam um sie zu beschwichtigen fort: ich will auch so werden wie Du, Mama, ganz gewiß, das will ich! O, Du sollst nur sehen, ich gebe immer Acht, wie Du Alles machst, wie Du alle Herren so freundlich anlächelst, und was Du zuweilen für große Augen machst, und wie Du dann wieder so stolz und kalt, und dann wieder so zärtlich aussiehst. O, ich habe mir das Alles gemerkt, und ich will es gerade so machen, und ich will auch mit einem Gärtner fortlaufen, gerade wie Du, aber ich lasse mich dann nicht von Papa wiederholen, nein, ich nicht.

Schweig, Kind, schweig, rief die Mutter, indem sie sich bleich und ernst jetzt von ihren Knieen emporrichtete. Du sollst ein tugendhaftes und ehrbares junges Mädchen werden und die laufen niemals mit

einem Manne fort. Vergiß, was Dein böser Vater Dir gesagt hat. Du weißt wohl, daß er mich haßte, und er hat Dir daher alle die schlechten Dinge von mir vorgelogen, damit Du mich auch hassen solltest.

Mama, kannst Du mir schwören, daß er gelogen hat?

Ja, mein Kind, ich kann es Dir schwören!

Du bist also nicht mit einem Gärtner davongelaufen?

Nein, meine Tochter, ich sagte Dir schon, ein tugendhaftes Mädchen läuft nicht davon.

Du hast Papa nicht unglücklich gemacht, und nicht, als Du seine Frau warst, andere Männer geliebt?

Nein, meine Tochter!

Mama, fragte das Kind nach einer Pause, kannst Du mir darauf die rechte Hand geben und es mir schwören?

Louise zögerte einen Augenblick und ein eisiger Schauer durchrieselte ihre Glieder; sie hatte ein Gefühl, als ob sie im Begriffe sei, einen Meineid zu begehen. Aber wie sie in das schöne Antlitz ihres Kindes sah, dessen große Augen mit einem seltsamen Ausdruck auf sie gerichtet waren, überwand sie ihre eigene Unentschlossenheit.

Hier hast Du meine rechte Hand, sagte sie, ich schwöre Dir, Alles, was Dein Vater Dir erzählt hat, ist unwahr.

Camilla brach wieder in ein lustiges Lachen aus. Siehst Du, Mama, rief Sie, jetzt habe ich Dich attrapirt. Du willst immer, daß ich die Wahrheit sage und niemals die rechte Hand darauf gebe, wenn das, was ich sage, eine Lüge ist. Und nun hast Du es selber so gemacht!

Was habe ich gemacht? fragte ihre Mutter bebend.

Du hast mir die rechte Hand gegeben und geschworen, daß Alles, was der Papa gesagt hat, nicht wahr sei, und es ist doch wahr, und Du hast jetzt gelogen und falsch geschworen!

Ihre Mutter zitterte so heftig, daß sie sich an der Lehne des Bettes halten mußte, um nicht umzusinken.

Warum glaubst Du das, Camilla? fragte sie.

Ich glaube es nicht, ich weiß es, sagte das Kind mit einem listigen Lächeln. Denn als der Papa zum letzten Mal mit Dir sprach und für immer von Dir Abschied nahm, da sagte er zu Dir dasselbe, was er zu mir gesagt hatte. O, ich war dabei und hörte Alles! Ihr hattet nur nicht gesehen, wie ich hinter Euch in's Zimmer geschlichen war und mich leise hinter dem großen Kaminschirm verkrochen hatte. Da sagte Papa auch zu Dir, Du seiest Schuld an all seinem Unglück und seiner Schande. Von dem Tage, an welchem Du mit dem Gärtner davongelaufen und er, auf Befehl des Königs, Dir habe nachsetzen und Dich heirathen müssen, von dem Tage an sei er ein verlorener Mann gewesen. Und wie er das sagte, da weintest Du nur, aber Du sagtest nicht zu ihm, wie Du jetzt zu mir sagst, daß der Papa gelogen habe.

Louise antwortete nicht. Dieser letzte Schlag hatte ihr Herz wie ein Blitzstrahl zerschmettert und sie ganz und gar betäubt. Sich immer noch an der Lehne des Bettes haltend, blickte sie mit einem unaussprechlichen Wehegefühl zu ihrem Kinde hin, dessen schalkhaftes Lächeln ihre Seele jetzt noch wie mit einem Dolchstoß verwundete.

Verloren, murmelte sie leise, wir sind alle Beide verloren!

Dann warf sie sich mit einer leidenschaftlichen Verzweiflung über ihr Kind hin und es fest in ihre Arme ziehend, küßte sie es mit heftiger Innigkeit und überströmte ihr Antlitz mit ihren glühenden Thränen.

Nein, Camilla, nein, Du sollst nicht verloren gehen, flüsterte sie, Du sollst rein und tugendhaft bleiben. Jedes Kind hat seinen guten Engel, der es bewacht, bete mein Kind, bete, daß Dein Engel nicht von Dir weiche!

Sie schloß sie noch einmal heftig in ihre Arme und kehrte dann wieder in ihr Toilettenzimmer zurück, trostlos und tieftraurig, wie sie sich nie zuvor gefühlt.

Aber diese ungewöhnliche Traurigkeit fing bald an sie zu belästigen; ihr Herz war nicht daran gewöhnt, Schmerzen zu empfinden, und sie erschauerte vor dieser einsamen, dumpfen Oede, welche sie in sich fühlte.

Wenn nur der Wagen käme, um mich abzuholen, flüsterte sie, und dann, gleichsam um ihr leichtsinniges Herz vor sich selber zu entschuldigen, fügte sie hinzu: jetzt ist es für mich eine heilige Pflicht, dem Prinzen auf eine rechtmäßige und legitime Weise anzugehören. Ich muß mir die Achtung meines Kindes wieder erwerben, ich muß ihrem Leben eine gediegene und feste Basis geben. Ja, ja, dazu ist es durchaus nothwendig, daß ich nicht des Prinzen Geliebte, sondern seine Gattin werde. Und ich werde dieses Ziel schon erreichen, denn der Prinz liebt mich wahrhaft und in seinem Munde ist das Wort einer ersten Liebe keine Lüge.

Und jetzt war sie wieder die coquette Frau, deren reizendes Lächeln wieder vollkommen mit ihrem coquetten Anzug harmonirte, nicht mehr die zärtliche Mutter, die von Reue und Selbstvorwürfen gemarterte Sünderin!

Jetzt stand sie wieder vor dem Spiegel und legte

die zerknitterten Falten ihres Gewandes wieder zurecht und ordnete wieder ihre etwas verschobene und zerdrückte Frisur.

Ich will heute bezaubernd und ganz hinreißend sein, flüsterte sie mit einem Lächeln, das die beiden Reihen ihrer perlenweißen Zähne sehen ließ. Der Prinz soll aus meinen Blicken Begeisterung und Muth schöpfen, das Ungeheuerlichste zu wagen und mir seine Hand anzubieten. O, ich weiß schon, daß er ganz in der Stimmung ist, es zu thun, und wär's auch nur, um seinem Königlichen Bruder ein Aergerniß zu bereiten.

Wie sie jetzt von der Straße her das Vorfahren eines Wagens vernahm, flammten ihre Augen und sie flüsterte hochaufathmend: Die Schlacht beginnt! Auf denn zum Siege!

IV.

Auf dem Maskenball.

Das Fest hatte schon begonnen, und als Louise von Kleist, die schöne Odaliske, in den großen Tanzsaal trat, ward ihr Auge fast geblendet von dem bunten Gemisch der Masken, die da in ihren fabelhaften, phantastischen, von Gold und Geschmeide funkelnden Gewändern auf- und abwogten, von dem Lichterglanz, der von den Kronleuchtern aus Bergkrystall sich wie ein funkelndes Lichtmeer über diesen von Spiegeln und Goldverzierungen glänzenden Saal ergoß und das Parquet wie eine dunkle Eisbahn erglänzen machte. — Die Feste des Prinzen von Preußen waren berühmt, sowohl wegen ihrer geschmackvollen Anordnung als wegen des Luxus und Glanzes, den der Thronerbe dabei entfaltete, und den er vielleicht wie einen funkelnden Schleier über die Augen seiner Gäste legen wollte, damit sie sein eigenes stilles und schwermüthiges Antlitz nicht beachteten, sondern sein Leben und sein Glück nach dem Glanz seiner Feste beurtheilten. — Unerkannt schlüpfte die schöne Odaliske in dem bunten Gedränge der eleganten Masken umher, hier und dort, wenn sie eine dieser verhüllten Gestalten trotz ihrer Verkleidung erkannt hatte, derselben ihren Namen oder irgend eine boshafte Bemerkung zuflüsternd und dann fröhlich lachend weiter hüpfend, um auf's Neue die kleinen Pfeile ihrer Bosheit abzuschießen, und auf's Neue bei den Erkannten Verwunderung und Staunen zu erregen.

Ah, ich wollte das ganze Leben wäre ein Maskenfest, sagte sie leise zu sich selber, ein so geheimnißvoll süßer Scherz, bei dem man immer mehr findet als man sucht und mehr erräth als man weiß! Niemand kennt mich jetzt hier und der tapfere und schöne Herr du Trouffel, der edle Maltheserritter, welcher sich dort drüben an jene Säule lehnt und mit schwermüthig schmachtenden Blicken das Gewühl der Masken überschaut, um nach derjenigen zu spähen, welche sein Herz ersehnt, der ahnt gar nicht, daß sie inzwischen ihm gegenübersteht und ihn auslacht mit seiner verliebten Schwermuth. Nein, auch Er erkennt mich nicht, und Niemand erkennt mich, und Niemand außer dem Prinzen und Pöllnitz weiß, in welchem Anzug ich hier bin, und da diese mich noch nicht gefunden haben, so geht daraus hervor, daß sie noch nicht hier sind und ich noch ein wenig umherflattern und schwärmen kann.

Sie wollte eben zu dem schlanken Maltheserritter hinüberhüpfen, als sie plötzlich ihren Arm berührt fühlte und, sich umwendend, zwei in dunkle Mäntel gehüllte Masken hinter sich erblickte, welche sich grüßend vor ihr verneigten.

Schöne Odaliske, ich bringe Dir Deinen Sultan, flüsterte die eine dieser Masken, und indem sie einen Moment ihre Maske lüftete, zeigte sich das pfiffige und lächelnde Gesicht des Barons von Pöllnitz.

Und wo ist mein Sultan? fragte sie leise.

Hier ist er, sagte die zweite Maske, der schönen Frau den Arm reichend, und Louise sah durch die Maske diese großen brennenden blauen Augen ihr entgegenstrahlen, welche Niemand auf der Welt außer dem König und dem Prinzen Heinrich besaß.

Ach, mein Prinz, flüsterte sie leise und fast vorwurfsvoll, Sie sehen, daß ich es war, welcher er wartete.

Der Prinz antwortete nicht, er führte sie nur hastig durch das Gedränge, während Pöllnitz voranschritt und ihnen den Weg anzudeuten schien, welcher sie gehen sollten. So gelangten sie bald an das Ende des Saals zu der kleinen Treppe, die zu den

kleinen Boudoir führte, aus welchem man auf den Balkon trat, der die obere schmale Seite des Saals begrenzte. Von diesem Balkon aus konnte man den ganzen Saal überschauen, aber wenn man unbemerkt und unbeobachtet von der Gesellschaft da oben in dem Boudoir sein wollte, so hatte man nur nöthig, diese schweren sammetnen Vorhänge, welche das kleine Kabinet von dem Balkon trennten, herabzulassen, und man befand sich alsdann in einem reizenden kleinen Boudoir, zu dem die Musik und das Geräusch des Tanzsaals nur wie das Geräusch der Wogen, die sich an der Insel der Glückseligen brachen, emportönte.

Zu diesem Boudoir führte Herr von Pöllnitz jetzt das schweigende Paar. Mit geschäftigem Eifer öffnete er ihm die Thür und hieß es eintreten; nachdem er dann die Balkonvorhänge hatte herniederrauschen lassen, verneigte er sich ehrerbietig und schlüpfte hinaus.

Mein Gott, flüsterte Louise mit wohlerkünsteltem Schrecken, wenn man uns hier überraschte, Hoheit, wenn man —

Fürchten Sie nichts, man wird uns nicht überraschen, sagte ihr Begleiter, Pöllnitz hält Wache vor der Thür. Da wir also ungestört und allein sind, so wollen wir zuerst *eine* Maske von unserm Antlitz nehmen, vielleicht bleibt doch noch eine darauf haften!

So sprechend nahm der vermeintliche Prinz Heinrich seine Maske ab und warf sie auf den Tisch.

Der König, rief Frau von Kleist, entsetzt einen Schritt zurückweichend.

Des Königs Augen ruhten mit einem durchbohrenden Ausdruck auf ihr. Wie? fragte er, Sie spielen also noch immer Maskerade? Sie stellen sich erstaunt, und doch wußten Sie ja, daß *ich* es war! Wem anders als dem König würde sonst wohl die schöne Frau von Kleist eine solche Auszeichnung widerfahren lassen? Zu welchem andern Cavalier könnte sie wohl ein so unbedingtes Vertrauen haben, daß sie ihm hierher folgte, in dieses einsame Boudoir, das mit seinem rosigen Ampellicht und seiner geräuschvollen Stille wirklich für jeden Andern gefährlich sein würde, und ganz geeignet ist, die ruhigsten Sinne und das kälteste Herz zu entflammen? Wem anders als dem König allein würde Louise von Schwerin, nicht doch, Louise von Kleist, auf diese Art ihre Ehre, ihren Namen und ihre Person überantworten? Aber Sie wissen, daß Sie ganz außer Sorgen sein dürfen, denn in Meiner Nähe sein, heißt sich unter Meinem Schutze befinden, unter dem Schutze eines Königs, dem die Sorgen und Lasten seiner Königspflichten längst das Herz eines Mannes überwuchert und erstickt haben. Ich danke Ihnen, daß Sie mich richtig erkannt haben und mir hierher gefolgt sind.

Louise fühlte sich zu sehr verwirrt von des Königs durchbohrenden Blicken, zu sehr beschämt von seinen leise spöttelnden Worten, um einer Antwort fähig zu sein.

Sie verneigte sich schweigend und ließ sich von dem König zu dem Divan führen, der die Wand, dem Balkon gegenüber, einnahm.

Setzen wir uns und plaudern wir ein wenig, sagte der König. Sie wissen, ich hasse das Geräusch der Feste und liebe es, mich in guter Gesellschaft in irgend eine Ecke zurückzuziehen, wo man nicht beobachtet und nicht gestört wird. Kaum hatte mir also Pöllnitz verrathen, welch' eine liebenswürdige Fee unter diesem Anzug einer Odaliske verborgen sei, als ich wußte, daß ich meine gute Gesellschaft gefunden hatte und Pöllnitz nur befahl, uns einen stillen Plauderwinkel zu zeigen. Da sind wir, plaudern wir also! Fangen Sie an!

Wovon befehlen Euer Majestät, daß ich sprechen soll? fragte Louise verwirrt und angstvoll, denn sie begriff sehr wohl, daß der König durchaus nicht zufällig ihre Gesellschaft gewünscht hatte, sondern daß er damit einen ganz bestimmten Zweck verfolge.

O, das ist in der That eine Frage, deren Naivetät mich an die kleine Louise von Schwerin früherer Tage erinnert, rief der König lächelnd. Wovon Sie sprechen sollen? Nun, sprechen wir zunächst von dem, was jeden Menschen am Meisten zu interessiren pflegt, sprechen wir von Ihrem Glück. Sie seufzen? Sollten Sie auch Ihren Tribut schon an die Vergänglichkeit des Glückes gezahlt haben?

Ah, Majestät, eine unglückliche Ehe ist der schlimmste Tribut, den man zahlen kann, seufzte Frau von Kleist, und Eure Majestät wissen, daß ich den sehr lange zahlen mußte, bis ich endlich vor kurzer Zeit durch Ihre Gnade aus meiner Sclaverei erlöst ward.

Ach ja, es ist wahr, Sie sind geschieden! Und wann werden Sie sich wieder verheirathen?

Louise blickte überrascht empor. Wie? stotterte sie verlegen, Eure Majestät meinen —

Daß Sie sich wieder verheirathen werden, allerdings! Denn eine so schöne Frau, wie Sie es sind, ist natürlich immer von Freiern umlagert, und ich werde es nicht dulden, daß Sie, wie die höchst ehrsame Penelopeia, um Ihre Freier zu täuschen, Nachts das Gewand wieder zertrennen, an welchem Sie den Tag über gewebt haben. Nein, ich wünsche aufrichtig, daß Sie sich wieder verheirathen. Sie sollen damit meinen Brüdern, Ihren Jugendgespielen, als würdiges Beispiel vorangehen, und ich will zu meinem Bruder Heinrich sagen: Die Ehe ist wahrhaftig nicht ein so übles Ding, wie Du meinst, und man kann sich ihr wohl unterwerfen. Hat doch die schöne Frau

von Kleist schon zum zweiten Male den Muth gehabt, sich zu vermählen, und Du, welcher ein Mann ist, Du wolltest schon vor dem ersten Male zurückschrecken? — Vraiment, ich hoffe, daß diese Worte wie eine Beschwörungsformel auf ihn wirken werden, und ich wünsche daher Ihre Vermählung nicht blos zu Ihrem eigenen Glück, sondern auch als ein Liebesopfer, welches Sie meinem Hause darbringen sollen.

Nur zweifle ich, Sire, sagte Louise schüchtern, daß das Beispiel einer so geringfügigen Person den Prinzen von seinem Widerwillen gegen die Ehe zurückzuführen vermag.

Aber dieser Zweifel ist ungerecht und entspringt aus einem Irrthum. Der Prinz hat eine zu große — Jugendanhänglichkeit für Sie, um nicht der Ueberredung Ihres schönen Beispiels Folge zu leisten. Vermählen aber soll und muß sich der Prinz, das heißt, standesgemäß und legitim. Ich liebe nicht diese Ausnahmeehen der Prinzen, welche vermeinen, aus ihrer Maitresse eine ehrliche Frau machen zu können, wenn sie ihr statt ihres Namens und ihres Ranges die linke Hand darreichen und Gott, die Menschen und ihr eigenes Gewissen mit einigen frommen Tugendphrasen von Ehre und Sittlichkeit verblenden wollen. Eine Frau der linken Hand, was ist das? Eine privilegirte Maitresse, weiter nichts! Das Gelöbniß, welches man ihr vor dem Altar ablegt, giebt ihr nicht einmal die Sicherstellung, daß ihr Gemahl sich nicht noch außer ihr legitim vermählen kann. Und was bleibt alsdann dieser Frau der linken Hand? Die Religion und die allzeit käufliche Kirche hat ihr einen eiteln Titel gegeben, das ist Alles, die Gesetze gewähren ihr nichts! Die Welt bewilligt ihr nur die Neugierde der Niedrigen, die Verachtung der Hohen, und wenn das Schicksal ihrer Zwitterehe mit Kindern gesegnet ist, so werden diese Kinder ihrer Mutter einst fluchen, welche sie zu einem Leben mit zweifelhafter Ehre und zweifelhaftem Namen verdammt hat.

Ach, Sire, Sie malen da ein fürchterliches Bild! rief Louise bebend.

Ich thue es, weil ich wünschte, daß Sie, welche meinen Bruder so lange kennt, es versuchen möchten, in gutem und edlem Sinn auf ihn zu wirken, denn man sagt mir, daß der Prinz im Begriff sei, eine große Thorheit zu begehen. Man versichert mich, daß er aus Trotz gegen mich und meinen Willen sich heimlich und illegitim vermählen wolle. Noch kenne ich den Namen seiner Maitresse nicht, aber ich werde auch den erfahren, und wenn ich mir erst einmal die Mühe gegeben habe, ihn in mein Gedächtniß aufzunehmen, dann wehe ihr, denn ich werde alsdann ohne Gnade sein. Sagen Sie das meinem Bruder, ich bitte Sie darum. Sagen Sie ihm, daß ich niemals eine solche illegitime Ehe anerkennen werde, daß für mich diese Frau der linken Hand immer nur seine Maitresse bleiben würde, welche eben so gut ihren Liebstenschein bedürfe, wie die Soldatenliebsten in meiner Armee*), daß ich die Kinder dieses Bündnisses gleich denen der übrigen Soldatenliebsten als Waisen betrachten und in das Waisenhaus zu Potsdam bringen, daß ich aber vor alle Dingen Sorge tragen würde, daß seiner Maitresse die Thüren aller Familien meines Hofes verschlossen bleiben und man sie überall nur als eine Ausgestoßene und Verachtete fortweisen solle!

Eure Majestät sind sehr streng und mitleidslos gegen den armen Prinzen, sagte Frau von Kleist, welcher es gelungen war, ihre eigene Erregung zu unterdrücken und die sich jetzt, auf die Absicht des Königs eingehend gern das Ansehen geben wollte, selber ganz unbetheiligt bei dieser Angelegenheit zu erscheinen.

Nein, sagte der König, ich bin nicht grausam und nicht mitleidlos, ich muß nur die Dinge ansehen mit den Augen eines Königs, der nicht bloß das Wohl seiner Familie, sondern mehr noch das Wohl seines Volkes zu bedenken hat. Meine Brüder sollen meinem Volk nicht allein in allen Dingen mit einem guten Beispiel vorangehen, sondern sie sollen auch für das Wohl meines Landes und meines Volkes mit mir Sorge tragen. Sie sollen sich daher standesgemäß vermählen, nicht bloß um ihrem Vaterlande edle Söhne und tapfere Heerführer zu geben, sondern auch um sich mit reichen Prinzessinnen zu verbinden, welche neues Geld und neue Erwerbsquellen meinem Lande und meinem Volke zuführen.

Armer Prinz, flüsterte Louise, Eure Majestät wollen also sein Herz wie einen Goldklumpen ausmünzen und das schöne Göttermetall zu schmutziger Kupfermünze für das Volk umprägen?

Ich denke nicht, daß die Hände des Volkes das Gold in Kupfer verwandeln, sondern das Kupfer wird in seinen fleißigen Händen zu blankem Golde, an dem der Segen Gottes haftet. Wer sich dem Wohl des Volkes opfern muß, dem hat das Schicksal eine große und schöne Bestimmung gegeben, und die Geschichte wird ihm dafür ein Denkmal setzen. Auch mein Bruder Heinrich gehört der Geschichte an, und er darf sich daher nicht verlocken lassen von der Syrenenstimme seiner Geliebten, sondern er muß sich

*) Der König litt es nicht, daß die Soldaten sich während ihrer Dienstzeit verheiratheten. Aber es wurde ihnen erlaubt, in freier Gemeinschaft mit einer Auserwählten zu leben, nur mußte für diese bei den obern Militairbehörden ein Liebstenschein gelöst werden, welcher sie dann vor der Polizei und dem Gesetz sicherte. Preuß, Th. I. S. 426.

die Ohren mit Wachs verkleben und sich an den Mastbaum seiner Fürstenpflicht anbinden lassen. Sagen Sie das dem Prinzen, und nun, fuhr der König mit einem verbindlichen Lächeln fort, nnn lassen Sie uns wieder von Ihnen reden. Sie werden sich also wieder vermählen. Haben Sie Vertrauen genug zu mir, um mir den Namen ihres glücklichen Bräutigams zu nennen?

Sire, rief Louise lächelnd, noch kenne ich ihn selbst nicht, und um Ihnen zu beweisen, welch ein unbedingtes Vertrauen ich in Eure Majestät setze, so gestehe ich Ihnen, noch weiß ich nicht einmal, ob sich unter meinen zahlreichen Verehrern Einer befindet, welcher der Nachfolger des Herrn von Kleist sein möchte. Es ist wohl leicht, sehr viele Courmacher zu haben, aber sehr schwer, unter diesen einen Epouseur zu finden.

Und doch brauchen wir einen Epouseur, damit er die Schaar der lockern Freier und Courmacher verjage, sagte der König lächelnd. Sinnen wir also ein wenig nach. Lassen Sie die Courmacher die Revue passiren. Sollte wirklich nicht ein einziger Epouseur sich unter dieselben verirrt haben?

Louise blickte nachdenkend vor sich nieder. Der König beobachtete sie mit scharfen und forschenden Blicken. Nun? fragte er nach einer Pause, haben Sie einen Epouseur gefunden?

Frau von Kleist seufzte und es trat etwas wie eine Thräne in ihr sonst immer so heiteres und glänzendes Auge; sie nahm in diesem Moment Abschied von einer Zukunft des Glanzes und der Liebe!

Ja, sagte sie, ich glaube einen Epouseur gefunden zu haben, einen Courmacher, den ich nur zu ermuthigen habe, um den bescheidenen und schmachtenden Liebhaber in einen todesmuthigen Freier umzuwandeln, der mir sein Leben und seine Hand anbietet.

Er ist von gutem Adel, nicht wahr?

Ja, Sire!

Militair?

Ja, Sire, und zwar trägt er nur die Hauptmanns-Epauletten, Eure Majestät sehen, daß ich bescheiden bin.

Ich werde den Hauptmann am Tage Ihrer Vermählung zum Major machen. Wenn die Kirche gesegnet hat, soll ihm auch der Segen des Königs nicht fehlen. Wir sind also einig? Wann werden Sie sich verloben?

Sire, das hängt von der Zähigkeit meines Freiers ab, und wann enblich es mir gelingen wird, ihn zum Sprechen zu bringen.

Nehmen wir an, daß dies in acht Tagen sei. Sie sehen, daß ich es sehr eilig habe, einen glücklichen Sterblichen mehr auf Erden zu wissen, und ich denke, daß der Gemahl der schönen und geistvollen Frau von Kleist ein sehr glücklicher Sterblicher sein wird. In acht Tagen also feiern Sie Ihre Verlobung und um das Maaß Ihrer Güte voll zu machen, werden Sie meinem Bruder Heinrich selber Ihre Verlobung anzeigen. Versteht sich, daß Sie ihn nicht ahnen lassen, daß Ihr großmüthiges Bestreben, ihm selber ein gutes Beispiel zu geben, Sie zu dieser Verlobung bewogen hat. Nein, Sie werden Ihr großmüthiges Werk vollenden, Sie werden ihm sagen, daß die Liebe und nur die Liebe Sie zu diesem Schritt bewogen habe, und damit er gewiß nicht an Ihren Worten zweifelt, werden Sie ihm das mit heiterer Stirn und lachendem Munde sagen!

Sire, das ist zu viel, das vermag ich nicht, rief Frau von Kleist, bei der jetzt die empörte Eitelkeit der Frau die Unterwürfigkeit der respectvollen Hofdame überwand. Es ist genug, daß ich mein eigenes Herz auf die Schlachtbank lege, Eure Majestät können nicht noch fordern, daß ich vorher noch dem Herzen des Prinzen den Todesstoß soll geben!

Ein zorniger Blick flammte in des Königs Augen auf, aber er hielt sich noch zurück. Den Todesstoß, wiederholte er achselzuckend. Als ob sich das Menschenherz an solchen kleinen Nadelstichen verblutete. Sie wissen das noch besser, denn Sie sind eine Meisterin in der Liebe und wissen, daß der Grabhügel der einen Liebe immer nur die Wiege einer zweiten Liebe ist. Seien Sie vernünftig und thun Sie, wie ich Ihnen sage. In acht Tagen werden Sie verlobt sein und dann werden Sie die Güte haben, den Prinzen Heinrich selber mit Ihrem neuen Liebesglück bekannt zu machen.

O, Sire, seien Sie nicht so grausam dies zu fordern, rief Louise, in der Gewalt ihrer Bewegung von dem Divan hernieder auf ihre Kniee gleitend. Seien Sie barmherzig, Sire. Sie sehen mich bereit, mich den Befehlen meines Königs zu fügen und das Opfer zu bringen, welches man von mir fordert, nur muß dieses Opfer kein übermenschliches sein. Wenn aber Eure Majestät verlangen, daß ich selber mir den Fluch und die Verachtung des Mannes, den ich liebe, zuziehen soll, daß dieser Mann mich nicht bloß aufgeben, sondern auch mich hassen soll, Sire, so ist das zu viel von einer Frau verlangt, mehr als das stärkste Herz es zu leisten vermag. Denn Eure Majestät wissen es wohl, ich bin es, welche der Prinz liebt, und vielleicht dachte er in einer schwachen Stunde daran, diesem Weibe, welches ihn anbetet und welches sicher und gewiß war, an seiner Hand wieder in das Paradies der Unschuld und der Liebe einzutreten, diesem Weibe, sage ich, seine Hand zu geben und sie zu der Gemahlin seines Herzens zu machen, da er sie nicht zu der Gemahlin seines Namens machen darf. O, Sire, vielleicht wäre Ihr

Bruder durch mich ein in Ungnade gefallener Prinz geworden, aber er wäre ein glücklicher Mann gewesen, und ich frage den König, ob das nicht am Ende das Beste und Schönste ist, ich frage den König, ob er zufrieden und glücklich geworden ist, seit er sein Herz getödtet und die Liebe wie eine zerfetzte Standarte zu den Füßen seines Thrones niedergelegt hat? Sie verlangen, daß Ihr Bruder thue, was auch Sie gethan haben? Nun wohl, Sire, ich unterwerfe mich, ich bin selbst bereit nicht blos zu entsagen, sondern mich ohne Liebe auf's Neue in die Fesseln der Ehe zu legen. Vielleicht wird dadurch meine Seele verloren gehen, aber was liegt daran! Sie ist ein Spielzeug in den Händen meines Königs, möge er es zerbrechen, aber es soll wenigstens nicht verlästert und in den Schmutz getreten werden. Der Prinz soll aufhören, mich zu lieben, aber ich will nicht von ihm verachtet werden, ich will nicht, daß er, wenn er an mich denkt, mich eine elende Coquette nenne und mich verachte, indem er mich verlacht! Nun, Sire, mögen Sie mich mit Ihrem Zorn zerschmettern, ich habe gesagt, was ich sagen mußte!

Sie neigte ihr Haupt fast bis zur Erde nieder, und wie sie jetzt so, in sich zusammengekauert, die Hände über der Brust gefaltet, zu den Füßen des Königs saß, hätte man sie in der That für eine Odaliske halten mögen, nur daß ihr von Thränen überfluthetes Antlitz nicht zu der Situation und dem Costüm paßte.

Eine Pause trat ein, eine bange, angstvolle Pause, in welcher der König kämpfte mit seinem Zorn und Louise mit ihrem Schmerz. Aus dem Tanzsaal drang das Geräusch frohen Lachens und murmelnder Stimmen in dumpfem Gebrause zu ihnen empor und jetzt plötzlich ward es übertönt von heitern Fanfaren und lustiger Tanzmusik. Der Ball hatte seinen Anfang genommen und drunten drehten sich jetzt die Paare im fröhlichen Tanz.

Der Klang dieser Töne weckte den König aus seinem Nachsinnen und machte Louisens Herz erschauern.

Sie wollen also meine Bitte nicht erfüllen? fragte der König strenge.

Sire, ich vermag es nicht, jammerte Louise, ihre Hände flehend zu dem König erhebend.

Sie vermögen es nicht, rief der König, dessen Gesicht jetzt flammte in Zorn. Sie vermögen es nicht, das heißt, Sie wollen es nicht, weil Sie in der Eitelkeit und Coquetterie Ihres Herzens nicht die Liebe des Prinzen aufgeben wollen. Sie entschließen sich, seiner Hand zu entsagen, weil Sie es müssen, aber Sie wollen sich seine Liebe retten. Er soll an Sie denken, wie an ein himmlisches Ideal, das man anbetend unter die Sterne versetzt, wenn man es nicht an sein Herz ziehen darf. Ah, Madame, das würde nur heißen, ihn mit seinen Erinnerungen verheirathen, und die Kluft, welche zwischen mir und ihm besteht, nur noch tiefer machen. Sie sagen, Sie wollen sich wenigstens seine Hochachtung retten! Nun, Madame, ich frage Sie, was haben Sie gethan, um sich diese Hochachtung zu verdienen? Sie waren eine undankbare und pflichtvergessene Tochter, denn Sie dachten nicht an die Schmach und den Gram, welchen Sie Ihren Aeltern bereiteten, als Sie damals mit dem Gärtnerburschen von dannen liefen. Es gelang uns damals noch, Sie von der Schande zu erretten, indem wir Sie einem jungen, tapfern und liebenswürdigen Cavalier vermählten. Jetzt wäre es an Ihnen gewesen, sich seine Liebe und Hochachtung zu erwerben. Aber Sie waren eine pflichtvergessene Gattin, wie Sie einst eine pflichtvergessene Tochter gewesen. Sie hatten kein Mitleid mit den Schwächen und Thorheiten Ihres Mannes, und wenn Sie denn, wie Sie sagen, ein Paradies der Unschuld und Liebe in Ihrem Herzen bewahren, so haben Sie doch wahrhaftig Ihrem Mann dazu die Pforten nicht geöffnet. Sie haben ihn hinausgetrieben in die Wüste der Verzweiflung, Sie haben ihn umhergehetzt mit den Bildern seiner Schande und seines Elends, so lange bis der arme, betäubte Mensch, um nur nichts mehr zu sehen, um seinen Gedanken zu entfliehen, sich dem Laster der Trunkenheit ergab. Denn da er kein Gott war, sondern nur ein armer Erdensohn, konnte er sich das Vergessen nicht aus der Lethequelle, sondern nur aus dem Weinfaß holen. Und Sie, statt ihm jetzt schützend und rathend zur Seite zu bleiben, Sie verließen ihn und jammerten so laut über seine Schande, daß ich, nur um dem Scandal ein Ende zu machen, und dem Wunsche Ihres Oheims zu genügen, in Ihre Scheidung willigte. Sie waren aber nicht blos eine pflichtvergessene Tochter und Gattin, sondern auch eine pflichtvergessene Mutter, denn Sie haben Ihrem Kinde den Vater genommen, Sie haben sie zu einer Waise gemacht, welche nicht einmal auf das Grab ihres Vaters beten gehen kann. Sie haben ihre junge Seele beschmutzt mit den strafwürdigen Bildern der Zwietracht und des ehelichen Unglücks, Sie haben ihr die Achtung vor ihren Aeltern geraubt. Und jetzt, nach alle dem, wollen Sie noch, daß mein armer Bruder Sie anbete wie eine Heilige, und in unglücklicher Liebe zu Ihnen schmachte? Nein, Madame, davor werde ich ihn zu bewahren wissen. Ich werde ihm die Augen öffnen und ihm und der Welt eine Geschichte von der kleinen Louise von Schwerin erzählen. Noch lebt Fritz Wendel, und wenn Sie es wünschen, will ich seinen Körper wie seine Zunge frei geben. Er mag erzählen, was er weiß!

O, zum zweiten Male schon höre ich heute diesen verhaßten Namen, murmelte Louise, die Vergangenheit ist eine Erinnye, welche uns ohne Gnade durch das ganze Leben verfolgt und uns niemals wieder frei läßt!

Wählen Sie, Madame, sagte der König nach einer Pause, wollen Sie meinem Bruder auf eine heitere und ungezwungene Weise Ihre Verlobung ankündigen, oder soll ich Fritz Wendel rufen, damit er die unglückliche Liebe des Prinzen mit seiner romantischen Geschichte in den Schlaf singe?

Louise von Kleist hatte sich schon, während der König vorher sprach, langsam von ihren Knieen aufgerichtet und wieder ihren Platz auf dem Divan eingenommen. Jetzt erhob sie sich und indem sie sich tief verneigte, sagte sie mit bebenden Lippen und tonloser Stimme: Sire, ich bin zu Allem bereit, was Sie befehlen! Ich werde dem Prinzen meine Verlobung selbst anzeigen und zwar heiter und ohne Seufzen, nur haben Sie die Gnade, mich von diesem Schreckbild zu befreien, das mich wie eine Furie verfolgt, nur lassen Sie diesen Menschen verschwinden, der wie ein Gespenst zugleich vor meiner Vergangenheit und meiner Zukunft steht.

Den armen Fritz Wendel meinen Sie? fragte der König lächelnd. Ich denke, er ist genug gestraft für seine Thorheit und seinen Verrath, und nachdem wir ihn jetzt mit Strenge bestraft haben, wollen wir ihn mit Großmuth versöhnen. An dem Tage, an welchem Sie sich vermählen, werde ich ihn als Soldat zu einem meiner Regimenter an der polnischen Grenze schicken. Dort mag er den Wasserpolaken von seinen einstigen Abenteuern erzählen, sie werden ihn nicht verstehen und nicht auf ihn hören. Sind Sie nun zufrieden?

Ich danke Ihnen, Sire, sagte Louise matt.

Ah, ich sehe, unsere Unterredung hat Sie ein wenig angegriffen, sagte der König. Nun, glücklicher Weise sind wir jetzt zu Ende und vollkommen einig. Sie werden sich also im Laufe der nächsten acht Tage verloben?

Ja, Sire!

Am Verlobungstage werde ich Ihren Capitain zum Major machen. Sie werden meinem Bruder Heinrich selbst, und zwar heiter und unbefangen, Ihre Verlobung anzeigen?

Ja, Sire, und Sie werden dafür den Gärtnerburschen für immer verschwinden lassen?

Das werde ich. Aber halt, noch Eins! Wo werden Sie meinem Bruder Ihre Verlobung anzeigen, und vor welchen Zeugen?

Wo und vor welchen Zeugen es Eure Majestät befehlen, sagte Frau von Kleist ganz resignirt.

Der König sann einen Augenblick nach. Sie werden es in meiner Gegenwart thun müssen, sagte er, denn ich werde in dieser Sache nur meinen eigenen Augen und Ohren trauen können. Ich werde Ihnen durch Pöllnitz Ort und Zeit angeben lassen, und daß Sie bis dahin den Prinzen weder sehen noch ihn sprechen können, das sei meine Sorge. Wir sind zu Ende, Madame, und wenn's Ihnen jetzt gefällig ist, gehen wir hinunter in den Saal. Ich denke mir, daß Ihr Epouseur dort nach Ihnen seufzt.

Mag er seufzen, Sire. Ich bitte um die Gnade mich zurückziehen zu dürfen, und wär's auch nur, um dem Prinzen Heinrich nicht zu begegnen, denn ich fühle mich noch nicht stark genug, ihm mein Herz zu verläugnen.

Gehen Sie, Madame, wohin es Ihnen beliebt, sagte der König, Pöllnitz soll Sie zu Ihrem Wagen geleiten.

Er reichte Frau von Kleist mit einer freundlichen Verneigung die Hand dar und geleitete sie zu der Ausgangsthür.

Leben Sie wohl, Madame, sagte der König freundlich. Ich denke, wir scheiden als gute Freunde?

Frau von Kleist lächelte schmerzlich. Sire, sagte sie, ich kann nur zu Ihnen sprechen, wie es die bis auf den Tod zerschlagenen, blutenden Soldaten thun, welche für irgend ein Vergehen haben Spießruthen laufen müssen: „Ich danke für gnädige Strafe.“ Eure Majestät haben heute mein armes Herz Spießruthen laufen lassen. Sire, „ich danke für gnädige Strafe.“

Sie verneigte sich tief und verließ dann eiligst das Gemach, um den König ihre Thränen nicht sehen zu lassen.

V.

Ein heimlicher Hauptmann.

Der König blickte ihr lange schweigend nach. Anfangs mit dem Ausdruck tiefen Mitleids, das aber bald einem heitern, spöttischen Lächeln weichen mußte.

Sie ist nicht eine Frau, welche den Kummer ernsthaft zu nehmen versteht, sagte der König dann; wenn ihr die schwarze Trauer nicht kleidsam erscheint, wird sie sich bald wieder in das Rosenroth der Freude kleiden. Sie ist eine Coquette, weiter nichts! Es ist also nicht nöthig, sie zu beklagen!

Er trat jetzt zu dem in den Saal hineinmündenden Balcon und schaute verstohlen hinter der Gardine hervor auf das bunte Getümmel da unten im Saal.

Und das nennen die Menschen sich amüsiren, sagte er dann nach einer Pause. Kleiden sich an, wie die Affen, legen über ihre Larve eine andere Larve, rennen und laufen gegeneinander an, tanzen im Schweiße ihres Angesichts, und wenn sie dann todesmatt und erschöpft heimkehren, so seufzen sie: „Das war ein herrliches Fest! Ich habe mich delicios amüsirt.“

O, arme, thörichte Menschenkinder, wie weise könntet Ihr sein, wenn Ihr nicht gar so kindisch wäret, wenn Ihr die Freude und das Glück nicht immer gerade da suchtet, wo Ihr gewiß sein könnt, es nicht zu finden! Aber wie, unterbrach sich der König, diese beiden Riesengestalten, welche da zu beiden Seiten jenes kleinen Armeniers einherschreiten, das sind ohne Zweifel die Herren von Kalkreuth und Kaphengst, und es ist also mein Bruder, welcher da in ihrer Mitte geht! Armer Heinrich! Du hast Deine Freiheit schlecht angewendet und wirst sie daher schnell genug wieder verlieren müssen! Ah, wie er suchend das Haupt umherwendet und nach seiner schönen Odaliske späht! Vergebens, mein Bruder, vergebens! Wir haben sie für heute Abend wenigstens in eine büßende Magdalena verwandelt, morgen wird sie aber schon wieder eine lebenslustige Aspasia sein! Ah, jetzt trennt sich der Prinz von seinen Begleitern, sie vertheilen sich im Saal, um zu suchen. Ich hätte wohl dem lustigen Kaphengst ein Wort in's Ohr zu sagen!

Der König trat von dem Vorhang zurück, und nachdem er seine Maske wieder vor sein Antlitz gelegt hatte, verließ er das Balconzimmer, um in Begleitung seines Ober-Ceremonienmeisters wieder in den großen Ballsaal zurückzukehren.

Dort herrschte jetzt ein fröhliches, bewegtes Leben. Masken drängten sich an Masken. Hier standen Gruppen in fröhlichem Geplauder neben einander, dort tanzte man; drüben an dem andern Ende des Saals hörte man dem Spielmann zu, der in komischen deutsch-französischen Versen zu seiner Drehorgel die kleinen Begebenheiten und Aventüren des diesjährigen Hoflebens besang, und bald heiteres Gelächter, bald verlegenes Schweigen und verschämtes Erröthen hervorbrachte, und hier wieder ergötzte man sich an dem heitern und witzigen Geplauder des Sohnes des Prinzen von Preußen, des kleinen zehnjährigen Prinzen Friedrich Wilhelm, der als Liebesgott gekleidet, mit Köcher und Bogen umhertänzelte und in frühreifem Instinkt nur auf die schönsten und reizendsten Damen seine Pfeile richtete.

Prinz Heinrich achtete auf dies Alles nicht, sein irrender Blick suchte nur umher nach der schönen Odaliske und ein dumpfer Seufzer entwand sich seiner Brust, als er sie immer noch nicht fand. Hastig eilte er vorwärts durch die Reihen der Tänzer, deren buntes Gewoge seine beiden Cavaliere von ihm getrennt hatte.

Es scheint, flüsterte der Baron Kaphengst seinem Freunde Kalkreuth in's Ohr, es scheint, der Prinz möchte unserer ein wenig ledig und ganz unbeobachtet sein. Ich denke, auch wir können dabei nur profitiren und somit verabschiede ich mich von Ihnen, um ein wenig meinen eigenen Abenteuern nachzugehen.

Nur rathe ich Ihnen, auf morgen kein Rendezvous zu verabreden, flüsterte Baron Kalkreuth lachend.

Und warum nicht, Freund?

Weil Sie nicht im Stande sein würden, zu erscheinen, da Sie morgen ohne Zweifel gleich mir im Arrest sein werden.

Das ist wahr! Nun immerhin, ich danke Ihnen für Ihren vorsichtigen Rath und werde alle meine Rendezvous bis übermorgen verschieben! Leben Sie wohl!

Herr von Kaphengst wandte sich lachend einem

andern Theil des Saals zu, als sich plötzlich eine Hand auf seine Schulter legte und eine leise Stimme seinen Namen flüsterte.

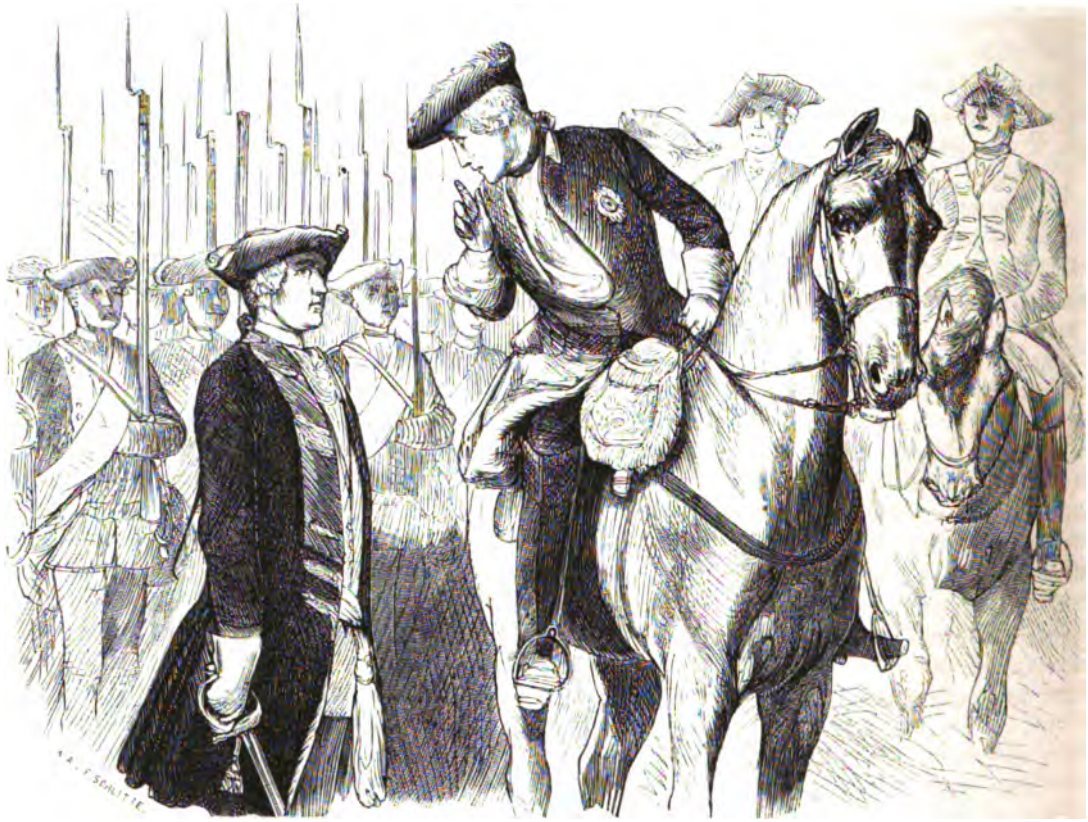
Entsetzt wandte er sich um. Ich bin nicht der, den Du suchst, Maske, sagte er, aber wie er jetzt diesen beiden großen brennenden Augen begegnete, die da aus der schwarzen Maske hervorschauten, erbebte er, und sein keckes und unverzagtes Herz stand einen Moment still vor Entsetzen.

Nur der König hatte diese Augen, nur Er hatte diesen gebieterischen flammenden Blick!

Du sagst, Du bist nicht der, den ich suche, sagte die Maske. Nun ja, Du sprichst weise, denn ich kannt hast, will ich Dir die Wahrheit gestehen. Ja, ich bin der Lieutenant von Kaphengst und bin incognito, Du verstehst mich doch? incognito auf diesen Ball gegangen. Ein Schuft aber, der's wiedersagt!

Und ohne eine weitere Antwort des Königs abzuwarten, eilte Herr von Kaphengst fort, den Prinzen und Kalkreuth aufzusuchen und sie von der Anwesenheit des Königs zu benachrichtigen, um schnell mit ihnen dem Zorne des Königs zu entfliehen.

Aber Prinz Heinrich, den das vergebliche Suchen nach seiner Geliebten noch zorniger und trotziger gemacht hatte, erklärte, daß er den Ballsaal nicht vor



suchte in Dir einen tapfern und gehorsamen Offizier, und es scheint, daß Du das wirklich nicht bist! Du bist also in der That nicht der Lieutenant von Kaphengst?

Kaphengst besann sich einen Augenblick. Er war ganz fest überzeugt, daß es der König war, welcher mit ihm sprach, denn Friedrich hatte sich nicht die Mühe gegeben, die Stimme zu verstellen. Da er einmal entdeckt war, blieb ihm nur noch übrig, zu versuchen, den König durch einen Scherz zu versöhnen.

Er neigte sich also dichter zu dem König hin. Höre, Maske, flüsterte er, da Du mich einmal erder Beendigung des Festes verlassen werde, und daß er es dem König anheimgeben wolle, ob er hier öffentlich und vor aller Welt seinen Bruder beschimpfen und einen Prinzen seines Hauses demüthigen und strafen wolle.

Da ich aber leider nicht das Glück habe, zu den Prinzen des Königlichen Hauses zu gehören, sagte Kaphengst traurig, so fürchte ich, möchte der König leicht mich als die Katze betrachten, welche die heißen Kastanien aus der Asche holen muß, und ich dürfte für uns alle Drei büßen müssen. Ich bitte also Eure Königliche Hoheit, mich zurückziehen zu dürfen.

Gehen Sie, und wenn Sie Kalkreuth begegnen,

fordern Sie ihn auf, Sie zu begleiten. Sie, als Offiziere, dürfen die Insubordination nicht weiter treiben; ich wage es, als Prinz und Hohenzoller, aber seien Sie versichert, ich werde meinen Uebermuth schon büßen müssen. Leben Sie wohl und eilen Sie! Vergessen Sie aber nicht, Kalkreuth zu benachrichtigen!

Indessen waren die Bemühungen des Herrn von Kaphengst vergeblich, der Oberst von Kalkreuth war nirgends aufzufinden, und Kaphengst mußte sich daher entschließen, den Rückweg nach Potsdam allein anzutreten.

Jetzt aber werde ich mich wohl hüten, den Befehl des Königs, mich in Arrest zu schicken, erst abzuwarten, sagte Herr von Kaphengst zu sich, als er auf der Landstraße gen Potsdam dahin ritt. Ich werde Sorge tragen, daß ich schon im Arrest bin, wenn die Königliche Ordre anlangt. Vielleicht sänftigt das seinen Königlichen Zorn.

Demgemäß nahm Herr von Kaphengst, als er an der Thorwache in Potsdam anlangte, das Wesen eines berauschten und händelsüchtigen Offiziers an, und spielte seine Rolle so vortrefflich, daß es ihm allerdings gelang, vor den Commandeur geführt und in Arrest geschickt zu werden.

Eine Stunde später langte bei dem Commandeur der Königliche Befehl an, den Lieutenant von Kaphengst in Arrest zu schicken, und mit lächelnder Verwunderung erhielt er die Antwort: „Befindet sich schon seit einer Stunde im Arrest."

Indessen hatte Kaphengst sich nicht verrechnet. Während der Prinz auf acht Tage, der Herr von Kalkreuth auf drei Tage Arrest bekam, wurde er selber schon am andern Morgen seiner Haft entlassen, und zwar noch früh genug, um auf der Parade erscheinen zu können.

Als der König inmitten seiner Generäle die Front herunter kam, bemerkte sein lächelnder Blick sofort den verwegenen jungen Offizier, der ihn mit fragenden und zugleich bittenden Blicken ansah.

Der König winkte ihn zu sich, und wie Herr von Kaphengst in seiner steifen, militairischen Haltung vor ihm stand, sagte der König lächend: Bei Seiner Länge ist es wahrhaftig schwer, mit ihm Geheimnisse auszutauschen. Neige Er sich zu mir, ich habe Ihm etwas in's Ohr zu flüstern!

Und die Kameraden und Offiziere, ja sogar die Generäle sahen nicht ohne Neid und Verwunderung, daß der König dem jungen Lieutenant von Kaphengst sich so überaus gnädig erzeigte, ihm vertraulich einige Worte in's Ohr zu flüstern und dann lächelnd und mit gnädigem Kopfneigen weiter ritt.

Es war daher natürlich, daß, als der König sich wieder entfernt hatte, Jedermann sich beeiferte, dem jungen Lieutenant seine Glückwünsche darzubringen und ihn zu fragen, was denn der König ihm in's Ohr geflüstert habe.

Aber Herr von Kaphengst verweigerte mit tiefem Ernst jede Auskunft, und nur seinem Obersten flüsterte er vertraulich, aber laut genug, um von Jedermann gehört zu werden, das Wort: „Staatsgeheimnisse" zu. Dann verneigte er sich tief und ging ernst und gravitätisch seiner Wohnung zu, um in Muße sich die Worte des Königs zu wiederholen, diese zugleich so gnädigen und so grausamen Worte, welche ihm eine Beförderung ankündigten, und doch ihn zugleich dazu verdammten, diese Beförderung vor Jedermann zu verbergen.

Die Worte des Königs waren gewesen: „Er ist Hauptmann. Aber ein Schuft, der's weiter sagt!"

So war der Herr von Kaphengst Hauptmann, nur daß es Niemand ahnen konnte, nur daß der Hauptmann in den Augen aller Welt noch immer der Lieutenant blieb.

VI.

Der Nachlaß des Pandurenobristen v. Trenck.

Der Baron Weingarten, der neue Legationssecretair bei der österreichischen Gesandtschaft in Berlin, ging mißvergnügt und mit tief gerunzelter Stirn in dem Gesandtschaftsbureau auf und ab. Es waren die Dienststunden, in denen Jeder, der mit der österreichischen Gesandtschaft Geschäfte abzumachen, Pässe zu visiren oder Contracte abzuschließen hatte, das Recht hatte, in das Bureau zu kommen, und es war die Aufgabe des Barons, diese Leute zu empfangen. Aber heute wollte sich Niemand zeigen, Niemand wollte seine Thätigkeit oder seine Vermittelung beanspruchen, und das war es, was den Baron von Weingarten so mißvergnügt und verstimmt machte. Nicht als ob der Mangel an Arbeit und Thätigkeit ihn mißstimmte. Herr von Weingarten würde das dolce far niente sehr willkommen geheißen haben, wenn nicht unglücklicher Weise mit demselben auch ein Ausfall an der Geldeinnahme verbunden gewesen wäre. Denn die Gebühren für das Paßvisum und die Sporteln der übrigen durch die Gesandtschaft besorgten Geschäfte bildeten einen Theil der Einnahme des Legationssecretairs, und Herr von Weingarten, welcher außerdem kein Vermögen besaß, war also ganz und gar auf dieselben angewiesen. Seine Dürftigkeit allein hatte ihn dazu vermocht, seine aristokratische Unabhängigkeit und Freiheit aufzugeben. Er war in den Staatsdienst getreten, nicht aus Ehrgeiz, sondern nur um des Geldes willen, nur um die Mittel zu haben, seine Mutter und seine beiden unverheiratheten Schwestern zu unterstützen und selber seinem Stande und seinem alten aristokratischen Namen gemäß leben zu können. Sich Geld, und zwar möglichst viel Geld zu erwerben, war daher sein einziges Ziel, und wenn der Baron Weingarten sich zuweilen auch seinen phantastischen Träumen, seinen Zukunftswünschen überließ, so bestanden diese immer nur darin, so viel Geld erwerben zu können, um das verfallene Stammschloß seiner Ahnen wiederherzustellen, die alten Familiengüter wieder ankaufen und dort in behaglicher, vornehmer Zurückgezogenheit mit seiner Familie leben zu können. — Aber diese Träume und Wünsche wurden von den Verhältnissen in immer weitere Ferne hinausgerückt und niemals wollte sich dem armen Legationssecretair eine günstige Gelegenheit, recht viel Geld zu verdienen, darbieten. Er hatte genug, um anständig leben und seine in einer kleinen österreichischen Stadt lebende Mutter und die Schwestern nothdürftig unterstützen zu können, aber diese Unterstützung reichte nicht einmal hin, um seine Schwestern von der traurigen und demüthigen Pflicht zu entbinden, durch Unterrichtertheilen und Handarbeit ihre Einnahme zu vergrößern, und Herr von Weingarten zitterte immer, daß irgend ein dämonischer Zufall die „gute Gesellschaft" mit dieser Schmach seiner Familie bekannt machen möchte.

Herr von Weingarten würde daher bereitwillig jedes Opfer gebracht, jedem Dienste sich unterzogen haben, wenn er sich dafür Reichthum hätte erwerben können. Die Armuth hatte ihn demoralisirt, der aristokratische Hochmuth hatte sich wie ein Mehlthau auf sein Herz gelegt und alle edleren Blüthen und Keime desselben erstickt. Wie er heute den Brief seiner Mutter gelesen, welche über Noth und Entbehrung klagte, welche ihm die Nachricht brachte, daß seine Schwester von einem jungen Offizier geliebt werde und ihn doch nicht heirathen könne, weil sie Beide arm und mittellos seien, da erfaßte ein dumpfer Zorn das Herz des Legationssecretairs und er würde in dieser Stunde selbst bereit gewesen sein, ein Verbrechen zu begehen, wenn er dafür sich den Reichthum hätte erkaufen können.

In dieser verzweiflungsvollen und traurigen Seelenstimmung war er heute aus seinem Zimmer in das Gesandtschaftsbureau hinuntergegangen und wartete vergeblich auf Clienten, welche ihm Geld und Verdienst bringen sollten.

Aber die Stunden vergingen in ungestörter Stille und Herr von Weingarten war eben schon wieder im Begriff das Bureau zu verlassen, als der eintretende Diener ihm den Baron von der Waltz und den Hofrath Zetto aus Wien meldete.

Ah, sie werden kommen sich ihre Pässe visiren zu lassen, dachte Weingarten, ich werde also doch wenigstens einige Thaler gewinnen.

Er schritt daher den beiden eintretenden Herren mit lächelndem Angesicht entgegen und hieß die österreichischen Landsleute herzlich willkommen.

Die beiden Herren indeß nahmen schweigend die ihnen angewiesenen Plätze auf dem Sopha ein, während Herr von Weingarten sich ihnen gegenüber auf einem Lehnstuhle niederließ.

Eine peinliche, verlegene Pause trat ein. Der große, majestätische Baron von der Waltz schaute schweigend zur Decke empor, während die schwarzen, stechenden Augen des kleinen Hofrath Zetto mit einem seltsam forschenden und durchdringenden Ausdruck das Antlitz des Herrn von Weingarten zu prüfen schienen.

Sie kommen aus Wien? fragte endlich Weingarten, um diesem verlegenen Schweigen ein Ende zu machen.

Wir kommen aus Wien, antwortete der Baron mit gravitätischem Kopfneigen.

Und wir sind mit Courierpferden hierher gereist, fügte Hofrath Zetto hinzu, bloß um eine Unterredung mit Ihnen haben zu können.

Mit mir? fragte der Legationssecretair verwundert.

Mit Ihnen! bekräftigte der Baron würdevoll.

Wir wollten Sie auffordern, dem Könige von Preußen einen wichtigen Dienst zu leisten, sagte Hofrath Zetto feierlich.

Weingarten erröthete lebhaft und fragte verwirrt: dem Könige von Preußen? Sie vergessen wohl, meine Herren, daß meine Dienste allein der Kaiserin-Königin Maria Thresia gehören?

Er entschuldigt sich, ehe man ihn anklagt, sagte Hofrath Zetto zu sich selber, es ist also richtig, wie man uns sagte, er spielt ein doppeltes Spiel, er dient Oesterreich und Preußen zugleich. Laut sagte er: dies wäre auch zugleich ein Dienst, den Sie unserer erhabenen Kaiserin erwiesen, denn sicherlich würde es ihr nicht blos betrübend, sondern außerdem sehr unangenehm und compromittirend erscheinen, wenn ein österreichischer Offizier sich in Preußen einer Mordthat schuldig gemacht hätte.

Einer Mordthat? rief der Legationssecretair entsetzt. Es handelt sich also hier um einen Mord?

Um einen vorsätzlichen Mord, sagte Herr von der Waltz emphatisch, um einen Mord, den ein österreichischer Offizier an dem König von Preußen begehen will!

Und dessen Verhinderung Ihnen zehntausend Gulden eintragen wird, fügte Hofrath Zetto hinzu, indem er das Antlitz Weingartens mit durchbohrendem Ausdruck betrachtete.

Er sah, wie der Legationssecretair, der eben noch bleich gewesen vor Entsetzen, jetzt erröthete, und wie ein freudiger Blitz in seinen Augen aufflammte.

Er ist käuflich, dachte Zetto mit heimlichem Frohlocken, wir werden ihn also kaufen können.

Und was kann ich thun, um diesen Mord zu verhindern und an wem soll er begangen werden? fragte Weingarten hastig.

Er soll an dem König von Preußen begangen werden, sagte Baron von der Waltz, Sie aber sollen diesen Mord verhindern, indem Sie den König warnen.

Aber um zu warnen, muß ich Beweise in Händen haben!

Wir sind bereit, unsere Angaben zu Protokoll zu geben.

Ich muß aber von der Richtigkeit Ihrer Angaben und Ihrer Anklage mich zuvor überzeugt haben!

Ich hoffe, das Ehrenwort eines Baron von der Waltz wird Sie von der Wahrheit meiner Angaben überzeugen, sagte der Baron pathetisch.

Der Legationssecretair verbeugte sich mit einem zweideutigen Lächeln, welches dem Hofrath Zetto nicht entging. Er zog seine Brieftasche hervor und nahm aus derselben ein kleines, zusammengefaltetes Papier, das er dem Herrn von Weingarten darreichte.

Wenn ich meine Aussage mit diesem Papiere beglaubige, werden Sie uns dann vertrauen? fragte er.

Weingarten blickte freudig überrascht auf das dargereichte Papier. Es war ein Schein über zweitausend Gulden.

Die Aussteuer meiner Schwester, dachte Weingarten mit frohem Herzklopfen, aber im nächsten Augenblick kam der Zweifel und die Ueberlegung. Wie, wenn man ihn nur prüfen, wenn man sich nur überzeugen wollte, ob er bestechlich und käuflich sei? Vielleicht ahnte man in Wien, daß er zuweilen das preußische Gouvernement mit Nachrichten aus Oesterreich versehen und ihm den Inhalt gewisser geheimer Depeschen mitgetheilt hatte, welche der Graf Puebla, der österreichische Gesandte, unmittelbar aus dem Cabinet der Kaiserin erhalten hatte.

Das Feuer erlosch in den Augen des Legationssecretairs, und mit einer ernsten, abweisenden Miene legte er das Geldpapier wieder auf den Tisch.

Sie haben sich vergriffen, mein Herr, sagte er kalt, das da ist kein Document, sondern nur ein Kassenschein.

Für den man indeß sehr viele Documente kaufen kann, lächelte Hofrath Zetto, indem er das Papier wieder in seine Brieftasche legte und ein anderes, größeres daraus hervor nahm.

Vielleicht überzeugt Sie dies Document? fragte er, indem er es vor den Legationssecretair hinlegte.

Es war ein Kassenschein auf dreitausend Gulden.

Aber Herr von Weingarten hatte jetzt alle seine Besonnenheit wieder gefunden. Er sagte sich, daß diese beiden Männer, um so handeln zu können, entweder Spione oder Verbrecher sein müßten, daß es

sich entweder darum handele ihn auf die Probe zu stellen oder ihn zu einem Bubenstück zu verleiten. In beiden Fällen mußte er auf seiner Huth sein.

Ich bitte Sie, mich auf eine andere Weise zu überzeugen, sagte er daher mit einem kalten Blick auf das Papier. Eine Mordthat ist eine so furchtbare Beschuldigung, daß man dabei wohl vorsichtig und besonnen zu Werke gehen muß. Sie sagten, ein österreichischer Offizier beabsichtige, den König von Preußen zu ermorden. Woher wissen Sie das?

Aus seinem eigenen Munde, sagte Baron von der Waltz. Er hat mir selber diese Absicht mitgetheilt und mir den ganzen Plan ausführlich anvertraut.

Es scheint also, bemerkte Weingarten spöttisch, daß dieser Mensch Ursache zu haben glaubte, Ihnen ein so fürchterliches Geheimniß anvertrauen zu können.

Sie sehen indeß, daß er sich darin getäuscht hat, sagte der Baron lächelnd. Denn ich fordere Sie auf, den König von Preußen zu warnen, und ihm anzuzeigen, welche Gefahr ihn bedrohe.

Ich werde ihm indeß diese Gefahr näher bezeichnen und ihm die nähern Umstände angeben müssen, wenn er mich nicht verlachen soll mit einem Mährchen, das seinen Heldensinn nicht schrecken wird.

Sie werden ihm also die nähern Umstände angeben, mein Herr, Sie werden ihm sagen, daß diese Mordthat geschehen soll, wenn der König sich zur Herbstrevue nach Königsberg begiebt. Dorthin wird sich auch der Offizier heimlich begeben, sobald er von der Ankunft des Königs Nachricht erhält. Bis dahin wird er in Danzig verweilen.

Und wie wird es ihm gelingen, die preußische Grenze zu überschreiten?

Er ist mit einem österreichischen Passe versehen und hat, unter dem Vorwand, im Preußischen eine Erbschaft erheben zu müssen, einen vierwöchentlichen Urlaub erhalten.

Nun bleibt mir nur noch die Frage, weshalb dieser österreichische Offizier den König ermorden will? Welche Motive ihn dazu verleiten könnten?

Es ist eine That der Rache, sagte Baron von der Waltz feierlich. Eine That der Rache und des Zorns, denn der österreichische Offizier, welcher den König von Preußen ermorden will, ist der österreichische Rittmeister Friedrich von Trenck!

Herr von Weingarten zuckte zusammen vor Schreck und seine Mienen drückten Unruhe und Besorgniß aus. Als aber sein Blick wieder auf das gewichtige Geldpapier fiel, welches vor ihm auf dem Tische lag, lächelte er wieder und jede Sorge schwand aus seinen Zügen.

Jetzt habe ich nur noch Eins zu fragen, sagte er. Weshalb, da Ihre Geschichte wirklich ganz glaubwürdig und wohl geeignet ist, selbst den tapfern König von Preußen stutzig zu machen, weshalb hielten Sie es für nöthig, meinen Zweifel mit diesem Document da zu vertilgen?

Der Baron von der Waltz schwieg und blickte gleichsam auffordernd den Hofrath Zetto an.

Weshalb ich Ihnen dies Document reichte, Herr Baron von Weingarten? fragte dieser mit einem süßen Lächeln. Weil Geld immer Geld bleibt, gleichviel ob man es aus den Händen einer preußischen Prinzessin, oder aus den Händen eines österreichischen Hofraths empfängt.

Mein Herr, Sie wagen es, mich zu beleidigen? rief der Legationssecretair heftig.

Hofrath Zetto lächelte. Nicht doch, sagte er, ich wollte Ihnen nur andeuten, daß wir sehr wohl wissen, daß Sie es sind, durch welchen der Baron von Trenck seine Geldsendungen von einer gewissen vornehmen Dame aus Berlin empfängt. Es ist daher für Sie doppelt wichtig, daß der König durch Sie von dieser Absicht, ihn zu ermorden, die erste Nachricht erhält, damit er Sie nicht für einen Mitschuldigen halte.

Herr von Weingarten war durch die schwere Beschuldigung des Hofraths nicht aus seiner Fassung gekommen; er schien dieselbe gar nicht einmal gehört zu haben. Um den König warnen zu können, sagte er mit vollkommener Ruhe und Gelassenheit, müßte ich erst selber an diese Geschichte glauben können und ich gestehe Ihnen, das ist nicht der Fall, obwohl ich nicht begreifen kann, welche Gründe Sie haben könnten, den armen Herrn von Trenck so absichtlich in's Unglück zu stürzen?

Ah, Sie wollen Gründe haben, Sie mißtrauen uns, rief Hofrath Zetto lebhaft. Nun wohl, wir werden Ihnen beweisen, daß wir indessen Ihnen vertrauen und Ihnen unser Geheimniß mittheilen wollen. Kennen Sie die Erbschaftsgeschichte des Herrn von Trenck?

Er ist der Universalerbe des Panduren-Häuptlings Franz von Trenck.

Richtig, und kennen Sie die Geschichte des Panduren-Häuptlings Trenck?

Ich hörte Sie nur verworren und unbestimmt, und habe mich niemals näher damit beschäftigt.

Es ist indessen eine sehr lehrreiche und unterhaltende Geschichte, aus der man ersehen kann, wie weit ein Mensch mit einem unerschütterlichen Willen und einer großen Energie kommen kann, wenn er nur auf Ein Ziel alle seine Gedanken richtet. Herr von Trenck wollte reich werden, unermeßlich reich, das war das Ziel seines Strebens und seines Lebens, er kannte kein anderes. Aus Liebe zum Gelde ward er zum Räuberhauptmann seiner Panduren, zum Mörder und Kirchenschänder, zum tapfern Soldaten

und zuletzt sogar zum frommen Büßer. Wo er in den beiden schlesischen Kriegen erschien, da brandschatzte er, gleichviel ob Freund oder Feind, und wie er bei Sohr das ganze Gepäck, alles Silbergeräth, ja sogar die ganze Kriegskasse des Königs von Preußen erbeutet hatte, so plünderte er einige Tage später auf österreichischem Gebiet ein reiches Kloster, von dessen Mönchen er behauptete, daß sie preußisch gesinnt seien. Ueberall brandschatzend, überall raubend, hat er wirklich Millionen zusammengebracht, und aus Baiern, Elsaß und Schlesien hatte er ganze Schiffsladungen voll Kaufmannsgüter, Leinwand, Barren Gold und Silber, Perlen und Juwelen auf seine Güter geschickt. Außerdem besaß er die auserlesene Gewehrkammer, die Sattelkammer und das große silberne Service Kaiser Karls des Siebenten, welches Alles er, als eine gute Beute, aus München mitgeschleppt hatte.*) — Sie sehen, Herr Baron, daß man nur des festen Willens bedarf, um reich zu werden. Der Panduren-Häuptling Franz von Trenck war bald so reich, daß er den Neid der vornehmsten und reichsten Männer des Kaiserstaats erregte, so reich, daß er sogar dem mächtigen und einflußreichen Grafen Löwenwalde große Summen Geldes leihen konnte.

O, der Thörichte, sagte Weingarten achselzuckend, einem mächtigen und vornehmen Mann Geld borgen, heißt sich einen unversöhnlichen Feind machen.

Sie sprechen wie ein Prophet, rief Hofrath Zetto, denn wie Sie sagten, so geschah es. Löwenwalde ward Trenck's unversöhnlicher Feind. Er klagte ihn der Unterschlagung kaiserlicher Gelder, des Verrathes und der Treulosigkeit an, und Trenck, der unermeßlich reiche Trenck, ward gefänglich eingezogen.

Aber seine Millionen befreiten ihn, nicht wahr?

Nicht doch! Seine Millionen brachten ihn immer tiefer in das Elend. Seine Güter wurden mit Sequester belegt und eine eigene Verwaltungs-Commission ward für dieselbe ernannt, an deren Spitze der Graf von der Marcken stand. Auch der Herr Baron von der Waltz und ich selber gehörten zu jener Commission.

Ah, jetzt fange ich an zu begreifen, murmelte der Legationssecretair.

Hofrath Zetto fuhr mit einem feinen Lächeln fort: Die Verwaltungs-Commission machte indessen zu ihrem Schrecken bald die Erfahrung, daß das Gerücht die Reichthümer des Pandurenobristen weit übertrieben hatte. Namentlich war von den reichen Silberservicen des Kaisers Karl und des Königs von Preußen, von seinen Edelsteinen und Gold- und Silberbarren keine Spur zu finden.

Doch sagten Sie vorher, daß er das Alles besaß? fragte Weingarten lächelnd.

Vorher sprach ich als Publikum, sagte Zetto lächelnd, jetzt aber spreche ich als Mitglied der Verwaltungs-Commission. Wir fanden, wie gesagt, nicht so große Schätze, aber desto mehr Schulden, und um zuerst den Umfang seiner Schulden berechnen zu können, erließen wir in der Wiener Zeitung die Aufforderung an alle Gläubiger, sich zu melden, und versprachen ihnen von dem Tage ihrer Meldung bis zu der Beendigung des Trenck'schen Prozesses einen Ducaten täglich.*)

Hoffentlich gehörten die beiden anwesenden Herren auch zu den Gläubigern? fragte Weingarten.

Gewiß, wir gehörten dazu, ebenso wie der Graf von der Marcken, der Vorgesetzte der Verwaltungs-Commission.

Demgemäß bezogen Sie einen dreifachen Vortheil von Trenck's Gefangenschaft. Erstens, Ihr Gehalt als Mitglied der Verwaltungs-Commission, die natürlich von den Einkünften der Trenck'schen Güter

*) Trenck's Memoiren. Th. I. S. 257—59.

*) Trenck's Memoiren. Th. I. S. 157.

glänzend honorirt werden mußte. Zweitens als Gläubiger, die einen Ducaten Diäten bezogen.

Und drittens, mein Herr? Sie sprachen von dreifachem Vortheil?

Und drittens, sagte Weingarten lachend, in dem Suchen nach den Schätzen und den beweglichen Gütern des Herrn von Trenck, die sich freilich unglücklicher Weise nicht auffinden ließen, vermuthlich weil sie in irgend einen Abgrund gefallen waren, oder in irgend eine unrichtige Tasche.

Ah, mein Herr, Sie sprechen da genau so, wie Diejenigen, welche uns bei Hofe verdächtigten und die Kaiserin-Königin wollten glauben machen, wir hätten uns selber bereichert bei unserm mühseligen Geschäft als Verwaltungs-Commission. Man ging so weit, auf eine Untersuchung anzutragen, welche indeß von der Kaiserin niedergeschlagen ward. Bald darauf starb Franz von Trenck, der Panduren-häuptling, und Friedrich von Trenck eilte von Petersburg herbei, um die Erbschaft seines Oheims anzutreten. Wie groß war sein Erstaunen, als er statt der erhofften Millionen nur einige wüste sequestrirte Güter, ein mit Beschlag belegtes baares Vermögen von hunderttausend Gulden und außerdem drei und sechszig Prozesse mächtiger Gläubiger fand, die auf das Vermögen Ansprüche machten.

Er hätte sich mit in die Verwaltungs-Commission des Trenckschen Nachlasses aufnehmen lassen sollen, bemerkte Herr von Weingarten spöttisch. Vielleicht wäre er dann besser zu seinem Vermögen gekommen.

Er versuchte es auf eine andere Weise, und man muß ihm zugestehen, daß er ein sehr energischer Mann ist, der vermöge Geld, Bestechungen und Ueberredungskunst bereits vier und funfzig seiner drei und sechzig Prozesse gewonnen hat und in einigen Tagen auch die noch übrigen gewinnen wird.

Und dann wird er ohne Zweifel die Verwaltungs-Commission veranlassen wollen, Rechenschaft abzulegen und ihre Bücher abzuschließen?

So ist es. Er hat bereits den Anfang damit gemacht. Er hat eine Untersuchung eingeleitet gegen den Quartiermeister und den Regiments-Commandanten des frühern Trenckschen Regiments, welche Trenck beschuldigt hatten, achtzigtausend Gulden kaiserlicher Gelder unterschlagen zu haben; er hat es dahin getrieben, daß man erklärte, nicht Trenck, sondern seine Ankläger hätten dies gethan und Friedrich von Trenck habe noch eine Forderung von achtzigtausend Gulden an die kaiserliche Kriegskasse. Die Folge davon war, daß der Quartiermeister abgesetzt ward, und daß es dem Regiments-Commandeur fast ebenso ergangen wäre, wenn er nicht hohe Protection gefunden hätte.

Und jetzt wird dieser gefährliche Friedrich von Trenck auch die Verwaltungs-Commission der Güter angreifen?

Er würde es thun, wenn wir ihn nicht daran zu verhindern wüßten, wenn wir nicht alle Mittel in Bewegung setzten, diesen gefährlichen Schreier und Querulanten, der jetzt schon Jahre lang das Reichshofgericht und die Hofkriegskammer mit seinen Zänkereien und Anklagen belästigt, und in seinem tollen Uebermuth selbst die vornehmsten und angesehensten Männer anzuklagen und zu verfolgen wagt, diesen Scandalmacher zu entfernen, dem es schon gelungen, die größten Familien in Gefahr zu bringen, daß sie wegen Betrügereien verdächtigt wurden. Glauben Sie mir, nicht wir Beide allein wünschen sein Verschwinden, hinter uns steht eine große und mächtige Partei, welche mit uns denselben Wunsch, dasselbe Verlangen hegt, und freudig bereit ist, Demjenigen, welcher ihr dazu hilft, diesen Trenck zu beseitigen, eine Summe von zehntausend Gulden auszuzahlen.

Ein einziger Blitz leuchtete in den Augen des Legationssecretairs auf und sein Herz schlug wie ein kampfbereites Schlachtroß gegen seine Brust. Aber er unterdrückte diese freudige Aufwallung und fand die Kraft in sich, seine vollkommen ruhige und gleichgültige Miene beizubehalten.

Meine Herren, sagte er gelassen, sobald es sich hier wirklich um ein Verbrechen, und noch dazu um ein Verbrechen an der erlauchten Person eines Monarchen handelt, bin ich natürlich zu jedem Dienst bereit, und es bedarf dazu keines Geldes und keiner Versprechungen, um meine thätige Mitwirkung zu erkaufen.

Sollte er wirklich ein Ehrenmann sein und man hätte uns falsch berichtet? dachte Zetto, der sich einen Moment von der ruhigen und sanften Tugendmiene des Legationssecretairs wirklich täuschen ließ.

Indessen werden Sie doch Denen, welchen Sie einen Dienst zu erweisen im Begriff stehen, nicht die Freude entziehen wollen, Ihnen ihre Dankbarkeit zu beweisen? fragte der Baron von der Waltz. Jedermann hat doch das Recht, einem Andern ein Geschenk der Dankbarkeit zu machen.

Mein Herr, sagte Herr von Weingarten lächelnd, man hatte bis jetzt mit mir nicht von einem Geschenk, sondern nur von Bezahlung, oder um mich deutlich auszusprechen, von Bestechung geredet, und Sie werden begreifen, daß dies ein Begriff ist, der jeden Ehrenmann verletzen muß.

Ah, er läßt sich eine Hinterthür offen, dachte Zetto mit heimlichem Frohlocken, er ist also gewonnen, er ist doch käuflich, nur werden wir ihn nicht bestechen, sondern beschenken! — Sie haben Recht, mein Herr, sagte er dann laut, wir thaten Unrecht, Ihnen das vorher anzubieten, was nachher eine freie

Gabe der Dankbarkeit sein soll. Reden wir also nicht mehr davon. Reden wir nur von der Gefahr, welche den König von Preußen bedroht. Sie allein können diese von seinem Haupte abwenden, indem Sie ihn warnen und ihm so glaubwürdige Umstände anführen, daß er nicht zweifeln kann.

Sie glauben also wirklich, daß Friedrich von Trenck die Absicht habe, den König zu ermorden? fragte Weingarten.

Wir wollen es glauben, sagte der Hofrath mit einem zweideutigen Lächeln.

Wir müssen es glauben, rief Baron von der Waltz emphatisch. Es handelt sich hier darum, an seine mörderischen Absichten zu glauben, oder uns für Betrüger und Marodeurs zu halten, und Sie werden es natürlich finden, daß ich das Erstere vorziehe, und daß, da er uns verderben will, wir ihm zuvorkommen und ihm selber eine Falle stellen, in die er hineingerathen muß.

Und warum konnten Sie ihm diese Falle nicht in Oesterreich stellen, meine Herren? Warum konnten Sie ihn nicht der frevelhaften Absicht beschuldigen, die Kaiserin-Königin ermorden zu wollen?

Zetto zuckte mit den Achseln. Weil das nicht glaubwürdig gewesen wäre, sagte er. Weil Friedrich von Trenck gar keinen Grund hätte, Maria Thereſia zu ermorden, während er an Friedrich dem Zweiten sehr wohl einen Mord aus Rache begehen könnte. Sie wissen, der König und Friedrich von Trenck sind persönliche Feinde. Trenck hat sich dieser Feindschaft oft und laut genug gerühmt, um von aller Welt verstanden zu sein, und ich glaube nicht, daß dies die Feindschaft des Königs gegen ihn gemildert hat. Feinde haben den natürlichen Wunsch sich zu verderben, und es kommt nur darauf an, wer von Beiden zuerst im Stande ist, diesen Wunsch zu befriedigen. Trenck würde es sein, wenn wir den König nicht warnten, und diesem nicht die Mittel an die Hand gäben, seinem Feinde zuvorzukommen.

Worin aber werden diese Mittel bestehen, und was kann verhüten, daß unsere Anklage sich nicht zuletzt in ein Nichts auflöse?

Beabsichtigt der König nicht in der That zu den Herbstmanoeuvern nach Königsberg zu gehen?

Es ist allerdings die Rede davon gewesen.

Nun, Trenck wird sich jetzt in der That nach Danzig begeben, und er hat sich gerühmt, zu gleicher Zeit mit dem König von Preußen in Königsberg sein zu wollen, ohne daß dieser es wagen würde, ihn zu verhaften.

Ich habe deshalb mit ihm auf hundert Louisd'or gewettet, sagte Herr von der Waltz, und zu mehrerer Sicherheit haben wir über diese Wette ein schriftliches Document aufgenommen.

Haben Sie dasselbe mitgebracht?

Hier ist es!

Und der Baron reichte dem Legationssecretair ein Papier dar, das dieser hastig entfaltete und mehrmals überlas.

Das ist allerdings in sehr zweideutigen Worten abgefaßt und ganz dazu geeignet, Trenck zu verderben, wenn es in die Hände des Königs gelangt, sagte Baron Weingarten mit einem grausamen Lächeln.

Hofrath Zetto erwiederte dies Lächeln. Ich habe das Document abgefaßt, sagte er, und Sie werden es natürlich finden, daß ich die Worte desselben sehr genau abgewogen habe.

Und wer hat alsdann den Brief abgeschrieben? fragte Weingarten. Ohne Zweifel war Herr Trenck nicht selber so großmüthig, das zu thun!

Herr Baron von der Waltz ist ein sehr großer Künstler im Nachahmen von Handschriften, und er besaß glücklicher Weise einige eigenhändige Briefe von Trenck, sagte Hofrath Zetto lächelnd.

Sie werden es natürlich finden, wenn ich mich bemühe, meine Wette auf jedem möglichen Wege zu gewinnen, sagte Baron von der Waltz. Wenn Herr von Trenck gefangen genommen wird, bevor er nach Königsberg kommt, habe ich meine Wette gewonnen, und die Verwaltungs-Commission muß mir diese hundert Louisd'or auszahlen.

Alle Drei lachten.

Ah, es ist doch eine schöne Sache um eine solche Verwaltungs-Commission, sagte der Legationssecretair.

Diese Commission wird Ihnen nächstens zehntausend Gulden auszuzahlen haben, flüsterte Hofrath Zetto. Hier ist eine Schuldverschreibung. An dem Tage, an welchem Friedrich von Trenck der Gefangene des Königs von Preußen wird, ist die Verschreibung fällig, und Sie werden dann sehen, ob die Verwaltungs-Commission des Trenckschen Vermögens lässig im Zahlen ist. Zetto legte das Document zu den Kassenscheinen auf den Tisch hin. Sie werden nun die Güte haben, uns zu Protokoll zu vernehmen, und wenn Sie es wünschen, wollen wir auch unsere Anklage beeidigen, oder wenigstens können Sie in Ihrem Protokoll bemerken, daß dies geschehen sei.

Herr von Weingarten antwortete nicht. Er starrte sinnend auf die verhängnißvollen Papiere hin, welche vor ihm auf dem Tisch lagen; eine reuevolle Angst folterte sein Herz, und auf einen Moment noch schien sein guter Genius mit seinem Dämon um den Besitz dieser Seele ringen zu wollen.

Es handelt sich vielleicht um ein Menschenleben, sagte er leise. Es ist eine furchtbare Anklage, welche ich da aussprechen soll. Wenn der König ihn nicht tödtet, wird er ihn wenigstens in jahrelanger Ge-

fangenschaft halten, und ich werde die Schuld daran haben.

Hofrath Zetto's aufmerksames Ohr hatte jedes seiner Worte gehört, er stand neben ihm wie der Versucher, und seine glühenden, durchbohrenden Augen schienen auf dem qualvoll bewegten Antlitz Weingartens jeden seiner Gedanken zu lesen.

Und haben auch Sie nicht in jahrelanger Gefangenschaft schon gelebt? fragte Zetto mit unheimlich leiser, flüsternder Stimme. Sind Sie nicht immer ein Sclave der Armuth gewesen, ein Gefangener, dem die Noth die Füße gebunden und ihn verhindert hat zu gehen, wohin er wollte? Wollen Sie jetzt so thöricht sein, aus albernem Mitleid die Gelegenheit vorübergehen zu lassen, welche Sie frei machen und Ihre Sclavenketten lösen kann? Zehntausend Gulden sind kein Reichthum, aber sie können der Anfang desselben, sie können der Ariadnefaden sein, welcher sie aus dem Labyrinth der Armuth an die Freiheit und das Licht hinausgeleitet. Und wer dankt es Ihnen, wenn Sie diesen Faden nicht ergreifen, wer wird Ihnen Ihre Großmuth lohnen und Sie bezahlen für Ihren Edelsinn? Wenn Sie den klugen und weisen Menschen davon erzählen, so werden diese Sie verspotten und beachselzucken, und wenn die Dummen es hören, werden Sie von ihnen nicht verstanden werden. Jedermann ist seines Glückes Schmied, wehe dem, der es versäumt, das Eisen zu schmieden, wenn es noch heiß ist!

Herr von Weingarten fühlte jedes dieser Worte wie einen Nadelstich, aber er wußte doch nicht, ob sie ein menschlicher Mund gesprochen, oder ob sie nur da innen in seiner eigenen Seele erklangen.

Es ist wahr, ja es ist wahr, rief er mit lauter angstvoller Stimme, ein Thor, welcher die Hand des Glückes nicht ergreift, wenn die lächelnde Göttin sie ihm darreicht, ein Narr, wer seine Fesseln nicht zerreißt, wenn er die Kraft dazu hat. Kommen Sie, meine Herren, wir wollen das Protokoll aufnehmen, und wenn das geschehen ist, führe ich Sie zu unserm Gesandten, dem Grafen Puebla.

Nicht doch, wenn das geschehen ist, reisen wir mit Courierpferden wieder ab. Ihnen allein soll der Dank und der Lohn zu Theil werden. Jetzt an's Werk! Nehmen Sie das Protokoll auf!

VII.

Die Aufhebung der Tortur.

Der König ging mit hastigen Schritten auf und ab, sein Antlitz war blaß, seine Lippen zitterten und ein zorniges Blitzen war in seinen Augen.

Plötzlich blieb er vor dem österreichischen Legationssecretair, Herrn von Weingarten stehen und sah ihm lange und fest in die Augen. Aber dieser hielt den Blick, vor welchem schon so Viele gezittert, ruhig und mit einer Miene so vollkommener Unschuld aus, daß es selbst dem König imponirte.

Ich sehe, Sie sind überzeugt von Dem, was Sie mir da berichteten, sagte der König endlich. Sie glauben alles Ernstes, daß dieser wahnsinnige Mensch wirklich den Gedanken gefaßt hat, mich zu ermorden?

Ich bin davon überzeugt, Sire, erwiederte Herr von Weingarten demüthig, und ich mußte wohl überzeugt sein, da ich ja die Beweise seiner Absicht in Händen habe.

Die Beweise? Was für Beweise?

Dieses Papier, welches ich mir erlaubte, Eurer Majestät zu überreichen und welches Eure Majestät da auf den Tisch gelegt haben, ohne es zu lesen!

Ah, es ist wahr, ich habe das in der Aufregung vergessen, sagte der König sanft. Ich kann mich immer noch nicht gewöhnen, die Menschen wie wilde Bestien zu betrachten, welche man in eiserne Käfige sperren muß, um nicht von ihnen gebissen zu werden. Lesen Sie mir den Inhalt dieses Papiers vor, ich bitte Sie darum!

Herr von Weingarten empfing mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung das Papier, welches der König ihm darreichte, und seine Stimme zitterte gar nicht, als er die inhaltschweren Worte las, welche die raf-

finirte Bosheit und die grausame Habsucht auf diesem Papier verzeichnet hatte, und die, übel ausgelegt, zu einer schweren Anklage werden mußten.

Diese Worte lauteten: In Folge einer Wette mache ich mich anheischig, auf meiner jetzigen Reise nach Danzig auch nach Königsberg zu gehen, und zwar gerade an demselben Tage, an welchem König Friedrich von Preußen, mein grausamer Feind und Verfolger, dort eintreffen wird. Ich werde dahin gehen, um dem König gegenüber zu thun, was Keiner vor mir gethan hat und Keiner nach mir thun wird. Wenn es mir nicht gelingt, mein Werk auszuführen, oder wenn die Häscher des Königs mich verhaften sollten, so habe ich meine Wette verloren und bin dem Baron von der Waltz hundert Louisd'or schuldig, welche ihm von der Verwaltungs-Commission der Trenckschen Güter ausgezahlt werden sollen. Freiherr Friedrich von Trenck.

Und Trenck hat das selbst geschrieben? fragte der König.

Wenn Eure Majestät die Handschrift Trencks kennen, so mögen Sie vielleicht die Gnade haben, die Handschrift selbst zu prüfen.

Ich kenne die Handschrift, sagte der König, geben Sie her!

Er nahm das Papier und überflog es mit forschendem Blick. Es ist seine Handschrift, murmelte er, aber ich will sie noch einmal prüfen.

So sprechend durchschritt der König hastig das Gemach und trat zu seinem Schreibtisch, aus dessen einer Chatoulle er einige vergilbte, eng beschriebene Blätter Papier hervorzog und sie sorgsam prüfend mit dem Document verglich, welches ihm Weingarten gegeben.

Ach, wie wenig hatte Trenck damals, als er jene Blätter geschrieben, es ahnen können, daß diese einst wider ihn zeugen und ihn zu einem Verbrecher stempeln könnten. Und doch waren auch sie schon in den Augen des Königs ein Verbrechen gewesen, denn es waren zärtliche Briefe, welche Trenck von Wien aus an die Prinzessin Amalie zu schreiben gewagt hatte, die aber niemals in ihre Hände gekommen waren.

Und jetzt mußten diese zärtlichen Ergüsse einer thränenreichen, unglücksvollen Liebe noch Zeugniß ablegen gegen den, der sie geschrieben, und mußten ihn zum zweiten Male verdammen.

Es ist seine Handschrift, sagte der König, indem er die Briefe wieder in die Chatoulle schob und sie verschloß. Ich danke Ihnen, Herr Baron, Sie haben mich vor einem unangenehmen Aergerniß bewahrt, denn wenn ich auch nicht glauben will, daß der Trenck wirklich einen Mord beabsichtigte, so war er doch jedenfalls Willens, einen eclatanten Auftritt zu veranlassen und wäre es auch nur, um seiner Eitelkeit zu genügen und wieder von sich reden zu machen. Denn er hat jetzt, wie es scheint, seine Rolle so gut in Wien, wie in Petersburg und in Berlin zu Ende gespielt, und die Welt würde ihn vergessen, wenn er nicht durch einen tollen Streich ihre Blicke auf sich zöge. Wie er das hat machen wollen, nun, das weiß ich nicht, aber gewiß nicht durch einen Mord! Nein, an einen Mord will ich nicht glauben!

Eure Majestät sind immer großmüthig und edel, doch scheint mir, daß der Sinn dieser Worte hier kaum anders gedeutet werden kann. „Ich werde nach Königsberg gehen," schreibt Herr von Trenck, „um dort dem König gegenüber zu thun, was Keiner vor mir gethan hat und Keiner nach mir thun wird." Heißt das nicht seine frevelhafte Absicht klar genug aussprechen?

Nur für den, der diese Absicht kennt, oder vermuthet, sagte der König kopfschüttelnd, für jeden Unbefangenen können diese Worte auch einen andern Sinn, irgend eine romantische Drohung bedeuten, weiter nichts! Herr von Trenck ist bekanntlich ein Renommist, eine Art von Don Quixote, der immer gegen Windmühlenflügel kämpft und meint, daß es Ritter oder gar Könige sind, die ihm die Ehre anthun, seine Feinde zu sein. Ich habe den Trenck gestraft, als er in meinen Diensten stand und einen schweren Subordinationsfehler beging; jetzt ist er nicht mehr in meinen Diensten, und ich habe ihn vergessen. Aber wehe ihm, wenn er mich zwingt, seiner wieder zu gedenken.

Eure Majestät werden ja sehen, ob er falsch beschuldigt worden, ob diese glaubhaften und vollkommen unbescholtenen Männer, welche eigens hierher gekommen, um Eure Majestät durch mich zu warnen, und die ihre Aussage auf das Crucifix beschworen haben, ob diese den Herrn von Trenck nur verleumdet, indem sie wider ihn zeugten. Wenn er nicht nach Danzig geht, nicht nach Preußen kommt, nun dann haben sie gelogen und Trenck ist unschuldig.

Er wird es nicht wagen, die Grenzen meiner Staaten zu überschreiten, denn er weiß, daß er alsdann als Deserteur dem Kriegsgericht verfallen ist. Aber ich bin überzeugt, daß er in kecker Renommisterei sich wohl gerühmt hat, mir zu trotzen, und das wäre freilich schon Etwas, was Keiner vor ihm gethan hat und Keiner nach ihm thun wird. Indeß bei dieser Renommisterei wird es verbleiben, darauf verlassen Sie sich.

Herr von Weingarten verneigte sich und schwieg. Der König fuhr mit einem anmuthigen Lächeln fort: Jedenfalls aber, Monsieur, bin ich Ihnen zu Dank verpflichtet, und es soll mir lieb sein, wenn Sie mir Gelegenheit geben, denselben abzutragen!

Herr von Weingarten, welcher bis dahin mit ehr-

furchtsvoll gesenktem Haupte dagestanden, richtete sich höher empor, und sein Blick hatte die Kühnheit, dem Auge des Königs zu begegnen.

Sire, sagte er mit dem edeln Ausdruck eines unschuldigerweise Beleidigten, Sire, ich fordere und wünsche keinen andern Dank, als daß meine Warnung von Eurer Majestät beachtet werden möge. Wenn diese fürchterliche Gefahr, welche das Haupt des Königs von Preußen bedrohte, durch mich abgewandt worden, so wird das mein schönster und einzig begehrenswerther Lohn sein, und jeden andern würde ich ablehnen müssen.

Der König nickte ihm beifällig lächelnd zu. Sie sprechen wirklich in dem Ton der Ueberzeugung, sagte er, und es scheint, Sie glauben wirklich an diese Gefahr. Nun denn, ich werde Ihnen meinen Dank vorläufig auf die von Ihnen gewünschte Weise ausdrücken, ich werde Ihre Warnung respectiren und mich vor der Gefahr, welche mir droht, hüten. Aber um das zu können, und um zugleich uns überzeugen zu können, daß Trenck wirklich so schlimme Absichten hegte, müssen wir über die ganze Angelegenheit ein unverbrüchliches Schweigen beobachten, und Sie müssen mir Ihr Wort geben, zu keinem Menschen weiter darüber zu reden.

Sire, mir schien das Geheimniß in dieser Sache so nothwendig, daß ich sogar dem Grafen Puebla nichts davon mitgetheilt, sondern es gewagt habe, auf meine eigene Gefahr zu Eurer Majestät zu kommen.

Und daran haben Sie sehr wohl gethan, denn der Trenck wird nun ungewarnt in die Falle gehen, die wir ihm aufstellen wollen. Außerdem liebe ich es nicht, mit meiner Person und meinen Privatverhältnissen die thörichten und klatschsüchtigen Menschen zu beschäftigen und von ihnen bedauert oder bemitleidet zu werden. Schweigen wir also für immer von dieser Sache, und nur dann wollen wir stumm derselben gedenken, wenn ich diese Tabatière in Ihren Händen sehe. Wenn Sie eines Tages eine Bitte an mich zu richten haben, so kommen Sie zu mir mit dieser Tabatière in der Hand. Dann werde ich der jetzigen Stunde gedenken und Ihnen, wenn es in meiner Macht steht, gewähren, was Sie zu bitten haben.

Er reichte Weingarten seine eigene goldene, mit Brillanten besetzte Tabatière hin und ließ sich seinen glühenden Dank mit lächelnder Freundlichkeit gefallen.

Als er aber dann den Legationssekretair verabschiedet hatte und sich wieder allein befand, wich das Lächeln und die Freundlichkeit aus den Zügen des Königs und sein Antlitz war jetzt tief traurig und verstimmt.

Also dahin ist es gekommen, sagte er, mit auf dem Rücken gefaltenen Händen auf- und abgehend, dahin ist es gekommen, dahin hat diese unselige Geschichte geführt, daß dieser Mensch, den ich einst geliebt habe, jetzt daran denkt, mich ermorden zu wollen! Ach, Ihr stolzen Fürsten, welche Ihr Euch vermeßt, die Ebenbilder Gottes auf Erden zu sein, Ihr seid nicht einmal sicher vor dem Dolch eines Mörders und Eure Haut ist so leicht verwundbar wie die des gemeinsten Bettlers. — Und weshalb will er mich ermorden? Wäre ich ein phantastischer Romanheld, so würde ich sagen: um über meine Leiche hin die Hand seiner Geliebten zu erobern. Aber Amalie ist keine Geliebte mehr, um die ein Mensch sein Leben wagt. Sie ist nur noch eine Erinnerung dessen, was sie gewesen, nur noch der traurige, thränenbethaute Aschenkrug ihrer Schönheit. Aber es ist wahr, ihr Herz lebt noch, und es ist jung geblieben und es gehört noch immer Trenck. Wie, und jetzt soll ich ihr auch diese letzte Illusion noch rauben? Jetzt soll sie noch erkennen müssen, daß der, den sie geliebt hat, nichts ist als ein gemeiner Mörder? Nein, ich will ihr diesen Kummer ersparen! Ich will Trenck nicht die Gelegenheit geben, sein Werk zu vollführen, die Absicht selber soll zweifelhaft sein. Möge er für dieselbe nur Gott und seinem Gewissen verantwortlich werden! Ich werde nicht nach Königsberg gehen, ich werde ihm die Gelegenheit entziehen, seine böse That ausführen zu können, und wenn er in seinem übermüthigen Rachedurst vielleicht sogar daran denken sollte, hierher zu kommen, so wollen wir schon dafür sorgen, ihm diese Lust vergehen zu lassen, denn er wird alsdann seiner Strafe nicht entgehen. Ach, ach, dieser kleine Käfer dünkt sich ein Löwe zu sein! Versuche es nur, meine Grenzen zu überschreiten, Du wirst da ein Netz finden, in welchem Du Dich fangen wirst, und einen Käfig, dem Du nicht wieder entfliehen kannst. Ja, so soll es sein! Ich will ihn strafen für sein frevelhaftes Wollen, aber weder die Welt, noch er selber soll es ahnen, daß es deshalb geschieht. Mögen sie mich verdammen, mögen meine Feinde und meine Neider mir dereinst den Trenck als ein Beispiel meiner Grausamkeit und Härte vorhalten, was liegt mir an dem Beifall der Thoren und an dem Lobe der kurzsichtigen Menschen! Fest und unbeirrt will ich meine Straße gehen und nur Gott und meinem Gewissen werde ich Rechenschaft zu geben haben über mein Thun! Mein Gewissen aber spricht mich hier frei von jeder Schuld! Trenck hat die Absicht mich zu ermorden, ich muß meinem Volk seinen König erhalten, denn ich bin mir bewußt, daß es meiner bedarf und daß das Schicksal mich hierher berufen hat, weil es durch mich große Dinge vollführen will. Nein, meine Mission ist noch nicht

vollendet, ich habe meinem Vaterlande noch wichtige Dienste zu leisten, und wenn ein giftiges Insect sich auf meinen Weg drängt und mich aufhalten will in meinem Lauf, nun wohl, so zertrete ich es!

Und der König klingelte heftig und ließ den stets bereiten Geheimen Cabinetsrath, der heute den Dienst außer den gewöhnlichen Dienststunden zu versehen hatte, eintreten.

Der König dictirte demselben zwei Briefe. Der eine war an den Herrn von Reimer, seinen Gesandten bei dem kleinen Freistaat Danzig gerichtet, und der König ertheilte ihm darin den Befehl, bei dem Magistrat in Danzig im Namen des Königs um die Auslieferung des ehemaligen preußischen Lieutenants von Trenck nachzusuchen, im Fall dieser es wagen sollte, nach Danzig zu kommen. „Ich weiß," schrieb ihm der König, „daß der Trenck die Frechheit so weit treibt, sogar in meine Staaten kommen zu wollen, obwohl er ein preußischer Deserteur und ein Mörder ist, der bei seinem letzten Ausbruch von der Festung Glatz zwei Schildwachen getödtet hat. Würde er erst in meinen Staaten verhaftet, so gäbe es keinen Pardon mehr, und das Kriegsgericht würde den Deserteur zum Tode verurtheilen. Weil aber viel Lärmen und Trouble dadurch entstehen möchte, so trachten Sie, den Deserteur schon in Danzig, entweder auf offene, oder auf listige Weise verhaften zu lassen. Ich werde Ihnen eine genügende Anzahl Soldaten, die mit den nöthigen Instructionen versehen sind, zur Verfügung stellen lassen."

Der zweite königliche Brief war an den Kommandanten der Festung Magdeburg gerichtet und enthielt die Ordre, eins der festen Gefängnisse in den Kasematten zur Aufnahme eines Militairgefangenen in Bereitschaft zu halten. „Aber," lautete die Ordre weiter, „wählen Sie ein Gefängniß, welches vollkommene Sicherheit darbietet und aus dem zu entfliehen unmöglich ist. Denn Derjenige, welcher es bewohnen wird, ist nicht blos ein kühner Deserteur, sondern auch schon bekannt wegen der Kühnheit und Verwegenheit, mit der er es versteht, aus den Gefängnissen zu entfliehen. Treffen Sie also ihre Vorkehrungen darnach.*)

Nachdem der König diese beiden Briefe dictirt, unterzeichnete er sie beide mit fester Hand und verabschiedete dann den Cabinetsrath.

Jetzt, sagte er mit einem traurigen Lächeln, als er wieder allein war, jetzt wird meine arme Schwester Amalie immer noch das Recht haben, dieses Idol ihrer Phantasie als das arme Opfer meiner Rachsucht und Unversöhnlichkeit zu beklagen; sie so wenig als die Welt wird ahnen, daß ich mich nur vor dem Dolch eines hinterlistigen Mörders gesichert habe. Freilich ist er nur ein Mörder seiner Absicht nach, und ich strafe ihn für seine Gedanken. Aber sollte ich warten, bis er die That vollführt, oder auch nur versucht hat, damit ganz Europa von diesem Mordgeschrei erfüllt werde, und die Bänkelsänger auf den Gassen meine Geschichte ableierten, wie die Geschichte von Ravaillac oder Cartouche? — Mein gutes Volk, welches so begierig ist auf Mordthaten, hat ja eben einen so köstlichen Bissen an dieser Mordgeschichte in dem Stelzenkrug am Alexanderplatz, es ist also nicht nöthig, daß sein König ihm eine neue derartige Ballade liefere.

In diesem Moment öffnete sich die Thür und der Lakay meldete den Großkanzler von Cocceji.

Der König ging dem vielbewährten Freund und Staatsmann mit herzlichem Gruß entgegen. Sie kommen ohne Zweifel, um mir Rapport abzustatten über diese Mordgeschichte, sagte der König lächelnd, und da muß ich Ihnen nur gestehen, daß Sie meiner Neugierde sehr gelegen kommen, denn ich dachte eben an dieselbe.

Eure Majestät haben richtig errathen, ich komme, um Rapport abzustatten, erwiderte Cocceji ehrfurchtsvoll. Ganz Berlin ist in Bewegung und Aufruhr über diese Sache, und selbst die friedliebendsten Bürger sind plötzlich zu Unruhestiftern und Schreiern geworden und verdammen das königliche Kammergericht, welches doch nur gethan, was Rechtens ist.

Und was nennen Sie Rechtens? fragte der König ernst.

Das, was das Gesetz vorschreibt, Sire.

Der König wiegte sinnend sein Haupt. Und dagegen sollte das Volk sich auflehnen? Darüber sollte es murren? Nein, mein Freund! Das Volk hat eine große instinctmäßige Scheu vor dem Gesetz und dem Recht, und nur in der Entartung und Verwilderung wird es wagen, sich gegen diese beiden mächtigen Säulen des Staates aufzulehnen. Mein Volk ist aber weder entartet noch verwildert, und ich muß also annehmen, daß es in dieser Sache, wenn es murrt und unzufrieden ist, auch einen Grund hat. Erzählen Sie mir also die Geschichte noch einmal, und ganz ausführlich, ganz genau.

Und indem der König sich auf den lederbezogenen Fauteuil vor seinem Schreibtisch niederließ, winkte er dem Großkanzler, auf dem Sessel ihm gegenüber Platz zu nehmen.

Jetzt erzählen Sie mir Ihre Mordgeschichte, befahl der König.

Sire, sie ist an sich ganz einfach und ganz gewöhnlich. Eine alte, ziemlich bemittelte Frau, ohne Familie und Dienerschaft, bewohnte seit vielen Jahren ein kleines Haus am Alexanderplatz, den soge-

*) Trenck. Merkwürdige Lebensgeschichte. Th. I. S. 250.

nannten Stelzenkrug. Außer ihr wohnte in diesem Hause nur noch ein armer, stiller Kandidat, der sich allein dadurch seinen Lebensunterhalt erwarb, daß er den Kindern achtbarer und angesehener Bürgersleute Unterricht ertheilte. Zu diesem Zweck pflegte er gewöhnlich Morgens neun Uhr schon das Haus der Frau Schultze zu verlassen und erst am Abend um sechs oder sieben Uhr heimzukehren; alsdann waren seine Unterrichtsstunden beendigt und er pflegte dann in seinem Zimmer sich mit Lesen und Studiren zu beschäftigen, bis ihn Frau Schultze zu ihrem einfachen Nachtessen in ihr Zimmer rief. Wenn er dies eingenommen, kehrte er in sein Zimmer zurück, um weiter zu studiren, während Frau Schultze sich sofort in ihre Schlafkammer und zur Ruhe begab. So lebten die beiden stillen Leute seit vier Jahren in ungestörter Regelmäßigkeit, und ihre Nachbarn kannten ihre Pünktlichkeit so genau, daß, wenn Abends das Licht in dem kleinen Eckfenster erlosch, sie genau wußten, die Uhr habe jetzt neun geschlagen und Frau Schultze sei zu Bett gegangen, und daß, wenn das Licht in dem Zimmer des Kandidaten noch nicht erloschen war, die zwölfte Stunde noch nicht geschlagen habe. Ebenso regelmäßig sah man jeden Morgen um acht Uhr die Thür des Stelzenkruges sich öffnen und Frau Schultze erschien mit einem Korb und einem kleinen Topf, um aus dem nahen Bäckerladen sich ihren Bedarf an Semmel und Milch einzuholen. Sie war die erste Kundin des Bäckers, der nach ihr seine Uhr zu stellen pflegte. Zehn Minuten vor neun Uhr öffnete sich dann wieder die Thür des Stelzenkruges und der Kandidat erschien mit seinen Büchern unter dem Arm, um seinen Lauf als Instructor anzutreten. Wenn die Aeltern der umliegenden Häuser das sahen, pflegten sie ihre Kinder nach der Schule zu treiben, denn sie wußten dann, daß es gleich neun Uhr schlagen werde. Bei dieser Regelmäßigkeit eines Uhrwerks können Eure Majestät leicht denken, welch eine Sensation es erregen mußte, als dies Uhrwerk plötzlich still zu stehen schien. Die Frau Schultze hatte von dem Bäcker nicht ihr Frühstück abgeholt, ihre Fensterläden waren sogar noch um halb neun Uhr geschlossen, und als es neun Uhr war, öffnete sich nicht die Thür und der Kandidat trat nicht wie sonst aus derselben hervor. Das Haus blieb still und lautlos, wie es die Nachbarn nie gesehen. Sie vermutheten daher sofort, daß irgend ein ungewöhnliches Ereigniß den geregelten Lebenslauf der beiden Bewohner des Stelzenkruges unterbrochen habe, und um sich davon zu überzeugen, wollten der Bäcker und der Schlächter selber zur Frau Schulze gehen. Sie fanden aber ihre Hausthür verschlossen und auf wiederholtes Klopfen und Rufen ward ihnen nicht aufgethan. Nun wandten sie sich an die Gerichtsbehörde und diese sandte einen Bevollmächtigten zur nähern Untersuchung ab. Man ließ die Thüren von einem Schlosser öffnen und drang in das Haus ein. In dem Wohnzimmer der Frau Schultze fand man den Secretair offen stehen, die Chatoullen mit Papieren ohne Werth an der Erde liegen, ebenso waren auch die Chatoullen der Commode geöffnet und ihr Inhalt lag auf dem Tische und Sopha zerstreut umher. In der Schlafkammer der Schultze standen die Stühle und der Waschtisch nicht an ihren gewohnten Plätzen, sondern in wilder Unordnung mitten in dem Raum; Alles zeugte davon, daß hier fremde Hände ihr Wesen getrieben und in Kisten und Kasten umher gewühlt hatten. Endlich trat man zu dem Bett der Frau, welches äußerlich ganz glatt und unberührt erschien. Als man aber das weiße Bettuch emporhob, fand man unter demselben die Frau Schultze steif und bewegungslos, eine schon erkaltete Leiche, mit einem Strick um den Hals, die Augen starr und weit geöffnet, mit heraushängender Zunge, mit blutunterlaufenem Gesicht, kurz mit allen Zeichen einer Erdrosselten. Nun wandte man sich in die obere Etage, um nach dem Hausgenossen der Ermordeten zu spähen. Sein Zimmer war offen und in demselben befand sich Alles in der gewohnten Ordnung, alle Meubles, so wie die Bücher standen auf ihren alten Plätzen, kein fremder Fuß schien diese Schwelle überschritten zu haben. Aber der Kandidat war nicht da, und alle Nachbarn, welche das Haus seit der Morgenstunde beobachtet hatten, versicherten, daß er heute Morgen keinen Falls dasselbe verlassen habe, sondern die Nacht schon müsse außerhalb zugebracht haben. Während man noch in seinem Zimmer war, öffnete sich indessen die Thür und der Kandidat trat ein, mit bleichem, verstörtem Angesicht, mit bestaubten Kleidern, mit beschmutzten Stiefeln, die von weitem Wandern zeugten.

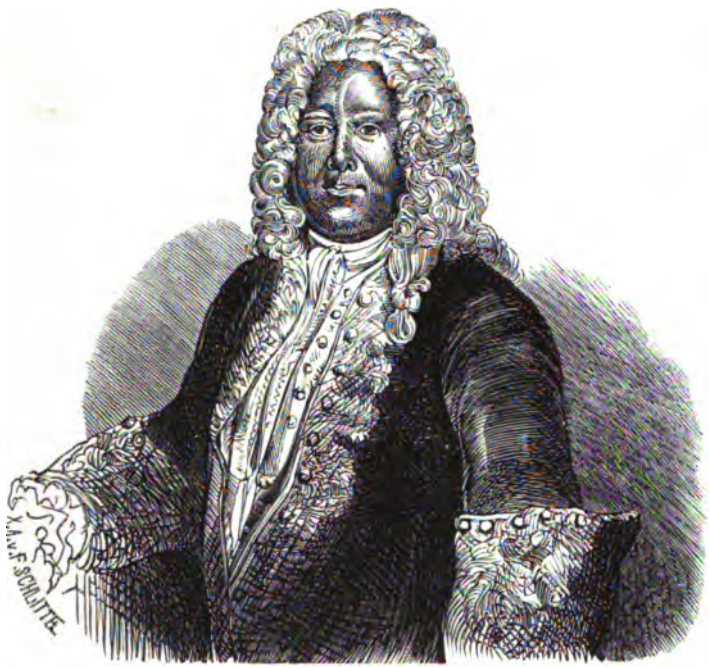
Der Kandidat war ihr Mörder, sagte der König hastig. Es ist keine Frage, er hat es gethan, er hat die arme Frau ermordet!

Cocceji verneigte sich.

Ich danke Eure Majestät für dieses Wort, sagte er, es wird mir für meine Handlungen zur Rechtfertigung dienen und mich entschuldigen, wenn ich fehlgriff. Der Kandidat ward natürlich sofort verhaftet und zum Verhör gezogen. Er leugnete indeß mit größter Entschiedenheit die That, und schien ergriffen, als man ihn in die Schlafkammer führte und ihm die Leiche der Ermordeten zeigte. Als man ihn fragte, wo er die Nacht zugebracht, erklärte er, er habe am verflossenen Tage, welcher ein Sonntag gewesen, einen ihm befreundeten Landgeistlichen einige Meilen von Berlin besucht, zu dem er zu Fuß gegangen wäre und bei ihm den Tag zugebracht habe.

Um aber nicht am Montag Morgen seine Unterrichtsstunden zu versäumen, habe er sich trotz der Bitten seines Freundes bei einbrechender Dämmerung auf den Weg gemacht, um nach Berlin zurückzukehren. Indessen habe er bei der schnell eintretenden Dunkelheit sich verirrt, und immer weiter wandernd sei er immer weiter von seinem Wege abgekommen, so daß er endlich erschöpft und matt auf offenem Felde niedergesunken und dort in einen tiefen Schlaf verfallen sei. Aus diesem sei er erst erwacht, als der Tag bereits angebrochen gewesen und da habe er sich aufgemacht, um seine Wanderung nach Berlin fortzusetzen. In dem nächsten Dorf habe er erfahren, daß er sich über drei Meilen von Berlin und zwar in einer ganz andern Richtung, als von wo er ausgegangen war, befinde, und so habe er sich denn mühsam von Dorf zu Dorf weiter gefragt, bis er endlich Berlin gesehen und eben in demselben eingetroffen sei.

Eine schlecht ersonnene Ausflucht, sagte der König kopfschüttelnd. Eine Lüge, welche man ihm unmöglich für ein Alibi konnte gelten lassen.



Großkanzler von Cocceji.

Ich danke Eure Majestät abermals, sagte der Großkanzler sich verneigend. Eure Majestät geruhen da meine eigenen Worte auszusprechen. Da der Delinquent indessen, trotz aller gegen ihn zeugenden Umstände, und trotz dem, daß er kein Alibi auftreiben, ja nicht einmal die Stelle bezeichnen konnte, wo er die Nacht zugebracht haben wollte, da der Delinquent, sage ich, trotz alle dem leugnete und nichts von der Unthat wissen wollte, mußte ich wohl von den Mitteln Gebrauch machen, welche das Gesetz in solchen Fällen vorzeichnet, und die Eure Majestät, indem Sie bei Ihrem Regierungsantritt die Tortur im Allgemeinen aufhoben, besonders hervorgehoben hatten. Diese Ausnahmefälle, wo die Tortur noch angewendet wird, sind solche, wo der Verbrecher, trotz aller ihn überführenden Beweise, trotz der klaren, belastenden Thatsachen, seine Schuld nicht eingestehen will und bei seinem Leugnen beharrt. Alsdann soll nach dem Gesetz von dem Delinquenten das Eingeständniß seiner Schuld durch die Tortur versucht werden. Diesem königlichen Gesetz gemäß ließ ich den Kandidaten, welcher trotz des eindringlichsten Zuredens bei seinem Leugnen beharrte, und trotz der augenscheinlichsten Beweise seine Unschuld betheuerte, verhaften und in die Folterkammer abführen.

O, in die Folterkammer! sagte der König, indem er aufstand und sich dem Fenster näherte, um gedankenvoll seine Stirn an die Scheiben zu lehnen. Reden Sie weiter, sagte er dann nach einer Pause. Reden Sie, ich höre Ihnen zu.

Der Kandidat ward, wie gesagt, in die Folterkammer geführt und man unterwarf ihn dem leichtesten Grad der Tortur. Man legte ihm die Daumschrauben an.

Der König stieß einen tiefen Seufzer aus und trommelte hastig und ungeduldig auf der Fensterscheibe.

Weiter, weiter, befahl er dann.

Cocceji schwieg einen Augenblick, dann sagte er hochathmend und mit seltsam feierlichem Ton:

Der Delinquent vermochte diesen leichtesten Grad der Tortur selbst nicht zu ertragen. Der Schmerz entriß ihm sogleich ein Geständniß, das die eindringlichste Rede ihm nicht hatte erpressen können. Er bekannte sich der Mordthat schuldig.

Der König, noch immer am Fenster stehend, wandte das Haupt mit einer hastigen Bewegung um und sein feuriger Blick ruhte mit einem flammenden Ausdruck auf dem edeln, würdevollen Angesicht des Großkanzlers.

Cocceji, sagte der König, diese Tortur gefällt mir ganz und gar nicht.

Mir auch nicht, Majestät, erwiderte Cocceji achselzuckend. Aber sie steht in den Criminalgesetzen verzeichnet, es mußte dem Gesetz Genüge gethan werden.

Es ist indessen ein kannibalisches Gesetz, murmelte der König, ein Gesetz, das der Menschenwürde und Menschenliebe Hohn spricht! Wie kann man einem Menschen durch Martern und Grausamkeiten die Wahrheit abpressen wollen, wie eine Seele besiegen wollen, indem man den Körper foltert.

Sire, die Priester sind es bekanntlich gewesen, welche in ihren Inquisitionsgefängnissen die Tortur erfunden haben.

Freilich, rief der König, die Tortur ist auch eine Liebesgabe der Priester Christi; mit Daumschrauben und glühenden Rosten haben sie die ungläubigen Sünder von der Göttlichkeit der christlichen Religion zu überzeugen gewußt. Aber ich bin kein frommer Priester und kein fanatischer Christ, ich verabscheue daher jede Tortur und jede Folter, und wäre sie selbst im Stande, die Menschen zu ihrem ewigen Heil zu bekehren! Aber — wir vergessen Ihren Mörder! Er bekannte also?

Ja, Sire, er bekannte und ward in sein Gefängniß zurückgeführt.

Und er widerrief nicht, als man ihm die Daumschrauben abgenommen?

Nein, er widerrief nicht, aber er weinte immerfort, und in seinem Gefängniß hörte man ihn die ganze Nacht mit lauter Stimme beten.

Ich fürchte, seine zerrissenen Hände wurden nicht wieder gesund davon! sagte der König achselzuckend. Und was ist nun weiter in dieser Sache geschehen?

Am andern Morgen nach dem Geständniß des Kandidaten war ganz Berlin erfüllt von dieser Neuigkeit, und seltsamer Weise waren alle Diejenigen, welche gestern noch den Kandidaten für schuldig erklärten, heute, nachdem er bekannt hatte, von seiner Unschuld überzeugt.

Das kommt daher, sagte der König, weil die Tortur ein so verabscheuenswürdiges und grausames Institut ist, daß Diejenigen, welche davon gemartert werden, in den Augen der Menschen zu Märtyrern und Heiligen sich verklären müssen. Mir geht es wie den Berlinern. Seit der Kandidat auf der Tortur sich als Mörder erklärt hat, halte ich ihn für unschuldig!

Ganz Berlin sprach wie Eure Majestät, und so kam gestern eine Deputation von zwanzig der angesehensten Bürger zu mir, um mich im Namen der ganzen Bürgerschaft zu bitten, die Untersuchung auf das Ernsteste und Gründlichste zu verfolgen. Diese Deputation bestand aus Männern, bei denen der Kandidat Jahre lang als Lehrer ihrer Kinder thätig gewesen, und sie waren Alle so fest von der Unschuld des Kandidaten überzeugt, daß sie sich mit ihrem Leben und ihrem Vermögen bei mir verbürgen wollten.

Meine Berliner gefallen mir, sagte Friedrich heiter, ich liebe ihre rasche Energie und ihre Unerschrockenheit. Nichts auf der Welt ist im Stande, ihnen zu imponiren, und was sie für Rechtens halten, das thun sie. Das war also der Aufstand und die Revolte, von welcher Er vorher sprach?

Das war es, denn Eure Majestät müssen wissen, daß, während diese Leute bei mir waren, Tausende von Menschen auf der Straße standen und riefen: Er ist unschuldig! Er hat sich falsch angeklagt! Fluch und Schande über die Tortur! Die Schultze hat sich selbst erdrosselt.

Ließ Er sich einschüchtern von dem Geschrei?

Nein, Sire, aber ich ließ mich zur Raison bringen von den überzeugungsvollen Worten der Leute; ich würde es für grausam und gewissenlos gehalten haben, wenn ich diesen braven Männern gegenüber mich in die Unantastbarkeit meiner Stellung zurückgezogen und sie vornehm abgewiesen hätte. Es war ja möglich, daß bei der Untersuchung irgend ein Thatbestand falsch angesehen, irgend eine Sache übersehen worden. Ich ordnete daher eine nochmalige genaue Untersuchung an Ort und Stelle an.

Der König nickte mehrmals lebhaft.

Recht so, sagte er, ein tapferer Mann muß immer den Muth haben, auch einzugestehen, daß er einen Fehler begehen kann. Diejenigen, welche sich für unfehlbar halten, sind gewöhnlich die stupidesten Dummköpfe. Nur der Weise kann es einsehen und begreifen, was für Thoren und Narren wir Menschen Alle sind. Er ordnete also eine nochmalige Untersuchung an?

Ja, Sire, und zu diesem Zweck schickte ich vor allen Dingen eine sehr gewichtige und einflußreiche Person an den Ort der Unthat, eine Person, welche, sobald es sich um einen Gehängten handelt, vor allen Dingen geeignet ist, ein Urtheil abzugeben. Ich meine den Scharfrichter von Berlin, Sire. Ich beauftragte ihn, zu untersuchen, ob es möglich sei, daß die Frau auf diese Weise und in der Stellung, in welcher man sie gefunden, sich selbst habe erdrosseln können.

War denn die Leiche noch in dem Hause?

In dem Hause und ganz so, wie man sie gefunden, denn es herrscht noch immer das Vorurtheil, daß man die Leiche eines Gemordeten nicht berühren darf, wenn man nicht selber von dem Fluch, der auf den sterbenden Lippen gestanden, betroffen werden will.

Und wie lautete das Urtheil des Scharfrichters?

Es lautete: es sei ganz unmöglich, daß die Schultze sich auf diese Weise erdrosselt haben könne.

Sie sei jedenfalls von einem Andern, und mit einem ganz kunstgerechten Knoten, erwürgt worden.

Was heißt das: mit einem kunstgerechten Knoten?

Das fragte ich den Scharfrichter auch, Sire, und er erwiderte mir, das sei eine eigene Art Knoten, welche man in den Strick schürze, wenn ein Dieb gehenkt werden solle, und der so sicher und fest sei, daß der Strick nicht nachlassen könne, und also der Tod dadurch beschleunigt und erleichtert werde. Er fügte hinzu, es sei ziemlich schwer, einen solchen Knoten zu schürzen und nur die Leute vom Métier seien bewandert darin.

Demgemäß, fragte der König, müßte der Kandidat erst bei einem Scharfrichter in die Lehre gegangen sein, um diesen Mord zu vollführen?

Oder ein wirklicher Scharfrichter hatte den Mord verübt, Sire!

Sie ließen nun natürlich auf alle Scharfrichter fahnden?

Ich ließ mir, und das geschah gestern, Sire, eine genaue Polizeiliste aller derjenigen fremden Leute geben, welche in der Zeit, wo die That geschehen, nach Berlin gekommen waren, und so ermittelte ich denn, daß am Abend vor dem Morde zwei Scharfrichterknechte aus Spandau in Berlin einpassirt seien. Diesen Beiden ward nachgeforscht, und es ergab sich, daß es die beiden Brüder der Ermordeten und ihre zukünftigen einzigen Erben waren. Den Morgen nach jener Nacht, in welcher die Mordthat geschehen, hatte man sie Beide in Spandau einpassiren sehen, und sie hatten seitdem in Saus und Braus gelebt und sehr viel Geld ausgegeben. Ich ließ sie gestern Abend verhaften und nach Berlin bringen.

Und auch in die Folterkammer, Cocceji?

Nein, Sire, die Folter war unnöthig, denn heute Morgen schon haben sie freiwillig sich zu diesem Morde bekannt, den sie begangen haben, um desto früher in den Besitz der Erbschaft zu gelangen. Dies Eure Majestät zu berichten, kam ich her.

Eine Pause trat ein.

So ist es in der Welt, sagte der König dann mit einem bittern Lächeln, die Unschuldigen werden gefoltert und die Schuldigen gehen frei aus. Aber in meinen Staaten soll es nicht so sein, wenn ich es verhindern kann. Cocceji, es ist eine traurige Geschichte, welche Sie mir da erzählten, aber ich meine doch, es ist gut, daß ich sie gehört, denn ich habe viel dabei gelernt und auf's Neue gefühlt, daß wir Fürsten auch nur jämmerliche Thoren und kurzsichtige Menschenkinder sind, welche selbst dann noch irren und fehlen, wenn sie darnach trachten, das Gute und Rechte zu thun. Ich hob die Tortur theilweise auf, um die Marterwerkzeuge aus den Händen der Priester zu nehmen und Niemand mehr foltern zu lassen, um Gottes und seines Gewissens willen. Ich beschränkte ihre Anwendung auf überführte Verbrecher, welche nicht bekennen wollten. Aber wer kann sagen, daß er im Stande ist, einen Menschen zu überführen und seine Schuld zu erkennen? Nur Gott schauet in die Herzen der Menschen und kennt ihr Denken und Thun. Weil wir nicht das Auge Gottes besaßen, nahmen wir statt dessen die Tortur! Cocceji, es ist ein formidables Aequivalent, und wir wollen's jetzt für alle Zeiten von uns schleudern! Die Daumschrauben des armen Kandidaten haben uns die Augen geöffnet.

Gesegnet sei mein König für dieses Wort! rief Cocceji begeisterungsvoll. Nie habe ich so lebhaft als in diesen Tagen die unnatürliche Grausamkeit dieses Gesetzes empfunden, nie ist es mir so klar gewesen, welch' eine große und ächt königliche That es gewesen, daß Eure Majestät die Anwendung der Folter so beschränkt hatten. Sie ist eine furchtbare Geißel der Menschen gewesen!

Eine Geißel, welche heute noch in aller Herren Ländern geschwungen wird, und der die Völker in Italien, Spanien, Portugal und Deutschland, ja selbst in dem aufgeklärten Frankreich, in dem Vaterlande eines Voltaire, sich noch unterwerfen. Aber in Preußen soll's nicht mehr sein, in Preußen soll die Vernunft und das Gesetz allein herrschen, und wenn mich die frommen Priester deshalb als den Antichristen verketzern und schmähen, so mögen sie das immerhin thun. Wenn die christliche Kirche mich verstößt, nun, so wird vielleicht Gott mich dafür willkommen heißen und mir ein Plätzchen in Abraham's Schooß anweisen, den die frommen Christen verachten werden, denn so viel ich weiß, war Abraham ein arger Jude. — Nehme er die Feder, mein lieber Cocceji, und wenn's Ihm recht ist, dictire ich Ihm gleich ein Rescript in die Feder, durch welches wir die Tortur in Preußen ein für alle Mal, auch für Verbrecher, abschaffen!

Und diese Stunde wird nach Jahrhunderten noch von Ihrem Volke gesegnet werden, rief Cocceji, nein, nicht nur von Ihrem Volke, sondern von allen Völkern, denn dieses Licht der Aufklärung und der Freiheit, das von meines Königs Augen ausstrahlt, wird bald die ganze Welt durchleuchten, und selbst die Augen der kurzsichtigsten Fürsten werden endlich seinen Glanz sehen müssen!

Das ist ein kühnes Wort, was Er da spricht, sagte der König lächelnd. Die Fürsten sind wie die Nachteulen. Wenn das Licht ihre Augen blendet und sie's nicht sehen wollen, ziehen sie die weißen Hautdeckel darüber und verdauen fort in angenehmer Dämmerung.

VIII.

Der Bräutigam wider Willen.

Prinz Heinrich hatte also abermals acht Tage im Arrest zugebracht, acht Tage der Langeweile, des ohnmächtigen Zorns, der peinvollen Demüthigung. Diesmal war der Arrest auf des Königs ausdrücklichen Befehl so strenge gewesen, daß Niemand zu dem Prinzen hatte gehen dürfen, Niemand außer Pöllnitz, der, wie der König sagte, zu dem Inventarium des Hauses Hohenzollern gehörte, und daher alle Thüren für sich offen fand.

Pöllnitz hatte daher allein den Vorzug gehabt, die Klagen und Vorwürfe des Prinzen und die bittern Anschuldigungen zu vernehmen, welche der Prinz gegen seinen königlichen Bruder erhob, und mit denen er sich rächte für die Langeweile und Einsamkeit, die der König ihm auferlegt hatte. — Pöllnitz hatte stets ein aufmerksames Ohr für diese Klagen, und wenn er den Prinzen mit dem Anschein aufrichtigster Theilnahme und warmen Mitgefühls getröstet hatte, so eilte er zum König, um ihm mit niedergeschlagenen Augen und frohlockendem Herzen all' die bittern und gehässigen Worte zu wiederholen, welche der arglose Prinz zu ihm gesprochen hatte, und die sehr wohl geeignet waren, die Verstimmung auch auf Seiten des Königs noch zu vergrößern und sie unheilbarer zu machen.*) — Der Prinz schwur noch immer, daß er niemals nachgeben und sich nicht vermählen werde, und der König bestand darauf, daß sein Bruder sich seinem Willen fügen und unterwerfen müsse.

So waren acht Tage vergangen und Pöllnitz kam heute zu dem Prinzen mit der Freudenbotschaft, daß sein Arrest abgelaufen und er wieder frei sei.

Das heißt, ich habe die Freiheit in Potsdam umherzugehen, sagte der Prinz mit Bitterkeit. Mein Bruder wird mir erlauben, diese langweiligen Straßen zu durchwandeln, bei ihm zur Tafel zu erscheinen, um meine Kleider von seinen unausstehlichen vierbeinigen Freunden und meine Ohren von dem langweiligen, pedantisch witzelnden Geschwätz seiner nicht minder unausstehlichen zweibeinigen Freunde beschmutzen zu lassen.

*) Thiébault: Souvenirs etc. Vol. II. p. 188.

Eure Königliche Hoheit können alle diese kleinen Unannehmlichkeiten leicht und für immer von sich abwehren, sagte Pöllnitz achselzuckend. Sie haben dazu weiter nichts nöthig, als sich zu vermählen.

Pah, mich zu vermählen, das heißt, meiner armen Schwägerin Elisabeth Christine eine Gefährtin zu geben, damit die beiden Unglücklichen gemeinsam die Psalmen ihrer Ehequalen singen können. Nein, ich habe nicht die Tapferkeit meines königlichen Bruders, eine Frau, das heißt, ein menschlich fühlendes Wesen unglücklich zu machen, um der Staatspolitik zu genügen, ich besitze nicht diesen Egoismus, mich mit dem Lebensglück eines andern Menschen von meinen eigenen Leiden loskaufen zu wollen.

Aber, mon dieu, mein Prinz, sagte Pöllnitz in seiner cynischen Weise, Sie fassen die Sache zu tugendhaft auf. Nicht alle Frauen sind so ehrbar und keusch, wie die arme Königin Elisabeth Christine, und gemeinhin wissen sie sich anderswo sehr wohl zu entschädigen für die Gleichgültigkeit ihres Gemahls. Eure Königliche Hoheit denken über diese ganze Angelegenheit überhaupt viel zu bürgerlich und sittsam. Es handelt sich hier ja nicht um eine gewöhnliche Ehe, sondern um die Vermählung eines Prinzen. Sie vermählen nicht Ihr Herz, sondern Ihre Hand, und legen sich diese Ehefesseln an, wie Sie Ihren, mit einem fürstlichen Stern gezierten Rock anlegen; es ist eine Aeußerlichkeit, Hoheit, die zu nichts verpflichtet, weder zur Liebe, noch zur Treue. Aber eine Aeußerlichkeit, welche ihre ungeheuern Vortheile hat, und um die alle andern nicht fürstlichen Männer Sie beneiden müssen. Vraiment, eine solche Ceremonien-Heirath ist ein schützender Talisman, den man jeder andern Frau vorhalten kann, und an dem all' ihre egoistischen Wünsche und ihre extravaganten Forderungen wie an einem ehernen Schilde abprallen müssen. Außerdem ist ein verheiratheter Mann für jedes unverheirathete Frauenzimmer ganz und gar sans conséquence, und wenn sie einen Solchen liebt, so darf dieser glückliche Sterbliche überzeugt sein, daß ihre Liebe wirklich eine Caprice des Herzens, nicht eine Berechnung des Eigennutzes oder der Heirathslust ist.

Der Prinz betrachtete den lächelnden Höfling mit ernsten, fast zürnenden Blicken. Wissen Sie, sagte

er, daß das, was Sie da sagen, mir ziemlich unmoralisch scheint?

Unmoralisch? fragte Pöllnitz verwundert. Was ist das? Ich kenne dies Wort nicht. Eure Königliche Hoheit wissen, ich habe meine Bildung zumeist am französischen Hofe, unter der schützenden Aegide des Regenten Orleans und der Princesse Palatine erhalten, und dort habe ich dies Wort „Unmoralisch" niemals gehört. Wollen Eure Königliche Hoheit vielleicht die Gnade haben, es mir zu erklären?

Das würde heißen, tauben Ohren predigen! sagte der Prinz achselzuckend. Wir wollen uns nicht um die Bedeutung eines Wortes streiten. Ich wollte Ihnen nur erklären, daß ich durchaus nicht Willens bin, um des bon plaisir meines Herrn Bruders willen mich zu vermählen, und daß ich zu sehr und zu tief das Unglück, die Demüthigung und die Abhängigkeit meiner Lage begriffen habe, um nicht davor zurückzuschrecken, noch Andere außer mir damit zu belasten. Nein, ich will mich nicht vermählen, ich will nicht die Race dieser armen, elenden Prinzen fortpflanzen, die ganz nutzlos und folglich dem Staat zur Last sind.*) — O, welch' eine unselige Position ist die eines apanagirten Prinzen, und wie wenig kennen Diejenigen, welche uns beneiden, unsere geheimen Schmerzen und Demüthigungen! Zugleich vom Thron und vom Volke ausgeschlossen, haben wir eine traurige Zwitterstellung, die uns über das Loos der andern Menschen erhebt und uns doch achtlos und bei Seite zu den Füßen eines Thrones erhält, in dem Schatten eines Lichtes, das immer sehr eifersüchtig darüber wacht, daß auch nicht ein wenig seines Glanzes unsere düstere und freudlose Position erhelle. Ein apanagirter Prinz ist kein Privatmann und kein Fürst, er ist ein willenloses abhängiges Spielzeug in den Händen seines nächsten Blutsverwandten, eine verachtete und kostspielige Last in den Augen des Volkes, von dem wir nicht einmal versuchen dürfen, geliebt zu werden, um nicht die Eifersucht und den Neid des Herrschers zu erwecken. O, wenn der Himmel mir wenigstens Gelegenheit gäbe, mich auszuzeichnen und diesem Volke, welches mit scheelen Augen auf mich sehen muß, weil ich ihm so viel Geld koste, diesem Volke zu beweisen, daß ich noch etwas mehr bin, als ein apanagirter Prinz, daß ich die Fähigkeit besitze, ihm zu nützen, ihm meine Dienste, ja mein Leben freudig zu weihen! Mein Gott, gieb mir nur die Gelegenheit mich auszuzeichnen, und diesem Namen, der jetzt so klein, so nichtig, so erbärmlich ist, einen Klang, eine Farbe, eine Bedeutung zu verleihen!

*) Des Prinzen eigene Worte. Siehe Thiébault II., p. 134.

Eure Königliche Hoheit sind ehrgeizig, sagte Pöllnitz, als der Prinz jetzt schwieg und in tiefer Bewegung auf und abging.

Ja, ich bin ehrgeizig, murmelte der Prinz, ich dürste nach Thaten, nach Ruhm, nach Thätigkeit. Ich verwünsche dieses monotone, eng begrenzte, farblose Dasein, zu welchem das Schicksal mich verdammt hat, dieses Garnisonsdasein, ohne Zweck und ohne Ziel. Mein Gott, wie glücklich wäre ich, wenn ich anstatt die Rolle eines Prinzen spielen zu müssen, ein einfacher Privatmann, ein schlichter Gutsbesitzer sein könnte, der, wenn nicht über ein Reich, doch mindestens über einige Hufen Landes Herr wäre, und es versuchen könnte, einige hundert Menschen, die sich seine Unterthanen nennen würden, glücklich zu machen. Aber ich bin nichts, als der Bruder eines Königs, habe nichts, als meine hohlen Titel und den Fürstenstern auf meinem Rock; mein Einkommen ist so gering und so jammervoll, daß es kaum hinreichen würde, meine wenigen Diener zu bezahlen, wenn der König sie nicht zugleich als meine Spione besoldete.

Aber dieses Alles wird aufhören, sobald Sie das entscheidende Wort gesprochen haben, so bald Sie sich bereit erklären, sich zu vermählen, mein Prinz!

Und das wagen Sie mir zu sagen, rief der Prinz mit flammenden Augen, Sie, der Sie wissen, daß ich eine Frau liebe, die unglücklicher Weise keine Prinzessin ist? Oder meinen Sie, daß ein armer Fürstensohn nicht einmal das Herz eines Mannes habe, daß er nicht auch diese glühende Sehnsucht, dieses schmerzvoll selige Begehren empfinde, die Frau, welche er liebt, auch besitzen zu wollen?

Ach, ach, die Frauen sind es gar nicht werth, daß wir sie so glühend lieben und zu so großen Opfern bereit sind. Sie sind Alle flatterhaften und wankelmüthigen Herzens. Glauben Sie mir, mein Prinz!

Der Prinz warf einen raschen, fragenden Blick auf das lächelnde Antlitz des Höflings. Weshalb sagen Sie mir das? fragte er beklommen.

Weil es meine Ueberzeugung ist, Königliche Hoheit. Weil ich nicht glaube, daß irgend eine Frau die Kraft hat, eine Liebe zu bewahren, wenn sich derselben Hindernisse in den Weg stellen, weil ich nicht glaube, daß sie uns acht Tage lang treu bleiben, wenn wir acht Tage von ihnen entfernt gewesen.

Der Prinz stutzte und heftete seine großen Augen mit einem schreckensvollen Ausdruck auf des Barons Antlitz.

Acht Tage! murmelte er, es ist acht Tage, nein, zwölf Tage, seit ich Louise nicht gesehen habe.

Ach, zwölf Tage! Und Eure Königliche Hoheit

haben diesen wahrhaft heroischen und paradiesischen Glauben, noch von ihr geliebt zu werden?

Der Prinz stieß einen Seufzer aus und eine Wolke lagerte sich auf seiner Stirn. Aber dies dauerte nicht lange; sein Antlitz erheiterte sich wieder und seine Augen nahmen wieder ihren strahlenden Glanz an. Ich habe diesen paradiesischen Glauben, sagte er, und wie sollte ich nicht, da doch mein Herz auch diese Prüfung überstanden hat. Habe ich sie auch zwölf Tage nicht gesehen und keine Kunde von ihr erhalten, nun denn, ich fühle, daß meine Liebe zu ihr noch ebenso heiß, ebenso glühend ist, ja, mir scheint, als klopfe mein Herz bei dem Gedanken an sie noch sehnsuchtsvoller und stürmischer, als wenn ich sie in meinen Armen halte!

Das macht, sagte Pöllnitz fast mitleidig, Eure Königliche Hoheit sind noch bei ihrer ersten Liebe, während Frau von Kleist, ich weiß nicht bei ihrer wievielsten Liebe steht.

Prinz Heinrich schleuderte auf ihn einen zornigen Blick. Sie sind sehr boshaft, sagte er, und sehr ungerecht gegen dieses arme, schöne Weib, das sich inmitten der verderbten und fürchterlichen Verhältnisse, in welche das Schicksal sie so früh schon hineingeschleudert hat, dennoch rein und tugendhaft erhalten hat. Jede andere, minder edle, minder starke Frau würde untergegangen sein, sie aber ist es nicht. Sie hat sich ein keusches Herz, eine unbefleckte Seele bewahrt, ihr Unglück hat sie nur geläutert, nicht erniedrigt, und darum liebe ich sie, darum meine ich, daß Gott mich auf ihren Weg gestellt hat, um nach so vielem Unglück ihr das Glück zu bringen, um ihre verwundete Seele zu heilen und zu versöhnen durch die Liebe und ihr gebeugtes Herz wieder aufzurichten. O, gerade um ihrer Schmerzen und um der boshaften und schändlichen Verläumdungen willen, die sie immer verfolgt haben, wie die klaffenden Hunde den schönen Edelhirsch verfolgen, gerade wegen alles dessen, was man ihr zum Vorwurf macht, liebe ich sie.

Nun, mein Prinz, seufzte Pöllnitz mit einem tragikomischen Gesicht, ich sah niemals einen kühneren Helden und einen frömmeren Christen, wie Eure Königliche Hoheit es ist.

Was wollen Sie damit sagen, Pöllnitz?

Es gehört eine ungeheure Tapferkeit dazu, Prinz, die Frau von Kleist für keusch und unschuldig zu halten, und nur ein frommer Christ kann sich so hingebend zu Denen zählen, von welchen Christus sagt: „Selig, die da nicht sehen und doch glauben!“ — Möge Ihnen eine gütige Fee noch lange diese Tapferkeit und dieses Christenthum erhalten! — Aber freilich, Eure Königliche Hoheit müssen sehr triftige und sehr überzeugende Gründe haben, um an die Unschuld und die Treue dieser Frau zu glauben, Gründe, welche ich nicht kenne und daher nicht ermessen kann. Doch das gestehe ich, jeder andere Mann würde in seinem Götterglauben ein wenig entmuthigt werden durch die Thatsachen. Denn es ist eine Thatsache, daß Frau von Kleist seit zwölf Tagen mich auch nicht einmal mit einer Botschaft an Eure Königliche Hoheit beauftragt hat, es ist eine Thatsache, daß sie nicht auf jenem Maskenball war, daß sie sich nicht einmal entschuldigt hat, daß sie, so oft ich in diesen Tagen zu ihr ging, um ihr die Briefe Eurer Königlichen Hoheit zu bringen und ihre Briefe in Empfang zu nehmen, mich niemals annahm, sondern sich immer verleugnen ließ, und daß ich demgemäß weder ihre Briefe empfangen, noch die Eurer Königlichen Hoheit an sie abgeben konnte. Es ist eine Thatsache, daß, als ich erfuhr, sie sei in den letzten Tagen immer bei Ihro Majestät der Königin-Mutter und ich mich dahin begab, um sie zu sprechen und mindestens eine mündliche Botschaft von ihr zu erhalten, sie es absichtlich vermied, mit mir allein zu sein, sondern ganz unzertrennlich schien von der Königin, welche sie lachen machte mit ihrem witzigen Geplauder und ihren heiteren Scherzen.

Und waren Sie nicht heute in der Frühe schon in Berlin? Gingen Sie nicht, wie ich Ihnen aufgetragen, zu ihr, um ihr zu sagen, daß sie mich heute Abend erwarten möchte?

Ich begab mich in ihr Haus, aber vergeblich. Sie war schon wieder zur Königin abgeholt, und man sagte mir, daß sie erst spät am Abend zurückkehren werde. Ich habe also Ihre Botschaft nicht ausrichten können, Königliche Hoheit!

Der Prinz stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf den Boden und ging hastigen Schrittes einige Mal auf und ab. Seine Stirn war umwölkt und seine Lippen zitterten vor innerer Bewegung. Das scharfe Auge des Barons verfolgte mit aufmerksamem, mitleidlosem Blick jedes Zucken seiner Züge, jedes bange Seufzen seiner beklemmten Brust, um daraus ermessen zu können, ob diese Saat des Mißtrauens und der Eifersucht, welche er ausgestreut, in dem Herzen des Prinzen aufgehen würde.

Aber Prinz Heinrich war noch so jung, so tapfer und so vertrauensvoll, und es war noch seine erste Liebe, welche man ihm vergiften wollte. Seine jugendkräftige, gesunde Natur widerstand daher dem Gift und überwand dessen unheilsvolle Wirkungen.

Sein Antlitz nahm wieder seinen festen und ruhigen Ausdruck an und die Wolken verschwanden von seiner Stirn.

Wissen Sie, sagte er, vor Pöllnitz stehen bleibend und ihm lächelnd in das verschmitzte Angesicht sehend, wissen Sie, was ich glaube? Daß Sie nicht, wie

wir übrigen Menschenkinder, von Adam und Eva abstammen, sondern in directer Linie ein Urenkel von der berühmten Schlange sind, und wahrhaftig, Sie machen Ihrer Aeltermutter alle Ehre. Ihnen ist auch kein Paradies heilig, und das Böse zu thun gewährt Ihnen Freude! Aber mein Paradies sollen Sie mir doch nicht zerstören können, und wie sehr auch immer der alte Adam in mir stecken mag, so werde ich doch wenigstens nicht so thöricht sein und von dieser bittern Frucht essen, welche Sie mir darreichen. Nein, es soll Ihnen nicht gelingen, mich mißtrauisch und eifersüchtig zu machen, es soll Ihnen nicht gelingen, mir meinen Glauben zu vernichten, und sehen Sie, die da glauben, die sind noch immer im Paradiese, trotz Ihrer Aeltermutter, der Schlange.

Mein Prinz, sagte Pöllnitz achselzuckend, Eure Königliche Hoheit scheinen mich für eine Art Messias zu halten, wenigstens geruhten Sie mir nur eine Mutter zu geben und keinen Vater, und so bleibt es mir überlassen, anzunehmen, daß der heilige Geist auch mein Aeltervater gewesen. Aber ach, mein Prinz, wenn Sie Recht haben mit meiner Abstammung, so haben ganz gewiß die Philosophen und Schriftgelehrten Unrecht, welche behaupten, die Schlange des Paradieses habe als furchtbarstes Erbtheil den Menschen das Geld gegeben. Ich verklage meine Aeltermutter, die Schlange, denn sie hat mich enterbt und mich dadurch zu einem Bettler gemacht, der dazu verdammt ist, von der Großmuth seiner Freunde und Gönner zu leben.

Er schaute mit einem schlauen, begehrlichen Blick zu dem Prinzen hin. Aber dieser hatte ihn nicht verstanden, er war ganz in Gedanken versunken an's Fenster getreten und starrte empor zum Himmel, an welchem sich die Wolken jagten.

Sie wird also heute den ganzen Tag über bei meiner Mutter sein und ich werde sie nicht sehen, murmelte er leise vor sich hin und versank dann tiefer in sich selbst. Plötzlich wandte er sich hastig zu Pöllnitz um. Wie geht es mit dem Befinden der Königin-Mutter? fragte der Prinz. Hat man mir nicht gesagt, daß sie leidend gewesen?

Freilich, Königliche Hoheit. Ein heftiger Gichtanfall hat Ihre Majestät an ihren Rollstuhl gefesselt und hält sie noch gefangen!

Arme Mutter! Ich habe sie lange nicht gesehen!

Es ist wahr, die Königin klagte darüber, als ich das letzte Mal die Gnade genoß, sie zu sprechen, sagte Pöllnitz mit vollkommen ernsthaftem Gesicht, aber mit innerem Frohlocken.

Wieder trat eine Pause ein; der Prinz schien zu überlegen und mit seinen eigenen Gedanken und Wünschen zu kämpfen. Pöllnitz stand hinter ihm und beobachtete jede Bewegung, jeden Seufzer des Prinzen mit seinem boshaften Höflingslächeln.

Ich glaube, sagte endlich Prinz Heinrich mit noch immer abgewandtem Gesicht, vielleicht um Pöllnitz sein Erröthen nicht sehen zu lassen, ich glaube, daß es wohl angemessen wäre, wenn ich vor allen Dingen mich heute persönlich nach dem Befinden meiner Mutter erkundigte. Es ist dies nicht blos eine Pflicht der Höflichkeit, sondern ein Bedürfniß meines Herzens.

Ihre Majestät wird sehr glücklich sein, ihren geliebtesten Sohn wiederzusehen, und diese Freude wird gewiß ihre Genesung befördern.

Der Prinz wandte sich hastig um und sah Pöllnitz mit scharfen Blicken an, als wollte er in seinen Zügen seine innersten Gedanken lesen. Aber das Gesicht des Höflings war vollkommen ernsthaft und ehrerbietig.

Wenn das Ihre Meinung ist, sagte der Prinz mit einem glücklichen Lächeln, so erfordert es ja die Sohnespflicht, daß ich mich möglichst beeile, zu der Königin zu kommen, und ich denke, ich werde sogleich nach Berlin fahren. Nur, da ich zu meiner Mutter und lediglich um ihretwillen nach Berlin gehe, will ich das in der gehörigen Form und ganz nach der Regel thun. Haben Sie daher die Güte, für mich bei dem König um Urlaub nachzusuchen; bringen Sie mir gefälligst sogleich die Antwort meines Bruders, denn ich erwarte nur diese, um abzureisen!

Und ich eile, Eurer Königlichen Hoheit dieselbe zu holen, sagte Pöllnitz, indem er sich beurlaubte.

Prinz Heinrich sah ihm mit sinnenden Blicken nach. Ich werde sie also sehen, murmelte er. Sie wird mir Rede stehen müssen, und ich werde von ihr erfahren, warum sie sich mir so lange entzogen hat. O, ich weiß es, sie wird sich zu rechtfertigen wissen, und diese Verleumdungen und diese Bosheiten werden vor ihren Blicken auseinander stieben, wie Wolken vor den Strahlen der Sonne!

Pöllnitz indessen begab sich mit eilfertigen Schritten nach Sanssouci, wo ihn der König sogleich empfing.

Majestät, sagte er frohlockend, der junge Löwe ist in das Netz gegangen, das wir ihm aufgestellt.

Er wird also nach Berlin zur Königin-Mutter gehen? fragte der König lebhaft.

Er läßt Euer Majestät um Urlaub zu dieser kleinen Reise bitten.

Hat er Ihm das wirklich aufgetragen?

Ja, Sire. Es scheint, daß sein Starrsinn sich zu lösen beginnt, und er daran denkt, sich zu fügen!

Der König schwieg und ging sinnend und mit bewölkter Stirn auf und ab. Dann blieb er vor

Pöllnitz stehen und sah ihn mit scharfen und stechenden Blicken an.

Er freut sich, sagte er kalt, aber Er denkt dabei nur an Seinen eigenen Vortheil, und der Kummer, den wir dem Prinzen bereiten müssen, ist Ihm ganz gleichgültig; Er denkt nur daran, daß ich Ihm Seine Schulden bezahlen werde. Ja, ich werde das thun, aber ich werde Ihm doch niemals vergessen, daß Er das Vertrauen meines Bruders so arg hintergangen hat.

Ich handle ja nur nach den Befehlen Eurer Majestät! sagte Pöllnitz bestürzt.

Freilich thut Er das, aber wenn Er Sich dagegen gesträubt hätte, würde ich das estimirt und Ihn dafür hochgeschätzt haben. Jetzt bezahle ich Ihn nur und verachte Ihn, denn Er ist ein ganz schlimmer Geselle und da Er sich Alles mit Geld bezahlen läßt, hat auch Niemand Ursache, Ihm dankbar zu sein.

Sjre, ich begehre auch keinen andern Dank, als diesen, sagte Pöllnitz demüthig. Hätten die Menschen mich für geleistete Dienste immer mit Geld, statt mit schönen Redensarten bezahlt, so wäre ich jetzt ein Crösus an Schätzen.

Und ein Bettler an Tugenden, sagte der König lächelnd. Geh' Er nur! Ich that Unrecht, Ihm Vorwürfe zu machen. Er hat Seine Schuldigkeit gethan, denn wenn ich ein Windspiel auf ein Edelwild hetze, so muß es darauf gehen, es ist dazu abgerichtet. Nun, so mögen denn die Dinge ihren Gang gehen. Ich fahre jetzt nach Berlin, und wenn mein Bruder dort anlangt, werde ich schon dort sein. Gehen Sie jetzt, mein Herr Ober-Ceremonienmeister, und bringen Sie dem Prinzen Urlaub auf drei Tage.

IX.

Die erste Enttäuschung.

Einige Stunden später fuhr die Equipage des Prinzen Heinrich in den Vorhof von Monbijou ein, und der Prinz ließ bei seiner Mutter, der verwittweten Königin, um die Erlaubniß nachsuchen, ihr seine Aufwartung machen zu dürfen.

Sophie Dorothea war in der That sehr leidend, die Gicht, diese mit Schneckenlangsamkeit, aber sicher vorwärts kriechende Todeskrankheit, welche nicht auf einmal, sondern nur langsam Glied nach Glied tödtet, die Gicht hatte ihre Füße schon absterben gemacht und die arme Königin an den Rollstuhl gefesselt. Heute hatte sie, geplagt von Schmerzen, nicht einmal diesen erreichen können, sondern war an ihr Bett gebannt. Sie konnte demgemäß den Prinzen nicht als Königin, sondern nur als Mutter empfangen, ganz ohne alle Etiquette und ohne alles Ceremoniell. Ihre Damen und Gesellschafterinnen mußten daher, um dieses Beisammensein zwischen Mutter und Sohn von aller Gêne zu befreien, das Schlafzimmer der Königin verlassen, und als Prinz Heinrich in dasselbe eintrat, sah er durch die andere Thür die Damen sich entfernen. Die letzte derselben machte eben ihre Abschiedsverneigung und küßte ehrfurchtsvoll die Hand, welche die kranke Königin ihr darreichte.

Diese letzte, das war Louise von Kleist, das war sie, um deretwillen der Prinz gekommen war, nach der sein Herz sich so lange und schmerzvoll gesehnt hatte. Oh, er hätte aufjauchzen mögen vor Entzücken, als er sie da sah in ihrer bezaubernden Lieblichkeit und ihrer üppigen Schönheit, er hätte zu ihr hinstürzen mögen, um ihre Hände mit Küssen zu bedecken und ihr zu sagen, wie viel er um sie gelitten habe, wie viel er noch leide.

Aber Louise von Kleist schien ihn gar nicht zu sehen, gar nicht sein Eintreten bemerkt zu haben. Sie hatte nur Auge und Ohr für die Königin, welche eben mit gewinnender Freundlichkeit sie entließ, indem sie aufforderte im Schloß zu bleiben, und auf den Ruf der Königin zu ihr zurückzukehren.

Ich werde bleiben und die Befehle Ihrer Majestät abwarten, sagte Frau von Kleist, indem sie sich rasch zurückzog, während die Königin, als ob sie den Prinzen erst jetzt bemerkte, ihn freundlich begrüßte, und ihn einlud auf dem Fauteuil neben ihrem Lager Platz zu nehmen.

Der Prinz gehorchte, aber er war zerstreut und unruhig, und je mehr die Königin sich bemühte, ihn in eine harmlose und unbefangene Unterhaltung zu verstricken, desto einsilbiger und befangener fühlte sich der arme Prinz, der immer nur daran dachte, daß da draußen im Salon seine Geliebte sei, und daß nur eine einzige Thür ihn von ihr trenne, und ihm das Anschauen ihrer Schönheit entziehe.

Ja, Louise von Kleist war wirklich in dem neben dem Kabinet der Königin befindlichen Salon. Sie war ganz zerbrochen und matt auf dem kleinen Divan neben der Thür niedergesunken, das Lächeln war von ihren Lippen gewichen, und diese sonst immer so glänzenden, so bezaubernden Augen waren jetzt von Thränen umdüstert.

Louise von Kleist weinte. Sie weinte um ihren letzten Jugendtraum, um ihre letzte Hoffnung auf Glück und Tugend, um ihre traurige, beschattete Zukunft, und vielleicht auch ein wenig aus Eitelkeit und gekränktem Ehrgeiz, denn sie sollte heute ihren stolzen Wünschen, deren Erfüllung sie so lange und mit so viel Energie nachgestrebt, sie sollte dieser glänzenden Zukunft, welcher sie schon so nahe gestanden, für immer entsagen!

Aber es war vergeblich, sich gegen diese harte Nothwendigkeit zu sträuben. Der König hatte ihr seinen strengen und gemessenen Befehl gegeben, und er war da, um selber die Ausführung desselben zu überwachen. Er saß dort drüben hinter jener Portière, welche in den großen Salon führte, und indem er Louise eben verlassen und sich dorthin begeben hatte er mit jenem strengen und gebieterischen Tone, der keinen Widerspruch leidet, zu ihr gesagt: Sie werden meine Befehle genau erfüllen. Dafür bürgt mir ihr Wort und ihre Klugheit. Sie wissen, daß Fritz Wendel lebt und daß ich unerbittlich sein werde, wenn Sie nicht so handeln, wie Sie zu thun versprochen.

Louise von Kleist hatte sich ehrfurchtsvoll den Befehlen des Königs gefügt, sie hatte ihr Geschick angenommen, aber indem sie es that, weinte sie doch und ihre Thränen flossen unaufhaltsam, als sie das Auge des Königs jetzt nicht mehr auf sich ruhen fühlte.

Aber vielleicht hatte Friedrich sie doch gesehn, oder ihre Schwäche geahnt, denn die Portière öffnete sich ein wenig und man sah in der Oeffnung des Königs edles aber strenges Antlitz erscheinen.

Madame, sagte der König ernst, wenn der Prinz Sie mit verweinten Augen sieht, wird er nicht an das Glück glauben, welches Sie ihm verkünden wollen.

Louise lächelte schmerzvoll. Oh, Sire, sagte sie, er kann ja glauben, daß es das Glück ist, welches mich weinen gemacht hat. Ich habe oft gehört, daß man auch weinen kann vor Glück.

Der König erwiederte nichts, und ließ die Portière wieder zusammenfallen.

Louise trocknete ihre Augen. Ich werde nicht mehr weinen, sagte sie, ich habe mein Geschick einmal angenommen, und ich will es erfüllen, indem ich an meine Tochter denke. Es handelt sich ja mehr noch um Camilla's Glück, als um das meine. Ich will mir die Achtung meines unglücklichen Kindes wieder erwerben.

Und indem sie das sagte, lächelte sie, und es flog wie ein Sonnenstrahl über ihr Antlitz hin.

Aber jetzt zuckte sie zusammen und preßte ihre Hände angstvoll auf ihr Herz.

Sie hatte da in dem Kabinet der Königin Schritte gehört, welche sich der Thüre näherten. Jetzt bewegte sich die Klinke. Auf einen Moment erschien dort drüben das Antlitz des Königs, welcher ihr zuwinkte.

Muth, Muth! flüsterte Louise, und in einer instinktmäßigen Angst flog sie von der Thür weg und stellte sich in die Nische des letzten Fensters.

Um zu ihr zu gelangen, mußte der Prinz nun doch erst den Salon durchschreiten, und das war eine Frist für sie, sich zu erholen und an seinen Anblick zu gewöhnen.

Da ging die Thür auf und Prinz Heinrich trat ein. Mit einem raschen Blick überflog er den Salon und erblickte dort drüben die, welche er suchte.

Oh, Louise hätte aufschreien mögen vor Qual, als sie dieses selige Lächeln gewahrte, mit welchem er sie begrüßte und sich des Alleinseins mit ihr freute. Er war ihr niemals so schön, so edel und herzgewinnend erschienen, als in diesem Moment, wo sie ihn für immer verlieren sollte.

Aber es war jetzt nicht Zeit, daran zu denken, nicht Zeit zur Klage und zum Bedauern.

Er war schon da, er stand schon neben ihr, er reichte ihr schon seine beiden Hände hin und begrüßte sie mit Worten der zärtlichsten Liebe, der leidenschaftlichsten Aufregung.

Louise hatte eine Rolle zu spielen, und sie durfte ihr Herz nicht hören, welches ächzte vor Qual.

Ah mein Prinz, sagte sie mit einem Lachen, das ihr selber erklang wie das Lachen der Verdammten, ah mein Prinz, nehmen Sie sich in Acht! Wir Frauen sind so leichtgläubig, und ich wäre im Stande, Ihre scherzhaften Liebesworte für Wahrheit zu nehmen.

Nun und ich rathe Ihnen, das zu thun, sagte Heinrich glücklich und unbefangen. Ja wahrlich, Louise, ich rathe Ihnen das, denn Sie wissen wohl, daß meine scherzhaften Worte einen sehr ernsten Sinn haben. Und jetzt kommen Sie, wir sind allein

und es giebt also keine Etiquette und kein Ceremoniell unter uns. Jetzt kommt es darauf an, sich vor einem Liebhaber zu rechtfertigen, vor einem Liebhaber, welcher das Unglück hat, eifersüchtig zu sein. Ja, ja, Louise, das ist meine Schwäche, aber ich will sie Ihnen nicht verleugnen. Ich bin eifersüchtig! Eifersüchtig auf alle diese Menschen, welche Sie mir entzogen haben, welche machten, daß ich nicht einmal Briefe von Ihnen empfangen konnte.

Briefe von mir? fragte sie verwundert. Aber, Königliche Hoheit, weshalb sollte ich Ihnen Briefe geschrieben haben? Ich denke nicht, daß es Sitte ist, daß Damen an einen Herrn schreiben, ohne von ihm dazu veranlaßt zu werden. Ich habe von Ihnen seit vierzehn Tagen keine Briefe empfangen.

Weil es meinem Boten unmöglich war, sie Ihnen zu übergeben, Louise, weil Sie ganz unnahbar waren, wenigstens für mich. Aber Sie hätten dennoch wissen müssen, daß meine Gedanken immer bei Ihnen waren, und daß mein Herz sich sehnte, Nachricht und Trost von Ihnen zu erhalten!

Nein, vraiment, das habe ich nicht gewußt, sagte Louise lachend.

Das haben Sie nicht gewußt? fragte Heinrich verwundert. Nun, was dachten Sie denn?

Ich dachte, sagte sie nachlässig, ich dachte, daß Prinz Heinrich die kleine Fastnachtslaune seines Herzens überwunden und vergessen habe.

Und dann?

Dann beschloß ich, seinem Beispiel zu folgen, und von seiner Weisheit Vernunft anzunehmen. Dann hielt ich meinen thörichten Augen, welche weinen wollten, eine lange Strafpredigt. „Hört, sagte ich zu ihnen, Ihr närrischen Dinger habt gar nicht Ursache, Thränen zu vergießen, sondern Ihr könnt immer heiter blicken, wenn Ihr auch den Prinzen Heinrich nicht mehr seht. Denn eigentlich ist das ein großes Glück für Euch, weil Ihr am Ende im Stande gewesen, meinem Herzen allerlei dumme und alberne Gedanken zuzuflüstern. Der Prinz ist jung, schön und liebenswürdig, und es macht ihm Spaß, die Frauen in sich verliebt zu machen. Hättet Ihr ihn noch länger gesehen, so wär's möglich, daß ihm auch bei mir dieser Spaß gelingen könnte, und daß diese kleine verliebte Schäkerei, die wir mit einander getrieben, für mich zu einer ernsten Liebe werden könnte, und das wäre ein großes Unglück. Lacht also und blickt fröhlich um Euch, meine Augen, denn Ihr habt mich vor einer unglücklichen Liebe zu bewahren, und es ist also gar nicht nöthig, Thränen zu vergießen. Blickt um Euch und sucht mir einen anderen Mann, der mich vielleicht so innig lieben könnte, daß er mich nicht vergessen möchte, und dessen Liebe ich erwidern dürfte!" — Sehen Sie, mein Prinz, das war die kleine Strafpredigt, welche ich meinen Augen hielt, als sie weinen wollten.

Und hat diese Strafpredigt geholfen? fragte der Prinz mit bleichen zitternden Lippen. Haben Ihre Augen umhergeschaut nach diesem anderen Mann?

Ah, Königliche Hoheit, wie können Sie daran zweifeln? Meine Augen sind meine Vasallen, und sie müssen mir wohl gehorchen. Ja, sie haben umhergeschaut, und sie haben das Glück gefunden, welches ich suchte!

Was für ein Glück? fragte Heinrich anscheinend ganz ruhig, indem er seine Hand krampfhaft um die Lehne des Sessels preßte, welcher neben ihm stand. Was für ein Glück haben Ihre Augen für Sie gefunden?

Louise blickte ihn an und seufzte tief auf. Das Glück, sagte sie, und wider ihren Willen klang ihre Stimme ernst und feierlich, das Glück, welches allein eine edle, ernste und wahre Liebe zu gewähren vermag, und welche ich daher freudig als ein Geschenk Gottes in mein Herz aufgenommen habe.

Prinz Heinrich lachte laut auf, aber sein Gesicht hatte dabei einen wilden, verzweifelnden Ausdruck, und seine Hände schlossen sich noch fester um die Lehne des Stuhls.

Ich verstehe Ihre heiligen und frommen Worte nicht, sagte er rauh. Was bedeuten sie, was wollen Sie mir damit sagen?

Sie bedeuten, daß ich mich wirklich und dies Mal so ernsthaft verliebt habe, daß ich mich dem Manne, welchen ich liebe, zum Weibe versprochen habe, sagte Louise mit erzwungener Heiterkeit.

Der Prinz stieß einen Schrei aus und hob die Hand empor, als wollte er einen Fluch auf Diejenige schleudern, welche ihn eben so schmerzvoll verwundet hatte.

Wenn dem so ist, sagte er mit gepreßtem, dumpfen Ton, ja wenn dem so ist, so verachte ich Sie, so hasse ich Sie, so haben Diejenigen Recht, welche Sie eine herzlose Coquette, eine leichtsinnige Buhlerin nennen.

Ah, mein Prinz, Sie beleidigen mich! rief Frau von Kleist empört.

Ich beleidige Sie! sagte er mit wildem Lachen. Wahrhaftig, ich glaube, dieses Weib hat noch den Muth, mir Vorwürfe zu machen! Mir, welcher an sie geglaubt, welcher sie vertheidigt hat gegen alle Verleumdungen, mir, welcher den Muth hatte, sie zu lieben und ihr zu vertrauen, wo Alle ihr mißtrauten, wo Alle sie schmäheten. Ja, Madame, ich habe Sie geliebt, ich habe die tollkühne Tapferkeit gehabt, in Ihnen eine Göttin zu sehen, wo Andre nur eine Coquette gewahrten. Oh, ich verehrte Sie um dieser Verleumdungen willen, ich betete Sie an,

als das unschuldige Opfer der menschlichen Bosheit, welche mir von meinem Engel sagen wollte, daß er ein gefallener sei. Ich sah auf Ihrem Haupt eine Märtyrerkrone, und ich wollte sie Ihnen vertauschen mit der Myrthenkrone des Glücks! Und das Alles ist nun umsonst gewesen und wird zu einem Hohngelächter, das ich über mich selbst und meinen thörichten Kinderglauben ausstoßen muß, das Alles ist nur leerer Staub und Dunst gewesen, und das Götterbild will sich mir zu einer Fratze verzerren. Aber das ist zum Wahnsinnigwerden, das ist zum Ersticken vor Wuth und Beschämung!

Und ganz außer sich, ganz der Gewalt seiner Leidenschaft und Wuth hingegeben, rannte der Prinz mit wilden Schritten auf und ab, nach Luft schöpfend, nach Fassung ringend, und dann und wann auch wieder Worte der Verwünschung, des Zornes ausstoßend.

Louise von Kleist erwartete schweigend und in stiller Resignation das Ende dieser schmerzvollen und stürmischen Krisis. Nur fragte sie in ihrem Herzen, ob diese Stunde nicht eine hinlängliche Sühne sei, für alle ihre Verirrungen und Thorheiten, ob sie mit den Qualen, welche sie eben erduldete, nicht ihre ganze Vergangenheit ausgelöscht und versöhnt habe.

Eine Pause trat ein. Der Prinz rannte noch immer heftig auf und ab. Dann aber blieb er plötzlich, wie von einem neuen Gedanken ergriffen, mitten im Salon stehen und schaute mit seltsam verändertem Angesichte zu dieser Frau hinüber, welche einen Moment ihre Rolle vergessen hatte, und bleich und niedergeschlagen, mit traurigen Mienen da drüben in der Fensternische lehnte.

Vielleicht hatte er ihre angstvollen Seufzer gehört, vielleicht hatte er diese Thräne gesehen, welche einzeln und kalt aus ihrem niedergesenkten Auge hervorgequollen und wie eine abgelöste Perle auf ihre Hand niedergerollt war.

Der Zorn verschwand aus seinen Mienen, seine Stirn entwölkte sich und wie er sich Louisen jetzt wieder näherte, glänzten seine Augen von einem ganz anderen, milderen Feuer.

Louise, sagte er leise, und seine Stimme, welche vorher wie ein Ungewitter tobte und grollte, war jetzt sanft und flehend, Louise, verzeihen Sie mir, haben Sie Erbarmen mit mir, denn sehen Sie nur, ich errathe und ich weiß jetzt Alles. Ich habe Ihre Worte nur falsch gedeutet, ich habe in der Thorheit meiner Eifersucht den zweideutigen Sinn Ihrer Rede nicht begriffen, und doch wollten Sie mich nur prüfen, und nur sehen, ob meine Liebe gepanzert und stark, ob sie wirklich so muthig und glaubensfest sei, als ich mich oft vor Ihnen gerühmt habe. Nun denn, ich habe die Prüfung schlecht bestanden, ich bin kleinmüthig und schwach gewesen! Aber vergeben Sie mir, denn wenn ich fehlte, so geschah es doch nur in der Angst meiner Liebe, und in der mißtrauischen Bescheidenheit, Ihr Herz nicht ausfüllen zu können! Vergeben Sie mir also, Louise, und panzern Sie mein Herz mit Glauben und Zuversicht!

Er wollte ihre Hand fassen, aber Louise entzog sie ihm. Jetzt, Königliche Hoheit, sagte sie, muß ich zu Ihnen sagen, wie Sie vorher zu mir sagten: Ich verstehe Sie nicht! Was wollen Sie mir damit sagen?

Ah, sehen Sie da, rief Heinrich lächelnd, das ist wieder ganz meine spottsüchtige, boshafte Louise, welche mich mit meinen eigenen Worten schlägt. Nun denn, ich will erklären, was Sie nicht verstehen, und dann werden Sie dem ungläubigen Sünder vergeben. Sagten Sie nicht, daß Sie sich dies Mal so ernsthaft verliebt hätten, daß Sie sich dem Manne, welchen Sie liebten, zum Weibe versprochen haben?

Das sagte ich, Hoheit!

Und ich, rief der Prinz, ihre beiden Hände fassend und sie mit glühenden Blicken ansehend, ich war so kurzsichtig und so undankbar, diese Worte nicht zu verstehen. Die vielen Verstimmungen und Verdrießlichkeiten, welche ich fern von Ihnen erdulden mußte, hatten meine Augen getrübt, daß sie nicht lesen konnten, was doch mit goldenen Lettern in Ihrem süßen Lächeln und Ihren strahlenden Blicken zu lesen war. Oh, Louise, haben Sie Dank für Ihre köstlichen Worte, für diese endliche Beantwortung meiner so oft wiederholten Frage an Ihr Herz. Endlich also wollen Sie sich überwunden erklären, endlich wollen Sie sich entschließen, das Weib des Mannes zu werden, welcher Sie liebt und den Sie mit Ihrer Liebe belohnen wollen. Ich danke Ihnen, Louise, ich danke, und ich schwöre Ihnen, daß kein Thron der Welt mich jemals so stolz und so glücklich machen könnte, als die Zusicherung Ihrer Liebe es heute gethan hat.

Louise sah mit einem Ausdruck tiefen Schreckens in sein schönes, lächelndes Angesicht. Ach, mein Prinz, sagte sie, meine Worte hatten nicht diesen Sinn, welche Sie ihnen unterlegen. Ich sagte ganz einfach die Wahrheit. Mein Herz hat gewählt, und ich habe mich gestern dem Manne, welchen ich liebe, verlobt, daß heißt, ich bin seit gestern die Braut des Hauptmanns du Trouffel.

Das ist nicht wahr, rief der Prinz, ihre Hände ungestüm fortschleudernd. Sie sind sehr grausam heute, Louise. Sie martern mich mit Ihren fürchterlichen Scherzen.

Nein, Königliche Hoheit, ich spreche im Ernst.

Seit gestern bin ich die Braut des Hauptmanns du Trouſſel.

Seit gestern bin ich die Braut des Hauptmanns du Trouſſel, wiederholte der Prinz, indem er ſie mit wirren Blicken, mit zitternden Lippen anſtarrte. Und Sie ſagen, daß Sie ihn lieben?

Ja, Königliche Hoheit, ich ſage, daß ich ihn liebe! ſagte Louiſe von Kleiſt mit einem matten Lächeln.

Aber das iſt unmöglich, rief der Prinz außer ſich, das iſt eine Lüge!

Und weshalb ſollte ich Eure Königliche Hoheit belügen?

Weshalb? — Ah, jetzt verſtehe ich Alles! Oh, Louiſe, arme, theure Louiſe. Wie kurzſichtig ich war, das nicht gleich zu bedenken, daß mein Bruder, welcher überall ſeine Spione hat, welcher jeden meiner Schritte belauern und überwachen läßt, endlich auch meine Liebe für Sie entdeckt haben wird. Pöllnitz, welcher alles für Geld thut, Pöllnitz hat uns verrathen und der König, welcher mich durchaus ſtandesgemäßig verheirathen will, der König hat darauf beſtanden, daß Sie ſich verloben mußten, um mich frei zu geben. Sie ſind ein Opfer der unglückſeligen Hauspolitik meines Bruders geworden, Sie ſollen ſich beugen unter ſeinen ſtarren Willen, wie wir, ſeine Geſchwiſter, es thun müſſen. Oh, Louiſe, ſagen Sie, daß es ſo iſt, geſtehen Sie mir, daß nicht Ihr wankelmüthiges Herz, ſondern der Befehl des Königs es war, welcher Sie zu dieſer Verlobung trieb. Denn es iſt ja nicht möglich, es kann ja nicht ſein, daß Sie die Schwüre ſchon vergeſſen haben, welche wir vor kaum zwei Wochen mit einander ausgetauſcht, es kann nicht ſein, daß Sie, welche ich ſo tief, ſo heilig und rein geliebt habe, daß Sie mein Herz nur als ein müßiges Spielzeug betrachtet haben, welches man bei Seite wirft, wenn man der Tändelei müde iſt. Nein, nein, Louiſe, ich habe es oft genug in Ihren ſtrahlenden Augen, in Ihrem begeiſterten Lächeln, in den ſüßen Schauern, welche Ihre Geſtalt durchbebten, ich habe es an allen dieſen geheimnißvollen, heiligen und unſagbaren Symptomen geſehen, daß Sie mich geliebt haben, und jetzt ſehe ich es an Ihrem bleichen Angeſicht, an Ihren trüben Blicken, daß Sie mich noch lieben, und daß man uns trennen will. Oh, mein armes, holdes Kind, Sie haben ſich alſo einſchüchtern laſſen, Sie haben dieſem Mährchen von der Allgewalt eines Königs Glauben geſchenkt. Sie haben angenommen, daß mein Bruder, welcher über Millionen Menſchen herrſcht, niemals auf ſeinem Wege einen Widerſtand finden darf, und daß es daher umſonſt iſt, ihm zu widerſtehen. Aber Sie haben ſich geirrt, Louiſe, Sie haben vergeſſen, daß ich ſein Bruder bin, daß das ſtolze und unbezwingliche Blut der Hohenzollern auch in meinen Adern fließt, daß ich einen nicht minder ſtarken Willen, einen nicht minder unbezähmbaren Trotz beſitze. Oh, mein Bruder ſoll es nur verſuchen, mich zu bezwingen. Ich werde kein willenloſes Werkzeug in ſeinen Händen ſein, ich werde mit der Kraft einer Stahlfeder immer wieder emporſchnellen, und immer ich ſelber bleiben. Das haben Sie nicht bedacht, Louiſe, als Sie ſich dieſem tyranniſchen Befehl unterwarfen. Sie hatten nicht die rechte Zuverſicht zu Ihrem Geliebten, Sie wußten nicht, daß er bereit iſt, mit ſeiner ganzen Familie zu brechen, um Ihretwillen, Sie

wußten nicht, daß er sich selber geschworen hat, dem Weibe, welches er liebt, sich zu vermählen, und daß er dies heute noch thun wird, thun muß, um seinem Herzen und seiner Ehre zu genügen, und dem König zu beweisen, daß der Prinz Heinrich auch ein freier Mann, ein selbstständiges Geschöpf ist, wie er selber, und trotz des Königs. Jetzt, Louise, jetzt sagen Sie mir, ob ich nicht Alles richtig errathen, ob ich nicht den Plan des Königs durchschaut habe? Ob es nicht wahr ist, daß er Sie zu dieser Verlobung zwingen wollte, um Sie von mir zu trennen? — Ah, Sie antworten nicht, Sie schweigen? Ich verstehe! Der König hat Ihnen ohne Zweifel den Schwur abgefordert, kein Wort von diesen Verhandlungen zu verrathen. Nun denn, sagen Sie kein Wort. Nur sehen Sie mich an, nur machen Sie mir irgend ein Zeichen mit der Hand, nur winken Sie mir mit den Augen zu, und ich werde Sie verstehen. Und dann werde ich Sie in meine Arme nehmen und Sie zum Traualtar tragen, wo Sie mit mir, verstehen Sie wohl, Louise, mit mir sich vermählen sollen. Mein Gott, Louise, sehen Sie denn nicht, daß ich auf dieses Zeichen warte, daß ich in Todesangst bin?

Louise richtete ihr Haupt empor. Ihr Herz war besiegt. Sie hatte Alles vergessen, Alles, sie fühlte sich bereit, Gott, dem König und der ganzen Welt zu trotzen und diese schöne und große Liebe anzunehmen, welche der Prinz ihr darbrachte. Aber wie sie jetzt den Blick erhob, fiel ihr Auge doch ganz unwillkürlich nach jenem Vorhang hinüber, hinter welchem der König sich befand. Sie meinte den Vorhang sich bewegen zu sehen, es war ihr, als sähe sie die flammenden, zürnenden Augen des Königs, welche ihr drohten. Sie dachte an ihre Tochter, an Fritz Wendel, an das Hohngelächter der Welt! — Sie war überwunden und gerichtet.

Sie schweigen noch immer? fragte der Prinz. Sie antworten mir mit keinem Blick und mit keinem Zeichen?

Louise raffte sich gewaltsam zusammen. Nur hatte sie ein Gefühl, als ob eben eine eiserne Faust in ihren Busen fasse und ihr das Herz zerfleische.

Ich bin wirklich in Verlegenheit, was ich antworten soll, sagte sie mit einem leichtfertigen Ton, welcher sie schaudern machte. Es gefällt Eurer Hoheit, einen heiteren Scherz in einen tiefen Ernst umwandeln zu wollen, und dann muß ich mir selber wie eine arme Sünderin und Frevlerin erscheinen. Und doch bin ich unschuldig, mein Prinz, und wahrhaftig, Sie sind es auch. Denn sehen Sie nur, es fällt Ihnen ja gar nicht ein, diese kleine Liebeslaune für eine so großmächtige Leidenschaft zu halten. Sie haben Sich nur in diese Exaltation hineinphantasirt, wie man einen Traum oft für Wahrheit hält und Schattenbilder für Wirklichkeit nimmt. Denn im Grunde haben wir Beide doch nur uns die Liebe bis jetzt zu Schattenbildern an der Wand verarbeitet, und deshalb, als Sie mir verstummten, als ich vierzehn Tage lang gar keine Kunde von Ihnen erhielt, da glaubte ich ganz einfach, es habe Ihnen nicht mehr gefallen, die Lampe unserer Scherze mit Oel und Licht zu versorgen, und Sie wollten keine Liebesschattenbilder mehr an der Wand tanzen lassen, sondern sich nach der Wirklichkeit umsehen und Ihren Träumen entsagen zu Gunsten der Realität. Ich glaubte das, und fand das ganz natürlich, und machte Ihnen weder einen Vorwurf daraus, noch empfand ich darüber Kummer. Aber ich fühlte, daß nichts langweiliger sei, als mit einem unbeschäftigten leeren Herzen allein zu sein, mit einem Herzen, welches gar nicht spricht. Ich suchte also einen Gefährten und Gesellschafter für mein Herz, und ich fand ihn bald, nur daß ich statt eines Gesellschafters einen Beherrscher gefunden habe, und daß ich mich diesmal der Liebe unterworfen habe, statt mit ihr zu spielen. Daher, als Herr du Troussel mich ganz ernsthaft um meine Hand anflehte, hatte ich nicht den Muth, „nein" zu sagen, denn man ist nicht gern grausam gegen sich selber, und wenn man sich das Glück gewähren kann, so thut man es. — Das also, Königliche Hoheit, ist mein ganzes Verbrechen, daß ich nicht grausam gegen mich war, sondern das Glück annahm, welches sich mir darbot. Mein Gott, mein Prinz, man hat mich lange genug eine flatterhafte Coquette genannt. Es ist also wohl Zeit, daß ich mich fesseln lasse und der Welt beweise, daß die Liebe mich zu einer ehrbaren Frau umwandeln kann. Wollen mich Euer Königliche Hoheit nur deshalb tadeln?

Der Prinz hatte ihren Worten mit athemloser Aufmerksamkeit zugehört, und allgemach hatten seine Züge einen andern Ausdruck angenommen, allgemach war die Farbe aus seinen Wangen und der leuchtende Glanz aus seinen Augen verschwunden. Wohl stand noch ein Lächeln auf seinen fest zusammengepreßten Lippen, aber es war ein kaltes, verächtliches Lächeln, wohl flammten und glühten seine Augen noch, aber nur in kaltem Zorn, in unaussprechlicher Verachtung. Eine furchtbare, ungeheure Umwälzung war in seinem Innern geschehen, das Götterbild war von seinem Altar heruntergefallen und lag zertrümmert zu seinen Füßen, die angebetete Heilige hatte sich in eine gemeine Buhlerin verwandelt. Er würde sich selber verachtet haben, wenn diese Verwandelung ihm jetzt auch nur eine Thräne, einen Seufzer abgepreßt hätte. Er würde es sich nie verziehen haben, wenn er diese Frau, welche er

jetzt haßte und verachtete, nur die Schmerzen hätte ahnen lassen, welche seine Seele zerrissen.

Nein, Madame, sagte er daher vollkommen ruhig und mit jener stolzen Gleichgültigkeit, für welche nur die Fürsten den rechten Ton und das rechte Mienenspiel haben, nein, Madame, es fällt mir nicht ein, Sie zu tadeln. Ich finde vielmehr, daß Sie vollkommen Recht gehandelt haben und bringe Ihnen von ganzem Herzen meine Glückwünsche zu Ihrer Verlobung dar. Der Hauptmann du Trousset wird ein sehr glücklicher Mann sein, denn er wird die schönste, graciöseste und geistvollste Frau der Welt besitzen. Wann wird Ihre Vermählung stattfinden?

Frau von Kleist fühlte sich außer Stande zu antworten. Sie starrte mit unverhehltem Entsetzen in dieses kalte, eherne Angesicht, das sich ihr so plötzlich verändert zeigte, sie lauschte mit einer Art Grauen auf diese Stimme, deren weiche, sanfte Töne sich plötzlich wie Stein verhärtet hatten.

Der Prinz wiederholte seine Frage, und seine Stimme war noch rauher und gebieterischer.

Ich weiß es in der That nicht, sagte Louise zusammenschreckend. Wir werden dazu erst die Einwilligung des Königs erbitten müssen.

Und ich werde dafür sorgen, daß Ihnen diese nicht vorenthalten werde, sagte der Prinz ruhig. Ich selber werde bei dem König Ihre Bitte unterstützen. Und jetzt, Madame, müssen Sie mir verzeihen, wenn ich mich von Ihnen beurlaube. Viele Grüße an Ihren Herrn Verlobten! Ich werde ihn mir morgen bei der Parade vorstellen lassen. Leben Sie wohl, Madame!

Er machte eine kurze, leichte Verbeugung, und ohne sie nur noch eines Blickes zu würdigen, wandte er sich ab und verließ langsam und stolz aufgerichtet den Salon.

Louise schaute ihm nach mit weit aufgerissenen Augen, mit schmerzvoll zuckendem Angesicht. Aber er sah es nicht, er blickte nicht ein einziges Mal nach ihr um. Er sah nicht, wie sie jetzt, als die Thür sich hinter ihm schloß, ganz zerbrochen und wie vom Blitz zerschmettert zu Boden sank, und ihre Hände zum Himmel emporstreckte, als wolle sie ihn um Gnade und Schutz anflehen.

Aber selbst dieses Ausströmen ihrer Klagen, dieser Ausbruch ihrer Verzweiflung sollte ihr nur einen Moment vergönnt sein.

Die Portière da drüben ward zurückgeschlagen und der König trat ein. Sein Antlitz war bleich, und in seinen Augen zeigte sich ein feuchter Schimmer, aber sie nahmen einen zürnenden Ausdruck an, als sie auf dieses zur Erde gesunkene Weib fielen. Sie war für ihn nichts als eine herzlose Coquette, und er zürnte ihr um der Schmerzen willen, die sein Bruder jetzt um sie erduldete, und für die er das tiefste Mitleid, das innigste Erbarmen empfunden hatte.

Aber das war jetzt vorüber. Der Bruder hatte, hinter dem Vorhang verborgen, eine Thräne des Mitleids weinen können, der König mußte hart und unerbittlich sein.

Wie er sich ihr näherte, erhob sie sich langsam von der Erde und machte ihm eine tiefe, ceremonielle Verbeugung.

Sie haben Vieles wieder gut zu machen, Madame, sagte der König streng. Denn, ich sehe es wohl, Sie haben mit meinem Bruder ein frevenliches Spiel gespielt, und Sie haben gemacht, daß er Sie wirklich liebte.

Ich denke, Sire, daß ich es jetzt gesühnt habe, sagte Louise matt. Der Prinz liebt mich nicht mehr, er verachtet mich. Der Wille Euerer Majestät ist also geschehen. Und jetzt darf ich wohl um die Gnade bitten, mich zurückziehen zu dürfen?

Gehen Sie, Madame, sagte der König. Sie haben heute Ihre Schuldigkeit gegen mich gethan und ich werde daher auch die meinige gegen Sie thun. Ich werde nichts vergessen, was ich Ihnen versprochen habe. Werden Sie bald Madame du Trousset, und dann wollen wir Alles, was die Frau von Kleist betrifft, ganz und gar vergessen!

Er grüßte sie mit einem leichten Kopfneigen und folgte ihr mit seinen Blicken, bis sie in der, nach den Gemächern der Hofdamen führenden Thür verschwunden war.

In diesem Moment hörte man in dem Vorsaal, wohin Prinz Heinrich sich zurückgezogen hatte, einen dumpfen Fall. Gleich darauf öffnete sich die Thür, und Herr von Pöllnitz eilte mit bleichem, verstörtem Antlitz herein.

Was giebt's da draußen, Pöllnitz? fragte der König hastig.

O, Sire, der arme Prinz Heinrich ist in Ohnmacht gefallen.

Der König zuckte zusammen vor Schreck und eilte hastig einige Schritte vorwärts der Thür zu. Dann aber blieb er stehen und seine Züge nahmen wieder ihren ruhigen Ausdruck an.

Er wird sich erholen, sagte er, ja, er wird sich erholen, denn er ist ein Mann! Ich bin früher auch einige Male vor Kummer in Ohnmacht gefallen, und ich habe mich auch erholt!

X.

Der Besiegte.

Schmerzlich und bitter waren für Prinz Heinrich die Tage, welche dieser ersten Enttäuschung folgten. Er verbrachte sie in einsiedlerischer Stille, in starrem Hinbrüten in seinen einsamen Gemächern. Niemand durfte um ihn sein, kein heiteres Wort, kein fröhliches Lachen durfte in seiner Nähe ertönen. Seine Diener betrachteten ihn mit kummervollen Blicken, und als der Prinz, am Tage nach jenem Ungewitter, welches, wie er meinte, sein Lebensglück zerschmettert hatte, auf der Parade erschien, fand selbst der König ihn so bleich und leidend aussehend, daß er ihn bat, einen achttägigen Urlaub anzunehmen und etwas zu seiner Erholung und Stärkung zu thun.

Der Prinz lächelte schmerzvoll zu diesem Vorschlag des Königs, aber er nahm den Urlaub an und lebte zurückgezogen und still in seinen Gemächern.

Er fühlte sein Herz bis zum Tode wund und ermattet, seine Seele, welche von der Welt den ersten Dolchstoß erhalten, rang mit ihrer Qual und fühlte sich fast verbluten an der empfangenen Wunde.

Aber das dauerte nur einige Tage; dann hatte die Jugend ihren sänftigenden Balsam auf diese klaffende Wunde gelegt und sie geschlossen, dann hatte der Trotz und die Verachtung die Thränen in seinen Augen verwischt und die Wehklagen in seinem Herzen verstummen gemacht, dann hatte die Rache ihm lockende Worte von Vergeltung und Beschämung zugeflüstert und seine Manneskraft und seinen Stolz wach gerufen.

Der König hatte Recht gehabt, wenn er von seinem Bruder sagte: „er wird sich erholen, denn er ist ein Mann."

Er erholte sich wirklich, und diese Tage des Grübelns, des Kämpfens und Sinnens hatten ihn zum Manne gereift, sie hatten auf seine sonst so klare und jugendfrische Stirn die ersten heiligen Schriftzüge des Kummers gezeichnet, sie hatten die Linien seines Angesichtes fester, den Ausdruck seiner Züge schärfer und bestimmter gemacht. — Er hatte seine erste Enttäuschung erfahren, und es war eine bittere und schmerzvolle gewesen, aber sie hatte ihn gestählt und gekräftigt, — sie hatte ihn zum Manne gemacht.

Die acht Tage des Urlaubs waren noch nicht vorüber, als der Prinz das Edict, welches seine Freunde und Gesellschafter von ihm fern hielt, wieder aufhob und seine Thür öffnete für den Kreis seiner Vertrauten.

Der erste, welchen er zu sich einlud, [illegible] Herr Ober-Ceremonienmeister Baron von Pöllnitz, der sich sofort beeilte, der an ihn ergangenen Aufforderung Folge zu leisten.

Prinz Heinrich ging ihm mit heiterm Gesicht und frohem Willkommensgruß entgegen. Wissen Sie, warum ich Sie habe rufen lassen? fragte er. Sie sollen mir ein wenig von der chronique scandaleuse unserer höchst ehrsamen und tugendhaften Residenzstadt erzählen. Fangen Sie also immerhin gleich an. Welches ist das neueste on dit des Tages?

Ach, Königliche Hoheit, es ist jetzt ein langweiliges und eintöniges Leben, seufzte Pöllnitz. Man wird wirklich, wie Sie zu sagen beliebten, außerordentlich ehrsam und tugendhaft. Kein einziger glänzender Scandal, keine pikante Aventure begiebt sich mehr. Alles wird langweilig und tugendhaft zimperlich. Kindtaufen, Hochzeiten, Begräbnisse, das ist noch das Einzige, was sich begiebt; die Pfaffen finden dabei ihre Rechnung, aber der Geist schläft ein, und statt zu plaudern gähnt man in der Gesellschaft. Es ist wirklich ein höchst miserables Dasein, denn da ich nicht taufen lasse, nicht heirathe, und noch nicht vor Ennuyance gestorben bin, so weiß ich wirklich nicht mehr, weshalb ich eigentlich existire.

Aber Diejenigen, welche heirathen und taufen lassen, wissen ohne Zweifel, warum sie existiren, sagte der Prinz lächelnd. Erzählen Sie mir also ein wenig von diesen. Welches ist zum Beispiel die neueste Heirath?

Die neueste Heirath? fragte Pöllnitz zögernd. Um das zu beantworten, muß ich mir erlauben, Eure Königliche Hoheit erst nach dem Gesundheitszustande Ihres Herzens zu fragen. Leidet es noch an Zuckungen, hat es noch Fieberanfälle, brennt es noch?

Nein, rief der Prinz, es brennt nicht mehr, man

hat ihm eine tüchtige Douche von eiskaltem Wasser gegeben und die hat es von seiner Fieberhitze für immer geheilt.

Freut mich, das zu hören, Königliche Hoheit, und meinen herzlichen Glückwunsch zu Ihrer Genesung, denn, vraiment, es giebt keine schlimmere Krankheit, als ein fieberheißes Herz. Wer das Glück, die Liebe und die Frauen für immer an sich fesseln will, der muß vor allen Dingen ein kaltes Herz haben und es sich zu bewahren wissen.

Sie glauben also, daß man lieben kann mit einem kalten Herzen?

Man kann sich damit geliebt machen, Hoheit, und das ist immerhin ein viel größeres Glück, als selbst zu lieben. Wer ein kaltes Herz hat, der allein ist im Stande, alle Frauen zu besiegen und sich von Allen geliebt zu machen.

Das ist indessen eine traurige Lebensweisheit, sagte der Prinz sinnend, und ich glaube, man muß sich erst an sehr bittern Wunden verblutet haben, ehe man zu ihr gelangt. Aber lassen wir das. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich genesen bin, erzählen Sie mir also ohne Scheu, was Sie wissen! Sie sprachen von einer Heirath. Wer hat sich verheirathet?

Königliche Hoheit, die Frau von Kleist hat sich verheirathet, flüsterte Pöllnitz leise und mit niedergeschlagenen Augen.

Der Prinz hielt diesen Schlag aus, ohne nur zu zucken, ohne nur die geringste Bewegung zu verrathen.

Wann war die Hochzeit? fragte er mit vollkommener Gelassenheit.

Gestern, mein Prinz, und ich versichere Eure Königliche Hoheit, daß ich niemals eine glücklichere, strahlendere Braut sah, wie diese. Die Liebe scheint sie wahrhaftig wieder zu einer erröthenden, schüchternen Jungfrau verklärt zu haben, oder wenigstens wußte sie eine solche mit vollkommener Meisterschaft darzustellen.

Prinz Heinrich drückte mit einer raschen, unbewußten Bewegung seine Hand auf sein Herz. Vielleicht mochte er finden, daß dasselbe doch noch nicht so ganz abgekühlt und fieberlos war, als er sich gerühmt hatte, oder daß es noch zu wund sei, um von rauhen, mitleidslosen Händen berührt zu werden. — Aber er wollte dennoch kein Mitleid mit sich selbst haben und keins von Anderen beanspruchen.

Ich kann mir denken, daß sie schön war, sagte er, mit einer gewaltigen Kraftanstrengung seine Stimme beherrschend, daß sie nicht zitterte. Frau von Kleist ist glücklich, und das Glück verschönt immer. Und der Bräutigam, Herr du Trouffel? War er auch so glücklich und so schön?

Ah, Eure Königliche Hoheit wissen den Namen des Bräutigams? fragte Pöllnitz anscheinend verwundert.

Darüber staunen Sie? Die Frau von Kleist hat ihn mir selber genannt, als sie mir ihre Verlobung anzeigte. Aber ich kenne ihren Auserwählten nicht! Ist er hübsch?

Hübsch und liebenswürdig, Königliche Hoheit. Außerdem ein sehr guter Offizier, was daraus hervorgeht, daß der König dem Herrn du Trouffel als Hochzeitsgeschenk ein Majorspatent gesandt hat.

Demgemäß heißt also die schöne Louise von Kleist jetzt Frau Majorin du Trouffel! sagte der Prinz mit einem mühsamen Lächeln. Waren Sie bei der Trauung gegenwärtig?

Ja, Königliche Hoheit, im Namen des Königs.

Und sprach sie das entscheidende Ja, diesen Eid der Treue und Beständigkeit, mit rechter Innigkeit und Zuversicht? Erröthete sie nicht dabei und schlug das Auge nieder?

Nicht doch, mein Prinz, sie lächelte, wie in einer Verzückung, und hob den Blick zum Himmel empor, als ob sie zu Gott bete, den Schwur ihrer Treue zu segnen.

Und Gott wird das sehr nöthig haben, sagte der Prinz rauh, indem er langsam und sinnend einige Male auf und nieder ging.

Nur noch Eins, sagte er dann, seine großen klugen Augen mit einem forschenden Blick auf Pöllnitz heftend. Was spricht man von mir? Wie deutet man diese Heirath in Bezug auf mich? Hält man mich für einen verschmäheten Liebhaber, oder für einen treulosen? Sagt man, daß dies eine Heirath aus Dépit oder aus Malice sei? Denn ohne Zweifel wußte doch ganz Berlin um mein Liebesverhältniß zu dieser Frau, da Sie unser Vertrauter waren.

O, mein Prinz, das ist ein sehr hartes und sehr grausames Wort, rief Pöllnitz traurig. Eure Königliche Hoheit können nicht im Ernst glauben, daß —

Keine Betheuerungen, ich bitte, unterbrach ihn der Prinz. Ich habe in diesen Tagen viel nachgedacht und Vieles einsehen und durchschauen gelernt, was mir sonst unverständlich und dunkel gewesen. Ich glaube auch Sie jetzt zu kennen und ein wenig in Ihr Herz, oder nein, auf die leere Stelle in Ihrer Brust, wo bei Anderen das Herz sitzt, geschaut zu haben. Ich zürne Ihnen aber nicht und mache Ihnen keine Vorwürfe. Sie füllen Ihre Bestimmung vollkommen aus. Sie sind ein Höfling, und noch dazu Einer von der besten und seltensten Sorte, denn Sie haben Geist und Kenntnisse, außerdem viel Lebenserfahrung und savoir vivre. Ich wüßte mir keinen besseren Gesellschafter zu wünschen, als Sie es sind, nur muß man von Ihnen nicht verlangen, daß Sie

noch außerdem ein Mensch sein sollen. Wer darauf hin mit Ihnen verkehren will, der hat sich die Folgen selber zuzuschreiben. Indessen bitte ich Sie doch, einen Moment nicht Höfling zu sein, sondern mir ganz offen und der Wahrheit gemäß — hören Sie wohl, Pöllnitz, der Wahrheit gemäß, zu sagen, was die Welt von mir spricht, und wie sie diese Heirath in Bezug auf mich deutet?

Eure Königliche Hoheit befehlen, daß ich Ihnen die Wahrheit sage?

Wenn Sie das lieber hören, nun ja: ich befehle es Ihnen.

Jetzt ist der entscheidende Moment gekommen, dachte Pöllnitz frohlockend. Wenn ich jetzt die richtigen Worte und Wendungen zu finden weiß, glaube ich wohl, daß wir zum Ziel gelangen, und daß ich meine Gehaltszulage und die Bezahlung meiner Schulden mir erwirken kann. — Laut sagte er dann: Nun denn, Königliche Hoheit, ich werde Ihnen die Wahrheit sagen, selbst auf die Gefahr hin, Ihnen zu mißfallen. Sie wollen wissen, was die Welt von Ihnen spricht in Bezug auf diese Heirath der Frau von Kleist? Ich fürchte, mein Prinz, man hält Sie für einen verschmäheten Liebhaber, und der klugen Frau von Kleist ist es gelungen, sich einen Heiligenschein um die schöne Stirn zu legen, denn man sagt, sie hätte Ihre unehrerbietigen Anträge zurückgewiesen und es vorgezogen, statt die Maitresse eines Fürsten, die tugendhafte Frau eines Majors zu werden.

Weiter, weiter! befahl der Prinz, als Pöllnitz jetzt schwieg und den Prinzen forschend ansah. Was sagt man von mir?

Man sagt, daß Eure Königliche Hoheit in Verzweiflung wären über diese tugendhafte Unerbittlichkeit Ihrer Angebeteten, und daß Sie deshalb, von Gram und Reue gefoltert, sich in Ihre Gemächer wie ein Einsiedler verschlossen hätten, um zu weinen und zu klagen und nach Ihrer verlornen Geliebten zu jammern.

Ah, sagt man das, rief der Prinz mit zornflammenden Augen und finsterem Stirnrunzeln. Nun, ich werde dieser leichtgläubigen, schwatzhaften Welt beweisen, daß sie sich geirrt hat. Am Ende wäre sie noch im Stande, dieses alberne Gerücht auch der Frau von Kleist, nein, der Majorin du Trouffel zu hinterbringen.

Königliche Hoheit, ich fürchte, man hat das schon gethan, denn die kleine Majorin rief mich gestern zu sich, um mich nach Ihrem Befinden zu fragen, und als ich ihr sagte, daß Eure Königliche Hoheit in tiefster Einsamkeit und Traurigkeit in Ihren Gemächern weilten, —

Ah, warum sagten Sie ihr das, rief Heinrich unwillig, heftig mit dem Fuß auf den Boden stampfend.

Weil es die Wahrheit ist, und weil ja ganz Potsdam und Berlin es ohnedies schon weiß.

Und was erwiderte sie Ihnen auf diese vertrauliche Mittheilung?

Sie seufzte tief. „Armer, unglücklicher Prinz", sagte sie, „ich beklage ihn tief und bemitleide ihn um dieser Liebe willen, die ich indessen doch nicht erhören durfte, nicht erhören konnte, denn da mein Herz nicht für ihn sprach, konnte es meine Tugend und Ehrbarkeit nicht überwinden".

Ah, diese ehrbare, tugendhafte Frau, rief der Prinz mit einem wilden, höhnischen Lachen. Nun, ich will ihr beweisen, daß ich ihres Mitleids nicht bedarf und daß sie das füglich für ihren eigenen Gemahl versparen kann. — Ist der König in Sanssouci?

Ja, Königliche Hoheit!

So gehen Sie und melden Sie meinen Besuch. Ich folge Ihnen auf dem Fuß! —

Gewonnen, Sire, wir haben gewonnen, jubelte Pöllnitz, als er zu dem König eintrat. Der Prinz bittet, Eurer Majestät einen Besuch machen zu dürfen und er wird sogleich hier sein.

Und weiß Er, was mein Bruder bei mir will? fragte der König.

Ich weiß es nicht, aber ich ahne es, Sire. Er wird sich aus Dépit gegen seine treulose Geliebte vermählen wollen. Ah, Sire, ich höre schon seinen Wagen vorfahren.

So gehen Sie, den Prinzen zu empfangen und zu mir zu führen. Dann bleiben Sie im Vorsaal und warten auf meinen Ruf.

Als Pöllnitz sich zurückgezogen hatte, nahm der König mit einer hastigen Bewegung die Flöte von seinem Schreibtisch, und begann, im Zimmer auf- und abgehend, eines dieser weichen, schmelzenden Adagio's zu spielen, in deren Vortrag er Meister war.

Er spielte noch, als die Thür geöffnet ward und Pöllnitz den Prinzen Heinrich anmeldete; er unterbrach sich nicht, als sein Bruder eintrat und steif und militairisch an der Thür stehen bleibend, dem König seine ceremonielle Verbeugung machte.

Der König spielte, auf- und niedergehend, immer weiter. Sanft und klagend zogen die weichen Flötentöne durch den stillen Raum, wie ein Geistergruß trafen sie das Herz des Prinzen und sänftigten dessen stürmisches, wildes Toben.

War das die Absicht des Königs, oder wollte er sich selber erst ruhig und harmonisch stimmen, ehe er zu seinem Bruder sprach? Vielleicht wollte er beides, denn auch des Königs Blick sänftigte sich,

auch seine Züge nahmen einen milden, freundlichen Ausdruck an.

Als das Adagio beendigt war, legte der König seine Flöte bei Seite und näherte sich dem Prinzen.

Verzeihen Sie, mein Bruder, sagte er, ihm freundlich die Hand darreichend, verzeihen Sie, daß ich Sie habe warten lassen. Allein ich liebe nicht, Das, was ich angefangen habe, unbeendigt fortzuwerfen; ich muß Alles, was ich thue, ganz thun, und mag niemals auf halbem Wege stehen bleiben. Hätte ich mein Adagio nicht zu Ende gespielt, so würde es mir in der Kehle stecken geblieben sein und meine anderen Gedanken wären mir daran erstickt. Jetzt stehe ich ganz zu Ihren Diensten, mein Bruder, und da ich leider nicht gewohnt bin, von Ihnen freundschaftliche und unabsichtliche Besuche zu empfangen, so muß ich Sie wohl fragen, was Sie zu mir führt und womit ich Ihnen dienen kann?

Aber das heftige und ungestüme Naturell des Prinzen war von den sanften Flötentönen nur leise eingeschläfert worden. Jetzt erwachte es wieder und machte seine Pulse und sein Herz wieder höher klopfen.

Sie fragen gnädigst, womit Sie mir dienen können, mein Bruder? fragte er hastig und athemlos. Nun denn, ich will es Ihnen sagen: Mit Wahrheit, Sire!

Der König warf sein Haupt stolz zurück und schleuderte einen flammenden Blick auf das glühende Antlitz des Prinzen.

Ich bin es nicht gewohnt, die Wahrheit zu cachiren, sagte er, Jedermann findet sie bei mir zu seinem eigenen Schaden.

Nun, so haben Sie die Gnade mir zu sagen, weshalb Sie mich so lange und so hartnäckig mit Ihrem Zorne verfolgten, mein Bruder? Was ich gethan habe, um mir so sehr Ihren Unwillen und diese Demüthigungen, Beschämungen und Kränkungen zu verdienen, deren beständiges Opfer ich seit einigen Monaten bin?

Fragen Sie lieber, was Sie gethan haben, um sich meine Zufriedenheit, meine Liebe oder mein Vertrauen zu erwerben? fragte der König streng. Und dann beantworten Sie sich die Frage selber, und auch der Wahrheit gemäß!

Ah, Sie haben mir versprochen, mir auf meine Frage zu antworten, und jetzt weichen Sie mir aus! Aber ich will Ihnen zuvorkommen, Sire, ich will mir diese Frage, welche Sie mir befahlen, mir selber vorzulegen, ich will sie mir beantworten. Ich habe nichts gethan, was mir die besondere Zufriedenheit und Liebe meines königlichen Bruders verdienen konnte, aber auch nichts, was mich derselben unwürdig gemacht hat. Weshalb aber verfolgen mich Eure Majestät mit Ihrem Zorn? Warum sind Sie, welcher sonst gegen Jedermann milde und gütevoll sind, warum sind Sie gegen mich allein so strenge und unnachsichtig? Wodurch habe ich diese fortgesetzten Tracasserien, diese sich immer erneuernden Ausbrüche des Unwillens verdient?

Sie fragen viel und viel auf einmal, sagte der König ernst; aber ich will Sie vollständig befriedigen. Ich will Ihnen die Wahrheit sagen! Sie haben meinen Unwillen, ja, meinen Zorn verdient, weil es Sie gelüstet, ein freier Mensch zu sein, weil Sie dieses Joch, welches das Schicksal auf Ihren Nacken gelegt, abstreifen wollen, weil Sie den stolzen Uebermuth haben, der Herr Ihres Willens sein zu wollen.

Und wollen Eure Majestät etwa verlangen, daß ich diesem nächsten und natürlichsten Menschenrecht entsage? fragte der Prinz glühend.

Ja, das will ich verlangen, rief der König, und ich darf sagen, ich bin meinen Brüdern darin mit einem guten Beispiel vorangegangen.

Aber Sie thaten es, so viel ich weiß, auch nicht freiwillig, sondern Sie wurden gezwungen, wie Sie uns jetzt zwingen wollen, da Sie ohne Zweifel längst vergessen haben, welche Qualen und Martern Sie in sich durchkämpften, ehe Sie sich für überwunden und besiegt erklärten.

Nein, sagte der König sanft, ich habe das nicht vergessen, denn ich fühle noch die Narben davon in meiner Seele und in meinem Herzen, und sie brennen noch zuweilen!

Und dennoch, mein Bruder —

Dennoch will ich kein Mitleid mit Ihnen haben. Dennoch sage ich zu Ihnen, wie mein Vater zu mir sagte: „Du mußt Dich unterwerfen, denn Du bist ein Prinz und ich bin Dein König!“ O, ich habe es jetzt lange schon erkannt, wie sehr mein Vater Recht hatte mit seinem Zorn und seiner Strenge gegen mich, denn ich war nicht blos ein ungehorsamer Sohn, sondern auch ein rebellischer Unterthan, und mir wäre Recht geschehen, wenn ich das Blutgerüst hätte besteigen müssen, wie es Katt Recht geschah, daß er es thun mußte!

Ah, mein Bruder, ich weiß eine Zeit, wo Sie diesen treuen und unglücklichen Freund noch beweinten, obwohl Sie schon ein König waren, rief der Prinz vorwurfsvoll.

Ich habe ihm das Opfer meiner Thränen gebracht, um so mehr darf ich jetzt wagen ihn zu verurtheilen, wie ich mich selber verurtheile. Die Söhne der Könige haben nicht das Recht, ihren eigenen Weg gehen zu wollen; das Schicksal hat ihnen denselben vorgezeichnet, und sie müssen ihn wandeln, ohne nach ihren eigenen Wünschen und Neigungen

fragen zu dürfen; durch den Mund ihres Königs und ihres Herrn wird ihnen ihr Schicksal kund gethan, und seine Worte müssen daher für sie ein Orakel sein, so heilig und unantastbar wie das Orakel zu Delphi. Ich danke es meinem Vater noch im Grabe, daß er nach diesem Grundsatz mit mir verfahren ist, und meines Jammers und meines Widerspruchs nicht achtend, demselben Geltung verschafft hat. Ich würde sonst nicht das Recht haben, meinerseits jetzt auch dieses Prinzip zu verfolgen, und dann allein dürften Sie mich der Härte und der Tyrannei beschuldigen. — Freilich können Sie sich über die Härte Ihres Geschicks beklagen, aber, mein Bruder, ich bin es nicht, welcher Ihnen dasselbe auferlegt hat. Ich habe weder auf mein Haupt die Krone, noch auf Ihren Nacken das Joch Ihrer Würde gelegt. Wir müssen Beide tragen, was Gott oder das Schicksal uns zugemuthet, und wir müssen es mit Würde tragen. Sich auflehnen gegen die Wünsche und Befehle des Königs, heißt aber nicht der Würde seiner Pflicht genügen, sondern wie ein wildes Roß in die Zügel beißen, von denen man wohl weiß, daß sie am Ende den Sieg über den ungebändigten Willen davontragen werden. — Sie, mein Bruder, haben gehandelt, wie dieses wilde Roß, und da habe ich die Zügel straffer angezogen, das ist das Ganze.

Und ich merke schon, daß Sie mich gebändigt und gezähmt haben, sagte der Prinz mit einem matten Lächeln, nur fühle ich noch, daß der Zügel schmerzt, und meine Glieder zittern noch. Aber ich bin bereit mich zu unterwerfen, und ich komme her, um Ihnen das anzuzeigen. Sie wollen, daß ich mich vermähle, nun wohl, vermählen Sie mich! Nur mache ich Sie verantwortlich für diese Ehe, welche nicht die Herzen, sondern die Politik geschlossen, nur werde ich Sie dereinst vor dem Throne Gottes zur Rechenschaft ziehen, da Sie sagen, daß ich es hier auf Erden nicht darf, nur werde ich dort oben, der Mensch den Menschen fragen: „mit welchem Recht hast Du mich um das heiligste und schönste Besitzthum der Menschen, um meine Freiheit betrogen? Mit welchem Recht hast Du an meine Hand und an mein Herz eine Kette gelegt, welche die Liebe mir nicht tragen hilft?“ Nur werde ich, wenn die Last dieser Kette mir zu schwer wird, und dieses unnatürliche Verhältniß einer Ehe ohne Liebe und ohne Uebereinstimmung mich zermartert und zur Verzweiflung treibt, nur werde ich auf Ihr Haupt dann den Fluch meines Unglücks schleudern und Sie verantwortlich machen für mein zerbrochenes Dasein und meine zerschellten Hoffnungen. — Nehmen Sie diese Bedingungen an, mein Bruder, wollen Sie nun noch, daß ich mich vermähle?

Ich nehme diese Bedingungen an, sagte der König feierlich, ich will, daß Sie sich vermählen, denn es ist für den Thron eine Nothwendigkeit, daß er umgeben sei von Prinzen, die durch ihre Familieninteressen an das Interesse des Königs gefesselt sind, die mit ihren Kindern und Söhnen den Thron stützen und an ihn das Interesse und die Liebe des Volkes fesseln. Denn das Volk hat eine heilige Scheu vor dem Familienglück und es glaubt sich selber glücklicher und gesegneter, wenn auch die Familie seines Fürsten glücklich und gesegnet ist; die Kinder seiner Fürsten und seiner Prinzen sind gewissermaßen auch die Kinder des Volkes, es nimmt Theil an ihrem Wohlergehen und an ihrer Erziehung, denn es weiß, daß die Söhne dazu bestimmt sind, seine Feldherren und Anführer zu werden, die Töchter, um in andern Ländern ein Beispiel abzugeben seiner eigenen Gesittung und Bildung. Die Familie ist das festeste Band, welches die Völker und ihre Fürsten vereinigt. — Das, mein Bruder, sind die Gründe, aus denen ich Ihre Vermählung wünsche, und da Sie von mir die ganze Wahrheit fordern, so will ich auch noch höchst prosaischer Weise hinzufügen: ich wünsche auch um deswillen, daß meine Brüder sich vermählen, weil die Verbindung mit anderen Ländern meinem Volke neue Erwerbsquellen eröffnet, und weil die Mitgift einer Prinzessin auch neues Geld und neuen Verkehr in mein Land bringt. Ich bin es daher sehr wohl zufrieden, daß ich nur Brüder und keine Schwestern mehr zu verheirathen habe, denn es ist besser zu nehmen, als zu geben, und jedenfalls nehmen wir, wenn wir heirathen.

Demgemäß darf ich wohl vermuthen, daß Eure Majestät auch schon für mich gewählt und mir eine Braut mit möglichst reicher Mitgift ausgewählt haben?

Sie haben Recht, cher frère, ich habe Ihnen die Prinzessin Wilhelmine, Tochter des Prinzen Max von Hessen-Cassel, ausgewählt; sie bringt Ihnen nicht allein eine Aussteuer mit, sondern auch Schönheit, Jugend, Anmuth und Liebenswürdigkeit.

Ich danke Ihnen, Sire, sagte der Prinz kalt und förmlich. Ich würde mich auch vermählen, wenn sie häßlich, alt und unliebenswürdig wäre, denn es kommt bei dieser Geschäftssache durchaus nicht auf dergleichen äußere kleine Nebendinge an. Wenn man sich als Sclave verkauft, ist es gleichgültig, ob der Käufer häßlich oder schön, alt oder jung sei. Ist es mir indessen erlaubt, an meine Einwilligung zu dieser Heirath einige kleine Bedingungen zu knüpfen?

Sprechen Sie, mein Bruder, ich höre Ihnen zu.

Der Prinz antwortete nicht sogleich. Er athmete rasch und schwer und eine glühende Röthe überflog einen Moment sein bleiches, zuckendes Angesicht. Er

war sich bewußt, daß er jetzt am Wendepunkt eines neuen Daseins stehe und daß seine Worte jetzt wie der Zauberspruch sein würden, vor welchem die verschlossene Pforte seiner Zukunft sich aufthun müsse.

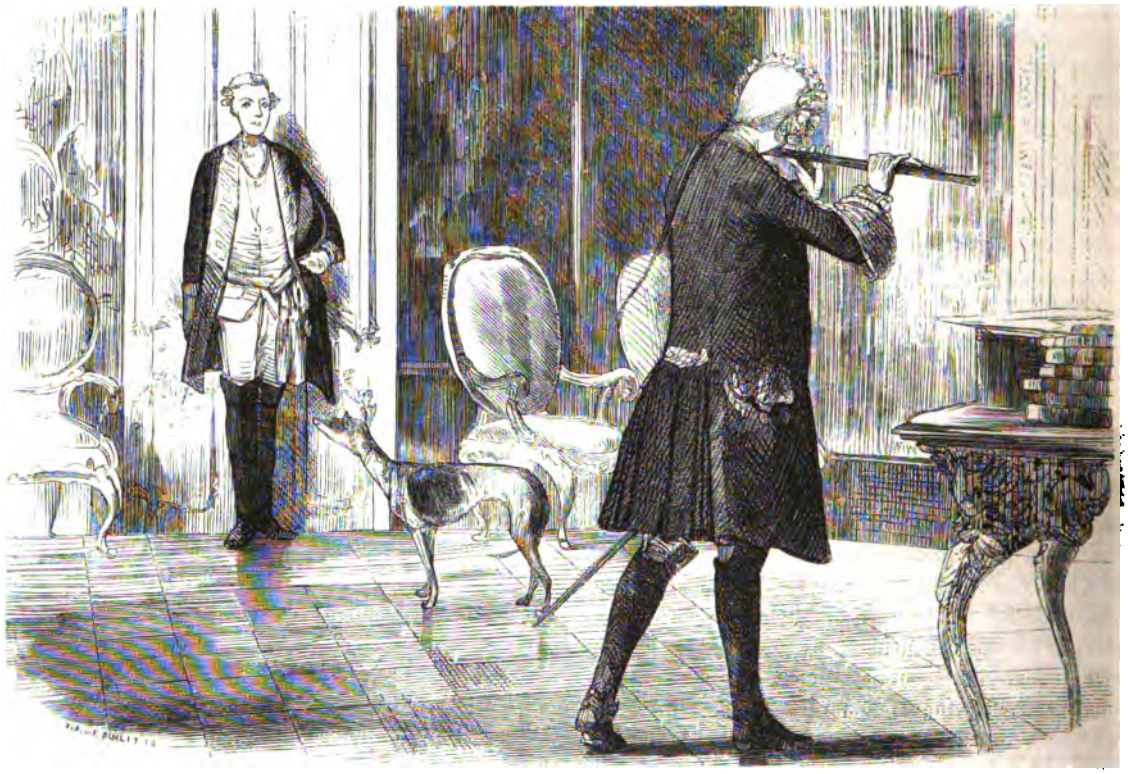
Sprechen Sie, mein Bruder, wiederholte der König. Nennen Sie mir Ihre Bedingungen.

Nun wohl, es sei, sagte der Prinz aufathmend. Meine erste Bedingung ist, daß Sie mir gestatten, zur Feier meiner Verlobung ein glänzendes Fest zu geben, zu welchem ich die ganze Hofgesellschaft nicht nur, sondern auch noch einen guten Theil der nicht hoffähigen Berliner einladen möchte. Ich wünsche, daß ganz Berlin Theil nehmen möchte an meinem Glücke, und daß Jedermann sich durch den Glanz meines Festes und durch meine Heiterkeit überzeugen möge, daß ich freudig und freiwillig, und nicht gezwungen und wider meine Neigung, mich der Prinzessin verlobt habe.

Des Königs Augen ruhten mit einem eigenen gerührten, wehmüthigen Ausdruck auf dem Antlitz seines Bruders. Er verstand vollkommen dieses arme, schmerzzuckende, stolze Herz, diese verwundete Seele, welche den Dolch aus ihrer Wunde ziehen und ihn ihrem Mörder vor die Füße schleudern wollte, indem sie lächelnd sagte: „Die Wunde schmerzt nicht mehr, und ich sterbe nicht daran, denn der Balsam der Verachtung hat mich geheilt.“ Er wußte, daß der Prinz mit seiner Verlobung und seinem Feste nur eine Demonstration machen wolle gegen seine treulose Geliebte, daß er sich dem Willen seines Bruders nur unterwarf, weil sein stolzes Herz sich aufbäumte gegen den Gedanken, als ein verschmähter Liebhaber bemitleidet zu werden. Aber er wollte sich in zartsinnigem Tactgefühle nicht den Anschein geben, ihn zu verstehen und ihn zu durchschauen.

Ich nehme diese erste Bedingung an, sagte der König nach einer Pause, und ich hoffe, daß Sie mir erlauben, bei diesem schönen Feste gegenwärtig zu sein. Berlin mag sich überzeugen, daß wir in herzlichem Einverständnisse leben. — Haben Sie keine weiteren Bedingungen?

Doch! Noch eine, Sire!



Und diese ist?

Daß meine Vermählung in spätestens vier Wochen stattfinde!

Sie erfüllen damit meinen besonderen und ganz persönlichen Wunsch, sagte der König lächelnd. Denn es liegt mir sehr viel daran, diese Vermählung bald geschlossen zu sehen, weil ich nach den beendigten Festlichkeiten eine kleine Reise unternehmen möchte. Da alle Vorbereitungen getroffen, alle Unterhandlungen beendigt sind, so steht der Vermählung, denke ich, kein Hinderniß mehr im Wege. Haben Sie noch einen andern Wunsch, mein Bruder?

Nein, Sire, ich bin zu Ende.

Dann erlauben Sie mir, Sie noch um die Er-

füllung einer Bitte zu ersuchen. Ich wünsche, daß diese Stunde eine freundliche Erinnerung in Ihrem Herzen zurücklasse, und möchte Ihnen deshalb gern ein Andenken an dieselbe geben. Nehmen Sie also von mir mein Schloß Rheinsberg, mit Allem, was drin, dran und drum ist, als Geschenk an; wollen Sie mir diese Freude machen, mein Bruder?

Er reichte mit einem köstlichen Lächeln dem Prinzen seine Hand dar und hörte mit sichtbarer Befriedigung den lebhaften und innigen Dankesworten seines Bruders zu.

Ich wählte für Sie Rheinsberg, sagte er dann freundlich, nicht blos, weil es mein Lieblingshaus ist und ich dort schöne und heitere Tage verlebte, sondern, weil keins meiner anderen Häuser so gut für einen unzufriedenen, mit seinem König grollenden Prinzen geeignet ist. Ich habe das an mir selber erfahren, und gebe Ihnen Rheinsberg, wie es mir mein Vater gab, als eine angenehme Retraite, wo man ein wenig der strengen Beobachtung des Königs entzogen ist, und sich zuweilen einbilden mag, man sei ein freier, selbstständiger Mann. Gehen Sie also, wenn Sie mit mir und der Welt grollen, nach Rheinsberg, dort werden Sie sich versöhnen und ein freier, selbstregierender König sein, um so glücklicher, weil sie kein Volk, sondern eben nur sich selbst und Ihren Hof zu regieren haben. In Rheinsberg werden Sie auch am füglichsten den ersten Monat nach Ihrer Vermählung zubringen, und gebe das Schicksal, daß er für Sie ein Honigmond sei.

Der Prinz antwortete nur mit einem kalten Lächeln und bat um die Erlaubniß, sich zurückziehen zu dürfen, um die nöthigen Vorbereitungen zu seinem Verlobungsfest zu machen.

Wir wollen Beide unsere Vorbereitungen treffen, mein Bruder, sagte der König, dem Prinzen zum Abschiede die Hand reichend. Sie mit Ihrem Haushofmeister und den Decorateurs, ich mit dem Baron von Pöllnitz, den ich als außerordentlichen Gesandten nach Cassel schicken will, um feierlich für Sie zu werben. Gehen wir also Beide an unsere Geschäfte!

XI.

Die reisenden Musikanten.

Die Festlichkeiten waren beendigt; Berlin, welches seine Fackelzüge, seine Illuminationen, seine Bälle und Redouten zu Ehren des Prinzen Heinrich und seiner neuvermählten Gemahlin, der Prinzessin Wilhelmine, gehabt hatte, Berlin ruhte aus von seinen Freuden und war wieder ruhig und still geworden. Der Prinz hatte sich mit seiner jungen Gemahlin und seinem neucreirten Hofstaate nach Rheinsberg zurückgezogen, und man erzählte sich in Berlin viel von den glänzenden Festen, mit welchen er dort seine schöne Gemahlin feiere. Schön war sie wirklich, die junge Prinzessin Wilhelmine, und die guten Berliner, welche sie immer mit Jauchzen begrüßt hatten, wenn sie an der Seite des Prinzen entweder auf dem Balcon, oder im offnen Wagen sich dem Volke zeigte, die guten und empfindsamen Berliner wollten behaupten, daß es kein glücklicheres Paar geben könne, als der Prinz und seine Gemahlin; sie wollten gesehen haben, daß die großen schwarzen Augen der Prinzessin mit einem überaus zärtlichen und glühenden Ausdrucke sich immer auf den Prinzen gerichtet hatten, und daß der Prinz diesen Blicken immer mit einem glückseligen Lächeln begegnet sei. — Es war also entschieden, der Prinz war ein sehr glücklicher junger Ehemann, und die Segenswünsche der Berliner folgten daher der schönen Prinzessin nach Rheinsberg hin, wo, wie der König bestimmt hatte, das junge Paar seine lune de miel feiern sollte.

Während in Rheinsberg der Prinz Heinrich glänzende Feste gab, mit denen er vielleicht sich selber betäuben, vielleicht nur die Welt über seine wahren Empfindungen täuschen wollte, verließ der König Sanssouci, um eine seiner gewöhnlichen militairischen Inspectionsreisen anzutreten. Aber er ging nicht, wie man vermuthet hatte, nach Königsberg, und wenn Trenck wirklich die Absicht gehabt hätte, den König bei seiner Anwesenheit daselbst zu ermorden, so war ihm das jetzt durch diese Umgestaltung, welche der König mit seinem Reiseplane vorgenommen, unmöglich gemacht.

Der König begab sich dies Mal in die Rheinprovinzen. In Cleve aber entließ er sein Gefolge, welches nach Berlin zurückkehrte. Der König erklärte, er bedürfe der Erholung und wolle einige Tage in ganz ungestörter Stille auf Schloß Moyland zubringen. Niemand begleitete ihn dorthin als der Oberst von Balby, einer der vertrauten Freunde des Königs, und sein Kammerhusar Deesen.

Der König war in einer ungewöhnlich heitern Stimmung, sein Auge strahlte in Freudigkeit und Lust, und als er auf dem Schlosse, welches dicht an der holländischen Grenze lag, angelangt war, und nach kurzem Ausruhen in seinem Zimmer den Obrist Balby zu sich rufen ließ, fand ihn dieser zu seiner äußersten Verwunderung damit beschäftigt, das Innere eines Koffers zu untersuchen, welcher indeß nichts enthielt, als einige Kleidungsstücke von unansehnlichem Aeußern, und wenig geeignet, um die Aufmerksamkeit eines Königs zu erregen.

Balby, sagte der König, indem er mit feierlichem Ernst und doch zugleich mit einem schalkhaften Blitzen der Augen dem Obristen einen einfachen Rock von brauner Farbe überreichte, Balby, ich bin Dir eine Belohnung für Deine treuen Dienste und Deine herzliche Freundschaft schuldig, und diese Belohnung soll wahrhaft fürstlich sein. Es ist wahr, ich hätte Dir eine Viertelelle Band geben können als Abzeichen unter der Heerde meiner Schafe, deren treuer Hirte ich bin, aber das ist eine so gewöhnliche Auszeichnung, daß Seelen, wie die Deine, sich eher davon erniedrigt als beglückt fühlen können. Ich habe mir also für Dich eine ganz neue, noch nie verliehene Gunst ersonnen. Nimm hier dieses braune Gewand als ein Zeichen meiner Freundschaft an, und damit Du Dich überzeugen mögest, daß ich schon lange mit dieser Ueberraschung, welche ich Dir bereiten wollte, mich beschäftigt habe, will ich Dir erzählen, daß ich schon in Berlin diesen Rock und dieses Beinkleid für Dich bei Deinem Tailleur heimlich habe anfertigen lassen und es Höchstselbst in diesen Koffer gepackt habe, um es Dir hier feierlich zu überreichen. Nimm es, mein Freund, und trage es zu meinem Andenken.

Und mit einem ernsten Neigen des Hauptes überreichte der König dem Obristen Balby die beiden Kleidungsstücke.

Der Obrist empfing dieses seltsame Gnadengeschenk mit einem so verlegenen und erstaunten Gesichte, daß es den König lachen machte.

Wie, fragte er dann pathetisch, bist Du etwa nicht zufrieden mit meiner Gunstbezeugung?

Obrist Balby merkte jetzt an dem schalkhaften Wesen des Königs, daß hinter diesem braunen Kleide noch ein Geheimniß verborgen sein müsse, und daß es daher das Beste sein würde, auf des Königs Weise einzugehen.

Sire, sagte er daher emphatisch, Sire, zufrieden ist nicht das rechte Wort für das, was ich empfinde. Ich bin begeistert, sprachlos, außer mir, über diese unerhörte Gunstbezeugung. Und wie sollte es mich nicht zur tiefsten Dankbarkeit bewegen, daß Eure Majestät die Gnade gehabt, für mich ein neues Costüm zu erfinden, ein Costüm, das ich mit keinem Menschen theile, das in seiner liebreizenden Farbe mich als eine vergrößerte Kaffeebohne wird erscheinen lassen und alle Kaffeeschwestern in mich verliebt machen wird.

Der König lachte. Dieses Kleid hat allerdings die Gabe der Verzauberung, sagte er, und wenn Du es angelegt hast, wird der Obrist von Balby aus der Reihe der Lebendigen ausgeschieden sein. Aber Du wirst diese Transfiguration Deiner selbst nicht allein vornehmen, denn siehe, hier ist ein ähnliches braunes Gewand, und das, mein Freund, ist für mich bestimmt. Wenn ich es anlege, werde ich den König von Preußen ausgezogen haben und mein Kammerdiener soll ihn bis auf Weiteres in den Kleiderschrank hängen, denn in diesem braunen Gewande werde ich nicht ein König sein, sondern ein freier, glücklicher Mensch.

Ah, es handelt sich hier um eine Verkleidung? rief der Obrist.

Oder vielmehr, wir wollen die Verkleidungen von uns werfen und einmal ohne Maske und ohne Mummenschanz umhergehen. Wir wollen uns einmal den Spaß machen, gewöhnliche Menschen zu sein und unbeachtet und unbeschwatzt umher zu wandern. Bist Du damit einverstanden, Balby, oder ist Deine Obristen-Uniform Dir wichtiger als Dein Menschenthum?

Ob ich damit einverstanden bin, Sire, rief der Obrist, ich bin entzückt über diesen genialen Gedanken!

So nimm Deine Kleider, Freund, und begieb Dich damit in Dein Gemach, um sie anzulegen. Aber halt! Hast Du, wie ich Dich bat, Deine Violine mitgebracht?

Zu Befehl, Sire.

Nun denn, wenn Dein Anzug fertig ist, nimm Deine Violine, packe sie in ihren Kasten, und mit diesem Kasten unter dem Arm und etwas Geld in der Tasche begieb Dich in den Garten und nach jenem kleinen Pavillon, der an dem äußersten Ende desselben dicht neben dem kleinen Hinterpförtchen liegt. Dort in dem Pavillon wirst Du mich treffen. Nun eile, mein Freund, denn wir haben keine Zeit zu verlieren.

Als der Obrist Balby sich nach einiger Zeit, dem

Befehle des Königs gemäß, in den Garten und nach jenem kleinen Pavillon verfügte, den der König ihm zum Rendezvous bezeichnet hatte, fand er indessen dort nicht den König, sondern nur zwei ihm völlig unbekannte Männer. Der Eine von diesen trug einen braunen Rock von der Farbe des Kleides, welches Balby trug, verziert mit großen Knöpfen von geschnitzter Perlemutter, dazu ein schwarzes Pantalon und Schuhe mit großen Schnallen, deren Einfassung von weißen Steinen nicht den feurigen Glanz wirklicher Diamanten, sondern nur den trüben Schimmer geschliffenen Glases hatte. Auch die Spitzen an seinem Jabot, und die Manschetten, welche aus den Aermeln seines braunen Rockes hervorschauten, waren nur von ziemlich grobem und gewöhnlichem Gewebe und verriethen wenig Eleganz. Auf dem Kopfe trug dieser Fremde ein ziemlich grobes dreieckiges Hütchen, ohne allen Zierrath, ja selbst ohne die gewöhnliche silberne Tresse und Einfassung, und unter dem Hut wallte sein langes, braunes, ungepudertes Haar in langen Locken bis auf die Schultern hernieder, während es hinten vermittelst einer großen schwarzen, mit langen Enden versehenen Schleife zu einem schönen Haarbeutel zusammengefaßt war.

Hinter diesem Fremden stand ein Anderer, in einfacher, schlichter Tracht, wie sie etwa die Kellner der Gasthöfe oder die Bedienten bürgerlicher Leute, welche damals noch nicht berechtigt waren, ihre Diener in Livrée erscheinen zu lassen, zu tragen pflegten. Dieser Mann trug unter dem einen Arm einen kleinen Mantelsack und unter dem andern ein langes, ledernes Futteral, das entweder eine Elle oder eine Flöte enthalten mochte. Er erwiderte den flüchtigen Gruß des Obristen mit einem seltsamen Grinsen und einer tiefen Verbeugung.

Eine kleine Pause trat ein, dann rief der vermeintliche Fremde mit einem fröhlichen Lachen: Balby, kennst Du mich nicht?

Der Obrist schrak zusammen bei dem Klang dieser Stimme und trat entsetzt einen Schritt zurück. Wie, Sire, sagte er, Sie sind es? Sie selber?

Ja, ich selber, das heißt ich, Friedrich, aber nicht der König! Der hängt wirklich da oben im Kleiderschrank, und ich habe mir einen neuen Menschen angezogen, der sich des Lebens freuen, und da er so viel Galle hat trinken müssen, es einmal versuchen will, ob es für ihn nicht auch einen süßen Labetrank und ein wenig Lust und Menschenfreude giebt. Ja, ich bin Friedrich, und dieser capitale Diener da ist mein guter Deesen, der mir feierlich geschworen hat, unser Incognito nicht zu verrathen, und Niemand seine hohe Würde als königlicher Kammerhusar ahnen zu lassen. Er wird sich, uns zu Liebe, herablassen, auf ein Paar Tage der Diener von zwei unbesternten und unbetitelten Musikanten zu sein, welche in der Welt umherreisen, ihr Glück zu versuchen, und denen es leider ein wenig an Protectionen und Empfehlungsbriefen fehlt.

Aber die sich durch ihre Kunst und ihr erhabenes Talent überall selbst empfehlen werden, sagte Balby mit einer ehrfurchtsvollen Verneigung.

Der König lachte laut. Balby, sagte er, Du vergißt, daß Du ein armer Musikant bist, der zu Seinesgleichen spricht. Wahrhaftig, diese Verbeugung paßt zu Deinem Rock wie ein Spitzenschleier zu dem groben Anzug einer Bäuerin, oder eine Brillantnadel zu dem schmutzigen Hemde eines Bettlers. Du mußt Deine feinen Manieren, mit denen Du der Abgott der Damen in den Salons bist, jetzt ein wenig bei Seite legen, denn Du würdest damit in diesem Gewande den derben Schönen, denen wir vielleicht auf der Wiese oder im Kuhstalle begegnen, nur wie ein Zieraffe erscheinen, den sie verlachen und verspotten, statt ihn zu umarmen und zu küssen.

Ah, wir wollen also die Schönen auf der Wiese und im Kuhstall aufsuchen, fragte Balby, nicht mehr im Stande seine Neugierde zu unterdrücken. Wir wollen also wohl ein Schäferspiel aufführen, und als Thyrsis und Damon uns unsere Galathee und Aminta aufsuchen? Sagen Sie mir, Sire, was wir thun und wohin wir gehen wollen, oder Sie riskiren, daß ich sterbe vor Neugierde.

Versuche es einmal und stirb, sagte der König heiter, Du wirst finden, daß das nicht eine so leichte Arbeit ist, wie Du denkst. Aber ich will Dich doch nicht martern und quälen, sondern Dir Deine Fragen beantworten. Was wir thun wollen? fragst Du. Nun, wir wollen leben, glücklich sein, und Abenteuer aufsuchen. Wohin wir gehen, fragst Du? Frage doch einmal den Sperling, der da eben am offenen Fenster sitzt, wohin er geht und welches das Ziel seiner Reise ist? Der nächste Baum, der nächste Strauch, wird er Dir sagen, oder der Gipfel einer Trauerweide, die auf irgend einem Grabe steht, oder der Mastbaum irgend eines Schiffes, das auf dem Meere schaukelt, oder der Zweig einer Linde, die vor dem Fenster eines schönen Mädchens steht. Eben so wenig wie man von einem Vogel verlangen kann, daß er das Ziel seiner Reise im Voraus bestimme, eben so wenig kannst Du das von mir verlangen, mein Freund, denn frei sind wir, wie der Vogel in der Luft, und unsere Seele hat Schwingen bekommen, um sich zu erheben über diesen Wust und Staub, diese Erbärmlichkeit und Jämmerlichkeit der Erde. Komm, komm, laß uns fliegen, fliegen, Freund, denn sieh nur, auch der Sperling dort flattert von dannen. Laß uns ihm folgen.

Und mit einem glückseligen, strahlenden Lächeln,

das sein Antlitz verklärte wie der Glanz der Morgensonne, nahm der König den Arm seines Freundes und verließ den Pavillon, gefolgt von seinem Diener, dem Kammerhusaren Deesen.

Deesen, jetzt sei für uns der Engel mit dem flammenden Schwerte, sagte der König, als sie vor dem kleinen Thor standen, das in der Mauer angebracht war, öffne uns die Pforte des Paradieses, aber nicht um uns auszustoßen, sondern um uns einzulassen.

Deesen schloß die Pforte auf und sie traten hinaus in's Freie.

Laß uns hier einen Moment still stehen, sagte der König, seinen strahlenden Blick über die weite, grüne Landschaft, die sich vor ihnen ausbreitete, hinschweifen lassend. O, mein Gott, wie schön und wie prächtig erscheint mir heute die Welt, so, als ob sie sich ein Feierkleid angezogen hätte, um zwei freie Menschen zu begrüßen, welche keinen andern Herrn für den Moment haben, als Gott allein, und keine andere Pflichten als möglichst heiter und glücklich zu sein. Merke nur auf diese erhabene Stille in der Natur. Ich habe sie vor dem Geräusche meiner schnatternden Höflinge niemals so heilig und groß empfunden, wie jetzt, und doch, trotz dieser Stille, scheint mir, singt und klingt es in der Luft wie mit tausend und aber tausend Jubelstimmen, und dieser Wind, welcher da oben in furchtbarer Herrlichkeit heranflattert und die Bäume schüttelt und die Blumen und die Gräser erzittern macht, ist das nicht der Herold, welcher das Nahen Gottes verkündet? Und diese weißen Wolken, welche da oben am blauen Himmel träumerisch und sinnend einherwallen, sind das nicht die strahlenden Schleier, hinter welchen die schönen Göttinnen des Olymps ihre eigene Schönheit verhüllen, um nicht von unseren niedrigen, sterblichen Augen belästigt zu werden? O, sage mir doch, Balby, hast Du jemals die Natur so schön und so strahlend gesehen?

O, Sire, sagte Balby, mit bewundernden, zärtlichen Blicken in das schöne Antlitz des Königs schauend, o, Sire, meine Augen haben nicht Muße die Natur anzuschauen, denn sie schauen Sie an, und in Ihrem Anschauen fühle ich, daß es Wahrheit ist, wenn man den Menschen die Blüthe der Schöpfung und das Ebenbild Gottes nennt.

Nun, wenn ich Gott wäre, so würde ich mich dafür bedanken, mit diesem meinem welken, zerarbeiteten Gesichte Portrait-Aehnlichkeit zu haben, sagte der König lächelnd. Komm jetzt, laß uns fürbaß schreiten. Gieb mir mein Instrument, Deesen, ich will es selbst tragen, damit ich doch ein wenig Beschwerde und Unbequemlichkeit bei'm Wandern habe. So, nun komme ich mir vor wie ein Handwerksbursche, der, seinen Ränzel auf dem Rücken, auszieht sein Glück zu versuchen. Die ganze Welt steht ihm offen, und ihm gehört die ganze Welt. Herr Gott, wie beneidenswerth glücklich doch so ein Herr Handwerksbursche sein muß!

Nun wahrlich, es wird sich keiner von ihnen träumen lassen, daß ein König ihn um sein Handwerksburschenglück beneidet! rief Balby lachend.

Und doch sind sie beneidenswerth, sagte der König, denn sie sind frei. Aber nein, nein! Jetzt eben beneide ich Niemand. Mein ist die Welt, mein ist der Sonnenschein und der Nachtfrost. Ich werde Hitze und Kälte, Hunger und Durst, Ermattung und Beschwerde haben, ich werde auf einige Tage ein verkanntes Genie, ein armer Wanderbursch sein, der sich Ruhm und Geld suchen will. Denn, daß Sie's nur wissen, mein sehr ehrenwerther Herr Obrist von Balby, Sie werden nicht reisen, wie es vielleicht Ihrem früheren Range und Stande angemessen ist, sondern wie es zwei armen Musikanten geziemt, zuweilen zu Fuß, zuweilen zu Wagen, zuweilen mit einer Treckschuite; wir werden übernachten in schlechten Gasthöfen, zu Mittag essen, wo wir eben zu Mittag sind, und bleiben, wo es uns wohlgefällt. Das Ziel unserer Reise ist indessen Amsterdam, und da wollen wir uns die Museen und Gallerien anschauen und unsere Kunststudien machen.

Ich danke Euer Majestät, rief Balby lachend, Sie haben mich von dem furchtbarsten Tode, dem Tode des Verschmachtens und der Neugierde gerettet. Jetzt fühle ich mich wieder kräftig und stark und kann Schritt halten mit dem kräftigen Wanderschritt Eurer Majestät.

Schweigend schritten sie eine Zeitlang weiter, bis sie diese zwei hohen schlanken Pfähle erreicht hatten, die da dicht hintereinander aufgerichtet waren, und von denen aus sich links und rechts in langer Linie von Zeit zu Zeit große, weiß angestrichene Steine bemerkbar machten.

Hier sind wir auf der Grenze, sagte der Obrist, auf die beiden Grenzpfähle deutend. Nehmen wir also hier Abschied von den preußischen Farben, die wir hier an diesem Pfahl zum letzten Mal schauen, Sire, begrüßen wir sie mit ehrfurchtsvollem Neigen!

Er nahm seinen Hut ab und verneigte sich tief vor dem Pfahl mit der schwarz-weißen Farbe, eine Begrüßung, welcher Deesen im echt preußischen Nationalgefühl nacheiferte.

Der König stimmte nicht mit ein in ihren patriotischen Gruß und ihr Hurrah, er stand vorn übergeneigt und schrieb mit seinem Krückstock Zeichen in den vom Regen erweichten Lehmboden zu ihren Füßen.

Komm einmal her, Balby, und lies das, sagte

er dann auf die Schriftzüge deutend. Kannst Du's erkennen?

Gewiß, sagte Balby, es steht da geschrieben: „Majestät! Sire!"

So ist es, mein Freund, denn ich lasse die beiden Worte hier auf der preußischen Grenze neben dem schwarz-weißen Pfahl zurück. Vielleicht finden wir sie wieder, wenn wir heimkehren, und dann wollen wir uns mit ihnen schmücken und den Mummenschanz unserer Herrlichkeit wieder aufnehmen. Aber so lange wir auf holländischem Boden sind, giebt es keinen Sire und keine Majestät. Wir verbannen diese beiden hermelinbemäntelten Worte aus dem Dictionair unserer Umgangssprache und wollen die heitere Luft der Generalstaaten, welche sich unterstehen, ohne einen König und einen Sire zu existiren, nicht mit diesen Worten trüben.

Aber wie werde ich alsdann meinen König zu nennen haben? fragte Balby.

Du wirst ihn „mein Freund" nennen, voila tout!

Und ich? fragte Deesen ehrfurchtsvoll. Wollen Eure Majestät nicht die Gnade haben, mir zu befehlen, wer Sie sind?

Ich bin der Herr Zollern, rief der König lachend, reisender Flötenvirtuose und Musikant, und wenn Dich Jemand fragt, was ich in Amsterdam will, so sagst Du, ich wolle ein Concert dort geben. En avant, mes amis! Dort liegt das erste kleine holländische Städtchen. In einer Stunde sind wir dort. Da nehmen wir Post und fahren eine Strecke weiter hinein in's Land. En avant, en avant! Es lebe die Freiheit und das schöne Wanderleben!

XII.

Reiseabenteuer.

Vor dem Posthaus zu Grave hielt der Postwagen und harrte seiner Passagiere. Die Abfahrt des Postwagens war allemal für die Bewohner des kleinen Städtchens ein wichtiges Ereigniß, eine Begebenheit, welche doch auf einen Moment das eintönige Einerlei ihres Lebens unterbrach und ihnen wenigstens dann und wann ein fremdes Gesicht zeigte, welches ihnen zu denken gab und sie träumen machte von der Ferne und der großen Stadt, wohin der beneidete Reisende mit dem Postwagen gelangen konnte.

Aber heute war ganz Grave in einer Art Spannung und Aufregung, denn ein unerhörter, höchst seltener Fall war eingetreten, drei Fremde waren in dem Posthaus, welches zugleich ein Gasthaus war, angelangt, und hatten, nachdem sie ein Mittagsessen von der besten Sorte bestellt, sich drei Plätze im Postwagen genommen. — Die guten Einwohner von Grave sollten also heute drei fremde Gesichter aus den kleinen Fenstern der Calesche herausschauen sehen, sie sollten über das Schicksal und die möglichen Reisezwecke dreier unbekannter Individuen nachdenken können! Sie fingen schon jetzt damit an, während diese Fremden noch in ihrer Mitte weilten. Einer hatte sie mit bestaubten Kleidern und sichtbar erschöpft in die Stadt einwandern sehen, und er mußte gestehen, daß die dreisten und ungenirten Blicke, mit welchen die beiden Unbekannten in den braunen Röcken seine junge Frau betrachteten, die auf seinen Ruf das Fenster geöffnet hatte, ihm sehr frech, ja sogar verdächtig vorgekommen waren. Auch schien es ihm auffallend, daß Leute, die zu Fuß, und in so gewöhnlichen Kleidern in Grave einwanderten, einen Diener bei sich führten. Denn offenbar war dieser Mensch, welcher hinter ihnen herschritt und den kleinen, höchst winzigen Mantelsack trug, ihr Diener; aber wahrhaftig, er schien ein ganz übermüthiger und stolzer Geselle, und trug den Kopf so hoch und stolz, als wäre er ein General oder Feldmarschall, und erwiederte nicht einmal die freundlichen Grüße der Leute, an denen sie vorübergingen. Doch konnten seine Herren gar nicht vornehm und reich sein, denn sie trugen ja sogar selber Jeder einen Kasten unter dem Arm. Was mochte in diesem länglichen Kasten stecken, welche Geheimnisse mochten sich in demselben verbergen? Vielleicht hatten sie Pistolen darin, und man hatte es mit Räubern und Mördern zu thun, welche von Ort zu Ort wanderten, um die Leute zu morden und zu berauben. Das Aussehen der Fremden war martialisch und wild genug, und ihre un-

verschämten, frechen Blicke ließen wirklich das Allerschlimmste vermuthen.

Die ganze Stadt war, wie gesagt, in Bewegung, und Jeder war begierig, diese Fremden zu schauen, deren Auftreten so räthselhaft und die sich wie große Herren geberdeten, während sie doch nur gewöhnliche Leute zu sein schienen. Es hatte sich daher vor dem Posthaus ein Kreis müßiger Zuschauer gebildet, welche leise flüsternd und murmelnd die Fenster des im Parterre belegenen Gastzimmers anstarrten, wo, wie man wußte, die beiden Fremden, bedient von ihrem martialischen Diener ihr Mittagsessen einnahmen. — Und jetzt endlich sollte ihr Verlangen befriedigt werden! Jetzt endlich sah man den Diener mit dem Mantelsack erscheinen, um diesen in den Wagen zu legen und dann die beiden Kasten zu holen, deren Inhalt man so gern gekannt hätte. Nun stieß der Postillon in's Horn, der Augenblick der Abfahrt war da.

Ein Gemurmel durchflog die Reihen der neugierigen Kleinstädter. Da kamen die beiden Fremden, da näherten sie sich dem Wagen und warfen so stolze, gebieterische Blicke auf die Zunächststehenden, daß diese scheu zurückwichen, als fürchteten sie, von den Blicken dieser Mörder schon allein getödtet zu werden.

Der Postillon ließ zum zweiten Mal seine Fanfaren ertönen. Die Fremden wollten einsteigen. In der Hausthür stand der Herr Posthalter, hinter ihm seine Frau, die hochgebietende Frau Posthalterin.

Hörst Du, Niclas, flüsterte sie, ich will und muß durchaus wissen, wer diese Fremden sind. Die Frau Bürgermeisterin ärgert sich zu Tode, wenn ich etwas weiß, was sie nicht weiß, und sie soll's von mir nimmermehr erfahren, wer die Fremden sind. Aber wissen will ich's, Niclas! Gehe also und fordere ihre Pässe.

Und der an Gehorsam gewöhnte Herr Niclas trat hinaus und rief dem Postillon, welcher eben die Peitsche hob, um seinen Pferden das Zeichen zur Abfahrt zu geben, ein donnerndes Halt! zu.

Dann trat er zum Wagen und öffnete den Schlag desselben.

Ihre Pässe, meine Herren, sagte er rauh. Sie haben vergessen, mir Ihre Pässe zu zeigen.

Die neugierigen Zuschauer athmeten mit sichtbarer Befriedigung auf und nickten dem kühnen Posthalter ermuthigenden Beifall zu.

Ihr freut Euch, murmelte die Frau Posthalterin, welche von ihrer Thür aus Alles beobachtete und die Gedanken ihrer gaffenden Freunde zu errathen schien, Ihr freut Euch, aber Ihr werdet doch nichts erfahren. Ich werde Eure Neugierde nicht befriedigen.

Herr Niclas indessen stand noch immer an der geöffneten Wagenthür, ohne daß man seiner Forderung Folge geleistet hatte.

Er wiederholte dieselbe zum dritten Mal.

Und ist das hier der Brauch, fragte eine stolze, gebieterische Stimme aus dem Innern des Wagens, ist das hier der Brauch, den Reisenden ihre Pässe abzufordern?

Wir können's, wenn wir wollen, sagte der Posthalter rauh. Es ist eine Verordnung, daß wir von jedem Postreisenden, wenn es uns beliebt, seine Papiere fordern dürfen.

Und warum beliebt es Ihnen, die unsrigen zu fordern? fragte die Stimme wieder.

Es beliebt mir, weil es mir beliebt, war die Antwort.

Aber jetzt sah man aus der Thür des Wagens ein strenges, von Zorn geröthetes Angesicht hervorschauen, und seine zürnenden Blicke auf den Posthalter schleudern.

Herr, bedenken Sie Ihre Worte wohl, und hüten Sie sich —

Still, unterbrach ihn die Stimme dessen, der zuvor gesprochen. Fangen wir nicht unnöthigen Scandal an, mon ami. — Weshalb, mein Herr Posthalter, beliebt es Ihnen, unsere Pässe zu fordern?

Weshalb? fragte Niclas, der sehr stolz darauf war, vor seinen Freunden eine so glorwürdige Rolle zu spielen. Weshalb ich Ihre Pässe fordere, wollen Sie wissen? Nun denn, weil Sie mir verdächtig vorkommen!

Aus dem Innern des Wagens erschallte ein fröhliches Gelächter. Und warum kommen wir Ihnen verdächtig vor? fragte dann die erste Stimme.

Weil ich niemals Leuten ohne Gepäck traue, war die stolze, lakonische Antwort.

Bravo! Sehr gut geantwortet! murmelten die Zuschauer, und selbst Frau Niclas sagte sich erstaunt, daß ihr Mann zum ersten Male Muth und Tapferkeit bewiesen.

Wir bedürfen keines Gepäcks, sagte die Stimme, wir sind reisende Musiker, welche nach Amsterdam gehen.

Reisende Musiker! Um so mehr Grund, Ihnen zu mißtrauen, denn von herumziehenden Musikanten hat man noch niemals Gutes gehört!

Herr, jetzt werden Sie unverschämt, rief die zweite Stimme, und jetzt sprang der größte und jüngste der beiden Fremden, jetzt sprang Balby aus dem Wagen, während zugleich der Diener sich von seinem Sitz neben dem Postillon niederschwang und sich drohend und mit wuthentflammtem Gesicht dem Posthalter gegenüber neben seinem Herrn aufstellte.

Wagen Sie noch, ein einziges, beleidigendes Wort zu sagen, rief Balby, so sind Sie verloren, so —

Aber eine Hand legte sich auf seine Schulter und eine Stimme flüsterte in sein Ohr: „Compromittiren Sie uns nicht!“ — Es war der König, welcher jetzt gleichfalls den Wagen verlassen hatte und mit seinen leise geflüsterten Worten den tobenden Zorn seines Begleiters beschwichtigt hatte.

Verzeihen Sie, mein Herr, wenn mein Freund zu heftig ward, sagte der König, indem er sich mit einem ironischen Lächeln vor dem Posthalter verneigte. Wir sind es nicht gewohnt, auf diese Weise ausgefragt und beargwohnt zu werden, und ich darf Sie versichern, daß wir, obwohl nur herumziehende Musikanten, wie Sie zu sagen beliebten, doch ehrliche Leute sind, welche schon vor Königen und Fürsten ihre Kunst haben hören lassen.

Wenn Sie ehrliche Leute sind, so zeigen Sie mir Ihre Pässe! Kein ehrlicher Mensch reist ohne Paß und Legitimation.

Mir scheint hingegen, daß kein Spitzbube ohne Paß reisen sollte, sagte der König.

Man kann es Niemandem ansehen, daß er kein Spitzbube ist, Ihnen auch nicht!

Balby stieß einen Schrei des Zorns aus und trat dichter auf den verwegenen Posthalter zu, während sein Diener seine geballten Fäuste drohend gegen Niclas erhob. Der König wußte indessen schnell wieder mit einem einzigen flammenden Blick ihre Zornausbrüche zu bannen.

Mein Herr, sagte er zu Niclas, Gott hat mein Gesicht gemacht, es ist also nicht meine Schuld, wenn es Ihnen nicht gefällt. Was aber die Pässe anlangt, so liegen sie wohlverwahrt in meinem Mantelsack. Ich denke, das wird Ihnen genügen.

Nein, das genügt mir durchaus nicht, schrie Herr Niclas. Zeigen Sie mir Ihre Pässe, wenn ich glauben soll, daß Sie keine Vagabunden sind.

Herr, Sie unterstehen sich, uns für Vagabunden zu halten? rief der König, dessen Geduld jetzt auch erschöpft schien, und dessen klare, hohe Stirn sich leicht bewölkte.

Die Polizei muß Jeden so lange für einen Verbrecher halten, bis er bewiesen hat, daß er keiner ist, sagte Niclas emphatisch.

Der Zorn des Königs hatte sich schon gelegt und seine Stirn war wieder klar und heiter. Das Verbrecherthum ist also in den Augen der Polizei eigentlich der Normalzustand der Menschen? fragte er lächelnd.

Mein Herr, Sie haben durchaus nicht das Recht, der Polizei spitzfindige Fragen vorzulegen, rief Herr Niclas strenge. Sie sind da, um zu antworten und nicht um zu fragen!

Der König hielt lachend den drohend erhobenen Arm seines Begleiters auf. Mon Dieu, flüsterte er, siehst Du denn nicht, daß mich diese Scene ungemein belustigt, und daß ich nach seinen Grobheiten schmachte, wie ein verliebtes Mädchen nach dem Kuß ihres Geliebten?

Laut sagte er dann: Fragen Sie also, mein Herr, ich bin bereit zu antworten!

Haben Sie einen Paß?

Ja, Herr!

So geben Sie ihn mir, damit ich ihn visire.

Um das zu können, muß ich erst meinen Mantelsack öffnen, und das ist unbequem. Aber wenn das Gesetz es durchaus erfordert, so werde ich es thun.

Das Gesetz erfordert es durchaus!

Der König gab seinem Diener einen Wink und befahl ihm, den Mantelsack aus dem Wagen zu heben und in das Haus zu tragen.

Aber wozu diese Umstände, fragte Herr Niclas, das ist ein unnöthiger Zeitverlust und der Postillon darf nicht mehr warten. Wenn er zu spät auf der nächsten Station anlangt, muß der Postillon Strafe zahlen!

Ich warte keine Minute mehr, rief der Postillon entschlossen. Steigen Sie ein, oder ich fahre ab!

Zeigen Sie mir Ihre Pässe und dann steigen Sie ein, rief Niclas.

Die Fremden machten ein verlegenes, unentschlossenes Gesicht, und man sah es ihnen an, daß sie sich beklommen und unbehaglich fühlten.

Herr Niclas schaute triumphirend auf den zahlreichen, dichtgedrängten Kreis seiner Zuhörer, die ihn mit bewundernden Blicken anstarrten und in athemloser Stille der Entwickelung dieser Scene entgegenharrten.

Steigen Sie ein, oder ich fahre ab, wiederholte der Postillon.

Geben Sie mir Ihre Pässe, oder ich lasse Sie nicht abfahren, schrie Herr Niclas, indem er die beiden geheimnißvollen Kästen aus dem Wagen nahm und sie entschlossen vor den Fremden niedersetzte.

Lassen Sie uns in's Haus gehen, flüsterte der König seinem Freunde zu. Wir müssen schon bonne mine à mauvais jeu machen.

Und er näherte sich entschlossen der Hausthür.

Aber da stand die Frau Posthalterin mit funkelnden Augen und einem schadenfrohen Lächeln.

Der Postillon fährt ab und Sie verlieren dann Ihr Geld, sagte sie. Die Post giebt niemals das Geld, was sie einmal bekommmen hat, wieder heraus.

Ah, ich dachte, nur die Kirche hätte diese Eigenschaft, rief der König lachend. Aber immerhin möge die Post behalten, was sie hat. Zeigen Sie mir gefälligst ein Zimmer, wo ich in Muße meinen Mantelsack öffnen kann und sorgen Sie für Kaffee und ein gutes Glas Wein!

Es lag etwas so Gebieterisches in der Stimme des Königs, etwas so Imponirendes in seiner ganzen Erscheinung, daß selbst die sieggewohnte Frau Posthalterin sich davon gebändigt fühlte und schweigend den Herren voranschritt, um ihnen ihr schönstes Logirzimmer zu öffnen. — Der Diener folgte seinen Herren mit den beiden Kasten und dem Mantelsack, den er auf den Tisch niederlegte und sich dann wieder vor die Thür begab.

Jetzt, Madame, verlassen Sie uns, befahl die gebieterische Stimme des Königs, und thun Sie, was ich Ihnen gesagt habe.

Frau Niclas entfernte sich und die Herren blieben allein.

Nun, was fangen wir jetzt an? fragte der König lächelnd. Ich glaube, wir sind in Gefahr, mit unserm ganzen wundervollen Reiseplan zu scheitern.

Eure Majestät haben ja nur nöthig, sich dem Posthalter zu erkennen zu geben, sagte Oberst Balby.

Und wenn er mich nicht erkennen will, dieser Fripon, welcher behauptet, man könne es mir nicht ansehen, daß ich kein Spitzbube bin? Wenn dieser blöde Thor das göttliche Zeichen nicht auf meiner Stirn lesen will, welches meine Höflinge so deutlich da geschrieben sehen? Nein, nein, mein Freund, das ist kein richtiges Mittel! Wir haben es einmal unternommen, als ordinaire und gewöhnliche Menschenkinder zu reisen. Wir müssen nun schon einmal erproben, wie man es macht, um als ein gewöhnliches Menschenkind durch die Welt zu kommen. Es ist also nothwendig, daß wir uns in den Augen der Polizei als ehrliche Menschen zu erkennen geben. Glücklicher Weise glaube ich die Mittel dazu in Händen zu haben. Oeffne doch unsern ominösen Mantelsack, Freund Balby. Ich denke, Du wirst darin mein Portefeuille entdecken und in demselben einige offene Paßblankets und mein Staatssiegel. Du siehst, ich war vorsichtig und beargwöhnte die Ueberredungsmacht meiner göttlichen Physiognomie.

Oberst Balby that, wie ihm der König befohlen hatte, und nahm aus dem Mantelsack das Portefeuille mit seinem kostbaren Inhalt hervor.

Der König hieß Balby sich niedersetzen und die einzelnen Rubriken des Passes, welchen er selber ihm dictirte, ausfüllen.

Der Paß ward ausgestellt auf die beiden Brüder Friedrich und Heinrich Zollern, welche in Begleitung eines Dieners eine Kunstreise durch Holland beabsichtigten und aus Berlin gebürtig waren. Der König setzte lächelnd seine Unterschrift unter dies gewichtige Actenstück. Jetzt ist nur noch nöthig, das große Staatssiegel darunter zu setzen, sagte er, und wir werden frei sein. Aber wie fangen wir's an, Licht zu bekommen?

Ich werde sogleich Licht holen, rief Balby zur Thür eilend.

Der König hielt ihn zurück. Mein Bruder, sagte er, Du bist ungeheuer unvorsichtig und unschuldig und vergießt ganz, daß man uns als Verbrecher beargwöhnt. Wenn wir jetzt Licht fordern und gleich darauf mit unserm Paß zum Vorschein kommen, glaubst Du nicht, daß dieser Drache von Posthalter dann auf den Gedanken kommen würde, wir hätten uns diesen Paß selber gemacht und ein gefälschtes Siegel darunter gesetzt?

Aber wie sollen wir denn Licht bekommen? fragte Balby verlegen.

Der König sann einen Augenblick nach, dann lächelte er vergnügt. Ich habe ein Mittel gefunden, sagte er. Du wirst hinunter gehen und Dir im Speisesaal, wo, wie ich bemerkte, eine ewige Lampe, nicht zu Ehren der Mutter Gottes, sondern der Tabakraucher brennt, Deine Cigarre anzünden. Wenn sie gehörig in Brand ist, kommst Du mit ihr zurück. An Deiner brennenden Cigarre mache ich das Siegellack brennen und wir haben dann noch den Vortheil, daß der Tabaksdampf den Geruch des Siegellacks übertäubt.

Balby flog von dannen und kehrte bald mit seiner brennenden Cigarre zurück, an deren Gluth der König den Siegellack entzündete, um sein Siegel unter den Paß zu setzen.

Da ist unser Ablaßbrief, welcher uns rein spricht von allen Verbrechen, sagte der König dann. Jetzt, Bruder Heinrich, rufe uns den würdigen Herrn Posthalter Niclas!

Als Herr Niclas aus den Händen des Königs den Paß empfing, erheiterte sich sein strenges Gesicht, und er machte den beiden Herren Zollern eine respectvolle Verbeugung, indem er sie um Entschuldigung bat wegen der Strenge, zu welcher ihn sein Dienst verpflichtet hätte.

Wir haben uns also jetzt in ihren Augen vollständig als ehrliche Leute producirt, sagte der König lächelnd, und Sie vergeben es uns, daß wir so wenig Gepäck bei uns haben?

Nun, ich begreife, sagte Herr Niclas verlegen. Musikanten sind selten reich, sondern leben von der Hand in den Mund und müssen Gott danken, wenn das Kleid, welches sie tragen, gut und ungeflickt ist. Die Ihrigen sind aber ganz neu, wozu also bedürfen Sie des Gepäckes?

Der König lachte. Wir dürfen also jetzt abfahren? fragte er.

Ja, aber wie, mein Herr? Denn ohne Zweifel haben Sie doch gehört, daß der Postillon gleich, wie Sie ins Haus traten, von dannen gefahren ist?

Demgemäß sind wir jetzt ohne Fuhrwerk? Demgemäß haben wir unsere Plätze umsonst bezahlt und können nun in diesem elenden Nest bleiben? fragte der König mißmuthig.

Herr Niclas erröthete vor Unwillen. Mein Herr, sagte er, mit welchem Recht erlauben sie sich, die Stadt Grave ein elendes Nest zu nennen? Glauben Sie nur, es würde Ihnen sehr schwer werden, in diesem elenden Nest Bürger zu werden, denn man muß dazu beweisen können, daß man genügende Existenzmittel besitzt, um auf eine anständige Weise leben zu können, und mir scheint —

Daß wir die nicht besitzen, nicht wahr? fragte der König. Vraiment, Sie haben Recht, unsere Existenzmittel sind sehr ungenügend, und da die weisen Bewohner von Grave mir also nicht das Bürgerrecht ihrer Stadt verleihen werden, so thue ich besser, sogleich abzureisen. Haben Sie also die Güte, uns dazu die Mittel anzugeben.

Es giebt zwei Mittel, ein vornehmes und ein geringes, sagte Herr Niclas stolz. Man fährt entweder mit Extrapost, oder mit der Treckschuite. Das erstere ist für anständige Leute, das zweite für Diejenigen, welche nichts haben oder nichts sind.

Also für uns, erwiderte der König lachend. Nicht wahr, Bruder Heinrich, wir werden gut thun, mit der Treckschuite zu fahren?

Wir werden sehr gut thun, Bruder Friedrich.

So habe die Güte, unsern Diener zu rufen, daß er unsern Mantelsack nimmt, und Sie, Herr Posthalter, geben Sie uns gefälligst einen Boten mit, der uns den Weg zum Kanal hinunter zeige.

Der König nahm seinen Flötenkasten und näherte sich der Thür.

Und mein Kaffe und die Flasche Wein? fragte die Frau Posthalterin, welche eben mit den Getränken eintrat.

Wir haben jetzt nicht Zeit, davon Gebrauch zu machen, Madame, sagte der König, indem er an ihr vorübergehen und das Zimmer verlassen wollte.

Aber Madame Niclas hielt ihn zurück. Nicht Zeit davon Gebrauch zu machen? rief sie. Ich habe aber Zeit haben müssen, den Kaffee für Sie zu kochen und den Wein aus dem Keller zu holen.

Mais, mon Dieu, Madame, sagte der König ungeduldig.

Mais, mon Dieu, Monsieur, vous croyez que je travaillerai pour le roi de Prusse, c'est-à-dire sans payement.

Der König brach in ein herzliches Gelächter aus, in welches Balby wider seinen Willen mit einstimmen mußte.

Bruder Heinrich, sagte der König lachend, mir scheint, das ist eine wundervolle Redensart; travailler

pour le roi de Prusse heißt also hier: umsonst arbeiten! — Ich bitte Dich, beweise dieser edlen Dame, daß sie nicht für den König von Preußen gearbeitet hat und bezahle ihr unsere Schuld. Madame, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, und seien Sie versichert, daß es mich immer erheitern wird an Sie zu denken und mir Ihre allerliebste Redensart in's Gedächtniß zurückzurufen!

Der König nahm lachend seines Freundes Arm und nickte der Frau Posthalterin freundlich zu, während er die Treppe hinabstieg.

Weißt Du was, fragte Madame Niclas, als sie mit ihrem Manne in die Hausthür trat und den beiden Fremden nachschaute, welches in Begleitung des Führers und ihres Dieners die zum Kanal führende Straße hinabschritten, weißt Du was, mein Freund? Ich traue diesen Fremden gar nicht! Besonders der kleinere von ihnen hat ein sehr verdächtiges Gesicht.

Aber sein Paß war vollständig in Ordnung!

Gleichviel! Es ist doch nicht Alles mit ihnen in Ordnung, darauf wette ich. Diese Fremden sind entweder verkleidete Fürsten oder verkleidete Räuber, das ist meine feste Ueberzeugung!

XIII.

Auf der Treckschuite.

Welch ein buntes Gewimmel, welch ein Geschrei, welch Lachen und Plaudern! Wie diese Leute, „welche nichts haben und nichts sind," diese Passagiere der Treckschuite, wie sie harmlos sind und heiter, wie fröhlich sie lachen und plaudern, mit welchem stoischen Gleichmuth sie dieses langsame Fortbewegen des unbeholfenen Fahrzeuges als eine unabänderliche Nothwendigkeit hinnehmen und gar nicht murren, weil ihnen die heiße Nachmittagssonne prall auf die Köpfe brennt! Wie sie einander hülfreich sind und gefällig, mit welcher natürlichen Höflichkeit die Männer den Frauen die besten Plätze überlassen, wo sie ein wenig Schatten finden, oder weniger im Gedränge sind! Aber das Boot ist zu sehr überladen mit Menschen, denn es giebt deren, welche nichts sind und nichts haben, und doch von einem Ort zum andern müssen, gar Viele. Die Männer, welche am Ufer einherschreitend, vermittelst der an dem langen Boot befestigten Stricke dasselbe vorwärts ziehen oder „trecken," wie der Holländer sagt, diese zweibeinigen Pferde, diese Locomotiven der Treckschuite ächzen vor Anstrengung und der Schweiß rinnt in dicken Perlen über ihre gebräunten Stirnen nieder; der Dudelsackpfeifer auf dem Boot spielt seine lustigsten Weisen, aber er lockt damit die jungen Leute vergeblich zum Tanz; es ist kein Platz zum Tanz, der ganze große Raum des Bootes ist überdeckt mit Menschen, und selbst Frauen, selbst Greise müssen stehen, weil es für sie auf den zu beiden Seiten des langen Raumes befindlichen Bänken keine Plätze mehr giebt.

Der König hatte diesem Treiben eine Zeit lang mit sichtbarem Wohlgefallen zugeschaut, dies ungenirte Leben um ihn her, dieses gänzliche Unbeachtetsein seiner eigenen Person ergötzte ihn und kam ihm ungemein behaglich vor. Er lehnte sich lächelnd zurück an das Deck der Cajüte, vor welcher er saß, und blickte mit heiteren Augen in das Menschengewühl vor sich. Plötzlich fühlte er seine Schulter nicht eben auf die sanfteste Weise berührt, und wie er emporblickte, schaute er in das verdrießliche Gesicht eines Bauers, der zu ihm hastige Worte sprach, welche der König indessen, da sie holländisch waren, nicht verstand. Er zuckte daher leicht die Achseln und blieb ruhig sitzen.

Aber der erzürnte Bauer gesticulirte immerfort, und deutete lebhaft auf den König und dann wieder auf die bleiche junge Frau, welche mit zwei Kindern im Arm unfern von ihm stand.

Der König wiederholte sein stummes Achselzucken, als aber der erzürnte Mann ihn zum zweiten Male berühren wollte, machte der König eine so stolze abweisende Bemerkung und sein Auge blitzte so kühn

und gebieterisch, daß der Bauer erstaunt und entsetzt einen Augenblick zurückwich.

Aber dies dauerte nur einen Moment, dann erhob sich ein unwilliges Gemurmel unter den Leuten und Viele drängten sich herzu, wie es schien, um dem Bauer beizustehen, der sich jetzt wieder mit entschlossener und drohender Miene dem Könige näherte.

Der König saß noch immer ruhig auf seinem Platz und blickte erstaunt und verwundert auf die murrenden und zürnenden Physiognomien dieser Leute, deren hastige Worte er sich vergeblich zu enträthseln suchte.

Aber jetzt ward dieses sich immer vergrößernde Gewühl von zwei kräftigen Armen zertheilt, und Balby, welcher am anderen Ende des Bootes mit einem Fremden geplaudert hatte, näherte sich jetzt in Begleitung desselben dem König, an dessen Seite er sich mit drohenden und zornigen Mienen aufstellte.

Sagen Sie mir nur, was diese Leute von mir wollen, mon ami? fragte der König hastig. Aber freilich, wir Beide verstehn kein Holländisch.

Ich verstehe es, mein Herr, sagte der Fremde, welcher mit Balby gekommen war. Diese Leute machen Ihnen Vorwürfe, wie es scheint.

Vorwürfe? Und weshalb?

Der Fremde wandte sich an den Bauer, welcher zuerst gesprochen und jetzt lebhaft und aufgeregt sich wieder vernehmen zu lassen begann.

Monsieur, sagte der Fremde dann, diese guten Leute sind erzürnt auf Sie, und mir scheint, nicht ganz mit Unrecht, denn es giebt eine Sprache, welche man selbst ohne Worte versteht, und die ihr Vocabulaire im Herzen hat. Da ist eine arme, kranke Frau, welche ihre Zwillingskinder im Arm trägt und keinen Platz hat finden können, um zu sitzen. Nun sind Sie, Monsieur, der einzige Mann, welcher sitzt und darum haben diese guten Leute gemeint, es würde sich wohl schicken, wenn Sie der kranken Frau Ihren Platz abtreten.

Aber das ist eine Unverschämtheit, rief Balby empört, indem er sich entschlossen vor den König hinstellte. Niemand wage es, nur einen Fußbreit näher zu treten, oder —

Ruhig, cher frère, sagte der König, diese Leute haben vollkommen Recht, und ich schäme mich, daß ich sie nicht verstanden habe.

Er stand auf, und mit ruhigem, freundlichem Gesicht durch die Reihen der Männer dahinschreitend, welche voll Erstaunen zurückwichen vor diesem Mann, der sie gar nicht zu beachten und zu sehen schien, näherte der König sich der jungen Frau, die ermattet und kraftlos auf der Erde kniete.

Mit einem liebreichen, theilnahmvollen Lächeln richtete der König sie empor und geleitete sie sorgfältig zu seinem Platz hin. Es lag in seinem Wesen etwas so Chevaleresques, Nobles und Herzgewinnendes, daß die Leute, welche kurz zuvor noch so empört und zornig gewesen, sich unwillkührlich davon ergriffen und gerührt fühlten. Ein Gemurmel des Beifalls erhob sich und die rauhen Gesichter erhellten sich zu einem freundlichen Lächeln.

Der König achtete nicht darauf. Er war noch immer mit der Frau beschäftigt, und indem er mit den Kindern zu tändeln schien, drückte er jedem derselben ein Goldstück in die Hand. Aber diese kleinen Hände waren nicht gewohnt, so glänzende Last zu tragen, oder zu schwach, um sie zu halten. Die beiden Goldstücke rollten zur Erde nieder und ihr heller Klang verkündete den Umstehenden die glänzende Gabe. Sie brachen in ein lautes und stürmisches Jubelgeschrei aus und schwenkten ihre Hüte hoch empor. Der König erröthete und blickte erschrocken und verlegen zur Seite.

Der Bauer, welcher dem König zuvor so heftig entgegen getreten und zu dessen Füßen die Goldstücke hingefallen waren, hob sie auf und gab sie den Kindern zurück, dann reichte er dem König mit einem lauten Lachen seine breite rauhe Hand hin und sprach lebhaft und in herzlichem Tone.

Der gute Mann sagt Ihnen seinen Dank, mein Herr, erläuterte der Fremde. Er findet, sagte er, daß Sie ein recht anständiger und gutmüthiger Mann sind, und bittet um Entschuldigung, wenn er vorher heftig gewesen.

Der König antwortete nur mit einem stummen Neigen des Kopfes, er, welcher gewohnt war, das Anschauen der ganzen Welt als einen schuldigen Tribut hinzunehmen, er fühlte sich jetzt fast verwirrt und beschämt von dem Beifall dieser armen, niederen Leute, die ihm freilich nicht in der Würde seines Königsthums, sondern in der Würde seines Menschenthums zujauchzten, und dem Menschen einen Beifall spendeten, wie ihn der König noch niemals empfangen hatte.

Der König hatte ganz Recht gehabt, zu sagen, daß er sein Königthum und seine Majestät in den Kleiderschrank gehängt und einen neuen Menschen angezogen habe. Er fühlte sich wirklich als Mensch befangen und verwirrt, und war froh, als Deesen jetzt kam, um ihm anzuzeigen, daß das Vesperbrod für ihn in der Kajüte servirt sei.

Er gab Balby einen Wink ihm zu folgen und zog sich rasch und mit einem flüchtigen Gruß in die Kajüte zurück.

Nun wahrlich, sagte er, wenn das Leben alle Tage so viel Abenteuer darbietet, so begreife ich

nicht, wie sich die Menschen jemals über Langeweile beklagen können. Wie viele und wie köstliche Abenteuer habe ich nicht zum Beispiel heute schon erlebt.

Aber unsere Abenteuer liegen nur in der Eigenthümlichkeit unserer Situation, sagte Balby. Alle diese kleinen Dinge waren bloß ärgerliche und unangenehme Tracasserien, während sie freilich jetzt höchst spaßhaft und komisch sind, weil sie einen verkleideten König treffen.

Aber dieser verkleidete König lernt dabei mancherlei, sagte Friedrich lächelnd. Von heute an werde ich mich nicht mehr wundern, wenn man die Polizei ein verhaßtes Institut nennt, denn vraiment, sie hat etwas Verabscheuenswürdiges, obwohl sie eine Nothwendigkeit ist. Die Polizei ist der öffentliche Ankläger der Menschen, und dieser würdige Herr Posthalter hatte ganz Recht zu sagen, daß die Polizei Jeden so lange für einen Verbrecher halten muß, bis er sich als ein ehrlicher Mann ausgewiesen hat. Ah, wie weit haben wir uns von unserm Normalmenschenthum entfernt, denn die Weisen sagen ja, daß der Mensch von Natur gut sei, und jetzt ist es so weit, daß uns die Polizei wieder gut machen, und uns den Teufel austreiben will. Redet mir jetzt niemals wieder von meiner Gottähnlichkeit und dem leuchtenden Siegel, welches Gott auf die Stirn jedes Fürsten gedrückt, wodurch er ihn kenntlich gemacht habe vor allen Menschenkindern. Herr Niclas hat nichts davon auf meiner Stirn gelesen, und ich hatte für ihn eines Verbrechers Angesicht, bis ich mich durch meinen Paß als einen ehrlichen Menschen legitimirt hatte. Arme, beklagenswerthe Menschheit, wie tief bist Du von Deiner Höhe gefallen, seit Frau Eva den Verführungskünsten der Schlange unterlag, und wie weit haben wir uns Alle von dem Paradiese der Unschuld entfernt! Aber dies sind phantastische Träumereien, denen wir jetzt zu Gunsten dieser duftenden Pastete entsagen wollen. Komm, Freund, laß uns essen!

Und während der König aß, plauderte er in behaglicher Gemüthlichkeit mit Balby von den ergötzlichen Abenteuern des heutigen Tages.

Wahrhaftig, sagte er lachend, als sie sich die Scene auf dem Boot jetzt wieder in ihren einzelnen Details vergegenwärtigten, wahrhaftig, ohne die Dazwischenkunft dieses gelehrten, holländisch verstehenden Fremden hätte es kommen können, daß Seine Majestät der König von Preußen in sehr unangenehme, handgreifliche Berührung mit den ehrenwerthen, holländischen Bauern gekommen wäre! Ah, und ich habe diesem Rettungsengel noch nicht einmal meinen Dank gesagt. Du sprachst mit ihm, Bruder Heinrich. Wer ist er? Wie heißt er?

Das weiß ich nicht zu beantworten, da ich seinen Paß nicht kenne. Aber er schien mir ein höchst liebenswürdiger, gebildeter Mann von feinen Manieren und nobler Denkungsart.

Geh, und lade ihn von mir zu einem Stückchen Pastete ein, sag' ihm, Herr Zollern möchte ihm gern danken für seinen Beistand, und bitte sehr um die Ehre seines Besuches. Merkst Du wohl, Freund, daß ich ein wenig lerne höflich zu sein, und mich zu schmiegen und zu biegen, wie es einem armen, reisenden Musikanten geziemt? Ich bitte, wähle Deine Worte recht höflich, sonst ist dieser Mensch im Stande uns seinen Besuch zu verweigern, und ich dürste nach Menschen.

Balby ging und kehrte nach einigen Minuten mit dem Fremden zurück.

Hier, mein Freund, sagte Balby lächelnd, hier bringe ich Ihnen unseren Retter in der Noth. Er möchte auch seinen Antheil an der Pastete haben!

Und er hat ihn wohl verdient, sagte der König, indem er den Fremden mit einem freundlichen Neigen des Kopfes begrüßte. Ja wahrlich, Monsieur, ich bin Ihnen verpflichtet, und dieses Stück Pastete, welches ich die Ehre habe, hier für Sie aufzulegen, ist ein sehr schlechter Lohn für Ihren geleisteten Dienst. Mir scheint, ich habe nie so große Fäuste gesehen, wie die dieser Holländer, und eine nähere Bekanntschaft derselben wäre mir wirklich höchst lästig gewesen. Ich danke Ihnen also, daß Sie eine solche verhütet haben.

Auf der Reise macht man freilich Bekannschaften der verschiedensten Art, rief der Fremde lachend, indem er sich mit einer ungemeinen Vertraulichkeit, welche Balby heimlich entsetzte, neben dem Könige auf der harten ledernen Bank niederließ. Die Ihrige, meine Herren, rechne ich zu den Annehmlichkeiten, und danke Ihnen, daß Sie mich derselben theilhaftig werden lassen.

Ich hoffe, Sie werden auch die Bekanntschaft dieser Pastete zu den Annehmlichkeiten rechnen, sagte der König. Essen Sie, mein Herr, und lassen Sie uns dabei plaudern! Aber Bruder Heinrich, was stehst Du denn da mit so ernsthaften, ehrfurchtsvollen Mienen, und wagst nicht einmal Dich zu setzen? Ich fürchte nicht, daß dieser Herr ein verkleideter Fürst ist, welcher Incognito reist, und dessen Größe Du indeß erkannt hast?

Nein, mein Herr, nehmen Sie immerhin Platz, rief der Fremde lachend, fürchten Sie nicht die Etiquette dadurch zu verletzen, denn ich gebe Ihnen mein Wort darauf, ich bin kein verkappter Fürst, aber auch kein Fürstendiener, und gestehe Ihnen, daß ich auf Beides gleich stolz bin.

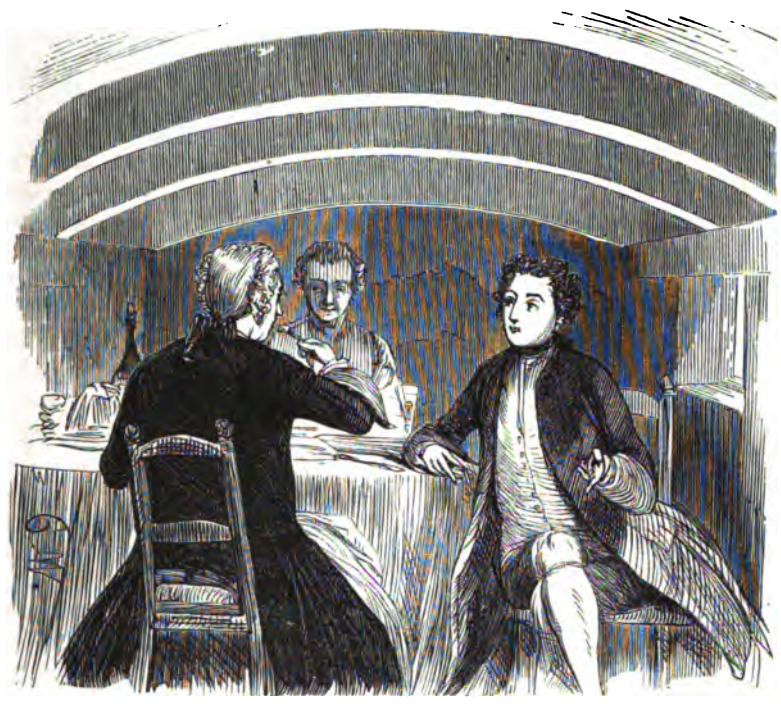
Ah, Sie sind stolz darauf, kein Fürst zu sein?

Gewiß, mein Herr!

Mir scheint indeß, sagte Balby mit einem besorgten Blick auf den König, mir scheint, daß es eine sehr erhabene und große Bestimmung ist, ein Fürst zu sein.

Aber eine Bestimmung, welcher leider wenige Fürsten würdig nachzukommen wissen, sagte der König lächelnd. Es sind kleinliche, furchtsame, in Vorurtheilen befangene Leute, unsere Könige und Fürsten von heute, und selten ist es, daß man unter ihnen einem Menschen begegnet. Wer möchte also wohl wünschen können, der Diener dieser kleinlichen, kurzsichtigen Leute, oder gar einer von ihnen selber zu sein. Beneidenswerth ist jeder freie Mann, der sich selbst genügt, und frei ist in sich selber!

Sie sprechen da ganz meine Gedanken aus, mein Herr, sagte der Fremde, welcher eben mit lebhaftem Eifer angefangen hatte, sein Stück Pastete zu verzehren. Glücklich ist nur, wer frei ist!



Sind Sie es? fragte der König.

Ja, mein Herr, für den Augenblick wenigstens bin ich es noch.

Was für ein Landsmann sind Sie?

Mein Herr, ich bin ein Schweizer!

Ein sehr respektables Volk! — Aus welcher Gegend sind Sie?

Aus dem kleinen Städtchen Morges!

Also nicht weit von Lausanne, von den Ufern des Genfersee's! Nicht weit von Ferney, wo der große Voltaire seine Residenz aufgeschlagen, und heute auf diejenigen seinen Blitzstrahl schleudert, welche er gestern gesegnet hat. — Sind Sie mit Ihrer Regierung zufrieden? Sind Ihre Patrizierfamilien nicht ein wenig stolz, sogar die Bürger von Bern, wenn sie zu Ihnen kommen? Sind sie nicht preciös, anmaßend, hart?

Darüber haben wir uns selten zu beschweren, und wir werden durch so manche Vortheile schadlos gehalten.

Haben Sie sich hier in Holland niedergelassen?

Nein, ich bin ein Reisender, erwiderte der Fremde verdrießlich, indem er versuchte, den Bissen Pastete, welchen er schon so lange auf der Gabel gehalten, endlich in den Mund zu schieben.

Der König achtete nicht darauf; er hatte ganz vergessen, daß nur die Fürsten das Recht haben, die Conversation nur mit Fragen zu führen, und daß dies dem Herrn Zollern wenig ziemen mochte.

Weshalb sind Sie hergekommen? fragte er hastig.

Um meine Studien zu vollenden, erwiderte der Fremde, indem er mit gerunzelter Stirn die Gabel mit der aufgespickten Trüffel wieder auf den Teller legte.

Aber der König fuhr unaufhaltsam fort mit seinen Fragen. Werden Sie sich hier niederlassen?

Ich glaube nicht, oder vielmehr, ich weiß es noch nicht, erwiderte der Fremde mit einem sarkastischen Lächeln, welches Balby in Verzweiflung brachte.

Verwirrt das Buntscheckige der vielen in der Schweiz angenommenen Regierungsformen nicht die Begriffe in politischer Hinsicht?

Nein, denn man weiß, daß jeder Canton frei ist, so wie es sein sollte.

Führt es aber nicht zum Skepticismus, oder zur Gleichgültigkeit?

Der Fremde fühlte seine Geduld erschöpft; ohne auf des Königs Frage zu antworten, schob er den Teller zurück und stand auf.

Mein Herr, sagte er unwillig, ich erlaube mir zu bemerken, daß dies für einen Bissen Pastete, den Sie mich überdies zu essen verhindern, der Fragen zu viel sind.

Oh, Sie haben Recht, und ich bitte deshalb um Verzeihung, rief der König, indem er mit einem lächelnden Blick Balby zuwinkte, ruhig zu bleiben; Sie wissen ja, man reist, um sich zu unterrichten, und Sie werden mich um so eher entschuldigen, wenn ich

mich dieser Neigung so freudig hingab, je seltener es ist, daß man dieselbe befriedigen kann.

Aber Sie haben Recht! Ich werde Ihnen zuerst Muße gönnen, Ihr Stückchen Pastete zu essen. Essen Sie also, mein Herr, und nachher, wenn es Ihnen gefällig ist, plaudern wir noch ein wenig!

Als der Fremde nach einiger Zeit, nach anregender und lebhafter Unterhaltung, aufstand, um sich zu entfernen, reichte ihm der König zum Abschied lächelnd die Hand. Geben Sie mir Ihre Adresse, sagte er, das heißt, — ich bitte Sie ergebenst darum. Sie sagen, daß Sie sich noch zu keinem Stande bestimmt haben. Vielleicht habe ich Gelegenheit, Ihnen nützlich zu werden, und Ihnen einen annehmlichen Vorschlag zu machen.

Der Schweizer übergab ihm mit lebhaften Dankesäußerungen seine Karte und kehrte auf das Verdeck zurück.

Der König sah ihm sinnend und lächelnd nach. Dieser Mensch gefällt mir sehr, und ich werde ihn zu mir kommen lassen, wenn ich nicht mehr der arme Musikant bin. Nun, was sagst Du, Bruder Heinrich, zu diesem Herrn, der, wie ich sehe, sich Herr le Catt nennt?

Ich finde ihn etwas sehr freimüthig und kurz angebunden, sagte Balby. Er ist ein ächter Republikaner, wie es scheint.

Ah, Du meinst, weil er die Fürsten haßt, und mir einige Grobheiten gesagt hat. Was das Erstere anbetrifft, so muß man das einem Republikaner verzeihen, und ich gestehe Dir, daß ich es in seiner Stelle vielleicht eben so machen würde. Was aber das Letztere, seine Grobheiten, anbetrifft, so hat er Recht gehabt, den Herrn Zollern ein wenig Mores zu lehren. Der arme Kerl kann sich immer noch nicht recht finden in die Gebräuche der gewöhnlichen Welt, und macht, wie es scheint, allerlei Verstöße gegen den guten Ton, denn wie mich dünkt, ist es heute nicht das erste Mal, daß man ihn wegen seines Mangels an Lebensart zurecht weisen muß.

Der Herr Zollern ist in jedem Zoll ein König, sagte Balby lachend und er will mit dem gewöhnlichen Maß gemessen werden! Da ärgern sich nun die Leute, wenn er in ihr Maß doch nicht hineinpaßt, und weil ihre Elle zu kurz für ihn ist, zürnen sie ihm deshalb.

Und sie haben Recht, rief der König, wer sich unter die Wölfe begiebt, muß mit ihnen heulen, und wenn er auch ein Löwe ist.*)

*) Die ganze Unterredung des Königs mit dem Herrn le Catt ist historisch. (Siehe dazu: Thiébault. Vol. I., p. 218. folgd. — Preuß: Friedrich der Große. Th. I. S. 368. 411.) Der König vergaß dieses Reiseabenteuer nicht, sondern ließ bald nach seiner Rückkehr aus Holland, Herrn le Catt eine Stelle in seiner nächsten Umgebung, nämlich als Lektor anbieten. Le Catt folgte dem Ruf und genoß zwanzig Jahre hindurch die Gunst und das Vertrauen des Königs. Dann aber ward er eines geheimen Briefwechsels mit d'Alembert beschuldigt, mit dem er Eindrücke und Anschauungen, welche man dem König einflößen wollte, sollte verabredet haben, auch gab man ihm Schuld, daß er sich verbindlich gemacht, vermittelst seines Einflusses Gunstbezeugungen des Königs zu verschaffen, und auch wirklich dergleichen zuweilen durch falsche, dem König gemachte Vorstellungen, bewirkt habe. Nichts war dem König mehr zuwider, als dergleichen geheimes Getreibe. Da aber der Verdacht gegen le Catt nicht zureichend bewiesen war, so wurde derselbe nur dadurch bestraft, daß er zwar in seinem Posten blieb, aber nie mehr zum König gerufen ward. So erschien denn le Catt, dem der König kein Wort des Mißfallens oder des auf ihm ruhenden Verdachtes jemals gesagt, einige Jahre hindurch regelmäßig zur gewöhnten Morgenstunde im Vorzimmer des Königs, mußte aber, nachdem er einige Stunden vergebens gewartet, ungerufen abtreten. Endlich suchte er um seinen Abschied nach, den er auch erhielt. (Denkwürdigkeiten meiner Zeit. Von Christian Wilhelm von Dohm. Th. IV. S. 589.)

XIV.

In Amsterdam.

Erschöpft und todesmatt kehrte der König mit Balby in den Gasthof zum schwarzen Raben, welch er damals der berühmteste in Amsterdam war, zurück. Sie waren den ganzen Tag umhergewandert, und mit nie ermattender Aufmerksamkeit, mit höchster Freude und Theilnahme hatte der König alle diese zahlreichen Sammlungen und Kunstschätze der reichen und stolzen Patrizier von Amsterdam, so wie die öffentlichen Museen in Augenschein genommen. Niemand hatte geahnt, daß dieser kleine Mann in dem unscheinbaren Gewande, mit den bestaubten Schuhen und dem groben ungeschmückten Hut, daß dies ein König sei, und zwar ein König, dessen Ruhm schon ganz Europa durchhallte. Ueberall hatte der König daher die Freude gehabt, unbeachtet und ungestört seine Studien machen zu können, ohne in seinem schönen romantischen Abenteuer und in seinen Träumen von dem Glück des unabhängigen Menschenthums gestört worden zu sein. Aber jetzt hatte das freie Menschenthum in ihm sich doch überwunden und besiegt gefühlt, besiegt von dem Hunger, diesem Erbfeind aller großen Ideen und aller erhabenen Gefühle und Gedanken.

Der König war hungrig geworden! Deshalb hatte er sich unterbrechen müssen in seiner Kunstwanderung, deshalb hatte er dem gebieterischen Spruch dieser physischen Macht, welcher auch ein König gehorchen muß, sich unterworfen, und war mit Balby in den Gasthof zurückgekehrt, um zu ruhen und zu essen.

Und sorge, Freund, daß wir etwas Gutes und Erquickendes bekommen, sagte der König, sich behaglich auf dem Divan ausstreckend. Es ist mir eine wahre Lust, mir eine gute Mahlzeit vorzustellen, eine Lust, um welche der König den Herrn Zollern noch oft beneiden wird, denn hungrig zu sein und dann essen zu können, das ist ein Hochgenuß, welcher den Königen versagt ist, und doch, fügte der König leise und gedankenvoll hinzu, doch ist unser ganzes Leben nichts als ein fortgesetztes Hungern nach Glück, Befriedigung und Ruhe, für das es auf Erden, fürchte ich, keine Sättigung giebt. — Bruder Heinrich, laß uns essen und fröhlich sein, und auf ein gutes Mahl sinnen, wie ein verliebtes Mädchen auf ein Liebesgedicht sinnt, das sie ihrem Liebsten in's Stammbuch schreiben will. Wahrlich, Diejenigen sind Thoren, welche da in ihrer sublimen Uebersinnlichkeit sich den Anschein geben, als sei ihnen der leibliche Genuß nur ein nothwendiges Uebel, und als wäre das Essen eine höchst unbequeme Angelegenheit des Körpers. Thoren sind sie, welche nicht begreifen, daß das Essen auch eine Kunst und eine Wissenschaft ist, die eigentliche Seele unserer Seele, der Kompaß unserer Gedanken und Gefühle. — Balby, schaffe uns also ein köstliches Mahl, denn ich möchte heute gern heiter und frei bleiben, leichten Sinnes und fröhlichen Herzens — dazu gehört aber vor allen Dingen, daß wir unsern Körper pflegen und ihn nicht beschweren mit gemeinen irdischen Dingen.

Wir wollen ihm, hoffe ich, das Sublimste geben, was die holländische Erde trägt, sagte Balby lachend. Denn Herr Friedrich Zollern weiß noch gar nicht, daß wir hier in einem Hotel sind, dessen Wirthin von allen Holländern wahrhaft angebetet und verherrlicht wird.

Und dieses sublime Stück Menschenfleisch willst Du mir vorsetzen? rief der König entsetzt, mit dieser holländischen Schönheit willst Du mich satt machen? Geh', geh', Bruder Heinrich. Ich theile das Entzücken der Holländer nicht, ich finde diese Frau nicht anbetungswürdig schön, sondern verabscheuenswürdig häßlich und alt.

Ah, Herr Zollern, die guten Mynheers beten ja die Frau von der Blaken auch nicht an wegen ihrer Schönheit, sondern wegen einer Pastete, welche sie allein in ganz Amsterdam zu machen versteht.

Ah, das ist etwas anderes, Bruder Heinrich. Ich fange an, die Holländer zu achten und werde mich ihrer Anbetung anschließen, wenn die Pastete gut ist.

Gut? rief Balby mit komischem Pathos. Bemerkten Euer — nein, bemerkten Sie nicht, Bruder

Friedrich, daß ich mich, während Sie ganz voller Begeisterung vor Rembrandt's berühmtem Nachtwächterbild standen —

Ein Bild, welches ich leider nicht bekommen werde, seufzte der König, diese stolzen Mynheers nennen das ihren Nationalschatz und wollen es nicht verkaufen.

Bemerkten Sie nicht, wie ich mich da mit drei oder vier dieser kleinen dicken, pausbäckigen, wohlbehäbigen Mynheers so eifrig unterhielt? Denken Sie nicht etwa, daß wir da so eifrig von dem herrlichen Gemälde sprachen, vor welchem wir standen, und daß es deshalb war, daß die guten Holländer so entzückt die Augen verdrehten. Nein, mein Herr, wir sprachen von einer Pastete. Die neugierigen Mynheers fragten mich, da sie uns als Fremde erkannt hatten, woher wir kämen und wo wir logirten, und als ich ihnen den schwarzen Raben nannte, geriethen sie in eine wahre Extase wegen der Rebhühnerpastete der Frau van der Blaken. Sie erzählten mir, daß diese Dame durch ihre Pastete, deren Rezept Niemand kenne, und die sie immer ganz allein und bei verschlossenen Thüren anfertige, in ganz Holland berühmt geworden, daß man ihr Portrait an den Schaufenstern aller Bilderläden ausgehangen habe, und daß der Statthalter fast alle Monate einmal im Gasthof zum schwarzen Raben speise, blos dieser Pastete zu Gefallen, und weil die Frau van der Blaken weder durch Befehle und Drohungen, noch durch Bitten und Geschenke sich habe bewegen lassen, das Rezept zu geben, oder auf's Schloß zu kommen und dort selber die Pastete anzufertigen. Sie sagt, diese Pastete sei das schönste Besitzthum des schwarzen Raben, und wer des Glückes, sie zu genießen, theilhaftig werden wolle, müsse eben in den schwarzen Raben kommen und sie an ihrer Tafel verspeisen.

Balby, Balby, eile dich, und laß uns diese Pastete haben! rief der König eifrig. Ah, welch ein Glück für uns, daß wir im schwarzen Raben wohnen! Eile Dich also, sage ich, eile, fliege zur erhabenen Frau van der Blaken! —

Und Balby eilte lachend von dannen, die Frau van der Blaken aufzusuchen und sich bei ihr melden zu lassen.

Frau van der Blaken empfing ihn in ihrem Boudoir, in welches sie sich eben zurückgezogen hatte, um ein wenig auszuruhen von der Arbeit des Tages, welche für sie indessen immer ein Sieg und eine Vermehrung ihres Ruhmes war, denn Niemand in Amsterdam konnte sich rühmen, eine bessere Tafel zu führen und schönere Gerichte anzufertigen, als die Besitzerin des Hotels zum schwarzen Raben. — Sie war noch in voller Toilette, denn sie kam eben aus dem Speisesaal, wo sie als Dame des Hauses an der Table d'Hôte präsidirt und die Lobsprüche ihrer Gäste empfangen hatte. — Diese Lobsprüche tönten noch wie eine ferne Melodie in ihren Ohren wieder und sie ließ sich wohlbehaglich auf's Canapee niedergleiten, um derselben zu lauschen. Da ward die Thür geöffnet und der Oberkellner meldete seiner Herrin den Herrn Zollern. — Das Gesicht der Frau van der Blaken verfinsterte sich, und sie war eben im Begriff, eine abweisende Antwort zu geben. Aber es war schon zu spät, denn der übermüthige Herr Zollern hatte die Dreistigkeit gehabt, gleich hinter dem Oberkellner einzutreten, und machte der hochgebietenden Dame jetzt seine respektvolle Verbeugung.

Frau van der Blaken erwiderte dieselbe mit einem leisen Neigen des Kopfes und betrachtete den Fremden in seiner unscheinbaren, durchaus nicht vornehmen Toilette, mit einem geringschätzenden Lächeln. Dieser Mann konnte in der That nur aus Versehen in ihr Hôtel gekommen sein, er war weder durch Rang noch durch Reichthum oder Berühmtheit berechtigt, in dem ersten Gasthof von Amsterdam zu wohnen, und Frau van der Blaken machte in ihren Gedanken ihrem Oberkellner die heftigsten Vorwürfe, daß er sich herabgelassen, Leute dieser Art, solche „Herren von Habenichtse" in ihrem Hause aufzunehmen.

Mein Herr, sagte sie in schneidendem, kalten Ton, Sie kommen ohne Zweifel mir eine Entschuldigung zu sagen, weil Sie mit Ihrem Bruder heute wieder, wie alle Tage an meiner Table d'Hôte gefehlt haben, denn gewiß hat man Ihnen gesagt, daß es hier zum Anstand gehört, in dem Gasthof, in welchem man logirt, auch zu Mittag zu essen. Beruhigen Sie sich aber, Monsieur, ich bin durchaus nicht beleidigt, sondern, indem ich Sie ansehe, begreife ich vollkommen, weshalb Sie nicht bei mir zu Mittag gegessen, sondern es vorgezogen haben, sich anderswo Ihr bescheidenes Mahl zu suchen. Die Table d'Hôte im schwarzen Raben ist allerdings die theuerste in ganz Amsterdam, und nur vornehme oder reiche Leute setzen ihre Füße unter meinen Tisch und essen von meinen Tellern.

Und indem sie so sprach, ließ sie ihre verächtlichen und prüfenden Blicke über Balby hingleiten, welcher es indeß gar nicht zu beachten, und ihre höhnischen Worte nicht zu verstehen schien.

Madame, sagte er, ich erlaube mir zu bemerken, daß wir heute noch gar nicht zu Mittag gegessen haben. Mein Bruder, dessen Willen ich gewohnt bin in allen Dingen zu folgen, mein Bruder liebt es nicht an der Table d'Hôte zu speisen, sondern zieht es vor, sein Mahl in seinem Zimmer einzunehmen, wo man mit mehr Behaglichkeit und Stille sich dem Genuß Ihrer köstlichen Speisen wird hingeben können.

Er ist es, der mich zu Ihnen sendet, Madame. Man hat ihm überall von der wundervollen Rebhühnerpastete erzählt, welche Sie, Madame, anzufertigen verstehen, und ich soll Sie also in seinem Namen ersuchen, ihm zu seinem heutigen Diner gefälligst eine solche anzufertigen.

Frau van der Blaken lachte laut auf. Wirklich, sagte sie, Ihr Herr Bruder hat keinen üblen Einfall. Allerdings, meine Rebhühner-Pastete ist in ganz Holland berühmt, und ich habe gewöhnlich eine Pastete vorräthig, wenn irgend ein vornehmer und reicher Gast eine solche begehren wollte. Aber diese Pastete ist nicht für Jedermann.

Deshalb wünscht mein Bruder sie auch nicht für

Jedermann, sondern nur für sich allein zu haben, Madame, sagte Balby mit fester und entschiedenem Ton, welcher der stolzen Gast hin ein wenig imponirte.

Mein Herr, sagte sie nach einer kurzen Pause, verzeihen Sie mir, wenn ich ganz offen zu Ihnen rede. Sie wollen eine meiner berühmten Pasteten essen, und Sie wollen sie noch dazu ganz allein auf einem besonderen Zimmer haben, wie es der General-Statthalter thut, oder die hohen Potentaten, die sonst bei mir logiren. Nun gut, ich habe heute Morgen eine Rebhühnerpastete mit Trüffeln und indianischen Vogelnestern angefertigt, aber — Sie werden dieselbe nicht bekommen, denn, um Ihnen die Wahrheit zu sagen, diese Pastete ist enorm theuer, und weder Sie noch Ihr Bruder sehen mir darnach aus, daß Sie dieselbe bezahlen können.

Jetzt war es an Balby laut aufzulachen, und er that das mit der Heiterkeit und Ungenirtheit eines Mannes, der sich durchaus sicher und gar nicht beleidigt oder genirt fühlt.

Frau van der Blaken fühlte sich ein wenig verwirrt durch das ungenirte Gelächter. Sie lachen, mein Herr, sagte sie eifrig, aber ich denke, ich habe wohl Grund, Ihnen keine Schätze zuzutrauen. Sie sind in bestaubten Kleidern zu Fuß in meinen Gasthof gekommen, nur begleitet von einem Diener ohne Livree, der einen ganz kleinen Mantelsack trug. Sie haben also weder Equipage, noch Dienerschaft, noch Gepäck mitgebracht. Sie empfangen keine Besuche und scheinen auch keine zu machen, sondern bleiben immer in Ihren langweiligen, unscheinbaren, braunen Röcken. Sie haben noch nicht einmal bei mir zu Mittag gegessen, sondern verbringen den ganzen Tag außer dem Hause, und wenn Sie Abends Beide heimkehren, so verlangen Sie nichts weiter, als eine Tasse Thee und einige Butterschnitte. Mein Herr, das ist nicht die Art, wie vornehme und reiche Leute zu reisen pflegen, und ich habe daher wohl ein Recht zu fragen, ob Sie meine Pastete bezahlen können,

denn ich weiß noch nicht einmal, wer und was Sie sind, und was Ihr Bruder, der meine Pastete verlangt, eigentlich in der Welt vorstellt.

Oh, sagte Balby, den der Eifer der Gastwirthin belustigte, oh mein Bruder stellt sehr viel in der Welt vor, und ich versichere Sie, Madame, daß er ein Mann ist, dessen Ruhm in ganz Deutschland wiederhallt.

Bah, Herr Zollern! sagte die Wirthin achselzuckend. Für uns hier ein ganz unbekannter Name. Was ist denn Ihr Bruder, und wodurch ist er berühmt geworden?

Durch seine Flöte, erwiderte Balby vollkommen ernsthaft. —

Frau van der Blaken fuhr empor und sah Balby mit einem zornigen Blick an. Sie erlauben sich mit mir einen Spaß zu treiben? sagte sie in drohendem Ton.

Nicht im Mindesten, Madame. Ich sage Ihnen die ernsthafte Wahrheit. Mein Bruder ist ein berühmter Virtuos.

Ein Virtuos, wiederholte die Holländerin kopfschüttelnd. Das ist ein Wort, welches ich nicht verstehe. Was ist ein Virtuos?

Ein Virtuos, Madame, ist ein Künstler, welcher Musik macht, und zwar eine Musik, wie sie außer ihm Niemand machen kann. Deshalb giebt er denn Conzerte und verkauft seine Billets zu hohen Preisen, und die Leute strömen herbei, seine Musik zu hören und anzustaunen. Mein Bruder ist ein Virtuos auf der Flöte, und ich versichere Sie, Madame, er weiß sie so wundervoll zu spielen, daß alle Leute nach seiner Flöte tanzen müssen. Er nimmt daher viel Geld ein mit seiner Flöte, und wenn er hier ein Conzert giebt, so werden Sie sehen, daß alle vornehmen Leute mit Freuden kommen werden, um den berühmten Virtuosen Friedrich Zollern spielen zu hören. Sie können ihm also ohne Gefahr Ihre Pastete geben, denn er ist wohl im Stande, sie zu bezahlen.

Frau van der Blaken erhob sich, ohne ein Wort zu sagen, von ihrem Canapee und näherte sich der Thür.

Kommen Sie, mein Herr, sagte sie dann, kommen Sie zu Ihrem Bruder!

Und ohne eine Antwort abzuwarten, schritt sie hinaus und über den Corridor hin, an dessen Ende sich die Thür zu den Zimmern des „Virtuosen" befand. Sie klopfte leicht an und wollte dann sogleich öffnen. Balby hielt entsetzt ihre Hand zurück.

Madame, sagte er, erlauben Sie, daß ich erst hineingehe und um Erlaubniß frage, ob Sie eintreten dürfen.

Er wollte sie sanft von der Thür zurückdrängen, aber die Gastwirthin vom schwarzen Raben war nicht eine Frau, welche sich zurückdrängen ließ.

Um Erlaubniß fragen, ob ich eintreten darf! wiederholte sie achselzuckend. Ich werde wohl diese Erlaubniß in meinem Hause haben!

Und mit entschlossener Hand klopfte sie noch einmal an die Thür, welche sie dann sogleich auch öffnete und zu dem Virtuosen eintrat; gefolgt von Balby, der mit stummem Geberdespiel sich bestrebte den König um seine Verzeihung für diese Ungebührlichkeit anzuflehen.

Der König achtete nicht darauf; seine großen blauen Augen waren nur auf diese Frau gerichtet, welche mit stolzem, lächelndem Antlitz auf ihn zuschritt und ihm mit holländischer Gemüthlichkeit ihre breite derbe Hand zum Gruß darreichte.

Mein Herr, sagte sie in ihrer raschen, entschlossenen Weise, ich komme selbst, um mich zu überzeugen, ob das, was mir Ihr Bruder von Ihnen gesagt hat, wahr ist.

Nun, Madame, was hat Ihnen mein Bruder von mir gesagt? fragte Friedrich mit einem heiteren gütigen Lächeln.

Er hat mir gesagt, daß Sie so wundervoll pfeifen können, daß Alles nach Ihrer Pfeife tanzen müßte.

Flöte, Madame, ich habe Flöte gesagt, rief Balby entsetzt.

Nun, Flöte oder Pfeife, das ist dasselbe, rief Frau van der Blaken vornehm. Sein Sie so gut, mein Herr, und pfeifen Sie mir etwas vor, ich werde mich dann entscheiden über die Pastete.

Der König sah Balby mit erstaunten und fragenden Blicken an. Willst Du die Güte haben, mein Bruder, sagte er, mir zu erklären, wovon Madame redet, und was sie von mir verlangt?

Erlauben Sie, daß ich Ihnen darüber selbst Auskunft gebe, sagte die Wirthin. Dieser Herr kommt zu mir und fordert im Namen seines Bruders von mir eine Pastete, die den Ruhm und den Glanz meines Hauses gemacht hat. Ich habe allerdings eine solche vorräthig, aber ich wollte sie Ihrem Bruder nicht geben. Wissen Sie warum? Weil meine Pastete sehr theuer ist, und ich durchaus nicht Ursache habe zu glauben, daß Sie im Stande sind, theure Sachen zu bezahlen. Das sagte ich Ihrem Bruder, und ich hätte noch hinzufügen können, daß es mir wahrhaft leid thut, Sie in meinem Gasthof zu sehen. Nicht wegen Ihrer Person, im Gegentheil, Sie scheinen mir Beide ganz gemüthliche Leute zu sein, aber wegen Ihrer Börse, welche wahrscheinlich die Rechnungen erster Hotels noch niemals kennen gelernt hat, und sich ein wenig verwundern wird, wenn Sie von hier abreisen. Aber Ihr Bruder ver-

sicherte mir, als ich ihm meine Bedenken mittheilte, daß Sie sehr wohl im Stande wären, meine theure Pastete zu bezahlen, und daß Sie viel Geld einnähmen, denn Sie wären ein großer Virtuose, und gäben Conzerte, zu denen die Billets zu hohen Preisen verkauft würden. Nun will ich mich überzeugen, ob er Recht hat, und ob Sie wirklich ein großer Musikant sind, der sich etwas verdienen kann. Pfeifen Sie mir also etwas vor, und dann werde ich mich entscheiden, ob Sie die Pastete haben können.

Der König hatte ihr mit heiterem Lächeln zugehört und gab jetzt Balby einen bedeutungsvollen Wink. Bringe mir die Flöte, lieber Bruder, sagte er, ich will versuchen, die Frau van der Blaken zu überzeugen, daß ich wirklich ein Virtuose bin, welcher Geld verdienen kann.

Hören wir also, sagte Frau van der Blaken, indem sie sich ganz behaglich auf das Canapee setzte, von welchem der König eben aufgestanden war.

Der König nahm die Flöte und machte mit unerschütterlichem Ernst vor der Frau Gastwirthin eine tiefe Verbeugung. Dann setzte er die Flöte an den Mund und begann zu spielen. Aber nicht in seiner gewohnten meisterhaften Weise, nicht mit diesem seelenvollen, erhabenen und erhebenden Ausdruck, nicht mit dieser getragenen schwebenden Melodie, mit diesen verduftenden, klagenden, aufjauchzenden Tönen, wie er sonst zu spielen pflegte. Es war ein glänzendes, schillerndes Allerlei, ein brillantes Hin- und Herrollen von Tönen, es waren die glänzendsten Coloraturen und Fiorituren, die schönsten Doppeltriller und Läufe auf und nieder, es war eine staunenerregende Musterkarte aller überwundenen Schwierigkeiten seines Instrumentes, nur fehlte diesem bunten, glanzvollen Gewirr die Seele und der Gedanke, nur fehlte ihm die Melodie. Es war nur ein glänzendes Virtuosenstück, aber keine Musik.

Frau van der Blaken indeß hörte mit immer wachsendem Entzücken diesen wunderbaren Exercitien zu; diese Triller, die von Octaven zu Octaven sprangen, entlockten ihr laute Beifallsrufe, die wachsenden, vollendeten Läufe machten sie erbeben vor Entzücken, und als der König jetzt mit einer brillanten Cadenz schloß, klatschte sie mit lautem Jubelruf in die Hände.

Dann stand sie auf, und sich fast ehrfurchtsvoll vor dem Künstler in dem unscheinbaren braunen Rock verneigend, sagte sie feierlich: Ihr Herr Bruder hat Recht, Monsieur. Sie sind wohl im Stande mit Ihrer Pfeife da Geld zu verdienen, denn Sie pfeifen noch schöner als mein Dompfaff. Sie sollen also meine Pastete haben, ich gehe, sie Ihnen zu besorgen.

Sie nickte den beiden Herren Zollern freundlich und wohlwollend zu, und entfernte sich dann mit geschäftiger Eile.

Nun, sagte der König lachend, das war doch in der That eine allerliebste Scene, für welche ich Dir wirklich dankbar bin, Bruder Heinrich. Wahrhaftig, es ist doch ein stolzes und glückliches Gefühl, zu wissen, daß man im Stande ist, auf seinen eigenen Füßen zu stehen und sich selbst seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Mag nun Deutschland zu Grunde gehen, ich werde nicht verhungern, denn ich werde mir mit meiner Flöte Brod verdienen. Frau van der Blaken sagt, daß ich es kann, und sie ist eine gewiegte Kunstkennerin. Aber sage selbst, Bruder Heinrich, habe ich nicht eminent gespielt?

Ja, es war das glänzendste Conzertstück, welches man hören konnte, sagte Balby, und Herr Friedrich Zollern kann wirklich darauf reisen, nur will ich ihm nicht rathen, es dem König Friedrich von Preußen vorzutragen, denn der würde sagen, das sei keine Musik, sondern nur leeres Tongeklingel.

Bravo, Freund, rief der König, seinem Liebling die Hand darreichend. Ja, das würde er sagen. Der Herr Zollern hat gespielt wie ein ächter Virtuose, das heißt, ohne Geist und ohne Seele, er hat nicht Musik, sondern Kunststücke gemacht. Ah, aber da kommt die Pastete, und ich sage Dir, sie soll mir köstlich behagen, denn es ist das erste Mal, daß ich mir mit meiner Flöte etwas verdient habe. Laß uns essen, Bruder Heinrich.

XV.

Der König ohne Schuhe.

Die Pastete machte ihrem Rufe wirklich Ehre und der König genoß mit dem heiteren Behagen, welches man immer empfindet, wenn man den sich entgegenstellenden Schwierigkeiten einen Genuß abgerungen hat. Er war fröhlich und gesprächig, und ergötzte sich in Rückerinnerung all der kleinen vielfachen Abenteuer, welche diese kleine Incognito-Reise von fünf Tagen ihnen schon dargeboten hatte.

Aber sie werden bald tempi passati sein, diese giorni felice, sagte er dann seufzend. Es ist heute der letzte Tag unserer Freiheit und unseres Glücks, und morgen müssen wir schon wieder unser Joch auf uns nehmen, und wieder den schönen braunen Virtuosenrock mit der eitlen Uniform unserer Herrlichkeit vertauschen.

Nun, ich weiß wenigstens Einen, der darüber selig sein wird, rief Balby lachend. Das ist der unglückliche Deesen, welcher mir eben mit feierlichem Pathos geschworen hat, daß er sich ins Y werfen wird, wenn er noch lange diese unwürdige Rolle eines Bedienten ohne Livrée, eines Bedienten von zwei unansehnlichen Musikanten spielen soll. Er hat mir mit Thränen geklagt, daß kein ordentlicher Mensch hier im Hause ihn eines Wortes würdigt, daß keines der hübschen Mädchen seine zärtlichen Seufzer und seine gefühlvollen Reden beachtet, nur die Viehmagd und der Stallknecht haben ihn gestern Abend zum Thee im Pferdestall eingeladen, und diese Einladung hat ihn noch mehr gekränkt, als der ignorirende Stolz der Anderen.

Der König lachte. Kleider machen Leute, sagte er. Wenn Deesen seine Kammerhusarenlivrée trüge, würden diese stolzen Schönen, die ihn jetzt verschmähen, ihm sehnsuchtsvoll entgegenlächeln, und die arme Viehmagd und der Stallknecht würden es vor lauter Respekt nicht wagen, ihn anzureden. Wie wunderlich construirt sich doch diese Welt! Zuweilen möchte man auf den Gedanken kommen, daß es nichts ist mit unserer vielgerühmten Menschenwürde, sondern daß Gott sich nur einen Spaß gemacht und eine höhere Affenart geschaffen hat, welche sich Mensch nennt, und sich einbildet, etwas Besseres zu sein, als alle anderen lebendigen Geschöpfe. Wir unterscheiden uns von den Affen dadurch, daß wir nicht nackt gehen, und unsere Kleider nennen wir Cultur. Aber über den Kleidern vergessen wir so oft die Menschen, die darin stecken, und wenn der Rock recht bunt schillert, wirft sich das dumme Volk zur Erde, und betet an, und sieht vor lauter Entzücken nicht, daß ein Pavian und kein Gott im schönen, goldnen, besternten Kleide steckt. Nun, wir wollen uns durch solche Gedanken heute nicht unsere gute Laune verderben lassen, sondern die wenigen Stunden unserer Freiheit noch gehörig ausbeuten und nutzen. Wir haben noch einige Sammlungen zu beschauen, in denen herrliche Rembrandt's und Rubens zu verkaufen sein sollen, und über die wir mit ihrem jetzigen Besitzer handeln müssen. Dann zuletzt habe ich noch einen sehr wichtigen Geschäftsgang zu machen, zu dem mächtigen und großen Banquier Witte, von welchem ich den Betrag eines Wechsels einzuziehen habe. Denn Du weißt, die Frau van der Blaken ist theuer, und die Bilderhändler werden uns auch nicht auf unser redliches Gesicht hier die Bilder ausliefern, wenn wir sie kein Geld sehen lassen!

Befehlen Eure — befehlen Sie nicht, daß ich zum Banquier gehe, und das Geld eincassire? frägte Balby.

Nicht doch! Es ist ein so wundervoller Genuß, sich selbst zu bedienen und sein eigener Herr und Diener zu sein. Gönne ihn mir noch auf einige Stunden, Balby!

Und der König nahm seines Freundes Arm, und ging mit ihm wieder auf die Wanderung nach käuflichen Gemälden und Kunstschätzen, welche der König für seine Gallerien in Sanssouci und Berlin erwerben wollte. — Man kam ihnen überall mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit, der respectvollsten Höflichkeit entgegen, denn man wußte, daß sie nicht als müßige Beschauer, sondern als Käufer kamen,

und daß man da nicht leere Kunstenthusiasten, sondern gefüllte Börsen zu begrüßen habe.

Der König begriff sehr wohl diese kriechende Höflichkeit der Kunsthändler und Antiquare, als sie jetzt das Haus des letzten reichen Handelsmannes verließen, sagte er aufathmend: ich freue mich, daß das vorüber ist! Die Grobheiten des Posthalters in Grave waren mir lieber, als die Höflichkeiten dieser Leute. Jener betrachtete doch wenigstens meine Physiognomie, mein eigenes Ich, das ihm als das eines Verbrechers erschien, diese Menschen sehen nicht mich, sondern nur meine Börse, und das ist widerlich. Es giebt nur einen Potentaten auf Erden, dessen Herrlichkeit niemals angezweifelt werden kann, dieser Potentat, das ist das Geld, aber vraiment, der kann sich nicht von Gottes Gnaden nennen. Komm, Balby, wir haben jetzt genug Bilder gekauft, jetzt wollen wir nur noch Bilder sehen und uns der Kunst ohne Egoismus freuen. Der reiche Banquier Abramson soll eine schöne Sammlung von Gemälden besitzen, die wollen wir jetzt noch besehen, und dann gehts zum Eincassiren des Wechsels.

Das schöne, glänzende Haus des Banquier Abramson war bald gefunden; die beiden Brüder Zollern traten keck und zuversichtlich in die Vorhalle ein, und forderten von dem dort befindlichen, reich gallonirten Livréebedienten, sie in die Gallerie zu führen.

Es ist heute nicht der Tag, sagte der goldblitzende Diener, mit verächtlichem Achselzucken die beiden Fremden musternd.

Nicht der Tag, was für ein Tag nicht? fragte der König barsch.

Nicht der Tag, wo die Gallerie für Jedermann geöffnet ist. Sie müssen bis zum nächsten Dienstag warten.

Unmöglich! Wir reisen morgen ab. Gehen Sie zu Ihrem Herrn und sagen Sie ihm, zwei Fremde wünschten seine Gallerie zu sehen und bitten, daß er sie ihnen öffnen möge.

Es lag so etwas Stolzes und Unwiderstehliches in der Art des Fremden, daß der Diener, fast verwundert über seine eigene Nachgiebigkeit, doch nicht wagte, ihm zu widersprechen, sondern ging, um seinen Herrn zu benachrichtigen.

Nach einigen Minuten kehrte er zurück, um den Fremden anzukündigen, daß Herr Abramson selbst kommen würde, die Fremden zu sprechen.

Gleich darauf öffnete sich die Thüre und Herr Abramson trat in die Vorhalle. Sein Gesicht, welches Anfangs freundlich und lächelnd gewesen, verfinsterte sich indessen, als seine schwarzen, funkelnden Augen der beiden Fremden ansichtig wurden, welche da in der Mitte der Vorhalle standen.

Sie haben verlangt mich zu sprechen? sagte er in dem hochfahrenden Ton, den die reichgewordenen Juden oft anzunehmen pflegen. Was haben Sie zu wünschen von mir?

Des Königs heitere Stirn verfinsterte sich ein wenig, und ein zorniger Blick seines Auges traf den übermüthigen Geldmann, der mit stolz zurückgelehntem Haupt, die beiden Hände in den Taschen seiner Pantalons, ihm gegenüber stand, und sich nachlässig auf seinen Stiefelabsätzen wiegte. Dann aber nahm sein Antlitz wieder seinen heiteren Ausdruck an, und mit vollkommener Gelassenheit sagte er: mein Herr, wir haben zu wünschen, daß Sie uns Ihre Gallerie zeigen.

Der Ton, mit welchem er so sprach, war allerdings weniger bittend, als gebieterisch, und reizte daher den leicht erregbaren Zorn des stolzen Parvenu.

Mein Herr, sagte er, ich habe eine Gallerie von Kunstschätzen zu meinem Vergnügen angelegt, und sie mit meinem eigenen Gelde bezahlt. Ich bin auch gern bereit, sie denen zu zeigen, welche nicht Geld genug haben, um dergleichen Kunstschätze zu kaufen, und habe, um die Neugierde der Fremden zu sättigen, einen Tag in der Woche festgesetzt, wo ich meine Gallerie ihnen öffne. Aber es fällt mir gar nicht ein, mich wegen zweier kleinen unbekannten Musici zu incommodiren.*)

Das heißt, Sie wollen uns Ihr Museum nicht zeigen? fragte der König lächelnd, indem er leise seine Hand auf Balby's Arm legte, gleichsam um ihn zu fesseln, und ihn an einem Ausbruch seines Zornes zu hindern.

Das heißt, mein Museum ist heute geschlossen, und —

Eben rollte mit heftigem Donnern ein Wagen vor das Haus, die äußere Thür der Vorhalle ward hastig aufgerissen, ein reich gallonirter Livréediener trat herein, und indem er gerade auf Herrn Abramson zuschritt, sagte er: der Lord Middlestone aus London bittet um die Ehre, Ihre Gallerie sehen zu dürfen.

Das Antlitz des jüdischen Banquiers strahlte vor Vergnügen. Seine Herrlichkeit möge die Gnade haben auszusteigen, sagte er. Ich schätze es mir zur Ehre, ihm meine kleinen Kunstsachen zu zeigen. Meine Gallerie ist zwar heute geschlossen, aber für Lord Middlestone, nur für ihn werde ich sie öffnen.

Sein geringschätzender Blick traf dabei die beiden armen Musikanten, welche zur Seite getreten und stumme Zuhörer dieser Scene gewesen waren.

Und jetzt wurden die beiden Thorflügel geräusch-

*) Die eigenen Worte des Banquiers. Siehe Thiébault, Vol. I., p. 217.

voll geöffnet. Auf die Arme zweier Bedienten gestützt, schwankte eine kleine, zusammengeschrumpfte Menschengestalt, ein kleiner zitternder, in Pelze gehüllter Greis herein. Das war Seine Herrlichkeit der Lord Middlestone! Und Herr Abramson stürzte ihm mit tiefer Ehrerbietung entgegen, und ging rücklings vor ihm her, nach jener Thür, die in die Gallerie führte.

Aller Augen waren auf diese traurige Herrlichkeit gerichtet, jeder fühlte, daß dem Hause des Herrn Abramson eben hohe Ehre wiederfahren, denn Lord Middlestone, der Gesandte des Königs von England, war zu ihm gekommen, um seine Kunstschätze zu sehen! Das war eine Anerkennung, welche das Herz des Banquiers hoch erfreute, und einen neuen Glanz über sein Haus verbreitete. —

Während jetzt die Thüren zur Gallerie weit geöffnet wurden und Herr Abramson Seine Lordschaft demüthigst dahingeleitete, verließ der König unbeachtet mit Balby das Haus des Banquiers.

Eine Wolke lag auf seiner Stirn, und schweigend und in sich gekehrt schritt er eine Zeit lang auf der Straße dahin. Dann plötzlich blieb er stehen, und Balby starr anblickend, brach er in ein lautes herzliches Gelächter aus, daß die Vorübergehenden zusammenschraken und verwundert nach ihm sich umschauten.

Balby, mein Freund, sagte der König, noch immerfort lachend, ich will Dir etwas sehr Komisches gestehen. Ich habe mich in meinem ganzen Leben nicht so gedemüthigt und beschämt gefühlt, als in dem Moment, wo Seine Herrlichkeit im Triumph in die Gallerie eintrat, und wir Beide in Demuth zum Hause hinausschlichen. Wahrhaftig, ich bin ein solcher Thor, daß ich mich geärgert habe, und doch fühle ich jetzt, daß diese Scene von einer unwiderstehlichen Komik war. Oh, oh, Balby, lache doch mit mir. Denke doch, wir Beide, die wir uns einbilden, ein paar stattliche, hübsche Männer zu sein, die wir schwärmen für den Gedanken, nicht durch unsere Titel und Namen, sondern durch unseren hohen Werth, durch unser edles Menschenthum etwas zu bedeuten, wir werden aus dem Hause gewiesen, während man diesen kleinen, verschrumpften, ekelhaften Greis mit hohen Ehren empfängt. Er roch wie ein Salbenkasten, wir duften nach Ambra, vergeblich, Herrn Abramson roch er wie Manna.

Herr Abramson hat keine feine Nase, lachte Balby, sonst würde er in Ohnmacht gefallen sein vor Entzücken über diesen Geruch des Königthums. Aber im Ernst, dieser Herr Abramson ist ein unverschämter Geselle und ich flehe Eure Majestät an, den Herrn Zollern an ihm zu rächen.

Das will ich, zu Gunsten Deiner Bitte will ich Dir die unziemliche Majestät auf neutralem Boden vergeben. Ja, dieser Abramson ist ein Unverschämter, welcher Strafe verdient hat. Er hat mich als Mann und Mensch beleidigt, der König soll ihn dafür züchtigen. Das können wir Beide von ihm als Entschädigung für unsere Demüthigung verlangen.*) — Und jetzt zu unserm letzten Gange. Jetzt wollen wir Geld eincassiren bei Herrn Witte. Nun, ich wette, der weist uns nicht ab, denn mein Wechsel lautet auf zehntausend Thaler, und er wird also Respekt haben, nicht vor uns, aber vor unserem Gelde!

Die würdige und wohlbehäbige Madame Witte war so eben mit dem Abstäuben und Reinigen ihres Prunkgemaches fertig und überflog noch einmal mit einem Kennerblick das ganze Zimmer. Dann lächelte sie zufrieden und gestand sich, daß nichts mehr zu wünschen übrig sei. Die Spiegel und Fensterscheiben waren von durchsichtiger Klarheit, der parquetirte Fußboden glänzte wie eine braune Eisbahn, kein Stäubchen lag auf den seidenen Meubles, den blankpolirten Tischen, den kostbaren Nippes, die hier und da auf kleinen Marmortischen und Consolen umher standen. Es war ein untadelhaftes Zimmer, und selbst eine reinliche Holländerin durfte mit der Reinlichkeit desselben zufrieden sein. Fast fühlte sich Madame Witte betrübt darüber, und der Seufzer, mit welchem sie das Zimmer verließ und die Thür hinter sich schloß, ward ihr nicht von dem Gefühl des Behagens, sondern von dem Gefühl des Bedauerns entrissen. Sie mußte nun die nächsten Tage ihrer Lieblingsbeschäftigung entsagen, es gab nichts mehr abzustäuben und zu putzen in ihrem Prunkgemach, sie mußte also warten; denn nur das Putzzimmer durfte das Feld ihrer wirthschaftlichen Thätigkeit sein, nur dort durfte sie ihrer Lieblingsneigung fröhnen und selber fegen und reinigen, nur dort hatte ihr Gemahl ihr erlaubt, die Magd zu spielen. Außer demselben verlangte er von ihr, daß sie die Dame des Hauses, die vornehme Frau des reichen Banquiers darstellen sollte, und das war eine Rolle, welche der guten Holländerin wenig behagte. Sie schloß daher, wie gesagt, mit einem Seufzer die Thür des Prunkzimmers und zog im Vorsaal ihre Schuhe, welche sie beim Betreten ihres Putzzimmers

*) Der König hielt Wort. Niemals konnte der Jude Abramson, welcher nachher voll Entsetzen erfuhr, daß es der König gewesen, den er so ungebührlich abgewiesen, seine Verzeihung erhalten. Niemals erlaubte der König, daß dieser Mann zu denen gerechnet ward, mit denen das preußische Gouvernement in Holland negociirte, mochte dies nun in Bank- oder in Handelsgeschäften sein; und Herr Abramson ward also bitter gestraft für seine Unziemlichkeiten. (Thiébault, Vol. I. p. 216.)

stets auszuziehen pflegte, wieder an, um vorsichtig auf dem Teppichstreifen, welcher den Vorsaal durchzog, nach der andern Thür hinzuschreiten. — In diesem Moment hörte man draußen an der Klingel der Hausthür heftig schellen; Frau Witte bewegte ihre corpulente Gestalt rascher vorwärts, um, dem Drange ihrer weiblichen Neugierde folgend, zu sehen, wer zu so ungewöhnlicher Zeit Einlaß begehrte.

Es waren zwei Fremde, welche schon in die Vorhalle getreten waren und von dem Comtoirdiener, der zugleich die Geschäfte eines Portiers zu verrichten hatte, verlangten, zu Herrn Banquier Witte geführt zu werden.

Der Herr Witte ist nicht zu Hause, und wenn Ihre Geschäfte nicht zu dringend sind, so kommen Sie morgen früh gefälligst wieder, sagte der Portier.

Aber meine Geschäfte sind dringend, rief Herr Friedrich Zollern hastig. Ich muß den Herrn Witte heute noch durchaus sprechen.

Sollte er vielleicht Geld von ihm borgen wollen? dachte Madame Witte, welche durch die halbgeöffnete Thür die beiden Fremden beobachtete. Borgen oder Credit verlangen, das werden seine Geschäfte sein.

Und darf man fragen, worin Ihre Geschäfte bestehen? fragte der Comtoirdiener. Denn um Herrn Witte, welcher auf dem Cassino ist, holen zu dürfen, muß ich erst wissen, was Sie von ihm wollen.

Ich will einen Wechsel auf zehntausend Thaler bei ihm einkassiren, sagte Friedrich Zollern barsch.

Jetzt öffnete sich hastig die Thür und Madame Witte trat heraus, um den Fremden und seinen Begleiter zu begrüßen. Wenn es Ihnen gefällig ist, meine Herren, so bitte ich Sie, einzutreten, sagte sie verbindlich, und meinen Mann zu erwarten. Er wird in einer Viertelstunde hier sein. Laufe, Andreas, und hole ihn.

Andreas sprang von dannen und Madame Witte geleitete die beiden Fremden schweigend den Teppichstreifen des Vorsaals entlang. Vor der Thür des Putzzimmers angelangt, zog sie mit einem raschen Schwunge ihre Schuhe aus und blieb dann stehen, indem sie die beiden Fremden erwartungsvoll anblickte.

Nun, Madame? fragte der König. Sollen wir hier vor dieser Thür den Herrn Witte erwarten, oder wollen Sie uns vielleicht in das nächste Zimmer führen?

Gewiß will ich das, sagte sie gutmüthig, aber um das zu thun, warte ich nur auf Sie.

Auf uns? Und was sollen wir thun?

Nun, das was ich gethan habe, Ihre Schuhe ausziehen!

Der König lachte laut auf. Man betritt also jenes Zimmes nicht, wenn man Schuhe an den Füßen hat?

Niemals, mein Herr. Das ist der Brauch hier seit meinem Großvater her. Er ließ das Haus bauen, und niemals seitdem hat man dies Zimmer anders als auf Socken betreten. Ziehen Sie also gefälligst Ihre Schuhe aus!

Balby beeilte sich ihrem peremtorischen Befehl zu folgen. Ich denke, Madame, es wird genügen, wenn ich diesem Familiengebrauch Ihres Hauses nachkomme, sagte er. Sie werden meinem Bruder diese Ceremonie ersparen können?

Und weshalb sollte ich das? fragte Madame Witte erstaunt. Seine Schuhe sind nicht reiner und schöner als die Ihrigen oder irgend eines andern Menschen. Haben Sie also die Güte, mein Herr, Ihre Schuhe gleichfalls auszuziehen.

Sie haben Recht, Madame, sagte der König ernsthaft, muß man doch, um in das Himmelreich zu gelangen, erst seinen ganzen alten Menschen ausziehen; es ist daher sehr wenig gefordert, daß man, um in ihr Putzzimmer zu gelangen, bloß seine Schuhe ausziehen soll.

Er bückte sich nieder, um die Schnallen seiner Schuhe zu lösen; als Balby ihm dabei behülflich sein wollte, wehrte er ihn zurück. Nicht doch, sagte er, Du sollst mir nicht die Schuhriemen lösen, Bruder Heinrich, denn Du bist mehr werth als das, und die Madame Witte möchte sonst denken, ich sei ein anmaßender Mensch und tyrannisire meinen Bruder. So, Madame, die Schnallen sind gelöst, da liegen meine Schuhe, und jetzt sind wir würdig in das Himmelreich Ihres Putzzimmers einzutreten.

Frau Witte öffnete mit unerschütterlichem Ernst die Thür und ließ sie eintreten, und indem sie sich dann in ihr eigenes Zimmer begab, sagte sie vergnügt vor sich hin: Jetzt werde ich morgen wieder abzustauben haben, denn die Kleider dieser Fremden waren sehr bestaubt, und alle Meubles werden blind davon sein!

Die beiden Herren Zollern warteten indeß im Putzzimmer auf die Ankunft des Herrn Witte. Der König freute sich mit fröhlichem Lachen der komischen Situation, während Balby seufzend auf die unbeschuheten Füße des Königs blickte und meinte, der König hätte der wunderlichen Laune dieser Holländerin nicht nachgeben und seine Schuhe nicht ausziehen sollen, denn der Fußboden sei kalt und der König riskire krank davon zu werden.

O nicht doch, sagte Friedrich, man wird nicht so leicht krank. Die Menschennatur in mir kann einen guten Puff vertragen, und wir haben noch von großem Glück zu sagen, daß wir so wohlfeilen Kaufes davon gekommen sind. Denn ein so reicher Banquier,

wie Herr Witte, ist hier so viel wie der Papst in Rom, und es scheint mir daher gar nicht viel gefordert, daß wir, um den holländischen Papst zu sehen, unsere Schuhe ausziehen mußten. Denke doch, was Kaiser Heinrich der Vierte Alles ausziehen mußte, ehe er den römischen Papst zu sehen bekam. Nicht blos seine Majestät und sein Kaiserthum, nicht bloß seine Schuhe, sondern auch seine Strümpfe und einige andere Dinge mehr. Im bloßen Hemde und auf bloßen Füßen mußte er den Papst erwarten. Madame Witte ist wirklich sehr gütig, daß sie nicht ein solches Costüm von uns für ihren Papst von Amsterdam verlangt.

Aber nachher bekam der Kaiser neben Papst Gregor dafür auch die schöne Mathilde zu sehen, sagte Balby lachend, und mir scheint, Madame Witte ist eine schlimme Entschädigung für unser Büßercostüm. Sie ist —

Die Thür hinter ihnen ward hastig geöffnet und Herr Banquier Witte trat ein. Anfangs schritt er mit ruhigem Lächeln vorwärts, dann blieb er, wie vom Schreck gelähmt, stehen und blickte den König an.

Mein Gott, Se. Majestät der König von Preußen, stammelte er. O, Majestät, welche ungeheuere Gnade lassen Sie meinem Hause wiederfahren, daß Sie es mit Ihrer Gegenwart beehren.

Sie kennen mich also? fragte der König lächelnd. Nun denn, ich bitte, daß Sie mein Incognito bewahren und dem Herrn Friedrich Zollern auf diesen Wechsel hier zehntausend Thaler auszahlen wollen.

Er schritt auf den Banquier zu, um ihm den Wechsel zu überreichen; aber jetzt stieß Herr Witte einen Schrei des Entsetzens aus und stürzte mit gerungenen Händen auf seine Knie nieder. Er hatte gesehen, daß der König ohne Schuhe war.

O, Majestät, Gnade, Gnade, flehte er händeringend. Verzeihung für meine unglückliche Frau, die nicht ahnen konnte, welch' ein Verbrechen sie begangen hat. Aber mein Gott, warum haben Eure Majestät ihrer unseligen Leidenschaft auch nachgegeben, warum haben Sie es nicht verweigert, die Schuhe auszuziehen?

Warum ich das nicht gethan habe? Nun, ma foi, weil ich dem König von Preußen eine Demüthigung ersparen wollte, denn ich glaube, die Madame Witte würde mich eher zum Hause hinausgeworfen, als mir erlaubt haben, daß ich mit meinen Schuhen dies Putzzimmer hier beträte.

Nein, Majestät, nein, sie würde —

In diesem Moment öffnete sich die Thür und Madame Witte, angelockt von den lauten Jammertönen ihres Mannes, trat ein.

Frau, rief ihr Mann, sich von seinen Knieen erhebend, komme her, falle nieder auf Deine Kniee und bitte um Verzeihung.

Nun, was habe ich denn gemacht? fragte sie verwundert.

Du hast von diesem Herrn verlangt, daß er die Schuhe auszöge.

Nun, und weiter?

Nun, sagte Herr Witte feierlich, indem er den Arm auf die Schulter seiner Frau legte und sie niederzudrücken versuchte, nun Frau, dieser Herr ist Se. Majestät der König von Preußen!

Aber dieses inhaltsschwere Wort that nicht die Wirkung, welche ihr Mann gehofft hatte. — Madame Witte blieb ruhig lächelnd auf ihren zwei unbeschuheten Füßen stehen und blickte den König nur neugierig und erstaunt an.

Jetzt flehe den König um Verzeihung an wegen Deiner Unziemlichkeit, befahl ihr Mann. Bedenke doch, Du hast ihn die Schuhe ausziehen lassen.

Nun, warum ist denn das eine Unziemlichkeit? fragte seine wackere Ehehälfte. Ziehe ich nicht selber jedes Mal die Schuhe aus, wenn ich hier eintrete? Und ist es doch mein Zimmer und nicht das des Königs von Preußen.

Herr Witte schlug mit einer Geberde des Entsetzens die Hände über seinem Haupte zusammen. Der König aber brach in ein lautes und herzliches Lachen aus.

Ah, Sie sehen also, daß ich Recht hatte, mein Herr, sagte er, nur dadurch, daß ich mich in Gehorsam fügte, konnte ich dem König von Preußen eine Demüthigung ersparen!*) Aber lassen Sie uns jetzt in Ihr Geschäftszimmer gehen und unsere Geldangelegenheiten ordnen. Dort werden Sie mir wohl erlauben, Madame, meine Schuhe anzulegen.

Herr Witte stürzte ohne ein Wort zu sagen in das Vorzimmer und holte die Schuhe des Königs, die er mit geschäftiger Eile, — nicht vor den König, sondern vor der Thür niedersetzte, welche in sein Geschäftszimmer führte.

Der König ging mit einem lebhaften Kopfnicken auf dem Teppichstreifen zu seinen Schuhen hin und ließ sie sich von Balby anziehen.

Madame, sagte er, ich sehe, daß sie wirklich Herrin in Ihrem Hause sind, und daß man Ihnen nicht mehr aus Zwang, sondern schon aus Instinkt gehorcht, selbst wenn man zu rebelliren scheint. Gott erhalte Ihnen Ihren starken Willen, und Ihren — guten Mann! Adieu!

Und jetzt, sagte der König, als sie mit ihrem

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Nicolai, Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrich des Großen, Sammlung 5, S. 31.

Gelde den Banquier Witte verlassen und in ihr Hotel zurückgekehrt waren, jetzt wollen wir alle Anstalten treffen, morgen in der Frühe abreisen zu können, denn um unser Incognito ist es geschehen. Herr Witte hat uns zwar sein Wort gegeben, zu schweigen, aber Madame Witte nicht; demgemäß wird morgen ganz Amsterdam wissen, daß der König von Preußen hier ist. Zum Glück weiß Herr Witte nicht, wo ich wohne, und so hoffe ich heute noch Ruhe zu haben, aber morgen ist's vorbei! —

Der König hatte ganz recht prophezeit. Frau Witte war eifrig bemüht gewesen, ihren Freundinnen die wichtige Nachricht mitzutheilen, daß der König von Preußen ihren Mann persönlich besucht habe und in Amsterdam sei. Die Nachricht wälzte sich wie eine Lawine von Haus zu Haus, von Straße zu Straße, und gelangte selbst bis an die Thür des ersten Bürgermeisters von Amsterdam, der trotz der späten Abendstunde noch die Mitglieder des Magistrats zusammenberief und mit ihnen eine wichtige Berathung hatte, in Folge deren Polizeibeamte nach allen Hôtels eilten, um die Liste der in den letzten Tagen dort eingetroffenen Fremden einzufordern, denn um den König begrüßen zu können, mußte man vor allen Dingen erst erfahren, wo er wohne.

In der Frühe des nächsten Morgens hielt ein einfacher Kaleschwagen, nur mit zwei Postpferden bespannt, vor dem Hôtel zum schwarzen Raben. Die Gebrüder Zollern wollten abreisen, und hatten eben zu dem größten Erstaunen der Frau van der Blaken nicht nur ihre Rechnung ohne Murren bezahlt, sondern auch ein überaus glänzendes Douceur für die Dienerschaft gegeben. Die Frau Wirthin war daher selbst auf den Hausflur getreten, um den beiden würdigen Herren Zollern Lebewohl zu sagen und nickte ihnen freundlich zu, als sie jetzt eben die Treppe hinunterkamen. Hinter ihnen ging der Diener mit dem kleinen Mantelsack und den beiden Musikkasten. Als er die Gastwirthin und den hinter ihr stehenden Oberkellner gewahrte, neigte Deesen sich näher zu dem König hin.

Majestät, darf ich? flüsterte er leise.

Jetzt noch nicht, erwiderte der König lächelnd. Erst wenn wir im Wagen sitzen!

Er schritt die Treppe hinunter, mit freundlichem Kopfneigen begrüßte er die Wirthin und trat mit Balby aus der Hausthür.

Siehst Du, Freund, wie richtig ich prophezeit hatte? sagte er, mit dem erhobenen Finger die Straße hinauf deutend. Laß uns einsteigen, es ist die höchste Zeit abzureisen, denn sieh nur dort, wie die schwarzen Raben herangeflogen kommen, weil sie einen Braten für ihren Schnabel gewittert haben.

Richtig! Von dem Ende der Straße her kam ein feierlicher, langer Zug von Menschen herangeschwankt. Voran die beiden Bürgermeister in den schwarzen, mit breiten rothen Aufschlägen versehenen Talaren, geschmückt mit den schweren goldenen Amtsketten, und den großen, gepuderten Allongeperücken. Ihnen folgten in ähnlichen Aufzügen die Herren Senatoren, denen ein unabsehbarer Zug der reichsten und vornehmsten Bürger der Stadt sich angeschlossen hatte.

Frau van der Blaken war hinausgetreten auf die kleine vor dem Hause befindliche Rampe und betrachtete erstaunt den sich nähernden Zug. Indem sie noch mit ihren Kellnern und Mägden überlegte, was derselbe zu bedeuten haben möchte, hatten die beiden Herren Zollern den Kaleschwagen bestiegen und der Diener sich neben den Postillon auf den Bock gesetzt.

Darf ich jetzt? fragte Deesen, sich zu dem König umwendend.

Jetzt darfst Du, sagte der König, aber eile Dich, denn sonst wälzt sich der Zug da heran und die Allongeperücken schnappen Dir Dein Geheimniß fort.

Frau Wirthin, rief Deesen von seinem Sitz hernieder, Frau Wirthin! Wissen Sie, was der Zug da zu bedeuten hat?

Nein, sagte sie vornehm, ich weiß es nicht.

Nun, ich will es Ihnen sagen, und merken Sie wohl auf. Der Magistrat kommt hierher, um den König von Preußen zu begrüßen.

Den König von Preußen! schrie Frau van der Blaken außer sich. Wo ist er.

Da ist er! rief Deesen mit einem entzückten Grinsen, indem er auf den König deutete. Und ich bin der Kammerhusar Seiner Majestät. Jetzt vorwärts, Postillon, rasch vorwärts.

Der Postillon hieb auf die Pferde und der Wagen rollte von dannen, dicht vorbei an dem Herrn Bürgermeister und seinen Senatoren, welche mit feierlichen Amtsmienen weiter marschirten, um den König von Preußen im schwarzen Raben zu begrüßen, und keine Ahnung davon hatten, daß er eben mit einem schadenfrohen Lächeln an ihnen vorüberfuhr.

Zwei Tage später stand der König mit Balby und seinem Kammerhusaren wieder neben dem preußischen Grenzpfahl, wo er beim Beginn der Reise in den vom Regen erweichten Lehmboden die Worte: Sire, Majestät! mit seinem Krückstock eingezeichnet hatte.

Sieh, sagte er, auf den Boden deutend, die beiden verhängnißvollen Worte sind nicht verwischt. Die Sonne hat den Boden verhärtet, und sie sind stehen geblieben. Nun muß ich sie wieder vom Boden aufnehmen und auf meine Schultern laden. Gieb mir Deine Hand, Balby. Der arme Musikant Friedrich Zollern will von seinem Bruder Abschied nehmen.

Aber ich nehme hier nicht blos von Dir Abschied, sondern, wie ich fürchte, auch von meiner Jugend. Diese Reise ist mein letzter Jugendstreich gewesen! Jetzt werde ich alt und — auch kalt werden. Aber Eins will ich Dir noch sagen, ehe ich wieder König werde! So ganz unzufrieden bin ich damit nicht, denn im Vertrauen gesagt, es scheint mir ziemlich schwer, ein gewöhnlicher Mensch zu sein, und es ist mir so vorgekommen, als ob damit manche Demüthigungen und manche unvermeidliche Beleidigungen verbunden sind. Die Menschen, scheint es, lieben und vertrauen sich nicht sonderlich unter einander, und Einer rächt sich am Andern für die Unbill, die er selber vom Dritten erfahren hat. — Außerdem verstehe ich mich nicht recht auf die Höflichkeiten des gewöhnlichen Lebens, und man hat mir deshalb, wie Du weißt, manche Nase zu Theil werden lassen. Da scheint's mir denn doch im Ganzen bequemer, Nasen auszutheilen, als zu empfangen, und so will ich denn mich entschließen, wieder König zu sein.

Wollen mir Eure Majestät noch ein Wort erlauben? fragte Deesen vortretend.

Sprich, Deesen!

Nun, so danke ich dem Herrn Zollern, daß er mir das Leben gerettet hat, denn so wahr ein Gott lebt, ich wäre erstickt vor Aerger, wenn ich diesen hochmüthigen Holländern nicht hätte sagen dürfen, wer der Herr Zollern und wer ich selber sei!

Das letztere war wohl die Hauptsache dabei, sagte der König lächelnd, der König sollte dem Kammerhusaren nur als Folie dienen. Nun vorwärts! Lebe wohl, blauer Himmel, Freiheit und Jugendlust! Lebe wohl, Friedrich Zollern! Da! Jetzt stehe ich auf preußischem Boden, die heitere Stunde ist vorüber, und ich fürchte, Balby, der Ernst des Lebens wird uns bald mächtig fassen. Mag es denn sein! Ich nehme meine Bestimmung auf mich! Ich bin wieder Friedrich von Hohenzollern!

Und ich habe die Ehre der Erste zu sein, welcher Eure Majestät auf preußischem Boden begrüßt, sagte Balby, indem er sich tief vor dem König verneigte.

XVI.

Die unglückliche Nachricht.

Prinzessin Amalie war allein in ihrem Zimmer. Sie lag, in tiefes Sinnen verloren, auf dem Canapee mit gen Himmel gewandten Augen, mit zitternden Lippen, welche zuweilen ein Wort der Klage oder des Flehens murmelten.

Amalie war krank; sie war es geblieben seit jenen unheilsvollen Tagen, wo sie absichtlich ihr Antlitz entstellte, um dadurch sich zu erretten vor der verhaßten Heirath. Ihre Augen hatten niemals ihren früheren Glanz, ihr früheres Feuer wieder erhalten, sie waren immer geröthet und wie von Thränen verschleiert. Ihre Stimme hatte für immer den Metallklang und die Jugendfrische verloren, sie drang wie dumpfe Grabestöne aus ihrer ächzenden und keuchenden Brust hervor. Peinvolle Schmerzen durchrüttelten zuweilen ihren ganzen Körper und zogen ihre Glieder in wilden Krämpfen zusammen.

Sie hatte das Ansehen einer Frau von sechszig Jahren, welche dem Grabe zuschwankt. Aber in diesem so hinfälligen, so zerbrechlichen, zitternden Körper wohnte immer noch eine starke, kräftige, gesunde Seele, in diesem zerfallenen, ächzenden Busen wohnte ein glühendes, jugendfrisches leidenschaftliches Herz.

Und dieses Herz hatte mit einer eigensinnigen und krankhaften Gewalt sich angeklammert an die Liebe ihrer ersten Jugendjahre; es hatte in wildem Trotz gegen ihr eigenes Verhängniß sich selber das Gelübde gethan, nimmer zu entsagen, nimmer die Treue zu brechen, sondern Alles zu dulden, Alles zu leiden um der Liebe willen, und unter den Stürmen und Schmerzen eines vereinsamten, unverstandenen und viel gemißbilligten Daseins einherzugehen mit unerschütterlicher Resignation, mit nie zu beugendem Muth. — Sie war die Märtyrerin ihrer Geburt und ihrer Liebe geworden, und sie hatte ihr Märtyrerthum auf sich genommen mit trotziger Entschlossenheit, mit begeisterter, freudiger Resignation.

Jahre waren vergangen, seit sie Trenck zum letztenmale gesehen, aber sie liebte ihn noch. Sie wußte, daß er nicht mit der Treue, welche sie sich gegenseitig geschworen, seine Liebe bewahrt habe, — aber sie liebte ihn noch! Sie hatte ihrem königlichen Bruder feierlich gelobt, diesen thörichten und phantastischen Wünschen einer endlichen Vereinigung mit dem Geliebten für immer zu entsagen, aber sie liebte ihn noch. Da sie nicht für ihn leben durfte, wollte sie wenigstens für ihn leiden, da sie ihn nicht besitzen konnte mit ihrer Person, wollte sie ihm wenigstens angehören mit ihrer Seele und ihren Gedanken. Und in ihren Gedanken war sie Sein, ganz nur Sein; er hatte ein heiliges, unverlierbares Recht auf sie, denn im Angesicht Gottes hatte sie sich für das ganze Leben und über das Grab hinaus ihm zum Weibe gelobt. Freilich war kein Priester dabei gewesen, aber Gott selber war der Priester gewesen, der sie vereinte! Freilich hatten keine menschlichen Zeugen ihre heiligen Gelübde vernommen, aber die Sterne waren zugegen gewesen, sie hatten mit funkelnden Liebesaugen zu ihr herniedergeschaut und die heiligen Schwüre der Liebe gehört, welche sie mit Trenck einst ausgetauscht. — Sie war also sein, unverlierbar, ewig! Er hatte also ein Recht auf sie, auf ihre Treue, ihre Liebe, ja, auch auf ihre Duldsamkeit und ihr Verzeihen. Wenn er sich auch von ihr verirren mochte, sie durfte es nicht thun, sie mußte immer bereit sein, seinen Ruf zu hören und ihm die Hülfe darzubringen, welche er begehrte.

Diese Liebe war ihre Religion, ihre Lebenskraft, ihr Lebenszweck geworden; sie hatte sie als Talisman auf ihre zerfallene Brust gelegt, um aus ihr Stärkung einzuathmen; sie würde gestorben sein ohne sie, und nur um ihr zu dienen lebte sie und bekämpfte ihre Schmerzen.

Aber es war ein schmerzvolles, freudenloses Dasein, eine nie endende Marter, ein unausgesetzter Kampf. Einsam und ungeliebt stand sie da inmitten ihrer Familie, gefürchtet und gemieden von dieser leichtfertigen, vergnügungslustigen, nach Zerstreuung und Genuß jagenden Hofgesellschaft, die in ihrer trüben Nähe sich immer wie von unwillkührlichem Grauen, wie von einem Athemzug des Todes angefröstelt fühlte; ihrer Umgebung und ihrer Dienerschaft ein Gegenstand der Last und Mühwaltung, für Niemand ein Gegenstand der Liebe, der freiwilligen Pflege und Anhänglichkeit. Die einzige, welche sie treu und wahrhaft geliebt, ihr Hoffräulein Erneſtine von Haak, auch diese hatte sie verlassen und war mit ihrem Gatten weithin in die Ferne

gezogen. Prinzessin Amalie war jetzt ganz allein. Sie hatte Niemand, dem sie ihre Klagen und ihre Sorgen und Befürchtungen aussprechen konnte, Niemand, der den unterdrückten Angstschrei ihres Busens verstand, für ihre qualvollen Seufzer ein Wort des Trostes und des Mitgefühls hatte.

Sie war ganz allein; aber dies Bewußtsein stählte ihre Kraft und legte sich wie ein undurchdringlicher Panzer um ihre Seele. In diesem Bewußtsein gab sie sich ganz hin an ihre Gedanken, an ihre Träume. So lebte sie ein wunderbares, zauberhaftes Doppelleben, ein zweifaches Dasein. Von außen alt, gramerfüllt, krank und zerbrochen, war sie innerlich jung, lebensfrisch, gluthvoll und energisch, ausgerüstet mit unerschütterlicher Kraft und gestählt an den Feuern ihrer eigenen Schmerzen.

Sie lag auf dem Canapee und blickte träumend gen Himmel. Eine seltsame, unerklärliche Angst war in ihr, und machte sie erbeben in geheimnißvollen Schauern. Immer hatte sie das gefühlt, wenn Ihm irgend ein Unglück begegnet, wenn ihr von Trenck eine schlimme Nachricht gekommen war. Es war, als ob ihre Seele an ihn wie durch eine electrische Kette gebunden sei, und sie vermöge dieses electrischen Stromes im selben Moment den Schlag empfände, der ihn betroffen. — Amalie glaubte an solche Vorbedeutungen; sie glaubte an Träume und Prophezeihungen, wie es leicht Diejenigen thun, welchen das Schicksal die Wirklichkeit des Glückes versagt hat, und die dasselbe daher nur in ihren Träumen und Gesichten aufsuchen können. — Sie liebte es daher, sich von Wahrsagern und Kartenschlägern ihre Zukunft verkünden, und sich vorbereiten zu lassen auf die dunklen und traurigen Ereignisse, welche ihr bevorstanden.

Gestern hatte der berühmte Sterndeuter Pfannenstiel sie vor nahem Unglück gewarnt, und ihr gesagt, daß eine Wolke von Thränen im Begriff sei, sich auf sie niederzusenken. Prinzessin Amalie glaubte an seine Worte, und erwartete mit entschlossenem Muthe das Zerplatzen dieser Wolke, von der sie sich jetzt schon wie in graue Schleier eingehüllt fühlte.

In solchen Gedanken ward sie durch ein leises Klopfen an ihre Thür unterbrochen, und ihre Hofdame trat herein, um ihr zu melden, daß der Ober-Kammerherr Baron von Pöllnitz sie um eine Audienz bitte.

Amalie schreckte zusammen und richtete sich mit ungewohnter Kraft aus ihrer ruhenden Stellung empor.

Lassen Sie ihn eintreten, sagte sie hastig. Die Hofdame entfernte sich, um ihn zu holen; Amalien schien dieser kurze Moment der Erwartung eine Ewigkeit der Angst; sie preßte ihre Hand auf ihr Herz, welches mit seinen stürmischen Schlägen ihre Brust zu zersprengen drohte, sie blickte mit starren weit aufgerissenen Augen nach der Thür hin, durch welche er eintreten mußte, und ein Schauder überlief sie, als sie das ewig lächelnde, ewig unveränderte Antlitz des unverwüstlichen Höflings gewahrte, der jetzt an der Seite des Fräuleins von Marwitz ihr Boudoir betrat.

Wissen Sie, Pöllnitz, sagte sie in ihrer rauhen, herrischen Weise, wissen Sie, daß ich glaube, Ihr Gesicht ist nicht von Fleisch und Blut, sondern es ist aus Stein gehauen, oder es ist wenigstens eines Tages versteinert. Vielleicht hat einmal, als Sie gerade über irgend eine Bosheit lachten, die Uhr geschlagen, und da ist Ihr Lächeln versteinert und es thaut nun niemals wieder auf und Sie müssen immer lächeln mit diesem versteinerten, fratzenhaften Lächeln, das ich nun kenne, so lange ich lebe, und das immer am hellsten auf Ihrem Gesicht leuchtet, wenn Sie irgend ein Unglück zu verkünden haben.

Nun, dann muß es heute wenigstens sehr trübe sein, dieses versteinerte Lächeln, sagte Pöllnitz lachend, denn ich komme durchaus nicht als Unglücksbote, sondern wenn Eure Königliche Hoheit erlauben, als eine Art postillon d'amour.

Prinzessin Amalie zuckte leicht zusammen und ein einziger Blick ihres Auges flog hinüber nach ihrer Hofdame, dem Fräulein von Marwitz, von welcher sie sehr wohl wußte, daß diese von ihrer Mutter ihr als Aufseherin und Spionin zuertheilt worden, und daß sie die Pflicht hatte, jeden Tag der Königin Mutter zu referiren, was sich in den Zimmern der Prinzessin zugetragen habe. Sie sah sehr wohl, daß Fräulein von Marwitz mit schärfster Aufmerksamkeit Pöllnitz beobachtete, und seine Mienen wie seine Worte ihrem strengsten Examen unterzog.

Pöllnitz fuhr indessen vollkommen unbefangen fort: Sie erstaunen, Königliche Hoheit? Es scheint Ihnen, daß dies versteinerte Gesicht sich wenig schicken will für einen postillon d'amour, und dennoch bin ich ein solcher, und ich muß Euer Königliche Hoheit um Erlaubniß bitten, Ihnen sogleich meine Botschaft vortragen zu können.

Aber ich gebe Ihnen diese Erlaubniß nicht, sagte Amalie rauh. Ich habe nichts zu schaffen mit Amor, und finde ihn eben so langweilig und alt, wie den Boten, den er mir gesandt hat. Gehen Sie also zurück zu Ihrem Gott und sagen Sie ihm, daß meine Ohren taub gewesen sind für seinen Liebesgruß, und daß das heisere Gekrächze des Raben mir melodiöser erklingt, als die zartesten Liebesworte, die Pöllnitz flöten kann.

Die Prinzessin sagte das in der scharfen, abstoßenden Weise, welche ihr eigen war, und die sie

gewissermaßen als einen Stachelpanzer um ihre wunde Brust gelegt, um sich damit zu schützen vor jeder Berührung und jeder Annäherung. Und sie hatte diesen Zweck vollkommen erreicht; man kannte und fürchtete ihre stachlichte Nähe und wich ihrer Berührung, welche immer verwundete, gern aus; man erzählte sich ihre scharfen und beißenden Bonmots, man machte aus ihren sanglanten und schneidenden Witzworten einen willkommenen und erheiternden Stoff der Unterhaltung und Belustigung, und ahnte und wußte, daß Amalie nur deshalb solche spitzen und verwundenden Pfeile um sich her schleuderte, um allein zu sitzen auf dem Isolirstuhl ihres Kummers, um Alle so fern von sich zu halten, daß Niemand ihre Seufzer und ihr Aechzen hören und den Gram in ihren Mienen lesen könne.

Prinzessin Amalie.

Und dennoch, allergnädigste Prinzessin, bitte ich um Gehör, sagte Pöllnitz mit seiner unverwüstlichen guten Laune. Wenn meine Stimme rauher ist, wie die jenes Raben, nun so gebe mir Eure Königliche Hoheit Zuckerbrod, und sie wird sanft werden, wie die eines unschuldigen Mädchens.

Ich denke, ein Ducaten wäre Ihnen lieber, Pöllnitz, sagte Amalie scharf. Mit Zuckerbrod ist Pöllnitz nicht zu gewinnen, aber für Geld folgt er dem Teufel in die Hölle.

Da haben Eure Königliche Hoheit Recht. Ich wünsche überhaupt nicht in den Himmel, sondern in die Hölle zu kommen, denn dort werde ich immer in der besten und interessantesten Gesellschaft sein. Die genialen Leute sind alle geborene Teufelsbraten, und eine gewisse Genialität haben mir Eure Hoheit ja immer zuerkannt. Sei es also, ich nehme den Ducaten an, welchen Eure Königliche Hoheit mir bieten und erlaube mir nun, meine Botschaft vorzutragen. Ich komme nämlich als Bote Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich. Er sendet seiner vielgeliebten Prinzessin Schwester seine herzlichsten Grüße, und bittet, daß Höchst Sie ihm die Ehre erzeigen, ihn heute über acht Tage zu einem Feste, das er in Rheinsberg geben wird, zu besuchen.

Ist der Herr Ober-Kammerherr des Königs jetzt Hoffourier des Prinzen Heinrich geworden? fragte Amalie.

Nein, Königliche Hoheit, ich pfusche heute nur dem Fourier gelegentlich in's Handwerk, denn diese Einladung ist nicht der Hauptzweck meiner Sendung, sondern nur eine gelegentliche Bestellung.

Ich wußte es wohl, sagte Amalie mit ironischem Lachen. Mein Bruder liebt mich nicht so sehr, daß er mich zu seinen Festen einladen sollte, wenn er damit nicht einen Nebenzweck verbindet. Nun, was will der Prinz Heinrich von mir?

Eine Gefälligkeit, Königliche Hoheit. Er wünscht zum Geburtstag seiner Gemahlin von seinen französischen Schauspielern Voltaire's Rome sauvée aufführen zu lassen, in welchem vor einigen Jahren Eure Königliche Hoheit so große Triumphe feierten. Der Prinz erinnert sich, daß Voltaire die Rolle der Aurelie damals für Sie eingerichtet, und mit Zusätzen und Abänderungen versehen hat, und bittet daher durch mich, den augenblicklichen directeur des spectacles de Rheinsberg, ob Sie ihm diese Rolle nicht für seine Actrice überlassen wollten.

Warum fordert er mich nicht lieber auf, selber diese Rolle zu spielen? fragte die Prinzessin mit einem grausamen Spott über sich selber. Mir scheint, ich würde mich sehr gut ausnehmen als Aurelie, und meine sanfte Flötenstimme würde sehr viel Eindruck

auf das Publikum machen müssen. Es ist sehr grausam von meinem Bruder, mir eine Rolle abfordern zu lassen, in deren Besitz ich noch bin. Das heißt mir beweisen, daß ich alt und häßlich geworden bin.

Nein, Königliche Hoheit, das heißt nur, daß diesmal diese Tragödie von wirklichen Schauspielern, und nicht wie damals von Liebhabern gespielt werden soll.

Sie haben Recht, sagte Amalie, plötzlich ernst werdend, damals ward sie von Liebhabern ausgeführt. Das ist jetzt vorüber, unsere Träume sind ausgeträumt, wir sind keine Liebhaber mehr. — Fräulein von Marwitz, haben Sie die Güte und holen Sie diese Rolle, welche mein Bruder fordert. Es ist ein Manuscript zum Theil von Voltaire's eigener Hand geschrieben. Sie finden es in dem Bureau, welches in meinem Toilettenzimmer steht.

Fräulein von Marwitz entfernte sich, das Verlangte zu holen, aber indem sie es that, blickte sie argwöhnisch noch einmal auf Pöllnitz zurück und ließ, wie in Zerstreutheit, die Thür nach dem Nebengemach, welches sie zu passiren hatte, um in das Toilettenzimmer zu gelangen, offen.

Indeß kaum war das Hoffräulein in der zweiten Thür verschwunden, als Pöllnitz mit jugendlicher Eilfertigkeit nach der Thür hinsprang und diese schloß.

Prinzessin, sagte er dann hastig, dieser Auftrag des Prinzen war nur ein Vorwand; ich habe dem Kammerherrn des Prinzen diese Bestellung abgenommen, um ohne Aufsehen zu Ihnen gelangen und das spionirende Hoffräulein entfernen zu können. Jetzt hören Sie mich wohl an. Der österreichische Legationsrath von Weingarten war heute bei mir.

Ah, Weingarten, murmelte die Prinzessin, und ihre ganze Gestalt erbebte. Er hat Ihnen also einen Brief für mich gegeben? Schnell, schnell, geben Sie ihn mir!

Nein, Königliche Hoheit, er hat mir keinen Brief gegeben, denn es scheint, als wenn Derjenige, welcher sonst ihm Briefe sandte, nicht mehr im Stande ist, das zu thun.

Er ist todt? rief Amalie entsetzt, indem sie, wie vom Blitz getroffen, zusammensank.

Nein, Prinzessin, er ist nicht todt, aber in großer Gefahr. Es scheint, daß Herr von Weingarten in großer Geldnoth ist, denn für hundert Louisd'or, die ich ihm versprach, vertraute er mir, daß man Trenck bei dem König verdächtigt und ihm gesagt habe, Trenck beabsichtige einen Mordversuch auf ihn.

Die elenden Lügner und Verleumder! rief Amalie verachtungsvoll.

Der König, wie es scheint, hat an diese Verleumdungen geglaubt, denn er hat an seinen Ministerresidenten die Ordre ergehen lassen, bei dem Senat von Danzig auf die Auslieferung Trenck's anzutragen.

Trenck ist nicht in Danzig, sondern in Wien.

Trenck ist in Danzig, oder vielmehr war in Danzig.

Und jetzt?

Jetzt, sagte Pöllnitz feierlich, jetzt ist er auf dem Wege nach Königsberg, und von da wird er weiter transportirt nach irgend einer andern Festung, zuerst aber nach Berlin.

Die unglückliche Prinzessin stieß einen Schrei aus, der dumpf und unheimlich wie das Todesgeschrei der Nachteule erklang. Er ist also gefangen? ächzte sie.

Ja, gefangen, Königliche Hoheit, aber noch auf dem Transport. So lange er noch nicht die Schwelle seines Kerkers überschritten hat, ist es noch möglich ihn zu retten. Herr von Weingarten, welcher, wie es scheint, Eurer Königlichen Hoheit sehr ergeben ist, hat mir für Sie die ganze Transporttour aufgezeichnet. Hier ist sie.

Er reichte der Prinzessin ein kleines Blatt Papier hin, das diese mit zitternder Hand ergriff, indem sie mit hastigen Blicken dessen Inhalt überflog.

Er kommt durch Cöslin, sagte Sie dann fast freudig. Das ist noch eine Aussicht auf Rettung. In Cöslin steht mein Jugendfreund, der Herzog von Würtemberg, er wird mir beistehen, ihn zu retten. Pöllnitz, Pöllnitz, schnell, schaffen Sie mir einen Courier, der sofort abgehen und dem Herzog einen Brief von mir überbringen kann.

Das wird schwer, wenn nicht unmöglich sein, sagte Pöllnitz bedenklich.

Sie flog mit jugendlicher Lebendigkeit von ihrem Sitz empor. Ihre Augen hatten ihr altes Feuer, ihre Züge ihre frühere Elasticität und Beweglichkeit wieder gewonnen. Die Gluth ihrer Seele hatte die Schwäche ihres Körpers überwunden; sie hatte ihre ganze Energie und Thatkraft wieder gefunden.

Nun denn, sagte sie entschlossen und fest, und selbst ihre Stimme war jetzt fest und tonvoll, nun denn, so werde ich selbst gehen, und wehe dem, der es wagen will, mich zurückzuhalten. Man hat mir Seebäder verordnet, ich reise heute in dieser Stunde noch ab, um sie in Cöslin zu gebrauchen. Aber nein, nein, ich werde nicht rasch genug reisen können. Pöllnitz, Sie müssen mir einen Courier schaffen.

Ich will es versuchen, sagte Pöllnitz. Für Geld kann man Alles haben auf der Welt, und ich denke, es wird Eurer Königlichen Hoheit auf einige Louisd'or mehr oder weniger nicht ankommen.

Schaffen Sie mir einen Boten und ich will ihm jede Stunde Weges mit einem Goldstück bezahlen.

Dann werde ich einen Boten schaffen, ich werde

meinen eigenen Diener schicken, Königliche Hoheit. In einer halben Stunde soll er reisefertig sein.

Gott sei gelobt! seufzte Amalie, es wird also vielleicht doch noch möglich sein, ihn zu retten. Lassen Sie mich jetzt rasch den Brief schreiben, und dann senden Sie Ihren Boten ab. Er soll eilen, als ob er Flügel hätte, als ob der Wind ihn auf seinen Rücken genommen. Je früher er mir das Antwortschreiben des Herzogs bringt, desto größer soll seine Belohnung sein. Oh, ich will ihn belohnen, als ob ich eine stolze Königin und nicht eine arme, schmerzbeladene Prinzessin wäre!

Schreiben Sie, Prinzessin, schreiben Sie, drängte Pöllnitz. Oder nein, haben Sie die Güte, mir, bevor Fräulein von Marwitz zurückkehrt, die hundert Louisd'or zu geben, welche ich Herrn von Weingarten für seine Benachrichtigung versprochen habe, und dann mögen Eure Königliche Hoheit, wenn Sie wollen, für mich die Ducaten hinzufügen, von welchen Sie die Gnade hatten zu sprechen.

Prinzessin Amalie antwortete nicht. Sie trat zu ihrem Schreibtisch, und schrieb mit fester und sicherer Hand einige Zeilen, die sie alsdann Pöllnitz hinreichte.

Nehmen Sie, sagte sie fast verächtlich. Es ist eine Anweisung auf meinen Banquier, Herrn Orguelin; er wird Ihnen für dies Papier das Geld des Herrn von Weingarten und die versprochenen Ducaten für Sie auszahlen. Ich danke Ihnen, daß Sie sich Ihre Dienste bezahlen lassen, denn das überhebt mich der Last der Dankbarkeit. Dienen Sie mir auch ferner treu, und Sie sollen meine Hand immer offen und meine Börse immer gefüllt finden. Und jetzt lassen Sie mir Zeit, an den Herzog zu schreiben und ihm —

Prinzessin, ich höre das Hoffräulein kommen, flüsterte Pöllnitz.

Amalie entfernte sich eilfertig von dem Schreibtisch und schritt auf die Thür zu, durch welche Fräulein von Marwitz eintreten mußte.

Ah, endlich kommen Sie, sagte sie, als das Hoffräulein jetzt die Thür öffnete. Ich war schon im Begriff selbst zu gehen, weil ich fürchtete, Sie könnten die Papiere nicht finden.

Es ist mir allerdings schwer geworden, sie aus der Masse anderer Bücher und Papiere herauszufinden, sagte Fräulein von Marwitz, deren argwöhnische Blicke im Zimmer umherflogen. Indessen ist es mir endlich doch gelungen. Hier sind die Papiere, Königliche Hoheit.

Die Prinzessin nahm sie und blätterte darin suchend umher. Ah, ich dachte es mir, sagte sie dann. Es fehlt da ein Monolog, welchen Voltaire für mich geschrieben. Ich gab das Manuscript an den König, und habe es noch nicht wieder erhalten. Aber ich denke, mein Gedächtniß ist das Einzige, was an mir gesund geblieben ist und seine Kraft nicht verloren hat; vielleicht ist dies das einzige Unglück, an welchem ich kranke, daß ich nicht vergessen kann, sondern ein gutes Gedächtniß habe. Nun, ich will es heute einmal erproben, und diesen schönen Monolog aus dem Gedächtniß aufzuschreiben versuchen. Aber dazu muß ich allein sein! Ich bitte also, Fräulein von Marwitz, gehen Sie mit Pöllnitz in den Salon. Er mag Ihnen dort etwas von der chronique scandaleuse unseres tugendhaften Hofes erzählen, während ich hier den Monolog aufschreibe.

Und nun, sagte sie, als sie allein war, nun, Gott! gieb mir die richtigen Worte ein, um die Seele des Herzogs zu rühren, und ihn für meinen Plan zu gewinnen!

Mit fester und sicherer Hand schrieb sie: „Weil Sie glücklich sind, Herzog, werden Sie des Unglücks sich erbarmen, weil Sie seit einigen Tagen an der Seite Ihrer jungen neuvermählten Gemahlin das reine Glück vereinigter Liebe kennen gelernt, werden Sie die Verzweiflung Derer ermessen können, welche lieben und sich niemals angehören können. Im Vertrauen darauf erinnere ich Sie an jenen Tag, wo ich Ihnen bei dem König, meinem Bruder, einen Dienst erweisen konnte. Damals versprachen Sie mir, wenn es einst in Ihrer Macht stände, mir zu vergelten, und ich mußte Ihnen versprechen, wenn ich einst in irgend einer Sache der Hülfe bedürfe, mich an Sie allein zu wenden. Der Augenblick, dies Versprechen einzulösen, ist gekommen! Ich bedarf der Hülfe. Nicht für mich! Mir kann nur Gott helfen und der Tod! Ich bedarf der Hülfe für einen Mann, der mit mir dieselbe Galeerenkette des Unglücks trägt. Sie kennen ihn, erbarmen Sie sich seiner. Vielleicht trifft er mit meinem Brief zugleich bei Ihnen ein. Herzog, wollen Sie der Gefangenwärter eines Unglücklichen sein, der nur deshalb leiden mußte, weil ich eine Fürstentochter bin? Freund, sollen Ihre Offiziere die Büttel sein, welche das Schlachtopfer unseliger und von mir Tag und Nacht beweinter Verhältnisse in einen ewigen Kerker abführen! Oh, mein Gott, mein Gott, Du hast dem Vogel seine Flügel gegeben, und dem Pferd seinen raschen Lauf, Du hast gesagt, daß der Mensch der König der Schöpfung sein soll, Du hast ihm das Siegel der Freiheit auf die Stirn gedrückt. Es ist sein heiligstes Besitzthum! Freund, wollen Sie es zugeben, daß man einem edlen Menschen, welcher nichts mehr hat, als dieses letzte Besitzthum, daß man ihm es raube? Oh, Herzog, seien Sie für meinen unglücklichen Freund einmal die Gottheit, welche den Menschen frei macht, und ich will Sie dafür segnen und verehren mein ganzes Leben lang! Amalie."

Wenn er diesen Schmerzensschrei meiner Seele nicht hört und nicht versteht, flüsterte Amalie, indem sie das Papier zusammenfaltete und siegelte, wenn er den grausamen Muth hat, mich umsonst zu ihm flehen zu lassen, so werde ich ihm dereinst in meiner Sterbestunde noch fluchen, und ihn anklagen als den Mörder meiner letzten Hoffnung!

Sie rief Pöllnitz wieder zu sich zurück und übergab ihm mit einem vielsagenden Blick den Brief.

Mein Gedächtniß hat mich wirklich nicht betrogen, sagte sie mit einem matten Lächeln zu ihrer Hofdame, welche hinter Pöllnitz eingetreten war, und deren scharfes Auge auf den Brief in des Barons Hand sich richtete. Ich bin im Stande gewesen, den ganzen Monolog aufzuschreiben. Bringen Sie also dieses Papier meinem Bruder, Pöllnitz. Ich habe einige freundliche entschuldigende Worte für ihn hinzugefügt, denn ich kann seine Einladung nicht annehmen, und werde der Aufführung des Drama's nicht beiwohnen. Gehen Sie zu meinem Bruder, Herr Ober-Kammerherr!

Nun ich denke, ich habe da ein ziemlich lucratives Geschäft gemacht, sagte Pöllnitz zu sich selber, als er die Prinzessin verlassen hatte, fünfzig Friedrichsd'or habe ich Weingarten versprochen, bleiben also für mich fünfzig Friedrichsd'or übrig, ungerechnet die Ducaten, welche mir die Prinzessin Amalie noch außerdem verschrieben hat, und deren Zahl ich nicht einmal kenne. Zudem werde ich kein solcher Esel sein, meinem Spitzbuben von Diener, welcher mich alle Tage bestiehlt, die Belohnung zu geben, welche die Prinzessin ihm bestimmt hat. Er ist mein Sclave, und wenn ich ihn für Andere arbeiten lasse, so ist das meine Angelegenheit, und mir gebührt der dafür ausgesetzte Lohn.

Höre einmal, Jean, sagte Pöllnitz, als er in seine Wohnung zurückgekehrt war, zu seinem Kammerdiener, welcher indeß zugleich auch sein Reitknecht, sein Jokey und sein Kutscher war, höre einmal, Jean, weißt Du ganz genau, wieviel Du im Ganzen für mich ausgelegt hast?

Ganz genau, Herr Baron, erwiderte der Diener mit einem freundlichen Aufblitzen seiner Augen, weil er glaubte, die Stunde der Bezahlung sei endlich gekommen. Eure Gnaden schulden mir drei und fünfzig Thaler, vier Groschen und fünf Pfennige.

Gemeine Seele, welche im Stande ist, solche Bagatelle bei Heller und Pfennig im Gedächtniß zu behalten! rief Pöllnitz mit verächtlichem Achselzucken. Nun höre, ich habe einen dringenden und wichtigen Auftrag für Dich. Du wirst sogleich Dein Pferd satteln und diesen Brief an seine Adresse bringen, an den Herzog von Würtemberg nämlich. Du wirst Tag und Nacht reiten und nicht eher ruhen, als bis Du dort bist und den Brief in die eigenen Hände des Herzogs abgeliefert hast. Dann erlaube ich Dir einen Rasttag für Dein Pferd und für Dich. Deine Rückreise machst Du eben so schnell, wie Deine Hinreise, und wenn Du heute in acht Tagen wieder hier bist, werde ich Dich königlich belohnen.

Das heißt, Eure Gnaden? fragte Jean in höchster Spannung.

Das heißt, ich werde Dir die Hälfte Deiner Auslagen wiedererstatten, wenn Du in acht Tagen wieder hier bist. Bleibst Du einen Tag länger, so bekommst Du nur ein Drittel.

Und wenn ich einen Tag früher komme? fragte Jean seufzend.

So gebe ich Dir noch einen Thaler extra zur Belohnung, sagte Pöllnitz mit feierlicher Würde.

Aber Eure Gnaden werden mir doch außerdem wenigstens noch ein Reisegeld bewilligen? fragte Jean schüchtern.

Elender, unverschämter Bettler, welcher immer mehr fordert, je mehr man ihm bewilligt, rief Pöllnitz mit edlem Unwillen. Lerne an Deinem Herrn, daß es nichts Gemeineres und Miserableres giebt, als das Geld, und daß nur derjenige eine wahrhaft noble Gesinnung hat, welcher niemals um des Geldes, sondern immer nur um der Ehre willen, Anderen Dienste leistet.

Aber Eure Gnaden, da ich die Ehre gehabt habe alle meine Ersparnisse für Eure Gnaden auszulegen, habe ich auch nicht einen Groschen mehr, um damit auf der Reise für mich und mein Pferd Lebensmittel anzuschaffen.

Was Deine Ersparnisse anbetrifft, sagte Pöllnitz, so sind sie jedenfalls bei mir sicherer aufgehoben, als bei Dir. Du würdest sie vergeudet haben, während ich sie Dir zusammenhalte. Zudem giebt es leider kein anderes Mittel mehr, die Diener treu und anhänglich zu erhalten, als indem ihre Herren sie durch das gemeinste und elendeste Band, durch den Eigennutz, an sich fesseln. Du würdest mir schon hundertmal entlaufen sein, wenn der Eigennutz Dich nicht an mich fesselte, denn Du weißt sehr wohl, daß, wenn Du Dich ohne meine Erlaubniß von mir entfernst, ich Dich dadurch strafen würde, daß ich Dir Dein Geld nicht wiedergäbe, sondern es an die Armenkasse auslieferte. Aber jetzt genug des müßigen Plauderns. Mache Dich reisefertig, in einer halben Stunde muß Berlin schon hinter Dir liegen. Ich bewillige Dir einen Thaler Reisediäten für jeden Tag. Nun eile Dich! Und denke daran, daß, wenn Du länger als acht Tage ausbleibst, ich Dir nur ein Dritttheil Deiner Ersparnisse, die Du mir in Verwahrsam gegeben, ausbezahlen werde.

Diese fürchterliche Drohung mußte bei dem armen

Jean ihre Wirkung gethan haben, denn genau acht Tage später konnte Pöllnitz mit triumphirendem Gesicht der Prinzessin Amalie verstohlener Weise ein kleines Briefchen in die Hand drücken, das so lautete:

„Ich danke Ihnen, Prinzessin, daß Sie meiner gedacht, und mir Gelegenheit gegeben haben, einem Unglücklichen hülfreich zu sein. Sie haben Recht, Gott hat die Menschen geschaffen, um frei zu sein. Auch bin ich kein Gefängnißwärter und meine Offiziere sind keine Büttel. Sie haben freilich die Pflicht, den unglücklichen Mann, welcher seit gestern hier ist, und den ich auf drei Tage als Gast in mein Haus genommen habe, von hier aus weiter zu geleiten, aber seine Füße werden frei sein, wie seine Hände, und wenn er von den Vögeln die Schnelle, und von dem Rosse den raschen Lauf gelernt hat, wird seine Flucht ihm diesmal weniger Mühe machen, als einst die Flucht aus der Citadelle von Glatz, denn meine Offiziere wachen nicht immer und Gottes Welt ist so groß, daß sie dieselbe unmöglich ganz und gar überwachen können. Bis zu dem Flecken Böslin stehen meine Regimenter. Den Offizier, welcher abgesetzt wird, weil er nicht wachsam genug gewesen, empfehle ich Ihrer Gnade! Ferdinand."

Er wird meine Gnade nicht allein, sondern meine ewige Dankbarkeit haben, flüsterte Prinzessin Amalie, indem sie mit leidenschaftlicher Innigkeit den lakonischen Brief des Herzogs an ihre Lippen drückte. O, mein Gott, heute fühle ich, was ich nie für möglich gehalten, man kann glücklich sein, auch ohne das Glück! — Nun, ich werde niemals mehr murren, niemals mehr mich beklagen, wenn das Schicksal diesmal Gnade übt, wenn es das edle Bestreben des Herzogs nicht vereitelt, wenn Trenck gerettet wird. Ich verlange nichts weiter vom Schicksal. Ich verlange nicht einmal, ihn wiederzusehen, noch Briefe von ihm zu haben. Ich will nur, daß er frei und vielleicht auch glücklich sei!

Und in der Freude ihres Herzens erfüllte sie nicht blos das Pöllnitz geleistete Versprechen, dem Boten für jede Stunde Weges einen Louisd'or zu zahlen, sondern sie fügte noch für Pöllnitz selbst eine kostbare Brillantnadel hinzu, die der in solchen Dingen sehr erfahrene Baron, indem er der Prinzessin mit zitternder Stimme seinen Dank abstattete, doch in Gedanken sogleich taxirte, indem er fand, daß sie wohl fünfzig Louisd'or werth sein mochte.

Der Herr Baron kehrte daher vollkommen befriedigt mit seiner Brillantnadel und seiner Börse voll Louisd'or in seine Wohnung zurück, und hieß mit einer gewissen feierlichen Würde Jean ihm in sein Boudoir folgen.

Jean, sagte er, ich bin mit Dir zufrieden. Du hast meine Befehle treu und pünktlich erfüllt. Du bist sogar schon am siebenten Tage wieder hier gewesen und hast Dir somit den Thaler verdient, welchen ich Dir als Extrabelohnung versprochen habe. Deine Schuld betrug — wie viel?

Dreiundfünfzig Thaler vier Groschen und fünf Pfennig, Eure Gnaden.

Und die Hälfte davon ist?

Siebenundzwanzig Thaler, vierzehn Groschen, zwei und einen halben Pfennig, sagte Jean mit hochklopfendem Herzen und einem seligen Lächeln, denn er sah, wie sein Herr eine wohlgefüllte Börse hervorzog und daraus einige Goldstücke nahm.

Du bekommst also mit Deinem Extrathaler achtundzwanzig Thaler vierzehn Groschen zwei und einen halben Pfennig, sagte Pöllnitz, indem er einige Goldstücke auf den Tisch zählte. Da sind sechs Louisd'or oder dreißig Thaler Gold, denn das Agio zu berechnen, ist unter meiner Würde. Nimm sie, sie sind Dein!

Jean stieß einen Schrei des Entzückens aus, und stürzte mit vorgestreckten Händen zu dem Tisch hin, um seine Goldstücke zusammen zu raffen. Schon hatte er zwei Louisd'or erfaßt, als die kraftvolle Hand des Barons ihn zurückhielt.

Jean, sagte er, ich lese in Deinen lüsternen Mienen, daß Du ein toller Verschwender bist, und dieses Geld, welches Du so schwer erworben hast, in grenzenlosem Leichtsinn rasch vergeuden willst. Es ist meine Pflicht als Dein treuer Herr, das zu verhindern und für Dein Wohl zu wachen. Du wirst daher nicht die ganze Summe in Deine leichtsinnigen Hände bekommen, sondern nur die Hälfte, nur drei Louisd'or, die anderen drei werde ich zu Deinen übrigen Ersparnissen legen und sie Dir aufheben.

Er steckte mit feierlicher Würde drei Louisd'or wieder zu sich, während Jean seufzend seine von Thränen verdunkelten Augen auf die drei Louisd'or richtete, die er erbeutet hatte.

Wie hoch beläuft sich jetzt die Summe der Ersparnisse, die Du in meinen Verwahrsam gegeben? fragte Pöllnitz gravitätisch.

Zweiundvierzig Thaler vierzehn Groschen und fünf Pfennige, sagte Jean nach kurzem Besinnen, dazu das Agio von den drei Louisd'or, macht noch einen Thaler acht Groschen mehr.

Elender Gauner, schrie Pöllnitz zornig, Du wagst es, Deinem Herrn von den Goldstücken, die er Dir in seiner Großmuth schenkt, das Agio berechnen zu wollen. Das ist eine Gemeinheit, welche ihre exemplarische Strafe verdient!

Und er nahm sein Bambusrohr, um es weidlich auf dem Rücken seines armen geprellten Dieners herumtanzen zu lassen.

XVII.

Trenck auf dem Transport.

Vor dem Palais, in welchem der Herzog von Würtemberg in Cöslin residirte, stand ein leichter offener Kaleschwagen, mit dem der Herzog zuweilen seine Spazierfahrten zu machen pflegte, wenn er Lust hatte, selbst einmal die Zügel zu führen, und ohne Etiquette die freie Natur und die frische Gottesluft zu genießen. — Heute aber war dieser Wagen nicht zu einer Spazierfahrt, sondern zu dem Transport eines Gefangenen bestimmt, und dieser Gefangene war kein Anderer, als der unglückliche Friedrich von Trenck, den die feigen, von den Drohungen des preußischen Königs geängstigten Behörden der Republik Danzig an die zu diesem Zweck dorthin gesandten Polizeisoldaten Preußens ausgeliefert hatten, und der nun auf dem Transport nach Berlin sich befand. Die Kunde seines unseligen Geschickes zog wie ein Herold vor ihm her, und überall, wohin er mit seinem traurigen Gefolge von zwölf Husaren kam, fand er die liebevollste Theilnahme, bemühte man sich, ihm die unzweideutigsten Beweise des Bedauerns und Mitgefühls zu geben. Selbst die Offiziere, welche ihn begleiteten, und von Station zu Station wechselnd, neben ihm in der verschlossenen Kutsche saßen, schienen gerührt von seinem Schicksal und sprachen nicht zu ihm, wie zu einem Gefangenen, sondern wie zu einem lieben Waffengefährten. Aber während Alle für ihn zagten, Alle um ihn seufzten, war Trenck allein heiter, war sein Antlitz allein entschlossen und muthvoll, und nicht einen Moment während dieser drei Tage, die er im Hause des Herzogs verbracht hatte, war sein schönes, jugendvolles Gesicht von einem Schatten getrübt worden, nicht einen Moment hatte ihn die heitere Laune verlassen, durch welche er sich Aller Herzen zu gewinnen verstand. An der Tafel des Herzogs war er der heiterste, witzigste Gesellschafter gewesen, und seine muntern Geschichten und drolligen Einfälle hatten nicht blos den Herzog und seine Cavaliere, sondern auch die junge Herzogin und ihre Damen herzlich lachen gemacht. In den Abendstunden hatte er im Salon der Herzogin den ganzen vornehmen Gesellschaftskreis in Erstaunen gesetzt durch seine Improvisationen nach gegebenen Thematas, und durch die reizende und geschmackvolle Art, mit der er die allerliebsten Lieder zu singen verstand, die er auf seinen Reisen in Italien, Deutschland und Rußland dem Volke abgelauscht hatte. Zu anderen Stunden hatte der Herzog sich mit ihm in ernste wissenschaftliche Gespräche eingelassen, und war erstaunt gewesen über das tiefe Wissen und die gediegenen, vielseitigen Kenntnisse des jungen Mannes, der ein ebenso kenntnißreicher Militair, als gewandter Diplomat, ein ebenso tiefer Philosoph, als gelehrter Geschichtsforscher zu sein schien, und durch seine blendende Vortragsweise seine Zuhörer zu interessiren und zu fesseln verstand.

Aber es war nicht mehr möglich, die Frist noch zu verlängern und den Gefangenen noch ferner zurückzuhalten. Drei Tage der Rast waren schon das äußerste Maß, welches man, ohne Verdacht zu erregen, bewilligen konnte. Der Herzog hatte daher seufzend zu Trenck gesagt, daß es seine Pflicht erfordere, ihn jetzt weiter escortiren zu lassen auf seiner traurigen Reise; aber Trenck hatte diese Nachricht mit entschlossener Ruhe empfangen und sich mit vollkommener Unbefangenheit und voll heiteren Dankgefühls für die wohlwollende Aufnahme des Herzogs und seiner Gemahlin von ihnen verabschiedet.

Ich hoffe, daß meine Gefangenschaft nicht von langer Dauer sein wird, sagte er, indem er sich von dem Herzog beurlaubte, und dann werden Eure Durchlaucht die Gnade haben müssen, mir zu erlauben, daß ich zu Ihnen zurückkehre, um Ihnen als freier Mann meinen Dank abzustatten.

Möchten wir uns bald wiedersehen, sagte der Herzog, und sein forschender Blick schien in dem Antlitz Trenck's seine innersten Gedanken lesen zu wollen. Sobald Sie frei sind, kommen Sie zu mir, ich werde Sie nicht verlassen, unter welchen Umständen Sie auch Ihre Freiheit erlangt haben mögen.

Hatte Trenck den Sinn dieser letzten, scharf betonten Worte des Herzogs verstanden, und wußte er sie richtig zu deuten?

Der Herzog wußte es nicht! Kein Wink mit den Augen, kein stummes, noch so leises Zeichen verrieth ihm, daß Trenck seine Andeutung begriffen hätte. Er verneigte sich lächelnd und verließ dann festen Schrittes und heiteren Angesichts das Zimmer, um

den Wagen zu besteigen, der ihn von dannen führen sollte.

Der Herzog rief den Ordonnanz-Offizier, welcher ihn bis zur nächsten Station zu begleiten hatte, zurück.

Sie haben meinen Befehl nicht vergessen? fragte er.

Nein, Durchlaucht, ich habe ihn nicht vergessen, und es ist mir eine freudenvolle Pflicht, ihn getreulich zu erfüllen.

Sie werden ihn in meinem Namen dem Offizier auf der nächsten Station wiederholen, und ihn beauftragen, daß dieser mein Befehl auf jeder Station, so weit die Standquartiere meines Regimentes reichen, wiederholt werde. Jeder soll bedacht sein, Trenck schweigend, und natürlich ohne ihm irgend eine Andeutung zu machen, die Gelegenheit zur Flucht zu geben. Es wird dann von ihm abhängen, den günstigsten Moment zu benutzen. Ich wiederhole, daß es sich von selbst versteht, daß man ihm nichts mit Worten von meinen guten Absichten für ihn sage, er muß die Handlungen verstehen; so wird Derjenige, welcher das Unglück hat, seinen Gefangenen einzubüßen, nur einen Tadel wegen Unachtsamkeit verdient haben, und auf mich allein wird die Verantwortung dem König gegenüber fallen. Es sollen immer nur täglich fünf bis sechs Meilen zurückgelegt werden, auf diese Weise werden Sie also am vierten Tage die letzten Standquartiere meines Regiments erreicht haben, und diese vier Tage führen durch Wälder und menschenleere Landstriche. Jetzt gehen Sie, und Gott möge mit Ihnen sein!

Und der Herzog trat an's Fenster, um Trenck noch einen letzten Gruß zuzuwinken, und zu sehen, wie er an der Seite des Ordonnanz-Offiziers in dem leichten kleinen Kaleschwagen von dannen fuhr.

Nun, wenn er in diesen Tagen nicht frei wird, so ist es wahrlich nicht meine Schuld, murmelte der Herzog, und Prinzeß Amalie wird mir keine Vorwürfe zu machen haben.

Während er gedankenvoll und wider Willen von trüben und unheilsvollen Ahnungen gequält, zu seiner Gemahlin ging, fuhr Trenck mit seinem Begleiter zum Thor hinaus. Für ihn war diese Fahrt in dem leichten offenen Wagen, der, gleichsam beschwingt, über die Landstraße dahinrollte, ein wahres und herrliches Vergnügen. Er sog die warme Sommerluft mit frischen Zügen ein, er ließ seine Augen mit entzücktem Lächeln über die wogenden Kornfelder oder die duftigen, blühenden Wiesen, an denen sie vorüber kamen, dahinschweifen, er wetteiferte mit der Lerche, die zu den Wolken sich emporwirbelte, in fröhlichem Singen und munterm Jauchzen, er fühlte sich glücklich, unschuldig und sorglos wie ein Kind. Die Natur, welche er, in der finsteren verschlossenen Kutsche sitzend, so schmerzlich entbehrt hatte, sie grüßte ihn jetzt mit ihrem heitersten Lächeln, ihren köstlichsten Reizen; es schien ihm, als habe sie für ihn mit ihren duftendsten Blumen, ihrem strahlendsten Sonnenschein sich geschmückt, als sende sie den lauen Wind, seine Wangen zu küssen und ihm holde Liebesgrüße in's Ohr zu flüstern. Er folgte mit träumerisch seligen Blicken dem raschen Flug der Vögel und der flatternden weißen Wolken. Er war so glücklich unter diesem Anschein der Freiheit, daß er ihn mit der Freiheit selber verwechselte.

Der Wagen fuhr jetzt auf der sandigen Landstraße langsam in einen Wald ein. Der frische Duft der von der Sonne gedörrten Tannen entlockte Trenck einen Ausruf des Entzückens, und mit wahrem Wonnegefühl lehnte er sein Haupt zurück unter die dunklen Waldesschatten, nachdem er so lange die Gluth der Sonne hatte ertragen müssen.

Wir werden mehrere Stunden bedürfen, ehe wir diesen Wald hinter uns haben, sagte der Ordonnanz-Offizier. Es ist eins der dichtesten Gebüsche dieser Gegend, und das Schreckniß der Polizei. Denn Flüchtlinge, denen es gelingt, sich hier zu verbergen, sind, wenn sie klug und vorsichtig sind, vor jeder Entdeckung gesichert. Es ist unmöglich, sie in diesem dichten dunklen Gesträuch wirksam zu verfolgen, und jenseits dieses Waldes hat man nur noch eine Stunde Weges bis zum Meeresufer, wo immer Fischerkähne bereit liegen, die Flüchtigen aufzunehmen und sie an irgend eins der vorüberseglenden Schiffe abzuliefern. Aber entschuldigen Sie mich, mein Herr. Die Sonne, die uns so heiß auf den Köpfen brannte, hat mich müde gemacht, und ich werde dem Beispiel unseres Kutschers folgen. Sehen Sie nur, er schläft ganz fest, und die Pferde schleichen von selbst in dem dichten Sande weiter. Gute Nacht, Herr von Trenck.

Er schloß die Augen, und bald verrieth sein lautes Schnarchen und das Hin- und Herschwanken seines Hauptes, daß er sicher und fest eingeschlafen sei.

Eine tiefe Stille herrschte jetzt ringsum; Trenck gab sich ihr mit Behagen hin. Diese friedliche Waldesruhe, nur zuweilen von dem schläfrigen Gezwitscher eines in den dunklen Zweigen ruhenden Vogels, dem Geschnaufe der Pferde oder dem sanften Rauschen der Bäume unterbrochen, erfüllte ihn mit einem tiefen Wonnegefühl.

Es ist klar, sagte er zu sich selber, diese ganze Gefangennahme in Danzig war nur ein Manöver, mit dem man mich schrecken wollte. Da ich den Antrag des preußischen Gesandten in Wien, nach Berlin und wieder in preußische Dienste zurückzukehren, abgelehnt habe, hat mich der König dafür strafen wollen, indem er mich etwas Furcht und Schrecken erdulden läßt. Aber dies ist nur eine Comödie, ein Scherz,

den der König mit mir treibt. Würde man es sonst wagen, mich in dieser Art zu transportiren, wenn man mich wirklich als einen Gefangenen und einen Staatsverbrecher, als einen Deserteur betrachten wollte? Anfangs behandelte man mich mit Ernst und Strenge, um mich zu täuschen und zu erschrecken, und wahrhaftig, diese zwölf reitenden Husaren, welche beständig den dicht verschlossenen Wagen umgaben, das Alles trug ein so ernstes und lugubres Ansehen, daß ich mich völlig täuschen ließ. Aber jetzt ist die Maske gefallen, und ich sehe dahinter wohl das lächelnde, gütevolle Antlitz des Königs. Er hat mich einst wahrhaft geliebt, er war gütig gegen mich, wie ein Vater, und die alte Liebe ist wieder erwacht in ihm und hat zu meinen Gunsten gesprochen. Er will mich wieder in Berlin haben, das ist Alles, und zudem weiß er sehr wohl, daß ich ihm nützen kann, denn Er, welcher überall seine Spione hat, Er weiß auch, daß Niemand ihm so gut als ich Aufschluß geben kann über die Absichten und Pläne Rußlands, daß Niemand so genau weiß, was diese Rüstungen zu bedeuten haben, welche im ganzen russischen Reich vorgenommen werden. Ja, ja, so ist es! Friedrich will mich in seinen Diensten haben, weil er mein Verhältniß zur allmächtigen Kanzlerin Bestuschew kennt, weil er weiß, daß ich mit ihr in lebhaftem Briefwechsel stehe, und durch sie von allen Plänen des russischen Gouvernements unterrichtet bin.*) Vielleicht beabsichtigt der König gar, mich als geheimen Vermittler nach Petersburg zu entsenden. Das würde mir eine Carrière eröffnen, die mich zu hohen Ehren bringen und vielleicht Dinge möglich machen könnte, die jetzt immer nur wie wundervolle Traumbilder mich umgaukelten. O, Amalie, edelstes und treuestes Weib, wenn dennoch einst die Träume unserer Jugend sich verwirklichen könnten, wenn das Schicksal, erweicht von Deinen Thränen und Deinem stillen Heldenmuth, Dich endlich doch mit dem vereinte, den Du so lange und so treu geliebt! Wie oft auch die Jugend, der Uebermuth und Leichtsinn ihn an seinen heiligen Erinnerungen freveln und ihnen untreu werden ließen, doch hat er die Liebe zu Dir als einen Talisman auf seinem Herzen getragen, zu dem er immer wieder zurückkehrte, zu dem er betete, auf den er hoffte, und an den er noch glauben wird, wenn er alles Andere anzweifelt! O, Amalie, Schutzengel meines Lebens, ich werde also jetzt zu Dir zurückkehren! Ich werde Dich wiedersehen, wieder in Deine schönen Augen blicken, und zu Deinen Füßen knieend meine Absolution empfangen für meine begangenen Sünden, die indeß nur Sünden des Fleisches waren, an denen meine Seele keinen Antheil hatte. Ja, ich werde zu Dir zurückkehren, um frei, glücklich und geehrt an Deiner Seite zu leben. Das sehe ich an der Freundlichkeit des Herzogs, das sehe ich an der nachlässigen und auffallenden Weise, mit der mir mein Begleiter eben, bevor er einschlief, erzählte, wie sicher man sich in diesem Walde verbergen könne. Ich aber habe nicht nöthig, mich zu verbergen, mich bedroht kein Unglück, sondern mir winkt das Glück und die Ehre. Ich werde also nicht so thöricht sein, zu entfliehen, während das Leben mir wieder neue Bahnen öffnet und mich wieder mit neuen Hoffnungen begrüßt!*)

Friedrich von Trenck.

Ganz erfüllt von diesen Gedanken lehnte Trenck sich in die Kissen des Wagens zurück, und überließ sich seinen zukunftsgewissen Träumereien. Langsam schlichen die Pferde durch den tiefen, weichen Sand, der das Rollen der Räder geräuschlos machte und die Tritte der Menschen in seinen zusammenrieselnden Wellen verwischte. Der Officier saß noch immer tief schlafend neben ihm, der Kutscher hatte die

*) Friedrich von Trenck's Memoiren. Th. I., S. 294.

*) Friedrich von Trenck's Memoiren. Th. I., S. 294.

Zügel auf das Spritzleder seines Wagens zurückfallen lassen und schwankte, wie in seliger Trunkenheit, hin und her. — Der Wald war öde und leer. Kein menschliches Antlitz ließ sich erblicken, keine menschliche Wohnung war ringsumher zu sehen. Hätte Trenck fliehen wollen, es hätte nur eines Sprunges von diesem offenen, niedrigen Wagen bedurft, nur hundert rascher eiliger Schritte, um sich im nahen Dickicht zu bergen, der Wagen wäre ruhig weiter gerollt, und die Schläfer in demselben hätten bei ihrem Erwachen nicht einmal anzugeben gewußt, an welcher Stelle des Waldes Trenck entflohen sei, und der lockere Sand würde seine Fußtritte nicht gezeichnet und die rauschenden Bäume würden ihn nicht verrathen haben.

Aber Trenck wollte nicht fliehen! Er war voll Glauben, Zuversicht und Hoffnung! Sein sanguinisches Temperament malte ihm die Zukunft mit den lockendsten Farben.

Nein, er wollte nicht entfliehen, denn er glaubte noch an seinen Stern! Das ernste Spiel des Lebens hatte für ihn noch ein lachendes Angesicht, und die bittere Wahrheit nahm er noch für eine neckende Täuschung!

Der König wollte ihn nur prüfen, meinte er, der König wollte nur sehen, ob er wirklich so schreckhaft und ängstlich sei, um ihm entfliehen zu wollen. Er ließ ihm die Gelegenheit zur Flucht geben, aber wenn er sie benutzte, war er in den Augen des Königs für immer verloren, und seine Aussichten waren vernichtet. Wenn er sie ungenutzt vorübergehen ließ und anscheinend als Gefangener nach Berlin kam, so blieb dem König die angenehme Aufgabe, ihn zu enttäuschen, und Trenck hatte ihm alsdann bewiesen, daß er zuversichtlich und ganz ohne Furcht auf seine Gnade rechnete, er hatte ihm bewiesen, daß sein Gewissen von keiner Schuld belastet sei und daß er sich ohne Zagen dem Urtheil des Königs unterwerfen könne.

Nein, Trenck wollte nicht fliehen! In Berlin erwartete ihn die Freiheit, die Liebe und Amalie! Das Alles hätte er verloren durch die Flucht, das Alles bewahrte er sich, wenn er blieb und sich nicht verlocken ließ durch diese schmeichlerische Göttin Gelegenheit, die hinter jedem Baumstamm und aus jedem Dickicht ihm hervorwinkte mit lächelndem Gruß! Er widerstand ihren Verlockungen und ihrem Winken drei Tage lang; er ließ sich mit sorglosem Lächeln drei Tage lang durch diese öden menschenleeren Gegenden dahinfahren, und beachtete in seiner übermüthigen Verblendung nicht die besorgten und ängstlichen Blicke der Offiziere, die ihn geleiteten, und hörte nicht auf die leisen, schüchternen Andeutungen, welche sie ihm zu machen wagten.

Hier ist Ihr letzter Rasttag, sagte der Offizier, welcher ihn auf der letzten Station begleitet hatte. Sie werden diesen Nachmittag hier bleiben, und in der Frühe des nächsten Morgens wird Sie der Rittmeister von Halber nach Böslin fahren, wo die Standquartiere unseres Dragoner-Regiments zu Ende sind. Dort fängt die Infanterie-Garnison an, welche dann für Ihren weiteren Transport zu sorgen hat.

Und ich werde ihr das nicht schwer machen, sagte Trenck heiter. Sie sehen wohl, ich bin ein sehr gutmüthiger Gefangener, für den es gar keiner Argusaugen bedarf, und der durchaus nicht die Absicht hat, zu entfliehen.

Der Offizier schaute ihm mit tiefem Erschrecken in das ruhige und lächelnde Antlitz und ging hinaus, um sich mit dem Rittmeister von Halber, in dessen Hause sie abgestiegen waren, zu besprechen und ihm seine Befürchtungen mitzutheilen.

Vielleicht waren die Gelegenheiten, welche man ihm bisher geboten hat, zu undeutlich, sagte der Rittmeister, vielleicht hat er sie nicht bemerkt, oder sie nicht für sicher genug gehalten und er fürchtete das Mißlingen. Und darin hat er Recht, eine mißlungene Flucht wäre für ihn viel schlimmer und nachtheiliger, als wenn er ruhig und ohne Widerstand sich fügt. Aber ich werde jetzt dafür sorgen, daß er eine ganz sichere und unfehlbare Gelegenheit zur Flucht bekommt, und glauben Sie mir nur, er wird schlau genug sein, davon Gebrauch zu machen. Sagen Sie das Sr. Königlichen Hoheit dem Herzog.

Aber vergessen Sie nicht, daß der Herzog befohlen hat, Trenck durch kein Wort, durch keine Andeutung die Absicht unserer Gelegenheitsmacherei zu verrathen; das würde den Herzog und uns Alle compromittiren.

Ich begreife vollkommen, sagte der Rittmeister, wir wollen also nicht mit Worten, sondern mit Thaten zu ihm reden.

Und treu diesem Vorsatz verließ der Rittmeister, nachdem er mit Trenck und einigen Offizieren ein heiteres Mahl eingenommen, sein Haus, begleitet von seinem ganzen Dienstpersonal. Die Pferde müßten spazieren geführt werden, sagte der Rittmeister, und da er unverheirathet war, blieb Niemand in dem kleinen Hause zurück, Niemand als Trenck allein.

Sie werden für einige Stunden mein Hauswart sein, sagte der Rittmeister, als er sein Pferd bestieg und Trenck, welcher unter der Thür seines Hauses stand, zum Abschied begrüßte. Sie werden mein Hauswart sein, aber ich hoffe, es wird Niemand kommen, Ihre Einsamkeit zu stören, denn alle Offiziere reiten mit mir und weiter habe ich keine Bekannte in diesem kleinen Städtchen. Sie werden also ganz allein sein, und wenn Sie bei meiner Rückkehr sich in Nebel und Duft verflüchtigt haben, so werde ich denken, die Langeweile habe Sie getödtet und in ein wesenloses Nichts aufgelöst.

Nun, ich denke, das wird er doch wohl verstanden haben, brummte der Rittmeister vor sich hin, als er, gefolgt von seinen Dienern, die Straße dahinsprengte. Er müßte wahrhaftig taub und blind sein, wenn er jetzt nicht eiligst sich aus dem Staube machte.

Aber Trenck hatte ihn nicht verstanden. Er konnte ihn nicht verstehen, weil er an keine Gefahr glaubte und daher nicht sie zu vermeiden trachtete. Er fühlte sich nur unendlich gelangweilt in diesem lautlosen, stillen Hause, dessen Zimmer er durchwanderte, um nach irgend einem Gegenstand der Unterhaltung, nach irgend einem Buch zu suchen, dessen Lectüre ihm Zerstreuung gewähren könnte. Aber der Rittmeister von Halber war mehr ein tüchtiger und geschulter Soldat, als ein eifriger Schriftgelehrter, und mit Büchern hatte er sich niemals zu schaffen gemacht. Trenck's Suchen war daher vergeblich, und mißlaunig und verstimmt, geplagt von Langeweile und Unruhe, setzte Trenck seine Wanderung durch die verödeten Zimmer fort. Als ihm dies nicht mehr genügte, trat er hinaus auf den kleinen Hofplatz, der an der entgegengesetzten Seite von den Stallgebäuden der Pferde eingeschlossen war. Aus diesem Gebäude drang Geräusch an sein Ohr und machte Trenck's Herz freudiger klopfen. Er war also nicht ganz allein, irgend ein lebendes Wesen war da, welches ihm Gesellschaft leisten konnte. Mit raschem Schritte ging er über den Hof und trat in den Stall.

Da standen an der Krippe zwei schöne, muthig schnaubende und stampfende Rosse. Offenbar waren es Reitpferde, denn neben ihnen an der Wand hing das vollständige Sattelzeug. Die schönen Thiere schienen mit Ungeduld den Moment zu erwarten, wo sie aus diesem dumpfen Halbdunkel des Stalles in die Luft und die grüne heitere Gotteswelt entlassen würden. Sie stampften mit den Füßen, ihre Nüstern flogen, mit rückwärts geworfenem Kopf athmeten sie die Luft ein, welche durch die geöffnete Stallthür zu ihnen drang, und es schien Trenck, als ob ihre glänzenden Augen mit einem bittenden Ausdruck auf ihn geheftet waren.

Arme Thiere, sagte Trenck, zu ihnen tretend und ihren Hals streichelnd, arme Thiere, Ihr sehnt Euch nach der Freiheit und hofft von mir, daß ich sie Euch bringe. Aber ich kann es nicht, und ich darf es nicht. Gleich Euch bin ich ein Gefangener, aber gleich Euch nur ein Gefangener meines Willens. Wenn Ihr Euere Kraft gebrauchen wolltet, würde ein Ruck dieser Muskeln genügen, diesen Lederriemen

zu durchreißen, der Euch hält, und Euere Füße würden Euch wie Flügel durch die Lüfte dahintragen. Wenn ich die Gelegenheit benutzen wollte, hätte ich jetzt nur nöthig, Euch zu fesseln, um mich frei zu machen; nur nöthig, das Riemzeug und den Sattel auf einen Eurer Rücken zu legen, mich selbst darauf zu schwingen, die Pforten zu öffnen und hinaus zu sprengen. Dann hätten wir Beide unser Ziel erreicht, dann wären wir Beide frei, und doch wären wir Beide verloren; eines Tages würde man uns wieder einfangen und uns den kurzen Traum der selbstgeschaffenen Freiheit bitter bereuen lassen. Es ist also für uns Beide besser, daß wir bleiben, was wir sind: Gefangene unseres Willens, gefesselt, nicht durch Ketten, die man unserem Körper, sondern die man unserem Bewußtsein angelegt hat, und denen wir uns daher nicht entziehen dürfen.

Er streichelte zärtlich den glänzenden Hals der Thiere, und ihr freudiges Wiehern erfüllte sein Herz mit einer eigenen wehmuthsvollen Angst.

Ich muß Euch verlassen, murmelte er zusammenschauernd, denn Euer Wiehern klingt so verlockend und lustig, es erinnert mich an grüne Wiesen und duftige Wälder, an die schönen freien Landstraßen und das herrliche Gefühl der Freiheit, das man genießt, wenn man auf dem Rücken eines schönen und muthigen Pferdes durch die Welt dahinschweift. Nein, nein, ich darf Euch nicht länger sehen, denn Ihr wäret im Stande, all meine Weisheit und Besonnenheit zu Schanden zu machen, und mich zu verleiten, daß ich durch Euch jetzt schon die Freiheit mir verschaffte, die ich doch erst in Berlin durch den König empfangen kann.

Und mit hastigen Schritten verließ Trenck das Stallgebäude und kehrte in das einsame Haus zurück, um sich in dem Wohnzimmer des Rittmeisters auf den Divan hinzustrecken und seinen Zukunftsträumen nachzuhängen.

Der Abend war bereits hereingebrochen, als der Rittmeister von Halber mit seiner Mannschaft wieder heimkehrte von dem lang ausgedehnten Spazierritt.

Alles ist still und ruhig, sagte er, als er in das Haus trat. Der Vogel ist ausgeflogen, und diesmal ist ihm die Gelegenheit günstig vorgekommen.

Mit einem zufriedenen Lächeln durchschritt er den Corridor und trat in sein Wohnzimmer. Aber jetzt veränderten sich seine Mienen und seine zitternden Lippen murmelten einen kräftigen Soldatenfluch.

Da auf dem Divan hingestreckt lag Trenck im friedlichen, behaglichen Schlummer. Sein schönes, jugendfrisches Antlitz war heiter und sorglos, und schöne Träume mußten es sein, die ihn umgaukelten, denn er lächelte im Schlaf.

Armer Kerl, sagte der Rittmeister kopfschüttelnd, muß wahnsinnig sein, oder mit Blindheit geschlagen, daß er sein Unglück nicht sehen kann. Er weckte Trenck, um ihm seine Rückkehr anzuzeigen.

Und womit haben Sie sich diese langweiligen Stunden, wo Sie allein waren, unterhalten? fragte der Rittmeister.

Ich habe mir Ihr Haus besehen, und als ich damit fertig war, bin ich in den Stall gegangen und habe mich über Ihre schönen Reitpferde gefreut.

Donnerwetter, Sie haben meine Reitpferde gesehen, fragte der Rittmeister ganz verblüfft. Ist Ihnen denn dabei gar nicht der Wunsch entstanden, eines derselben zu besteigen und damit frank und frei hinaus zu reiten in die schöne, freie Welt?

Friedrich von Trenck lächelte. Dieser Wunsch ist mir wohl aufgestiegen, sagte er, aber ich habe ihn mannhaft zu unterdrücken gesucht. Denn sagen Sie selbst, lieber Herr Rittmeister, wäre es nicht sehr undankbar und unritterlich gewesen, Sie auf eine so heimtückische und feige Weise zu hintergehen, während Sie ein so großmüthiges Vertrauen in mich gesetzt hatten?

Wahrhaftig, Sie sind ein Ehrenmann, rief der Rittmeister gerührt. Daran habe ich noch gar nicht gedacht, aber es ist wahr, es wäre nicht nobel gewesen, aus meinem Hause zu entfliehen.

Aber morgen wird er's thun, dachte der gutmüthige Soldat bei sich selber, morgen wird Trenck fliehen, und ich werde ihm die Gelegenheit dazu geben.

Früh am anderen Morgen fuhr der Rittmeister von Halber mit seinem Gefangenen von dannen, um ihn nach Böslin zu transportiren. Niemand sonst begleitete sie, Niemand war mit ihnen als der Kutscher, der still und lautlos auf seinem Bock saß und niemals rückwärts schauete zu den beiden Herren hinter ihm.

Der Weg führte wieder durch einen großen Wald, und der Rittmeister machte es wie der Lieutenant, welcher Trenck am ersten Tage transportirt hatte. Er erzählte seinem Gefangenen von der merkwürdigen Undurchdringlichkeit dieses Dickichts und von den vielen Flüchtlingen, welche sich schon mit Glück darin verborgen gehalten.

Dann lud er Trenck ein, mit ihm ein wenig auszusteigen und einige Zeit lang zu Fuß neben dem Wagen herzugehen, und als Trenck bereitwillig dieser Einladung nachkommend, neben ihm in sorgloser Unbefangenheit daher schritt, bemerkte der Rittmeister plötzlich, daß der Grund des Waldes mit den schönsten Champignons übersäet sei.

Lassen Sie uns einige davon sammeln, sagte er. Die junge Frau eines meiner Freunde versteht aus diesen Champignons eine sehr schmackhafte Speise zu bereiten, und es wäre wohl eine recht hübsche Auf-

merksamkeit, wenn ich ihr eine ansehnliche Sammlung davon mitbrächte. Nehmen wir also unsere Taschentücher und unsere Mützen und sammeln wir. Sie gehen rechts in den Wald, ich links, in einer Stunde finden wir uns hier am Wagen wieder zusammen.

Ohne eine Antwort abzuwarten, schritt der gute Rittmeister fürbaß, links in den Wald hinein, und bald hatte er, immer den Champignons nachgehend, sich im dichten Gebüsche verloren.

Als er indessen nach einer Stunde wieder zu seinem Wagen zurückkehrte, fand er dort Friedrich von Trenck, welcher lächelnd seiner Rückkehr harrte.

Der gutmüthige Soldat erblaßte vor Schrecken, und mit einem Ausdruck wahrhaften Entsetzens fragte er: Sie haben sich also nicht verirrt? Sie haben früher als ich den Weg hierher zurückgefunden?

Ich habe mich nicht verirrt, sagte Trenck ruhig, und ich habe eine schöne Anzahl Champignons mitgebracht. — Er reichte dem Rittmeister sein mit schönen runden kleinen Champignons angefülltes Taschentuch dar, dieser aber warf sie mit einer Art verzweiflungsvoller Wuth in den Wagen und stieg dann ohne ein Wort zu erwidern hinein, indem er Trenck einen Wink gab, ihm zu folgen.

Lassen Sie uns jetzt unsere Reise fortsetzen, sagte er dann kurz. Fahr' zu, Kutscher!

Er lehnte sich in den Wagen zurück und starrte mit finster zusammengezogenen Augenbrauen zum Himmel empor. Langsam bewegte sich das knarrende Fuhrwerk im Sande weiter, es schien, als ob die keuchenden Pferde selber sich scheuten, das Ziel ihrer Reise zu erreichen, und an der Grenzstation der Würtembergischen Dragoner anzulangen.

Trenck hatte gleich seinem Begleiter sich in den Wagen zurückgelehnt, aber während Jener traurig und voll finsterer Ahnungen vor sich hinblickte, war Trenck's Antlitz heiter und unbefangen, und keine Spur von Mißmuth oder Sorge war in seinen Zügen zu lesen.

So ging die Fahrt schweigend und still weiter. Die Luft war heiter und wolkenlos, und doch schwebte eine schwere Wolke des Unheils über dem Haupte dieses verblendeten jungen Mannes; die Vögel sangen in den Zweigen, aber Trenck verstand sie nicht. Er verstand nicht, daß sie sangen von der Freiheit und dem Glück, nicht, daß sie ihn riefen, ihrem Beispiel zu folgen, und seine Füße zu beschwingen zu eiliger Flucht. Der Wald rauschte mit mächtigen Orgelklängen, und Trenck meinte, das seien die heiligen Hymnen der ruhenden Gotteswelt, er hörte nicht, daß die Bäume mit warnendem Ton ihm entgegenmurmelten: Flieh! Flieh! Komm unter unsere Schatten! Wir bergen Dich! Flieh, flieh, denn das Unglück schwebt über Dir wie der mörderische Geier, und seine Fänge sind schon ausgestreckt, Dich zu packen. — Und wie der Wind mit seltsamer Eile dahergewirbelt kam und den Sohn des Unglücks einhüllte in eine Wolke von Staub, flüsterte er ihm leise in's Ohr: Flieh! Flieh! Nimm ein Beispiel an meiner Eile und flieh! Denn das Unglück kommt Dir entgegen und der Bach der Thränen rieselt den Weg zu Dir entlang. Wende also Dein Haupt und entfliehe, bevor sie Dich ereilen. — Und in den knarrenden Rädern stöhnte und ächzte es: Flieh! Flieh! Wir rollen Dich dem dunklen Kerker entgegen. Hörst Du die Ketten nicht klirren, siehst Du nicht den Grabstein zu Deinen Füßen? Das sind Deine Ketten, und Dein Grab ist's, das ist da gegraben. Flieh also, flieh! Noch bist Du frei! — Auf die Wolken, welche in feierlicher Majestät am Himmel dahinzogen, hatte das Abendroth mit glühender Purpurschrift gezeichnet: Flieh! Flieh! Sonst siehst Du uns zum letzten Mal! — Und auf dem sorgenvollen Antlitz des Rittmeisters war es wieder zu lesen: Flieh! Flieh! Jetzt ist es die höchste Zeit! Dort schon ist das Ende des Waldes, und schon zeigen sich die ersten Häuser von Böslin! Flieh also, flieh! Denn es ist die höchste Zeit!

Aber Trenck's Augen waren geblendet und seine Ohren waren taub.

Diejenigen, welche der Dämon verderben will, die schlägt er zuerst mit Blindheit! — Der Dämon hatte Friedrich von Trenck's Augen mit Blindheit geschlagen, er hatte Trenck's Verderben beschlossen, es gab für ihn kein Entrinnen mehr!

Der Wagen hat schon den Ausgang des Waldes erreicht, er rollt schon mit dumpfem Gerassel über das holprichte Steinpflaster von Böslin dahin.

Und was bedeutet dieses Gedränge da vor dem stattlichen Hause, welches über seiner Thür das preußische Wappen trägt? Was will dieser Trupp Soldaten, der da mit finsteren Gesichtern die dunkle, mit verschlossenen Jalousien versehene Kutsche umgiebt und die neugierige Menge abzuwehren sucht, welche dieses traurige Fahrzeug gern in der Nähe betrachten möchte?

Wir sind in Böslin, sagte der Rittmeister, auf jene Gruppe hindeutend. Das da ist das Posthaus, und wie Sie sehen, erwartet man Sie schon.

Jetzt zum ersten Mal erblaßte Trenck und seine Mienen waren voll Entsetzen und Schrecken.

Ich bin verloren, stammelte er, ganz überwältigt in die Kissen zurücksinkend, und indem er einen wilden Blick um sich her warf, faßte er mit krampfhafter Hand des Rittmeisters Arm.

Seien Sie barmherzig, mein Herr. Lassen Sie langsamer fahren, lassen Sie umwenden, nur bis zum

Ausgang des Waldes hin, o, nur bis zum Ausgang dieser Straße!

Sie sehen wohl, daß das unmöglich ist, sagte der Rittmeister traurig. Man hat uns schon gesehen, und wenn wir jetzt umwenden, so würde man uns mit Flintenschüssen bewillkommnen.

Es wäre besser für mich, zu sterben, als dort jenen finsteren Kasten, jenes offene Grab besteigen zu müssen, ächzte Trenck.

Sie wollten indeß nicht fliehen, Sie wollten mich nicht verstehen; wir haben Ihnen oft die Gelegenheit geboten, und Sie haben es verschmäht, davon Gebrauch zu machen!

Weil ich wahnsinnnig war, jammerte Trenck, weil ich mich für sicher hielt, weil ich an den Segen eines guten Sternes glaubte, wo nur der Fluch meines Dämons mich verfolgte. O, mein Gott! Ich bin verloren, denn jetzt sehe ich, daß alle meine Hoffnungen Täuschungen waren! Der König ist mein unversöhnlicher Feind, und er wird jetzt meine Vergangenheit an meiner Zukunft rächen. Aber dieses Alles ist jetzt zu spät. O, lassen Sie langsamer fahren, langsamer, Rittmeister! Ich muß Ihnen noch mein Testament sagen. Merken Sie wohl auf, denn es sind die letzten Worte eines Menschen, der schlimmer daran ist, als ein Sterbender. Hören Sie! O, es ist nur ein kleiner Dienst, den ich fordere, aber meine ganze Existenz hängt davon ab. Fahren Sie sogleich zu Ihrem Regimentschef, dem Herzog von Würtemberg, und sagen Sie ihm dies: Friedrich von Trenck sendet dem Herzog sein letztes Lebewohl! Er ist ein Gefangener und in Todesnoth! Möge der Herzog sich sein erbarmen, und Ihr, die er kennt, die Nachricht geben, daß Trenck gefangen ist und auf Sie allein noch hofft! Wollen Sie mir schwören, dies zu thun?

Ich schwöre es Ihnen, sagte der Rittmeister tief gerührt, ich —

Der Wagen hielt, der Rittmeister sprang herunter und begrüßte den Offizier, der mit dem weiteren Transport des Gefangenen beauftragt war.

Die Soldaten stellten sich in militairischer Ordnung zu beiden Seiten der Kutsche auf, deren Schlag man schon geöffnet hatte.

Trenck warf einen letzten verzweiflungsvollen, flehenden Blick zum Himmel empor, dann verließ er mit fester ruhiger Haltung den Wagen und ging zu der geöffneten Kutsche hin.

Schon im Begriff, diese zu besteigen, wandte er sich noch einmal zu dem Rittmeister um, dessen helle freundliche Augen von Etwas, wie von einer Thräne, verdunkelt waren.

Sie werden nicht vergessen, mein Herr? fragte Trenck, und inmitten des feierlichen und unheilvollen Schweigens, welches sie umgab, hatten diese so einfachen, so traurig ausgesprochenen Worte eine seltsame, erschütternde Wirkung und machten selbst die Herzen der strengen, ernsten Krieger erbeben.

Nein, ich werde nicht vergessen, erwiederte der Rittmeister feierlich.

Trenck nickte leicht mit dem Kopfe und stieg dann schnell ein. Der Offizier folgte ihm und schlug die Thür des Wagens hinter sich zu. Die Jalousien wurden aufgezogen, und langsam und feierlich, wie ein Leichenzug, bewegte sich die Kutsche, umgeben von den Soldaten, vorwärts.

Der Rittmeister schaute ihr traurig nach. Er hat Recht, murmelte er, er ist schlimmer daran, als ein Sterbender! Ich will jetzt eilen, sein Testament zu bestellen.

Acht Tage später erhielt Prinzessin Amalie durch Pöllnitzens Vermittelung ein Billet des Herzogs von Würtemberg. Als sie es gelesen, stürzte sie mit einem herzzerreißenden Jammergeschrei besinnungslos und in furchtbaren Krämpfen zusammen.

Der Brief des Herzogs enthielt nichts als die Worte: „Alle Bemühungen waren vergeblich gewesen. Er wollte nicht fliehen und glaubte nicht an den Ernst seines Unglücks. — In den Kasematten von Magdeburg sitzt jetzt ein armer Gefangener, dessen Testament, welches er an mich gerichtet hat, aus diesen Worten besteht: Sagen Sie Ihr, welche Sie kennen, daß ich gefangen bin und auf Sie allein noch hoffe!“ —

XVIII.

Prinz Heinrich und seine Gemahlin.

Prinz Heinrich ging in seltsamer Unruhe in seinem Studirzimmer auf und ab. Seine Stirn war finster und umwölkt, und ein düsteres Feuer flammte in seinen Augen. Er fühlte sich verstimmt und auf's Aeußerste gereizt, und doch wußte er kaum den Grund davon anzugeben. Nichts war geschehen, was seine heitere Laune trüben, oder die Veranlassung zu seiner Verstimmung hätte geben können. Alles außer ihm zeigte den gewohnten, heiteren und festlichen Anstrich. Man war heute, wie fast alle Täge, seitdem der Prinz mit seinem Hof in Rheinsberg residirte, mit der Veranstaltung zu irgend einem kleinen Fest, einer heiteren Abendunterhaltung beschäftigt, man wollte im Walde ein ländliches Fest geben, bei dem man im idealen Schäferanzug erscheinen sollte. Der Prinz hatte sich also in seine Gemächer zurückgezogen, um das schöne und geschmackvolle Costüm anzulegen, welches er sich zu diesem Tage nach seinen eigenen Zeichnungen hatte anfertigen lassen. — Aber er hatte diese Absicht ganz vergessen. Der Schneider und der Friseur erwarteten ihn vergebens in der Garderobe, der Prinz hatte ihre Existenz ganz vergessen, er ging noch immer mit großen Schritten in seinem Studirzimmer auf und ab, und seine fest zusammengepreßten Lippen öffneten sich nur zuweilen, um einige hastige, unverständliche Worte zu murmeln.

Woran dachte der Prinz? Vielleicht wußte er es selber nicht, oder wenn er es wußte, wollte er es sich doch nicht gestehen. Vielleicht scheute er sich in sein Herz zu blicken, und auf dem Grunde desselben ganz neue Gefühle, ganz neue Wünsche zu finden.

Zuweilen blieb er stehen und blickte mit seltsam fragendem Ausdruck zum Himmel empor, als solle der ihm Antwort geben auf irgend eine geheimnißvolle Frage, die ihm seine Seele zuflüsterte. Dann wieder schüttelte er sein Haupt und fuhr sich hastig mit der Hand über die Stirn, als wolle er die Gedanken verscheuchen, die wie ein lästiges Insect sein Haupt beunruhigten. — Er hörte es gar nicht, wie nach einiger Zeit leise an die Thür geklopft ward, er sah es gar nicht, wie diese sich jetzt öffnete und des Prinzen vertrautester Freund, der Graf Kalckreuth, im vollständigen Costüm eines Schäfers hereintrat.

Der Graf indessen that nichts, um dem Prinzen, welcher eben am Fenster stand, seine Gegenwart bemerklich zu machen. Er blieb neben der Thür stehen und schaute hinüber zu dem Prinzen. Auch sein Antlitz war finster, auch aus seinen Augen leuchtete ein düsteres Feuer, und der Blick, welchen er auf den Prinzen heftete, hatte fast einen gehässigen Ausdruck. Aber als dieser sich jetzt umwendete, veränderten sich schnell des Grafen Mienen, und mit dem Ausdruck vollkommener Heiterkeit auf ihn zuschreitend, sagte er: Königliche Hoheit, Sie sehen wohl, das Erstaunen über Ihre noch nicht vollendete Toilette und Ihren gedankenvollen Tiefsinn hatte mich wahrhaft erstarrt, und ich stand wie Lot's selige Gemahlin auf Ihrer Thürschwelle fest. Sie haben also vergessen, Prinz, daß Sie befohlen, wir sollten Alle Punkt vier Uhr fertig sein? Nun denn, hören Euere Königliche Hoheit, eben schlägt die Schloßuhr die vierte Stunde, alle Damen und Herren werden sich im Musiksaal versammeln, den Eure Königliche Hoheit zum Versammlungsort bestimmt haben, und jetzt sind Sie noch nicht im Costüm!

Es ist wahr, sagte der Prinz zerstreut, ich vergaß das und werde jetzt eilen, meinen Fehler wieder gut zu machen.

Er durchschritt das Gemach, um sich in seine Garderobe zu begeben, aber nicht rasch und eilig, sondern langsam und mit gesenktem Haupt. Bei der Thür angelangt blieb er stehen und blickte noch einmal nach dem Grafen um.

Du bist schon im Costüm, Freund? fragte er, jetzt erst den phantastischen Anzug des Grafen gewahrend. Wirklich, Du siehst wundervoll aus in dieser Tracht, und die seladonfarbene Atlasjacke zeigt Deine Gestalt ebenso schön, als die Hauptmannsuniform. Was bedeutet aber diese Schleife, welche Du da auf Deiner Schulter trägst?

Es ist die Farbe meiner Schäferin, sagte der Graf mit einem erzwungenen Lächeln.

Und wer ist Deine Schäferin, Freund?

Eure Königliche Hoheit fragen das und haben sie mir doch selber bestimmt! rief der Graf erstaunt.

Ah, das ist wahr, ich vergaß das, sagte der Prinz

mit dem Anschein der Zerstreuung. Deine Schäferin ist die Prinzessin, meine Gemahlin. Nun, ich wünsche Dir, daß Du sie heiterer und freundlicher finden mögest, als Ihre Königliche Hoheit mir heute morgen begegnet ist, und daß Du die Schönheit dieser Rose sehen darfst, welche mich nur ihre Dornen fühlen läßt.

Während der Prinz so sprach, war das Antlitz des Grafen leichenblaß geworden, und er warf einen raschen, mißtrauischen Blick auf den Prinzen.

Es ist wahr, sagte er dann, die Prinzessin ist sehr fremd und zurückhaltend gegen ihren Gemahl. Aber sie thut das ohne Zweifel nur, um Eurer Königlichen Hoheit nicht lästig zu fallen, und das Verhältniß auch ihrerseits streng in den Grenzen zu halten, welche Sie, mein Prinz, vor einem Jahr bei Ihrer Vermählung gleich festgesetzt haben. Die Prinzessin weiß vielleicht nur zu gut, daß ihrem Gemahl der Ausdruck ihres Gesichtes vollkommen gleichgültig ist, als daß sie sich in Ihrer Gegenwart nicht ganz ungenirt ihrer Verstimmtheit überlassen sollte.

Sie haben Recht, sagte der Prinz traurig, sie ist mir vollkommen gleichgültig und ich habe ihr das selbst gesagt. Aber sprechen wir nicht mehr davon. Was kümmert mich die Verstimmtheit der Prinzessin. Ich will mich ankleiden, geh Du indeß in den Musiksaal und bitte die Gesellschaft in meinem Namen um Verzeihung wegen meiner Verzögerung. In einigen Minuten werde ich bereit sein, meine Gemahlin aus ihren Zimmern abzuholen und sie Euch zuzuführen.

Er nickte dem Grafen freundlich zu und verließ das Zimmer. Dieser aber schaute ihm mit finsteren, sorgenvollen Mienen nach.

Wie seltsam er heute ist, flüsterte er dann, sollte er vielleicht einen Verdacht hegen, und diese anscheinend arglosen Fragen und Bemerkungen, dieses zerstreute hastige Wesen, — aber nein, nein, das ist ja unmöglich, er kann nichts wissen, und Niemand kann ihm etwas verrathen haben. Es ist nur die Angst meines Gewissens, welche mich furchtsam macht. Und das muß ich hinnehmen, denn es sind die Abgaben, welche das Glück mich zahlen läßt.

Er seufzte tief auf, und ging, um sich des erhaltenen Auftrages zu erledigen.

Nach einer Viertelstunde war die Toilette des Prinzen vollendet und er ging nach dem anderen, von der Prinzessin bewohnten Flügel des Schlosses, um seine Gemahlin abzuholen und in den Musiksaal zu geleiten.

Mit eiligen, hastigen Schritten ging er durch die Säle dahin, und sein vorher so trübes und verstimmtes Antlitz war jetzt erwartungsvoll und gespannt, seine Augen blitzten in einem kühnen, glänzenden Feuer, und eine ungeduldige Hast war in seinem ganzen Wesen ausgeprägt. In seiner Hand hielt er ein köstliches Bouquet von weißen Camelien, auf das er zuweilen, während er durch die Säle dahinschritt, seine Augen mit einem fast zärtlichen Ausdruck heftete, und als er jetzt bei dem Vorzimmer seiner Gemahlin angelangt war, erblaßte er, und lehnte sich zitternd und nach Athem ringend einen Moment an die Wand.

Dann aber raffte er sich gewaltsam wieder empor. Hastig die Thür des Vorzimmers öffnend, trat er ein, und befahl der dort befindlichen Kammerfrau, ihn sogleich seiner Gemahlin zu melden.

Prinzessin Wilhelmine empfing ihren Gemahl mit einer steifen, ceremoniösen Verbeugung, die in ihrer strengen Hofetiquette wenig zu dem Costüm paßte, welches sie angelegt hatte, und welches die stolze, schöne Prinzessin in eine reizende, nicht minder schöne Schäferin verwandelte. Und in der That, es wäre schwer zu entscheiden gewesen, ob die Prinzessin schöner sei, wenn sie in voller Hoftoilette, geschmückt mit Brillanten, ein funkelndes Diadem auf der hohen klaren Stirn tragend, stolz und siegesgewiß einherschritt, oder jetzt in diesem malerischen Costüm, das ihre Erscheinung minder stolz, aber vielleicht desto anmuthiger machte. Sie trug über einem Unterkleid von weißem Atlas ein rothes Florgewand, das ringsum in Festons aufgenommen, von Bouquets weißer Rosen gehalten ward. Das weiße, mit Silber gestickte Atlasmieder umschloß eng ihre volle und doch zugleich zarte Gestalt, und ließ ihre volle üppige Büste in ihrer ganzen Schönheit sehen. Ein Bouquet von rothen Rosen war auf jeder Schulter angebracht, und hielt den leichten Silberflor, welcher den halb entblößten Busen und den stolzen Nacken ein wenig umhüllte, an dem Mieder fest. Das ungepuderte, schwarze Haar fiel in langen Locken, die sich wie Schlangen um den blendend weißen Hals ringelten, hernieder, und faßte wie mit einem glänzenden, dunklen Rahmen ihr schönes, von Gesundheit, Jugend und Liebreiz strahlendes Antlitz ein. Auf ihrem Haupt trug sie einen vollen Kranz von weißen und rothen Rosen, und ein eben solches Bouquet prangte an ihrem Busen.

Sie war in diesem Costüm wirklich von bezaubernder Schönheit, und vielleicht wußte sie das, denn ihre dunklen Augen strahlten in einem stolzen Feuer, und ein leises Lächeln umspielte ihre Lippen, während sie den Prinzen ansah, der stumm und verlegen ihr gegenüber stand, und wie es schien, keine Worte finden konnte, um seine Ueberraschung oder seine Zufriedenheit auszudrücken.

Wenn es Ihnen gefällig ist, mein Gemahl, so lassen Sie uns zu der Gesellschaft gehen, sagte die

Prinzessin endlich, um dieser stummen Scene ein Ende zu machen.

Sie reichte mit einem kühlen Ausdruck ihrem Gemahl die Hand dar. Er nahm sie an und hielt sie fest, aber er blieb stehen und sah immer nur auf seine Gemahlin hin.

Madame, sagte er endlich leise und schüchtern, Madame, ich habe eine Bitte an Sie.

Befehlen Sie, mein Gemahl, erwiederte sie kalt. Was soll ich thun?

Ich sagte Ihnen ja, daß ich nicht fordern, sondern nur bitten will, rief der Prinz.

Nun denn, mein Gemahl, so bitten Sie!

Der Prinz reichte seiner Gemahlin das Bouquet von weißen Camelien dar, und sagte mit zugleich schüchterner und flehender Stimme: ich bitte Sie, daß Sie dies Bouquet von mir annehmen, und es heute an Ihrem Busen tragen möchten, obwohl es nicht Ihr Schäfer ist, welcher es Ihnen giebt.

Nein, nicht mein Schäfer, aber mein Gemahl, sagte die Prinzessin, indem sie mit einem fast zornigen Ausdruck das Rosenbouquet von ihrem Mieder löste. Ich werde also die Blumen tragen müssen, die er mir giebt.

Und ohne das Bouquet nur eines Blickes zu würdigen, wollte sie es an ihren Busen stecken.

Wenn Sie es nicht um meinetwillen thun, Madame, sagte der Prinz bittend, nun, so thun Sie es um der Blumen willen, denn Sie können wenigstens gewiß sein, daß keine der anderen Schäferinnen ein solches Bouquet trägt.

Es ist wahr, sagte die Prinzessin, das Bouquet ansehend, das sind keine weißen Rosen, es scheinen überhaupt keine natürlichen Blumen zu sein. Ihre Blätter sind hart und durchsichtig wie Alabaster, und dabei glänzend weiß wie Schnee. Was sind das für Blumen, Prinz?

Es sind Camelien, Prinzessin. Ich hörte Sie neulich von dieser neuen Blumenart, welche jetzt erst nach Europa gekommen ist, sprechen, und da dachte ich, es würde Ihnen angenehm sein, dieselbe kennen zu lernen.

Gewiß, mein Gemahl! Nur wußte ich nicht, daß diese neue Blume schon hier bei uns blüht.

Das thut sie auch nicht, sagte der Prinz einfach. Dieses Bouquet kommt aus Schwetzingen, denn dort allein in den berühmten Treibhäusern des Markgrafen von Baden sind diese Blumen in ganz Deutschland zu sehen.

Und wie sind sie denn zu Ihnen gelangt, mein Gemahl? fragte Prinzessin Wilhelmine erstaunt.

Ich sandte einen Courier nach Schwetzingen, sie zu holen, und Sie sehen, die Blumen haben sich in ihrer Umhüllung von feuchtem Moos sehr gut conservirt, denn sie erscheinen noch ganz frisch, obwohl sie sechs Tage unterwegs gewesen.

Und Sie haben sie für mich holen lassen? fragte die Prinzessin.

Sagten Sie nicht, daß Sie neugierig wären, diese seltene Blume kennen zu lernen? fragte der Prinz zurück, und seine Blicke ruhten mit einer so verzehrenden Gluth auf ihr, daß sie erröthend das Auge senkte, und still und verschämt ihm gegenüber stand.

Und Sie sagen mir nicht das kleinste Wort des Dankes, fragte der Prinz nach einer Pause, Sie hefteten das Bouquet nicht an Ihren Busen, damit die Blumen dort eines seligen Todes sterben? Oh, Sie sind sehr hart, sehr grausam gegen mich, Prinzessin, und wie mir scheint, dürfte Ihr Gemahl wohl auf ein wenig mehr Freundlichkeit und Güte Anspruch machen.

Mein Gemahl! rief die Prinzessin mit einer spöttischen Betonung, und indem sie mit einem verwunderten, suchenden Blick ihre Augen im Zimmer umherwandern ließ, fuhr sie fort: Wie mir scheint, sind wir hier allein, und durchaus unbeobachtet, wir haben daher nicht nöthig Comödie zu spielen, und uns einander mit dem Namen zu nennen, mit dem wir uns vor der Welt schmücken, und den Sie mich gelehrt haben nur als einen leeren Titel zu betrachten. Es ist möglich, daß eine Frau gegen ihren Gemahl freundlicher und zuvorkommender sein müßte, aber ich glaube nicht, daß irgend eine Dame gegen einen Cavalier freundlicher sein darf, wie ich es gegen Eure Königliche Hoheit bin.

Indessen sind Sie gegen alle übrigen freundlicher als gegen mich, rief der Prinz heftig. Sie, welche für Jedermann ein freundliches Wort, einen bezaubernden Blick, ein gütevolles Entgegenkommen haben, Sie sind gegen mich allein kalt und hart, Ihr Antlitz verfinstert sich, sobald ich Ihnen nahe, das Lächeln verschwindet von Ihren Lippen, auf dieser sonst so himmelsklaren Stirn lagert sich alsdann eine Wolke, und Ihre Augen richten sich auf mich mit einem geringschätzigen Blick. Ich sehe es wohl, Madame, Sie hassen mich, nun wohl, hassen Sie mich denn, aber Ihre Verachtung verdiene ich nicht, und will sie nicht ertragen. Es ist genug, wenn Sie mich heimlich und ungesehen mit Ihrer schneidenden Kälte, Ihrer zerschmetternden Gleichgültigkeit zu Tode martern. Die Welt soll es wenigstens nicht sehen, daß Sie mich hassen, und vor ihren Augen will ich nicht von Ihnen gedemüthigt werden. Was that ich Ihnen zum Beispiel heute, daß Sie so kalt und abstoßend waren? Warum verstummten Sie mitten in Ihrem heiteren Lachen, als ich ins Zimmer trat? Warum verweigerten Sie mir die kleine Blume, die Sie in

der Hand hielten, und welche Sie doch nachher achtlos zur Erde warfen?

Prinzessin Wilhelmine sah ihn mit flammenden, zornigen Blicken an. Sie fragen viel, mein Herr, und vielerlei, sagte sie scharf. Ich glaube nicht, daß ich nöthig habe, Ihnen darüber Auskunft zu geben. Lassen Sie uns, wenn es Ihnen gefällig ist, zu unserer Gesellschaft gehen.

Sie machte eine leichte stolze Verbeugung und wollte vorwärts schreiten, aber der Prinz hielt sie zurück. Gehen Sie noch nicht, sagte er flehend, gehen Sie noch nicht. Sagen Sie erst, daß Sie mir verziehen haben, daß Sie mir nicht mehr zürnen? Oh, Wilhelmine, Sie wissen nicht, was ich leide, Sie haben keine Ahnung von den Qualen, welche meine Seele foltern.

Ich weiß es wohl, sagte sie kalt, denn Sie haben es mir schon am Tage unserer Vermählung gesagt, und es war nicht nöthig, jetzt darauf zurückzukommen, denn ich habe Ihre Worte von damals nicht vergessen.

Was meinen Sie denn? fragte der Prinz, sie mit verwirrten Blicken anstarrend. Wie konnte ich Ihnen denn an unserem Vermählungstage schon von den Schmerzen geklagt haben, die ich damals noch nicht kannte, und an deren Möglichkeit ich gar nicht glaubte?

Es ist möglich, daß diese Schmerzen noch heftiger geworden sind, als Sie damals glaubten, sagte die Prinzessin kalt, aber Ihr Dasein vertrauten Sie mir damals schon, und ich darf sagen, es war das einzige Mal während der ganzen Zeit unserer Vermählung, daß wir uns etwas anzuvertrauen hatten. Unser einziges Geheimniß ist: daß wir uns nicht lieben, und uns niemals lieben werden, daß wir nur vor der Welt, nicht aber in unseren Herzen vermählt sind!

O, Prinzessin, Sie wollen mich also tödten? murmelte Heinrich, ganz erschöpft auf einen Stuhl niedersinkend.

Prinzessin Wilhelmine betrachtete ihn mit kaltem Auge und ganz ungerührten Mienen. Sie tödten? fragte sie. Und weshalb sollte ich das? Man tödtet nur Diejenigen, welche man liebt oder haßt, und Beides ist nicht unser Fall.

Ich bin Ihnen nur vollkommen gleichgültig? fragte der Prinz mit einem traurigen Lächeln.

Ich denke, das war es, was Sie am Tage unserer Vermählung von mir forderten, und ich habe mich bemüht, Ihren Wünschen nachzukommen, und Ihnen dadurch wenigstens zu beweisen, wie sehr ich Ihrem Willen mich gehorsam fühle. Oh, ich werde diese Stunde nie vergessen, fuhr die Prinzessin fort, ich kam fremd, allein und krank vor Angst und Heimweh in Berlin an. Man hatte mich vermählt, wie man eben Prinzessinnen zu vermählen pflegt, das heißt, ohne mich zu fragen, ohne daß ich

den Mann kannte, dem ich ewige Liebe und Treue schwören sollte. Man hat Sie ebenso an mich vermählt, wir kannten uns Beide nicht, wir sahen uns zuerst an dem Tage, an welchem wir vor Gottes Altar hintraten, und unter Glockenläuten und Kanonendonner unsere Schwüre austauschten. Ich denke mir immer, daß man bei solchen fürstlichen Vermählungsfeierlichkeiten nur um deshalb so viel Geräusch macht, damit Gott und die Menschen unser Ja! nicht hören, welches auf unseren widerstrebenden Lippen fast wie ein Nein! wie ein Mißton, wie eine zersprungene Saite klingt. — Die Glocken klangen damals so melodisch und die Kanonen donnerten so laut, daß Niemand unser verneinendes Ja! hörte, Niemand als wir allein. Aber Sie waren edel, Sie hatten vor dem Altar eine erzwungene Lüge sagen können, doch als wir am Abend in unserem Gemach allein waren, sagten Sie mir eine freiwillige Wahrheit, die Wahrheit: daß wir Beide uns nicht lieben und uns niemals lieben könnten, weil eben der Zwang uns zusammengeführt. Sie waren gütig genug, mich aufzufordern, Ihre Freundin, Ihre Schwester zu sein, um mir gleich einen Beweis Ihres brüderlichen Vertrauens zu geben, sagten Sie mir, daß Sie mit aller Gluth und Extase Ihres jungen Herzens eine Frau geliebt hätten, welche Sie betrog, und welche damit für immer die Liebe in Ihrem Herzen ertödtet hätte. — Ich, mein Prinz, konnte Ihrem Vertrauen nicht mit gleichem Beispiele nachkommen, denn ich hatte nichts zu vertrauen, ich hatte nicht geliebt und liebte nicht, und deshalb war ich Ihnen sehr dankbar, als Sie mir sagten, daß Sie keine Liebe von mir forderten, sondern daß wir in ruhiger Gleichgültigkeit nebeneinander hergehen und nur vor der Welt uns mit den leeren Titeln Gemahl und Gemahlin schmücken wollten. Ich ging freudig auf diesen Vorschlag ein, Ihnen eine ganz gleichgültige Person zu bleiben und ich begreife daher nicht, wie Sie mir das jetzt zum Vorwurf machen können!

Sie haben Recht, ich sagte das Alles, ich that das Alles, rief der Prinz bleich und zitternd vor innerer Erregung, aber als ich das that, war ich ein Wahnsinniger, mehr als das, ein Gotteslengner! Denn die Liebe ist wie Gott, heilig, unsichtbar, und ewig, und wer ihre ewige Jugend, ihr unsterbliches Leben und ihre allmächtige Gegenwart nicht glaubt, der ist den wilden Heiden gleich, die nur an den Gott glauben, dessen Bild sie sich selber aus Holz geschnitzt, und deren Auge zu blöde ist, die unsichtbare Herrlichkeit zu begreifen. Mein Herz hatte damals seine erste Wunde empfangen, und weil es blutete und schmerzte, glaubte ich, es sei gestorben und wollte es einhüllen in meine grausamen Erinnerungen, wie in einen eisernen Sarg, aus dem kein Entrinnen mehr möglich ist. Aber ein Engel nahte diesem Sarge und legte seine Hand auf denselben, und er sprang auf, und mein Herz ging daraus hervor, genesen von seinen Wunden nicht allein, sondern wieder jung, vertrauensvoll und hoffend auf ein Glück und eine Zukunft. Anfangs wollte ich mir das selber nicht gestehen, Anfangs suchte ich diese junge köstliche Wiedergeburt meines Herzens wieder einzuhüllen in den Trauerschleier meiner Erfahrungen. Aber mein Herz war ein Riesenknabe, welcher alle Umhüllungen von sich warf, und wie Herkules in seiner Wiege, die Schlangen zerriß, welche ihn umzischten. Oh, es war ein schmerzlich seliges Gefühl zu wissen, daß ich da wieder ein Herz habe, daß ich noch einmal im Stande sei, diese Entzückungen und Schmerzen, dieses Sehnen, Hoffen und Fürchten, diese Begeisterung und Exaltation, diese Verzweiflung und Furcht, welches Alles die Liebe ist, zu empfinden. Und dieses Gefühl, wem danke ich das anders, als Ihnen, Ihnen, Wilhelmine, Ihnen, meiner Gemahlin! Sie wenden Ihr Haupt ab, Wilhelmine, und ein spöttisches Lächeln steht auf Ihren Lippen? Es ist wahr, ich habe nicht das Recht, Sie meine Gemahlin zu nennen, Sie sind frei, mich von sich zu stoßen und mich zu diesem kalten, fremden Verhältniß, welches einst der Wahnsinn und die Blindheit der Verzweiflung mich fordern ließ, auch ferner zu verdammen. Aber bedenken Sie, Prinzessin, daß Sie damit einen finsteren Trauerschleier über mein ganzes Leben ausbreiten würden, bedenken Sie, daß es meine ganze Zukunft ist, welche ich zu Ihren Füßen niedergelegt, eine Zukunft, welcher das Schicksal vielleicht große Pflichten und große Thaten aufbehalten hat. Nun denn, ich werde diese Pflichten nicht erfüllen, diese Thaten nicht ausführen können, wenn Sie mir dazu nicht den Segen des Glückes verleihen. Ich werde ein ruhmloser, überflüssiger, nichtssagender Prinz sein, der traurige und nutzlose Anhang eines Thrones, die verachtete und ungeliebte Last eines Volkes, wenn Sie meiner kranken Seele, welche gefangen und demüthig vor Ihnen liegt, nicht die Freiheit und die Kraft ihrer Schwingen wiedergeben. Wilhelmine, lassen Sie die furchtbare Qual dieser letzten Monate enden, erlösen Sie mich von dem Bann, welcher mein ganzes Leben gefesselt hält, sprechen Sie ein Wort, und ich werde die Kraft haben, die ganze Welt zu bezwingen, um Ihnen zu beweisen, daß ich Ihrer würdig bin, ich werde die Sterne vom Himmel herunter zwingen, um sie als Diadem auf die Stirn meiner Wilhelmine zu legen. Sagen Sie, daß Sie es versuchen wollen, mich zu lieben, und ich werde Ihnen Glück, Seligkeit und Liebe, ich werde Ihnen eine ruhmvolle Zukunft zu danken haben!

Er war so erfüllt von seiner eigenen Gluth und

Begeisterung, daß er gar nicht bemerkte, wie Prinzessin Wilhelminen's vorher so glühendes Antlitz jetzt von einer tödtlichen Blässe bedeckt war, daß er den Blick des Entsetzens und der Angst nicht sah, mit dem sie einen Moment ihre Augen auf seinem Antlitz ruhen ließ, und sie dann gleichsam beschämt zu Boden senkte.

Der Prinz faßte ihre beiden, schlaff herabhängenden Hände und drückte sie fest an seine Brust. Sie ließ es willenlos geschehen, sie war wie betäubt und erstarrt.

Seien Sie barmherzig, Wilhelmine, bat er in flehendem, einschmeichelndem Ton. Sagen Sie, daß Sie mir verziehen haben, daß Sie mich lieben wollen!

Seine Gemahlin zuckte zusammen und blickte schüchtern zu ihm empor. Ich soll das sagen, stammelte sie, und Sie haben mir noch nicht einmal gesagt, daß Sie mich lieben.

Der Prinz jauchzte laut auf vor Entzücken, und vor ihr auf die Kniee niederstürzend, sagte er: Ich liebe Dich, Wilhelmine, nein ich bete Dich an, ich will nichts, wünsche nichts, begehre nichts, als nur Dich allein. Du bist meine Liebe, meine Hoffnung, meine Zukunft, Wilhelmine, wenn Du nicht willst, daß ich zu Deinen Füßen sterben soll, so sage, daß Du mich nicht verstößest, so öffne Deine Arme und hebe mich empor an Dein Herz!

Sie stand einen Moment bleich und bewegungslos da, mit geschlossenen Augen, schwankend und zitternd. Ihre Lippen öffneten sich wie zu einem Schrei und ein schmerzliches Zucken war in ihrem Angesicht.

Der Prinz bemerkte es nicht, er hatte seine Lippen auf ihre niederhängenden Hände gedrückt, und schaute nicht zu ihr empor.

Er sah nicht, wie seine Gemahlin jetzt die Lippen fest aufeinander preßte, um den Schrei zurück zu drängen, wie sie die Augen jetzt öffnete und mit einem verzweiflungsvollen Jammerblick zum Himmel emporschaute.

Der Kampf war vorüber. Prinzessin Wilhelmine neigte sich zu dem Prinzen nieder, und ihre Hände hoben ihn sanft empor.

Stehen Sie auf, sagte sie so leise, daß nur das aufmerksame Ohr des Prinzen es zu hören vermochte. Stehen Sie auf! Ich darf Sie nicht so zu meinen Füßen liegen sehen, denn Sie haben ein Recht auf mich und meine Liebe. Sie sind mein Gemahl!

Der Prinz sprang empor und schloß sie fest und innig in seine Arme.

XIX.

Das Fest im Walde.

Niemals war ein Fest heiterer und sonniger gewesen, als das, welches man heute in Rheinsberg beging. Es ist wahr, die Hofgesellschaft hatte sehr lange auf den Beginn desselben warten müssen und es waren Stunden vergangen, ehe das fürstliche Paar zu seinen Gästen in den Musiksaal gekommen war. Aber dafür waren sie wie die leuchtende Sonne des Glücks über ihnen aufgegangen, dafür hatte man auch die Prinzessin niemals schöner, rosiger und so verschämt erröthend gesehen über ihre eigene Lieblichkeit, dafür hatte man den Prinzen niemals stolzer, heiterer und strahlender gesehen, als eben heute. Seine glänzenden, flammenden Augen schienen die ganze Welt zum Kampf mit seinem Glück herausfordern zu wollen, sein Lächeln war triumphirend und zugleich freundlich und milde, der ganze Ausdruck seines Antlitzes war zugleich strahlend und sanft, und niemals hatte er für jeden seiner Gäste einen so gütevollen Gruß, eine so sanfte Freundlichkeit gehabt, als eben heute.

Man war daher allgemein angeregt, glücklich und heiter, man gab sich mit ganzer Seele dem lieblichen, idyllischen Feste hin, zu welchem man sich heute unter dem Schatten des nahe am Schloß belegenen, duftigen Waldes versammelte, und in Arkadien selbst konnte es keine glücklicheren und heiterern Schäfer und Schäferinnen gegeben haben, als da heute in Rheinsberg versammelt waren. Man lachte und schäkerte, man führte anmuthige kleine Idyllen auf und gab sich mit glücklicher Laune dem lieblichen

Spiel und dem harmlosen Scherz des glücklichen Augenblicks hin. Hier wanderte ein Schäfer mit seiner Schäferin in heiterem Geplauder auf und ab. Dort ruhte ein Schäfer unter dem Schatten einer Eiche, und sang zu seiner Zitter verliebte Klagen über seine grausame Schäferin, während diese dicht daneben, auf einem kleinen Wiesenplatze, zwei weiße Lämmlein am Bande führte, und des Schäfers Klagen mit munterer, launiger Ironie beantworte. Auf dem kleinen See, in dessen Umgebung man sich gelagert hatte, zogen weiße Schwäne auf und nieder, reizende Schäferinnen standen am Ufer und lockten die Schwäne zu sich heran, und verhöhnten die ausgestoßenen Schäfer, die auf der kleinen bewimpelten Barke umherruderten, und überall von den Schäferinnen zurückgescheucht, nirgends eine Stelle finden konnten, um zu landen.

Prinz Heinrich liebte diese Art der Feste, und hatte oft schon ähnliche in Rheinsberg veranstaltet.*) Aber niemals hatte man ihn selbst bei einem derselben so heiter und glücklich gesehen wie heute.

Während Alle sich dieser Beobachtung freueten, gab es indeß Eine, welche nur seufzend und mit bitterem Wehegefühl diese sichtbare Veränderung des Prinzen gewahrte.

Diese eine war Louise du Trousel, einst Louise von Kleist — einst des Prinzen angebetete Geliebte!

Sie war vermählt, sie hatte neben sich einen jungen, liebenswürdigen geistreichen und schönen Gemahl, aber die alten Wunden brannten noch in ihr, und ihr Stolz blutete noch immer an dieser Verachtung des Prinzen, an dem Bewußtsein, daß er keine Ahnung habe von dem unermeßlichen Opfer, welches sie ihm gebracht, daß er sie geringschätzte, statt sie zu bewundern und zu bemitleiden.

Der Prinz, um ihr seine völlige Gleichgültigkeit zu bezeigen, hatte sie mit ihrem Gemahl an seinen Hof gezogen. In dem Stolz seines gekränkten und verwundeten Herzens kam es ihm darauf an, die Welt der Lüge zu zeihen, wenn sie glauben wolle, er sei von der schönen Louise von Kleist verschmäht und aufgegeben worden. Indem er sie und ihren Gemahl an seinen Hof zog, indem er in Louisens Gegenwart seiner Gemahlin mit freudigster Bewunderung huldigte, wollte er seiner treulosen Geliebten beweisen, daß er sie weder beklage, noch sie fliehe, daß er sie ganz und gar vergessen habe.

Aber Louise du Trousel ließ sich von diesem Spiel nicht täuschen. Besser als der Prinz selber hatte sie auf dem Grunde seines Herzens gelesen, besser als er selber wußte sie, daß seine Gleichgültigkeit, seine Verachtung und sein Spott, daß das Alles doch nur dunkle Trauerschleier waren, welche er seinem todeskranken und verrathenen Herzen übergeworfen, damit sie sein Leiden und seine Schmerzen nicht sehen, und nicht ahnen solle, daß er noch immer um sie trauere.

Sie hatte also den Muth gehabt, die Nähe des Prinzen nicht zu vermeiden, sondern seinen Einladungen zu folgen und mit ihrem jungen Gemahl zu den Festen zu kommen, welche der Prinz seit seiner Vermählung mit einer Art Ostentation seines Glückes in Rheinsberg feierte. Sie hatte den Muth gehabt, seine schneidende Kälte, seine grausamen Sarkasmen, seine kalte Verachtung mit lächelnder Ruhe und freundlicher Unterthänigkeit hinzunehmen. Sie hatte mit stoischem Lächeln ihre wehrlose Brust den verwundenden Pfeilen seines höhnenden Spottes dargeboten, und die Schmerzen und Qualen, welche sie dabei empfunden, waren ihr doch noch köstlich und süß erschienen, denn sie waren ihr immer doch ein Zeugniß gewesen, daß der Prinz sie noch immer nicht vergessen und aufgegeben, daß seine erheuchelte Gleichgültigkeit und Verachtung nichts sei, als die Verschleierung einer immer noch nicht ertödteten Liebe.

Seit einiger Zeit war das anders geworden, und dem scharfen, geübten Blick der vielerfahrenen Coquette war es nicht entgangen, daß in dem Wesen des Prinzen eine Veränderung vorgegangen. Früher hatte er sich den Anschein gegeben, sie nicht zu sehen, jetzt sah er sie wirklich nicht. Früher hatte er die gleichgültigsten Dinge niemals anders als in gereiztem, scharfem Ton zu ihr gesprochen, jetzt war er vollkommen ruhig und gelassen, und konnte sogar ganz milde und freundlich zu ihr reden.

Die Wunden heilen, hatte Louise du Trousel zu sich selber gesagt, er zürnt mir nicht mehr, weil er mich nicht mehr liebt!

Aber sie hatte nicht daran gedacht, daß er nicht bloß aufhören könnte, sie zu lieben, sondern daß er auch anfangen könnte, eine Andere zu lieben.

Dieser Gedanke war ihr heute zum ersten Male gekommen. An den strahlenden Augen, dem heiteren Lächeln, den glücklichen, stolzen und seligen Blicken, welche er auf seine Gemahlin heftete, hatte Louise errathen, daß der Prinz die alte Liebe nur in sich begraben, um eine neue in sich emporstrahlen zu lassen.

Diese Erkenntniß traf Louisen's Herz wie ein vergifteter Pfeil; der Zorn der Eifersucht ließ sie aller Rücksichten, aller Furcht vor dem König vergessen. Sie hatte den Prinzen aufgeben müssen, aber sie wollte ihn nicht verlieren. Vielleicht kehrte er zu ihr zurück, wenn er erkannte, welch ein furchtbares Opfer sie ihm gebracht, wie unschuldig er sie dieses ganze Jahr lang gequält und gemartert hatte.

*) Thiébault Vol. II. p. 140.

Sie wollte das versuchen, sie wollte ihren letzten Trumpf ausspielen und Alles wagen, um ihn wieder zu gewinnen!

Dort drüben stand der Prinz. An einen Baum gelehnt, blickte er lächelnd und sinnend hinüber nach seiner Gemahlin, welche eben mit einigen Schäferinnen und ihrem Schäfer, dem Grafen Kalkreuth, am Rande des kleinen See's stand und die Schwäne fütterte.

Der Prinz war allein. Louise du Troussel faßte einen raschen Entschluß und ging grade auf ihn zu.

Prinz Heinrich begrüßte sie mit einem leichten Kopfnicken, und indem er wieder hinüberschaute nach seiner Gemahlin, fragte er gleichgültig: Sind Sie auch hier, Frau Majorin du Troussel?

Eure Königliche Hoheit haben mir die Ehre erzeigt, mich einzuladen, sagte Louise; da ich gewohnt bin, immer die Befehle Eurer Königlichen Hoheit zu erfüllen, so bin ich hierher gekommen.

Das ist sehr freundlich, erwiederte der Prinz ganz zerstreut, und immer nach seiner Gemahlin hinüberblickend.

Louise du Troussel seufzte tief, und indem sie dem Prinzen noch näher trat, fragte sie leise: Zürnen Sie mir noch immer, mein Prinz? Wollen Sie mir noch immer nicht verzeihen?

Was denn? fragte Prinz Heinrich ruhig. Ich entsinne mich gar nicht, daß ich Ihnen etwas zu verzeihen hätte!

Ah, ich sehe, Sie verachten mich noch immer, rief Louise heftig. Aber ich will das nicht länger ertragen, ich will nicht länger kummervoll dahinschleichen, belastet mit dem Fluch Ihrer Verachtung und Ihres Zornes. Sie sollen wenigstens wissen, was es meinem Herzen gekostet hat, mir diese Verachtung zu verdienen, und welch ein furchtbares Opfer man mich genöthigt hat, Ihrem vermeintlichen Glück darzubringen. Ich habe das höchste Glück meines Lebens opfern müssen, aber ich kann und will nicht in Ihrer Erinnerung länger beschimpft sein, und wenn Sie zuweilen noch an mich denken werden, so soll es ohne Zorn geschehen können.

Ich denke auch nicht mehr mit Zorn an Sie, sagte der Prinz lächelnd. Diese Schmerzen haben sich längst ausgeblutet.

In Ihrem Herzen, Prinz, aber nicht in dem meinen. Meine Schmerzen bluten noch und werden ewig bluten, es müßte denn sein, daß Sie mir vergeben und mich wieder achten wollen. Hören Sie also, und so wahr ein Gott über uns ist, der uns hört: — ich habe Sie nicht betrogen, ich bin Ihnen nicht treulos gewesen. Meine Seele und mein Herz hatte ich selig, und Gott dankend für die Fülle meines Glückes, zu Ihren Füßen niedergelegt. Mein ganzes Sein und Denken, meine ganze Zukunft war an Sie gekettet, Prinz, ich hatte keinen eigenen Willen, kein Hoffen und Wünschen mehr! Ich war Ihr Geschöpf, ich wollte nichts als von Ihnen geliebt werden!

Und da kam dieser Monsieur du Troussel und machte Ihren Willen wieder frei, und gab Ihrem angeketteten Herzen seine Schwingen wieder, sagte der Prinz ironisch.

Nein, da kam der König und befahl mir, Sie aufzugeben, murmelte Louise. Da kam der König und forderte von mir, daß ich Ihrem Glück und Ihrer Wohlfahrt mich selbst und meine Liebe zum Opfer darbringen solle. O, mein Prinz, entsinnen Sie sich noch jener furchtbaren Stunde, in welcher wir uns trennten, in welcher ich Ihnen sagte, daß ich mich dem Obrist du Troussel verlobt habe, daß ich aus freier Wahl, aus reiner Liebe die Seine werden wolle?

Ich entsinne mich dieser Stunde.

Nun denn, wir waren damals nicht allein! Der König stand hinter der Portière und hörte mir zu. Der König hatte mir befohlen, so zu Ihnen zu sprechen, er hatte mir mit seinem furchtbarsten Zorn gedroht, wenn ich es wagen wollte, mit einem Wink, mit einem Blick, mit einem Wort Ihnen seine Anwesenheit zu verrathen, oder Ihnen zu gestehen, daß ich nicht freiwillig und aus Liebe, sondern nur nach dem furchtbarsten Kampf, nur nachdem ich den König vergeblich auf meinen Knieen und unter tausend Thränen um Erbarmen angefleht hatte, mich diesem ungeliebten, ja ich möchte sagen, diesem verhaßten Manne verlobt hatte.

Und welche Mittel konnte der König anwenden, welche Drohungen gab es, die Sie zu solchem Schritt zwingen konnten? fragte der Prinz mit einem ungläubigen Kopfschütteln. Drohte er Ihnen, Sie zu tödten, wenn Sie nicht gehorchten? Nun denn, wenn man wirklich liebt, fürchtet man den Tod nicht! Sagte er Ihnen, er würde mich tödten, wenn Sie mich nicht frei gäben? Sie wußten, daß ich einen starken Arm und einen festen Willen habe, und Sie hätten beiden vertrauen, Sie hätten Ihr Schicksal und Ihr Glück in meine Hände legen und von keinem anderen Menschen Gesetze und Befehle annehmen sollen, außer von mir. — Soll ich Ihnen übrigens die Wahrheit sagen? Ich glaube nicht an dieses Opfer, denn wenn Sie es gebracht hätten, so wäre es nicht nur ein übermenschliches, sondern auch Ihrerseits ein grausames gewesen. Sie sahen, was ich litt, welche furchtbare Qualen mein Innerstes zerfleischten. Nein, nein, Madame, entweder Sie haben dieses Opfer nicht gebracht, oder, indem Sie es thaten, liebten Sie mich nicht. Denn hätten Sie mich geliebt, so würden Sie nicht die Kraft gehabt haben,

mich leiden zu sehen, so würden Sie mir die Wahrheit gesagt haben, selbst auf die Gefahr hin, daß der König Sie hörte und uns bedrohte. Ueber die wahre Liebe hat kein Menschenwille Macht, sie lebt nur sich und empfängt nur von sich ihre Gesetze! — Nein, Madame, ich glaube nicht an dieses Opfer! Sie haben es erfunden, um damit mein krankes Herz zu heilen, oder weil es Ihren Stolz beleidigte, von mir nicht so hoch geachtet zu werden, als Sie es sonst von Jedermann verdienen!

O, mein Gott, mein Gott, er glaubt mir nicht! murmelte Louise schmerzvoll.

Nein, ich glaube Ihnen nicht, sagte der Prinz freundlich, aber dennoch sollen Sie nicht denken, daß ich Ihnen noch zürne. Nein, ich habe Ihnen nicht allein Alles vergeben, sondern ich danke Ihnen. Denn Sie sind es eigentlich doch, welcher ich für mein jetziges Glück, für alle diese edlen und köstlichen Freuden, welche eine wahre Liebe gewährt, Dank schulde. Sie und der König! O, es war sehr weise von dem König, mir das zu verweigern, was ich damals für mein Glück hielt, und welches später doch unserer Beider Verzweiflung, Unglück und Schmach geworden wäre! Denn die Liebe, welche das Tageslicht scheuen und sich in den Winkeln verbergen muß, stirbt bald hin und verblaßt und verwelkt, denn sie bedarf des Sonnenlichts des Himmels und des Segens Gottes! Der unsrigen hätte das Alles gefehlt, und es war daher für uns Beide ein Segen, daß Sie das einsahen und dem zweifelhaften Glück an meiner Seite das gewisse und sichere Glück an Herrn du Trouffel's Seite vorzogen. Ich danke es Ihnen von ganzer Seele, denn sehen Sie nur, welch ein köstlicher Schatz für mich aus dem Grabe dieser verrathenen Liebe emporgeblüht ist! Sehen Sie dieses schöne junge Weib da, welche, obwohl sie eine Schäferin scheint, doch wie eine gebietende Königin dasteht inmitten aller anderen Frauen, eine Königin der Schönheit, der Anmuth und Lieblichkeit. Nun denn, dieses so reizende, so schöne, so unschuldige und so keusche Weib, es gehört mir an, es ist meine Gemahlin, und Ihrem Wankelmuth danke ich es, daß sie es ist. O, Madame, ich habe also wohl Grund, Ihnen Alles zu verzeihen, ich habe wohl Grund, Ihnen mein ganzes Leben lang dankbar zu sein, denn Sie allein waren die Veranlassung, daß ich mich der Prinzessin vermählte. Was keine Drohungen, keine Bitten und keine Befehle des Königs zu Stande bringen konnten, das bewirkte Ihre Treulosigkeit. Ich vermählte mich! O, Madame, Gott hatte in seiner Güte Sie zum Vermittler zwischen mir und dem Schicksal auserlesen, er hat gewollt, daß ich aus Ihrer Hand mein schönstes Glück und meine seligsten Genüsse empfangen sollte. Sie mußten mich erst heilen von der Lüge einer irrenden Liebe, um mich die Wahrheit einer reinen und gesegneten Liebe empfinden zu lassen, einer Liebe, wie sie jetzt für meine Gemahlin meine Seele und mein Herz, mein Sein und Denken durchdringt!

Ah, Sie sind sehr grausam, flüsterte Louise, kaum im Stande, die Thränen des Zorns, welche in ihre Augen schossen, zurückzudrängen.

Ich bin nur wahr, Madame, sagte der Prinz lächelnd. Sie wollten von mir wissen, ob ich Ihnen noch zürne, und ich sagte Ihnen, daß ich nicht nur verziehen habe, sondern daß ich Ihre Treulosigkeit segnete. Und damit, ich bitte Sie, enden wir dieses Gespräch, welches wir niemals wieder anknüpfen wollen. Lassen wir die Vergangenheit gestorben und begraben sein. Wir haben Beide ein neues Leben angefangen unter dem Sonnenschein einer neuen Liebe, welches wir uns von keiner Wolke der Erinnerungen wollen trüben lassen. Sehen Sie nur, die schönen Schäferinnen suchen Blumen auf der kleinen Wiese und meine Gemahlin steht allein am Rande des Sees. Erlauben Sie mir, zu ihr zu gehen, und wär's auch nur, um zu sehen, ob der See ihr Bild so reizend und schön wiedergiebt, als es in Wahrheit ist!

Er nickte ihr leicht und lächelnd zu, und ging dann eiligen Schrittes den Pfad dahin, welcher zum See hinabführte.

Louise du Trouffel sah ihm mit zornigen Blicken nach. Er verachtet mich, murmelte sie leise, und er liebt sie. Aber sie? Liebt die Prinzessin ihn? Ah, nicht doch! Ihre Blicke sind so kalt und eisig, wenn sie ihn ansieht, und heute sah ich sie erblassen, als der Prinz sich ihr näherte. Nein, sie liebt ihn nicht! Aber wen denn? Wen denn? Sie ist zu jung, zu feurig, und auch, wie mir scheint, zu empfänglich, um ganz ohne Liebe sein zu können. Ah, ich werde das ergründen, und ein Tag wird kommen, wo ich Rache nehmen werde für diese Stunde! Diesen Tag werde ich erwarten!

Während Louise ihr Gesicht zur Heiterkeit zwang, um ihrem Gemahl unbefangen entgegen zu gehen, und der Prinz jetzt den Weg zum See hinabging, stand die Prinzessin, unfern von ihren Damen, noch immer mit dem Grafen Kalkreuth, den ihr Gemahl für den heutigen Tag selber zu ihrem Cavalier erwählt hatte, am Ufer des Sees. Sie schien ihre ganze Aufmerksamkeit den Schwänen zugewandt zu haben, welche vor ihr sich schaukelten und ihre schlanken Hälse ihr entgegenstreckten, um immer wieder neues Futter aus ihren Händen zu empfangen.

Aber indem sie sich niederneigte, die Schwäne zu füttern, flüsterte sie leise: Hören Sie, Graf, was ich

Ihnen zu sagen habe. Wenn Sie's können, so lachen Sie, damit meine Damen es hören, lassen Sie Ihr Gesicht heiter sein, denn dort drüben sehe ich meinen Gemahl kommen, und er blickt uns an. In zehn Minuten wird er bei uns sein. Können Sie verstehen, wenn ich so leise spreche?

Ich verstehe Sie, Prinzessin, flüsterte der Graf. Ah, ich fürchte, ich verstehe Sie auch ohne Worte. Ich habe in den Augen Ihres Gemahls meine Verurtheilung gelesen. Der Prinz hat Argwohn geschöpft.

Nein, sagte sie traurig, indem sie sich tiefer in das Gras niedertauchte und einige Veilchen abriß, um sie den Schwänen hinzuwerfen, nein, er hat keinen Argwohn geschöpft, aber — er liebt mich!

Der Graf fuhr empor, als habe der Stich einer Natter ihn verwundet. Er liebt Sie! rief er mit lautem, fast drohendem Ton.

Um Gotteswillen, leise, flüsterte die Prinzessin. Sehen Sie nur, die Damen wenden sich nach uns um und möchten neugierig horchen, die Schwäne sind entsetzt vom Ufer zurückgewichen. Mein Gott, lachen Sie doch, sprechen Sie laut einige heitere, scherzende Worte!

Ich vermag es nicht, sagte der Graf ganz außer sich. Gebieten Sie, daß ich mich hinunterstürze in den See, ich werde es freudig thun, und indem ich sterbe, werde ich Ihren Namen sprechen und Sie segnen. Aber verlangen Sie nicht, daß ich lachen soll, wenn Sie mir sagen, daß der Prinz Sie liebt.

Ja, er liebt mich, und er hat es mir heute gestanden, sagte die Prinzessin zusammenschauernd. O, es war ein fürchterlicher, ein entsetzlicher Moment, denn er machte zu einer Sünde, was bis dahin schuldlos und rein gewesen. So lange mein Gemahl mich nicht liebte, und meine Liebe nicht forderte, war ich frei, sie zu vergeben, an wen ich wollte; sobald er mich liebt und von mir Liebe fordert, bin ich eine Verbrecherin, wenn ich sie ihm verweigere.

Und ich ein Verräther an der Freundschaft, murmelte der Graf.

Wir müssen uns also trennen, flüsterte sie. Wir müssen eine Liebe, welche keusch und schön in unseren Herzen gelebt hat, jetzt darin begraben, und dies muß unser Leichenbegängniß sein. Sie sehen wohl, ich habe schon damit begonnen, das Grab mit Blumen zu schmücken, und glauben Sie nur, daß das nicht ohne Thränen geschehen ist.

Sie deutete mit ihrer von Juwelen funkelnden Hand auf das Bouquet von weißen Camelien, das ihren Busen schmückte.

So grausam sind Sie, nicht einmal mehr meine Blumen zu tragen, klagte der Graf. War's nicht genug, mich selber zu zerschmettern, mußten Sie auch meine armen Blumen, die ich mit meinen Küssen und meinen Zuflüsterungen geweiht hätte, unter Ihren grausamen Füßen zertreten!

Die rothen Rosen, welche Sie mir gegeben, sagte sie leise, die werde ich als Erinnerung aufbewahren, als Erinnerung an einen schönen und herrlichen Traum, welchen die rauhe und nüchterne Wirklichkeit vernichtet hat. Diese Blumen hier sind prächtig, aber ohne Duft und farblos wie meine Zukunft. Ich mußte sie wohl tragen, denn es war mein Gemahl, welcher sie mir gab, und ich sagte Ihnen ja, ich habe damit das Grab meiner Liebe geschmückt. Leben Sie also wohl; hinfort darf ich nur noch meinen Pflichten leben; da ich Ihre Liebe nicht mehr annehmen darf, will ich wenigstens Ihre höchste Achtung verdienen. Leben Sie wohl, und wenn wir von heute an kalt und fremd gegenüberstehen müssen, so vergessen Sie niemals, daß unsere Seelen zu einander gehören, und daß, wenn ich nicht mehr an Sie denken darf, ich doch für Sie beten werde!

O, Sie haben mich nie geliebt, flüsterte der Graf mit bleichen zitternden Lippen. Hätten Sie das, so würden Sie mich nicht so rasch aufgeben können, so würden Sie nicht den grausamen Muth haben, mich zu verstoßen. Aber Sie sind meiner überdrüssig, und seit der Prinz Sie liebt, verschmähen Sie dieses arme, demüthige Herz, welches sich vertrauensvoll zu Ihren Füßen niederlegte und ganz in Demuth und Gehorsam sich von Ihnen wird zertreten lassen. Ah, freilich, ich kann nicht rivalisiren mit diesem Manne, welcher ein Prinz und der Bruder eines Königs ist, welcher —

Welcher mein Gemahl ist, rief sie stolz, und welcher, da er mich liebt, verlangen darf, daß ich seine Liebe annehme!

Ah, jetzt zürnen Sie mir, jammerte der Graf, jetzt —

Still, flüsterte sie leise, sehen Sie denn nicht, daß mein Gemahl uns ganz nahe ist? Mein Gott, so lachen Sie doch, bücken Sie sich nieder, geben Sie dem Schwan diese Blume.

Der Graf nahm die Blume, aber während er sie dem Schwan reichte, flüsterte er: Prinzessin, geben Sie mir wenigstens ein Zeichen, daß Sie mir nicht zürnen, und daß Sie die Liebe des Prinzen nicht erwiedern. Werfen Sie dieses verhaßte Bouquet, welches das meine verdrängt hat, ins Wasser. Es ist mir, als schaute es mich mit vergifteten Pfeilen an.

Still! flüsterte die Prinzessin, und indem sie sich umwandte, hieß sie den Prinzen mit freundlichen Worten willkommen.

Prinz Heinrich war so glücklich, sie zu sehen,

und so befangen von ihrem Anblick, daß er des Grafen traurige und gedrückte Mienen gar nicht bemerkte, sondern heiter und scherzend ihn anredete.

Während der Graf sich bemühte, ihm heiter zu antworten, neigte die Prinzessin sich wieder zu den Schwänen nieder, die sie mit Liebkosungen und Leckerbissen dicht zu sich heran an's Ufer lockte. Auf einmal stieß sie einen Schrei aus und blickte hülferufend nach den beiden Herren um sich.

Der große weiße Schwan hatte das schöne weiße Camelienbouquet von dem Busen der Prinzessin gerissen, und segelte jetzt, es stolz im Schnabel tragend, auf dem klaren Wasserspiegel des Sees dahin.

XX.

Intriguen.

Während Prinz Heinrich in Rheinsberg idyllische Feste feierte und sich ganz dem Glück seiner Liebe hingab, lebte der König in stiller philosophischer Zurückgezogenheit auf Sanssouci, von wo er selten nur nach Berlin kam, um der immer gefährlicher erkrankenden Königin Mutter einen Besuch zu machen, oder den Sitzungen irgend eines Regierungs-Collegiums beizuwohnen. Niemals hatte der König so geräuschlos und still gelebt, niemals hatte man so wenig Gäste in Sanssouci gesehen, und niemals hatte die Welt überhaupt so wenig von dem König von Preußen zu reden gehabt, als eben jetzt. Es schien, der König hatte genug an den Lorbeeren, welche die beiden schlesischen Kriege um seine Heldenstirn gelegt, und er hege jetzt nur den Wunsch, dem von langen und vielfachen Kriegen

erschöpften Europa die Ruhe und den Frieden zu erhalten, dessen man sich überall mit so viel Behagen zu erfreuen schien. Diejenigen, welche Gelegenheit hatten, den König zu sehen, und die mit einer Einladung nach Sanssouci beehrt worden, wußten nur zu erzählen von des Königs paradiesisch schöner Einsiedelei, von seiner heiteren, harmlosen Fröhlichkeit, von der friedvollen Stille, welche ganz Sanssouci beherrschte und auf jedem Antlitz ihren Wiederschein fand. Der König kümmere sich gar nicht mehr um Politik, erzählten sich die kannegießernden Berliner, der König wolle hinfort nur den Wissenschaften und Künsten, und vor allen Dingen dem Wohl seines Volkes leben. Die auswärtigen Verhältnisse kümmerten ihn nicht mehr, er denke weder an Eroberungen, noch an irgend einen Krieg. Morgens beschäftige er sich mit wissenschaftlichen Arbeiten, schreibe an seiner histoire de mon temps, oder an seine Freunde, und nehme die nöthigen und täglich wiederkehrenden Regierungsgeschäfte mit seinen Cabinetsräthen vor. Die übrige Zeit des Tages werde mit Besichtigung der Gärten in Sanssouci, mit Spaziergängen, mit heiteren Gesprächen und endlich mit Musik ausgefüllt. Jeden Abend fanden in den Zimmern des Königs Concerte statt, in denen der König immer selbst thätig war, und jeden Tag übte der König außerdem einige Stunden unter der Anleitung von Quanz einige der schwierigeren Concertstücke seiner eigenen oder von Quanzens Composition. Auch mit seiner Gemäldegallerie beschäftigte der König sich angelegentlich, und der Kaufmann Gotzkowsky mußte eigends nach Italien reisen, um für die Gallerie des Königs Gemälde der berühmten italienischen Meister anzukaufen.

Der König schien also sein Ideal erreicht zu haben, wenigstens das, was er in den Stürmen des Krieges oft sein Ideal genannt hatte. Er konnte auf seinem schönen, reizenden Sanssouci das stille und zurückgezogene Dasein eines Philosophen führen, er konnte ungehindert den Wissenschaften und den Künsten leben, und die Welthändel kümmerten ihn gar nicht, oder vielmehr, es gab gar keine Welthändel mehr. Ganz Europa erfreute sich einer vollkommenen Ruhe. Maria Theresia war durch die letzten Dresdener Friedenstractate gebunden. Außerdem hatten die beiden schlesischen Kriege ihrem Lande so tiefe Wunden geschlagen, daß sie diese nothwendig erst heilen lassen mußte, ehe sie daran denken konnte, den König von Preußen, welchen sie trotz ihrer frommen, christlichen Gesinnung von ganzem Herzen haßte, auf's Neue anzugreifen, um ihm den schönen schlesischen Edelstein, welchen er aus ihrer Krone gebrochen hatte, wieder zu entreißen. England hatte sich mit Rußland zu innigem Freundschaftsbündniß vereint, und Frankreich hatte für den Moment zu viel mit den reizenden und zauberischen Festen zu thun, welche die schöne Marquise von Pompadour in Versailles veranstaltete, um nicht mit Jedermann in Frieden und Einigkeit leben zu wollen. Sogar mit seinem Erbfeind Oesterreich, dessen Gesandter Graf Kaunitz am Hofe von Paris durch sein kluges und gewandtes Benehmen die Wolken des Mißtrauens zu beseitigen verstand, die so lange sich zwischen Oesterreich und Frankreich aufgethürmt hatten.

So war es geblieben bis zum Ende des Jahres 1755. Da ward diese friedliche Stille zuerst durch das ferne Echo eines Kanonenschusses auf einen Moment unterbrochen. Europa erschrak und richtete sich lauschend aus seiner behaglichen Stellung empor, um nach der Ursache dieses bedrohlichen Geräusches zu forschen. Diese Ursache lag freilich sehr fern ab, diese Kanonenschüsse, deren Echo man nur gehört, waren gar nicht in Europa abgefeuert worden, sondern in Amerika. Aber freilich von einer europäischen Macht, von England, welches in seinem berechnenden Eigennutz, den es immer gern für eine lobenswerthe und ehrliche Politik ausgeben mochte, seine kaufmännischen Interessen in Amerika von Frankreich gefährdet erachtete, und vor Verlangen dürstete, nicht bloß eine ostindische Compagnie, sondern auch eine westindische zu haben. Die französischen Colonieen in Amerika hatten Englands Neid und Habsucht schon lange gereizt, und da es ihm an einem genügenden Vorwand zum Kriege fehlte, war es kühn genug, den Krieg ohne Weiteres zu beginnen. Mitten im Frieden, und ohne vorherige Kriegserklärung griff es daher die auf der Grenze des französischen Canada am Ufer des Ohio belegenen Plätze an, eröffnete eine Schlacht gegen dreihundert französische Kauffahrteischiffe, die unter Bedeckung zweier Kriegsschiffe den Ohio heraufsegelten, und nahm diese als gute Prise hinweg.*)

Das waren Kanonenschüsse gewesen, welche ganz Europa aus seiner träumerischen Ruhe und seinem behaglichen Schlummer aufgeschreckt hatten, und jetzt war es um seine Ruhe und seine Behaglichkeit geschehen!

Die Kaiserin von Oesterreich begann umfassende Rüstungen in Böhmen vorzunehmen und an der sächsisch-böhmischen Grenze bedeutende Streitkräfte zusammen zu ziehen.

Die Kaiserin von Rußland unterbrach sich in ihren üppigen Festen und ihren schwelgerischen Orgien, um gleichfalls Truppen zu rüsten und sie an den Grenzen von Curland aufzustellen; zugleich schloß

*) Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges. Von einem Zeitgenossen (v. Retzow). Th. I. S. 20.

sie mit England ein Bündniß ab, durch welches sie sich verpflichtete, Georgs des Zweiten deutsche Lande zu schützen, wenn vielleicht Frankreich es einfallen sollte, auf die in Amerika genommenen dreihundert Schiffe mit der Wegnahme von Hannover, unter dem möglichen Beistand des Königs von Preußen, antworten zu wollen. Für diesen versprochenen Schutz erhielt Rußland von England die Summe von 150,000 Pfund Sterling Subsidiengelder, die freilich dem prunksüchtigen Minister der Kaiserin Elisabeth, dem mächtigen Bestuschew, sehr gelegen kamen.

Auch Sachsen rüstete und stellte seine Truppen an der sächsisch-preußischen Grenze auf, wofür es von Oesterreich seine Subsidiengelder erhielt, die dem prunksüchtigen Minister des Königs August des Dritten von Polen und Sachsen, dem allmächtigen Grafen Brühl, ebenso gelegen kamen, wie dem russischen Minister die englischen.

Der König von Frankreich nur schien allein zu stehen, ebenso allein, wie der König von Preußen, und es war daher sehr natürlich, daß Aller Augen sich jetzt auf diese beiden Staaten richteten, welche vom Schicksal darauf hingedrängt schienen, einander die Hände zu reichen und sich mit einander zu verbünden, so gut wie Rußland es mit England, und Oesterreich es mit Sachsen gethan. Dieser Händedruck Frankreichs und Preußens wäre das Signal gewesen zu einem allgemeinen Kriege, zu welchem schon alle Mächte den mit dem Schwert bewaffneten Arm erhoben hatten.

Aber — Frankreich streckte seine Hand nicht früh genug aus, um die Freundschaft Preußens zu erbitten. Frankreich hegte so gut sein Mißtrauen gegen Preußen, wie es Oesterreich, Rußland, England und Sachsen gegen den jungen, kühnen Emporkömmling hegten, der sich erst seit einem halben Jahrhundert in die Reihen der Großmächte gestellt hatte, und vermessen genug war, in denselben schon eine mächtige, selbstständige Stellung einnehmen zu wollen.

Frankreich, das heißt Ludwig der Fünfzehnte, Frankreich, das heißt die Marquise Pompadour, empfand einen zornigen Haß gegen den König von Preußen, der in seinem witzigen Freimuth die Verhältnisse des französischen Königshofes oft genug gegeißelt hatte.

Oesterreich, das heißt Maria Theresia und ihr Minister Graf Kaunitz, empfanden nicht minder zornigen Haß gegen den König von Preußen, der sich Schlesien erobert hatte.

Rußland, das heißt Elisabeth und ihr Minister Bestuschew, haßten den König von Preußen aus denselben Gründen, wie Frankreich, weil Friedrich's witzige Stachelreden den russischen Hof so gut gegeißelt hatten, wie den französischen.

Sachsen, das heißt August der Dritte und sein Minister Graf Brühl, haßten den König aus Instinct, aus Neid, aus dem unbestimmten Gefühl, daß dieser einst so kleine, unbedeutende Nachbar sich so hell und strahlend neben ihm emporschwingen werde, daß Sachsen dadurch in den Schatten gestellt und klein und unbedeutend erscheinen werde.

England haßte Niemand, aber es fürchtete Preußen und Frankreich, und diese Furcht ließ es den alten eingewurzelten Nationalhaß überwinden und ein Bündniß mit Rußland schließen. Aber das Volk schien die Furcht seines Königs nicht zu theilen, es murrte über dieses russische Bündniß, und dieses Murren, welches in den Parlamentssitzungen seinen Ausdruck fand, ward bald so laut, daß der König von Preußen es wohl vernehmen und daraus seine Schlüsse ziehen mochte.

Oder vernahm er es nicht? War der Klang seiner Flöte so laut, war sein Studirzimmer so hermetisch verschlossen, daß kein Schall dessen, was außerhalb geschah, an sein Ohr drang?

Er unterbrach sich nicht in seinem ruhigen, philosophischen Stillleben. Er allein haßte Niemand, er allein rüstete gar nicht. Seine Soldaten exercirten jetzt nicht mehr wie sonst, aber — freilich sie exercirten, und auf seinen ersten Kriegsruf konnten 160,000 Mann unter die Waffen treten. Aber der König schien gar nicht geneigt, sie zu rufen, gar nicht geneigt, die Stille von Sanssouci mit dem Geräusch des Kriegslagers zu vertauschen. Er schien in friedlichem Einvernehmen mit allen Mächten leben und alle Mächte sich geneigt machen zu wollen. Deshalb war er besonders freundlich und zuvorkommend gegen das österreichische Gesandtschaftspersonal, und nicht bloß ward der österreichische Gesandte, Graf Puebla, oft zur königlichen Tafel gezogen, sondern auch der Gesandtschafts-Secretair, Baron von Weingarten, durfte oft in Potsdam und Sanssouci erscheinen, ja der König schien ihm besonders gewogen, und hatte nichts dawider, wenn er häufig nach Sanssouci kam, um sich in den königlichen Gärten zu ergehen. — So weit ging des Königs herablassende Güte gegen Diener und Unterthanen anderer deutschen Mächte, daß er sogar gegen die Unterbeamten des sächsischen Gesandtschaftspersonals sich persönlich freundlich bewies, und als die Frau des einen derselben, des Canzellisten Reichert, in Potsdam niederkam, geschah es auf des Königs ausdrücklichen Wunsch, daß sein geheimer Cabinetsrath Eichel bei dem Kinde zu Gevatter stand.*) Um sich mit Sachsen in gutem Einverständniß zu erhalten, sandte der König außerdem

*) Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges. Th. I. S. 23.

einen seiner schönsten, gewandtesten und einschmeichelndsten Cavaliere, den Grafen Maltzahn, an den Dresdener Hof, und dieser durfte in verschwenderischer Pracht sogar es wagen, mit dem Grafen Brühl zu wetteifern. Auf Sachsen schien der König überhaupt einen besonderen Werth zu legen, und mit keinem seiner Gesandten stand er in einem so lebhaften, schriftlichen Verkehr, als mit dem Grafen von Maltzahn. Freilich erzählte man sich, daß dieser Schriftenwechsel sehr unschuldiger und harmloser Natur sei, und daß es bei demselben sich um nichts weiter handele, als um Gemälde, welche der Graf aus der königlichen sächsischen Gallerie ankaufen sollte, um Musikstücke, die der König aus dem Nachlasse des verstorbenen Hasse anzukaufen, oder um einen italienischen Sänger, den der König dem Dresdener Theater zu entführen wünschte.

Der sonst so tapfere, heldenmüthige und kriegsbereite König von Preußen schien wie Herkules die Rüstung abgelegt und das Schwert mit dem Spinnrocken vertauscht zu haben. Nur daß es keine Omphale gewesen, welche ihn besiegt hatte, nur daß er freiwillig und aus eigener freier Neigung die Stille und den Frieden seines „Klosters" dem Geräusch der Welt vorgezogen und lieber als Abt von Sanssouci, denn als König von Preußen leben zu wollen schien.

Aber die Welt gönnte ihm diesen Frieden und diese Stille nicht. Wenn auch Friedrich keine Politik zu machen schien, so machten Maria Theresia, Elisabeth von Rußland, August von Sachsen und — die Marquise von Frankreich desto mehr Politik. Frankreich hatte es nicht vergessen, daß der Allianz-Traktat, der bis dahin zwischen Frankreich und Preußen bestanden, im Begriff war, abzulaufen, und es wußte außerdem, daß der Subsidien-Vertrag zwischen Rußland und England von dem englischen Parlament noch nicht seine Bestätigung erhalten hatte. — Es konnte also möglich sein, aus diesen beiden Dingen noch Vortheil zu ziehen. Demzufolge sandte Frankreich einen besonderen Abgesandten, den Herzog von Nivernois, nach Berlin, um mit dem König von Preußen über die Erneuerung des Allianz-Traktats zu verhandeln.

Der Herzog von Nivernois kam also mit einem glänzenden Gefolge in Berlin an und ward an dem preußischen Hofe mit aller seinem Range und officiellen Charakter zustehenden Auszeichnung aufgenommen. — Der Ober-Ceremonienmeister Baron von Pöllnitz mußte ihm einige Stunden Weges entgegenfahren und ihn im Namen seines Königs einladen, in dem Fürstenhof, einem der königlichen Häuser in Berlin, abzusteigen. Daselbst waren alle Zimmer zum Empfang des französischen Gesandten prachtvoll decorirt, und kaum war der Herzog von Nivernois angekommen, als man zwei Schildwachen vor das Haus stellte, eine Auszeichnung, welche der König sonst nur regierenden Fürsten zu Theil werden ließ.

Der Herzog nahm alle diese Gunstbezeugungen mit lebhafter und dankbarer Freude auf und bat vor allen Dingen um die Gunst einer feierlichen Audienz, damit er dem König seine Creditive überreichen könne. Pöllnitz war beauftragt, mit ihm die nöthigen Verabredungen zu treffen und mit ihm Tag und Stunde der Ceremonie zu bestimmen, denn der König, um dem französischen Herzog seine Achtung zu beweisen, wollte diese erste Präsentation so glänzend als möglich machen, und ganz Berlin sollte Zeuge sein von dem freundlichen Einvernehmen, das noch immer zwischen dem französischen und preußischen Hofe herrschte.

Deshalb sah man an dem festgesetzten Tage von dem Fürstenhause aus einen feierlichen, glänzenden Zug von Equipagen sich nach dem königlichen Schlosse zu bewegen. Die Equipagen waren die königlichen Gallawagen, und in denselben saßen die Mitglieder der französischen Gesandtschaft, denen eine lange Reihe von Wagen folgte, in welchen die hohen Würdenträger des preußischen Hofes saßen. Langsam und feierlich bewegte dieser pompöse Zug sich durch die Straßen und ward an dem Portal des königlichen Schlosses von der in Reih und Glied aufgestellten Garde empfangen.

Reichgekleidete Pagen, an deren Spitze der Ober-Ceremonienmeister mit dem goldenen Stabe sich befand, geleiteten den französischen Abgesandten und sein Gefolge in den weißen Saal, wo der König, in vollem Königsornat auf dem Thron sitzend, und umgeben von allen Prinzen seines Hauses, ihn empfing.

Die feierliche Ceremonie begann. Der Herzog von Nivernois näherte sich dem Königsthron, und das Knie beugend, überreichte er dem König seine Creditive, welche dieser mit einem freundlichen Neigen des Kopfes entgegennahm. Dann begann der Herzog seine Rede, sie war blumig und voll schöner Phrasen, ganz der Feierlichkeit angemessen. Friedrich hörte ihr mit ernster Aufmerksamkeit zu, und als sie geendet war, antwortete er in würdevoller, gemessener und höchst lakonischer Weise.

Damit war die ceremonielle Vorstellung beendet, und es kam jetzt der wichtigste Theil der Audienz, die vertrauliche Besprechung. Gerade dieser hatte der Herzog mit lebhafter Ungeduld entgegengesehen, um dieser willen war er überhaupt nur nach Berlin gekommen!

Der König stieg von seinem Throne herab, und jetzt die erhabene, feierliche Würde der Etiquette mit

dem angenehmsten und verbindlichsten Wesen vertauschend, näherte sich Friedrich dem Herzog, um ihn freundlich und herzlich willkommen zu heißen, und ihm zu sagen, daß er sich aufrichtig seines Kommens freue.

Ach, Sire, erwiederte der Herzog lebhaft, wie glücklich wird mein König sein, zu hören, daß sein Abgesandter bei Eurer Majestät eine so zuvorkommende Aufnahme gefunden.

Der König lächelte. Ich glaubte, die Ceremonie sei vorüber, sagte er, und ich spräche jetzt nicht mehr zu dem Abgesandten, sondern zu dem Herzog von Nivernois, den ich kenne und liebe, und dessen geistreiche Unterhaltung genießen zu dürfen für mich eine wirkliche Freude ist. Lassen Sie uns also harmlos plaudern, Herzog, und vergessen wir doch dieses Ceremoniell, dessen Last wir ja heute schon Beide zur Genüge getragen haben. Erzählen Sie mir von Paris, Monseigneur, von diesem schönen, coquetten, übermüthigen Paris, das man liebt, indem man es schilt, und dem man nachahmt, indem man es tadelt.

Ah, Sire, wenn ich Ihnen von Paris erzählen soll, sagte der Herzog, so muß ich zuerst von dem König erzählen, von meinem König, welcher nichts sehnlicher wünscht, als daß die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Ihm und Eurer Majestät sich auf's Neue befestigen und eine recht lange Dauer gewinnen möchten, welcher —

Das ist sehr gütig von Seiner Majestät, unterbrach ihn der König, und ich theile gewiß die freundlichen Wünsche meines erhabenen Bruders von Frankreich. Aber erzählen Sie mir jetzt ein wenig von dem gelehrten Paris. Wie steht es in Ihrer Akademie? Verweigert man immer noch Voltaire einen Sitz, während man so viele unbedeutende Unbekannte zu Akademikern gemacht hat?

Ja, Sire, diese Herren Akademiker sind noch immer starrköpfig in ihren einmal gefaßten Beschlüssen, und da die Akademie eine Art Gelehrten-Republik bildet, so ist der König ganz machtlos in derselben. Wäre das nicht, so würde mein erhabener Herr König Ludwig, um Eurer Majestät gefällig zu sein, allen seinen Einfluß anwenden, um —

Ah, Monsieur, unterbrach ihn der König, es ist indessen sehr schön, daß die Akademie der Wissenschaften eine Republik ist, welche sich von dem Einfluß der Könige nicht abhängig machen will. Denn die Wissenschaft bedarf zu ihrer Blüthe der Freiheit des Gedankens und des Wortes. Das Schicksal hat mich als einen König geboren werden lassen, aber ich fühle mich, wenn ich allein in meinem Studirzimmer, allein mit meinen Büchern bin, vollkommen als ein Republikaner im Reiche der Wissenschaft. Ja, um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, wenn ich so als ein wissenschaftlicher Republikaner ein wenig in den Büchern der Geschichte lese, so kann es mir zuweilen geschehen, daß ich die Fürsten in dem freien Staat, dessen Bürger ich dann bin, als ziemlich überflüssige Luxusartikel erkenne, die mir ein mitleidiges Achselzucken abnöthigen!

Und doch, Sire, sind die Wissenschaften des Schutzes der Fürsten so sehr bedürftig! Daß die Republik der Geister aber sehr wohl im Lande eines Königs bestehen und blühen kann, das zeigt sich hier in Preußen, wo ein königlicher Republikaner und ein republikanischer König zugleich sein Volk regiert und die Wissenschaften frei gemacht hat. Frankreich darf sehr stolz und glücklich darauf sein, daß Eure Majestät so viele seiner Söhne als Bürger in Ihre Republik der Geister aufgenommen haben, und wir wagen daraus den Schluß zu ziehen, daß Eure Majestät dieses Bündniß der geistigen Interessen nicht bloß auf die Wissenschaften beschränken werden, sondern, daß dieses Bündniß zwischen Frankreich und Preußen, welches mein König so lebhaft wünscht, auch —

Unglücklicher Weise, unterbrach ihn der König lebhaft, sind diejenigen Franzosen, mit denen ich, wie Sie sagen, ein geistiges Bündniß geschlossen habe, gerade Solche, welche ihre strenggläubige Mutter, la France, als entartete Söhne von ihrem Busen verstoßen hat. Voltaire lebt in Ferney, Jean Jacques Rousseau, den ich bewundere, wenn auch nicht liebe, hat in Genf sich eine Zuflucht suchen müssen, und wie man mir sagt, hat man d'Alembert die Pension, welche man ihm in einer guten Stunde gewährt hatte, wieder entzogen. Oder hat man mich darin falsch berichtet, und wäre mein Freund d'Alembert wirklich nicht in Ungnade gefallen, und betrachtet man meine Freunde, die Encyclopädisten, wirklich nicht als Uebelthäter und Hochverräther, weil sie das freie Recht der Forschung für sich in Anspruch nehmen und nicht blind glauben, sondern mit offenen Augen sehen und erkennen wollen?

Der Herzog von Nivernois antwortete einige verwirrte und verlegene Worte, und ein Schatten verdunkelte sein vorher so heiteres Angesicht. Dreimal hatte der König ihn unterbrochen, wenn er von dem König von Frankreich und von dessen Freundschaft für den König von Preußen hatte sprechen wollen. Der Herzog durfte es also nicht wagen, ein viertes Mal dies Thema anzuschlagen, welches dem König offenbar ein unliebsames war. Er mußte sich also darein fügen, heute ganz auf die Absichten des Königs einzugehen, und statt von Geschäften, nur von den Wissenschaften und Künsten zu sprechen.

Nachdem der Herzog diesen raschen Entschluß gefaßt hatte, glättete sich seine Stirn wieder, und

mit aller Liebenswürdigkeit, Geistesfeinheit und Lebhaftigkeit antwortete er jetzt auf die Fragen des Königs, ging er ein auf diese Unterhaltung, welche jetzt in ununterbrochener Anmuth und Heiterkeit weiter ging.

Bei der nächsten Audienz werde ich wohl Gelegenheit finden, von Politik zu sprechen, tröstete der Herzog sich selber, als er von dieser ersten Audienz heimkehrte. Der König wird nicht immer so unzugänglich sein, wie heute.

Aber die zweite Audienz und die dritte Audienz kam, und der König blieb ebenso unzugänglich, als das erste Mal. Er unterhielt sich mit dem Herzog auf das Lebhafteste und Angelegentlichste, er bewies ihm das gnädigste Wohlwollen und die herablassendste Vertraulichkeit, aber so oft der Herzog es versuchte, von Politik und von den Interessen, welche ihn hergeführt, anzufangen, unterbrach ihn der König und wußte dem Gespräch sofort eine gleichgültige und harmlose Wendung zu geben.

Das dauerte fast zwei Wochen, und inzwischen erwartete der französische Hof mit Sehnsucht die Benachrichtigung des Herzogs, daß die Ratification des erneuerten Allianz-Vertrages vollstreckt sei und man also von Preußen gar nichts zu fürchten habe.

Dieser Zustand der Ungewißheit fing an unerträglich zu werden, und der Herzog von Nivernois beschloß, ihm mit einem Schlag ein Ende zu machen. Er schrieb an den König und bat um eine geheime Audienz. — Zu seiner größten Freude ward diese Bitte nicht abgelehnt, sondern der König lud ihn ein, am anderen Tage nach Sanssouci zu kommen.

Endlich, sagte der Herzog aufathmend, endlich! Und mit der stolzen Sicherheit eines Franzosen fügte er hinzu: morgen also werden wir diesen Allianz-Traktat erneuern, der Preußen die Hände bindet, indem er uns freien Spielraum läßt!

XXI.

Die geheime Audienz.

Diesmal empfing der König den französischen Abgesandten ganz ohne Ceremoniell und ohne königlichen Prunk, mit der Einfachheit und Ungenirtheit eines Privatmannes. Da waren keine Garden, keine Pagen, kein Schwarm neugieriger und lauernder Höflinge, da waren nur einige vertraute Freunde des Königs, welche den Herzog willkommen hießen und sich mit ihm unterhielten, während Pöllnitz in das nächste Zimmer ging, um dem dort befindlichen König die Ankunft des Herzogs zu melden.

Seine Majestät bittet den Herrn Herzog, einzutreten, sagte Pöllnitz zurückkehrend und die Thür zu dem Bibliothekzimmer des Königs weit öffnend.

Und jetzt erschien auf der Schwelle dieser Thür der König selber. Er war heute nicht festlich gekleidet, sondern in einfacher Uniform ohne weitere Auszeichnung, selbst ohne den goldgestickten Stern auf seinem Rock, den er sonst gewöhnlich zu tragen pflegte.

Kommen Sie, mein Herr Herzog, sagte der König mit einem freundlichen Lächeln. Kommen Sie in mein Tusculum.

Er trat zurück in sein Bibliothekzimmer, in welches der Herzog ihm folgte.

Nun, mein Herr, sagte der König, sich zu ihm umwendend, nun sind wir in diesem Zimmer, von welchem ich Ihnen neulich sagte, daß es mich in einen Republikaner umwandelt. Sie haben die Schwelle der Republik der Geister überschritten.

Aber ich sehe doch einen König vor mir, rief der Herzog sich tief verneigend, einen König, welcher diese Republik besiegt und alle großen Geister sich unterworfen hat!

Der König ließ seine großen, strahlenden Augen über die Schränke dahingleiten, angefüllt mit Büchern, deren Rücken in goldenen Lettern die berühmtesten Namen aller Zeiten ausstrahlten.

Tacitus, Homer, Livius, Petrarca, und wie Ihr Alle heißt, Ihr großen Geister meiner Republik, rief er lächelnd, hört Ihr, wie dieser Verräther Euch verlästert?

Wie ich Sie ehre, Sire! Denn es ist wohl eine stolze Ehre, sich einem solchen König, wie Friedrich der Zweite es ist, zu unterwerfen und ihm dienstbar zu werden in Verehrung und Hingabe!

Der König warf auf ihn einen raschen, durchdringenden Blick. Sie wollen mich betäuben durch Schmeicheleien, Herzog, sagte er. Sie wissen, daß die Schmeichelei ein sehr süßes Opium ist, welches die Fürsten gerne einathmen, und an dem sie gemeinhin auch zu Grunde gehen. Aber wissen Sie nur, Herzog, in diesem Zimmer bin ich geheilt gegen derlei Opiumdünste, und hier in meiner Republik wollen wir Beide jetzt die schwarze spartanische Suppe der Wahrheit genießen. Glauben Sie nur, Monsieur, das ist zuweilen eine sehr gesunde Speise, wenn sie auch dem von Zuckerbrod verwöhnten Magen des verweichlichten Menschengeschlechtes etwas bitter und ungenießbar erscheint. Ich kann sie gut verdauen, und da Sie einmal zu mir gekommen sind, so werden Sie sie heute mit mir genießen müssen.

Und ich bin hungrig darauf, Sire, hungrig wie ein Mensch, der seit zwei Wochen gefastet hat, sagte der Herzog.

Seit zwei Wochen, rief der König lächelnd. Es ist wahr, just so lange sind Sie hier.

Und so lange ließen mich Eure Majestät fasten, hungern nach dieser kostbaren schwarzen Suppe der Wahrheit, sagte der Herzog mit leisem Vorwurf.

Das macht, meine Suppe war nicht gahr, rief der König heiter. Sie brodelte noch im Topf, jetzt ist sie fertig und wir wollen sie mitsammen verspeisen. Setzen wir uns also, Herzog!

Er ließ sich auf einen der beiden Lehnstühle, welche vor seinem Schreibtisch standen, nieder, und bedeutete den Herzog auf dem gegenüber stehenden Lehnsessel Platz zu nehmen.

Als der Herzog von Nivernois zögerte und suchend nach einem Stuhl umherschaute, lächelte der König. Sagte ich Ihnen nicht, daß wir hier in einer Republik sind? fragte er. Nehmen Sie also Ihren Fauteuil und lassen Sie die Ehre des Tabourets Ihren neugebackenen französischen Herzoginnen und Marquisen.

Der Herzog verneigte sich und nahm schweigend Platz. Eine kurze Pause trat ein. Der Herzog schien bescheiden abwarten zu wollen, daß der König das Gespräch beginne, und der König war boshaft genug, dem französischen Gesandten mit keiner Frage und keiner Einleitung zu Hülfe zu kommen. Durch die geöffnete Thür sah man die in dem kleinen Salon befindlichen Hofherren in ihren goldgestickten Uniformen, welche mit gespannten Zügen und lebhaftester Neugierde ihre Blicke unverwandt in das Bibliothekzimmer hineinbohrten und in der Ungeduld ihrer Erwartung ganz der gewohnten gleichgültigen, lächelnden Höflingsphysiognomie vergaßen. Hätte der König sich in diesem Moment umgewandt, so würde er gesehen haben, wie der Ober-Ceremonienmeister Baron von Pöllnitz sogar es wagte, leise auf den Zehen ein wenig näher zu schleichen, und sich unfern an der geöffneten Thür placirte, um besser hören und sehen zu können.

Aber der König hatte seine Blicke nur auf den Gesandten gerichtet und erwartete noch immer seine Anrede. Als er noch einige Minuten vergeblich gewartet hatte und der Herzog noch immer schwieg, fragte der König lächelnd: Finden Sie, Herr Herzog, daß unsere Suppe noch zu heiß ist, um genossen zu werden?

Nein, Sire, sagte der Herzog sich verneigend, aber ich warte, daß Eure Majestät den ersten Löffel davon nehmen. Oder befehlen Sie, daß ich erst jene Thür dort schließe?

Nicht doch, erwiederte der König hastig. Ich ließ sie in guter Absicht für Sie geöffnet, damit Ihre Augen nicht allzusehr von meiner unscheinbaren Republik hier erschreckt würden, sondern sich zuweilen an dem Anblick meiner Hofherren und an dem Flitterglanz des Königsthums ergötzen möchten.

Er ließ sie geöffnet, dachte der Herzog, damit seine Hofherren Alles hören, was hier gesprochen wird, damit die ganze Welt erfahre, wie er Frankreichs Freundschaft zurückweist!

Aber indem er das dachte, verneigte er sich und lächelte.

Nun denn, rief der König entschlossen, ich will meinen Löffel voll haben. Fangen wir also an und zwar ohne weitere Umschweife: Herr Herzog von Nivernois, Sie sind gekommen, weil der im Jahre 1744 zwischen Frankreich und Preußen geschlossene Allianz-Traktat jetzt zu Ende geht, und weil Frankreich mir einbilden möchte, daß ihm an der Erneuerung desselben und an der Freundschaft Preußens etwas gelegen sei.

Weil Frankreich das Eurer Majestät nicht einbilden, sondern Sie davon überzeugen möchte, Sire!

Ueberzeugen! rief der König ironisch. Und wodurch, wenn es Ihnen beliebt?

Dadurch, daß der König Ludwig von Frankreich Eurer Majestät vorschlägt, den Allianz-Traktat nicht allein zu erneuern, Sire, sondern auch die Bande der Freundschaft noch fester zu knüpfen, welche Frankreich mit Preußen verbinden.

Und zu welchem Zweck? fragte der König. Denn Sie wissen wohl, Herzog, in der Politik darf man niemals die persönliche Neigung in die Waagschale werfen; wäre dies, dann würde es mir vergönnt sein, ohne weiteres Nachsinnen die mir so freundlich ent-

gegengestreckte Hand meines Bruders von Frankreich anzunehmen, denn die ganze Welt weiß, daß ich Frankreich liebe und stolz bin auf die Freundschaft ihrer großen Geister. Da hier aber unglücklicher Weise nicht von Sympathien, sondern von Politik die Rede ist, so wiederhole ich meine Frage: zu welchem Zweck sucht Frankreich Preußens Freundschaft? Was soll ich ihm dafür leisten? Ah, Sie sehen wohl, Herzog, ich bin ein schlechter Diplomat, ich mache keine Umschweife, sondern gehe gerade auf das Ziel los.

Und das ist vielleicht gerade die feinste Diplomatie, bemerkte der Herzog seufzend, eine Diplomatie, welche sofort alle Schleier zerreißt und auf den Grund sehen will.

Vielleicht weil sie da Perlen zu finden hofft, rief der König. Also, mein Herr Herzog, sagen Sie mir, was macht Frankreich so begierig auf Preußens Freundschaft?

Der Wunsch, Sire, in Ihnen einen Bundesgenossen zu haben und Ihr Bundesgenosse zu sein. Durch Ersteres würde Frankreich in Deutschland eine mächtige Hülfe, einen wirkungsvollen Beistand haben, wenn es die deutschen Lande des Königs von Englands angreift, durch Letzteres wird Eure Majestät eine mächtige Hülfe und einen wirkungsvollen Beistand haben, wenn Preußen von Rußland oder Oesterreich angegriffen wird.

Lassen Sie uns zunächst von dem Ersteren sprechen, sagte der König ruhig. Frankreich gedenkt also diesen Krieg mit England jetzt auf deutschen Boden zu verpflanzen?

Ueberall dahin, Sire, wo die englischen Farben die herrschenden sind. Auf England allein falle die Verantwortlichkeit dieses Krieges. Es hat uns auf eine schmachvolle Weise in unseren amerikanischen Colonieen überfallen, es hat selbst das Privat-Eigenthum unserer Kaufleute nicht geachtet, sondern in räuberischer, brutaler Weise hat es ihre Schiffe überfallen und die Flagge der französischen Kriegsschiffe, welche diese Schiffe geleiteten, beschimpft.

Es ist wahr, England war der angreifende Theil, sagte der König. Aber Frankreich hat doch, wie mir scheint, eine hinlängliche Rache genommen. Wenn England sich zum Alleinherrscher auf dem Ohio gemacht hat, so hat Frankreich ihm darauf mit einem glücklichen Griff geantwortet, denn es hat sich durch die Eroberung der Insel Minorka die Herrschaft auf dem Mittelländischen Meere erobert und gesichert. Es hat dadurch England eine so tiefe Wunde geschlagen, daß es in der Verzweiflung seines Schmerzes seine Waffe, welche Frankreich besiegt hatte, gegen sich selber kehrte. Der Admiral Bing hat es mit dem Tode bezahlen müssen, daß er von Ihrem Admiral Marquis de la Galissionaire besiegt worden ist*). Ich sollte meinen, Frankreich könnte mit dieser Sühne zufrieden sein.

Frankreich wird seine Beschimpfung in englischem Blute abwaschen, und Minorka ist kein Ersatz für Canada und den Ohio! England ist uns Genugthuung schuldig und wir werden sie in Hannover nehmen!

Wenn Sie eine solche da bekommen können, rief der König mit einem raschen, zornigen Blick seiner Augen.

Hannover wird unser sein, Sire, wenn England in Deutschland keine Bundesgenossen hat, es wird aber noch sicherer unser sein, wenn Eure Majestät uns als Bundesgenosse zur Seite steht. Zwischen zwei Feuern stehend, wird England unterliegen müssen, und kein Entrinnen wird ihm möglich sein. Das ist der nächste Vortheil, Sire, welchen Frankreich von dem Bündniß mit Preußen zu erwarten hat. Aber ich erlaube mir jetzt von den Vortheilen zu sprechen, welche Eurer Majestät durch unsere Allianz geboten werden. Eure Majestät wissen besser, als wir, daß Preußen ringsumher von Feinden bedroht wird, daß Oesterreich und Rußland sich in böser Absicht seinen Grenzen nähern und daß vielleicht bald ein Tag kommen wird, wo Maria Theresia sich dieses Schlesien, welches sie in ihrem Herzen noch immer das ihrige nennt, wiedererobern möchte. Nun denn, an diesem Tage werden Eure Majestät nicht allein stehen denn Ihr Bundesgenosse, denn Frankreich wird an Ihrer Seite sein; es wird Ihnen durch thätigen und treuen Beistand vergelten, was Eure Majestät ihm in Hannover gethan haben, und es wird ein wohlbegründetes Recht dazu haben. — Denn wenn Eure Majestät Frankreich geholfen, sich Hannover zu erobern, so wird Frankreich Preußens Nachbar, und es ist wohl in Ordnung, daß ein Nachbar dem andern schützend zur Seite stehe. Aber nicht bloß durch seinen Beistand und seine Hülfe wird Frankreich Preußen seine Dankbarkeit bezeigen, sondern es wird Preußen auch Theil nehmen lassen an den Vortheilen seines Sieges. Hannover ist ein reiches Land, nicht bloß reich an Produkten, sondern reich an Schätzen anderer Art. Die Churfürsten von Hannover haben in ihren Residenzen nicht bloß ihre mit Gold gefüllten Koffer,

*) Der Admiral Bing ward in einem entscheidenden Seetreffen von dem Marquis de la Gallissionaire besiegt, und England verlor dadurch Minorka und die Herrschaft auf dem Mittelländischen Meer. Dieser Verlust schmerzte die Engländer sehr. Die Nation murrte, und so wie einst Mago der Wuth der Cathaginienser, ebenso ward jetzt Bing dem aufgebrachten Pöbel aufgeopfert. Er ward auf dem Schiff erschossen, welches er kurz zuvor noch als Admiral befehligte. (Charakteristik des siebenjährigen Krieges. Th. I. S. 30.)

ihre Brillanten und Juwelen, sondern auch die herrlichsten Gemälde und Kunstgegenstände jeglicher Art. Nun denn, es ist wohl natürlich, daß wir uns in Hannover bezahlt machen für die Kosten, die uns dieser von England muthwillig angefachte Krieg verursacht hat, daß wir als gute Prise betrachten, was wir finden, und was unser sein wird durch das Recht der Eroberung.*) Da Eure Majestät uns helfen werden zu erobern, so werden Sie auch die Vortheile der Eroberung mit uns theilen. Aber auch dies kann der Dankbarkeit Frankreichs Eurer Majestät gegenüber nicht genügen, und wir wissen sehr wohl, daß Frankreich, wenn es mit Preußens Hülfe Hannover gewonnen hat, Preußen anderen Lohn wird bieten müssen, als nur die Theilung der Kriegsbeute. Frankreich bietet daher als eine weitere Entschädigung Preußen eine seiner Colonieen, es bietet ihm die Insel Tabago als ein Pfand seiner Freundschaft und seiner Liebe an.**)

Wo liegt die Insel Tabago? fragte der König lakonisch.

In Westindien, Sire!

Und wo liegt Hannover?

Der Herzog sah den König verwundert an und schwieg.

Der König wiederholte seine Frage.

Nun denn, sagte der Herzog zögernd, Hannover liegt in Deutschland.

Und für dieses deutsche Land, welches ich Frankreich helfen soll zu erobern, bietet man mir als Lohn in Westindien die kleine Insel Tabago an, welche

mir nicht einmal den Vortheil einer 'prise de contenance darbietet. Denn dieser Tabago ist so weit entfernt, daß mein Arm zu kurz ist, ihn zu erreichen. — Sind Sie jetzt zu Ende, Herzog, oder haben Sie mir noch weitere Propositionen zu machen?

Sire, wenn es Eurer Majestät beliebt, ich bin zu Ende und erwarte Eurer Majestät Antwort.

Und diese Antwort soll Ihnen werden, Herzog, in klarerer und offenerer Weise, als die Frage vielleicht gewesen. Zuvörderst, Herzog, muß ich Ihnen

*) v. Dohm, Denkwürdigkeiten meiner Zeit. Th. IV. S. 235.

**) Ebendaselbst.

auf den Schluß Ihrer Rede antworten, und Ihnen sagen, daß, wie gering Eueren verblendeten Augen zuweilen auch der König von Preußen, den Ihr in Euerem Uebermuth zuweilen den Markgrafen von Brandenburg zu nennen beliebt, erscheinen mag, er Euch doch niemals erlaubt hat, ihn für einen spadassin oder einen Wegelagerer zu halten, und daß er diese glänzende Rolle sonder Neid Frankreich allein überlassen will. Wenn ich mich einer Macht als Bundesgenosse anschließe, so wird niemals dazu der schmutzige Eigennutz und die niedere Habsucht mich leiten, sondern ich werde mich dazu nur von den Gründen der Politik, der Vernunft und des guten Rechts bewegen lassen. Ihr westindisches Tabago kann also für mich keine Lockung sein, und im Fall ich darauf einginge, Frankreichs Bundesgenosse zu sein, würde ich jedenfalls darauf verzichten müssen, an der Plünderung der Hannover'schen Lande Theil zu nehmen. Meine Soldaten sind gewohnt, gute Mannszucht zu halten, und die Marodeurs sind bei mir immer erschossen worden. Sie können also denken, daß ich nicht meine ganze Armee zu Marodeurs erniedrigen will. Das ist meine Antwort auf den Schluß Ihrer Rede, mein Herr. Ich komme jetzt zu dem Anfang derselben. Frankreich bietet mir ein Bündniß an. Aber, mein Herr Herzog, seit heute Morgen bin ich nicht mehr im Stande, ein solches Bündniß anzunehmen. Denn seit heute Morgen ist der Traktat unterzeichnet, der Traktat, mein Herr, welcher mich zu einem Bundesgenossen Englands macht!

Das ist nicht möglich, Sire, rief der Herzog, mit allen Zeichen des tiefsten Erschreckens zurückweichend.

Der König weidete sich einen Moment an seiner Bestürzung. Er hielt seine großen, flammenden Augen fest auf das erblassende Antlitz des Herzogs gerichtet, und des Königs Antlitz leuchtete in stolzer, kühner Energie.

Nicht möglich, sagen Sie, rief der König, und dennoch ist es wahr. Ich habe mit England einen Allianz-Traktat abgeschlossen. Jetzt, mein Herr, werden Sie begreifen, warum ich so viel mit Ihnen von den Künsten der Akademie und so wenig von der Politik gesprochen. Die schwarze Suppe, von der wir vorher sprachen, war noch nicht gahr. Mein königlicher Bruder von England mußte erst einen Tropfen Tinte aus der Feder dazu thun, mit welcher er den Allianz-Traktat unterzeichnet hat. Das ist jetzt geschehen. Heute Morgen hat mir der Courier den ratificirten Vertrag zurückgebracht. Dieser Allianz-Traktat ist also eine abgemachte Sache. Die Umstände hatten ihn mir als eine Nothwendigkeit auferlegt. Sie wissen wohl, daß wir selten derselben Meister sind. Wir leiten die Begebenheiten nicht, sondern wir werden von ihnen geleitet. Ich bin der Alliirte Ludwigs des Funfzehnten gewesen; ich habe mich nicht über ihn zu beklagen gehabt, und liebe ihn. Nun wohl, dennoch bin ich jetzt sein Feind! Es bleibt mir nur eine Hoffnung, daß die Begebenheiten sich einst wenden möchten, daß eine, für mich glücklichere Zeit kommt, wo ich mich dem König von Frankreich wieder annähern darf. Sagen Sie ihm, ich bitte Sie, wie sehr ich wünsche, diese Zeit kommen zu sehen, sagen Sie ihm wie sehr ich ihm attachirt bin und es immer war!

Und indem der König so sprach, reichte er mit einem gütigen Lächeln dem Herzog die Hand dar, gleichsam um ihn durch seine Freundlichkeit als Mensch zu entschädigen für die Unfreundlichkeiten, welche ihm der König hatte sagen müssen.

Der Herzog berührte die dargereichte Hand nur flüchtig, der Schrecken, sich so eclatant dupirt zu sehen, ließ noch gar kein anderes Gefühl in ihm lebendig werden.

Ach, Sire, seufzte er, welch ein Unglück ist dies! Wie soll ich es wagen, eine so unerwartete und betrübende Nachricht meinem Monarchen mitzutheilen, meinem Monarchen, der Eure Majestät so zärtlich liebt, der mich zu Ihnen gesandt, um die Bande einer Freundschaft, die Ihnen Beiden so gemäß zu sein schien, nur noch fester zu knüpfen, der nichts sehnlicher wünscht, als daß Frankreich Preußen zu seinem Alliirten habe!

Ah, mein Herr, sagte Friedrich lächelnd, Frankreich bedarf nur Schiffe zu seinen Alliirten!*) Diese habe ich ihm nicht zu bieten. Aber England hat sie mir zu bieten, und wird sie wirksam werden lassen, wenn Rußland mich angreifen möchte, ebenso wie ich meine Landtruppen wirksam werden lasse, wenn Frankreich Hannover angreifen möchte.

Es ist also eine entschiedene Feindschaft? fragte der Herzog traurig.

Es ist ein nothwendiges Uebel, welches leider ohne Linderung ist! Aber Ludwig der Funfzehnte kann leicht andere Allianzen schließen, fuhr der König mit einer leisen Ironie in seiner Stimme fort. Er kann zum Beispiel seine Interessen mit denen des Hauses Oesterreich vereinen!

Der Herzog erblaßte, und schlug vor den durchdringenden, spöttischen Blicken des Königs die Augen verlegen nieder. Eure Majestät sprechen nicht im Ernst, denke ich, sagte er verwirrt.

Warum nicht, Herzog? fragte der König leichthin. Eine Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich ist

*) Des Königs eigene Worte. Characteristik des siebenjährigen Krieges. Th. I. S. 28.

so natürlich.*) Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich meinem Hofe diese Idee vorschlagen. Glauben Sie mir, es können uns oft sogar von unseren Feinden gute Rathschläge kommen, und der weise Mann wird nicht zögern davon zu profitiren.

Ah, Eure Majestät betrachten Frankreich also schon ganz definitiv als Ihren Feind? fragte der Herzog schmerzlich.

Ich muß das wohl, da England mein Alliirter ist, und Sie mit England in offenem Kriege leben, erwiederte der König, indem er aufstand und damit dem Herzog das Zeichen gab, daß seine Audienz beendet sei.

In diesem Fall, sagte der Herzog, sich beurlaubend, muß ich sogleich einen Courier an meinen Hof abschicken, und ich werde nicht ermangeln zu berichten, daß Eure Majestät uns selbst den Rath geben, uns mit Oesterreich zu verbinden!

Sie werden sehr gut daran thun, — das heißt, fuhr der König mit einem scharfen Blick und einem bedeutungsvollen Lächeln fort, das heißt, wenn Sie glauben, daß Ihrem Hofe ein solcher Rath noch nothwendig gewesen, und er nicht ohnedies schon gehandelt hat. Und wann werden Sie abreisen, Herzog?

Morgen in der Frühe, Sire.

*) Des Königs eigene Worte. S. Thiébault Vol. IV. p. 241.

Der König reichte ihm mit einem freundlichen Kopfnicken die Hand. Leben Sie wohl, Herzog, und vergessen Sie nicht, daß ich in meinem Herzen immer Frankreichs Freund bin, selbst wenn wir uns in der Schlacht als Feinde gegenüberstehen werden!

Der Herzog verneigte sich stumm und verließ seufzend das königliche Bibliothekzimmer, „die Republik der Geister", um schleunigst nach Berlin zurückzukehren.

Der König schaute ihm sinnend nach. Die Würfel sind gefallen, sagte er leise vor sich hin. Wir werden also Krieg haben! Die Tage der Ruhe sind vorüber, und die Tage der Gefahr nahen sich uns wieder in ihren langwallenden, blutigen Trauerschleiern!

Er versank in tiefes Nachdenken und schaute sinnend vor sich hin. Dann plötzlich richtete er das Haupt rasch empor, und indem seine leuchtenden Blicke auf jenen Schrank hinfielen, dessen Bücherreihen in großen goldenen Buchstaben die Namen Tacitus, Julius Cäsar und Livius trugen, sagte er heiter und zuversichtlich: Nun denn, Ihr erwartet von mir, daß ich meine Schuldigkeit thue! Ich werde Euere Erwartungen nicht täuschen.

Er trat zu seinem Schreibtisch, um von demselben seine Flöte zu nehmen, und indem er sie an den Mund setzte und zu spielen begann, verklärte ein strahlendes Lächeln sein Angesicht.

XXII.

Der Verräther.

Die Sonne war eben aufgegangen und goß ihre goldenen Lichtstrahlen über den Garten von Sanssouci aus, und küßte die Gipfel der Bäume, welche ihr dafür mit freudigem Erzittern ihren Morgengruß entgegenrauschten, und schmückte die eben erwachenden Blumen mit funkelnden Thautropfen, die in ihren sich öffnenden Kelchen wie Brillanten glänzten. Tiefe Stille herrschte ringsum, nichts schien bis jetzt erwacht, als die Natur selber, kein Mensch zeigte sich in diesen langen Alleen und Schattengängen des königlichen Gartens, und kein Laut ward gehört, als das Rauschen der Bäume, das Murmeln der Wasserfälle und das träumerische, halblaute Gezwitscher irgend eines erwachenden Vogels. Der unberührte Gottesfrieden ruhte auf diesem Naturerwachen, welches noch nicht unterbrochen ward von den menschlichen Lauten der Wehklage, des Jammers und der Leidenschaft.

Dieser Garten von Sanssouci hatte in seiner jungfräulichen Schönheit und Unberührtheit etwas so Heiliges, Keusches und Ursprüngliches, daß man hätte meinen können, er sei ein gerettetes Stückchen von dem Paradiese, welches längst an sich selbst von den

Thränen der Menschen überschwemmt und in diesem Meer begraben sei. Bis hierher schienen die Menschen noch nicht gedrungen zu sein, hier herrschte noch Frieden und Ruhe, hier hatte die Schlange noch nicht ihre Verführungskünste an der schwachen Menschheit geübt! — Aber nein! Dies ist nur ein schöner Traum; eine von dem Frieden des erwachenden Morgens, von der heiligen Urschönheit der emporsteigenden Sonne bewirkte Chimaire. Die Menschen sind da, aber sie sind nur noch nicht erwacht. Sie ruhen noch aus von den Sorgen und Mühen des vergangenen Tages, und träumen auf ihren Lagern von dem Glück und dem Frieden, von welchem in ihrem wachenden Dasein so wenig zu finden ist. Die Menschen sind da! Sie kommen schon, die heilige Stille der Natur mit ihrem lauten Schreien zu unterbrechen, und in die harmonischen Gesänge der Schöpfung die Disharmonien ihrer Klagen zu mischen.

Dort öffnet sich das kleine Gitterthor am äußersten Ende der Allee, da tritt ein Mensch in den Garten ein! Und das Stückchen Paradies sinkt hinab in das Thränenmeer, und der Traum ist zu Ende, und Sanssouci ist nur noch ein schöner Garten, aber kein Paradies mehr, denn der Fuß des Menschen hat ihn entheiligt!

Da eilt er den Gang hinauf, der zu den Terrassen führt, auf deren Höhe das Königsschloß steht. Keuchend und in athemloser Hast stürzt er vorwärts. Sein Antlitz ist farblos und bleich, sein aufgelöstes Haar flattert im Morgenwind, seine Augen sehen nichts von der köstlichen Morgenschönheit des Gartens. Sie sind starr und voll Angst und Entsetzen. Sein Anzug ist bestaubt und unordentlich, seine Schuhe zeugen von langem Wandern auf der staubigen, schmutzigen Landstraße, und doch scheint er nur eben erst aus seinem Hause zu treten, denn sein Kopf ist unbedeckt, und er ist auch nicht im Reiseanzug, sondern im gestickten Festgewande!

Es liegt etwas Ungewöhnliches, Erschreckendes in der plötzlichen und unerwarteten Erscheinung dieses Mannes. Die Natur scheint nicht mehr zu lächeln, seit er da ist, die Bäume scheinen inne zu halten in ihrem Geflüster, seit er unter ihnen dahinwandelt, die Vögel verstummen in ihren melodischen Gesängen, seit der wirre, angstvolle Blick sie getroffen. — Der Naturfriede ist gebrochen, das heißt das Elend, das Unglück, die Enttäuschung, der Mensch, das heißt die Sünde, die Schuld, die Erbärmlichkeit ist da, und schüttet den vernichtenden Gifttropfen in den goldglänzenden Freudenbecher der Schöpfung!

Hastig, athemlos eilt er vorwärts, nicht schauend zur Rechten und Linken, nicht ausruhend von dem ermüdenden Aufsteigen der Terrassen, nicht einathmend den Duft dieser hohen Orangen und Lorbeeren, die wie stolze Krieger in vollem Festesschmuck mit ihren Blüthen und Früchten auf den Abplattungen der Terrassen in Parade stehen. Immer hinauf, hinauf die Terrassen keucht und stürzt er vorwärts. Jetzt ist er auf der Höhe angelangt, jetzt hält er einen Augenblick inne, um Athem zu schöpfen. Er sieht nichts von dem herrlichen Panorama, das sich zu seinen Füßen ausbreitet, er sieht auch nicht den Himmel, der sich in strahlendem Blau über seinem Haupte wölbt, sein Auge ist blind für Alles außer ihm, er ist ganz allein in der Welt, allein mit seinem Schmerz und seiner Qual.

Nun eilt er weiter fort, weiter nach der hintern Seite des Schlosses. Die Schildwachen, welche auf- und niedergehen, kennen ihn und wissen, wohin er geht, sie schauen kaum nach ihm zurück, wie er jetzt mit starkem Finger an die Scheiben jenes Eckfensters klopft, so lange, so hastig und so stark klopft, bis endlich dieses Fenster geöffnet wird.

Ein junges Mädchen im Nachthäubchen, noch ganz verwirrt von Schreck und Bestürzung, schaut hervor, und wie sie dieses blasse, angstvoll zerwühlte Menschenantlitz gewahrt, das sich vergebens abmüht, ihr zuzulächeln, da schreit sie laut auf und faltet ihre Hände, wie zum Gebet.

Still, sagte er rauh und kalt, still, Rosa, laß mich ein!

Dir ist ein Unglück zugestoßen? fragte sie entsetzt.

Ja, Rosa, ein großes Unglück. Aber laß mich ein, wenn Du nicht willst, daß ich verloren bin!

Das junge Mädchen verschwindet vom Fenster und der Mann eilt der nahebelegenen Seitenpforte des Schlosses zu. Jetzt wird diese geöffnet und der Mann schlüpft hinein.

Tiefe Stille herrscht jetzt wieder im Garten von Sanssouci, die Natur hat ihr Lächeln und ihren Frieden wieder aufgenommen, denn sie ist wieder allein mit ihrer Unschuld. Der Mensch ist nicht mehr da!

Aber drinnen im Schloß, drinnen in der Wohnung des Schloßcastellans, drinnen in dem Zimmer seiner schönen, liebreizenden Tochter Rosa wird es jetzt lebendig, da hört man es flüstern und klagen, und seufzen und jammern, da steht die schöne Rosa angstvoll und bebend, mit von Thränen überströmtem Angesicht, und ihr gegenüber ihr bleicher verstörter Geliebter.

Ich bin die ganze Nacht gewandert, sagte er mit mattem, dumpfem Ton. Ich wußte gar nicht, daß Berlin so weit von Potsdam entfernt ist, und hätte ich's gewußt, so würde ich doch nicht gewagt haben, mir einen Wagen oder ein Pferd zu nehmen. Ganz heimlich, ganz leise und geräuschlos mußte ich von dannen schleichen. Während Graf Puebla mein Ge-

mach bewachen läßt, und glaubt, daß ich mich in demselben befinde, bin ich an dem Weingeländer, das bis zu meinem Fenster hinaufreicht, in den Garten hinabgeklettert. Der Gärtner ahnte nicht, wie ich hinabgekommen in den Garten, er lächelte verschmitzt, als ich ihn bat, mir die kleine in der Stadtmauer belegene Thür zu öffnen, er dachte, daß ich zu irgend einem Rendezvous gehen wolle. So kam ich hinaus und wanderte in Angst und Schmerzen, in Verzweiflung und Wuth immer weiter, weiter, und es schien mir, als ob dieser Weg sich in eine Unendlichkeit ausdehnte. Oft stand ich still, weil ich meinte, hinter mir Geschrei und wilde Verwünschungen, und das Stampfen von Pferden, und das Rollen von Rädern zu vernehmen. Aber es war nur meine eigene Angst, welche das Alles hörte, und die Verwünschungen tobten nur in mir, nicht außer mir. Oh, es war ein fürchterlicher Weg, — ein Weg durch das Fegefeuer der Hölle. Aber jetzt ist es vorüber! Jetzt darf ich nicht mehr schwach sein, denn es handelt sich um meinen Namen, um mein Leben, um meine Ehre! — Warum lachst Du, Rosa? rief er, plötzlich von der äußersten Erschöpfung in wilde Heftigkeit übergehend. Wagst Du es, zu lachen, weil ich von meinem Namen und von meiner Ehre spreche?

Mein Gott, ich lache ja gar nicht, sagte Rosa entsetzt und fast ängstlich auf das wilde, verstörte Antlitz ihres Geliebten blickend.

Ja, rief er mit einem schmerzlichen Aufschrei, Du lachst, und Du hast wohl Grund zu lachen, wenn ich von meiner Ehre spreche! Ich, welcher die Ehre verrathen und meinen Namen geschändet habe! Ich, welcher auf seine Stirn das Kainszeichen des Brudermordes gedrückt hat, denn ich bin Schuld an dem Verderben eines Menschen, und die Ketten, welche an seinen Händen klirren, verfluchen meinen Namen!

Mein Gott, er ist wahnsinnig geworden, murmelte Rosa angstvoll.

Nein, ich bin nicht wahnsinnig, sagte er mit einem herzzerreißenden Lächeln. Ich weiß Alles, Alles! Oh, wäre ich wahnsinnig, würde ich nicht so unglücklich sein, hätte ich mein Bewußtsein verloren, würde ich weniger leiden! Aber ich weiß Alles, und ich besinne mich auf Alles. Ich weiß, wie das Uebel entstand, und wie es fortschritt, wie es allmählig gleich einem unheilbaren Krebsschaden weiter fraß in meinem Herzen, und endlich meinen ganzen Organismus vergiftete. Dieses Uebel war meine Armuth und meine Habgier, oder vielleicht auch mein Ehrgeiz. Ich wollte nicht dazu verdammt sein, ewig an dieser Kette der Dienstbarkeit zu schleppen, ich wollte mich frei machen von der Noth, ich wollte nicht immer zu zittern brauchen, daß irgend eine indiscrete Hand diese bunten, prunkenden Fetzen zerreißen möchte, unter denen ich meine und meiner Familie Armuth verborgen hatte. Ich wollte nicht, daß man immer noch sagen konnte: „die Schwestern des Barons von Weingarten müssen sich durch ihrer Hände Arbeit ihr Brod verdienen, und während er an königlichen Tafeln speist, hungert und friert seine Mutter.“ — Das war's, was mein Verderben bewirkte. Diese fürchterlichen Worte summten so lange vor meinen Ohren, bis ich in der Verzweiflung sie um jeden Preis verstummen machen wollte, und müßte es auch mit einem Verbrechen sein! — So beging ich mein erstes Verbrechen und empfing den goldenen Lohn für meine Verrätherei. Meine Schwestern hatten nun nicht mehr nöthig, zu arbeiten und meine Mutter hungerte nicht mehr. — Ich kaufte ihnen ein eigenes Häuschen, und gab ihnen Alles, was ich erhalten hatte. Es schauderte mir vor diesem Blutgelde, und nicht ein Goldstück davon wollte ich für mich behalten. Ich gab ihnen Alles hin. Ich war wieder der arme Legationssecretair von Weingarten, — aber meine Familie war nicht mehr hülflos, und ich brauchte nicht mehr zu fürchten, daß einer dieser stolzen vornehmen Leute mir die Armuth und den redlichen Fleiß meiner Schwestern als Schandflecken auf der Stirn lesen könnte, deshalb hatte ich das Kainszeichen des Verrathes darüber geklebt.

Wem erzählte er das Alles? Gewiß nicht diesem jungen Mädchen, das bleich und zitternd ihm zuhörte, und deren Zähne wie im Fieberfrost aufeinanderschlugen! Er selber war im Fieber, und in diesem Paroxismus der Schmerzen wußte er kaum, daß er sprach, daß er laut dachte, und daß noch irgend ein Wesen außer ihm da sei! — Er hatte dieses junge Mädchen ganz vergessen, die er sonst in den Tagen des Glückes seine Geliebte genannt.

Als sie jetzt weinend und leise jammernd seinen Namen flüsterte, als sie vor ihm, der auf einen Sessel hingesunken war, zur Erde niederglitt und ihr Antlitz auf seine Hände preßte, die sie mit ihren Thränen bethauete, da schreckte er empor aus seiner Betäubung, da erinnerte er sich, daß er nicht allein sei, daß noch ein Wesen außer ihm seine Gedanken oder seine Worte gehört habe.

Mit einer ungestümen Bewegung zog er seine Hände von ihrem Angesicht fort. Was habe ich gesagt? fragte er wild. Warum weinst Du?

Ich weine, weil Du mich vergessen hast, sagte sie sanft. Ich weine, weil Du, indem Du Dich anschuldigst, gar nichts zu Deiner Entschuldigung anführst, nicht einmal die Liebe zu Deiner armen Rosa.

Es ist wahr, sagte er traurig, ich hatte die Liebe vergessen. Und doch ist sie meine Entschuldigung,

daß ich zum zweiten Male fiel. Ich hatte mir vorgenommen, ein guter Mensch zu bleiben und dieses eine Verbrechen zu sühnen durch mein ganzes Leben. Aber da sah ich Dich, und Deine Schönheit reizte mich, und Deine Coquetterie zog mich an.

Ich liebte Dich, oder hing ich vielleicht meinem Geiz und meiner Habsucht nur diesen neuen goldfunkelnden Schleier über? Bekleidete ich meinen nackten Egoismus nur mit dem Sternenmantel der Liebe, um mich über mich selber zu täuschen? Ich ging mit offenen Augen in die Netze, welche Du mir ausgestellt, Rosa, und ich that, als ob ich blind sei, ich ließ mich verlocken von Deinem Sirenengesang, und ich wußte doch, daß er mich in einen Abgrund hinabziehen mußte.

Ach, ach, stöhnte Rosa, wie kalt und grausam Du von unserer Liebe sprichst!

Von unserer Liebe, wiederholte er achselzuckend. Kind, in dieser Stunde schwinden alle Schleier und wir können wahr gegen einander sein. Wir haben uns niemals wahrhaft geliebt. Du liebtest an mir meinen vornehmen Namen und meine Stellung, welche freilich der Tochter des Castellans wohl eine glänzende und begehrenswerthe sein mochte. Ich liebte an Dir Deine Jugend, Deine Schönheit, Deine anmuthige Coquetterie, ich liebte Dich mit meinen Sinnen, wie Du mich mit Deiner Eitelkeit liebtest. Aber unsere Seelen wußten nichts von einander, und unsere Herzen hatten nichts mit einander gemein, als den Eigennutz. Du gabst Dich mir, nicht weil Du mich liebtest, sondern weil Du mich verführen wolltest, und kein anderes Mittel dazu hattest, als eben Deine Liebe. Ich ließ mich verführen, weil, — weil Du so verführerisch schön warst, und weil ich den goldenen Lohn sah, den Deine verführerische Liebe mir einbrachte.

Du bist grausam und ungerecht gegen uns Beide, sagte Rosa traurig. Du höhnst unsere Liebe und legst unseren edelsten Gefühlen gemeine Motive unter. Traurig genug, wenn Du wirklich wahr sprichst, wenn Du mich nie wahrhaft geliebt hast, ich aber, ich habe Dich geliebt, ich habe Dir mein ganzes Herz geweiht.

Und indem Du das thatest, unterbrach er sie rauh, indem Du Dich ganz Deiner schönen Liebe hingabst, hattest Du doch Besonnenheit genug, an Dein Ziel zu denken, und den Zweck Deiner Zärtlichkeit im Auge zu behalten. Während Deine Arme mich fest umschlangen, suchte Deine kleine Hand, welche auf meinem Herzen zu ruhen schien, nach dem Schlüssel, den ich immer in meiner Westentasche trug, und von welchem ich Dir kurz zuvor auf Dein Befragen gesagt hatte, daß es der Schlüssel zu meinem Pulte sei, in welchem ich die wichtigsten Actenstücke der Gesandtschaft aufbewahre. Du fandest diesen Schlüssel, Rosa, und ein süßer Schauer des Entzückens durchrieselte Deinen ganzen Leib. Warum hätte das auch nicht sein sollen? Du lagst ja in meinen Armen und ich küßte Dich! — Du fandest diesen Schlüssel, und ich fühlte, wie Du ihn nahmst, aber ich lachte nur, und damit Du dieses Hohnlachen über uns Beide nicht sehen solltest, drückte ich Dich fester an mich und küßte Dich inbrünstiger.

Fürchterlich, fürchterlich, murmelte Rosa mit bleichen Lippen. Er wußte Alles und ließ es geschehen.

Ja, ich ließ es geschehen, sagte er, denn ich wollte nicht besser sein, als Du, denn ich liebte, und da Du mich verführen wolltest, so ließ ich mich verführen. Ich ließ es geschehen, denn der Dämon des Geldes hatte schon wieder Gewalt über mich, und ich wußte, daß Diejenigen, welche Dich angeleitet mir den Schlüssel zu stehlen, auch bereit sein würden, mir meine Geheimnisse mit Gold aufzuwiegen. Und ich hatte mich nicht verrechnet! Ich nahm die wichtigen Papiere aus dem Pulte, zu welchem Du mir den Schlüssel geraubt, ich nahm sie und verbarg sie an einem anderen Ort. Und nun kamen sie und flüsterten von goldenem Lohn und von ewiger Dankbarkeit, und von zukünftigen Ehren, und von reicher Mitgift für Dich, und diese dämonischen Zuflüsterungen verlockten meine Seele, und ich verkaufte meine Ehre und ward ein Verräther! Und das Alles um des Geldes willen! Oh, oh! Wäre ich nicht von vornehmer Geburt, und dabei arm gewesen, so würde ich ein guter, tugendhafter Mensch geworden sein, aber die Armuth flüsterte meinem Hochmuth so demüthigende Worte in's Ohr, daß ich es nicht zu ertragen vermochte und mich verkaufte, um nur meinem Hochmuth genug zu thun! So bin ich geworden, was ich jetzt bin. Ich mache Dir keine Vorwürfe, Rosa, ich wäre vielleicht auch ohne Dich dahin gekommen, denn die Habgier war in mir, und der Durst nach Gold und nach Freiheit, und früher oder später hätten sie mich doch verleitet.

Aber was ist es denn, was Dich jetzt bedroht! fragte Rosa.

Die gerechte Strafe für den Verräther, sagte er dumpf. Aber Du erinnerst mich zu rechter Zeit, daß die Gefahr hinter mir her ist, und daß sie vom Winde die Flügel leihen wird, um mich zu erreichen. Gieb mir ein Glas Wein, Rosa, damit ich mich wieder stark und kräftig mache, damit ich Fassung gewinne, um zum König zu gehen.

Zum König! In dieser frühen Morgenstunde willst Du zum König gehen?

Warum nicht? Bin ich nicht schon oft so früh zu ihm gegangen, wenn ich ihm eine wichtige Nach-

richt, oder eine Depesche zu bringen hatte? Leuten meiner Art verweigert man, so lange man sie braucht, niemals den Eintritt, sie mögen kommen, zu welcher Zeit sie wollen; erst wenn sie überflüssig und nutzlos sind, dann weist man ihnen die Thür und kehrt ihnen verächtlich den Rücken zu. Der König weiß aber noch nicht, daß er mich nicht mehr gebrauchen kann, und also wird er mich heute noch annehmen. Gieb mir also ein Glas Wein, damit ich mich stärke und dann zum König gehe!

Rosa eilte hinaus, um das Geforderte zu holen; Weingarten erwartete in dumpfem Hinbrüten ihre Rückkehr, dann trank er in hastigen Zügen das dargereichte Glas aus, und füllte es noch einmal, um es wieder zu leeren.

So, sagte er aufathmend, jetzt fühl' ich wieder, daß ich lebe, das Blut schleicht nicht mehr eiskalt durch meine Adern und mein Herz steht nicht mehr still. Jetzt will ich zum König gehen.

Er trat zum Spiegel, um sein Haar und seinen Anzug ein wenig zu ordnen, dann drückte er einen kalten Kuß auf Rosa's zitternde Lippen und ging hinaus. Mit festem, sicherem Schritt eilte er über die Corridore und durch die Gemächer dahin. Niemand hielt ihn auf, denn Niemand war da, welcher ihn sehen konnte. Nur im Vorzimmer des Königs saß Deesen und trank seine Chocolade aus dem Déjeuner seines Herrn, das er eben aus dem Schlafzimmer desselben gebracht.

Der König schon auf? fragte Weingarten.

Die Sonne ist schon über eine Stunde auf, also ist auch der König schon auf, sagte Deesen stolz.

Melden Sie mich Sr. Majestät. Ich habe ihm wichtige Nachrichten zu bringen!

Es war nicht das erste Mal, daß der Secretair der österreichischen Gesandtschaft ihm solchen Auftrag gegeben, und Deesen weigerte sich daher nicht, ihn zu erfüllen.

Er ging in das Zimmer des Königs und kehrte dann sofort zurück, um Herrn von Weingarten einzulassen.

Der König saß auf einem Lehnsessel am Fenster, das er geöffnet hatte, um die frische, laue Sommerluft einathmen zu können. Sein weißes Windspiel, die Amalthea, lag zu seinen Füßen und blickte mit ihren schwarzen sanften Augen zu ihm empor. In der rechten, auf der Lehne des Sessels ruhenden Hand hielt der König die Flöte, mit welcher er eben, wie er pflegte, den Tag und die Sonne in irgend einem schönen melodischen Adagio begrüßt hatte. Wie er das Haupt jetzt seitwärts wandte, um den eintretenden Herrn von Weingarten zu begrüßen, traf ein Strahl der Morgensonne sein Antlitz und umgab es wie mit einer Glorie.

Sie kommen sehr früh, Monsieur, sagte der König. Sie haben also sehr wichtige Nachrichten?

Ja, Sire, sehr wichtige, sagte Weingarten, näher tretend.

Der König streckte die Hand aus. Geben Sie her! sagte er.

Sire, ich habe keine Depesche!

Also eine mündliche Nachricht! Sprechen Sie.

Sire, es ist Alles verloren! Graf Puebla argwöhnt, was ich gethan habe.

Der König schrak zusammen, aber er faßte sich sogleich und nahm wieder seine ruhige Miene an. Er argwöhnt, also er weiß noch nicht gewiß?

Nein, Sire. Aber sein Argwohn ist fast schon Gewißheit. Ich war gestern Abend damit beschäftigt, eine Depesche, welche in der Nacht abgehen sollte, und für Eure Majestät von der höchsten Wichtigkeit war, zu copiren. Plötzlich stand der Graf neben meinem Schreibtisch. Er hatte sich ganz leise und geräuschlos in mein Zimmer geschlichen. Das beweist, daß er schon vorher Argwohn gefaßt, und mich beobachtet hatte. Mit einem raschen Griff erfaßte er die Papiere und prüfte ihren Inhalt. „Für wen haben Sie diese Copie bestimmt?" fragte er mit drohendem Ton. Ich stammelte einige Worte der Entschuldigung, ich sagte, daß ich mir zu einem Geschichtswerk, welches ich schreiben wolle, von allen Depeschen Abschrift nehme, um sie für mein Werk zu benutzen. Er ließ mich nicht ausreden. „Sie sind ein Verräther," rief er mit donnernder Stimme. „Ich ahnte Ihren Verrath schon lange. Jetzt ist er zur Gewißheit geworden! Morgen werde ich die Untersuchung einleiten. Für diese Nacht bleiben Sie als Gefangener auf Ihrem Zimmer." — Dann verschloß er mein Pult, in welchem meine Papiere sich befanden, und steckte den Schlüssel zu sich, und indem er die Depesche und meine Abschrift nahm, ging er, ohne ein Wort weiter zu sagen, hinaus. Ich hörte, wie er meine Thür verschloß und den Riegel vorschob. Ich war also wirklich ein Gefangener.

Aber Sie brachen aus? fragte der König.

Ich entkam durch das Fenster und floh hierher, um mich zu Eurer Majestät Füßen niederzuwerfen, und um Gnade, um Schutz und Hülfe zu flehen!

Und so sprechend warf er sich vor dem König zur Erde nieder, und wollte seine Kniee umfassen. Aber das weiße Windspiel richtete sich jetzt mit drohendem Geknurr empor und blickte ihn mit wuthblitzenden Augen an.

Stehen Sie auf, sagte der König. Sie sehen wohl, die Amalthea ist eifersüchtig und will ihren Platz mit keinem Menschen theilen. Stehen Sie auf. Es bedarf keines Kniefalls, um mich an die Erfüllung meines Wortes zu mahnen. Ich habe Ihnen

im Fall der Entdeckung Schutz und Hülfe zugesagt, ich werde meine Zusage erfüllen. Sagen Sie mir also Ihre Wünsche. Wir wollen sehen, ob sich dieselben verwirklichen lassen.

Zuerst flehe ich Eure Majestät an, mir eine sichere Zufluchtsstätte zu gewähren, wo ich vor den Verfolgungen des Grafen Puebla sicher bin.

Sie werden hier in meinem Hause in der Wohnung des Castellans sich verbergen, bis wir einen passenden Wohnort für Sie ermittelt haben, sagte der König. Weiter! Welche Pläne haben Sie für Ihre Zukunft entworfen?

Dann wollte ich Eure Majestät demüthigst ersuchen, mir in Ihren Staaten eine meinem Stande und Range angemessene Anstellung zu gewähren, wie mir Solches von Eurer Majestät versprochen worden ist.

Oh, Sie berufen Sich zu viel auf Versprechungen, rief der König achselzuckend. Wissen Sie denn nicht, daß man dem Eisen, welches man anlocken will, den glänzenden Magnet entgegenhält, damit es ihm folge? Sie sind dem Magnet gefolgt, mein Herr, weiter nichts!

Eure Majestät wollen mir die versprochene Anstellung nicht gewähren? fragte Herr von Weingarten zitternd.

Ich entsinne mich nicht, Ihnen eine solche versprochen zu haben, sagte der König achselzuckend. Leute Ihres Gewerbes bezahlt man, aber man belohnt sie nicht. Ich habe Nutzen gezogen von Ihrem Verrath, aber deshalb bleiben Sie doch in meinen Augen immer noch ein Verräther, und einen solchen kann ich nicht in meine Dienste nehmen!

Ich bin also verloren, stammelte Weingarten mit Thränen in den Augen. Meine Ehre, mein guter Name, meine Zukunft ist vernichtet.

Ihre Ehre haben wir mit Gold aufgewogen, sagte der König streng, und ich denke, ich habe sie höher bezahlt, als sie werth war. Ihr guter Name freilich, der wird sich für alle Zeiten jetzt in einen schlechten Namen verwandeln, und Ihre Mutter wird erröthen, wenn sie ihn auszusprechen hat, und die Gesellschaft wird ihre Thüren zuschließen, wenn er genannt wird. Deshalb rathe ich Ihnen, ihn fahren zu lassen und unter einem anderen Namen ein neues Dasein zu beginnen, und eine neue Zukunft zu begründen.

Eine Zukunft ohne Ehre, ohne Namen, ohne Stellung! seufzte Weingarten verzweiflungsvoll.

Der König ließ seine flammenden Blicke mit einem verächtlichen Ausdruck auf seinem zerknirschten Angesicht ruhen. So sind die Menschen, sagte er leise; unverschämt und trotzig, wenn sie sich sicher glauben, feige und haltungslos, wenn sie in Gefahr sind. Sie waren also vermessen genug, zu glauben, daß Ihre Thaten immer unter dem Schleier des Geheimnisses verborgen sein würden? Sie dachten gar nicht an eine mögliche Entdeckung und rüsteten sich nicht für diesen Fall? Wenn man die Wege wandelt, welche Sie gewandelt sind, muß man jedem Schritt, welchen man thut, mißtrauen, überall verborgene Abgründe und unsichtbare Klippen, und in jedem Menschen einen Verräther vermuthen! Sie haben das, wie es scheint, nicht gethan! Sie wollten die Früchte ihres Verrathes in harmloser Sicherheit genießen, aber Sie haben nicht den Muth, für einen Verräther gelten zu wollen. Legen Sie also diesen Namen ab, welcher Sie fortgesetzter Gefahr und Beschimpfung aussetzt. Fliehen Sie die Orte, wo man Sie und Ihre Thaten kennt. Suchen Sie unter einem angenommenen Namen sich irgendwo in meinen Staaten ein ländliches Asyl. An Geld, um sich anzukaufen, wird es Ihnen nicht fehlen, und wenn das, was Sie sich bei mir verdient haben, nicht hinreicht, so wenden Sie sich an mich, ich werde Ihnen noch Weiteres leihen und Ihnen behülflich sein. Ich werde es nicht vergessen, daß mir Ihre Verrätereien von großem Nutzen gewesen, und darum werde ich Sie nicht verlassen, wenn ich auch den Verräther verachte. Und somit leben Sie wohl, mein Herr. Es ist dies das letzte Mal, daß wir uns sprechen. Melden Sie sich heute Nachmittag bei meinem Kämmerer. Er wird Ihnen noch einmal zweihundert Louisd'or auszahlen. Wenn Sie noch sonst etwas von mir wünschen und erbitten sollten, so wenden Sie sich an den Castellan, er soll's mir hinterbringen. Gehen Sie!

Mit einem verächtlichen Blick auf dieses zerknickte, haltungslose Menschenantlitz wandte der König sich ab, und trat zum Fenster.

Weingarten schlich hinaus. Seine Füße trugen ihn kaum, er fühlte sich todesmatt, gebrochen und vernichtet. So schwankte er vorwärts den Corridor hinunter, so öffnete er langsam und leise die Thür zu Rosa's Zimmer und trat bei seiner Geliebten ein.

Sie las in seinem aschfarbenen Angesicht, in seinen trostlosen Blicken, seiner zerknickten Gestalt, daß er ihr nur Uebel zu verkünden habe.

Es ist Alles umsonst gewesen? fragte sie athemlos.

Umsonst! rief er mit einem höhnischen Lachen. Nein, nicht umsonst. Der König hat mich gut belohnt, besser wie Judas Ischarioth bezahlt ward. Nein, nichts ist umsonst gewesen. Ich habe mir viel Geld verdient, und ich werde mir noch tausend Thaler abholen. Beruhige Dich, Rosa, wir werden sehr glücklich sein, denn wir haben Geld. Nur fragt es sich, ob die stolze Tochter des königlichen Castellans sich herablassen wird, einem Menschen, der ihr keine Stellung und keinen Namen mehr zu bieten hat, ihre

Hand noch zu reichen. Rosa, ich warne Dich! Bedenke wohl, was Du thust, bedenke, daß Du ein schlimmeres Loos haben wirst, wie Pylades, wenn er dem Orest zur Seite stand. Die Furien verfolgen mich überall hin, aber ihre Schlangengeißeln werden auch Dich treffen, denn Du bist nicht schuldlos wie Pylades es war. Bedenke, daß ich ein mit Schmach beladener Mensch bin, dem das Licht ein Verräther und die Dunkelheit allein ein Schutz sein wird. Du hast mich geliebt, weil ich ein Baron bin, und Dir eine Stellung zu bieten hatte. Nun denn, von heute an habe ich keine Stellung und keinen Namen, keine Ehre und keine Familie mehr, von heute an bin ich ein Ausgestoßener, Verlassener, Verfluchter und Geschändeter. Wie Ahasverus werde ich rastlos wandern durch die ganze Welt, glücklich und Gott dankend, wenn ich irgendwo einen stillen Winkel finde, wo man mich nicht kennt und meinen Namen nie gehört hat. Da werde ich mich niederlassen und den Zufall um einen Namen bitten, und in einsamer friedloser Stille mein düsteres Leben vertrauern. Rosa, willst Du dies Dasein ohne Sonne, ohne Namen mit mir theilen?

Sie starrte ihn an mit thränenlosen Augen, sie zitterte so heftig, daß ihre Lippen kaum im Stande waren zu sprechen. Ich habe keine Wahl, stammelte sie endlich, ich muß Dir folgen, denn meine Ehre fordert, daß ich Dein Weib werde. Ich muß mit Dir gehen, unser Verhängniß will es so!

Mit einem kreischenden Aufschrei sank sie ohnmächtig nieder. Weingarten hob sie nicht empor. Er ließ sich neben ihr auf einen Stuhl gleiten, und starrte zu diesem bleichen, leblosen Weibe, das da zu seinen Füßen lag, mit wirren Blicken nieder.

Wir Beide sind verdammt, murmelte er. Beide haben wir unsere Ehre verloren, und mit diesem Kainszeichen auf der Stirn werden wir ruhelos durch die Welt dahinwandern! *) —

Der König indessen war, nachdem Weingarten ihn verlassen hatte, noch lange gedankenvoll in seinem Gemach auf- und abgegangen. Zuweilen hob er das Haupt empor und schaute mit einem stolzen fragenden Blick zum Himmel empor, zuweilen blieb er stehen und starrte mit gerunzelter Stirn und fest zusammengepreßten Lippen vor sich hin. Große Gedanken, mächtige Entschlüsse wogten in ihm auf und ab, und die Weltgeschichte ging hinter ihm her, um seine Gedanken, welche Thaten werden sollten, mit diamantenem Griffel in ihr goldenes Buch einzuschreiben, und seinen Namen in die Reihen der Unsterblichen einzutragen.

Auf einmal warf der König sein Haupt stolz zurück und seine Augen flammten und glühten.

Es ist an der Zeit, sagte er mit lauter, voller Stimme. Die Stunde des Zauderns ist vorüber. Jetzt möge das Schwert entscheiden zwischen mir und meinen Feinden!

Er klingelte heftig, und dem eintretenden Kammerhusaren befahl er, sofort einen Courier nach Berlin zu senden, und die Generäle von Winterfeldt und von Retzow, so wie den Feldmarschall von Schwerin nach Sanssouci zu berufen.

---

*) Der Baron von Weingarten entkam glücklich. Er heirathete seine Geliebte, die Tochter des Castellans, ging nach der Altmark, wo er sich ankaufte und unter dem Namen von Weiß noch lange Jahre lebte. Charakteristik des siebenjährigen Krieges. Th. I. S. 37.

XXIII.

Die Kriegserklärung.

Wenige Stunden nach der Absendung des Couriers an die Generäle in Berlin verkündete das rasche Heranrollen von Wagen dem König, welcher lange schon am Fenster gestanden und erwartungsvoll auf jedes Geräusch geachtet hatte, die Ankunft der Erwarteten.

Als der Kammerhusar bald darauf eintrat und die Generäle meldete, nickte der König lebhaft und ging hastig der Thür zu, um sie zu öffnen und die Herren willkommen zu heißen.

Ah, sagte der König lächelnd, indem er ihnen zum Gruß die Hand entgegenstreckte, ich sehe, daß ich doch nicht so ganz ohne Freunde bin, wie meine Gegner vermeinen. Ich brauche nur zu rufen und der Feldmarschall Schwerin, das heißt die Weisheit und der Sieg, ist an meiner Seite, und die Generäle Winterfeldt und Retzow, das heißt die Jugend, der Muth, die Kühnheit und die besonnene Tapferkeit sind bereit mir Beistand zu leisten. Ich danke Ihnen, Messieurs, daß Sie so pünktlich und schnell meinem Rufe gefolgt sind. Setzen wir uns, und hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe, und in welchen ernsten und wichtigen Dingen ich Ihren Rath verlange.

Und der König begann in kurzen und raschen Zügen ihnen die Situation Europa's und seiner einzelnen Staaten zu zeichnen, um seine Zuhörer vorzubereiten auf die wichtigeren und entscheidenderen Dinge, welche er ihnen noch zu sagen hatte.

Sie wissen jetzt, schloß er seine Rede, warum ich so schnell bereit war, dieses mir von England angetragene Bündniß anzunehmen. Ich konnte hoffen, dadurch auch Rußland, welches mit England verbündet war, auf meine Seite zu bekommen. Aber diese Hoffnung hat mich getäuscht. Rußland hat im Haß über Britanniens Bündniß mit mir, die englische Allianz abgebrochen. Bestuschew hat wohl einen Moment geschwankt zwischen seiner Leidenschaft für die Guineen und seinem Haß gegen mich; aber der Haß hat ihn fortgerissen. Die Kaiserin Elisabeth, seit der Gesandtschaft de la Chetardies Frankreichs Feindin, zog es doch vor sich diesem bis dahin so verhaßten Hofe zu verbinden, als nur den Schatten einer Verbindung mit einer Macht zu erhalten, welche sich zur Alliirten Preußens erklärt: der Hof von Wien, welcher an allen Höfen Europa's seine geschickten Unterhändler und Späher hat, wußte überall die Leidenschaft der Souveraine und ihrer Minister zu benutzen, um sie sich anzuziehen und sie nach seinen vorgezeichneten Zwecken zu lenken.*)

Aber Frankreich zu sich herüberzuziehen wird ihm nicht gelingen, sagte der General Retzow heftig. Wenn es Eurer Majestät Weisheit und Geschicklichkeit gelingt, Frankreich mit England auszusöhnen und sich zum Bundesgenossen dieser beiden Mächte zu machen, so mögen Oesterreich, Rußland und Sachsen sich immerhin verbünden, wir werden ihnen die Stirn bieten können.

Wir werden sie ihnen bieten können, hoffe ich, auch ohne Frankreichs Allianz, rief der König ungestüm. Denn auf Frankreichs Beistand müssen wir verzichten, Messieurs. Frankreich ist der Verbündete Oesterreichs geworden. Was Kaunitzens Klugheit angefangen, das hat Maria Theresia's rechtzeitige Schmeichelei glücklich zu Ende geführt. Der Unterrock herrscht jetzt in der Weltgeschichte, und Weiberlist und Weiberbosheit ist mächtiger und schlauer als Männerklugheit. Frankreich vergißt seines dreihundertjährigen Hasses und reicht Oesterreich die Hand zum Bunde, weil die Kaiserin von Oesterreich ihren Stolz beugte, und dieser eitlen übermüthigen Marquise von Pompadour in einem eigenhändigen Briefe, in welchem sie der Marquise diese Allianz vorschlägt, ihr die Anrede „ma chère cousine" bewilligte. Diese Allianz ist zu Stande gekommen, meine Herren, in Versailles ist der Allianz-Traktat unterzeichnet worden. Der Wille einer eitlen Maitresse hat die Feindschaft, welche seit Carl dem Fünften und Franz dem Ersten zwischen Frankreich und Oesterreich besteht, ausgelöscht. Ein Federzug des schwelgerischen und wollüstigen Königs Ludwig hat das Staatsgebäude des großen Richelieu vernichtet, und die stolze Pompadour, welche, indem sie die Geschicke Frankreichs auf ihren rosigen Fingerspitzen tänzeln läßt, übermüthig ausruft: „après nous le déluge", diese Pompadour kann sich wenigstens rühmen, mit ihrem Versailler Traktat ganz Europa in Staunen versetzt zu haben. Frankreich also hat sich meinen Feinden angeschlossen, und es ist bereit Theil zu nehmen an dem Kampf, der sich bald von allen Seiten gegen mich erheben

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres de Frédéric le Grand. Histoire de la guerre de sept ans. Vol. I. P. 33.

wird. Schon rüsten aller Orten meine Feinde zu diesem Zweck. Die russischen Regimenter nähern sich der Grenze meines Landes; Sachsen hat eine wohlausgerüstete Armee an der schlesischen Grenze aufgestellt, und die Kaiserin Königin begnügt sich nicht, an die französische Marquise und die russische Kaiserin zärtliche Briefe zu schreiben, sondern sie rüstet auch ihre Armee, sie hebt Truppen aus, und sendet ein ganzes Armeekorps nach Böhmen hin. Meine Feinde haben beschlossen, mich, sobald sie gerüstet sind, anzugreifen. Ich aber bin immer gerüstet, zum Angriff bereit, und fest entschlossen mit den Waffen in der Hand das Vorhaben meiner Feinde zu vernichten. Ich habe in der Stille Alles eingeleitet, Alles geordnet, die Vorbereitungen zum Marsch der Armee sind beendet, und jetzt kommt es nur darauf an, mit Ihnen zu berathen, auf welche Weise der Krieg am vortheilhaftesten zu führen sei.

Der König schwieg und ließ seine leuchtenden Blicke im Kreise umherschweifen, um aus dem Angesicht seiner Generäle ihre Gedanken und Meinungen zu errathen.

Feldmarschall Schwerin blickte schweigend und mit leisem Kopfschütteln vor sich hin, eine düstere Wolke stand auf General von Retzow's Stirn, und nur das jugendlich schöne Antlitz Winterfeldt's strahlte in demselben entschlossenen Kriegsmuthe, der von des Königs Stirn glänzte.

Nun, Herr Feldmarschall, fragte der König ungeduldig, wollen Euer Liebden mir nicht Ihre Meinung sagen?

Meine Meinung, Sire? fragte der greise Feldherr seufzend. Ich sehe meinen König umringt von drohenden und mächtigen Feinden, ich sehe ihn allein inmitten seiner kampfbereiten verbündeten Gegner. Ich sehe, daß ihre Waffen ihn wie eine eherne Schlange umzingeln, und ihn in ihrer übergewaltigen Umschließung erdrücken werden! So Vielen gegenüber sehe ich meinen König allein, ohne irgend einen mächtigen Bundesgenossen, denn England kann uns vielleicht Geld, aber gewiß keine Truppen senden, vielmehr werden wir ihm helfen müssen, Hannover zu vertheidigen. Ich kann zu diesem Kriege nicht rathen, denn mächtige Feinde stehen rings umher und Preußen steht allein.

Nein, rief der König, den begeisterten Blick zum Himmel erhebend, nein, Preußen steht nicht allein. Sein gutes Recht, sein Schwert und das Glück sind seine Alliirten, und mit ihnen wird es siegen. — Reden Sie jetzt, General von Retzow, lassen Sie uns auch Ihre Meinung wissen!

Sie stimmt mit der des Herrn Feldmarschalls überein, sagte General von Retzow feierlich. Gleich ihm meine ich, daß Preußen diesen Kampf nicht wagen darf, weil es zu schwach ist seinen Feinden die Stirn zu bieten. Es ist daher besser, nichts zu übereilen, sondern bloß auf alle Fälle vorbereitet zu sein, denn es können glückliche Veränderungen eintreten, die Niemand vorauszusehen im Stande ist. Die Streitaxt zuerst aufzuheben ist um so bedenklicher, da dieser Schritt die Eifersucht aller europäischen Höfe, auch derjenigen, welche jetzt neutral sind, erwecken würde, denn sie Alle sehen mit Neid und Entsetzen die Vergrößerung des Hauses Brandenburg. Das Wiener Cabinet würde einen glücklichen Vorwand haben, diesen Krieg als einen Beweis von der Eroberungssucht des Königs von Preußen auszuschreien, es würde die Sturmglocke leuten, ganz Europa in Bewegung setzen, und alle Gewährsmänner des westphälischen Friedens auffordern, sich zur Aufrechthaltung der deutschen Reichsverfassung zu waffnen. So würde Preußen eine Unzahl von Feinden zu bekämpfen haben, welchen auch die ausgezeichneteste Tapferkeit unterliegen muß und wird.*)

Sie reden klug und weise, wie nur ein Fabius Cunctator es gethan haben würde, sagte der König nach einer Pause. Zaudern und Abwarten, Laviren und Hinhalten, Neutralbleiben und Zuschauen das ist Euere Kriegskunst. Der Löwe soll sich in Mausefallen verstecken, und statt seine Mähne zu schütteln, sie in's Wasser stecken, um Fische damit zu fangen! — Nun, und Deine Meinung, Winterfeldt, ist die auch für das Zaudern und Abwarten?

Nein, Sire, rief Winterfeldt, nein, meine Meinung ist für das Angreifen, und nie waren die Umstände dazu günstiger, als eben jetzt. Man muß die Unthätigkeit, in welche die Russen zurückgefallen sind, dazu benutzen, das Haus Oesterreich zu schwächen. Jetzt ist Oesterreich noch nicht mit seinen Kriegsrüstungen fertig, seine Armeen sind noch zerstreut, seine Finanzen noch nicht geordnet. Jetzt also ist es noch ein Leichtes, den Schauplatz des Krieges nach Oesterreich hin zu verlegen, die überraschten Truppen zu werfen, die von ihnen besetzten Länder wegzunehmen, Preußens Feinde aufzureiben. Außerdem scheint es mir der Verfassung unseres Heeres sowohl, als der Lage der preußischen Monarchie weit angemessener anzugreifen, als angegriffen zu werden, und deshalb bin ich für den raschen, entschlossenen Angriffskrieg.

Der König nickte ihm lächelnd zu, und sich dann wieder an die beiden finsterblickenden Generäle wendend, sagte er ruhig: Wir wollen uns von dem Jugendfeuer dieses tollkühnen Trotzkopfes nicht hinreißen lassen. Er ist der jüngste unter uns, und wo er vorwärts stürmen möchte, ziemt uns die weise Be-

*) v. Retzow Characteristik ꝛc. Th. I. S. 40.

sonnenheit. Ich will Ihnen beweisen, Messieurs, daß es mir an dieser nicht gefehlt hat, daß ich Alles versucht habe, den Frieden aufrecht und die Gleichheit Europa's unerschüttert zu erhalten. Als ich die Rüstungen Oesterreichs in Böhmen sah, beauftragte ich meinen Gesandten von Klinggräf in Wien von der Kaiserin Königin eine bestimmte Erklärung zu fordern, was die Absicht dieser Rüstungen sei. Sie ließ mir antworten: „In der starken Krisis, in welcher ganz Europa sich befinde, erfordere ihre Pflicht und die Würde ihrer Krone hinreichende Maßregeln sowohl zu ihrer eigenen, als ihrer Freunde und Bundesgenossen Sicherheit zu ergreifen." — Aber dieser Bescheid schien mir zu orakelmäßig und ich ließ mir die klare und ausdrückliche Zusicherung erbitten, daß die Kaiserin Königin nicht, weder in diesem, noch in dem kommenden Jahre, mich anzugreifen beabsichtige, und daß kein Bündniß wider mich zwischen ihr und Rußland bestehe. — Maria Theresia fand es für nöthig, die Antwort auf diese Frage von ihrem Minister Grafen Kaunitz abfassen zu lassen, und las die Antwort von dem Papier ab. Diese Antwort lautete: „Ihr Vertrag mit Rußland sei lediglich ein Schutzvertrag; sie habe kein Trutzbündniß geschlossen; wiewohl Europa's mißliche Lage sie gezwungen, sich zu rüsten, so sei sie doch nicht gesonnen, den Dresdener Frieden zu brechen, wolle sich aber durch kein Versprechen binden lassen, nicht nach Erforderniß der Umstände zu handeln!"*) — Sie sehen, meine Herren, man kann auf eine ehrliche Frage keine ausweichendere und krummere Antwort geben. Auch genügte sie mir nicht, und ich mäßigte mich so weit, noch einmal um eine klare, entscheidende Antwort zu bitten. — Aber, — man weigerte mir diese Antwort, man weigerte sie mir in einer schnöden, skizzen, ja, ich darf sagen, in einer unter gekrönten Häuptern ganz unanständigen und seltsamen Art. — Das ist der Dank Oesterreichs dafür, daß ich blos aus Mäßigung und Friedensliebe so lange bei Vorstellungen verweilte, und an der Spitze einer formidablen Macht mich herabgelassen, gleichsam um Sicherheit für meine Staaten zu bitten.**)

Jetzt ist es Zeit, um die Bitte in einen Befehl umzuwandeln, rief Winterfeldt mit blitzenden Augen. Jetzt ist es Zeit, dem schwerfälligen österreichischen Doppeladler zu beweisen, daß der junge preußische Adler herangewachsen ist, und daß seine Fänge stark genug sind, alle seine Feinde zu packen und in den Abgrund hinabzuschleudern.

Und wenn der junge Adler nun, trotz seiner Kühnheit, dennoch vor der Ueberzahl unterliegen müßte? fragte Feldmarschall Schwerin traurig. Wenn die Kugeln seiner Feinde ihm die Schwingen lähmten und ihn dadurch auf immer verhinderten, sich höher aufzuschwingen? Wär's nicht besser, diese Möglichkeit zu vermeiden, und nicht vor der ganzen Welt den Vorwurf auf sich zu laden, daß Preußen aus bloßer Eroberungssucht einen Krieg angefangen, den es füglich hätte vermeiden können, um lieber durch kluges Hinhalten der Welt den Frieden zu erhalten?

Zudem wäre dies ein Krieg, den man ohne hinlängliche Beweggründe, ohne genügende Ursache beginnen müßte, sagte General von Retzow. Denn die feindliche Gesinnung Oesterreichs, Sachsens und Rußlands ist noch immer keine feindliche That, und wenn Oesterreich durch sein Freundschaftsbündniß mit Frankreich die Welt überrascht, so hat Preußen durch seine Allianz mit England es ihm darin schon zuvorgethan. Die Soldaten werden kaum wissen, wofür sie in den Krieg gehen, und es wird ihnen daher an der Begeisterung und Freudigkeit fehlen, welche immer erforderlich ist, um eine Armee zu heldenmüthigen Thaten und todesfreudiger Entschlossenheit zu befeuern.

Es soll ihnen an der Begeisterung nicht fehlen, und die Armee sowohl, wie Sie selber, Messieurs, sollen erfahren, was dieser Krieg für Ursachen hat! rief der König. Meine bisherigen Gründe haben Ihnen nicht genügt! Nun wohl, ich werde Ihnen andere geben, und beim Himmel, mit diesen werden Sie zufrieden sein können. Sie meinen, die feindlichen Gesinnungen Oesterreichs seien noch keine Thaten! Ich will Ihnen die Beweise geben, daß Sie im Begriff sind, Thaten zu werden!

Und indem der König die Aktenstücke und Papiere, welche auf seinem Schreibtische lagen, emporhob, fuhr er fort: Diese Papiere werden Ihnen beweisen, was Sie nicht glauben zu wollen scheinen, daß Oesterreich, Sachsen, Rußland und Frankreich gerüstet sind, um mit vereinter Macht über Preußen herzufallen und das Königreich Preußen wieder in das kleine Markgrafenthum Braudenburg umzuwandeln. Diese Papiere werden Ihnen authentische Beweise sein von der Gefahr, welche wie der Geier über unserm Haupte schwebt, und die wir nur abwehren können, indem wir den Geier tödten. — Zuerst will ich Ihnen sagen, wie ich zu diesen Papieren gelangte, damit Sie von ihrer Aechtheit und Unzweifelhaftigkeit sich überzeugen mögen! — Seit langer Zeit ahnte ich, daß unter meinen Feinden ein Bündniß bestehe wider mich, daß sie einen Traktat abgeschlossen, in welchem sie sich zur Vernichtung Preußens feierlich und schriftlich anheischig gemacht. Es kam nur darauf an, diese meine Ahnung zur Gewißheit zu machen und

*) Friedrichs des Großen Lebensgeschichte von Preuß. Th. II. S. 5.

**) Des Königs eigne Worte. Siehe: Geständnisse eines österreichischen Veterans (v. Cogniazo). Th. I. S. 193.

die Beweise dieses wider alles Völkerrecht streitenden Bündnisses in Händen zu haben. Die Beweise lagen in den Archiven Sachsens und in den Depeschen der österreichischen Gesandtschaft. Es kam also darauf an, zu diesen Archiven den Schlüssel zu haben und von diesen Depeschen Abschrift zu bekommen. Beides ist mir gelungen. Ein Zufall, oder, wenn Sie es lieber hören, die göttliche Vorsehung mußte mir dabei zu Hülfe kommen. Der sächsische Canzellist Reinitz, ein früherer Bedienter des General Winterfeldt, kam eines Tages von Dresden nach Potsdam, um Winterfeldt aufzusuchen und ihm zu vertrauen, daß ein Freund von ihm, der Kabinetscanzellist Menzel in Dresden, ihm vertraut habe, daß die zwischen den Höfen von Wien, Dresden und Petersburg gewechselten Staatsschriften im Dresdener Archiv, zu welchem er den Schlüssel habe, aufbewahrt würden. — Winterfeldt brachte mir diese wichtige Botschaft, und Reinitz mußte die ersten Unterhandlungen mit Menzel führen, welche ich sodann meinem Gesandten in Dresden, dem Grafen Maltzahn, übertrug. Menzel war arm und habgierig. Es gelang also, ihn zu bestechen. Seit drei Jahren empfing Maltzahn durch ihn von jeder Depesche, welche die drei Höfe wechselten, Abschriften, und das, was man nicht schriftlich, sondern nur mündlich verhandelte, das erfuhr Maltzahn von der Gräfin Brühl. Denn mit guter Absicht hatte ich an den Dresdener Hof einen meiner schönsten und gewandtesten Cavaliere gesandt. Die Gräfin Brühl ist sehr empfänglich, sowohl für Männerschönheit, als für kostbare Geschenke, und Beides hatte Maltzahn ihr darzubieten. Auf meinen Rath knüpfte er mit dieser ränkesüchtigen, ehrgeizigen und verschwenderischen Frau ein Liebesverhältniß an, und ich darf sagen, daß wir demselben die wichtigsten und geheimsten Nachrichten zu verdanken haben.*) — Was aber die Unterhandlungen zwischen Oesterreich und Frankreich, und die österreichischen Intriguen überhaupt anbetrifft, so konnte ich auch diese genau verfolgen, denn der Secretair der hiesigen österreichischen Legation, Baron von Weingarten, gab mir für Versprechungen und Geld Abschrift von allen Depeschen, welche aus Wien kamen und dahin befördert wurden. Sie sehen, Messieurs, die Corruption der Menschheit hat mir gute Früchte getragen, und das Geld ist ein Zauberstab, welcher alle Geheimnisse aufschließt. — Jetzt lassen Sie uns einen raschen Blick auf diese Papiere werfen, zu deren Besitz Verrätherei und Bestechung mir verholfen hat!

Er nahm unter den Papieren ein vergilbtes Blatt hervor und breitete es vor den erstaunten und erwartungsvollen Generälen aus.

*) Charakteristik des siebenjährigen Krieges. Th. I. S. 23.

Sehen Sie da, fuhr er fort, dies ist der Grundtext aller Verhandlungen. Es ist die Abschrift eines Theilungsvertrages, den die Höfe von Wien und Dresden schon im Jahre 1745 mit einander abgeschlossen haben und in welchem Preußens Untergang als eine so unzweifelhafte Sache festgestellt wird, daß man schon die Theile bestimmte, welche jede der beiden Mächte sich von meinen Staaten aneignen wollte. Oesterreich sollte Schlesien und Glatz, Sachsen aber Magdeburg, Crossen, den Schwiebusser Kreis und die Lausitz bekommen. — Diesem Theilungsvertrage, den man gültig bestehen ließ, trotz des Dresdener Friedens, trat im Jahre 1746 auch Rußland bei, wie Sie das aus diesem zweiten Document hier erkennen mögen; darin wird festgesetzt, daß die beiden Großmächte zur geeigneten Stunde den König von Preußen mit Krieg überziehen wollen, und „daß zu dieser Conquête ein jeder von den besagten Höfen sechszigtausend Mann hergeben wolle." — Sachsen hat man vorläufig aus zarter Schonung von dem förmlichen Beitritt zu diesem Bunde dispensirt, der Gefahr wegen, welcher Sachsen zunächst bei einem Kriege zwischen Preußen und Oesterreich ausgesetzt sein würde. Sehen Sie nur dieses Actenstück hier, das darüber die merkwürdigsten Aufschlüsse giebt. Es ist ein Bericht des sächsischen Gesandten in Petersburg, des Herrn von Funk, an seinen Hof. — Winterfeldt, ich bitte Dich, diesen Herren einmal die Stelle hier vorzulesen.

Winterfeldt nahm aus den Händen des Königs das dargereichte Blatt und las: „Ich ermangelte nicht, die alten, von mir so oft vorgebrachten Wahrheiten in Erinnerung zu bringen, daß unser bekannter Zustand uns schwerlich vergönnen dürfte, uns in ein so großes und gefährliches Spiel zu wagen, uns mit einem übermüthigen Nachbar einzulassen, ehe und bevor dieser nicht außer Stand gesetzt würde, uns sonst auf einmal zu ecrasiren. Man war so billig, dieser Vorstellung sogleich Platz zu geben und gestand selbst: Freilich müßten wir nicht die ersten sein, die sich auf den Turnierplatz wagten, sondern so lange warten, bis der Ritter im Sattel wanke und bereit sei hinunterzustürzen.*)"

Der König hatte, während Winterfeldt las, sich in seinen Fauteuil zurückgelehnt und betrachtete mit scharfen, aufmerksamen Blicken die Gesichter Schwerin's und Retzow's. Ein heiteres Lächeln flog über sein

*) Frédéric le Grand. Histoire de la Guerre de sept ans. Vol. I. p. 65, und Mémoires raisonnés sur la conduite des Cours de Vienne et de Saxe, et sur leurs desseins dangereux contre sa Majesté le Roi de Prusse. Avec les pièces originales et justificatives, qui en fournissent les preuves. Berlin 1756.

Antlitz, als er sah, wie Schwerin, gleichsam um einen Ausruf des Zorns zurückzudrängen, seine Lippen fest aufeinander preßte, wie Retzow's ernsthaftes Antlitz von einer dunklen Gluth überhaucht ward und seine Hand sich unwillkürlich zur Faust zusammenballte.

Als Winterfeldt geendet hatte und Schwerin die Lippen öffnete, um zu sprechen und seinem sichtbaren Unmuthe Worte zu leihen, unterbrach ihn der König hastig.

Hören Sie mich erst ganz zu Ende, sagte er, bevor Sie mir Ihre Meinung sagen. Sie kennen noch nicht die Beschlüsse, welche man in Petersburg faßte, und zu denen das, im Handeln feige, im Intriguiren starke Sachsen zu allermeist den Anstoß gegeben. Sehen Sie hier dies Papier, es ist das Referat einer Senatsversammlung in Petersburg vom Jahre 1754. Die sächsischen Intriguen und Verleumdungen haben, wie Sie aus demselben erkennen werden, die üppigsten Früchte getragen, denn in dieser russischen Senatssitzung ward ein für alle Mal der Grundsatz festgestellt, „daß Rußland sich nicht nur allem ferneren Anwachse der preußischen Macht widersetzen, sondern auch die erste bequeme Gelegenheit ergreifen müsse, um das Haus Brandenburg mit überwiegender Kraft zu unterdrücken." *) Diese Entschließung erneuerte man nicht allein jetzt vor einigen Monaten, sondern in einer neulichen Sitzung des russischen Staatsrathes fügte man den älteren Bestimmungen noch diese neuere hinzu: „daß Rußland den König von Preußen selbst dann attaquiren wolle, wenn er von einem oder dem andern seiner deutschen Alliirten entamiret werden würde." Jetzt, Messieurs, werden Sie die Rüstungen Rußlands und Oesterreichs besser verstehen, jetzt werden Sie die Bedeutung dieser österreichisch-französischen Allianz besser begreifen können, und die schnöden Antworten des Wiener Hofes werden Ihnen beweisen, daß Oesterreich jetzt die lang ausgestreuten Saaten gereift glaubt, und mit seinen Alliirten bereit ist, Preußen anzugreifen. Wenn Ihnen diese Beweise noch nicht genügen sollten, so will ich noch hinzufügen, daß, trotz dieser wilden Feindschaft Rußlands, ich am russischen Hof doch einen hohen, wenn auch leider für jetzt noch nicht einflußreichen Freund habe, der wenigstens Alles erfährt, was die drei Höfe beschließen, wenn er es auch nicht zu ändern vermag. Dieser hohe und treue Freund **) hat mir vor einigen Tagen auf geheimen Wegen die Nachricht zugehen lassen, daß die Höfe von Petersburg und Wien jetzt beschlossen haben, mich anzugreifen, daß aber die Ausführung bis zum nächsten Frühling verschoben sei, weil es Rußland an Rekruten, an Matrosen und Magazinen fehle. *) Nun, Messieurs, werden Sie ersehen, welche Gefahr über meinem Haupte schwebt.

Und indem der König sein Haupt stolz erhob und seine kühnen Blicke auf seine Zuhörer heftete, fuhr er fort: Unter diesen Umständen bin ich es mir selbst, meiner Ehre und der Sicherheit meines Staats schuldig, die Oesterreicher und Sachsen zu überfallen, und so ihr abscheuliches Vorhaben in der Geburt zu ersticken, bevor noch ihre Bundesgenossen im Stande sind, ihnen Beistand zu leisten. Ich bin gerüstet, und werde nicht säumen, meine Armee in Bewegung zu setzen, sobald die Frage entschieden ist, wie der Feldzug am vortheilhaftesten eröffnet werden kann; zu dieser Entscheidung, Messieurs, habe ich Sie herbeigerufen. Jetzt bin ich zu Ende! Und jetzt, Feldmarschall Schwerin, sprechen Sie!

Der greise Feldherr erhob sich von seinem Sitz, und sei's nun, daß er wirklich von des Königs eindringlichen Worten überzeugt worden war, oder daß er nur erkannte, wie des Königs Wille schon unwiderruflich feststehe, und alles Widerstreben fruchtlos sei, es schien jetzt die kriegerische Stimmung des Königs und Winterfeldt's vollkommen zu theilen.

Wenn einmal Krieg geführt werden soll und muß, rief er begeistert aus, so laßt uns morgen aufbrechen, Sachsen in Besitz nehmen, und in diesem kornreichen Lande Vorrathshäuser anlegen, um unsere künftigen Operationen in Böhmen zu sichern! **)

Ah, daran erkenne ich meinen alten Schwerin! rief der König freudig, indem er dem Feldmarschall die Hand darreichte. Genug des Zauderns und der Unentschlossenheit! Das Abwarten liegt nicht in meinem Sinne, das Zuvorkommen ist mein Grundsatz und soll, so Gott will, immer Preußens Grundsatz sein!

Und die Armee ist es seit Jahrhunderten gewohnt, sich nicht blos zu vertheidigen, sondern anzugreifen, rief Winterfeldt mit strahlenden Blicken. Ah, es wird uns endlich vergönnt sein, unsere Erbfeinde anzugreifen, diesem tückischen Oesterreich, diesem intriguanten Sachsen, diesem barbarischen Rußland und endlich diesem lügenhaften und wollüstigen Frankreich in offenem Kampfe gegenüber zu stehen und ihnen zu beweisen, daß wir ihren Zorn nicht fürchten, aber ihren Haß von ganzem Herzen theilen!

Und Sie, General von Retzow? fragte der König streng, sich zu dem General wendend, der schweigend

*) Preuß. Friedrich der Große. Th. II. S. 11.

**) Peter III., damals Großfürst, und Friedrichs glühender Verehrer.

*) Fischer. Geschichte Friedrichs II. Th. I. S. 39.

**) Schwerins eigene Worte. Siehe v. Retzow: Charakteristik ꝛc. Th. I. S. 41.

und mit gesenktem Haupte dasaß. Theilen Sie die Ansichten Schwerins nicht? Meinen Sie noch immer, daß es besser sei, abzuwarten und zu zaudern?

General von Retzow lächelte traurig. Eure Majestät haben mich schon vorher einen Fabius Cunctator genannt, sagte er, ich will also wenigstens meinem Charakter getreu bleiben. Ich halte das Abwarten und Zaudern noch immer unter diesen drohenden und gefährlichen Umständen für das Weiseste, ich —

Das Eintreten eines Kammerherrn, welcher sich dem König näherte und ihm einige Worte zuflüsterte, machte den General verstummen. Der König wandte sich lächelnd zu ihm um. Sie können an dem Schluß Ihrer Rede auch meine Brüder Theil nehmen lassen, General, sagte er, die Prinzen sind eben angelangt. Ich hatte sie zu dieser Stunde hierher beschieden, um ihnen das Resultat unserer Berathung mitzutheilen, und wie mir scheint, kommen sie gerade zu rechter Zeit. Bitten Sie daher die Prinzen, einzutreten.

XXIV.

Der König und seine Brüder.

Der König gab dem Kammerherrn einen Wink und dieser eilte, die Thür zu öffnen, durch welche die beiden Prinzen eintraten. Zuerst der Prinz von Preußen, dessen bleiches, schwermüthiges Antlitz heute noch bleicher und trauriger zu sein schien, als gewöhnlich, dann der Prinz Heinrich, dessen scharfe, blitzende Augen sich mit einem fragenden Ausdruck auf den General von Retzow hinwandten. — Dieser zuckte unmerklich mit den Achseln, und machte eine verneinende Kopfbewegung. Prinz Heinrich mußte ihn verstanden haben, denn seine Stirn legte sich in leise Falten und ein glühendes Roth schoß einen Augenblick über seine Wangen hin.

Der König, welcher Alles gesehen, Alles beobachtet hatte, lächelte spöttisch; er ließ die beiden Prinzen den Saal durchschreiten und dicht zu ihm herantreten, bevor er sie anredete.

Messieurs, sagte er, ich habe Sie gebeten hierher zu kommen, weil ich Ihnen eine wichtige Nachricht mitzutheilen habe. Die Zeit des Friedens und der Feste ist vorüber. Der Krieg wird beginnen.

Der Krieg, mit wem? fragte der Prinz von Preußen ernst.

Der Krieg mit unseren Feinden, der Krieg mit Denen, welche Preußens Untergang geschworen haben! rief der König mit flammenden Augen. Der Krieg mit Oesterreich, Frankreich, Sachsen und Rußland.

Das ist nicht möglich, mein Bruder, rief der Prinz heftig. Sie können nicht daran denken, einen Krieg gegen so mächtige, so überlegene Feinde beginnen zu wollen, Sie können nicht an die Möglichkeit glauben, die Uebermacht zu besiegen. Wie überlegen und allgewaltig Ihr Geist auch sein mag, er wird sich doch der materiellen Gewalt hier beugen, und der rohen, überlegenen Kraft den Sieg zugestehen müssen. Oh, mein Bruder und mein König, haben Sie Erbarmen mit sich selbst, mit uns, mit unserem Vaterlande. Wollen Sie nicht das Unmögliche! Wagen Sie sich nicht hinaus auf das hohe stürmische Meer des Krieges, um in einer kleinen, unbedeckten Barke zu kämpfen gegen die großen, mächtigen Kriegsschiffe, in denen Ihre Feinde Ihnen gegenüberstehen! Es ist unmöglich in diesem Kriege zu siegen und unser herrlichster Triumph würde nur der sein, daß wir wie Leonidas und seine Krieger Mann für Mann hinstürben in der Vertheidigung unseres Vaterlandes. Erhalten Sie unserem Vaterlande Ihr eigenes kostbares Leben, und das seiner Söhne, welches nutzlos und ohne Sieg in diesem fürchterlichen Kriege verloren gehen würde!

Des Königs Antlitz flammte in Zorn, und seine großen Augen waren mit einem Ausdruck tiefen Hasses auf den Prinzen gerichtet.

Wahrlich, mein Bruder, sagte er mit kaltem, schneidendem Ton. Die Furcht hat Sie sehr beredt gemacht; ich hörte Sie niemals so begeistert sprechen, wie eben jetzt. —

Der Prinz stieß einen leisen Schrei aus, und legte unwillkührlich seine Hand an sein Schwert. Todesblässe bedeckte sein Antlitz, und seine Lippen zitterten so heftig, daß er kaum im Stande war, zu sprechen.

Furcht! sagte er mühsam. Das ist eine Beschul-

digung, welche Niemand außer dem König auszusprechen wagen darf, und von der ich mich reinigen werde, wenn es wirklich zu diesem unglückseligen Kriege kommen sollte, den Eure Majestät beabsichtigen, und gegen den ich jetzt noch protestire im Namen meines Rechts, meiner Kinder und meines Vaterlandes!

Und ich, rief Prinz Heinrich feierlich, ich trete diesem Proteste meines Bruders bei. Oh, Majestät, haben Sie Erbarmen mit uns Allen. Wie sehr mich auch dürstet nach Ruhm und Krieg, wie oft ich Gott bitte, mir die Gelegenheit zu schaffen, mich auszuzeichnen und meinem dunklen Namen den hellen Glanz des Ruhms zu verleihen, so schwöre ich doch, daß ich für immer meine Ruhmbegierde unterdrücken und meinen Ehrgeiz bezähmen will, wenn ich ihm nur durch diesen fürchterlichen und aussichtslosen Krieg Genüge verschaffen könnte. Gönnen Sie unserem Vaterlande den Frieden, Sire! Wollen Sie die Lorbeeren, welche Ihr Haupt schmücken, nicht der Gefahr aussetzen, von dem wilden Sturme der Schlachten Ihnen wieder entrissen zu werden! Sie stehen allein und ohne Bundesgenossen, es ist unmöglich zu siegen. Warum also den Kampf wagen gegen die Ueberlegenheit, warum also den gewissen Untergang vom Schicksal gleichsam ertrotzen wollen?

Des Königs Antlitz war fürchterlich anzusehen, seine Augen schossen Blitze des Zorns, und als er jetzt sprach, klang seine Stimme wie mächtiger Donner, so voll und so drohend zugleich.

Genug, sagte er, Sie sind hierhergerufen, Messieurs, nicht um Rath zu ertheilen, sondern um meine Befehle zu empfangen. Der Bruder hat Sie geduldig angehört. Jetzt ist es der König von Preußen, welcher vor Ihnen steht, und von Ihnen Gehorsam und Unterwerfung fordert. Der Krieg ist unwiderruflich beschlossen, und Ihre Klagen und Befürchtungen werden meine Entschlüsse nicht wankend machen. Allen Denen aber, welche Furcht hegen, mir auf das Schlachtfeld zu folgen, Allen Denen stelle ich es frei, daheim zu bleiben und Schäferspiele zu feiern, und phantastischen oder verliebten Träumen nachzuhängen, während wir siegen werden! Wer von Ihnen Allen, meine Herren, dies vorzieht, der spreche es aus, und ihm soll gewillfahrt werden!

Keiner ist unter uns, der das thun möchte! rief Prinz Heinrich leidenschaftlich. Wenn der König von Preußen seine Krieger ruft, so werden sie Alle kommen, und freudig ihrem Kriegsherrn folgen, und ginge es dem sichern Tod entgegen! Ich habe Ihnen zuvor meine Ansicht gesagt als Individuum und als Mann. Jetzt bleibt mir nur noch übrig, Ihnen zu gehorchen als Soldat und als Unterthan, und ich werde das freudig und ohne Murren thun. —

Und auch ich werde das thun, sagte der Prinz August Wilhelm feierlich. Gleich meinem Bruder werde ich meine persönlichen Ansichten und Befürchtungen zu unterdrücken wissen, und in schweigendem Gehorsam meinem König und Kriegsherrn folgen, wohin er immer gehen möge.

Der König heftete auf das bleiche, erregte Antlitz des Prinzen einen finsteren, gehässigen Blick. Sie werden mir nur dahin folgen, wohin ich von Ihnen begleitet sein will, sagte er scharf, und gleichsam um seinem Bruder jede Gelegenheit zu einer Antwort abzuschneiden, wandte er sich hastig an den Feldmarschall Schwerin.

Nun, Feldmarschall, wollen Sie vielleicht von mir Urlaub erbitten für die Dauer dieses Krieges? Ich sagte Ihnen ja schon, daß ich ihn Niemand verweigern will!

Ich erbitte mir von Eurer Majestät nichts weiter, als daß Sie mich an der ersten Schlacht gegen Ihre Feinde Theil nehmen lassen, rief Schwerin. Ich frage nicht mehr, wer Ihre Feinde sind, denn die Stunde der Berathung ist vorüber und die Stunde der Thaten ist gekommen. Lassen Sie uns also handeln, Sire, und das so schnell wie möglich!

Ja, lassen Sie uns handeln, Sire! rief General von Retzow feierlich. Sobald Eure Majestät sagen, daß der Krieg unwiderruflich ist, giebt es für Ihre Soldaten keine Bedenken mehr, und wir werden freudig in die Schlacht ziehen, um zu siegen oder zu sterben.

Und Du, Winterfeldt? fragte der König, seinem Liebling mit einem zärtlichen Blick die Hand darreichend. Sagst Du mir gar nichts? Oder haben die Befürchtungen des Prinzen von Preußen Dich angesteckt, und wankt auch Dein Muth?

Oh, Sire, rief Winterfeldt, die dargereichte Hand an seine Brust drückend, wie könnte mein Muth wanken, wenn es Preußens Heldenkönig ist, der uns in die Schlacht führt. Wie sollte ich nicht freudig und siegesgewiß sein, wenn Friedrich uns ruft, um zu kämpfen gegen die Schaar seiner ränkesüchtigen, boshaften und übermüthigen Feinde. Nein, ich fürchte nichts! Mit uns ist Gott und unser gutes Recht!

Prinz Heinrich trat jetzt näher zu dem König heran, und seine Blicke mit einem festen und stolzen Ausdruck auf das Antlitz des Königs heftend, sagte er: Sire, Sie fragten General Winterfeldt, ob er die Befürchtungen des Prinzen von Preußen theile? Ich bitte Eure Majestät sich zu erinnern, daß, wenn nicht der General Winterfeldt, so doch ich die Befürchtungen meines theueren und tapferen Bruders vollkommen theile. Ich sage, meines tapfern Bruders, denn gewiß gehört in dieser Stunde mehr Muth dazu, seine Furcht auszusprechen, und zu ge-

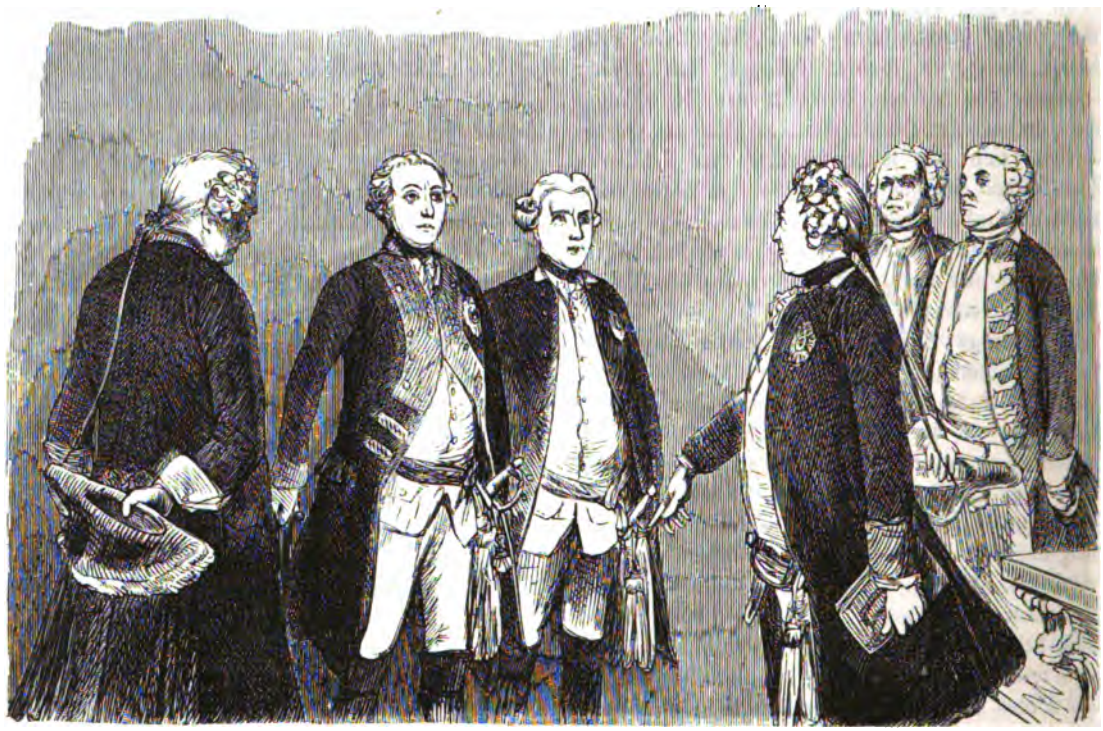
stehn, daß man diesen Krieg für ein gefährliches Wagniß hält, als begeisterungsvoll bloß zuzustimmen, und Siege zu prophezeien, die außer dem Felde der menschlichen Berechnung liegen!

Indem der Prinz so sprach, warf er auf Winterfeldt einen finsteren, zornigen Blick, welcher den General erbleichen machte. Er öffnete schon den Mund zu einer heftigen Erwiederung, aber der König hielt ihn zurück.

Still, Winterfeldt, sagte er, wir haben den Krieg noch nicht erklärt, so lange laßt uns also im eigenen Hause wenigstens in Frieden leben. — Dann trat er dicht zu dem Prinzen Heinrich heran, und ihm die Hand auf die Schulter legend, sagte er gütevoll:

Still, Heinrich, ich bitte Dich, unterbrach ihn der Prinz von Preußen mit einem traurigen Lächeln, sprich nicht von meinem Muth. Ihn angreifen wollen, heißt vermuthen, daß man ihn bezweifeln könnte, und das wäre eine Demüthigung, welche ich von Niemandem ertragen würde.

Der König schien diese Worte gar nicht gehört zu haben. Er war zu dem Tisch getreten, auf welchem die Papiere lagen, und indem er sie zusammenfaßte und emporhob, sagte er: Wir sind jetzt zu Ende, Messieurs. Es bleibt mir nur noch übrig, Ihnen zu sagen, daß ich der Ansicht des Feldmarschalls Schwerin bin. Brechen wir zuerst in Sachsen ein, und wär's auch nur, um uns die Originale die-



wir wollen uns einander nicht erbittern, mein Bruder. Sie sind eine edle und hochherzige Seele, und Niemand wird es wagen, an ihrem Muthe zu zweifeln. Daß sie meine Ansichten über die Nothwendigkeit dieses von Preußen anzufangenden Krieges nicht theilen, schmerzt mich, aber ich weiß, daß ich dennoch an Ihnen in diesem Kriege eine feste und zuverlässige Stütze haben werde, und daß Sie meine Gefahren und Beschwerden, und, will's Gott, auch meine Siege mit mir theilen!

Und nicht ich allein werde es thun, rief Prinz Heinrich, sondern auch mein Bruder August Wilhelm, der Prinz von Preußen, dessen Herz nicht minder tapfer, dessen Muth —

ser Papiere aus dem Dresdener Archiv zu holen, damit wir der Welt authentische Beweise vorlegen können, daß Preußen, indem es anzugreifen und den Krieg hervorzurufen scheint, doch nur nothgedrungen und zu seiner Vertheidigung sein Schwert gezogen! Nach Sachsen also, meine Herren! Aber bis zum Tage des Ausmarsches lassen Sie uns verschwiegen sein und den nahe bevorstehenden Krieg als Geheimniß bewahren!

Er grüßte die Herren mit einem freundlichen Kopfneigen, und durchschritt dann, die Papiere im Arm haltend, den Saal, um sich in sein Bibliothekzimmer zu begeben.

Eine lange Pause trat ein nachdem der König

den Saal verlassen hatte. Der Prinz von Preußen hatte sich, ganz erschöpft von den Stürmen, welche seine Seele bewegten, in eine Fensternische zurückgezogen, und blickte schweigend und mit tief traurigen Blicken zum Himmel empor. Prinz Heinrich, welcher unfern von den Generälen in der Mitte des Saales stand, schaute zu seinem Bruder hinüber, und ein schmerzlicher Seufzer entrang sich seiner Brust. Dann winkte er den General von Retzow zu sich heran.

Sie sind also unserer Bitte nicht eingedenk gewesen? fragte er leise. Sie haben meine und meines Bruders Wünsche nicht erfüllen wollen?

Ich habe Alles versucht, was in meinen Kräften stand, mein Prinz, sagte der General seufzend. Ihre Königlichen Hoheiten wünschten, daß ich diesen unglücklichen Krieg, wenn es sein könne, hintertreiben, daß, wenn der König meinen Rath fordere, ich ihn dahin abgeben solle, daß wir zum Angriff zu schwach, und darum auf den Frieden bedacht sein müßten. Nun denn, ich habe Alles gesagt, nicht blos, um dem Willen der Königlichen Prinzen zu genügen, sondern weil ich Ihre Ansichten vollkommen theile, und diesen Krieg für ein schweres Unglück halte. Aber der Wille des Königs war unerschütterlich. Seit Jahren schon sinnt er auf diesen Krieg. Seit Jahren schon hat er mit Winterfeldt dazu die Vorkehrungen getroffen, und mit ihm seine Pläne vorbereitet.

General von Winterfeldt.

Winterfeldt, murmelte der Prinz vor sich hin, ja, Winterfeldt ist der böse Dämon, dessen Zuflüsterungen den König verleitet haben! Wir ahnten das beide schon lange, und mußten doch schweigend geschehen lassen, was wir nicht hindern konnten.

Und seinem leidenschaftlichen und heftigen Naturell nachgebend, schritt der Prinz gerade auf den General von Winterfeldt zu, welcher im leisen Gespräch mit Feldmarschall Schwerin an dem Actentisch stand.

Freuen Sie sich, General, sagte der Prinz lebhaft, Ihre Absichten sind jetzt erreicht, und Sie können jetzt an der Kaiserin von Rußland Ihre Privat-Rache üben!

Winterfeldt begegnete den zornigen Augen des Prinzen mit ruhigem, fast heiterem Blick. Eure Königliche Hoheit erzeigen mir wirklich zu viel Ehre, sagte er, wenn Sie annehmen, daß ein armer Soldat, wie ich, mit einer erhabenen Kaiserin in persönlicher Fehde sein könne. Was könnte die russische Kaiserin mir wohl gethan haben, das mich berechtigte, Rache an ihr zu nehmen?

Was sie Ihnen gethan hat? fragte der Prinz mit einem spöttischen Lachen. Sie hat Ihnen zwei Dinge gethan, welche die Menschen am allerwenigsten verzeihen mögen. Sie hat Sie überlistet, und Sie um Ihren Reichthum gebracht. Ah, Herr General, ich fürchte, dieser Krieg wird doch vergeblich sein, und Sie werden doch nicht im Stande sein, die Brillanten Ihrer Gemahlin, welche die Kaiserin Elisabeth in Gewahrsam hat, von Petersburg zurückzuholen.*)

Winterfeldt erblaßte und ein zorniger Blitz flammte in seinen Augen auf, aber er bezwang sich sogleich wieder. Eure Königliche Hoheit geruhen mir da ein allerliebstes Märchen zu erzählen, sagte er, ein Märchen aus Tausend und einer Nacht, wo von Schätzen und Brillanten die Rede ist, nur daß in diesem Märchen, statt des hergebrachten Drachens, eine Kaiserin den Schatz behütet. Ich gestehe, daß ich Eure Königliche Hoheit nicht verstehe.

Aber ich verstehe Sie desto besser, General, rief der Prinz. Ich verstehe Ihren Ehrgeiz und Ihre

*) v. Retzow erzählt über den Privathaß, den Winterfeldt gegen die Kaiserin Elisabeth empfunden, Folgendes: Als der König von Preußen Friedrich Wilhelm I. dem Czar Peter I. zu Gefallen einige Unterofficiere nach Petersburg sandte, um die in der Kriegskunst noch unerfahrenen Russen das Exerciren zu lehren, so mußte Winterfeldt sie dahin führen. Bei dieser Gelegenheit lernte er die Stieftochter des Feldmarschalls Münnich, das Fräulein von Malzahn, Hofdame der damaligen Prinzessin Elisabeth kennen. Wechselseitige Zuneigung fesselte bald ihre Herzen, und sie versprachen sich einander die Ehe; allein, da einestheils Winterfeldt nicht ohne Consens des Königs heirathen durfte, anderer-

stolzen Pläne. Sie wollen Ihren Namen in die Bücher der Geschichte eintragen, und müßte es auch mit dem Blut der unglücklichen Söhne meines Vaterlandes geschehen. Sie, General, tragen zum Theil die Schuld an diesem unglücklichen Kriege, denn Sie waren der Vertraute des Königs, und Sie unterhielten überall Ihre Kundschafter und Spione, die Ihnen für schweren Lohn Nachrichten bringen mußten, durch welche Sie den König aufzustacheln wußten!

Wenn es ein Unrecht in Ihren Augen ist, sagte Winterfeldt stolz, sein Geld dazu angewandt zu haben, die Intriguen seiner Feinde und der Feinde seines Vaterlandes kennen zu lernen, so gestehe ich zu, daß ich dafür Strafe verdiene. Ja, ich habe überall meine Spione gehabt, und Dank diesen, hat der König die Intriguen Sachsens, Oesterreichs und Rußlands erfahren. Ich habe diese meine Spione mit meinem eigenen Gelde bezahlt; Eure Königliche Hoheit sehen also, daß ich nicht ganz und gar auf jene Brillanten meiner Gemahlin beschränkt bin, welche die Kaiserin von Rußland in Gewahrsam haben soll.

In diesem Moment trat der Prinz von Preußen, der bis dahin ein stummer Zeuge dieser Scene gewesen, aus der Fensternische hervor, und mit hastigen Schritten das Zimmer durchschreitend, trat er dicht vor den General Winterfeldt hin.

Herr General, sagte er mit lauter, feierlicher Stimme, Sie sind Schuld an diesem unglückseligen Kriege, welcher bald die Fluren unseres armen Vaterlandes verwüsten wird. Auf Ihr Haupt falle die Verantwortung dafür, und wehe Ihnen, wenn dieser, durch Ihren Ehrgeiz angefachte Krieg ein verderblicher sein wird. Ich würde, wenn es auf Erden keine Strafe giebt für solche schwere Schuld, ich würde Sie vor dem Throne Gottes derselben anklagen, und das Blut der hingeschlachteten Söhne meines Vaterlandes, das Blut meiner künftigen Unterthanen, würde um Rache wider Sie zum Himmel emporschreien!

Wehe Ihnen, wenn dieser Krieg ein Preußen verderblicher sein sollte, wiederholte Prinz Heinrich. Auch ich würde Ihnen das nie verzeihen, auch ich würde Ihren Ehrgeiz dafür verantwortlich machen, denn Sie besitzen das Ohr und das Herz des Königs, und statt sein Mißtrauen gegen die anderen Staaten zu zerstreuen, haben Sie gesucht, es zu erhalten und zu nähren; statt seinen Zorn zu besänftigen, haben Sie ihm immer neue Nahrung gegeben.

Was ich gethan habe, rief Winterfeldt, die Rechte zum Himmel erhebend, mit lauter, feierlicher Stimme, was ich gethan habe, das that ich im Gefühl meiner Pflicht, meiner Vaterlandsliebe, und in dem unerschütterlichen Glauben an meines Königs Stern, der nicht erblinden, sondern immer höher und strahlender aufleuchten wird! Möge Gott mich strafen, wenn ich von andern und unedlen Motiven mich leiten ließ!

Ja, möge Gott Sie strafen, sagte Prinz August Wilhelm, möge er aber Ihre Schuld nicht an unserem armen Vaterlande rächen. — Das ist mein letztes Wort über diese traurige Sache! Hinfort werde ich meine persönliche Meinung ganz unterdrücken, und nur den Befehlen meines Königs folgen. Was er von mir fordert, das werde ich thun, und wohin er mich schickt, da werde ich hingehen, ohne zu forschen, ohne zu grübeln und zu überlegen, sondern gehorsam und freudig, wie es einem echten Soldaten geziemt. Ich bitte Dich, mein Bruder, ich bitte Sie, Herr Feldmarschall von Schwerin, und Sie, Herr General von Retzow, daß Sie darin meinem Beispiel folgen wollen. Der König hat befohlen, wir werden ihm willig gehorsamen!

Der König hat befohlen, wir werden ihm willig gehorsamen! wiederholte Prinz Heinrich, und die beiden Generäle sagten es ihm nach.

Dann nahm der Prinz von Preußen den Arm seines Bruders, und die Herren mit einem freundlichen Lächeln begrüßend, verließen die beiden Prinzen den Saal, um nach Berlin zurückzukehren.

---

seits seine Braut die Schwierigkeiten voraussah, die ihre Gebieterin ihr in den Weg legen würde, so nahmen Beide Abrede, daß sie einen Vorwand ersinnen möchte, den Hof auf eine anständige Art zu verlassen. Dies geschah bald darauf. Fräulein Malzahn erbat sich einen Urlaub von einigen Monaten, um ihre Verwandten in Schlesien zu besuchen. Elisabeth mochte etwas ahnen, denn sie sagte ihrer Hofdame grade heraus: „Fast bin ich überzeugt, Du kommst nicht wieder". — Das Fräulein suchte das Gegentheil mit Wärme zu behaupten; allein die Prinzessin verließ ihr gefaßtes Vorurtheil nicht, und um die Malzahn auf die Probe zu stellen, äußerte sie: „Wenn Du dessen so gewiß bist, so laß mir Deine Juwelen und Kostbarkeiten zum Unterpfande". — Wollte das Fräulein wohl oder übel, so mußte sie einen Schatz von mehr als hunderttausend Rubeln an Werth zurücklassen, der, allen Anforderungen ungeachtet, ihr, als Winterfeldt's Gemahlin, nie zu Theil ward. (v. Retzow. Charakteristik des siebenjährigen Krieges. Th. I. S. 45.)

XXV.

Der Lorbeerzweig.

Während das im Saal geschah, hatte der König sich in sein Bibliothekzimmer zurückgezogen, und ging, die Hände auf dem Rücken gefaltet, lange in demselben auf und ab. Sein Gesicht war ernst und sorgenvoll, eine finstere Wolke schwebte auf seiner Stirn, seine Lippen waren fest aufeinander gepreßt, und die Röthe seiner Wangen und das Blitzen seiner Augen verriethen die tiefe und mächtige Bewegung, welche sein ganzes Wesen in Aufruhr gebracht.

Einmal blieb er stehen, und das Haupt stolz erhebend, schien sein scharfer durchdringender Blick gleichsam zu lauschen auf die Gedanken und Zuflüsterungen seiner Seele.

Ja, sagte er, das waren seine Worte: „Ich protestire gegen diesen Krieg im Namen meines Rechts, meiner Kinder und meines Vaterlandes!“ Ach, er denkt also sehr daran, daß er mein Nachfolger sein wird, er meint, daß er Rechte hat, die außer mir stehen, und kraft deren er protestiren kann gegen das, was ich thue! Er ist ein Rebell, ein Hochverräther! Er wagt es an die Zeit zu denken, wo ich nicht mehr bin, an die Zeit, wo er oder seine Kinder diese Krone tragen werden. Ich fühle, daß ich ihn hasse, wie mein Vater mich gehaßt hat, weil ich sein Nachfolger war, und weil mein Anblick ihn immer an seinen Tod gemahnte. Ja, ich hasse ihn, denn dieser sanfte, weichliche Knabe wird das Werk zerstören, welches ich aufzurichten gedenke: unter seinen sanften Händen wird dieses Preußen, daß ich groß und stark machen will, wieder zerbröckeln, und meine Kämpfe und meine Eroberungen werden umsonst gewesen sein, denn er wird sie nicht zu benutzen verstehen! Ich will mein Preußen zu einem großen, mächtigen und gefürchteten Staate erheben, ich will es frei machen von der Furcht vor Rußland und der Unterthänigkeit gegen Oesterreich, ich will, daß es im Rath der Fürsten gleichberechtigt sei, und vor Niemand sich beugen und vor Niemand zurückstehen soll! Und wenn ich das mit einem ruhelosen Leben, mit der Arbeit und dem Nachdenken meines ganzen Daseins und mit dem Blut meiner Unterthanen erkauft habe, so wird mein Bruder kommen, dieses Werk zu zerstören, an dem ich so mühsam gearbeitet, dem ich meine Ruhe, meine Behaglichkeit und meine Neigungen geopfert habe. Preußen bedarf eines starken und thatkräftigen Königs, nicht eines weichmüthigen Knaben, der um ein verlorenes Liebesglück sein Leben vertrauert, und mit dem Schicksal grollt, weil es ihn zu einem Königssohn gemacht hat. Ach, ich fühle, daß ich ihn hasse, denn ich ahne in ihm den Zerstörer meines Werkes, den Herostratus, welcher den Tempel vernichtet, den ich gebaut habe! — Aber nein, nein, fuhr der König nach einer Pause fort, ich thue ihm Unrecht, und mein argwöhnisches Herz sieht vielleicht die Dinge zu scharf an. Ach, es ist schon dahin gekommen, daß auch ich den Tribut zahle, den die Fürsten für ihre armselige Herrlichkeit dem Geschicke leisten müssen! Ich beargwöhne meinen Nachfolger, und sehe in ihm meinen heimlichen Feind! Das Mißtrauen hat schon seine finsteren Schatten über meine Seele geworfen, und sie trübe und unklar gemacht. Und finsterer noch wird es in ihr werden. Ich fühle schon, wie der Wurm heimlich in mir bohrt und pocht, der Wurm der Menschenverachtung und des Mißtrauens! Ich sehe schon, wie die Schleier allmählig herabsinken, und mir die Sonne der Liebe verhüllen, welche sonst so hell und strahlend in mir glühte. Oh, es wird einst eine kalte und finstere Nacht in mir sein, und inmitten meiner Herrlichkeit werde ich allein stehen!

Er senkte sein Haupt auf seine Brust und stand lange schweigend und unbeweglich da. Und bin ich nicht jetzt schon allein? fragte er dann leise und seine Stimme hatte jetzt einen weichen, schmerzvollen Klang. Stehe ich nicht jetzt schon allein und ganz vereinsamt da? Meine Brüder sind wider mich, und weil sie mich nicht begreifen, bekritteln sie mein Thun und Wollen; meine Schwestern fürchten mich, und weil der Krieg ihre Behaglichkeit und Ruhe stört, werden sie mich verwünschen. Meiner Mutter Herz ist erkaltet, weil ich ihr keinen Einfluß auf meine Regierung bewilligen konnte, und Elisabeth Christine, welche die Welt meine Gemahlin nennt, weint in der Einsamkeit über die schweren Ketten, welche sie und mich zusammenhalten. Niemand von ihnen liebt mich, Niemand von ihnen glaubt an mich und meine Zukunft; was ich will, nennen sie ein Wagniß, und über den Krieg, den ich beginne, rufen sie ihr Wehe aus! Ist er denn ein Unrecht? Verdiene ich denn, daß man mich einen Eroberungssüchtigen nennt, weil

ich mich nicht vernichten lassen will, weil ich die Schlingen sehe, welche man mir gelegt hat, und weil ich sie zerreißen will? Sollte ich nicht vielmehr ihre freudige Zustimmung, ihren liebevollen Trost beanspruchen dürfen? Sollten sie nicht mindestens meinen Muth und meine Unerschrockenheit anerkennen müssen, daß ich inmitten meiner mächtigen und starken Feinde unverzagt vorwärts schreite, und auf nichts Anderes hören will, als auf den Ruf meiner Ehre und meiner Königspflicht? Aber statt mich aufzurichten mit ihrer Liebe, wollen sie mich beugen mit ihrem kleinlichen Widerstreben, statt sich um mich zu schaaren, fliehen sie vor mir und lassen mich allein! Ach, wer Großes will, ist stets allein und die Kleinen verlästern ihn!

Während der König so klagte und sich seinen trüben und melancholischen Gedanken überließ, hatte er das leise Klopfen an der Thür, welches sich schon mehrmals wiederholt hatte, nicht gehört. Jetzt ertönte es wieder, und diesmal so laut und kräftig, daß der König es wohl hören mußte. Er ging zur Thür hin und öffnete diese. Draußen stand Winterfeldt, in seiner Hand ein versiegeltes Paket haltend, das er dem König darreichte, indem er zugleich um Entschuldigung bat, den König gestört zu haben.

Es ist vielleicht gut, daß Du mich gestört hast, Freund, sagte der König, indem er wieder in das Zimmer zurücktrat, und dem General winkte näher zu treten. Ich befand mich eben in Gesellschaft sehr schlimmer Gesellen, in Gesellschaft böser und verdrießlicher Gedanken; das ist ganz gut, daß Du gekommen bist, sie zu vertreiben.

Und besser als ich, Sire, wird es wohl dieser Brief hier verstehen, sagte Winterfeldt, dem König denselben darreichend. Es ist ein Courier aus Berlin gekommen, und hat ihn mir gebracht.

Briefe von meiner Schwester Wilhelmine*) aus Italien, rief der König freudig, indem er das Siegel erbrach und die Papiere auseinander faltete. Es waren mehrere lose, eng beschriebene Blätter darin, dazwischen ein weißes zusammengefaltetes Papier, welches etwas Anderes einzuschließen schien. Der König behielt dies in der Hand und begann dann eifrig zu lesen.

Während er las, verlor sich allmählig der finstere und strenge Ausdruck seiner Züge, sein Antlitz war wieder hell und klar, seine Stirn erheiterte sich wieder, und um seine schmalen Lippen spielte wieder dieses sanfte, schöne Lächeln, das immer die Strenge seiner durchdringenden Blicke milderte, und Vertrauen einflößte zu diesem schönen, königlichen Angesicht. Plötzlich aber flog es jetzt wie ein heller Strahl der Freude über sein Antlitz hin, sein Auge leuchtete wie in freudiger Begeisterung und mit einer ungestümen Hast den Brief auf den Tisch hinlegend, nahm er das weiße Papier und entfaltete es.

Ein Lorbeerzweig war darin enthalten, ein feiner und doch kräftiger Zweig mit schönen Blättern, welche das Zimmer mit einem zarten Duft erfüllten, und in frischestem, hellstem Grün prangten, als sei der Zweig eben erst vom Baum gepflückt.

Der König hob den Lorbeerzweig hoch empor, und ließ seine entzückten Blicke darauf ruhen. Ach, Freund, sagte er dann ganz begeistert und mit einem strahlenden Lächeln, sieh nur, wie gnädig das Schicksal mit mir ist. An diesem schweren Tage sendet es mir ein herrliches Zeichen, einen Lorbeerzweig! Meine Schwester hat ihn an meinem Geburtstag für mich gepflückt. Weißt Du wo, Freund? Beuge Dein Haupt mit mir, und sei andächtig! Denn wisse nur, das ist ein Zweig von dem Lorbeerbaum, der sich über Virgils Aschenkrug neigt, und sein Grab beschattet. Oh, Freund, ein heiliger Schauder durchrieselt mich, und es ist mir, als ob die großen und erhabenen Geister der Alten mich grüßten und mir winkten mit diesem Lorbeerzweig, der auf dem Grabe eines ihrer herrlichsten Dichter gewachsen. Meine Schwester von Baireuth sendet ihn mir mit einem schönen und sinnigen Gedicht, das sie selbst verfaßte.*) — Diese Lorbeeren auf Virgils Grabe, sagt eine schöne und sinnige Fabel, sind von selbst gewachsen und sind unvertilgbar. Möge das für mich ein gutes Omen sein! Sei mir gegrüßt, Du heiliger Schatten Virgils, ich neige mein Haupt vor Dir und küsse in Demuth Deine Asche, welche sich in einen Lorbeer verwandelt hat!

Und so sprechend, mit Thränen in den Augen, mit vor Begeisterung strahlendem Angesicht, beugte der König sein Haupt und drückte seine Lippen mit einer inbrünstigen Gluth auf den Lorbeerzweig. Dann reichte er ihn Winterfeldt dar.

Küsse auch Du ihn, Freund, sagte er, Deine Lippen sind es werth, diesen heiligen Zweig zu berühren,

*) Die Markgräfin von Baireuth.

*) Das Gedicht, welches die Markgräfin dem König mit dem Lorbeerzweig sandte, lautete:

Sur l'urne de Virgile un immortel laurier
De l'outrage du tems seul a sû se défendre:
Toujours vert et toujours entier,
Je voulais le cueillir, et n'osais l'entreprendre.
Prevenant mon effort, je l'ai vu se plier
Et cette voix se fait entendre:
Approche, auguste soeur du moderne Alexandre!
Frédéric de ma lyre est le digne héritier,
J'y joins un nouveau don, que lui seul peut prétendre.
Déjà son front par Mars fut cinq fois couronné:
Qu'aujourd'hui par ta main il soit encore orné
Du laurier, qu' Apollon fit naître de ma cendre.

und den Duft einzuathmen dieser Blätter, welche auf Virgils Grabe ihm die Lobgesänge der Natur gerauscht haben. Küsse diesen Zweig, und nun schwöre mit mir, daß wir dieses Kusses uns würdig machen wollen. Schwöre mit mir, daß wir in diesem Kriege, dem wir entgegenschreiten, entweder den Lorbeer auf unserer Stirn oder auf unserem Grabe haben wollen!

Er hielt den Lorbeerzweig hoch empor, Winterfeldt hob die Rechte auf und berührte mit seinen Fingern den Lorbeer. Ich schwöre in diesem Kriege den Lorbeer entweder auf meiner Stirn oder auf meinem Grabe zu haben!

Amen! sagte der König. Gott und Virgil haben uns gehört!

XXVI.

Das Fest beim Grafen Brühl.

Graf Brühl, der Premierminister des Königs von Sachsen, gab heute in seinem prächtigen Palaste zu Dresden ein glänzendes Fest zu Ehren seiner Gemahlin, die heute den Tag ihrer Geburt feierte. Das Fest mußte um so glänzender werden, da der König von Polen und Churfürst von Sachsen, August der Dritte, und seine Gemahlin, Maria Josephine, demselben beiwohnen wollten. Das war eine Gunst, welche die stolze Königin selbst dem mächtigen Günstling heute zum ersten Male gewährte, denn sie, welche am Hofe die strenge spanische Etiquette eingeführt hatte, wie sie am Hofe Kaiser Joseph's des Ersten, ihres Vaters, im Gebrauch gewesen, sie hatte noch niemals an der Tafel irgend eines ihrer Unterthanen gegessen, ja, so heilig dünkte ihr die königliche Person, daß sie nicht einmal den Gesandten der auswärtigen Mächte gestattete, mit ihr an einer Tafel zu speisen. Bei allen Festen am Königshofe zu Dresden sah man daher die königliche Familie in strengster Abgeschlossenheit inmitten ihrer zahlreichen Gäste an einer kleinen Tafel allein speisen, und nur der Premierminister Graf Brühl und seine Gemahlin durften der Ehre theilhaftig werden, mit dem König und seiner Gewahlin an demselben Tische zu essen.

Das war eine Etiquette, welche Niemandem willkommener war, als dem Grafen selber, denn sie sicherte ihn vor der Gefahr, daß irgend ein Unbefugter sich dem königlichen Paar nahen, und ihm vielleicht Dinge sagen konnte, von denen der Graf wünschen mochte, daß sie nicht gesagt würden. Es gab so viele Verleumder in diesem schlimmen Königreich, so viele Neider, welche dem Grafen Brühl seine hohe Stellung mißgönnten und zu behaupten wagten, daß der Premierminister die Gunst des Königs nur zu seinem eigenen Besten und nicht zum Wohl des Landes verwende. Es gab so viele Unzufriedene, welche behaupteten, der Graf Brühl verprasse in fabelhaftem Luxus in seinem Hause die Einkünfte eines ganzen Königreiches, und während der Hof kärglich lebte, das Volk hungerte, die Armee gar nicht, oder nur zum Schein in werthlosen Steuerscheinen bezahlt wurde, ließ der Graf Brühl in seinen Schlössern die Verschwendung eines Lucull, die fabelhafte Pracht eines Sardanapal walten. Boshafte Neider wollten ihm nachgerechnet haben, daß er in jedem Jahr zu seinem Haushalt über eine Million Thaler verwende. Andere behaupteten, daß er nichtsdestoweniger in den Banken von Rotterdam, Venedig und Marseille mehr denn fünf Millionen Thaler niedergelegt habe, und wieder Andere berechneten, daß die von ihm angekauften Landgüter mindestens sieben Millionen Thaler gekostet hätten.*) — Einer dieser Neider und Verleumder konnte sich bis zum König drängen, und seine boshaften Verleumdungen in das königliche Ohr ergießen, einer dieser Uebelwollenden konnte die Kühnheit haben, sogar seine ungerechten Klagen vor der Königin auszuschreien! Das war es, wofür Graf Brühl immer zu zittern hatte, das war es, was ihm den Schlaf seiner Nächte, die Ruhe seiner Tage raubte, das war es, was als der bittere Wermuthstropfen immer auf dem Grunde dieses von Brillanten funkelnden, goldenen Bechers der Freude, den er alle Tage auf's Neue an seine Lippen setzte und ausleerte, zurückblieb: die Furcht

*) Leben und Character des Grafen Brühl. In vertraulichen Briefen entworfen. Th. I. S. 46 folgd.

vor dem Verräther! Die Furcht vor dem möglichen Sturz!

Er kannte nur zu wohl die Geschichte von dem Grafen Lerma, dem Minister des spanischen Königs Philipp des Vierten. Auch Lerma war der Beherrscher eines Königs gewesen, und wie Brühl über Sachsen, hatte er über Spanien geherrscht. Seiner Macht und seinem Einfluß hatte Alles sich unterworfen, und selbst die königliche Familie zitterte vor einem Stirnrunzeln des Grafen Lerma, und fühlte sich beglückt von seinem Lächeln. Was war es, was den allmächtigen Minister, den unangreifbaren Günstling stürzte? Ein einfacher kleiner Zettel, den König Philipp einst unter der Serviette auf seinem Teller fand! Auf diesem Zettel stand weiter nichts, als eine Adresse. Diese Adresse lautete: „An Philipp den Vierten, einst König von Spanien und Beider Indien Herr, jetzt in Diensten des Grafen Lerma.“ — Dieser Zettel war das Unglück des Grafen Lerma, König Philipp fühlte sich von dieser Adresse wie von einem Dolchstoß getroffen, und Graf Lerma fiel in Ungnade.

Graf Brühl kannte die Geschichte, und ließ sich von ihr warnen. Er wußte, daß die Luft, welche er athmete, verpestet sei von den Verwünschungen seiner Neider, daß die Leute, welche auf der Straße stillstanden, um ihn ehrfurchtsvoll zu grüßen, wenn er in seiner goldenen Karosse vorüberfuhr, im Innersten ihres Herzens ihm fluchten, daß die Freunde, welche seine Hand drückten und seine Loblieder sangen, sich in seine erbittertsten Feinde verwandeln würden, sobald er aufhörte, sie für ihre Freundschaft mit Stellung, mit Pensionen, mit Ehren und Orden, mit Allem, was die Habsucht verführen, den Ehrgeiz verlocken kann, zu bezahlen. Er gab jährlich Hunderttausende aus, um sich Freunde und Lobredner zu erwerben, und doch mußte er beständig zittern, doch konnte es sein, daß irgend ein Uebelwollender, noch nicht Bestochener sich der Person des Königs nahen, ihm einen Zettel unter die Serviette legen mochte, wie einst dem König von Spanien. War doch auch Aehnliches ihm geschehen! Hatte man doch einst zu Zeiten, wo er die Gunst des Königs noch mit den Grafen Sulkowsky und Hennicke theilen mußte, beim harmlosen Kartenspiel dem König ein Geldstück gegeben, dessen Gepräge die Krone von Polen darstellte, ruhend auf den Schultern von drei Männern, und versehen mit der Unterschrift: „Es sind unserer Drei, zwei Pagen und ein Lakay.“ — Und König August von Polen war über dieses satirische Geldstück so in Zorn gerathen, wie der König von Spanien über den satirischen Zettel. Aber Graf Brühl hatte den Zorn des Königs so zu wenden gewußt, daß er nicht ihn zerschmetterte, sondern nur die beiden anderen Schulterträger der Krone, nur den früheren Pagen, Grafen Sulkowsky, und den früheren Lakayen, Grafen Hennicke. Sie Beide fielen in Ungnade und wurden vom Hofe verbannt, — der frühere Page, Graf Brühl, blieb, und herrschte über Sachsen, ja über Polen selbst, als unumschränkter Herr und Gebieter.

Aber indem er herrschte, zitterte er doch, und deshalb begünstigte er das spanische Gelüste der Königin nach der strengsten Etiquette, und deshalb durfte Niemand außer dem Grafen Brühl mit der königlichen Familie an der Tafel speisen, und deshalb nahm der Graf selbst immer die Serviette von den Tellern, und reichte sie dem Königspaar; deshalb durfte Niemand sich den Herrschern nahen, der nicht von dem Premierminister, welcher zugleich Ober-Ceremonienmeister, Ober-Hofmarschall und Ober-Kammerherr war, und für alle diese Chargen wahrhaft königliche Besoldungen erhielt, vorgestellt war.

Die Etiquette und die Angst des allmächtigen Günstlings hielt das königliche Paar wie in einer Gefangenschaft, und niemals durften sie auch nur ihr Zimmer verlassen, ohne daß die beiden Kammerherren vor ihnen vorausschritten, um aus den übrigen Gemächern und Corridoren Jedermann zu entfernen, dem der Graf nicht die Erlaubniß ertheilt, da zu stehen.

Aber heute sollte die Etiquette ein wenig durchbrochen werden, heute sollte das königliche Paar von seiner Höhe heruntersteigen, um dem Hause des stolzen Günstlings einen neuen Glanz zu verleihen. Heute durfte der Graf ganz unbekümmert und sorglos sein, denn er hatte nicht zu fürchten, daß unter seinen Gästen sich ein Verräther einschleichen könnte. Er selber hatte mit seiner Gemahlin die Liste derselben entworfen, und wenn auch unter ihnen Manche sein mochten, welche den Premierminister haßten, und gern bereit waren, ihm zu schaden, so hatte doch der Minister Jedem dieser Verdächtigen einen seiner getreuesten und am höchsten besoldeten Freunde beigegeben, der den Auftrag hatte, ihn keinen Moment unbeobachtet zu lassen, und keines seiner Worte, keinen seiner Blicke zu übersehen. Zudem verstand es sich von selbst, daß der Graf und seine Gemahlin keinen Moment von der Seite des königlichen Paares weichen durften und daß Jeder, der das Königspaar sprechen wollte, ihm von dem Grafen vorgestellt werden mußte.

Der Graf konnte also heute ganz unbesorgt, ganz heiter sein, und er war es auch. Er hatte soeben die Veranstaltungen zu diesem Feste in Augenschein genommen und durfte sich mit frohem Behagen gestehen, daß dieselben seinem Hause Ehre machten. Es sollte ein Sommerfest sein, und der Graf hatte

daher sein ganzes Palais in ein Treibhaus verwandeln lassen, das dem eigentlichen Festsaal nur als Entrée diente. Dieser eigentliche Festsaal war der ungeheure Garten. Dort waren inmitten der seltensten und kostbarsten Blumengruppen ungeheure Zelte von Silberstoff errichtet, deren Seitenwände, mit goldenen Quasten in Festons emporgehoben, die langen Tafeln mit den funkelnden Aufsätzen von Silber, und dem herrlich gemalten Meißener Tafelgeschirr sehen ließen. In der Mitte aller dieser Zelte befand sich ein kleineres, das an ausgesuchter und raffinirter Pracht alle anderen überstrahlte. Das Dach dieses Zeltes ruhte auf acht goldenen Säulen, und war zusammengesetzt aus dunkelrothem Sammet, über dem sich ein leichter Silberflor, mit goldenen Sternen durchwirkt, in zierlichen, von goldenen flatternden Amoretten gehaltenen Festons ausbreitete. Die unter diesem Baldachin ausgestellte Tafel, unter der ein kostbarer türkischer Teppich lag, war mit schwerem, goldenem Geschirr und dem herrlichsten venetianischen Glase servirt, und dieser große goldene Aufsatz, welcher in der Mitte derselben stand, und den Sturz der Titanen darstellte, war ein Meisterwerk Benvenuto Cellini's, das der Graf für hunderttausend Thaler in Rom erstanden hatte. Nur sieben Couverts waren an dieser Tafel aufgestellt, denn Niemand als das Königspaar, der Churprinz mit seiner Gemahlin, der Prinz Xaver und der Graf und die Gräfin Brühl sollten an derselben speisen. Das war ein neuer Triumph, den der Premierminister sich bereitete, und durch den er, seinen Gästen gegenüber, die exclusive königliche Stellung auch für sich beanspruchte. Und Niemand konnte diesen Triumph ignoriren, denn von jedem Platz unter den übrigen Zelten hatte man eine Uebersicht des Königszeltes, das auf einer kleinen Erhöhung stand, und von welchem man wiederum die ringsumherliegenden Zelte und den ganzen Garten überschauen konnte, dessen zauberische Pracht an die Mährchen von der Rosenfee erinnern mochte. Ueberall rauschten Cascaden, stiegen herrliche Marmorgruppen empor; in Bosquets und Lauben der seltensten Staudengewächse hörte man das Zwitschern und Girren, das Flöten und Krächzen der im buntesten Farbenschmuck prangenden fremden Vögel, deren Käfig aus so feinem Silberdraht geflochten war, daß man ihn kaum gewahrte. Hinter einer hohen Baumgruppe, und von dieser ganz verdeckt, erhob sich ein hoher Bau, eine von riesenhaften Tritonen und Seepferden getragene Muschel, in welcher ein Chor von funfzig Musikern Platz fand, um die Luft mit melodischen Klängen zu durchziehen, welche aber doch niemals so laut werden sollten, um das Ohr zu belästigen, oder die leiseste Unterhaltung zu stören. Und wenn dieses ganze Ensemble des Gartens, der Zelte, der rauschenden Cascaden, der köstlichen Gewächse, der funkelnden Vögel, schon jetzt am hellen Tage einen bezaubernden Anblick gewährte, so mußte der Abend ihn doch noch steigern, und dann erst, wenn die tiefen Schatten der Nacht von tausend und aber tausend Lampen, von flatternden Ballons, von funkelnden Girandolen erleuchtet waren, dann erst stand das Fest auf seinem Höhepunkt.

Graf Brühl, wie gesagt, hatte noch einmal im Gefolge seiner Haushofmeister und seiner Haus-Officiere alle Veranstaltungen in Augenschein genommen, und war jetzt in seine Gemächer zurückgekehrt, um unter dem Beistand seiner zwölf Kammerdiener und seines Garderobemeisters seine Toilette zu machen, wie die Gräfin schon seit einigen Stunden mit ihren Frauen und ihren pariser Friseurs und Garderobiers damit beschäftigt war. Der Herr Graf legte heute ein Gallakleid an von blauem Sammet. Der Werth dieser Stickerei von Silber und echten Perlen, welche den Kragen und die Aufschläge der Aermel zierten, hätte hundert der armen hungernden und nach Brot schreienden Familien des nahrungslosen Erzgebirges glücklich gemacht, die Brillanten seiner Schuhschnallen würden genügt haben, um dem Heer, welches schon seit Monaten auf Löhnung wartete, wenigstens einen Theil seines rückständigen Soldes auszuzahlen, und die großen von Perlen eingefaßten Diamanten, welche die Knöpfe seines Rockes bildeten, waren vielleicht der Ertrag der Waisengüter, welche der Graf unter dem Vorgeben eingezogen hatte, daß er als Premierminister der natürliche Vormund aller Waisen im ganzen Königreich, und daher verpflichtet sei, ihre Güter zu verwalten.

Als die Toilette beendigt war, begab sich der Graf in sein Arbeitskabinet, um noch einen flüchtigen Blick den Regierungsgeschäften zu widmen, und wenigstens die Briefe zu lesen, welche die heutigen Posten und Couriere für ihn aus allen Gegenden der Welt gebracht, und die sein Geheimsekretair immer um diese Stunde in dem Kabinet des Grafen niederzulegen hatte. Mit hastiger Hand erbrach er die Siegel und wenn er die Briefe mit flüchtigen, zerstreuten Blicken überflogen, ließ er sie achtlos zur Erde niederfallen, um ein neues Siegel zu brechen, und auf's Neue die Klagen und Bitten, die Schmeicheleien und Liebesversicherungen seiner Briefsteller zu lesen. Aber diese alle waren sehr wenig im Stande, die Aufmerksamkeit des Premierministers zu erregen. Gegen Klagen, Vorstellungen und Bitten hatte sich sein Herz lange schon verhärten müssen, und was die Schmeicheleien und Liebesversicherungen anbetraf, so wußte er sehr wohl, daß man sich damit nur Pensionen, Stellen, Titel und Orden erschleichen wollte.

Aber es schien, als ob nicht alle von diesem her-

gebrachten und gewöhnlichen Inhalt waren, denn das gleichgültige Antlitz des Grafen nahm jetzt, während er das Schreiben, welches er eben entfaltet hatte, las, einen durchaus anderen Character an.

Dieses Schreiben war von dem sächsischen Gesandten von Flemming in Berlin, und enthielt gar seltsame und abenteuerliche Gerüchte. Der König von Preußen, hieß es darin, habe am gestrigen Tage Berlin mit allen Prinzen und seinem ganzen Generalstabe verlassen, und Niemand wisse genau, wohin er sich gewandt habe. Im Publikum aber erzähle man sich, daß der König mit seiner Armee in Eilmärschen nach Sachsen marschire.

Als Graf Brühl dies las, brach er in ein lautes, fröhliches Gelächter aus. Nun, sagte er, man muß diesem kleinen Dichterkönig Friedrich wenigstens das Verdienst zuerkennen, daß er allerliebste Märchen seinem Volke aufzubinden versteht, und jeder seiner Handlungen eine enorme Wichtigkeit zu verleihen weiß. Ohne Zweifel ist er ausgezogen, um irgend eins dieser müßigen und albernen Manoeuvres zu veranstalten, welche bekanntlich bei den Herren von Hohenzollern als einzige Hoffeste gelten, und um diesem kindischen Kriegsspiel einen romantischen Anstrich zu verleihen, macht er sein dummes, begeisterungslustiges Volk glauben, er sei ausgezogen, um wie der Ritter Don Quixote gegen Windmühlen Schlachten zu liefern. Ah, mein Herr Markgraf von Brandenburg, wir werden bald die Freude haben, Ihnen die usurpirte Krone wieder von dem Haupte zu nehmen, und der siegreiche Held wird sich wieder in einen geschlagenen und ganz zu Boden geschleuderten Ritter ohne Land verwandeln. Feiere Du nur jetzt Deine Paraden, und mache die Welt glauben, daß Deine Kinderspiele einen ernsten Sinn haben und daß Deine Scheinmanoeuvres wirkliche Kriegsangriffe sind; bald wird ein Tag kommen, wo wir Dein Kinderspiel in blutigen Ernst verwandeln, und Dir die Lorbeern von Striegau wieder abfordern werden!

Mit einem triumphirenden Lächeln warf der Graf das Schreiben des Gesandten bei Seite und griff nach einem anderen. Noch ein Schreiben von Flemming, sagte er verwundert, indem er das Papier entfaltete, der gute Graf ist sehr schreibselig geworden, wie es scheint. Oh, fuhr er fort, nachdem er es flüchtig gelesen, das sind Warnungen! Flemming behauptet, ganz bestimmt zu wissen, daß der König in Sachsen einfallen will, er stehe schon an unseren Grenzen, sagt er. Dann fügt er hinzu, der König habe Kenntniß von dem Bunde, den wir mit unseren Freunden gegen ihn eingegangen, und ihm sei bekannt, daß wir beschlossen, ihn anzugreifen. Nun, guter Flemming, es gehört nicht viel Scharfsinn dazu, zu berechnen, daß wenn der König unser Bündniß kennt, er um so mehr auf seiner Huth sein, und abwarten, und zur Vertheidigung sich rüsten wird. Denn nimmermehr könnte er doch so tollkühn sein, einen Angriff gegen unsere vereinten, ihm drei Mal überlegenen Armeen unternehmen zu wollen. Nein, nein, wir werden unsere Regimenter ruhig in Polen lassen, unser Heer von siebenzehntausend Mann genügt vollkommen! Ah, es fehlte nur, sich noch mehr dieser müßigen Schreier aufzuladen, welche immer nach Brot und Löhnung schreien, und immer hungrig sind! —

Er wollte den Brief bei Seite werfen, aber indem er ihn fortschleuderte, flatterte aus demselben ein zweites beschriebenes Blatt hervor, und fiel gerade zu des Grafen Füßen nieder.

Graf Brühl bückte sich und hob es auf. Wie, sagte er lachend, das sind ja Verse? Wird Flemming in seiner Angst vor dem preußischen König sogar zum Dichter?

Er entfaltete das Papier und las laut: „Ein Gedicht, welches mir gestern von einem Freund, dem Baron von Pöllnitz, mitgetheilt ward, und dessen Verfasser der König von Preußen ist.“ Ah, wahrhaftig, rief der Graf lachend, das ist ein Gedicht an mich. Nun, der poetische König erzeigt mir eine große Ehre, indem er mich besingt. Wir wollen einmal sehen. Vielleicht sind diese Worte würdig, heute bei Tafel vorgetragen zu werden, und uns zu einigem Ergötzen zu dienen. Prüfen wir sie also. Ode au Comte de Brühl. Mit der Ueberschrift: Il ne faut pas s'inquiéter de l'avenir! Nun, das ist ein höchst weiser, philosophischer Satz, der indessen jedenfalls nicht dem poetischen Gehirn Seiner preußischen Majestät entsprungen ist. Lesen wir jetzt einige Verse!

Und das Blatt hoch emporhaltend, las der Graf:

Esclave malheureux de la haute fortune,
D'un roi trop indolent souverain absolu,
Surchargé de travaux dont le soin t'importune,
Brühl, quitte des grandeurs l'embarras superflu,
Au sein de ton opulence
Je vois le dieu des ennuis,
Et dans ta magnificence
Le repos fuit tes nuits.

Descend de ce palais dont le superbe faîte
Domine sur la Saxe, en s'élevant aux cieux,
D'ou ton esprit craintif conjure la tempête
Que soulève à la cour un peuple d'envieux;
Vois cette grandeur fragile
Et cesse enfin d'admirer
L'éclat pompeux d'une ville
Où tout feint de t'adorer.*)

*) Wer diese Ode, welche aus zehn Versen besteht, weiter lesen will, findet sie in den Oeuvres de Frédéric le Grand. Tome X. p. 45.

Der Graf hatte anfangs mit lauter pathetiſcher Stimme, mit einem ironiſchen Lächeln, geleſen, aber allmählig war ſein Ton ernſter und leiſer geworden, und endlich zu einem leiſen Flüſtern herabgeſunken. Das Lächeln war einem finſtern Ernſt gewichen, und eine zornige Röthe leuchtete dann und wann in ſeinem Antlitz auf, während er halbleiſe das königliche Gedicht weiter las. Allmählich hob ſich ſeine Stimme

Fixe-t'-elle sur moi sa bizarre inconstance,
Mon coeur lui saura gré du bien qu'elle me fait;
Veut-elle en d'autres lieux marquer sa bienveillance,
Je lui remets ses dons sans chagrin, sans regret.
Plein d'une vertu plus forte
J'épouse la pauvretĕ,
Si pour dot elle m'apporte
L'honneur et la probité.

wieder, und mit einer Art Begeiſterung las er jetzt die beiden letzten Strophen:

Connaissez la Fortune inconstante et légère:
La perfide se plait aux plus cruels revers,
On la voit abuser le sage, le vulgaire,
Jouer insolemment tout ce faible univers;
Aujourd'hui c'est sur ma tête
Qu'elle répand ses faveurs,
Dès demain elle s'apprête
A les emporter ailleurs.

Der Graf ließ die Hand, in welcher er das Papier hielt, ſinken, und blickte gedankenvoll vor ſich hin. Ein Ausdruck ſeltener Rührung flog über ſein Antlitz, welches man, trotz ſeiner funfzig Jahre, doch immer noch ſchön nennen konnte, und mit leiſer, zitternder Stimme wiederholte er:

J'épouse la pauvreté,
Si pour dot elle m'apporte
L'honneur et la probité.

Die Sonne, welche durch die hohen Fenster schien, traf gerade auf seine Gestalt, und machte die vielen Brillanten seines Gewandes funkeln, daß sie wie große Sterne auf dem lichtblauen Grunde leuchteten, und ihn in Glanz und Pracht gleichsam einhüllten. Der große Brillantring an seiner Hand, die das Papier hielt, und welcher ein Geschenk der Kaiserin Elisabeth von Rußland war, flammte in tausend Strahlenlichtern, deren buntes Farbenspiel auf dem Papier umhertanzte.

Der Graf wiederholte gedankenvoll zum dritten Mal: j'épouse la pauvreté, — da ward die Thür, welche in die Gemächer seiner Gemahlin führte, geöffnet, und die Gräfin, im vollen Glanz einer königlichen Toilette, strahlend von Brillanten, trat herein. Ihre lange Schleppe von weißem, mit Gold gesticktem Sammet rauschte hinter ihr her, das Brillantdiadem, welches ihre Stirn begrenzte, funkelte wie eine Sternenkrone.

Der Graf war zusammengeschreckt bei ihrem Eintreten. Jetzt brach er in ein lautes, spöttisches Lachen aus. Vraiment, Comtesse, rief er lachend, Sie konnten keinen besseren Moment finden, um mich zu überraschen. Denken Sie nur, ich war in eine empfindsame Schwärmerei verfallen, und wunderliche Träume fuhren durch meinen Kopf, wie eine wilde Jagd dahin. Sie haben sich wiederum als meinen Schutzgeist bewährt, Antonia, indem Sie die bösen Geister verjagten.

Er nahm die Hand seiner Gemahlin, und drückte einen innigen Kuß auf dieselbe. Dann schaute er sie an, und seine Züge nahmen einen strahlenden Ausdruck an. Mein Gott, rief er gleichsam verwundert, wie schön Sie wieder sind, Antonia. Man sollte meinen, Sie tauchten sich alle Morgen in den geheimnißvollen Fluß, welcher die ewige Jugend verleiht, und verjüngten darin immer wieder Ihre Schönheit, die alle Tage einen neuen Strahlenglanz erhält.

Die Gräfin lachte. Nun, sagte sie, man weiß ja, daß der Graf Brühl der Meister schöner Worte ist, und daß Niemand so köstlich zu schmeicheln versteht, als er.

Aber man bezahlt mich nicht immer mit gleicher Münze, Antonia, sagte der Graf verdüstert. Sehen Sie nur dieses Gedicht, welches der König von Preußen auf mich gemacht hat. Das ist wahrhaftig keine Schmeichelei.

Die Gräfin nahm das dargereichte Papier und las es. Nicht eine Muskel ihres stolzen Antlitzes zuckte, während sie las, nicht die kleinste Wolke zeigte sich auf ihrer klaren, strengen Stirn.

Und finden Sie, daß das ein schönes Gedicht ist? fragte sie dann vollkommen gleichgültig.

Nun, es hat ein gewisses Feuer, welches, ich gestehe es, mein eigenes Herz ein wenig glühen machte.

Ich finde es nur geschwätzig und langweilig, sagte sie streng. Das Einzige, was mir daran gefällt, ist die Ueberschrift: Il ne faut pas s'inquiéter de l'avenir. Der kleine König von Preußen hat sehr nöthig, das zu seinem Wahlspruch zu machen; wenn er es nicht thäte, würde es jetzt schon für alle Zeiten um seine Ruhe geschehen sein, denn wie mir scheint, wird seine Zukunft eine sehr demüthigende sein.

Der Graf lachte. Ach, wie Recht Sie haben, sagte er, und welche köstliche Antwort das ist auf dieses schwatzhafte Gedicht! Reden wir nicht mehr davon, es ist nicht werth beachtet zu werden.

Er zerriß das Papier in kleine Stücke, die er mit einer anmuthigen Kniebeugung zu der Gräfin Füßen niederlegte. Ein kleines Opfer, sagte er, welches ich meiner Göttin darbringe. Setzen Sie Ihren Fuß darauf, und zertreten Sie die Worte eines Königs mit Ihrem Feentritt. Ah, was kümmert uns der König von Preußen! Wir haben für ihn nur noch das Interesse, welches die Schlange an dem kleinen Zaunkönig hat, den sie verschlingen will. Zertreten Sie das Poem des kleinen Zaunkönigs, meine Feenkönigin.

Die Gräfin setzte lachend ihren Fuß auf das Papier. Aber jetzt, Graf, sagte sie dann, wollen wir noch einen Moment von ernsten Dingen sprechen. Ich habe Briefe von unserem Sohn aus London erhalten. Der arme Henry ist sehr in Noth und Verzweiflung, und hat mich angefleht, die Vermittlerin zwischen ihm und seinem Vater zu machen. Sie waren immer sehr streng gegen ihn, mon ami, und daher fürchtet er jetzt, wo er eine kleine Unbesonnenheit begangen hat, Ihren Zorn.

Nun, was hat er denn begangen? fragte der Graf. Ich hoffe nicht, daß er sich in Händel eingelassen, vielleicht gar duellirt hat. Das könnte mich in der That böse machen, denn er weiß wohl, daß ich die Raufereien nicht liebe.

Es ist nichts dergleichen, mein Gemahl! Seine Unbesonnenheit ist ganz anderer Art. Mit einem Wort, es fehlt ihm an Geld.

An Geld? fragte der Graf erstaunt. Wenn ich mich recht entsinne, habe ich ihm vor kaum einem Monat die Summe von sechsmalhunderttausend Thalern gesandt. Das macht mit dem, was er vor drei Monaten von hier mitnahm, eine anständige Summe, denn es beträgt mehr als eine Million Thaler.

Aber was wollen Sie, es ist in England sehr theuer, mein Gemahl, sagte die Gräfin nachlässig, und um unter diesen reichen Lords sich hervorzuthun und ihnen zu imponiren, bedarf es wirklich eines außergewöhnlichen Aufwandes. Es scheint, unser

Carl Joseph hat sich da in eine Lady verliebt, deren Schönheit ganz London anbetete, und die, gleich der Helena, alle Männerherzen verzauberte. Aber die Schöne scheint sehr kalten Herzens zu sein, und Niemand erhören zu wollen. Die Schmeicheleien, welche man ihr macht, verlacht sie, und die Geschenke weist sie kalt zurück. Sie schien eine uneinnehmbare Festung, aber unser Sohn hat sie, Dank einer Kriegslist, doch besiegt.

Ich bin wirklich neugierig, wie er das angefangen, sagte der Graf lächelnd.

Er spielte eine Partie Ecarté mit ihr. Sie spielten um Banknoten im Betrag von zehn Pfund, und Anfangs gewann Joseph, zum Aerger der stolzen Lady, die niemals unterliegen wollte, nicht einmal im Kartenspiel. Joseph bemerkte das, und wußte das Glück zu corrigiren. Er ließ die Lady gewinnen, und zwar so lange, bis sie ihm achtzigtausend Pfund Sterling abgewonnen hatte.*)

Achtzigtausend Pfund Sterling, rief der Graf. Aber das ist ja eine halbe Million Thaler.

Wollen Sie etwa sagen, daß das zu viel Geld sei, um dafür die Gunst einer schönen Dame zu erkaufen? fragte die Gräfin erzürnt.

Nicht doch, es ist nicht zu viel, aber — es ist jedenfalls genug. Man könnte sich dafür eine ganze Armee kaufen. Ich hoffe wenigstens, daß er nicht umsonst verlor. Die Festung, die er belagerte, ergab sich ihm?

Sie ergab sich ihm, und ganz London spricht jetzt mit Begeisterung von dem genialen und freigebigen Sohn des deutschen Grafen Brühl. Ich hoffe, mein Gemahl, Sie werden dafür sorgen, daß Joseph sofort neue Geldsendungen erhält, damit er dem Range seines Vaters Ehre machen kann.

Ich werde die General-Steuerkasse einmal wieder leeren müssen, sagte der Graf achselzuckend. Aber wissen Sie wohl, Gräfin, daß es übel wäre, wenn der König von dieser Geschichte etwas erführe? Sie wissen, der König hält auf Sparsamkeit, und er ist zu meinem Glücke überzeugt, daß ich selbst ein sparsamer Mann bin. Unsere Feinde, welche nicht mehr wagen, uns selber anzuschwärzen, werden mindestens versuchen, unseren Sohn beim König zu verlästern, sie werden ihm die Geschichte von den achtzigtausend Pfund Sterling erzählen.

Kommen wir dem also zuvor, sagte die Gräfin. Erzählen wir selbst die Geschichte, aber versichern wir den Majestäten dabei, daß das eine sehr alberne Erfindung unserer Feinde sei, und unser Sohn von Ihnen immer nur gescholten werde, weil er durchaus nicht im Aufwand lebe, wie es dem Sohn eines Mannes gebühre, der die Ehre habe, der Premierminister des Königs von Sachsen zu sein.

O, Sie sind ein vortreffliches Weib, Antonia, rief ihr Gemahl. Ihr Rath ist weise, und wir wollen ihn befolgen.

In diesem Augenblick ließ sich ein leises Kratzen an der Thür vernehmen, und auf des Grafen gebieterisches Herein, trat sein Geheim-Secretair mit einem versiegelten Brief ein.

Ein Courier aus Torgau bringt so eben dieses Schreiben des Commandanten von Torgau, sagte er.

Der Graf runzelte unwillig die Stirn. Wie, Geschäfte, und immer nur Geschäfte? sagte er. Ich begreife nicht, daß Sie es wagen, sogar diesen Festtag meiner Gemahlin mir damit zu trüben!

Verzeihung, Excellenz, stammelte der Secretair, aber der Courier brachte mit diesem Schreiben zugleich so seltsame und unerhörte Nachrichten mit, daß ich glaubte, sie Eurer Excellenz mittheilen zu müssen, denn —

Eine schmettrende Fanfare von Trompeten, das laute Donnern von Kanonen unterbrach ihn.

Der König und die Königin steigen soeben in den Wagen, um hierher zu kommen, rief der Graf. Heute nichts mehr von Geschäften, mein Freund. Versparen wir das auf morgen! Kommen Sie, Antonia, lassen Sie uns den Majestäten entgegengehen.

Er nahm die Hand seiner Gemahlin, und winkte seinem Secretair, die Thüren zum Vorsaal zu öffnen.

*) Leben und Character des Grafen von Brühl. Th. II. S. 38.

XXVII.

Das gestörte Fest.

Wie der Graf und seine Gemahlin in den Vorsaal eintraten, hätte man meinen sollen, sie Beide seien das Königspaar, welches eben im Begriff sei, die Huldigungen des Hofes zu empfangen. Denn Alles, was in Dresden durch Rang und Stellung berechtigt war, an den Hoffesten Theil zu nehmen, war in diesem Vorsaal des Grafen Brühl vereinigt. Da sah man die goldgestickten Uniformen der Generäle und Gesandten, da glänzten hohe Ordenszeichen auf jeder Brust, da waren die schönsten und stolzesten Damen der Aristokratie, die glänzendsten Namen des sächsischen Adels, da waren Fürsten und Grafen, Barone und Staroſten, und Alles neigte sich sehr tief und andächtig vor dem allmächtigen Premierminister und seiner Gemahlin, andächtiger vielleicht, wie man es vor dem Könige selber that. Und jetzt, auf einen Wink des Oberhofmeisters des Grafen, traten aus dem zweiten Saal die Pagen der Gräfin in ihren weißen silbergestickten Gewändern herzu, um hinter der Gräfin sich aufstellend, die Schleppe ihres Kleides zu tragen. Zu ihren beiden Seiten schritten die Haus-Offiziere der Gräfin, hinter ihnen her folgte die ganze Reihe der vornehmen Gäste im feierlichen, schweigenden Zug. So ging man durch den dritten Vorsaal, wo das Heer der Livréediener des Grafen, zweihundert an der Zahl, in militairischen Reihen aufgestellt war, und weiter dann hinaus bis zum großen Hausflur, der heute in einen Tempel der Flora umgewandelt war.

Eben hielt die königliche Equipage vor dem Eingangsthor an. Das gräfliche Paar trat unter die Thür, die königlichen Gäste zu empfangen. Die auf der äußern, nach der Elbe hin belegenen Terrasse aufgestellten Kanonen verkündeten mit lautem Gedonner den Bewohnern Dresdens die Ankunft des königlichen Paares beim Grafen Brühl, wie sie vorher die Abfahrt vom königlichen Schloß gemeldet hatten. Vom Garten herüber ertönten die Fanfaren und Trompeten.

Der König trat mit einem lächelnden Gruß in die Mitte dieses blumengeschmückten Raumes, in welchem ringsumher die glänzende Gesellschaft sich aufgestellt hatte, und sich fast auf die Kniee senkte in ehrfurchtsvoller Erwiderung des königlichen Grußes.

Die Königin, strahlend von Brillanten, und ihr stolzes Antlitz gleichfalls zu einem freundlichen Lächeln mildernd, stellte sich an seine Seite, und wie beide Majestäten jetzt hier und dort an die Versammelten einige freundliche, gnädige Worte richteten, schien es, als ob die Sonne jetzt erst über allen diesen stolzen, vornehmen, reichen und mächtigen Menschenkindern aufgegangen sei. Auf jedem Antlitz stand ein Widerschein dieser strahlenden Königssonne, und höher noch als die Brillanten ihrer Kleider glänzten die Augen der Hochbeglückten, welche ein Strahl der königlichen Gunst getroffen.

Die Erdengötter waren von ihrem Olympos herniedergestiegen, um den entzückten Sterblichen die befeuernde Gunst ihrer Gegenwart zu gewähren, und es sich wohl sein zu lassen im Kreise der Menschen!

Und freilich durfte es selbst einem König wohl sein in diesem reizenden Garten, unter diesem zugleich so prachtvollen und so zierlichen Zelte, das die Gegenwart der Majestäten jetzt für die Höflinge in einen Tempel umgewandelt hatte. Die Luft war so weich und mild, und trug so balsamische Düfte von allen Blüthen her, die Cascaden murmelten so lieblich, und begleiteten mit ihrem sanften Geflüster die rauschenden Klänge der Musik, die hoch oben in der Luft gleich Engelsfittigen zu schweben schien. Wenn das Königspaar im Kreise umher blickte, begegnete es überall nur schönen, stolzen, glücklichen und befriedigten Gesichtern, und von diesen ersten und höchsten Vertretern seines Volkes auf sein ganzes Volk zurückschließend, mochte der König wohl dem süßen Wahn sich hingeben, sein ganzes Volk sei ebenso glücklich, ebenso zufrieden, wie die Elite desselben, welche ihn hier umgab.

Froh dieses Gedankens und ganz befriedigt von den Anordnungen dieses Festes, überließ daher der König sich einem Genusse, der, wenn es vielleicht auch ein wenig seine Gottähnlichkeit trübte, doch sein großes menschliches Behagen hatte. Der König überließ sich dem Genuß des Essens. Er verzehrte mit einer Art von gutmüthigem Erstaunen diese seltenen und auserlesenen Gerichte, deren viele selbst seinem verwöhnten und gelehrten Gaumen, als ein pikantes und nicht zu enträthselndes Geheimniß erschienen, und welche nicht blos aus London und Paris, sondern sogar aus anderen Welttheilen für diesen Tag

waren verschrieben worden. Er trank mit sinnender Freude die goldenen und purpurnen Weine, deren Vaterland er nicht kannte, und deren wundervolle Blume ihm noch schöner duftete, als die kostbarsten Blumen des Gartens. In seiner harmlosen Gutmüthigkeit ergötzte es ihn sogar, nach den Namen der Weine zu fragen und von dem Grafen sich die Herkunft derselben erzählen zu lassen. Der Graf that das mit jener ehrfurchtsvollen Bescheidenheit, welche er dem König gegenüber immer zu beobachten pflegte, und die doch dabei ganz fern von aller Scheu und allem kriechenden Wesen war.

Er ergötzte den König durch die Aufzählung der Schwierigkeiten, welche es zum Beispiel gemacht, diesen Wein vom Cap der guten Hoffnung zu bekommen, welcher zwei Mal die Linie passiren muß, um seine höchste Vollkommenheit zu erreichen. Er erzählte ihm, daß er, seit zwei Jahren auf den beseligenden, heutigen Tag hoffend, seit dieser Zeit ein Schiff auf der See habe, welches diesen Wein zu seiner Reife habe bringen müssen. Dann wieder machte er ihn aufmerksam auf die seltsam geformten Hummersorten, welche nur in den Seen China's zu finden seien, und von diesem Anknüpfungspunkt ausgehend, erzählte er ihm von den wunderlichen und komischen Sitten und Gebräuchen der Chinesen, und machte die stolze Königin selbst lachen durch seine humoristischen und pikanten Schilderungen.

Graf Brühl.

Mitten in diesem Gespräche ward indeß der Graf auf eine seltsame und ungewöhnliche Weise unterbrochen. Sein Geheim-Secretair, der Legationsrath Willmar näherte sich plötzlich der königlichen Tafel, und ohne nur den König ehrfurchtsvoll zu begrüßen, reichte er dem Grafen ein versiegeltes Schreiben dar.

Das war ein so unerhörter, unbegreiflicher Fehler gegen die Etiquette, daß der Graf in seinem Entsetzen nicht einmal Worte der Entschuldigung für den König wußte, sondern nur einen wüthenden, zerschmetternden Blick auf den Legationsrath schleuderte. Aber wie er jetzt dieses blasse, entsetzte Gesicht des armen Willmar gewahrte, erfaßte ihn selbst ein unwillkührliches Beben und er senkte seine Augen auf das Schreiben nieder, das er in seiner Hand hielt, und das ohne Zweifel den Schlüssel zu diesem Räthsel enthalten mußte.

Vom Commandanten von Leipzig, flüsterte der Geheim-Secretair. Ich beschwöre Eure Excellenz, zu lesen!

Aber bevor der Graf noch Zeit hatte, sich zu entscheiden, trat ein neues noch ungewöhnlicheres Ereigniß ein. Der preußische Gesandte, welcher die Einladung des Grafen Brühl zu dem heutigen Feste, unter dem Vorgeben, krank zu sein, abgelehnt hatte, erschien plötzlich, begleitet von seinen vier Legations-Secretairen, in dem Garten, und näherte sich dem königlichen Zelt. Sein Antlitz trug indeß durchaus nicht das Gepräge des Leidens und Krankseins, vielmehr war es strahlend und leuchtend, und ein Ausdruck stolzer Befriedigung sprach aus seinen Zügen.

Während er so den Weg zu dem königlichen Zelt dahinschritt, verstummte plötzlich das fröhliche Geplauder an allen Tafeln, schwieg das Klappern der Teller, das Klirren der Gläser; jeder Mund verstummte, und Aller Blicke richteten sich staunend auf den kühnen Eindringling, der es wagte, das sonnenhelle Fest mit seiner dunklen Erscheinung zu trüben. Das Plätschern der Wasserfälle, welches vorher so melodisch gewesen, machte jetzt fast einen grausigen, unangenehmen Eindruck, es klang wie das unheimliche Geflüster Unglück verkündender Geister, die Musik, welche mit ihren Jubeltönen die Luft erfüllte, hatte jetzt etwas Verletzendes, Ohrenzerreißendes. Jedermann war sich bewußt, daß sich da etwas Unerhörtes, Gewaltiges ereigne, daß hinter diesem Gesandten des preußischen Königs die Weltgeschichte dahinschreite zu dem König von Sachsen, um die Worte, welche jetzt gewechselt werden sollten, aufzuzeichnen in ihren unvertilgbaren Büchern.

Der Graf von Brühl erhob sich jetzt und dem preußischen Gesandten einige Schritte entgegengehend, begrüßte er ihn mit einigen kalten, ceremoniellen Worten. Aber Graf Maltzahn erwiderte sie nur mit einer stummen Verbeugung, dann sagte er, laut

genug um von den Majestäten selber vernommen zu werden: Herr Graf, ich ersuche Eure Excellenz, mir kraft meiner Eigenschaft als Gesandter Sr. Majestät des Königs von Preußen, sofort eine Audienz bei Sr. Majestät dem König von Sachsen zu erbitten. Ich habe eine wichtige und unaufschiebbare Depesche meines Königs zu verlesen, und muß bitten, daß Se. Majestät der König und Churfürst mir sogleich Gehör schenke.

Graf Brühl, gleichsam von Entsetzen und Schrecken gelähmt, starrte ihn an, und fand nicht sogleich die Kraft zu einer Erwiderung. König August aber erhob sich einen Moment von seinem Sitz, und den beiden Herren mit seiner Hand winkend, sagte er: Graf Brühl, ich bitte Sie, mir den Abgesandten meines königlichen Bruders von Preußen hierher zu führen. Ich bin bereit, ihm diese, auf so ungewöhnliche Weise geforderte Audienz, welche daher auch einen ungewöhnlichen Zweck haben muß, zu bewilligen.

Sofort traten die beiden Grafen unter das königliche Zelt. Ich weiß nicht, sagte Graf Maltzahn feierlich, ob Eure Majestät befehlen wollen, daß diese glänzende Gesellschaft Zeuge dessen sein soll, was ich zu sagen habe. Ich erhielt von meinem königlichen Herrn den Befehl, Eure Majestät um eine Privat-Audienz zu ersuchen.

Schließen Sie die Vorhänge, befahl der König. — Graf Brühl drückte mit zitternder Hand an der, in einer der vergoldeten Säulen angebrachten Feder und sofort rauschten die sammetnen Vorhänge, in deren Mitte sich ein goldenes Gitterwerk befand, um Luft und Licht einzulassen, herunter. Die in dem Königszelt Versammelten waren jetzt von der übrigen Gesellschaft wie durch eine Mauer abgetrennt.

Jetzt, mein Herr Graf, sagte der König, indem er sich wieder neben der stolzen und schweigenden Königin niederließ, jetzt reden Sie!

Graf Maltzahn verneigte sich tief, dann zog er ein Papier aus der Brusttasche hervor und begann mit lauter und feierlicher Stimme zu lesen.

Es war ein Manifest des Königs von Preußen, welches an alle europäischen Höfe gerichtet war, und welches Friedrich selbst abgefaßt hatte. In demselben verwahrte der König sich feierlich gegen die Beschuldigung, eroberungssüchtige Wünsche und willkürliche Kriegsgelüste zu haben, erklärte sich vielmehr nothgedrungen und wider seinen Willen veranlaßt, den Krieg, den Oesterreich durch seine großartigen Kriegsrüstungen an seinen Grenzen und durch sein beleidigendes Betragen gegen Preußen offenbar provocire, anzufangen, und fügte hinzu, daß dies seinerseits nicht ein Angriffs-, sondern nur ein Vertheidigungskrieg sei, da er aus den genauesten und unzweifelhaftesten Quellen das Bündniß der deutschen und ausländischen Mächte wider ihn erfahren habe, und durch seinen vertheidigenden Angriff ihrem provocirenden Angriff nur zuvorkomme!

Eine Pause trat ein, nachdem der Graf dieses Manifest verlesen hatte. Das gutmüthige, wohlbehäbige Gesicht des Königs hatte einen unbehaglichen, mißmuthigen Ausdruck angenommen, das blasse Antlitz der Königin war, wie immer, gleichgültig, kalt und stolz. Sie schien die Vorlesung des Gesandten kaum beachtet zu haben, und indem sie sich jetzt an die neben ihr sitzende Churprinzessin wandte, richtete sie an dieselbe eine durchaus gleichgültige Frage, welche diese indeß nur mit leiser, kaum hörbarer Stimme erwiderte. Die Gräfin Brühl hatte indeß ihre Augen niedergesenkt, vielleicht um ihren treulosen Geliebten, den Grafen Maltzahn, dessen listige politische Liebesintrigue sie in diesem Moment vollkommen durchschauete, ihre Verwirrung und ihren Schmerz nicht sehen zu lassen. Die beiden Churprinzen standen ernst, und die Schwere dieser Stunde vollkommen begreifend, hinter dem König, und ihnen zur Seite befand sich der Graf Brühl, dessen schönes, vorher so strahlendes Antlitz jetzt von einer tödtlichen Blässe bedeckt war. Dieser ganzen, in sich geschlossenen, tiefbewegten Gruppe gegenüber stand der preußische Gesandte, dessen stolze, ruhige Erscheinung einen wunderbaren Contrast zu der anderen Gruppe bildete. Sein ruhiger klarer Blick heftete sich beobachtend auf jedes dieser Gesichter, und schien auf dem Grunde ihrer Seelen ihre Gedanken lesen zu wollen. Seine hohe imposante Gestalt war stolz aufgerichtet, und ein Ausdruck edelster Befriedigung sprach aus seinem schönen und ausdrucksvollen Angesicht.

Nachdem er eine Zeit lang geschwiegen, und vergeblich eine Erwiderung erwartet hatte, legte er mit einer tiefen Verbeugung das Manifest vor dem König auf die Tafel nieder.

Ich habe nun meinerseits nur noch einige Worte hinzuzufügen, sagte er dann. Ich bitte Eure Majestät mir dazu die Erlaubniß zu gewähren.

Sprechen Sie, sagte der König lakonisch.

Se. Majestät, mein königlicher Herr, fuhr Graf Maltzahn mit erhöheter Stimme fort, Se. Majestät hat mir aufgetragen, seinerseits Eurer Majestät die beruhigendsten Versicherungen zu geben, und Sie zu vergewissern, daß sein Einmarsch in Sachsen durchaus nicht in feindlicher Absicht geschehen, sondern daß er nur dasselbe in der Nothwendigkeit seines Durchzuges nach Böhmen passire.

Jetzt verlor das Antlitz des Königs seinen behäbigen, gutmüthigen Ausdruck, und selbst die Königin bewahrte nicht ganz ihre stolze, gleichgültige Haltung.

Wie, rief der König, der König von Preußen

will uns die Ehre eines Durchzuges durch unsere Lande ohne vorherige Anfrage gewähren? Er will nach Sachsen kommen?

Sire, sagte Graf Maltzahn mit einem feinen Lächeln, Se. Majestät ist schon gekommen! Seine Armee hat in drei verschiedenen Colonnen die Grenzen Sachsens seit gestern überschritten.

Der König stieß einen leisen Schrei aus, und erhob sich unwillkürlich von seinem Sitz. Das Antlitz der Königin ward todtenbleich und ihre Lippen zitterten, aber sie schwieg und warf einen Blick des tödtlichen Hasses auf den Abgeordneten ihres Feindes hinüber. Graf Brühl lehnte mit dem Ausdruck tiefster Unentschlossenheit und zitternden Schreckens hinter dem Fauteuil des Königs, der sich jetzt nach ihm umwandte, und mit einem schweigenden Wink ihn an seine Seite rief.

Ich frage meinen Premierminister, ob er weiß, wie weit der König von Preußen in meinen Landen vorgedrungen ist? fragte der König.

Sire, ich weiß nichts von diesem unerhörten Ereigniß, sagte der Graf. Der König scheint uns überraschen zu wollen, in einer Weise, wie nur der geschickteste Escamoteur es je vermochte. Oder ist das Ganze etwa auch nur einer von den Aprilscherzen, die der König von Preußen, wie man sich erzählt, zuweilen auszuüben liebt?

Eure Excellenz müssen am besten wissen, erwiderte Graf Maltzahn ernst, ob Sie das Einnehmen von Städten und Festungen für einen Scherz zu halten belieben wollen! Wenn ich recht berichtet bin, haben Eure Excellenz heute schon zwei Couriere empfangen, welche Sie über die Marschroute meines königlichen Herrn aufklären.

Wie, Herr Graf Brühl, rief der König erstaunt, Sie wußten von diesem abenteuerlichen Durchmarsch, und sagten mir nichts? Sie empfingen Couriere mit darauf bezüglichen Depeschen?

Sire, es ist wahr, ich empfing zwei Couriere, sagte der Graf verwirrt. Die Depeschen des Einen wurden mir übergeben in dem Moment, als die Königlichen Majestäten die Gnade hatten, mein Haus zu betreten, die Andere empfing ich eben, als der Herr Gesandte hier eintrat. Ich habe daher beide Depeschen nicht gelesen.

Wenn Eure Excellenz es mir gestatten wollen, sagte Graf Maltzahn lächelnd, so werde ich die Ehre haben können, Ihnen den Inhalt derselben mitzutheilen, denn da ich weiß, woher die Couriere kommen, kann ich den Inhalt der Depeschen errathen.

Dann bitte ich, mir denselben mitzutheilen, befahl der König ernst.

Nun denn, Sire, die erste dieser Depeschen kam aus Torgau, und brachte die Nachricht, daß Se. Majestät der König von Preußen mit seiner Heeresabtheilung diese Festung, so wie auch die Festung Wittenberg, ohne irgend einen Widerstand zu finden, eingenommen habe.

Ein leises Gemurmel des Erstaunens ließ sich vernehmen. Der König war mit einem leisen Aechzen in seinen Fauteuil zurückgesunken, die Königin war noch bleicher geworden als zuvor. Graf Brühl hielt sich mit krampfhaft geschlossener Hand an der Lehne des königlichen Sessels fest, und seine übermüthige, stolze Haltung war jetzt einer muthlosen Zerknirschung gewichen.

Weiter! sagte der König mit dumpfem Ton.

Die zweite Depesche, Sire, fuhr Graf Maltzahn lächelnd fort, die zweite Depesche brachte dem Herrn Premierminister die Nachricht, daß der König von Preußen, mein gnädiger und *siegreicher* Herr, mit seinem Heer weiter vorgedrungen, und auch Leipzig, ohne Widerstand zu finden, eingenommen habe.

Wie? rief der König. Er ist schon in Leipzig?

Sire, ich glaube, er *war* dort, sagte Graf Maltzahn lächelnd. Denn es scheint, als ob die Preußen unter Anführung ihres Königs von dem Winde die Schnelligkeit und den beflügelten Lauf geliehen hätten. Der König war in Leipzig, als der Courier abging, jetzt wird er sich schon auf dem Wege nach Dresden befinden. Aber, indem der König hofft, hier bald einzutreffen, beauftragt er mich, Eurer Majestät die Versicherung zu wiederholen, daß er nur einen Durchmarsch durch Sachsen beabsichtige, und Eure Majestät nur ersuchen will, in diesem Kriege meines Königs mit Oesterreich die vollkommenste Neutralität beobachten zu wollen.

Ah, Neutralität, rief der König unwillig, Neutralität, wenn man ohne Entschuldigung und ohne Anfrage in mein Land einbricht, und also auf eine unerhörte Weise den Reichsfrieden zu brechen wagt! — Haben Sie mir sonst noch eine Botschaft zu sagen, Herr Graf?

Nein, Sire, ich bin zu Ende, und erlaube mir nur noch die unterthänige Frage, ob ich meinem König irgend eine Antwort Eurer Majestät auf sein Ersuchen mitzutheilen habe?

So sagen Sie dem König, Ihrem Herrn, daß ich meine Stimme erheben will, um im deutschen Reiche Klage zu führen gegen einen solchen willkürlichen und ganz unerhörten Bruch des Reichsfriedens, daß ich meine Klage wider den König von Preußen vor den Thron des deutschen Kaisers bringen, und fragen werde, mit welchem Recht der König von Preußen es wagen darf, mit seinem Heer in mein Land einzudringen, und meine Städte zu besetzen! Gehen Sie, mein Herr, ich habe Sr. Majestät keine Antwort weiter zu ertheilen.

Der Graf Maltzahn verneigte sich tief vor dem König und seiner Gemahlin und verließ dann schweigend das Königszelt.

Als er gegangen war, wandten Aller Blicke sich auf den Premierminister; von ihm, welcher gewissermaßen die Seele des sächsischen Königreichs war, von ihm erwartete man jetzt allein auch Hülfe und Rath. Man war es so gewohnt, ihn in allen Dingen entscheiden und handeln zu sehen, daß man jetzt die Entscheidung auch nur von seinen Lippen erwartete.

Aber der allmächtige Günstling, welcher sonst bei allen Intriguen immer Rath gewußt, war jetzt den allmächtigeren Thatsachen gegenüber vollkommen rathlos und entmuthigt. Zudem wußte er, besser wie der König und die Churprinzen, wie ganz unmöglich es sei, diesem plötzlichen Ueberfall des Königs von Preußen Widerstand entgegenzustellen. Man hatte auf dem Papiere alle Vorbereitungen zu diesem Kriege getroffen, aber in Wirklichkeit fehlte noch sehr viel zu der Ausführung dieses Vorhabens. Es fehlte vor allen Dingen an einem streitkräftigen Heer! Wozu hätte man auch die Armee jetzt schon auf den Kriegsfuß setzen sollen, da man erst im nächsten Frühling den Krieg mit den Verbündeten gegen Preußen beginnen wollte? Der Herr Premierminister hatte also nicht allein die in Polen befindlichen Regimenter nicht zurückgerufen, sondern, da seine Kassen leer waren, und sein Luxus sehr viel Geld erforderte, hatte er vor einigen Monaten erst die Kriegerzahl im Lande vermindert.*) — Der Graf Brühl wußte daher, wie gesagt, am besten, wie wenig Sachsen geeignet sei, dem Angriffe des Königs von Preußen kräftigen Widerstand entgegenzusetzen, und die friedlichen Versicherungen des preußischen Gesandten hatten für ihn nichts Beruhigendes gehabt.

Nun? fragte der König endlich nach einer langen Pause. Nun, Graf, wie werden wir diesen seltsamen Neutralitätsantrag Friedrichs des Zweiten erwidern?

Aber ehe noch der Graf Zeit hatte zu einer Erwiderung, rief die Königin: Mit einer Kriegserklärung, mein Gemahl! Das allein ist Ihrer Ehre gemäß! Wir sind beleidigt und es geziemt Ihnen also, Ihrem übermüthigen Gegner den Handschuh hinzuwerfen. Während er ihn aufhebt, werden unsere Verbündeten schon an unserer Seite sein, und mit uns die Beleidigung rächen.

Der König nickte lebhaft. Wir wollen diese Berathung in meinen Zimmern fortsetzen, sagte er dann aufstehend. Dieser Ort ist nicht geeignet dazu. Unser schönes Fest ist uns auf eine sehr brutale Art gestört worden. Lassen Sie uns aufbrechen, meine Gemahlin. Und Sie, Herr Graf, berufen Sie sämmtliche Minister; in einer Stunde will ich Sie Alle auf dem Schlosse empfangen!

Diese Stunde gehört mir, dachte die Königin, indem sie sich erhob, in dieser Stunde werde ich das sanfte Herz meines Gemahls zu einem tapfern und kriegerischen Entschluß aufzustacheln suchen, und er wird meinen Bitten und meinem Zürnen sich wohl fügen müssen.

Sie nahm mit einem ungewöhnlich heiteren Lächeln den Arm ihres Gemahls, und trat mit dem König und gefolgt von den Prinzen und dem gräflichen Paar aus dem Zelt. Mit schweigenden und raschen Grüßen gingen die Majestäten an diesen festlichen Tafeln vorüber, an denen die Gäste sich erhoben hatten, um das Königspaar zu begrüßen. Mit verstohlenen Blicken suchten die Höflinge in den Mienen des königlichen Paares die Auflösung des Räthsels zu lesen, welches die glänzende Gesellschaft seit dem Erscheinen des preußischen Gesandten schon beschäftigte, und über welches man sich flüsternd und angstvoll seine Bemerkungen mitgetheilt hatte.

Aber die Gesichter des Königs und der Königin hatten schon ihre gewohnte Gleichgültigkeit wieder angenommen. Der König lächelte zwar nicht, wie er sonst zu thun pflegte, aber sein gutmüthiges Antlitz verrieth durchaus keine Sorge und Angst. Die Königin hatte ihre gewohnte kalte Haltung, und nichts schien vorgefallen, was ihr hochgehobenes, stolzes Haupt zu beugen vermochte.

Nachdem die königlichen Gäste in ihren vergoldeten Caroſſen sich entfernt hatten, kehrte der Graf zu der übrigen Gesellschaft zurück. Auch er hatte jetzt seine gewohnte Heiterkeit schon wieder gefunden. Mit unbefangener Freundlichkeit wandte er sich hier und dort an seine Gäste, und indem er sie mit den schmeichelhaftesten Worten ersuchte, das Fest seiner Gemahlin noch länger mit ihrer Gegenwart zu schmücken, bat er zugleich um Erlaubniß, sich selber entfernen zu dürfen. Dann winkte er hier und dort den Ministern, an welchen er vorüber kam, und flüsterte ihnen einige Worte zu, auch mit den russischen, österreichischen und französischen Gesandten sprach er heimlich und leise einige Worte. Dann sah man diese gleich den Ministern sich entfernen, und auch der Graf Brühl verschwand.

Das Fest aber ging ruhig weiter, die Musik begann wieder ihre heiteren, melodischen Weisen, die Cascaden rauschten weiter, die bunten Vögel sangen und krächzten, die Blumen dufteten und glänzten noch ebenso schön, die Brillanten an den Prachtgewändern der Herren und Damen blitzten noch ebenso feurig. Nur ihre Augen waren minder strahlend und hell, und von ihren Lippen war das heitere Lächeln verschwunden. Sie ahnten Alle das Unheil, welches über ihrem Haupte schwebte.

*) v. Archenholz. Gesch. d. siebenjähr. Krieges. Th. I. S. 7.

XXVIII.

Das Archiv in Dresden.

raf Maltzahn hatte richtig prophezeiht, der König von Preußen war wirklich nach Dresden gekommen, und er hatte hier, wie überall in Sachsen, keinen Widerstand gefunden. Der Schrecken und das Entsetzen der Ueberraschung war vor ihm hergegangen und hatte jeden Widerstand entwaffnet und jede Thatkraft gelähmt. — Der König und Churfürst war schon lange nicht mehr gewohnt einen Willen zu haben, und der Graf Brühl, der Günstling des Glückes, zeigte sich matt und kraftlos in der Stunde des Unglücks. Es bedurfte der festen Energie der Königin, der kraftvollen Vorstellungen des französischen Gesandten von Broglio, um ihn aus dieser Lethargie zu muthigem oder wenigstens entschlossenem Handeln aufzurichten. Und was die Vorstellungen des Herrn von Broglio, die Befehle und Bitten der Königin begonnen, das vollendete der Haß. Graf Brühl richtete seinen sinkenden Muth wieder auf an dem Gedanken, daß es noch gelingen könnte, den König von Preußen zu vernichten, und daß man seiner Siegeslaufbahn endlich hier eine Grenze setzen werde. Es kam Alles darauf an, den König aufzuhalten, ihn so lange von der böhmischen Grenze zurückzudrängen, bis die österreichische Armee ihm schlagfertig gegenüberstehen könne, bis die französischen Truppen von einer anderen Seite her in die preußischen Lande einzudringen Zeit gehabt. Graf Brühl sandte daher Couriere über Couriere an die Verbündeten ab, welche den Hülferuf Sachsens an alle befreundeten Höfe tragen mußten; sodann rief er die Regimenter zusammen, und ließ sie bei Pirna, unweit der böhmischen Grenze, ein Lager beziehen, und da dieses Lager, einerseits von der Elbe, andererseits von den hohen Felsen geschützt, durchaus uneinnehmbar sich zeigte, wuchs der Muth des Grafen so sehr, daß er beschloß, sich selber als Kriegsheld zu zeigen, und dem sächsischen Heer das befeuernde Bewußtsein zu geben, daß in der Stunde der Gefahr sein König in ihrer Mitte sein wolle. Der König also begab sich, um in der Mitte seiner Armee zu sein, nach der Feste Königsstein, und dahin begleitete ihn Graf Brühl, während er es dem General Rutowski überließ, sein Zelt am Fuße des Königsteins, inmitten der siebenzehntausend Mann starken Armee, aufzuschlagen. Einmal am Königsstein angelangt, und ganz sicher, hier nicht von dem verhaßten König von Preußen überfallen zu werden, überließ man sich ganz wieder dem sorgenlosen, genußvollen Leben früherer Tage. Man hatte nur den Wohnort, nicht aber den Charakter geändert, man träumte nur von zukünftigen Siegen, von den Provinzen, die man dem König von Preußen abgewinnen werde, und in Aussicht auf diesen Gewinn setzte man das luxuriöse, prunkende und üppige Leben fort. Was kümmerte es den Grafen Brühl, daß die Armee nur für vierzehn Tage mit Lebensmitteln eingerichtet, und daß diese vierzehn Tage bald abgelaufen seien, ohne daß es möglich gewesen, dem Heer neue Nahrungsmittel zuzuführen? Denn der König von Preußen hatte ringsum die Ausgänge des Engpasses besetzt, und ließ keinen Wagen, außer dem Fouragewagen des Königs von Sachsen, die Straße passiren. Besser als die Generale der sächsischen Armee kannte Friedrich den fürchterlichen, den unüberwindlichen Feind, welcher auf das Lager von Pirna heranmarschirte. Was halfen gegen diesen Feind die Verhaue, die Böschungen und Pallisaden, mit denen man ringsum das Lager gegen den Feind von außen gesichert. Dieser Feind war in dem Lager, nicht außerhalb desselben, er hatte nicht nöthig die Pallisaden und Verhaue zu erklettern, durch die Luft kam er dahergeflattert, und ließ auf jedem Zelte als unheimlicher Todesvogel sein grausiges Wehegeschrei vernehmen! Dieser Feind war der Hunger, der entnervende, entmuthigende, demoralisirende Hunger!

Die vierzehn Tage waren abgelaufen, und im Lager von Pirna schmachteten siebenzehntausend Menschen. Schon wurden die Brod-Portionen immer kleiner, schon wurde nur noch der dritte Theil der gewöhnlichen Fleischrationen ausgetheilt, und auch den Pferden ihre Nahrung um ein Drittheil verkürzt. Trauer und Wehklage herrschte im Lager. — Was kümmerte das den Grafen Brühl? Er lebte da oben in üppiger Pracht mit dem König, und wenn er aus einem der glänzenden Säle herunterschaute in das Thal, so sah er da unten zu den Füßen des Berges auf der kleinen Wiese neben der Elbe die

Heerde von Kühen und Kälbern, von Schafen und Rindern, welche lebten, um für ihren König zu sterben, gleich den sächsischen Kriegern! Diese Heerde von Thieren war für die königliche Tafel bestimmt, und man hatte also nicht zu fürchten, daß der Feind, welcher die Armee heimsuchte, seinen Weg auch fortsetzte bis hinauf in die Prunksäle der königlichen Festung. Außerdem war es bei Todesstrafe verboten, eins dieser Thiere, welche für die königliche Tafel bestimmt waren, diesem edlen Berufe zu entziehen, um es etwa dazu zu verwenden, die hungrigen Krieger zu sättigen, und Graf Brühl konnte daher ganz ruhig erwarten, bis die österreichische Armee, deren eine Heeresabtheilung unter dem General Brown schon in Geschwindmärschen daherzog, zum Ersatz des sächsischen Lagers angelangt sei.

Während der König von Polen daher mit seinem Minister glückliche und sybaritische Tage auf der Feste Königsstein verlebte, war die Königin mit den Prinzen des Königshauses in Dresden zurückgeblieben; und obwohl sie den schwankenden und unentschiedenen Charakter ihres Gemahls kannte, und wußte, daß der König von Preußen, auf diesen rechnend, sich mit ihm in einen Briefwechsel eingelassen hatte, um den Churfürsten zur entschiedenen Neutralität zu bereden, so fürchtete die Königin diesmal doch nicht, ihren Gemahl nachgeben zu sehen. War doch Graf Brühl, der glühende und unversöhnliche Feind Preußens, an seiner Seite, und hatte der König seiner Gemahlin doch, bevor er in's Lager abgereist, mit feierlichem Handschlag gelobt, „lieber alles Unglück über sich ergehen zu lassen, als die Partei ihres Feindes zu ergreifen".*)

Die Königin fühlte sich also von dieser Seite vollkommen sicher, und sie war deshalb in Dresden aus zweierlei Gründen zurückgeblieben, einmal um den König von Preußen zu bewachen, und dann — um das Archiv vor jedem Angriff zu schützen, dieses Archiv, welches die kostbarsten Schätze der sächsischen Diplomatie, die wichtigsten Geheimnisse ihrer Verbündeten enthielt. Höher als die im grünen Gewölbe aufbewahrten Juwelen der Krone schätzte die Königin von Polen diese Papiere des Archivs, und wenn sie die Aufbewahrung jener den dazu angestellten Beamten überließ, so schien ihr Niemand sicher genug, um diese bewachen zu können. Niemand, als sie allein, konnte als unbezwinglicher Drache diesen kostbaren Schatz sicher beschützen, und keinem anderen Menschen wollte sie daher dieses Geschäft anvertrauen. Das Staatsarchiv ward in drei Zimmern des Schlosses aufbewahrt, die keinen anderen Ausgang nach außen hatten, als nur diesen einen, welcher in eines der Zimmer der Königin führte. Dieses Zimmer nun wählte die Königin zu ihrem bleibenden Aufenthaltsort, dort lebte sie, dort arbeitete und schlief sie, dort ertheilte sie Audienzen und empfing die Besuche der Churprinzen und der fremden Gesandten, immer diese heilige Pforte bewachend, zu welcher sie allein einen Schlüssel besaß, den sie an goldener Kette um ihren Hals trug.

Und dennoch zitterte sie noch immer um diesen kostbaren Schatz, und die Freundlichkeit und anscheinende Geneigtheit des Königs von Preußen war nicht im Stande ihren Argwohn einzuschläfern. Der König hatte sie freilich durch den Feldmarschall Keith begrüßen, und sie seiner freundlichsten Zuneigung versichern lassen, aber er hatte nichts destoweniger die Kanzeleien versiegeln, die Collegiensäle verschließen lassen, das Münz-Departement aufgehoben, die ganze Artillerie nebst der Munition aus dem Dresdener Arsenal nach Magdeburg entführt, und einige der ersten und vertrautesten Beamten der Krone abgesetzt, er hatte die für den Schloßdienst bestimmte sächsische Schweizergarde entwaffnet, und alle churfürstlichen Kassen des Landes mit Beschlag belegt.*) — Das Alles paßte wenig zu den Freundschaftsversicherungen des Königs, und war ganz dazu geeignet, dem Haß seiner stolzen Feindin neue Nahrung zu geben. Dennoch hatte sie ihren Zorn überwunden und den preußischen König, welcher in der Vorstadt im Pallast der Gräfin Morszinska, unweit des Lagers seiner Truppen, residirte, zur Tafel eingeladen. Aber Friedrich hatte diese Einladung, so wie das Erbieten, ihm königliche Kammerherrn zur Aufwartung zu senden, abgelehnt. Er verweilte ruhig in dem gräflichen Pallaste, dessen Pforten für Jedermann offen standen, und wo er Jedem, der ihn zu sprechen wünschte, bereitwillig Audienz ertheilte, und den Klagen Abhülfe, den Bitten Gewährung versprach.

Die Königin von Polen vernahm das Alles mit bitterem Zorn, und je liebreicher der König sich gegen die Sachsen bezeigte, desto unwilliger und grimmerfüllter ward dadurch das Herz ihrer Churfürstin.

Er wird durch seine Schauspielerkünste noch unser Volk gegen seinen rechtmäßigen Herrscher aufstacheln, sagte sie zur Gräfin Ogliva, ihrer Oberhofmeisterin, welche mit ihr auf dem Divan neben der Thür des Archivs saß. Diese geheuchelte und ganz etiquettewidrige Leutseligkeit soll nur dazu dienen, ihm die Gunst unserer Unterthanen zu erobern und sie ihrer Pflicht abwendig zu machen.

Auch ist ihm das schon ziemlich gelungen, sagte die Gräfin seufzend. Der ganze Adel Sachsens ist

*) Charakteristik des siebenjährigen Krieges. Th. I. S. 52.

*) Archenholtz. Geschichte des siebenjährigen Krieges. Bd. I. S. 10.

jetzt in den Vorzimmern dieses ketzerischen Königs zu finden, und gestern haben sämmtliche Behörden der Stadt so wie die auswärtigen Gesandten ihm ihre Aufwartung gemacht.

Und er hat sie angenommen?

Er hat sie angenommen! Er nimmt Jedermann an, giebt allabendlich Gesellschaften, in denen es lustig zugeht und in denen der König mit aller Welt scherzt und lacht. Auch offene Tafel hält der König und das niedere Volk strömt in ganzen Schaaren hin, ihn essen zu sehen.

Marie Josephine stieß einen tiefen Seufzer aus, und lehnte ihr Haupt zurück in die Kissen des Divans.

Ich hasse dieses elende, wetterwendische Volk, murmelte sie.

Und Eure Majestät thun sehr wohl daran, sagte die Gräfin, deren gelbes, runzliches Gesicht jetzt in einem unheimlichen Feuer aufleuchtete. Der Zorn Gottes ruht auf diesem ketzerischen Volke, das seinem Heil sich abgewendet, und das in seinem übermüthigen Trotz abgefallen ist von der heiligen Mutterkirche, und von seinem erhabenen Herrscherpaar vergeblich sich zur Rückkehr mahnen läßt. O, o, ist es nicht eine Schmach zu denken, daß der König von Polen nicht einmal das Recht hat, rechtgläubige katholische Christen zu seinen Beamten zu ernennen, daß alle öffentlichen Aemter und Stellen nur von Ketzern versehen werden dürfen? Aber die Sündfluth wird hereinbrechen über dieses sündige Volk und wird es vernichten.

Die Königin bekreuzte sich und murmelte leise Gebete vor sich hin.

Gräfin Ogliva fuhr fort: Und auch in diesem höllischen Unglauben bestärkt der ketzerische König das ketzerische Sachsenland. Er, von dem man weiß, daß er aller Religion, selbst seiner eigenen spottet, er hat gestern die protestantische Kirche besucht, um allem Volk zu zeigen, daß er ein Beschützer seiner Religion sei.

Wehe, wehe über ihn! wimmerte die Königin.

Mit aufmerksamem Ohr hat er dem Vortrag ihres sogenannten Predigers zugehört und hat dann laut seinen Beifall mit dieser Rede geäußert. Weil er aber wohl wußte, daß dieser Prediger ein Liebling des Ketzervolkes in Dresden ist, wollte der schlaue König ihm noch ein besonderes Zeichen seiner Gnade geben. Wollen Eure Majestät wissen, was für ein Geschenk er diesem Prediger gemacht hat?

Nun, rief Marie Josephine mit einem höhnischen Lachen, vielleicht eine Bibel mit Randbemerkungen von seinen verruchten Freunden Voltaire und La Mettrie.

Nein, Majestät. Der König sandte dem beredten Kanzelredner ein halbes Dutzend Flaschen Champagnerwein *).

Er ist ein gotteslästerlicher Spötter selbst an Dem, was er für heilig erklärt, rief die Königin. Aber die Strafe wird ihn ereilen, sie schwebt schon wie der Geier über ihm und hat ihre Fänge nach ihm ausgestreckt. Schon erschallt die Stimme meines erhabenen Neffen, des Kaisers von Deutschland, durch das ganze Reich, schon wird in allen deutschen Städten das Dehortatorium des Kaisers verkündet, welches den ländergierigen König ermahnt, von seiner unerhörten, höchst frevelhaften und sträflichen Empörung abzulassen, dem König von Polen alle Kosten zu erstatten und still und ruhig nach Hause zu gehen. Es ist möglich, daß der König in seinem Uebermuth nicht darauf achtet, aber ein offenes Ohr wird hoffentlich der deutsche Kaiser bei den Generälen und Kriegsobersten des Usurpators finden. Diesen befiehlt der Kaiser durch Avocatoria: „ihren gottlosen Herrn zu verlassen, und seine entsetzlichen Verbrechen nicht zu theilen, wofern sie sich nicht der Ahndung des Reichsoberhauptes bloßstellen wollten **)."

Ich fürchte, seufzte Gräfin Ogliva die Augen zum Himmel wendend, ich fürchte, sie werden in ihrem Uebermuth die heilige Stimme des rechtgläubigen Kaisers nicht hören.

So werden sie die Stimme seiner Kanonen hören müssen, rief Marie Josephine ungestüm, so wird der Donner unserer Geschütze mit dem Zorn Gottes über sie hinfahren und sie zerschmettern, und wie vom Blitze zerschlagen werden diese ketzerischen Schaaren zu Boden sinken vor den Schwertern, die der heilige Vater, der Statthalter Gottes, gesegnet hat!

In diesem Moment ward die Thür des Vorsaals heftig geöffnet, und der diensthabende Kammerherr der Königin erschien auf der Schwelle.

Eure Majestät, sagte er, ein Abgesandter des Königs von Preußen bittet um die Gnade einer Audienz.

Die Königin runzelte die Stirn und erröthete vor Zorn. Sagen Sie dem Herrn Abgesandten, befahl sie, daß ich durchaus verhindert bin, seinen Besuch zu empfangen. Er möge daher die Güte haben, Ihnen seinen Auftrag mitzutheilen.

Es wird wieder eine seiner heuchlerischen Freundschaftsversicherungen sein, sagte die Königin, als der Kammerherr sich entfernt hatte. Ohne Zweifel führt er wieder etwas Böses im Schilde, und will uns daher streicheln, bevor er uns kratzt.

---

*) v. Archenholtz. Geschichte des siebenjährigen Krieges. Bd. I. S. 10.

**) Preuß. Lebensgeschichte Friedrichs des Großen. Th. II. S. 9.

Eben kehrte der Kammerherr zurück, aber sein vorher lächelndes Gesicht war jetzt bleich und schreckensvoll.

Nun, fragte die Königin, welche Botschaft bringt mir der Herr Abgesandte des Königs von Preußen?

O, Majestät, stammelte der zitternde Höfling, meine Lippen werden es nicht wagen seine Worte zu wiederholen, und nie würde ich den Muth haben zu sagen, was er fordert.

Er fordert etwas? rief die Königin. Ist es dahin schon gekommen, daß ein fremder Fürst in unseren Landen statt zu bitten fordern darf? Gehen Sie, Frau Gräfin, ich sende Sie, um in meinem Namen, und von mir bevollmächtigt, die Botschaft des Königs von Preußen zu vernehmen, und ich befehle Ihnen, mir die Wahrheit zu sagen!

Die Oberhofmeisterin, Gräfin Ogliva, verließ mit dem Kammerherrn das königliche Gemach, Marie Josephine blieb allein. Und allein mit sich selber hatte sie nicht mehr nöthig, diese Maske der stolzen Ruhe, der überlegenen Sicherheit zu bewahren, allein mit sich selber durfte die Königin sich erlauben, Weib zu sein. Sie drängte die Thränen, welche in ihre Augen schossen, nicht mehr zurück, sie unterdrückte nicht mehr die bangen Seufzer, welche ihre Brust beklemmten, sie weinte und klagte, sie bangte und zitterte, wie ein Weib. Als sie aber Geräusch im Vorzimmer vernahm, trocknete sie schnell wieder ihre Thränen und legte die stolze Maske ihres Königthums wieder an.

Es war die Gräfin, welche zurückkehrte. Schweigend und langsam durchschritt sie das Gemach. Ihr gelbes, farbloses Antlitz hatte einen finsteren, zornigen Ausdruck, ein Zug wilden Spottes umspielte ihre schmalen blassen Lippen.

Der König von Preußen, sagte sie dann mit leiser, flüsternder Stimme, als sie dicht vor der Königin stand, der König von Preußen verlangt, daß seinem Abgesandten, dem Major von Wangenheim, die Schlüssel zum churfürstlichen Staatsarchiv ausgeliefert werden.

Die Königin stieß einen Schrei aus, und sich von ihrem Sitz erhebend, richtete sie sich stolz und hoch empor.

Sagen Sie dem Executor des Markgrafen von Brandenburg, daß er diese Schlüssel niemals bekommen wird, rief sie mit gebieterischer Stimme.

Die Gräfin verbeugte sich, und ging wieder hinaus. Er ist fort, sagte sie dann, zu der Königin zurückkehrend. Aber er sagte, er fürchte, daß er oder ein Anderer wiederkehren werde.

So lassen Sie uns jetzt berathen, was zu thun ist, sagte die Königin. Rufen Sie Pater Guarini, damit auch er uns seinen Rath ertheile. —

Dank dieser Berathung Marie Josephinens mit ihrem Beichtvater und ihrer Oberhofmeisterin ließ sie den Abgesandten des Königs von Preußen, als er nach einer Stunde um eine Audienz nachsuchen ließ, nicht abweisen. Dies Mal war es nicht der Major von Wangenheim, sondern der General von Wylich, der preußische Commandant von Dresden, welchen der König sandte.

Marie Josephine empfing ihn in diesem Zimmer, welches an das Archiv grenzte. Sie saß auf dem Divan neben der verhängnißvollen Thür und hörte mit stolzer Gleichgültigkeit dem General zu, welcher die frühere Forderung wiederholte, und im Namen seines Königs die Schlüssel zum Staatsarchiv forderte.

Die Königin wandte sich an ihre Oberhofmeisterin. Wie, Frau Gräfin, sagte sie, sind Sie so nachlässig in Ihrem Dienst? Befahl ich Ihnen nicht, auf diese Botschaft des Königs, welche indessen wahrlich keine königliche Botschaft ist, zu erwidern, daß ich diese Schlüssel, welche das Eigenthum des Churfürsten von Sachsen sind, und die er mir anvertraut hat, in keines andern Menschen Hände niederlegen werde, als in die meines Herrn und Gemahls?

Majestät, ich hatte die Ehre, Ihre Befehle zu erfüllen, sagte die Gräfin ehrerbietig.

Die Königin warf ihr stolz zurückgeworfenes Haupt zu dem General von Wylich hin. Wie kommt es alsdann, mein Herr, sagte sie, daß Sie es wagen, mir noch einmal eine Bitte vorzutragen, auf die ich schon abschläglich und verneinend geantwortet habe?

O, Majestät wollen mir gnädigst verzeihen, rief General von Wylich tief bewegt, aber Se. Majestät, mein Herr und mein König, hat mir die gemessensten Befehle ertheilt, mich der Schlüssel des Archivs zu bemächtigen, und ihm die Papiere desselben zu überbringen. Ich bin daher in die traurige Nothwendigkeit versetzt, Eure Majestät anzuflehen, dem Willen meines Königs zu willfahren.

Niemals wird das geschehen, rief die Königin, sich stolz erhebend, niemals wird diese Thür dort sich Ihnen öffnen, niemals werde ich Ihnen den Eingang zu derselben gestatten.

O, Majestät, seien Sie barmherzig, flehte der General, ich darf nicht von hier fortgehen, ohne des Königs Befehle erfüllt zu haben. Haben Sie Mitleid mit meinem Kummer, Majestät. Geben Sie mir gnädigst die Schlüssel zu jener Thür.

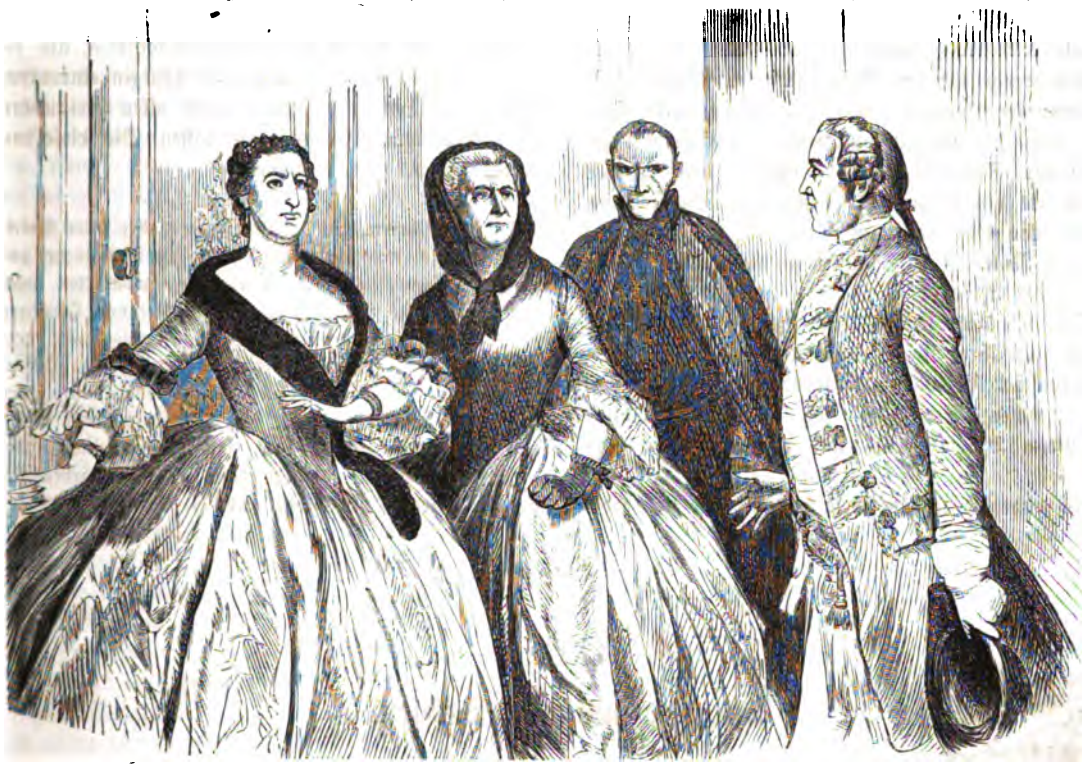
Hören Sie, sagte die Königin, bleich vor Zorn und mit flammenden Augen, ich werde Ihnen diese Schlüssel nicht geben, und wenn Sie dieselbe mit Ihrem Schwert öffnen wollen, so werde ich mit meinem Leibe sie decken. Jetzt, mein Herr, wenn

Sie die Königin von Polen morden wollen, so öffnen Sie die Thür.

Und ihre stolze, imposante Gestalt hochaufrichtend, stellte die Königin sich mit ausgebreiteten Armen vor die Thür hin.

Gnade, Gnade, Frau Königin, rief der General. Zwingen Sie mich nicht zu dem Entsetzlichsten, Majestät. Wollen Sie mich nicht zum Verbrecher machen an der geheiligten Majestät. Ich darf nicht ohne die Papiere des Archivs zu meinem König zurückkehren. Ich flehe daher Eure Majestät auf meinen Knieen an, mir diese Schlüssel auszuliefern!

So sprechend beugte der General sich auf seine



Kniee nieder vor der Königin, welche noch immer hochaufgerichtet an der Thür des Archivs lehnte.

Ich werde Ihnen diese Schlüssel nicht geben, sagte sie mit einem triumphirenden Lächeln. Ich weiche nicht von dieser Thür, und werde sie Ihnen nicht öffnen!

General von Wylich erhob sich von seinen Knieen. Sein Antlitz, welches todtenbleich war, zeigte einen festen, entschiedenen Ausdruck. Wenn man in dieses energische, kühne Gesicht sah, fühlte man, daß der General seinen festen, unerschütterlichen Entschluß gefaßt habe, daß der Cavalier dem gehorsamen Soldaten habe weichen müssen.

Frau Königin von Polen, Frau Churfürstin von Sachsen, sagte er mit starker, fester Stimme, ich habe die gemessensten Befehle des Königs, ihm die Papiere des Archivs zu bringen. Unten vor dem Schloßportal halten schon die Wagen, welche dazu bestimmt sind, die Papiere fortzufahren. Ein Detachement Soldaten steht neben denselben. Ich habe nur nöthig, das Fenster zu öffnen, und ihnen einen Wink zu geben, so kommen sie herauf. Im Vorsaal stehen die vier Offiziere, welche mich hierher begleitet. Ich habe nur nöthig, diese Thür zu öffnen, um sie an meiner Seite zu haben.

Was wollen Sie damit sagen? fragte die Königin mit minder festem Ton, und ihre erhobenen Arme, welche sie über die Thür gebreitet, sanken herab.

Ich will damit sagen, daß ich die Thür um jeden Preis öffnen muß, daß, wenn man mir die Thür nicht öffnet, ich meine Soldaten rufen werde, um sie zu durchbrechen, wie sie gelernt haben, die Mauern einer Festung zu durchbrechen, daß, wenn die Königin von Polen ihre erhabene Stellung nicht so hoch schätzt, um sie vor jedem Angriff zu sichern, ich ein Verbrechen an Ihrer Majestät begehen, und an die geheiligte Person einer Fürstin Hand anlegen muß, um sie von jener Thür fortzudrängen, bevor meine Soldaten kommen, sie einzuschlagen. Aber bevor ich das thue, beuge ich noch einmal meine Kniee, und flehe Eure Majestät an, mich vor diesem Verbrechen zu bewahren, und Gnade zu üben.

Und zum zweiten Mal beugte der General sein

Knie und wiederholte feierlich: Gnade, Eure Majestät, Gnade!

Gnade! Gnade! riefen die Oberhofmeisterin und der Beichtvater, welche in dem Antlitz des Generals gelesen hatten, daß er Alles das thun würde, was er gesagt hatte, und die jetzt neben ihm vor der Königin auf ihre Kniee niedersanken. Eure Majestät haben Alles gethan, Ihrer Ehre und Ihrer Würde zu genügen. Jetzt ist der Moment gekommen, wo Eure Majestät Ihre geheiligte Person vor einer Beschimpfung retten müssen. Ueben Sie also Gnade gegen Ihre bedrohete Majestät.

Nein, nein, murmelte die Königin, ich kann es nicht. O, o, das Sterben wäre süß gegen dieses demüthigende Unterliegen!

Jetzt erhob sich der Beichtvater der Königin, der Jesuitenpater Guarini, von seinen Knieen, und seinen Arm gegen die Königin ausstreckend, rief er mit gebieterischer Stimme: meine Tochter, kraft meines Amtes als ein Diener der geheiligten Mutterkirche, welcher Sie Gehorsam und Treue schuldig sind, befehle ich Ihnen, den Schlüssel zu jener Thür diesem hier zu überliefern!

Die Königin seufzte tief auf und senkte das Haupt auf ihre Brust, aus welcher ein dumpfes, krampfhaftes Stöhnen hervordrang. Dann mit einer raschen Bewegung zog sie den Schlüssel aus ihrem Busen hervor und machte ihn von der Kette los.

Ich gehorche Ihnen, mein Vater, sagte sie. Herr General, hier haben Sie den Schlüssel. Es steht Ihnen frei, das Archiv zu öffnen.

Der General von Wylich nahm noch knieend den Schlüssel an, und küßte ehrfurchtsvoll die Hand, welche ihn darreichte. Dann erhob er sich und sagte mit gerührter Stimme, sich tief vor der Königin verneigend: Jetzt habe ich Eure Majestät nur noch um diese letzte Gunst anzuflehen, dieses Zimmer gnädigst verlassen zu wollen, damit ich meine Soldaten rufen kann, um die Papiere fortzuschaffen *).

Die Königin erwiderte kein Wort, sie wandte sich ab, und ohne den General auch nur weiter eines Blickes zu würdigen, verließ sie, gefolgt von der Gräfin Ogliva und dem Pater Guarini, das Zimmer.

Jetzt, sagte sie zu ihrer Oberhofmeisterin, als sie in den kleinen Empfangssaal der Königin eintraten, jetzt senden Sie sofort Boten nach allen Gesandten der auswärtigen Mächte, und lassen Sie dieselben auffordern, zu mir zu kommen!

*) Diese Papiere, die Originalschriften aller jener Briefe und Depeschen, welche der König durch die Verrätherei des sächsischen Canzellisten Menzel erhalten, wanderten nach Berlin, und aus ihnen mußte der Minister von Hertzberg in acht Tagen jenes berühmte „Mémoire raisonné“ verfassen, das sodann gedruckt und nicht blos an allen Höfen, sondern auch in allen Städten vertheilt wurde, um aller Welt ein Zeugniß abzulegen, daß der König diesen Krieg nicht muthwillig begonnen habe, sondern von seinen intriguirenden verbündeten Feinden dazu gedrängt worden sei. (Preuß. Friedrich der Große. Th. II. S. 11.)

XXIX.

Das gedemüthigte Sachsen.

Eine halbe Stunde später waren die Gesandten von Frankreich, Oesterreich, Holland, Rußland und Schweden in dem Empfangssaal der Königin versammelt.

Die Königin stand in ihrer Mitte, bleich und zitternd vor Zorn. Mit dem ganzen stolzen Pathos des Unglücks und der gedemüthigten Majestät schilderte sie ihnen die widerfahrene Kränkung, und forderte sie auf, sofort an ihre Höfe zu schreiben, und die befreundeten Herrscher um Beistand für das schwer bedrohte Churfürstenhaus anzuflehen.

Und indem Ihre Fürsten uns Hülfe senden gegen diesen Usurpator, rief sie mit glühenden Augen, indem sie mich vertheidigen, werden sie ihre eigenen Rechte, ihre eigene Ehre vertheidigen. Denn meine Sache ist jetzt die Sache aller Könige, und diese frevlerische Hand, welche sich wider mein Haupt erhob, hat sich gegen die Kronen aller Fürsten erhoben.*) Der ländersüchtige Markgraf von Brandenburg, welcher sich König von Preußen nennt, wird uns Alle vernichten, wenn wir ihm nicht zuvorzukommen wissen, und ihn vernichten. Ich meinestheils schwöre ihm einen ewigen Widerstand, eine ewige Feindschaft! Möge ich in diesem Kampfe untergehen, wenn nur meine Beleidigung gerächt wird, wenn nur meine

*) v. Archenholtz. Geschichte des siebenjährigen Krieges. Th. I. S. 12.

Ehre ungefährdet bleibt! Eilen Sie daher, meine Herren, und verkünden Sie Ihren Höfen, was hier geschehen ist!

Ich werde der Erste sein, welcher das thut, sagte der französische Gesandte, Graf Broglio, indem er sich der Königin näherte. Ich werde dem Könige, meinem erhabenen Herrn, die Worte wiederholen, welche Eure Majestät so eben gesprochen, ich werde der Dauphine von Frankreich, Eurer Majestät erhabenen Tochter, die Leiden schildern, welche ihre königliche Mutter hier zu dulden hat, und ich weiß, sie wird Alles anwenden, um Hülfe zu senden. Haben Eure Majestät die Gnade, mich zu beurlauben. Ich reise noch heute nach Paris.

Wie, rief die Königin, Sie reisen? Sie verlassen meinen Hof in der Stunde des Unglücks?

O, Majestät, ich würde der Letzte sein, dies zu thun, aber die Nothwendigkeit zwingt mich dazu. Der König von Preußen hat mich verabschiedet und mir meine Pässe gesandt.

Ihre Pässe gesandt, Sie verabschiedet! rief die Königin mit flammenden Augen. Wie, habe ich denn recht gehört? Sprechen Sie nicht von dem König von Preußen? Hat er sich denn zum König von Sachsen gemacht?

Ehe irgend Jemand Zeit hatte, diese schmerzliche Frage der Königin zu beantworten, öffnete sich eine Thür und herein traten die Conferenz-Minister des Churfürsten und Königs, hinter ihnen sah man das angstvolle, bleiche Gesicht des Grafen Lenke, des Kammerherrn des Königs von Polen.

Langsam und schweigend durchschritten diese Herren das Gemach und näherten sich der Königin.

Wir kommen, sagte der Graf von Hoymb, sich tief verneigend, wir kommen, um uns von Eurer Majestät zu verabschieden!

Die Königin trat erstaunt einen Schritt zurück und blickte die vier Minister, welche traurig und mit gesenkten Häuptern vor ihr standen, entsetzt an.

Hat der König, mein Gemahl, Sie gerufen, fragte sie, und wollen Sie sich verabschieden, um zu ihm auf den Königsstein zu gehen?

Nein, Majestät, wir kommen uns zu verabschieden, weil wir so eben von dem König von Preußen aus unseren Aemtern entlassen worden sind.*)

Die Königin erwiderte nichts. Sie zuckte nur leise in sich zusammen und ließ ihre wirren Blicke auf den Gesichtern der Versammelten umherschweifen. Jetzt hafteten sie auf dem bleichen Antlitz des königlichen Kammerherrn.

Nun? fragte sie, und Sie? Bringen Sie mir eine Botschaft von meinem Gemahl? Kommen Sie vom Königsstein?

Ja, Majestät, ich komme vom Königsstein, aber es ist keine gute Botschaft, welche ich bringe. Der König von Polen und Churfürst von Sachsen hat mich nach Dresden gesandt, um von dem König von Preußen Pässe zu erbitten, für den König und den Grafen Brühl. Pässe zu einer Reise nach Warschau, wohin Se. Majestät sich wegen des zu eröffnenden Reichstages begeben muß.

O, ächzte die Königin, zu denken, daß mein Gemahl der Pässe bedarf, um in sein Königreich zu reisen, und daß er diese Pässe von unserem Feinde erbitten muß! — Und haben Sie die Befehle meines Gemahls ausgerichtet, Herr Graf von Lenke? Waren Sie schon bei dem König von Preußen, und holten die Pässe?

Ich war beim König von Preußen, Eure Majestät! sagte der Graf mit unsicherer Stimme.

Nun, und weiter?

Er hat mir die Pässe verweigert! Er will diese Reise nach Warschau nicht bewilligen.

Die Königin stieß einen Schrei aus, und die Arme beschwörend zum Himmel erhebend, rief sie mit wildem Ton: Hören Sie, hören Sie, was er sagt! Hören Sie diese neue, diese schmachvolle Beleidigung, welche dieser ländergierige Eroberer unserer Krone zufügt. Und Gott hört das und sendet nicht seine Blitze, diesen ketzerischen Tyrannen zu zerschmettern! Ah, ich will meine Stimme erheben, daß sie wie ein Jammerruf durch ganz Europa hallt, daß sie bis zu allen Thronen dringt, und daß jeder Fürst meine Worte hört, diese Worte: Wehe! Wehe über uns alle! Unsere Kronen wanken auf unseren Häuptern, und sie werden herabfallen, wenn wir diesen Frevler nicht vernichten, der uns Alle bedroht!

Und mit einem kreischenden Wehelaut sank die Königin ohnmächtig in die Arme der herzueilenden Gräfin Ogliva. — —

Aber die Demüthigungen und Schmerzen jenes Tages waren doch noch nicht die letzten gewesen, welche die stolze Marie Josephine von ihrem siegreichen Feinde erfahren sollte.

Wohl ertönte ihr Hülferuf durch ganz Europa, und das Wehe! Wehe! der Königin von Polen hallte an allen Thronen wieder, wohl rüstete man sich jetzt aller Orten, um diesem Feinde entgegen zu schreiten, dessen ersten Angriff auf Sachsen man als eine Don-Quixoterie verlacht hatte, und den man jetzt, wie der König mit seinen hundertundsechszigtausend Streitern immer weiter vordrang, und als er wie in Sachsen so auch in die Lausitz und Böhmen eingedrungen war, sich wohl entschließen mußte, als einen ebenbürtigen und furchtbaren Feind anzuerkennen. —

*) v. Archenholtz. Geschichte des siebenjährigen Krieges. Th. I. S. 12.

Aber den furchtbaren Schlag, welcher Sachsen zerschmettern sollte, vermochten die Verbündeten doch nicht von ihm abzuwenden! Wenn auch die Dauphine von Frankreich, die Tochter der unglücklichen Churfürstin von Sachsen, die Mutter des unglücklichen Königs von Frankreich, Ludwigs des Sechszehnten, sich dem König Ludwig dem Funfzehnten zu Füßen warf, und ihn um Hülfe anflehte für ihr bedrohtes Vaterland: die Heere des französischen Königs kamen doch zu spät, um das Unheil zu verhüten! Wenn auch Maria Theresia, die Kaiserin von Oesterreich und Nichte der Churfürstin von Sachsen, da es der Armee noch an Pferden fehlte, die Pferde ihres eigenen Marstalls hergab, um die Kanonen fortzuschaffen, wenn auch der begeisterte österreichische und böhmische Adel sich beeiferte, diesem erhabenen Beispiel der Kaiserin nachzufolgen: die österreichischen Kanonen so wenig, wie die französischen Truppen konnten das Unheil verhüten.

Einen mächtigeren Bundesgenossen, als Sachsen an Oesterreich und Frankreich, an Rußland und Schweden hatte, einen mächtigeren Bundesgenossen hatte Preußen an dem Hunger, der im sächsischen Lager noch lauter als die Churfürstin von Sachsen, sein Wehe! Wehe! ertönen ließ.

Der Hunger war es, welcher den tapferen sächsischen General Rutowski zur Capitulation zwang, der Hunger war es, welcher den Churfürsten von Sachsen zwang, die schmachvollen und entsetzlichen Bedingungen anzunehmen, welche der siegreiche König von Preußen, nachdem er lange vergeblich bemüht gewesen, an Sachsen sich einen Alliirten zu gewinnen, seinem halsstarrigen und stolzen Feinde vorgeschrieben.

In dem Thal bei Lilienstein entwickelte sich der erste Akt dieses Dramas, dessen Scenen mit Blut in die Bücher der Geschichte eingetragen sind, und das bis zu seiner Entwickelung langer und trauriger Jahre bedurfte.

In dem Jammerthale bei Lilienstein streckte das von Hunger und Elend in seiner Treue und seiner Standhaftigkeit bezwungene sächsische Heer die Waffen, und indem diese treuen und tapferen Soldaten, weinend im Gefühl ihrer Schmach und Demüthigung, vor ihrem Feinde die Schwerter niederlegten, erhoben sie zu diesem Feinde die Hände und flehten ihn an um Brot!

Wehklagen und Schluchzen, Verzweiflung und Weinen herrschte im Jammerthal von Lilienstein, und droben an einem der Fenster seiner Felsenburg, auf dem Königsstein, stand der Churfürst von Sachsen mit seinem Günstlinge, dem Grafen Brühl, ein Zeuge des Jammers und der Verzweiflung seines entwaffneten Heeres. — Die Luft trug die Klagetöne seiner Krieger zu ihm empor, diese Klagetöne, welche sie ausstießen, weil sie, der Treue gegen ihren angestammten Herrn entbunden, dem Könige von Preußen den gezwungenen Eid der Treue auf derselben Stelle schwören mußten, wo sie eben noch als Soldaten des Churfürsten von Sachsen gestanden. — Er stand an das Fenster gelehnt, und mußte sehen wie in den Reihen seiner entwaffneten Krieger die preußischen Soldaten umhergingen, um unter diejenigen, welche eben noch ihre Feinde gewesen und jetzt ihre gezwungenen Kameraden geworden und auf deren Lippen Flüche und Segenswünsche sich vermischten, Brot auszutheilen.

Und nach dieser furchtbaren Demüthigung, mit welcher Friedrich die langjährigen Intriguen des sächsischen Fürstenhauses bestrafte, mit welcher er sich rächte für die hartnäckige Feindschaft und das stolze Ueberheben des ränkesüchtigen Sachsens, nach dieser furchtbaren Demüthigung und vollständigen Niederlage hatte der König von Preußen der Abreise des Churfürsten von Sachsen nichts mehr entgegen zu setzen. Er bewilligte ihm Päße zur Abreise nach Warschau, aber er dehnte diese Päße weiter aus, als der König von Polen selber es gewünscht hatte, er sandte nicht blos dem Grafen Brühl, sondern auch der Gräfin Brühl einen Paß zur Reise, und ließ der letzteren streng befehlen, ihren Gemahl zu begleiten; er sandte auch der Gräfin Ogliva einen Paß, und zwang die bigotte und ränkesüchtige Oberhofmeisterin der Königin sich von ihrer Herrin zu entfernen.

Und als die Königin wieder ihre Stimme erhob, um Wehe! Wehe! zu rufen, als sie wieder ihre Bundesgenossen zur schleunigen Hülfe herbeirief, da antwortete ihr der König mit dem Siegesdonner der Schlacht bei Lowositz, der ersten Schlacht, welche in diesem Kriege geschlagen ward, und in welcher die Preußen, angeführt von ihrem König, Wunder der Tapferkeit vollbrachten, und über das dreimal überlegene österreichische Heer unter dem General Brown den Sieg davontrugen.

„Nie haben die preußischen Truppen, seit ich die Ehre habe sie zu commandiren, solche Wunder der Tapferkeit vollbracht, wie heute," sagte der König Friedrich von seinem Heer; die Oesterreicher aber sagten bei Besichtigung der Wunden: „wir haben die alten Preußen wiedergefunden." Und doch hatten sie so tapferen Widerstand geleistet, daß die Preußen erstaunt gerufen: „das sind nicht mehr die alten Oesterreicher!" *)

Das war der erste Akt des großen Dramas, das von den Völkern Europa's aufgeführt werden sollte, und in welchem König Friedrich der Zweite die Heldenrolle zu spielen hatte!

*) v. Archenholtz. Gesch. d. siebenjähr. Krieges. Th. I. S. 20.

XXX.

Die Jungfrau von Brünen.

Die Sonne neigte sich zum Untergang und tauchte das grüne Gewässer des Rheins in so purpurne Gluthen, daß er wie ein Blutstrom sich inmitten dieser grünen, duftigen Wiesenmatten, welche an dieser Stelle das Ufer begrenzten, dahinschlängelte. Von dem nahen Dorfe Brünen, dessen kleine rothe Dächer aus einem Kranze von Eichen und Buchen und blühenden Gesträuchen hervorschauten, ertönte das Läuten der Abendglocke und mahnte die frommen Landleute, welche damit beschäftigt waren, das goldene gereifte Korn mit der blinkenden Sichel zu schneiden, zur Andacht und zur frommen Einkehr in sich selber. In dieses fromme Geläut mischte sich das melodische Geläute der Kuhheerde, welche eben den grünen Hügel dort zur Seite herniedergestiegen und sich hier und dort in malerischen Gruppen gelagert hatte. Auf der kleinen Wiese im Vordergrunde weidete die Schaafheerde des Dorfes, streng beobachtet von dem großen weißen Schäferhunde, dessen klugem Feldherrnblick auch nicht die kleinste Unordnung seiner Armee gegen die vorgeschriebene Disciplin entging. Sobald eins dieser ihm anvertrauten Schafe nur ein wenig sich von der Linie entfernte und sich mehr dem die Wiese begrenzenden Kornfeld zuwandte, wo die Schnitter das Korn mähten und die flinken Mägde es in Garben banden, stürzte der gestrenge Phylax mit leidenschaftlichem Gebell, unterbrochen von drohendem Knurren, dem verwegenen Schafe nach, welches durch schleunige Rückkehr zu der Heerde sich der Wuth seines unerbittlichen Oberaufsehers zu entziehen suchte.

Der alte Schäfer mit dem lang herabwallenden silberweißen Haar, der in der Mitte der Wiese auf einem kleinen von Binsen geflochtenen Schemel saß und sich damit beschäftigte, aus seinen Weidenruthen ein zierliches Körbchen zu flechten, schaute jedesmal, wenn das Gebell seines Phylax ertönte, von seiner Arbeit empor und nickte lächelnd dem eifrigen Verwalter seines Dienstes seinen Beifall zu. Dann und wann auch richtete er den Blick hinüber nach dem Kornfeld zu den Schnittern und den garbenbindenden Mägden, und sein ehrwürdiges, altes Gesicht nahm dann jedes Mal einen heitern, zufriedenen Ausdruck an.

Und er konnte wohl zufrieden sein mit dem, was er sah, denn der hochgewachsene kräftige Bursche, der da oben auf dem mit Garben beladenen Wagen stand und eben die Arme ausstreckte, um die geschickt ihm zugeworfenen Garben aufzufangen, dieser Bursche mit dem vollen rothen Gesicht, den lustigblitzenden Augen, den üppig aufgeworfenen rothen Lippen, die sich so oft zum fröhlichen Lachen öffneten, und dann zwei Reihen blendend weißer Zähne sehen ließen, dieser Bursche war sein geliebter Karl Heinrich. Jenes Mädchen aber, welches unweit des Erntewagens mit dem Aufbinden des Korns beschäftigt war, jenes Mädchen mit der stolzen Gestalt, die trotz des schlichten Bauerngewandes, welches sie trug, etwas Imponirendes hatte, mit dem jugendlichen, schönen und blühenden Angesicht, das war seines Sohnes Braut, welche man im ganzen Dorf die schöne Anna Sophie nannte, und um deren Liebe alle Bursche des Dorfes den glücklichen Karl Heinrich beneideten. Zwar war sie arm und eine elternlose Waise, aber in ihren fleißigen Händen lag ein besserer und sicherer Schatz, als eine gefüllte Geldbörse, und eine bessere Mitgift als gefüllte Koffer brachte sie ihrem Erwählten ins Haus: ihre Arbeit und ihre Geschicklichkeit. Denn Anna Sophie Detzloff verstand so ziemlich Alles, und die Dorfbewohner wußten nicht, ob sie sie mehr verehren sollten wegen ihrer vielen Kenntnisse, oder mehr lieben sollten wegen ihres treuen und guten Herzens. Anna Sophie verstand zu lesen und zu schreiben wie ein Schulmeister. Für alle Frauen im Dorf schrieb sie die Briefe, welche diese an ihre Männer oder Söhne senden wollten, welche da draußen bei der Armee des Königs von Preußen standen, und las ihnen die Antworten vor, welche von dort her im Dorfe ankamen. Und so schön, und mit herzinnigem Ausdruck wußte sie zu lesen, daß die gerührten und glücklichen Frauen meinten, die geliebten und innigen Stimmen ihrer fernen Geliebten zu vernehmen, daß jedes geschriebene Wort Leben und Ausdruck von ihren Lippen empfing. Aber trotz dieser Gelehrsamkeit verstand sich Anna Sophie auch sehr wohl auf die Geschicklichkeiten, die den Frauen gebühren. Niemand im Dorfe wußte schmackhaftere Speisen zu kochen, als sie, und Niemand that es ihr gleich im raschen und flinken Nähen und Stricken. Alle diese Dinge hatte Anna Sophie von ihren Aeltern gelernt, welche lange

Jahre in Brünen gelebt und auch gewirkt hatten. Denn Anna Sophiens Vater war der Schulmeister des Dorfes gewesen, und seinem Fleiß und seiner Thätigkeit verdankten es jetzt die Frauen, daß sie Briefe von ihren Männern und Söhnen erhalten konnten. Er hatte die Bursche schreiben und lesen gelehrt, und wenn die Frauen und Mädchen das nicht auch gelernt hatten, so bewies das Beispiel seiner eigenen Tochter, daß das nicht an seiner Ungeschicklichkeit, sondern an ihrer Unlust gelegen hatte oder an ihrem Mangel an Muße und Zeit. Von ihrer Mutter hatte Anna Sophie ihre weiblichen Geschicklichkeiten gelernt, von ihr war sie unterrichtet worden in allen den Pflichten, welche einer Frau geziemen, ihre Mutter hatte sie zu dem fleißigen, ehrbaren und tugendhaften Mädchen gemacht, welches sie jetzt war. Ihre Mutter hatte sie gelehrt stets hülfreich und gefällig, freundlich und theilnahmevoll sich zu bezeigen und durch gute Thaten nach der Liebe ihrer Mitmenschen zu streben.

Es war eine sehr glückliche, sehr zufriedene Familie gewesen, welche da in dem kleinen halbverfallenen Schulhaus des Dorfes gelebt, und wenn sie auch öfter mit allerlei Sorgen und Entbehrungen zu kämpfen gehabt, so hatten diese drei glücklichen Menschen das niemals als ein Mißgeschick, sondern nur als das nothwendige Uebel des Lebens betrachtet. Sie liebten sich untereinander, und wenn die Aeltern auf ihr rosiges, so herrlich emporblühendes Kind sahen, so wußten sie gar nicht, daß das Brot, welches sie eben aßen, hart und schwer sei, und vermißten gar nicht die Butter und den Käse darauf, ohne welchen die reicheren Bewohner des Dorfes ihr Brot nicht essen mochten. Und wenn Anna Sonntags inmitten ihrer Aeltern zur Kirche ging, angethan mit dem verschlossenen Rock und dem weißen Leibchen darüber, welches Beides sie sich selbst aus dem Brautstaat ihrer Mutter angefertigt, so hörte sie wohl, wie die Bursche leise unter einander flüsterten und von ihrer Schönheit und Lieblichkeit sprachen, und weil sie dann beschämt und erröthend die Augen niederschlug, so sah sie nicht die höhnisch lächelnden Gesichter der übrigen Mädchen, welche wenigstens stolz darauf waren, schöner gekleidet und reicherer Leute Kind zu sein, als des armen Schulmeisters Kind.

Aber all dies stille bescheidene Glück hatte der Tod bald auf eine unerbittliche Weise zerstört. In einem Jahr hatte er den Schulmeister Detzloff und sein Weib aus diesem kleinen Hause hinweggeführt, das jedem Andern eine elende Hütte, ihnen aber ein Paradies däuchte. — In einem Jahr war Anna Sophie gänzlich verwaist und vereinsamt auf der Welt geworden, und nachdem sie den geliebten Todten den Zoll ihrer Thränen und ihres Kummers dargebracht, mußte sie sich wohl emporrichten, um, da der Tod ihr Alles zerstört und ihre Vergangenheit gebrochen hatte, sich mit dem Leben einzurichten und sich selber eine neue Zukunft zu schaffen.

Die Dorfgemeinde, welche, wie das gemeinhin der Fall ist, daß der Tod erst empfinden läßt, wie viel der Lebende noch werth war, erst jetzt der großen Vorzüge und Verdienste des armen Schulmeisters sich bewußt ward, wollte jetzt wenigstens an der Tochter vergelten, was sie an dem Vater verabsäumt hatte. Man weiht ja Denen, welche man im Leben schonungslos gemißhandelt hat, so gern ein glänzendes Denkmal, und flicht Demjenigen im Tode Lorbeerkränze, dem man im Leben nur die Dornenkrone auf die blutende Stirn gedrückt. — Da der Schulmeister halb vor Entbehrung, Sorgen und Mühen gestorben war, wollte man sich freigebig gegen seine Tochter zeigen und sie vor den Nahrungssorgen und dem Elend bewahren, an welchem man ihre Aeltern hatte ruhig sterben lassen.

Aber Anna Sophie lehnte es ab, von den Wohlthaten der Gemeinde zu leben. Denen, welche zu ihr kamen, um ihr im Namen der Gemeinde anzuzeigen, daß man sie durch monatliche Unterstützung, zu welcher jeder Einzelne der Gemeinde seinen Beitrag steuere, erhalten wollte, denen zeigte sie ihre starken, arbeitsgewandten Hände, ihre vollen, von der Sonne gebräunten, von der harten Arbeit gestählten Arme, und sich mit leuchtenden Augen und einem stolzen Lächeln vor dem neuen Schulmeister aufrichtend, sagte sie: „von diesen allein will ich eine Unterstützung annehmen, und diese meine Arme und Hände allein dürfen mir Nahrung und Kleidung geben, ihnen allein will ich dankbar sein.“

So war denn Anna Sophie ausgegangen, um sich als Arbeiterin zu verdingen, und der reiche Pachter des Dorfes hatte gern das fleißige und kluge Mädchen für reichlichen Lohn in sein Haus aufnehmen wollen. Aber Anna Sophie erklärte stolz, daß sie wohl arbeiten, aber keine Magd sein wolle, daß sie wohl ihre Hände, aber nicht ihre Freiheit verkaufen wolle. Da man für den neuen Schulmeister ein neues Schulhaus gebaut und eingerichtet hatte, weil das alte, in welchem der alte Detzloff mit seiner Familie gewohnt, so baufällig und zerfallen war, daß man täglich seinen Einsturz fürchten mußte, so hatte Anna Sophie für den Erlös ihrer wenigen Kleinodien und des überflüssigen Hausgeräths diese Hütte von der Gemeinde für sich angekauft. Dort lebte sie ihren Erinnerungen, ihrer schönen und glücklichen Vergangenheit. Dort fühlte sie sich nicht einsam und verwaist, sondern in der Mitte ihrer Aeltern und ihres Glücks. Bevor sie Morgens ihre Hütte

verließ, um zu Demjenigen zu gehen, dem sie für den Tag ihre Arbeit verkauft, ging sie in den kleinen Garten, der hinter ihrer Hütte lag, und wo in der von dunkelrothen Blüthen überſäeten Bohnenlaube noch die drei Seſſel ſtanden, welche ihr armer Vater in ſeinen Mußeſtunden geflochten, wo noch der rohe geſchnitzte Tiſch ſtand, den er mit ſeinem Beil und ſeinem Meſſer zurechtgezimmert hatte. Dann ſetzte ſie ſich einen Augenblick nieder auf den mittelſten dieſer Seſſel und legte auf jeden der ihr zur Seite ſtehenden eine ihrer Hände, wie ſie ſie ſonſt in den Schooß ihrer Aeltern gelegt. Und der Rhein rauſchte in der Ferne noch ebenſo melodiſch, die Bäume hatten daſſelbe ſchöne Grün, dieſelben Blüthen und dieſelben Früchte, der Himmel ſtrahlte in demſelben ſchönen Blau oder verdüſterte ſich mit denſelben majeſtätiſch einherſchreitenden Wolken! Nichts hatte ſich verändert, Alles um ſie her war noch wie ſonſt. Nur die beiden Seſſel neben ihr waren leer! Aber Anna Sophie hatte nur nöthig, die Augen zu ſchließen, um die geliebten Geſtalten der heimgegangenen Aeltern neben ſich zu ſehen, um zu fühlen, wie ſie ihre Hände drückten, um zu hören, wie ſie in ſolchen Tönen und mit ſolchen Ausdrücken zu ihr ſprachen, welche nur die Liebe kennt und nur die Liebe verſteht. Dann ſagte ſie ganz laut: „Guten Morgen, mein Vater! Guten Morgen, meine Mutter!“ Und mit geſchloſſenen Augen ſich von ihrem Sitz erhebend trat ſie zurück aus der Laube, in denen ſie in ihren Gedanken ihre Aeltern zurückließ, welche ihr nachſchauten. — Aber Anna Sophie wandte ſich nicht ein einziges Mal nach dieſer Laube um, ſie würde dann geſehen haben, daß ſie leer war, und ſie wollte ſich die ſüße Täuſchung bewahren, um den Tag über deſto friſcher und freudiger bei der Arbeit zu ſein, um es nicht als einen Schmerz empfinden zu müſſen, wenn ſie die Frau Pachterin im Kreiſe ihrer blühenden Töchter ſah, ſondern um ſich ſagen zu können: „ich habe auch daheim meinen Vater und meine Mutter, und ſie erwarten mich.“ — So kehrte ſie dann, wenn ihr Tagewerk vollbracht, mit beflügeltem Schritt heim zu ihrer Hütte, deren ödes Schweigen für ſie von hellen Liebesſtimmen der Erinnerung belebt war. Die Thür zu der einſtigen Schlafkammer ihrer Aeltern öffnend, rief ſie: „Gute Nacht, mein Vater! Gute Nacht, meine Mutter!“ Und dann ſtieg ſie hinauf in die kleine Dachkammer, wo ihr Vater immer ſo gern geweilt, und welches er, wenn Anna Sophie bei ihm war, immer ſein Fleckchen gerettetes Paradies genannt hatte. Dort ſtand der Tiſch, an welchem er immer geſchrieben, und an deſſen, an die Wand gelehnter Seite, ſich das kleine Bücherpult erhob, das die koſtbarſten Schätze ihres Vaters, ſeine wenigen Bücher, enthielt. Aus dem kleinen Fenſter der Kammer konnte man den Rhein ſehen, wie er ſich grün und glänzend durch die Ebene dahinſchlängelte und zwiſchen den fernſtehenden Hügeln ſich verlor, und die fernen Gebirge mit ihrem violetten Duft und die Thurmſpitzen der Stadt Cleve. Von dort konnte man das Läuten der heimkehrenden Kuhheerde des Pachters vernehmen und das ſanfte Tönen der Abendglocke, und das fröhliche Gepfeife der kleinen Buben, die von den Weidenruthen ſich ihre Pfeifen geſchnitzt, und den Geſang der Lerchen, die vom nahen Kornfeld emporſtiegen. Dort konnte man auch weit hinaus den Himmel ſehen, entweder überſäet mit flimmernden Sternen, oder ſtrahlend im Glanz der Sonne, die den grünen Rhein in flüſſiges Silber verwandelte und die ganze Natur verſchönte und belebte.

Dieſes „kleine Fleckchen gerettetes Paradies“ hatte ihr Vater ihr zurückgelaſſen, und dahin flüchtete ſich Anna Sophie, wenn die ſchwere Arbeit des Tages vollbracht war und ſie ausruhen durfte von ihren Mühen. Dort ſtand ſie Abends am Fenſter und ſchaute ſinnend und träumend hinaus in die allmälig ſich verdunkelnde Landſchaft, dort ſaß ſie Morgens und begrüßte die aufgehende Sonne, und las mit lauter Stimme, wie ſie es ſonſt bei ihrem Vater zu thun gepflegt, zuerſt einen Morgenſegen. Dann griff ſie mit begieriger Hand nach einer der drei großen, abgegriffenen Poſtillen, welche den Hauptreichthum der kleinen Bibliothek ausmachten, und die ſo wundervolle Darſtellungen und Geſchichten enthielten, nicht erfundene und erträumte Geſchichten, ſondern wirkliche Geſchichten, wie ſie ſich hier und dort bei den Völkern begeben. Aus dieſen Büchern ſog Anna Sophie alle ihre Kenntniſſe, aus ihnen lernte ſie nicht blos die großen Ereigniſſe der Weltgeſchichte und die großen Erfindungen der Menſchen, ſondern auch viele nützliche Rathſchläge und Erfahrungen, auf das Landleben und den Umgang mit der Natur bezüglich, waren dort mitgetheilt, und manche weiſe Lehre und manchen Troſt für ihr Gemüth verdankte ſie dieſen ehrwürdigen Poſtillen ihres Vaters. Von dem, was ſie geleſen, erzählte ſie in den Winterabenden den Mägden in der Spinnſtube, und bei dieſen Erzählungen flog der Faden des Flachſes den Mägden noch einmal ſo raſch durch die Finger, und jede war flink und friſch bei der Arbeit, und keine hatte mit dem Schlaf zu kämpfen und ließ die ermüdeten Hände ſinken. — Den nützlichen Kenntniſſen und Recepten, welche ſie ihren Poſtillen entnommen, hatte es Anna Sophie zu verdanken, wenn man ſie im ganzen Dorf als eine Art Schutzengel pries, der die Bäume und die Gärten, wie das Vieh behütete, und von dieſen die ſchädlichen Inſecten, von jenem die Krankheiten zu entfernen verſtand. Aber nicht

blos den Gewächsen und dem Vieh war die Tochter des Schulmeisters ein hülfreicher Engel, sondern auch den Menschen. Sie kannte Mittel gegen das Fieber und das Seitenstechen, und aus den Kräutern, welche sie sich auf der Wiese und im Walde suchte, wußte sie blutstillende, heilende Salben und stärkende Decocte zu bereiten, mit denen sie den verwundeten und erkrankten Dörflern in ihrer freudigen Dienstbereitwilligkeit stets Hülfe und Beistand gebracht. — Auch verstand Niemand so gut wie sie, dem Kranken das Kissen zurechtzurücken, mit liebevollen Worten seinen verzagenden Sinn aufzurichten und ihn zu trösten. Wenn ein gefährlicher Kranker im Dorf war, wenn

irgend eine Hausfrau durch Krankheit verhindert war für ihren Mann und ihre Kinder das Mittagessen zu besorgen, dann bot sich Anna Sophie unaufgefordert zur Hülfe an; dann entsagte sie der reichlich bezahlten Tagearbeit beim reichen Pachter und ging in die Hütte der Kranken, um sie zu pflegen und statt ihrer für Mann und Kinder zu sorgen.

Das ganze Dorf segnete sie daher und liebte sie, und alle Bursche wetteiferten um den Vorzug ihrer Liebe. Aber lange schien es, als wenn Anna Sophie in ihrer scheuen und wilden Jungfräulichkeit ganz unempfänglich sei für das zärtliche und leidenschaftliche Gefühl der Liebe; mit entsetzten Blicken floh sie vor Denen, welche um ihre Liebe warben, und gab den frohmuthigen Werbern immer nur eine fast zürnende, verneinende Antwort.

Wie es gekommen, daß der jüngste Sohn des alten Schäfer Buschmann endlich ihr Herz gewonnen und das Versprechen ihrer Liebe erobert hatte, das wußte sie selbst nicht. Freilich war er der schönste und stattlichste Bursche im Dorf, aber es war nicht deshalb, daß sie ihn liebte, denn so hatte sie ihn schon lange gekannt, und doch war er ihr ganz gleichgültig gewesen, und erst seit einigen Wochen liebte sie ihn. Weshalb und warum? Weil er sie so zärtlich liebte und ihr geschworen hatte, er würde sterben, wenn sie ihn verstieße? Das hatten schon manche der anderen Bursche auch gethan und ihr Herz war ganz gleichgültig dabei geblieben, und diese Drohung hatte sie gar nicht erschreckt. Was war es denn gewesen, was ihr stolzes und kaltes Herz gewonnen hatte? Der alte Schäfer, Karl Heinrichs Vater, war die Veranlassung gewesen, daß sie sich öfter sahen und sprachen. Zu ihm war sie Abends, wenn sie heimkehrte aus dem Pachthause, seit einigen Wochen immer gegangen, um ihm die Zeitungen und die fliegenden Blätter zu bringen, welche der gutherzige Pachter immer dem alten Manne sandte, welcher sechs Söhne bei der Armee des Königs hatte, und seinem Vaterlande sechs Krieger gestellt hatte. — Anna Sophie hatte, neben dem alten Mann

im Grase niederkauernd, ihm die Zeitungen und Flugblätter immer vorgelesen, und Beide hatten dann über diesen Krieg, welchen ihr König gegen seine übermüthigen Feinde begonnen, sich ernst unterhalten und die Ursache desselben sich erläutert und erklärt, und seine möglichen Folgen berechnet und prophezeit. — Wenn dann Karl Heinrich, welcher gleich Annen auf dem Pachthof arbeitete, heimkehrte, so hatte er sich zu ihnen gesellt und mit ihnen geplaudert, und mit ihnen sich begeistert für den großen und heldenmüthigen König, der so unverzagt und trotzig der Menge seiner Feinde entgegengezogen war und keine anderen Bundesgenossen hatte als sein Recht, seinen Muth und sein gutes Schwert. In der begeisterten Liebe für den großen König waren sich ihre Herzen zuerst begegnet, und daß Karl Heinrich bei Friedrichs Armee sechs Brüder besaß, das hatte in Annens Augen ihn selber zu einem Helden gemacht, und sie sah immer sein Haupt umwunden von den Lorbeern, welche seine Brüder auf dem Schlachtfelde gewinnen würden. — Sie liebte ihn wegen seiner Brüder, und weil sie stolz darauf war, die Braut eines Burschen zu sein, dem Jedermann mit den Augen folgte, wenn er vorüberging, indem man leise flüsterte: „es ist des alten Mannes liebstes Kind. Gott erhalte ihn für seinen Vater, dessen einzige Stütze er ist!"

An dieses Alles dachte der alte Schäfer jetzt, wie er da inmitten seiner Schafe auf der grünen Wiesenfläche saß und hinüberschaute zu dem Kornfeld des Pachters, wo sein Sohn und dessen Braut mit den andern Knechten und Mägden arbeiteten.

Gott sei Dank, murmelte der alte Mann, das ist die letzte Fuhre, die sie aufladen, und bald wird Anna Sophie bei mir sein. Ich habe den Postboten vorher schon in's Dorf gehen sehen, und jetzt wird der Herr Pachter die Zeitungen schon gelesen haben, und er wird sie Annen geben, damit sie mir daraus vorlese.

Und endlich war dieser glückliche Moment gekommen, endlich bewegte sich der schwerbeladene Erntewagen dem Gehöft des Pachters zu und die Knechte und Mägde zogen jubelnd hinterher. Die Sicheln, welche sie über ihre Schultern geschlagen hatten, blitzten im Licht der untergehenden Sonne und flackerten wie tanzende Irrlichter von dannen. In der Ferne verstummte das Jubeln und Lachen der Schnitter und die Ruhe des Abends breitete sich lächelnd und friedvoll über die ganze Gegend aus.

Der alte Hirte faltete fromm seine Hände und gedachte im stillen Gebet der fernen Söhne, die er Gott empfahl. Dann stand er auf von seinem Binsenstuhl, gab mit einem gellenden Pfiff seinem Phylax das Zeichen, daß er die Heerde heimwärts treiben solle in das Dorf auf den Pachthof, und schlug dann selber mit kräftigem Schritt den Weg dahin ein. Phylax mit seinen Schafen hatte ihn bald eingeholt, und da er vielleicht fand, daß sein Herr heute eiliger als gewöhnlich vorwärts schritt, duldete er auch nicht das geringste Zögern der Schafe, sondern trieb sie mit zürnendem Gebell zu heftigem Laufen an.

So kamen sie, nachdem hier und dort die Schafe vor den Häusern der Bauern, deren Eigenthum sie waren, stehen geblieben, und von der großen Heerde des Pachters sich getrennt hatten, auf den Pachthof an, und Phylax trieb mit geschäftiger Eile die Schafe in die weit geöffneten Thüren des großen Schafstalls, aus dessen Innern man das fröhliche und zitternde Geblöke der kleinen Lämmer vernahm, welche in sehnsuchtsvollem Hunger der Ankunft ihrer Mütter entgegensahen.

Vater Buschmann erwartete mit Ungeduld den Moment, wo das letzte der Schafe die Thür des Stalles passirt hatte, dann schritt er hastig vorwärts dem großen Pachthause zu, das dort drüben, jenseits dieses von großen massiven Scheunen zu beiden Seiten begrenzten Hofes, sich erhob.

Eben öffnete sich die Thür des Hauses, und Anna Sophie, ein Zeitungspapier in der Hand haltend, trat heraus und schritt mit fröhlichem Winken gerade auf den alten Hirten zu.

Vater, sagte sie, da habe ich die Zeitungen, und wir sind die Ersten, welche sie lesen. Der Pachter und die Frau Pachterin sind über Land gefahren, und da hat mir der Verwalter erlaubt, daß wir sie lesen. Und höre nur, Vater, er sagt, er habe flüchtig hineingesehen, und da habe so etwas gestanden von einem Sieg der Preußen.

Des alten Buschmanns Antlitz erglänzte vor Freude, und mit lebhafter Bewegung seine Hand auf Annens Schulter legend, wollte er sie mit fortziehen. Komm, komm, mein Kind, sagte er, laß uns in meine Hütte gehen. Da ist es still und heimlich, da wollen wir die Geschichte von dem Siege unseres Königs lesen!

Aber Anna Sophie schüttelte heftig ihr schönes Haupt. Nein, Vater, sagte sie, heute haben wir nicht das Recht, diese Zeitung für uns allein zu lesen. Die Siege des Königs gehören seinem Volke, gehören jedem seiner Unterthanen, und jedes Herz wird höher schlagen, wenn es von ihnen hört, und Jeder wird Gott danken, daß er die Waffen unseres Königs gesegnet hat, und ihn nicht von der Uebermacht seiner boshaften Feinde hat besiegt werden lassen. Wir haben nicht das Recht, mein Vater, unseren Männern und Frauen diese Freude vorzuenthalten! Das ganze Dorf muß daran Theil nehmen. Karl Heinrich ist mit Erlaubniß des Verwalters schon in's Dorf gegangen und ruft die Hausväter und Haus-

mütter zusammen, daß sie auf dem Rundplatz unter der großen Linde sich vereinigen. Seht nur, auch die Knechte haben sich beeilt, ihre Pferde abzusatteln und fertig zu machen, da kommen sie schon aus den Ställen, um auch hinunter zu gehen zu dem Lindenplatz. Komm also, Vater, laß uns auch dahin gehen und den Nachbarn und Freunden von der Siegesschlacht des Königs vorlesen. Der Sieg gehört dem ganzen Dorf, aber kommt einmal die Nachricht von einer verlorenen Schlacht, dann, Vater Buschmann, lesen wir die Zeitungen für uns allein!

Aber Gott verhüte, daß wir das jemals nöthig haben, sagte der alte Hirte, indem er mit Anna Sophie rüstig vorwärts schritt.

XXXI.

Der Schlachtbericht.

Auf dem Platz unter der großen Linde hatten sich schon die Bewohner des Dorfes versammelt, und als jetzt der alte Buschmann, auf Anna Sophiens Arm gestützt, rüstig daherschritt, begrüßte man ihn mit einem freudigen Jubelruf.

Anna Sophie schwenkte die Zeitung wie eine weiße Fahne hoch empor, und in ihrer freudigen Ungeduld den Greis hastiger vorwärts schiebend, rief sie: unser König hat eine Schlacht gewonnen!

Lautes Jauchzen und Rufen war die triumphirende Antwort.

Hat er die Franzosen oder die Oesterreicher geschlagen? fragte einer der Bauern, sich dichter an Anna herandrängend und hastig nach der Zeitung greifend.

Aber Anna entzog sie ihm mit einer schnellen Bewegung. Der Herr Verwalter hat mich hergeschickt, der Gemeinde die Nachrichten vorzulesen, sagte sie, und ich werd's thun!

Sagt nur, Anna, rief ein Anderer, hat er die Russen geschlagen, oder die verschmitzten Sachsen? Ich wünschte, er hätte sie Alle unter seine Füße getreten.

Er wird's thun, wenn er's noch nicht gethan hat, rief der alte Buschmann, Kinder, glaubt doch nur, unser König besiegt alle seine Feinde, denn er ist ein Held, und lauter tapfere Kerle fechten hinter ihm. Denkt doch nur an die dreißig frische Bursche, die unser Dorf allein ihm gestellt hat.

Lies, Anna Sophie, lies! rief der Chor der Neugierigen, und Anna Sophie, bereitwillig ihrem Rufen nachgebend, trat unter die große Linde und schwang sich empor auf die hölzerne Bank, welche den Baum umfaßte.

Vater Buschmann setzte sich zu ihren Füßen auf die Bank, einige Mütter und Greise folgten seinem Beispiel, während die jüngeren Männer und Frauen in dichtgedrängter Gruppe sich vor ihnen aufstellten und begierig zu dem jungen Mädchen emporschauten, das da oben stand und deren schönes und kühnes Angesicht vom glühenden Abendroth wie in Verklärung angeleuchtet ward. Die kleinen Buben, welche neugierig den Aeltern gefolgt waren, belustigten sich damit, auf der äußersten Grenze des Platzes Purzelbäume zu schlagen, und von dem unfern belegenen Ententeich ertönte das fröhliche Gequake der Gänse und Enten herüber.

Aber jetzt erhob Anna Sophie ihre Stimme und mit frischem fröhlichem Ton begann sie zu lesen. Es war eine blühende und begeisternde Schilderung des großen Schlachttages bei Lowositz, und Anna Sophie las sie mit immer höher erglühenden Wangen, mit immer athemloserer Hast. Und wie sie jetzt las von dem anfänglichen Unterliegen der Preußen, von dem weit überlegenen Heer des österreichischen Generals Brown, dessen mächtige Feuerschlünde Tod und Verderben in die Reihen der preußischen Krieger getragen, da schluchzten und wehklagten die Frauen leise, und selbst die Männer unterdrückten nur mühsam ihre Seufzer. Aber sie athmeten ein wenig auf, als sie hörten, wie der König, eine ganz neue Taktik einschlagend, zum Schutz seiner geschwächten Infanterie in die in der Mitte derselben entstandene Lücke einen Theil seiner Cavalerie einrücken ließ.*)

Doch ihr Muth sank bald wieder, wie der Bericht

*) Charakteristik des siebenjährigen Krieges. Th. I. S. 52.

erzählte, daß der anfängliche Vortheil sich bald wieder verlor, daß der Feind, in immer mächtigeren Colonnen heranrückend, fast schon begann, die Preußen zurückzudrängen, daß der linke Flügel der Infanterie, welchen der Herzog von Bevern commandirte, und der sechs Stunden ununterbrochen gefeuert hatte, anfing Mangel an Munition zu haben, während der österreichische General Wied, der den Posten von Lowositz vertheidigte, mit seiner erhaltenen Verstärkung das Feuer desto lebhafter unterhielt, und die verzagten preußischen Krieger laut wehklagten und jammerten nach Pulver und Patronen.

Anna Sophie hielt inne, ihr Herz klopfte so laut vor Angst, daß es ihr die Stimme versetzte, sie lehnte ihr Haupt zurück an den Baum und schloß die Augen vor Grauen und Entsetzen. Die Greise und Mütterchen, die zu ihren Füßen saßen, beteten und weinten leise, und aus dem Haufen der Männer und Frauen stieg ein dumpfes Gemurmel der Wehklage empor.

In ihrem Schrecken hatten die guten Leute vergessen, daß Anna Sophie ihnen nicht von einer Niederlage, sondern von einem Siege zu berichten hatte, und daß die Dinge sich daher doch zuletzt noch günstiger gewandt haben mußten.

Lies weiter, Anna Sophie, sagte der alte Hirte nach einer langen Pause. Wollen wir so feig sein, nicht einmal den Bericht hören zu können von dieser mörderischen Schlacht, in welcher unsere Söhne doch den Muth gehabt haben, zu kämpfen?

Lies weiter, lies weiter, Anna Sophie! rief man hier und dort, und Anna Sophie öffnete wieder die Augen und hob den herabgesunkenen Arm mit dem Zeitungsblatt wieder empor.

Wieder herrschte jetzt eine athemlose Stille. Anna Sophie las: „In diesem furchtbaren Moment fühlte der Herzog von Bevern, daß ein entscheidender Entschluß gefaßt werden müsse. Indem er mit gezogenem Degen vor die Fronte der verzagten Truppen sprengte, rief er: „Bursche, Ihr habt keine Munition mehr? Darüber seid unbekümmert! In welcher Absicht hat man Euch denn gelehrt, den Feind mit gefälltem Gewehr anzugreifen?“ — Diese Worte, ausgesprochen von einem geliebten und tapfern Anführer, wirkten auf die Soldaten wie ein Götterspruch. Sogleich schlossen sie ihre Reihen, und durch das Beispiel ihrer Officiere angefeuert, drangen sie mit Gewalt in den Feind. Umsonst eilte Graf Stahremberg mit sechs Bataillonen herbei; umsonst suchte Graf Wied die Häuser von Lowositz, wohin seine Grenadiere sich retteten, zu behaupten. Nichts konnte den Preußen widerstehen. Wie ein reißender Strom stürzten sie von der Höhe des Lowos, und Alles mußte ihrer ungestümen Tapferkeit weichen. Ein Theil der Oesterreicher stürzte sich in die Elbe und suchte durch Schwimmen sein Leben zu retten. Lowositz ward in Brand gesteckt, und Alles, was diesen Posten vertheidigen sollte, ergriff die Flucht. Die Preußen hatten einen vollständigen Sieg errungen.“ *)

Anna Sophie vermochte nicht weiter zu lesen. Das allgemeine Entzücken brach sich Bahn in lauten Jubelrufen, in Ausrufungen der Freude und des Glücks. Die Weiber umarmten mit Thränen der Freude ihre Männer, die Greise dankten Gott mit lauter Stimme, und die Buben, welche eine Zeit lang lauschend inne gehalten in ihren Belustigungen, schlugen jetzt um so kühnere und höhere Purzelbäume.

Anna Sophie allein sagte nichts. Sie hatte ihre hohe, schlanke und doch volle Gestalt ganz zurückgelehnt an den Baum. Ihr Antlitz flammte in einer dunklen Gluth, ein begeistertes Lächeln stand auf ihren halbgeöffneten Lippen, und ihre gen Himmel gerichteten Augen glänzten und funkelten wie die Sterne. Sie stand da, wie in einer Extase befangen, sie hörte gar nicht, wie der alte Buschmann ihren Namen rief und sie aufforderte, weiter zu lesen. Als er seinen Ruf wiederholte, schrak sie zusammen und ließ langsam ihren Blick vom Himmel niedergleiten auf die frohbewegte Menge, welche sie umgab.

Was willst Du, Vater? fragte sie, wie aus einem Traum erwachend.

Der alte Hirte erhob sich, und indem er sein Käppel von seinem weißen Haupte nahm, sagte er feierlich: Du hast uns jetzt von dem Siege gelesen, Anna Sophie, jetzt lies uns auch von Denen, welche den Sieg mit ihrem Leben erkauft haben. Lies uns die Liste der Gefallenen!

Ja, lies uns die Liste der Gefallenen! riefen die Anderen ihm nach, indem sie ehrfurchtsvoll ihre Häupter entblößten.

Anna folgte ihrem Willen, suchte in dem Zeitungsblatt nach dieser Liste und las. Langsam, wie einzelne Thränen, fielen die Namen der Gebliebenen von ihren Lippen, und immer mehr erhellten sich die Gesichter, denn — Keiner von den Ihrigen war darunter!

Plötzlich stockte Anna Sophie und ein leiser Schrei tönte von ihren Lippen. Dann schaute sie mit einem schreckensvollen Ausdruck hinunter zu dem alten Buschmann. — Vielleicht hatte der Greis ihren Blick verstanden, denn er schreckte leise zusammen und ließ einen Moment sein Haupt auf seine Brust sinken. Dann aber richtete er es stolz wieder empor, und einen fast gebieterischen Blick auf Anna Sophie werfend, sagte er: lies weiter, meine Tochter!

*) Charakteristik des siebenjährigen Krieges. Bd. I. S. 63.

Aber Anna Sophie vermochte es nicht. Das Zeitungsblatt zitterte in ihrer Hand und ihr Antlitz war leichenblaß geworden.

Lies weiter! wiederholte der Greis, indem er gebieterisch den Arm zu ihr emporstreckte. Lies, sage ich. Ich will es, ich, Dein Vater!

Anna seufzte tief auf. Nun denn, ich gehorche! sagte sie, und einen Blick voll unaussprechlichen Jammers auf den Greis werfend, ließ sie zwei neue Namen, zwei neue Thränen von ihren Lippen fallen.

Anton Buschmann, Friedrich Buschmann! las sie, und dann die athemlose Stille benutzend, fügte sie hastig hinzu: „Die beiden Brüder waren die Ersten gewesen, welche mit gefälltem Gewehr in den Feind eindrangen. Sie starben den Heldentod."

Sie schwieg; das Blatt entsank ihren zitternden Händen und flatterte wie mit einem leisen Seufzer zu des alten Schäfers Füßen nieder. Eine Todtenstille trat ein. Die von Thränen verdunkelten Augen der Menge waren auf den alten Buschmann gerichtet. Er hatte sich taumelnd, und wie vom Sturm zerschmettert, wieder auf die Bank niedergleiten lassen. Sein Haupt tief auf die Brust senkend, daß Niemand den Ausdruck seiner Züge gewahren konnte, die zitternden Hände im Schooß gefaltet, so saß er da, ein rührendes Bild des stummen Schmerzes. — Sein Sohn Karl Heinrich, der Anfangs in dem Trupp der Anderen gestanden, war jetzt leise zu ihm getreten, und sich zu ihm niederbeugend und seine Arme auf die Schultern des Greises legend, rief er ihn leise und mit zärtlichem Ton.

Der alte Schäfer schreckte empor. Er ließ seinen Blick von dem Sohn auf die Gesichter der Uebrigen schweifen und begegnete überall theilnehmenden Mienen und kummervollem Mitleid.

Nun, fragte er mit harter, rauher Stimme, warum weint Ihr denn? Habt Ihr nicht gehört, daß meine Söhne den Heldentod gestorben sind? Sind sie nicht gefallen für ihr Vaterland und ihren König? Zu weinen würde uns geziemen, wenn sie wie feige Memmen aus der Schlacht entflohen wären. Aber Anna Sophie hat's gelesen: „Sie starben den Heldentod." — Laßt uns also mit Liebe und Stolz an sie denken und für sie beten. Selig sind die Todten, denn sie werden Gott schauen.

Er sank auf seine Kniee nieder und murmelte leise vor sich hin fromme Gebete für die Ruhe der Todten, und jetzt erst flossen die Thränen, rollenden Perlen gleich, über seine Wangen hin. An seiner Seite knieten sein Sohn und Anna Sophie, und die Menge, überwältigt von Rührung und Theilnahme, war ihrem Beispiel gefolgt und flüsterte, auf ihren Knieen niedergesunken, die frommen Sterbegebete ihrer Kirche.

Plötzlich ward diese feierliche Stille von lautem Trommelwirbel und dem Getrabe von Pferden unterbrochen. Eine Compagnie Infanterie, den Trommler und Pfeifer an der Spitze, kam die große Straße des Dorfes heraufmarschirt und näherte sich den Dorfbewohnern, welche sich hastig von ihren Knieen erhoben hatten und mit gespannter Erwartung dem anrückenden Trupp entgegenschauten.

Es sind Preußen, sagte der Schulze des Dorfes, welcher sich auch unter der Menge befand.

Es sind Preußen, wiederholte die Menge mit erheitertem Gesicht, und die Männer, voran der Schulze, gingen ihnen entgegen und geleiteten sie bis in die Mitte des Platzes, wo der Zug Halt machte.

Dann näherte sich der Dorfschulze dem Officier, und sich in seiner Würde kundgebend, fragte er nach dem Begehr desselben.

Der Officier gab dem Trommler ein Zeichen, und nachdem dieser auf's Neue einen kräftigen Wirbel hatte ertönen lassen, zog er eine Rolle Papier hervor und entfaltete sie.

Die Dorfleute drängten sich in athemloser Spannung herzu. Dicht neben dem Officier stand der alte Schäfer, und neben ihm sein Sohn und Anna Sophie, die bleich und athemlos auf den Officier hinstarrte, der jetzt zu lesen begann.

Es war eine Aufforderung an die militairpflichtige, unverheirathete Mannschaft des Dorfes, sich zu den Fahnen des Königs zu stellen und ihren Platz einzunehmen in den Reihen Derer, die für das Vaterland kämpften. Die Erndte sei beendet, hieß es in dem Aufruf, und der König könne jetzt verlangen, daß die streitbare Mannschaft aller Städte und Dörfer zu ihm stoße, um seine Gefahren und seine Siege mit ihm zu theilen. — Der Officier beauftragte daher den Dorfschulzen, ihm eine Liste aller derjenigen Männer, die im Dorfe unverheirathet seien, morgen in der Frühe zu entwerfen, damit er dieselben aufrufen und zur weiteren Entscheidung und Bestimmung nach Cleve führen könne.

Ein dumpfes Gemurmel lief durch die Reihen der Zuhörer, als der Officier geendet. Die freudige und begeisterte Aufregung von vorher war jetzt einer allgemeinen Entmuthigung gewichen. Jedermann war mit Begeisterung bereit gewesen, den gewonnenen Sieg mitzufeiern, aber Siege erkämpfen zu sollen, das schien eine weniger begeisternde Zumuthung.

Der alte Schäfer schaute mit zürnenden Blicken umher im Kreise der Verzagten, und ein Ausdruck tiefer Verachtung flog einen Moment durch seine ehrwürdigen Züge. Dann wandte er sich zu dem Officier hin, und mit erhobener Stimme sagte er: ich hatte sechs Söhne bei der Armee. Zwei von

ihnen sind gefallen in der Schlacht von Lowositz, und mein armes altes Herz weint noch um die Todten, aber es ist doch auch wieder freudevoll, daß es dem König, welcher ruft, noch ein neues Opfer bringen kann. Ich habe noch einen Sohn; er ist unverheirathet und hat für Niemand zu sorgen, nicht für Weib und Kind, nicht für seinen alten Vater, der Gott sei Dank, noch Kraft genug in den Knochen hat, um sich selber zu ernähren. Gehe also hin, mein Sohn Karl Heinrich, Dein König ruft Dich,

gehe, und wenn es sein muß, so folge Deinen Brüdern in ihr Heldengrab.

Er schwieg und legte wie segnend seine Hand auf seines Sohnes Haupt. Aber Karl Heinrich schien die Begeisterung seines Vaters nicht zu theilen. Sein Gesicht war todtenbleich und seine ganze kräftige Gestalt erzitterte wie im Fieber.

Anna Sophie sah das, und jetzt erbleichte auch ihr vorher so strahlendes und freudiges Angesicht, jetzt senkte auch sie den Blick gleichsam beschämt zur Erde nieder. — Der Officier, dem die Niedergeschlagenheit der Bauern nicht entging, wollte ihnen Zeit lassen sich zu sammeln und zu erholen.

Lassen wir doch Alles dies bis morgen, sagte er. Morgen, Herr Schulze, werden Sie mir die Liste überreichen, und wir werden dann die unverheiratheten Bursche aussuchen, die, das bin ich überzeugt, mit tapferer Freudigkeit dem Kriegsruf ihres Königs folgen werden. Jetzt, Herr Schulze, bitte ich Sie, mich selber auf den Pachthof zu führen, wo ich übernachten will, und dafür zu sorgen, daß meine Soldaten auf dem Pachthof und im Dorf gutes Quartier finden.

Er nickte den Leuten freundlich zu und zog mit seinen Soldaten, geführt von dem Dorfschulzen, von dannen. Die Menge folgte ihnen stumm und staunend nach, und die muntere Dorfjugend umtanzte jubelnd und singend den stattlichen Zug.

XXXII.

Der Rekrutenschein.

Anna Sophie war gedankenvoll und sinnend in ihr einsames Haus zurückgekehrt, und es hatte ihr selbst in ihrem „Fleckchen des verlorenen Paradieses" nicht gelingen wollen, ihre Ruhe und Heiterkeit wiederzufinden. Ihre Gedanken waren mit stürmischer Sehnsucht hinausgeflattert aus diesem Kämmerlein, das ihr jetzt zum ersten Mal dumpf und öde erschien, nicht wie ein Fleckchen Paradies, sondern wie ein Zellengefängniß, wie ein schweigendes Grab. Zum ersten Mal heute sprachen ihre Erinnerungen nicht zu ihr, zum ersten Mal vergaß sie heute, als sie sich endlich auf ihr Lager warf, ihren Aeltern den Gutenachtgruß zuzurufen.

Aber auf ihrem Lager auch konnte Anna Sophie die gewohnte Ruhe nicht finden. Seltsame Bilder gaukelten vor ihren wachen Augen, wunderbare Träume umfingen ihre nicht schlafenden Sinne. Zuweilen schien es ihr, als ob der siegumstrahlte, lorbeergeschmückte König vor ihr stände und sie mit lächelnden Augen zu sich winkte, dann wieder meinte sie sich selber zu sehen, die flatternde Fahne in ihrer Hand, die Brust umhüllt von dem glänzenden Cüraß, voraufziehend den tapfern Kriegern, die ihr jubelnd Beifall zuriefen. Dann wieder sah sie sich verlassen, einsam mit klaffender Wunde in der Brust am Rande eines Grabens liegen, die brechenden Augen gen Himmel gerichtet und mit erkaltenden Lippen murmelnd: „es ist doch schön für das Vaterland zu sterben." — Dann war es ihr, als sähe sie die Brüder ihres Bräutigams sich von dem Schlachtfeld und aus der Reihe der Todten erheben und ihr winken mit blutenden Händen. Sie meinte zu hören, wie sie mit tonloser Stimme zu ihr sagten: „räche Du unsern Tod, da unser Bruder zu feig ist, es zu thun."

Und bei diesem Gedanken richtete sie sich empor und setzte sich aufrecht auf ihrem Lager hin. Er ist feig, murmelte sie, ich habe ihn erblassen und zittern sehen. Da fühlte ich es wie ein kaltes Schwert durch mein Herz gehen und ein scharfer Schnitt trennte das von meinem Herzen ab, was ihn geliebt hatte. O, er ist feig, und statt der Schlacht entgegen zu jubeln, zittert er vor ihr!

Sie schlug ihre Hände vor ihr Angesicht, als wolle sie die Nacht selber nicht die Röthe der Schaam sehen lassen, welche auf ihren Wangen brannte. So saß sie lange Zeit, ganz bewegungslos, ganz starr, lauschend auf die Stimmen, die in ihrem Innern erklangen und sie mit wunderbaren Worten und Zuflüsterungen bezauberten und zu sich lockten. So saß sie stundenlang, bis endlich der Morgen heraufdämmerte, bis die Sonne ihre ersten Strahlen durch das offen gelassene Fenster ihrer Kammer zu ihr sandte und sie weckte aus ihren halbwachen Träumen und Hallucinationen.

Anna Sophie schrak zusammen und sprang von ihrem Lager herab. Mit zitternder Eile kleidete sie sich an. Die Sonne war schon aufgegangen und Karl Heinrich erwartete sie gewiß schon am Waldesrand, wohin sie ihn gestern Abend noch beschieden hatte. — Als sie ihm gestern beim Abschied leise zuflüsterte, sie morgen früh bei Sonnenaufgang dort zu erwarten, da wußte sie selber noch nicht, was sie ihm eigentlich zu sagen hatte, weshalb sie ihn zum Stelldichein geladen. Nur das wußte sie, daß nicht die Sehnsucht, mit dem Geliebten eine ungestörte Stunde allein zu sein, sie dazu getrieben hatte. Anna Sophie kannte diese Sehnsucht nicht, ihr Herz war zu keusch, ihre Liebe zu kalt dazu. Sie hatte nur gefühlt, daß sie Karl Heinrich etwas zu sagen habe. Was es sei, das wußte sie gestern Abend selber noch nicht!

Aber heute Morgen wußte sie es, heute Morgen war ihr ganz klar, was sie wollte und was sie zu sagen hatte, und darum fühlte sie sich auch jetzt so freudig und leicht, darum war eine so begeisterte Entschlossenheit in ihr, ein so muthiges Wollen! Es war ihr, als habe ihre Seele Schwingen bekommen, als singe eine Lerche in ihr helle Jubellieder, und wie getragen von Begeisterung, kaum ihre Füße fühlend, verließ sie ihr Haus und eilte den Pfad durch die Wiese dahin, der zum Walde führte.

Am Waldesrand stand Karl Heinrich, und wie er seine Braut so stolz und lächelnd, so strahlend an Schönheit und Jugendmuth den Pfad daher kommen sah, schien es ihm, sie sei größer und schöner geworden. Und wie sie ihren Bräutigam, welcher ihr lächelnd jetzt entgegenschritt, ansah, schien es ihr, er sei kleiner und weniger hübsch geworden.

Als sie sich gegenüberstanden und sich die Hände reichten, schauten sie sich Beide fast verwundert an. Beide kamen sich fremd und verändert vor.

Anna Sophie, sagte Karl Heinrich endlich traurig, Du hast etwas gegen mich.

Ja, sagte sie, ja, ich habe etwas gegen Dich. Sonst würde ich Dich nicht hierher bestellt haben, wo uns Niemand hören kann. Wär's was Gutes und Liebes, was ich Dir zu sagen habe, so könnte die ganze Welt dabeistehen und es hören, da es aber etwas Schlimmes ist, so müssen wir allein sein dazu.

Sie schwieg und ließ sich langsam auf den moosbewachsenen Waldrand niedergleiten, indem sie Karl Heinrich stumm bedeutete neben ihr Platz zu nehmen. Er that es mit einer gewissen Scheu, er setzte sich nicht dicht zu ihr, wie er es sonst oft an dieser Stelle gethan, wenn sie Sonntags mit seinem Vater in den Wald gegangen waren, und, während der Alte zum erquickenden Schlummer sich unter einen Baum gelagert hatte, hier zärtlich miteinander geflüstert und gekost hatten.

Hier war's, Karl Heinrich, wo Du mir zuerst gesagt hast, daß Du mich lieb hättest, sagte Anna hastig.

Ja, hier war's, Anna Sophie, erwiderte er. Und Du sagtest mir damals auch, daß Du mich wieder lieb hättest, und daß Du mein Weib werden wolltest, wenn wir uns Beide genug erspart hätten, um eine Wirthschaft anfangen zu können. Aber ich hab' doch immer gefühlt, daß Du mir nicht so gut bist, wie die andern Mädchen im Dorf es ihren Liebsten sind. Du hast mir noch niemals Abends erlaubt, unter Dein Fenster zu kommen, ich hab' Dich noch niemals in den Arm nehmen und so herzhaft küssen dürfen, wie es die andern Bursche mit ihren Mädchen thun, und niemals, nein noch niemals hast Du mir freiwillig und unaufgefordert einen Kuß gegeben, selbst auf mein Bitten hast Du mich nur geküßt, wenn mein alter Vater und sein Phylax dabei waren.

Es liegt nicht in meiner Natur zärtlich zu sein, sagte Anna achselzuckend. In meiner Postille habe ich ein Märchen gelesen, darin kommt ein Mädchen vor, von der sie sagen, daß die böse Fee einen Reifen um ihr Herz gelegt hat, daß es nicht voll ausschlagen kann, und darüber weint das Mädchen und klagt immer: „ich kann nur lieb haben, aber ich kann nicht lieben." — So ist's mit mir vielleicht auch, aber ich weine nicht darüber, wie das thörichte Mädchen in meiner Postille.

War's das, was Du mir sagen wolltest? fragte Karl Heinrich fast spöttisch.

Sie sah ihn mit einem festen Blick an, welcher schnell wieder das spöttische Lächeln von seinen Lippen verscheuchte. Nein, Karl Heinrich, sagte sie, es war nicht das, was ich Dir sagen wollte.

So sprich das Andere, denn dies that mir weh, Anna Sophie, rief er ungeduldig.

Vielleicht wird's das Andere auch thun, Karl Heinrich, sagte sie traurig. Aber es muß doch heraus, und ich kann's nicht verschlucken. Höre, Karl Heinrich, und vergieb mir, wenn das, was ich sage, nicht wahr ist, höre, was ich Dir zu sagen habe! Ich fürchte, Du gehst nicht gern in den Krieg und Dein Herz klopft nicht hoch vor Freude bei dem Gedanken, daß Du bald ein Soldat sein wirst.

Nein, gewiß, da hast Du Recht, ich gehe nicht gern in den Krieg, rief Karl Heinrich lachend. Und wie soll' ich auch? Es ist ein wildes, unordentliches Leben, das Kriegsleben, und mir scheint, es ist gar nicht christlich, daß die Menschen, von denen doch der Herr Pfarrer sagt, sie sollten sich untereinander wie Brüder lieben, sich statt dessen Arm und Bein abhauen und aufeinander losgehen ohne Mitleid und Erbarmen, als wäre der Eine der Schlächter und der Andere der arme Ochse, der sich nur wehrt, weil er nicht sein Leben lassen möchte. Und weil Jeder der Schlächter und Keiner der Ochse sein will, darum ist es ja nur, daß Jeder tapfer einhaut und sich seiner Haut wehrt.

Es wäre traurig, Karl Heinrich, wenn es so wäre, wie Du sagst, rief Anna Sophie kopfschüttelnd. Aber es ist nicht so. Der tapfere Soldat denkt nicht, nein gar nicht, an sein eigen bischen Leben, sondern er denkt an sein Vaterland, für das er freudig sein Blut vergießen will, an den König, dem er Treue geschworen, an den Ruhm, den er sich selber erkämpfen will!

Karl Heinrich schaute verwundert in Anna's erregtes und erglühendes Angesicht. Woher weißt Du denn das Alles? fragte er. Wer hat Dir denn gesagt, daß der Soldat so denkt?

Ich hab's in meinen Büchern gelesen, Karl Heinrich. In meiner Postille steht die Geschichte von einem Manne, der heißt Leonidas. Der vertheidigte mit seinen achthundert Kriegern einen Engpaß gegen viele tausend Feinde. Er wußte wohl, daß er nicht siegen konnte, und alle seine Soldaten wußten es auch, aber sie wollten lieber den Heldentod sterben für's Vaterland, als feige und demüthig ihre Waffen niederlegen und um Gnade bitten! Also starben sie lieber Mann für Mann und thaten's freudig und mit Jauchzen!

Nun, da muß ich sagen, daß das recht dumme Narren waren, rief Karl Heinrich empört. Ich an ihrer Stelle hätt's nicht gethan, sondern gleich um Pardon gebeten.

Ich glaub's, daß Du das gethan hättest, Karl

Heinrich, sagte Anna sinnend. Und darüber habe ich die ganze Nacht mich besonnen, ob Du jetzt wohl gern und mit Freuden in den Krieg ziehst?

Ich? Gott bewahre, ich thu's nicht mit Freuden, und ich thu's gar nicht. Ich will heute früh noch zum Herrn Pfarrer gehen, damit er mir ein Zeugniß ausstelle, daß ich durchaus nicht in den Krieg gehen kann, weil ich meinen alten, schwachen und kränklichen Vater zu ernähren habe, und er verhungern müßte, wenn ich nicht da wäre.

Karl Heinrich, Dein Vater ist nicht kränklich und nicht schwach, und er wird nicht verhungern, wenn Du auch nicht da bist, denn er weiß sehr wohl sich selber zu ernähren.

Aber so alt wie er ist, kann er jeden Augenblick schwach und hinfällig werden und meiner Hülfe bedürfen. Ich würde Tag und Nacht keine Ruhe haben, wenn ich da draußen im Kriege wäre und dächte, daß mein alter Vater vielleicht krank und elend in seiner Hütte läge, und hätte Niemand, der ihn pflegte und ihm ein Stück Brot reichte.

Karl Heinrich, deshalb sei außer Sorgen, sagte Anna feierlich. Ich schwöre Dir, daß ich ihn lieben und für ihn sorgen will wie eine Tochter. Es soll ihm an nichts fehlen, und wenn er nicht mehr arbeiten kann, nun, so habe ich gesunde Hände, um für uns Beide arbeiten zu können. Geh' also ruhig in den Krieg, ich bleibe an Deiner Stelle hier zurück.

Nein, nein, rief Karl Heinrich erbleichend, ich will nicht in den Krieg gehen. Ich kann mich von Dir nicht trennen, Anna Sophie, und ich will's auch nicht. Du hast mir geschworen, daß Du mein Weib werden willst, und so will ich den Herrn Pfarrer bitten, daß er uns noch heute zusammenthut. Dann werden sie mich nicht von hier fortnehmen können, denn dann bin ich verheirathet und habe für meinen Vater und meine Frau zu sorgen!

Nicht für mich, Karl Heinrich, denn ich werde Dich jetzt noch nicht heirathen. Haben wir uns denn schon so viel gespart, um uns einen Hausstand einrichten zu können? Ist denn jetzt die Zeit, um Hochzeit zu machen und sich ein Nest zu bauen, während Sturm und Krieg wie ein Würgengel durch das Land braust und Unglück und Verderben überall ausstreut? Nein, nein, Karl Heinrich, wir können jetzt nicht heirathen.

Weil Du nicht magst, Anna Sophie. Aber Du sollst mögen! Ich habe einmal Dein Wort, und Du mußt es halten! Ach, Anna Sophie, ich hab' so eine Sehnsucht, Dich meine Frau nennen zu können.

Aber ich hab' gar keine Sehnsucht darnach, sagte sie trocken, indem sie ruhig seine Arme, welche sie umfangen wollten, zurückwehrte. Nein, Karl Heinrich, gar keine Sehnsucht zu heirathen, und — ich will Dir etwas sagen, wenn Du mich gern heirathen möchtest, und zwar heute noch, so geschieht das nicht aus Liebe von Dir, sondern weil Du Dich gern retten möchtest!

Er schlug vor ihren großen, durchdringenden Augen, die so forschend auf ihm ruhten, den Blick zu Boden. Retten? Wovor retten, Anna Sophie?

Davor, Karl Heinrich, daß Du Soldat werden sollst! Denn ich habe gestern Abend auf Deinem Gesicht gelesen, daß Du keinen Muth hast!

Das hast Du gelesen?

Ja, Karl Heinrich, ich hab' auf Deiner Stirn gelesen, daß Du Dich fürchtest.

Nun denn, sagte er nach einer Pause, ja, Anna Sophie, Du hast recht gelesen. Ich habe keinen Muth, und ich fürchte mich! Ich bin's nicht gewohnt, ruhig stehen zu bleiben, wenn Einer sein Gewehr auf mich anlegt, zu schreien: es lebe der König! wenn die Kanonenkugeln um mich herumsausen, einzuhauen auf Menschen, die mir nie etwas gethan haben und denen ich auch nie etwas thun möchte. Wenn ich nur daran denke, Anna Sophie, daß man mich zwingen wollte, das zu thun, so zittere ich und mein Herz steht still. Verlange also nicht, Soldat zu werden, denn ich sage Dir, wenn ich in den Krieg gehen muß, so werde ich in der nächsten Schlacht davonlaufen und wieder hierher kommen. Mögen sie mich nachher einfangen und als Deserteur erschießen, ich will lieber so sterben, als auf andere Menschen schießen!

Anna Sophie stieß einen Schrei des Entsetzens aus und sprang empor. Ich hab's gedacht, sagte sie leise, und die Arme über die Brust zusammenlegend, ging sie langsam und sinnend auf und ab.

Karl Heinrich schaute verwundert und mit forschenden Blicken zu ihr um, aber er hatte nicht den Muth, sie anzureden, denn sie kam ihm heute so verwandelt und verändert vor, und wär's nicht lächerlich zu denken, so hätte er fast gemeint, er fürchte sich vor ihr. Es lag etwas so Stolzes, Kaltes in ihrem Wesen, sie war von einer so vornehmen Schönheit heute, daß er ordentlichen Respect vor ihr empfand, daß er dachte, so müsse eine Königin aussehen, wenn sie sich einmal als Bäuerin verkleidete.

Eben wie er das dachte, blieb Anna Sophie vor ihm stehen und sah mit einem sanften, fast gnädigen Blick zu ihm nieder. Karl Heinrich, sagte sie, Du darfst nicht in den Krieg gehen. Ich werd's nicht leiden.

Karl Heinrich schrie laut auf vor Entzücken und sprang empor. Du willst mich also heirathen, Anna Sophie? rief er jubelnd. Du willst meine Frau werden, damit ich hier bleiben kann? Du hast mich also doch so lieb, daß Du mich nicht lassen willst?

Er wollte sie umarmen, aber sie wehrte ihn zurück. Nein, sagte sie, ich will Dich nicht heirathen. Aber Du darfst doch nicht in den Krieg gehen, denn wenn Du als Deserteur heimkehrtest, so würde das Deinem Vater das Herz brechen, und es wäre eine Schande, nicht blos für mich, sondern für das ganze Dorf. Ueberlege also wohl, was Du sagst und was Du denkst! Vielleicht täuschest Du Dich über Dich selber, vielleicht bildest Du Dir nur ein, daß Du nicht in den Krieg gehen magst, weil Du an Deinen alten Vater und an mich denkst und uns nicht verlassen möchtest. Frage Dein Gewissen und Dein Herz, und denke, daß Gott Deine Antwort hört, Karl Heinrich! Glaubst Du, daß Du wirklich keinen Muth hast und daß Du aus der Schlacht weglaufen würdest?

Ich glaub's, so wahr mir Gott helfe, Anna Sophie. Nein, ich glaub's nicht blos, ich weiß es ganz gewiß! Es ist gegen meine Natur, tapfer zu sein. Ich bin nicht dazu erzogen, und ich kann's daher nicht. Ich bin ein tüchtiger Ackersmann, aber ich würde ein sehr schlechter Soldat sein und der König würde keine Freude an mir erleben.

Anna Sophie seufzte tief auf und schlug beide Hände vor ihr Gesicht. So stand sie lange ächzend und leise wimmernd ihrem Verlobten gegenüber, und er sah, wie zwischen ihren Fingern dicke Thränen hervorquollen und auf das Moos und Gras zu ihren Füßen niederfielen, wo sie wie helle Thautropfen in der Sonne funkelten.

Warum weinst Du denn, Anna Sophie? fragte er ganz verwundert. Was hat Dich denn auf einmal so traurig gemacht?

Sie ließ ihre Hände von ihrem Antlitz gleiten und schüttelte heftig den Kopf. Ich weine gar nicht mehr, sagte sie. Es ist schon vorüber. Es sind meine letzten Thränen gewesen. Jetzt laß uns ruhig überlegen und bedenken, was zu thun ist. Du darfst nicht Soldat werden!

Aber sie werden mich zwingen, es zu werden, denn ich bin ein gesunder, kräftiger Bursche und sie brauchen große und starke Leute zum Todtschießen!

Anna Sophie richtete sich stolz empor, und sich mit ihm Schulter an Schulter stellend, sagte sie: ich bin gerade so groß wie Du!

Es ist wahr, rief Karl Heinrich mit einem harmlosen Lächeln, Du hast meine Größe. Nun, ich denke, Anna Sophie, wir werden dereinst schmucke und schlanke Kinder haben!

Sie zuckte leicht mit den Achseln und sah ihn mit einem seltsamen Blick von der Seite an.

Ich bin ebenso gesund und kräftig als Du, sagte sie, und meine Augen sehen ebenso scharf, und meine Hand ist ebenso sicher! Wenn ich Karl Heinrich Buschmann wäre, würde ich einen sehr guten Soldaten abgeben, denn ich habe Muth, und wenn die Kanonenkugeln um mich flögen, würde ich nicht zittern.

Aber Du bist zu meinem Glück nicht ein Mann, lachte Karl Heinrich, sondern Du bist die schöne Anna Sophie, welche meine Frau wird, es noch heute wird, um mich damit von dem Krieg und dem Soldatenstande zu erretten.

Nein, Karl Heinrich, erst muß der Krieg zu Ende sein und Karl Heinrich Buschmann muß heimgekehrt sein als tapferer Soldat, wenn ich mit ihm Hochzeit machen soll.

Du meinst? — fragte er mit zitternden Lippen, Du meinst, daß ich doch Soldat werden muß?

Sie werden's Dir nicht erlassen, denn Du hast's selbst gesagt: Du bist ein stattlicher Bursche, kräftig und gesund, Du bist unverheirathet und hast Niemand zu ernähren, denn Dein Vater bedarf Deiner nicht. Weshalb sollten sie Dich also nicht nehmen, da der König Soldaten braucht.

Es ist wahr, murmelte Karl Heinrich ganz niedergeschlagen, weshalb sollten sie mich nicht nehmen! — Dann nach einer Pause rief er ganz verzweiflungsvoll: Aber ich will nicht Soldat werden! Ich kann's nicht! Denn es ist wahr, ich bin feig, ich habe keine Courage. Das ist ein angebornes Ding, Niemand kann's sich geben und ich hab's nicht! Ich kann also nicht Soldat werden.

Und Du sollst es auch nicht! sagte Anna Sophie ganz entschlossen.

Wie willst Du's ändern?

Ich werde statt Deiner Soldat werden!

Karl Heinrich sah sie mit weit aufgerissenen Augen an. Erst hatte er Lust zu lachen, als er aber in ihr ernstes, erglühtes Antlitz sah, als er darin einen festen, kühnen, unwiderruflichen Entschluß erkannte, ward er ganz ernsthaft.

Ich will's und ich kann's, denn ich habe viel Muth, und wenn ich an den Krieg denke, so klopft mein Herz, aber nicht vor Angst, sondern vor Freude, und ich meine, es giebt keinen schöneren und seligeren Tod, als zu sterben unter dem Donner der Kanonen, unter den Siegesliedern der vorwärtsstürmenden Freunde, zu sterben mit der Fahne in der Hand, und während das Blut aus der Wunde quillt, zu rufen: „Es lebe das Vaterland! Es lebe der König!"

Sie sah so wunderbar strahlend und begeistert aus, ihre Gestalt richtete sich so majestätisch empor, ein so kühnes Feuer blitzte aus ihren Augen, sie schien so ganz verändert in Gestalt und Ausdruck, daß Karl Heinrich entsetzt vor ihr zurückwich.

Anna Sophie, mir graut vor Dir, sagte er schau-

bernd, Du siehst ganz anders aus, wie sonst, Du bist nicht mehr die, welche Du gestern warst!

Nein, sagte sie, das bin ich auch nicht. Gestern war ich Anna Sophie Detzloff und heute werde ich noch Karl Heinrich Buschmann sein. Sage nichts dagegen, es muß so sein! Du sollst Deinem Vater nicht das Herz brechen, Du sollst dem Dorf keine Schande machen. Der König hat Dich gerufen, Du mußt seinem Ruf folgen! Nur werde ich für Dich gehen, nur wirst Du ruhig Dein Korn dreschen, Dein Heu einfahren, Deinen Acker bestellen und Deinen lieben alten Vater pflegen, während ich für Dich in's Feld ziehe und für Dich fechte.

Anna Sophie, rief Karl Heinrich mit überströmenden Augen, so sehr liebst Du mich, daß Du für mich das Leben wagen willst?

Sie schüttelte langsam und sinnend ihr Haupt. Ich weiß nicht, ob ich es aus Liebe thue, sagte sie, ich thu's nur, weil ich muß, und weil's keinen anderen Ausweg giebt, uns Allen zu helfen. Laß uns nicht weiter darüber reden. Sage nur, daß Du's annimmst.

Es ist unmöglich, Anna Sophie!

Sage nur, daß Du's annimmst und Alles wird möglich sein.

Ich kann's nicht annehmen, es wäre eine Schande für mich!

Sie preßte ihre Zähne fest auf einander und ihre Augen sprühten helle Zornesflammen Höre nur das Eine, sagte sie. Ob Du nun gehst oder bleibst, ich bleibe doch nicht hier. Ich ziehe doch fort, mein Glück zu versuchen. Ich habe bis jetzt mich noch niemals glücklich gefühlt, vielleicht werde ich es im Kriege. Weil ich nichts zu verlieren habe, kann ich noch Alles gewinnen. Nun sage, willst Du mich statt Deiner Soldat werden lassen?

Wenn Du's durchaus verlangst, will ich es thun, Anna Sophie, sagte Karl Heinrich traurig. Du sagst, Du hast nichts zu verlieren, aber ich, ich habe Dich zu verlieren, und das will ich nicht. Weil Du mir also böse sein würdest und ich Dich vielleicht verlöre, wenn ich „Nein" sagte, nun, so will ich lieber „Ja" sagen!

Anna Sophie stieß einen Freudenschrei aus und zum ersten Mal umarmte sie Karl Heinrich unaufgefordert und drückte freiwillig einen Kuß auf seine Lippen.

Ich danke Dir, Karl Heinrich, sagte sie, nun werden wir Alle glücklich werden!

Karl Heinrich seufzte; es schien ihm gar nicht, als ob Anna Sophiens Prophezeihung wahr werden könne.

Jetzt aber, fuhr sie eifrig fort, jetzt laß uns überlegen, was wir zu thun haben!

XXXIII.

Der Abschied vom Dorfe.

Dank dieser Ueberlegung begab sich Karl Heinrich im Laufe des Vormittags mit den anderen Burschen zum Dorfschulzen, wo der Officier sie besichtigte und diejenigen unter den Burschen auswählte, welche für dies Mal ausgehoben werden sollten. — Als der Officier Karl Heinrichs Namen nannte und ihm sagte, daß er sich unter den Erwählten befände, wunderte dieser sich gar nicht und sein Antlitz blieb heiter und lachend, während die übrigen Bursche still und nachdenkend vor sich hinschauten. Nur, als der Officier Jedem von ihnen einen gedruckten Zettel, den er mit ihrem Namen bezeichnet hatte, übergab und ihnen befahl, damit noch heute nach Cleve zu wandern und sich zur Einkleidung auf dem Militairamt zu stellen, da erbat sich Karl Heinrich für seine Person auf einen Tag Urlaub. Er habe noch mancherlei Anordnungen zu treffen, sagte er, für seinen Vater zu sorgen, und wolle ihm sein bischen Hab und Gut und das Stück Ackerland, das er von seiner Mutter geerbt, noch gerichtlich verschreiben.

Der Officier bewilligte ihm den Urlaub für diesen Tag, aber die übrigen Bursche, welche für Niemand zu sorgen hatten und gar nicht aus dem Dorf gebürtig waren, hieß er noch heute ihre Wanderung antreten.

Karl Heinrich verließ mit heiterem Gesicht die Wohnung des Dorfschulzen, aber statt in das kleine Haus, welches er mit seinem Vater bewohnte, zu gehen, wanderte er zuerst nach dem alten Schulhaus, wo seine Braut wohnte.

Sie stand vor der Thür und erwartete ihn.

Nun, fragte sie hastig, wie geht es?

Es geht Alles gut, sagte er traurig. Ich muß Soldat werden. Da ist der Rekrutenschein.

Er hielt ihn ihr entgegen, sie griff darnach mit hastiger Hand und verbarg ihn in ihrem Busen. Jetzt, sagte sie, hast Du weiter nichts mehr zu thun, als mir morgen Abend einen vollständigen Anzug von Dir zu bringen.

Meinen Sonntagsstaat, Anna Sophie. Er ist noch ganz neu, ich wollte ihn auf der Kirmeß zuerst tragen.

Ich werd' ihn Dir nicht ruiniren, sagte sie lächelnd. Du weißt die Adresse des Kaufmanns in Cleve, wo ich das Packet mit Deinen Kleidern hintragen will. Es sind ehrliche Leute und sie werden Dir nichts nehmen. Nächsten Sonntag gehst Du zur Stadt und holst Dir Alles wieder.

Du willst den Anzug nicht einmal zum Andenken an mich behalten? fragte Karl Heinrich traurig.

Das Andenken liegt nicht im Rock, es liegt im Herzen, Karl Heinrich, und es wird besser aushalten, wie ein Rock, der abgetragen und schlecht wird. Auch ist's ja gar nicht möglich, daß ich Dich vergessen könnte, Karl Heinrich, denn ich werde ja Deinen Namen tragen.

Du wirst ihn von nun an Dein ganzes Leben tragen, Anna, denn wenn Du heimkehrst, dann hältst Du Dein Wort und wirst meine Frau. Du hast es mir ja versprochen, Anna Sophie, und nicht wahr, Du wirst es da draußen im Kriege nicht vergessen? Du wirst wiederkommen und mich heirathen?

Wie kann ich wissen, ob ich wiederkomme? sagte sie ausweichend. Der Tod geht immer hinter dem Soldaten her und auf dem Schlachtfeld hält er seine Ernte. Vom Heirathen läßt sich erst reden, wenn der Krieg zu Ende ist! Aber jetzt, Karl Heinrich, ist's Zeit schlafen zu gehen. Du hast morgen viel zu thun und ich auch. Wir müssen Beide unser Haus bestellen, Du zum Schein, und damit Niemand Etwas merkt, ich im vollen Ernst. Gute Nacht also, Karl Heinrich!

Nicht einmal einen Kuß giebst Du mir zur guten Nacht, Anna Sophie? fragte er traurig, als sie seinem Andrängen fast unwillig auswich.

Ein Soldat küßt keinen Mann, sagte sie mit einem mühsamen Lächeln, es müßte denn ein Kamerad sein, der sterbend neben ihm auf dem Schlachtfelde liegt. Den mag er küssen, aber keinen andern. Gute Nacht, Karl Heinrich! — —

Und Anna trat in ihr Haus zurück, dessen Thür sie hinter sich verriegelte. Dann zündete sie sich Licht an und schritt hinauf in die kleine Dachkammer, in das „Fleckchen vom verlorenen Paradiese."

Da setzte sie sich nieder an dem Schreibtisch ihres Vaters, und einen großen Bogen Papier vor sich ausbreitend, begann sie zu schreiben.

Es war ihr Testament, welches sie aufsetzte, und sie that es mit fester, sicherer Hand. Zuerst nahm sie darin Abschied von allen Leuten im Dorf und bat sie um Verzeihung, daß sie ihnen Kummer machen müsse. Aber sie könne es nicht mehr aushalten in der Hütte, wo sie ohne ihre lieben Eltern sich so einsam und verlassen fühle, schrieb sie. Das ganze Leben sei ihr zum Ueberdruß, und da nun ihr Bräutigam auch zur Armee gehen wolle, wüßte sie gar nichts mehr damit anzufangen. — Dann vertheilte sie ihr bischen Hab und Gut und bestimmte für alle ihre Freundinnen irgend ein kleines Andenken, ein Tuch, ein Band ihres Sonntagsstaates. Ihre Kleider vertheilte sie unter die Mütter des Dorfes, ihr Haus aber, mit Allem was darin war, vermachte sie dem alten Vater Buschmann, und bat ihn, wenigstens im Sommer immer darin zu wohnen.

Dann, nachdem sie so ihr Haus bestellt hatte, legte sie sich ruhig auf ihr Lager hin, um nach so vielen Anstrengungen und Kämpfen zu ruhen und zu schlafen. — Im Traum war es ihr, als sähe sie ihre Aeltern, welche ihr zunickten und sie küßten und segneten!

Gestärkt und erhoben von diesem Traum erwachte Anna Sophie am nächsten Morgen und sprang freudig von ihrem Lager empor. Sie wußte nun, daß das, was sie vorhabe, recht und gut sei, denn sonst würde ihr Vater und ihre Mutter nicht mit ihr zufrieden gewesen und ihr nicht erschienen sein. — So ging sie mit frohem Muth an die Geschäfte des Tages, welcher der letzte sein sollte, den sie in der Heimath verlebte. — Zuerst ordnete sie ihre eigenen kleinen häuslichen Angelegenheiten, packte ihre wenige Leibwäsche zu einem Bündelchen zusammen und säuberte und putzte dann das ganze Haus, daß es glänzend und schmuck aussah wie zu einem Fest. — Dann kleidete sie sich selber sorgfältiger an, wie gewöhnlich, und ihr Testament zusammenfaltend und in ihren Busen steckend, verließ sie ihr Haus. — Mit heiterm und ruhigem Angesicht wanderte sie die Straße durch das Dorf dahin, und die Frauen, welche sie so eilig und schweigsam dahingehen sahen, fragten sich verwundert untereinander, wie es wohl kommen möge, daß die fleißige Anna Sophie heute feiere und nicht zur Arbeit auf den Pachthof gegangen sei. Als sie aber ihr nachschauend gewahrten, wie sie den Weg zur Pfarrwohnung einschlug, da verwunderten sie sich nicht mehr, denn sie hatten Anna Sophie schon oft dahin gehen sehen, um sich für irgend einen Armen oder Kranken im Dorf den Beistand des Pfarrers zu erbitten.

Aber heute war Anna Sophie für sich selber zu dem frommen, alten Pfarrer gegangen, um ihm zum letzten Male zu beichten. Er kannte sie so lange sie lebte. Er hatte sie getauft und ihr zum ersten Male das Abendmahl gegeben. Ihm hatte sie immer ihre geheimsten Gedanken gebeichtet und er hatte ihr mit einem liebevollen Lächeln für das, was sie ihre Sünden nannte, Absolution ertheilt. Von ihm durfte sie nicht fürchten, daß er das heilige Geheimniß der Beichte verrathen würde, und vor ihm schüttete sie daher sonder Rückhalt ihr ganzes Herz aus. — Der alte Pfarrer war tief bewegt über das, was er vernahm, und indem er sie segnete, entfielen seinen Augen Thränen, welche Anna, als sie auf ihre Hand niederträufelten, andächtig fortküßte.

Dann, nachdem Anna Sophie einen langen und gerührten Abschied genommen von dem alten Pfarrer und die Spur der Thränen aus ihren Augen verwischt hatte, verließ sie die Pfarrwohnung und begab sich zu dem alten Vater Buschmann, der heute seine Schafe auf der Wiese am Rande des Waldes hütete. Er saß zur Seite des kleinen Fußpfades, auf derselben Stelle, wo Anna Sophie gestern mit seinem Sohn gesessen und wo über das Schicksal ihres ganzen Lebens entschieden worden war. — Wie der Greis sie kommen sah, winkte er ihr mit der Hand und nickte ihr freundlich den Willkommengruß entgegen.

Ich habe Dich gestern den ganzen Tag nicht gesehen, Anna Sophie, sagte der Greis, als sie jetzt vor ihm stand, mein Herz ist mir ganz schwer davon geworden, und es war mir immer, als fehlte mir Etwas.

Dafür will ich auch heute den ganzen Tag bei Dir bleiben, Vater, sagte sie, indem sie sich neben ihm niedersetzte und ihn zärtlich küßte. Ich bin heute nicht auf Arbeit gegangen, denn mir thut's Herz weh, und da will ich ausruhen.

Dir thut's Herz weh, weil der Karl Heinrich fort muß, nicht? fragte der Greis mit listigem Augenzwinkern. Du möchtest lieber, er bliebe daheim und würde nicht Soldat, nicht wahr?

Nein, Vater, das möchte ich nicht, rief sie lebhaft. Möchtest Du's?

Der alte Mann blickte sinnend eine Zeit lang vor sich hin. Dann sagte er: Weh thut es mir allerdings, daß er geht, denn, siehst Du, Anna Sophie, er war das letzte Licht aus meiner Jugendzeit, und wenn er fort ist, wird's recht dunkel um mich sein und recht einsam und still. Es that mir wohl, sein hübsches, kräftiges Gesicht zu sehen, ihn dann und wann Abends und Morgens ein lustiges Liedchen singen zu hören, und wenn Ihr Beide Hand in Hand neben mir auf der Bank vor meiner Hüttenthür saßet, so war's mir, als wär' ich selber wieder jung geworden und säß' mit meiner lieben Alten da so zärtlich Hand in Hand, wie wir's zu thun pflegten, als wir Beide noch jung waren. Der Karl Heinrich wird alle meine schönen und besten Erinnerungen mitnehmen, und ich verliere nicht blos ihn allein, wenn er jetzt fortgeht, sondern auch meine ganze Vergangenheit.

Du möchtest also lieber, daß er hier bliebe, Vater? fragte Anna dringend.

Ich sage Dir, ich möchte es wohl, wenn es nur ginge, aber es geht doch nicht! Sein König hat ihn gerufen, und da muß er gehorchen.

Aber vielleicht wär's zu machen, daß er bliebe, Vater. Wenn Du sagen wolltest und ich es Dir aufschreiben sollte, daß Du schon zu alt und zu schwach wärst, um Dich selber zu erhalten und bätest daher Dir Deinen einzigen Ernährer und die Stütze für Dein Alter zu lassen, vielleicht würden die hohen Herren in Cleve sich erweichen lassen.

Der Greis schüttelte langsam und bedächtig sein Haupt. Nein, sagte er. Das wollen wir nicht versuchen, denn es wäre ein Betrug und würde uns keine Ehre bringen. Ich bin nicht so schwach, daß ich mir mein Brot nicht selber verdienen könnte, und für Karl Heinrich wär's eine Schande, wenn ich ihn losbettelte. Die Leute könnten denken, er sei feig und habe nicht genug Courage, um in den Krieg zu gehen.

Meinst Du denn, daß es eine so große Schande ist für einen Mann, wenn er keine Courage hat? fragte Anna Sophie mit einem seltsamen Ausdruck von Angst und gespannter Erwartung.

Ich mein's, sagte der Greis ruhig. Das ist so schlimm für den Mann, als es für die Frau ist, wenn man sagt, sie habe keine Tugend!

Anna Sophiens Antlitz nahm einen strahlenden Ausdruck an; sie hob die großen schwarzen Augen zum Himmel empor mit einem Blick voll Andacht und Dank. — Dann, ihrer tiefen inneren Bewegung nachgebend, warf sie ihre beiden Arme um des Greises Hals und ihr Haupt an seine Schulter gelehnt, weinte sie bitterlich.

Der Greis ließ es ruhig geschehen. Er drückte sie zärtlich an sich und flüsterte ihr zuweilen einige trostreiche, liebevolle Worte zu. Er meinte ihren Kummer zu verstehen und die Quelle ihrer Thränen zu kennen. Er dachte sie weine, weil sie eben die letzte Hoffnung verloren habe, den Bräutigam bei sich zurück zu behalten und ihn dem gefährlichen Kriegsleben zu entziehen.

Weine nicht mehr, Anna Sophie, sagte er endlich. Deine Augen werden ganz roth davon und das wird den Karl Heinrich traurig machen, wenn er es sieht.

und wird ihm den Abschied erschweren. Sieh, da kommt er über die Wiese her, gerade auf uns zu. Weine nicht mehr, mein Kind.

Anna richtete sich mit einer zuckenden Bewegung von seiner Schulter empor und trocknete hastig ihre Augen. Ich weine nicht mehr, Vater, sagte sie. Und ich bitte Dich von ganzem Herzen, sag's dem Karl Heinrich nicht, daß ich geweint habe. Sag's nicht, Vater, wenn Du mir einen Liebesdienst erzeigen willst. Ich will auch versprechen, daß ich gar nicht mehr traurig, sondern von ganzem Herzen vergnügt sein will.

Nun, ich werde schweigen, aber halte Wort und sei vergnügt, damit wir den armen Jungen nicht traurig machen!

Ich werd's thun, Vater!

Und Anna Sophie hielt Wort. Sie nahm eine heitere und vergnügte Miene an und hieß Karl Heinrich mit munterem Gruß willkommen und plauderte und scherzte mit dem Alten, während Karl Heinrich immer trauriger und stiller ward, je näher der Abend kam und je tiefer die Sonne hinabsank hinter der grünen Hügelkette da drüben am Rhein.

Endlich war's Zeit, die Heerde heimzutreiben, denn die Sonne war untergegangen und Phylax hatte schon alle Schafe zusammengetrieben. Der alte Mann erhob sich, und seine Blicke andächtig zum Himmel emporrichtend und die Hände fromm in einander faltend, sagte er: nehmt jetzt Abschied, meine Kinder. Ihr werdet lange keinen Sonnenuntergang mit einander erleben! Nehmt also Abschied und schwört Euch hier im Angesicht Gottes und seiner schönen Welt, daß Ihr Euch immer treu bleiben, Euch immer lieben wollt!

Karl Heinrich sah mit einem schüchternen, flehenden Blick auf Anna Sophie hin, aber sie wandte ihr Auge von ihm ab.

Wir haben uns Alles, was wir uns zu sagen hatten, schon gesagt, Vater, sagte sie ruhig, und so wollen wir uns den Abschied nicht ohne Noth noch schwer machen und uns rühren!

O, mir macht's den Abschied leicht, wenn ich Dir schwören kann, daß ich Dir treu bleiben und Dich ewig lieben werde! rief Karl Heinrich lebhaft. Mögen auch viele Jahre vergehen, ehe wir uns wiedersehen, Anna Sophie, ich werde niemals aufhören, Dich zu lieben und an Dich zu denken!

Das werde auch ich thun, Karl Heinrich, sagte Anna Sophie feierlich, ich werde jeden Tag und jede Stunde an Dich denken! Dein Name wird immer auf meinen Lippen sein!

Karl Heinrich erblaßte. Er verstand das Zweideutige dieses Gelöbnisses und es legte sich wie die kalte Schneide eines Schwertes auf sein Herz.

Gute Nacht jetzt, Anna Sophie, sagte der Greis, dessen Gebet zu Ende war. Morgen Abend, wenn Du von der Arbeit kommst, erwarte ich Dich hier. Wir werden einander viel zu erzählen und viel zu trösten haben. Gute Nacht, Anna Sophie!

Gute Nacht, Vater, flüsterte sie mit von Thränen erstickter Stimme, indem sie einen heißen Kuß auf seine Lippen preßte.

Der alte Mann umarmte sie zärtlich und flüsterte in ihr Ohr: Weine jetzt nicht, Anna Sophie. Morgen Abend wollen wir zusammen weinen!

Anna Sophie riß sich heftig aus seinen Armen los. Gute Nacht, Vater, sagte sie, und dann, indem sie forteilte, warf sie das Haupt noch einmal zurück zu ihrem Bräutigam.

Wann gehst Du fort nach Cleve, Karl Heinrich? fragte sie.

Heute Abend zehn Uhr, sagte er. Ich will die Nacht hindurch wandern, denn die Morgen sind schon sehr heiß, und morgen früh acht Uhr muß ich in Cleve sein. Ich komme noch vor Deine Thür, Anna Sophie, und nehme den letzten Abschied.

Es ist gut, sagte sie kurz, indem sie sich abwandte und rasch von dannen eilte.

Und endlich war es Nacht. Der Wächter im Dorfe hatte schon die zehnte Stunde verkündet, hinter den kleinen grünen Fensterscheiben der Bauerhütten waren längst die Lichter erloschen und das geschäftige Geräusch des Tages war der tiefsten Stille gewichen. Das ganze Dorf ruhte aus von der Arbeit des Tages. Aller Augen waren geschlossen; Niemand sah, wie Karl Heinrich Buschmann jetzt mit einem Paquet unter dem Arm dahergeschritten kam und den Weg nach dem einsam belegenen alten Schulhause einschlug. Niemand sah es, als der Mond, der da oben glänzend und hell am Himmel stand und die Wege des einsamen Wanderers erleuchtete.

Karl Heinrich hatte nicht nöthig anzuklopfen, Anna's Thür war heute zum ersten Mal für ihn nicht verschlossen. Er durfte ungehindert eintreten mit seinem Paquet, in welchem sich der Anfang von Anna Sophiens Zukunft, ihre erste Männerkleidung befand.

Eine halbe Stunde später, nachdem Karl Heinrich in das Schulhaus eingetreten war, öffnete sich die Thür desselben wieder und eine hohe, schlanke Männergestalt trat heraus, eine zweite folgte ihr.

Der Mond sah Alles. Er sah, daß dieser Mann, mit dem Hut auf dem Kopf, das weiße, runde Bündel an dem Wanderstab über die Schulter gehangen, daß dieser Mann kein Anderer war, als Anna Sophie Detzloff, die Tochter des Schulmeisters.

Der Mond sah Alles. Er sah auch, daß dieser andere Mann, welcher hinter ihr stand, und dessen

Gesicht so bleich war, nicht weil ihm der Mond in's Angesicht schien, sondern weil er so traurig und voll bittern Kummers war, daß dieser Andere der feige Karl Heinrich war, der muthig genug war, seine Braut statt seiner in den Krieg gehen zu lassen!

Der Mond sah, wie die Zwei jetzt zum letzten Mal sich die Hände reichten und einander Lebewohl sagten.

Laß mich noch ein Stück Wegs mit Dir gehen, Anna Sophie, sagte Karl Heinrich. Die Nacht ist so einsam und Du kommst bald durch einen großen Wald. Da ist es besser zu Zweien hindurch zu gehen, denn es ist so finster und schauerlich da. Laß mich bis zum Ende des Waldes mit Dir gehen, Anna Sophie.

Mir graut nicht vor dem Walde, Karl Heinrich, sagte sie sanft. Die Sterne stehen über mir und bewachen mich, und der Mond wird mir leuchten, damit der Wald nicht gar so finster ist. Ich muß meinen Weg fortan immer allein gehen, und vor nichts auf der Welt darf mir grauen, auch vor dem Tode nicht. Bleibe also hier zurück, Karl Heinrich, und hab' wohl Acht, daß Dich Niemand morgen den Tag über in meiner Hütte sieht. Es wird Niemand morgen dorthin kommen, denn ich habe gesagt, daß ich auf einen Tag über Land gehe zu meiner Tante. Ich habe Dir Essen bereitet für den ganzen Tag. Der Tisch ist für Dich gedeckt und oben in der Kammer findest Du schöne Bücher, um darin zu lesen. Einen Tag wirst Du's wohl aushalten und morgen Nacht bist Du erlöst. Leb' also wohl, Karl Heinrich.

Anna Sophie, geh' nicht fort, bat er weinend und zitternd. Laß mich lieber selbst gehen. Ich werde mein Herz zwingen, muthig zu sein, ich werde selber gehen. Bleibe Du hier!

Es ist zu spät, sagte sie, und Du kannst es auch nicht, Karl Heinrich. Dir graut schon vor dem finstern Wald, und Du bedenkst nicht, daß das, was hinterm Walde kommt, noch viel schlimmer ist. Laß es jetzt genug sein, Karl Heinrich. Der Abschied ist genommen und es ist vorbei! Küsse den Vater von mir, und zuweilen, wenn Ihr Abends vor der Hausthür auf der Bank sitzt, dann erinnere ihn an mich.

Ich werd's thun, Anna Sophie, flüsterte Karl Heinrich.

Aber Anna Sophie achtete nicht darauf. Sie hatte sich abgewandt und schritt rüstig die Straße dahin.

Der Mond sah Alles! Er sah die Thränen, welche sich langsam aus Anna's Augen stahlen und ihr selber unbewußt über ihre Wangen niederrollten, während sie mit hastigem Schritt der Heimath den Rücken wandte und einem Leben voll Gefahr, Entbehrung und Noth entgegenschritt.

Der Mond sah Alles! Er sah Karl Heinrich, welcher, an der Thür ihres Hauses gelehnt, mit weit aufgerissenen Augen, mit athemlosem, zitterndem Herzen ihr nachschaute, bis er nichts mehr von ihr sehen konnte, nicht einmal das weiße Bündel, das ihr über der Schulter gehangen, und das lange noch wie ein weißes Irrlicht dahingetanzt war, als er Anna's Gestalt nicht mehr wahrnehmen konnte.

Dann trat Karl Heinrich Buschmann zurück in das Haus seiner Braut und schloß die Thür hinter sich zu. Sein Herz war schwer und kummervoll, am meisten deshalb, weil er fühlte, daß er sich seiner selbst zu schämen habe. Er bereute, was er gethan, aber es fehlte ihm doch die Kraft, es zu ändern, und indem er bereute und um Anna weinte, freute er sich doch heimlich, daß er daheim bleiben konnte, daß er nicht nöthig hatte, in den wilden, fürchterlichen Krieg zu gehen.

Am Morgen des zweiten Tages nach Anna Sophiens Abreise waren alle Bewohner des Dorfes Brünen in einer mächtigen Aufregung. Zwei Neuigkeiten beschäftigten Alt und Jung. — Karl Heinrich Buschmann war aus Cleve zurückgekehrt. Man hatte ihm den Bescheid gegeben, daß er diesmal noch entbehrt werden könne und daß man ihn bis zur nächsten Aushebung zurückstellen wolle. — Die zweite Nachricht war, daß Anna Sophie nicht von ihrem Besuch bei ihrer Tante zurückgekehrt sei.

Man erwartete sie mehrere Tage lang, und als sie auch dann nicht heimkehrte, ging Karl Heinrich hinüber auf das Dorf, wo ihre Tante wohnte. — Aber er kehrte mit betrübtem Gesicht wieder heim. Anna Sophie war nicht dort und ihre Tante hatte sie gar nicht gesehen!

Was war aus ihr geworden? Wo war sie geblieben? Niemand wußte es sich zu erklären! Viele sprachen von Selbstmord. Sie habe sich im großen See unweit vom Dorfe ertränkt, sagten sie, aus Kummer über ihres Bräutigams Abreise. — Der Herr Pfarrer eiferte sehr heftig dagegen. Als die Tante aber kam, um Anna Sophiens Hinterlassenschaft in Besitz zu nehmen, da mußte er wohl das Testament zum Vorschein bringen, welches Anna Sophie ihm gegeben, und welches den alten Schäfer Buschmann zu ihrem Erben einsetzte. —

Und jetzt zweifelte Niemand mehr, daß Anna Sophie Detzloff sich selber den Tod gegeben. Sie war und blieb verschwunden, und Jedermann beklagte den armen Karl Heinrich, der seitdem immer so still und traurig war und seine frühere Heiterkeit ganz verloren zu haben schien aus Gram um seine Braut, die schöne Anna Sophie Detzloff.

XXXIV.

Der Gefangene.

Zwei Jahre waren vergangen, seit Friedrich von Trenck in der Festung von Magdeburg schmachtete. Zwei Jahre! Was ist das für den, welcher arbeitet, lebt, ringt und kämpft! Eine kurze Spanne Zeit, vorüberflatternd mit rasch beflügelten Schwingen, und in der Erinnerung sich zusammenfassend zu wenigen bedeutsamen Momenten!

Zwei Jahre! Was ist das für den Gefangenen? Eine graue, undurchdringliche Ewigkeit, in welcher der träge herniederrieselnde Wassertropfen der Vergänglichkeit nur ganz langsam und schläfrig den harten Stein des Lebens aushöhlt, um ihn zu einem Grabe umzuschaffen für dieses zeit- und existenzlose Wesen, welches kaum mehr den Muth hat, sich Mensch zu nennen.

Zwei Jahre des vergeblichen Harrens, des vergeblichen Hoffens, der immer sich erneuernden Täuschung, der stets vereitelten Arbeit. Das ist die Existenz, welche Trenck gehabt hatte, seit er zuerst die Thore der Citadelle Magdeburg durchschritt und als Gefangener in dieselbe einregistrirt ward!

Er hatte seitdem viel bittere Enttäuschungen, viel geheimes Leid erduldet. Er hatte die Menschennatur in ihrer ganzen Bosheit und Gemeinheit, in ihrer Geldgier und Bestechlichkeit, aber auch in ihrer Größe und Erhabenheit, in ihrer Güte und Treue kennen gelernt. — Es gab unter den Festungs-Commandanten und Officieren, die ihn zu beaufsichtigen gehabt, grausame und verhärtete Herzen, welche sich heimlich ergötzten an seinen Qualen und glaubten, ihrem König, dessen persönliche Feindschaft gegen Trenck man nur zu wohl kannte, wohlgefällig zu sein, wenn sie den wehrlosen Gefangenen mit raffinirter Grausamkeit behandelten. Aber er hatte auch wieder unter ihnen mitleidsvolle, warme Menschenseelen gefunden, die seines Unglücks sich erbarmten und gern bereit waren, ihm heimlich einige Erleichterungen seines traurigen Schicksals zu verschaffen. Und dann: niemals war die Nacht seines Kerkers ganz finster und undurchdringlich gewesen, denn immer hatte ein Stern der Hoffnung, der Liebe und der Treue sie durchleuchtet. Dieser Stern, der ihn an die schönsten und heiligsten Erinnerungen seiner Jugend, seiner Freiheit, seines ganzen Lebens gemahnte, dieser Stern hieß Amalie!

Sie hatte niemals aufgehört an ihn zu denken, für ihn zu sorgen, für seine Befreiung zu arbeiten. Sie hatte immer Mittel gefunden, ihn mit Geld, mit Hülfe, mit dienstbereiten Freunden zu versehen. Aber alles dies hatte doch nur dazu gedient, sein Unglück noch zu vergrößern, die Mauern seines Kerkers noch zu verengen und seine Ketten noch schwerer zu machen. — Denn der Verrath und der böse Zufall hatten alle Fluchtversuche vereitelt und in einem Moment die mühevolle und traurige Arbeit langer Monate vernichtet.

Durch Verrath des treulosen Barons von Weingarten, welcher die Rolle des Unterhändlers zwischen Trenck und der Prinzessin übernommen, war der erste, der sicherste Fluchtversuch mißlungen. Sechs Monate lang hatte Trenck mit rastloser Mühe, mit unerhörter Anstrengung an einem unterirdischen Gange gearbeitet, der zu seiner Befreiung führen sollte. Alles war vorbereitet und geordnet. Der treue Grenadier Gefhardt, den Prinzessin Amalie für Trenck gewonnen, hatte ihn mit den nöthigen Geräthschaften versehen und ihm heimlich durch das Gitter seines Kerkers stärkende Speisen zugeworfen, damit er sich kräftige zu seiner riesigen Arbeit. Es fehlte nun nichts mehr, als Geld, um einen Kahn zu miethen, der, wenn Trenck seinen Kerker verlassen, ihn über die Elbe setze, Geld, um dann schleunig und rasch seine Flucht fortsetzen zu können! Gefhardt hatte es übernommen, den Brief, in welchem Trenck die Prinzessin Amalie um die Mittel zu seiner Flucht bat, zu besorgen. Er hatte diesen seltsamen Brief, dessen Papier ein Stückchen Leinewand von Trencks zerrissenem Bettuch, dessen Dinte Blut aus Trencks Adern war, durch seine Geliebte, die Jüdin Rebecka, nach Berlin und an Weingarten gesandt. Und Weingarten hatte die durch Pöllnitz von der Prinzessin erhaltenen zweitausend Thaler nicht an Rebecka gegeben, sondern er hatte sie für sich zurückbehalten und dem König von Preußen den Fluchtversuch Trencks verrathen.

Das war kurz vor Weingartens eigener Flucht geschehen, und während dieser die Früchte seines Verrathes in voller Freiheit genoß, mußte Trenck von der Citadelle noch tiefer hinabsteigen in das furchtbare und grausige Gefängniß, das auf besonderen Befehl des Königs in den unteren Casematten eigends für Trenck gebaut und eingerichtet worden. — Denn

der König, gereizt durch Trencks nie endende Fluchtversuche, die ihn für die ganze Garnison von Magdeburg zu einem interessanten und bewunderten Märtyrer machten, der König wollte dieser Garnison und allen seinen Soldaten ein abschreckendes Beispiel geben, mit welcher unnachsichtigen Strenge die Verbrechen der Subordination gestraft würden, und wie alle List und alle Energie vergeblich sei, um der rächenden Hand der königlichen Gerechtigkeit sich zu entziehen. — Trenck, der Anfangs in Glatz nur zu einem halben Jahre Festungsarrest verurtheilt gewesen, hatte durch stets erneuerte Fluchtversuche, durch Gewaltthätigkeiten und wilde Ausbrüche seines Zornes es dahin gebracht, daß er zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt, in einem unterirdischen Kerker schmachtete, der auf ausdrücklichen Befehl des Königs so eingerichtet war, daß es zu seiner Bewachung gar keiner Schildwachen und Soldaten, daß es nur eines Gefangenwärters bedurfte, um die vier Thüren dieses Corridors zu schließen, welcher in die grausige, dumpfe Höhle führte, in welcher Trenck schmachtete. — Und es war für den Gefangenwärter ganz so ungefährlich, diesen Gefangenen zu bewachen, als es ungefährlich ist, dem Löwen, welchen man an eine Kette gelegt hat, so weit zu nahen, als er, von seinen Fesseln gehemmt, nicht gelangen kann.

Man hatte Trenck in Fesseln geschmiedet wie ein wildes Thier. Eine Kette klirrte an seinem Fuß, ein eiserner Gürtel umgab seinen Leib, und an diesem hing die Kette, welche an der dicken, beweglichen Eisenstange, die in die Wand gemauert war, befestigt worden. Eine andere Eisenstange, an deren beiden Enden sich Handschellen befanden, hielt seine Hände gefesselt.

Man würde ein Thier nicht so grausam gemartert und gefesselt, man würde Mitleid gehabt haben mit seinen Qualen und aus Erbarmen mit einem gnädigen Schlag seinem Leben ein Ende gemacht haben! — Aber dieses Geschöpf, welches da Folterqualen erlitt und stöhnend mit seinen Ketten klirrte, dieses Geschöpf war ein Mensch und man hatte daher kein Mitleid mit ihm; man würde es für ein Verbrechen gehalten haben, seinem Leben heimlich ein Ende zu machen, aber man hielt es für kein Verbrechen, ihn nur langsam, Tag um Tag, zu Tode zu martern. — Der König hatte dem Commandanten Bruckhausen die Bewachung Trencks zur strengen Pflicht gemacht, er hatte ihm gesagt, daß, wenn es dem Gefangenen gelänge, zu entweichen, der Commandant nicht allein seiner Stelle und seines Ranges entsetzt würde, sondern auch die leergelassene Stelle in Trencks Gefängniß einzunehmen habe. Das war eine zu furchtbare Drohung für den ehrgeizigen und hartherzigen Commandanten Bruckhausen, um ihn nicht die streng-

sten Vorsichtsmaßregeln treffen zu lassen. — Er war es daher gewesen, der ihn in Ketten hatte schmieden lassen, er hatte die künstliche Construction dieser Fesseln ersonnen, und so oft er zur Visitation des Gefangenen in seinen Kerker kam, freute er sich mit stolzer Genugthuung seines Werkes, wenn er sah, wie der Gefangene kaum im Stande war, seine schweren Fesseln zu tragen, wie er kaum vermochte zur Linken und zur Rechten zwei Schritte weit zu gehen oder den zinnernen Trinkkrug mit seinen durch Eisenstangen auseinander gehaltenen Händen zum Munde zu führen. Und so oft der grausame Mann den Kerker des Gefangenen verließ, sprach ein Ausdruck höhnischer Freude aus seinen Zügen, und mit wilder Lust murmelte er: „Der wird mir nicht entwischen. Den habe ich für immer zahm gemacht!"

Aber Trenck war nicht zahm gemacht, sein Muth war nicht gebrochen! In dieser zerfallenen, zerriebenen und ausgemergelten Gestalt wohnte immer noch eine jugendkräftige starke Seele, unter diesem groben Hemd, dessen rauhe Musketierleinewand seine Haut blutig rieb, schlug noch immer ein glühendes, lebenskräftiges Herz! — Man hatte ihn in Ketten geschmiedet, von denen man glaubte, daß sie unzerreißbar seien! Trenck allein glaubte nicht daran. Er glaubte an die Zaubermacht seines Willens und seines guten Sterns, der ihm noch nicht erloschen war.

Man hatte in der Wand, an welcher die Kette befestigt war, mit rothen Ziegelsteinen seinen Namen eingemauert, man hatte die Stelle, welche seine Füße betraten, mit einem großen Leichenstein bezeichnet, auf dem sich ein Todtenkopf und sein Name „Trenck" befand. Unter diesem Leichenstein befand sich seine Gruft; und wenn man diese feuchten Wände, von denen das Wasser herniedersickerte, die dunkle Höhle, welche sechs Monate hindurch von keinem Strahl des Lichts erhellt ward, betrachtete, so hätte man meinen sollen, dieser Leichenstein werde bald emporgehoben, diese Gruft werde bald sich öffnen müssen, um den armen Gefangenen aufzunehmen, an dessen Grabe keine anderen Thränen fließen sollten, als die Thränen dieses feuchten Gemäuers, das weicher und mitleidsvoller zu sein schien, als die harten Menschen!

Aber Trenck glaubte nicht daran. Der Todtenkopf und der mit seinem Namen bezeichnete Leichenstein schreckten ihn nicht. Es war für ihn weiter nichts, als eine immer sich erneuernde Warnung, sich zusammenzuraffen und dieser Drohung des Todes die feste Zuversicht des Lebens entgegenzusetzen.

Wenn sein Kerker finster war und von keinem Strahl des Lichts erhellt, so lehnte er sich an die Mauer und schloß die Augen, und seine glühende Phantasie gehorchte sofort seinem Willen und malte ihm zauberhafte Bilder seiner Vergangenheit. Der Gefangene im groben Wollenkittel, mit den Ketten an Händen und Füßen, verwandelte sich sodann in den von Glück und Liebe emporgehobenen Günstling der Fürsten und Großen, in den Liebling der schönsten und lieblichsten Frauen, in den bewunderten Cavalier, den beneideten Höfling!

Wenn der Hunger ihn trieb, sich mit dem harten schweren Brot, das seine einzige Nahrung bildete, zu sättigen, und mit dem trüben schlechten Wasser, das in dem zinnernen Krug sich befand, seinen Durst zu stillen, so dachte Trenck dabei an die lucullischen Mahle, die er an den Tafeln der russischen Großen, an der Seite des allmächtigen russischen Ministers Bestuschew eingenommen, so erinnerte er sich der fabelhaften Pracht, welche ihn dort umgeben, und der tiefen Ehrfurcht, welche man ihm, dem Günstling des Günstlings einer Kaiserin, damals gezollt.

Wenn jetzt Niemand ihm ein Wort des Trostes und der Theilnahme zuflüsterte, weil jeder noch die strenge Wachsamkeit des Commandanten fürchtete, wenn der Gefangenwärter täglich schweigend kam, um ihm mit mürrischer Geberde sein Brot und Wasser hinzusetzen und ohne Wort und ohne Gruß ihn wieder zu verlassen, so erinnerte sich Trenck dieser schönen und heiligen Stunden, in welchen die Liebe ihm ihre süßesten Worte und ihre zärtlichsten Namen zugeflüstert! Und diese Liebe lebte noch! Sie wachte und leuchtete über ihm als sein schönster und letzter Stern. Weshalb sollte Trenck also verzagen, da die Liebe noch lebte, für ihn lebte!

Nein, er wollte nicht sterben, er wollte unter diesem Leichenstein nicht eingescharrt werden. Außerhalb dieser dicken feuchten Wände lag die Welt, die schöne, blühende Welt! Es war nur nöthig diese Ketten abzustreifen, die mit schweren Riegeln verwahrten fünf Thüren, welche den Corridor abschlossen, die zu seinem Kerker führten, zu öffnen, und das Leben, die Freiheit, die Welt, die Ehre und die Liebe gehörten ihm wieder!

Und ist der Menschenwille nicht mächtiger als Ketten und Riegel? fragte sich Trenck. Hat der Geist nicht Schwingen, die ihn in entfesseltem Flug aller Kerker und aller Qualen spotten lassen?

Trenck war im Geiste frei, denn er glaubte an die Freiheit! Wenn die Ketten ihn umklirrten, so war es ihm nur, als ob sie leise ihm das Lied von der baldigen Freiheit sängen, als ob sie mit melodischem Geflüster ihn mahnten, sie abzustreifen und wieder ein freier, glückseliger Mensch zu werden!

Und endlich eines Tages vermochte er diesem Geflüster und diesen lockenden und mahnenden Stimmen nicht länger zu widerstehen. Wenn es ihm gelang, diese Ketten abzustreifen, so war der erste

Schritt zu seiner Befreiung schon geschehen, und es blieb nur noch übrig, die fünf Thüren zu öffnen.

Er hatte durch langes Beobachten und Betrachten derselben bemerkt, daß die innerste Thür seines Kerkers von Holz sei, und der treue Gefhardt, der gestern draußen vor der vergitterten Schießscharte, welche das Fenster seines Kerkers bildete, Wache stand, hatte auf sein Befragen ihm leise erwidert, daß auch die anderen Thüren nur von Holz seien. Ihm verdankte Trenck außerdem dieses kleine scharfe Taschenmesser, den kostbarsten Schatz, den er jetzt nur besitzen konnte, denn mit ihm mußte er suchen, sich zu befreien.

Aber die Ketten! Zuerst mußten die Ketten gelöst werden. Zuerst mußte die rechte Hand frei sein. Und sie ward's! Ob auch das Blut ihm unter den Nägeln hervorspritzte, es gelang Trenck endlich doch, seine Hand durch die breite Eisenschelle hindurch zu zwängen. Die Freiheit hatte ihn mit ihrem ersten Lächeln begrüßt. Aber die Handschelle der linken Hand war zu eng, um auch dieser seine Hand zu entwinden. Es mußte auf andere Weise geschehen! Mit seiner Kette gelang es ihm, einige Stücken Ziegelstein von seinem gemauerten Sitz loszuschlagen. Sie dienten ihm als Feile, mit denen er an den nur nachlässig verschmiedeten Stiften der Handschelle so lange wetzte, bis er diese herausziehen und so auch seine linke Hand befreien konnte.

Der Ring um seinen Leib war nur mit einem Haken an der Kette, die in der Mauer hing, befestigt. Sich mit den Füßen gegen die Wand stemmend, und nun mit aller Kraft sich vorwärts biegend, gelang es ihm, diesen Haken so weit aufzubiegen, daß er die Kette mit den Händen herauszuheben vermochte.

Nun fehlte nur noch, die schwere hölzerne Kette zu lösen, die seine Füße fesselte und unterhalb in der Mauer befestigt war. Mit beiden Füßen drehte er dieselbe zusammen, dann schleuderte er mit herkulischer Gewalt von der Mauer sich vorwärts und zwei Glieder der Kette sprangen auf einmal!

Er war frei! Frei wenigstens, um sich aufzurichten, um in seinem Kerker umherzugehen. Mit einem Gefühl unaussprechlichen Wohlbehagens richtete er seine riesige Gestalt empor, es entzückte ihn, die Arme ausbreiten zu können, und er that's so weit, so mächtig, als wolle er die ganze Welt, welche ihn da draußen erwartete, an seine Brust drücken.

Hätte der Commandant Bruckhausen eben einen Blick in diese dumpfe lautlose Höhle werfen können, so würde er gezittert haben vor Zorn und Entsetzen, wenn er diesen ungefesselten, freien Menschen gesehen, der da mit leuchtenden Augen, mit einem glücklichen Lächeln in seinem Kerker stand und mit emporgehobenen Armen die Geister der Unterwelt, die hier hausen mochten, beschwor, ihm ihren Beistand zu leihen.

Aber der Commandant lag in sorgloser Sicherheit auf seinem weichen seidenen Lager und sein Auge war geschlossen, er konnte nicht hineinschauen in diese Höhle, wo ein Mensch mit hochklopfendem Herzen, aber schweigend, der Freiheit entgegenjubelte und sich anschickte, ihr in die Arme zu eilen.

Tappend und auf den Zehen vorwärts schleichend gelangte er endlich zu der Thür seines Kerkers, und vor derselben niederkniend, nahm er sein Messer und versuchte unten an der nach inwendig sich öffnenden Thür ein kleines Stückchen auszuschneiden, um die Dicke der Mauer zu erproben. Es war nur eine kurze Arbeit, die Thür bestand nur aus einfachen eichenen Bohlen, und es konnte daher keine große Schwierigkeit haben, die Stelle, wo das Schloß saß, zu umschneiden, um dasselbe herauszuheben.

Einmal diese Ueberzeugung gewonnen, schlich Trenck vorsichtig zu seinem Lager hin, um zu ruhen. Denn heute noch das Werk der Befreiung zu beginnen war unmöglich. Die Nacht war schon vorgerückt und jeden Morgen um acht Uhr kam der Schließer, um zu visitiren und ihm sein Brot und seinen Krug Wasser zu bringen. Die Zeit bis dahin war nicht ausreichend, um das Werk der Befreiung zu vollenden.

Trenck mußte also die Stunde der nächsten Visitation erst vorübergehen lassen, ehe er seine Arbeit beginnen konnte. Er mußte warten. Aber was waren ihm, welcher Jahre lang gewartet hattte, was waren ihm diese wenigen Stunden! Nur ein kurzer Moment, kaum ausreichend, sich an sein Glück zu gewöhnen, um mit Ruhe den Gedanken zu erfassen: „ich werde frei sein! Dies ist die letzte Nacht meiner Gefangenschaft!"

Aber, da er noch ausharren mußte im Kerker, konnte er mindestens einen lange entbehrten Genuß haben. Er konnte sich auf seinem Lager ausstrecken, er konnte seine Glieder auf demselben dehnen und strecken, ohne von den schweren Fesseln gemartert und zerdrückt zu werden, ohne bei jeder Bewegung das Geklirr der fürchterlichen Ketten zu hören!

Mit welchem Behagen, mit welchem Entzücken er sich jetzt auf die Matratze niedergleiten ließ, wie er Gott dankte für dieses lang entbehrte Glück! Wie süß sein Schlaf und wie köstlich seine Träume waren!

Gestärkt und gekräftigt erwachte er in der Frühe des nächsten Morgens. Jetzt war's Zeit sich zur Visitation vorzubereiten, die Ketten wieder anzulegen, und den Platz auf dem Leichenstein wieder einzunehmen!

Seine an Finsterniß gewöhnten Augen entdeckten bald das gesprungene Glied der Kette, das er in seiner Matratze verbarg. Dann band er mit der Hälfte seines Haarbandes die beiden Enden der Kette,

welche seine Füße hielt, zusammen, hing die zweite Kette wieder um den eisernen Leibring, und nun blieb nur noch übrig, die eiserne Stange mit den Handschellen wieder anzulegen. Die linke Hand, an welcher er die Schelle geöffnet und den Stift herausgefeilt hatte, war leicht zu befestigen, aber die rechte Hand wollte sich nicht wieder durch die Schelle zwängen lassen. Es war ihm gestern Abend in der furchtbaren Aufregung gelungen, sie gewaltsam hindurch zu schieben, aber die Folge davon war gewesen, daß sie hoch geschwollen war, und allen Versuchen widerstand.

Trenck nahm wieder sein Stückchen Ziegelstein zur Hand und suchte auch an dieser Schelle den Stift herauszufeilen, um so die Schelle bequem anlegen zu können.

Aber alle Bemühungen waren vergeblich. Der Stift war zu fest verschmiedet, es war unmöglich ihn herauszuziehen.

Und immer näher und näher rückte die Stunde der Visitation. Wenn der Gefangenwärter hereintrat, ehe seine Hand wieder in der Schelle war, so ward Alles entdeckt, und sein ganzer Plan war vereitelt. Schon war es ihm, als höre er draußen die Riegel der ersten Thür klirren. Mit einer letzten, einer furchtbaren Anstrengung zwängte er seine Hand in die Schelle. Seine Finger knackten, als wenn sie zerbrächen, kaum vermochte Trenck einen Aufschrei der Qual zurückzuhalten, aber die Gefahr war da, und die Freiheit konnte mit den entsetzlichsten Folterqualen nicht zu theuer erkauft werden!

Er erduldete sie standhaft und ob auch seine ganze Gestalt erschauerte vor Schmerz, er überwand ihn! Die Hand ward hineingezwängt, und jetzt, wie er athemlos und fast ohne Besinnung an der Mauer lehnte, jetzt hörte er die Riegel seiner Thür klirren.

Der Gefangenwärter, gefolgt, wie immer, von dem wachthabenden Officier und zwei Schildwachen, trat herein.

Die Visitation begann. Aber das war in diesem kleinen niedrigen Kerker, der gar kein anderes Geräthe enthielt als ein Bett, die in der Wand eingemauerte Sitzplatte und einen Tisch, eine sehr leichte Sache. Mit einem einzigen Rundgang an den Mauern, um zu sehen, ob sie nirgends beschädigt worden, mit einem flüchtigen Blick auf Trencks Ketten, die noch alle an seinem Leibe klirrten, war die Visitation beendigt, und mit einem stummen Kopfneigen verließ der Officier mit den Soldaten und dem Schließer wieder den Kerker.

Trenck horchte in athemloser Spannung auf die sich schließenden Thüren, bis er die Riegel der fünften klirren hörte. Nun kam wieder Leben und Bewegung in seine Gestalt, denn nun war's Zeit an die Arbeit zu gehen!

Aber ach! Es war unmöglich, die geschundene, blutrothe pulsirende Hand noch einmal durch die Schelle zu zwängen!

Abermals mußte er sich bequemen zu warten und sich zu gedulden. Aber er that's mit freudigem Muth, in der vollen Ueberzeugung des sicheren Gelingens seiner Befreiung!

Endlich nach drei Tagen war die Geschwulst verschwunden und die Hand hatte ihre frühere Gelenkigkeit wieder angenommen. Nun war es ein Leichtes, sie durch die Schelle zu schieben, und kaum war die Thür nach der Visitation geschlossen, so that es Trenck. Jetzt fielen die Ketten von ihm ab. Zum letzten Mal, Gott gebe zum letzten Mal, hat er sie klirren gehört!

Es war eine Herkulesarbeit, welche er vor sich hatte, aber die Freiheit stand draußen vor der Citadelle und erwartete Trenck. Er konnte sie nicht länger warten lassen, denn er selber schmachtete ihr mit so glühender Sehnsucht entgegen.

Sein kleines Taschenmesser ergreifend, schritt er auf die Thür und begann die Arbeit. Diese erste Thür zu öffnen war nicht schwer, denn sie öffnete sich nach innen, und die Querstange nebst dem Schloß blieb also bei ihrem Oeffnen auswärts hängen.

In einer kleinen halben Stunde war's gethan; Trenck schlüpfte unter der Stange hindurch, und schritt, in der tiefen Dunkelheit die Arme, wie die Fühlhörner der Schnecke, vor sich herschiebend, weiter, bis seine Hände einen Widerstand fanden. Dieser Widerstand war die zweite Thür, welche durchschnitten werden mußte.

Aber dies war eine ungleich schwierigere Arbeit, denn hier genügte es nicht, das Schloß blos zu durchschneiden, weil die Thür nach außen aufgehend war, also einen Widerstand fand an der außerhalb vorgeschobenen und in dem Schloß befestigten eisernen Stange.

Es war also nöthig, die ganze Thür oberhalb der Stange zu durchschneiden, sich dann an der Stange emporzuschwingen, und so den untern Theil der Thür zu überklettern.

Aber Trenck verzweifelte nicht. Muthig und unverzagt ging er an die Arbeit. Der Schweiß floß ihm in Strömen von der Stirn und mischte sich mit dem Blut, das von seinen Händen triefte.

Er achtete nicht darauf. Er fühlte keine Schmerzen, keine Anstrengungen, denn die Freiheit stand draußen vor der Citadelle und erwartete ihn!

Endlich war's erreicht! Mit vor Entzücken zitternden Händen hob er den obern Theil der Thür aus der Angel und schwang sich über die Stange in

den äußern Raum. Hier grüßte ihn die Sonne und das Licht. Viele Monate waren vergangen, seit er die Sonne nicht gesehen, und nicht den Himmel und nicht das frische Grün der Erde, und jetzt war das Alles wieder sein! Es war ein Fenster an dem Rande der gewölbten Decke dieses Vorgemaches, in welchem er sich befand, angebracht. Es war nicht so hoch, daß er nicht aus demselben hätte hinausschauen können.

Er weidete seinen von Thränen der reinsten Freude umdüsterten Blick an dem Anblick dieses reinen, wolkenlosen Himmels, er folgte mit sehnsuchtsvollem Auge dem Flug der Tauben, die wie eine schwarze Welle am Himmel sich dahinschaukelten und sich dann am Horizont verloren. Er sog mit Seufzern des Wohlbehagens die reine frische Luft ein, die ihm die Düfte aller Blüthen der Welt zu enthalten schien. Dann, nachdem er sich ganz in diesem Genuß des ersten Wiedersehens der freien Welt hingegeben hatte, dann drängte er seine Freude gewaltsam zurück, um nicht mehr mit entzücktem, sondern mit besonnenem Auge die Umgebung zu prüfen.

Er sah, daß sein Kerker in dem Hauptgraben des ersten Walles gebaut war, er sah sich gerade gegenüber dem Aufgang zu diesem Walle, und vor demselben die hohen Pallisaden, die er erst zu überklettern hatte, bevor er auf den Wall kriechen konnte. Aber die Nacht war lang und die Schildwache, welche dort drüben auf dem Wall patrouillirte, verschwand immer auf mehr denn fünf Minuten seinen Blicken. Sie hatte also immer einen weiten Raum zu durchmessen, ehe sie zu derselben Stelle zurückkehrte, und in der Zeit ihrer Abgewandtheit mußte die Pallisade erklettert, der Wall erstiegen sein.

Trenck stieg mit frohem und glücklichem Herzen wieder auf die Erde herab. Was er da draußen gesehen, hatte seinen Muth gestärkt, seine Kraft neu belebt, und mit heiterer Entschlossenheit schritt er auf die dritte Thür zu.

Diese bot, wie die erste, weniger Schwierigkeiten dar, und wieder war es nur nöthig, das Schloß zu umschneiden, um dann die nach innen zu öffnende Thür aufzumachen und unter der Stange hindurchzuschlüpfen.

Die Sonne ging unter und der Abend begann zu dämmern, als Trenck auch dies vollbracht hatte, aber — jetzt fühlte er seine Kräfte erschöpft und seine hochgeschwollenen, blutenden Hände, von denen die Haut in Fetzen niederhing, versagten ihm den Dienst.

Mit einer tiefen Trostlosigkeit betrachtete er diese vierte Thür, die ihm, wie die zweite Thür, wieder eine ungeheure Arbeit auferlegte, denn gleich dieser öffnete sie sich nach außen, und es war daher wieder nöthig, die ganze Breite der Thür oberhalb des Schlosses zu durchschneiden, um sie öffnen zu können.

Ganz erschöpft, keuchend vor Anstrengung, setzte sich Trenck neben dieser Thür nieder und lehnte sein schweißtriefendes Haupt gegen das kalte Holz, um es zu kühlen. So saß er lange Zeit, bis er fühlte, daß das Blut wieder ruhiger in seinen Adern pulsirte, daß der Schmerz seiner Hände und die Ermattung seiner Glieder nachgelassen und er neue Kräfte gewonnen hatte.

Nun erhob er sich wieder vom Boden, nahm sein Messer zur Hand und ging wieder an's Werk.

Langsam wie früher rückte es vor, aber — es rückte doch vor! Es konnte kaum Mitternacht sein, und schon war fast die Hälfte der Thür durchschnitten.

Der Mond, welcher mit hellem Licht durch das Fenster schien, leuchtete ihm zu seiner Arbeit, und zeigte ihm, was noch zu thun sei!

In zwei Stunden konnte er fertig sein. Dann fehlte nur noch die fünfte, auf den Wall hinausführende Thür, welche, wie Gefhardt ihm gesagt, nach außen mit der Eisenstange versehen war und die daher wieder nur das Umschneiden des Schlosses erforderte.

In drei Stunden konnte Alles gethan, in drei Stunden konnte er draußen sein in der frischen, freien Gottesluft, selbst ein freier, glückseliger Mensch!

Mit erneuertem Muth, mit erneuerter Kraft ging Trenck nach kurzem Ruhen jetzt wieder an's Werk. Mit kräftigem Ruck schob er sein Messer wieder in den Durchschnitt der Thür und drang damit mächtig in das Holz ein.

Da plötzlich stockte seine Hand, jenseits der Thür vernahm man ein leises Klirren, und mit einem dumpfen Schmerzenslaut sank Trenck zusammen!

Die Klinge des Messers war gebrochen und jenseits der Thür niedergefallen!

Jetzt war er verloren, jetzt gab es keine Rettung mehr!

Entsetzt floh er von der Thür zurück und stürzte an's Fenster! War's denn nicht möglich, sich da hinaufzuschwingen, von dort zu entkommen?

Nein, nein! Kein Mittel da hinaufzukommen, keine Möglichkeit durch diese kleine Oeffnung sich hindurchzuzwängen.

Er war verloren! Es gab keine Rettung mehr!

Nun sank er vor diesem Fenster auf seine Kniee nieder und starrte zum Himmel empor und seine Lippen flüsterten leise Worte.

Waren es Gebete, waren es Verwünschungen, oder war es nur die leise Todtenklage der sterbenden Freiheit, der entschwindenden Hoffnung?

Endlich erhob er sich von seinen Knieen; sein

Gesicht, welches leichenblaß war, zeigte einen festen, entschlossenen Ausdruck. Schwankend, und an den Wänden hintappend, kehrte er in seinen Kerker zurück, den er vorher mit so glücklichen Hoffnungen verlassen hatte. Mit dem abgebrochenen Messer in der Hand tappte er sich zu seinem Lager hin und ließ sich auf dasselbe niedergleiten.

Nicht um zu ruhen, um zu schlafen, sondern um zu sterben. Er konnte nichts Anderes denken, nichts Anderes überlegen, als dieses Eine; „ich will sterben!" Sein Lebensmuth war erschöpft, seine Energie war gebrochen! Er hatte mit dem Leben abgeschlossen!

Langsam hob er die Hand mit dem zerbrochenen Messer empor und alle seine Kräfte zu einer letzten, entscheidenden That zusammenraffend, neigte er sich nieder und durchschnitt mit einem kräftigen Ruck die Adern seines linken Fußes, dann richtete er das Haupt mit einem triumphirenden Lächeln wieder empor, und den linken Arm ausstreckend, stieß er den Stumpf seines Messers tief hinein in die große Pulsader des Ellenbogengelenks.

Nun war's geschehen! Nun fühlte er das Blut warm und voll seinen Adern entquellen, er fühlte, wie mit ihm auch der letzte elende Rest seiner dumpfen, eingesargten Existenz entschwebte.

Seine Sinne schwanden, eine wohlthätige Ohnmacht senkte sich auf sein todesmattes Haupt hernieder! Nun flatterte sein seliger Geist frei und fesselos hinaus aus diesem öden Kerker, nun war alle Noth und alle Qual überwunden!

Aber was war das? Wer rief da draußen an der Fensterspalte seines Kerkers leise seinen Namen und machte die Luft dieses Grabes erbeben mit diesen ungewohnten Tönen?

Wie sich dieser Ruf zum zweiten Male wiederholte, fuhr ein leises Zittern durch Trencks Gestalt dahin. Dieser Ruf hatte den entflohenen Geist wieder zurückgebannt in seine Hülle.

Der göttliche Traum der Freiheit war zu Ende! Trenck lebte wieder und war wieder ein elender, qualvoller Mensch.

Und zum dritten Male, dies Mal lauter und dringender, hörte er seinen Namen rufen, zum dritten Male rief diese, gleichsam vom Himmel ertönende Stimme: Trenck! Baron Trenck!

Trenck faßte alle seine Kraft zusammen, es gelang ihm, diese noch von dem Kampf der Ohnmacht geschlossenen Lippen zu öffnen und die Frage hervorzustoßen: Wer ruft mich?

Ich bin's, sagte die Stimme, ich, Ihr treuer Gefhardt! Habe ich Ihnen nicht auf der Citadelle Hülfe und Beistand zugeschworen? Nun bin ich über Ihr Gefängniß auf den Wall geschlichen, blos um Ihnen zu sagen, daß ich an Sie denke, daß Sie nicht verzagen sollen, denn die Hülfe ist nah. Ein unbekannter Herr hat mir gestern wieder einen Gruß für Sie aufgetragen und mir eine Rolle Geld gegeben, die Sie zu Ihrer Flucht benutzen sollen. Passen Sie auf, ich werde sie Ihnen durch's Fenster herunterschmeißen.

Es ist zu spät, Gefhardt, Alles zu spät, ächzte Trenck. Ich liege hier in meinem Blute schwimmend, morgen findet Ihr mich todt!

Und warum sterben? fragte die frische, kräftige Stimme des Grenadiers. Wie können Sie sich jetzt den Tod wünschen wollen, jetzt, wo es für Sie viel leichter ist zu entfliehen, als auf der Citadelle? Sie haben hier gar keine Schildwache, und ich werde schon Mittel finden, Ihnen Werkzeuge und Instrumente zuzustecken. Suchen Sie nur herauszubrechen, für das Uebrige lassen Sie mich sorgen!

Aber ich hab's heute Nacht versucht, Gefhardt, und es ist mir mißlungen, sagte Trenck, indem ein Paar Thränen sich aus seinen Augen stahlen und langsam über seine eingefallenen Wangen niederrollten.

Das nächste Mal wird's besser gelingen, Herr Baron Trenck. So oft ich hier auf Wache bin, will ich Gelegenheit suchen, mit Ihnen zu sprechen und dann wollen wir Alles verabreden. In der ganzen Sternschanze steht nur eine Schildwache vor der Wache und eine am Schlagbaum. Verzweifeln Sie nicht! Ich muß jetzt fort, denn die Sonne geht auf und man könnte mich hier sehen! Verzweifeln Sie nicht! Gott wird Ihnen noch helfen! Verlassen Sie sich auf mich!*) —

Die Stimme war längst verschollen und Trenck lauschte noch immer auf diese Töne, die wie der Gruß eines Engels ihn erquickt und seinen Kerker durchleuchtet hatten!

Nein, jetzt wollte er nicht mehr sterben! Jetzt fühlte er wieder Muth in sich, dem Schicksal zu trotzen und ihm den Widerstand seiner energischen Natur entgegenzusetzen!

*) Friedrich von Trenck's merkwürdige Lebensgeschichte. Th. II. S. 47.

XXXV.

Die Barricade im Gefängniß.

Nein, er wollte nicht sterben! Mit zitternden Händen zerriß er das rauhe Hemd, das seine obere Gestalt bedeckte, nnd verband mit den abgerissenen Streifen seine brennenden, offenen Adern, denen sein Blut in Strömen entflossen war, indem es eine Lache auf dem Fußboden bildete, die mit ihren unheimlichen Dämpfen den ganzen Raum erfüllte.

Und nachdem er so dem Tode die Pforten verschlossen hatte, setzte er sich nieder, um zu überlegen, um ein Mittel zu ersinnen, wie er wenigstens noch größeres Unheil, noch schwerere Ketten, einen noch entsetzlicheren Kerker von sich abwehren könne, um zu verhindern, daß seinen Leiden nicht noch neue erniedrigende Strafen hinzugefügt würden.

Dank dieser Ueberlegung erhob er sich endlich neu gekräftigt von seinem Lager und schritt an's Werk. Mit seiner eisernen Armstange stieß er so lange gegen seine Sitzbank, daß die Steine, deren Mörtel von der Feuchtigkeit des Kerkers aufgeweicht worden, sich loslösten.

Diese Steine häufte er in der Mitte seines Gefängnisses auf und eilte dann, die zweite, durchschnittene Thür seines Kerkers zu verrammeln. Der untere Theil derselben hing noch fest im Schlosse und über der oberen Oeffnung spannte er seine eigenen abgelösten Ketten herüber und hinüber, zwischen der oberen Thürangel und dem Schloß, zu einer Art Gegitter, welches jedes Eindringen unmöglich machte.

Und nachdem er so seine Vorbereitungen getroffen und sich zum Kampf gerüstet hatte, setzte er sich auf seine seltsame Barricade nieder, und nach so furchtbarer Arbeit, nach so viel Qual und Aufregung senkte ein wohlthätiger Schlaf sich auf seine Augen nieder.

Lautes Geräusch und verworrene Stimmen weckten ihn endlich. Trenck sprang empor. Hinter dem Kettengitter der zweiten Thür sah er die erstaunten, entsetzten Gesichter der Wachtmannschaft, die sich anschickten, die Ketten zu lösen.

Mit einem einzigen Sprung stand Trenck neben der inneren Thür, und in der Rechten einen Stein hoch emporschwingend, in der Linken seinen Messerstumpf haltend, schrie er mit wüthender Geberde: Zurück! Zurück! Niemand wage es, hier herein zu kommen. Meine Steine treffen sicher, und ich tödte Jeden, der es wagen will, einzudringen. Sagen Sie dem Kommandanten, Herr Major, daß ich nicht länger in Ketten leben will. Ich will, daß er mich hier todtschießen lasse! Für meinen Tod werde ich ihm danken, aber ich werde ihn verwünschen und ihm fluchen, wenn er mich zwingt, zum Mörder zu werden. Denn ich schwöre es, ich steinige alle Diejenigen, welche mich überwältigen wollen! Ich will sterben! Sterben!

Es war ein fürchterliches Bild, diesen Menschen zu sehen, diese abgemagerte, nackte, bluttriefende Gestalt, welche dem Grabe entstiegen zu sein schien, um mit ihrer grausen Gespensterercheinung sich an den Lebenden zu rächen für die Leiden seines Grabes. Sein Antlitz war geisterbleich, sein Haar hing in aufgelösten, langen Banden, gleich Schlangen, um seinen nackten Hals, sein langer, wirrer Bart, der den ganzen unteren Theil seines bleichen, hageren Gesichts bedeckte und weit über die Brust niederflatterte, gab ihm ein wildes, wahnsinniges Aussehen, das noch durch das Flammen und Blitzen seiner großen, tief in ihren Höhlen liegenden Augen erhöht ward!

Mit einem wahrhaften Entsetzen und mit schaudernbem Mitleid schauten Alle auf diesen Unglücklichen hin, den die Verzweiflung jetzt zum Aeußersten getrieben hatte, und der taub und unempfänglich gegen alle Vorstellungen, alle Bitten, Jedem den Tod schwur, der sich ihm zu nähern wagen wollte.

Vergebens war es, daß die Offiziere ihn fast zärtlich beschworen, nachzugeben und sanft zu werden, vergebens, daß man den Feldprediger herbeirief und dieser ihn im Namen Gottes beschwor, jeden unnützen Widerstand aufzugeben.

Der Name Gottes übte auf diesen verzweifelten, auf's Aeußerste getriebenen Menschen keine Wirkung mehr! Was kümmerte ihn der Name Gottes, ihn, dessen sich Niemand mehr erbarmt hatte, weder Gott noch Menschen, ihn, den man zu einem Thier erniedrigt hatte, das man in einen Käfig einsperrt!

Vergebens auch war es, daß der herbeigeeilte Commandant den Grenadieren befahl, die verschanzte Thür zu stürmen. Trenck empfing sie mit Steinwürfen und streckte die beiden Vordersten zu Boden und die Uebrigen zogen sich entsetzt zurück.

Trenck hob jubelnd seine mit einem neuen Stein bewaffnete Hand wieder empor und seine wilden triumphirenden Blicke auf den Commandanten heftend, rief er: Sie sehen, es ist umsonst, mich lebendig einzufangen und wieder in Ketten einzuschmieden. Geben Sie also Befehl, mich zu erschießen! Lassen Sie mich sterben!

Aber dazu fehlte dem Commandanten, wie sehr er vielleicht auch wünschen mochte, es zu thun, doch die Ermächtigung. Statt aber ferner zu drohen und den Angriff der Verschanzung zu befehlen, zog er sich in das Vorgemach zurück und winkte dem Major ihm zu folgen.

Trenck stand noch immer mit erhobenem Arm, mit bewaffneter Hand, als der Major zurückkehrte.

Jetzt, da der strenge und gefürchtete Commandant nicht mehr da war, jetzt hielt Niemand mehr die schmerzliche Theilnahme zurück, welche die Herzen Aller bewegte. Trenck las dieselbe in allen Gesichtern, in allen diesen auf ihn gerichteten Blicken, und er, dem so lange jedes Wort, jeder Blick der Theilnahme gefehlt hatte, er fühlte sich davon jetzt tief gerührt.

Seine Züge nahmen einen milderen Ausdruck an, sein wilder Blick sänftigte sich, und als er jetzt hörte, wie der Major, den er schon auf der Citadelle gekannt, ihn mit liebevollen Worten anredete, ihn bat, seiner zu schonen und ihn nicht in's Unglück zu stürzen, als er ihm sagte, auf ihn werde die ganze Schuld fallen, weil durch seine Unvorsichtigkeit allein Trenck das Messer von der Citadelle habe mit herüberbringen können, da senkte Trenck den Arm mit der furchtbaren Waffe, und ein Strom von Thränen entstürzte seinen Augen.

Nein, sagte er weich, nein, Niemand soll durch mich unglücklich werden, denn es ist so furchtbar, unglücklich zu sein! Ich will Niemand mehr wehren, hier hereinzudringen, nur schwören Sie mir, daß man mir keine schweren Ketten anlegen, daß man mir nicht unwürdige Strafen auferlegen wird.

Der Major schwur es ihm im Namen des Commandanten, der ihm versichern ließ, er werde, falls Trenck sich ruhig füge, gar keine weitere Anzeige von diesem Vorfalle machen.

Nun denn, flüsterte Trenck mit einem schmerzvollen Blick aufwärts, nun denn, so werde ich auf's Neue leiden, auf's Neue dulden!

Er trat zu der Thür und nahm die Ketten fort. Jetzt, Schließer, sagte er, öffnen Sie immerhin diese Thür. Das wilde Thier ist wieder zahm geworden.

Dann sank er mit einem traurigen Lachen ohnmächtig zusammen.

Man hob ihn auf und trug ihn auf sein Lager. Thränen des Mitleids glänzten in Aller Augen, aber Trenck sah sie nicht, er hörte nicht die leise geflüsterten Worte der Theilnahme, der Freundschaftsversicherungen. Der Tod, welchem Trenck noch einmal entrissen war, hatte seine wohlthätige Zwillingsschwester, die Ohnmacht, gesandt, daß sie ihm, wenn auch nur auf kurze Zeit, seiner Leiden Vergessenheit schaffe!

XXXVI.

Die Schlacht bei Collin.

Verloren! Die Schlacht ist verloren! — Das war der Schmerzensschrei, welcher die Reihen der Soldaten durchheulte, das war das furchtbare Wort, welches Diejenigen, die noch den trotzigen Muth hatten, weiter kämpfen zu wollen, entwaffnete und ihre Hand lähmte.

Die Preußen, welche den Feind bei Lowositz und Prag besiegt hatten, sie sollten jetzt bei Collin die Ehre des Tages dem österreichischen Feldmarschall Daun überlassen. Heldenmüthig hatten sie gekämpft, heldenmüthig gerungen um den Sieg, und als diese tapferen, sieggewohnten Preußen sahen, daß sie dies Mal unterliegen würden, da wollten sie lieber sterben, als solche Schmach von den verhaßten Oesterreichern ertragen.

„Brüder, Ihr habt genug der Ehre! An uns ist jetzt die Reihe zu sterben!" Das war der Ruf, mit dem die Bataillone einander fortdrängten von dieser Stelle, wohin die Feuerschlünde der österreichischen Kanonen immer auf's Neue Tod und Verderben trugen.

Die Preußen sollten unterliegen, obwohl der König mit ihnen war, und der tapfere Ziethen und Moritz von Dessau, und obwohl diese Alle Wunder der Tapferkeit vollführt hatten.

Nachdem einmal erst der Glaube an die Möglichkeit des Sieges verloren, verbreitete sich ein panischer Schrecken durch die ganze Armee!

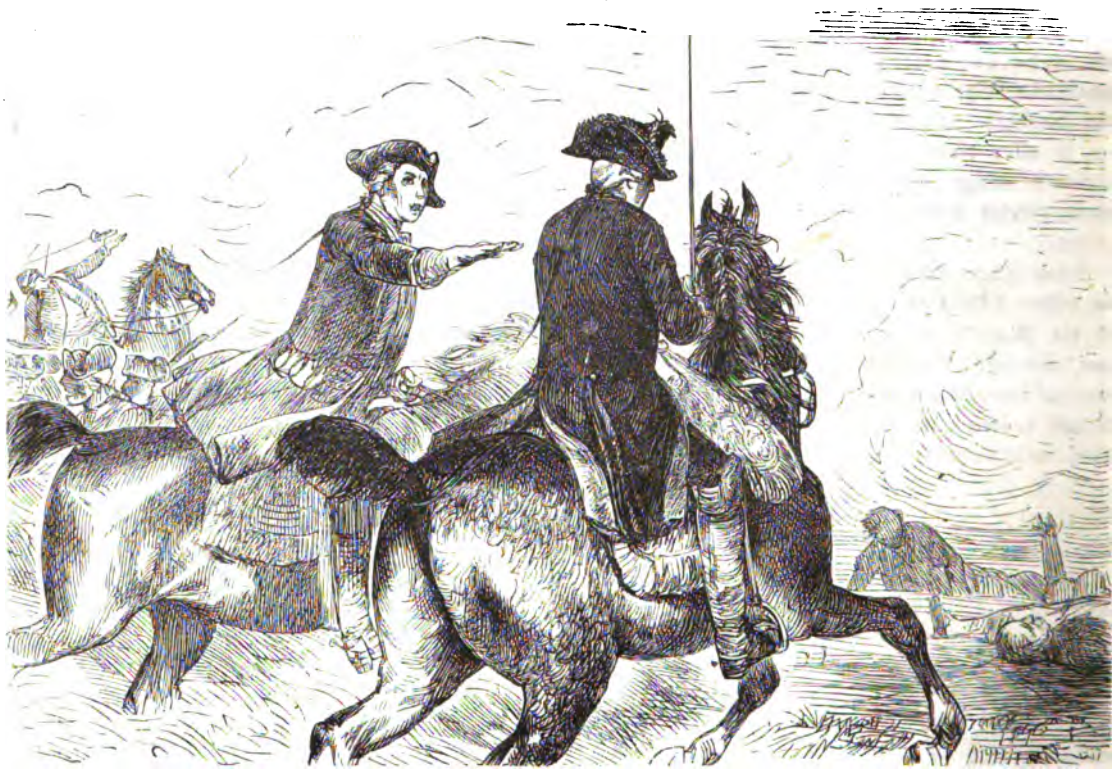
Wir sind verloren! Verloren! Das war der Schmerzensschrei, welcher die Reihen der Soldaten durchheulte, welcher machte, daß sie die Gewehre von sich warfen und, wie von Furien gepeitscht, von hinnen eilten, um, da die Ehre und der Sieg verloren, wenigstens das Leben zu retten!

Vergebens war's, daß ihre Generale sie beschworen, sich zu sammeln und auf's Neue wieder gegen den Feind vorzurücken. Sie achteten nicht auf sie. Vergebens ritt selbst der König in die Reihen der auseinandergesprengten Bataillone, und mit dem entblößten Schwert auf den Feind hindeutend, rief er: Vorwärts! Vorwärts! Kerls, wollt Ihr denn ewig leben?

Sie sahen ihn trotzig an, sie fürchteten nicht mehr seinen flammenden Adlerblick und sein Königsangesicht.

Sie sahen ihn trotzig an und erwiderten: „Fritz, für acht Groschen ist's heute genug gearbeitet!" und setzten ihre Flucht unaufhaltsam fort. Aber der König konnte noch immer nicht an die Wahrheit glauben! Er hoffte noch immer auf die Möglichkeit des Sieges, er klammerte sich an diese Hoffnung fest in der Verzweiflung eines Ertrinkenden, der die Wogen über sich zusammenschlagen fühlt und nach dem schwanken Brett greift, das ihn retten soll! — Er ließ seine Stimme ertönen, diese Stimme, welche sonst so viele Gewalt über seine Soldaten geübt, er rief sie zu sich und deutete auf die feindliche Batterie da vor ihnen. Er winkte der Regimentsmusik vor ihm herzugehen und mit schmetternden Klängen seine Krieger zum Angriff anzufeuern. — Und noch einmal bannte sein Ruf einige Getreue um ihn her, und ein Häuflein von vierzig tapferen Kriegern war bereit, dem König zu folgen.

Vorwärts, laßt uns die Batterie nehmen! rief der König, und sprengte vorwärts, mitten hinein in den



Kugelregen der Feinde. Was kümmerte das den Helden; was hatte er mit dem Tode zu schaffen, er, welcher nur an die Ehre dachte und an den Kriegsruhm seiner Armee! Wenn es gelang, diese Batterie zu nehmen, so mußte das seinen verzagten Kriegern Muth einflößen, so mußten sie wieder Vertrauen fassen zu dem Stern ihres Königs und sich auf's Neue um ihn schaaren!

Das war es, was der König hoffte und dachte. Das war es, was ihn der pfeifenden und brüllenden Kugeln nicht achten ließ. Gar nicht rückwärtsschauend, immer nur an die Batterie, welche er erobern wollte, denkend, sprengte er vorwärts.

Da traf auf einmal durch das Schmettern der

Trompeten, durch das Donnern der Kanonen hindurch, diese furchtbare Frage sein Ohr: Sire, wollen Sie denn die Batterie allein erobern?

Der König hielt sein Pferd an und schaute hinter sich.

Ja, er war allein! Niemand war bei ihm, als sein Adjutant, der Major von Grant, welcher die Frage an ihn gerichtet hatte.

Ja, er war allein! Sie hatten ihn Alle verlassen, Alle. Ein schwerer Seufzer entrang sich der Brust des Königs, er neigte sein Haupt nieder auf seine Brust und überließ sich ganz der Bitterkeit seines Wehes.

Eine Kanonenkugel schlug neben ihm in den Boden ein, und wühlte die Erde auf, und schleuderte sie ihm in's Gesicht. Der König achtete nicht darauf, zu sehr war er versunken in seinen Gram, um für etwas außer ihm noch einen Blick zu haben.

Aber wie eine Kanonenkugel kam, und das Pferd des Königs streifte, daß es hochauf bäumte vor Schreck und Schmerz, da griff der Major von Grant dem Pferde gewaltsam in den Zügel.

Sire, rief er entsetzt, wollen Sie sich denn durchaus erschießen lassen? Dann thun Sie's, aber erlauben Sie, daß ich mich zurückziehe.

Der König richtete sein Haupt empor, und sah den kühnen Adjutanten mit einem schmerzlichen Lächeln an.

Wir wollen uns Beide zurückziehen, sagte er sanft, indem er sein Pferd umwandte, und den Generälen entgegenritt, die ihn überall gesucht hatten, und nicht begriffen, wohin der König sich gewendet habe.

Der König begrüßte sie mit einem stummen Kopfneigen und ritt, ohne ein Wort zu sagen, an ihnen vorüber. Wohin? Keiner der Generäle wußte es, aber sie folgten ihm schweigend. Der König ritt der kleinen Anhöhe zu, von welcher heute Morgen seine Krieger wie eine glänzende Lawine sich hernieder gestürzt hatten auf den Feind, jetzt hatte sich die Lawine in einen Blutstrom aufgelöst, und Leiche an Leiche bedeckte den Boden.

In der Mitte der Leichen hielt der König an, und überschaute das Schlachtfeld, und blickte hinüber nach den Oesterreichern, die eben in geschlossenen Reihen, mit klingendem Spiel und fröhlichem Jauchzen sich zurückzogen von der dampfenden Wahlstadt, um in ihrem Lager auszuruhen von ihrem ruhmvollen Siege. Dann schaute er rückwärts nach seinem Heer, welches in unordentlicher Flucht von dannen sprengte.

Wieder entrang sich ein tiefer Seufzer seiner Brust, dann warf er das Haupt entschlossen zurück, und rief mit lauter Stimme den Fürsten Moritz von Dessau und den Herzog von Bevern an seine Seite.

Messieurs, sagte der König fest, das Schicksal des Tages ist entschieden. Wir müssen nun nur suchen, dem Feinde so viel als möglich die Vortheile streitig zu machen. Sammeln Sie die zerstreuten Regimenter, und führen Sie die Armee durch das Defilé von Planian zurück nach Nimburg. Dort wollen wir das Weitere beschließen. Ich gehe Ihnen dahin voran, und Niemand von Ihnen soll mir folgen.

Er wandte sein Pferd um, ritt langsam den Hügel wieder hinunter, und schlug die Straße nach Nimburg ein. Mit gesenktem Haupt, in tiefe Gedanken verloren, ritt er vorwärts. Hinter ihm her zogen seine treuen Garde du Corps, die sich auf einen stummen Wink des Herzogs von Bevern ihm angeschlossen hatten, und traurig und tief beklommen zu ihrem Herrn hinblickten. Ein Schwarm flüchtiger Reiter und Reitknechte schloß sich den Garde du Corps an. Das war das Gefolge des sieggewohnten Königs von Preußen.

Aber plötzlich ward dies Gefolge von panischem Schrecken auseinandergesprengt; ein Reiter kam todesbleich mit verhängtem Zügel dahergesprengt, und erzählte, daß er einem Troß feindlicher Husaren begegnet sei, der hierher eile. Ein Gemurmel des Entsetzens durchlief den Troß, und plötzlich, wie auf ein verabredetes Zeichen, stürmten, raf'ten sie alle davon in athemloser Flucht.

Der König ritt ruhig und langsam weiter, und ruhig und langsam folgten die Garde du Corps. So zogen sie, wie in stummer Leichenparade, durch die Ebene von Planian dahin, und erreichten endlich Nimburg, das der König seinen Generälen zum Sammelplatz bestimmt hatte.

Der König hielt sein Pferd an, und um sich schauend, gewahrte er jetzt zuerst sein Gefolge. Er winkte seinen Adjutanten herbei, und befahl ihm, den Soldaten im Ort ein Unterkommen zu schaffen, und den Generälen zu sagen, daß er sie hier erwarte.

Wo? fragte der erstaunte Adjutant.

Hier! sagte der König, auf die umgestürzte Brunnenröhre deutend, welche zur Seite der Straße lag.

Der König stieg ab und winkte den Adjutanten sich zu entfernen, und wie sie sich ehrfurchtsvoll fortbegaben, ließ der König sich langsam auf diese alte Brunnenröhre niedergleiten und stützte sein Haupt auf die goldene Krücke seines Stockes.

So saß er lange Zeit, versunken in Gram, versunken in Rückerinnerung an den eben vergangenen Tag.

Er dachte daran, wie er die heutige Schlachtaufstellung ohne die Zustimmung seiner erfahrenen Generäle unternommen, wie ihn Moritz von Dessau beschworen habe, die Armee, bevor sie den Feind angreife, eine andere Position einnehmen zu lassen. Er erinnerte sich, wie der Fürst gerufen: Ein Angriff

von dieser Seite könne unmöglich gelingen! Wie er den König beschworen habe, die Armee weiter fortziehen zu lassen und sie dann zweckmäßiger aufzustellen! — Er erinnerte sich auch, wie er dem Fürsten zornig entgegengetreten, wie er mit entblößtem Degen zu ihm herangeritten war, und ihn mit drohender Stimme gefragt hatte, ob er gehorchen wolle oder nicht? *)

Und Fürst Moritz von Dessau hatte gehorcht, und seine Prophezeihung war in Erfüllung gegangen, — die Schlacht war verloren!

Oh, flüsterte der König leise vor sich hin, wie armselig und klein ist doch der Menschengeist! Das Glück einer Stunde betäubt ihn, und läßt ihn auch der kommenden Stunde trotzen, während er doch wissen sollte, daß das Glück ein seltener Gast, das Unglück aber der stete Gefährte des Menschen ist! Ich habe mich vom Glück bethören lassen, und nun hat es mir den Rücken gewandt. Ich hätte es vermuthen sollen, fuhr der König mit einem traurigen Lächeln fort, Fortuna ist ein Weib, und ich bin nicht galant. Fortuna ist mit den Damen, die gegen mich den Krieg führen. Sie lauerte mir auf und benutzte meinen Fehler! Denn ein Fehler war's, daß ich mit dreiundzwanzig Bataillonen Fußvolk sechszigtausend Mann aus einer vortheilhaften Stellung zu vertreiben hoffte! — Oh, mein großer Ahnherr Friedrich Wilhelm, was sagst Du zu Deinem armen Enkel, der mit den Russen, den Oesterreichern, mit fast ganz Deutschland und hunderttausend Franzosen im Handgemenge ist? **) Wirst Du mir beistehen? Wirst Du mein Heiliger sein, der da oben für mich betet? — Du wirst's, Du wirst mir beistehen, wenn ich mir selber beistehe, und mich selber nicht verlasse! Wäre ich heute in der Bataille gestorben, so würde ich jetzt in einem Hafen sein, wo ich keine Stürme mehr zu fürchten hätte. Aber so muß ich nun noch weiter schwimmen auf dem stürmischen Meer, bis ich endlich unter einem Stückchen Erde die Ruhe und das Behagen finde, das ich nirgends sonst in dieser Welt habe erlangen können. ***) — Das ist ein trostreicher Gedanke und an ihm will ich mich aufrichten für das Leben. Ja, wahrlich, es ist gut, daß ich heute noch nicht gestorben bin! Nun kann ich meinen Fehler noch wieder gut machen und die Scharte wieder auswetzen. Denn auf mich werden sie alle die Verantwortung werfen, und nur von meinen Fehlern werden sie sprechen, und Keiner wird so gerecht sein zu sagen, daß die Schlacht doch noch gewonnen wäre ohne Mannsteins Fehler! *) Aber sei es darum! Es ist eine unabweisbare Nothwendigkeit für einen Feldherrn, daß er für das einstehen muß, was seine Diener thun! Ich bin's immer, der die Schlacht verloren hat, und die Weltgeschichte wird's einregistriren in ihre Bücher. Aber sie soll auch noch manchen Sieg hinterher zu bemerken haben, und wenn sie jetzt vergißt, mir Mannstein und Bevern als Entschuldigung anzuführen, so soll sie dann von meinen Generälen auch nichts zu meiner Verkleinerung sagen dürfen! Ich selbst allein will auf meinen Schultern Preußens Ruhm und Preußens Ehre tragen. Heute liegt's mit mir zu Boden geschmettert! Mit mir allein soll's sich auch wieder erheben!

Und den strahlenden Blick gen Himmel gekehrt, schien des Königs begeistertes Antlitz dort oben die stolzen Siege der Zukunft leuchten zu sehen.

Allmählig wich dann diese Begeisterung dem ernsteren, ruhigeren Nachsinnen, allmählig verdämmerte der Glanz seines Angesichts, und von dem Himmel wandte sein Blick sich wieder der Erde zu.

Er hatte der verlorenen Schlacht seine Trauerrede gehalten, jetzt dachte er an die kommenden Schlachten, in denen er siegen wollte!

Den Blick fest auf die Erde geheftet, zeichnete er mit seinem Stock Linien und Figuren in den Sand. Vielleicht war's eine Aufzeichnung der verlornen, vielleicht die Ordnung einer nächsten Schlacht.

So sehr war der König in diese Zeichnungen vertieft, daß er gar nicht gewahrte, wie allmählig seine Generäle, die mit den Trümmern seiner Armee ihm nachgefolgt, sich um ihn gesammelt hatten, und in ehrfurchtsvoller Entfernung ihn umstanden.

Der König zeichnete immerfort. Die Generäle schauten in tiefem Schweigen zu ihm hinüber, andächtig des Momentes harrend, wo Friedrich aus seinem Sinnen sich emporrichten würde.

Auf einmal hob der König den Blick empor. Er schien gar nicht überrascht, seine Generäle da um sich versammelt zu sehen. Den Hut ein wenig lüftend, begrüßte er sie mit einem leichten Kopfnicken, und erhob sich von seiner Brunnenröhre.

Es ist gut, Messieurs, sagte er, daß Sie da sind.

---

*) Charakteristik des siebenjährigen Krieges. Th. I. S. 129.

**) Diese ganze Rede ist historisch und enthält des Königs eigene Worte. Siehe: Correspondance avec Lord Mareschall.

***) Des Königs eigene Worte. Siehe: Correspondance avec le Marquis d'Argens.

*) General Mannstein, der von dem König den Befehl erhalten, nicht vorzurücken, sondern mit seinen Regimentern in der Reserve zu bleiben, ließ sich von Kampfesungeduld hinreißen, daß er mit drei Bataillonen das Centrum der Linie verließ, um das vor derselben liegende Dorf Chozemitz anzugreifen, wobei er die meisten seiner Leute verlor. Charakteristik Th. I. S. 134.

Wir müssen jetzt unsere Vorkehrungen für die Zukunft treffen, denn nun werden die Feinde, weil wir einmal besiegt worden, glauben, daß wir nicht mehr fähig sind, ihnen kräftigen Widerstand entgegenzusetzen, und desto wüthender werden sie über uns herfallen. Wir wollen ihnen beweisen, Messieurs, daß sie uns wohl einen Moment niedergeschlagen, aber nicht zerschmettert, nicht getödtet haben. Wir wollen ihnen beweisen, daß wir leben, leben, um ihnen die Lorbeern wieder zu entreißen, welche sie uns heute genommen haben! — Herr Fürst von Dessau, eilen Sie sogleich zu unserer Armee vor Prag. Der Prinz von Preußen erhält von mir die Ordre, sogleich die Belagerung Prag's aufzuheben. Er soll sofort alle Generäle zusammenrufen und mit ihnen Kriegsrath halten über die beste Art des Rückzuges. Er soll mit ihnen bestimmen, wie die Preußen die Belagerung aufgeben können, ohne das Ansehen zu haben, als wären sie fliehende Feinde, die nicht freiwillig, sondern gezwungen so handeln. Mit klingendem Spiel sollen sie daher die Laufgräben und verschanzten Posten verlassen und abziehen. Aber ihr Abzug soll nicht in Massen, sondern in einzelnen vertheilten Haufen stattfinden, das wird die Feinde irre machen und ihre Aufmerksamkeit theilen. So in einzelnen Haufen soll auch der Rückzug der Armee durch Böhmen nach der Lausitz hin bewirkt werden, weil das gebirgige Terrain einer vereinten Armee unendliche Schwierigkeiten darbietet. Doch soll man möglichst nahe beisammen bleiben, und bemüht sein, die leichtesten und bequemsten Straßen zu wählen. Das sind die Anordnungen, welche Sie meinem Bruder dem Prinzen von Preußen und den übrigen Generälen zu überbringen haben. Dem Prinzen übertrage ich den Oberbefehl über diesen Theil meiner Armee, und ich erwarte von ihm, daß er sie umsichtig und klug führen und ungefährdet nach der Lausitz bringen wird. In Bautzen will ich mit meinem Armeekorps wieder zu ihm stoßen, und dann, Messieurs, werden wir eine Gelegenheit suchen, unseren Feinden zu vergelten, was sie uns heute gethan!

Die Generäle hatten ihm in athemloser Spannung, in lautloser Aufmerksamkeit zugehört; als er jetzt schwieg und sie mit einem sanften Lächeln verabschiedete, wiederholten sie mit begeistertem Zuruf seine letzten Worte: wir wollen unseren Feinden vergelten, was sie uns heute gethan!

Und gleichsam mitbegeistert von diesem Ruf der Generäle, brachen die Soldaten der kurz zuvor angekommenen Leibgarde des Königs, welche unweit von dieser Gruppe auf dem Marktplatz des Städtchens lagerten, in ein lautes und fröhliches: „Hurrah! Es lebe der König!“ aus.

Der König wandte langsam das Haupt zu ihnen hin, und wie er ihr kleines Häuflein überschaute, erblaßte er und preßte die Lippen aufeinander, als wolle er einen Schrei des Entsetzens zurückhalten.

Dann schritt er hastig vorwärts, gerade zu den Soldaten hin, welche ermattet und mit blutenden Wunden bedeckt, kaum im Stande waren, sich aufzurichten. Die Generäle waren dem König gefolgt und standen hinter ihm.

Kinder, rief der König, das sind Alle, die von Euch übrig geblieben sind.

Ja, Vater, wir sind die Letzten, sagte der alte graubärtige Unterofficier, der neben dem König stand. Wir waren unserer Tausend und jetzt sind wir noch zweihundert und funfzig.

Zweihundert und funfzig! wiederholte der König schmerzlich.

Und es ist nicht unsere Schuld, fuhr der Unterofficier fort, nicht unsere Schuld, Herr König, daß wir nicht auch gefallen sind. Wir haben eben so tapfer gekämpft, wie die Anderen, aber der Tod hat uns nicht gewollt. Vielleicht hat er gedacht, es wäre gut, wenn Einige von uns übrig blieben, und unseren König beschützen könnten. Und wir denken Alle so! Es mußten Einige bleiben, um die heutige Stunde den abscheulichen Sachsen zu vergelten!

Warum den Sachsen just allein? fragte der König.

Weil sie's waren, Herr König, diese infamen sächsischen Dragoner, welche unser Regiment zerstört und aufgerieben haben. Wie die Teufel sprengten sie in unsere Glieder, und wenn ihre verfluchten Säbel auf uns niederfielen, brüllten sie vor Wuth: „Das ist für Striegau!“ *)

Ah, seht Ihr wohl, rief der König, als sie Euch schlugen, dachten sie noch daran, daß sie gewohnt sind, von Euch besiegt zu werden.

Und sie sollen daran noch öfter denken, Vater, sagte ein anderer Soldat, sich mühsam erhebend. Laßt nur erst unsere Wunden heil sein, dann wollen wir's ihnen vergelten.

Du bist auch verwundet, Heinrich? fragte der König.

Ja, hier am Arm, Majestät.

Und der alte Klaus?

Ist todt!

*) v. Archenholtz, Geschichte des siebenjährigen Krieges Th. I. S. 65, sagt von ihnen: „Die Leibgarden fochten, da schon Alles um sie her das Feld geräumt hatte, bis sie den Geist aufgaben; sodann deckten sie mit ihren schönen Leibern, in Reihen und Gliedern gestreckt, den blutigen Schlachtplatz. So wie Pyrrhus, da er zum ersten Mal Roms Legionen bekämpfte, die erschlagenen Römer mit Erstaunen betrachtete, so blickten Theresiens Feldherren auf die Preußischen Leichname, deren Gesicht gegen den Feind gewandt.“

Und der Haudegen, der Fritz Werder?

Ist todt! Liegt mit den Andern in Reih und Glied, Herr König, und schauen sich jetzt den Himmel an, da sie den Feind nicht mehr anschauen können. Sind jetzt siebenhundert und funfzig von uns im Himmel, und nur zweihundert und funfzig auf Erden. Aber die da oben, wie wir hier unten, rufen noch: es lebe der König!

Es lebe der König, riefen Alle, indem sie sich Alle erhoben.

Der König erwiderte nichts, er ließ seinen Blick traurig und still von dem einen der blassen, erschöpften Gesichter zum andern schweifen, und eine unaussprechliche Wehmuth überkam ihn.

Todt, meine lieben, meine treuen Garden todt, murmelte er leise, siebenhundert und funfzig meiner schönsten Leute gefallen!

Und ganz überwältigt von diesem traurigen und schmerzlichen Gedanken, wehrte der König den Thränen nicht, welche in seine Augen traten. Sie rannen langsam über seine Wangen nieder, und der König schämte sich nicht. Er schämte sich nicht, daß seine Krieger sahen, daß er weinte!

Kinder, rief der alte Unterofficier nach einer Pause, indem er selber sich die Thränen aus dem Bart wischte, von jetzt an wird's schön sein zu sterben, denn wenn wir todt sind, weint unser König um uns. Aber, Vater, Du mußt nicht denken, daß, weil wir nur noch so Wenige sind, wir auch nur noch wenig Ehre haben. Siebenhundert und funfzig von den Unseren sind gefallen, aber unsere Fahnen, die haben wir behalten. Sie sind zerfetzt und von Kugeln durchlöchert, aber sie sind da!

Sie sind da! rief der Chor ihm nach, und die Fahnenträger hoben diese zerfetzten, von Kugeln durchlöcherten Fahnen empor und schwenkten sie hoch in die Luft, und wiederholten dazu mit fröhlichem Jauchzen: Es lebe der König! *)

*) Moritz von Dessau hatte ohne Befehl des Königs die Leibgarde zum Vorrücken commandirt. Den König schmerzte der Verlust seiner tapferen Garde so sehr, und er war so erzürnt über den eigenmächtigen Befehl des Fürsten, daß er den Befehl gab, die übriggebliebenen Bataillone sollten von Niemand, als von ihm, in welchem Fall es auch sein mochte, Befehle annehmen. v. Warnery, Feldzüge Friedrichs II. Th. I. S. 144.

XXXVII.

Die feindlichen Brüder.

Der König kommt! Der König zieht so eben in Bautzen ein! Das war das Schreckenswort, welches heute den Prinzen und die Generäle erblassen machte. Sie, welche so oft freudig dem Ruf des Königs gefolgt waren, sie zitterten jetzt vor seinen Blicken. Denn sie kamen, ihm die traurigen und verwüsteten Trümmer dieser Armee vorzuführen, welche unter dem Oberbefehl des Prinzen von Preußen den Rückzug nach der Lausitz gemacht hatte. Und der traurigste Rückzug war es gewesen, den jemals preußische Truppen erlebt; und mehr hatte er ihnen gekostet, als die blutigste Bataille, mehr Strapatzen hatten sie in diesen wenigen Tagen erduldet, als sonst in einem ganzen Feldzug. Auf hohlen, schmalen und steinigen Gebirgspfaden waren sie dahinmarschirt; beständig zwischen Bergen und entsetzlichen Abgründen bald auf-, bald abwärts klimmend waren Tausende vor Ermattung zusammengesunken, Tausende von den Vordersten zurückgehalten, von den Nachfolgenden vorwärtsgeschoben, in die Abgründe niedergestürzt, welche wie offene Gräber zur Seite des Weges gähnten. Wenn ein Wagenrad brach, mußte man das Fuhrwerk verbrennen, weil man nicht Zeit hatte, es auszubessern, und weil es stehenbleibend, die Passage der ganzen Armee hemmte. Zuletzt, um nur rascher vorwärts zu kommen, vertheilte man das noch vorhandene Brot unter die Soldaten und verbrannte die Bäckerei-Wagen, so wie die Equipage- und Ponton-Wagen. — Entsetzt über diese unerhörten Leiden, außer sich gebracht von all diesen ungewohnten Drangsalen, empfand die ganze Armee einen panischen Schrecken in allen ihren Reihen. Die Soldaten hatten nicht blos den Glauben an das Glück, sondern auch den Glauben an ihre Führer verloren. Zu Tausenden desertirten sie daher, zu Tausenden entflohen sie, um dem Tode zu entgehen, der ihnen

hinter jeder Felsspitze und in jeder Vertiefung zu lauern schien.*) Und während ein Theil der Armee desertirte oder vor Hunger und Ermattung starb, kämpfte ein anderer Theil im Engpaß von Gabel drei Tage lang unter dem General Puttkammer heldenmüthig gegen den überlegenen Feind, dem er zuletzt doch weichen und sich mit zweitausend Mann und sieben Kanonen ergeben mußte. — Erschöpft von so vielen Verlusten, todesmatt von so vielen Anstrengungen zog die Armee weiter gen Zittau. Ein Gedanke war es, der die Ermüdeten aufrichtete, den Hungrigen neue Kräfte verlieh. In Zittau waren die Mehlmagazine und die Brotvorräthe, in Zittau, bezog jetzt ein offenes Lager bei Löbau und ging dann nach kurzer Rast nach Bautzen weiter, welche Stadt der König zur Wiedervereinigung der beiden Armeecorps bestimmt hatte.

Und jetzt, einen Tag nach der Ankunft der unglücklichen Heeresabtheilung, war auch der König im Lager von Bautzen angelangt. Jetzt war der unselige Moment gekommen, wo man dem König wieder unter die Augen treten mußte.

Es waren tapfere Generäle, der Prinz von Preußen, von Bevern, von Würtemberg und von Dessau, die Herren von Winterfeldt, Golz, Ziethen, Krokow und Schmettau. Tapfer und unverzagt hat-

(Siehe Seite 182: Der König zeichnete immerfort. Die Generäle schauten in tiefem Schweigen zu ihm hinüber, andächtig des Momentes ꝛc.

dieser reichen sächsischen Stadt, welche man in Sachsen „die Goldgrube" nannte, konnte man hoffen zu ruhen und sich von seinen Leiden zu erholen. Aber bevor noch die unglückliche Armee bis dahin gelangt war, kam Herzog Karl von Lothringen ihnen zuvor, und mit muthwilliger Grausamkeit die ganze gewerbfleißige, offene Stadt einäschernd, zerstörte er die preußischen Magazine und zog über Schutt und Leichen in den unbefestigten Ort ein. — Die unglückliche Armee, welche nun ihre Hoffnung verloren, ten sie gekämpft in allen Schlachten, aber jetzt vor dem König zu erscheinen, das war schlimmer als eine Schlacht, nnd diesem fürchterlichen Moment entgegengehend, war's wohl erlaubt verzagt zu sein.

Schweigend, mit finsteren Mienen stiegen die Generäle zu Pferde uud ritten die Straße entlang, voran der Prinz von Preußen und an seiner Seite der Herzog von Würtemberg.

Wie sie dort jetzt auf dem offenen Platz den König gewahrten, der hoch zu Roß ihnen mit finsteren Mienen entgegenschaute, zuckte der Prinz von Preußen zusammen, und sein Pferd ganz unwillkür-

*) v. Warnery, Feldzüge Friedrichs des Großen. Th. I. S. 170.

lich einen Moment anhaltend, neigte er sich mit einem matten Lächeln zu dem Herzog hin.

Ich habe ein Gefühl, sagte er leise, als ob es mein Schicksal ist, welches mir da in Gestalt meines Bruders entgegenkommt, und es schaut mich an mit Blicken, welche mir mein Todesurtheil verkünden. Sehen Sie nur hin, Herzog, meine Verdammung liegt in dem zornigen Antlitz des Königs.

Aber nicht Sie allein wird der Zorn des Königs treffen, flüsterte der Herzog, sondern uns Alle. Es ist ein Gewitter, welches uns Alle zu gleicher Zeit bedroht.

Ein Gewitter, ja! Der Donner rollt über Alle dahin, aber der zerschmetternde Blitz trifft nur Einen, — und dieser Eine werde Ich sein, sagte der Prinz feierlich. Ich bin das Opfer, welches der König sich ausersehen hat, mit welchem er die finsteren Schicksalsgötter wird zu versöhnen trachten.

Gott verhüte, daß dem so sei! rief der Herzog traurig. Der König wird gerecht sein, er wird einsehen, daß dieses furchtbare Unglück uns unverschuldet getroffen hat. Er wird unsern Auseinandersetzungen Gehör geben, er —

Ich sage Ihnen, unterbrach ihn August Wilhelm, er wird ein Opfer für seinen Zorn bedürfen und ich werde dieses Opfer sein! Immerhin! Möge dies Opfer wenigstens meinem Vaterlande Nutzen bringen. Lassen Sie uns vorwärts reiten, Herzog.

Er zog den Zügel seines Pferdes wieder an und sie ritten vorwärts.

Der König hielt noch immer auf derselben Stelle, das stolze Haupt erhoben, den Ankommenden entgegenschauend mit einem eiseskalten Blick. Wie sie ihm ganz nahe waren, wie sie Alle nicht mehr zweifeln konnten, daß er sie wirklich gesehen, wandte der König langsam nach der andern Seite um und kehrte den Ankommenden den Rücken zu.

Sie sahen einander an mit verlegenen Gesichtern, unschlüssig und rathlos was jetzt zu thun sei, und auf den Prinzen von Preußen blickend, in der Hoffnung, er werde vorreiten, und sich bei dem König meldend, ihn zwingen, von ihnen Allen Notiz zu nehmen.

Der Prinz August Wilhelm that dies nicht. Fest und unbeweglich, wie aus Erz gegossen, hielt er da, keine Muskel seines Angesichts zuckte, nur um seine bleichen zusammengepreßten Lippen war ein leichtes Zittern bemerkbar.

Die Generäle folgten seinem Beispiel. Schweigend und unbeweglich hielten sie hinter ihm, den Blick hingewandt auf den König, der vor ihnen hielt, ihnen noch immer den Rücken zukehrend.

Eine lange, eine fürchterliche Pause trat ein. Niemand in der Umgebung des Königs sprach ein Wort. Nur die Fouriere, welche für die Truppen des Königs das Lager abstachen, gingen geschäftig hin und wieder. Jetzt näherten sie sich mit ihren Messungen gerade der Stelle, wo der König hielt, jetzt mußte er wohl eine andere Stellung einnehmen, um ihnen Platz zu machen.

Er warf sein Pferd herum und hielt wieder den Generälen gegenüber. Aber jetzt war sein Antlitz nicht mehr ruhig und kalt, sondern es glühte vor Zorn.

Indeß der Prinz von Preußen hatte doch den Muth diesem Zorn Stand zu halten, und sich seinem Bruder nähernd, verneigte er sich ehrerbietig.

Der König erwiderte seinen Gruß nicht und schien ihn gar nicht zu bemerken. Eine finstere Wolke lag auf seiner Stirn; sie ward noch finsterer, als jetzt auch die übrigen Generäle es wagten, sich dem Könige zu nähern und ihm ihre Ehrerbietung zu bezeigen.

Plötzlich rief der König mit jener Stimme, welche man nur am Tage der Schlachten, oder wenn der König in der heftigsten Aufregung war, von ihm gehört hatte: Golz! Komme-Er hierher!

Der General ritt in fester militairischer Haltung aus der Reihe der Uebrigen hervor und näherte sich dem König.

Golz! rief der König laut und sein flammender Blick schien den unglücklichen General zerschmettern zu wollen, Golz, sage Er meinem Bruder und allen übrigen Generälen, daß, wenn ich recht verfahren wollte, ich ihnen Allen die Köpfe abschlagen müßte, Allen, Winterfeldt ausgenommen.*)

Ein Gemurmel des Unwillens und des Zornes erhob sich unter den Generälen, und Aller Augen wandten sich mit zornigen Blicken auf Winterfeldt hin. Er war leichenblaß geworden und blickte vor sich nieder, als schäme er sich dieser Auszeichnung, die ihm der König eben hatte widerfahren lassen, als wage er nicht, Diejenigen anzusehen, deren Schuld er theilte, ohne jetzt auch ihre Strafe zu theilen.

Der König heftete indeß seine Augen mit einem so flammenden, durchbohrenden Blick auf die murrenden Generäle, daß sie ihn auf ihrem Antlitz fühlten, ohne daß sie es wagten, den König anzusehen.

Nur der Prinz von Preußen näherte sich abermals dem König.

Sire, sagte er mit vollkommen ruhiger Stimme, meine Dienstpflicht erfordert, daß ich Eurer Majestät die Liste der Armee überreiche. Wollen Sie die Gnade haben, dieselbe von mir anzunehmen?

*) Des Königs eigene Worte. Charakteristik des siebenjährigen Krieges. Th. I. S. 159.

Er zog die betreffenden Papiere aus seinem Busen hervor und reichte sie dem König. Dieser entriß sie ihm heftig und wandte ihm den Rücken.

Entfernen Sie sich, Messieurs, sagte er dann, Ihr Anblick thut mir weh, denn er erinnert mich an das schmachvolle Unglück, das meine Armee durch die Schuld ihrer Führer erlitten hat.

Sire, rief der Herzog von Bevern, wollen Eure Majestät die Gnade haben, unsere Rechtfertigung anzuhören?

Rechtfertigung! rief der König und seine Augen sprühten Flammen des Zorns. Wenn dies unerhörte Unheil, das Sie Alle über meine Armee gebracht, sich rechtfertigen ließe, so würde ich Sie beklagen, während ich Sie jetzt Alle verwünschen muß! Gehen Sie, Herr Herzog! Ich will Sie nicht sehen!

Und mit jugendlicher Lebendigkeit sich vom Pferde schwingend, trat der König finster grollend in sein eben vollendetes Zelt zurück.

Die Generäle waren jetzt allein, sie schauten einander mit todesbleichen Gesichtern, mit verhaltenem Zorn auf den zitternden Lippen, mit Thränen der Wuth in den Augen an.

Sollen wir diese Schmach schweigend ertragen? fragte der Eine.

Sollen wir uns schelten lassen wie die Schulbuben, fragte der Andere.

Sollen wir es dulden, daß man uns anklagt ohne uns rechtfertigen zu dürfen?

Wie dies Gemurmel der Generäle immer lauter, immer mächtiger wurde, trat der Prinz von Preußen, welcher in tiefem Sinnen abseits gestanden hatte, mitten unter sie.

Ein Ausdruck sanfter Begeisterung sprach aus seinen edlen Zügen und ein rührendes, weiches Lächeln umspielte seine Lippen.

Nein, meine Herren, sagte er, Sie sollen das nicht ertragen. Ich übernehme es, uns beim Könige zu rechtfertigen!

Wagen Sie es nicht, Prinz, rief der Herzog von Würtemberg, wenigstens nicht in dieser Stunde. Der Zorn des Königs würde sie zerschmettern!

Der Prinz blickte mit einem frommen Ausdruck zum Himmel empor. Ich stehe in der Hand Gottes, sagte er. Und dann, es ist mir lieber, von dem Zorn des Königs zerschmettert als von seiner Verachtung verschont zu werden! Mich hat der König zum Oberbefehlshaber dieses Armeecorps ernannt, und wenn er mich in dieser meiner Eigenschaft anklagt, so soll er jetzt auch wohl meine Rechtfertigung anhören. Ich werde sie fordern als sein Bruder, als Hohenzoller und als General, der berechtigt und verpflichtet ist, Rapport abzustatten.

Er näherte sich mit hastigen Schritten dem Zelt des Königs; der Herzog von Bevern hielt ihn zurück.

Erlauben mir Eure Königliche Hoheit, daß ich Sie begleite, sagte der Herzog. Auch mich hat der Zorn des Königs persönlich getroffen, und auch ich verlange daher mich rechtfertigen zu können.

Niemand soll mich begleiten, rief der Prinz feierlich. Mögen Sie nachher sich rechtfertigen! Was ich mit dem König zu sprechen habe, das soll Niemand als Gott zum Zeugen haben! Erwarten Sie mich hier, meine Herren, ich kehre bald zurück.

Er winkte den Generälen freundlich lächelnd mit der Hand und trat in das Zelt des Königs ein.

Melden Sie mich dem König, befahl er dem im Vorgemach befindlichen Kammerhusaren, und als dieser nach kurzem Verweilen zurückkehrte und die innere Zeltthür öffnete, trat der Prinz mit festem Schritt, mit hochgehobenem Haupt in das Zelt ein.

Die Thür schloß sich hinter ihnen, die beiden Brüder waren allein.

Der König saß auf dem Feldstuhl, der dort an dem mit Papieren bedeckten Tische stand. Er hielt die ihm vom Prinzen übergebene Liste der Armee in der Hand und schien eifrig darin zu lesen.

Der Prinz blieb eine Zeit lang schweigend in militairischer Haltung an der Thür stehen, endlich aber, des Wartens überdrüssig, durchschritt er das Zelt und trat gerade vor den König hin.

Dieser erhob sich und seine großen Augen hefteten sich mit einem Ausdruck finsteren Zornes auf seinen Bruder.

Ich habe Ihnen ein Armeecorps von dreißigtausend Mann übergeben, und Sie bringen mir kaum sechszehntausend davon zurück! sagte der König. Wo haben Sie meine Soldaten gelassen?

Sie liegen im Engpaß von Gabel, in den Abgründen des Erzgebirges, sie sind verhungert und verdurstet, zum Theil auch desertirt, erwiderte August Wilhelm feierlich.

Und Sie wagen mir das zu sagen? rief der König mit flammendem Zorn.

Ich wage zu sagen, was das Schicksal an uns gethan hat! sagte der Prinz.

Das Schicksal! rief der König achselzuckend. Das Schicksal ist immer die Entschuldigung der Irrthümer und Fehler der Menschen. Ihr Starrsinn und Ungehorsam ist es, was Sie Schicksal nennen. Prinz August Wilhelm von Preußen, mit welchem Rechte konnten Sie es wagen, meinen Instructionen zuwider zu handeln und den Rückzug durch das Gebirge zu machen, statt die gerade Straße zu gehen?

Eure Majestät haben mir keine Instruction gegeben, rief der Prinz lebhaft. Eure Majestät haben mir nur befohlen, bei allen Anordnungen den Rath

meiner übrigen Generäle einzuholen, und das habe ich gethan. Ich wäre nicht durch das Gebirge gegangen, wenn sie nicht gerathen, wegen der Nähe des Feindes diesen Weg einzuschlagen! Aber ich sage das nicht, um mich zu entschuldigen und Jene anzuklagen, sondern nur, um meinem Bruder zu beweisen, daß er vielleicht Unrecht gethan, mich unter die Vormundschaft seiner Generäle zu stellen, Unrecht, mir einen Mentor an die Seite zu stellen, der mein Feind ist und mich haßt und mein Verderben will!

Sie wagen mir Vorwürfe zu machen? rief der König mit donnernder Stimme.

In dieser Stunde wage ich Alles, sagte der Prinz feierlich, denn dieses ist die Stunde der Entscheidung zwischen Ihnen und mir, mein Bruder! Es ist ein Zweikampf der Geister, und obwohl ich fühle und weiß, daß ich zu schwach bin gegen Sie zu siegen, so will ich doch wenigstens mit Ehren und mit dem Schwert in der Hand fallen. Ich werde fallen, aber Sie sollen mich nicht für eine feige Memme halten dürfen, die nicht einmal sich zu vertheidigen wagt! Ich weiß, mein Bruder, daß man mich bei Ihnen verlästert hat, ich weiß, daß Diejenigen, welche Sie mit Ihrer Freundschaft begnadigen, Ihnen dieselbe damit erwidern, daß sie sich zum Kundschafter Ihrer Brüder machen und Eurer Majestät hinterbringen, was sie gehört und nicht gehört haben, was wahr und nicht wahr ist. Ich weiß, daß man mir die Liebe meines Bruders entzogen hat, aber ich darf nicht zugeben, daß man mir auch seine Achtung nehmen will! Sire, wenn Winterfeldt Ihnen geschrieben hat, und ich weiß, daß er's gethan, wenn er Ihnen geschrieben hat, ich sei starrsinnig und eigenmächtig zu Werke gegangen, ich allein habe das Unglück der Armee veranlaßt*), so rufe ich Gott zum Zeugen, daß dies eine Verleumdung ist. Wenn Eure Majestät von Instructionen sprechen, die ich empfangen hätte, so erinnere ich Sie daran, daß ich Sie vergeblich beschworen habe, mir solche zu Theil werden zu lassen, daß ich, was Eure Majestät mir mündlich gesagt, aufgeschrieben, und Sie gebeten habe, demselben entweder Ihr Gutheißen oder Ihre Bemerkungen hinzuzufügen. Aber Eure Majestät gaben mir das Papier zurück, ohne Ihre Unterschrift, ohne irgend eine Bemerkung hinzuzufügen**). Ich sollte allein die ganze Verantwortung auf mich laden, und wenn dieser traurige Rückzug mißlang, so sollte die ganze Welt sagen können: „Der Prinz von Preußen hat das gethan!" Sehen Sie, mein Bruder, das wußte ich! Die Schlacht von Collin fordert ihr Opfer, und man hatte mich zu diesem Opfer prädestinirt!

Der König stieß einen Schrei der Wuth aus und stürzte mit aufgehobenem Arm auf den Prinzen zu. Aber plötzlich seine ganze Selbstbeherrschung wiedergewinnend, faltete er seine Arme übereinander und sah den Prinzen mit kalten, starren Blicken an.

Ich habe Sie ruhig sprechen lassen, sagte er, weil ich immer noch hoffte, es würde mir möglich sein, wenigstens den Schimmer einer Entschuldigung Ihrer frevelhaften Thaten in Ihren Worten zu entdecken. Aber bis jetzt habe ich keinen gefunden. Ich frage Sie daher: sind Sie zu Ende oder haben Sie noch Etwas zu sagen?

Ich habe nur noch dies zu sagen, Sire: ich bitte, daß Sie meine Thaten, von denen Sie sagen, daß sie frevelhaft gewesen, untersuchen lassen!

Wehe Ihnen, wenn ich das thun wollte, wenn ich Ihrem tollkühnen Begehr Gehör gäbe, rief der König, und dicht vor den Prinzen hintretend und ihn mit durchbohrenden Blicken ansehend, fuhr er fort: Sie haben gehandelt, nicht als ob Sie ein Preuße, nicht als ob Sie ein General der preußischen Truppen, sondern als ob Sie ein Feind, als ob Sie ein Verbündeter der Oesterreicher und Franzosen wären, und nur auf Mittel sännen, meine Armee zu Grunde zu richten, um diesem Krieg ein Ende zu machen, von dem ich ja weiß, daß er Ihren Beifall nicht hat, weil er sich gegen Ihr geliebtes Frankreich richtet!

Ah, mein Bruder, Sie mißtrauen mir! rief der Prinz entsetzt.

Ja, ich mißtraue Ihnen, sagte der König heftig, ich mißtraue Ihnen und Sie verdienen das! Sie sagten vorhin, es sei dies eine Stunde der Entscheidung. Nun wohl, es soll so sein. Ich nehme dieses Duell der Geister an, welches Sie mir anzubieten die Kühnheit hatten. Aber es war nicht klug, nicht vorsichtig von Ihnen gehandelt, denn Sie selber haben mir die Waffen in die Hände gegeben, und diese Waffen sind scharf genug! Ich habe durch Sie, mein Bruder, so lange ich lebe, viel Kummer erfahren; er begann in den Tagen unserer Kindheit, und wird, wie es scheint, nur mit meinem Tode enden sollen. Sie waren der Liebling meines Vaters, und ich entsinne mich sehr wohl, daß er mir eines Tages vorschlug, dem Throne zu entsagen und Ihnen meine Stelle zu überlassen. Ich widerstand, und habe diesen Widerstand, wenn auch nicht mit meinem Leben, doch mit dem Glück meines ganzen Lebens bezahlen müssen. — Ich will Ihnen das nicht anrechnen, und vielleicht waren Sie unschuldig daran, aber es scheint, als ob Sie die Wünsche meines

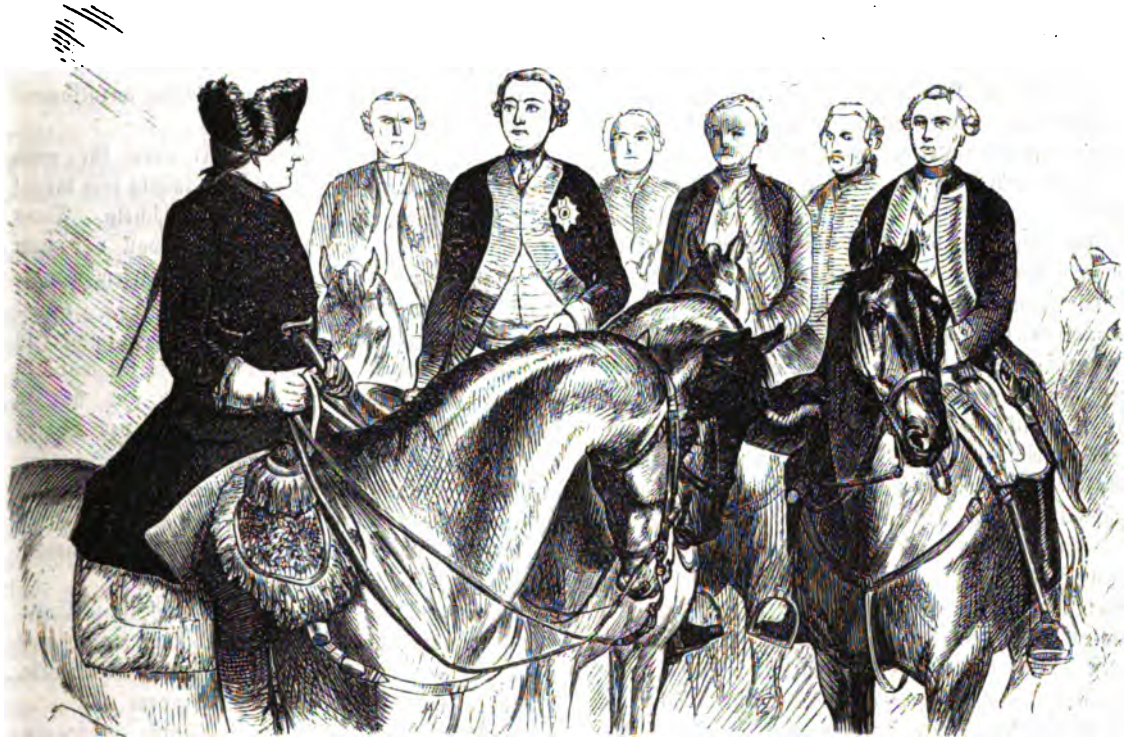
*) Warnery, Feldzüge Friedrich II. Th. I. S. 184.

**) Recueil des lettres du Roi de Prusse et du Prince de Prusse, p. 11.

Vaters nicht vergessen haben, als ob Sie mich als einen Usurpator betrachten, der Ihnen den Ihnen gebührenden Thron geraubt hat, und als ob Ihnen dies ein Recht gäbe, alle meine Handlungen zu bekritteln und zu meistern und sich zum Richter über mich aufzuwerfen! Als ich diesen Krieg unternahm, ihn unternahm im Bewußtsein meines Rechtes und meiner Königspflicht, da wagten Sie es, dagegen zu protestiren, da wagten Sie es, in Gegenwart meiner Generäle von Ihren Rechten und von denen Ihrer Kinder zu sprechen! O, mein Herr, Sie dachten schon an die Zeit, wo Sie dies Haupt in die Gruft legen und über meine Leiche hin zu dem Königsthrone schreiten wollten. In jener Stunde standen Sie mir gegenüber, nicht mehr als Unterthan, als Bruder und als Freund, sondern als der ehrgeizige Kronprinz, der seinen König haßt, weil er ihn vom Thron zurückhält, der vom König gehaßt wird, weil er ihn an seinen Tod gemahnt. Und in keinem Moment haben Sie seitdem diesen Haß verleugnet.

O, mein Bruder, sagte der Prinz schmerzlich, Ihr eigener Haß verblendet Sie und macht Sie ungerecht. Ich habe Sie immer geliebt, Sie immer bewundert, selbst dann noch, wenn ich Ihre Unternehmungen nicht zu billigen vermochte.

Und doch waren Sie es, rief der König hastig, Sie allein, welcher es wagte, über das Unglück von Collin in laute Wehklagen auszubrechen. Statt, wie der Courier Ihnen und den Generälen und der ganzen Armee die Trauerbotschaft von der verlorenen Schlacht bei Collin brachte, statt da den Muth meiner Krieger zu stärken, sie zu trösten und ihnen Vertrauen zu ihrem Kriegsherrn einzuflößen, statt dessen wagten Sie es, im Angesicht aller Generäle in lautes Jammern auszubrechen, nicht über das Schicksal, nicht über den Wankelmuth des Glückes, sondern über das Benehmen Ihres Bruders und Ihres Königs. Statt mich diesen schweigenden und bestürzten Generälen gegenüber zu rechtfertigen, schuldigten Sie mich an und machten mir aus einem Unglück eine Schuld!*)



Es ist wahr, murmelte der Prinz, der Schmerz und die Bestürzung hatten mich überwältigt und raubten mir die Besonnenheit.

Weil Sie denn aber so weise und kriegskundig waren, fuhr der König mit einem kalten Lächeln fort, so wollte ich Ihnen Gelegenheit geben, das dem ganzen Volke, dessen König Sie einst sein werden, zu beweisen. Weil Sie vor meinen Generälen über meine Fehler als Feldherr geklagt und gejammert hatten, wollte ich, daß Sie ihnen Proben Ihrer eigenen Kriegskunst und Gewandtheit geben sollten.

*) v. Retzow, Charakteristik ꝛc. Th. I. S. 142.

Ich vertraute Ihnen also mein drittes Armeecorps an, damit Sie es sicher und ungefährdet von dannen führen sollten, nachdem ich es in einer blutigen und unheilsvollen Schlacht gefährdet hatte. Ich gab Ihnen die Gelegenheit, sich zum angebeteten Gott meiner Soldaten, zum bewunderten Vorbild meiner Generäle zu machen. Wie haben Sie diese Gelegenheit benutzt? Sie bringen mir zerschlagene, verhungerte, desperate Soldaten, Sie bringen mir beschämte, über ihre eigene Schuld erröthende Generäle, die ich, wenn ich nach der Strenge des Gesetzes verführe, dem Kriegsgericht übergeben müßte, und dieses Kriegsgericht würde sie verurtheilen.

Und dennoch bin ich mir keiner Schuld bewußt, rief der Prinz, dennoch wage ich zu sagen, das Schicksal war wider mich, aber ich habe es nicht verschuldet.

Und ich wiederhole Ihnen, Sie haben gehandelt, als ob Sie ein Verbündeter Frankreichs wären, als ob Sie meine Armee vernichten wollten, um diesem Ihnen verhaßten Kriege eine Ende zu machen!

Dann wäre ich ein Verräther! rief der Prinz heftig.

Und wer sagt, daß Sie das nicht sind? rief der König. Wer sagt, daß Derjenige, welcher, während ich mit Frankreich im Krieg lebe, mit dem früheren französischen Gesandten Valori zärtliche Briefe wechselt, und zu diesem auch über den Starrsinn seines Bruders, welcher sein König ist, Klage führt, wer sagt, daß der nicht ein Verräther ist? Oder wie, mein Bruder, war es Ihnen, als Sie an Valori schrieben, nicht bekannt, daß die Franzosen schon in meine westphälischen Provinzen eingebrochen waren? Es war Ihnen bekannt, und dennoch wagten Sie es, an einen Franzosen zu schreiben, daß Sie von dem Untergang meines Staates überzeugt sind, dennoch wagten Sie auch gegen ihn mich zu tadeln und zu sagen: „Ce seront mes enfants qui seront les victimes des fautes passées.“ — Wußten Sie nicht, daß es die Marquise von Pompadour gewesen, welche diesen Krieg veranlaßt? Sie wußten es, und dennoch beauftragten Sie Valori, die Marquise zu veranlassen, sich für Sie portraitiren zu lassen.*) Nun, mein Herr, ich frage Sie, sind das nicht die Handlungen eines Verräthers?

Der Prinz stieß einen Schrei aus und legte die Hand an sein Schwert. Sie wagen es, mich zu beschimpfen, Sire? fragte er.

Ich wage es, Ihnen die Wahrheit zu sagen, sagte der König feierlich. Nehmen Sie die Hand von Ihrem Schwert, die Wahrheit ist ein Feind, den man nicht mit Waffen, sondern mit Thaten bekämpfen muß, und Ihre Thaten zeugen wider Sie!

Der Prinz athmete hoch auf und Leichenblässe bedeckte sein Gesicht. Ich glaube, sagte er matt, der Zweikampf ist zu Ende. Wenigstens kämpfen Eure Majestät gegen mich mit Waffen, die ich nicht besitze, nicht besitzen möchte, und gegen die ich mich selbst nicht vertheidigen will. Sie lassen meine Briefe öffnen und aus den harmlosen Ergüssen der Freundschaft schaffen Sie eine Verrätherei. Wenn man es wagen darf, mich einen Verräther zu nennen, so ist das eine Beschimpfung, welche mich entehrt, und mit einem Entehrten werden Eure Majestät nicht kämpfen wollen! Ich ziehe mich also zurück. Niemand wird die Wunden sehen, welche ich hier von Ihnen empfangen habe, und welche gerade in mein Herz eingedrungen sind, aber ich sage Ihnen, mein Bruder, daß ich an diesen Wunden sterben werde!

Um mich dort oben als Ihren Mörder anzuklagen? fragte der König ironisch.

Nein, mein Bruder, um dort oben für mein Vaterland zu beten, daß Gott ihm gnädig sein möge! sagte der Prinz mit einem sanften Lächeln. Dann verneigte er sich tief und ehrfurchtsvoll vor dem König, und ohne seine Entlassung abzuwarten, wandte er sich und verließ das Zelt.

Draußen standen die Generäle noch immer in ernstem Schweigen bei einander. Wie sie jetzt den Prinzen von Preußen so geisterbleich und mit so schmerzvollem Ausdruck in der Zeltthür des Königs erscheinen sahen, durchzuckte ein ahnungsvolles Schmerzgefühl die Brust Aller, und es war ihnen, als sei es ein Sterbender, welcher da zu ihnen trat und ihnen mit einem Lächeln voll unaussprechlicher Wehmuth die Hände reichte.

Es ist vorüber, sagte er, der Kampf ist zu Ende.

In diesem Augenblick trat ein Adjutant des Königs aus dessen Zelt und näherte sich einigen der Generäle, welche in der Nähe des Prinzen standen.

Se. Majestät befiehlt Ihnen, dafür zu sorgen, daß die Soldaten des dritten Armeecorps sich möglichst fern von dem übrigen Theil der Armee halten, sagte er. Es wird den Königlichen Soldaten zugleich ein Befehl des Königs mitgetheilt werden, wonach ihnen der Umgang mit den Soldaten des dritten Armeecorps untersagt wird, weil diese Letzteren allen Muth und alles Ehrgefühl verloren zu haben scheinen.*)

Die Befehle des Königs sollen erfüllt werden, sagten die Generäle kalt, und der Adjutant ging weiter.

*) Mémoires du Marquis de Valori. Vol. II. p. 204 et p. p. 340.

*) Charakterzüge aus dem Leben Friedrich des Großen. Küstrin 1788. Erste Sammlung, S. 98.

Der Prinz von Preußen hatte sich einen Moment wie zerschmettert von diesem neuen Schlag auf den Arm des Herzogs von Würtemberg gelehnt. Jetzt richtete er sich wieder empor, und sich an den General von Schulz wendend, sagte er: gehen Sie und holen Sie für das von mir commandirte dritte Armeecorps von dem König die Parole.

Der General entfernte sich schweigend, kehrte aber bald wieder bleich und finster aus dem Zelt des Königs zurück.

Nun? fragte der Prinz, haben Sie die Parole?

Nein, Königliche Hoheit. Der König sagte, für feige Memmen und Ausreißer habe er keine Parole, und befahl mir, mich zum Teufel zu scheeren!

Ein Gemurmel des Zorns erhob sich wieder in den Reihen der Generäle. Der Prinz ließ seine Augen von einem dieser finsteren Gesichter zum anderen gleiten.

Meine Herren, sagte er, der Sturm wird bald vorüber sein und die Sonne wird bald wieder für Sie scheinen. Ich allein bin die Wolke, welche sie Ihnen verdunkelt, und ich werde mich zurückziehen.

Wie, Sie wollen uns verlassen? fragten die Generäle traurig.

Gehöre ich nicht zum dritten Armeecorps? fragte der Prinz mit einem schmerzlichen Lächeln. Es könnte sein, daß der König allen seinen Soldaten beföhle, auch mit dem Anführer des dritten Armeecorps keinen Umgang zu haben, und Sie begreifen wohl, daß ich dem zuvorkommen muß.

So erlauben Eure Königliche Hoheit, daß ich Sie begleite und mit Ihnen die Armee verlasse, sagte der Herzog von Bevern. Auch ich mag nicht gescholten und verachtet werden, ohne mich rechtfertigen zu dürfen.

Der Prinz schüttelte heftig das bleiche Haupt. Sie werden und Sie müssen bleiben, Herzog, sagte er. Die Armee kann ihrer geschickten Generäle nicht entbehren, Sie müssen ihr daher erhalten bleiben. Ich aber, ich muß gehen! Lassen Sie mich das Opfer für Sie Alle werden! Wahrscheinlich wird dem Könige, meinem Bruder, daran genügen.*)

So erlauben Eure Königliche Hoheit wenigstens mir, daß ich Sie begleite, sagte der General von Schmettau, zu dem Prinzen herantretend. Der König hat mir vorher durch seinen Adjutanten sagen lassen, ich solle mich entfernen und es nie wieder wagen, ihm je vor Augen zu kommen. Auch ich muß daher die Armee verlassen!

Der Prinz reichte ihm die Hand dar. Dann sind Sie mir ein lieber und willkommener Begleiter. Lassen Sie uns sofort aufbrechen und nach Bautzen reiten, wo wir uns erholen und dann nach Dresden gehen wollen.

Wie, Eure Königliche Hoheit wollen uns sogleich verlassen? fragte der Herzog von Würtemberg traurig.

Wollten Sie, daß ich noch weitere Beschimpfungen abwarte? rief der Prinz. Nein, es ist genug, mehr schon, als man mit Ehren ertragen darf. Mein Pferd, mein Pferd! General, lassen Sie uns aufsitzen!

Die beiden Pferde wurden vorgeführt und der Prinz stieg auf. Die Generäle stellten sich in Front ihm gegenüber auf, um ihren früheren Befehlshaber nicht ohne militairische Ehren zu entlassen.

Prinz August Wilhelm ritt langsam und schweigend an ihrer Front hinunter. Ueberall begegnete er traurigen Gesichtern, und Augen, welche von Thränen getrübt waren. Auch in seinen Augen standen Thränen, aber er schüttelte sie fort. Er wollte jetzt nicht weinen, er hatte Zeit genug dazu, seinen ganzes übriges Leben hindurch. —

Er zwang seine Stimme, daß sie fest war, und den Generälen und Officieren mit dem gezogenen Degen seinen letzten Scheidegruß zuwinkend, sagte er: Leben Sie wohl, meine Freunde! Ich hoffe, Keiner von Ihnen wird mich für feig halten, wenn ich auch, durch den König gezwungen, die Armee verlassen muß.*)

Er wandte sein Pferd um, und, gefolgt von Schmettau, ritt er langsam mit stolz emporgerichteten Haupt von dannen.

Die Generäle und Offiziere schauten ihm schweigend und traurig nach. Nun, beim Himmel, murmelte Ziethen, er soll nicht wie ein Geächteter das Lager verlassen! Ich will ihm eine Begleitung geben. Mag mich meinetwegen der König dafür schelten, ich werd's hinnehmen!

Er winkte einem seiner Husarenofficiere. Hören Sie, Herr von Wendt, sagte er, nehmen Sie sogleich eine halbe Compagnie und machen Sie mit ihr Patrouille. Schlagen Sie den Weg nach Bautzen ein und halten Sie sich immer dicht hinter dem Prinzen von Preußen.**)

Wenige Minuten nachher sprengte der Officier mit seinen Husaren auf der Straße nach Bautzen dahin, und bald hatten sie den Prinzen eingeholt, der sie mit einem freundlichen Kopfneigen begrüßte.

Als sie bis zum Thor von Bautzen gelangt

*) Des Prinzen eigene Worte. Siehe: Charakteristik ꝛc. Th. I. S. 162.

*) Des Prinzen eigene Worte. Siehe: Warnery, Feldzüge Friedrich II. Th. I. S. 184.

**) Warnery. Th. I. S. 183.

waren, wandte der Prinz sich um und schaute mit Blicken voll unendlicher Trauer noch einmal nach dem Lager hinüber.

Schmettau, sagte er, der Tod hat mich vermieden, so lange ich bei der Armee war, aber jetzt, wo ich sie verlasse, trage ich den Tod mit fort, und ich werde ihn so lange mit mir herumtragen, bis er mich mit sich fortträgt!

Er wandte sein Auge ab von dem preußischen Lager und ritt langsam in Bautzen ein.

XXXVIII.

Die Briefe.

Wenige Stunden später sprengte ein Courier ins Lager ein. Er kam von Bautzen und brachte einen Brief des Prinzen an seinen Königlichen Bruder.

Der König war noch immer in seinem Zelt mit der Durchsicht der Armeelisten beschäftigt. Er nahm den Brief seines Bruders, und ihn mit finsteren Blicken öffnend las er:

„Die von Euer Majestät erhaltenen Cabinetsbefehle, besonders aber die zuletzt erduldete Begegnung haben es mir zur Genüge zu erkennen gegeben, daß ich meine Ehre und meine Reputation verloren habe. Da ich mir keine Vorwürfe machen kann, so erweckt dies nur Betrübniß, aber keine Demüthigung in mir. Ich bin überzeugt, weder aus Eigensinn gehandelt, noch dem Rath Derer gefolgt zu sein, die guten Rath zu ertheilen nicht im Stande gewesen. Dies werden mir alle bei dem von mir commandirten dritten Armeecorps angestellten Generäle bezeugen müssen. Ich halte es aber dennoch für überflüssig, Eure Majestät zu bitten, daß Sie meine Aufführung möchten untersuchen lassen; Eure Majestät würden mir dadurch eine Gnade erzeigen und folglich darf ich nicht darauf rechnen. — Meine Gesundheit ist durch die vielfachen Strapazen, mehr aber durch Gram tief erschüttert, und ich habe mich also nach Bautzen begeben zur Wiederherstellung meines kranken Körpers. Den Herzog von Bevern habe ich beauftragt über Alles, was die Armee betrifft, Auskunft zu geben. Möge Eure Majestät versichert sein, daß, des mich tief darniederbeugenden unverdienten Unglücks unerachtet, ich niemals meine Anhänglichkeit an den Staat aufgeben werde, und daß es mir, einem treuen Mitglied eben dieses Staates, eine unaussprechliche Freude verursachen wird, alle Unternehmungen Eurer Majestät immer von einem glücklichen Ausgang gekrönt zu sehen.

Ihr unglücklicher Bruder
August Wilhelm."

Der König las den Brief mehrmals. Dann griff er rasch nach Papier und Feder und schrieb:

„Mein lieber Bruder! Ihr unschickliches Betragen hat meine Verhältnisse sehr zerrüttet. Nicht die Feinde, sondern ihre übelgewählten Maßregeln sind es, die mir all' dies Unglück zuziehen. Meine Generäle sind nicht zu entschuldigen, entweder haben sie Ihnen schlechten Rath ertheilt, oder sie haben die Ausführung Ihrer üblen Entwürfe zuzugeben, und Beides ist gleich strafbar. — Leider sind Ihre Ohren, mein Bruder, nur an Schmeicheleien gewöhnt. Dann hat Ihnen nicht geschmeichelt und Sie sehen jetzt die Folgen davon. In dieser Lage bleibt mir jetzt nichts Anderes übrig, als das Aeußerste zu wagen. Ich werde angreifen, und wenn wir nicht siegen können, so wollen wir uns Alle todtschießen lassen. Ich beklage mich nicht über Ihr Herz, wohl aber über Ihre Unfähigkeit und Ihre zu geringe Beurtheilungskraft bei der Wahl der möglichst guten Entschlüsse. Ich sage Ihnen das, denn wer, wie ich, vielleicht nur noch wenige Tage zu leben hat, bedarf keiner Verstellung. Ich wünsche Ihnen mehr Glück, als ich gehabt habe, und daß alles Unglück, und alle Widerwärtigkeiten, die Sie erfahren haben, Sie lehren mögen, Sachen von Wichtigkeit mit mehr Sorgfalt, Einsicht und Entschlossenheit zu behandeln. Der größte Theil aller widerwärtigen Begebenheiten, die ich voraussehe, sind Ihnen zuzuschreiben. Aber Sie und Ihre Kinder werden davon mehr betroffen, als ich. Seien Sie indeß überzeugt, daß ich Sie jederzeit geliebt habe, und daß ich mit dieser Gesinnung sterben werde.

Ihr Bruder
Friedrich."*)

Als der König den Brief geendet, überlas er ihn noch einmal und blickte gedankenvoll vor sich hin. Ich kann keins meiner Worte zurücknehmen, sagte er

*) Diese beiden Briefe befinden sich in: Recueil des lettres du Roi de Prusse et du Prince de Prusse. Leipzig 1772. S. 34 und 35.

leise. Wäre er nicht mein Bruder, nicht mein Nachfolger, so würde ich ihn vor ein Kriegsgericht gestellt haben. Aber ich will nicht, daß die Geschichte der Hohenzollern mehr als einen solchen Fall anzuführen habe. Die Nachwelt wird an meinem Schicksal genug Stoff zu Familiendramen haben und ich will ihr keinen weiteren geben. Mag mein Bruder sich also nur still entfernen, mag er beten, während wir kämpfen, und die Künste des Friedens pflegen, während wir im Felde stehen und Gott Mars unsere blutigen Opfer darbringen. Vielleicht gelingt es uns, der Welt und vor allen Dingen Preußen einen ehrenvollen und dauernden Frieden zu erkämpfen, und dann mag August Wilhelm meinem Vaterlande ein besserer König sein, als ich. Aber jetzt bin ich noch meinem Preußen nöthig, jetzt muß es noch zu mir halten mit aller seiner Kraft und aller seiner Liebe, zu mir allein!

Er siegelte hastig den Brief und rief den Kammerhusaren, um ihm denselben zur sofortigen Besorgung zu übergeben. Dann aber, als dieser sich entfernt hatte, ward das Antlitz des Königs wieder ernst und traurig.

Das Leben macht den Menschen doch sehr arm, sagte er leise, und je länger er lebt, desto mehr vereinsamt er. Wie reich war ich nicht, als ich in's Leben eintrat, wie reich nicht noch, als ich den Thron bestieg. So viele Freunde, so viele Geschwister, so viele Illusionen und Ideale waren mein. O, mir gehörte damals die ganze Welt mit allen ihren Freuden und Entzückungen! Und jetzt? Wo sind die Freunde? Ich habe sie verloren, entweder durch den Tod, oder durch ihre Treulosigkeit. Wo sind die Geschwister? Ihre Herzen sind mir erkaltet und wollen nichts mehr von mir wissen. Wo sind meine Ideale und Illusionen? Sie sind in alle Winde ge-

flattert und ihre Gestalten haben sich aufgelöst in eine Fata Morgana, die meine Augen bethörte. O, ich bin ein armer, enttäuschter Mann, und wenn mir einst die ganze Welt gehörte, so wollen sie mir jetzt nicht einmal mehr das Stückchen Welt lassen, welches mein ist, und das ich mir mit meinem Blut erobert habe. Aber sie sollen es mir doch lassen müssen. Mag mein Herz gegen alle Illusionen erkaltet sein, die Eine ist geblieben, die Illusion des Ruhmes. Ich habe dem Glück entsagt und der Liebe, aber ich glaube noch an den Ruhm, und ich will wenigstens einen zerrissenen Lorbeerkranz auf meinem Sarge haben. Mag dann der Tod mich treffen, wann er will, am liebsten bald, bevor mein Herz noch ganz verhärtet ist, denn ich fühle wohl, daß es verhärten wird!

In diesem Moment öffnete sich leise die Thür seines Zeltes, und Le Catt, sein Vorleser und Geheimsekretair, den er damals auf seiner Reise nach Amsterdam kennen gelernt hatte, trat ein, mehrere Briefe in der Hand haltend.

Der König trat ihm lebhaft entgegen. Nun, Le Catt? fragte er. Ist der Courier aus Berlin angekommen?

Ja, Sire, er ist angekommen, sagte Le Catt seufzend. Aber ich fürchte, er bringt keine guten Nachrichten.

Keine guten Nachrichten? Ist der Feind schon bis dahin vorgedrungen?

Wohl ein Feind, Sire, aber nicht der Feind, welchen Eure Majestät meinen.

Was wissen Sie, welchen Feind ich meine? rief der König ungeduldig. Sind's die Russen oder die Franzosen?

Keiner von allen Ihren sterblichen Feinden, Sire, und die Trauer, welche jetzt in Berlin herrscht und bald in ganz Preußen herrschen wird, ist nicht von Ihren Feinden, sondern vom Schicksal hervorgerufen!

Der König sah ihm mit seinen großen blauen Augen eine Zeitlang schweigend und forschend in's Gesicht. Ich verstehe, sagte er dann leise. Es ist einer von meiner Familie gestorben. Ist's nicht so?

Ja, Sire, es ist so! Ihre —

Still, sagte der König heftig, ich will's noch nicht wissen, wer. Ich habe noch nicht die Kraft, es zu hören. Warten Sie noch!

Er faltete seine Hände über der Brust und ging hastigen Schrittes, laut ächzend und nach Athem ringend, einige Male auf und ab. Dann blieb er an der andern Seite des Zeltes, das Gesicht an das große, in dem Zelt angebrachte Fenster gelehnt, stehen.

Jetzt, Le Catt, sagte er, jetzt bin ich auf Alles gefaßt. Reden Sie also! Wer ist gestorben?

Sire, es ist Ihro Majestät —

Meine Gemahlin? unterbrach ihn der König.

Nein, Sire, Ihro Majestät —

Meine Mutter? rief der König mit einem so durchdringenden Schmerzensschrei, daß Le Catt davon sein Herz erzittern fühlte. Meine Mutter!

Er schlug seine beiden Hände vor sein Angesicht und stand lange, ächzend und schwankend, wie eine vom Sturm bewegte Eiche da. Die Thränen rannen zwischen den Spalten seiner Finger hindurch und tröpfelten leise zur Erde nieder, Seufzer der Qual und der bitteren Pein drangen aus seiner Brust hervor.

Le Catt vermochte es nicht länger zu ertragen. Er näherte sich dem König und wagte es leise einige Worte des Trostes, der Ermuthigung ihm zuzuflüstern.

O, sagte der König, trösten Sie mich nicht. Sie wissen nicht, welchen Schmerz und welchen Kummer mir dieser große Verlust verursacht.

Doch, Sire, ich fühle ihn, sagte Le Catt, ich fühle ihn, denn die Königin Mutter war eine der edelsten und erhabensten Fürstinnen. Ich kann daher Ihren Schmerz begreifen.

Das können Sie nicht, sagte der König, sein bleiches, von Thränen überfluthetes Angesicht emporrichtend. Sie tragen Ihren Schmerz auf Ihrer Zunge, ich trage ihn hier in meinem Herzen!*) Die Königin war eine der besten Frauen, und mein ganzes Land wird sie zu betrauern haben. Es wird keine Gewohnheitstrauer sein, sondern ein allgemeines Wehklagen, denn ihre Tugenden und ihre großen Eigenschaften wurden von allen Denen bewundert und geliebt, die das Glück hatten, sich ihr nähern zu können. Die Großen werden sie betrauern wegen ihres anmuthigen Umgangs, die Niedrigen wegen ihrer Gutmüthigkeit, die Armen werden ihre Zuflucht vermissen, die Unglücklichen ihre Hülfe, die Gelehrten ihre Beschützerin, und jedes ihrer Kinder und Angehörigen wird glauben den besten Theil seines Selbst verloren zu haben, und niemals aufhören sie zu betrauern.**) Und ich fühle es, ich weiß es, sie ist gestorben aus Gram über mein jetziges Unglück, über das Unglück ihres Landes. Sie war eine zu erhabene Fürstin, eine zu zärtliche Mutter, um den Untergang Preußens, das Verderben ihres Sohnes ertragen zu können, sie rettete sich in das Grab, um das Unheil Beider nicht mehr erleben zu müssen.

Aber Eure Majestät wußten ja, daß die Königin

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Preuß, Friedrich d. Gr. Th. II.

**) Des Königs eigene Worte, welche er in seiner: Histoire de la guerre de sept ans dem Andenken seiner Mutter gewidmet hat. Siehe: Oeuvres posthumes. Vol. III. p. 269.

an einer unheilbaren Krankheit litt, daß keine Kunst der Aerzte im Stande war, sie zu heilen.

Es ist wahr, ich wußte das, sagte der König, ganz ermattet auf einen Feldstuhl niedersinkend. Ich wußte, daß ich sie vielleicht nie wiedersehen würde, und dennoch trifft mich diese Nachricht jetzt wie ein unerwartetes, furchtbares Unglück.

Eure Majestät werden es überwinden, wie Sie schon so vieles überwunden haben, als Philosoph und als Held!

Ah mein Freund, sagte der König traurig, die Philosophie ist gut, die vergangenen oder zukünftigen Leiden zu mildern, aber von den gegenwärtigen Leiden wird sie immer besiegt. Und dann bedenken Sie wohl, daß ich endlich auch kraftlos und schwach werden muß. Seit zwei Jahren bin ich wie eine Mauer, in welche das Unglück Bresche schießt, und schon bin ich von allen Seiten erschüttert. Häusliches Unglück, geheime Schmerzen, öffentliches Unglück, stets wachsende Verlegenheiten, das ist meine Nahrung! Was fehlt mir denn, um mich in der Lage des armen Hiob zu befinden? Wenn ich diesen unheilsvollen Zeiten widerstehen soll, muß ich mich mit Eingeweiden von Eisen und einem Herzen von Stahl ausstatten, um alle Empfindsamkeit zu verlieren. Es ist für mich eine Epoche des Stoicismus. Die armen Schüler Epicurs würden für diese Zeit auch nicht die kleinste Phrase ihrer Philosophie zu meinem Trost bereit haben. Aber, fuhr der König fort, und jetzt verschwand die traurige Niedergeschlagenheit aus seinen Zügen und sie nahmen wieder einen energischen, strahlenden Ausdruck an, aber ich will dennoch nicht unterliegen! Müßten alle Elemente zusammenfallen, so will ich mich unter ihren Trümmern mit kaltem Muth und kaltem Blut begraben lassen! *)

Ah, jetzt ist mein König wieder der Held, rief Le Catt, der Held, der nicht blos das Unglück, sondern auch seine Feinde besiegen wird!

Gott gebe, daß Sie ein Wahrsager sind, sagte der König lebhaft. Wir gehen großen Zeiten entgegen, und die kommenden Monate werden für mein armes Land entscheidend sein. Ich werde es entweder retten oder mit ihm untergehen. **)

Sie werden es retten, Sire, rief Le Catt begeistert.

Und wenn ich es gerettet habe, seufzte der König, in seine frühere Traurigkeit zurücksinkend, wenn ich es gerettet habe, wird meine Mutter nicht mehr da sein, sich meines Sieges zu freuen. Jeder meiner heimkehrenden Soldaten wird eine Mutter, eine Geliebte haben, welche ihn mit Thränen der Freude empfängt und ihn in ihre Arme schließt. Ich werde allein sein!

Ihr ganzes Volk wird Ihnen jubelnd entgegeneilen, Ihr ganzes Volk wird Sie mit Thränen der Freude begrüßen!

O ja, sagte der König mit einem bittern Lächeln, sie werden mir entgegenjauchzen, wenn ich aber denselben Tag stürbe, so würden sie rufen: Le roi est mort! Vive le roi! und würden meinem Nachfolger ebenso entgegenjauchzen. Es ist nichts Persönliches in der Liebe des Volkes zu seinem Fürsten, und mein Volk liebt in mir ja nicht mich selbst, sondern nur den König. Meine Mutter aber, die hat mich geliebt, nicht den König, nicht den Feldherrn, sondern ihren Sohn, den sie unter ihrem Herzen getragen, und der, weiß Gott, in seinem Leben kein anderes Herz gefunden hat, auf das er vertrauen durfte! Gehen Sie, Le Catt, suchen Sie mich nicht zu trösten. Ich werde bald wieder König sein! Jetzt aber bin ich nur der Sohn und möchte allein sein mit meiner Mutter. Gehen Sie! —

Und als fürchte er, Le Catt wehe zu thun, reichte der König ihm zum Abschied mit einem gütigen Lächeln die Hand dar. Dieser zog sie gerührt an seine Lippen und benetzte sie mit seinen Thränen.

Der König entzog ihm sanft seine Hand und winkte stumm der Thür zu. Le Catt ging hinaus.

Nun war der König allein. Allein mit seinem Schmerz und seiner Trauer. Allein mit seiner Mutter! Und in dieser Stunde war er wirklich nur der Sohn und keine anderen Gedanken waren in ihm, als die an seine Mutter!

Er sprach mit ihr, er weinte um sie. Aber dann als sein Schmerz milder ward, nahm der König seine Flöte, welche im Feldlager wie in Sanssouci auf seinem Tische lag und überall seine treue Begleiterin war. Nun löste sein Schmerz sich auf in heilige Wehmuth, nun tönte die innere Klage sich aus in sanfte Melodien, und wie die Töne leise anschwellend und verhallend sein Zelt durchschwebten, schien es dem König, als höre er seine Mutter ihm sanfte Worte der Liebe zuflüstern, als fühle er ihren Geisterkuß auf seiner Stirn.

Und allmälig, während er so die Flöte blasend in seinem Zelt auf- und abging, versiegten seine Thränen, sein Auge gewann sein gewohntes Feuer, sein Antlitz seine Kälte und Energie wieder.

Der Sohn ward wieder der König. Als er draußen im Lager jetzt das muntere Blasen der Fanfaren, das Rollen der Trommeln, als er das Schreien und Jauchzen der Soldaten vernahm, welche

*) Diese ganze Rede gehört dem König selber an. Es sind des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres de Frédéric le Grand. Vol. XIX. p. 44.

**) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres. Vol. XIX. p. 44.

ihre Lager bezogen, da blitzte das Auge des Königs höher auf; er legte die Flöte bei Seite und lauschte eine Zeitlang den frohen Lagerklängen, dann hob er den Arm wie zum Schwur empor.

Lebe wohl, meine Mutter! sagte er. Du bist gestorben aus Gram über meine Niederlage von Collin, aber ich schwöre es Dir, ich werde Deinen Tod und diese Niederlage an meinen Feinden zu rächen wissen, und wenn ich ihnen wieder schlachtfertig gegenüberstehe, so werde ich siegen oder sterben. Höre mich, Geist meiner Mutter, und gieb Deinem Sohn Deinen Segen!

Und dann, mit vor Begeisterung strahlendem Angesicht zu dem Tisch hintretend, nahm er die Feder und schrieb:

Malgré moi de vos bras, ô ma mère entrainé,
Que ce dernier congé dans ces momens d'alarmes
Par mes pressentimens fut arrosé de larmes!
Mon coeur, mon triste coeur, facile à s'attendrir,
Ne m'annonçoit que trop ce cruel avenir.
J'esperois qu'Atropos, flexible à ma prière,
Contente de mon sang respecteroit ma mère.
Helas! Je me trompois, la mort fuit mes malheurs,
Pour étendre sur vous ses livides horreurs.

Ce sombre monument est dont ce qui conserve
Vos restes précieux, mon auguste Minerve?
Je vous devois les jours, je vous devois bien plus;
Votre exemple m'instruisoit à suivre vos vertus:
Malgré l'affreux trépas je les respecte encore,
Votre tombe est pour moi le lieu saint que j'honore.

Si tout n'est pas détruit, si sur les sombres bords,
Les soupirs des vivans pénètrent chez les morts,
Si la voix de mon coeur de vous se fait entendre,
Permettez que mes pleurs arrosent votre cendre,
Et qu'emplissant les airs de mes tristes regrets,
Je repande des fleurs aux pieds de vos cyprès.*)

*) Der König legte um seine Mutter keine weitere Trauer an, als daß er statt der goldenen Kette an seiner Uhr ein schwarzes Band befestigen ließ, und dieses Trauerzeichen trug er von nun an so lange er lebte. Als das erste schwarze Band schadhaft geworden war, fragte der Kämmerer an, ob er nun wieder eine Kette an die Uhr befestigen solle. Aber der König erwiderte, er werde niemals wieder eine Kette, sondern immer nur ein Trauerband an seiner Uhr, diesem Zeiger der Zeit tragen. — Alle kleinen Andenken und Erinnerungen an seine verstorbene Mutter bewahrte der König sorgfältig auf, so unter Anderem eine Porzellanvase, auf deren Fuß die Königin selber ihren Namen geschrieben hatte. Damit diese Schrift nicht erlösche, ließ er über die ganze Vase eine Glasglocke machen und sie so in sein Zimmer stellen. — Die Königin Mutter hatte, ihren Tod ahnend, alle die Briefe und Papiere, welche sich auf den unglücklichen Fluchtversuch Friedrichs als Kronprinz und auf das damalige Familienzerwürfniß bezogen, zu einem Packet zusammengelegt, das sie an ihren Sohn abressirte. Als der König aus dem siebenjährigen Krieg heimkehrte, fand er dieses Packet in seinem Arbeitszimmer im Schloß zu Berlin auf einem kleinen Tisch, wohin, wie man ihm sagte, die Königin es selber gelegt. Der König nahm es, betrachtete es lange, und seine Augen füllten sich mit Thränen. Er küßte die Worte, welche seine Mutter geschrieben und legte das Packet wieder an den Ort, wo es gelegen, und dort lag es, auf seinen ausdrücklichen Befehl, so lange er lebte. — Noch in seinem spätesten Alter gedachte er seiner Mutter mit der zärtlichsten Liebe. Als er sich 1779 in Breslau aufhielt, und bei dieser Gelegenheit Garve zu sich kommen ließ, behauptete der König in seinem Gespräch mit diesem Philosophen, er habe in seinem Leben die größten Leiden des Herzens erfahren, und setzte, wie Garve sagt, mit einem Ton der Güte und Vertraulichkeit, der in seinen Unterredungen mit mir nie so rührend wiederkam, hinzu: „Wenn Er wüßte, was mich zum Beispiel der Tod meiner Mutter gekostet hat, so würde Er sehen, daß ich unglücklich gewesen bin, wie jeder Andere, und unglücklicher als Andere, weil ich mehr Empfindlichkeit gehabt habe." (Siehe Garve: Fragmente zur Schilderung des Geistes und Charakters Friedrichs II. Th. I. S. 286.)

XXXIX.

Im Schlosse zu Dresden.

Die Königin Marie Josephine von Polen und Churfürstin von Sachsen ging heftig und bewegt in ihrem Zimmer auf und ab. Mit ängstlicher Spannung horchte sie auf jedes Geräusch, auf jede Stimme, welche einen Moment vielleicht die tiefe Stille unterbrach, die sie umgab.

Wenn er entdeckt wäre, murmelte sie leise, wenn dieser Brief aufgefangen worden, so ist Alles verrathen und ich bin verloren!

Sie schrak zusammen, und selbst die Schminke konnte die Blässe nicht verbergen, welche ihre Wangen plötzlich überzog. Aber bald richtete die stolze Kaisertochter sich wieder ermuthigt empor und ihre Augen nahmen wieder ihren gewohnten harten und kalten Blick an.

Bah, verloren! sagte sie achselzuckend. Wer wird es denn wagen, eine Königin angreifen und verdammen zu wollen, welche für ihre beleidigten Rechte, für ihre Ehre und ihr Vaterland kämpft! Nur dieser rohe und übermüthige Markgraf von Brandenburg konnte die Unverschämtheit haben, die Fürstin und die Frau in mir zu beleidigen, und er, Gott sei Dank, ist darnieder geschmettert und wird sich niemals wieder zu erheben vermögen. Aber wo bleibt nur Schönberg, unterbrach sie sich wieder mit sichtlicher Unruhe. Wenn er heute nicht kommt, so ist er verloren, so —

Laute Stimmen im Vorzimmer unterbrachen hier das Selbstgespräch der Churfürstin; sie neigte in athemloser Erwartung ihr Haupt vorwärts und lauschte.

Er ist es, murmelte sie dann, es ist Schönberg. Der Officier verweigert ihm den Eintritt. O, mein Gott, diese Schmach ist entsetzlich. Man behandelt mich wie eine Gefangene in meinem eigenen Schloß, und macht mir sogar das Recht streitig, meine eigenen Diener zu empfangen.

Sie schwieg und lauschte wieder auf die Stimmen im Vorzimmer, die immer lauter, immer heftiger ertönten.

Es ist offenbar, sagte sie dann, er spricht so laut, um meine Aufmerksamkeit zu erregen. Ich werde ihm zu Hülfe kommen!

Mit hastigen Schritten ihr Gemach durchschreitend, öffnete sie die Thür, welche nach dem Vorsaal führte.

Was bedeutet dieser Lärm? fragte sie verwundert, und mit welchem Recht darf man sich solch ungebührliches Toben in meinem Vorzimmer erlauben?

Eine tiefe Stille folgte ihrer Frage. Die beiden Herren, welche vorher einen so heftigen Wortwechsel unterhalten, waren jetzt Beide verstummt und näherten sich mit tiefen Verbeugungen der Königin.

Eure Majestät verzeihen, sagte der preußische Officier, ich hatte von meinem Commandanten den gemessenen Befehl, heute Morgen Niemand zu Eurer Majestät zu lassen, bevor der Herr Commandant nicht die Ehre gehabt, Eurer Majestät seine Aufwartung zu machen.

Eure Majestät, sagte der Kammerjunker von Schönberg, ich wollte zu Eurer Majestät kommen, um zu melden, daß ich von dem kleinen Ausflug nach meinem Gut wieder heimgekehrt bin, und wollte um die Gnade bitten, meinen Dienst bei Eurer Majestät wieder antreten zu dürfen. Dieser Herr hier verweigerte mir den Eintritt.

Die Königin wandte ihr Haupt mit einem Ausdruck stolzer Verachtung auf den Officier hin. Mein Herr, sagte sie, bin ich denn eine Gefangene hier, die Niemand als ihren Kerkermeister empfangen darf?

Eure Majestät erzeigen mir da die Gnade, eine Frage an mich zu richten, die ich nicht zu beantworten weiß, sagte der Officier. Ich bin Soldat und folge den Befehlen meiner Vorgesetzten, das ist Alles! Ob Eure Majestät eine Gefangene sind, ist mir nicht bekannt!

Die Königin erröthete, denn sie fühlte, daß sie in dem Eifer ihres Zorns ihrer eigenen Würde ein wenig vergessen hatte.

Es ist wahr, sagte sie, es steht Ihnen nicht zu, diese Frage zu entscheiden, das deutsche Reich wird das zu thun haben. Sie sind nur eine Maschine, welche von fremdem Willen gelenkt wird, aber so weit, denke ich, wird dieser fremde Wille seine Macht nicht erstrecken wollen, daß er es sogar wagen sollte, meine Diener von mir fern zu halten.

Und ohne dem verlegenen und bestürzten Officier Zeit zu einer Antwort zu lassen, wandte sie sich an den Kammerjunker. Herr von Schönberg, sagte sie,

ich freue mich, Sie wieder zu sehen. Sie sollen Ihren Dienst, wie sie es wünschen, sogleich bei mir wieder antreten. Folgen Sie mir also in mein Zimmer. Ich habe Ihnen sogleich einige wichtige Briefe zu dictiren.

Sie trat über die Schwelle zurück und gab dem Kammerjunker einen Wink ihr zu folgen. Aber als dieser sich der Thür näherte, vertrat der preußische Officier ihm den Weg.

Verzeihen Sie, sagte er in bittendem Ton, ich habe strenge Ordre Niemandem, außer der gewöhnlichen Umgebung der Königin, hören Sie wohl, mein Herr, Niemandem heute Morgen den Eintritt zu Ihro Majestät zu gestatten. Ich darf also keine Ausnahme machen.

Nun, ich gehöre aber zu der gewöhnlichen Umgebung ihrer Majestät, sagte der Kammerjunker; daß ich acht Tage lang Urlaub vom Dienst gehabt, und also zufällig nicht hier gewesen bin, das kann dabei keine Ausnahme machen.

Herr Kammerjunker von Schönberg, befahl ich Ihnen nicht, Ihren Dienst anzutreten und mir in mein Zimmer zu folgen? fragte die Königin. Warum kommen Sie also nicht?

Majestät, Sie sehen, daß man mich verhindern will.

Gnade, Majestät, Gnade, rief der Officier fast schmerzlich. Ich weiß es wohl, daß ich die Ehrfurcht gegen die heilige Person der Königin verletze, aber ich darf nicht anders handeln.

Marie Josephine richtete sich stolz und gebieterisch empor, ihre Augen schossen Blitze des Zorns und mit lauter, mächtiger Stimme rief sie: mein Herr, ich befehle Ihnen, diesen meinen Diener zu mir einzulassen. Hören Sie wohl, ich befehle es Ihnen als die rechtmäßige Gebieterin dieses Hauses!

Der Officier trat zurück. Gehen Sie, mein Herr, sagte er, ich werde nicht den Muth haben, diesem Befehl mich noch länger zu widersetzen.

Ein Blitz der Freude leuchtete einen Moment in dem bleichen Antlitz der Königin auf, aber sie unterdrückte schnell wieder diese augenblickliche Regung und winkte ihrem Kammerjunker mit stolzer Hoheit, ihr zu folgen.

Dieser schritt jetzt an dem Officier vorüber und trat nun zu der Königin ein.

Endlich, seufzte Marie Josephine, als die Thür hinter ihm geschlossen war, endlich ist diese Qual zu Ende und ich athme wieder auf! Nun reden Sie, Baron, nun statten Sie mir genauen Bericht ab.

Sie ließ sich ganz erschöpft vor innerer Aufregung auf einen Fauteuil niedergleiten und blickte in athemloser Spannung auf den Kammerjunker hin.

Bevor ich rede, flüsterte dieser, erlauben mir Eure Majestät, erst ein wenig zu untersuchen, ob wir auch ganz allein sind, ob uns auch Niemand belauschen kann?

Er schlich leise auf den Zehen im Zimmer umher und blickte hinter jeden Vorhang und unter jedes Meuble. Dann ging er zu der Thür des Vorsaals und beugte sich an's Schlüsselloch, um zu erspähen, ob Niemand außen stehe und horche. Er gewahrte den Officier, welche unbeweglich an dem entgegengesetzten Ende des Vorsaals an der Thür saß; beruhigt von diesem Anblick, schlich er zu der zweiten Thür des königlichen Zimmers und wollte auch diese öffnen.

Die Königin rief ihn zurück. Es ist unnöthig, daß Sie dort hineingehen, sagte sie, dort kann Niemand versteckt sein. Jetzt lassen Sie mich endlich vernehmen, was Sie mir zu sagen haben!

O Majestät, viel und mancherlei, sagte der Kammerjunker mit einem triumphirenden Lächeln. Zuvörderst habe ich Eurer Majestät zu berichten, daß alle unsere Untersuchungen geglückt sind, und daß wir hoffen dürfen, sie von den schönsten Erfolgen gekrönt zu sehen.

Gelobt sei Gott und seine Heiligen! murmelte die Königin. Sprechen Sie, sprechen Sie! Erzählen Sie mir Alles ganz genau!

Nachdem ich vor acht Tagen Eure Majestät verließ, begab ich mich zuerst auf mein Gut, welches, wie Eurer Majestät bekannt ist, bei Bautzen liegt, und ganz unmittelbar in der Gegend, in welcher es dem König von Preußen beliebt hat, sein Lager aufzuschlagen. — Als Bauer mich verkleidend konnte ich ungehindert mit meiner kleinen Schafheerde in's preußische Lager einziehen und meinen Handel treiben. Ah, ich hätte Eurer Majestät wohl die Genugthuung gewünscht, zu sehen, was ich gesehen habe. Ihr erhabenes Herz würde sich gefreut haben an dem Anblick dieser ermatteten, verhungerten, verzweifelnden Menschenheerde, welche der Prinz August Wilhelm seinem Bruder von Zittau entgegenbrachte, und Sie würden sich froh bewußt worden sein, daß mit solchen entmuthigten und demoralisirten Truppen der Herr Markgraf von Brandenburg den herrlichen und siegesgewissen Armeen der Verbündeten nicht länger wird widerstehen können. Die Schlacht von Collin hat ihm sein Grab gegraben, im Engpaß von Gabel ist sein Sarg gezimmert worden!

Und es waren die sächsischen Dragoner, welche die Schlacht von Collin entschieden! rief die Königin mit leuchtenden Blicken. Weiter, erzählen Sie weiter. Sprachen Sie des Königs Kammerdiener Anderson?

Ja, Majestät, ich sprach ihn und habe ihn vollkommen treu befunden. Ich gab ihm den Brillantring, den Eure Majestät die Gnade hatten ihm zu

senden; er war entzückt über dies kostbare Geschenk und schwur, daß er keine Gelegenheit würde vorübergehen lassen, Eurer Majestät zu dienen. Ich habe ihm einige sichere Adressen angegeben, unter denen er mir schreiben wird, und auf diese Weise werden wir stets Nachrichten bekommen von Allem, was sich im preußischen Lager begiebt, und von allen wichtigen Beschlüssen des Königs.

Und Sie sind von seiner Treue überzeugt? fragte die Königin.

Vollkommen überzeugt; er ist geizig und dient uns aus Eigennutz. Er wird zu jeder That bereit sein, wenn wir sie ihm mit Geld aufwiegen.

In den Augen der Königin blitzte ein unheimliches Feuer auf und ein seltsam drohender und leidenschaftlicher Ausdruck sprach aus ihrem bleichen Angesicht. Das spanische Blut regte sich in ihr und schoß in einem glühenden Feuerstrom zu ihrem Herzen hin.

Er ist zu jeder That bereit, wiederholte sie. Ah, wir könnten vielleicht seine Bereitwilligkeit eine entscheidende Probe machen lassen! Aber davon später! Fahren Sie fort.

Von Anderson erfuhr ich, daß der König durchaus beabsichtige, die Verbündeten zu einer neuen Schlacht zu zwingen. Als ich das Lager verließ, war der König mit der Verproviantirung seiner Armee fertig, und es hieß am nächsten Morgen wolle er aufbrechen, um Daun und Nadasdy entgegenzugehen.

Die Königin brach in ein lautes, höhnisches Lachen aus. Es gelüstet ihn also nach einem zweiten Tage von Collin, sagte sie. Da sein Grab geöffnet und sein Sarg gezimmert ist, will er sich die Todtengräber holen, damit sie ihn beerdigen. Nun, wir werden ihm diesen letzten Liebesdienst nicht versagen.

Nachdem ich das preußische Lager verlassen, fuhr der Kammerjunker fort, warf ich die Verkleidung wieder von mir und eilte mit Courierpferden der Gegend zu, wo Daun und Nadasdy standen.

Und Sie haben sie getroffen?

Ich habe sie getroffen, Königin. Ich war so glücklich, dem General Nadasdy die Briefe Eurer Majestät übergeben zu können, und werde jetzt so glücklich sein, Eurer Majestät die Antwort des Generals, so wie einige andere wichtige Papiere überreichen zu dürfen! — Er zog aus seiner Brust ein kleines Etui hervor, aus dem er ein Federmesser holte, dann nahm er seinen goldbetreßten Federhut, löste mit einem raschen Schnitt die goldenen Borten los und trennte den unteren Rand des Hutes von der Krempe ab. Nun zog er die zwischen dem Filz und dem inneren Futter verborgenen Papiere hervor und reichte sie mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung der Königin dar.

Während diese mit hastiger Ungeduld die Siegel erbrach und las, war der Kammerjunker eifrig damit beschäftigt, seinem Hut wieder sein früheres Ansehen zu geben. Mit einigen Nadeln befestigte er den Filz wieder an der Krempe, legte dann wieder mit kundiger Hand die Tressen um, die er mit der goldenen Schnalle in einander fügte. Dann ließ er sein Federmesser wieder in das Etui gleiten und verbarg dies wieder in seiner Busentasche.

Die Königin indeß war eifrig mit der Lectüre der Briefe und Papiere beschäftigt, und während sie las, verklärte sich ihr Antlitz mehr und mehr zu einer stolzen, triumphirenden Freude.

Jetzt blickte sie von den Papieren empor und sah den Kammerjunker mit einem strahlenden Lächeln an. Sie sind wir wirklich ein Bote der Freude, sagte sie, und ich hoffe, es wird eine Zeit kommen, wo ich im Stande bin, Ihnen Ihre Treue und Ihren Diensteifer besser zu lohnen als nur mit Worten. Jetzt bitte ich Sie, öffnen Sie jene Thür dort zu meinem Cabinet und bitten Sie Pater Guarini einzutreten.

Der Kammerjunker, ihrem Befehl folgend, öffnete jene Thür, und Pater Guarini trat ein. Mit einem gnädigen, stummen Kopfneigen begrüßte er den Kammerjunker und heftete dann seine dunkeln stechenden Blicke auf das Antlitz der Königin, die sich erhoben hatte und ihm lächelnd, fast demüthig entgegenschritt.

Ich hoffe, mein ehrwürdiger Vater, Sie haben gehört, was unser treuer Baron und Kammerjunker uns hier berichtet hat? fragte die Königin mit fast schmeichelndem Ton.

Ich habe Alles gehört, erwiderte der Jesuitenpater feierlich, ich habe gehört, daß Gott diesen Ketzer in unsere Hand gegeben und uns ausersehen hat, die Welt von diesem frevelnden Widersacher der Kirche zu erlösen.

Wie meinen Sie das, mein Vater? frägte die Königin mit anscheinender Befremdung.

Pater Guarini ließ seine stechenden Blicke mit einem seltsamen Ausdruck auf ihrem Antlitz ruhen, und ein grausames Lächeln umspielte seine schmalen, blutlosen Lippen.

Meine Tochter, Sie wissen, was ich meine, sagte er mit leisem, flüsterndem Ton. Glauben Sie, daß der Geist den Geist nicht versteht? Glauben Sie, daß es für mich des leiblichen Anschauens bedarf, um in Ihrer Seele lesen zu können, meine Tochter? Als der Herr Kammerjunker vorher über seine Sendung Bericht abstattete, als er Eurer Majestät sagte, daß der Kammerdiener dieses sogenannten Königs von Preußen unserer heiligen Sache treu ergeben und zu jedem Dienst bereit sei, da trennte eine dicke undurchsichtige Thür mich von Ihrem Angesicht, und doch, meine Tochter, habe ich in Ihren Zügen die

Gedanken Ihrer Seele gelesen, doch sah ich Ihre Augen aufblitzen und Ihren Mund lächeln und verstand das stürmische Klopfen Ihres Herzens.

Die Königin erbebte und wich schaudernd einen Schritt zurück. Mein Vater, flüsterte sie, haben Sie Erbarmen mit einem sündigen Gedanken, den ich schnell zu unterdrücken suchte und dem ich nie wieder Gehör geben werde!

Und warum wollen Sie das einen sündigen Gedanken nennen? fragte der Priester leise und mit einem diabolischen Lächeln. Alle Waffen sind gottgesegnete und geheiligte, welche gegen diesen Gottesleugner und Freigeist sich wenden. Auch das Gift, welches in der Schierlingsstaude und der Opiumspflanze geboren wird, ist ein Theil von der heiligen Schöpfung Gottes; er hat es geschaffen, damit es eine Waffe werde der Gerechten gegen die Ungerechten, und wenn es zu edeln Zwecken verwendet wird, ist es ein gesegnetes und heiliges Mittel! Schämen Sie sich also nicht Ihrer Gedanken, meine Tochter! Wenn Anderson wirklich so treu ist, wie der Herr Kammerjunker sagt, so wird es uns mit Gottes Hülfe sehr bald gelingen, diesem Kriege ein Ende zu machen und den Gottesleugner zu zerschmettern!

Schweigen Sie, ich beschwöre Sie, schweigen Sie, mein Vater! flüsterte die Königin. Meine ganze Seele schaudert bei diesem fürchterlichen Gedanken. Reden wir nicht mehr davon! Suchen wir dies zu vergessen!

Reden wir nicht mehr davon, aber vergessen wir es nicht! murmelte der Jesuit mit einem tückischen Lächeln.

Die Königin fuhr hastig fort: Es bedarf nicht so fürchterlicher Waffen, um unsern Feind zu vernichten. Er wird sich nie wieder erheben, denn jetzt steht er ganz allein und nicht einen einzigen Bundesgenossen hat er mehr in Deutschland. Das sind die wichtigen Nachrichten, welche mir der Baron gebracht hat, und die ich Ihnen Beiden jetzt mittheilen will. Ein ungeheures, ein wundervolles Werk ist uns gelungen, der wichtigste Vertrag ist in Kloster Zeven von uns und unsern Bundesgenossen zur Verwirklichung gekommen. Der fromme Graf Lynar, unser Bevollmächtigte, hat denselben zunächst zu Stande gebracht und damit unserer Sache einen glänzenden und blutlosen Sieg verschafft. Alle deutschen Fürsten, welche noch zu dem Verräther standen, sind auf den drohenden Befehl des Reichsoberhauptes von ihm abgefallen und werden ihm nicht mehr ihre Hülfe und ihren Beistand leihen. So sind die Hessen, Braunschweiger, Bückeburger und Gothaer die einzigen deutschen Truppen, welche zu Preußen hielten und jetzt mit den Hannoveranern gegen Soubise und Richelieu fochten, nach Hause gegangen, und haben sich in der Convention von Kloster Zeven feierlich verpflichtet, nicht mehr die Waffen zu erheben für diesen ketzerischen, rebellischen König, den der Kaiser in die Reichsacht und der heilige Papst zu Rom in den Bann gethan hat. Auch der Kampf der Hannoveraner gegen unsere französischen Verbündeten ist beendigt und ein Vergleich ist zu Stande gekommen. Man hat Waffenstillstand gemacht auf unbestimmte Zeit, die Hannoveraner bleiben unthätig an der Elbe stehen. Der Anführer der englischen Truppen, der Herzog von Cumberland, ist nach London zurückgekehrt*) und sein Gegner, der Herzog von Richelieu, nach Paris. Die französischen Truppen, welche jetzt noch unter dem Prinzen von Soubise in Deutschland sind, haben keinen andern Feind mehr anzugreifen, als unser Aller Erbfeind! Der König von Preußen steht jetzt ganz allein, er hat keinen Bundesgenossen mehr —

Keinen Bundesgenossen, als sich Selber, unterbrach eine laute mächtige Stimme den Vortrag der Königin, und wie sie sich umwandte, sah sie da den General von Fink, den preußischen Commandanten von Dresden. Er hatte leise und geräuschlos die Thür des Vorsaals geöffnet und die letzten Worte der Königin vernommen.

Marie Josephine erblaßte vor Zorn, und mit zurückgeworfenem Haupte dem Commandanten entgegenschreitend, schien sie ihn mit ihren Blicken zerschmettern zu wollen.

Mein Herr, sagte sie, kaum fähig ihren Zorn und zugleich ihr Entsetzen zu bemeistern, wer hat Ihnen die Erlaubniß gegeben, dies Zimmer hier zu betreten?

Mein Herr, der König von Preußen, sagte der General, sich steif und militairisch vor der Königin aufstellend. Ich komme hierher nicht aus müßiger Neugierde, sondern in Dienstgeschäften, und Eure Majestät werden mir schon verzeihen müssen, wenn Ihnen diese einen unangenehmen Moment bereiten.

Er winkte rückwärts nach dem Vorsaal hin und sogleich erschienen vier Mann Soldaten mit einem Officier auf der Schwelle des königlichen Gemachs.

Der Commandant von Fink streckte den Arm aus und deutete auf den Kammerjunker von Schönberg, der sich bleich und zitternd hinter dem weiten Reifrock der Königin zu verbergen trachtete.

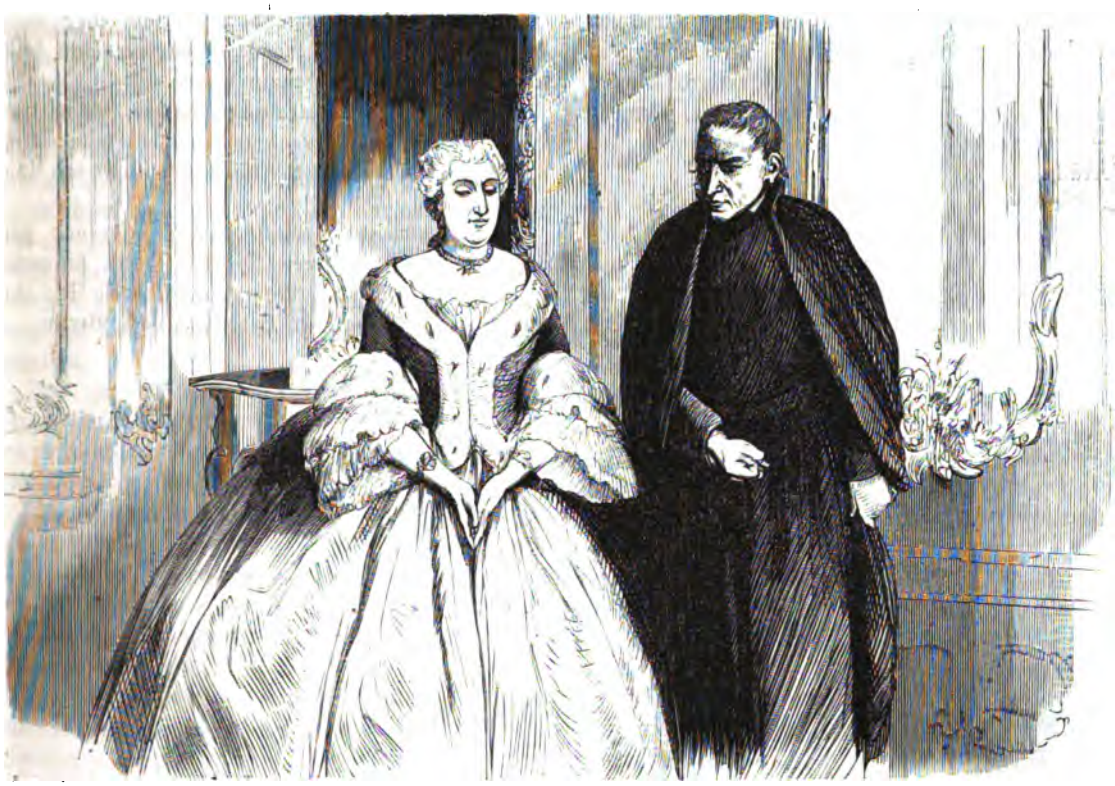
*) Als nach der Convention von Kloster Zeven der Herzog von Cumberland nach England zurückkehrte, empfing ihn sein Vater, König Georg der Zweite, dessen Liebling er bis dahin gewesen, mit großer Kälte und sagte vor allen Ministern: „Here is my son, who has ruined me, and disgraced himself.“ Der Herzog mußte alle seine Kriegswürden niederlegen und starb wenige Jahre später, verachtet von der ganzen Nation. (Preuß Th. II. S. 80 und 81)

Verhaften Sie den Herrn dort und führen Sie ihn sogleich fort, befahl der General.

Der Kammerjunker stieß einen leisen Schrei aus und verschwand hinter dem gelben Atlasgewande der Königin.

Wie, mein Herr, rief Marie Josephine entsetzt, Sie wagen es, in mein eigenes Zimmer vorzudringen und meine Diener und Beamte zu verhaften?

Der General zuckte leicht die Achseln. Wir leben im Kriege, sagte er, und Jeder wehrt sich seiner Feinde so gut er kann. Der Herr Kammerjunker hat zwar einige sehr gute Schafe an unsere Armee verkauft, aber es scheint, als ob dieser Handel doch



nicht gut befunden ist, denn gerade deshalb soll ich ihn jetzt verhaften und zur weiteren Vernehmung nach Berlin transportiren lassen, von wo es ihm freilich schwer werden wird, seine Correspondenz mit dem verrätherischen Kammerdiener des Königs fortzusetzen.

Der General schwieg und seine Blicke auf die bleiche, verstörte Gruppe ihm gegenüber heftend, weidete er sich einige Momente an ihrem Entsetzen und Schrecken.

Selbst die Königin schien ganz rathlos und verwirrt und preßte ihre Lippen fest aufeinander, als wolle sie den Schrei der Angst, der sich aus ihrer hochwallenden Brust schien hervordrängen zu müssen, gewaltsam zurückhalten. Ihr zur Seite stand Pater Guarini, dessen Gesicht jetzt eine fahle Bläße angenommen hatte und dessen finstere, stechende Blicke sich wie vergiftete Dolche auf den verhaßten Feind hefteten. Hinter der Schulter der Königin sah man das angstvolle, entsetzte Gesicht des unglücklichen Kammerherrn, dessen kleine und schmächtige Gestalt ganz von dem Reifrock der Königin verdeckt ward.

Herr Kammerjunker von Schönberg, sagte der General von Fink gebieterisch, ich fordere Sie auf, sogleich hervorzutreten und sich Ihrer Verhaftung gutwillig zu fügen. Sie werden aus Ehrfurcht vor Ihrer Majestät der anwesenden Königin und Churfürstin jede Gewaltsamkeit vermeiden wollen, und zu dieser würde ich leider gezwungen sein, wenn Sie sich nicht selber ausliefern.

Der Kammerjunker trat jetzt bleich, aber entschlossen, hinter der Königin hervor, und indem er sich tief und ehrfurchtsvoll vor der letzteren verneigte, sagte er mit zitternder Stimme: Ich muß Eure Majestät bitten, mich gnädigst aus Ihrem Dienst zu beurlauben, damit ich dem Begehr dieses Herrn, der, wie es scheint, jetzt hier der Gebieter ist, genügen kann.

Die Königin vermochte nicht sogleich zu antwor-

ten. Sie fühlte es wie einen Krampf in ihrem Halse, sie fühlte, wie die Thränen in ihre Augen traten.

O, mein Herr, sagte sie mühsam und nach einer langen Pause, Sie wollen mich also aller meiner Diener berauben? Sie haben mir die Gräfin Brühl und die Gräfin Ogilva entführt und sie Beide nach Warschau geschleppt, und jetzt wollen Sie mir noch die Dienste dieses treuen und bewährten Freundes entziehen?

Ich handle auf Befehl meines Königs, sagte der General, und es scheint mir, daß dieser Befehl selbst von Eurer Majestät nur gerecht genannt werden kann. Wäre der Baron im Lager selbst arretirt worden, so würde man ihn als Spion erschossen haben, wie das Kriegsgebrauch bei allen Völkern ist. Nun, da seine Umtriebe erst jetzt entdeckt worden, arretire ich ihn und sende ihn nach Berlin, damit er dort sich vertheidige gegen die Beschuldigung, ein Verräther zu sein.

Die Königin athmete schwer auf. Sie hatte jetzt ihre Selbstbeherrschung wiedergewonnen, und sich mit einem sanften Ausdruck zu dem Kammerjunker hinwendend, sagte sie mit einer Milde und Weiche, wie man es selten von ihr gehört hatte: Gehen Sie, mein Freund, und wenn man Ihre Treue dort als Verrätherei bezeichnet, so vergessen Sie nicht, daß Ihre Königin Ihrer dankbar gedenkt und für Sie betet!

Sie reichte dem Kammerjunker ihre schmale, weiße Hand dar, welche dieser, vor ihr auf die Kniee sinkend, mit seinen Küssen und seinen Thränen bedeckte.

Gehen Sie, mein Sohn, sagte der Pater Guarini, seine Hände auf das Haupt des Knieenden legend, gehen Sie! Der Herr hat Sie auserkoren, ein Märtyrer zu sein der heiligen und gerechten Sache! Der Herr wird mit Ihnen sein und die heilige Mutterkirche wird für Sie beten!

Der Kammerjunker stand auf. Ich gehe, mein Vater, sagte er, und möchte es mir vergönnt sein, für meine Königin sterben zu dürfen.

Und mit einem theatralischen Pathos sich zu dem General wendend, übergab er demselben seinen kleinen Galanteriedegen und erklärte sich bereit mit ihm zu gehen.

Der Commandant winkte dem Officier und gab ihm den Degen. Führen Sie den Herrn hinunter zu dem bereitstehenden Wagen und senden Sie ihn sofort unter hinlänglicher Bedeckung nach Berlin.

XL.

Das Tedeum.

Die Königin schaute dem Kammerjunker mit sinnenden und traurigen Blicken nach, bis er am Ende des Vorsaals verschwand, dann wandte sie sich zu dem General hin.

Jetzt, hoffe ich, sind Ihre Geschäfte hier beendigt, sagte sie, und es wird mir gestattet, allein zu sein.

Eure Majestät verzeihen, aber ich habe erst den kleinsten Theil der Befehle meines Herrn ausgerichtet, sagte der General sich tief verneigend.

Wie, giebt es noch Jemand hier, den Sie verhaften möchten? fragte die Königin.

Nein, gnädige Frau, aber Jemand, den ich warnen möchte!

Der Herr General, scheint es, will von mir sprechen, sagte der Pater ruhig.

Ja, von Ihnen, mein Herr. Ich will sie warnen, Ihre frommen Hände in die weltlichen Dinge der Politik zu mischen und Sie bitten, sich begnügen zu lassen, Ihren erhabenen Beichtkindern weise Lehren der Religion und christlichen Liebe zu geben, aber nicht solche, welche vor dem Tribunal des weltlichen Richters als Aufreizungen zum Verrath und Mord bezeichnet werden möchten.

Der Pater zuckte leicht die Achseln und ein ver-

ächtliches Lächeln stand auf seinen schmalen Lippen. Die Worte, „Religion und christliche Liebe," sagte er, nehmen sich in dem Munde eines preußischen Kriegers gar seltsam aus; auch weiß ich nicht, ob diejenigen, welche räuberisch und gewaltsam in ein friedliches Land eingefallen sind und Tausende von Menschen ihren bösen und ehrgeizigen Lüsten geopfert haben, nicht Mörder genannt werden. Jedenfalls weise ich es zurück, von Ihnen Lehren empfangen zu sollen, und vor irgend einer Gemeinschaft mit Ihren sogenannten weltlichen Richtern schützt mich mein heiliger Stand. Nur dem Gerichte Gottes und dem Papst zu Rom bin ich unterthan.

Das mag sein in Ihren Landen, aber nicht in denen des Königs von Preußen, sagte der General von Fink mit überlegener Ruhe. Dort ist Jedermann den Gesetzen unterthan, und kein Titel und kein Priesterrock schützt den Verbrecher. Vor zwei Tagen hat man im preußischen Lager einen Spion entdeckt, welcher auch ein Priester war; man hat ihn gleich allen übrigen Spionen aufgehangen, obgleich er, vielleicht nur um sein Leben zu retten, behauptet hat, er sei ein Freund des königlichen Beichtvaters Pater Guarini. Seine Majestät der König von Preußen hat mich beauftragt, Ihnen zur guten Warnung die Todesnachricht dieses Ihres Freundes mitzutheilen.

Und ich danke Seiner Majestät von ganzem Herzen dafür, sagte der Pater. Ich werde für meinen unglücklichen Freund, welchen Sie zum Märtyrer gemacht haben, Messen lesen lassen.

Die Königin sah ihn mit leuchtenden Augen an und reichte ihm die Hand dar. O, mein Vater, ich danke Ihnen für Ihr edles Beispiel, welches auch mich immerdar ermuthigen soll, aller Drohungen und Beschimpfungen ungeachtet, die heilige Sache und die treuen Freunde, welche für sie gefallen sind, nicht zu verleugnen. — Jetzt, Herr General, hoffe ich, sind Ihre Aufträge zu Ende und Sie werden uns verlassen!

Ich bitte Eure Majestät zu glauben, daß ich es nicht wagen würde, noch einen Moment länger hier zu verweilen, sagte der General ehrerbietig, wenn der Befehl meines Königs mich nicht dazu nöthigte. Ich habe den Auftrag, Eure Majestät unterthänigst zu ersuchen, daß es mir gestattet sein möchte, Ihnen einige Briefe und geschichtliche Documente vorzulesen, welche für Eure Majestät von einigem Interesse sein möchten.

Lesen Sie immerhin, sagte die Königin gleichgültig. Da der König von Preußen zufällig meine Ohren noch nicht erobert hat, so wird es meine Sache sein, ob ich zuhören will.

Sie ließ sich langsam in den Divan niedergleiten, während der Pater sich hinter ihr, gestützt auf die hohe Rücklehne des Moeuble aufstellte.

Ich glaube, Eure Majestät werden mir die Gnade erzeigen, mir zuzuhören, sagte General von Fink mit einem feinen Lächeln, indem er einige Schriften hervorzog und damit in die Fensternische, unfern von der Königin, trat.

Zuerst ist hier die Erzählung eines ziemlich drolligen Ereignisses, fuhr er dann fort, das, wie der König meint, für Eure Majestät von einigem Interesse sein möchte, weil es Ihre tapferen Bundesgenossen, die Franzosen betrifft. Eure Majestät wissen, der Prinz von Soubise ist ein tapferer General. Die Frau Marquise von Pompadour sagt es, also muß es wahr sein. Vor acht Tagen gedachte der tapfere Fürst sich von seinen Heldenthaten ein wenig auszuruhen und auch einem guten Theil seines Heeres dazu zu gönnen. Der tapfere Fürst begab sich also mit seinem ganzen Feldherrnstab und achttausend Mann Soldaten in das reizende und anmuthige Städtchen Gotha, um dort dem kunstsinnigen und hochherzigen Fürstenpaar einen Besuch abzustatten. — Der Herzog und seine Gemahlin empfingen den französischen Fürsten und seinen Stab mit großen Ehren. Große Cour ward angesagt und gewaltige Zubereitungen wurden auf dem Schlosse gemacht zu einem glänzenden Diner, mit welchem man den erhabenen Fürsten empfangen wollte, welcher zum Glück nicht blos Lorbeeren, sondern auch gute Speisen liebt. Das Diner war bereitet, die Tafeln waren gedeckt, die französischen Feldherren hatten ihre Toiletten vollendet, und Prinz Soubise wollte eben der Frau Herzogin die Hand reichen, um sie zur Tafel zu führen, als man von der Straße herauf den lauten Schreckensruf vernahm: „die Preußen sind vor den Thoren!" — Der Herr Fürst von Soubise ließ die Hand der Fürstin los, aber vor dem Erblassen schützte ihn die schöne Pariser Schminke, welche seine Wangen bedeckte. Die Thüren zum Speisesaal wurden geöffnet, man sah da die glänzende Tafel, die rauchenden Schüsseln, die blinkenden Schenktische, aber — die Feldherren und Generäle des Prinzen von Soubise stürmten herein und bestätigten das Gerücht: die Preußen rückten so eben in die Stadt ein. — Und das Gerücht log nicht, General von Seidlitz war da und mit ihm fünfzehnhundert tapfere Reiter. Die Franzosen sind bekannt wegen ihrer Höflichkeit, und sie bewährten sie auch bei dieser Gelegenheit! — Der Fürst von Soubise mit seinen achttausend Mann machte unaufgefordert dem General von Seidlitz und seinen fünfzehnhundert Reitern Platz, und so eilig verließ er mit seinen Schaaren Gotha und das herzogliche Schloß, daß die Schüsseln noch nicht erkaltet waren, als Seidlitz

schon mit seinen Offizieren an der herzoglichen Tafel Platz nahm und mit gutem Behagen die schönen Speisen essen konnte, die für die französischen Herren bereit waren. — Auch viele Gefangene und reichliche Beute machte nach Tische der preußische General. Nicht, als ob der französische Feldherr Soldaten zurückgelassen; seine Soldaten waren alle mit ihm gelaufen, aber es war da noch ein anderes kleines Heer, welches das französische Heer zu begleiten pflegt. Es waren die Lakaien, die Kammerdiener, Köche, Friseure, die Tänzerinnen, die Schauspielerinnen und Feldpater, welche alle nicht so rasch hatten laufen können, als die französischen Soldaten. Die Beute bestand in den Equipagen des Fürsten und der übrigen Feldherrn, und diese Equipagen enthielten viele Kisten und Kasten mit herrlichem Inhalt. Da waren ganze Kisten voll von wohlriechenden Wassern und Duftsalben, ganze Koffer voll von Pudermänteln, Haarbeuteln, Schlafröcken und Sonnenschirmen. Auch mehrere sehr gelehrte und politische Papageien erbeutete man, welche zu rufen verstanden: „Vive les Français! A bas les Prussiens!" — Der gutmüthige Seidlitz wollte das tapfere französische Heer aber nicht seiner nothwendigsten Bedürfnisse berauben, er sandte daher die Köche, Kammerdiener, Friseure und Lakaien, so wie die Tänzerinnen, Schauspielerinnen und Priesterinnen dem Prinzen Soubise zurück, und zwar ohne Lösegeld. Die Pommaden, Duftsalben und wohlriechenden Wasser aber gab er seinen Soldaten.*) Sie sollten sich auch einmal mit Wohlgerüchen umgeben, da sie bei den Franzosen schon lange in übelm Geruch gestanden.

Ah, Sie werden humoristisch, sagte die Königin, nachlässig mit ihrem Fächer spielend.

Das macht, Eure Majestät, ich ahnte nicht, daß Sie die Gnade hatten, mir zuzuhören, sagte der General mit einem feinen Lächeln.

Die Königin erwiderte nichts; sie ließ ihren Fächer ein Rad schlagen und verbarg dahinter ihr Angesicht.

Der General fuhr fort: Der Fürst Soubise fand indeß bei reiflicher Ueberlegung, daß er am Ende doch zu höflich gewesen, den Preußen die Plätze an der herzoglichen Tafel zu überlassen, er beschloß seine Pommade, seine Pudermäntel und Schlafröcke den Preußen wieder abzunehmen und sie aus Gotha wieder zu vertreiben. Der Reichs-Feldmarschall Prinz von Hildburghausen vereinigte sich mit ihm, und aus beiden Heeren wählte man die Kerntruppen aus, um die Preußen zu vertreiben, von denen man erfahren, daß sie zwei Regimenter stark in Gotha ständen. So zogen die Franzosen gegen Gotha vertrauensvoll und siegesmuthig, aber zu ihrem Schrecken fanden sie vor der Stadt nicht zwei preußische Regimenter, sondern, wie es schien, die ganze preußische Armee in Schlachtlinie aufgestellt, und zwar in so großer Zahl, daß ihre Truppen eine halbe Meile weit das hügeliche Terrain bedeckten. Das kam den französischen und deutschen Feldherren so unerwartet und überraschend, daß sie beschlossen, sich lieber erst von ihrem Schrecken zu erholen, und die große preußische Armee nicht anzugreifen. Sie zogen also ab und überließen den Preußen das Feld. Wären sie nicht abermals so schnell von dannen gezogen, so würden sie gesehen haben, daß diese ganze preußische Armee wirklich nur aus fünfzehn Bataillonen bestand, die, Dank der Kriegslist des Generals von Seidlitz, einen imposanten Anblick darboten. Er hatte in langer Schlachtlinie seine Husaren aufgestellt, dahinter die Meineke-Dragoner in zweiter Reihe, und — eine halbe Meile dahinter bei einem Defilé die Dragoner von Czettwitz.*) — Den leeren Raum, der dazwischen lag, den konnten die Franzosen wegen der langen Schlachtlinie der Husaren nicht bemerken, und so siegte Seidlitz ohne Schwertschlag nicht durch diejenigen, welche da waren, sondern durch diejenigen, welche nicht da waren.

Es ist genug, sagte die Königin aufstehend. Ich bin es müde, Ihre witzigen Schlachtberichte, welche keine Schlachten betrafen, länger anzuhören. Mag der König von Preußen jetzt immerhin einen kurzen Moment triumphiren, und mit leichten Scherzen sich über seine Niederlagen trösten, die Stunde seines Unterganges hat geschlagen, und Gott, welcher gerecht ist und die Uebermüthigen zu Boden schleudert, Gott wird auch ihn strafen, und der gerechten Sache den Sieg verleihen. Die Schlacht von Collin war für Friedrich den Zweiten das erste Drohen des göttlichen Zorns, jetzt wird der Arm Gottes sich immer mächtiger wider ihn erheben, und der Sturmwind wird die alten Lorbeern des Königs von Preußen zu Staub zermalmen.

Ich weiß, daß das die Ansichten Eurer Majestät sind, und mein König weiß es auch, sagte General von Fink lächelnd. Ungefähr so steht es geschrieben in den Briefen, welche Eure Majestät die Gnade gehabt, höchst eigenhändig an den österreichischen General Nadasdy zu schreiben.

Die Königin zuckte zusammen vor Schrecken, und eine tiefe Röthe übergoß ihr Angesicht. Selbst Pater Guarini, welcher bis dahin mit vollkommen gleichgültiger Miene dagestanden, verrieth jetzt in seinen

*) v. Archenholtz, Charakteristik des siebenjähr. Krieges. Th. I. S. 198.

*) Preuß, Friedr. d. Gr. Th. II. S. 85.

zuckenden Lippen, seinen erwartungsvollen, durchbohrenden Blicken, daß die Scene ihn zu interessiren angefangen.

Was wissen Sie von meinen Briefen an Nadasdy? fragte die Königin athemlos. Wer sagt Ihnen, daß ich ihm geschrieben?

Gnädigste Königin, Ihre eigene Hand sagt es, erwiderte der General. Der König, mein hoher Herr, erfuhr in Bernstadt, daß General Nadasdy in Ostritz sei, und schickte General von Werner nach ihm aus. Nadasdy entfloh, aber sein Gepäck ward erbeutet, und darunter befanden sich diese Originale Ihrer Majestät.

Er deutete auf einige Papiere hin, die er in der Hand hielt, und zeigte der Königin die Handschrift dar, um dieselbe von der Aechtheit derselben zu überzeugen.

Marie Josephine wollte mit einem raschen Griff ihm die Papiere entreißen, aber der General zog sie zurück.

Verzeihung, gnädige Frau, sagte er, aber die Rückgabe dieser Papiere knüpft sich an eine Bedingung, die ich auf ausdrücklichen Befehl meines Königs Eurer Majestät vortragen muß.

Sprechen Sie, sagte die Königin muthlos.

Seine Majestät der König von Preußen wünscht, daß die Churfürstin von Sachsen die Gnade haben möchte, mir zu gestatten, daß ich ihr eine Stelle aus einem dieser Briefe, eine Stelle, welche der König selber ausgesucht, vorlesen dürfte.

Und Sie werden mir dann alle meine Briefe wiedergeben?

Alle, Majestät!

So lesen Sie! sagte die Königin, wieder auf dem Divan Platz nehmend und dem Pater einen Wink gebend, seinen früheren Platz wieder einzunehmen.

General von Fink trat wieder in die Fensternische zurück, aber bevor er zu lesen begann, schaute er einige Minuten zum Fenster hinaus. Vielleicht ging da Jemand vorüber, den er kannte, denn er nickte zweimal lebhaft mit dem Kopf und hob den Arm empor, als ob er Jemand winke.

Dann, nach diesem kleinen Intermezzo, dem die Königin und ihr Beichtvater in staunender Erwartung zugesehen, wandte der General sich wieder den Briefen zu, und einen derselben auseinanderfaltend begann er zu lesen.

Es war eine ebenso leidenschaftliche als beredte Aufforderung der Königin Marie Josephine an den österreichischen General, den verhaßten Feind mit aller Stärke und Energie anzugreifen, und mit Aufbietung aller Kräfte und aller Mittel ihn zu zerschmettern.

„Wenn wir energisch handeln," las jetzt der General mit erhöhter Stimme, „wenn wir, ein großes und erhabenes Ziel vor Augen, dies mit stetigem Eifer und nie rastender Energie verfolgen, so werden wir diesen bösen Feind zerschmettern, der nicht blos unser Feind, sondern der Feind Gottes und der heiligen Kirche ist. Bei Collin hat ihn Gott gezeichnet, und nie wird er sich wieder von seinem Fall erheben, nie wird Preußen wieder siegen und nie wird Preußens übermüthiger Beherrscher wieder ein Tedeum zu singen haben."

In diesem Moment begannen die Glocken der nahen Kirche mit vollem feierlichen Geläut einzusetzen, und von den dicht hinter der Kirche belegenen Wällen vernahm man den Donner der Kanonen.

Die Königin fuhr erschrocken von ihrem Sitz empor und stürzte zum Fenster hin. Was bedeutet das? fragte sie athemlos. Warum läuten die Glocken? Was sollen diese Schüsse? Was —

Der erneuerte Donner der Kanonen, der jetzt nicht blos auf den Wällen hinter der katholischen Kirche, sondern auch hinter dem Schlosse ertönte, erstickte ihre Worte.

Marie Josephine stieß das Fenster auf, um zu sehen, was sich da unten begeben möchte. Jetzt hörte man in einem vollen harmonischen Strom das Geläute der Glocken von allen Kirchthürmen nah und fern, in welches dann und wann die Kanonenschläge jubelnd hineinbrüllten.

Und jetzt erhob sich dicht unter den Fenstern der Königin ein feierlicher Gesang, und von unsichtbaren Geisterfittigen emporgetragen, ertönte es vor den Ohren der Königin: Te Deum laudamus!

Das Auge der Königin glühte. Wem gilt das Tedeum? fragte sie athemlos.

Es gilt meinem Herrn, sagte der General feierlich, es gilt dem König von Preußen, dem siegreichen Helden, welcher gestern bei Roßbach mit zwei und zwanzigtausend Mann sechzigtausend Franzosen geschlagen und in die Flucht gejagt, und über seine mächtigen Feinde einen glorreichen Sieg erfochten hat!

Marie Josephine stieß einen Schrei aus, und vom Fenster zurücktaumelnd, sank sie ohnmächtig zusammen.

Durch die offenen Fenster hörte man immer noch das Glockengeläute, den Kanonendonner und dazwischen die schmetternden und jubelnden Stimmen, welche den herrlichen und glorreichen Sieg des wiedererstandenen Helden preisend, zu seiner und zu Gottes Ehre das Tedeum sangen.

XLI.

Eine Lagerscene.

Es war ein kalter Wintertag, und in dem Lager der Preußen, welches sie hinter Neumark aufgeschlagen, war man bemüht, überall Feuer anzuzünden, um sich an demselben die erkalteten Glieder zu wärmen.

Laßt uns Holz, immer neues Holz herbeischleppen, sagte ein fröhlich blickender, schlanker junger Soldat zu seinen Kameraden. Heut dürfen unsere Glieder nicht steif werden, denn ich denke, morgen wird's wacker losgehen, und wir werden den Oesterreichern da drüben eine starke Suppe einbrocken.

Und statt der Klöße drin schicken wir ihnen Kanonenkugeln, sagte der neben ihm stehende Kamerad. Aber hört mal, Brüder, da's heute Abend noch nicht losgeht, so mein' ich, sollten wir die Zeit benutzen und uns einmal selber eine Suppe kochen. Wenn wir genug Holz zu einem Feuer haben, so setzen wir den Kessel darüber, und hast Du nicht gesehen, ist der Spaß fertig. Wollen wir's thun, Kameraden? Mann für Mann einen Groschen, und der Karl Heinrich Buschmann soll die Klöße kochen.

Ja, der Buschmann soll die Klöße kochen! Keiner versteht's so gut, als er. Karl Heinrich Buschmann! Wo steckt der Kerl! Pflegt doch sonst immer hinter dem Fritz Kober zu stecken und mit ihm zu plaudern als wären sie zwei Liebesleut'. Buschmann! Karl Heinrich Buschmann! Wo steckst Du denn?

Hier bin ich! rief eine heitere jugendfrische Stimme, und ein schlanker junger Soldat vom Regiment Prinz Heinrich trat zu den Anderen. Was ruft Ihr mich, was wollt Ihr von mir?

Du sollst uns Klöße kochen, Buschmann. Jeder Mann zahlt einen Groschen und frißt dafür nach Herzenslust. Du sollst's umsonst haben, weil Du die Arbeit hast.

Ich will nichts umsonst haben, Kameraden, sagte Karl Heinrich stolz. Kann so gut bezahlen, wie Ihr Uebrigen, und habe vielleicht mehr Geld wie Ihr Alle. Denn während Ihr zecht und spielt und Tabak raucht, stecke ich meine Groschen bei Seite und denke, daß ich was hab', wenn schlimme Zeiten kommen.

Ja, das ist wahr, der Buschmann ist der ordentlichste und fleißigste Soldat von uns Allen, sagte Fritz Kober, seinem jungen Freunde herzlich zunickend. Er trinkt nicht, er raucht nicht und spielt nicht, und nähen kann er Euch, wie 'ne Jungfer, sage ich Euch. Hat mir heute ein Hemde geflickt, wo letzthin bei Roßbach die Kugel durchgegangen war, die meinen linken Arm durchlöcherte, ich sage Euch, das Hemd sieht aus, als wenn es eine gelehrte Frauensperson geflickt hätte.

Na, Dir ist's wohl leid, daß er keine ist, sagte einer von den Soldaten mit fröhlichem Lachen. Hast Du nicht vielleicht eine Schwester daheim, die Du dem Kober geben könntest, Buschmann?

Nein, Kameraden, sagte Karl Heinrich fast traurig, habe nicht Vater nicht Mutter, nicht Schwester oder Bruder. Ich bin allein auf der Welt, und habe auch keinen anderen Freund als meinen Kameraden hier, den Fritz Kober: Wollt Ihr mir den nicht gönnen, Brüder? Wollt Ihr ihn immer necken, weil er der Freund ist eines armen jungen Burschen, gegen welchen Ihr doch nichts auszusetzen habt, als daß, weil er erst siebenzehn Jahr alt ist, ihm noch kein Bart gewachsen ist, und seine Stimme noch ein wenig dünn ist, und nicht so lärmen kann, wie die Euere? Sprecht, wollt Ihr mit dem Fritz nicht mehr necken, weil er gut zu mir ist, und für 'nen armen verlassenen Burschen ein bischen Liebe hat? Wenn Ihr ihn neckt, so macht Ihr ihn zuletzt noch desperat und er läuft mir davon, und wenn ich dann falle in der Schlacht, drückt er mir nicht, wie er's mir versprochen hat, die Augen zu.

Ich lauf Dir nun und nimmermehr davon, Bruderherz, sagte Fritz Kober herzlich. Wir Zwei bleiben beisammen im Lager und in der Schlacht. Du hast mir's angethan mit Deinen schwarzen Augen, die just so ausschauen, wie die Augen von meinem guten treuen Phylax.

Und wir wollen den Fritz Kober auch nicht mehr necken, sagte einer von den Kameraden. Aber nun

laßt's genug sein mit dem Plappern und laßt uns Holz holen zum Feuer!

Holz, Holz laßt uns holen! brüllten sie fröhlich durcheinander und nach allen Seiten hin zerstreute sich die fröhliche Schaar.

Karl Heinrich Buschmann nur blieb allein auf dem Platz stehen, wo das Feuer sollte bereitet werden. Mit geschäftiger Eile nahm er den Kessel, den die Soldaten schon herbeigeschleppt, sprang dann zur nahen Marketenderin und kaufte für einige Groschen Speck, um die Klöße recht schmackhaft zu machen, und eilte frohen Muthes mit seiner Beute wieder zur Feuerstelle hin, um den Speck zu schneiden und die Klöße anzurühren.

Aber einige der ausgeschickten Soldaten kehrten traurig zurück. Nirgends war mehr Holz aufzutreiben, die Soldaten, welche vor ihnen gekommen, hatten schon Alles fortgeschleppt.

Es wäre niederträchtig, wenn wir heute Abend keine Klöße mehr essen könnten, sagte Fritz Kober ingrimmig. Wer weiß, ob es nicht die letzten Klöße sein werden, die wir im Leben essen können, und ob uns morgen nicht in der Schlacht die Kugeln die Köpfe abreißen, so daß wir im Leben nicht mehr von Karl Heinrich's Klößen essen können.

Drum sage ich, was Du heute thun kannst, verschiebe nicht bis morgen, schrie einer der Soldaten. Wir wollen heute Klöße essen, und Holz müssen wir haben, und sollten wir's aus des Teufels Küche stehlen!

Und wie er sich wüthend jetzt umschaute, fiel sein Auge auf die kleine Bauernhütte da drüben auf der andern Seite des Lagerplatzes.

Jungens, rief er fröhlich, seht Ihr die Hütte dort?

Natürlich! Der König hat sein Quartier darin.

Mag er's. Aber die alte Schäferhütte ist mit Holz gedeckt, und das braucht der König nicht. Kommt, Jungens, kommt, jetzt haben wir Holz zum Klößekochen.

Mit einem Hurrah stürmten sie von dannen, gerade zu der alten verlassenen Schäferhütte hin, in welcher der König sein Quartier genommen hatte.

Hurtig wie die Katzen kletterten sie die niedrige Hütte hinan, und jetzt krachten und dröhnten die Bretter, jetzt flogen die Balken wie leichte Splitter empor, und wurden von den umstehenden Soldaten mit Jauchzen aufgenommen.

Aber plötzlich trat der wachthabende Gardeofficier aus der Hütte hervor, und mit Entsetzen die Verwüstung gewahrend, welche die Soldaten schon angerichtet, befahl er ihnen sofort wieder die Bretter in Ordnung zu legen und sich sacht zu entfernen.

Die Soldaten lachten dazu und fuhren ruhig in ihrer Arbeit fort. Wir wollen Klöße essen, sagten sie, ordentliche Klöße von Mehl und Speck, damit wir Courage haben, morgen die Klöße von Eisen herunterzuschlucken.

Zum Klöße kochen brauchen wir Holz, und da wir's hier finden, so nehmen wir es.

Was, schrie der Lieutenant, ich verbiete es Euch, und Ihr wollt nicht gehorchen? — Wache vor!

Die vier Gardisten, welche bis dahin still und theilnahmlos vor der Hütte auf- und abgegangen waren, stellten sich jetzt mit geschultertem Gewehr vor der Thür auf.

Auf den Ersten, welcher es wagt noch ein Stück Holz abzubrechen, gebt Ihr Feuer, sagte der Officier gebieterisch.

Aber die übermüthigen Soldaten achteten nicht auf diesen Befehl, den sie für eine leere Drohung hielten.

Feuer, rief der Eine lachend, Feuer ist es ja eben, was wir wollen. Ohne Feuer keine Klöße, und um Feuer machen zu können, müssen wir Holz haben.

Hui, da ist mir ein großer Splitter in den Finger gefahren, schrie ein anderer Soldat, der oben auf einer der Dachsparren ritt, und eben einen der morschen dünnen Balken abgebrochen hatte. Den Splitter muß ich doch aus der Hand ziehen und fortschmeißen. Nicht wahr, Lieutenant?

Und bei dieser Frage brach der muntere Chor in ein brüllendes Lachen aus, das aber bald von den zornigen Scheltworten des Officiers unterbrochen ward.

Plötzlich fragte eine sanfte und weiche Stimme: Was bedeutet denn dieser Lärm? — Bei dem ersten Klang dieser Stimme zuckten die Soldaten zusammen, wie vom Blitz getroffen; sie hielten inne in ihrer Arbeit, und ihre lachenden Gesichter nahmen einen ernsten und ängstlichen Ausdruck an. Steif und unbeweglich blieben sie da oben auf den Dachsparren sitzen, mit hochklopfenden Herzen ihrer Strafe entgegenharrend. — Sie kannten diese Stimme nur zu gut, sie hatten sie schon oft im Donner der Schlacht und unter dem Schmettern der Musik, welche zum Angriff blies, vernommen. Sie wußten, daß es der König war, welcher da eben vor die Hüttenthür getreten war.

Als der König jetzt seine Frage wiederholte, näherte sich ihm der Officier.

Majestät, sagte er, es sind die Dragoner; sie brechen überall Holz von Eurer Majestät Quartier ab. Alle Vorstellungen sind fruchtlos; ich habe daher die Wache heraustreten lassen.

Nun, fragte der König, was soll die Wache?

Darunter schießen, wenn die Kerls sich nicht mit Güte zurückhalten lassen, Majestät.

Hat Er's mit der Güte schon so recht versucht? fragte der König strenge. Und meint Er denn, daß ich am Tage vor einer Schlacht so viel Dragoner übrig habe, um sie wegen einiger Stücken Holz todtschießen zu lassen?

Der Officier murmelte einige verlegene, unverständliche Worte, aber der König beachtete sie nicht. Er wandte sein Haupt empor zu den Soldaten, welche steif und regungslos auf den Dachsparren ritten.

Hört einmal, Dragoner, sagte der König, wenn Ihr so fortfahrt, fällt mir der Schnee heute Nacht in's Bett, und das werdet Ihr doch nicht wollen?

Nein, das wollen wir nicht, Herr König, sagte Fritz Kober beschämt, indem er sich leise und geräuschlos von dem niedrigen Dach auf die Erde heruntergleiten ließ. Die Anderen folgten seinem Beispiel, und schickten sich jetzt an, mit einem wehmuthsvollen Blick auf das umherliegende Holz von dannen zu schleichen.

Der König blickte ihnen sinnend nach und murmelte leise: arme Kerls! Habe sie wohl um ein Vergnügen gebracht! He, Dragoner, rief er dann laut, hört doch einmal!

Die Soldaten kehrten ängstvoll und zitternd zurück. Nun sagt einmal, fragte der König, wozu wollt Ihr das Holz denn so nothwendig gebrauchen?

Zum Klößekochen, Herr König, sagte Fritz Kober. Der Heinrich Buschmann hat versprochen uns Klöße zu kochen, und der Speck ist schon geschnitten, aber wir haben kein Holz.

Nun, wenn der Speck schon geschnitten ist, sagte der König lächelnd, und wenn's Heinrich Buschmann versprochen hat, so muß er freilich auch Wort halten, denn sonst kommt er in die Hölle. Also nehmt nur das Holz, was ihr schon abgebrochen habt, und dann macht, daß Ihr fortkommt.

Hurrah, es lebe unser König, es lebe unser guter Fritz! riefen die Soldaten, indem sie jubelnd mit ihrem zusammengerafften Holz von dannen eilten.

Der König trat lächelnd in die Hütte und in das niedrige, kleine Stübchen zurück. Aber einmal dort wieder allein, verschwand das Lächeln aus seinen Zügen, und sie nahmen wieder einen trüben und sorgenvollen Ausdruck an. Was er keinem seiner Freunde und Vertrauten zugeben wollte, das gestand er sich selber: es war ein gewagtes und gefährliches Unternehmen, welches er beabsichtigte, und groß war die Kühnheit, mit seinem Heer von zweiunddreißigtausend Mann dem Heer der Oesterreicher von siebenzigtausend Mann gegenüber zu treten.

Und wenn es nun mißlänge, sagte der König gedankenvoll, wenn ich diese tapferen und unverzagten Schaaren nur in den Tod jagte, ohne dem Vaterlande zu nützen, wenn sie eines ruhmlosen Todes sterben müßten, und wir statt zu siegen besiegt würden! O, das Glück der Schlachten liegt in des Zufalls Händen, und die weisesten Dispositionen, die scharfsinnigsten Berechnungen können von einem nichtsnutzigen Ungefähr zu Schanden gemacht werden. Darf ich denn mein Heer diesem Spiel des Zufalls aussetzen? Darf ich das Leben so Vieler in die Schanze schlagen, um vielleicht nur meiner Ehrbegierde, meinem Stolz Genüge zu thun? — Es wäre weiser, sagen meine Generäle, nicht anzugreifen, sondern den Angriff abzuwarten! O, Winterfeldt, Winterfeldt, wärst Du noch bei mir; Du würdest nicht so sprechen, Du nicht! Warum hat das Schicksal Dich von mir genommen, mein Freund? Warum hast Du mich allein gelassen inmitten meiner Feinde? Ach, ich weiß es wohl, ich werde Mittel finden wider die Menge meiner Feinde, aber ich werde keinen Winterfeldt wiederbekommen! *)

Der König senkte traurig sein Haupt auf seine Brust und zwei große Thränen rannen über seine Wangen nieder. Wie das Leben einsam macht und freudenlos, sagte er. Wie reich war ich einst, und wie arm bin ich jetzt! Und wer weiß, wie arm ich morgen um diese Stunde erst sein werde! Wer weiß, ob ich dann noch eine Stelle haben werde, wo ich mein Haupt hinlegen kann, um auszuruhen von meinen Sorgen, ob ich nicht ein flüchtiger, verfolgter König ohne Land bin! Wahrlich, ich habe das Schicksal des Mithridates! Es fehlt mir dazu weiter nichts, als zwei Söhne und eine Monima. **) — Nun fuhr der König mit einem sanften Lächeln fort, das ist immer doch noch Etwas, denn wer allein steht, hat wenigstens den Vorzug, daß sein Unglück ihn nur allein trifft! Aber stehe ich denn allein?

---

*) Des Königs eigene Worte. S. v. Retzow Th. I. S. 220. — Winterfeldt war in einem Gefecht bei Görlitz von den Kugeln der Oesterreicher durchbohrt gefallen. Wie v. Retzow behauptet, ward sein Tod dadurch veranlaßt, daß der Herzog von Bevern Winterfeldt nicht rechtzeitig die erbetene und dringend begehrte Unterstützung sandte, und Winterfeldt, wüthend darüber, sich ganz verzweiflungsvoll in den Feind stürzte. Der Herzog von Bevern haßte Winterfeldt seit jenem Tage, wo der Prinz von Preußen das Lager verlassen mußte, und der König allen Generälen, „Winterfeldt ausgenommen", drohte, den Kopf vor die Füße legen zu lassen. Dieser Haß des Herzogs hatte noch mehr Nahrung bekommen, als der Herzog erfahren, daß Winterfeldt angewiesen sei, dieselbe Rolle eines Aufpassers bei ihm zu spielen, die er sonst bei dem Prinzen von Preußen gehabt. Deshalb, so sagt man, ließ der Herzog den General im Stich und sandte ihm keine rechtzeitige Hülfe. (v. Retzow. S. 217.)

**) Des Königs eigene Worte. Correspondance avec le Marquis d'Argens p. 46.

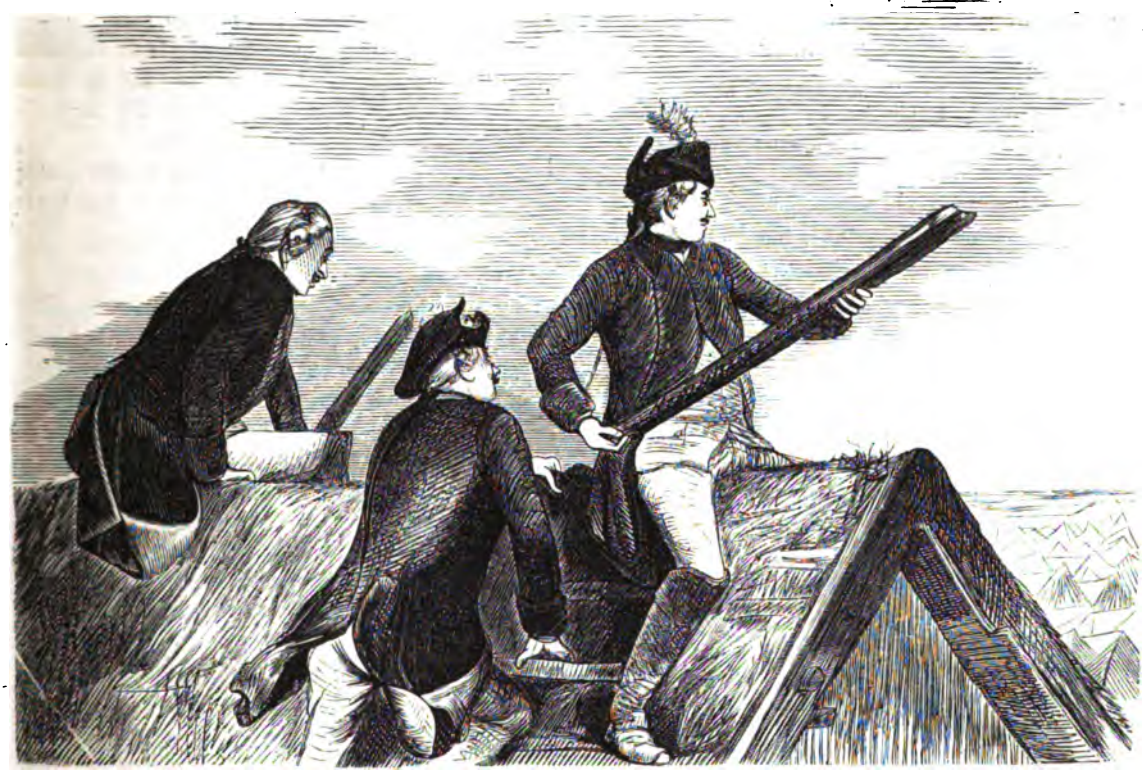
Ist da nicht ein ganzes Volk, welches auf mich schaut und das von mir erwartet, daß ich meine Schuldigkeit thue? Sind da nicht meine braven Soldaten, welche mich ihren Vater nennen, und frohen Muthes dem Tod in's Angesicht schauen, und ihr Leben für mich in die Schanze schlagen? Nein, ich bin nicht allein, und wenn Mithridates zwei Söhne hatte, so habe ich deren zweiunddreißigtausend. Ich will hingehen, ihnen guten Abend zu sagen, und ich denke es wird mein trauriges Herz erquicken, wenn ich ihre fröhlichen Grüße vernehme.

So sprechend warf der König seinen Mantel um und verließ sein Quartier, um, wie er das oft zu thun pflegte, einen Gang durch das Lager zu machen. Niemand folgte ihm als der wachthabende Officier, der seinem stummen Winke gehorchend, in einiger Entfernung hinter ihm herging.

Draußen begann es zu dämmern, und überall hatte man jetzt Feuer angezündet, welche die Nacht zugleich erhellen und ein wenig Schutz gegen die schneidende Winterkälte gewähren sollten. Es war ein malerischer Anblick, diese weite Ebene zu sehen mit den unzähligen lustigflackernden Feuern, und um dieselben gelagert die fröhlichen Schaaren der Soldaten, deren frische und unverzagte Gesichter von den Flammen mit rothen Gluthen überhaucht wurden, während fern am Horizont eben der Mond voll und groß emporstieg, und mit seinem bleichen, silbernen Licht die ganze Gegend mit einem blassen Schimmer überhauchte und die Gluthen der Feuer dämpfte.

Der König ging mit rüstigem Schritt durch die Lagerstraßen dahin, und überall, wo sie ihn erkannten, jauchzten die Soldaten ihm entgegen und grüßten ihn mit herzlichen Liebesworten.

Wie er sich eben einem großen Feuer nahte, über welchem ein großer dampfender Kessel hing, und die Luft mit seltsam appetitlichen Düften erfüllte, hörte er eine muntere Stimme rufen: Jetzt, Kameraden, jetzt scheert Euch her und eßt! Die Klöße sind fertig!



Hurrah! Da sind wir! riefen die Burschen, welche unweit davon in munterem Geplauder gestanden, und sie stürzten zu dem Feuer hin, um sich zu lagern und ihre ersehnten Klöße zu essen.

Der König, welcher die Soldaten, die ihm sein Dach abgedeckt hatten, erkannte, schritt lächelnd näher zu dem Feuer hin.

Soll ich auch kommen und mitessen? fragte er freundlich.

Die Soldaten schauten von ihren zinnernen Tellern, auf denen die Klöße schwammen, empor, und nickten dem König freundlich zu.

Ja, Herr König, sagte Fritz Kober aufspringend und sich dem König nähernd, ja, Sie sollen mitessen.

Hier haben Sie meinen Löffel und mein Messer, und wenn Sie es nun verschmähen, und uns nur geneckt haben, so werde ich bei meiner Seele bitterböse.

Der König lachte, und sich nach dem Officier, welcher mit ihm gekommen war, umwendend, sagte er, gleichsam entschuldigend: ich muß schon essen, denn sonst mache ich den Mann böse! — Gebe Er mir Seinen Löffel, aber hör' Er, das sage ich ihm, wenn die Klöße schlecht sind, so werde ich auch bitterböse!

Er nahm den Teller und begann zu essen.

Die Soldaten aber hatten Alle innegehalten im Essen und blickten in gespannter Erwartung auf den essenden König hin. Als er den ersten Bissen hinuntergeschluckt hatte, vermochte Fritz Kober seine Neugierde nicht mehr zurückzuhalten.

Nun, Herr König? fragte er triumphirend, was sagen Sie dazu? Kann der Buschmann nicht schönere Klöße kochen, als Ihr geschicktester und schlauester Leibkoch?

Wahrhaftig, sagte der König lächelnd, er hat mir noch niemals solche Klöße gekocht, und ich muß sagen, sie schmecken gut. Aber jetzt bin ich satt und danke vielmals.

Er wollte Fritz Kober den Teller wieder zurückgeben, aber dieser schüttelte heftig den Kopf. Hören Sie, Majestät, sagte er, mit einem bloßen Dank kommt Niemand von uns weg, am allerwenigsten Sie, Herr König. Jeder muß bezahlen!

Gut, sagte der König, wie viel macht's auf mein Theil?

Nun, uns kostet es Jedem einen Groschen, aber der König zahlt nach Belieben.

Borgt er mir wohl, Dragoner? fragte der König, der vergeblich in seiner Tasche nach Geld gesucht hatte.

O ja, Majestät, rief Fritz Kober lachend, ich will Ihnen borgen, aber nur bis morgen früh. Denn wenn es morgen irgend einer Kanonenkugel einfallen sollte, sich meinen Kopf zu holen, so kann ich Eure Majestät gar nicht mehr mahnen und Sie müssen's mir bis in alle Ewigkeit schuldig bleiben.

So wird es denn besser sein, ich bezahle gleich heute, sagte der König lächelnd, indem er den Soldaten zunickte und von dannen ging. —

XLII.

Beim Wachtfeuer.

Eine Stunde später kam der Officier, welcher den König begleitet hatte, wieder zu der Feuerstelle der Dragoner zurück und übergab Fritz Kober fünf blanke Goldstücke, welche ihm der König zur Bezahlung seiner Zeche schickte, indem er sich dann, ohne den Dank der überraschten Soldaten abzuwarten, wieder entfernte.

Fritz Kober betrachtete lange und sinnend die Goldstücke, welche im Glanz des flackernden Feuers hell aufleuchteten in seiner Hand.

Es ist doch sehr gut, sagte er dann zu Karl Heinrich Buschmann, welcher neben ihm saß, und die Ellenbogen auf die Knie gestützt, mit sinnendem Blick seinen Freund betrachtete, sehr gut ist es vom König, daß er Wort gehalten und gleich heute bezahlt hat.

Und warum ist es so sehr gut, Fritz? fragte Karl Heinrich Buschmann.

Das will ich Dir sagen, Karl Heinrich. Weil, wenn ich morgen falle, ich nun doch Etwas in der Tasche habe, was Du von mir erben kannst. Denn, das sage ich Dir, Niemand als Du allein soll mein Erbe sein, und Alles was ich habe soll Dir gehören. Donnerwetter, jetzt, da ich reich bin, ist's besser, ich mache mein Testament auf den Fall, daß es morgen schief mit mir geht. Weil ich kein Papier und Feder habe, so werde ichs mündlich thun; ich will die Kameraden wecken und sie sollen Zeugen sein, wie ich mein Testament mache.

Er streckte die Hand aus nach den schlummernden Soldaten, welche neben ihm auf der Erde lagen. Karl Heinrich hielt ihn zurück.

• Laß sie schlafen, Freund, sagte er bittend. Es ist nicht nöthig, daß wir sie zum Zeugen haben. Genug ist's, wenn Gott und die Sterne und der Mond, welcher da so feierlich heraufkommt, es hören, was wir einander zu sagen haben. Und was sprichst Du von Testament und von Erbschaft, mein Freund? Glaubst Du denn, daß ich was darnach frage, das elende Gold zu haben, wenn Du nicht mehr bei mir bist? Denkst Du denn, daß ich es jemals zu etwas Anderem anwenden könnte, als um Dir einen Grabstein mit einer goldenen Inschrift zu setzen?

Mir einen Grabstein? fragte Fritz Kober mit erstaunten Blicken. Warum wolltest Du einem armen, einfältigen und unbekannten Kerl, wie ich bin, wohl einen Grabstein setzen, Karl Heinrich? Fallen doch so viele Generäle und Officiere, und die Erde trinkt ihr Blut und saugt es auf, und Keiner weiß es, wo sie geblieben sind. Und mit goldener Inschrift sagst Du? Na, neugierig wäre ich doch zu lesen, was auf meinem Grabstein stehen könnte.

Das will ich Dir sagen, Fritz. Es würde auf Deinem Grabstein stehen: „Hier ruht Fritz Kober. Der treueste Freund, die beste Seele, das redlichste Herz. Gut wie ein Kind, tapfer wie ein Held, ohne Falsch wie die Tauben und treu wie der Hund."

Aber bin ich denn das Alles? fragte Fritz ganz erstaunt.

Ja, Freund, das bist Du Alles, sagte Karl Heinrich mit tiefbewegter Stimme. Hast Dich gegen mich so bewiesen, und nie werde ich es Dir vergessen. Ich war ein armer, schüchterner Junge, als ich in's Lager kam, wußte von nichts und kannte nichts, und die Kameraden, die das merkten, wollten mich aufziehen und mich hänseln, und allerlei Kurzweil mit mir treiben. Sie verhöhnten mich, weil ich noch keinen Bart habe, sie sprachen mir nach, weil meine Stimme noch nicht ganz fest ist, und sie meinten, ich würde ein ganz miserabler Soldat sein, weil ich zuweilen beim Exerciren und Ueben ein bischen blaß ward. Wer erbarmte sich da meiner und nahm den Kameraden gegenüber meine Partei? Wer schalt sie um ihre Neckereien, und drohte ihnen sie zu schlagen, wenn sie mich nicht still und ruhig meiner Wege gehen ließen? Wer gab sich Mühe mit mir und übte mir das Reglement ein, und lehrte mich ein Pferd regieren? Das Alles thatest Du, Freund, Du allein! Du standest mir immer zur Seite, wenn die Anderen mich bedrohten, Du warst geduldig mit mir wie eine Mutter, welche ihren kleinen Buben das ABC lehrt, und ihn freundlich ansieht und ihm gut ist, wenn er's noch so dumm macht. Ohne Dich, Fritz Kober, wäre ich zu Grunde gegangen, und es wäre nichts rechts aus mir geworden, und wenn sie jetzt sagen, daß ich ein tapferer Dragoner bin, so danke ich es Dir allein, weil Du so viel Geduld und so viel Freundschaft für mich gehabt hast.

Nu, sagte Fritz Kober nachdenklich, es ist weiter nichts Gutes, einem Menschen gut zu sein, der's verdient, und der selber so gut und brav ist, daß man sich vor ihm schämen thut, blos wenn er Einen ansieht. Denn ich will Dir was sagen, Karl Heinrich, es ist etwas Mächtiges in Deinen Augen, und mit Deinen Augen hast Du's mir angethan. Ich denke immer, daß die Engel im Himmel solche Augen haben, wie Du, und wenn Du mich so sanft und freundlich ansiehst, so hüpft mir das Herz im Leibe vor Plaisir, und sogar geträumt habe ich schon von Deinen Augen, und im Schlaf bin ich roth geworden, weil ich träumte, ich hätte so'n recht herzhaften Fluch ausgestoßen, und da hättest Du mich angesehen, denn ich weiß schon, Du kannst das Fluchen nicht leiden, und auch das Trinken nicht, und nicht mal Tabak magst Du kauen.

Mein Vater war ein armer Schulmeister, sagte Karl Heinrich. Wir lebten still und einsam bei einander, und er konnt's Fluchen auch nicht leiden. Er sagte immer: „wenn die Menschen fluchen, so thut es Gott in den Ohren weh, als ob er Zahnschmerzen hätte," und Gott, sagte er, hat das Korn nicht wachsen lassen, damit man Branntwein, sondern damit man Brot daraus mache. Deshalb trank er keinen Branntwein; Bier und Wein konnten wir nicht bezahlen, so tranken wir Wasser und waren recht vergnügt dabei.

Er hat auch Recht gehabt, Dein Vater, sagte Fritz Kober sinnend, glaub' selber, daß das Korn nicht zum Branntweinbrennen da ist, und mir schmeckt es jetzt gar nicht mehr, und ich will mir's ganz abgewöhnen. Weißt Du, Karl Heinrich, wenn wir den Krieg glücklich überstehen und gute Beute gemacht haben, so wollen wir uns irgendwo ein Stückchen Acker kaufen, und da bauen wir uns selber ein kleines Haus, und da wohnen wir drin, und bestellen unser Land, und bauen unser Korn, und Abends wenn die Arbeit zu Ende ist, da setzen wir uns auf die Bank vor der Thür und Du erzählst mir von Deinen hübschen Geschichten, und so leben wir zusammen, bis wir alt sind, steinalt und sterben.

Aber Du hast Eins vergessen, Fritz Kober!

Nun, was denn, Karl Heinrich?

Du hast vergessen, daß Du Dir auch 'ne Frau nehmen und sie in Dein kleines Haus führen wirst, und daß, wenn sie drin ist, sie mich sehr bald rausbringen wird.

Das soll sie sich mal unterstehen, schrie Fritz

Kober mit schnell aufflammender Wuth, indem er die geballte Faust drohend erhob. Blos probiren soll sie's mal, Dir die Thür zu weisen, Karl Heinrich, dann, ja dann werde ich sie selber rausschmeißen, und sie nimmermehr wieder reinlassen. Aber, fuhr er dann besänftigter fort, es ist gar nicht nöthig, davon zu reden, denn ich will gar keine Frau nehmen, und es giebt keine, die ich haben möchte. Wir Zwei werden miteinander leben, und was brauchen wir da noch 'ne dritte Person? Könnte blos Zank zwischen uns bringen.

Karl Heinrich erwiderte nichts. Er schaute lächelnd in das verglimmende Feuer und sah dann zu Fritz Kober empor mit einem so seltsamen, zärtlichen und so frommen Blick, daß diesem wieder „das Herz würde gehüpft haben vor Plaisir," wenn er es gesehen hätte. — Aber er war zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um darauf zu achten.

Höre, Karl Heinrich, fuhr er fort, wenn's nun aber nichts wird mit unserem Stück Ackerland und unserem Häuschen, nnd wenn morgen in der Schlacht meine letzte Kugel kommt, und mich abholt —

So werde ich den Kopf hinhalten, daß sie mich mit Dir zu gleicher Zeit trifft, unterbrach ihn Karl Heinrich eifrig.

Wenn Du das thust, werde ich sehr böse auf Dich werden, rief Fritz. Bist noch viel zu jung, um zu sterben, und ich werd' mich noch unter der Erde freuen, wenn's Dir auf der Erde gut geht. Und damit Dir's gut geht, mußt Du Geld haben, und darum wollt' ich nur sagen, daß Du mein Erbe sein sollst, und daß, wenn ich falle, diese schönen Goldstücke Dir gehören, und daß ich nicht will, daß Du mir einen Grabstein setzest. Kauf' Dir'n Stück Ackerland, und wenn Dein Korn drauf grünt und blüht, so wird dies mein schönster Grabstein sein.

Karl Heinrich reichte ihm seine Hand hin und in seinen Augen standen große Thränen. Sprich nicht mehr von Sterben, Fritz, sagte er weich, mir wird's Herz so schwer davon, und ich werde morgen in der Schlacht gar keine Courage haben, wenn ich dran denke, was Du heute Alles gesagt hast. Huh, wie's kalt ist; meine ganze Seele schaudert.

Weißt Du was, Karl Heinrich? rief Fritz aufspringend. Ich werde noch ein bischen Holz suchen, damit das Feuer heller brennt; dann wird Dir auch wieder warm werden.

Ohne eine Antwort abzuwarten, schlüpfte er von dannen. Karl Heinrich blieb allein beim Feuer sitzen und schaute sinnend hinein in die Gluthen, und lächelte zuweilen so seltsam vergnügt und athmete dann wieder so bang und beklommen, wie man's thut, wenn ein Geheimniß Einem das Herz bedrückt.

Auf einmal sagte eine Stimme neben ihm: So habe ich doch richtig das Feuer wiedergefunden! Guten Abend, Kinder!

Wie Karl Heinrich emporschaute, blickte er in das schöne freundliche Angesicht des Königs, der mit seinen großen, flammenden Blicken ihn lächelnd betrachtete.

Guten Abend, Herr König! rief Karl Heinrich aufspringend. Kameraden, wacht auf, der König ist da.

Nicht doch, lasse Er die Kameraden schlafen, sagte der König ihn sanft beschwichtigend. Ich will nur hier am Feuer ein wenig zu Gute thun. Es ist richtig so gekommen, wie ich gesagt habe, Ihr Dragoner habt mir mein Quartier abgedeckt und nun pfeift der Wind durch die Bretter hinein, daß das Wasser in der Stube friert. Da ist's besser hier am Feuer zu sitzen und sich zu wärmen.

Er wollte sich eben auf dem ausgebreiteten Stroh niederlassen, als eine barsche Stimme hinter ihm rief: Marsch fort da! Jeder faule Kerl stellt sich an's Feuer, aber Keiner will einen Splitter Holz holen!

Es war Fritz Kober, welcher mit etwas Holz, das er mühsam hier und dort aufgerafft hatte, zurückkehrte, und verdrießlich war, da einen fremden Soldaten an seinem Platz neben Karl Heinrich zu sehen.

Der König wandte sich ruhig zu ihm um. Du hast Recht, mein Sohn, sagte er, komme her! Ich will Dir Platz machen!

Herr mein Gott, es ist der König, stammelte Fritz Kober ganz entsetzt und wollte entfliehen. Der König hielt ihn zurück.

Du bleibst hier, mein Sohn, sagte er. Du hast Holz geholt, und darum auch das nächste Recht! Ich will mich nur ein wenig wärmen, und ich denke, es wird wohl Platz sein für uns Alle!

Er setzte sich auf das Stroh und winkte Fritz Kober, neben ihm Platz zu nehmen. Dieser gehorchte schüchtern, während Karl Heinrich Buschmann sorgsam bemüht war, das Holz recht künstlich aufzuschichten, damit es eine recht schöne, helle Flamme gebe.

Der König blickte schweigend und in tiefe Gedanken sich versenkend in die flackernden Flammen, welche nun hell aus dem dürren Holz emporschlugen und sein Antlitz wie mit einer Glorie umstrahlten. Ihm zur Seite saß Karl Heinrich Buschmann und Fritz Kober, welche in ehrfurchtsvollem Schweigen den König betrachteten, und rings um das Feuer lagen die schlafenden Dragoner.

Nach einer langen Pause hob der König das Haupt wieder empor, und schaute wieder auf seine Umgebung hin.

Nun, Dragoner, sagte er freundlich, morgen wird

es einen heißen Tag geben, und tüchtig wollen wir den Oesterreichern einheizen.

Wie den Franzosen bei Roßbach, Majestät, sagte Fritz Kober vergnügt. Es wird lustig hergehen, und wenn wir mit den Oesterreichern fertig sind, so marschiren wir weiter bis nach Konstantinopel hin.

Was will Er in Konstantinopel machen? fragte der König verwundert.

Nichts, Ihro Majestät, als nur blos mit Ihnen dahinmarschiren, die Türken schlagen und viel Geld holen.

Das geht so geschwinde nicht, mein Sohn!

Warum nicht, Herr König? Wir haben jetzt den Franzosen das Leder ausgeklopft, morgen werden wir's den Oesterreichern thun, und so werden wir doch wohl auch zuletzt die Türken schlagen können?

Der König lächelte. Aber erst müssen wir die Oesterreicher tüchtig geklopft haben!

Bei meiner Seele, das wollen wir, rief Fritz vergnügt. Ihro Majestät können mir glauben, ich marschire mit Ihnen bis an's Ende der Welt und mein Freund Buschmann da auch. Und haben wir nur etwas zu essen, zu trinken finden wir allenthalben, so mag's hingehen, wo's hinwill!

Des Königs Augen leuchteten höher auf. Beim Himmel, solche Soldaten in die Schlacht zu führen, ist eine Freude, murmelte er leise vor sich hin, und sich dann mit einem gütigen Ausdruck an Fritz Kober wendend, fragte er ihn um seinen Namen uud seinen Geburtsort.

Kann er schreiben? fuhr er dann in seinen Fragen fort.

Nicht sehr gut, Majestät, der Karl Heinrich Buschmann hier schreibt besser als ich. Er ist ein Gelehrter.

Ist das wahr, Karl Heinrich Buschmann? fragte der König heiter.

Er wird „nein" sagen, Herr König, rief Fritz ungestüm. Er will immer nicht, daß man ihn lobt, aber was war ist, muß wahr bleiben. Er ist der tapferste und der klügste Soldat in der Armee, und wenn noch Gerechtigkeit in der Welt ist, so muß der Karl Heinrich noch mal es bis zum Unterofficier bringen!

Erst mußt Du's werden, Fritz, sagte Karl Heinrich gelassen. Du hast's schon lange verdient, und wüßte der Herr König nur, was Du bei Roßbach Alles gethan, so wär'st Du's schon.

Was hat er denn gethan? fragte der König.

Nichts, Majestät.

Doch, Majestät, rief Karl Heinrich eifrig. Er hat drein gehauen, daß die Funken sprühten, und als die abscheulichen Franzosen, welche, wie uns der Herr Rittmeister gesagt hatte, uns unsere Winterquartiere nehmen wollten, — auch noch, wenn Fritzens Säbel über ihnen schwirrte, noch immer schrieen: Quartier! Quartier! da ward der Fritz ganz wüthend und hieb sie Alle zusammen und rief dabei: „Ja, ja, Ihr Kerls, ich will Euch Quartier geben, aber in der Hölle soll's sein!" *)

Ja, denken Sie nur, rief Fritz mit großen Augen, wollten die Kerle uns noch verspotten, als wir sie schon in die Flucht jagten, und sprachen, wenn wir Einen faßten, immer ganz spöttisch noch auf ihre französische Manier von den Quartiers, die sie uns wegmausen wollten. Da mußte ich sie wohl zusammenhauen.

Aber Diejenigen, welche um Pardon baten, die hat er nicht zusammengehauen, Majestät, sagte Karl Heinrich. Die hat er geschont und blos gefangen genommen. Ja, neun Gefangene hat der Fritz Kober ganz allein gemacht. **)

Und Deine Fünfe waren wohl von Stroh, daß Du gar nichts von ihnen zu sagen hast? fragte Fritz heftig.

Es waren eben nur ihrer fünf und Du hast neun Gefangene gemacht, sagte Karl Heinrich ernsthaft.

Der König schaute mit sichtbarem Wohlgefallen von Einem zu dem Anderen hin. Mir scheint, sagte er, Ihr seid Beide sehr brave Soldaten, und um so braver, weil Ihr Euch Eurer Thaten nicht rühmt. Seid Ihr denn Beide so gute Freunde, daß Ihr immer einander etwas Gutes gönnt und wünscht?

Ja, Majestät, der Karl Heinrich ist mein bester Freund, und wenn Sie mir 'nen rechten Liebesdienst erzeigen wollen, so machen Sie ihn zum Unterofficier.

Aber er sagt ja, er will's nicht werden, wenn Du's nicht auch wirst? Da wird mir also nichts

---

*) Man hatte den Dragonern, welche größtentheils aus der Mark Brandenburg, gesagt, daß die Franzosen sich vorgenommen hätten, in der Mark Brandenburg ihre Winterquartiere zu nehmen. Die Idee eines solchen Besuches war für sie empörend. Als daher die vor der Reiterei fliehenden Franzosen „Quartier" riefen, und dies, um verstanden zu werden, nach deutscher Mundart aussprachen, hielten die Preußen das Bittwort um ihr Leben für Gespött und deuteten es auf die erwähnten Winterquartiere in ihrem Vaterlande. Sie schrieen daher bei ihren Schwertstreichen: „Ja, wir wollen Euch Quartier geben!" Viele verloren durch dies Mißverständniß ihr Leben, bis Andere, mit der deutschen Sprache bekannt und durch die Erwiderung belehrt, endlich das Wort: „Pardon" brauchten, das denn auch bei den Reitern seine Wirkung that. v. Archenholtz, Geschichte des siebenjährigen Krieges. Th. I. S. 113.

**) Nicolai, Characterzüge und Anecdoten. Heft 3. S. 50.

weiter übrigbleiben, als Euch alle Beide zu befördern. Wenn Ihr morgen in der Schlacht wieder recht tapfer dreinhaut, und rechte Heldenthaten ausübt, so werdet Ihr Beide Unterofficiere, das ist ganz gewiß. Aber jetzt still, Kinder! Laßt mich ein wenig ruhen! Doch, damit ich nicht einschlafe, könnt Ihr mir Geschichten erzählen. Weiß Einer von Euch wohl eine recht hübsche Geschichte?

Der Karl Heinrich weiß sehr viele, Herr König, und wenn Sie's befehlen, erzählt er gewiß.

Nun, so erzähle, mein Sohn, sagte der König, indem er sich behaglich ausstreckte und sein Haupt auf den Ellenbogen stützte. Weißt Du recht was Hübsches?

O ja, Majestät, ich habe manche hübsche Märchen gelesen, und da ist die Geschichte von einer Fee, welche einen tapferen Kriegssohn liebte, und sich, wenn er in den Krieg zog, immer in sein Schwert verwandelte, damit sie an ihres Geliebten Seite bleiben konnte!

Erzähle mir diese Geschichte, mein Sohn!

Und Karl Heinrich Buschmann begann zu erzählen. Ringsum im Lager herrschte tiefe Stille, und hier und da nur hörte man irgend ein im Schlaf gesprochenes Wort, ein lautes Schnarchen oder das schläfrige Grunzen eines Pferdes. Die Feuer begannen überall zu erlöschen und glänzten nur noch wie rothe Glühwürmer von dem dunklen Grunde empor. Der Mond stand groß und voll über dem Lager und beleuchtete das bunte, seltsame Gewirr mit seinen Streiflichtern; er machte hier eine Muskete blitzen und spiegelte sich dort in dem Lauf einer Kanone, während er die beleuchteten Gegenstände ihre langen dunklen Schatten über die nächste Umgebung werfen ließ, und dadurch die wunderbarsten Contraste und Lichteffecte hervorrief. Ganz hinten in der Ferne, ganz hinten am Horizont sah man einige rothglühende Punkte, gleichsam wie purpurglühende Sterne emportauchen.

Das waren die Lagerfeuer der Oesterreicher, die dort hinter Leuthen mit ihrer gewaltigen Heeresmacht lagerten.

Dorthin schaute der König zuweilen und seine Mienen drückten dann die gespannteste Erwartung, das aufmerksamste Aufhorchen aus.

Aber dort drüben blieb Alles still, wie im Lager selbst, und wenn der König sich immer wieder davon überzeugt hatte, sank er wieder zurück in seine ruhende Stellung und horchte auf die Erzählung Karl Heinrich Buschmanns.

Und ein herrliches und seltsames Märchen war's, welches Karl Heinrich erzählte, so wunderbar und phantastisch, daß Fritz Kober ganz athemlos und mit weitaufgerissenen Augen zuhörte. Endlich, in der Extase seiner Begeisterung, und als Karl Heinrich eben erzählte, wie die schöne Fee, als der Königssohn sterbend zusammengesunken, aus seinem Schwert hervorgeschwebt sei, und den Sterbenden wieder lebendig geküßt habe, unterbrach ihn Fritz Kober mit einem lauten Ausruf des Entzückens.

Und es ist eine ganz wahre Geschichte, Herr König, rief er leidenschaftlich. Jedes Wort daran ist wahr, wer's nicht glaubt, der ist ein Hundsfott!

Nun, nun, sagte der König begütigend, ich glaub's ja, Dragoner.*)

Karl Heinrich fuhr in seinem Märchen fort, aber wie wunderbare und ungeheuerliche Dinge sich da auch begaben, endlich überwältigte der Schlaf doch seines Freudes Aufmerksamkeit und Fritz Kober hatte nicht mehr die Kraft ihm zu widerstehen. Seine Augen schlossen sich wie von selber, aber im Schlaf noch murmelte er: „Es ist Alles wahr!"

Und sei's nun, daß Karl Heinrich Buschmann Alles, was sein Freund that, für nacheifrungswürdig hielt, oder daß auch er sich ermattet fühlte von den vielen Strapatzen der vorhergehenden Tage, auch er fühlte den Schlaf schwer und bleiern auf seine Augenlieder niederfallen, die Worte kamen nur mühsam und stockend über seine Lippen und verstummten dann ganz.

Der König schaute mit einem sanften Lächeln auf die schlummernden Soldaten hin und blickte dann wieder hinüber nach dem fernen Horizont und nach den Lagerfeuern der Oesterreicher.

Dort drüben wie hier im preußischen Lager war Alles lautlos und still. Nichts regte sich; der Mond zeigte die fernen Gegenstände im klarsten Lichte und nirgends machte sich etwas Verdächtiges bemerkbar.

Es war eine falsche Nachricht, welche man mir da gebracht hat, murmelte der König. Es ist nicht wahr, daß die Oesterreicher im Anmarsch sind und uns überfallen wollen. Sie schlafen und wir werden sie erst bei Tage sehen! Ich kann also ruhig wieder in mein Quartier zurückgehen.

Und der König schritt ruhig und leise durch die Reihen der schlummernden Soldaten dahin, mit aufgehobenem Finger dem Officier und den vier Mann Wache, welche ihm unaufgefordert gefolgt waren und unfern von dem Feuerplatz der Dragoner sich aufgestellt hatten, gebietend, daß sie hübsch leise gehen und die Schlafenden nicht stören sollten.

---

*) Anecdoten und Characterzüge. Neue Folge Hft. II. S. 89.

XLIII.

Die Schlacht bei Leuthen.

An der Frühe des nächsten Morgens trat der König vor die Thür seines Quartiers hinaus, wo die Generäle und Stabsofficiere auf den Befehl des Königs sich versammelt hatten und in gespanntester Erwartung dem König entgegenschauten. Sein Antlitz strahlte von Energie und Entschlossenheit, und ein wunderbares Leuchten und Flammen war in seinen großen Augen. Und gleichsam begeistert von dem Anschauen dieses Heldenangesichts erheiterten sich die Gesichter seiner Generäle und ihre umdüsterten Stirnen hellten sich auf.

Jedermann fühlte, daß diese hohe Stirn gleichsam beleuchtet war von dem Segen des Genius, und daß die Lorbeern, welche sie zierten, niemals entweiht werden könnten. Jedermann fühlte sich vertrauensvoll, muthig und kampfbereit, und wie sehr man früher auch verzagt gewesen, mit welchem Kopfschütteln selbst die muthigsten Generäle den Entschluß des Königs vernommen hatten, den dreimal überlegenen Feind anzugreifen, jetzt, da der König in ihrer Mitte war, jetzt fühlte sich Jeder vertrauensvoll und siegesgewiß.

Kundschafter waren in das Lager zurückgekehrt und hatten berichtet, daß die österreichische Armee mit Sonnenaufgang ihr Lager verlassen und nach Leuthen vorgerückt sei; sie hatten auch viel erzählt von der Stärke des Feindes und der Ungeduld der Soldaten, die kleine preußische Armee, welche der österreichische General Lucchesi spottweise „die Berliner Wachtparade" genannt, niederzumetzeln.

Auf den Wink des Königs war Seidlitz zu ihm herangetreten, und hatte ihm diese neuesten Berichte der Kundschafter mitgetheilt.

Es ist ein ungeheures Heer, welchem wir da begegnen werden, setzte Seidlitz hinzu, ein Heer, welches mehr als noch ein Mal so stark ist, als das unsrige.

Ein heller Blitz aus den Augen des Königs traf den General. Ich weiß es, sagte er dann ruhig, ich kenne die Ueberlegenheit und die Stärke meiner Feinde. Aber es bleibt mir kein anderes Mittel, als zu siegen oder zu sterben. Ich will sie angreifen, ständen sie auch auf den Kirchthürmen von Breslau.*)

Und indem er dann bis in die Mitte der Generäle und Stabsofficiere vortrat, fuhr der König mit lauter Stimme fort: Ihnen, Messieurs, ist es bekannt, daß es dem Prinzen Karl von Lothringen gelungen ist Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich zum Meister von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu thun. Ein Theil von Schlesien, meine Hauptstadt und alle meine darin befindlichen Kriegsvorräthe sind dadurch verloren gegangen, und meine Widerwärtigkeiten würden auf's Höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen in Ihren Muth, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. Ich erkenne diese, dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens. Es ist fast Keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich weiß gewiß, Sie werden auch heute nichts an Dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Ich würde glauben, nichts gethan zu haben, ließe ich die Oesterreicher im Besitz von Schlesien. Lassen Sie es Sich gesagt sein: Ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe drei Mal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es handelt sich hier nicht um die Anzahl der Feinde und die Wichtigkeit der von ihnen gewählten Position; alles dieses, hoffe ich, wird die Tapferkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden wissen! Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist Alles verloren. Wir müssen den Feind schlagen oder uns Alle von seinen Batterien begraben lassen! So denke ich, so werde ich handeln! Machen Sie diesen Entschluß allen Officieren der Armee bekannt. Bereiten Sie den gemeinen Mann zu den

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Preuß, Gesch. Friedr. d. Gr. II. 104.

Auftritten vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern! — Bedenken Sie Alle, daß Sie Preußen sind, und machen Sie dieses Vorzugs Sich nicht unwürdig. Sollte aber Einer oder der Andere unter Ihnen sein, der sich fürchtet alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch in dieser Stunde den Abschied von mir erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu erleiden!

Der König schwieg und blickte erwartungsvoll im Kreise seiner Zuhörer umher. Auf allen Gesichtern las er Entschlossenheit, Muth und Begeisterung, aber hier und da sah er die Gesichter der alten, tapferen Generäle sich umdüstern bei dieser Zumuthung des Königs, und in den Augen des alten Generals von Rohr, welchen der König eben anschaute, glänzten Thränen des Unwillens.

Der König reichte ihm fast zärtlich die Hand dar. O, mein lieber General, sagte er, Sie habe ich nicht gemeint. Aber ich wiederhole nur, wer von Ihnen seinen Abschied fordern will, soll ihn sogleich erhalten.

Eine tiefe, heilige Stille folgte diesen Worten. Keiner von den Generälen und Officieren trat vor, keiner unterbrach mit einem Wort dieses tiefe Schweigen; man hörte nichts als das Rufen, Schreien und Jauchzen der Soldaten, die sich muthig und voll jubelnder Lust zur Schlacht rüsteten.

Des Königs Antlitz verklärte sich zu einem strahlenden Lächeln, und mit einem hinreißenden Feuer fuhr er fort: Ich war im Voraus schon davon überzeugt, daß Keiner von Ihnen mich verlassen würde! Ich rechne also ganz auf Ihre treue Hülfe und den gewissen Sieg! Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun in's Lager und wiederholen Ihren Regimentern, was Sie von mir gehört haben. Leben Sie wohl, meine Herrn, in kurzer Zeit haben wir den Feind geschlagen oder wir sehen uns nie wieder!*)

Als der König jetzt schwieg, brachen die versammelten Generäle und Officiere in einen lauten Jubelruf der Begeisterung aus. Wir wollen siegen oder sterben! rief Seidlitz, dessen kühnes, jugendliches Antlitz vor Entzücken strahlte, und Alle riefen es ihm freudig nach: „Wir wollen siegen oder sterben!"

Und aus dem Kreise der Stabsofficiere theilte dieser Ruf sich dem Kreise der Officiere mit, und wie eine Lawine anschwellend und sich vergrößernd und verstärkend durchrauschte er das Lager. Und bald tönte es mit donnerndem Ruf aus dreißigtausend Kehlen: „Wir wollen siegen oder sterben!" Begeisterung und Kampfesmuth strahlte aus Aller Blicken, die ergrauten Krieger, welche so oft schon dem König in die Schlacht gefolgt und mit ihm gesiegt hatten, reichten einander die Hände, indem sie sich versprachen, einander getreulich beizustehen, und dann ermahnten sie die jungen Soldaten, den Feind nicht zu scheuen und seines Widerstandes unerachtet muthig vorzugehen.*)

Der König hatte mit strahlendem Angesicht diesem allgemeinen Enthusiasmus zugehört, und sein Pferd besteigend überschaute er das bunte Gewirr der sich zum Abmarsch rüstenden Krieger. In diesem Augenblick sprengte ein kleiner Trupp Soldaten von funfzig Mann zu dem König heran. Der Officier, welcher ihm voranritt, näherte sich jetzt ehrerbietig dem König, welcher ihn mit einem freundlichen Kopfnicken begrüßte.

Ist Er der Lieutenant von Frankenberg? fragte der König, und als der Lieutenant dies bejahte, fuhr er fort: Der General von Kleist hat Ihn mir als einen tapferen und zuverlässigen Officier empfohlen, und ich will Ihm daher einen ganz besonderen Auftrag geben, zu welchem Er mit seinen funfzig Mann hierher commandirt ist. Jetzt hör' Er genau zu und merke Er sich jedes Wort. Komm Er näher, damit Niemand hört, was ich Ihm zu sagen habe.

Der Lieutenant von Frankenberg ritt auf den Wink des Königs dicht zu ihm heran, daß sie Seite an Seite ritten und die Köpfe ihrer Pferde sich berührten.

Hör' Er, Lieutenant Frankenberg, sagte der König jetzt mit leiser Stimme. Ich werde bei der heutigen Schlacht mich mehr exponiren müssen, wie sonst. Er mit seinen funfzig Mann soll mir zur Deckung dienen. Er verläßt mich nicht und giebt Acht, daß ich nicht dem Feind in die Hände falle. Bleibe ich, so deckt Er den Körper gleich mit seinem Mantel zu, und läßt einen Wagen holen, der hinter dem ersten Bataillon Garde zu finden ist. Er legt den Körper in den Wagen und sagt Keinem auch nur ein Wort. Die Schlacht geht fort und der Feind — der wird geschlagen.**)

*) Diese von dem König gehaltene Rede hat Retzow, welcher bei derselben gegenwärtig war, in seiner „Characteristik des siebenjährigen Krieges" Th. I. S. 241 ff. mitgetheilt, und er fügt hinzu: „Noch jetzt, nach einer langen Reihe von Jahren, da ich dies schreibe, belebt sich meine Empfindung für den größten König und Menschen, wenn ich jenes erhabenen Momentes und des durch die Rede des Königs hervorgerufenen allgemeinen Enthusiasmus mich erinnere."

*) Characteristik des siebenjährigen Krieges. Th. I S. 243—44.

**) Des Königs eigene Worte.

Nachdem der König so sein Testament gemacht, verabschiedete er den Lieutenant mit einem freundlichen Kopfnicken, und ritt vorwärts, den Gardes du Corps entgegen, welche eben sich zu ordnen begannen.

Guten Morgen, Gardes du Corps, rief der König heiter.

Guten Morgen, Vater, hallte es von Aller Munde wieder, und ein alter Graubart, der dem König zunächst stand, nickte freundlich lachend und wiederholte noch einmal: Guten Morgen, Vater! Heute ist es sehr kalt!

Aber es wird warm werden, Bursche, sagte der

König, wir werden heute viel zu thun bekommen. Haltet Euch brav, Kinder, ich werde für Euch sorgen wie ein Vater.

In diesem Moment ritt ein alter Garde du Corps mit schneeweißem Bart, das Gesicht zerfetzt und entstellt von breiten, gerötheten Narben, langsam aus der Reihe vor und näherte sich dem König.

Majestät, sagte er laut und feierlich, wenn wir nun zu Krüppeln geschossen werden, was geschieht dann?

Wenn Euch das am heutigen Tage geschieht, erwiderte der König mit erhobener Stimme, so sollt ihr vorzüglich versorgt werden.

Ein Mann, ein Wort, rief der alte Soldat, und indem er dem König seine Hand entgegenstreckte, fragte er: wollen mir Euere Majestät die Hand darauf geben, daß Sie für uns sorgen wollen?

Eine tiefe Stille folgte dieser Frage. Aller Augen waren mit gespannter Erwartung auf den König und den alten Gardisten gerichtet. Jeder hielt den Athem an, um keine Sylbe von der Antwort des Königs zu überhören.

Der König streckte seine Hand aus und legte sie in die des Soldaten. Ich gebe Euch die Hand darauf, sagte er, wer von Euch heute zum Krüppel wird, für den werde ich vorzüglich sorgen.

Der greise Krieger wandte sich mit Thränen in den Augen zu seinen Kameraden um. Nun, sagte er, habt Ihr Alle es gehört? Es ist und bleibt der König von Preußen und unser Vater! Ein Schurke, wer ihn verläßt! Es lebe unser Fritz!

Und nun erfüllte unermeßliches Jubelgeschrei die Luft, und von Reih' zu Reih' ertönte es laut: Es lebe unser Fritz! Es lebe unser König!

Vorwärts! Vorwärts! brüllte der Ruf jetzt durch das Lager hin, denn drüben, am Ende dieser langen Ebene hatte man jetzt die ersten Colonnen der feindlichen Armee bemerkt.

Vorwärts! Vorwärts! schrieen die Soldaten, ihre Plätze einnehmend und in ein lautes Jubeln wieder ausbrechend, als der König, gefolgt von dem Lieute-

nant von Frankenberg mit seinen funfzig Mann, an ihren Reihen vorüberſprengte, um ſich an die Spitze der Colonnen zu ſtellen.

Und vorwärts, vorwärts! ging es jetzt dem Feinde entgegen, deſſen ungeheure Maſſen ſich an der entgegengeſetzten Seite der Ebene zu entrollen begannen.

Ein augenblickliches, tiefes Schweigen trat bei dieſem Anblick im preußiſchen Heer ein. Plötzlich begannen einzelne Stimmen laut und kräftig ein geiſtliches Lied zu intoniren, und nun, mit ſchmetterndem Gruß, ſtimmte die Feldmuſik die bekannte Melodie dieſes Liedes an, und von Begeiſterung durchglüht, ſangen die vorrückenden Schaaren:

Gieb, daß ich thu' mit Fleiß, was mir zu thun gebühret,
Wozu mich Dein Befehl in meinem Stande führet,
Gieb, daß ich's thue bald, zu der Zeit, da ich ſoll;
Und wenn ich's thu', ſo gieb, daß es gerathe wohl.

Einer der Generäle ſprengte jetzt zu dem König heran. Sire, ſagte er, befehlen Eure Majeſtät, daß die Soldaten ſchweigen?

Der König ſchüttelte unwillig das Haupt. Nein, ſagte er, laſſe Er ſie ſingen! Mit ſolchen Leuten wird mir Gott heute gewiß den Sieg verleihen.*)

Immer näher kamen jetzt die feindlichen Colonnen aneinander. In ungeheueren, unüberſehbaren Linien ſtellten die Oeſterreicher ſich auf der meilenlangen Ebene auf und ſtarrten hinüber nach den Preußen, deren Heer von zweiunddreißigtauſend Mann ihnen zu klein und unbedeutend erſchien gegen ihre zweiundneunzigtauſend Mann, um an die Möglichkeit des Wagniſſes zu glauben, daß die Preußen ſich mit ihnen meſſen wollten! Aber dieſe öſterreichiſchen Feldherren, welche mit geringſchätzendem Lächeln hinüberblickten nach den anrückenden Preußen, und welche genau ihre ungeheure Ueberlegenheit und die Schwäche des Feindes berechnen konnten, ſie hatten bei ihren Berechnungen nur Eines nicht ermeſſen: die Verſchiedenheit der beiden Heere! Sie hatten nicht berechnet, daß, während die Oeſterreicher ganz kaltblütig und im Vertrauen ihrer Uebermacht nur mit dem gewöhnlichen Kriegsmuth daherkamen, die Preußen im vollen Gefühl ihrer Gefahr, aber voll Zuverſicht auf ihre ſchlachtfertigen Künſte, in hingebender Liebe an ihren König mit wahrer Begeiſterung und glühendem Enthuſiasmus vorwärts rückten.

Jetzt ſtanden ſich die Armeen in Schlachtordnung gegenüber. Der König hielt an der Spitze ſeiner Colonnen, die Generäle ſprengten hierhin und dorthin, um die Befehle des Königs überall hinzutragen, und dieſen Befehlen folgend, ſah man jetzt das preußiſche Heer eine neue Stellung einnehmen, neue Poſitionen ergreifen, die dem erſtaunten und verwunderten Feind ſo ſeltſam und außergewöhnlich erſchienen, daß General Daun zum Prinzen von Lothringen ſagen konnte: „die Preußen marſchiren fort, wir wollen ſie ruhig abziehen laſſen.“ Und ſo voll Sicherheit des Abmarſchirens der Preußen waren die Oeſterreicher, daß mehrere Regimenter ihr kleines Feldgeräth, ihre Brotſäcke, ja ihre Torniſter ſelbſt hinter die Fronte trugen und ſie in Haufen aufeinander legten, um ſich, wie ſie meinten, auf einige Stunden von dieſer unnützen Laſt zu befreien.*)

Aber plötzlich verwandelte ſich dieſe Sicherheit in Schrecken, als man die Preußen in ungewöhnlicher, kunſtvoller Aufſtellung heranrücken ſah, beide Flügel des Feindes zugleich bedrohend. Von beiden Flügeln ſprengten Boten über Boten an Nadasdy und Lucheſi zu den das Centrum commandirenden Feldherren Daun und Carl von Lothringen heran und baten dringend um Unterſtützung, denn wie eine donnernde Meereswoge ſtürmten die Preußen heran, jauchzend ſtürzten ſie ſich hinein in den Feind, Alles zu Boden ſchlagend, Alles auseinander ſprengend, der Zahl der Feinde nicht achtend, und nicht der zerſchmetternden Kugeln, welche aus fünfhundert Feuerſchlünden ihnen entgegenbrüllten.

Daun eilte endlich mit einem großen Reiterhaufen dem Grafen Lucheſi gegen die „Berliner Wachtparade“ zu Hülfe, aber ſchon war Lucheſi gefallen und Schrecken und Verwirrung begann ſich auf dieſem rechten Flügel der Oeſterreicher zu verbreiten, während von dem linken Flügel her Nadasdy ſchon zehn Boten an den Fürſten von Lothringen geſandt und ihn beſchworen hatte, ihm zunächſt Hülfe zu ſchicken, da dem linken Flügel des Heeres der eigentliche Angriff der Preußen gelte und ſie auf dem rechten Flügel nur kriegeriſche Fechterkünſte machten. Carl von Lothringen, in rathloſer Verlegenheit über die entgegengeſetzten Nachrichten beider Feldherren, entſchied ſich für den rechten Flügel, wo die Reihen ſchon zu wanken begannen. Dorthin ſandte er Unterſtützung und ließ Nadasdy unbeachtet.

Und nun ergoß ſich über den linken Flügel der Oeſterreicher die rauſchende Welle der preußiſchen Kriegsmacht. Mit ſolcher raſenden Begeiſterung ſtürmten ſie heran, daß die Reihen zu wanken begannen, daß die Regimenter zurückwichen. Vergebens kamen friſche Regimenter den geworfenen zu Hülfe, aber ſie hatten nicht einmal Zeit ſich aufzuſtellen, und ſo wie ſie ſich zeigten, wurden ſie zurückgeworfen. Und die ſo in paniſchem Schrecken entfliehenden Regimenter überholten, überſtürzten einander ſelber, auf

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Seydel, vaterländiſche Feſtungen. Th. III. S. 126.

*) v. Archenholtz. Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. Th. I. S. 137.

die Fliehenden fielen die Fliehenden, zu einem wirren entsetzlichen Knäuel löste die Schlachtreihe sich auf, unaussprechliche Verwirrung, grausendes Entsetzen verbreitete sich überall. Noch versuchten es die kaiserlichen Panzerträger sich in Schlachtordnung zu stellen, aber eine Geschützreihe der Feinde brachte sie bald auseinander, und die von ihren Erfolgen siegestrunkene und fanatisch begeisterte preußische Reiterei warf sich jauchzend in die Reihen der gepanzerten Schaaren und jagte sie auseinander. Ja, siegestrunken und fanatisch waren sie, die vordringenden Preußen! Mit gleichgültiger Ruhe sahen sie ihre Kameraden und Freunde neben sich wanken und zur Erde fallen, ihren Verlust nicht beklagend, aber jeden Einzelnen der gefallenen Kameraden rächend an dreien seiner Feinde. Und auch die, welche fielen, behielten noch ihre Begeisterung und ihren Siegesmuth. Ihrer Wunden nicht achtend und ihrer zerfetzten und abgehauenen Glieder nicht gedenkend, schauten sie den vordringenden Brüdern nach und mischten ihr Jauchzen so lange in das Siegesgebrüll ihrer Kameraden, bis der Tod den Siegesjubel auf ihren Lippen verstummen machte. Ein preußischer Grenadier, dem beim Aufmarsch eine Kugel das linke Bein abgeschossen, raffte sich allein wieder vom Boden auf, und sich auf sein Gewehr wie auf eine Krücke stützend, schleppte er sich bis zu einem Standplatz hin, wo die Heeresmassen vorüber mußten, und den preußischen Kameraden, welche voll Mitleid auf sein blutendes Bein schauten, rief er mit lauter Stimme zu: „Brüder, fechtet wie brave Preußen! Siegt oder sterbt für Euern König! — Ein anderer Grenadier, dem beide Füße abgeschossen waren, lag in seinem Blute schwimmend auf der Erde und — rauchte ganz gelassen aus seiner kurzen Pfeife. Ein vorüberſprengender feindlicher General, erstaunt über diesen Anblick, hielt sein Pferd an und betrachtete mit bewunderndem Entsetzen den in einem Meer von Blut schwimmenden Krieger.

„Kriegskamerad," rief er, „wie ist es möglich, daß Ihr in Eurem fürchterlichen Zustand noch Tabak rauchen könnt? Der Tod ist Euch ja nahe!"

Der Grenadier nahm gelassen seine Pfeife aus dem Munde und erwiderte mit schon erblassenden und erstarrenden Lippen: „Was ist daran gelegen! Sterbe ich doch für meinen König!"*)

Aber überall auch inmitten seiner vordringenden Schaaren, überall sah man den König. Wo die Kugeln der Feinde am dichtesten flogen, da sprengte er hin, um den Muth seiner Krieger anzufeuern, um durch sein kaltblütiges Trotzen gegen die Gefahr auch seine Soldaten trotzig und kaltblütig zu machen. Wo irgend eine Colonne wankte, da kam der König herbei und seine muthvolle Stimme belebte die Schaaren und sein kühner Blick begeisterte jeden Einzelnen und zeigte ihm in den Reihen der Feinde das leuchtende Siegesspiel. — Friedrich war die Seele seines Heeres, und weil diese Seele kühn war und heldengroß, darum siegte sein Heer. „Cette bataille de Leuthen est propre à immortaliser le caractère moral de Frédéric, et met à jour ses grands talents militaires," sagte Napoleon von diesem Tage bei Leuthen, und anderswo fügt er hinzu: „Cette bataille était un chef d'oeuvre de mouvemens de manoeuvres et de résolution, seule elle suffirait pour immortaliser Frédéric et lui donner un rang parmi les plus grand généraux.*)

Der Sieg war erfochten, die besiegten Oesterreicher zogen sich in eiliger und bestürzter Flucht zurück und ließen über hundert Kanonen, über funfzig Fahnen und mehr denn zwanzigtausend Gefangene in den Händen der Preußen, während auf dem Schlachtfelde über sechstausend Todte und Verwundete zwischen zweitausend todten und verwundeten Preußen lagen.

Der Sieg gehörte den Preußen. Alle hatten sie sich ausgezeichnet und vom König bis zum gemeinen Soldaten hatte Jeder seine Schuldigkeit gethan. — Der König durchschritt mit seinem Gefolge, zu welchem jetzt nicht mehr der Lieutenant von Frankenberg mit seinen funfzig Mann gehörte, die dampfende, blutrauchende Wahlstadt. Sein Antlitz war voll strahlender Freude, seine Augen glänzten wie Sterne so hell. Er schien Jemand zu suchen; sein dankbares, gerührtes Herz wollte vor allen Dingen sich selber genug thun. Der, welcher am meisten zum Siege geholfen, das war der General Fürst Moritz von Dessau gewesen, der General, dem Friedrich vor der Schlacht bei Collin mit dem Degen gedroht und dem er seitdem gegrollt hatte, weil der Fürst und General damals Recht gehabt mit seiner Warnung. Jetzt war kein Groll mehr in dem Herzen des Königs, und wie er damals vor allen Generälen den Fürsten bedroht und gescholten hatte, so wollte er auch jetzt vor allen Generälen ihn belohnen und ihm danken.

Da drüben hielt der Fürst, General Moritz von Dessau, Befehle ertheilend und so ganz mit dem Dienst beschäftigt, daß er den König erst gewahrte, als dieser ihm schon ganz nahe war.

Ich gratulire Ihnen zur gewonnenen Bataille, sagte der König mit lauter Stimme. Gratulire, Herr Feldmarschall!

*) Archenholtz Th. I. S 139.

*) Oeuvres de Napoléon. Mélanges historiques. Vol. III. p. 200 et 331.

Der General verneigte sich stumm und zerstreut, und fuhr fort, seine Befehle zu ertheilen.

Der König erhob seine Stimme noch lauter: Hören Sie nicht, daß ich Ihnen gratulire, Herr Feldmarschall?

Der Fürst zuckte zusammen im freudigen Schreck. Wie, Eure Majestät? fragte er zweifelnd. Sie nennen mich —

Ich nenne Sie meinen Feldmarschall, unterbrach ihn der König, und Sie haben diese Erhöhung wohl verdient. Sie haben Alles so vollzogen und mir so bei der Bataille geholfen, wie mir noch niemals Einer geholfen hat.*)

Er reichte dem Fürsten mit einem schönen Lächeln die Hand dar, und wie dieser sie fest und innig in der seinen drückte, standen Thränen der Rührung nicht blos in den Augen des neuen Feldmarschalls und der Generäle, sondern auch in den Augen des Königs! —

Ein schweres, ungeheures Werk war vollbracht, und wie schwer es gewesen, davon zeugten diese Achttausend, welche mit verstümmelten Gliedern, mit blutenden Wunden oder mit schon erstarrten und glanzlosen Augen und gebrochenen Blicken das Schlachtfeld bedeckten; die grausige Siegestrophäe des heutigen Tages.

Aber dieser Tag war jetzt vorüber, in der Ferne verstummte das Geräusch und Geschrei des fliehenden Feindes, den Preußen gehörte der Sieg und das Schlachtfeld. Ermattet und bis zum Tode erschöpft sanken die Lebenden und Unversehrten zwischen den Todten und Verwundeten nieder. Das, was man am meisten bedurfte, wonach man am meisten sich sehnte, war eine Stunde der Ruhe, eine Stunde der Erholung.

Ueber dem blutigen Schlachtfeld, über den Sterbenden und Schlafenden, den Aechzenden und Seufzenden stieg jetzt der Mond hervor, so herrlich und feierlich, als wolle er die Sterbenden trösten und die Lebenden mahnen, den dankenden Blick zum Himmel zu erheben!

Und dankend wandten sich Vieler Herzen empor, dankend für das eigene Leben und das der Freunde, und mehr wie jemals sonst, waren Aller Herzen der Rührung und Andacht geöffnet.

Flüsternd und in leisem Gespräch lagen die Kameraden bei einander, denn so feierlich dünkte ihnen Allen diese Stunde, daß Niemand es wagte ein lautes Wort zu sprechen. Aber kein Herz war von Dank so voll, kein Herz war so glücklich, wie das von Karl Heinrich Buschmann, wie das von Fritz Kober. Das Gewühl der Schlacht hatte sie von einander getrennt, und während des Kampfes hatten sie sich nicht wiedergesehen. Lange schon hatten sie sich vergeblich gesucht, sich vergeblich gerufen, und mit erstarrendem Herzen hatte Jeder schon fast an die entsetzensvolle Möglichkeit geglaubt, daß der Andere gefallen sei, als ein glücklicher Zufall sie Beide gegen einander führte, Einer den Andern suchend.

Mit lautem Freudenruf hatten sie sich begrüßt und angstvoll hatte Jeder zuerst nach dem Wohlergehen des Andern geforscht.

Du bist unversehrt und gesund, Fritz Kober? hatte Karl Heinrich Buschmann mit hochklopfendem Herzen gefragt.

Bin unversehrt. Aber Du, Freund?

O, ich bin leicht verwundet, ein kleiner Schmiß über die Hand, das ist Alles. Wie viel Gefangene hast Du gemacht?

Sieben, Karl Heinrich!

Wirst also Unterofficier werden.

Mag's nicht, wenn Du's nicht auch wirst. Wie viel Gefangene hast Du gemacht?

Ich weiß es nicht, Fritz, ich glaube, es waren neun, der Rittmeister weiß es!

Dann werden wir Beide Unterofficier. Der König hat's versprochen! Aber jetzt nehme ich's auch an!

Was kümmert uns das jetzt, Freund, rief Karl Heinrich, was kümmert uns alles Andere! Wir haben uns wiedergefunden und alles Andere ist mir gleichgültig!

Hast Recht, Karl Heinrich, es ist auch gleichgültig. Aber ein harter und fürchterlicher Tag war's und meine Füße zittern unter mir! Laß uns ein Bischen ruhen!

Er ließ sich auf die Erde niedergleiten und streckte die Glieder. Karl Heinrich kniete neben ihm; die Hand auf die Schulter des Freundes gelehnt, schaute er empor zum Himmel und grüßte mit einem seligen Lächeln den vollen Mond, und ein unaussprechliches Gefühl von Rührung und Andacht überkam sein Herz. Er dachte zurück an die Heimath, an die Gräber der geliebten Eltern, auf welche der Mond in dieser Stunde eben so hell herniederschien, wie jetzt hier auf dieses große offene Grab, das heute so viel Blut getrunken. Er dachte, wie Gott so gut und barmherzig gewesen, ihm den Freund zu erhalten, den einzigen Trost, den einzigen Anhaltspunkt in seinem einsamen, abgelösten, aus all' seinen Bahnen gerissenen Leben. Diese feierliche tiefe Stille, welche ihn umgab, dieses helle Mondlicht, welches das Schlachtfeld erleuchtete, die Erinnerung an die schweren Stunden des heutigen Tages, alles das

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Preuß, Friedrich der Gr. Th. II. S. 111.

übte auf ihn eine bewältigende Wirkung. Der tapfere Soldat Karl Heinrich Buschmann verwandelte sich wieder in das weichmüthige, sanfte Mädchen Anna Sophie Detzloff, und nach überstandenen Gefahren fühlte und dachte sie wieder wie ein Weib.

Eine unaussprechliche Rührung, ein tiefes Dankgebet gegen Gott durchströmte Anna Sophiens Brust. Auf ihren Knieen liegend und die Hand auf die Schulter des Freundes gestützt, blickte sie zum Himmel empor und ihre Lippen öffneten sich von selbst, und ihrer unbewußt gab sie ihrem Dank Worte, und mit mächtigem, vollen Alt ertönte ihre Stimme, mit feierlichem Ton begann sie zu singen: „Nun danket Alle Gott!"

Fritz Kober richtete sich auf, und von gleichem Gefühl durchdrungen, stimmte er ein in den frommen Gesang, und hier und dort regten sich die Kameraden, hier und dort stimmte einer von ihnen ein in das schöne Lied, und immer mächtiger, immer gewaltiger schwoll die Melodie empor, wie ein Strom von Andacht und Dank rauschte sie über das Schlachtfeld dahin und klopfte an Aller Herzen und mahnte Alle zum Dank gegen Gott, und fand überall ein offenes Ohr. Und wie jetzt schon von tausend Lippen die fromme Weise tönte, da auf ein Mal fiel die Feldmusik mit schmetternden Jubeltönen ein und spielte laut und schallend die heilige Melodie.

Der Mond stand groß und strahlend über dem Schlachtfeld, auf welchem achttausend Todte und Verwundete lagen. Aber selbst die Verwundeten, welche kurz zuvor noch die Stille mit ihren Wehklagen und ihrem Aechzen unterbrochen, vergaßen einen Augenblick ihrer Schmerzen und richteten sich auf, um einzustimmen in das fromme Lied, das jetzt nicht mehr von hundert und hundert, von tausend und tausend Lippen ertönte, sondern das wie ein ungeheurer, gewaltiger Melodieenstrom über die blutige Ebene dahinrauschte, gesungen von dreißigtausend Kriegern, von dreißigtausend Helden, die nach dem blutigen Tage wohl ein Recht hatten zu singen:

„Nun danket alle Gott!"

XLIV.

Im Winterquartier zu Breslau.

Der König war allein in seinem Zimmer, in welches er sich eben erschöpft und matt zurückgezogen hatte. Es war heute der vierundzwanzigste Januar, das heißt der Geburtstag des Königs, und obwohl er sich alle Gratulationen und alle Feierlichkeiten verbeten hatte, so war es doch nicht zu vermeiden gewesen, die obersten Behörden der Stadt Breslau zu empfangen und auch einigen Deputationen der Bürger seiner wiedereroberten Stadt einen Empfang zu gestatten.

Aber diese Besuche hatten den König erschöpft, weil sie ihn langweilten und weil er sich verstimmt und traurig fühlte. — Jetzt war er allein, jetzt konnte er den trüben Erinnerungen nachhängen, die ihn wider seinen Willen beschlichen, und welche hier in Breslau, in welches er vor wenigen Wochen, bald nach der Schlacht bei Leuthen, siegreich eingezogen war, besonders lebendig wurden. Denn hier in Breslau hatte sein Herz jüngst wieder eine bittere Täuschung erfahren, und Alles in diesem Schlosse erinnerte ihn an den verrätherischen Freund, den er so sehr geliebt und der ihn so schmachvoll verleugnet hatte.

An diesen Freund, an den Bischof von Schaffgotsch, dachte der König jetzt, und ein Zug tiefer, schmerzlicher Trauer umwölkte sein Gesicht. Er fühlte sich einsam und allein, es fröstelte ihn in diesen kalten schweigenden Zimmern, und der Schnee, welchen der Wind heulend an die Fensterscheiben blies, machte ihn traurig und so verzagt, wie er sich niemals noch vor einer Schlacht gefühlt.

Bei solchem Wetter wird der Marquis nicht reisen, sagte er seufzend, und auch meine Musikanten werden sich hüten, sich auf die Landstraße zu wagen. Sie werden sagen, der Schnee habe die Landstraßen

verweht und es sei nicht möglich gewesen, durchzukommen. So werden sie in Berlin bleiben und wenig darnach fragen, daß ich hier in Breslau die Stunden zähle, bis sie kommen! Ja, ja, das ist ein Beweis von der Allmacht der Könige! Einige Schneeflocken machen diese Allmacht zu Schanden und verwandeln den König in einen ohnmächtigen Sohn des Staubes! Was hilft es mir, daß ich die Oesterreicher und Franzosen besiegt habe, das sind nur ausgesäete Drachenzähne, aus denen neue Feinde, neue Schlachten, und wer weiß! auch neue Niederlagen emporwachsen werden! Was hilft es mir, daß ich mein Herz den Freunden weihe, es sind doch nur Schlangen, die ich an meinem Busen nähre und die mich eines Tages doch beißen werden, wenn ich es am wenigsten vermuthe; selbst Diejenigen, denen ich noch traute, verlassen mich jetzt, und gerade, wenn ich ihrer am meisten bedarf, bleiben sie mir fern.

Eben schlug der Sturm eine ganze Wolke Schneeflocken an die Fensterscheiben und pfiff in dem Kamin wie mit unheimlichen Klagetönen.

Nein, murmelte der König, d'Argens wird gewiß nicht kommen, er wird ruhig in seinem geliebten Bett geblieben sein und mir von dort aus empfindungsvolle Briefe über die Freundschaft schreiben. Ich kenne das! Wenn den Menschen das Gefühl nicht aus dem Herzen strömt, so lassen sie es wenigstens aus der Tinte strömen! — Aber, fuhr er dann nach einer kurzen Pause fort, dieses Alles ist Thorheit! Die Einsamkeit macht mich, wie es scheint, zu einem Schwärmer, der nach seinen Freunden seufzt wie ein Liebhaber nach seiner Geliebten. Und bin ich denn so ganz einsam? Habe ich nicht meine Bücher? Komm, Lukrez, du guter Freund in guten und schlimmen Tagen, du Weiser, welcher mich noch niemals ohne Rath und ohne Trost gelassen, komm und erheitere deinen Jünger ein wenig, und lehre ihn diese erbärmliche Welt belächeln wie sie es verdient!

Er nahm den Lukrez von seinem Arbeitstisch, und sich auf dem Divan ausstreckend, begann er zu lesen. Tiefe Stille umgab ihn jetzt, nur aus der Ferne vernahm man das Läuten der Glocken, die zu Ehren des königlichen Geburtstages ertönten, denn die Breslauer, welche kurz zuvor noch die siegenden Oesterreicher mit Jubel willkommen geheißen, wollten jetzt, wo der König von Preußen Breslau wiedererobert hatte, dem Sieger ihren eifrigen Patriotismus beweisen, deshalb ließen sie alle Glocken läuten, deshalb wollten sie heute, am Abend des königlichen Geburtstages, in einer glänzenden Illumination die Freude ihres Herzens funkeln lassen!

Der König las immerfort, und so ganz hatte er sich in seine Lectüre vertieft, daß er gar nicht hörte, wie die Thür, welcher er den Rücken zugekehrt hatte, sich leise öffnete.

In der Thür erschien jetzt die große, schlanke Gestalt des Marquis d'Argens; gleichsam überwältigt von Rührung und Freude blieb er auf der Schwelle stehen und blickte mit von Thränen umdüsterten Augen auf den König hin. Dann, sich gewaltsam zusammenraffend, zog er leise die Thür hinter sich zu.

Sire, sagte er dann, werden Sie mir verzeihen, daß ich unangemeldet komme?

Der König sprang empor und reichte dem Freunde seine beiden Hände hin. Willkommen, willkommen, sagte er. Ich danke Ihnen, daß Sie da sind.

Der Marquis vermochte nicht zu antworten. Er neigte seine Lippen auf die Hände des Königs nieder, welche er mit seinen Thränen bethaute.

Mein Gott, sagte er endlich mit zitternder Stimme, wie lange hat mein armes Herz diesem glückseligen Moment entgegengejauchzt, wie viele Opfer habe ich dem Himmel nicht gelobt, wenn er mich ihn erleben ließe! —

Und Sie haben es nicht bei dem Geloben bewenden lassen, mein Freund, sondern Sie haben dem Himmel, und gerade dem Himmel, ein Opfer Ihrer Freundschaft dargebracht, sagte der König lächelnd, und welch' ein Opfer! Sie haben seinem Sturm und seinen Schneeflocken getrotzt, Sie haben Ihr Bett, welches Sie seit acht Monaten bewohnten, und welches Ihnen der Palast der Semiramis dünkte, verlassen, Sie haben die göttliche Faulheit der menschlichen Freundschaft geopfert, und über sich selbst einen Sieg erfochten, der wahrhaftig mehr werth ist, als sechs gewonnene Schlachten.

Ah, Majestät, rief der Marquis, dessen schwarze Augen jetzt wieder in Lust und Liebe strahlten und von keiner Thräne der Rührung mehr getrübt wurden, ah, jetzt fühle ich erst, daß mein armes Herz doch Recht hatte, wenn es behauptete, immer bei Eurer Majestät zu sein und gar keine Trennung anerkennen wollte. Wir sind wirklich nicht getrennt gewesen, und Eure Majestät fangen heute da mit mir an, wo Sie gestern mit mir aufgehört haben, das heißt, Eure Majestät verspotten mich und mein armes Bett, welches doch seit mehr als einem Jahr nur die Seufzer und Klagen gehört hat, die ich ausgestoßen habe, weil ich von Eurer Majestät getrennt sein mußte. So ist es mir denn gar nicht schwer geworden, besagtes Bett zu verlassen, und dem gütigen Ruf Eurer Majestät folgend, hierher nach Breslau zu kommen. Wenn Sie das also einen Sieg über mich selber nennen, der mehr werth ist als gewonnene Schlachten, so beweist das nur, wie

leicht dem Helden von Roßbach und von Leuthen gewonnene Schlachten geworden sind.

Nicht doch, Marquis. Aber Sie wissen ja, was dieser vielgerühmte König der Hebräer, dieser so weise König, welcher tausend Frauen hatte, gesagt hat: „Derjenige, welcher sich selbst überwindet, ist stärker als der, welcher die Städte unterwirft.“ Und Sie, Marquis, Sie sind dieser starke Selbstüberwinder. Aber, mein Freund, Sie sollen dafür auch königlich belohnt werden. Ich habe Ihnen hier Zimmer bereiten lassen, so warm und behaglich, wie nur die Marquise sie Ihnen herrichten könnte. Die Fenster sind mit Baumwolle verstopft und am Ofen liegen Pelze, Capoten und Fußsäcke bereit, damit Ihr treuer La Pierre Sie einwickeln und umhüllen kann, kurz es soll Sie kein Zuglüftchen treffen, und für alle Ihre Bequemlichkeiten soll mit solcher Ehrfurcht gesorgt werden, als wären Sie das heilige Feuer im Tempel der Vesta, und ich die Priesterin, welche es zu hüten hat.

Der Marquis lachte. Wenn aber das Feuer einmal ein wenig trüber brennt, sagte er, so bitte ich meine erhabene Priesterin nur, ihre Blicke auf mich zu richten, und mir zu erlauben, daß ich an diesen himmlischen Blitzen meine Gluthen wieder neu belebe. — Aber jetzt, Sire, jetzt erlauben Sie mir vor allen Dingen, Ihnen, nein mir selber, meinen Glückwunsch zu dem heutigen Freudenfeste darzubringen, zu diesem Tage, welcher wie eine Segnung über allen Denen aufgegangen ist, die ein Gefühl für das Große, das Schöne, das Erhabene und Geistvolle haben, und die —

Genug, genug, Marquis, rief der König lächelnd, wenn Sie so anfangen, so flüchte ich vor Ihnen, denn dann denke ich, daß Sie auch eine dieser langweiligen Deputationen sind, mit welcher die Etiquette den König begrüßt. Hier, mein Freund, in diesem Zimmer giebt es keinen König, und wenn wir Zwei allein darin sind, so sind das zwei Freunde, von denen der Eine dem Andern die Hand reichen und ihm nur Glück wünschen soll, daß er wieder ein schlimmes Jahr überstanden und doch noch Kraft behalten hat, noch anderen schlimmen Jahren mit Entschlossenheit entgegenzugehen. Und wenn Sie durchaus einige Wünsche hinzufügen wollen, Marquis, so wünschen Sie, daß das hitzige Kriegsfieber, welches jetzt ganz Europa ergriffen hat, verschwinden möge, daß das Triumvirat von Frankreich, Rußland und Oesterreich zerstört werde, und daß es den Tyrannen dieses Universums nicht gelingen möge, der Welt die Ketten anzulegen, welche sie ihr schon bereitet haben.*)

Nun, Eure Majestät werden sie schon zu zwingen wissen, diese Ketten herauszugeben, und wenn sie's nicht wollen, so wird der Held der beiden Fünfe die Drei doch auch noch zu zerschmettern wissen?*)

Gott gebe es, seufzte der König. Ich sehne mich nach Frieden, obwohl meine Feinde die Welt glauben machen wollen, daß ich der böse Geist bin, welcher den Unfrieden in die Welt gebracht hat, obwohl sie sagen, daß, wenn ich nicht wäre, die ganze Welt den Frieden des Paradieses haben würde. Aber ich kann zu ihnen sagen, wie Demosthenes zu den Athenienfern; „Wenn Philipp todt wäre, was würde das weiter zu bedeuten haben, o Athenienser, als daß Ihr Euch bald einen Philipp machtet?“ So sage ich: Oesterreicher! Euer Ehrgeiz, Euere Begierde, Alles zu beherrschen, die würden Euch bald wieder andere Feinde schaffen, und den Freiheiten Deutschlands sowohl, wie denen von ganz Europa wird es doch nimmermehr an Vertheidigern fehlen.**) — Doch sprechen wir jetzt nicht mehr von diesen unglückseligen Dingen; sie gehören der Vergangenheit und der Zukunft an, aber mit der Gegenwart haben sie nichts zu schaffen. Für jetzt giebt es keine Feinde, und der Winter ist der mächtige Friedensapostel gewesen, welcher alle Schwerter in die Scheide gesteckt, und allen Zwist so lange beendet hat, als er in unserer Mitte weilt und unsere Flüsse und unsere Straßen beherrscht. Suchen wir zu vergessen, Freund, daß wir hier nur im Winterquartier zu Breslau sind und bilden wir uns ein, wir wären in meinem lieben Sanssouci.

In unserem schönen Kloster, sagte der Marquis, dem schon so lange der Abt fehlt, und dessen Mönche in alle Winde zerstreut sind.

Es ist wahr, seufzte der König umdüstert, sie sind Alle fort, und wenn der Abt nach Sanssouci zurückkehrt, wird es sehr einsam um ihn sein. O, Marquis, wie viel habe ich verloren, seit wir uns nicht gesehen!

Und wie viel gewonnen, Sire, sagte d'Argens, wie viel neue Lorbeern schmücken Ihre Heldenstirn!

Ah, Sie reden von meinen Siegen, rief der König kopfschüttelnd, aber glauben Sie mir nur, mein Herz hat Niederlagen erlitten, von denen es sich nimmermehr erholen wird. Ich rede nicht einmal von dem Tode meiner Mutter, obwohl das eine Wunde ist, die niemals heilen wird. Aber es war

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Oeuvres posthumes. Supplément. Vol. II. p. 390.

*) Die Siege von Roßbach und von Leuthen waren beide am fünften Tage jedes Monats, nämlich am 5. November und am 5. December 1757 gewonnen.

**) Des Königs eigene Worte. Siehe: Correspondance avec Voltaire. Oeuvres posthumes. Supplement Vol. II. p. 390.

das Schicksal, welches mir diese Wunde schlug, und gegen solche Schläge darf der Mensch nicht murren. Ich rede von diesen anderen bitteren und grausamen Niederlagen, welche mir das Leben und die Bosheit der Menschen auferlegt hat.

Ah, Eure Majestät gedenken noch dieses unwürdigen Abbé de Prades? fragte d'Argens traurig.

Nein Marquis, obwohl auch er mir freilich weh gethan. Ich hatte ihn gern, aber ich liebte ihn nicht, er war nicht mein Freund. Sein Verrath hat mich betrübt, aber nicht überrascht, denn ich wußte, daß er schwach war. Seine Verführung ist in Dresden zu Stande gebracht; er hat mich unwürdig verkauft, und da er sich bei mir im Lager befand, hat er die Gelegenheit benutzt, den Feind von Allem zu benachrichtigen, was zu seiner Kenntniß gelangte.*) Es war eine unwürdige und kleine Menschenseele, und mit solchen darf man nicht rechten. Aber von einem Anderen ist mir bitteres Leid widerfahren, und glauben Sie mir nur, Marquis, solch' Leid legt sich wie glühender Stahl um unser Herz und verhärtet es mit einem undurchdringlichen Panzer. Ich habe diesen Bischof Schaffgotsch geliebt, Marquis, ich nannte ihn meinen Freund, und mir scheint, ich habe ihm wohl Beweise der Freundschaft gegeben, ich hatte wohl Recht auf seine Treue zu bauen, und an seine Freundschaft, die er mir so oft beschworen hatte, zu glauben. Die meinige war wenigstens uneigennützig und verdiente nicht, so verrathen zu werden. Aber er verrieth mich in der Stunde der Gefahr, wie Petrus seinen Herrn, und kaum zogen die Oesterreicher in Breslau ein, so verleugnete er mich nicht nur, nein, er ging noch weiter, er trat den Orden meines Hauses mit Füßen und hielt im Dom ein Tedeum zur Ehre des Sieges der Oesterreicher bei Collin!

Der König schwieg und wandte sein Antlitz weg, um den Marquis die Thränen nicht sehen zu lassen, welche seine Augen umdüsterten.

O, Sire, sagte der Marquis tief bewegt, vergessen Sie den Undankbaren, dessen feige Seele der Freundschaft eines Helden nicht werth war!

Ich werde ihn vergessen, sagte der König, aber es wird doch ein Stachel in meinem Herzen zurückbleiben, und den werde ich wider meinen Willen doch zuweilen noch empfinden.*) Und nun genug auch davon, Sie sind da, und an Sie, Freund, glaube ich noch immer; Sie und der gute Lord Marschall, das sind die beiden einzigen Stützen, auf die ich mich noch lehnen kann, wenn die Bosheit und Erbärmlichkeit der Menschen mein Herz gar schwer zu Boden drückt.

Und diese Stützen, Sire, die sollen Ihnen nimmer fehlen, sagte der Marquis tiefbewegt, denn Sie sind es, welcher sie stark gemacht hat.

Der König reichte ihm mit einem innigen Liebesblick die Hand dar. Jetzt wollen wir die Vergangenheit begraben, sagte er dann mit heiterem Ton, und da wir Beide uns in unseren schwachen Stunden Dichter nennen, so wollen wir uns jetzt nach unserem lieben Sanssouci träumen und denken, wir säßen da mitsammen in meiner Bibliothek. Wir wollen diese schöne Zeit der Muße zu unsern Studien verwenden, denn das ist ohne Frage doch der beste Gebrauch, den man von seiner Zeit machen kann. Auch sollen

*) Abbé de Prades, den Voltaire dem König empfohlen hatte, und der seit 1752 als Lecteur beim König angestellt war, und seines Vertrauens und seiner Auszeichnung genoß, verrieth den König an die Oesterreicher, und diente ihnen zur selben Zeit als Spion bei Friedrich, als er von diesen das Versprechen, „ihm eine fette Pfründe bei dem Breslauer Dom zu geben" erhalten hatte. Friedrich erfuhr den Verrath und ließ den Abbé verhaften und nach Magdeburg führen. Auf die Verwendung des Marquis d'Argens gab ihm der König die Freiheit wieder und wies ihm Glogau zum Wohnsitz an, wo er bis an seinen Tod, 1782, von einer Gnadenpfründe des Königs lebte. (Preuß, Bd. II. S. 115.)

*) Der König hatte die Ernennung des Grafen von Schaffgotsch zum Bischof von Schlesien und Mähren erst nach vielen Bemühungen beim Papst und wider die Wünsche des Domcapitels von Breslau durchgesetzt, und den Grafen fast mit Gewalt in das Bisthum eingesetzt, um der angesehenen schlesischen Familie des Grafen Schaffgotsch einen neuen Beweis seiner Gnade zu geben. Der neue Fürstbischof wurde sodann im Jahre 1749 in Berlin vom König mit großer Pracht mit den Fürstenthümern Neiße und Grotkau belehnt, und der König, welcher mit dem Verleihen seines großen Hausordens sonst immer sehr sparsam war, verlieh ihm den schwarzen Adlerorden; im Jahre 1756 noch ließ der König in Sanssouci drei Zimmer für den Bischof prachtvoll einrichten, und Schaffgotsch hielt sich dort einige Zeit bei ihm auf. Aber schon im Jahre 1757, sowie die Oesterreicher sich zum Herrn von Breslau gemacht, verrieth er den König. Doch für solchen Verrath ward ihm selbst von den Oesterreichern nur Verachtung, und als er, nachdem Friedrich Schlesien wieder erobert hatte, nach Wien entfloh, ward er dort bei Hofe nicht empfangen. Er wandte sich dann nach Mähren und schrieb an Friedrich, den er um Verzeihung bat. Der König erwiderte ihm: „Ich will Sie Ihrem eigenen Schicksale überlassen, überzeugt, daß eine so unverantwortliche Aufführung, wie die Ihrige unfehlbar die gebührende Strafe nach sich ziehen wird. Weder der göttlichen Rache noch der Verachtung der Menschen werden Sie entgehen, denn so verderbt diese auch immer sein mögen, so sind sie es doch nicht in dem Grade, daß sie nicht vor Verräthern und Undankbaren einen Abscheu haben." (Preuß, Th. II. S. 114.)

Sie eine Sündfluth von Versen sehen, mit denen ich mich im Lager ergötzt habe, und darunter Epigramme für alle meine Feinde.

Aber wenn wir doch jetzt in Sanssouci sind, Sire, sagte der Marquis mit einem schlauen Lächeln, so ist das eben nicht die Stunde der Studien und der Bücher, sondern die Stunde, in welcher Eure Majestät mit Quanz und einigen von der Kapelle die Probe für die Abendconzerte zu machen pflegten.

Ja, das freilich müssen wir entbehren, sagte der König traurig. Einen Theil meiner Kapelle habe ich wohl verschrieben, und sie werden in acht Tagen hier sein, aber Graun und Quanz, die werden freilich nicht —

das Gemach und jetzt tönte ein Ruf der freudigen Ueberraschung von seinen Lippen.

Da waren sie, die Genossen seiner Abendconzerte, da war Graun mit seinem sanften, träumerischen Künstlerangesicht, da war Quanz mit seinem mürrischen Wesen und seiner breiten Stirn, deren Grollen dem König selbst Respect einzuflößen pflegte, da war auch der junge Fasch, den der König erst jüngst für seine Kapelle gewonnen, und der in seinen Abendconzerten das Violoncell zu spielen pflegte.

Wie der König ihnen mit einem glücklichen Lächeln entgegenschritt, begrüßten sie ihn mit einem freudigen: Es lebe unser König! unser Friedrich! und selbst Quanz vergaß einen Moment sein mürrisches, verdrießliches Wesen, und lächelte wie ein Vollmond so breit und glückselig.

Der König unterbrach sich und horchte. Es war ihm gewesen, als ob er da im Nebenzimmer etwas, wie den Ton einer Geige gehört habe, und als ob eine Flöte ganz leise Coloraturen gemacht.

Richtig, jetzt wiederholte es sich. Es war offenbar, man stimmte eine Geige, und in das leise Geflüster der Flöte mischten sich jetzt ganz verstohlen die tiefen Töne des Violoncells.

Ueber des Königs Antlitz flog es wie ein rosiger Schimmer der Freude: er warf einen fragenden und forschenden Blick auf den Marquis, welcher ihm lächelnd zunickte. Dann durchschritt der König hastig

Hören Sie, Majestät, sagte er, wenn Sie uns heute zürnen, weil wir ohne Ihren Befehl gekommen sind, so wäre das eine Sünde, denn es ist heute in ganz Preußenland ein herrlicher Festtag, und den darf Niemand durch Schelten und Zürnen entweihen, auch der König nicht.

O, ich schelte auch gar nicht, sagte Friedrich leise, damit sie nicht hören sollten, wie seine Stimme zitterte. Ich schelte auch nicht, sondern ich danke Euch, daß Ihr da seid.

Wir hatten nichts Besseres, was wir Eurer Majestät zum Geburtstag schenken konnten, nichts Besseres, als uns selber, sagte Graun, darum kommen wir, uns zu des Königs Füßen hinzulegen und zu ihm zu sagen: Majestät, nehmen Sie unsere Herzen an und verschmähen Sie die Gabe nicht, denn sein ganzes volles Herz ist immer doch das beste Geschenk, was der Mensch dem Menschen darbringen kann, und Eure Majestät ist so sehr ein großer König, daß man es wagen darf, ihm zuweilen menschlich warm gegenüber zu treten.

Und Er, mein Graun, ist so sehr ein großer Componist, daß es sich Jedermann zur Ehre rechnen muß, wenn er von ihm geliebt wird, sagte der König zärtlich.

Aber ich, sagte Quanz feierlich, indem er dem König eine in Papier gewickelte Rolle übergab, ich bringe zum Geburtstag noch etwas Anderes mit, als blos mein Herz, und ich bitte Eure Majestät, daß Sie es gnädig von mir annehmen wollen.

Der König öffnete hastig das Papier. Eine Flöte, rief er freudig, und gewiß eine Flöte, welche der große Meister Quanz mir selbst gebaut hat.

Ja, Majestät. So lange Sie im Felde stehen, habe ich daran gearbeitet, und als der Courier uns die Nachricht von der Schlacht bei Leuthen brachte, und als ganz Berlin da jubelte und die Vivatsbänder in allen Straßen und in jedem Fenster flatterten, da hat die Flöte zum ersten Mal ihr Schweigen gebrochen und ihre erste Musik war ein Jubellied für unsern großen König.

Und da sage man noch, daß Schlachten umsonst geschlagen werden, sagte der König lächelnd. Mir hat die Schlacht von Leuthen eine Flöte von Quanz eingetragen, und das ist beim Himmel eine größere Seltenheit, als es in unseren kriegerischen Tagen eine erstrittene Schlacht ist!

Sire, sagte Marquis d'Argens, indem er jetzt einige Briefe hervorzog, auch ich habe noch einige Gaben darzubringen. Da ist ein Brief von Algarotti aus Genua und er hat gewagt, demselben ein Fäßchen italienischen Kaviar als Zeichen seiner Siegesfreude beizufügen.*) Da ist ein Brief von Voltaire und einer von Lord Marschall.

Von allen fernen Freunden, und sie haben Alle an mich gedacht, sagte der König mit einem freundlichen Lächeln, indem er die Briefe nahm. Aber jetzt ist's nicht Zeit, Briefe zu lesen. Es ist die höchste Zeit zur Probe, und wenn's Ihnen gefällig ist, meine Herren, probiren wir heute gleich ein Quartett, das ich in diesen Tagen hier in meiner Einsamkeit componirt habe.

Probiren wir's, sagte Quanz mit seinem ungenirten Wesen und seinem behaglichsten Schmunzeln, indem er zum Klavier hinschritt und es öffnete.

Der König durchschritt, immer auf die Briefe hinblickend, das Gemach und ging in sein Wohnzimmer, um die Briefe dort auf den Schreibtisch niederzulegen und seine Notenblätter zu holen. Aber bevor er in das Nebengemach zurückkehrte, rief er Marquis d'Argens zu sich.

Marquis, sagte er, Sie sind es, welcher Jenen dort die Idee eingegeben hat, mich heute zu überraschen?

Sire, es ist wahr, ich veranlaßte sie dazu und nahm die Verantwortung auf mich. Wenn Eure Majestät ungehalten sind, so dürfen Sie es nur auf mich sein.

Und weshalb haben Sie sich zum Postillon all' dieser Briefe gemacht, Marquis?

Sire, weil —

Ich will's Ihnen sagen, Marquis, sagte der König mit einem warmen Liebesblick, indem er seine Hand auf d'Argens Schulter legte, Sie haben es gethan, weil Sie wußten, daß mein Herz eine schwere Wunde empfangen hatte, und weil Sie ihm einen Balsam auflegen wollten. Sie wünschten mich heute so mit Freunden zu umgeben, daß ich darüber den Einen, welcher fehlt und mich verrathen hat, nicht vermissen sollte! Ich danke Ihnen, Marquis, Sie sind ein großes schönes Herz, und ich glaube, Ihr Balsam hat wirklich etwas geholfen. Diese Stunde hat mir sehr wohl gethan, und diese Stunde danke ich Ihnen! Ich werde das nie vergessen, und wie sehr es den Menschen auch immer gelingen mag, mein Herz mit Mißtrauen zu vergiften, Ihnen, Marquis, werde ich nie mißtrauen!

Er nickte dem Marquis zärtlich zu und schritt mit seinen Notenblättern wieder in das Zimmer, wo die Musiker ihn erwarteten.

Jetzt, meine Herren, wollen wir anfangen, sagte er, indem er Quanz die Notenblätter darreichte, der sie sodann vertheilte und sich selber an's Klavier setzte.

Das Concert begann. Der König mit seiner neuen Flöte stand hinter dem Klavier, vor welchem Quanz saß. Graun und Fasch hatten sich in eine Fensternische zurückgezogen, denn da der König zuerst ein Flötensolo mit einfacher Klavierbegleitung vortrug, durften sie jetzt blos dem Genuß des Zuhörens sich hingeben. — Und es war heute in der That ein Genuß, dem König zuzuhören, er spielte mit einem wahren Schwunge der Begeisterung, mit einem so hinreißenden Gefühl, daß der Marquis

*) Preuß, Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden. S. 241.

außer sich war vor Entzücken, und daß Graun sich nicht enthalten konnte, ein leises Bravo zu murmeln.

Auf einmal aber zuckten die beiden zuhörenden Musiker zusammen, wie im bangen Schrecken, und Quanz ließ ein dumpfes Knurren und Räuspern vernehmen. Sie hatten da in der Composition des Königs einen Fehler gehört, die große Sexte, welche der König da chiffrirt hatte, war ganz gegen die strengen Regeln der Kunst. Der König spielte ruhig weiter, nur sagte er, als dieser Satz zu Ende war: da Capo, und fing ihn von vorne an. Und wieder kam die gefürchtete Stelle, aber — diesmal zuckten Graun und Fasch nicht zusammen, denn Quanz hatte die Vorschrift des Königs nicht beachtet und griff ein anderes Intervall.

Der König hielt inne. Die große Sexte, Quanz, rief er eifrig, indem er die Flöte wieder an den Mund setzte.

Quanz warf ihm einen mürrischen Blick zu. Wie Eure Majestät befehlen, sagte er, und jetzt schlug er die Sexte so derb an, daß Graun und Fasch ein grausiges Frösteln durchlief und Quanz selber sich laut räuspern mußte, um es zu überwinden. — Nur der ungelehrte Marquis blickte mit selig verklärtem Lächeln auf seinen königlichen Freund, dessen schöne Musik ihm Thränen in die Augen trieb.

Als der Satz beendet war, legte der König die Flöte nieder. Jetzt sage Er mir einmal, Quanz, sagte er, glaubt er, daß die Sexte hier falsch ist?

Ja, Majestät, sie ist falsch.

Und Ihr Beide da, glaubt Ihr's auch?

Wir glauben's auch, Majestät, sagten Graun und Fasch.

Aber wenn der Componist es so haben will?

So bleibt die Sexte doch falsch, rief Quanz mürrisch.

Aber wenn sie mir gefällt, und ich finde, daß sie da gut klingt?

Das können Eure Majestät nun und nimmermehr finden, rief Quanz mit auffahrender Heftigkeit. Denn diese Sexte hier ist ein Fehler, und ein Fehler kann Eurer Majestät nicht gefallen.

Nun, nun, sagte der König mit einem begütigenden Lächeln. Sei er nur nicht so böse! Es ist ja doch keine verlorene Schlacht.*) Wenn die Sexte unmöglich ist, so wollen wir sie streichen.

Und wenn Eure Majestät das thun, sagte Quanz, so wird das eine sehr schöne Composition sein, und ich selber würde stolz sein, wenn ich sie gemacht hätte.

Der König lächelte, und man sah es dem schönen und zufriedenen Ausdruck seines Gesichtes wohl an, daß dieses Lob seines stolzen Meisters dem Helden von Leuthen und Roßbach außerordentlich wohlgethan.

*) Des Königs eigene Worte.

XLV.

Das gebrochene Herz.

Vor dem Lustschlosse zu Oranienburg hielt eine Equipage. Die Dame, welche in derselben saß, schaute mit angstvoll fragenden Blicken zu den Fenstern des Schlosses hin, und ein schwerer Seufzer hob ihre Brust, als sie die heruntergelassenen Jalousien, die Abwesenheit alles Lebens und aller Bewegung in dem ganzen Schlosse gewahrte.

Aus dem großen Portal desselben eilte indessen jetzt ein Officier herbei, um die Dame zu begrüßen und ihr beim Aussteigen behülflich zu sein.

Nicht wahr, er lebt noch? fragte sie athemlos und beklommen.

Er lebt noch, Gräfin, und er erwartet Sie mit Sehnsucht, erwiderte der Officier, indem er der Gräfin den Arm bot und sie in's Schloß geleitete.

Sie erwiderte nichts, sie hob die großen, seelenvollen Augen mit einem dankbaren Ausdruck zum

Himmel empor und ihre Lippen bewegten sich, als ob sie betete.

So schritten sie eilig und schweigend durch die Reihe der glänzenden Säle dahin, die jetzt alle öde und leer waren und deren Prunk etwas Schauerliches und Schmerzliches hatte, weil er so wenig paßte zu der traurigen und düsteren Stimmung derer, welche sie durcheilten.

Hier sind wir zur Stelle, Gräfin, sagte der Officier, als sie jetzt vor einer mit großen Filzdecken verhüllten Thür stehen blieben. In diesem Gartensalon ist der Prinz!

Die Dame lehnte einen Moment mit hochklopfendem Herzen, mit todesbleichen Lippen an der Thür und schien nach Fassung zu ringen.

Jetzt bin ich bereit, sagte sie dann, sich wieder emporrichtend, jetzt mögen Sie mich dem Prinzen melden!

Es ist nicht nöthig, Gräfin, sagte der Officier. Der Prinz, dessen Nerven so überreizt sind, daß das kleinste Geräusch ihm nicht entgeht, hat das Anrollen Ihres Wagens vernommen und weiß, daß Sie hier sind. Er erwartet Sie und hat ausdrücklich befohlen, daß Sie unangemeldet zu ihm kommen. Haben Sie also die Gnade einzutreten. Sie werden ganz allein mit ihm sein.

Er hob den Vorhang empor und die Gräfin legte die Hand auf den Griff der Thür, um sie leise zu öffnen. Aber bevor sie das that, blickte sie noch einmal zurück zu ihrem Begleiter.

Es ist keine Hoffnung, daß er genese? fragte sie.

Keine! Die Aerzte sagen, daß er den heutigen Tag nicht mehr überleben werde.

Jetzt öffnete die Gräfin die Thür, und so leise und geräuschlos that sie es, daß auch nicht das kleinste Geräusch ihr Eintreten verrathen konnte.

Nun sank sie nieder auf den Sessel neben der Thür, und ihre von Thränen verdüsterten Blicke hefteten sich mit einem unaussprechlichen Ausdruck auf diese Gestalt, welche da, das Haupt zurückgelehnt in den Kissen auf dem Ruhebett lag, das an der nach dem Garten führenden, geöffneten Glasthür stand.

Wie? Diese bleiche, abgezehrte Gestalt, dieses Antlitz mit den todesblassen, eingefallenen Wangen, mit den blutlosen Lippen, mit diesen tiefen, unheilsvollen Gruben in den Schläfen, welche nur spärlich von dem dünnen, glanzlosen und farblosen Haar umschattet waren, war das August Wilhelm, der Geliebte ihrer Jugend, das angebetete Traumbild ihres ganzen Lebens, das nie erblichene Ideal ihres treuen Herzens? Wie sie ihn anschaute, tauchte die ganze schmerzlich süße, traurige und doch herrliche Vergangenheit wieder vor ihrer Seele empor, und sie fühlte, daß ihr Herz noch ebenso jung, ebenso feurig schlug für Den, welcher jetzt als ein Sterbender vor ihr lag, als damals, wo er in der Fülle der Jugend, der Schönheit und der Kraft ihr zum letzten Male gegenüberstand.

Zum letzten Male! Damals waren sie sich gestorben, damals war ihre Jugend, ihr Glück, ihr Herz eingesargt worden, aber jetzt, wo sie ihm wieder gegenüberstand, jetzt sprang der Sargdeckel wieder auf, und die Geister durften sich mit eben der Liebe und Gluth begrüßen, wie es einst die jugendvollen, lächelnden Liebenden gethan.

Und jetzt weinte Laura nicht mehr! Es strahlte wie eine selige Begeisterung aus ihren Blicken, sie fühlte keinen irdischen Schmerz, sondern nur Freude, himmlische Freude des Wiedersehens.

Sie erhob sich mit einem seligen Lächeln und schwebte durch das Gemach zu ihm hin. Er sah sie nicht, denn seine Augen waren geschlossen, vielleicht schlummerte er, vielleicht hatte der Tod schon ihm seinen ersten, betäubenden Kuß auf die Stirn gedrückt.

Laura neigte sich über ihn und sah ihn an, ihre langen Locken ringelten sich zu ihm nieder und umhüllten von beiden Seiten sein Antlitz wie mit einem schwarzen Trauerschleier. Sie horchte auf seinen leisen Athem, und immer tiefer sich neigend, küßte sie leise seine Lippen.

Jetzt schlug er die Augen auf; ganz ruhig, ganz ohne Ueberraschung, nur mit innigster, seligster Freude blickte er zu ihr empor. Nun fragte sie nicht mehr, ob diese bleiche, sterbende Gestalt, ob das der Geliebte ihrer Jugend sei. In seinen Augen fand sie ihn wieder, in seinen Augen war die Liebe, die Jugend, die Seele zurückgeblieben.

Langsam hob er die Arme empor und zog sie zu sich, und sie sank an seine Brust nieder und lehnte ihr Haupt an seine kalte Wange, und der glühende Athem ihres Mundes hauchte ihn an wie mit einem neuen Lebensstrom und schien ihm die schon entschwindende Lebenskraft wiederzugeben.

Lange sprachen sie kein Wort. Was hätten sie sich auch sagen sollen in diesem ersten, heiligen Moment des Wiedersehens; sie hatten einander so viel zu sagen, daß es sich nicht in Worte fassen ließ.

Sie lagen Herz an Herz gedrückt, und nur Gott verstand ihre halben Seufzer, ihre unausgesprochenen Gebete, ihre zurückgehaltenen Thränen, nur Gott war bei ihnen. Er sandte durch die geöffneten Thüren die frischen Wohlgerüche der Blumen zu ihnen her, er rauschte in den hohen Bäumen des Gartens, daß sie wie mit heiligen Orgelklängen diese große, letzte Hymne der Liebe begleiteten, er ließ im fernen Gebüsch die Nachtigall ihre klagende und schmerzvolle Stimme erheben zu einem Abschiedsliede, mit welchem

die ewig lebensvolle Natur den sterbenden Menschensohn begrüßen wollte.

Gott war bei ihnen und ihre Gedanken waren Gebete, und ihre Blicke, welche bis jetzt nur in einander geruht, richteten sich jetzt zum Himmel empor.

Bald werde ich dort sein, sagte Prinz August Wilhelm endlich nach einer langen Pause. Bald werde ich wieder leben und dieser lange Kampf des Sterbens wird vorüber sein. Seit sechszehn Jahren sterbe ich, langsam, Tag für Tag, Stunde um Stunde. Nicht wahr, Laura, es sind sechszehn Jahre, daß wir uns nicht gesehen?

Sie nickte stumm. Nein, fuhr er lächelnd fort. Es war gestern, Laura! Wenn ich Dich ansehe, weiß ich, es war gestern! Denn Du bist noch dieselbe, die Du damals warst! Das ist dasselbe schöne Engelsantlitz, das ich hier in meinem Herzen trage. Nichts hat sich an ihm geändert, und ich danke Gott dafür, denn es wäre schmerzlich gewesen, meine Laura mit einem fremden Antlitz wiederzusehen. Nein, das ist noch dieselbe Laura, die mich vor sechszehn Jahren verließ. Und nun sieh mich an, sieh, was das Leben aus mir gemacht hat! Sieh, wie es mich zerfetzt hat, wie es mich zu Tode gemartert hat mit Nadelstichen, mit tausend Wunden, um die ich Niemand als meinen Mörder anklagen kann, aber an denen ich doch sterbe. O Laura, Laura, warum verließest Du mich, warum wolltest Du nicht mit mir diese elende, heuchlerische, entsetzliche Welt der Civilisation verlassen und mir folgen in die neue Welt, wo uns die Liebe, das Glück und die Wahrheit des Lebens erwartete?

Ich durfte es nicht, sagte sie. Gott forderte dies Opfer von mir, und nur, weil ich grenzenlos liebte war ich stark genug, es zu bringen. Aber Gott weiß auch, was es mich kostete, und wie ich alle diese Jahre mit meinem Herzen vergeblich gerungen habe, um es das Vergessen zu lehren.

Nun darfst Du nicht mehr ringen, Laura, sagte er, nun darfst Du mich nicht vergessen wollen, denn nun sterbe ich.

Sie umschlang ihn mit sanfter Zärtlichkeit. Nein, nein, flüsterte sie, Gott wird Erbarmen haben, Gott wird mir den einzigen Trost, die einzige Freude meines armen, öden und freudenlosen Lebens nicht rauben. Ich hatte nichts weiter als dieses eine Glück, zu denken: „Er lebt! Er athmet mit mir dieselbe Luft, er schaut mit mir zu demselben Himmel empor und dieselben Sterne begrüßen ihn und mich. Und ein Tag wird kommen, da werden Millionen Menschen ihn mit lautem Jubel grüßen und ihn ihren König nennen, und wenn ich ihn dann mit stolzer Pracht, mit diesem erhabenen schönen Angesicht, welches Gott mit seinem schönsten Lächeln geküßt hat, in der Mitte seines Volkes sehen werde, so kann ich zu mir selber sagen: Das ist mein Werk! Weil ich ihn mehr geliebt als mich selber, trägt er die Krone, weil ich den Muth hatte, nicht blos für ihn zu sterben, sondern ohne ihn zu leben, deshalb ist er jetzt König!“ — O, mein Geliebter, sage nicht, daß Du stirbst! Du wirst genesen, Du mußt genesen!

Wenn Du mich wahrhaft liebst, so darfst Du das nicht wünschen, Laura, sagte er. Ich sterbe schon so lange. Seit sechszehn Jahren sitzt der Todeswurm in mir und bohrt und bohrt. Ich wollte ihn ja tödten, ich wollte ja leben, wollte das Leben ertragen, weil ich Dir's gelobt hatte. Ich wollte ein Mann sein, — ich gab die Liebe, welche Du mit unsern Thränen und unserm Blut getränkt zu meinen Füßen niedergelegt hattest, ich gab sie meinem Vaterland! Man sagte mir, das Vaterland verlange von mir, daß ich mich vermähle, und ich that es. Ich legte eine Maske über mein Antlitz, eine Maske über mein Herz, ich wollte meine Rolle im Drama dieses Lebens muthig, und wie es einem Mann geziemt, zu Ende spielen. Ich wollte meiner Prinzenrolle, zu der das Schicksal mich angeworben hatte, Ehre machen, aber es scheint, ich war ein schlechter Schauspieler, man jagte mich aus dem Dienst, man riß mir die glänzenden Kleider und den Fürstenstern von meiner Brust, man schickte den, der als Prinz fortgezogen, man schickte ihn als gedemüthigten, beschimpften, zerlumpten Bettler wieder heim. Und ich verkroch mich mit meinem Elend und meiner Schmach hier in diesem Winkel und Niemand folgte mir hierher, Niemand hatte für den Verstoßenen und Geschändeten nur einen Funken dieser Liebe, welche Alles überwindet und der Welt trotzt, und ihren Verläumdungen mit muthigem Lächeln widersteht. Man hat mich meine Schmach allein tragen lassen, ganz allein, Niemand hat diese furchtbare Last mit mir tragen wollen! Ich habe ein Weib, ich habe Kinder, und doch bin ich allein, sie leben fern von mir, und in dem Augenblicke, wo ich sterbe, lachen sie vielleicht! Ich bin der Erbe eines Thrones und doch ein armer Bettler, der vergeblich lange Jahre das Schicksal um ein wenig Liebe, ein wenig Erbarmen angefleht hat. Aber es hatte kein Erbarmen, als Bettler läßt es mich sterben, und nur wenn ich todt bin, werde ich ein Fürst sein, und sie werden meine Leiche mit Ehren überhäufen, während sie mich im Leben gedemüthigt und geschändet haben! O, Laura, Laura, wie es da brennt in meiner Brust, wie fürchterlich dieses höllische Feuer der Schmach ist! Es hat das Mark meiner Knochen durchwühlt, es hat mein Gehirn versengt, und mein armer Kopf, der schmerzt so sehr.

Mit einem lauten Aechzen sank er in die Kissen zurück, seine Augen schlossen sich, große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, der Athem stockte in seiner Brust.

Laura neigte sich über ihn hin, sie trocknete mit ihrem Haar seine feuchte Stirn und ihre heißen Thränen fielen wie glänzende Perlen auf sein Antlitz nieder.

Von diesen Thränen erwachte er und schlug die Augen wieder auf. Ich will Dir noch etwas sagen, flüsterte er, ich fühle, daß ich heute wieder gesund werde, und daß, wenn sie sagen, ich sei gestorben, ich erst vom Tode erwacht bin. Denn dort drüben beginnt erst das eigentliche Leben, und was wir hier so nennen, ist nur ein jammervolles, trauriges Vorspiel. Man lebt hier nur, damit man wünschen lerne, zu sterben, um dann zu leben! O, Laura, Laura, ich werde bald leben, lieben und wieder glücklich sein!

O nimm mich mit Dir, mein Geliebter, rief sie, aufgelöst in Schmerz und Thränen vor ihm niederknieend. Lasse mich nicht allein! Es ist so traurig, so einsam hier in dieser kalten, fürchterlichen Welt! Nimm mich mit Dir, mein Geliebter!

Aber er hörte sie nicht! Der Tod begann schon seinen Mantel über ihn auszubreiten und hatte ihn schon mit der Spitze seiner Flügel berührt. Sein Geist rang schon mit dem ermatteten Körper und suchte ihm zu entflattern.

Er hörte nicht mehr, daß Laura ihn rief, und doch lebte er noch, und doch hatte er die Augen wieder groß geöffnet, und doch sprach er wieder. Aber es waren einzelne, nicht zusammenhängende Sätze, Worte, welche den Traumbildern und Gesichtern angehörten, die sein entflatternder Geist erschauete. Einmal sagte er mit lauter Stimme, und dieses Mal richteten sich seine Blicke mit vollem Bewußtsein auf Laura hin: Ich beschließe mein Leben, ein Leben, das mir so viel Kummer gemacht hat; Winterfeldt ist es, der es mir verkürzte. Aber ich sterbe viel beruhigter, da ich weiß, daß ein so böser und gefährlicher Mann weniger in der Armee ist.*)

Dann wieder verwirrte sich sein Geist und er träumte sich mitten hinein in das Schlachtgewühl und rief mit lauter Stimme: Vorwärts! Vorwärts! Hinein in den Tod!

Dann wieder ward Alles still und man hörte nur wieder das Rauschen der Bäume und das Singen der Vögel da draußen.

Laura lag auf ihren Knieen und betete. Wie sie den Blick wieder von dem glänzenden, wolkenlosen Himmel herniedersenkte auf den Geliebten, war sein Antlitz wunderbar verändert. Es hatte einen strahlenden, glänzenden Ausdruck angenommen und seine großen, weitgeöffneten Augen leuchteten wie in einer seligen Verklärung.

Er richtete sein Haupt kraftvoll empor und schaute hinauf zum Himmel und grüßte die Bäume und die Blumen mit seinem letzten Liebesblick.

Wie schön die Welt ist, wenn man stirbt, sagte er mit einem wundervollen Lächeln. Lebe wohl, Welt! Lebe wohl, Laura! Komm, nimm mich in Deine Arme! Laß mich sterben in den Armen der Liebe. Der Haß gehört der Welt an, die Liebe aber geht mit ins Grab! Lebe wohl!

---

*) Des Prinzen eigene Worte. (Siehe v. Retzows Zusätze und Berichtigungen zur Charakteristik des siebenjährigen Krieges. S. 29). — Prinz August Wilhelm starb den 12. Juni 1758 im noch nicht vollendeten sechsunddreißigsten Jahre. Als sein Adjutant von Hagen dem König, seinem Bruder, die Nachricht von dem Tode des Prinzen in's preußische Lager brachte, fragte der König: an welcher Krankheit ist denn der Prinz gestorben? — Der Gram hat ihm das Leben verkürzt, erwiderte der Officier. Friedrich kehrte ihm den Rücken und sprach kein Wort weiter mit ihm. Auch ward dieser Officier nie befördert. (Charakteristik des siebenjährigen Krieges. Th. I. S 130). — Der König, welcher Winterfeldt, Ziethen und Schwerin ein Denkmal errichtete, überließ seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, die Sorge, dem Prinzen von Preußen, dem geliebtesten seiner Brüder, auch öffentlich ein Denkmal zu weihen. Er that das in Reinerz, wo er zur Erinnerung an die Helden des siebenjährigen Krieges eine Pyramide errichten ließ, in welche die Namen aller Generäle und aller gewonnenen Schlachten eingegraben waren, und die mit dem Brustbild August Wilhelms, des Urgroßvaters des jetzigen Königs von Preußen, geziert war. Hatte der König Winterfeldt eine Statue gesetzt und seinen Bruder vergessen, so vergaß jetzt der Prinz Heinrich dafür Winterfeldts Namen unter die Helden des Krieges einzureihen. Bei der Enthüllung des Denkmals hielt der Prinz eine Rede, die voll enthusiastischen Lobes für den geliebten, so früh dahingeschiedenen Bruder war, und in vielen Wendungen das tiefe, innere Zerwürfniß verrieth, das zwischen dem Prinzen Heinrich und Friedrich dem Großen immer herrschte, und das der Prinz auch dadurch manifestirte, daß er des Königs in seiner Rede gar nicht erwähnte, auch ihn nicht unter die Helden des siebenjährigen Krieges eingereiht hatte. Indem er die Nothwendigkeit, dem geliebten Prinzen ein Denkmal zu setzen, hervorhob, fügte er, in Bezug auf die Statue Winterfelds hinzu: l'abus des richesses et du pouvoir élève des statues de marbre et de bronze à ceux, qui n'étaient pas dignes de passer à la postérité sous l'emblême de l'honneur. (Rouille. Vie du prince Henry de Prusse, p. 275).

Auch in unseren neuesten Tagen ist dem Prinzen August Wilhelm eine glänzende Genugthuung geworden; denn seine Gestalt ist es, welche am Denkmal Friedrich des Großen in Berlin einen Hauptplatz einnimmt und zu den schönsten und gelungensten Figuren dieses Denkmals gehört.

Und nun neigte er sein todesmattes Haupt an ihre Schulter, — nun noch ein letzter Seufzer, ein letztes Zucken, und von dem Erben eines Thrones, dem einstigen Beherrscher vieler Millionen Menschen, dem stolzen Fürstensohn, ist nichts mehr übrig als eine arme Menschenleiche!

Und die Bäume rauschen fröhlich weiter, keine Wolke verdüstert den Himmel, die Vögel singen und die Blumen blühen lustig fort, und doch ist so eben ein Fürst gestorben und eine Seele gen Himmel geflattert!

Aber die Liebe drückt den letzten Kuß auf seine Lippen, die Liebe schließt ihm die Augen zu, die Liebe weint um ihn, die Liebe betet für ihn.

Der Haß gehört der Welt an! Die Liebe aber geht mit in's Grab!

Neuer Verlag von Otto Janke in Berlin!

Siebente, illustrirte Ausgabe

von

Wöchentlich erscheint 1 Heft à 5 Sgr.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Mit dem Portrait des Kaiser Joseph und vielen Abbildungen.

In 3 Abtheilungen von je 12 Heften à 5 Sgr.

Was Kaiser Joseph für Oesterreich und Deutschland gethan, wie er in einer Zeit der Nacht und Finsterniß das göttliche Licht auf sein liebes großes Oesterreich strahlen zu sehen ersehnte, lebt im Oesterreichischen und Deutschen Volke fort. Keine Episode in der Geschichte des vorigen Jahrhunderts erregt ein so rührendes Interesse als die Oesterreichs unter seinem Kaiser Joseph, und von keinem Dichter, die des erhabenen Fürsten Leben geschildert, ist ein Buch mit so seltenem Beifall aufgenommen worden als das

des Kaiser Joseph von L. Mühlbach.

Diese geniale Schriftstellerin schließt das gediegene Werk mit folgenden Worten:

Am 20. October 1790 starb Joseph. — **Aber sein Geist starb nicht mit ihm, er lebte und wirkte fort bis auf den heutigen Tag! Auch sein Volk, welches ihn oft mißkannt, fühlte nach seinem Tode erst, was es an seinem Kaiser verloren und wie sehr er es geliebt hatte.** — Jetzt, da er todt war, da sie ihm das Herz gebrochen, jetzt liebten sie ihn und weinten um ihn. Die Dichter sangen ihm ihre Klagelieder nach und mühten sich ab, geistreiche Grabschriften für den großen Märtyrer der Aufklärung zu machen; das Volk aber sang:

Ich denk' so manchmal hin und her,
's kommt doch kein Kaiser Joseph mehr.
Wenn Einem der in's Auge sah,
Das war mein' Seel ein Gloria!

☛ Diese Ausgabe erscheint ganz regelmäßig in
wöchentlichen Zwischenräumen.

Otto Janke's Verlagsbuchhandlung in Berlin,

Anhaltstraße 11.

Friedrich der Grosse und sein Hof.

IV.

Friedrich der Große und sein Hof.

von

L. Mühlbach.

Siebente Auflage.

Mit Illustrationen von O. Wisnieski und Burger.

Vierter Band:

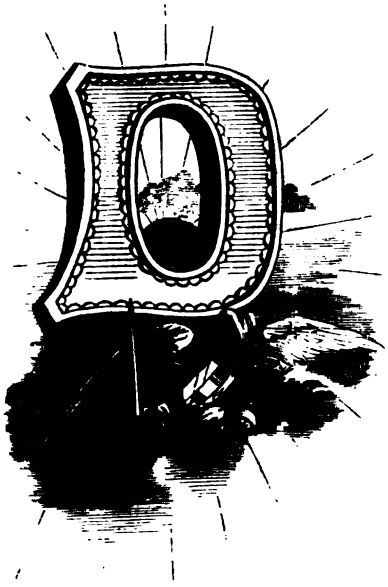
Friedrich der Große und seine Geschwister.

Zweite Abtheilung.

Berlin, 1864.

Druck und Verlag von Otto Janke.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
15 JUN 1939
OF OXFORD



I.

Der König mit seinen alten und seinen neuen Feinden.

rei Jahre, drei lange, schreckensvolle Jahre waren vergangen seit dem Beginn dieses furchtbaren Krieges, in welchem König Friedrich von Preußen allein und ohne weitere Verbündete, als das erne England dem ganzen kampfgerüsteten Europa egenüberstand. Diese drei Jahre hatten indeß die tolzen und siegesgewissen Feinde Friedrich's überzeugen müssen, daß der König, den der Papst noch immer den Marquis de Brandenbourg" nannte, gegen den er inen Bannstrahl geschleudert, und den der deutsche Kaiser in die Reichsacht erklärt, daß der König trotz er Widerwärtigkeiten, die ihn von allen Seiten bedrohten, dennoch immer ein muthiger und unverzagter Gegner blieb, den man jetzt beinahe anfing zu fürchten, nachdem man so lange vermeint hatte, ihn ganz und ar vernichten und den König von Preußen wieder zu em kleinen Churfürsten von Brandenburg zurückführen zu können. Aus allen Schlachten, aus allen Mühen nd Drangsalen war der König mit leuchtender Stirn, it strahlendem Auge und mit unerschüttertem Muthe rvorgegangen, und selbst die verlorenen Schlachten tten nicht den Glanz der gewonnenen Schlachten üben können, denn in diesen wie in jenen, hatte sich r König als ein Held bewiesen, größer noch nach der chlacht durch seine Ruhe und Entschlossenheit, durch unbeugsame Energie, durch die klare Besonnenheit, t welcher er seine Lage überschaute und das Böse zum Guten zu wenden verstand. Seine Feinde konnten daher nach einer gewonnenen Schlacht wohl sagen, daß sie den König von Preußen besiegt, aber niemals, daß sie ihn überwunden hätten. Denn immer wieder stand der König gerüstet und kampfbereit ihnen gegenüber, sie angreifend, wenn sie es am wenigsten vermutheten, jede ihrer Schwäche benutzend, aus jedem ihrer Fehler Vortheil ziehend. Die fallenden Reihen seiner Soldaten schienen nur die Drachenzähne zu sein, welche der König in die Erde säete, neue gewappnete und kampfbereite Krieger daraus emporwachsen zu lassen, und während in den Heeren der verbündeten Oesterreicher, Sachsen und Russen Hunger und Krankheit herrschten, während man in Wien, Petersburg und Dresden begann, die Kosten des Krieges als eine drückende, kaum noch aufzutreibende Last zu empfinden, war die preußische Armee gesund und wohl versehen mit Vorräthen, und die Kassen des Königs, Dank den englischen Subsidien und dem leichten Gelde, schienen unerschöpflich zu sein.

So waren, wie gesagt, jetzt schon drei Jahre des nie rastenden Krieges vergangen. Sie hatten die Heldenstirn des Königs mit neuen Lorbeern umwunden und diese waren so voll und glänzend, daß die verlorenen Schlachten nicht im Stande waren, einen Schatten auf dieselbe zu werfen. Die Schlachten von Lowositz, von Roßbach, von Leuthen und von Zorndorf waren so glänzende Siege gewesen, daß sie nicht durch die Niederlagen von Collin und Hochkirch verdunkelt werden konnten, wie sehr auch seine Feinde bemüht waren, ihren Siegesjubel durch ganz Europa zu schmettern, ihre Siege als entscheidende zu preisen und alle Mittel anzuwenden, um ihre Armeen und ihre Völker das glauben zu machen.

Diesen Feinden des Königs, welche mit dem Schwerte gegen ihn kämpften, hatte sich jetzt noch ein furchtbarer Feind hinzugesellt, welcher mit den heiligen Worten der Bibel gegen ihn losging. Dieser neue Feind war der Papst Clemens der Dreizehnte, der seit dem Mai des Jahres 1758 den apostolischen Thron bestiegen hatte, und sich laut und ohne Rückhalt zu dem unversöhnlichen Feind dieses kleinen Marquis von Brandenburg erklärte, der es wagte, in seinen Landen Aberglauben und Frömmelei dem Gespött und Gelächter Preis zu geben, der die geheiligte Finsterniß der Kirche mit dem grellen Licht der Aufklärung, vielleicht sogar der Freigeisterei durchleuchtet hatte, der die Priester mißachtete, und oft sogar schon Diejenigen, welche die heilige katholische Mutterkirche wegen Ketzerei und Unglauben verbannt hatte, in seinen Landen aufgenommen und sie unterstützt hatte. Benedict der Vierzehnte, der Vorgänger des jetzigen Papstes, hatte sich wohl auch zu den Feinden des Königs bekannt, aber er war weise genug gewesen, zu schweigen, um den vielen katholischen Unterthanen des Königs, den vielen Klöstern und Collegien nicht den Zorn des Königs zuzuziehen. Aber Clemens in seinem fanatischen Eifer genügte das nicht. Er wollte mit Hand und Mund kämpfen gegen den ketzerischen König, er erhob gegen ihn den Bannstrahl der Kirche, er schleuderte gegen ihn Worte der Verwünschung und spendete Denen, welche gegen ihn kämpften, Worte des Segens und des Heils. Diesem fanatischen Haß des Papstes verdankte Oesterreich eine neue Würde, einen neuen Titel, denn Dank seiner Feindschaft gegen den ketzerischen König von Preußen, und zum Lohne für die großen und vortrefflichen Verdienste, welche Oesterreich in diesem Kriege gegen den „Ketzerfürsten" sich um den römischen Stuhl erworben, legte der Papst der Kaiserin von Oesterreich für sich und ihre Nachkommen den Titel und die Würde einer „Apostolischen Majestät" bei. — Aber nicht blos das Kaiserhaus Oesterreich, sondern seine Feldherren und die ganze Armee der gläubigen und frommen Christen sollten es inne werden, daß der Segen des Papstes auf ihren Waffen ruhe, und sie feie gegen alles Ungemach und alle Niederlagen. Der glänzende Siegestag von Hochkirch mußte daher von dem Papst noch besonders gefeiert werden, und die Armee der Verbündeten zu neuen ruhmvollen Waffenthaten anspornen. Deshalb sandte der Papst dem Feldmarschall Daun, welcher die Schlacht bei Hochkirch gewonnen, einen geweihten Hut und Degen, und machte damit den politischen Krieg zu einem religiösen, bei dem es sich nicht blos um Länderbesitz, sondern um den heiligen Kampf gegen den drohenden ketzerischen Feind der katholischen Kirche handelte, und wobei der fanatische Priester gar nicht in Betracht nahm, daß einem alten historischen Gebrauch gemäß die Päpste diese Weihgeschenke immer nur an solche Generäle verliehen, welche entweder die Ungläubigen besiegt oder barbarische Völker unterjocht hatten.*)

Aber der König Friedrich von Preußen lächelte nur zu diesen widersinnigen Angriffen des Statthalters Gottes. Für seine mit dem Schwert umgürteten Feinde hatte er das Schwert, für seine mit der Zunge und Feder wider ihn kämpfenden päpstlichen Feinde bediente er sich derselben Waffen: der Zunge und der Feder. Und wenn er den Ersteren im offenen Felde gegenüberstand, bekämpfte er die Anderen von seinen Winterquartieren aus mit diesen beißenden, sanglanten und höhnenden „fliegenden Blättern", welche damals ganz Europa lachen machten und die Großthaten des Papstes unter dem Fluche der Lächerlichkeit zerbröckelten. Denn der geweihete Hut und Degen des Feldmarschalls Daun verlor seine Weihe durch diesen „Danksagungsbrief des Feldmarschalls Daun an den Papst", welchen der König verfaßte, und der selbst in Oesterreich seine Lacher und Bewunderer fand, ebenso durch das „Glückwunschschreiben des Prinzen Soubise an den Feldmarschall Daun." Und wenn der Papst den preußischen König als den ketzerischen „Marchese di Brandenburgo" bezeichnete, so nannte ihn der König dafür in seinen Briefen Phihihu's „den Groß-Lama" und ergoß sich in beißender Satyre über die dem Statthalter Gottes zugestandene Unfehlbarkeit. Aber nicht den Papst allein geißelte die satyrische Feder des Königs; sanglanter noch traf sie die keusche und sittenstrenge Kaiserin Maria Theresia in dem „Briefe der Marquise von Pompadour an die Königin von Ungarn", in welchem das unerhörte Freundschaftsbündniß zwischen der tugendhaften Kaiserin und der üppigen Maitresse arg genug gegeißelt ward.**) Und man las nicht allein diese Briefe, die in so vielen tausend Exemplaren verbreitet waren, sondern man war sogar naiv genug, an die Aechtheit derselben zu glauben, so daß der österreichische Hof sich zu der öffentlichen Erklärung veranlaßt sah, alle diese Briefe seien untergeschoben, der Feldmarschall Daun habe vom Papst nicht eine geweihte Perrücke, sondern einen geweihten Hut erhalten, und niemals habe die

*) Oeuvres posthumes Vol. III. p. 344.

**) In diesem Briefe beschwert sich die Marquise, daß die Kaiserin es ihr unmöglich gemacht habe, zu ihr zu eilen, und ihr in Wien die Huldigungen ihrer Liebe und Freundschaft darzubringen, weil Maria Theresia in Wien den Gerichtshof der Tugend eingeführt habe, und dieser schwerlich sie begnadigen könne. Die Marquise beschwört daher die Kaiserin, ihre Strenge fahren zu lassen, diese fürchterlichen Tugendtribunale abzuschaffen und sich der Allgewalt der herrlichen Göttin Venus zu beugen. Alle diese „Briefe und Sendschreiben" finden sich gesammelt in den Suppléments zu den Oeuvres posth. Vol. III. p. 222—365.

Kaiserin von der Marquise von Pompadour einen auch nur annäherungsweise ähnlichen Brief erhalten. *)

Diese „fliegenden Blätter" wie gesagt, das waren die Waffen, mit welchen der König seine Feinde bekämpfte, wenn die rauhe Jahreszeit es unmöglich machte, ihnen im offenen Felde gegenüber zu stehen. In dem Winterquartier von 1758 entstanden die meisten dieser fliegenden Blätter, und Niemand, außer dem vertrautesten Freunde des Königs, dem Marquis d'Argens, ahnte, wer der Verfasser dieser gehaßten und gefürchteten Satyren sei.

Auch die Feinde des Königs benutzten die Winterruhe zu allerlei Angriffen und Feindseligkeiten. Ihre Spione und Kundschafter vertheilten sich durch ganz Deutschland, unter den verschiedensten Masken und Gestalten wußten sie sich überall, selbst in Berlin in den höchsten gesellschaftlichen Kreisen Eingang zu verschaffen. Mit allen Mitteln der Schmeichelei, der Bestechung, der glänzenden Versprechung wußten sie sich Anhänger und Freunde, und dem Wiener Hofe inmitten der preußischen Hauptstadt Kundschafter und Berichterstatter zu erwerben. Aber sie begnügten sich nicht damit allein, sondern ihre hochfliegenden und kühnen Pläne wollten in dem Innern des Landes selbst sich Bundesgenossen und Streiter werben, und den Krieg auf verrätherische Weise in die Festungen und die Ringmauern der Städte hineinspielen. Den in den preußischen Festungen befindlichen österreichischen und russischen Gefangenen wußte man heimlich den Plan einer Verschwörung mitzutheilen, welche die preußische Festung Küstrin in den Besitz der Feinde bringen, und den Heeren derselben neue Streitkräfte zuführen sollte. Freilich war die Zahl der in Küstrin gefangenen Russen, welche man nach der Schlacht von Zorndorf dorthin geführt, der Besatzung der Festung fast um die Hälfte überlegen, und wenn es ihnen gelungen wäre, sich der bei Zorndorf eroberten einhundert und drei Kanonen zu bemächtigen, welche auf dem Marktplatz als leuchtende Siegestrophäen aufgestellt waren, so wäre es wohl ein Leichtes gewesen, die preußische Besatzung zu überfallen und zu bewältigen und sich zum Herrn der Festung zu machen. Das war der Plan, welchen man ersonnen hatte, und den man auszuführen im Begriff war. Aber am Tage vor dieser Ausführung ward er entdeckt; der preußische Commandant ließ die Wachen vor den Kasematten, in welchen dreitausend russische Soldaten gefangen lagen, verdoppeln, und die russischen Officiere in Arrest bringen. Der Anführer derselben, Lieutenant von Lüders aus Kurland, ward angeklagt, vom Kriegsgericht verurtheilt und auf Befehl des Königs gerädert. — Aber dieses abschreckende und fürchterliche Beispiel hatte dennoch nicht seine Früchte getragen. Immer neue Versuche wurden gemacht, immer neue Verschwörungen der Gefangenen entdeckt, und wenn die Heere der verbündeten Feinde Preußen von Außen angriffen, so führten die Gefangenen im Innern Preußens einen nicht minder gefährlichen kleinen Guerillakrieg, der um so bedrohlicher war, da er nicht mit offenem Visir und bei Tage, sondern nur in dem Schatten der Nacht und unter dem Schleier der Verschwörung geführt werden konnte.

Nirgends ward dieser kleine Guerillakrieg indeß in größerem Maßstab getrieben, als in Berlin selbst. Hierher hatte der König alle die bei Roßbach gefangenen französischen, alle die bei Leuthen gefangenen österreichischen und die bei Zorndorf gefangenen höheren russischen Officiere bringen lassen. Sie durften frei umhergehen, die ganze Stadt war ihr Gefängniß, und nur ihr Ehrenwort verpflichtete sie, die Ringmauern dieses großen Gefängnisses nicht zu überschreiten. Außerdem beeiferte sich Jedermann, den „armen Gefangenen" ihre Qualen zu erleichtern, und sie durch Feste und gesellige Zerstreuungen die Leiden der Gefangenschaft vergessen zu machen. Die Thüren aller der ersten und besten Häuser waren diesen fremden Herrn geöffnet, überall waren sie willkommene Gäste, und selbst am königlichen Hofe fanden keine Feste und Gesellschaften statt, zu denen sie nicht geladen wurden. Denn man gab Feste und Gesellschaften bei Hofe, man verbarg seine trauernden und angstvollen Gesichter unter heiteren Masken, man übertönte seine Seufzer und Klagen mit dem lauten Schall der Tanzmusik, und während in der Ferne vielleicht die Oesterreicher, Russen und Preußen in blutiger Schlacht sich gegenüberstanden, tanzten die Berliner Damen mit den gefangenen österreichischen und russischen Officieren die anmuthigen französischen Tänze, wie sie am feindlichen Hofe zu Versailles jetzt Mode waren. Freilich gab es Traurige und Unglückliche genug in diesem anscheinend so heiteren und lustigen Berlin, aber sie verbargen sich mit ihren Thränen und ihrem Kummer in ihrem stillen Kämmerlein, und ihre gramumdüsterten Gesichter warfen keine düsteren Schatten auf die heiteren und lebensfrohen Gesichter der schönen Damen, welchen der Krieg die Brüder, Geliebten und Gatten entführt, und denen er dafür in den gefangenen Officieren, wenn nicht Stellvertreter, doch eine Zerstreuung gesandt hatte. Zudem ist es unmöglich immer zu trauern, immer zu klagen, immer in klösterlicher Stille zu leben. Man hatte damit angefangen, die Schwüre der Treue, welche man beim Abschied geleistet, halten zu wollen, und Berlin hatte anfangs ganz die Physiognomie einer schönen, trauernden Wittwe gehabt, welche nichts mehr wissen will von der Lust des Lebens. Aber allgemach hatte man doch dem Gesetz der Natur, welche das Vergessen lehrt, folgen müssen. Die Thränen waren all-

*) Lebensgeschichte Laudon's von Johann Pezzl, S. 102.

mälig versiegt, die Seufzer waren verstummt; man hatte gelernt sich einzurichten mit dem Leben und begierig nach jedem Sonnenstrahl zu haschen, der diese kalte Oede der Hoffnungslosigkeit ein wenig durchleuchten könnte, wenn auch der Krieg da draußen tobe und wüthe, und daß es der schwachen Menschennatur versagt sei, immer in Spannung und Aufregung, immer in der Erwartung großer Dinge, welche da draußen geschehen könnten, zu existiren; das Leben selbst, die Gegenwart selbst machten ihre Anforderungen, und man mußte sich ihnen wohl fügen. Man lernte im Laufe der Jahre wieder scherzen und lachen und heiter sein trotz der draußen tobenden Kriegeswuth, und wie sehr man auch sein Vaterland liebte, und die Siege des Königs mit Jubel, seine Niederlagen mit Trauer aufnahm, so konnte doch die Animosität gegen die Feinde des Vaterlandes nicht so weit gehen, daß man dieselbe auch ausdehnte auf die gefangenen Officiere, die in Berlin ihren gezwungenen Aufenthalt genommen. Man hatte sich so lange bemüht, sie nicht entgelten zu lassen, daß sie Feinde seien, bis man wirklich dahin gekommen war, es zu vergessen, und diese schönen, lebenslustigen und unterhaltenden Herren nicht mehr als Gefangene betrachtete, sondern als Reisende, die freiwillig nach Berlin gekommen waren, und denen man daher mit Freundlichkeit und Zuvorkommenheit die Honneurs der Stadt zu machen habe.*) Uebrigens hatte der König selber befohlen, daß man in Berlin die gefangenen Officiere mit außerordentlicher Höflichkeit aufnehme, und wenn man daselbst bei Hofe Feste gab, so geschah das auch nur auf den ausdrücklichen Willen des Königs, welcher der Welt beweisen wollte, daß seine Familie durchaus nicht verzagt und kummervoll, sondern heiter und getrosten Muthes sei.

*) Den Kriegsgefangenen, schreibt Sulzer, begegnet man hier, als wenn sie fremde Reisende wären. Sie sind beim schönen Geschlecht außerordentlich wohl gelitten. (Siehe: Briefwechsel der Schweizer Sulzer, Bodmer, Gleim ꝛc.)

II.

Die drei Officiere.

Es war im Frühling des Jahres 1759. Die Winterruhe war zu Ende, und man erzählte sich, der König sei schon wieder aus seinen Winterquartieren in Breslau aufgebrochen, und ziehe den Feinden wieder muthvoll entgegen. Auch enthielten die Berliner Zeitungen schon wieder die Nachrichten von einzelnen Scharmützeln und Gefechten, die hier und dort zwischen den preußischen und den feindlichen Truppen vorgefallen, und in denen, wie es schien, Preußen immer unglücklich gewesen.

Von diesen Neuigkeiten unterhielten sich die drei Officiere, welche da in diesem eleganten Zimmer in einem Hause an der Schloßfreiheit saßen, und auf die Zeitung hinstarrten, welche vor ihnen auf dem Tische lag.

Ich bitte Sie, sagte der Eine von ihnen in französischer Sprache, ich bitte Sie, Monsieur, haben Sie die Güte und übersetzen Sie mir diese Stelle hier.

Es ist, glaube ich, von dem Prinzen Heinrich die Rede, aber es ist mir unmöglich, dieses barbarische Kauderwelsch zu entziffern.

Er reichte seinem Nachbar zur Rechten das Blatt und deutete mit seinem von Brillantringen strahlenden Finger auf eine Stelle der Zeitung hin.

Da steht allerdings etwas von dem Prinzen Heinrich, erwiderte dieser mit dem eigenthümlichen Accent, welcher den Russen verrieth, und zwar steht da Etwas, was Sie, Monsieur de Belleville, ganz außerordentlich interessiren wird.

O, ich bitte, lesen Sie es uns, rief der Franzose ungeduldig, aber sich dann mit einer anmuthigen Verbeugung an den dritten Herrn wendend, welcher gleichgültig und stumm neben ihnen saß, fügte er hinzu: aber es fragt sich zuvörderst, ob unser freundlicher Herr Wirth, Monsieur le Comte de Ranuzi, auch Theil daran nimmt und diese Lectüre erlaubt?

Ich nehme an Allem Theil, Messieurs, sagte der

italienische Graf nachlässig, und Alles ist mir interessant, was von anderen Dingen handelt, als von diesem langweiligen und öden Berlin.

Vraiment, Sie haben Recht, seufzte der Franzose. Es ist ein langweiliger, steifer Ort. Man ist hier so unerhört tugendhaft und prüde, von so altmodischen Scrupeln und so ganz befangen in kleinlichen Vorurmich ganz ernsthaft mit dieser armen Königin von Preußen unterhalte, welche ein ernsthaftes Gesicht macht, wenn man von der Pucelle d'Orleans spricht, und sich den Anschein giebt, als habe sie Crebillon gar nicht gelesen. Sagen Sie doch, Herr von Giurgenow, geht es an Ihrem Hof zu Petersburg auch so steif und gemessen zu, wie hier an dem preußischen?

heilen, daß ich wirklich darüber lachen müßte, wenn ch nicht täglich unter dieser Eintönigkeit und Langeeile zu leiden hätte. Gott, was würde die reizende Gebieterin von Frankreich, was würde die Marquise en Pompadour sagen, wenn sie mich, den heiteren, ebensluftigen Belleville, den sie so oft in ihrer scherzaften Laune mit dem Titel eines Hofnarren beehrt at, wenn sie mich, sage ich, hier sehen könnte, wie ich

Herr von Giurgenow lachte laut auf. Unsere Kaiserin Elisabeth ist ein Engel an Schönheit und Güte, sagte er dann, großmüthig und milde gegen Jedermann, sich selbst stets opfernd, um Anderen Freude zu machen. Im vorigen Jahre gab sie ihrem Leibregiment einen Ball. Sie tanzte mit jedem der Soldaten, und nippte aus jedem Glase, und wenn die von so viel Huld begeisterten Soldaten etwas freie Scherze wagten, so

lächelte die gütige Kaiserin dazu und verzieh es ihnen. Sie tanzte die ganze Nacht hindurch und bezauberte Jedermann durch ihre Leutseligkeit und Grazie, und von diesem Tage an wandte sie ihre Gnade dem glücklichen Rustuschew zu, welcher bis dahin ein armer Unterofficier gewesen, und jetzt ein Fürst und der reichste Herr in ganz Rußland ist.

O, es scheint, Ihr Rußland hat etwas Aehnlichkeit mit meinem schönen Frankreich, rief der Herr von Belleville freudig. Aber wie steht es mit Ihnen, Herr Graf Ranuzi. Gleicht der österreichische Kaiserhof dem unsrigen, oder diesem langweiligen preußischen?

Er gleicht nur sich selber, rief der Italiener stolz. Wir haben in Wien einen Gerichtshof der Keuschheit und Tugend, und die Kaiserin Maria Theresia ist die erste Präsidentin desselben.

Diable, rief der Franzose, wie würde es Ihrer russischen Kaiserin und meiner schönen Marquise ergehen, wenn diese Beide vor dem Tugendgerichtshof ihrer edlen Bundesgenossin erscheinen müßten. Aber, Herr von Giurgenow, Sie vergessen, daß Sie uns Etwas aus dieser Zeitung mittheilen wollten über den Prinzen Heinrich.

Es ist indessen nichts von Belang, sagte der Russe gleichgültig. Der Prinz Heinrich, heißt es da, ist jetzt ganz wieder von seinen Wunden genesen und hat sich im Winterlager zu Dresden mit der Darstellung von französischen Bühnenspielen belustigt. Ja, er selber ist darin als Acteur aufgetreten, und hat in Voltaire's enfant prodigue die Rolle des verschwenderischen Sohnes selbst agirt. Jetzt aber steht da ferner, ist er ausgezogen, um nach dem heitern Bühnenspiel wieder das ernste Waffenspiel zu versuchen.

Wenn er nur nicht die Rolle verwechselt, rief Herr von Belleville lachend, und das enfant prodigue spielt, wenn er den Helden spielen soll. In welcher Rolle mag er denn größer sein? Wissen Sie's nicht, Herr von Ranuzi?

Dieser zuckte lächelnd die Achseln. Man müßte seine Gemahlin hier darum fragen, sagte er.

Oder den Herrn von Kalkreuth, der seit sieben Monaten schon seiner Wunde wegen hier verweilt, sagte Herr von Giurgenow mit einem lauten Lachen. Uebrigens, Messieurs, ist der Prinz Heinrich in seinem Herzen diesem Krieg sehr abhold und alle seine Sympathien sind auf unserer Seite. Wenn das Geschick des Krieges dem jetzigen König von Preußen das Leben kostete, so würden wir Alle bald Frieden haben, und dieses abscheuliche Berlin, diese todte Sandwüste verlassen können, wo wir jetzt als Kriegsgefangene schmachten müssen.

Aber der Gott des Krieges ist nicht immer ein gefälliger Gott, rief der Franzose düster. Er tödtet nicht alle Mal Diejenigen, welche wir fallen sehen möchten, und die Kugeln gehen oft an ihrem Ziel vorbei.

Freilich, ein Dolch trifft sicherer, bemerkte der Graf Ranuzi vollkommen gleichgültig.

Der Russe warf ihm einen schnellen, lauernden Seitenblick zu. Auch nicht immer, sagte er. Man erzählt ja, daß schon zweimal mit Dolchen bewaffnete Männer in's preußische Lager geschlichen und im Zelte des Königs gefunden worden sind. Ihre Dolche hatten die Brust des Königs so wenig getroffen, wie die Kugeln.

Diejenigen, welche die Dolche trugen, waren Deutsche, sagte Ranuzi kalt, und die verstehen sich nicht auf dieses Handwerk. Man muß das in meinem Vaterland gelernt haben.

Haben Sie's gelernt? fragte Giurgenow scharf.

Ranuzi lachte. Ich habe Alles ein wenig gelernt, und dilettire in Allem, sagte er.

Aber in Ihren Liebschaften sind Sie Meister, rief Herr von Belleville lachend. Man erzählt sich sehr viel von Ihren Liebesintriguen, Monsieur.

Da erzählt man sich Unwahrheiten, sagte der italienische Graf ruhig. Ich liebe gar keine Intriguen, am allerwenigsten aber die Liebesintriguen, während Sie, mein Herr, als ein wahrer Don Juan bekannt sind. Hat man mir nicht gesagt, daß sie sterblich verliebt sind in das schöne Hoffräulein der Prinzessin Heinrich?

Ah, Sie meinen das schöne Fräulein von Marschall? fragte Herr von Giurgenow lachend. Man hat auch mir davon erzählt, und ich habe den Geschmack des Herrn von Belleville bewundert und ihn beneidet.

Mein Gott, sagte dieser leichthin, die Kleine ist hübsch, das ist wahr, und ich belustige mich ein wenig damit, ihr den Hof zu machen. Wir müssen doch diese guten deutschen kleinen Mädchen auch einmal kennen lernen, was wahre Galanterie ist.

Das ist also der einzige Grund, weshalb Sie dem schönen Fräulein den Hof machen? fragte Giurgenow mit einem lauernden Blick.

Ich versichere Sie, der Einzige, rief Herr von Belleville lachend, indem er aufstand und sich dem Fenster näherte. Aber sehen Sie nur, rief er dann hastig, sehen Sie nur, welch' eine Menschenmasse die Straße anfüllt, und wie die Leute gesticuliren und schreien, als ob ein Unglück geschehen sei.

Die beiden anderen Herren eilten an seine Seite, und die Fenster öffnend blickten sie hinunter auf den Platz, auf dem allerdings eine große Masse Volks sich versammelt hatte. Und immer mehr Leute noch strömten aus den angrenzenden Straßen herbei und sammelten sich auf dem weiten Platze, in dessen Mitte sich auf einer von Steinen rasch zusammengetragenen Erhöhung eine seltsame Gruppe zeigte. Da stand ein hoher hagerer Mann im schwarzen Talar, mit langen grauen Locken, die von seinem Haupt herniederflossen und wie Schlangen sein bleiches fanatisches Antlitz um-

ringelten. In seiner Rechten hielt er eine Bibel, die er mit erhobener Hand der Volksmenge zeigte, während seine großen, tief in ihren Höhlen liegenden Augen zum Himmel emporgerichtet waren, und seine Lippen leise unverständliche Worte murmelten. Ihm zur Seite stand eine Frau in schwarzer Kleidung, mit aufgelöstem Haar, das lang über ihren Rücken herniederfloß. Ihr Antlitz war farblos und bleich, wie das einer Leiche, und fest geschlossen, wie bei einer Todten, waren ihre schmalen, blutleeren Lippen. Aber in ihren Augen war noch Leben, aus ihnen flammte eine düstere, wilde, fanatische Gluth, und ihre Blicke, die wie Irrlichter umherflackerten, erfüllten alle Diejenigen, auf welchen sie ruhten, mit einem fröstelnden, unheimlichen Gefühl des Grausens. — Wie sie jetzt ganz zufällig nach dem Fenster emporschaute, an welchem die drei Herren standen, flog der Schatten eines Lächelns über ihr Antlitz hin und sie nickte leise mit dem Kopf. Niemand achtete vielleicht darauf, Niemand sah, daß Herr von Giurgenow diesen Gruß erwiderte, und diesem seltsamen, räthselhaften Weibe da unten wie im Einverständnisse zulächelte.

Wissen Sie, Messieurs, was das Alles bedeutet? fragte der französische Officier verwundert.

Das bedeutet, sagte der Russe lachend, daß das Volk da von seinem großen Propheten den Ausgang, oder vielmehr das Ende des Krieges erfahren will. Dieses gute Volk sehnt sich, wie es scheint, nach Ruhe, und möchte wissen, wann es dieselbe erlangen wird. Der Mann da weiß das, denn er ist, wie gesagt, ein großer Prophet und alle seine Verkündigungen sind wahr geworden.

Und Sie vergessen ganz die Frau zu erwähnen? fragte Ranuzi mit einem eigenthümlichen Lächeln.

Die Frau ist, glaube ich, eine Kartenschlägerin, welche bei der Prinzessin Amalie viel gilt, sagte Herr von Giurgenow gleichgültig. Aber hören wir doch, was der Prophet eben sagt.

Sie schwiegen und lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit hinunter. Und jetzt erhob sich über der lauschenden Menge die Stimme des Propheten; schmetternd und schallend wie eine Trompete war sie anzuhören, und Niemandem entging ein Wort von dem, was sie sprach.

Brüder, rief der Prophet, warum haltet Ihr mich auf, und was stört Ihr mich in meinem friedlichen Gange? Mich und dieses Weib, welche mit mir diese Nacht in den Sternen gelesen hat, und deren Seele noch traurig ist, gleich der meinen, von dem, was sie gesehen.

Und was habt Ihr gesehen? schrie man aus der Menge.

Bleiche, gespensterhafte Schatten, die in blutigen Gewändern einherzogen, klagend und jammernd sich niedersetzten an tausend geöffneten Gräbern, um ein Klagelied zu singen, das hieß: „Krieg! Krieg! Weh' dem Krieg! Er tödtet unsere Männer, er verschlingt unsere Jünglinge. Er macht unsere Frauen zu Wittwen und unsere Mädchen zu Nonnen! Weh' dem Krieg!" — um ein Gebet zu Gott emporzukreischen, das hieß: „Friede! Friede! Schenke uns, o Gott, den Frieden, damit diese offenen Gräber sich schließen, damit wir unsere Wunden heilen und unserer Leiden Ende sehen können!"

Der Prophet faltete die Hände und blickte flehend zum Himmel empor. Aber jetzt erhob das Weib ihre Stimme. Doch der Himmel, sagte sie, verfinsterte sich, als die Geister so beteten und ein blutrother Strom schoß über ihn, färbte die Sterne blutig und machte aus dem Mond eine dunkle Blutlache, und jammernde Stimmen riefen aus den Wolken und in der Luft: „Kämpft weiter und sterbt, denn Euer König will es so! Ihm gehört Euer Leben! Ihm gehört Euer Blut!" — Und zwischen diesen blutrothen Bächen tauchten plötzlich riesengroße weiße durchsichtige Gestalten hervor, und an dem Haupt der ersten las ich die Zahl 1759. Und diese Gestalt öffnete ihre Lippen und sagte: „Krieg bringe ich, Krieg und immer neues Blutvergießen! Euer König fordert das Blut Euerer Söhne, gebt es ihm, er fordert Euer Geld, gebt es ihm! Denn der König ist der Herr Eueres Leibes und Euerer Seele, und wenn er gebietet, so müßt Ihr gehorchen!"

Das ist fast ein wenig zu sehr russisch gedacht, sagte Herr von Ranuzi halblaut. Es sollte mich wundern, wenn die Polizei nicht diesen Prophezeihungen, welche ein wenig nach Aufregung riechen, ein Ende machen sollte.

Diese Scene ist so unterhaltend, sagte Herr von Giurgenow lebhaft, daß ich sie wohl in der Nähe anschauen möchte. Sie verzeihen daher, Messieurs, wenn ich Sie verlasse und hinuntergehe auf den Platz. Es ist immer interessant, zu hören, was das Volk sagt, und wie es diese Prophezeihungen seiner Propheten aufnimmt. Wir können darnach ermessen, ob wir Aussicht haben, bald Frieden und Freiheit zu erlangen, denn die Stimmung des Volkes ist in der Politik doch immer eine entscheidende.

Er nahm seinen Offizershut und die Herren mit einem Kopfnicken begrüßend, verließ er eilig das Zimmer.

III.

Ranuzi.

Der Graf Ranuzi sah dem Russen mit einem spöttischen Lächeln nach. Wissen Sie, Monsieur de Belleville, wohin er geht? fragte er dann.

Nun, ich denke, auf den Platz da unten, wie er gesagt hat.

Ja, er hat uns aber nicht gesagt, was er da will, indeß ich errathe es. Er will hinuntergehen, um sich der Wahrsagerin zu nähern, und dieser ein Zeichen zu geben, daß sie zu weit gegangen ist in ihrem Eifer, und daß sie leicht dadurch ihr Spiel verrathen könnte.

Ah, Sie meinen also, daß Herr von Giurgenow die Wahrsagerin kennt?

Ich bin dessen ganz gewiß! Herr von Giurgenow hat diese beiden Charlatans gedungen, damit sie das Volk aufregen und es gegen den Krieg stimmen sollen. Indessen ist das ein ziemlich gewöhnliches, und auch schon ziemlich verbrauchtes Mittel, das namentlich hier in Preußen gar nicht fruchten kann. Denn hier macht das Volk nicht die Politik, sondern der König, und das Volk ist nichts, als eine Masse von Unterthanen, welche gehorsam das thut, was sein König befiehlt, selbst wenn sie wissen, daß sie dabei zu Grunde gehen. Herr von Giurgenow hat da weit fehlgegriffen, und er hätte das berechnen können. Wenn Sie, Monsieur, dieses Mittel ergriffen hätten, so wäre das begreiflich gewesen, denn bei Ihnen in Frankreich spielt das Volk eine Rolle mit in der Politik, und um da die Regierung zu bekämpfen, muß man auf das Volk wirken. Ihnen also hätte man diesen Fehler verzeihen können, Herrn von Giurgenow nicht.

Sie glauben also, daß er hier in Berlin für seine Regierung thätig ist? fragte Herr von Belleville erstaunt.

Graf Ranuzi lachte. Das ist eine sehr feine und diplomatische Bezeichnung seines Thuns, sagte er. Ja, er ist hier für seine Regierung thätig, aber wenn die hiesige Regierung es erfährt, wird sie sagen: er habe seiner Regierung als Spion gedient. Wenn er entdeckt wird, so wird man ihn aufhängen, wenn er unentdeckt und wieder frei wird, so hat er von seiner Regierung Dank und Belohnung zu erwarten. Aber sehen Sie nur, wie richtig ich prophezeit habe. Da steht Herr von Giurgenow ganz nahe bei der Prophetin, und ich meine bis hierher die Worte zu hören, welche er ihr leise zuflüstert. Sie wird nun wieder anfangen zu prophezeihen, aber in einer minder fanatischen und ausschreitenden Weise. Doch nein, sie wird nicht wieder anfangen, denn sehen Sie nur die geharnischten Männer, welche sich da so gewaltsam Bahn brechen durch die Menge, und gar nicht auf die Wehklagen Derer, welche sie unsanft bei Seite stoßen, achten. Das sind die Diener der Polizei, und sie werden den Prophezeihungen rasch ein Ende machen. Schon stiebt das Volk nach allen Seiten auseinander. Ah, wie geschickt Herr von Giurgenow da im Gedränge von dannen schlüpft, und gar keinen Blick mehr hat für die armen Propheten, die er doch zu ihrer Gottbegeisterung inspirirt hatte. Mein Gott, und diese rohen Polizeimänner haben gar keinen Respekt vor den gottbegeisterten Propheten. Sie packen Sie mit rauher Gewalt und schleppen sie fort. Die armen Leute werden wenigstens mit vierundzwanzigstündigem Arrest dafür büßen, daß sie prophezeit haben, denn hier in Preußen sind die Volksaufläufe verboten. Kommen Sie, Monsieur, lassen Sie uns das Fenster schließen, das Schauspiel ist zu Ende; man führt die Propheten auf die Wache.

Und ihre Rolle ist wahrscheinlich für immer zu Ende gespielt, sagte Herr von Belleville lachend, indem er vom Fenster zurücktrat.

Nicht doch, sie werden sie morgen wieder aufnehmen, denn diese Propheten haben hier hohe und mächtige Beschützer, und man wird es nicht wagen sie länger festzuhalten, da Prinzessin Amalie nach ihrer Kartenschlägerin Verlangen tragen könnte.

Vraiment, Monsieur le Comte, rief der Franzose verwundert, Sie wissen außerordentlich genau Bescheid mit den Intriguen, welche hier gespielt werden.

Ich beobachte viel, sagte Herr von Ranuzi mit einem feinem Lächeln, und da ich viel schweige, so höre ich viel, und habe desto mehr Zeit zu beobachten.

Nun ich rathe Ihnen nicht, auch mir die Ehre Ihrer Beobachtungen zu Theil werden zu lassen, rief Herr von Belleville lachend. Denn meine Existenz bietet durchaus gar keine Gelegenheit dar. Ich lebe,

esse, schlafe, schwatze, liebele, und suche mich, so gut es hier gehen will, zu amüsiren. Zuweilen atrappire ich mich sogar darauf, daß ich bete, und Gott weinerlich um Frieden anflehe, und zwar nicht aus politischen Rücksichten, sondern nur in dem egoistischen Gedanken, von hier erlöst zu werden. Sie sehen also, ich bin ein ganz harmloses, unschuldiges bon enfant, das sich nicht um die Politik bekümmert.

Nein, sagte Ranuzi mit einem feinen Lächeln, Sie lieben Fräulein von Marschall durchaus nicht aus politischen Gründen, sondern allein wegen ihrer Schönheit, ihrer Anmuth und Lieblichkeit. Das ist das Resultat meiner Beobachtungen.

Ah, Sie haben mich also doch auch beobachtet, rief Herr von Belleville erröthend.

Ich sagte Ihnen schon, ich beobachte immer. Es ist das hier meine einzige Zerstreuung und Erheiterung, und ich wüßte in der That nicht, was ich hier mit meiner Zeit anfangen sollte, wenn ich sie nicht auf diese Weise todt zu schlagen verstände.

Nun, Sie bedienen sich dazu doch auch noch einiger anderer Mittel, sagte der Franzose leichthin. Die Liebe ist für Sie doch ein angenehmer Zeitvertreib, und Sie wissen ihn wohl zu benutzen.

Ah, es scheint, Sie beobachten auch, rief Herr von Ranuzi mit einem ironischen Lachen. Nun ja denn, die Liebe ist ein süßer Zeitvertreib, und vielleicht, wenn ich mich ihren Träumen erst ganz und gar hingebe, werde ich aufhören zu beobachten. Aber wie, Herr von Belleville, Sie nehmen Ihren Hut; Sie wollen mich also auch schon verlassen?

Ich muß. Denn über unserem angenehmen Geplauder hätte ich fast vergessen, daß ich dem Fräulein von Marschall versprochen habe, heute mit ihr spazieren zu reiten. Und Sie wissen wohl, man muß den Damen immer Wort halten, wenigstens so lange man noch nicht Beweise hat, von ihnen geliebt zu werden.

Er reichte dem Grafen lachend die Hand dar und verließ dann, eine französische Chanson leise vor sich hinsummend, das Zimmer.

Herr von Ranuzi sah ihm mit einem langen, finsteren Blick nach. Armseliger Narr, murmelte er dann, glaubt ein so feines Spiel zu spielen, daß er selbst mich zu täuschen vermöchte. Aber diese Maske des Leichtsinns und der Flatterhaftigkeit, welche er über sein Gesicht gelegt hat, ist doch dünn und durchsichtig genug, daß ich sehr wohl dahinter sein wahres Antlitz erkennen kann. Es ist das Antlitz eines ziemlich schlau berechnenden Intriguanten. O, o, ich kenne sein Spiel auswendig, ich verstehe jede Zuckung seines Herzens, und weiß sehr wohl, was es mit seiner Liebe zu der schönen Marschall zu sagen hat. Sie ist die Ehrendame der Prinzessin Heinrich, — das ist das Geheimniß dieser Liebe. Sie ist außerdem die Vertraute der Prinzessin Heinrich, und da diese jede Woche von ihrem zärtlichen Gemahl aus dem Feldlager Briefe erhält, lange, zutrauliche Briefe, so kennt Fräulein von Marschall natürlich den Inhalt derselben. Gewiß spricht der Prinz aber in diesen Briefen neben seiner Zärtlichkeit auch ein wenig von seinen und seines Bruders Schlachtplänen, und Fräulein von Marschall kennt diese daher. Wenn also Herr von Belleville im Stande wäre, sich ihre Liebe und ihr Vertrauen zu erobern, so würde er ohne alle Frage auf diesem Wege immer ziemlich genaue Kunde von dem erhalten, was im Feldlager vorgeht und im Rath des Königs beschlossen wird, und somit hätte er allerdings ziemlich wichtige Depeschen an seine Marquise von Pompadour abzusenden, Depeschen, welche man ihm eines Tages sehr dankbar mit Ehrenstellen und Reichthümern lohnen würde. — Das ist der ganze Plan des Franzosen. Ich durchschaue ihn sowohl als den des Russen Giurgenow. Sie sind beide von ihrer Regierung bezahlte Subjecte, Spione und Kundschafter, weiter nichts. Man wird sie bezahlen, oder sie aufhängen, je nachdem der Zufall ihnen günstig ist oder nicht.

Er schwieg und ging hastig im Zimmer auf und ab. Auf seiner hohen, bleichen Stirn standen düstere Gedanken und wie Blitze des Zorns flammte es in seinen Augen auf.

Und ich, sagte er nach einer langen Pause, bin ich denn etwas Anderes, als diese Beiden? Wird man mich nicht auch eines Tages einen erkauften Spion, einen elenden Kundschafter nennen und meinen Namen brandmarken mit diesem Titel? Nein, nein, hinweg mit diesem finstern Gespenst, das sich wie eine schwarze Wolke zwischen mir und meinem Ziel aufstellen will. Mein Ziel ist der Himmel, und was ich thue, ich thue es im Namen der Kirche, im Dienste dieser großen göttlichen Kirche, deren Knecht und Priester ich bin. Nein, man wird mich nicht einen Spion nennen, man wird meinen Namen nicht brandmarken, denn Gott wird meine Thaten segnen, wie der heilige Vater zu Rom sie gesegnet hat, und ich werde mein Ziel erreichen!

Er sah schön aus mit diesem strahlenden, begeisterungsvollen Ausdruck, welcher sein edles, charaktervolles Antlitz durchleuchtete und verklärte, schön wie der Engel der Finsterniß, wenn ein Strahl des göttlichen Lichtes ihn trifft.

Es ist ein erhabenes, ein großes Ziel, welches ich mir gesteckt habe, fuhr er nach einiger Zeit fort, ein Werk, welches die heiligen Väter mir anvertraut haben! Ich muß und werde es erreichen zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau. Dieser gotteslästerliche Krieg muß enden, und gedemüthigt und

klein muß der ketzerische und freigeistige König von dem Schauplatz zurücktreten, den er mit so viel prahlerischer Großsprecherei betreten hat. Schlesien muß den Händen dieses ruchlosen Räubers wieder entrissen werden und der Krone unserer apostolischen Majestät von Oesterreich wieder einverleibt werden. Die heilige Kirche darf keine ihrer Provinzen verlieren, und Schlesien müßte verloren gehen, wenn es in den Händen dieses gottesleugnerischen Königs bleibt. Und dann, er muß gestraft werden für den Uebermuth und Hohn, mit dem er es gewagt hat, dem heiligen Vater zu Rom gegenüberzutreten. Die Beleidigungen, welche er der Königin von Polen zugefügt, müssen gerächt werden, und nicht eher wollen wir ruhen, als bis wir ihn zerbrochen und gedemüthigt um schmachvollen Frieden so betteln sehen, wie einst Heinrich der Vierte zu Canossa im Büßergewand um Gnade flehte. Aber wo sind die Mittel, so große Zwecke zu erreichen, wo?

Er ging wieder hastig und schweigend auf und ab, das Haupt zurückgelehnt, den trotzigen kalten Blick aufwärts gerichtet.

Ihn zu tödten? fragte er plötzlich, als antworte er den Stimmen, welche in seinem Innern flüsterten. Das wäre ein elendes und schwächliches Mittel, und es würde uns nicht zum Ziel führen, es würde ihn nicht demüthigen, sondern seinen Lorbeeren noch die Märtyrerkrone hinzufügen. Oder mindestens ist jetzt nicht die Zeit dazu. Wenn er aber gedemüthigt ist, wenn wir dieser Schlacht von Hochkirch neue Siege über ihn hinzugefügt haben, wenn wir ihm Schlesien genommen, und Sachsen gerächt haben, dann mag es geschehen. Dann werden wir eine sichere Hand suchen, welche einen Dolch zu führen versteht, und dann werden wir sie finden. Bis dahin Schweigen und Vorsicht. Bis dahin muß dieser Kampf fortgesetzt werden mit allen Waffen, welche Klugheit und List uns in die Hände spielen. O, und ich meine doch, daß meine Waffen scharf und gut sind und wohl im Stande, einen tüchtigen Stoß zu führen. Und sie sind dabei so unscheinbar, fuhr er lachend fort, eine verschmitzte Kartenschlägerin, eine verliebte Närrin, eine vornehme Coquette und ein armer Gefangener, das sind meine Waffen, und mit diesen will ich es versuchen, gegen den Mann zu kämpfen, den seine Schmeichler den Heldenkönig von Preußen nennen!

Er lachte laut auf, aber es war ein grimmiges, drohendes Lachen, das ihn selber erschreckte. Hinunter, hinunter, ihr bösen Geister, sagte er, drängt Euch nicht so keck auf meine Lippen, welche jetzt nur sanfte Worte und zärtliche Seufzer kennen dürfen. Schweigt, Ihr Dämonen, kriecht zurück in mein Herz, und da, in einem Winkel zusammengekauert, mögt Ihr zuhören und prüfen, ob ich meine Rolle gut spiele. Es ist Zeit! Es ist Zeit! Ich muß einmal wieder meine Waffen prüfen, ob sie noch gut sind.

Er trat zum Spiegel und betrachtete aufmerksam sein eigenes Antlitz und prüfte seine Augen und seine Lippen, ob sie nichts verriethen von dem, was in seiner Seele vorging, und legte sein schwarzes, glänzendes Haar in sanften Wellenlinien über seine hohe Stirn. Dann klingelte er seinem Bedienten und ließ sich von ihm seine österreichische Hauptmanns-Uniform anlegen und den Degen umschnallen, denn die allzugroße Güte des preußischen Königs hatte den gefangenen Officieren, welche er nach Berlin gesandt, das Tragen ihres Degens gestattet und ihnen nur das Ehrenwort abgenommen, sich desselben in diesem Kriege nicht ferner bedienen zu wollen. Nachdem der Graf Ranuzi, der gefangene österreichische Hauptmann, seine Toilette beendet hatte, nahm er seinen Federhut und ging hinunter auf die Straße.

Sein Antlitz hatte jetzt einen sorglosen, gleichgültigen Ausdruck angenommen; mit freundlichem Lächeln begrüßte er die Bekannten, welche ihm begegneten und denen er vorüberschreitend einige freundliche Worte, einen harmlosen Scherz zurief.

So gelangte er endlich bis zu jenem kleinen, unscheinbaren Häuschen in der Friedrichsstraße, welches diesmal das Ziel seiner Wanderung sein sollte. Langsam öffnete er die nur angelehnte Hausthür und trat in den Hausflur ein. Aber jetzt öffnete sich hastig eine Seitenthür und eine Dame stürzte mit ausgebreiteten Armen auf den Grafen zu.

O, mein Engel, sagte sie in dieser sanften italienischen Sprache, welche so sehr geeignet ist, die Seufzer der Liebe in Worte zu kleiden, mein Engel, bist Du endlich da! Vom Fenster aus sah ich Dein schönes, edles Angesicht, und da schien es mir, als durchleuchte es mein Gemach wie ein Sonnenglanz, und mein Herz ward wieder warm und glühend.

Ranuzi erwiderte nichts auf diese glühenden Worte, er ließ sich schweigend von der Dame in das Zimmer ziehen, und dann erst beantwortete er ihre heißen Liebesversicherungen mit einigen freundlichen, kühlen Worten.

Du bist also heute allein zu Hause, Marietta, sagte er, und Dein Mann wird uns nicht stören?

Mein Mann? rief sie vorwurfsvoll. Tagliazuchi ist nicht mehr mein Mann, seit Du da bist. Ich kenne ihn nicht mehr, ich weiß nichts mehr von ihm, und es ist mir ganz gleichgültig, ob er das weiß und meine Liebe erräth!

O, Weiber, Weiber, sagte Ranuzi lächelnd, wie gefährlich ist es doch, mit Euch sich einzulassen. Wenn Ihr liebt, seid Ihr wie die Anakonda, deren giftigen Biß man nur dann nicht zu fürchten hat, wenn sie

gesättigt ist und kein Verlangen trägt nach neuer Nahrung, und wenn Ihr aufgehört habt zu lieben, gleicht Ihr der Tigerin, welche aus dem Schlaf erwacht, um Denjenigen zu erwürgen, der sie im Schlaf gestört hat. Komm, meine Anakonda, komm, und da Du jetzt satt bist, laß uns ein wenig plaudern und träumen.

Er zog sie mit zärtlichem Gekose zum Divan hin und setzte sich. Aber sie nahm nicht neben ihm Platz, sondern sie ließ sich sanft zu seinen Füßen niedergleiten.

Laß mich so, sagte sie, laß mich zu Deinen Füßen liegen, Dich anbeten und in Deinem Antlitz die Geschichte dieser fürchterlichen drei Tage lesen, in denen ich Dich nicht gesehen! Wo warst Du denn, Carlo, und weshalb vergaßest Du mich?

Ah, rief er lachend, meine Anakonda beginnt schon sich zu regen und Hunger nach meinem Herzblut zu fühlen. Wie lange, und sie wird bereit sein, mich zu verschlingen oder zu ermorden.

Nenne mich nicht Deine Anakonda, sagte sie mit leisem Kopfschütteln, denn Du sagst, nur wenn wir satt sind in Liebe, gleichen wir Frauen der ruhenden Anakonda. Ich aber, mein Carlo, ich werde niemals satt. Wenn ich Dich ansehe, so dürstet mich nach Deinen Blicken, Deinen Worten, Deinen Liebesbetheuerungen. Und ist's nicht so gewesen mein ganzes Leben lang? Habe ich Dich nicht geliebt, Carlo, so lange ich denken und empfinden kann? O, erinnere Dich doch ein wenig unserer schönen Jugendzeit, Carlo, dieser Tage voll Sonnenschein, Blumenduft und Kinderunschuld. Weißt Du noch, wie wir da oft Hand in Hand durch die Campagna dahinstreiften, plaudernd von Gott, den Sternen, den Engeln und den Blumen, träumend von einer Zeit, in welcher die Engel und die Sterne vom Himmel herniederflattern sollten in unsere Herzen, um uns die Welt zu einem Paradiese umzuschaffen?

Aber es war ein bitteres Erwachen aus unseren Träumen, sagte Ranuzi gedankenvoll. Mein Vater schickte mich in's Jesuiter-Collegium und Deine Mutter Dich in das Kloster, um Dich bei den Nonnen zur Sängerin auszubilden. Wir sollten Beide Carrière machen, Marietta, Du auf den Brettern und ich im Beichtstuhl. Wir waren ja Beide armer Leute Kind, und so wäre uns die Welt für immer verschlossen gewesen, wenn wir nicht Beide die einzige Straße einschlugen, welche uns in dieselbe hineinführte, die Straße, welche durch die Kirche und über die Bühne führt. Hinter Beiden lag für uns die Welt, und unsere klugen Verwandten wußten das!

Und sie trennten uns, seufzte Marietta, sie zerdrückten die ersten, keuschen Flammen unserer Herzen und machten aus uns die Rechenexempel ihrer Habgier. Ach, Carlo, Du weißt nicht, wie viel ich um Dich geweint und gelitten habe, denn obwohl ich damals erst zwölf Jahre zählte, liebte ich Dich doch schon mit der ganzen Kraft eines Weibes und sehnte mich nach Dir, wie nach dem verlorenen Paradiese. Die Nonnen lehrten mich singen, und wenn meine Stimme schmetternd durch die Hallen der Kirche erschallte, so ahnte wohl Niemand, daß nicht Gott, sondern nur Dein Bild in meinem Herzen war, und ich Dich pries mit meinen Lobgesängen und meiner frommen Liebesinbrunst. Da ich wußte, daß wir auf immer getrennt waren und niemals einander angehören konnten, so bat ich immer nur Gott, der Zeit Flügel zu leihen, damit wir Beide selbstständig und frei würden, ich eine Sängerin, Du ein geweihter Priester, dem es Niemand verwehren konnte, zu mir zu kommen und mein Beichtvater zu sein, da er nicht mein Gatte hatte sein dürfen.

Ranuzi lachte laut auf. Mir scheint, sagte er, dieses so fromme Gebet hatte indeß seinen etwas gefährlichen Nebengedanken, und ich glaube kaum, daß wir uns immer erinnert haben würden, daß ich Dein frommer Beichtvater sei. Aber das Schicksal wollte uns vor solcher zweideutigen Gefahr bewahren. Die frommen Väter machten die Entdeckung, daß ich zum Priester zu wenig Beredtsamkeit habe, aber vielleicht desto besser geeignet sei, der heiligen Kirche auf dem Schlachtfeld zu dienen. Sie verschafften mir daher, als ich erwachsen und gelehrt genug war, eine Stelle als Officier bei der Leibgarde des Pabstes und ließen mich das schwarze Ordenskleid mit dem goldgestickten Waffenrock vertauschen.

Und Du vergaßest mich, sagte Marietta vorwurfsvoll. Du ließest mich nicht einmal wissen, wo Du seiest, und erst nach fünf Jahren, als ich in Florenz als Sängerin angestellt war, erfuhr ich, was aus Dir geworden sei. Ich liebte Dich noch immer, aber was hätte es mir geholfen, es Dir zu sagen? Wir waren einander so fern und die Armuth trennte uns noch immer. Ich mußte erst reich werden, Du erst Carrière machen, dann erst durften wir daran denken, uns wieder einander anzugehören! Ich schwieg also und wartete.

Du warteteſt und schwiegst so lange, bis Du mich vergaßest, rief Ranuzi, indem er nachlässig eine ihrer langen schwarzen Locken durch seine Finger gleiten ließ. Und als Du mich vergessen hatteſt, da fandeſt Du, daß Signor Tagliazuchi ein ziemlich hübscher Mann sei, den man wohl lieben könnte.

Tagliazuchi verstand es, meiner Eitelkeit zu schmeicheln, sagte sie düster. Er schrieb zu meinem Ruhm schöne und gluthvolle Gedichte, die ganz Florenz, ja ganz Italien las, denn er ließ sie in der Zeitung von Florenz drucken und schrieb dort auch über meinen

Gesang und mein Spiel. Als er mir seine Liebe gestand und mir seine Hand anbot, dachte ich, wenn ich ihn ausschlüge, würde er mich mit seinem Haß verfolgen, und Italien, welches jetzt seine begeisterten Hymnen auf mich las, würde dann auch die Spottgedichte und Anklagen auf mich lesen, und Tagliazuchi würde mich dann eben so sehr tadeln, wie er mich jetzt lobte. Ich war zu ehrgeizig, um das ertragen zu können, und hatte nicht den Muth, mich ihm zu verweigern. So ward ich seine Gattin, aber indem ich es ward, verabscheute ich ihn und schwur mir, es ihn büßen zu lassen, daß er mich gezwungen, sein Weib zu werden.

Dieser Zwang bestand indeß nur in den Lobgedichten und Kritiken, die er auf Dich gemacht hatte, rief Ranuzi leicht hin.

Ich habe meinen Schwur gehalten, fuhr Marietta fort, ich habe es ihn büßen lassen, was er an mir gethan, und ich denke oft, wenn er später gezwungen war, auf mich eines seiner schwungvollen Lobgedichte zu machen, hat er mich dabei in seinem Herzen verwünscht, und er würde mich nimmer wieder besungen haben, wenn nicht mein Ruhm für ihn eine Geldquelle gewesen wäre, die man nicht erschöpfen noch verstopfen durfte. Aber meine Stimme war den vielen Anstrengungen nicht gewachsen, sie fing an sich leise zu umschleiern, und so mußte ich es fast für ein Glück betrachten, daß mir der Graf Algarotti den Antrag machte, als zweite Sängerin nach Berlin zu gehen, und ich mußte das um so mehr, als der Graf gleichzeitig Tagliazuchi die Stelle eines Operndichters bei der Berliner Oper antrug. So verließ ich mein schönes Italien, so verließ ich Dich, um in dem kalten Norden Geld zu verdienen. Und jetzt bereue ich es nicht mehr, daß ich es that, denn hier sollte ich Dich wiederfinden, Dich, den Geliebten meiner Jugend, Dich, meine Jugend selber. O, mein Gott, nimmer werde ich den Tag vergessen, wo ich Dich vorübergehen sah. Ich erkannte Dich trotz der Uniform und trotz der vielen Jahre, in denen ich Dich nicht gesehen, ich erkannte Dich, und es waren nicht meine Lippen, nein, es war mein Herz, welches diesen lauten Schrei ausstieß, der machte, daß Du emporblicktest und zu mir hinsahst. Und nun erkanntest auch Du mich und streckteſt die Hände zu mir empor, und ich wäre aus dem Fenster gesprungen, um in Deine Arme zu eilen, hätte mich Tagliazuchi nicht zurückgehalten. Ich aber schrie: Es ist Ranuzi! Es ist Carlo! Ich muß zu ihm hin! — Da öffnete sich die Thür, da trateſt Du herein, ich sah Dich an, ich hörte Deine Stimme, und niemals ist ein Menschengeschöpf seliger in Ohnmacht gefallen, als ich es in jenem Moment that.

Und Tagliazuchi stand dabei und lächelte, sagte Ranuzi lachend. Es war auch wirklich eine recht hübsche Scene für einen Operndichter, und das mochte er wohl denken und sie gleich aufzeichnen wollen, denn er ging hinaus und ließ uns allein, und Du erwachteſt in meinen Armen.

Und seitdem erwache ich immer nur, wenn ich in Deinen Armen ruhe, rief Marietta leidenschaftlich. Wenn Du nicht bei mir bist, schlafe ich, Du bist die Sonne, welche mich weckt, und wenn Du fortgehst, wird es Nacht, finstere Nacht um mich, und traurige und finstere Gedanken beschleichen mich dann.

Was für Gedanken, Marietta? fragte er, seine Hand sanft unter ihr Kinn legend und ihr Haupt leise emporrichtend.

Sie sah zu ihm empor mit einem seltsamen, träumerischen Lächeln, aber sie schwieg.

Nun, was für Gedanken hast Du, wenn ich nicht bei Dir bin? wiederholte Ranuzi seine Frage.

Ich denke daran, daß ein Tag kommen könnte, an welchem Du aufhören möchteſt, mich zu lieben.

Und Du denkst, daß Du Dich dann bei Tagliazuchi zu trösten suchen wirst? fragte Ranuzi lachend.

Nein, sagte sie langsam, ich denke, oder vielmehr ich fürchte, daß ich mich dann rächen, an Dir rächen würde für Deine Untreue.

O, meine Tigerin droht, rief Ranuzi. Nun, Marietta, Du weißt wohl, daß ich niemals aufhören werde, Dich zu lieben. Aber doch wird ein Tag kommen, an dem wir uns trennen müssen.

Sie sprang mit einem wilden Schrei empor und schloß ihn stürmisch in ihre Arme. Nein, rief sie glühend und zitternd, nein, Niemand soll es wagen, Dich mir zu entreißen. Wir werden uns niemals wieder trennen!

Du meinst also, daß ich nicht bloß Dein Gefangener auf Lebenszeit sein soll, sondern auch der Gefangene des Königs von Preußen? fragte Ranuzi, indem er sie sanft an sich zog.

Nein, Du sollst frei sein, frei, aber ich will es mit Dir sein, Carlo. Wenn Du Berlin verlässest, gehe ich mit Dir, und Nichts soll im Stande sein, mich hier zu halten und zu binden. Tagliazuchi wird mich nicht zurückholen, vorausgesetzt, daß ich ihm mein kleines Vermögen lasse; und ich werde das thun, ich werde nichts mit mir nehmen; arm und ohne Hab' und Gut werde ich Dir folgen, und nichts verlangen und nichts fordern, als bei Dir zu sein.

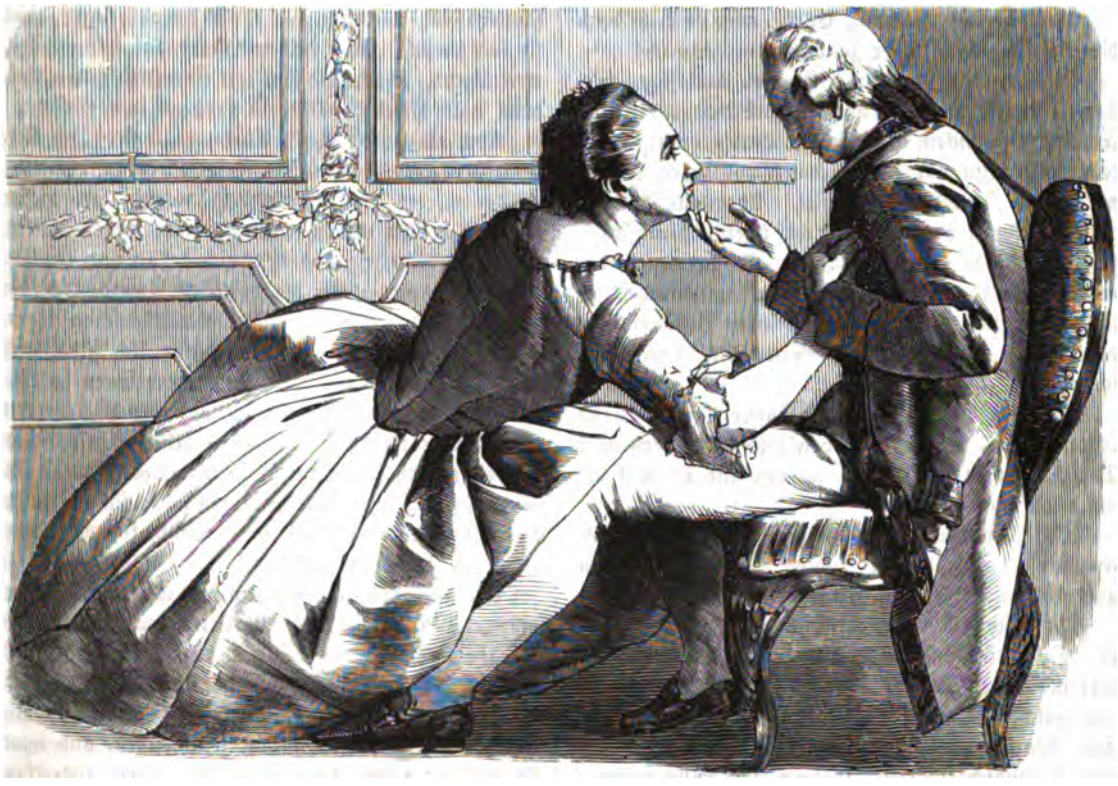
Sie preßte ihn fest in ihre Arme, und so groß war ihre Aufregung, daß sie gar nicht die finstere Wolke sah, welche seine Stirn überflog, als sie so sprach. Auch verschwand diese schnell genug wieder und seine Züge nahmen wieder ihren glänzenden und leuchtenden Ausdruck an.

So sollte es sein, Marietta, sagte er. Die Freiheit soll uns auf ewig vereinen, und nur der Tod kann uns alsdann wieder trennen.

Aber wann wird diese große, diese göttlich schöne Zeit kommen? Wann wird dieser gesegnete Tag aufleuchten, wo ich Dich in meine Arme nehmen und zu Dir sagen kann: Komm, Marietta, komm! Die Welt gehört uns und unserer Liebe! Laß uns ausziehen, unser Glück zu genießen! O, meine Geliebte, wenn Du mich wahrhaft liebst, so hilf mir, dem Schicksal diesen glücklichen Tag abringen. Stehe mir bei mit Deiner Liebe, damit ich frei werde.

Sage, was ich thun kann, und ich werde es thun, stehen. Womit kann ich Dir helfen, Deine Freiheit zu erlangen?

Ranuzi warf einen schnellen, forschenden Blick im Zimmer umher, als wolle er sich überzeugen, daß sie wirklich allein seien. Dann neigte er sich dichter an ihr Ohr. Höre also, flüsterte er, ich kann nur frei werden, wenn der König von Preußen für immer unterdrückt und besiegt wird, und nur, wenn ich dazu nach meinen Kräften das Meinige beigetragen habe, darf ich hoffen, daß ich nicht bloß frei, sondern auch zu Ehrenstellen befördert werde. Der König von Preußen ist mein Feind, denn er ist ein Feind der Kirche, ein Feind meiner Herrin, der Kaiserin von



rief sie entschlossen. Es giebt nichts, was ich nicht für Dich wagen und unternehmen könnte.

Er nahm ihr Gesicht in seine beiden Hände und sah ihr lange und lächelnd in das erglühte Angesicht. Ist das gewiß? fragte er.

Es ist gewiß, Carlo! Sage mir, was ich thun soll und ich thu's!

Und wenn es gefahrvoll wäre, Marietta?

Ich kenne nur eine Gefahr!

Und diese ist?

Deine Liebe zu verlieren, Carlo.

Dann giebt's für Dich keine Gefahr.

Sprich, sprich, Carlo, worin kann ich Dir beiOesterreich, der ich den Eid der Treue geleistet. Seine Feinde muß man suchen mit allen Waffen zu bezwingen, auch mit denen der List. Willst Du mir darin beistehen?

Ich will es.

So beobachte, höre und forsche überall. Und Alles, was Du hörst und erfährst, das hinterbringe mir. Gieb Dir den Anschein, als seiest Du eine glühende Anhängerin des preußischen Königs, man wird Dir dann um so mehr vertrauen, und Du wirst um so leichter erfahren, was vorgeht. Zeige Dich liebevoll und mittheilend gegen Deinen Mann, denn er ist ein wirklicher Anhänger des Königs und ver-

kehrt viel mit bedeutenden Personen, auch ist er am Hofe wohlgelitten. Er erfährt daher sehr viel und wird es Dir mittheilen, wenn Du Dir den Anschein giebst, als ob Du seine Gesinnungen theilst. Wenn Du zu den Concerten des Königs an den Hof kommst, so betrachte Alles, jedes Lächeln, jeden Blick, jedes unbekannte Wort, und berichte mir Alles, was Du hörst und siehst. Verstehst Du mich, Marietta, und willst Du das thun?

Ich verstehe Dich, Carlo, und ich will es thun. Und weiter hast Du mir nichts zu sagen? Dies ist das Einzige, worin ich Dir helfen kann?

Nein, Marietta, es giebt noch etwas Anderes, aber es ist schwieriger und gefahrvoller.

Um so besser! Alsdann, Carlo, wird es mehr dazu dienen, Dir meine Liebe zu beweisen. Sprich!

Es ist den gefangenen Officieren untersagt, versiegelte Briefe von hier aus an ihre Verwandte oder Freunde zu schicken. Alle unsere Briefe müssen offen sein, und wenn nur ein Wort von politischen Dingen darin steht, werden sie cassirt. Aber alle anderen Privatpersonen haben das Recht, überall hinzuschreiben, und zwar versiegelte Briefe zu schreiben; Niemand denkt daran, sie zu lesen, und unerbrochen befördert die Post solche Briefe an ihren Bestimmungsort. Hast Du nicht auch Verwandte, denen Du schreibst?

Ich habe Verwandte und Freunde, mit denen ich correspondire, Carlo, und von jetzt an werden auch Deine Freunde die meinen werden und ich will mit ihnen correspondiren.

Wie sie mit einem schelmischen Lächeln so sprach, leuchtete ein Strahl der Freude in Razuni's Augen auf, und er drückte Marietta zärtlich in seine Arme.

Du hast mich verstanden, meine Geliebte, sagte er. O, Dein Geist ist ebenso scharf, als Dein Herz edel ist. Aber bedenke wohl, was Du thun willst und welche Gefahren Dich bedrohen. Denn ich sage Dir, Marietta, es handelt sich hier nicht um gewöhnliche Freundschaftsbriefe, sondern um ernste, wichtige Angelegenheiten.

Sie neigte sich dichter an sein Ohr und flüsterte: Alles, was Du hier erspähest, das wirst Du diesen Briefen anvertrauen. Du wirst ferner in denselben Verabredungen treffen mit Deinen Freunden, Pläne entwerfen und vielleicht Verschwörungen machen. Und ich werde diese Briefe adressiren und auf die Post geben, und Niemand wird ihnen mißtrauen, denn meine Briefe werden an irgend eine meiner Freundinnen in Wien, oder wohin Du sonst willst, gerichtet sein. Habe ich Dich verstanden, und ist es so recht, Carlo?

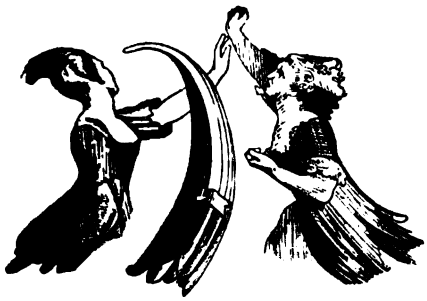
Diesmal drückte sie Razuzi mit wirklichem, ungekünsteltem Entzücken in seine Arme, und die Worte zärtlicher Dankbarkeit, welche er jetzt zu ihr sprach, entbehrten in diesem Moment nicht ganz der Wahrheit und Aufrichtigkeit.

Marietta lag lächelnd vor Glück und stolzer Seligkeit in seinen Armen und lauschte mit strahlenden Blicken seinen heißen Liebesversicherungen.

Als Razuzi aber dann, nach langem süßen Beisammensein, aufbrach und ihr Lebewohl sagte, hielt sie ihn zurück. Ihre beiden Hände auf seine Schultern legend, schaute sie ihm mit einem seltsamen Ausdruck halb lächelnd und halb drohend in's Gesicht.

Noch ein letztes Wort, Carlo, sagte sie. Ich liebe Dich grenzenlos. Um Dir meine Liebe zu beweisen, werde ich jetzt zur Verrätherin werden an diesem König, welcher mir stets ein gütiger Herr gewesen, dessen Brod ich esse und der mich erhält und ernährt. Um Dir meine Liebe zu beweisen, werde ich zur Spionin und Kundschafterin. Die Menschen sagen, das sei ein ehrloses Handwerk, aber ich fühle mich stolz und glücklich, es für Dich übernehmen zu können, und nicht für alle Schätze und Reichthümer der Welt würde ich Dich verrathen. Aber, Carlo, wenn Du einst aufhören könntest, mich zu lieben, wenn Du mich täuschen, mir untreu werden und mich verrathen könntest, dann, so wahr mir Gott helfe, dann verrathe ich Dich und mich! —

Und ich glaube wahrhaftig, sie wär's im Stande, murmelte Razuzi, als er Marietta verlassen und die Straße erreicht hatte. Sie ist ein gefährliches Weib und hat in ihrer Liebe wie in ihrem Haß wirklich etwas von einer Tigerin an sich. Ich werde also mit ihr sehr auf meiner Hut sein müssen, und wenn sie wüthend wird, ihr entweder die Zähne ausreißen, daß sie nicht beißen kann, oder vor ihrem wüthenden Anspringen entfliehen. Doch, das ist noch lange hin. Die Hauptsache ist, daß ich mir den Weg zu einer Correspondenz nach Wien eröffnet habe, und daß das für meine Pläne ein ungeheurer Fortschritt ist, für welchen ich meiner zärtlichen Marietta wohl mit einigen Liebkosungen dankbar sein muß!



IV.

Louise du Trouſſel.

Madame du Trouſſel ging unruhig in ihrem Zimmer auf und ab. Sie horchte auf jeden Glockenſchlag und jedes Geräuſch machte ſie erbeben. Er kommt nicht, er kommt nicht, murmelte ſie leiſe vor ſich hin. Er hat alſo meine geſtrigen Spöttereien für Ernſt gehalten und iſt wirklich empfindlich geworden. O, ich werde alſo ſchon alt! Ich beſitze nicht mehr die Kraft, die Männer an mich zu feſſeln. Mein Gott, iſt es denn wirklich wahr, bin ich ſchon alt und häßlich? Nein, nein, ich bin kaum vierunddreißig Jahre, das iſt für eine verheirathete Frau immerhin noch kein Alter, und was die Häßlichkeit anbetrifft, ſo —

Sie unterbrach ſich ſelbſt und eilte haſtig zum Spiegel hin, um lange und mit prüfenden Blicken ihr Antlitz zu betrachten. Ja, ſie mußte es ſich geſtehen, ihre Schönheit war im Verblühen, mehr im Verblühen, als es ihrem Alter nach nothwendig geweſen. Schon zeigte ſich um ihren Mund dieſer welke, verrätheriſche Zug, mit welchem das Alter die entſchwindenden Jahre in unſer Antlitz kerbt, ſchon begann ihre Stirn ſich mit leiſen Linien zu markiren, und in ihrem Haar glänzte es hier und dort wie ein Silberfaden.

Madame du Trouſſel ſeufzte. Man hat mich zu früh verheirathet, ſagte ſie, und zudem war ich unglücklich verheirathet. Und dann bin ich mit achtzehn Jahren ſchon Mutter geweſen. Das Alles macht alt, und es ſind nicht die Jahre, ſondern die Stürme des Lebens, welche dieſe fürchterlichen Linien durch mein Antlitz gezogen. Und dann, wie ſoll man noch Intereſſe für mich haben können, wenn man neben mir eine faſt erwachſene Tochter ſieht. Ah, es iſt wirklich empörend, noch nicht vierunddreißig Jahre alt zu ſein und neben ſich eine faſt heirathsfähige Tochter zu haben, welche bald mit mir um die Huldigungen der Männer ſtreiten und meine Nebenbuhlerin ſein kann. O, mein Gott, mein Gott, es kann ein Tag kommen, an welchem ich eiferſüchtig auf meine eigene Tochter bin. Verhüte das, mein Himmel! Gieb, daß ich mich immer ihrer aufblühenden Schönheit ohne Groll freue, gieb, daß ich Camilla's Glück höher halte, als meine Eitelkeit!

Und gleichſam, als wolle ſie ſich in dieſen guten Vorſätzen ſtärken, verließ Louiſe du Trouſſel ihr Gemach und eilte in das Zimmer ihrer Tochter.

Camilla lag auf dem Divan. Ihre ſchlanke, wundervoll gebaute Geſtalt war von einem faltigen, weißen Gewande umfloſſen, ihr ſchwarzes Haar wallte in langen Locken an beiden Seiten ihres roſigen Antlitzes nieder und ringelte ſich ſchlangengleich über dieſe vollen entblößten Schultern, mit deren Weiße es noch ſtärker contraſtirte. Camilla war damit beſchäftigt, zu leſen, und ſo ganz war ſie mit ihrer Lectüre beſchäftigt, daß ſie gar nicht gehört hatte, wie ihre Mutter eingetreten war.

Louiſe du Trouſſel näherte ſich leiſe dem Divan und ſtand dann, gleichſam in Bewunderung verloren, ſtill, um dieſes ſchöne und liebliche Bild, dieſe ruhende Hebe, mit Muße zu betrachten.

Camilla, fragte ſie dann mit zärtlichem Ton, was lieſt Du denn ſo eifrig?

Camilla ſchrak zuſammen und blickte raſch empor. Dann lachte ſie laut auf. Ach, Mama, ſagte ſie mit ihrer ſilberhellen, weiche Stimme, wie Du mich erſchreckt haſt. Ich glaube wirklich, meine Tyrannin von Gouvernante ſei ſchon wieder heimgekehrt von ihrer Promenade, und ſie wäre es, welche mich hier bei dieſer Lectüre überraſchte.

Ohne Zweifel hatte ſie Dir dieſelbe verboten? fragte ihre Mutter ſtrenge, indem ſie die Hand nach dem Buch ausſtreckte. Aber Camilla entzog es ihr haſtig.

Ja, gewiß, ſagte ſie, hat mir Mademoiſelle Brunon verboten, dies Buch zu leſen, aber das iſt doch kein Grund, Mama, daß Du deshalb es mir fortnimmſt. Du wirſt doch hoffentlich nicht auch die ſtrenge Tyrannin gegen Deine arme Camilla ſpielen?

Aber ich will nur wiſſen, was Du lieſeſt, Camilla?

Nun, Voltaire's Pucelle d'Orleans, und ich verſichere Dich, Mama, es gefällt mir außerordentlich.

Mademoiſelle Brunon hat ganz Recht, dieſe Lectüre zu verbieten, rief Madame du Troſſel haſtig, und ich verbiete Dir dieſelbe auch!

Und wenn ich nicht gehorche, Mama?

O, man wird Dich wohl zwingen können, zu gehorchen! rief ihre Mutter ſtrenge.

Hat man Dich zwingen können, Deiner Mutter zu gehorchen? fragte Camilla mit schnell aufflammendem Zorn. Wie, oder gab Deine Mutter ihre Einwilligung, als Du mit dem Gärtnerburschen davon liefst? Du bist immer Deine eigenen Wege gegangen und ich will sie auch gehen. Ich will's nicht mehr leiden, Mama, daß man mich wie ein kleines Kind behandelt, ich bin dreizehn Jahre alt, Du warst nicht älter, wie Du die Affaire mit dem Gärtner hattest und Dich meinem Vater mußtest antrauen lassen. Warum willst Du mich denn noch immer in Zwang und Abhängigkeit halten und mich behandeln wie ein Kind, da ich schon ein erwachsenes Mädchen bin?

Du bist kein erwachsenes Mädchen, Camilla, rief ihre Mutter strenge, denn wärst Du es, so würdest Du nicht wagen, so zu Deiner Mutter zu reden, weil Du dann wissen würdest, daß sich das nicht ziemt, sondern daß Du vor allen Dingen Deiner Mutter Ehrfurcht und Gehorsam beweisen müßtest. Nein, Camilla, Gott sei Dank, Du bist noch kein erwachsenes Mädchen, sondern ein thörichtes Kind, und deshalb verzeihe ich Dir.

Sie trat dicht zu ihrer Tochter heran und wollte sie zärtlich in ihre Arme schließen. Aber Camilla sträubte sich unsanft dagegen. Du sollst nicht sagen, daß ich ein Kind bin, rief sie heftig. Ich will's nicht mehr hören, es ärgert mich, und wenn Du's wieder thust, Mama, so sage ich zu Jedermann, ich sei schon sechszehn Jahre alt! —

Und warum willst Du das sagen, Camilla?

Camilla schaute mit einem schelmischen Lächeln zu ihr empor. Warum? fragte sie. Ach, Du denkst wohl, ich weiß es nicht, weshalb ich immer ein Kind bleiben soll? Damit Du noch immer eine junge Frau bleiben kannst. Darum sagst Du auch immer zu Jedermann, ich sei erst zwölf Jahre alt. Aber es glaubt's Dir Keiner, Mama, es glaubt's Dir Keiner! Sie lachen darüber, Du siehst es nur nicht, und Du denkst, Du bleibst selber jünger, wenn Du mich jünger machst. Ich sage Dir aber, ich will's nicht mehr leiden! Ich will eine erwachsene Dame sein, ich will mich auch putzen und in Gesellschaft gehen können. Ich will nicht mehr im Kinderzimmer mit der Gouvernante eingeschlossen sitzen, während Du im Salon brillirst und Deine Anbeter entzückst durch Deine Schönheit. Ich will auch meine Anbeter und meine Courmacher haben, ich will auch Liebesbriefe schreiben und bekommen, wie alle anderen Mädchen, und endlich will ich auch meine kleinen Liebschaften haben, wie jedes andere Mädchen, und wie Du sie von Deinem zwölften Jahre an gehabt hast und noch hast!

Camilla, schweig, oder ich lasse Dich fühlen, daß Du noch ein Kind bist, rief Madame du Trouffel, mit erhobenem Arme auf ihre Tochter hinstürzend.

Aber diese wich mit einer raschen Wendung der niederfallenden Hand ihrer Mutter aus und sprang mit zornsprühenden Augen von dem Divan empor.

Wolltest Du mich schlagen, Mutter? fragte sie mit bebenden Lippen. Ich rathe Dir, thu's noch einmal, hebe die Hand noch einmal gegen mich auf, aber dann bedenke, was folgen wird. Dann laufe ich fort, dann gehe ich zu meinem armen lieben Vater, den Du unglücklich, den Du zu einem Trunkenbolde gemacht hast. Dann bleibe ich bei ihm, denn er liebt mich zärtlich, und wenn ich bei ihm wäre, so würde er nicht mehr trinken, sondern er würde wieder ein ordentlicher Mann werden.

O, mein Gott, mein Gott, rief ihre Mutter unter strömenden Thränen, er ist es gewesen, der ihr diesen Haß in's Herz gepflanzt hat! Er trägt die Schuld an meinem fürchterlichen Unglück. Sie liebt ihren Vater, der ihr nie etwas Gutes gethan, und sie haßt ihre Mutter, welche ihr stets nur Liebe bezeigt hat.

Mit einem lauten Wehelaut schlug sie ihre Hände vor ihr Angesicht und weinte bitterlich.

Camilla trat dicht zu ihr heran, zog mit fester Entschlossenheit die Hände ihrer Mutter von ihrem Angesicht und schaute sie mit tiefen, zornigen Blicken an.

Sie war wirklich kein Kind mehr, wie sie jetzt so bleich und groß, mit so tief erregtem Antlitz ihrer Mutter gegenüberstand. Aus ihren dunklen Augen leuchtete geistiges Verständniß, um ihren Mund zuckte ein tiefes Schmerzgefühl, das nichts mehr mit dem Kinde zu schaffen hatte.

Du sagst, Du habest mir stets nur Liebe bezeigt? fragte Camilla mit einem schneidenden kalten Ton. Mutter, wann hättest Du das gethan? Du hast meinen Vater unglücklich gemacht und meine ersten Kinderjahre sind unter dem Fluch einer unglücklichen Ehe dahingegangen. Ich habe meinen Vater weinen sehen, während Du lachtest, ich habe ihn trunken und zu einem Thier entwürdigt vor mir auf der Erde liegen sehen, während Du in unseren geschmückten Gesellschaftszimmern mit heiterer Unbefangenheit Deine Gäste empfingst! Du sagst, Du habest mir stets Liebe bezeigt? — Du hast mich niemals geliebt, Mutter, niemals! Denn hättest Du's gethan, Du würdest Mitleid gehabt haben mit meiner Zukunft, Du würdest mir nicht einen Stiefvater gegeben, mich nicht gezwungen haben, einen fremden Mann Vater zu nennen, während ich doch meinen armen, lieben Vater hatte, der nichts auf der Welt weiter besitzt, als mich allein. Denn Du meinst wohl, Mutter, ich sei nicht unglücklich, Du meinst wohl, weil ich

lache und tolle Streiche angebe, sei ich glücklich und zufrieden. Ach, Mutter, ich habe eine innere Angst vor der Zukunft, welche mich nie verläßt. Es ist mir, als ob mich finstere Geister umkreisten, als ob sie mich bezauberten mit seltsamen lockenden Liedern. Ich weiß, daß sie mich verderben wollen, aber ich kann ihnen doch nicht widerstehen, ich muß ihnen zu-

ihr folgen, und ich werde verloren gehen, wie meine Mutter verloren gegangen ist, denn ich bin ihre unglückliche Tochter und ihr Blut ist in meinem Herzen!

Und fast ohnmächtig, ganz zerbrochen von so viel Aufregung und Gluth, sank Camilla zur Erde nieder. Ihre Mutter blickte mit kalten, thränenlosen Augen zu ihr nieder. Es war ihr, als ob ihr Haar sich

hören, ich werde ihnen unterliegen. Ich möchte gern anders und besser werden, ich möchte gern ein tugendhaftes und sittsames Mädchen werden, aber ich kann nicht mehr heraus aus diesem Zauberkreis, in welchen meine Mutter mich gebannt hat. Ich habe zu Vieles erlebt, zu Vieles erfahren, ich bin kein Kind mehr, sondern ein erfahrungsreiches Weib. Die Welt ruft mich mit tausend verlockenden Stimmen, ich werde

vor Entsetzen emporsträube, als ob eine kalte Todtenhand sich auf ihr Herz legte und es stillstehen machte.

Ich habe das verschuldet, murmelte sie, und Gott straft mich in meinem Kinde für den Leichtsinn meiner eigenen Jugend. — Dann neigte sie sich nieder zu ihrer Tochter und zog sie sanft zu sich empor.

Komm, mein Kind, sagte sie zärtlich, wir wollen diese Stunde vergessen, und versuchen, in Liebe und

Einigkeit miteinander zu leben. Du hast Recht, Du bist kein Kind mehr, und ich werde daran denken, Dich in die Welt einzuführen.

Und Du wirst diese Mademoiselle Brunon abschaffen? fragte Camilla mit schnell erheiterten Mienen. O, Mama, Du glaubst gar nicht, wie sie mich martert und quält mit ihren Argusaugen, und Tag und Nacht mir auflauert. Nicht wahr, Du lässest sie gehen und nimmst keine Gouvernante wieder an?

Ich werde darüber nachdenken, sagte ihre Mutter traurig. Jetzt aber —

Ein Diener trat ein und meldete den Grafen Ranuzi.

Madame du Trouffel erröthete leicht, und befahl, ihn in den Salon zu führen.

Als der Diener wieder hinausgegangen war, blickte Camilla ihre Mutter mit einem schelmischen Ausdruck an. Wenn Du mich wirklich als erwachsenes Mädchen betrachten willst, so nimm mich mit Dir in den Salon, sagte sie.

Madame du Trouffel verweigerte es. Du bist nicht angekleidet, und dann — ich habe mit dem Grafen Ranuzi von Geschäften zu reden.

Camilla wandte ihr mit einem höhnischen Lachen den Rücken. Geschäfte! rief sie. Ich möchte wissen, ob mein Herr Stiefvater mit dieser Antwort zufrieden wäre. Es ist ein rechtes Glück für Dich, Mama, daß dieser Krieg ihn von Dir fern hält.

Ihre Mutter antwortete nicht, sondern verließ schweigend das Zimmer ihrer Tochter. — Camilla kehrte wieder zu ihrem Sopha und zu ihre Lectüre zurück. — Madame du Trouffel aber begab sich in den Salon. Beide hatten sie bald in dem Leichtsinn ihres Herzens diese traurige Scene aus dem Drama eines entsittlichten Familienlebens vergessen, und übrigens wiederholten sich diese Scenen auch zu oft, um noch irgend einen dauernden Eindruck in ihren Gemüthern zurückzulassen. —

Madame du Trouffel, wie gesagt, war in den Salon zurückgekehrt, wo der Graf Ranuzi sie erwartete.

Er kam ihr mit so freudiger Begrüßung entgegen, daß sie sich davon geschmeichelt fühlte und ihm lächelnd ihre Hand darreichte, indem sie sich triumphirend selber sagte, daß die Macht ihrer Reize gewiß noch nicht im Abnehmen begriffen sei, da der schöne und vielbegehrte Graf Ranuzi von denselben gefesselt sei.

Der Graf hatte sie gestern um eine Unterredung gebeten, und er hatte das mit so geheimnißvoller und trauriger Miene gethan, daß die heitere und spottsüchtige Louise du Trouffel ihn den Ritter Toggenburg genannt, und ihn gefragt hatte, ob er vielleicht nur zu ihr kommen wolle, um zu ihren Füßen zu sterben?

Vielleicht, hatte er ganz ernsthaft erwidert, vielleicht, wenn Sie nämlich grausam genug sein könnten, mir die Bitte, welche ich Ihnen vortragen möchte, zu verweigern.

Diese Worte hatten der koquetten Frau viel zu denken gegeben, und sie die ganze Nacht hindurch beschäftigt. Sie war überzeugt, Ranuzi wolle, gereizt von ihrer Schönheit, ihr eine ganz ernsthafte Liebeserklärung machen, und sie hatte lange überlegt, ob sie ihn abweisen oder ermuthigen wolle.

Aber wie er ihr jetzt so lächelnd und schön gegenübertrat, war sie fest entschlossen, ihn zu ermuthigen und den Spott und Hohn schwinden zu lassen.

Vielleicht hätte Ranuzi das in ihren Blicken lesen können, aber er achtete nicht darauf. Er hatte sein Ziel erreicht, er hatte diese geheime Unterredung, welche er begehrte, erhalten, und er wollte jetzt grade auf sein Ziel losgehen.

Madame, sagte er, ich komme, um Ihnen Abbitte zu thun und zu Ihren Füßen mir Vergebung zu erflehen.

Er beugte leicht ein Knie vor ihr und blickte flehend zu ihr empor.

Louise du Trouffel fand, daß seine zugleich schmachtenden und feurigen Augen sehr schön seien, und war ganz bereit, ihm die erflehte Vergebung zu bewilligen, obwohl sie nicht wußte, was er gegen sie verbrochen habe.

Stehen Sie auf, Graf, sagte sie, und lassen Sie uns vernünftig miteinander reden. Was haben Sie verbrochen, und was soll ich Ihnen vergeben?

O, Sie vernichten mich durch Ihren Edelmuth, seufzte Ranuzi. Sie sind edel genug, meine Kühnheit zu vergessen, und nicht mehr daran denken zu wollen, daß der arme gefangene Soldat, bezaubert von Ihrer Schönheit, hingerissen von Ihrer Anmuth und Liebenswürdigkeit, es gewagt hat, Sie zu lieben und es Ihnen zu gestehen. — Aber ich schwöre es Ihnen, Madame, ich werde diese Kühnheit nicht wiederholen, Ihr gestriger scharfer Spott, der graciöse Hohn, mit dem Sie mich straften, hat mich tief erschüttert, und ich versichere Sie, Madame, Sie haben mehr damit gefruchtet, als die Prüden mit ihren tugendhaftesten Strafpredigten es vermocht hätten. Ich habe mein Verbrechen eingesehen, und niemals wieder sollen meine Lippen wagen, zu gestehen, was da in meinem Herzen lebt und glüht!

Er nahm ihre Hand und küßte sie ehrfurchtsvoll. — Louise du Trouffel fühlte sich seltsam überrascht, und es schien ihr, als habe der Graf gar nicht nöthig gehabt, seiner Liebe ein so unverbrüchliches Schweiges aufzulegen. Aber sie mußte sich schon den Anschein geben, zufrieden zu sein, und sie that das auch mit der ganzen Grazie und Leichtigkeit ihres Wesens.

Ich danke Ihnen, sagte sie lächelnd, daß Sie

mich von einem Liebhaber befreit haben, den jedenfalls die Gemahlin des Majors du Trouſſel aus ihrem Hauſe hätte verbannen müſſen, während ſie jetzt den Grafen Ranuzi mit Vergnügen willkommen heißen darf, und zu jeder Zeit bereit ſein wird, ihm zu dienen und gefällig zu ſein.

Er ſah ihr tief in die Augen. Wollen Sie das wirklich? fragte er dann ſeufzend. Wollen Sie ſich für einen armen Gefangenen intereſſiren, der Niemand hat, dem er ſeinen Kummer und ſeine Leiden klagen kann?

Louiſe reichte ihm ihre Hand dar. Klagen Sie ſie mir, Graf, ſagte ſie mit einem Aufwallen ihres beſſeren Naturells. Theilen Sie mir Ihren Kummer mit und ſeien Sie gewiß, daß ich Theil daran nehme. Da Sie ſo vernünftig ſind, und nicht mein Anbeter ſein wollen, ſo will ich Ihre Freundin ſein. Hier meine Hand, ich biete Ihnen meine Freundſchaft an. Wollen Sie ſie?

Ob ich ſie will! rief er entzückt. Sie bieten mir das Leben an, und Sie fragen mich, ob ich will?

Louiſe lächelte fein. Sie fand, daß der Graf ſeine Freundſchaft auf eine glühende Art äußere, und daß er für dieſelbe einen ebenſo begeiſterten Ton habe, wie früher für ſeine Liebe.

Sie haben alſo Kummer? fragte ſie. Sie haben Leiden, welche Sie Niemand klagen dürfen?

Ja, aber mein Kummer betrifft nicht mich, und wenn ich leide, ſo iſt es für Andere und nicht für mich.

Das klingt räthſelhaft! rief Louiſe lächelnd. Für wen leiden Sie denn?

Für einen armen Gefangenen, der fern von der Welt, fern von den Menſchen in Ketten und Elend ſchmachtet, und den nicht blos die Menſchen, ſondern auch Gott verlaſſen, denn er ſendet ihm nicht einmal den Tod, um ihn aus ſeinem Jammer zu erlöſen. Ich darf, ich kann Ihnen nicht mehr ſagen, denn es iſt nicht mein Geheimniß, und ich habe geſchworen, es Niemand zu verrathen, Niemand, außer einer einzigen Perſon.

Und dieſe iſt?

Es iſt die Prinzeſſin Amalie von Preußen, flüſterte Ranuzi.

Louiſe du Trouſſel erſchrak und blickte den Grafen forſchend an. Die Schweſter des Königs? Und Sie ſagen, Ihr Geheimniß betreffe einen armen Gefangenen? fragte ſie athemlos.

Ich ſage das, und es iſt ſo. O, meine edelmüthige Freundin, fordern Sie nicht, daß ich Ihnen mehr ſage. Ich darf es nicht. Aber ich beſchwöre Sie, helfen Sie mir, ſtehen Sie mir bei! Ich muß die Prinzeſſin Amalie ſprechen. Sie ſind die Vertraute, die Freundin der Prinzeſſin, Sie allein können mich zu ihr führen!

Das iſt unmöglich! Unmöglich! rief Madame du Trouſſel, indem ſie aufſtand und haſtig im Zimmer auf- und abging. Ranuzi folgte ihr mit den Augen und beobachtete jede ihrer Bewegungen, und las in ihrem Antlitz jede Regung ihrer Seele.

Ich werde ſiegen, ſagte er zu ſich ſelber, und ein ſtolzes Triumphgefühl ſchwellte ſeine Bruſt.

Madame du Trouſſel näherte ſich ihm jetzt und blieb vor ihm ſtehen. Hören Sie, ſagte ſie leiſe, es iſt ein gefährliches und gewagtes Unternehmen, in welches Sie mich da verwickeln wollen, doppelt gefährlich für mich, denn der König beargwöhnt mich, und er würde es mir niemals verzeihen, wenn er erführe, daß gerade ich es gewagt, gegen ſeine Befehle zu handeln, und daß ich der Prinzeſſin Amalie beigeſtanden in ihrem Bemühen, einen Unſeligen zu retten, den doch der Zorn des Königs rettungslos zerſchmettert hat. Denn ich weiß ſehr wohl, welches der Gefangene iſt, von dem Sie reden. Nennen Sie mir ſeinen Namen nicht, ich will ihn nicht wiſſen, nicht erfahren. Es iſt gefährlich, ihn nur auszuſprechen, nur zu denken. Ich gehöre nicht in dieſer Angelegenheit zu den Vertrauten der Prinzeſſin, und ich wünſche es auch nicht. Reden wir nicht mehr von dieſem Gefangenen, ſondern reden wir von Ihnen. Sie wünſchten der Prinzeſſin vorgeſtellt zu werden. Warum wenden Sie Sich nicht an den Ober-Kammerherrn von Pöllnitz?

Ich habe nicht genug Geld, ihn zu beſtechen, und außerdem iſt er ſchwatzhaft und käuflich. Er würde mich morgen vielleicht verrathen.

Sie haben Recht, und dann freilich könnte er Ihnen ſchwerlich eine ganz geheime Unterredung verſchaffen, denn das Ceremoniell erfordert, daß wenigſtens die Hofdame gegenwärtig iſt, und die Prinzeſſin iſt von zu vielen Spionen des Königs umgeben, um nicht immer Verrath fürchten zu müſſen. Aber es giebt dennoch ein Mittel, Ihnen die Unterredung mit der Prinzeſſin allein und ohne Zeugen zu verſchaffen, und dies Mittel liegt in meiner Hand! Hören Sie!

Louiſe du Trouſſel neigte ſich dicht an ſein Ohr und flüſterte lange mit ihm; der Graf hörte ihr mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu und ſein Antlitz leuchtete vor Freude.

Als Ranuzi ſich dann nach dieſer langen geheimen Unterredung von ihr empfahl, flüſterte er: auf morgen alſo, meine edle Freundin!

Auf morgen! ſagte ſie. Erwarten Sie mich vor dem Schloßportal, und ſeien Sie pünktlich.

VI.

Der Wahrsager.

Die Vorhänge waren heruntergelassen, und ein düsteres Dämmerlicht herrschte in diesem großen schweigenden Gemach, dessen öde Stille durch nichts unterbrochen ward, als durch den eintönigen Schlag der großen Pendeluhr, die dort auf dem Sims des vergoldeten Kamins stand, und durch die Seufzer und leisen Klagen, die von der anderen Seite des Gemaches von jenem Divan her ertönten. Dort in der Ecke zusammengekauert, unbeweglich und regungslos lag eine Frauengestalt. Die Hände über die Brust gefaltet, die Augen zum Himmel emporgerichtet, lag sie unbeweglich da, nur zuweilen aufächzend in Qual, oder einzelne Worte des Zorns und Unmuths flüsternd.

Sie war allein mit ihrer Qual und ihren Schmerzen, sie war immer allein; sie war es seit vielen Jahren schon gewesen, und allgemach hatte der Kummer ihr Herz verhärtet und es erstarren gemacht gegen alle anderen Leiden, als gegen die ihrigen. Sie haßte die Menschen, sie haßte die ganze Welt, sie zürnte Denen, welche heiter waren und glücklich, und sie hatte kein Mitleid mit Denen, welche weinten und traurig waren. Denn sie, sie hatte noch mehr gelitten, als alle Diese, sie litt noch immer, und wer hatte denn Mitleid mit ihr, wer erbarmte sich ihrer Qual?

Seht sie nur an, diese arme, ächzende Frau! Erkennt Ihr diese von Gram und Krankheit entstellten Züge, diese blutunterlaufenen Augen, diese farblosen schmalen Lippen, die immer krampfhaft zusammengepreßt sind, als wollten sie den Aufschrei der Qual zurückhalten, und die sich nur öffnen, um kalte und harte Worte zu sprechen? — Erkennt Ihr sie? Hat dieses arme, unglückliche, entstellte Wesen da wohl Aehnlichkeit mit der heiteren, schönen und geistvollen Prinzessin Amalie, welche wir einst gekannt haben? Und doch ist sie es, doch ist es die Prinzessin Amalie. Aber was hat der Gram, was haben die Jahre aus ihr gemacht! Die Schwester des mächtigen Heldenkönigs, was ist sie jetzt weiter, als ein armes sieches Geschöpf, das die Menschen flieht und von ihnen gemieden wird. Und sie weiß, daß man sie meidet, und sie will es so! Sie will einsam und allein dastehen inmitten der Welt, so einsam und allein, wie Er es ist in seinem düsteren Kerker. Sie nennt die ganze Welt ihren Kerker, und sie sagt oft zu sich selber, ihre Seele sei hinter dem Eisengitter ihres Körpers eingeschlossen, und könne nimmer erlöst und befreit werden, ihr Herz liege auf dem brennenden Rost der Welt, und sie könne es nicht befreien, denn es sei mit Ketten da angeschmiedet, mit denselben Ketten, welche man Ihm angelegt und die seine Gestalt umfangen hielten.

Aber sie sagt das zu Niemand Anders, als zu sich selbst. Sie will von Niemand bedauert werden, und sie weiß auch, daß Niemand den Muth haben würde, sie zu bedauern. Ihr Schicksal hat sie auf eine einsame Höhe gestellt, und einsam will sie bleiben, denn ihre Klagen würden vielleicht Dem nur neue Gefahr bringen, den allein sie liebt, an den allein sie denkt, um den allein sie das Leben erträgt. Ja nur für Ihn allein lebt sie, aber was ist das für ein Leben!

Ein beständiges Hoffen, und doch so hoffnungslos, ein beständiges Spähen und Lauern nach einem glücklichen Moment, der niemals kommt!

Sie hat nicht für ihn leben dürfen, sie hat nicht ohne ihn sterben wollen, denn so lange er lebt, kann er ihrer bedürfen, und sie stirbt nicht, weil er eines Tages sie rufen und ihrer Hülfe bedürftig sein könnte.

Sie stirbt nicht, aber ihre Jugend, ihr Herz, ihre Freudigkeit, ihre Illusionen, ihre Hoffnungen sind gestorben. Sie hat einen Widerwillen gegen Alles was lebt, gegen die ganze Welt, gegen alle Menschen! Sie liebt auf der Welt nur zwei Menschen, den Einen, welcher im Kerker schmachtet, und durch sie unglücklich geworden, das ist Friedrich von Trenck, — den Andern, durch den sie unglücklich geworden, aber der die Macht hat, Trenck zu befreien und sie Beide zu erlösen, das ist der König. Sie hat vielleicht auch ihre Mutter geliebt, aber die ist todt, der Gram um die Schlacht von Collin hat sie getödtet. Sie hat auch ihre Schwester geliebt, aber die Markgräfin von Baireuth ist todt, der Gram um die

Schlacht von Hochkirch hat sie getödtet, wie der Gram um den Zorn des Königs ihren Bruder, den Prinzen von Preußen August Wilhelm, getödtet hat. Sie ist daher allein, ganz allein, denn ihre beiden Schwestern, welche noch leben, sind fern von ihr, sind glücklich, und mit den Glücklichen hat Amalie nichts zu schaffen, mit ihnen kann sie nicht sympathisiren. Ihre drei Brüder stehen im Felde, und Keiner von ihnen denkt an sie. Nur Einer denkt an sie, und der liegt unter der Erde, und doch ist er nicht todt, der ist begraben, und doch lebt er. Finsterniß und Nacht umgiebt ihn, und doch ist er nicht blind, und die Sonne scheint Tag um Tag, aber er kann sie nicht sehen!

Um diesen fürchterlichen Gedanken hat Amalie ihre Jugend, ihr Leben, ihre Gedanken zerbröckelt, und sie steht nur noch wie eine öde Ruine unter den Trümmern ihrer Vergangenheit. Der Sturm des Lebens pfeift um sie her und sie lacht dazu, denn sie hat ihn nicht mehr zu fürchten, sie nicht, und wenn er hier eine Eiche fällt und dort eine Blume knickt, so freut sich dessen ihr Herz, denn ihr Unglück hat sie schadenfroh gemacht, oder vielleicht birgt sie nur ihr Mitgefühl unter dieser anscheinenden Härte, vielleicht giebt sie sich den Anschein, die Menschen zu fliehen, weil sie weiß, daß sie von ihnen geflohen wird.

Denn wer ihr naht, wird beobachtet, wird beargwohnt. Die Späher des Königs umgeben die Prinzessin und halten Jedermann von ihr fern.

Vielleicht würde Amalie weniger unglücklich sein, wenn sie ihre Zuflucht zu Dem genommen hätte, welcher Aller Herzen Zuflucht ist, wenn sie sich zu Gott gewendet hätte. Aber sie war nicht so frommen und gläubigen Gemüthes, wie es zum Beispiel die edle Dulderin Elisabeth Christine, die verschmähte Gemahlin Friedrichs des Großen, war. Prinzessin Amalie war die ächte Schwester des Königs, die Schülerin Voltaire's, welche der Kirche spottete und die Tröstungen der Religion verschmähte. Aber sie mußte doch dem Geschlecht, welchem sie angehörte, ihren Tribut zahlen, es fehlte ihr die starke und selbstgewisse Geistesunabhängigkeit des Königs, sie hatte nicht die Kraft, sich auf sich selber zu stützen, und da ihre Hände, welche zitternd umhergriffen, nicht den Glauben fanden, um sich an ihm aufzurichten, fanden sie den Aberglauben.

Das Unglück hatte die arme Prinzessin nicht fromm gemacht, wie die Königin, aber es hatte sie abergläubisch gemacht. Während Elisabeth Christine betete, legte Amalie Karten, während die Königin fromme Gottesgelehrte und Prediger um sich versammelte, berief die Prinzessin Kartenschläger und Wahrsager, während Elisabeth Christine Trost fand in dem Lesen der heiligen Schrift, fand Amalie wenigstens Zerstreuung in dem Ausdeuten dieser mystischen und räthselhaften Worte, welche ihre Propheten ihr gesagt. Während die Königin Predigten in's Französische übersetzte und fromme Lieder dichtete, schrieb Amalie sorgfältig alle die Prophezeihungen der Karten, des Kaffeesatzes und der Sterne auf, und sowohl ihre Manuscripte, als die der Königin, wanderten zu dem König.

Der König empfing Beide mit einem gütigen, mitleidsvollen Lächeln, die frommen Manuscripte der Königin legte er ungelesen bei Seite, aber die von Aberglauben und Prophezeihung angefüllten Manuscripte der Prinzessin las er.

Vielleicht that er es nur aus Mitleid mit diesem armen, gramumdüsterten Geist, der seine Linderung und Zerstreuung in solchen mystischen Spielereien fand; gewiß ist, daß der König, wenn er an die Prinzessin schrieb, ihr immer für ihre Prophezeihungen dankte und sie aufforderte, mit denselben fortzufahren.*) Aber indem er es that, verlangte er für diese seltsame Correspondenz die größte Verschwiegenheit, denn er wollte nicht, daß seine Feinde seine Nachsicht gegen die Schwäche der armen Prinzessin falsch ausdeuten und vielleicht vermeinen könnten, er brauche zum Siegen seine Propheten, wie seine Gegner ihren geweihten Degen. —

Es war heute wieder einer von den Tagen, an welchen Prinzessin Amalie ihre Wahrsager empfing, und sie hatte daher mit großer Erbitterung erfahren, daß man ihre Kartenschlägerin gestern verhaftet hatte. Weder sie noch der Prophet waren bis jetzt aus ihrer Haft entlassen, und selbst die Fürbitte der Prinzessin hatte sie nicht zu befreien vermocht. — Die Prinzessin wäre also heute fast dazu verurtheilt gewesen, ihren Abend ohne Propheten hinzubringen, wenn ihr nicht Madame du Trouffel ganz zufällig zu Hülfe gekommen wäre.

Am Morgen hatte sie der Prinzessin geschrieben und sie um Erlaubniß gebeten, ihr heute einen Wahrsager zuführen zu dürfen, dessen Prophezeihungen alle Welt in Erstaunen setzten, weil sie immer einzutreffen pflegten und sich immer bewahrheiteten.

Amalie hatte diesen Vorschlag mit Freuden angenommen und erwartete jetzt mit Ungeduld den neuen Propheten, den Madame du Trouffel ihr zuführen würde.

Aber sie war jetzt noch allein, sie hatte also noch nicht nöthig, ihre Schmerzen zu verbergen und dem Klagegeächze Stillschweigen aufzuerlegen, welches langsam und dumpf wie Todesseufzer aus ihrer Brust hervordrang. Denn Amalie litt nicht bloß an

*) Thiébault. Vol. II. p. 279 fol.

geistigen Schmerzen, ihr Körper war krank wie ihre Seele, und der Wurm, der an ihrem Herzen nagte, er nagte auch an ihrem Leibe. Aber für ihren Körper so wenig als für ihre Seele wollte sie einen Arzt annehmen, und weder für ihre geistigen noch für ihre physischen Schmerzen wollte sie bemitleidet werden.

Sie litt also und schwieg, und nur, wenn sie, wie jetzt, gewiß sein konnte, nicht belauscht zu werden, ließ sie ihrem Jammergestöhn freien Lauf.

Als jetzt leise an die Thür geklopft ward, verstummte es sofort und Amalie richtete sich auf. Es war ihre Hofdame, welche eintrat und ihr meldete, daß Frau Majorin du Trouffel angelangt sei und den Wahrsager mit sich bringe.

Lassen Sie sie eintreten, sagte die Prinzessin mit dieser dumpfen, grabesähnlichen Stimme, welche sie von jenem unseligen Trank behalten hatte, und um derentwillen man sie am Hofe „die Grabesunke" nannte. Lassen Sie sie eintreten und bleiben Sie heute auch hier, Fräulein von Lettrow, der Prophet soll Ihnen auch prophezeihen.

Das Hoffräulein verneigte sich und öffnete dann die Thür, um Madame du Trouffel einzulassen. Sie kam heiter und schön wie immer und näherte sich mit einem anmuthigen Lächeln der Prinzessin.

Diese nickte ihr langsam ihren Gruß entgegen. Wie viele Stunden hast Du heute bei Deiner Toilette zugebracht, sagte sie rauh, und wo hast Du die Schminke her, mit der Du Deine Wangen bemalt hast?

Königliche Hoheit, sagte Louise lachend, die Natur selber ist so gütig gewesen, sie auf meine Wangen zu malen.

Dann ist die Natur mit Dir im Bunde, und sie hilft Dir lügen, daß Du noch jung seiest, murmelte die Prinzessin rauh. Aber man sagt mir, daß Deine Tochter ganz erwachsen und wunderschön ist, und die Leute behaupten, wenn Du neben ihr stehst, würde man erst an ihrer Schönheit und Jugend gewahr, wie alt und häßlich Du seiest.

Madame du Trouffel kannte die seltsame Weise der unglücklichen Prinzessin, sie wußte, daß Niemand sich ihr nahen konnte, ohne zuvörderst von ihren Stacheln verwundet zu werden, und daß der finstere Wurm, der an ihrer Seele nagte, gleichsam erst besänftigt werden müsse mit dem Blut, welches sie fließen gemacht.

Die harten Worte der Prinzessin verwundeten sie daher nicht. Wenn ich wirklich alt werde, sagte sie, so lebe ich also in meiner Tochter wieder auf, denn man sagt, daß sie mein Ebenbild sei, und man lobt mich also mit, wenn man sie lobt.

Und man wird Dich eines Tages auch mit tadeln, wenn man sie tadelt, murrte Amalie. Dann nach einer Pause fragte sie: und Du hast mir erst heute einen Betrüger hergebracht, der sich für einen Propheten ausgiebt?

Ich glaube nicht, daß er ein Betrüger ist, Hoheit. Er hat mir sehr überzeugende Proben seiner Wahrhaftigkeit gegeben.

Was für Proben? Wer kann diesen Leuten, welche uns die Zukunft wahrsagen, sogleich beweisen, daß sie uns belügen?

Ich habe mir daher auch nicht die Zukunft, sondern die Vergangenheit von ihm wahrsagen lassen.

Und er hat den Muth gehabt, Dir ein Stückchen aus Deiner Vergangenheit vorzusetzen? fragte die Prinzessin mit einem rauhen Lachen.

Viele und recht lustige Stückchen, Königliche Hoheit, und sie waren leider alle wahr, sagte Louise mit einem komischen Jammergesicht.

Die Prinzessin winkte lebhaft nach der Thür hin. Lassen Sie diesen Propheten eintreten, Fräulein von Lettrow. Er soll vor allen Dingen Ihnen prophezeihen, denn ich denke, Sie haben nicht, wie Madame du Trouffel, Ihre Vergangenheit zu fürchten.

Das Hoffräulein öffnete die Thür und der Wahrsager trat ein. Seine Gestalt war eingehüllt in ein langes schwarzes Gewand, das um die schlanke Taille von einem breiten, mit seltsamen Figuren bemalten Ledergürtel zusammengehalten war.

Um sein bleiches, schmales Angesicht flossen rabenschwarze Locken wie zuckende Schlangen nieder, seine Augen brannten mit einem düstern Feuer und flackerten wie Blitze im Zimmer umher.

Mit aufgerichtetem Haupt und stolzer Miene näherte er sich der Prinzessin, und erst, als er ihr ganz nahe war, verneigte er sich und fragte sie mit sanfter, melodischer Stimme um ihr Begehren und weshalb sie ihn habe rufen lassen.

Wenn Sie wirklich ein Prophet sind, so wissen Sie das, sagte die Prinzessin.

Sie wollen zuerst von mir die Vergangenheit erfahren, sagte er feierlich.

Und warum nicht zuerst die Zukunft?

Weil Eure Königliche Hoheit mißtrauisch sind, weil Sie mich erst prüfen wollen. Haben Sie also die Gnade, mir zu gestatten, daß ich meine Karten nehme, ich will mit Ihrer gnädigen Erlaubniß dem Hoffräulein zuerst wahrsagen.

Er zog eine Masse schmutziger, seltsam bemalter Kartenblätter hervor und breitete sie vor sich auf dem Tisch aus. Dann nahm er die Hand des Hoffräuleins und schien emsig darin zu lesen. Und nun begann er mit leiser, melodischer Stimme ihr einzelne Züge aus ihrer Vergangenheit zu erzählen. Es waren ziemlich pikante kleine Geschichten, wie man sie sich

wohl am Hofe von dem Fräulein von Lettrow erzählte, welche aber doch Niemand laut zu sagen wagte, weil Fräulein von Lettrow für ein Muster strenger Tugend und Frömmigkeit galt.

Das Hoffräulein nahm daher diese Enthüllungen des Propheten mit ziemlich sichtbarem Zorn auf; statt zu lachen und durch ihre Gleichgültigkeit die Wahrheit derselben in Abrede zu stellen, ärgerte sie sich und bereitete somit der Prinzessin einen heitern und vergnüglichen Moment.

Ich wage nicht zu entscheiden, sagte die Prinzessin, als der Wahrsager jetzt schwieg, ob das, was Sie da erzählt haben, Wahrheit enthält oder nicht. Fräulein von Lettrow allein kann das wissen. Aber Sie werden nicht so grausam sein, ihn einen Lügner zu schelten, denn Sie würden mich dann verhindern, mir auch von ihm wahrsagen zu lassen. Erlauben Sie mir also deshalb zu glauben, daß er Wahrheit gesagt hat. Und jetzt nehmen Sie Ihre Karten und mischen Sie dieselben.

Befehlen Eure Königliche Hoheit, daß ich Ihnen auch etwas von der Vergangenheit erzähle? fragte der Wahrsager mit scharfem Ton. Prinzessin Amalie stutzte. Ja, sagte sie, von meiner Vergangenheit, oder nein, ich will lieber erst noch ein Bischen aus dem Leben meiner keuschen du Trouſſel hören. Nun, nun, Louise, Du hast nichts zu fürchten, Du bist unschuldig und rein, und bei diesen Erzählungen aus Deiner Vergangenheit wird uns sein, als ob wir ein Kapitel aus der Pucelle d'Orléans lesen.

Aber ich wage es, mich dieser Vorlesung zu widersetzen, rief Madame du Trouſſel lachend. Es giebt Bücher, welche man nur allein lesen kann, und dahin gehören die Bücher unserer Vergangenheit ganz entschieden. Ich bin bereit, mir in Gegenwart Eurer Hoheit meine Zukunft prophezeihen zu lassen, aber von meiner Vergangenheit mag ich nichts mehr hören. Ich weiß davon mehr als genug.

Wäre ich mit Fräulein von Lettrow allein gewesen, sagte der Wahrsager, so würde ich ihr noch ganz andere Dinge erzählt haben, und dann würde sie haben zugestehen müssen, daß ich die Wahrheit sage! Denn nur wenn vier Augen allein sich auf die Karte heften, ist mein Geist klar.

Demzufolge müßte ich, um die ganze Wahrheit von Ihnen zu erfahren, auch allein sein? fragte die Prinzessin.

Der Prophet verneigte sich stumm. Die Prinzessin ließ ihre scharfen Blicke lange auf ihm ruhen, dann winkte sie den Damen.

Gehen Sie in's Nebenzimmer, sagte sie, aber sobald ich rufe, treten Sie wieder ein.

Die Damen verneigten sich und gingen hinaus.

Und jetzt, sagte die Prinzessin, jetzt fangen Sie an!

Aber der Wahrsager, statt die Karten zu nehmen, beugte vor der Prinzessin ehrfurchtsvoll ein Knie und küßte den Saum ihres Kleides.

Ich flehe um Gnade und Vergebung, sagte er, denn ich bin nichts als ein armer Betrüger. Um zu der Person Eurer Königlichen Hoheit zu gelangen, habe ich mich in diese Maske gesteckt, welche allein mir es möglich machte, unbemerkt hierher zu gelangen. Aber ich schwöre Ihnen, Prinzessin, Niemand ahnt das Geheimniß dieser Verkleidung und Niemand wird es verrathen können. Ich habe Alles allein vorbereitet und ich allein bin der Schuldige. Gnade also, Prinzessin, Gnade für dieses kühne Wagniß. Aber ich mußte zu Ihnen, mußte Ihre Kniee umklammern und Sie anflehen, mit Ihrer Großmuth und Ihrem Erbarmen mir beizustehen, ich mußte es, denn ich hatte mit einem fürchterlichen Eide gelobt es zu thun!

Wem hatten Sie das gelobt? fragte die Prinzessin strenge. Wer sind Sie und was wollen Sie von mir?

Ich bin der Graf Ranuzi, kriegsgefangener österreichischer Hauptmann. Eure Hoheit fragen, was ich will? Ich will die edle Prinzessin anflehen um Erbarmen mit einem hülflosen, einsamen, in Schmerz und Gram sich verzehrenden Gefangenen. Gott und die Welt haben ihn verlassen, aber er hat dennoch einen Schutzengel, auf welchen er hofft, zu diesem Schutzengel allein betet er, und er nennt ihn: Amalie! — Man hat ihn in Ketten geschmiedet, wie ein wildes Thier, ein harter Stein ist sein Lager, und unter diesem Stein wölbt sich sein Grab. Er ist ein lebendig Begrabener, aber sein Herz lebt noch, und dieses Herz schreit zu Ihnen, Prinzessin, schreit um Rettung!

Prinzessin Amalie war zitternd und ächzend in die Kissen des Divans zurückgesunken und starrte halb ohnmächtig mit weit geöffneten Augen empor. Dann nach einer langen Pause ächzte sie: Nennen Sie mir seinen Namen!

Friedrich von Trenck! flüsterte Ranuzi leise.

Sie zuckte zusammen und stieß einen leisen Schrei aus. Trenck! wiederholte sie dann leise, o, welche traurige Melodie liegt in diesem Wort, es ist wie die Todtenklage meiner Jugend, und ich meine, die Luft selbst müßte weinen, wenn dieser Name sie durchzittert. Trenck! Wie schön das klingt und wie lieblich. Es ist ein holdes, schönes Lied. Es singt von dem einzigen Glück meines Lebens! Ach, wie lange, lange war mir dies Lied verstummt, und darum war's so öde in mir, alle Saiten meines Herzens zerrissen, alle! O, so tonlos, so fürchterlich Alles!

Sie hatte ganz leise, in ihre eigenen Gedanken verloren, so gesprochen, sie hatte ganz vergessen, daß

sie nicht allein war mit ihren Erinnerungen, welche sich wie eine Wolke über sie gelegt und ihr alles Andere verhüllt hatten. Ranuzi wagte es nicht, sie daran zu mahnen, er kniete noch immer zu ihren Füßen und wartete.

Plötzlich flog ein Zucken durch ihre ganze Gestalt und sie richtete sich kraftvoll auf. Mein Gott, sagte sie, und ich träume, während er mich ruft, ich bleibe müßig, während er meiner bedarf. Reden Sie, mein Herr, sprechen Sie! Was wissen Sie von ihm? Haben Sie ihn gesehen? Hat er Sie zu mir gesandt?

Er hat mich gesandt, Königliche Hoheit, aber ich habe ihn nicht gesehen. Wollen Eure Hoheit die Gnade haben, mich anzuhören? Indem ich jetzt zu Ihnen spreche, lege ich das Leben und die Sicherheit ehrenwerther Freunde und Kameraden zu Ihren Füßen nieder. Ein Wort von Ihnen und sie werden als Verräther dem Kriegsgericht überantwortet und man wird sie erschießen. Aber Eure Königliche Hoheit werden dies Wort nicht sprechen, denn Sie sind großmüthig wie ein Engel und Sie werden Erbarmen haben.

Reden Sie, reden Sie, sagte Amalie athemlos. Mein Gott, sehen Sie denn nicht, daß ich sterbe vor Erwartung?

Prinzessin, Trenck lebt; er ist in Ketten geschmiedet, aber er lebt, er wohnt in einer Höhle unter der Erde, aber er lebt! So lange er lebt, hofft er auf Sie, denkt er an seine Befreiung und seine Freunde hoffen und denken mit ihm. Er hat Freunde, welche bereit sind, für ihn ihr Leben zu wagen. Einer dieser entschlossenen Freunde ist in der Festung Magdeburg selbst, es ist einer der wachthabenden Lieutenants, ein zweiter Freund lebt ihm unter den kriegsgefangenen Officieren, es ist ein Hauptmann Kimsky, und der dritte Freund bin ich. Ich kenne Trenck seit meiner Jugend, und in einer schönen und schwärmerischen Stunde haben wir geschworen, einander beizustehen in jeder Gefahr und jeder Noth. Jetzt ist für mich der Moment gekommen, meinen Schwur zu lösen. Trenck ist gefangen und ich muß helfen ihn zu befreien. Aber unsere Kräfte sind geringe und vereinzelt. Es fehlt uns der Mittelpunkt, es fehlen uns Bundesgenossen in der Festung, und noch mehr in der Stadt selbst. Es fehlen uns Mittel und Wege, ihn fortzuschaffen und zu verbergen. Wir bedürfen eines mächtigen Beistandes, und Niemand als Eure Königliche Hoheit ist vermögend, uns denselben zu gewähren.

Ich habe in Magdeburg sichere und zuverlässige Freunde, auf die ich mich verlassen kann, sagte die Prinzessin. Sie werden auf meinen Wink bereit sein, ihm beizustehen, sie —

Plötzlich schwieg die Prinzessin und blickte Ranuzi mit scharfen, durchbohrenden Blicken an. Sie war schon zu oft getäuscht, zu oft hintergangen worden, man hatte zu oft schon ihr Netze gestellt und sie umgarnt, als daß sie nicht hätte mißtrauisch werden sollen.

Nein, sagte sie endlich rauh und hart, ich lasse mich auf diese Thorheiten nicht mehr ein. Gehen Sie, mein Herr, Sie sind ein schlechter Wahrsager und ich will nichts mehr davon hören.

Ranuzi lächelte und zog schweigend ein zusammengefaltetes Papier hervor, das er nach einer tiefen Verneigung der Prinzessin darreichte.

Sie entfaltete es mit zitternden Händen. Das Papier enthielt nichts als die Worte: „Graf Ranuzi ist ein ehrlicher Mann, dem man unbedingt vertrauen kann.“ Darunter stand: „nel tue giorni felice, ricordati da me.“

Die Prinzessin blickte lange und hochathmend auf die Schriftzüge hin, und endlich füllten sich ihre Augen mit Thränen, endlich mußte ihr Herz überschwellen von diesen schmerzenvollen und leidenschaftlichen Gefühlen, welche sie so lange und mit so bitterer Qual verborgen gehalten.

Sie drückte das Papier, welches seine Schriftzüge enthielt, an ihre Lippen, und heiße Thränenströme entstürzten diesen Augen, welche lange Jahre nicht mehr hatten weinen können.

Jetzt, mein Herr, sagte sie dann, jetzt sind Sie beglaubigt. Ich vertraue Ihnen, und nun sagen Sie mir, was ich zu thun habe.

Uns fehlen drei Dinge, Prinzessin. Erstens: ein Haus in Magdeburg, wo Trencks Freunde sich versammeln und zu jeder Zeit die nöthigen Verabredungen treffen, und wo wir nach seiner Befreiung ihn verbergen können. Zweitens: einige sichere und unverfängliche Freunde, welche sich mit uns verbinden und uns beistehen, und Drittens: fehlt uns Geld. — Wir müssen die Wachen bestechen, Pferde kaufen, wir müssen Trenck Helfershelfer in der Festung selbst verschaffen, und endlich müssen wir ihm Kleider schaffen. Außerdem aber bedarf es für mich der Erlaubniß, auf einige Tage nach Magdeburg reisen zu dürfen, um dort an Ort und Stelle selbst die nöthigen Verabredungen treffen zu können. An einem Vorwand dazu soll es nicht fehlen. Der Hauptmann Kimsky ist mein naher Verwandter. Er wird tödtlich erkranken und dann als letzte Bitte den Wunsch äußern, mich vor seinem Tode noch sehen zu dürfen. Diesen Wunsch wird einer seiner Kameraden hierher berichten und dann werde ich mich hülfeflehend an Eure Königliche Hoheit wenden.

Und ich werde einen Paß verschaffen, sagte Amalie entschlossen.

In Magdeburg werde ich dann selbst alle Vorbereitungen zur Flucht leiten.

Und Sie glauben, daß diesmal die Flucht gelingen wird? fragte die Prinzessin mit einem Lächeln, welches ihr armes verzerrtes Antlitz wie ein Sonnenstrahl durchleuchtete.

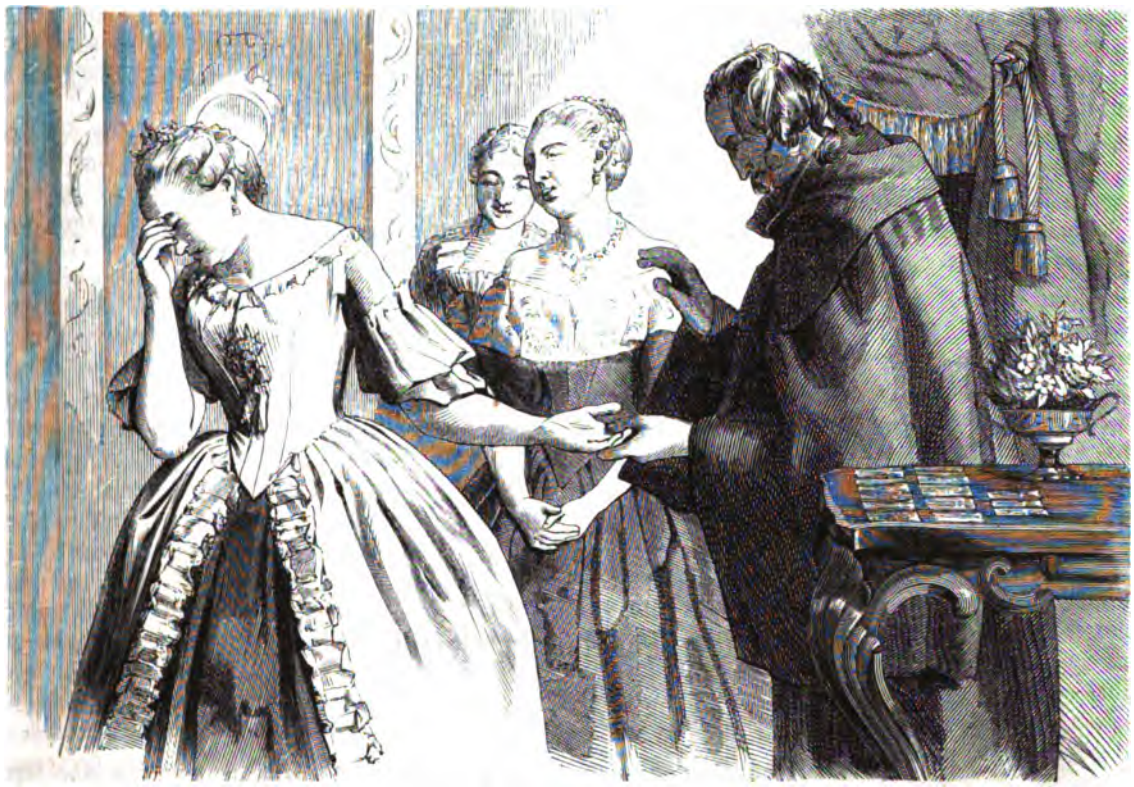
Ich glaube es nicht, ich bin dessen gewiß, vorausgesetzt, daß Eure Königliche Hoheit uns hülfreich sein wollen!

Die Prinzessin antwortete nicht. Sie durcheilte mit jugendlicher Leichtigkeit das Gemach und trat zu ihrem Schreibtisch hin, aus dem sie einige Geldrollen hervornahm. Dann setzte sie sich und schrieb mit

Nehmen Sie, mein Herr, sagte sie, ihm das Papier darreichend. Sie sehen, daß ich Ihnen vertraue, denn ich überliefere Ihnen da einen treuen Freund, und wenn Sie ihn verrathen, ist er verloren. Sobald Sie nach Magdeburg kommen, gehen Sie zu ihm und er wird Sie mit andern Freunden und Verbündeten bekannt machen, die in der Festung selber sind, wie er.

Und darf ich mich dieser Adresse bedienen, um unter derselben an meinen Freund Kimsky zu schreiben?

Sie dürfen das ohne Gefahr. Ich werde heute schon auf anderm Wege ihn benachrichtigen lassen, daß er dergleichen Briefe zu erwarten hat. — Hier



raſcher Hand auf ein Papier: „Sie dürfen dem Ueberbringer dieſes vollkommen trauen. Er iſt mein Freund. Stehen Sie ihm bei in Allem, was er unternimmt.“ Sodann faltete ſie das Papier zuſammen und verſiegelte es.

Ranuzi folgte jeder ihrer Bewegungen mit flammenden Augen und hochklopfendem Herzen. Als ſie die Feder nahm, um die Adreſſe zu ſchreiben, leuchtete ein Strahl wilden Triumphes in ſeinem Antlitz auf und ein ſtolzes Lächeln umſpielte ſeine Lippen. Aber als Amalie ſich zu ihm umwandte, war es ſchon wieder verſchwunden und ſein Geſicht war ſo ehrerbietig und ernſt wie zuvor.

iſt Geld, fuhr die Prinzeſſin fort, es ſind zwei Rollen, jede mit fünfhundert Ducaten. Es iſt vorläufig Alles, was ich habe. Sobald dieſe Summe aber erſchöpft iſt, wenden Sie ſich an mich, und ich werde dann ſchon wieder im Stande ſein, Anderes herbeizuſchaffen.

Sie reichte ihm die beiden Geldrollen und Ranuzi ſteckte ſie in ſeinen Buſen, indem er lächelnd ſagte: es iſt das Zaubermittel, mit dem wir ſeine Ketten ſprengen wollen.

Dann nahm Amalie eine koſtbare Brillantnadel, die auf ihrem Tiſche lag, und gab ſie Ranuzi, indem ſie auf das mit Blut beſchriebene Papier deutete, das ſie immer in der Hand behalten hatte.

Sie haben mir da ein köstliches Juwel gegeben, sagte sie, lassen Sie uns tauschen und nehmen Sie dies von mir an.

Ranuzi ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder und küßte die Hand, welche ihm das blitzende Geschenk darreichte.

Und jetzt, mein Herr, gehen Sie, sagte die Prinzessin dann. Meine Hofdame ist ein besoldeter Spion, und ein längeres Alleinsein mit Ihnen könnte ihr leicht verdächtig sein. Man würde Sie dann beobachten und vielleicht Alles entdecken. Gehen Sie also! Wenn ich an die Kraft des Gebetes glaubte, so würde ich von jetzt an Tag und Nacht auf meinen Knieen liegen und zu Gott flehen, daß er Ihr Werk segnen möge. So aber kann ich nur mit meinen Gedanken und meiner Sorge Ihnen folgen. Leben Sie wohl!

Und Eure Königliche Hoheit geben mir keine Antwort auf jene Zeilen, die Trenck mit seinem Herzblut geschrieben?

Amalie trat wieder zu ihrem Schreibtisch und, wieder die Feder nehmend, schrieb sie einige flüchtige Zeilen auf ein Stückchen Papier, das sie alsdann Ranuzi hinreichte.

Diese Zeilen lauteten: ovunque tu sei, vicina ti sono.

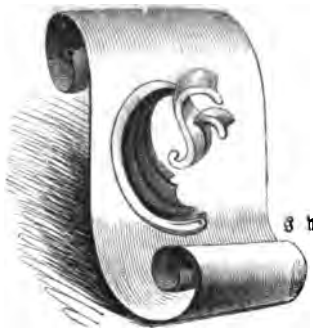
Geben Sie ihm das! sagte die Prinzessin. Es ist nicht mit meinem Herzblut geschrieben, aber mein Herz blutet doch um ihn, nur blutet es nach innen! — Und jetzt nehmen Sie Ihre Rolle wieder auf. Ich muß die Damen rufen!

Am Abend dieses Tages schrieb Ranuzi an seinen Freund, den in Magdeburg gefangenen Hauptmann Kimsky: „Der Plan ist gemacht und wird glücken. Wir werden die Festung in unsere Gewalt bekommen. Es ist doch ein gut Ding um ein romantisches Weiberherz, und es läßt sich sehr kühn damit intriguiren. Bald wird Magdeburg in unserer Gewalt sein! Bereite Alles vor und dann werde krank und rufe mich! Ich werde einen Paß bekommen, denn ich habe eine mächtige Gönnerin, und damit, weißt Du wohl, kann man auf der Welt Alles erlangen."

Diesen Brief sandte er indeß nicht durch die von der Prinzessin ihm angegebene Adresse, sondern durch die schöne Tagliazuchi, welche ihn an eine harmlose Freundin poste restante nach Magdeburg adressirte.

VI.

Ein Courtag in Berlin.



Es war heute der Geburtstag des Prinzen Heinrich, und der Königliche Hof wollte, auf den ausdrücklichen Wunsch des Königs, der darüber ein eigenes Handbillet an den Ober-Ceremonienmeister Herrn von Pöllnitz geschrieben, diesen Tag auf ganz solenne Weise feiern. Herr von Pöllnitz war daher schon von der Frühe des Morgens an selbst außerordentlich thätig, und kein Feldherr konnte die Vorbereitungen zu einer Schlacht mit mehr Ernst und Wichtigkeit betreiben, als der Herr Ober-Ceremonienmeister und Ober-Kammerherr die Vorbereitungen zu diesem Fest, das der Hof heute Abend in den großen Apartements des Königlichen Schlosses zu Berlin begehen wollte. Und allerdings war das eine sehr wichtige Angelegenheit, denn man wollte heute nicht bloß große Galacour halten, sondern nach derselben sollte ein Concert stattfinden, zu welchem die wenigen, noch in Berlin anwesenden italienischen Sänger und Sängerinnen befohlen worden. Wenn man auch dies genossen, sollte man zu einem noch andern Genuß schreiten, zu einem feinen und mit allem Luxus ausgestatteten Souper, an dem nicht bloß der Hof, sondern auch alle fremden kriegsgefangenen Officiere Theil nehmen sollten.

Dies Souper war für Herrn von Pöllnitz der Mittelpunkt und die Hauptangelegenheit des Festes, denn ein solches gehörte jetzt zu den Seltenheiten des Berliner Hofes, und es konnten Monate vergehen,

ehe die Königin daran dachte, zu einem ihrer Courtage ein Souper zu befehlen. — Herr von Pöllnitz mußte also jetzt, wenn es ihn nach irgend einem exquisiten Mahl gelüstete, sich solches auf seine eigenen Kosten verschaffen, und das war ein Gedanke, welcher ihn schaudern machte. Denn der würdige Ober-Kammerherr war zugleich verschwenderisch und geizig; er hatte in jedem Vierteljahr drei bis vier köstliche Tage des Genusses, wo er als grand Seigneur lebte und sich alle erdenklichen Freuden und Genüsse bereitete. Das waren die ersten drei bis vier Tage jedes beginnenden Quartals, wo der Herr von Pöllnitz sein Gehalt empfing, mit vollen Händen den Rest seines Geldes, welchen er den gierigen Händen seiner Gläubiger hatte abzulisten gewußt, um sich warf und sich wieder jung, glücklich und reich fühlte. Aber nach diesen Tagen stolzer Herrlichkeit kamen diese Wochen und Monate trauriger Eingeschränktheit, in denen Herr von Pöllnitz daran denken mußte, die Rolle dieser leichten und anmuthigen Schmarotzerpflanzen zu spielen, die selber haltlos und schwankend, sich irgend einem festen Stamm anschließen und ihm das Mark und die Kraft seines Lebens aussaugen. In diesen Monaten pflegte Herr von Pöllnitz wie ein Pirat Denen aufzulauern, welche im Stande waren, eine gute Tafel zu führen, und sobald er erlauert hatte, daß man irgend ein Diner beabsichtige, wußte er sich einen Platz an demselben zu erobern. Auch pflegte der würdige Hofherr in dieser Zeit ein leidenschaftlicher Kartenspieler zu sein, und der größte Beweis seiner Gewandtheit und Geschicklichkeit war, daß es ihm immer gelang, seine Partie zu Stande zu bringen, obwohl Jedermann wußte, daß es immerhin Geld koste, mit Pöllnitz zu spielen. Denn der Ober-Ceremonienmeister hatte ganz die erhabenen Grundsätze des Königs Ludwigs des Funfzehnten von Frankreich, welcher auch ein leidenschaftlicher Kartenspieler war, und für jeden Abend eine Summe von tausend Louisd'ors zum Gewinnen oder Verlieren ausgesetzt hatte. Gewann der König, so floß das Geld in seine Privat-Chatoulle, verlor er, so ward der Verlust aus der Staatskasse entnommen. Ganz diesem königlichen Beispiel folgend, pflegte Herr von Pöllnitz auch nur das Geld, was er gewann, in seine Tasche fließen zu lassen, verlor er aber, so borgte er das Geld, aber nicht von Demjenigen, an den er es verloren, sondern von einem der andern Mitspieler, und dann vergaß er nicht nur diese geliehene Summe für sein Spielunglück auszuzahlen, sondern ließ den Ueberrest auch in seine Tasche gleiten. So war Herr von Pöllnitz sicher, bei jedem Kartenspiel zu gewinnen, und diese Gewinnste bildeten sein Taschengeld.

Heute aber sollte er nicht nöthig haben, an irgend einer fremden Tafel sich zu erfreuen, sondern er selbst hatte die Honneurs der Tafel zu machen, und er hatte die Arrangements des Soupers mit einer Gelehrsamkeit und Sachkenntniß geleitet, welche sogar dem Herzog von Richelieu würde Bewunderung abgenöthigt haben. — Er hatte dies Mal durchaus nicht nöthig, seinem erfinderischen Genie Beschränkungen aufzuerlegen und Sparsamkeit walten zu lassen, vielmehr forderte es die Ehre, daß heute der Hof sich in seinem vollen Glanze zeige und der Welt beweise, wie die Lasten des langdauernden Krieges weder den königlichen Schatz noch die königliche Silberkammer erschöpft hätten, und daß man sehr gut den Krieg noch fortsetzen könnte, ohne die Privatschätze des königlichen Haushaltes anzugreifen. Es waren daher ausnahmsweise zu dem heutigen Souper aus dem königlichen Trésor alle die goldenen Geschirre entnommen, welche nach der Theilung des Nachlasses der Königin-Mutter von deren berühmtem goldenen Cabinet auf den Antheil des Königs gekommen waren. Dieser Antheil hatte sich in jüngster Zeit noch durch eine traurige Veranlassung gemehrt, durch den Tod nämlich der Markgräfin von Baireuth, welche ihren Erbschaftsantheil an dem goldenen Geschirr ausdrücklich ihrem Bruder, dem König, vermacht hatte.*) — Auch wollte der Hof heute en grande parure, die Königin und Prinzessinnen in vollem Schmucke ihrer Brillanten erscheinen, und durch auserlesene Pracht wollte man diesen stolzen und hochmüthigen Officieren imponiren, welche das Schicksal des Krieges als Gefangene in Berlin zurückhielt, und welche nicht ermangeln würden, an ihre Höfe Alles zu berichten, was sie hier erlebt und gesehen. —. Dieses Fest sollte also gewissermaßen eine Demonstration sein, welche der König von Preußen gegen seine übermüthigen Feinde machte und durch welche er ihnen beweisen wollte, daß, wenn er den Frieden wünschte, dies nicht geschah, weil es ihm an Geldmitteln zur Fortsetzung des Krieges fehlte, sondern weil er dem ächzenden und aus tausend Wunden blutenden Europa die Ruhe wiederzugeben wünschte, deren es so sehr bedurfte, um wieder zu genesen.

Außerdem aber hatte der König durch seine festliche Begehung des Geburtstages seines Bruders seinen eigenen Unterthanen den Beweis liefern wollen, wie hoch er selber den Prinzen stelle und wie sehr bereit er selber sei, diesen Feldherrn zu ehren

*) Als der Hof nach der Schlacht bei Kunersdorf nach Magdeburg floh, ward das goldene Service des Königs, welches er von seiner Mutter geerbt, mit dahin genommen. Der Erbschaftsantheil der Markgräfin von Baireuth blieb in Berlin, von wo ihn die Russen im folgenden Jahre (1760) als Beute mit nach Petersburg nahmen. (König: Geschichte Berlins, Theil V. S. 2.)

und zu lieben, der während der ganzen Dauer des Krieges noch nicht eine Schlacht verloren hatte, aber fast immer durch seine meisterhaften Operationen und Schlachtpläne dem Könige in seinen schwierigsten und gefahrvollsten Momenten rettend zu Hülfe gekommen war. Dieses Fest sollte also gewissermaßen eine Widerlegung der Gerüchte sein, welche die Feinde des Königs verbreiteten, und welche von dem Neid und der Eifersucht erzählten, mit denen der König die Erfolge, das Schlachtenglück und die Feldherrntalente seines Bruders betrachtete.

Es waren also sehr viel Gründe, um derentwillen Herr von Pöllnitz heute Sorge tragen mußte, das Familienfest des königlichen Hauses mit allem Glanz und Luxus des Königthums auszustatten, und es ward dies um so mehr für ihn eine wichtige Angelegenheit, als er annehmen durfte, daß der Prinz Heinrich eine sehr genaue und detaillirte Beschreibung dieses Festes erhalten würde, denn der Adjutant des Prinzen, der Graf von Kalkreuth, der zur Heilung seiner Wunden einige Monate in Berlin verweilt hatte, war jetzt genesen und wollte heute nach dem Feste noch Berlin verlassen, um zur Armee zurückzukehren.

Jetzt war die wichtigste Stunde des Festes herangekommen. Herr von Pöllnitz durchwanderte noch einmal mit prüfendem Feldherrnblick die Säle und sah mit stiller Befriedigung, daß Alles gut war. Ueberall verbreiteten Guéridons und Kronleuchter eine glänzende Tageshelle, überall herrschte Glanz und Luxus, und wenn man den Speisesaal betrat, so ward man fast geblendet von dem Glanz der goldenen und silbernen Geschirre, die da auf dem kostbaren Buffet aufgestapelt waren, und in deren glänzenden Flächen die Lichter der Kronleuchter sich spiegelten.

Allgemach auch begannen die Säle sich zu füllen, und bald flimmerte und blitzte es überall von goldgestickten Gewändern, von Ordenssternen und Brillanten, und ein buntes und seltsames Gewoge war in den von tausend Lichtern erhellten, von Blumenduft durchzogenen Sälen. Neben der reichen, phantastischen Uniform des russischen Bojaren sah man die leichten und gewandten Gestalten der französischen Chasseurs; hier prangte die reichgestickte Uniform des ungarischen Husaren, dessen bunte und geschmackvolle Tracht seltsam contrastirte zu der einfachen, dunkeln Uniform des Spaniers, welcher neben ihm stand und sich leise mit dem Italiener unterhielt, der das weiße geschmackvolle Kleid eines österreichischen Officiers trug. — Es schien, als hätten alle Nationen Europa's sich heute in diesem Königsschloß zu Berlin Rendezvous gegeben, oder der König habe seinem Hofe einige Proben von allen diesen Völkern gesandt, gegen welche er den Riesenkampf unternommen hatte und die er seine Feinde nannte. Da waren nicht bloß Deutsche aus allen Provinzen und Ländern der deutschen Fürsten, sondern es waren da Italiener, Spanier, Russen und Schweden, Schweizer und Ungarn, Niederländer und Franzosen, und alle diese waren Kriegsgefangene, und die Schwerter, welche an ihrer Seite hingen, waren gefärbt gewesen von dem Blute der Preußen, bis das Kriegsgeschick sie jetzt in die Scheide gebannt und die Feinde des Königs in die Gäste seines Hofes verwandelt hatte. — Aber während die Zahl der gefangenen, feindlichen Officiere, die da in den Königssälen der Ankunft der Königin harrten, mehr denn hundert betrug, war das preußische Heer nur gering vertreten. Die streitbaren Officiere standen im Felde, und nur Invaliden oder vom Alter gebeugte Krieger waren in der Hauptstadt zurückgeblieben, denn selbst die Jünglinge, welche noch nicht das zum Militairdienst bestimmte Alter erreicht hatten, waren zu den Heeren geeilt, durch ihren Muth und ihren Enthusiasmus über ihre Jahre sich erhebend, und früh gereift durch das Beispiel ihrer Väter. Die blitzenden Uniformen der gefangenen Officiere waren es daher zumeist, welche diese in den Königssälen versammelte Gesellschaft so glänzend erscheinen ließen, und diese bildeten den eigentlichen Contingent der Männerwelt, die sonst nur von einigen alten preußischen Generälen und von den Kammerherren und Hoflenten vertreten ward, welche ihr Dienst und Beruf verhinderte, Helden zu sein.

Auch Herr von Giurgenow und sein Freund, der Hauptmann von Belleville waren zu diesem Hoffest geladen, und hatten sich bereitwillig eingefunden, der preußischen Majestät ihre Huldigungen darzubringen, und nebenher ihre wichtigen Beobachtungen anzustellen.

Der Graf von Ranuzi, der schweigend und zurückhaltend, wie immer, die Säle durchwandelte, hatte sich zu ihnen gesellt, und war jetzt mit den beiden Herren in eine Fensternische des großen Coursaals getreten, um von diesem Standpunkt aus das bunte Gewoge, das sich da vor ihnen entfaltete, mit Ruhe zu beschauen.

Wissen Sie, sagte der Graf Ranuzi lachend, daß mir diese Scene hier erscheint, wie das tolle Gewirr in der Vorhölle, welche uns Dante so meisterhaft geschildert hat. Wir tragen Alle noch unsere glänzenden Masken und Larven, unter denen indeß nur unsere Leichname verborgen sind. Ein Wort unseres Herrn, und diese Gewänder fallen ab und die Todtenköpfe grinsen einander ein. Es hängt von dem Willen des Königs von Preußen ab, dieses Wort zu sprechen, denn er ist in der That unser Herr, und wenn er will, müssen wir unsere Schwerter abliefern, und

unsere schönen Uniformen mit dem Armensündergewand vertauschen.

Er wird aber nicht wagen, dies zu wollen, sagte Herr von Giurgenow. Ganz Europa würde ihn dafür einen Barbaren schelten, und ihn zur Rechenschaft ziehen für diesen Uebermuth.

Dann müßte ganz Europa vor allen Dingen erst in der Lage sein, ihn zur Rechenschaft ziehen zu können, bemerkte der Graf Ranuzi lachend, und leider hat das noch immer nicht den Anschein darnach.

Nicht den Anschein? fragte Herr von Belleville. Sie wissen also wohl noch nichts von dem herrlichen Sieg, den unser heldenmüthiger Feldherr Broglie bei Bergen über den Herzog Ferdinand von Braunschweig erfochten hat? Ganz Frankreich jubelt über dieses frohe Ereigniß, und die Marquise, oder vielmehr der König Ludwig hat unseren zweiten Turenne, den edlen Broglie, dafür zum Marschall ernannt.

Ich weiß davon, sagte Ranuzi, aber ich weiß auch, daß das Glück der Schlachten wandelbar ist, sonst wären wir Alle nicht hier.

Aber wir werden hoffentlich nicht mehr lange hier sein, erwiderte Giurgenow unwillig. Und sagen Sie doch, liegt es nicht unserer Gewalt, schon heute von hier fortzugehen? Was meinen Sie? Haben wir nicht unsere Schwerter? Man hat nicht gewagt, sie uns abzunehmen, denn man zittert immer noch vor uns, und will in unseren Personen die Völker ehren, die wir vertreten. Sehen Sie doch an dieser Zuvorkommenheit und Achtung, mit der man uns begegnet, wie sehr der König von Preußen seine mächtigen Feinde fürchtet, und wie er Alles vermeiden möchte, sie zu beleidigen. Nun denken Sie, was daraus entstehen würde, wenn wir heute, sobald die königliche Familie hier in unserer Mitte erschienen ist, Alle unsere Schwerter zögen und den ganzen preußischen Hof gefangen nehmen? Ich denke doch, wir sind in dieser Gesellschaft die Mehrzahl, und es würde für uns ein leichter Sieg sein. Wir würden uns alsdann in dem Schloß wie in einer Festung vertheidigen, und man würde gar nicht einmal wagen, uns ernsthaft anzugreifen, weil wir die Königin und die Prinzessinnen in unserer Gewalt hätten. Was meinen Sie zu diesem Plan, Herr Graf Ranuzi?

Ranuzi begegnete den scharfen und forschenden Blicken des Russen mit vollkommener Ruhe. Ich meine, daß das ein kühner Plan ist, sagte er, der leider nur an der Unausführbarkeit krankt. Wir würden unseren Sieg nicht eine Stunde behaupten können, denn die Garnison von Berlin ist immer noch groß genug, um uns zu bewältigen, und es giebt hier nicht, wie in Küstrin, tausende von russischen Gefangenen in den Kasematten, auf deren Beistand wir hoffen dürfen.

Der Graf hat Recht, sagte Belleville heiter. Es nützt nichts, hier eine solche grandiose und kriegerische Verschwörung zu machen. Wir müssen schon auf eine Art Rache nehmen an dieser Langeweile, die man uns hier erdulden läßt, und ich und meine Freunde wir sind fest entschlossen dazu. Wir wollen diese Fesseln der Etiquette, welche man uns hier auferlegt, nicht länger tragen, wir wollen uns frei machen von dem lästigen Zwang, mit dem man hier jede unserer Bewegungen hemmt. Die Damen hier wollen uns glauben machen, daß sie tugendhaft und keusch sind, weil sie ein erhabenes Wesen haben, und zu jeder Equivoque ein ernsthaftes Gesicht machen, aber wir wollen ihnen zeigen, daß wir uns von diesem Anschein nicht blenden lassen, und nicht gesonnen sind, wie deutsche seufzende Ritter zu den Füßen unserer unerbittlichen Schönen zu schmachten. Unsere tapferen Brüder haben die preußischen Männer bei Hochkirch und jetzt bei Bergen besiegt, und da wir nicht neben ihnen im Felde stehen können, wollen wir wenigstens hier die preußischen Frauen besiegen und demüthigen.

Ah, ich glaube wohl, flüsterte Herr von Giurgenow, daß Sie es zufrieden wären, das schöne Fräulein von Marschall besiegen zu können.

Ach, Monsieur, sagte Ranuzi lachend, Sie berühren da die Wunde unseres armen Freundes. Sie wissen also nicht, daß Fräulein von Marschall es ist, welche diesen Zorn des Herrn von Belleville verschuldet hat? Sie ist in der That eine stolze und übermüthige Schönheit, denn sie hat es gewagt, nicht allein die Liebeserklärungen des Herrn von Belleville zurückzuweisen, sondern sie hat ihn auch an ihrer Thür abweisen lassen, und als er ihr darauf ein sehr zärtliches und leidenschaftliches Billetdoux gesandt, hat sie ihm durch ihren Bedienten sagen lassen, sie werde das Billet an ihre Kammerzofe geben, für die es doch ohne Zweifel bestimmt sei.

Eh bien, was sagen Sie zu diesem Uebermuth? fragte der Franzose zornig. Aber sie wird es zu büßen haben, und ich habe schon mit meinen Freunden die nöthigen Verabredungen getroffen. Denn dies ist nicht bloß eine persönliche Affaire, sondern sie betrifft unserer Aller Ehre. Die ganze französische Armee, ja ganz Frankreich ist in meiner Person beleidigt worden, und es ist daher nothwendig, daß wir Genugthuung nehmen, nicht bloß an dieser übermüthigen Dame allein, sondern an allen Damen, an dem ganzen Hof hier. Und das soll noch heute Abend geschehen. Wir wollen es diesen langweiligen Damen beweisen, was wir von ihrer Prüderie halten, und die Frau Königin soll sehen, daß wir ganz und gar nicht gesonnen sind, uns dieser Etiquette zu fügen, welche sie beobachtet wissen will. Sie ist in

unseren Augen keine Königin, sondern nur die Frau unseres Feindes, über den wir bald triumphiren werden.

Ich rathe Ihnen indessen doch, mit Ihrer Rache zu warten, bis wir vollständig gesiegt haben, sagte Ranuzi leise. Denn Ihr Vorhaben könnte für uns Alle von den schlimmsten Folgen sein. Der König von Preußen ist niemals unschädlich, es sei denn, daß er todt ist, und er würde eine Beleidigung seiner Gemahlin an uns Allen strafen. Sie haben eine persönliche Affaire mit dem Fräulein von Marschall, nun wohl, machen Sie sie persönlich ab, aber ziehen Sie uns nicht mit hinein in Ihre Angelegenheiten, man könnte uns sonst leicht noch diesen Anschein von Freiheit nehmen, den man uns jetzt noch gelassen.

Der Graf hat Recht, sagte Giurgenow ernst. Man könnte uns von Berlin entfernen, und das wäre ein bitteres Schicksal für uns Alle!

Aber sehen Sie nur, die Thüren zu den Zimmern der Königin werden geöffnet. Der Hof wird erscheinen.

Und Sie werden demzufolge das Glück haben, Ihre grausame Schöne zu sehen, flüsterte Ranuzi dem Franzosen zu.

Sie soll ihre Grausamkeit heute noch bereuen, das versichere ich Sie, sagte Herr von Belleville zähneknirschend, und indem er mit einigen unsern von ihnen stehenden französischen Officieren einen Wink des Einverständnisses wechselte, trat er weiter in den Saal vor, bis an die äußerste Reihe dieses Spaliers, welches man zu beiden Seiten des Saals gebildet hatte und durch welches der Hof hindurchschreiten mußte.

Jetzt erschien auf der Schwelle der Thür der Ober-Ceremonienmeister mit dem goldenen Stab, und hinter ihm trat die Königin an der Seite der Prinzessin Amalie in den Saal. Beide erschienen sie im vollen Glanze ihres Ranges; eine kleine Krone von Brillanten glänzte in dem blonden Haar der Königin, und ihren blendendweißen, schön geformten Hals umschlang das wundervolle Halsband von Diamanten und Smaragden, von dem Baron von Bielefeld einst sagte, daß man sich für dasselbe ein souveraines Fürstenthum würde kaufen können. Ein silberdurchwirktes weißes Gewand, über welches ein dunkelrother, mit Hermelin besetzter Sammetshawl herniederfiel, umhüllte die schlanke und edle Figur der Königin, deren stille und bescheidene Miene, deren demüthig geneigtes Haupt indessen seltsam contrastirte zu dem Glanz, der sie umgab. Einen andern Contrast zu dieser bescheidenen und stillen Königin bildete die neben ihr erscheinende Prinzessin Amalie. Gleich ihrer königlichen Schwägerin war sie im vollen Glanz ihres Schmuckes und in herrlicher untadelhafter Toilette erschienen. Ihre Arme und ihr Hals, ihr Haar und ihre Hände flimmerten von Brillanten, und mit Knöpfen von Brillanten waren die Festons ihres Kleides von Silbergaze aufgenommen, um darunter das grüne, silbergestickte Unterkleid hervorschauen zu lassen. Aber die Prinzessin wußte sehr wohl, daß diese Kleiderpracht und die funkelnden Juwelen nur noch schärfer ihre unglückselige, gebeugte, siechе Gestalt, ihr armes verzerrtes Antlitz hervorheben würden, sie wußte, daß die Blicke Aller auf ihr mit einem höhnischen Lächeln, einem kalten, schadenfrohen Spott ruhen würden, daß man ihre Erscheinung als ein allerliebstes Amüsement begrüßen, und wenn man ihr den Rücken gewandt, von ganzem Herzen darüber lachen würde. Sie hatte deshalb ihre schneidende und kalte Miene angenommen, sie wollte dem Spott durch ihren eigenen beißenden Spott zuvorkommen und sich mit sanglantem Witz wenigstens rächen für die hohnlächelnden Blicke, die sehr deutlich aussprachen, was die Lippen nicht zu sagen wagten. Sie war daher kaum in den Saal getreten, als sie hier und dort ihren Bekannten Worte der Begrüßung zurief, denen jedes Mal ein giftiger Stachel, eine bittere Ironie beigemischt war, und die daher diejenigen, welche sie trafen, bitter verwunden mußten. Und wenn Amalie dann in den Gesichtern der Angeredeten sah, daß ihre scharfen Pfeile getroffen hatten, so blitzte ein boshaftes Feuer in ihren Augen auf und ein bitteres Lächeln umspielte ihre schmalen Lippen.

Hinter der Königin und der Prinzessin sah man die Prinzessin Heinrich erscheinen; auch sie in blendender Toilette und strahlend von Brillanten, aber wenn man sie anschaute, dachte man nicht an ihre Pracht, sondern fühlte sich nur erquickt durch ihre so jugendfrische, heitere und naturvolle Schönheit, durch die Güte und Unschuld, die aus ihrem rosigen Antlitz sprach.

Heute indeß war der Prinzessin Auge minder klar und leuchtend, ein trüber Schimmer beschattete ihre hohe reine Stirn und um ihre vollen purpurrothen Lippen zuckte es wie ein leises Schmerzgefühl. Vielleicht waren es die Erinnerungen an die schönen und glücklichen früheren Tage, welche sie die Einsamkeit des heutigen so bitter empfinden ließen, und machten, daß sie so zerstreut und gedankenvoll vorwärts schritt und gar nicht achtete auf dieses glänzende Spalier zu beiden Seiten des Weges, auf diese zahlreiche, von Blumen, Stickereien, Ordensbändern und Gold strahlende Gesellschaft, welche mit ehrfurchtsvoller Verneigung und gesenkten Hauptes die Prinzessin begrüßte.

Aber jetzt hoben sich die gesenkten Häupter wieder,

denn der Hof war vorüber, und mit kecken und fast herausfordernden Blicken schauten die jungen französischen Officiere auf die Hofdamen der Königin und der Prinzessinnen, welche jetzt sich näherten und hier und dort mit einem verstohlenen Lächeln, einem leisen Gruß den bewundernden Blicken ihrer Anbeter begegneten.

Nur Fräulein von Marschall schien gar nicht zu ahnen, daß die Blicke dieser kecken und übermüthigen Officiere auf ihr ruhten. Stolz und mit hochgehobenem Haupt schritt sie vorwärts, die großen himmelblauen Augen gerade auf die Prinzessin gewandt, welche vor ihr ging, mit keinem Lächeln, keinem Blick irgend Jemand begrüßend. Ihr edles, schönes Antlitz hatte einen fast strengen, entschlossenen Ausdruck, ihre Lippen waren leicht und kühn aufgeworfen und in ihren sonst so sanften Augen leuchtete es zuweilen wie ein zorniger Blitz ihrer Seele. Es war etwas Junonisches in ihrer Erscheinung; schön und lieblich war sie anzuschauen und kalt und strenge war doch ihre Schönheit.

Wie sie jetzt an Herrn von Belleville vorüberging, sagte dieser seufzend zu seinem Nachbar: Ah, sehen Sie nur diese schöne Galathea, diese schöne Marmorstatue, welche man durch Küsse erst zum Leben erwecken kann.

Fräulein von Marschall zuckte zusammen; ein glühendes Roth bedeckte ihr Antlitz und überflog sogar ihre Schultern und ihren Nacken, aber sie wandte sich nicht um, sie ging ruhig weiter, obwohl sie hörte, wie die Officiere lachten und zischelten, obwohl sie die frechen Blicke fühlte, mit denen sie sie verfolgten.

Die Königin und die Prinzessinnen machten die grande tournée durch den Saal, dann mischten sie sich unter die Gesellschaft. Der strenge Zwang der Etiquette hatte jetzt aufgehört und man überließ sich bis zum Beginn des Concerts einer heiteren und ungezwungenen Unterhaltung. Aber bald schien diese bei den französischen Officieren in eine rücksichtslose, tolle Fröhlichkeit ausarten zu wollen. Sie lachten und sprachen ungewöhnlich laut, man sah sie Arm in Arm an den Damen vorübergehen und hörte, wie sie sich über dieselben Bemerkungen mittheilten, die oft ein glühendes Roth, oft ein schnelles, erschrecktes Erblassen zur Folge hatten.

Selbst die Königin gewahrte diese seltsame und ungewöhnliche Aufregung der fremden Gäste, und um derselben ein Ende zu machen, verfügte sie sich mit dem Hof in den Concertsaal und befahl, die Musik anfangen zu lassen.

Aber auch dieses Mittel schien heute ohne Erfolg bleiben zu sollen. Die königliche Kapelle spielte mit meisterhafter Präcision eine vom König componirte Ouvertüre; die Sänger wetteiferten im kunstvollen Vortrag italienischer Arien; das Alles machte die laut und lebhaft geführte Unterhaltung der Franzosen nicht verstummen. Sie plauderten lachend und ungenirt weiter, und weder die erstaunten Blicke der Prinzessinnen, noch die Winke des Ober-Ceremonienmeisters schienen Eindruck auf sie zu machen.

Plötzlich, während eben eine Pause eingetreten war, hörte man die Prinzessin Amalie, welche sich von ihrem Fauteuil aufgerichtet und den Herrn von Pöllnitz mit ihrem Fächer zu sich gewinkt hatte, mit schneidender und lauter Stimme sprechen.

Herr Ober-Ceremonienmeister, sagte sie, ich ersuche Sie, diese schreienden Papageyen der Marquise von Pompadour zum Schweigen zu bringen. Man kann vor ihrem Gekreisch die schöne Musik nicht hören. Dergleichen Vögel passen wohl in das galante Boudoir einer gewissen Marquise, nicht aber in das Königsschloß zu Berlin!

Herr von Pöllnitz schrak zusammen vor Entsetzen und heftete einen flehenden Blick auf die Prinzessin; in der Gruppe der französischen Officiere aber erhob sich ein unwilliges Gemurmel, das immer lauter anschwellte, immer drohender ward, und fast die eben wieder beginnende Musik übertönte.

Die Königin neigte sich mit einem sanften Lächeln zu der Prinzessin hin. Ich bitte Sie, meine Schwester, sagte sie, denken Sie daran, daß wir arme, schutzlose Frauen sind und wenig im Stande uns zu vertheidigen. Geben wir uns den Anschein, diese Ungezogenheit nicht zu bemerken, und vergessen wir nicht, daß der König es uns zur Pflicht gemacht hat, diese französischen Herren freundlich und mit Auszeichnung an unserem Hofe zu empfangen.

Und Sie freilich sind immer eine Sclavin der Befehle des Königs, den Sie besser und richtiger Ihren „Herrn", als Ihren „Gemahl" nennen können! rief die Prinzessin erzürnt.

Ueber das stille Antlitz der Königin flog ein sanftes Lächeln. Sie haben Recht, sagte sie, ich bin seine Sclavin, und meine Seele hat ihn zu ihrem Herrn angenommen. Lassen Sie mich also gewähren, und tadeln Sie mich nicht, wenn ich ihm gehorsam bin.

Das heißt, Sie wollen die Grobheiten der übermüthigen Herren Franzosen ungestraft dulden?

Das heißt, ich werde mir Mühe geben, sie nicht zu bemerken, sagte die Königin, indem sie ihre Aufmerksamkeit wieder der Musik zuwandte.

Hinter dem Fräulein von Marschall stand indeß der Herr von Belleville, und während das Concert seinen Fortgang nahm, neigte er sich zu ihr und sprach lange und angelegentlich. — Aber Fräulein von Marschall antwortete ihm nicht; weder seine heißen Liebesbetheuerungen, noch seine glühenden Vorwürfe, weder sein leidenschaftliches Flehen, noch

sein kecker und beleidigender Uebermuth war im Stande ihr ein Wort, einen Blick abzugewinnen. Als aber das Concert beendet war und man sich in den Tanzsaal verfügte, wo bis zum Souper getanzt werden sollte, wandte sich das schöne Hoffräulein mit vollkommener Ruhe und Gleichgültigkeit zu dem Herrn von Belleville um.

wohl geneigt sein wird, mir eine mir lästige und unangenehme Gesellschaft abzuwehren.

Sie hatte das mit so lauter, voller Stimme gesagt, daß nicht blos Herr von Belleville, sondern die ganze Gruppe der französischen Officiere, welche hinter ihm standen, ihre Worte vernommen hatten. Jetzt ging sie vollkommen gelassen und ruhig vorüber

Mein Herr, sagte sie, ich verbiete Ihnen, mich länger mit Ihrer Nähe zu belästigen, und ich rathe Ihnen, nicht noch länger meine Ohren mit diesen unanständigen Romanzen, welche Sie vielleicht auf den Gassen von Paris gelernt haben, zu beleidigen. Wenn Sie es dennoch wagen sollten, weil Sie mich vielleicht ohne Beistand glauben, so benachrichtige ich Sie, daß mein Vater eben angelangt ist und daß er

und schritt zu jenem großen und ältlichen Herrn hin, der dort am Spiegelpfeiler lehnte und ihr lächelnd seine Hände entgegenstreckte.

Mein Vater, sagte sie, Gott selber hat Ihnen heute den Gedanken eingegeben, zur Stadt zu kommen. Nun Sie da sind, fürchte ich nichts mehr, denn ich weiß, daß Sie mich beschützen werden.

Inzwischen hatten die Musiker die ernste und

zugleich coquette Weise einer Menuette angestimmt, und die Tänzer näherten sich den Damen, um sie zum Tanz aufzufordern. Aber sie thaten das in so zwangloser Manier, mit einer so sichtbaren Nonchalance, sie fügten ihrer Aufforderung so leichtfertige, und wenig respectvolle Worte hinzu, daß die Damen entsetzt zurückwichen und nur schweigend und scheu ihren Tänzern folgten.

Prinzessin Amalie hatte indeß das Fräulein von Marschall zu sich gerufen. Sie hatte die Worte des Hoffräuleins vernommen, und war, während die Königin und die Prinzessinnen sich zum Spiel niedergesetzt hatten, im Tanzsaal geblieben, um ihre Beobachtungen zu machen und den ferneren Verlauf dieser Affaire des Fräuleins zu überwachen.

Sie reichte der Hofdame mit einem gütigen Lächeln die Hand. Mein Kind, sagte sie, ich freue mich, daß Sie den Muth besitzen, diesen unverschämten Gecken zu trotzen. Fahren Sie nur fort, und Sie dürfen auf meinen Schutz und Beistand zählen. Warum tanzen Sie nicht?

Sie sehen wohl, daß man mich nicht auffordert, sagte die Hofdame lächelnd.

In der That sah man einige der Officiere mit geflissentlicher Hast sich dem Fräulein nähern, um sie zum Tanz zu führen; dann, indem sie schon im Begriff waren, ihr die Hand zu bieten, machten sie eine Geberde, als ob sie jetzt erst die Dame erkannt und im Irrthum gewesen wären, und ihr den Rücken zuwendend, entfernten sie sich ohne ein Wort der Entschuldigung.

Der Prinzessin Augen blitzten vor Zorn. Ich verspreche Ihnen, sagte sie, daß ich diese Unverschämtheit strafen werde. Dann wandte sie sich an Herrn von Marschall, welcher hinter seiner Tochter stand. Herr Baron, sagte sie, wenn es hier zum Duell kommt, werde ich Ihr Secundant sein!

VII.

In der Fensternische.

Während dies im Tanzsaal geschah, und während die Königin sich an den Spieltisch begeben hatte, stand die Prinzessin Wilhelmine, die Gemahlin des Prinzen Heinrich, in einer großen Fensternische des Ballsaals, und unterhielt sich mit dem Grafen von Kalkreuth, dem Freund und Adjutanten ihres Gemahls, zu dem der Graf jetzt im Begriff war zurückzukehren, da seine Wunden genesen waren und er sich wieder hergestellt fand.

Sie sprachen lebhaft und angelegentlich miteinander, aber die Musik übertönte ihre Worte und machte sie selbst den Nahestehenden unverständlich.

Was sprachen sie zueinander? Es waren anscheinend kleine und gleichgültige Dinge, sie hatten vielleicht einen tieferen und geheimnißvolleren Sinn, denn sowohl das Antlitz der Prinzessin, wie das des Grafen war ernst und düster, und das Lächeln war aus dem reizenden Antlitz der Prinzessin verschwunden. Sie sprachen von gleichgültigen Dingen, weil sie beide nicht den Muth hatten, das große Wort, das Wort des Abschieds zu sprechen.

Eure Königliche Hoheit haben mir also keine weiteren Aufträge an den Prinzen mitzugeben? fragte der Graf jetzt nach einer Pause.

Nein, sagte die Prinzessin leise, ich habe ihm erst gestern geschrieben und meinen Brief durch den Courier gesandt. Schildern Sie dem Prinzen das heutige Fest, und sagen Sie ihm, wie Sie uns Alle, wie Sie mich gefunden haben.

Dann werde ich ihm auch erzählen dürfen, daß Euere Königliche Hoheit sich vollkommen heiter, vollkommen glücklich, strahlend in Gesundheit und Schönheit befanden, als ich Sie verließ! sagte der Graf.

Das waren ganz einfache und dem Moment angemessene Worte, und doch wurden sie in einem harten, bittern Ton gesprochen, und doch heftete die Prinzessin ihre großen Augen mit einem fast flehenden Ausdruck auf den Grafen. Dann löste sie mit einer raschen Bewegung das Bouquet weißer Rosen,

das sie an ihrem Busen trug, aus der Brillantagraffe los, und reichte es dem Grafen.

Als ein Zeichen, wie glücklich und heiter Sie mich gefunden haben, sagte sie, mögen Sie meinem Gemahl diese Blumen bringen, und ihm sagen, daß ich mich mit denselben zu seinem Feste geschmückt hatte.

Der Graf preßte die Lippen heftig aufeinander, als wollte er einen Aufschrei des Zornes zurückhalten, und seine Blicke hefteten sich mit einem flammenden Ausdruck auf die Prinzessin. Aber er hob die Hand nicht zu den Blumen empor, und schien gar nicht zu bemerken, daß sie ihm dieselben noch immer entgegenhielt.

Nun, mein Herr, fragte die Prinzessin Wilhelmine, Sie nehmen meine Blumen nicht?

Nein, sagte er stürmisch, ich nehme sie nicht!

Die Prinzessin zuckte zusammen, und blickte angstvoll umher, als fürchte sie, es möchte noch Jemand außer ihr dieses stürmische Nein gehört haben. Aber hochaufathmend überzeugte sie sich, daß kein Lauscher in ihrer Nähe gewesen. Ihre Hofdame, Fräulein von Marschall, befand sich noch immer in der Nähe der Prinzessin Amalie, und ihr Kammerherr unterhielt sich mit einem der fremden Officiere. Außerdem hielt die Ehrerbietung einen ziemlichen Raum um die Prinzessin frei, und isolirte sie genug, um die Fortsetzung ihres Gesprächs wagen zu können.

Weshalb nehmen Sie meine Blumen nicht? fragte sie stolz.

Der Graf trat näher zu ihr heran. Ich will es Ihnen sagen, Prinzessin, flüsterte er, ich muß es Ihnen sagen, wenn dieser zornige Schmerz, welcher wie Feuer in meiner Brust brennt, mich nicht tödten soll. Ich nehme Ihre Blumen nicht, weil ich nicht der Liebesbote zwischen Ihnen und Ihrem Gemahl sein will, weil ich die Entwürdigung und die Schmach, die für mich in einer solchen Botschaft liegt, nicht annehmen kann. Denn, Prinzessin, Sie haben es vergessen, aber ich entsinne mich noch jener wundervollen Zeit, in welcher ich, und nicht der Prinz, von Ihnen mit einer so köstlichen Gabe begnadigt ward. Damals ließen Sie mich hoffen, daß dieses glühende und unvergängliche Gefühl, welches meine ganze Seele, mein ganzes Herz bewegt, in Ihnen wenigstens einen Anklang fände, daß Sie mich wenigstens nicht dazu verdammen wollten, ungehört und unverstanden zu sterben.

Ich wußte damals noch nicht, daß mein Gemahl mich liebte, murmelte die Prinzessin. Ich glaubte mich frei und wohl berechtigt, mein Herz, welches Niemand beanspruchte, zu verschenken, an wen ich wollte.

Aber nicht sobald hatten Sie erfahren, daß der Prinz Sie liebe, als Sie stolz und kalt sich von mir wandten, fuhr der Graf mit Bitterkeit fort. Ohne Erbarmen, ohne Mitleid und ohne Schonung traten Sie mein Herz unter Ihre Füße, und nicht Ein Blick, nicht Ein Wort hat mir jemals gezeigt, daß Sie sich auch nur der Vergangenheit erinnerten. O, ich will Ihnen sagen, was ich damals gelitten. Sie haben ein kaltes Herz, und würden sich meiner Qualen daher nur freuen. Aber ich sage Ihnen, ich liebte Sie so sehr, daß ich Sie fast haßte, daß ich in der Raserei meiner Schmerzen Sie verwünschte und Ihnen fluchte, daß ich Gott dankte, als der Krieg kam und mich zwang zu thun, wozu ich bis dahin nicht den Muth und die moralische Kraft gefunden: mich von Ihnen zu entfernen, um nicht mehr täglich Ihr bezauberndes, Ihr verhaßtes Antlitz zu sehen, nicht dazu verurtheilt zu sein, ein täglicher Zeuge zu sein, wie Ihr Gemahl Sie anbetete, und wie Sie mit lächelnder Huld ihn ermuthigten. Ja, ich dankte Gott für diesen Krieg, denn nun durfte ich hoffen, zu sterben, ohne meinen Namen durch einen Selbstmord zu entehren. Ich war tapfer, weil ich das Leben verachtete, ich stürzte mich in die Reihen der Feinde, weil ich unter ihnen den Tod suchte. Aber der heilige Friedensengel des Todes verschmähete mich, wie Sie mich verschmähet hatten. Man trug mich noch lebend vom Schlachtfelde, man transportirte mich nach Berlin, um hier Heilung zu suchen. O, man wußte nicht, daß ich hier täglich nur immer neue und bittere Wunden empfangen sollte. Denn Sie sind grausam gewesen, grausam bis zu diesem letzten Moment. Sie haben gesehen, was ich litt, aber Sie waren unerbittlich. O, Prinzessin, es wäre besser gewesen, Sie hätten mir den Eintritt in Ihre Gemächer versagt, Sie hätten mich aus ihrer Nähe verbannt, besser, tausend Mal besser, als daß Sie mich verdammten, das Paradies Ihrer Nähe als eine Hölle zu empfinden, und mein Herz erstarren zu lassen unter Ihren freundlichen, kalten Blicken, die mich immer zu sich lockten, und mich doch immer in ehrerbietige Entfernung bannten. O, Prinzessin, Sie haben ein grausames Spiel mit mir getrieben, und Sie wollen es fortsetzen bis zum letzten Moment. Sie wollen mich zum Ueberbringer Ihrer Liebesbotschaft an den Prinzen machen. Sie wissen sehr wohl, daß ich mein Herzblut darum geben würde, eine dieser Blumen zu besitzen, und Sie geben sie mir, damit ich sie einem Anderen bringe. Prinzessin, hier endet meine Demuth und Unterwürfigkeit: Sie haben sich an mir als Frau versündigt, und ich habe daher auch wohl ein Recht, Ihnen als Mann zu antworten: Ich nehme diese Blumen nicht, und ich werde sie nicht Ihrem Gemahl bringen. Und jetzt, Prinzessin, da ich Ihnen Alles gesagt habe, jetzt bitte ich Sie mich zu verabschieden.

Die Prinzessin hatte ihm bebend zugehört, ihr Antlitz war immer bleicher geworden, und ganz ermattet lehnte sie sich zurück an die Wand der Nische. Als der Graf jetzt schwieg, richtete sie sich mühsam wieder empor.

Bevor Sie jetzt gehen, flüsterte sie leise, hören Sie noch ein Wort von mir. Es könnte sein, daß der Tod, von dem Sie sagen, daß Sie ihn suchen, sich von Ihnen auf dem Schlachtfeld finden ließe, und dann wäre dies unsere letzte Unterredung auf dieser Welt. In solchem Moment darf man wohl die Wahrheit zu einander sagen, und die Seelen, welche sonst mit dichten Schleiern verhüllt sich gegenüberstehen müssen, dürfen wohl für einen Augenblick sich unverhüllt zeigen. Was ich Ihnen jetzt sagen will, das sollen Sie, wenn Sie fallen, als mein Geheimniß mit in Ihr Grab nehmen, aber wenn Gott meine Gebete erhört, und Sie einst heimkehren läßt, so fordere ich von Ihnen, daß Sie es vergessen, und mich niemals daran erinnern! — Sie haben gesagt, daß ich ein kaltes Herz habe, aber ich erstickte nur die Flammen, welche in mir tobten, weil ich nicht wollte, daß sie mit ihrer Gluth meine Ehre und meine Pflicht zu Asche verbrennten. Sie haben gesagt, daß meine Augen niemals trübe gewesen, daß ich niemals geweint habe. Ach, glauben Sie mir, ich habe innen geweint, und die Thränen, die man ungesehen in sein Herz zurückfließen läßt, sind bitterer, als diejenigen, welche man nach außen weint. Sie machen es mir zum Vorwurf, daß ich jetzt, während Sie hier verwundet und krank zu mir kamen, Sie nicht von mir gestoßen, Ihnen nicht meine Thür verschlossen habe. Ach, ich wußte wohl, daß dies meine Pflicht war, ich habe Gott tausend Mal auf den Knieen angefleht, mir die Kraft zu verleihen, dies zu thun, aber Gott hat vielleicht meine Bitte nicht gehört, oder er wollte sich nicht meiner erbarmen. Ich konnte Sie nicht gehen heißen, denn hätten meine Lippen es gethan, so würde der laute Verzweiflungsschrei meines Herzens Sie zurückgerufen haben, meine Hand hatte nicht die Kraft, Ihnen meine Thür zu schließen, denn meine Seele bannte sie, und hielt sie gelähmt. Meine Lippen konnten wohl Ihnen die Antwort auf die Frage verweigern, welche ich in Ihrem Antlitz, in Ihrer Schwermuth las, aber mein Herz hat Ihnen dennoch geantwortet, denn ach, gleich Ihnen habe ich nicht vergessen können, gleich Ihnen, erinnerte ich mich dieser schönen und zauberhaften Vergangenheit und werde es nimmer meinem Gemahl verzeihen können, daß er sich trennend zwischen mich und Sie gestellt. Jetzt wissen Sie Alles, jetzt gehen Sie, und da Sie diese Blumen nicht meinem Gemahl geben wollen, nun so nehmen Sie sie für sich, denn, ich will es Ihnen gestehen, für Sie hatte ich diese Blumen bestimmt, und ich habe sie mit meinen Thränen getauft. Leben Sie wohl!

Sie reichte ihm die Blumen dar, und dann, ohne ihn nur noch anzusehen, ohne ihm Zeit zu einer Erwiderung zu lassen, trat sie aus der Fensternische und winkte ihren Kammerherrn zu sich.

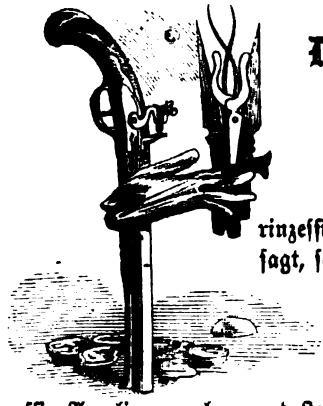
Herr von Saldow, sagte sie, begleiten Sie gefälligst den Herrn Grafen, und übergeben Sie ihm die Bücher und Schriften, welche mein Gemahl befohlen hat!

Dann ging sie weiter, stolz und ruhig, und mit einem Lächeln auf den Lippen, von dem Niemand ahnte, was es ihrem Herzen kostete. Nicht ein einziges Mal schauete sie zurück, und doch hätte Graf Kalkreuth ein Jahr seines Lebens darum gegeben, nur noch mit einem Blick von diesem schönen, edlen Antlitz Abschied nehmen, mit einem Blick Abbitte thun zu können für die harten und rauhen Worte, welche er gewagt hatte, zu ihr zu sprechen. Aber Prinzessin Wilhelmine hatte mit Absicht die Scheidewand, welche die Welt zwischen ihnen aufgerichtet, und welche die Liebe für einen kurzen Moment verschwinden gemacht, wieder zwischen sie Beide gestellt. Ihr Herz hatte noch die schamhafte Scheu der Tugend, und nach dem Bekenntniß, welches sie dem Grafen gemacht, wagte sie es nicht, ihn wieder anzusehen.

Der Graf mußte sich fügen, er mußte dem Kammerherrn folgen und sich zur Abreise rüsten, aber er that das Alles in einer Art Betäubung, in einem zugleich dumpfen und entzückenden Taumel, und wie er das Schloß verließ, und von seinem Wagen aus zum letzten Mal zu den erleuchteten Fenstern emporschaute, hinter denen sie weilte, flüsterte er leise: Ich werde nicht sterben, ich werde zurückkehren und sie an diese Stunden mahnen.

Dann drückte er das Bouquet, das er bis dahin an seiner Brust unter seinem Gewande verborgen hatte, an seine Lippen und lehnte sich träumend zurück in die Kissen des dahinrollenden Wagens.

VIII.



Die Nußschalen hinter dem Fauteuil der Königin.

Prinzessin Wilhelmine, wie gesagt, schaute nicht ein einziges Mal zu dem Grafen um, sie durchschritt schweigend den Tanzsaal, um zu der Prinzessin Amalie zu gehen, und stand noch einen Moment neben den Paaren, die eben eine Française tanzten, welche die französischen Officiere den Damen als neuesten Pariser Tanz gelehrt. Es war ein graciöses und coquettes Begegnen und Fliehen, ein Annähern und Meiden in diesem Tanz, in dem die Damen ihren Cavalieren gegenüberstanden, und bald in anmuthigen Wendungen ihnen entgegenschritten, bald in zierlicher Hast vor ihnen zu fliehen schienen, dann von ihnen in kunstvollen Touren verfolgt wurden, bis zu Ende des Tanzes die Hände der Tänzer und ihrer Damen sich ineinander fügten und die Paare in graciösem Menuettschritt den Saal durchzogen.

Prinzessin Wilhelmine hatte schweigend, und ohne den Tanz zu beachten, dagestanden. Sie sah kaum, daß der Tanz jetzt beendet war, sie hörte kaum, daß die Musik jetzt verstummte. Vor ihren Ohren tönte eine andere, eine schönere Melodie, sie glaubte immer noch *seine* Stimme zu hören, welche zu ihr Worte zorniger Liebe, verzweiflungsvoller Aufregung spreche. Aber die Stille, welche dem Tanz und der Musik folgte, weckte sie aus ihren Träumen und sie schritt weiter. Plötzlich ward diese Stille indessen von der wohlbekannten, schneidenden Stimme der Prinzessin Amalie unterbrochen.

Wie gefällt Ihnen dieser Tanz, Herr Baron von Marschall? sagte sie. Die französischen Herren Officiere haben ihn unsern Damen gelehrt als Gegengeschenk zu dem andern Tanz, den diese Herren von den Männern dieser Damen bei Roßbach gelernt haben. Bei Roßbach aber ging der Tanz in einem viel rascheren und flüchtigeren Tempo, und wenn die Herren Franzosen immer so viel en avant commandirten, so kommt das daher, weil sie bei Roßbach schon genug en arrière geschrieen hatten!

Eine Todtenstille folgte diesen beißenden Worten der Prinzessin, und man konnte in jedem Winkel des Saales das heisere, höhnische Lachen hören, mit dem sie ihre Rede schloß. Dann stand sie auf, und sich auf den Arm des Barons von Marschall lehnend, ging sie der Prinzessin Wilhelmine entgegen, indem sie ihre scharfen, stechenden Blicke auf die Gruppe der Officiere heftete, welche hier und dort zusammengetreten waren, und leise und angelegentlich sich mit einander besprachen.

Plötzlich trat der Herr von Belleville am Arm eines Officiers aus einer dieser Gruppen hervor und ging lachend und plaudernd, und ohne die Gegenwart der Prinzessinnen zu beachten, mit ihm auf und ab. Dann näherte er sich dem Orchester, und rief mit fröhlichem Ton: Messieurs, haben Sie die Güte und spielen Sie einen deutschen Walzer, aber in dem raschen Tempo, wie ihn die Oesterreicher bei Hochkirch gespielt, als sie die Preußen vor sich her trieben, oder auch in dem Tempo, wie ihn Feldmarschall Broglio bei Bergen gespielt, als er die Preußen jagte. Spielen Sie, Messieurs, spielen Sie!

Und nachdem er so gesprochen, eilte er in tänzelndem Schritt zu Fräulein von Marschall hin, die an der Seite ihres Vaters stand. Ohne sich zu verneigen, faßte er mit einem raschen Griff ihre Hand.

Kommen Sie, ma toute belle, sagte er. Sie haben heute wieder lange genug Marmorstatue gespielt. Jetzt ist es Zeit, daß Sie in meinen Armen zum Leben erwachen. Kommen Sie also, und tanzen wir Ihren unzüchtigen deutschen Walzer, den bei uns kein anständiges Frauenzimmer wagen würde zu tanzen! Kommen Sie!

Er wollte das Fräulein mit sich fortziehen, aber plötzlich legte sich ein Arm schwer und gewichtig auf seine Hand und schleuderte sie zurück.

Ich habe Sie zu Ende reden lassen, sagte die kalte und ironische Stimme des Barons von Marschall. Ich wollte von Ihnen ein bischen von der gerühmten Galanterie lernen, auf welche die Herren Franzosen so stolz sind. Indessen scheint es, als ob jetzt zu Paris ein seltsamer Ton herrsche, ein Ton, wie er wohl für die Boudoirs der Maitressen, nicht

aber für die Ohren anständiger Damen passend und geeignet ist. Ich ersuche Sie also, hier diesen Ton nicht anzustimmen, weil ich fest entschlossen bin das nicht zu leiden!

Herr von Belleville lachte laut auf und sah dem Baron mit einem insolenten Blick ganz nahe in's Gesicht. Und wer sind Sie denn, Monsieur, fragte

einem Pavian die Häßlichkeit und von einem Iltis die kleinen Augen geborgt haben, Sie wollen der Vater der schönen Galathea Marschall sein? Ach, mein Herr, bilden Sie das einem Anderen ein. Ich glaube nicht an eine solche Verirrung der Natur, und ich wiederhole meine Frage: wer sind Sie, und wie ist Ihr Name, mein Herr?

er und wie kommen Sie zu der Freiheit, mich, der die Ehre hat, Sie nicht zu kennen, mich um Etwas zu ersuchen?

Ich bin der Baron von Marschall, der Vater dieser Dame, die Sie zu beleidigen gewagt!

Herr von Belleville lachte noch lauter, als vorher. Ah, das ist ein hübsches Märchen, das Sie mir da erzählen, sagte er. Wie, mein Herr, Sie, der von

Und ich wiederhole Ihnen, ich bin der Baron von Marschall, der Vater dieser Dame.

Herr von Belleville verneigte sich spöttisch. Nun wohl, mein Herr, sagte er lächelnd. Wenn die Frau von Marschall im Stande gewesen ist, Sie das glauben zu machen, so ist das ein Beweis, daß Sie eine sehr geistreiche und redegewandte Dame ist, und daß Sie ein sehr guter leichtgläubiger Mann sind.

Vielleicht bin ich weniger leichtgläubig, als Sie denken, sagte Herr von Marschall ruhig. Es würde mir zum Beispiel schwer, ja unmöglich sein, zu glauben, daß Sie ein wirklicher Edelmann sind, während ich Ihnen von mir versichern kann, daß ich nicht blos ein Edelmann, sondern ein Mann von Ehre bin.

Herr von Belleville war im Begriff eine zornige und herausfordernde Antwort zu geben, als die Thüren zu dem Speisesaal geöffnet wurden, und ein Meer von Lichterglanz und Wohlgerüchen in den Saal ergossen.

Zur selben Zeit trat die Königin mit den Prinzessinnen und ihrem Hofstaat aus der Thür des Spielzimmers in den Saal, und machte durch ihr Erscheinen jedes Gespräch und jede laute Aeußerung verstummen.

Schweigend und mit einem sanften Lächeln durchschritt die Königin den Saal, um sich zur Tafel zu begeben, und vor ihrer stillen und reinen Hoheit neigten sich alle Häupter, senkte sich jeder Blick zu Boden.

Dann, als die Königin sich niedergelassen, gab der Ober-Ceremonienmeister das Zeichen, daß es auch allen Uebrigen gestattet sei, sich zu setzen, und jetzt schmetterten die Fanfaren, jetzt flogen die Bedienten in ihren goldenen Livréen auf und ab, um auf silbernen Tellern den Gästen der Königin die auserlesenen, duftenden Speisen darzureichen, welche der erfinderische Kopf des Herrn von Pöllnitz für den heutigen Abend ausgewählt.

Nichts ist so im Stande, die Gemüther zu beruhigen, als ein kostbares und ausgesuchtes Mahl, und die übermüthigen Herrn Franzosen hatten bald bei den exquisiten Speisen ihren Zorn und ihre gekränkte Eitelkeit vergessen, und ließen es sich wohlschmecken an der Tafel des Königs, und aßen und tranken zu Ehren des kühnen und tapferen Prinzen, der sie von Roßbach hierher gesandt. — Aber wenn die schönen Speisen sie ihres Zornes vergessen machten, so belebte der feurige Wein bald nur noch mehr ihren leichtsinnigen Uebermuth, und ließ sie vergessen, daß sie sich an der Tafel einer Königin befanden. Immer lauter und ausgelassener ward ihre Fröhlichkeit, immer tobender und rücksichtsloser ihr ungenirtes Lachen, und in ihrer tollen ungebundenen Lustigkeit wagten es sogar einige von ihnen, halblaut diese kleinen pointirten und zweideutigen Chansons anzustimmen, welche das Volk in Paris zu singen pflegte, und welche die Marquise von Pompadour, wenn sie dieselben von ihren Hofherren singen hörte, weinen machten vor Lachen.

Vergebens war es, daß der Hofmarschall sie leise und mit allen Formen der Höflichkeit ersuchte, nicht bei Tafel zu singen. Wir haben so lange dem unangenehmen und langweiligen Gekrächze Ihrer Sänger zuhören müssen, sagten sie, daß wir uns wohl ein wenig dafür entschädigen können. Ueberdies, sagte Herr von Belleville ganz laut, überdies gehört es jetzt zum bon ton, bei Tafel zu singen, und die Herrschaften müssen es uns Dank wissen, wenn wir hier die neuen Moden von Paris einführen.

Sie sangen, plauderten und lachten weiter, und übertönten mit ihrer lauten Unterhaltung fast die Musik, die in schmetternden Klängen den Saal durchrauschte. Je länger die Tafel dauerte, desto mehr steigerte sich der Uebermuth der französischen Officiere, und selbst ihre Leidensgenossen, die österreichischen und russischen Officiere, blickten mit Entsetzen auf sie, und baten sie endlich fast laut, ihrer tollen und ungeeigneten Lustigkeit Zügel anzulegen.

Aber die Franzosen achteten nicht darauf, ja, Herr von Belleville und einige seiner Freunde wagten es, während des Desserts sich von ihrer Tafel zu erheben und zu der Tafel zu gehen, an welcher die Königin mit den Prinzessinnen saß, und die von den übrigen Tafeln gesondert in der Mitte des Saals stand. Mit kecken und übermüthigen Blicken betrachteten sie die Prinzessinnen, und hinter dem Sessel der Königin sich aufstellend, begannen sie mit lautem Gekrach sich mit ihren Zähnen Nüsse aufzuknacken, deren Schalen sie achtlos neben der Königin auf den Boden fallen ließen.*)

Die Königin sprach lächelnd und sanft mit der neben ihr sitzenden Prinzessin Wilhelmine weiter und schien durchaus keine Ahnung zu haben von diesen Unziemlichkeiten, die sich hinter ihr begaben, nur war ihr Antlitz noch bleicher als gewöhnlich und ihre Augen waren wie von einer Thräne umschleiert.

Ich bitte Sie, Majestät, haben Sie die Gnade, die Tafel aufzuheben, flüsterte Prinzessin Wilhelmine. Denn sehen Sie nur das zornflammende Antlitz der Prinzessin Amalie. Es steht ein Gewitter auf ihrer Stirn und es ist schon im Begriff loszubrechen.

Sie haben Recht, es ist das beste Mittel, diese Folter zu beenden, sagte die Königin sanft, indem sie sich von der Tafel erhob und damit das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch gab.

Während die Königin mit dem Hof den Saal verließ, näherte sich der Baron von Marschall dem Herrn von Belleville.

Mein Herr, sagte er, ich habe Ihnen schon vorher bemerkt, daß ich meine Leichtgläubigkeit nicht so weit treibe, Sie für einen Edelmann zu halten. Während der Tafel haben Sie bewiesen, daß ich sehr wohl daran that, zu zweifeln, denn Sie und Ihre

*) Thiébault. Vol. II. p. 90.

Freunde haben es genugsam bewiesen, daß Ihnen die Pflichten eines Edelmannes und Cavaliers fremd sind, und daß es Ihnen durchaus unbekannt ist, wie man sich in der Gesellschaft zu benehmen hat.

Ah, rief Belleville zitternd vor Zorn, diese Beleidigung fordert Genugthuung.

Und ich bin sehr bereit, sie Ihnen zu geben, sagte Herr von Marschall. Haben Sie die Güte, mir Zeit und Ort unserer Zusammenkunft zu bestimmen.

Ah, Sie wissen wohl, rief Herr von Belleville, daß ich ein armer Gefangener bin, welcher sein Ehrenwort gegeben, sein Schwert nicht gebrauchen zu wollen.

Und Sie waren so übermüthig und frech, sagte Herr von Marschall, weil Sie das demzufolge in vollkommener Sicherheit wagen konnten, da Sie wußten, daß man Sie, Dank Ihrem Ehrenwort, nicht zu züchtigen vermöchte?

Mein Herr, schrie Belleville, Sie vergessen, daß Sie nicht bloß mit einem Edelmann, sondern mit einem Soldaten sprechen.

Nun, ich weiß, daß ich mit einem französischen Soldaten von Roßbach spreche, der dort seinen Pudermantel und seine Pomadendosen verloren hat!

Belleville, außer sich vor Zorn, griff nach seinem Schwert, das er halb aus der Scheide zog. Gott sei Dank, ich habe ein Schwert, solche Beschimpfung zu rächen, schrie er. Ich habe mein Ehrenwort gegeben, meinen Degen nicht in der Schlacht gegen die Preußen zu ziehen, aber hier werden wir Mann gegen Mann und nicht in einer Schlacht gegenüberstehen, und ich werde also mein Wort nicht brechen. Ich fordere Sie, mein Herr, ich fordere Sie! Ich will Genugthuung haben für diese Beleidigung. Sie haben mich beleidigt als Edelmann, als Soldat und als Franzose, Sie sind mir Genugthuung schuldig und keine Rücksichten sollen mich mehr binden. Ich darf mein Schwert nicht führen, nun wohl, so schießen wir uns mit Pistolen, und was Ort und Zeit anbelangt, so werde ich Sie morgen früh acht Uhr im Thiergarten erwarten.

Ich nehme Ihre Bedingungen an und erwarte Sie mit Ihrem Secundanten, sagte Herr von Marschall sich verneigend.

Und wenn der Herr Baron noch keinen Secundanten gewählt haben, sagte eine sanfte Stimme hinter ihm, so bitte ich, mich zu demselben anzunehmen.

Herr von Marschall sah sich um und sah vor sich einen Offizier in der österreichischen Uniform.

Der Graf Ranuzi! rief Belleville erstaunt. Wie, Monsieur, Sie bieten sich meinem Gegner als Secundanten an, während ich daran dachte, Sie um diesen Dienst bitten?

Ich vermuthete das wohl, sagte Ranuzi mit seinem gewohnten feinen und ruhigen Lächeln, deshalb wollte ich Ihnen zuvorkommen. Das Recht ist durchaus auf der Seite des Herrn Barons von Marschall, und wenn ich mich demselben als Secundanten anbiete, so thue ich das im Namen aller hier anwesenden österreichischen Offiziere, welche gleich mir mit schmerzlicher Empörung die Auftritte dieses Abends gesehen haben; und da ohne Zweifel die Welt von denselben erfahren wird, so möchten wir durch eine offene Demonstration beweisen, daß wir das Betragen der Herren Franzosen durchaus nicht billigen. Die Nußschalen hinter dem Fauteuil der Königin haben uns zu Ihren Widersachern und Gegnern gemacht, Herr von Belleville.

Aber wir schlagen uns nicht wegen dieser, sondern wegen der Beleidigungen, welche sich Herr von Marschall gegen mich erlaubt hat! rief Herr von Belleville. Werden Sie nun noch der Secundant meines Gegners sein wollen?

Ich mußte Sie wohl beleidigen, sagte Herr von Marschall, weil Sie mir wegen der Nußschalen keine Genugthuung geben wollten, aber seien Sie überzeugt, daß ich mich nicht mit Ihnen schieße, damit Sie mit meinem Blut diese Beleidigung auslöschen können, sondern nur einzig und allein deshalb, damit Ihr Blut die Nußschalen von dem Fauteuil der Königin abwasche.

Und indem der Baron sich sodann an den Grafen Ranuzi wandte, sagte er: Ich nehme Ihr Anerbieten an, mein Herr, und freue mich, in Ihnen die Bekanntschaft eines wirklichen Edelmannes zu machen. Haben Sie die Güte, mit dem Secundanten des Herrn von Belleville die nöthigen Verabredungen zu treffen, und erlauben Sie mir, Sie morgen früh abzuholen. Nur das sage ich sogleich, daß, wenn es den Herrn belieben sollte, Friedensversuche zu machen, ich nicht geneigt sein werde, auf dieselben einzugehen. Preußen und Frankreich sind im Krieg begriffen, und da mein König noch keinen Frieden gemacht hat, so will ich auch nichts davon hören. Die Nußschalen liegen noch hinter dem Fauteuil der Königin und nur das Blut des Herrn von Belleville kann die Spuren dieser unsaubern Beleidigung hinwegspülen.

Er verneigte sich lächelnd vor Ranuzi und entfernte sich dann, um zu seiner Tochter zu gehen, welche ihn bleich und zitternd in dem nächsten Saal erwartete.

O, mein Vater, sagte sie mit hervorstürzenden Thränen, um mich wollen Sie Ihr Leben in Gefahr setzen, um mich dem Tode entgegentreten?

Ihr Vater legte mit einem sanften Lächeln seinen Arm um ihre Schulter. Nein, mein Kind, sagte er, nicht um Dich! Dein Name, Gott sei Dank, wird in dieser Affaire nicht genannt werden, und wenn ich ein Duell habe, so bist Du nicht die Veranlassung dazu

und Niemand wird sagen können, daß der gekränkte Vater eine Beleidigung seiner Tochter zu rächen habe. Die Welt wird nichts von diesen Dingen erfahren. Wenn ich mich morgen mit Herrn von Belleville schieße, so geschieht das durchaus nicht wegen Deiner, sondern wegen der Nußschalen hinter dem Fauteuil der Königin.

IX.

Das Duell und seine Folgen.

In der Frühe des nächsten Morgens sprengten zwei Reiter die Linden hinunter, und ihre laute Unterhaltung, ihr keckes und lustiges Lachen weckte die Neugierde der Portiers, die gähnend in den Hausthüren standen, und machte, daß die mit dem Reinigen der Zimmer beschäftigten Hausjungfern die Fenster öffneten, um mit staunender Bewunderung den beiden schönen und geputzten französischen Officieren nachzusehen, welche zu einer so ungewohnten frühen Stunde schon einen Spazierritt nach dem Thiergarten unternahmen.

Herr von Belleville warf den Mädchen, wenn sie jung und leidlich hübsch waren, im Vorüberreiten zärtliche Kußhändchen hin und rief ihnen zu, sie möchten diese Küsse mit den zärtlichsten Grüßen an ihre schönen Herrinnen abgeben.

Nun, glücklicherweise, sagte sein Begleiter lachend, verstehen diese guten Berlinerinnen unsere Sprache nicht genug, um ihren Herrinnen diese neueste Insolenz des Herrn von Belleville berichten zu können.

Sie nicht, aber Ihre Herrinnen, und Sie meinen doch wohl nicht etwa, daß diese heute morgen noch schlafen? Nein, ich bin fest überzeugt, daß sie heute früh genug aufgestanden sind, um, hinter ihren Dienerinnen versteckt, uns vorüberreiten zu sehen. Denn Sie wissen wohl, hier in dieser Straße und in diesen Häusern wohnt das, was sich hier vornehme Gesellschaft nennt, und diese Leute waren natürlich gestern im Schloß und wissen daher von unserm Duell. O, ich denke, unsere gute Marquise wird mich eines Tages glänzend belohnen für dieses Duell, und wenn ich ihr erzähle, daß ich hinter dem Fauteuil der Königin wie ein Gamin im Palais royal Nüsse geknackt habe, und daß ich mich wegen dieser Nußschalen geschossen habe, so wird sie Thränen lachen, Thränen, die ich mich bestreben werde, für mich in Brillanten umzuwandeln!

Sie sind also ganz sicher, dieses Duell unbeschädigt zu überstehen? fragte sein Secundant.

Ah, wie könnte ich daran zweifeln? Ich, der bei jedem unserer reizenden Scheibenschießen in Versailles den Preis davongetragen hat! Und dann dieser dumme deutsche Landjunker, der ohne Zweifel schon entsetzt ist über den Gedanken, nicht nach Spatzen, sondern nach einem Menschen schießen zu sollen. Nein, vraiment, ich zweifle gar nicht an meinem Siege und freue mich wahrhaft auf das déjeuner dinatoire, mit dem meine Freunde unsern Sieg zu feiern gedenken.

Aber, sagte sein Secundant zögernd, lassen Sie uns den unglücklichen Fall annehmen, daß Sie nicht Sieger würden. Man muß ja in dieser schlimmen, vom Zufall regierten Welt auch immer auf das Schlimme vorbereitet sein, — würden Sie in diesem Fall mir gar keine Aufträge zu ertheilen haben?

Herr von Belleville hielt sein Pferd an, das eben im Begriff war, durch das Thor in den Thiergarten einzulenken. Sie bestehen also durchaus darauf, mich begraben zu wollen? Nun, ich will Ihnen für diesen Fall meinen letzten Willen kund thun. Sie verfügen sich sodann in mein Quartier, öffnen mit diesem Schlüssel mein Schreibpult, ziehen die unterste Chatoulle links hervor und drücken an dem kleinen Knopf, den Sie da bemerken werden. Dann werden Sie eine Chatoulle hervorspringen sehen und in dieser Briefe und Papiere finden. Diese packen sie sorgfältig zusammen und schicken dieselben auf dem Ihnen bekannten Wege an den Grafen Bernis nach Paris. — Was meinen Nachlaß anbetrifft, so wissen Sie, daß ich niemals Geld, aber immer Schulden habe. Meine

Kleider und Effecten kann mein treuer Diener François bekommen, dem ich seit einem Jahr keine Gage mehr bezahlte. Damit ist mein Testament gemacht. Aber halt, die Hauptsache hätte ich fast vergessen. Sollte der unmögliche und undenkbare Fall eintreten, daß dieser deutsche Dorfteufel mich erlegte, so vermache ich den französischen Officieren die Pflicht, mich zu rächen und meine Rache an der übermüthigen Tochter meines Gegners, an allen diesen prüden und langweiligen Schönheiten hier zu der ihrigen zu machen. Sie müssen dann das ausführen, was ich heute thun wollte und wovon ich Ihnen den Plan gestern Abend mittheilte. Ich habe diese Nacht das Verzeichniß entworfen und meine Notizen hinzugefügt. Es sind nur noch so viele Abschriften davon zu machen, als erforderlich sind, um diefelben dann an die geeigneten Plätze zu kleben. Falle ich, so muß das in der nächsten Nacht geschehen, damit meine irrende Seele in dem Bewußtsein der gelungenen Rache ihre Ruhe finde. Sollte wirklich die Kugel meines Gegners mich treffen, so eilen Sie sofort zu mir, und bevor irgend Jemand es wagen darf, Hand an mich zu legen, nehmen Sie zuerst aus meiner Brusttasche das Papier, welches Sie darin finden werden, und stecken es zu sich. Es ist das Verzeichniß, und also mein Vermächtniß an meine Kameraden. Schwören Sie mir, genau so zu handeln, wie ich Ihnen gesagt habe?

Ich schwöre es Ihnen.

Und nun, mon ami, lassen Sie uns diese langweiligen Todesgedanken vergessen und dem Leben lustig und keck in's Antlitz schauen, denn das Leben wird nicht den Muth haben, mit einem tapfern Sohn der belle France zu brechen!

Er zog den Zügel seines Pferdes straffer an und sprengte durch das Thor in den Thiergarten ein. Sich dann zur Rechten wendend ritt er mit seinem Begleiter eine Zeit lang im Schatten der Bäume hin und bog dann in eine Seitenallee ein, die hier zu einem rings von hohen Eichen umgebenen freien Platz führte.

Wie er jetzt hinter sich das Rollen eines Wagens vernahm, wandte er sich um und begrüßte mit einem heitern Lachen die beiden Herren, welche in der offenen Caleſche dahergefahren kamen.

Er hielt sein Pferd an, um an ihrer Seite zu reiten und dann das stolze und schöne Thier durch die eingedrückten Sporen reizend, ließ er es allerlei schwierige und kunstvolle Evolutionen ausführen, welche den kühnen Reiter in aller Grazie seines faden Uebermuthes bewähren konnten.

Auf dem Platz des Rendezvous angelangt, schwang er sich leicht aus dem Sattel und band sein Pferd an einem der Bäume fest. Dann näherte er sich dem Baron von Marschall, welcher eben hinter dem Grafen Ranuzi aus dem Wagen stieg.

Man kann in der That nicht vorsichtiger sein, als Sie es sind, mein Herr, sagte er lachend. In einem Wagen sich zum Duell verfügen, wirklich, das ist eine sehr weise und in diesem Fall begründete Vorsorglichkeit.

Eine Vorsorglichkeit, die ich um Ihretwillen geübt, sagte Herr von Marschall ernst. Sie werden eines Wagens benöthigt sein, und da ich mir denken konnte, daß Sie als Fremder keinen Wagen in Berlin haben, so brachte ich den meinen. Er steht Ihnen nachher zur Verfügung!

Ah, wirklich? Sie sind allzugütig, nur hoffe ich von dieser Güte keinen Gebrauch machen zu können.

Jetzt näherte sich Ranuzi dem Baron, um der Sitte gemäß einen letzten Sühneversuch zu machen.

Herr Graf, sagte dieser ernst, Sie wissen wohl, daß nicht ich der Schuldige bin, und daher keinen Schritt zu einer Versöhnung thun kann, und ich denke, der Herr von Belleville wird das ebensowenig thun wollen.

Ich denke dem Herrn Baron zu beweisen, daß ich ein Edelmann bin, und zwar ein tapferer, sagte Herr von Belleville lachend, und was die Nüsse anbetrifft, die ich hinter dem Fauteuil der Königin geknackt habe, so bedaure ich nur deshalb es gethan zu haben, weil sie, wie Alles hier in Ihrem abscheulichen Berlin, hohl waren.

Nein, mein Herr, sie waren nicht alle hohl, sagte Herr von Marschall, den Hahn seiner Pistole aufziehend. In einer dieser Nüsse saß der Todtenwurm, welcher sich jetzt bald in Ihr Fleisch einbohren wird.

Er verneigte sich leicht gegen Herrn von Belleville und nahm dann den von seinem Secundanten ihm bezeichneten Platz ein.

Alsdann näherte sich der Secundant dem Herrn von Belleville und führte ihn weit hinüber nach der äußersten Spitze des Platzes.

Der Franzose lachte laut auf. Wie? sagte er. Wollen Sie mich an das äußerste Ende der Welt stellen, um vor der Kugel meines Gegners gesichert zu sein?

Mein Herr, rief die ernste und feierliche Stimme des Herrn von Marschall, Sie werden mir immer noch zu nahe sein!

Nun denn, Herr Baron, sagte Belleville, sich lächelnd auf dem Absatz drehend, ich lasse Ihnen den Vortritt, obwohl ich glaube, daß ich Sie zuerst gefordert habe. Aber dem Alter gebührt der Vorzug. Schießen Sie!

Nein, junger Mann, sagte Herr von Marschall fast traurig, ich will Ihnen noch einen Moment den Anblick der Sonne und der frischen Natur gönnen.

Sie sollen also den ersten Schuß haben, und ich rathe Ihnen, geben Sie Ihren Leichtsinn auf, lassen Sie Ihre Hand fest sein und zielen Sie gut, denn wenn Sie mich verfehlen, so sind Sie verloren. Ich bin ein guter Schütze, und ich sage Ihnen, ich werde ohne Erbarmen sein!

Es lag etwas so Ueberzeugendes und Düsteres in seinem Ton, daß Herr von Belleville sich unwillkürlich davon ergriffen fühlte. Zum ersten Mal bewölkte sich seine Stirn und eine leichte Blässe flog über sein Antlitz hin. Aber er bezwang diesen ahnungsvollen Schauer schnell wieder und hob mit fester Hand sein Pistol empor.

Weithin durch den stillen Park tönte der Knall seines Schusses, aber drüben an der andern Seite des Platzes stand sein Gegner fest und gerade wie zuvor, und die ernsten Blicke auf ihn hingerichtet.

Herr von Belleville warf sein Pistol zur Erde, und mit einem heitern Lächeln seine goldene Tabatière aus seiner Busentasche hervorziehend, spielte er mit seinen weißen, von Spitzenmanschetten umgebenen Händen auf dem goldenen Deckel der Dose. Dann öffnete er sie, und langsam und zierlich eine Prise nehmend, sagte er: Ich erwarte Ihre Kugel!

Herr von Marschall hob die Pistole empor und zielte gerade auf das Haupt seines Gegners, der ihm fest entgegensah. Aber der Anblick dieses jungen, frischen und kühnen Angesichts erweichte wider seinen Willen das edle und großmüthige Herz des deutschen Mannes.

Er ließ den Arm wieder sinken. Mein Herr, sagte er, Sie sind noch so jung, das Leben kann Sie noch bessern; ich werde Sie daher nicht tödten. Indessen, da Sie für dieses Leben einer durchgreifenden Lehre und einer Mahnung bedürfen, so werde ich Ihnen dieselbe geben. Ich werde Sie durch das rechte Bein oberhalb des Knies schießen. *)

Sodann hob er rasch das Pistol und drückte los.

Als der Pulverdampf sich verzogen hatte, sah man drüben Herrn von Belleville blutend am Boden liegen. — Herr von Marschall hatte Wort gehalten, nur war sein Schuß nicht in das Bein oberhalb des Knies gegangen, sondern durch das Knie selbst und hatte die Kniescheibe zersprengt.

Wie sein Secundant sich über ihn neigte, flüsterte Herr von Belleville mit brechenden Augen und versagender Lippe: Das Vermächtniß! Vergessen Sie mein Vermächtniß nicht; denn ich glaube, daß ich sterbe! Diese Schmerzen sind fürchterlich.

Der Franzose nahm das Papier aus der Brusttasche des Verwundeten und steckte es zu sich.

*) Die eigenen Worte des Barons von Marschall. Siehe Thiébault. Vol. III. p. 259.

Ich werde gerächt werden! murmelte Belleville mit einem convulsivischen Lachen; dann sank er bewußtlos zusammen.

Man trug ihn in den Wagen des Herrn von Marschall und fuhr ihn in die Stadt zurück.

Herr von Marschall aber begab sich sofort zum Commandanten von Berlin, um ihm Anzeige von dem Geschehenen zu machen und sich als Arrestant zu stellen.

Der Commandant reichte ihm lächelnd die Hand. Die Gesetze verbieten das Duell, sagte er, und ich muß Sie allerdings bis auf weitere höhere Ordre als Arrestant annehmen. Das heißt, ich gebe Ihnen Hausarrest und Sie versprechen mir auf Ehrenwort, Ihr Haus vorläufig nicht zu verlassen. Indessen werde ich mit einem eigenen Courier einen Bericht unmittelbar an den König selbst senden. Ich war gestern im Schloß Zeuge der Veranlassung dieses Duells, Zeuge des Betragens dieser Herren Franzosen, und ich darf nur sagen, daß ich an Ihrer Stelle ebenso gehandelt haben würde.

Die französischen Officiere erfüllten das Gelübde, welches sie ihrem verwundeten Kameraden gegeben hatten. Er hatte ihnen als sein Vermächtniß die Pflicht auferlegt, seine Rache an Fräulein von Marschall und den übrigen Damen des Hofes und der Gesellschaft zu übernehmen, und sie thaten es.

Am Morgen nach dem Duell sah man an allen Ecken der Hauptstraßen von Berlin große beschriebene Placate angeklebt, die bald Menschenmassen versammelten, welche mit Staunen und Unwillen, mit höhnendem Lachen, mit flammendem Zorn oder schadenfrohem Behagen die unerhörten Dinge lasen, welche auf diesen Placaten geschrieben standen.

Diese Placate enthielten ein vollständiges Register aller jungen und schönen Damen des Hofes und der Stadt; dem Namen und der üppigen und frivolen Personalbeschreibung jeder Dame waren andere Namen hinzugefügt — die Namen derjenigen französischen Officiere, welche sie mit ihrer Gunst beglückt hätten; und weiter war der Preis angegeben, für den diese Damen den Franzosen ihre Gunst verkauften. *)

Ein Schrei der Wuth und des Zorns ging durch ganz Berlin. Jedermann war empört über diesen Frevel, diese maßlose Unverschämtheit der französischen Gefangenen, und selbst das Volk nahm diesmal Partei für Diejenigen, welche es sonst gemeinhin zu hassen und zu beneiden pflegt, für die Vornehmen und Reichen. Selbst das Volk fühlte sich beleidigt von der Schmach, welche die Franzosen den edeln Töchtern preußischer Männer angethan, und es be-

*) Thiébault. Vol. II. p. 90.

durfte keiner Polizei, um die Placate von den Mauern zu entfernen. Das Volk selbst riß sie herab und trat sie zürnend unter die Füße, oder riß sie mit vor Wuth zitternden Händen in kleine Stückchen, die es in alle Winde streute. — Wo irgend einer der Franzosen es wagte, sich auf der Straße zu zeigen, ward er vom Volk mit Verwünschungen und drohenden Schimpfreden verfolgt, und im Interesse der französischen Officiere selbst war es, daß man ihnen auf einige Tage das Erscheinen auf der Straße und an öffentlichen Orten untersagte, um sie vor den Ausbrüchen des öffentlichen Unwillens zu schützen. Außerdem hatte ihre Unziemlichkeit den Franzosen die Thüren all dieser Häuser geschlossen, in denen sie mit so viel Gastlichkeit und Zuvorkommenheit waren aufgenommen worden.

Die französischen Officiere hatten ihrem verwundeten Kameraden Wort gehalten, aber der Commandant von Berlin hatte dem Baron von Marschall auch Wort gehalten. Er hatte einen detaillirten und und von der allgemeinen Empörung gefärbten Bericht über das Betragen der französischen Gefangenen an den König gesandt, und die Antwort war sogleich erfolgt. Es waren kaum acht Tage vergangen, seit das Volk jene Placate der französischen Officiere von den Straßenecken gerissen hatte, als man in der Frühe des Morgens an denselben Ecken, und genau an der Stelle der vorigen, neue große Placate angeheftet fand, vor denen das Volk sich bald wieder zu sammeln begann. — Aber diesmal erfüllte die Lectüre sie nicht mit Unwillen und Zorn, sondern mit Genugthuung und Freude, und auf allen Gesichtern sah man ein zufriedenes Lächeln und von allen Lippen vernahm man Worte des Beifalls und der Uebereinstimmung.

Diese Placate waren aber nicht von den französischen Officieren angeheftet, sondern es war ein Gruß des Königs an seine Berliner nicht allein, sondern an sein ganzes Volk, an ganz Europa, welches der große König schon so weit gebracht, daß es zuhörte, wenn er sprach.

Dieser Gruß des Königs lautete:

„Dem ganzen Europa ist es bekannt, daß Ich allen gefangenen Officieren, sowohl Schweden, Franzosen und Oesterreichern, als auch Russen alle mögliche Bequemlichkeiten verschafft habe. Zu dem Ende habe Ich ihnen erlaubt, die Zeit ihrer Gefangenschaft in meiner Residenz zuzubringen. Da indessen verschiedene unter ihnen die ihnen zugestandene Freiheit theils durch einen unerlaubten Briefwechsel, theils durch ein freches, unanständiges Betragen, welches Mir mißfallen mußte, gröblich gemißbraucht haben, so habe Ich Mich genöthigt gesehen, sie nach der Stadt Spandau zu schicken, welche Stadt man nicht mit der Festung gleichen Namens, die ganz von einander unterschieden sind, verwechseln muß, woselbst sie ebensowenig als zu Berlin eingeschränkt, und nur mehr beobachtet werden. Dieses ist eine Entschließung, die Niemand wird tadeln können. Sowohl das Völkerrecht, als das Beispiel der wider Mich verbündeten Mächte, berechtigt Mich hinlänglich dazu. Der Wiener Hof hat keinem von Meinen Officieren, die ihm in die Hände gefallen, erlaubt, nach Wien zu kommen; der russische hat sogar einige derselben nach Kasan geschickt. Indessen, da Meine Feinde keine Gelegenheit entweichen lassen, wobei sie Meinen unschuldigsten Handlungen einen falschen Anstrich geben könnten, so habe Ich für gut erachtet, Euch die Ursache bekannt zu machen, die Mich bewogen hat, diese Veränderung mit den kriegsgefangenen Officieren vorzunehmen. Friedrich."

Indessen waren zwei von den kriegsgefangenen Officieren, die wir kennen, nicht in dieses Verbannungsurtheil mit eingeschlossen.

Der Eine war der Baron von Belleville, der an dem Tage, an welchem seine Kameraden, denen man jetzt auch ihre Degen genommen hatte, Berlin verließen, auch aus dem Thore zog, aber als Leiche. Der unglückliche Schuß des Herrn von Marschall hatte eine Amputation zur Folge gehabt, deren Ausgang der Tod des Unglücklichen gewesen. Während seine Freunde, deren Verbannung er zumeist verschuldet hatte, traurig und niedergeschlagen nach Spandau zogen, trug man ihn hinaus auf den Friedhof, und der Leiche hatte man bewilligt, was man den Lebenden genommen, man hatte ihr das Schwert gelassen, um damit noch ihren Sarg zu schmücken.

Der Zweite war der österreichische Officier, Graf Ranuzi, dem es, wegen seines klugen und ausgezeichneten Benehmens und des Beistandes, den er dem Herrn von Marschall geleistet, gestattet ward, noch ferner in Berlin zu bleiben.

Ranuzi empfing diese Erlaubniß mit einer triumphirenden Freude, und wie er von seinem Fenster aus die nach Spandau abmarschirenden Gefangenen sah, sagte er mit einem stolzen Lächeln zu sich selber: Es steht geschrieben: „seid klug wie die Schlangen." Die armen Tollköpfe da haben dieses weise Wort der heiligen Schrift nicht beachtet und deshalb straft sie das Schicksal, während es mich segnen wird. Ja, mein Werk wird gelingen und Gott giebt mir seinen sichtbaren Segen. Geduld also, Geduld! Ein Tag wird kommen, wo ich Rache nehme an diesem übermüthigen Feind der Kirche! An diesem Tage werde ich die Fahne der apostolischen Majestät von Oesterreich auf den Wällen von Magdeburg aufpflanzen!

X.

Die fünf Couriere.

Es war am Morgen des dreizehnten August. Die Straßen Berlins waren noch öde und still, und nur hier und dort sah man irgend einen Geschäftsmann langsam und träge seinem Comtoir zuschleichen, einen Arbeiter mit dem Beil auf der Schulter nach seinem Arbeitsplatz gehen, oder die Bedienten und Mägde aus den Bäckerläden das Frühstück für ihre Herrschaft holen. Das vornehme und behagliche Berlin schlummerte noch, es erholte sich noch in behaglicher Gemächligkeit von den Anstrengungen und Gemüthsbewegungen des gestrigen Tages. Denn der gestrige Tag war ein Festtag gewesen; er hatte den Berlinern die Kunde gebracht von dem großen und herrlichen Siege, den der Erbprinz Ferdinand von Braunschweig bei Minden über das französische Heer unter Broglio und Contades gewonnen hatte. Der Erbprinz war eingedenk gewesen jenes großen Moments beim Beginn des Krieges, wo seine Mutter von ihm Abschied nahm, und im Angesicht des Braunschweigischen Garderegiments ihn zum letzten Male umarmend zu ihm sagte: „Ich verbiete Dir, wieder vor mein Angesicht zu kommen, wenn Du nicht Thaten gethan haben wirst, die Deiner Geburt und Deiner Verwandtschaft würdig sind.“ *)

Ihr Sohn, der würdigste Neffe Friedrichs, hatte sich bei Minden jetzt das Recht erkauft, seiner Mutter „wieder vor Angesicht zu kommen.“ Er hatte durch die Schlachten bei Gohfeld und bei Minden die Niederlage von Bergen wieder ausgeglichen, und der Lorbeer, welchen Brissac sich dort erworben, welkte jetzt wieder dem Tode entgegen.

Berlin, wie gesagt, hatte gestern erst diese Freudenbotschaft erhalten; nach so vielen Trauerkunden, nach so vielen Demüthigungen und Schmerzen hatte es sich jetzt auch einmal wieder einen Tag des Festes und der Freude gönnen, und in öffentlichen Demonstrationen und feierlichen Kundgebuugen der ganzen Welt beweisen wollen, wie theuer ihm diese Siege seines Königs und seiner Feldherren und wie tief und innig sein Antheil an denselben sei. Man hatte daher nicht gearbeitet, sondern gefeiert, das Volk war in ganzen Schaaren hinausgezogen in die Hasenhaide und den Spreewald, um dort zu jubeln und zu jauchzen, zu spielen und zu tanzen, und die Reichen und Vornehmen hatten sich ihnen zugesellt, um der ganzen Welt zu beweisen, daß in so großen Momenten jeder Unterschied der Stände aufhöre und jeder Einzelne sich nur als ein Glied des Volks und in seinen Freuden und seinen Leiden sich zu ihm gehörig fühle.

Man schlummerte also heute länger, weil man sich erschöpft fühlte von der freudigen Aufregung des gestrigen Tages. Die Straßen waren noch leer, die Fenster noch geschlossen.

Doch seht, da sprengt durch das Frankfurter Thor ein Reiter herein, staubbedeckt und athemlos, aber das glühende Angesicht strahlend vor Freude. Und wie er durch die Straßen dahinsprengt, schwingt er ein weißes Tuch hoch in die Luft, und mit lauter, machtvoller Stimme ruft er: Sieg! Sieg!

Und wie ein Zauberschlag wirkt dies Wort, die Fenster fliegen klirrend auf, die Hausthüren öffnen sich und jauchzend und schreiend stürmen die Menschen dem Reiter nach. Da an der Ecke halten sie ihn an, da umringen sie sein Pferd.

Wer hat gesiegt? schreit es durcheinander.

Der König hat gesiegt! Der König hat bei Kunersdorf die Russen geschlagen!

Und ein einziger Schrei des Entzückens tönt von Aller Lippen. Der König hat gesiegt! Der König hat die Russen geschlagen!

Weiter fliegt der Courier dem Schlosse zu. Ihm nach stürmt das jauchzende Volk.

Die Tage der Trauer sind vorüber. Das Blut unserer Männer und unserer Söhne ist nicht umsonst, nicht ruhmlos vergossen. Sie haben mit ihrem Tode unserm Vaterlande den Sieg erkauft, sie haben mit dem Blut des fremden, des barbarischen Feindes den Boden unseres Landes getränkt! Wir haben die Franzosen bei Minden, die Russen bei Kunersdorf geschlagen, und jetzt werden wir auch die Oesterreicher

*) Briefe der Schweizer: Bodmer, Sulzer, Geßner ꝛc. S. 306.

schlagen und ihnen die bei Hochkirch erbeuteten Siegestrophäen wieder abnehmen!

So jauchzt und triumphirt das Volk und umlagert das Schloß, denn dort hinein ist der Courier gegangen, um der Königin, welche gestern von Schönhausen gekommen ist und im Schlosse übernachtet hat, die erste Freudenbotschaft zu bringen. Und bald fliegen königliche Couriere nach allen Ecken und Enden der Stadt, die Minister und hohen Beamten auf das Schloß zu bescheiden. Zu Fuß und zu Wagen eilen sie herbei, und das Volk empfängt sie mit Jubel und schreit ihnen entgegen: Der König hat gesiegt! Die Russen sind geschlagen!

Oben öffnet sich jetzt die Thür zu dem Balcon nach dem Schloßplatz hinaus. Minister von Herzberg tritt hinaus und grüßt mit fröhlichem Hutschwenken das Volk, das ihm wie ein jauchzender Löwe seine Grüße entgegenbrüllt. Dann gebietet er mit einem Wink seiner Hand Schweigen und eine Todtenstille tritt ein. Der Löwe schweigt und schaut horchend empor.

Der Minister spricht. Er erzählt den Berlinern, wie der König mit seinem Heer gestern unweit Frankfurt den Russen eine Schlacht angeboten. Die Russen, an Zahl dem preußischen Heer weit überlegen, empfingen die Preußen mit furchtbarem Feuer, aber unaufhaltsam, der Kugel und des Todes nicht achtend, stürzten die Preußen vorwärts, stürmten alle Festen und trieben das russische Fußvolk unter entsetzlichem Blutvergießen bis an den Kirchhof von Kunersdorf zurück. „Um fünf Uhr," so schloß der Minister seine Rede, „sandte der König den Courier hierher ab. Der Sieg war gesichert!"

Der Sieg war gesichert! tönte das Echo des Volks ihm nach, und mit freudestrahlenden Blicken schaute Einer den Andern an, reichten sich Menschen, die sich nicht kannten, die sich nie einander gesehen, aber sich heute als Brüder Eines Volkes, als Söhne Eines Vaterlandes fühlten, die Hände und beglückwünschten einander.

Auf einmal schrie und jauchzte das Volk wieder höher auf, und am Ende des Platzes sah man über den Häuptern dieser schwarzen wogenden Menschenmasse die Gestalt eines Reiters erscheinen. Er kommt näher und näher, ein zweiter Courier ist's, ein zweiter Bote des Königs an seine Familie und seine Residenz!

Das Volk betrachtet ihn mit mißtrauischen, ängstlichen Blicken. Was bedeutet dieser zweite Courier? Was kann er bringen?

Aber sein Antlitz ist heiter und klar, mit strahlendem Lächeln grüßt er das Volk, denn er bringt Sieg, vollständigen Sieg!

Gleich dem ersten Courier reitet er in's Schloß ein, der Königin und den Ministern seine Botschaft zu bringen. — Das Volk umlagert das Schloß, freudetrunken, selig. Von allen Seiten rollen jetzt die Equipagen des Adels heran, denn Jeder, den sein Rang und seine Stellung nur irgend dazu befähigt, will der Königin persönlich seine Glückwünsche darbringen. Und jetzt naht sich von der Königsstraße her ein ehrwürdiger Zug. Es ist der Magistrat von Berlin. Voran die beiden Bürgermeister von Berlin mit den feierlichen Allongeperrücken und den goldenen Ketten, hinter ihnen die Reihe der ehrwürdigen Stadträthe. Auch der Magistrat will der Königin seine Glückwünsche darbringen, auch er eilt auf's Schloß, um im Namen der Stadt seine Freude kund zu geben.

Die Menschenmasse weicht ehrerbietig zurück vor den ehrwürdigen Vätern der Stadt und öffnet ihnen eine Bahn durch das Gewühl. Aber dann richten sich wieder alle Blicke empor zu dem Balcon, denn dort oben ist der Minister von Herzberg erschienen und winkt dem Volk Schweigen zu.

Er bringt die Nachrichten des zweiten Couriers.

„Der Sieg ist unfehlbar. Die Russen sind überwunden. Sie hatten sich in tapferer Gegenwehr bis nach Kunersdorf zurückgezogen und beabsichtigt, in diesem Dorf sich zu halten. Aber unaufhaltsam drangen die Preußen ihnen nach. Sieben Redouten, der Kirchhof, der Kuhgrund, der Spitzberg und ein hundert und achtzig Kanonen waren genommen. Der Feind hatte ungeheuere Verluste gehabt, und war in großer Verwirrung. Das Geschick des Tages schien erfüllt zu sein, und dies blos durch den Heldenmuth des Fußvolkes, welches weder die unerhörte Blutarbeit, noch die brennend heiße Sonne zurückzuhalten vermocht.*) Um sechs Uhr Abends, als der König diesen Courier absandte, hatte der Feind hinter seiner letzten Schanze auf dem Judenberg seine Zuflucht gesucht!"

Ein lautes Hurrah ertönt aus den Massen des Volks, als der Minister geendet, und wieder den Balcon verläßt. Nun giebt es gar kein Zweifeln mehr. Der Feind ist vollständig besiegt! Hinter seiner letzten Schanze hat er eine Zuflucht gesucht! Wird ihn der König dort lassen? Wird er den verhaßten Feind auch von dort vertreiben?

Während sich hier und dort Gruppen des Volks bilden, um diese wichtige Frage zu discutiren, während einige Männer in begeisterter Rede, ganz berauscht und trunken vor Freude, von der Herrlichkeit dieses Sieges über den russischen Erbfeind zu dem Volk sprechen, kommt ein dritter Courier dahergesprengt.

Die Menge, athemlos vor Erwartung, gönnt ihm

*) Preuß: Friedrich der Große Th. II. S. 212.

nicht die Zeit zum Schloß zu gelangen. Man muß erst wissen, welche Nachricht er bringt! Heute giebt es kein Zaudern, kein Geheimhalten! Das Volk ist eine große Familie, und sie erwartet die Botschaft ihres Vaters, sie erwartet Nachricht von ihren entfernten Söhnen und Brüdern!

Nur erneuerte Freudenbotschaft bringt der Courier. „Die Russen sind vollständig geschlagen. Der König will ihnen auch in ihrer letzten Verschanzung keine Ruhe gönnen. Mit seinem ganzen Heer, mit Reiterei und Fußvolk, mit allen Kanonen war er eben im Begriff, die letzte Schanze auf dem Judenberg zu stürmen."

Das ist die Botschaft des dritten Couriers, den man jetzt befriedigt in's Schloß entläßt.

Das Volk ist trunken vor Freude, Stolz und Seeligkeit. Niemand denkt daran, heimzukehren in seine Wohnung; man hat heute keine andere Wohnung, als diesen Platz; jedes andere Haus würde zu klein sein für diese große Familie, die so sehr das Bedürfniß fühlt, einander ihre Freude, ihr Entzücken auszusprechen.

Und dann — wer könnte nach Hause gehen, während es möglich wäre, daß der König noch neue Couriere abgesandt hätte? Wer könnte nach Hause gehen, bevor er die gewisse Nachricht erhalten, daß der Feind auch aus seiner letzten Schanze vertrieben worden, daß der Judenberg getränkt ist mit Russenblut!

Niemand zweifelt daran, daß diese Nachricht kommen wird, kommen muß; auch nicht das kleinste Zagen, die leiseste Unruhe trübt die reine, die stolze Freude dieser Stunde! — Der Sieg ist gewiß, aber es ist so schön, es immer wieder zu hören, immer neue Bestätigung dieser himmlischen Botschaft zu erlangen! Jedermann blieb daher und wartete.

Immer mehr füllte sich indeß der Platz mit Menschen. Jedermann wollte selbst sehen, selbst hören; Niemand dünkte sich heute zu vornehm, zu zart, zu schwach, um stundenlang in der brennenden Sonnenhitze, auf dem harten Steinpflaster im wogenden Gewühl der Menschen zu stehen. Neben dem Arbeiter im grauen Leinwandrock sah man elegante Damen in seidenen Gewändern, neben dem Bettler in zerlumpter Jacke den besternten Rock des höheren Beamten, das feine Kleid des reichen Banquiers.

Mehr denn funfzigtausend Menschen waren jetzt auf dem Schloßplatz versammelt und warteten. Worauf sie warteten, das wußten sie selber nicht. Auf neue Siegesnachrichten, auf neue Couriere, welche die Details des herrlichen Sieges brächten. Es war nicht genug zu wissen, daß der König gesiegt habe, man wollte auch die Höhe und Bedeutung des Sieges kennen, und endlich wollte man auch die blutigen Opfer wissen, welcher dieser Sieg gekostet habe.

Die Mittagsstunde war längst vorüber. Was kümmerte das dieses glückselige Volk! Es hungerte nicht nach leiblicher Nahrung, es dürstete nicht nach irdischem Trank. Es wollte nichts weiter genießen, als die erhabene Freude des gewonnenen Sieges.

Die Glocke schlug drei Uhr. Da, da kommt abermals ein Reiter dahergesprengt, mit verhängtem Zügel, staubbedeckt. Aber wie? Was ist das? Sein Antlitz ist bleich wie der Tod, seine Augen sind trübe und blicken fast schamvoll und geängstigt umher, und keine glückliche Nachricht steht auf dieser finster beschatteten Stirn.

Was will dieser Todesbote inmitten der Freude, des Triumphes, der stolzen Siegesherrlichkeit? — Man will ihn anhalten, ihn fragen, aber er giebt keine Antwort, er spornt sein Roß, daß es hochaufbäumt, und die Menschen in jähem Schrecken auseinandersprengen. Er giebt keine Antwort. Schweigend reitet er dahin durch die jauchzende, lachende, plaudernde Menge. Aber wo er vorüberkommt, da verstummt das Lachen und Jauchzen, da schweigt das frohe Geplauder. Es ist, als habe der Engel des Todes seine Stirn berührt, und als schaudere es den Glücklichen in seiner unheimlichen Nähe.

Jetzt hat er das Schloßthor erreicht, jetzt steigt er vom Pferde. In athemlosem Schweigen, bleich und zitternd, sie wissen selbst nicht warum, schauen Diejenigen, welche den unheimlichen stummen Boten gesehen haben, zum Balcon empor. — Endlich, nach langem Harren, wird ihre Erwartung befriedigt. Der Minister von Herzberg erscheint wieder auf dem Balcon.

Aber wie? Sein Antlitz ist bleich und von Thränen überfluthet; wie er den Mund öffnet um zu sprechen, verläßt ihn die Kraft, und er muß sich an dem Gitter des Balcons halten, um nicht hinzusinken. Endlich rafft er sich empor. Diesmal hat er nicht nöthig, Stille zu gebieten, denn das Schweigen des Todes ruht über der erstarrten Menge. Als er aber dann spricht, ist seine Stimme so schwach, und zittert so sehr, daß nur Wenige, nur die in den vordersten Reihen Stehenden ihn vernehmen.

Die Schlacht ist verloren! hallt es in dumpfem Ton vom Balcon herab, die Russen haben gesiegt, denn die Oesterreicher sind ihnen zur Hülfe gekommen. Die Oesterreicher, deren Nähe die Unsrigen nicht ahnten, hatten sich im hohlen Grunde gelagert. Als unser Fußvolk heranstürmte, die letzte Schanze auf dem Judenberg, von welcher es nur noch hundert Schritte entfernt war, zu nehmen, trat den Erschöpften und übermäßig Angestrengten Loudon mit seinen frischen Schaaren entgegen, und empfing die

Preußen mit mörderischem Feuer, bis ihre Reihen wankten, und sie in wilder Flucht auseinanderstoben, gefolgt von dem wüthenden kampfesdurstigen Feind. Das Glück des Tages hat sich gewendet, die Unsrigen haben die Schlacht verloren. Noch aber sind wir nicht verloren, denn der König lebt. Er ist leicht verwundet, drei Pferde sind ihm unter dem Leib erschossen, aber er lebt! Und so lange er lebt, ist nicht alle Hoffnung verloren! Auch in der Ferne und inmitten dieses furchtbaren Unglücks, das ihn und seine Armee betroffen, denkt er an seine Berliner. Er sendet Euch seinen väterlichen Gruß, und ermahnt einen Jeden von Euch, an die Rettung seines Hab' und Gut und seines Vermögens zu denken. Denen, welchen es in Berlin nicht sicher genug scheint, und welche den anmarschirenden Feind fürchten, räth der König sich nach Möglichkeit mit ihrem Vermögen zu entfernen, und vielleicht nach Magdeburg sich zu wenden, wohin auch die königliche Familie heute Abend noch abreisen wird!

Als der Minister jetzt schwieg, brach das Volk, welches bis dahin stumm gewesen war vor Entsetzen, in lautes Klagegeschrei, in verzweiflungsvolles Jammern aus. Schrecken und Entsetzen lag jetzt auf allen diesen Gesichtern, die vorher so heiter und strahlend gewesen, Thränen entströmten den Augen, die vorher geleuchtet vor Freude, Wehklagen tönte von den Lippen, die vorher nur Worte des Frohlockens und der stolzen Genugthuung gesprochen.

Und gleichsam, als könnte man noch nicht an das Unerhörte, das Unbegreifliche glauben, als bedürfe es noch einer weiteren Bestätigung dieser furchtbaren Nachricht, forderten Einige den Courier zu sprechen, der die Botschaft gebracht, und die Menge, wie von einer neuen Hoffnung beseelt, schrie und brüllte lauter und immer lauter: Der Courier! Der Courier! Wir wollen den Courier selbst sprechen!

Das Geschrei und Rufen ward so laut, daß man endlich ihm willfahren mußte. Der Minister trat wieder hinaus auf den Balcon und verkündete, daß der Courier sogleich hinunter kommen würde auf den Platz.

Nun trat eine athemlose Stille ein. Aller Augen waren nach dem Portal des Schlosses hingewandt, durch welches der Courier kommen mußte. Wie man ihn jetzt in demselben erscheinen sah, drängte und wogte die Masse in rasender Eile ihm entgegen. Geschrei der Angst und des Entsetzen, Wehklagen und Jammern ertönte. Das Volk, rasend vor Schmerz, außer sich gebracht durch die verzweiflungsvollen Wechsel von stolzem Siegesjubel zu demüthiger und und schmachvoller Niederlage, das Volk kannte kein Mitleid, kein Erbarmen mit sich selber mehr. Rasend stürmte es dem Boten des Unglücks entgegen, nicht achtend Derer, die es im wilden Getümmel unter seine Füße trat, und die laut jammernd um Hülfe und Erbarmen flehten.

Jetzt näherten zwei starke entschlossene Männer sich dem Courier. Leicht wie eine Feder hoben sie ihn empor, und setzten ihn auf ihre Schultern. Dann geboten sie ihm zu reden, und dem Volk von dem unerhörten Unglück zu erzählen.

Und der Bote des Schreckens und Entsetzens begann seinen traurigen Bericht. Er wiederholte alles das, was der Minister von Herzberg schon zuvor dem Volke verkündet. Er erzählte von dem mörderischen Gefecht, von dem wüthenden Vordringen der Oesterreicher, dem Rachegebrüll der wieder sich sammelnden Russen. Er erzählte, wie die Kugeln der Feinde ganze Reihen der Preußen niedergeschmettert hätten, wie mehr denn zwanzigtausend Todte und Verwundete der Preußen das Schlachtfeld bedeckten, wie alle Kanonen und Fahnen in die Gewalt des Feindes gerathen!

Und das Volk empfing jede dieser Nachrichten mit lautem Jammern und Wehklagen, mit Weinen, Schreien und Jammergestöhn!

Und auch von dem König erzählte der Courier. Er selber hatte zu des Königs Bedeckung gehört, er war dem König immer ganz nahe gewesen. Er hatte gesehen, wie der König mitten im dichtesten Kugelregen gestanden, als seine beiden Flügeladjutanten an seiner Seite fielen. Endlich war eine Kugel gekommen, und hatte das Pferd des Königs, den „Vogel" so schwer verwundet, daß das Thier sofort zusammengestürzt war. Der König hatte ein anderes Pferd bestiegen und war auf derselben Stelle geblieben, und als eine zweite Kugel auch dieses Pferd traf, hatte der König ruhig das Pferd seines Flügeladjutanten, des Hauptmann von Götzen bestiegen. In demselben Moment aber traf eine Flintenkugel den König vor die Brust, aber das goldene Etui, das der König in der Tasche trug, hatte die Kugel unwirksam gemacht, und ohne sich beirren zu lassen, war der König auf derselben gefährlichen Stelle geblieben. Vergeblich hatten die Generäle und Adjutanten des Königs ihn beschworen, diesen Ort zu verlassen, und an seine eigene Sicherheit zu denken. Der König hatte ihnen erwidert: „Wir müssen hier Alles versuchen, um die Bataille zu gewinnen, und ich muß hier so gut wie jeder Andere meine Schuldigkeit thun." *)

Als der Courier in seiner von Jammern und Wehklagen oft unterbrochenen Rede so weit gekommen war, fragten mehrere Stimmen: Und wo ist der König jetzt? Wo ist der König geblieben?

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Preuß Th. II. S. 214.

Der Courier antwortete nicht, aber als diese Frage immer ängstlicher, immer stürmischer wiederholt ward, erzählte er weiter, wie der König mitten in der Verwirrung und dem Entsetzen der Flucht ihn zu sich gewinkt, und ihm befohlen habe, sofort nach Berlin zu jagen, und die Trauerkunde und die mündliche Botschaft des Königs, welcher derselben noch ein mit Bleistift beschriebenes Zettelchen an den Minister von Herzberg hinzugefügt, dahin zu bringen. Alsdann sei der König an ihm vorübergejagt den Feinden grade entgegen, als wünsche er, daß ihre Kugeln ihn treffen möchten. Eine kleine Schaar seiner Getreuen war ihm gefolgt.

Nun ereignete sich eine dieser wunderbaren, unerhörten und majestätischen Scenen, wie keine menschliche Phantasie sie zu erfinden und vorzubereiten, wie nur die Vorsehung sie hervorzurufen und zu gestalten vermag. Wie vom Sturmwind der verschiedensten, der gewaltigsten Leidenschaften gepeitscht, wogte die Masse des Volkes auf und ab. Während man hier noch klagte um die Nachrichten, die man von dem Unglücksboten empfangen, jubelte und jauchzte man dicht daneben über die frohe Kunde, welche der fünfte Courier gebracht. Während Diejenigen, welche dem vierten Courier nahe genug gestanden, um seine Worte zu vernehmen, sich umwandten, um den entfernter Stehenden die Trauerkunde zu bringen, kamen von der anderen Seite des Platzes ihnen jauchzende Volksmassen entgegenzogen, welche mit Jubelgeschrei die Siegesnachrichten des fünften Couriers meldeten. Hier sah man Männer die Arme zum Himmel erheben, und Gott danken für den glücklich errungenen Sieg, unweit von ihnen Andere, die wie erstarrt vor sich hinblickten, und bewegungslos, tief gebeugt da standen, hier jubelten Frauen mit freudestrahlendem Antlitz über den Heldenkönig, dort klagte und jammerte das Volk, der König sei verschwunden, gefangen oder todt. Wie bei dem Thurmbau zu Babel sprach und jammerte das Volk in tausend

Der König ist verloren! Der König ist gefangen! Verwundet, vielleicht sogar todt! schrie und wimmerte das Volk in verzweiflungsvoller Wehklage.

Auf einmal wird dieses Jammergeschrei von lauten Freudenrufen, von Vivatgeschrei und Jauchzen unterbrochen, das sich lawinenartig, immer mächtiger, immer donnender anschwellend, von der anderen Seite des Platzes daherwälzte. Ein neuer, ein fünfter Courier war gekommen — er hatte die Nachricht von einer vollständigen Niederlage der Russen, von dem glänzenden Siege des Königs und seiner Armee gebracht!*)

*) Briefe der Schweizer ꝛc. S. 317.

Zungen, und Niemand achtete des Anderen, sondern war versenkt nur in seine eigenen leidenschaftlichen Gefühle. — Gleichsam in zwei Heeresmassen getheilt, wogte das Volk gegen einander auf und ab, und jede dieser Heeresmassen hatte ihren Anführer, der sie lenkte und bestimmte. Und wie die Tausende einander näher rückten, wie sie anfingen sich zu verständigen und ihre wiederstreitenden Gefühle mit einander auszutauschen, da riefen sie ihre Anführer, diese beiden Couriere, zur Entscheidung auf, da trugen Männer der verschiedenen Parteien auf ihren Schultern mitten durch das Gedränge hindurch die beiden Boten zueinander hin. Als sie sich dicht einander gegenüberstanden, trat eine tiefe, eine entsetzensvolle Stille ein. Das Schreien und Klagen, das Jauchzen und Vivatrufen verstummte. Jedermann fühlte, daß man dem furchtbaren oder herrlichen Moment der Entscheidung gegenüberstehe, und athemlos wie gebannt, standen mehr als funfzigtausend Menschen da.

Es war ein kurzes, ein entsetzlich lakonisches Gespräch, das diese beiden Soldaten, welche da auf den Schultern der Männer des Volkes standen, mit einander führten.

Wann bist Du vom König abgeschickt? fragte der vierte Courier den fünften.

Um sechs Uhr Abends, sagte dieser. Der König hat mir selbst diese Botschaft übertragen.

Wo standen damals die Unsrigen? fragte der vierte Courier.

Sie standen damals vor dem hohlen Grund und die Russen hatten sich hinter die letzte Schanze auf dem Judenberg zurückgezogen. Die Schlacht war gewonnen. Wir hatten hundert und zwanzig Kanonen erbeutet, und schon spazierten viele der Unsrigen auf dem Schlachtfeld umher, und besahen sich die erbeuteten Batterien.*)

Ja, sagte der vierte Courier traurig. Das war um sechs Uhr. Aber um sieben waren wir auf der Flucht, denn Loudon war aus dem hohlen Grund hervorgebrochen und die Russen hatten sich wieder gesammelt. Du bist um sechs Uhr von der Armee fortgeritten, und ich um halb acht Uhr, und ich bin rascher geritten wie Du. Unglücklicherweise habe ich Recht, die Schlacht ist verloren!

Die Schlacht ist verloren! schrie und heulte das Volk. Der König ist verloren! Wehe! Wehe!

In diesem Augenblick sah man mitten durch die Volksmenge hindurch die Vorreiter der königlichen Equipagen sich mühsam Bahn machen, indem sie die Leute baten, bei Seite zu treten und die Straße frei zu lassen, damit die Reisewagen des königlichen Hofes zum Schlosse gelangen könnten.

Diese Worte verbreiteten neues Entsetzen. Wir sind verloren! schrie Alles. Lasset uns fliehen, fliehen! Auch der Hof, auch die Königin und die Prinzessinnen fliehen. Suche Jeder sich zu retten, denn die Russen werden nach Berlin kommen und sie werden uns Alle vernichten. Wir sind verloren und verlassen und Niemand weiß, wo der König ist!

Und wie vom Wahnsinn getrieben stürzten die Massen auseinander, wie ein Meer, das sich zertheilt und in wogenden Strömen sich hier und dorthin ergießt; und der Jammer, der erst nur auf dem Schloßplatz ertönt, er fand bald einen Wiederhall in allen Straßen und in allen Häusern!

---

*) Briefwechsel der Schweizer: Bodmer, Sulzer Geßner. S. 318.

XI.

Nach der Schlacht.

Der Donner der Kanonen war verstummt, das Prasseln der Pelotonfeuer hatte aufgehört. Ruhig und still war es auf der großen Ebene bei Kunersdorf, wo vor einigen Stunden noch die mörderische Schlacht gewüthet. Aber welche Ruhe war dies, und wie grausig diese Stille, welche über dem blutdampfenden Schlachtfeld lagerte! Die Ruhe des Todes war es, und die Stille, welche dieser schauerliche Bote des Himmels als Siegel seiner Liebe auf die bleichen Menschenlippen drückt! — Wohl denen, welche dieser Kuß gleich schnell von hinnen geführt hat, welche nicht so zu leiden haben, wie Diese, die dort lebend noch und doch dem Tode angehörend, noch unter den Tausenden der Leichen zerstreut umher liegen. Der kalte Leichnam ihres Nachbars ist das Kissen, auf welches allein sie ihr blutiges Haupt betten, das Gestöhne der Sterbenden ist die schauerliche Melodie gewesen, die sie aus ihrer Betäubung weckte, und der sternenbesäete Himmel dieser hellen, durchsichtigen Sommernacht ist das einzige Auge der Liebe, das sich über sie neigt.

Wohl Denen, welche das mörderische Schwert und die zerschmetternde Kugel gleich von hinnen geführt hat! Wehe diesen, welche da in ihren Schmerzen und ihrer Qual, lebend, athmend, ihrer Leiden und ihres Unglücks sich bewußt, auf dem Schlachtfelde liegen, denn jetzt ist es um sie geschehen, jetzt vernimmt man das Stampfen und Wiehern von Pferden, es kommt näher und näher. Der Mond wirft die langen Schatten einherjagender Reiter über das Schlachtfeld hin. Unheimlich ist es anzuschauen, wie sie rasch dahersprengen, hinwegsetzend über die hingestreckten Schaaren der Leichen, nicht achtend der Sterbenden, die unter den Hufen ihrer kleinen Pferde den letzten Seufzer verhauchen! Aber der Kosack hat kein Mitleid, und ihn graut und schaudert es nicht inmitten dieses ungeheuern offenen Grabes, welches Tausende von Menschen wie eine einzige Leiche in sich aufgenommen hat. Der Kosack ist gekommen, um zu plündern und zu rauben, und ihm gilt's gleich, ob Freund oder Feind. Er ist der Erbe der Gestorbenen sowohl, wie der Sterbenden, und er ist da, sich seine Erbschaft zu holen. Wo ein Ring an der Leichenhand blitzt, da springt der Kosack vom Pferde und reißt ihn ab und läßt ihn in den Abgrund seiner Tasche fallen. Wo eine reichgestickte Uniform sein Auge reizt, da reißt er sie dem, welcher sie trägt, gleichviel ob er schon gestorben ist oder noch athmet und röchelt, von dem blutenden, wundenzerfetzten Leibe.

Seht da diesen Krieger, welcher ächzend vor Schmerzen, mit zerschossenen Gliedern, blutend aus vielfachen Wunden, im Graben liegt. Er ist auf den Tod verwundet, aber das Schwert hält er noch in seiner Hand — in seiner linken Hand, denn seine rechte Hand ist ihm von einer Kugel fortgerissen worden. Ein Kartätschenschuß hat ihm die Glieder zerschmettert, und da haben ihn seine Soldaten in diesen Graben getragen, damit er nicht von den Hufen der Pferde zertreten werde. Da haben sie ihn der Gnade Gottes nicht allein, sondern auch der Gnade der Menschen übergeben.

Aber der Kosack weiß nichts von Gnade! Das ist ein Wort, welches er in seinem russischen Heimathslande nimmer gehört hat. Er fürchtet seinen Gott, er fürchtet seinen Czaaren und seinen Hauptmann, er fürchtet die Knute vor allen Dingen. Er weiß nichts von Gnade! Sie ist an ihm niemals geübt, wie soll er sie an Andern üben. — Wie der Kosack den preußischen Officier in der goldgestickten Uniform sieht, springt er vom Pferde und wirft ihm die Zügel über. Ein schriller Pfiff belehrt das kluge Thier, des Kosacken bessere Hälfte, daß es da ruhig stehen bleiben soll. Der Kosack steigt hinunter in den Graben, auf dessen morastigem Grunde der preußische Krieger — der deutsche Dichter — gebettet ist! — Denn ein deutscher Dichter ist es, der da liegt, ein Dichter von Gottes Gnaden. Ganz Deutschland kennt ihn, den Sänger des Frühlings, ganz Deutschland hat seine herrlichen Lieder gelesen und sich an ihnen begeistert. Den preußischen Major Ewald von Kleist nennt der Sachse und der Oesterreicher seinen Feind, aber den deutschen Dichter Ewald von Kleist bewundert und liebt er, denn dem Dichterwerk gegenüber giebt es keine Feindschaft der Völker und

die Politik schweigt vor der melodischen Stimme der Poesie.

Da liegt er, der tapfere preußische Major, der edle deutsche Dichter, das gebrochene Auge zum Himmel emporstarrend, die bläulichen, kalten Lippen geöffnet und mühsam einzelne Worte stammelnd. Vielleicht gedenkt er in dieser Stunde der letzten Worte seines letzten Gedichts, vielleicht murmeln seine erstarrenden Lippen diese Worte, welche seine jetzt zerschmetterte Hand vor der Schlacht noch geschrieben:

„Der Tod für's Vaterland ist ewiger Verehrung werth!
Wie gern sterb' ich ihn auch
Den edlen Tod, wenn mein Verhängniß ruft!"

Der Tod wäre schön gewesen, aber das Schicksal ist niemals mit Dichtern, zumal mit deutschen Dichtern, milde gewesen. Schön wäre es gewesen, im Gewühl der Schlacht, unter dem Schmettern der Trompeten, unter dem Siegesjauchzen der Freunde zu fallen und so mit einem Lächeln auf der Lippe seinen Geist aufzugeben.

Aber das Schicksal ist niemals milde mit den deutschen Dichtern gewesen!

Ewald von Kleist, der deutsche Dichter, hat auf dem Schlachtfelde seine Todeswunde empfangen, aber er ist nicht daran gestorben! Er lebt und weiß, daß die Schlacht verloren, daß sein Blut umsonst geflossen ist!

Der Kosack ist zu ihm hinabgestiegen in den Graben. Mit gierigen Blicken betrachtet er die reiche Beute. Denn dieser blutende, zerfetzte Mann, das ist für ihn kein Mensch, sondern nur eine Uniform, welche er erbeuten will und die noch an einem lästigen und nutzlosen Körper haftet. — Mit vor Habgier zitternden Händen reißt er das goldgestickte Kleid von der blutenden, zusammengesunkenen Gestalt. Nicht achtend seines Wimmerns, seines Todesgestöhns, seiner schmerzzuckenden Glieder, beraubt der Kosack den edeln preußischen Krieger, selbst das blutriefende Hemde noch reizt die Habgier des Barbaren und auch diese letzte Hülle noch des todeswunden Körpers entreißt er ihm.*) Dann steigt er heiteren Sinnes wieder aus dem Graben empor, und indem er seinen Raub in den großen, am Sattelknopf befestigten leinenen Beutel schiebt, erzählt er seinem Pferde, welches mit gespitzten Ohren ihm zuhört, von der reichen Beute, die er so eben gemacht. Das kleine Pferd wiehert auf, als hätt' es ihn verstanden, sein Herr schwingt sich auf seinen Rücken, und vorwärts geht es in rasendem Lauf, neuem Raub und neuer Beute nach.

Und der preußische Dichter, der preußische Held lag da, nackt und jeder anderen Hülle beraubt, außer derjenigen, welche das Blut seiner Wunden über seine entblößten, zitternden Glieder deckt. Sein Blut allein umhüllt ihn mit einem Purpurmantel, würdig der Krone, welche die Dichtkunst um seine Stirn gelegt!

Aber Ewald von Kleist ist zu dieser Stunde nicht mehr der Dichter und nicht mehr der Held; ein armes, elendes Menschenkind, liegt er im Staub, wimmernd vor Qual, flehend um einige Lumpen, damit seine Wunden zu bedecken, in welche das schmutzige Wasser des Grabens eindringt.

Und diesmal ist das Schicksal ihm günstig. Einige russische Husaren reiten vorüber und es erbarmt sie des jammernden nackten Mannes mit den klaffenden Wunden. Sie werfen ihm einen alten Soldatenmantel, ein Stück Brod und einen halben Gulden zu.*)

Der deutsche Dichter nimmt dankbar das Almosen des russischen Soldaten an, er hüllt seine Glieder in den Mantel ein und dann versucht er das Stück Brod zu essen, das die Mitleidigkeit des russischen Soldaten dem deutschen Dichter zugeworfen hat.

Aber das Schicksal ist niemals milde mit den deutschen Dichtern gewesen. Die Kosacken schwärmen immer noch auf dem Schlachtfelde umher, und wieder naht sich einer dem armen ächzenden Krieger, der da im Graben liegt. Er hat keine glänzende Uniform mehr, aber der Kosack nimmt Alles, was er bekommen kann, und auch der alte zerrissene Soldatenmantel noch reizt seine Habgier. Er entreißt ihn dem widerstandslosen Verwundeten, und wie er seine geschlossenen Hände untersucht, findet er auch den halben Gulden — das Almosen, das Ewald von Kleist von dem russischen Husaren bekommen.

Wieder liegt der deutsche Dichter, der preußische Held, nackt und entblößt da, das Wasser des morastigen Grundes dringt in seine Wunden ein und stachelt mit grausamer Folter den Sterbenden zu neuem Schmerzensdasein empor! So liegt er da bis zum anderen Tage, bis der Feind sich seiner erbarmt und ihn als Gefangenen nach Frankfurt bringt.**)

Wohl denen, welche ein gütiges Geschick gleich

*) v. Archenholtz. Geschichte des siebenjährigen Krieges. Th. I. S. 363.

*) v. Archenholtz. Geschichte des siebenjährigen Krieges. Th. I. S. 263.

**) Ewald von Kleist starb wenige Tage nach seiner Gefangennehmung in Frankfurt a. d. O. am 24. August. — Die Russen gaben ihm ein ehrenvolles Begräbniß, und weil auf seinem Sarge der Degen fehlte, nahm der Oberst von Bülow, Chef eines russischen leichten Dragonerregiments, den eigenen Degen von der Seite und legte ihn auf den Sarg, „damit," wie er sagte, „ein so würdiger Officier nicht ohne dieses Ehrenzeichen begraben werde." Siehe v. Archenholtz. Th. I. S. 262.

auf dem Schlachtfeld getödtet hat! Glücklicher waren sie als diejenigen, welche zurückgeblieben, und wenn auch nicht Alle das grausame Schicksal des edeln Dichters zu dulden hatten, so hatten doch alle diese Tausende, welche man blutend von dem Schlachtfeld trug, das Bewußtsein ihrer Schmerzen und ihrer Niederlage.

Das ganz nahe bei Kunersdorf belegene Dorf Oetscher war in ein Lazareth umgewandelt. Lange schon während der Schlacht waren die Bewohner geflüchtet. Jetzt hatten die Verwundeten von den leerstehenden Hütten Besitz genommen, und mit geschäftiger Hast eilten die Chirurgen von Haus zu Haus, dem Chirurgus, der ihnen Hülfe, oder wenigstens doch Linderung bringen sollte. —

Und jetzt öffnete sich wirklich die Thür, und ein Officier trat ein. War es das Dämmerlicht des Abends, oder hatten das Blut und die Schmerzen die Augen der armen Verwundeten geblendet, daß sie den Eintretenden nicht erkannten? Freilich zeigte sein sonst so heiteres, edles Antlitz heute einen ungewöhnlich ernsten, finsteren Ausdruck, seine Wangen waren todesbleich, und selbst der Glanz seiner großen Augen war heute minder leuchtend und hell wie sonst. Aber es lag doch etwas Unaussprechliches, Ehrfurchtgebietendes, Ungewöhnliches in seiner Erscheinung.

denen Hülfe zu bringen, bei welchen dieselbe noch möglich war. — Aber Keiner von ihnen ging hinein in diese Hütte, welche dort ein wenig abgesondert von den übrigen am Ende des Dorfes lag. Und doch befanden sich auch in dieser zwei Verwundete. Sie waren schon vor dem Ende der Schlacht hierhergebracht, damals hatte der Chirurg ihre Wunden untersucht und dann war er schweigend hinausgegangen, um nicht wiederzukehren. —

Schweigend, dann und wann nur hoch aufächzend, lagen diese beiden Verwundeten auf dem Stroh, auf das man sie gebettet hatte, ihre Augen starr nach der Thür gerichtet, sehnsuchtsvoll ausschauend nach Obwohl geschlagen und kummervoll, war er noch immer der Held, der König, noch immer Friedrich der Große!

Er war hierher gekommen, um in diesem einsamen, abgelegenen Hause sein Quartier zu nehmen, um hier allein zu sein mit seinen Schmerzen. Aber als er die beiden Verwundeten erblickte, nahmen seine kummervollen Züge schnell einen theilnehmenden Ausdruck an.

Mit hastigen Schritten näherte er sich dem armseligen Lager seiner Officiere, und wie er sich jetzt über sie neigte und nach ihrem Ergehen fragte, da erkannten sie seine Stimme, diese Stimme, welche sie

so oft begeistert hatte zu todesmuthigem Vorwärtsbringen, und die jetzt so milde und theilnahmsvoll war.

Der König! riefen sie Beide freudig überrascht, und ihre Wunden und ihre Hülflosigkeit vergessend, versuchten sie sich aufzurichten, aber dann sanken sie mit dumpfem Schmerzgestöhn wieder zusammen und das Blut strömte auf's Neue aus ihren Wunden hervor.

Der König neigte sich über sie. Arme Kinder, sagte er, Ihr seid wohl schwer verwundet?

Ja, ächzte der Lieutenant von Grabow, schwer verwundet. Aber dies ist das Wenigste. Wenn wir nur wüßten, ob Sie gesiegt hätten, Majestät? Wir hatten schon zwei Redouten hinter uns und waren bei der dritten, als uns das Unglück traf. O, sagen Sie uns, Majestät, nicht wahr, der Sieg ist unser geblieben?

Ein dunkler Schatten flog über das Antlitz des Königs hin, aber er verschwand bald wieder. Ihr dürft jetzt nur an Euch denken, sagte er, Ihr habt bewiesen, daß Ihr brav seid, das Uebrige ist Zufall! Verliert nicht den Muth; es wird Alles gut werden, und auch Ihr werdet genesen. — Seid Ihr schon verbunden? Hat man Euch schon zur Ader gelassen?

Ach, Sire, kein Teufel will uns verbinden! stöhnte der zweite Verwundete, der Lieutenant von Stubenfall.

Wie, rief der König, man hat Euch hier so ohne Pflege und Beistand liegen lassen?

Ja, Sire, es wird wohl für uns keine Rettung mehr sein!

Der König war im Begriff zu antworten, als die Thür sich öffnete und mehrere Leute mit einer Tragbahre, begleitet von einem Chirurgus, hereintraten.

Was wollt Ihr? fragte der König heftig.

Sire, erwiderte der Chirurg, wir wollen die Verwundeten hier fortbringen, weil Eure Majestät hier Nachtquartier nehmen wollen.

Der König warf ihm einen zornigen Blick zu. Und Er meint, daß ich das erlauben werde? fragte er. Die Verwundeten bleiben hier, ich werde schon anderswo ein Unterkommen finden! Vor allen Dingen sorge Er mir für diese beiden Officiere und verbinde Er sie sogleich.

Der Chirurgus trat näher zu ihnen und besichtigte sie sorgfältig, dann näherte er sich wieder dem König.

Majestät, sagte er achselzuckend, da hilft kein Verbinden mehr. Dem Einen hat eine Kanonenkugel den ganzen rechten Arm fortgerissen, und der Brand wird ihn tödten. Der Andere hat eine Kartätschenladung von gehacktem Eisen in's Gesicht und in den Leib bekommen. Es ist unmöglich, alle diese Wunden zu verbinden!

Der König antwortete ihm nicht, er ging hastig zu dem Lager hin und faßte Jeden der beiden Verwundeten bei der Hand; sich dann zu dem Arzt wendend, sagte er: Seh' Er nur, sie sind Beide noch so jung und lebenskräftig; auch haben sie Beide noch kein Fieber. Bei solchem jungen Blut und frischem Herzen pflegt die Natur Wunder zu thun. Lasse Er sie zur Ader und verbinde Er ihnen die Wunden! Und dann vor allen Dingen sorgt für einige Erfrischungen, denn sie werden deren bedürfen.

Ach ja, Majestät, wir hungern und dürsten schon so lange! flüsterte Lieutenant von Grabow.

Der König lächelte. Sieht Er wohl, sagte er. Er meinte, sie sind verloren, und sie haben noch einen gesunden Magen! Man stirbt nicht, wenn man noch hungern kann.

Der Chirurgus erwiderte nichts, sondern öffnete sein Besteck und zog die nöthigen Bandagen und Instrumente hervor, um die Officiere zu verbinden.

Der König schaute ihm eine Zeit lang zu. Dann neigte er sich über die Verwundeten, die nur mit Mühe die Schmerzensschreie unterdrückten, welche ihnen die Anlegung des Verbandes verursachte. Kinder, sagte er liebevoll, verzagt nur nicht! Es mag mit Euch werden, wie es will, ich werde es erfahren, und wenn Ihr nicht mehr dienen könnt, so werde ich für Euch sorgen. Glaubt nur, Ich werde Euch nicht vergessen!*)

Er nickte ihnen freundlich zu und verließ dann das Gemach. Vor der Thür der Hütte stand einer seiner Adjutanten und erwartete ihn. Der König gab ihm schweigend das Zeichen, ihm zu folgen, und schritt weiter durch das Dorf dahin, vorüber an diesen Hütten, aus deren Innerem man lautes Klagegeschrei und Wimmern vernahm.

Ach, murmelte der König leise vor sich hin, Dante hat nicht alle Qualen der Hölle gekannt, oder er hat vergessen, diese zu schildern, die ich jetzt erleide!

Er schritt hastiger vorwärts, hinaus in die dämmernde Sommernacht, immer verfolgt von dem

---

*) Des Königs eigene Worte, wie denn überhaupt diese ganze Scene streng historisch ist. Die beiden Officiere, welche der König auf diese Weise vom Tode errettete, genasen wirklich. Nach ihrer Wiederherstellung nahmen sie Beide wieder am Kampfe Theil, wurden bei Kolberg nochmals schwer verwundet und nochmals geheilt. Beide dienten sie bis zum Frieden, dann invalide erklärt, erhielten sie auf ausdrücklichen Befehl des Königs sehr gute Versorgungen. Siehe Nicolai, Charakterzüge und Anekdoten.

Klagegeschrei, dem Aechzen und Jammern seiner verwundeten Soldaten. Eine tiefe, unermeßliche Traurigkeit lagerte auf seinem Antlitz, ein schmerzliches Zucken stand auf seiner Lippe, seine bleiche Stirn war von kaltem Schweiß bedeckt, seine großen Augen starrten hinüber zu dem Schlachtfeld, dann zum Himmel empor mit einem fragenden, vorwurfsvollen Blick.

Schon lag das Dorf hinter ihm, aber der König schritt immer weiter. Er dachte gar nicht an den Zweck seines Wanderns, er wollte nur dieser Hölle, diesem Klagegeschrei der Verdammten entfliehen! — Sein Adjutant wagte es endlich, dicht zu ihm heranzutreten und ihn aus seinem traurigen Sinnen zu erwecken.

Sire, sagte er, die Kosacken schwärmen umher, und wenn sich Eure Majestät noch weiter wagen, könnte leicht daraus das fürchterlichste Unglück entstehen. Die Kosacken schießen auf Jeden, der einen guten Rock trägt.

Der König schüttelte traurig sein Haupt. Für mich haben sie keine Kugel, sagte er leise vor sich hin. Ich habe den Tod vergeblich gerufen, ich habe um die Gnade einer Kugel gefleht; sie kam, aber nur um meine Brust zu streifen. Für mich giebt es keine Kugel!

Er schritt weiter. Aber der Adjutant wagte es noch einmal, ihn anzureden.

Sire, sagte er, wollen Eure Majestät sich nicht nach einem Nachtquartier umsehen?

Der König hob unwillig das Haupt empor und war im Begriff, eine heftige Antwort zu geben. Dann aber besann er sich und sein Antlitz nahm wieder seinen gütigen Ausdruck an.

Es ist wahr, sagte er, ich bedarf eines Nachtquartiers! — Er blieb stehen und schaute ringsum. Dann heftete sein Blick sich auf jenes einsame, verödete Bauernhaus, das da am Wege stand, und zu diesem schritt er jetzt hin.

XII.

Eine Heldenseele.

Dort will ich übernachten, sagte er, denn es scheint, als ob diese Baracke ganz leer ist, und wir werden also sicher sein, dort Niemand zu stören.

Der König hatte Recht. Dieses elende, von den Kosacken zerstörte Haus war leer; Niemand kam ihm entgegen, Niemand empfing ihn, als er in das Zimmer trat. Die Fenster, deren zerschlagene Scheiben im Zugwind klirrten, waren geöffnet, und in dem kleinen schmutzigen Zimmer war nichts enthalten als ein wenig Stroh, ein geflochtener Binsenstuhl und ein roher hölzerner Tisch.

Der König sagte mit einem trüben Lächeln: das ist genug für mich. Hier will ich übernachten. Hat Er meine Schreibmaterialien mitgebracht?

Adjutant von der Goltz bringt sie, Sire, ich wollte nicht noch einmal umkehren, sie zu holen, sondern Eure Majestät begleiten.

Eben trat der zweite Adjutant ein und brachte die Schreibmappe des Königs, indem er zugleich meldete, daß er zwei Grenadiere mitgebracht habe, vor der Thür Wache zu halten.

Ach, flüsterte der König mit zitternder Stimme, habe ich noch Grenadiere? — Er neigte sein Haupt auf seine Brust und stand lange gedankenvoll da.

Meine Herren, sagte er dann nach einer langen Pause, sehen Sie sich im Hause um, ob es hier noch irgend ein Zimmer giebt, wenn nicht, werden wir uns später hier schon einrichten können. Einer von den Grenadieren soll mir einige Husaren suchen, die ich als Staffette fortschicken kann.

Die Adjutanten entfernten sich, der König war allein. Endlich jetzt konnte er sich seiner Verzweiflung, seinem maßlosen Gram hingeben, endlich durfte

er horchen auf diese Stimmen, welche in seiner Seele flüsterten und welche zu ihm so traurige, unheilsvolle Worte sprachen.

Es ist Alles verloren! Alles! murmelte der König, und die Stimmen in ihm flüsterten: wenn Alles verloren ist, so ist der Tod die einzige Rettung! Unwürdig ist es, ein ruhmloses Leben noch weiter zu führen. Das Grab allein bietet Ruhe gegen ein schmachvolles, gedemüthigtes Dasein.

Der König hörte auf diese Stimmen. Er hatte bis hierher Alles muthvoll ertragen und geduldet, er hatte mit unerschüttertem Muth Jahre der Sorge, der Entbehrungen, der rastlosen Anstrengungen durchlebt, aber den Untergang seines Landes, den wollte er nicht überleben. Und sein Land war verloren! Es gab kein Mittel mehr es zu retten. Sein eigenes Heer war aufgerieben, getödtet oder in wilder Flucht auseinandergesprengt. Rings umher hatte der siegreiche Feind die Provinzen besetzt. Jetzt konnten die Russen ungehindert bis nach Berlin marschiren, und auch dort war kein Widerstand möglich, denn die Garnison bestand nur noch aus Invaliden und Krüppeln. Berlin war verloren, ganz Preußen war verloren!

Der König wollte also sterben, denn er war ein König ohne Krone, ein-Held ohne Lorbeer! Er wollte sterben, denn er wollte den Untergang seines Landes nicht überleben. Gleich einem treuen Schiffscapitain wollte er das Staatsschiff, das er bis dahin so klug und geschickt durch die Brandung geführt, jetzt, da es gestrandet war, nicht verlassen, sondern mit ihm untergehen.

Aber bevor er daran denken durfte zu sterben, mußte er seine Angelegenheiten ordnen, mußte er erst sein Testament machen und Abschied nehmen von seiner Welt, das heißt von seinen Freunden.

Wie der König das dachte, trat er rasch zur Thür und rief hinaus, daß man ihm Licht bringen solle. — Das war allerdings eine sehr schwierige Aufgabe in diesem öden, verlassenen Dorfe, aber endlich gelang es den Adjutanten, von einer Marketenderin einige elende kleine Talglichte zu erhalten, die sie auf Flaschen, statt der Leuchter, steckten und dann zu dem König hineintrugen. — Der König achtete nicht auf sie; er stand mit übereinandergeschlagenen Armen und starrte zu dem sternenbesäeten Himmel empor. Der helle Lichtschein weckte ihn aus seinen Gedanken, er wandte sich um und trat wieder zu dem Tisch.

Die letzten Briefe! murmelte er, indem er sich auf den Binsenstuhl niedergleiten ließ und sein Portefeuille auseinanderschlug.

Was würden seine Feinde gejubelt haben, wenn sie einen Blick hätten in dieses Gemach werfen können, in dieses wüste Gemach mit den beschmutzten, halb abgefallenen Kalkwänden, auf diesen wackelnden, knarrenden Tisch, an welchem der König saß, vor sich diese beiden auf Flaschen gesteckten Talglichte, die ihm das Papier beleuchteten, auf welchem er seine letzten Anordnungen niederschreiben wollte.

Zuerst schrieb er an den General Finck, dem er das Heer übergeben wollte. Denn bevor er an seine Freunde denken, bevor er seinen Empfindungen als Mensch sich hingeben durfte, wollte er zuerst als treuer Diener des Staats seine Pflichten erfüllt haben. Er schrieb also keinen Brief, sondern nur eine „Instruction für den General Finck," und diese lautete:

„Der General Finck bekommt eine schwere Commission. Die unglückliche Armee, welche ich übergebe, ist nicht mehr im Stande, sich mit den Russen zu schlagen. Haddeck wird nach Berlin eilen, vielleicht Loudon auch. Geht der General Finck diesen Beiden nach, so kommen die Russen ihm in den Rücken; bleibt er an der Oder stehen, so hat er den Haddeck diesseits. Indeß glaube ich, daß, wenn Loudon nach Berlin wollte, so könnte er diesen unterwegs attaquiren und schlagen. Dies, wenn es gut ginge, könnte dem Unglück einen Anstand geben und die Sachen aufhalten. Zeit gewonnen ist sehr viel bei diesen desperaten Umständen. Die Zeitungen aus Torgau und Dresden wird ihm der Köper, mein Secretair, geben. Er muß meinem Bruder, den ich zum Generalissimus bei der Armee ernenne, von Allem Bericht erstatten. Indessen, was mein Bruder befehlen wird, das muß geschehen! An meinen Neffen muß die Armee schwören!

Dies ist der einzige Rath, den ich bei diesen unglückseligen Umständen zu geben im Stande bin. Hätte ich noch Ressourcen gehabt, wäre ich dabei geblieben!

Friedrich." *)

Ja, ich wäre dabei geblieben, flüsterte der König, indem er das Papier zusammenfaltete und adressirte. Ich hätte dies Leben der Drangsale und Entbehrung noch länger ertragen um der Ehre willen, aber jetzt muß ich sterben um der Ehre willen!

Er nahm ein anderes Blatt Papier; aber jetzt war es keine Instruction, sondern ein letztes Lebewohl, das er seinem Freunde, dem General Finkenstein, schrieb.

Diesen Morgen um elf Uhr, schrieb der König,

*) Diese „Instruction für den General Finck" hat der König ausnahmsweise deutsch geschrieben, und ich habe mir nur erlaubt, einige orthographische Fehler daran zu ändern. Wem es daran liegt, die Orthographie des Königs einzusehen, der findet dieses Aktenstück bei Preuß, der dasselbe „diplomatisch genau nach der Urschrift" abgedruckt hat Th. II. S. 215.

habe ich den Feind angegriffen. Wir hatten sie schon bis zum Judenberg zurückgetrieben und alle meine Leute hatten Wunder der Tapferkeit geübt, aber die Erstürmung des Judenbergs kostete uns eine große Menschenmasse, meine Leute geriethen darüber in Verwirrung, und obwohl ich sie drei Mal wieder vereinigte, löste sich doch zuletzt die ganze Armee in der Flucht auf; ich selbst war nahe daran, gefangen zu werden und mußte das Schlachtfeld dem Sieger überlassen. Mein Gewand ist von Kugeln durchlöchert, zwei Pferde sind mir unter dem Leibe getödtet worden, aber ich selbst habe den Tod nicht finden können, mein größtes Unglück ist, daß ich noch lebe! Unser Verlust ist beträchtlich! Von einer Armee von achtundvierzigtausend Mann habe ich in diesem Augenblick kaum noch dreitausend, und noch flieht Alles, und ich bin nicht mehr der Herr meiner Leute. Es ist ein furchtbares Unglück, und ich will es nicht überleben. Die Folgen dieser Schlacht werden noch furchtbarer sein, als diese Schlacht selbst. Ich habe gar keine Hülfsquellen mehr, und um die Wahrheit zu sagen, ich halte Alles für verloren. Ich werde und will aber den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Leben Sie also wohl für immer.*)

Nachdem der König auch diesen Brief adressirt und gesiegelt, sagte er leise: Ich bin zu Ende! Die irdischen Geschäfte sind abgethan! Jetzt stehe ich am Ende meiner Leiden und darf endlich Anspruch machen auf diesen langen und tiefen Schlaf, den die Natur uns Allen an ihrem Busen gewährt! Ich habe genug gethan, genug gelitten, und wenn ich jetzt nach so viel Stürmen auch ein wenig auf meine Ruhe bedacht bin und mit meinem Unglück mich in's Grab zurückziehen will, so darf doch Niemand sagen, daß ich feig und muthlos dem Leben entflohen bin. Nein, das Leben hat sich mit seiner ganzen Last auf mich gewälzt, und mich so hinabgedrückt auf die Erde, welche zu meinen Füßen auseinanderspaltend sich zu einem Grab geöffnet hat! Ich habe lange gehofft, ach, und wie lange schon hat der Stern des Glücks sich mir verdunkelt, wie lange habe ich nur trauervolle Tage und Nächte gekannt! Wie lange hat mir der anbrechende Morgen immer nur neue Wolken und neues Unheil gebracht! Ich habe es muthig ertragen, weil ich dachte, auch das Unglück muß sich erschöpfen, die Stürme müßten endlich austoben, und ein wolkenloser Himmel müßte endlich mir strahlen. Ich habe mich bitter getäuscht und meine Leiden sind immer noch gewachsen! Jetzt ist das Schlimmste geschehen, mein Vaterland ist verloren! Wer kann sagen, daß ich diesen Verlust überleben muß?*) Zu rechter Zeit zu sterben ist auch eine Pflicht. Die großen Römer wußten das, und sie starben, wenn das Leben vor ihnen in Trümmer zerfiel! Ich bin ein Schüler der Alten und will mich ihrer würdig zeigen. Wenn Einem Alles genommen ist, muß Einem wenigstens die Freiheit gelassen werden, sterben zu können. Die Welt hat nichts mehr mit mir zu schaffen, und ich spotte ihrer schwachen vorurtheilsvollen Gesetze. Wie Tiberius will ich leben und sterben! — Lebe wohl denn, du lügnerisches Dasein, lebt wohl, ihr feigen Menschenseelen! Ach, es giebt so viele Narren, und so wenig Menschen unter Euch; ich habe so viele treulose Freunde, so viele Verräther und wenig aufrichtige Menschen gefunden! In der Stunde des Unglücks haben sie mich Alle verlassen, Alle! — Aber nein, fuhr der König fort, und jetzt zuckte der Strahl eine Lächelns über sein Antlitz hin, Einer ist mir treu geblieben. d'Argens hat sich nie verleugnet, und von diesem Abschied zu nehmen, hätte ich fast vergessen! Nun, der Tod muß noch eine Stunde auf mich warten, ich habe noch an d'Argens zu schreiben.

Und wie der König jetzt wieder die Feder zur Hand nahm, leuchtete sein Antlitz wie in himmlischer Begeisterung und seine Augen flammten wie Sterne. Die heilige Muse war hernieder geschwebt, den verzweifelnden Helden zu trösten und ihm schöne und köstliche Worte zuzuflüstern. An den Pforten des Todes stehend schrieb Friedrich an d'Argens sein schönstes und schwungvollstes Gedicht, die Epistel: „Ami, le sort en est jeté.“ Seine ganze Seele strömte sich aus in Klagen, und die Schmerzen und Kümmernisse, die er bis dahin Niemandem verrathen hatte, die gestand er jetzt in rührend schönen Worten dem fernen Freund. Er schilderte ihm, wie er gelitten und gerungen, gehofft und gekämpft, und wie er endlich nach so langer Mühsal entschlossen sei, zu sterben.**) Und

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Preuß. Lebensgeschichte Th. II. S. 216.

*) Du bonheur de l'état la source s'est tarie;
La palme a disparu, les lauriers sont fanés.
Mon ame de soupirs et de larmes nourrie,
De tant de pertes attendrie,
Pourra-t-elle survivre aux jours infortunés,
Qui sont près d'éclairer la fin de ma patrie?
Epître de Frédéric au Marquis d'Argens. Oeuvres Vol. VII. p. 179.

**) Pour moi, que le torrent des grands évènemens
Entraîne en sa course facheuse:
De ses rapides mouvements
Vaincu, persécuté, fugitif dans le monde,
Trahi par des amis pervers
J'éprouve en ma douleur profonde
Plus de maux dans cet univers
Que dans la fiction dont la fable est féconde
N'en a souffert jamais Prométhée aux Enfers.

nachdem er ihm mit den glühendsten Farben dieses Alles geschildert, nachdem er ihm seine offenen und blutenden Wunden gezeigt, fügte er ein letztes rührendes Lebewohl für den Freund hinzu:

Adieu d'Argens; dans ce tableau
De mon trépas tu vois la cause.
Au moins ne pense pas du néant du caveau
Que j'aspire à l'apothéose.
Tout ce que l'Amitié par ces vers proprose
C'est que tant qu'ici-bas le céleste flambeau
Eclairera tes jours tandis que je repose
Et lorsque le printems paraissant de nouveau
De son sein abondant t'offre les fleurs écloses,
Chaque fois d'un bouquet de myrthes et de roses
Tu daignes parer mon tombeau.

Ach, flüsterte der König mit einem tiefen Seufzer, indem er auch diesen poetischen Brief adressirte, wie schön muß es sein in meinem lieben Sanssouci. Nun, ich werde dort wenigstens ein Grab finden, und d'Argens, ja d'Argens wird meinen Wunsch erfüllen, er wird mein Grab mit Blumen schmücken. Und dann, — habe ich nicht noch einige treue Freunde in Sanssouci? Sind da nicht meine alten lieben Hunde, die alten Invaliden, die mich nicht mehr begleiten konnten? Nun komme ich zu ihnen, und ich weiß, wenn sie den Tod für sich kommen fühlen, so werden sie auf ihr Grab gehen, um dort bei ihrem Herrn zu sterben!

Dann stand der König auf und mit ruhigem Schritt zur Thür gehend, öffnete er sie und fragte den Adjutanten, ob die Ordonnanzen bereit wären. Als das bejahet wurde, übergab der König dem Adjutanten die drei Briefe, und befahl ihm, dieselben durch die Ordonnanzen an ihre Adresse befördern zu lassen.

Und nun ist mein Tagewerk vollbracht, sagte der König, als er wieder allein war, nun darf ich sterben!

Er nahm aus seiner Busentasche das goldene Etui hervor, welches er immer bei sich trug und welches vor wenig Stunden seiner Brust als Schild gedient und die feindliche Kugel abgewehrt hatte. Die Kugel hatte auf die Oberfläche des Etuis eine tiefe Grube gegraben und es zusammengedrückt, und seltsam, dies Etui, welches den Tod von dem König ferngehalten, sollte ihn jetzt dem König bringen, denn in demselben war ein kleines Fläschchen verborgen, welches drei Giftpillen enthielt, und welches er seit dem Beginn des Krieges immer bei sich führte.*)

Der König betrachtete das Etui mit sinnenden Blicken. Der Tod hat hier gegen den Tod gekämpft, sagte er, und doch, wie schön wäre es gewesen auf dem Schlachtfelde zu fallen, während ich noch glaubte, daß ich der Sieger sei!

Er nahm das Fläschchen aus dem Etui hervor, und hielt es gegen das Licht, dann schüttelte er es gedankenvoll, und wie diese drei schwarzen unheimlichen Pillen auf- und niedersprangen, sagte er mit einem traurigen Lächeln: Der Tod ist lustig! Er will mit seinen fröhlichen Sprüngen mich zum Tanz auffordern. Nun ja, mein lustiger Cavalier, ich bin bereit zum Tanz!

Er öffnete das Fläschchen und goß die Pillen in die Fläche seiner linken Hand. Dann stand er auf und trat an's Fenster, um noch einmal den Himmel anzuschauen mit seinen flimmernden Sternen und seinem hellleuchtenden Mond, um noch einmal hinüberzublicken nach dem Schlachtfeld, auf welchem Tausende seiner Unterthanen heut den Tod gefunden.

Dann hob er die Hand mit den Pillen empor. Was war's, das ihn stutzen machte? Was war's, das seine Hand sich wieder senken machte, warum starrten seine Augen so glühend und unbeweglich in die Ferne, wie zwei Adler, die im Begriff sind sich auf ihre Beute niederzustürzen?

Nicht zum Himmel schaute der König empor, nicht zu den Sternen und nicht zum Mond, sondern da drüben blickte er hin, nach der äußersten Grenze des Horizontes, und nach diesen dunkelroth glühenden Punkten, die wie vom Himmel gefallene Sterne auf der Erde glühten. — Das waren die Lager der Oesterreicher und der Russen! Dort standen die Sieger des Königs, dort standen Soltikow und Loudon mit ihren Schaaren.

Der König hatte diese Feuer dort schon gesehen, ehe er die Hütte betrat. Jetzt hatte ihre Zahl sich noch vergrößert, ein Zeichen, daß der Feind noch nicht weiter gegangen, daß er dort zu rasten gedachte!

Wie? Sollte das möglich sein? Sollten die Sieger so wenig ihren Sieg nutzen, daß sie jetzt den besiegten Feind nicht weiter verfolgten, sondern ihm Zeit gönnten, sich wieder zu sammeln und mit Eilmärschen den Siegern zuvorzukommen, vielleicht die Spree, vielleicht sogar Berlin zu erreichen?

Ainsi pour terminer mes peines
Comme ces malheureux au fond de leurs cachots
Las d'un destin barbare, et trompant leurs bourreaux
D'un noble effort brisent leurs chaines,
Sans m'embarasser des moyens
Je romps les funestes liens
Dont la subtile et fine traine
A ce corps rongé de chagrins
Trop long-temps arracha mon âme.

(Epître de Frédéric au Marquis d'Argens. Oeuvres Vol. VII. p. 179.)

*) v. Retzow. Characteriſt. Th. I. S. 363. Preuß, Lebensgeſchichte. Th. II. S. 175. Dieſes Fläſchchen mit den drei Giftpillen ward noch nach dem Tode des Königs unter ſeinem Nachlaß gefunden.

Wie der König das dachte, flog es wie ein heller Sonnenstrahl über sein Antlitz hin, und mit lauter Stimme rief er: Wenn der Feind es jetzt versäumt mir den Gnadenstoß zu geben, dann ist noch nicht Alles verloren! Dann darf ich nicht sterben, dann bin ich meinem Vaterland noch nothwendig, denn alsdann ist noch Rettung möglich, und meine Pflicht ist es sodann, Alles zu versuchen, ihm diese zu gewähren.

Er schaute wieder hinaus nach den Lagerfeuern, er sah, wie hier und dort sich neue entzündeten, und wie er das sah, begann ein sanftes Lächeln seine Lippen zu umspielen.

Wenn jene Feuerzeichen Recht haben, sagte er dann, so sind meine Feinde großmüthiger — oder dümmer, wie ich geglaubt habe, und dann lassen sich ihnen noch allerlei Vortheile abgewinnen. Dann muß ich zurückkehren zu meinem alten Wahlspruch: „Das Leben ist eine Pflicht!" Und so lange es für den Menschen noch tüchtige und ehrenvolle Arbeit giebt, hat er nicht das Recht, sich in die faule Ruhe des Todes zurückzuziehen! — Ich muß mir über die Absicht des Feindes Gewißheit verschaffen! Der Tod hat immer noch Zeit, ein wenig auf mich zu warten, und ihm kann's gleich sein, ob er mich eine Stunde früher oder später in seine Knochenarme schließt. So lange es noch nöthig ist zu leben, darf ich nicht sterben!

Er ließ die drei Pillen wieder in das Fläschchen gleiten und verbarg dies wieder mit dem goldenen Etui in seinem Busen. Dann durchschritt er hastig das Gemach und die Thür aufstoßend, eilte er hinaus vor die Hüttenthür. Seine beiden Adjutanten saßen nebeneinander auf der Bank vor der Hütte und waren eingeschlafen. Die beiden Grenadiere gingen mit ruhigem gleichmäßigem Schritt, in einiger Entfernung, vor der Hütte auf und ab, tiefe Stille herrschte ringsum, das wüste Lärmen und Treiben, das dumpfe Jammern war jetzt verstummt, gleichsam in ehrfurchtsvoller Scheu vor dieser hehren, göttlich erhabenen Königin der Nacht, die im funkelnden Sternenmantel, das ruhig stille Antlitz mit dem goldenen Mond gekrönt, dahergewallt war, um allen diesen tausend schmerzbeladenen Seelen ein wenig Frieden und Ruhe zuzulächeln.

Der König stand auf der Schwelle der Thür und blickte wie staunend auf diese glänzende Mondlandschaft hinaus. Mit Entzücken athmete er die laue Sommerluft ein, es schien ihm, als sei sie nie so balsamisch, so voll stärkender Kraft gewesen, mit fast andächtiger Verwunderung blickte er empor zu dem sternfunkelnden Himmel, indem er sich sagte, daß er den Himmel nie mit so hellen Sternen, nie so erhaben und schön gesehen; mit einem süßen Schauder fühlte er das Wehen des Nachtwindes, der kosend mit seinem Haar spielte und auf seine Stirn gleichsam den ersten Gruß und Kuß des wiedergeschenkten Lebens preßte! — Der König konnte nicht satt werden dies Alles zu betrachten, es war ihm, als ob er plötzlich einen theueren Freund, den er lange für todt gehalten, wieder lebensvoll und blühend vor sich stehen sähe, als ob er ihm die Arme entgegenbreiten und zu ihm sagen müßte, sei mir willkommen, Du Wiedergefundener! Das Schicksal hat uns getrennt. Jetzt, da wir uns wiedergefunden haben, jetzt wollen wir einander nimmer verlassen, sondern unsere Hände ineinanderlegen und treu zu einander halten in Noth und Tod, in Glück und Unglück!

Ja, das Leben war dieser wiedergefundene Freund, der dem König gegenüberstand, und jetzt erst fühlte er, wie sehr er ihn geliebt. In einer Art Extase die Arme gen Himmel erhebend, flüsterte der König: Ich schwöre, nur dann den Tod zu suchen, wenn es kein Mittel, kein einziges mehr giebt, der sicheren Gefangenschaft zu entfliehen! Ich schwöre, zu leben und zu leiden, so lange ich meiner Person die Freiheit bewahren kann!

Wie er dann die Arme sinken ließ, athmete er hoch auf und ein köstliches Wohlgefühl durchzog seine Brust. Es war ihm als seien die Bande, welche ihn fesselten, von ihm abgefallen. Er hatte den Harnisch des Lebens wieder angelegt, er war wieder bereit als muthiger Streiter zu kämpfen.

XIII.

Die beiden Grenadiere.

Mit einem Lächeln auf der Lippe und mit elastischem Schritt ging er zu den beiden Grenadieren hin, die bei seiner Annäherung wie angewurzelt stehen blieben.

Grenadiere, sagte der König, warum seid Ihr nicht bei Eueren Kameraden geblieben?

Weil unsere Kameraden geflohen sind, sagte der Eine.

Weil es ehrlos ist, zu fliehen, sagte der Andere.

Der König stutzte. Diese Stimmen kamen ihm so bekannt vor, er mußte sie schon einmal vernommen haben.

Ich sollte Euch kennen, sagte er, und das ist heute nicht das erste Mal, daß wir einander sprechen. Wie heißt Du, mein Sohn?

Ich heiße Fritz Kober, sagte der Grenadier.

Und Du?

Mein Name ist Karl Heinrich Buschmann, sagte der Zweite.

Und Sie irren Sich nicht, Herr König, wir haben uns früher schon einmal gesprochen, und war auch in der Nacht, aber es war eine bessere Nacht wie die heutige.

Wo war denn das? fragte der König.

Es war in der Nacht vor der großen und schönen Schlacht bei Leuthen, sagte Fritz Kober ernst. Damals saßt Ihr, Herr König, bei uns am Lagerfeuer und aßt mit von den Klößen, die der Karl Heinrich so schön zu kochen versteht.

Ach, jetzt entsinne ich mich, rief der König lächelnd. Ich mußte auch meinen Antheil an der Zeche bezahlen!

Und Ihr thatet das wie ein echter König, sagte Fritz Kober. Nachher kamt Ihr wieder an's Lagerfeuer und da mußte Euch der Karl Heinrich Buschmann Märchen erzählen. Kein Mensch versteht das so gut und so schön als der Karl Heinrich, und Ihr schlieft auch richtig dabei ein.

Nein, nein, Grenadiere, sagte der König ernsthaft, ich schlief nicht ein, denn ich weiß heute noch, was mir der Karl Heinrich erzählt hat.

Nun, und was war's? fragte Fritz Kober vergnügt.

Der König sann einen Augenblick nach, dann sagte er mit weicher Stimme: Er erzählte mir von einem König, den eine schöne Fee so sehr liebte, daß sie, als der König in den Krieg zog, sich in sein Schwert verwandelte und ihm half alle seine Feinde zu besiegen. War's nicht so?

Ungefähr so war's, sagte Fritz Kober. Ich wollte, Herr König, Ihr hättet heute auch so eine Fee an Euerer Seite gehabt!

Still, Fritz, flüsterte Karl Heinrich. Unser König braucht nicht den Beistand der Feen. Unser König steht sich selber bei und in seinem Schwert ist Gott!

Meinst Du das wirklich, mein Sohn? fragte der König gerührt, habt Ihr noch dies gute Zutrauen zu mir, daß ich mir selber beistehen kann, und Gott mit uns ist?

Wir haben's noch und werden's nie verlieren! rief Karl Heinrich lebhaft. Die da drüben haben keinen Friedrich, der sie anführt, keinen Feldherrn, der mit ihnen Hunger und Noth, Gefahr und Mühsal theilt und darum können sie auch ihre Feldherren nicht so lieben, wie wir den unsrigen.

Und dann, sagte Fritz Kober nachsinnend, dann denke ich immer, es ist mit diesem Krieg, wie wenn Katz' und Hund miteinander kämpfen. Manchmal sieht's wohl so aus, als ob die kleine Katze den großen Bullenbeißer besiegen könnte, das macht, sie hat so scharfe Krallen, und haut damit dem Bullenbeißer eins in's Gesicht, daß ihm Hören und Sehen vergeht und er retirirt. Aber wenn er sich dann tüchtig geschüttelt hat und die Augen wieder aufreißen kann, dann wird er vor Wuth noch einmal so stark, und wird vorwärts springen und die Katze in's Genick packen und sie mit seinen großen, schönen Zähnen doch todtbeißen, wenn sie auch noch immer mit ihren Krallen haut. Nein, nein, Herr König, auf die Länge kann's die Katze doch nicht gegen den Hund aushalten, die Krallen sind doch nicht so dauerhaft, wie die Zähne.

Ja, sagte der König lächelnd, wie weißt Du denn aber, daß nicht die dort drüben der Hund, und wir die Katze sind.

Was? schrie Fritz Kober wüthend, wir sollten die Katz' sein? Mit nichten, Herr König, wir sind der Hund!

Aber womit willst Du das beweisen?

Womit ich das beweisen will? fragte Fritz Kober verlegen. Dann nach einer Weile rief er vergnügt: Ich hab's! Ich will's beweisen! Die dort drüben sind die Katzen, denn es sind Russen und Oesterreicher, und sie dienen keinem König oder Kaiser, wie wir, sondern sie haben zwei Kaiserinnen, zwei Frauenzimmer. Nun, Herr König, hab' ich nun nicht Recht? Frauenzimmer und Katzen, das bleibt sich gleich, und also sind die dort drüben die Katz' und wir der Hund.

Der König lachte laut auf. Du, nimm Dich in Acht, sagte er, daß die da drüben nicht hören, daß Du ihre Kaiserinnen mit Katzen vergleichst!

Und wenn sie auch Kaiserinnen sind, rief Fritz Kober trocken, sie bleiben doch immer Frauenzimmer, und Frauenzimmer sind Katzen.

Der König achtete nicht mehr auf ihn. Er blickte wieder hinüber nach den Lagerfeuern, die unverrückt am Horizont leuchteten.

Wie weit mag's sein von hier bis da drüben nach jenen Feuern? fragte er dann.

Nun, eine Stunde Weg's, sagte Karl Heinrich, nicht weiter.

Eine Stunde Wegs, wiederholte der König leise. In einer Stunde also könnte ich mein Schicksal wissen! Hört, Kinder, sagte er dann hastig, wer von Euch Beiden will für mich da hinübergehen?

Beide riefen zu gleicher Zeit: Ich will's thun!

Aber es ist ein schlimmer Weg, fuhr der König fort. Die Kosacken schwärmen umher, und wenn Ihr ihnen entgeht, so riskirt Ihr noch, daß sie Euch im Lager erkennen und todtschießen.

Ich werde also sorgen, daß sie mich nicht als Feind erkennen, sagte Karl Heinrich ruhig.

Ich auch, rief Fritz Kober eifrig. Du bleibst hier, Karl Heinrich. Wir dürfen den König nicht Beide verlassen, denn Du weißt doch, daß wir uns erst heut Abend, als wir hier auf Wache zogen, geschworen haben, unseren König nicht zu verlassen, und wenn die ganze feindliche Armee hier gegen uns aufmarschirte, hier auf unserem Posten zu stehen, so lange noch ein Blutstropfen in unseren Adern und ein Athemzug in unserer Brust ist.

Der König legte seine beiden Hände auf die Schultern der beiden Soldaten und sah ihnen lange und mit einem Ausdruck tiefer Rührung in's Angesicht. Der Mond, welcher groß und voll am Himmel stand, beleuchtete diese Gruppe und warf die drei langen, schwarzen Schatten ihrer Gestalten über die helle Ebene hin.

Das also habt Ihr geschworen, meine Kinder? fragte der König nach einer langen Pause. Ach, wenn sie Alle so gedacht hätten wie Ihr, so würden wir heute nicht besiegt worden sein!

Herr König, sie denken Alle so wie wir, sagte Karl Heinrich feierlich. Das Glück war aber gegen uns.

Es war, wie ich sagte, rief Fritz Kober lachend, die Katze hat uns heute eins ausgewischt, aber wir wollen sie 's nächste Mal tüchtig dafür beißen. Und nun sagt mir, Herr König, was soll ich drüben im Lager thun?

Bevor aber der König antworten konnte, legte Karl Heinrich seine Hand hastig auf des Königs Arm. Laßt mich gehen, Herr König, sagte er flehend, der Fritz ist immer so tollkühn und unverzagt, und geht immer so gerade drauf los. Sie werden ihn gewiß todtschießen, und dann fehlt Ihnen der beste Soldat in Ihrer Armee.

So, und an Dir ist wohl weniger gelegen? rief Fritz Kober heftig. Dich kann der König wohl eher missen als mich?

Hört, Kinder, sagte der König, das Beste ist, Ihr geht alle Beide, so kann Einer den Andern schützen, und vier Ohren hören auch immer mehr, wie zwei Ohren!

Der König hat Recht, das ist das Beste, sagte Fritz Kober. Wir gehen alle Beide.

Und lassen den König hier ganz allein und unbewacht? fragte Karl Heinrich sinnend.

Nun, sagte der König, indem er lächelnd auf die beiden Schlafenden hindeutete, ich habe da noch meine beiden Adjutanten, die werden mich bewachen. Jetzt hört, was ich Euch zu sagen habe! Dort drüben steht der Feind, und es ist mir wichtig zu wissen, was er jetzt thun, und wohin er sich wenden will. Geht also hinüber und horcht ein wenig. Ihre Feldherren und Generäle werden wohl dort Quartier im Dorf genommen haben. Ihr müßt das zu erfahren und dann Euch dem Quartier zu nähern suchen. Alles, was Ihr dort hört und seht, das berichtet Ihr mir, und kehrt so schnell als irgend möglich hierher zurück.

Das ist Alles? fragte Fritz Kober.

Das ist Alles, sagte der König, aber nun geht, und hört einmal, wenn Ihr Eure Sachen klug macht, und kehrt gesund und frisch zu mir zurück, so sollt Ihr Beide Unterofficiere werden!

Fritz Kober lachte laut auf. Na, sagte er, Herr König, das kennen wir schon!

Auch ist es gar nicht nöthig, daß Ihr uns so etwas versprecht, Majestät, sagte Karl Heinrich, wir thun's nicht um den Lohn, sondern aus Respect und aus Liebe zu unserem König.

Aber sag' mir erst, warum Du lachtest? fragte der König.

Nun, weil's nicht das erste Mal ist, daß Eure Majestät uns den Unterofficier versprochen haben. Vor Leuthen sagten Sie auch, wenn wir brav wären, und recht viel Heldenthaten ausübten, so sollten wir Unterofficiere werden. Na, brav sind wir gewesen, der Karl Heinrich hat neun, und ich sieben Gefangene gemacht, aber Unterofficiere sind wir doch nicht geworden.

Morgen seid Ihr's, sagte der König. Jetzt eilt Euch und kehrt mir bald zurück.

Unsere Gewehre lassen wir hier, sagte Karl Heinrich, denn mit preußischer Montur dürfen wir nicht da hinüber gehen.

Sie stellten Beide ihre Gewehre an die Hüttenthür und dann sich einander die Hände reichend, und den König militairisch grüßend, eilten sie Beide von dannen.

Der König blickte ihnen sinnend nach, bis ihre beiden schlanken Gestalten sich in der Ferne verloren. Mit funfzigtausend solcher Soldaten würde ich die ganze Welt erobern, murmelte er. Das sind echte Soldatenherzen!

Dann wandte er sich um und schritt zu den beiden Schlafenden hin. Wie er sie leicht an der Schulter faßte, fuhren sie auf, und sprangen entsetzt empor, als sie den König erkannten.

Entschuldigen Sie sich nicht, sagte der König gütig, Sie haben am Tage Strapatzen genug erduldet, und es ist begreiflich, daß Sie ermattet sind! Kommen Sie herein, Messieurs. Die Nachtluft könnte Ihnen schaden. Wir wollen da drinnen zusammen schlafen.

Aber wo sind die beiden Grenadiere? fragte Herr von der Goltz.

Ich habe sie mit Aufträgen fortgeschickt.

Dann erlauben mir Eure Majestät, daß ich hier bleibe und den Wachtdienst übernehme. Ich habe geschlafen, und bin jetzt wieder ganz munter.

Ich ebenso, sagte der zweite Adjutant. Geruhen Euer Majestät, sich zur Ruhe zu verfügen. Wir werden Wache halten.

Nicht doch, sagte der König lächelnd, der Mond hält Wache für uns Alle. Kommen Sie herein!

Aber es ist doch unmöglich, daß Eure Majestät hier so unbewacht schlafen wollen. Der erste, beste Kosack, der hier vorüberkommt, könnte sein Pistol durch's Fenster auf Eure Majestät abdrücken.

Der König schüttelte ernst das Haupt. Die Kugel, die mich treffen soll, kommt von Oben*), sagte er. Auch würden Sie das kaum hindern können. Nein, es ist besser, keine Wache vor der Thür zu haben, und die Aufmerksamkeit der Umherschwärmenden gar nicht auf dies Haus zu lenken. Und ich denke, ohne äußere Veranlassung wird Niemand gerade vermuthen, daß diese schlechte, verfallene Baracke, durch die der Wind heult, die Residenz eines Königs ist! Kommen Sie also, Messieurs.

Er schritt in die Hütte, und die beiden Adjutanten folgten ihm, nicht mehr wagend, ihm zu widersprechen.

Löschen Sie die Lichter, sagte der König. Der Mond ist unsere Fackel, und beleuchtet ganz coquett unser lockendes Strohlager hier.

Er zog seinen Degen, und ihn fest in die rechte Hand nehmend, legte er sich nieder auf das Stroh. Da ist noch Platz für Sie beide, sagte er, legen Sie sich also nieder. Gute Nacht meine Herren.

Er hob leicht den dreieckigen Hut zum Gruß empor und legte ihn dann als Schutz gegen das Mondlicht und die Nachtkälte über sein Gesicht.

Die Adjutanten legten sich schweigend zu seinen Füßen nieder, und bald hörte man in dem Zimmer nichts mehr, als das laute Athmen der Schlafenden.

---

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Nicolai: Characterzüge und Anecdoten. Heft V. S. 118.

XIV.

Die nächtliche Berathung.

Hand in Hand schritten die beiden Grenadiere vorwärts, gerade auf das Schlachtfeld zu, denn bevor sie daran denken konnten, sich in's feindliche Lager zu wagen, mußten sie erst von zweien der Todten des Schlachtfeldes sich österreichische Uniformen geliehen haben. Es war nicht schwer, unter den vielen Leichen, die hier das Schlachtfeld bedeckten, zwei österreichische Officiersuniformen herauszufinden, und die beiden preußischen Grenadiere gingen schnell daran, die beiden Todten ihres Ueberkleides zu berauben, um sich dasselbe anzulegen.

Aber mitten in der Arbeit hielt Karl Heinrich inne. Ich weiß nicht, sagte er schaudernd, mich überläuft's ganz kalt, wenn ich denke, daß ich den Rock anziehen soll, den ich von einer Leiche genommen habe. Mir scheint, die Leichenkälte wird in meine eigenen Glieder ziehen, und ich werde nie wieder warm werden.

Fritz Kober sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Ich weiß nicht, sagte er, was Du immer für Gedanken hast, auf die kein anderer Mensch kommt. Aber Recht hast Du, Karl Heinrich, es ist ein frostiges Ding.

Er war jetzt mit seiner Arbeit fertig, und mit seltsamer Hast seine eigene Jacke ausziehend, zog er schnell den weißen Officiersrock des Oesterreichers an.

Ein Glück ist's, daß wir nicht nöthig haben, die Beinkleider zu wechseln, sagte er, ein bischen dunkler oder heller grau, das macht in der Nacht keinen Unterschied.

Eben war Karl Heinrich auch mit seiner Arbeit fertig geworden und schickte sich an, gleichfalls den Rock eines Todten anzulegen, als Fritz Kober plötzlich seinen Arm faßte und ihn zurückhielt.

Halt einmal, sagte er, Du mußt mir einen Gefallen thun, Du mußt mit mir tauschen. Der Rock hier ist mir zu eng und kneift mich fürchterlich. Du bist viel schlanker, als ich, und so wird er Dir passen. Nimm ihn und gieb mir Deinen!

Er zog hastig den Rock wieder aus und reichte ihn seinem Freunde hin. Aber dieser wehrte ihn sanft zurück. Nein, Fritz Kober, sagte er mit einer so sanften und weichen Stimme, daß Fritz sich ganz verwirrt und gerührt davon fühlte, nein, Fritz, ich verstehe Dich ganz gut. Du hast ein Herz wie ein Engel, und Du thust nur so, als ob Dir der Rock zu enge ist, weil Du mir den geben willst, den Du schon durchgewärmt hast.

Ein Glück war's, daß Fritz Kober eben dem Mond den Rücken zugekehrt hatte, sonst würde sein Freund gesehen haben, daß eine tiefe Röthe sein Gesicht überzog, als ob er auf einer bösen That ertappt worden sei. So aber riß er dem Freunde fast unsanft die andere Uniform weg und beeilte sich, sie anzuziehen.

Unsinn, sagte er. Der Rock kneift mich, das ist Alles! Und übrigens ist's nicht klug, die Zeit mit Redensarten zuzubringen. Komm, laß uns vorwärts gehen!

Gerade über das Schlachtfeld hin? fragte Karl Heinrich zögernd.

Gerade über das Schlachtfeld hin, denn das ist der nächste Weg.

So komm, sagte Karl Heinrich, indem er dem Freunde die Hand reichte.

Ein schauerlicher Weg war es allerdings, den sie zu wandern hatten. An Schaaren von Leichen kamen sie vorüber, an ächzenden Sterbenden, an weniger schwer Verwundeten, die mit jammerndem Geschrei die Vorübergehenden um Erbarmen, um Hülfe anflehten. Oft zögerte Karl Heinrich's Fuß, und er wollte stillstehen, die Unglücklichen zu trösten. Aber Fritz Kober zog ihn weiter. — Helfen können wir ihnen doch nicht, sagte er, und unser Weg ist weit.

Oft näherten sich den Wandernden auch die umherschwärmenden Kosacken auf ihren kleinen, behenden Pferden und riefen den Beiden schon von Weitem in ihrer barbarischen Sprache ein lautes Werda! zu. Aber wenn sie näher heransprengend die österreichische Uniform erkannten, ließen sie die Wandernden ruhig ziehen und wunderten sich nicht mehr, daß sie nicht Antwort gegeben.

Und endlich war das Schlachtfeld überschritten, und sie kamen nun auf die freie Ebene, an deren

Ende man die Lagerfeuer der Oesterreicher und Russen gewahrte. Je näher sie kamen, desto lebendiger ward es hier. Jubel und Lachen, Rufen und Schreien, dazwischen einzelne militairische Commandoworte erschallten hier, und zwischen dem tollen Gewirr hier und dorthin rennender Soldaten, schreiender Marketenderinnen, die ihre Waare feilboten, und jubelnder Soldaten, die sich um ihre Lagerfeuer schaarten, hörte man zuweilen den taktmäßigen Schritt der Patrouillen, die das Lager durchzogen und überall hin ein sorgsames Auge werfen mußten.

So viel ist gewiß, sagte Fritz Kober leise zu seinem Freunde, wie sie Arm in Arm und unbeachtet durch das Lager dahinschlenderten, so viel ist gewiß, daß die hier gar nicht daran denken, die Nacht weiter zu marschiren, sondern bei ihren Lagerfeuern auf eine ruhige Nacht hoffen.

Ich glaub's auch, flüsterte Karl Heinrich. Aber laß uns vorsichtig weiter gehen und horchen, ob wir nicht erfahren können, wo ihre Generäle Quartier haben.

Sieh, sieh, dort drüben wird's sein, sagte Fritz Kober hastig. Da brennen keine Lagerfeuer, aber in den Bauerhütten ist helles Licht, und mir scheint, ich sehe einige Schildwachen dort auf- und niedergehen. Dort werden die Generäle ihr Quartier haben!

So laß uns dorthin gehen, sagte Karl Heinrich, aber laß uns einen Umweg machen, damit wir den Schildwachen nicht gerade entgegengehen, sondern uns hinterwärts den Häusern nähern.

Mit hastigen Schritten eilten sie vorwärts, in einem großen Bogen sich den Bauerhütten nähernd, die das Ziel ihrer Forschungen sein sollten.

Vor derselben herrschte tiefe Stille und Ruhe, aber es war jene Stille und Ehrfurcht der Subordination, wie sie die Anwesenheit höherer Officiere bei ihren Untergebenen hervorzurufen pflegt. Da standen Gruppen von Officieren leise flüsternd nebeneinander, dort führten Soldaten die Reitpferde ihrer Herren auf und nieder, Ordonnanzen zu Pferde hielten unfern von ihnen, und mit geschultertem Gewehr gingen Schildwachen auf und ab. Aller Aufmerksamkeit schien indeß auf die beiden Bauernhäuser gerichtet, und jeder Blick und jedes Ohr wandte sich in lauschender Spannung immer wieder den hell erleuchteten Fenstern zu.

Wir haben's richtig getroffen, flüsterte Fritz Kober, dem es gelungen war, mit seinem Freunde sich zwischen diesen dunkeln Zwischenraum, der die beiden Hütten trennte, hinzuschleichen. Wir sind hier beim Quartier der Generäle. Sieh nur, hier geht eine österreichische Schildwacht mit der Bärenmütze. Sie sind Beide hier, der österreichische und der russische General.

Laß uns versuchen, dem Russen ein wenig in die Fenster zu schauen, flüsterte Karl Heinrich, vorwärts schleichend. Aber wie sie eben vorsichtig um die Ecke schlüpften, von dem Stamm eines Baumes geborgen, der hier die Hütte beschattete, machte lautes Commandowort und eine allgemeine Bewegung in den Reihen der auf dem Platze versammelten Soldaten sie stillstehen.

Die Officiere stellten sich in Reihen, die Schildwachen schulterten, die Soldaten traten unter's Gewehr, denn aus dieser Hütte links war so eben der österreichische General Loudon, umgeben von seinen Stabsofficieren, auf den Platz hinausgetreten. Freundlich grüßend schritt er an den Officieren vorüber und näherte sich mit seinen Begleitern dem zweiten Hause. Die Kosacken, welche vor der Thür an der Erde kauerten, richteten sich auf und präsentirten das Gewehr. Der General aber blieb stehen und der Mond, der eben hell und voll sein Antlitz beleuchtete, ließ sehr deutlich die finstere Wolke erkennen, welche die Stirn des österreichischen Generals beschattete, der es als eine Demüthigung empfand, daß Er es sein mußte, der dem russischen Bundesgenossen die Honneurs machte.

Während Loudon wartete, waren die beiden preußischen Grenadiere vorsichtig zu der zweiten Hütte herangeschlichen.

Laß uns nach der Hinterseite gehen, flüsterte Karl Heinrich. Da stehen keine Schildwachen und vielleicht finden wir eine Thür, durch welche wir in's Haus schleichen können.

Die Hinterseite der Hütte war mit einem kleinen Garten umgeben, dessen dichtes Gesträuch den beiden Grenadieren hinlänglichen Schutz gewähren konnte. Leise und geräuschlos sprangen sie über den niedrigen Bretterzaun, der das Gärtchen umfaßte, und im nächsten Gesträuch sich verbergend, recognoscirten sie das Terrain. Keine einzige Schildwacht störte sie in ihren Betrachtungen, und ungesehen und ungefährdet konnten sie es wagen, sich dem Hause noch mehr zu nähern.

Wie sie jetzt aus dem Gebüsch hervortraten, faßte Fritz Kober heftig seines Freundes Arm, und nur mit Mühe unterdrückte er den Freudenruf, der sich aus seiner Brust hervordrängte. — Und allerdings, der Anblick, der sich ihnen jetzt darbot, war wohl geeignet, das Herz der beiden tapfern Soldaten zu erfreuen, denn sie hatten ihr Ziel erreicht und waren jetzt im Stande, die Wünsche ihres Königs zu erfüllen.

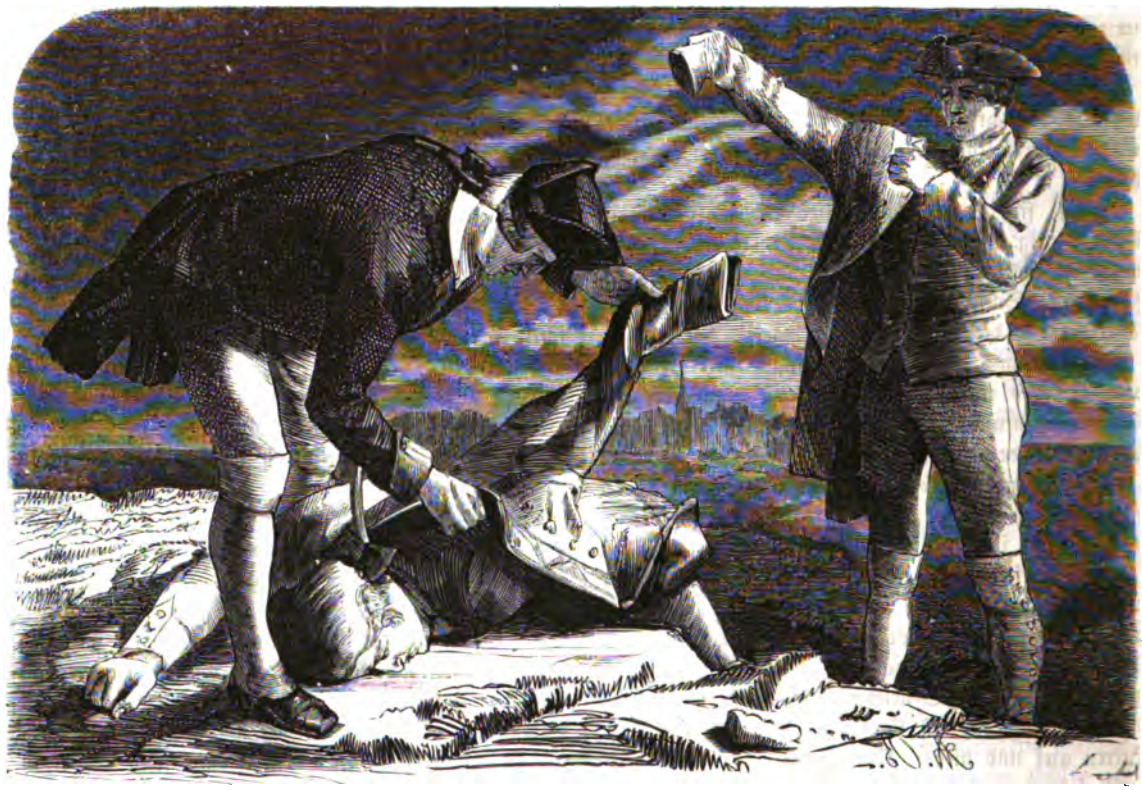
Sie befanden sich wirklich vor dem Quartier des russischen Generals. Dort in diesem großen Zimmer, das offenbar der Tanzsaal der Dorfschenke war, und den Bauern als Versammlungsort gedient hatte,

dort an diesem langen eichenen Tisch in der Mitte des Zimmers saß der General Soltikow, und um ihn her saßen und standen die russischen Generäle und Officiere in ihren reichen, malerischen Trachten, während an der Thür ein halbes Dutzend Kosacken an der Erde kauerten und mit schläfrigen Blicken zu dem Tisch hinstarrten. Auf diesem standen mehrere silberne Armleuchter mit Wachskerzen, welche das Gemach bis zur Tageshelle erleuchteten und den beiden preußischen Grenadieren den vollen Einblick in den ganzen Raum gestatteten. Aber das Schicksal schien sie in jeder Weise begünstigen und ihnen die Gelegenheit geben zu wollen, nicht bloß zu sehen, sondern auch zu hören. — Die nach dem Garten führenden Fenster waren geöffnet, um in dieses schwüle, dumpfe Gemach ein wenig von der frischen Kühle der Nacht einziehen zu lassen, und dicht neben dem einen der Fenster befand sich ein hohes Gesträuch, in dem man sich leicht verbergen konnte.

Geh Du dorthin, flüsterte Karl Heinrich, ich will mich dort drüben hinter jenem Baumstamm verbergen, wir wollen von verschiedenen Standpunkten unsere Beobachtungen anstellen. Vielleicht hört oder sieht der Eine von uns, was dem Andern entgeht. Laß uns genau aufpassen, damit wir dem König Alles erzählen können.

Ohne des Freundes Antwort abzuwarten, schlüpfte Karl Heinrich von dannen. Fritz Kober schlich leise zu dem Gesträuch hin, einen Moment hörte man noch das Rascheln der Zweige, das leise Knarren von Fußtritten, dann war Alles still. Niemand in dem Zimmer konnte ahnen, daß da in diesem schweigenden kleinen Garten vier glänzende Augen beobachteten, was hier geschah.

An dem Tische, wie gesagt, saß der russische Feldherr im Kreise seiner Generäle und Officiere. Vor ihm lagen Papiere und Briefschaften, Landkarten und Pläne, in welche er zuweilen hineinschaute, während er dem ihm gegenübersitzenden Officier den Schlacht-



bericht dictirte, den er an seine Gebieterin, die Kaiserin Elisabeth, sogleich absenden wollte. Einige Schritte von ihm standen in steifer militairischer Haltung diejenigen Officiere, welche dem Feldherrn Rapport abgestattet hatten, und deren Bericht so eben eine trübe Wolke auf der Stirn des siegreichen Feldherrn hervorgerufen hatte.

Mit einer hastigen Kopfbewegung sich an diesen kleinen Herrn im goldgestickten Gewande, mit der steifen, schön frisirten Allongenperrücke, wendend, sagte der General achselzuckend: haben Sie gehört, Herr Marquis? Zehntausend meiner Tapfern liegen auf dem Schlachtfeld und eben so viele sind verwundet!

Daraus folgt, sagte der Marquis Montalembert, der französische Geschäftsträger und Unterhändler zwischen den Höfen von Wien, Petersburg und Paris, daraus folgt, daß der König von Preußen vielleicht vierzigtausend Todte und Verwundete haben wird, und daß demzufolge seine kleine Armee fast ganz aufgerieben und vernichtet ist.

Wer weiß, rief Soltikow, der König von Preußen pflegt seine Niederlagen immer sehr theuer zu verkaufen, und es sollte mich daher gar nicht wundern, wenn er weniger Soldaten verloren als wir.*)

Nun, er wird jetzt nichts mehr zu verkaufen haben, sagte der Marquis lächelnd. Es hängt nur von Ihnen ab, dem flüchtigen und besiegten König den Gnadenstoß zu geben und ihn für immer zu vernichten, denn —

Das Eintreten eines Offiziers unterbrach den Marquis.

Der Herr General von Loudon, meldete der Officier.

Soltikow stand auf und schritt der Thür zu, den Eintretenden willkommen zu heißen. Ein stolzes Lächeln stand auf seinem Antlitz, und wie er dem österreichischen General die Hand entgegenstreckte, that er das mit einer solchen Miene, mit der etwa ein gnädiger Vorgesetzter seinem Untergebenen huldvoll sich erweist.

Der schnelle, feste Blick Loudon's schien indeß die stolzen und übermüthigen Gedanken des Bundesgenossen auf seinem Gesicht gelesen zu haben, und ohne allen Zweifel geschah es deshalb, daß er die Hand Soltikow's kaum berührte und mit stolz gehobenem Haupt in die Mitte des Zimmers vorschritt.

Ich habe es vorgezogen, zu Ihnen zu kommen, Excellenz, sagte Loudon mit etwas scharfem, gereizten Ton, Sie haben hier ein größeres Zimmer, während ich in meiner Hütte kaum Raum gefunden hätte, Sie mit Ihren Adjutanten willkommen zu heißen.

Auch kommen Sie gerade zur gelegenen Stunde, Herr General, sagte Soltikow mit einem stolzen Lächeln, denn Sie sehen wohl, wir wollten eben einen Kriegsrath halten und überlegen, was jetzt ferner zu thun sei.

Ueber Loudon's Antlitz flog ein düsterer zorniger Ausdruck und ein Blick seiner Augen traf das lächelnde Antlitz Soltikow's.

Unmöglich, General, konnten Sie Kriegsrath halten wollen ohne mich! sagte er hastig.

O, seien Sie unbesorgt, General, rief Soltikow lächelnd, ich würde Sie ohne Zweifel von unseren Beschlüssen sofort in Kenntniß gesetzt haben!

Nur meine ich, daß Sie gar keine Beschlüsse ohne mich fassen konnten, sagte Loudon, dessen Stirnader schon zu schwellen begann.

Soltikow verneigte sich mit seinem unveränderten, übermüthigen Lächeln. Streiten wir uns nicht, Excellenz, über Dinge, die noch nicht geschehen sind, sagte er. Der Kriegsrath hatte noch nicht angefangen, aber jetzt, da Sie da sind, General, kann er ohne Zweifel beginnen. Nur erlauben Sie mir zuvor diese Depesche zu unterzeichnen, in welcher ich meiner gnädigen Kaiserin den Sieg gemeldet habe, den die russischen Truppen heute über die Armee des preußischen Königs erfochten.

Ah, General, da bin ich Ihnen also zuvorgekommen, rief Loudon stolz, die Depesche ist schon abgegangen, in welcher ich meiner Kaiserin den Sieg melde, den die österreichischen Truppen heute über die Armee des preußischen Königs erfochten haben.

Soltikow warf das Haupt stolz zurück und seine kleinen grauen Augen schossen zornige Blitze hinüber nach dem österreichischen General. Aber dieser begegnete denselben mit einem lächelnden, ruhigen Blick und fuhr fort: ich versichere Sie, Excellenz, die Begeisterung über unseren glorreichen Sieg hat diesmal meine ungelenke Zunge förmlich beredt gemacht, und ich habe meiner Kaiserin malerisch den Moment geschildert, wie die siegreichen Preußen vorwärts stürmten, um die von den flüchtenden Russen verlassenen Batterien im Kuhgrund zu besetzen, und wie nun plötzlich die österreichischen Reiter aus dem Kuhgrund hervorstürzten, den Sieger aufhielten und zurückdrängten und durch ihre Löwentapferkeit das Schicksal des Tages entschieden.

Während Loudon, anscheinend ganz sorglos, so sprach, war das Antlitz des russischen Generals erblaßt vor Zorn, und mühsam nach Athem ringend, preßte er seine zusammengeballte Rechte auf den Tisch, daß die Papiere unter seiner nervigten Faust sich knisternd zusammenbogen. Jedermann blickte in athemloser Spannung und wahrem Entsetzen auf Soltikow hin, dessen rasch aufwallenden und rücksichtslosen Zorn man kannte.

Aber der Marquis von Montalembert beeilte sich dem Ausbruch dieses Zorns zuvorzukommen, und bevor noch Soltikow Athem gefunden, um zu sprechen, wandte er sich mit seinem heitern, verbindlichen Gesichtsausdruck an Loudon. Wenn Sie die heutige Schlacht so drastisch und en détail gemalt haben, sagte er, so werden Sie gewiß auch nicht vergessen haben, die glorreiche Tapferkeit der russischen Truppen zu erwähnen und den wahrhaft erhabenen Moment zu schildern, wo die Russen vor den heran-

*) Soltikow's eigene Worte. Siehe v. Archenholtz. Th. I. S. 206.

stürmenden Preußen sich reihenweise wie todt zur Erde niederwarfen, die Preußen über sie hinwegziehen ließen und dann rasch aufspringend ihnen in den Rücken feuerten.*)

Gewiß habe ich das nicht vergessen, sagte Loudon, dessen edles Herz schon die augenblickliche Aufwallung des Zorns zu bereuen anfing, gewiß werde ich nicht so feig und gewissenlos sein, den großen und überwiegenden Antheil zu leugnen, den die russische Armee an der Ehre des heutigen Tages hat, aber Sie werden es begreifen, daß ich auch meinen Antheil mir nicht ganz und gar verkümmern lassen will. Wir haben zusammen gekämpft, zusammen gesiegt, lassen Sie uns jetzt auch zusammen des glücklichen Erfolges uns freuen!

Er reichte Soltikow mit einem so freundlichen Ausdruck die Hand, daß dieser nicht zu widerstehen vermochte. Sie haben Recht, wollen wir uns zusammen des glücklichen Erfolges freuen! rief er. Wein her, wir wollen zuerst dem Sieg des Tages ein Glas darbringen und auf die Freundschaft Oesterreichs und Rußlands eine Flasche Eures schönen deutschen Rheinweins leeren. Wein her! Die Nacht ist noch lang genug zur Berathung, laßt uns erst den Sieg feiern.

Die Kosacken waren auf den Wink eines der Adjutanten Soltikow's vom Boden aufgesprungen und schleppten jetzt mit lustiger Behendigkeit aus der Ecke des Gemaches das große Reisenecessaire des Generals herbei, das eine hinlängliche Anzahl gefüllter Flaschen und silberner Becher enthielt, die sie mit geschäftiger Eile auspackten und auf dem Tisch aufzustellen begannen. Der Secretair war nicht minder eilfertig bemüht, die Papiere und Briefschaften hastig zusammenzuraffen, und der Tisch, welcher eben noch ein sehr geschäftsmäßiges Ansehen gehabt, hatte sich schnell genug in ein anmuthiges Büffet, geschmückt mit einer Batterie Flaschen und silberner Becher, verwandelt.

Während Soltikow ganz vergnügt dieser Verwandlung zuschaute, warf der Marquis dem österreichischen General einen angstvollen und beredten Blick zu, den dieser mit einem leisen Achselzucken erwiderte. — Beide wußten sie, daß der tapfere General Soltikow nächst dem Donnern der Kanonen und dem Gewühl der Schlachten nichts so sehr liebte, als das Springen der Pfropfen, den Duft des Weins, daß der General ein eben so tapferer und unverwüstlicher Soldat, als ein tapferer und unverwüstlicher Trinker war, welcher beim Wein sehr geneigt schien, alles Andere zu vergessen, um nur der Wonne des Genusses sich zu überlassen.

Der Marquis wollte daher noch einen schwachen Versuch machen, den russischen General an seine ernsteren Pflichten zu erinnern.

Sehen Sie da, Excellenz, sagte er, Ihr Herr Secretair sieht ganz traurig und melancholisch aus, weil er vor dieser Batterie von Flaschen sich mit seinen erhabenen Schreibereien zurückziehen soll. Wollen Euere Excellenz ihn nicht erst abfertigen und den angekündigten Kriegsrath abhalten, damit wir desto ungestörter nachher der Freude uns hingeben können?

Wozu bedarf es indessen des Kriegsraths, fragte Soltikow, indem er sich auf einen Sessel niedergleiten ließ und dem hinter ihm stehenden Kosacken den silbernen Becher darreichte, damit er ihn zum zweiten Mal fülle. Wozu die Geschäfte und die Schreibereien. Die Depesche an meine Kaiserin ist vollendet! Siegeln Sie dieselbe, Pietrowitsch, und senden Sie den Courier sogleich mit derselben ab. Alles Uebrige hat Zeit bis morgen! Kommen Sie, Herr General, lassen Sie uns anstoßen auf das Wohl unserer erhabenen Kaiserinnen.

Loudon nahm den dargereichten Becher und that dem Feldherrn tapfer Bescheid. Dann, nachdem er den Becher geleert, sagte er: ich meine, Excellenz, wir sollten unseren erhabenen Kaiserinnen nicht bloß die Nachricht von dem heutigen Siege schicken. Es liegt in unserer Hand, ihnen die Nachricht von der vollständigen und unwiderruflichen Bezwingung des Feindes zu geben.

Wie das? fragte Soltikow, indem er sich seinen Becher auf's Neue füllen ließ.

Nur wenn wir jetzt, statt hier in behaglicher Ruhe zu sitzen und dem Feinde Zeit zu gönnen, seine zerstreute Armee wieder zu sammeln, mit unseren Truppen an die ernstliche Verfolgung der Preußen gingen, wenn wir dem König den Rückzug abschnitten und ihn hinderten, wieder über die Oder zu gehen und sein altes Lager von Reitwen wieder zu beziehen, nur so würden wir im Stande sein, den Feind ganz und gar aufzureiben und diesem Kriege auf Einen Schlag ein Ende zu machen.

Ach, Sie meinen, wir sollen gleich wieder aufbrechen? fragte Soltikow. Wir sollen unseren erschöpften Truppen nicht einmal eine Stunde Schlaf gönnen, sondern sie gleich wieder hinaushetzen in's Schlachtgewühl und in den Tod? Nein, nein, Herr General, das Blut meiner tapfern Russen ist ebenso viel werth, als jedes andere Menschenblut, und ich will nicht, daß sie die Mauer sein sollen, hinter denen die guten edelu Deutschen sich in gemächlicher Sicherheit aufstellen, während wir für sie unser Blut und

*) v. Archenholtz. Geschichte des siebenjährigen Krieges. Th. I. S. 257.

Leben einsetzen. Ich denke, wir Russen haben jetzt genug gethan und wir bedürfen keines neuen Sieges mehr, um zu beweisen, daß wir tapfer sind. Wenn ich noch einen solchen Sieg erfechte, wie den heutigen, so werde ich mit meinem Stabe in der Hand allein die Nachricht davon nach Petersburg bringen können, denn es werden mir keine Soldaten mehr übrig geblieben sein.*) Ich spreche hier nicht gegen Sie, Herr General Loudon, denn Sie sind mir heute ein treuer Bundesgenosse gewesen und wir haben zusammen geblutet und zusammen gesiegt, obwohl wir nicht mit einem geweihten Hut und Degen geschützt waren, wie es der Feldmarschall Daun ist, der von uns immer Siege fordert, während er selber unentschlossen und unthätig stehen bleibt.

Eure Excellenz scheinen wirklich erbittert auf den Feldmarschall Daun zu sein? sagte Loudon mit einem Lächeln, das er nicht ganz zu unterdrücken vermochte.

Ja, rief Soltikow, ich bin erbittert auf diesen modernen Fabius Cunctator, dem es so leicht geworden, berühmt zu werden, und der in Wien Ehren erndtet, die nicht ihm, sondern Ihnen, Herr General Loudon, gebühren. Denn Sie handeln, während er zögert, Sie sind immer schlachtbereit und thatkräftig, während Daun immer abwartet, immer säumig ist, immer nachdenkt, ob er zuschlagen soll und darüber die Gelegenheit, es zu thun, vorübergehen läßt.

Die Kaiserin, meine erhabene Gebieterin, hat ihn indessen mit ihrem besondern Zutrauen beehrt, sagte Loudon leise, und also wird er es auch wohl verdienen.

Ja, und Sie und uns hat man in Wien mit besonderem Mißtrauen beehrt, rief Soltikow stürmisch, indem er einen Becher voll Wein hinunterstürzte. Ihnen, ich weiß es, spendet man nur seltenes und kärgliches Lob, denn man muß Alles für Daun reserviren, und uns betrachtet man immer mit feindlichen, scheelen Blicken, und ist immer bemüht, uns zu verdächtigen und unsern Eifer und unsern guten Willen anzuklagen.

Es ist wahr, sagte Loudon lächelnd, es wird uns immer schwer, an die Aufrichtigkeit der russischen Freundschaft zu glauben, vielleicht aber nur deshalb, weil wir dieselbe so sehr wünschen und ersehnen.

Worte, schöne Worte, rief Soltikow hitzig. Der Deutsche hat immer ein heimliches Grauen vor dem Russen, und es ist Euch immer zu Muth, als wären wir verkleidete Tigerkatzen, die jeden Augenblick bereit wären, Euch Eure herrliche Cultur und Eure feine Bildung zu rauben und aufzufressen. Deshalb möchtet Ihr gern immer eine Glasglocke drüber stülpen, wenn wir in Eurer Nähe sind, und uns Eure Herrlichkeit immer nur hinter einer durchsichtigen Mauer zeigen, damit wir Euch bewundern und beneiden sollen. Wenn Ihr in Frieden und in schönster Eintracht lebt, da vermeidet Ihr uns, da dünkt sich der Deutsche viel zu fein gebildet und zu hoch über dem barbarischen Russen, aber wenn Ihr Euch unter einander zankt und nicht mehr wißt wo aus noch ein, dann entsinnt Ihr Euch plötzlich, daß der Russe Euer Nachbar ist und daß er eine gute Klinge führt und tapfer einzuhauen versteht. Dann ruft Ihr ihn zu Hülfe und bietet ihm Eure Freundschaft an, das heißt aber immer nur auf so lange, bis Ihr Eure anderen Feindschaften beendet habt und unserer nicht mehr bedürft. Aber selbst, während Ihr uns Eure Freunde nennt, mißtraut Ihr uns und beargwöhnt unsern guten Willen. Führt man in Wien nicht beständig Klagen über uns? Apraxin schmachtet in Ketten und Banden, weil Oesterreich ihn des Verrathes und des schlechten Diensteifers anklagt; auch über Fermor und Butturlin hat man von Wien aus große Klage geführt und vor unserer Kaiserin bald ihren guten Willen, bald ihre Fähigkeiten zu verdächtigen gesucht und ihnen Verweise zugezogen, die sie wahrlich nicht verdient hatten. Auch über mich, ich weiß es, hat man sich bereits beschwert und mich der Unthätigkeit, der Abneigung die Bundesgenossen zu unterstützen, und überhaupt eines geringen Eifers für die gemeinschaftliche Sache angeklagt. Das macht uns böses Blut, Ihr Herren, und hättet Ihr nicht einen so vortrefflichen Wein in Eurem schönen Deutschland, so könnte unsere Freundschaft sich wahrlich nicht lange gesund und kräftig auf den Füßen erhalten. Deshalb, Herr General, nehmen Sie Ihren Becher und lassen Sie uns zusammen trinken von Ihrem schönen deutschen Wein, auf das Wohl unserer Freundschaft! Stoßen Sie Alle mit an, meine Herren, und damit der General sieht, daß wir es ehrlich meinen mit unserm Toast, leeren Sie Ihre Becher auf einen Zug!

Sie thaten Alle, wie ihnen Soltikow geheißen, und tranken in langen Zügen von dem feurigen alten Rheinwein, den Soltikow so sehr liebte, und ihre Augen glühten höher auf und ihre Wangen färbten sich mit dunklerer Gluth. — Loudon sah das mit Entsetzen und seine besorgten Blicke wandten sich hinüber zu dem Marquis Montalembert, der dieselben mit einem traurigen Achselzucken erwiderte.

Und jetzt, Excellenz, da wir getrunken haben von unserem deutschen Wein, sagte Loudon, jetzt lassen Sie uns noch ein wenig an Deutschland denken und an den Feind, der Deutschlands Ruhe nicht mehr bedrohen soll, wenn wir's nicht wollen. Unsere Truppen haben jetzt einige Stunden der Ruhe genossen und werden wohl im Stande sein, wieder aufzubrechen.

*) Soltikow's eigene Worte. Siehe von Tempelhof: Geschichte des siebenjährigen Krieges. Th. III. S. 194.

Immer noch dasselbe Lied, rief Soltikow mit einem heitern Lachen. Aber es soll mich nicht mehr aus meiner behaglichen Ruhe wecken. Ich habe genug gethan und meine Truppen auch.

Ich erhielt so eben einen Courier von Daun, sagte Loudon leise. Er macht es mir zur Pflicht, Eure Excellenz zu beschwören, daß wir jetzt auf das Nachdrücklichste unsern Sieg verfolgen, um den geschlagenen Feind nun vollends zu zerschmettern.

Und das wird eine sehr leichte Arbeit sein, sagte Montalembert mit seinem einschmeichelndsten Ton. Die Armee des Königs ist zerstreut und auf der Flucht. Man muß sie verhindern, sich wieder zu sammeln, man muß die zerstreuten Schaaren immer mehr auseinander hetzen und dem König jeden Rückzug abschneiden.

Nun, wenn das sein muß, sagte Soltikow gleichgültig, indem er seinen auf's Neue gefüllten Becher wieder an den Mund setzte, wenn das sein muß, so kann ja der Herr Feldmarschall Daun die Sorge übernehmen. Ich meinestheils werde mich ganz ruhig verhalten. Ich habe zwei Schlachten gewonnen, und warte jetzt nur noch, um weitere Bewegungen zu machen, auf die Nachricht zweier Siege von Daun, denn es ist nicht billig, daß die Truppen meiner Kaiserin allein handeln sollen.*)

Aber, sagte der Marquis Montalembert leise, und indem er sich den Anschein gab, nicht von Loudon gehört werden zu wollen, aber wenn Eure Excellenz jetzt unthätig bleiben und nicht vorwärts rücken, so werden Sie den Oesterreichern ganz allein die Früchte Ihrer Siege überlassen!

Darauf bin ich gar nicht eifersüchtig! rief Soltikow lachend. Ich wünsche den Oesterreichern von ganzem Herzen noch mehr Glück, als ich gehabt, ich habe aber für mein Theil genug gethan.**) Und damit genug für heute von Geschäften! Schenk ein, und Sie, meine Herren, füllen Sie Ihre Gläser. Wir haben der Göttin Bellona heute eine Stunde des Glücks abgewonnen, wollen wir dieselbe also genießen und aller Sorgen vergessen! Trinken wir noch einmal, meine Herren! Es lebe unsere liebreizende Herrin, die Kaiserin Elisabeth!

Sie lebe hoch, rief der Chor der russischen Officiere ihm nach, und die Gläser klangen und der duftende Rheinwein perlte wie schäumendes Gold in den silbernen Bechern. Soltikow und seine Generäle schlürften ihn mit immer wachsendem Behagen ein und ihre Heiterkeit steigerte sich immer mehr. Mit glühenden Gesichtern saßen sie um den Tisch und hörten ihrem angebeteten Feldherrn zu, der ihnen in harmloser Fröhlichkeit einige lustige Scenen aus seiner Jugend erzählte und seine Zuhörer so laut und entzückt lachen machte, daß die Wände dröhnten, und daß Fritz Kober, welcher da draußen im Gebüsch kauerte, nicht umhin konnte, ein wenig mitzulachen.

Immer stürmischer, immer ungebundener ward jetzt die Heiterkeit der Russen. Sie träumten sich in ihre Heimath, hier und dort fing einer der weinseligen Herren an, irgend ein russisches Lieblingsliedchen zu singen, und die Kosacken, welche an der Thür kauerten, grinzten vor Vergnügen, wie sie das hörten und summten leise den Refrain nach. Der Wein begann schon seine Freiheits- und Gleichheitsprinzipien auf die Gemüther auszuüben und die Unterschiede des Ranges und der Stellung aufzuheben. Aller Gesichter strahlten vor Vergnügen, Jedermann lachte und scherzte, trank und sang, und Niemand gedachte jetzt noch des König von Preußen und seiner zersprengten Armee. Man erinnerte sich nur noch des Sieges, den man erfochten, aber bei dem köstlichen duftenden Wein vergaß man des Besiegten.*)

Nur Montalembert und Loudon nahmen nicht Theil an der allgemeinen Fröhlichkeit. Sie hatten sich bald von dem Tisch mit seinem fröhlichen Gelage zurückgezogen und standen jetzt, die wildbewegte Gruppe vor ihnen betrachtend, zusammen an einem der geöffneten Fenster. Es ist vergeblich, flüsterte Loudon, wir werden ihn nicht bewegen können, aufzubrechen. Der deutsche Wein liegt Soltikow mehr am Herzen, als seine deutschen Bundesgenossen.

Aber Sie, Herr General, flüsterte Montalembert, Sie sollten thun, was Soltikow verabsäumt. Sie sollten von dieser Saumseligkeit des russischen Generals Vortheil ziehen und den König verfolgen.

Als ob ich noch hier wäre, wenn ich das thun könnte, sagte Loudon schmerzvoll. Man hat mir die Hände gebunden und ich darf nichts unternehmen, was nicht im Einverständniß mit unserem Verbündeten ist. Wenn Soltikow nicht will, kann ich allein nicht aufbrechen, sondern muß mich fügen, denn sobald wir vereint sind, sollen und können wir nur gemeinsam handeln!

Ein lautes, brüllendes Lachen der fröhlichen Tischgenossen machte jetzt die beiden Herren verstummen. Soltikow hatte eben eine so lustige Geschichte erzählt, daß selbst die Kosacken laut gelacht hatten, und einer der russischen Generäle, der das bemerkt, hatte sie dafür belohnt, indem er von einem Armleuchter zwei schöne Talglichter abzog und sie den

*) Soltikow's eigene Worte. Siehe v. Archenholtz, Th. I. S. 263.

**) Soltikow's eigene Worte. Siehe v. Archenholtz, Th. I. S. 263.

*) Siehe Preuß, Friedrich der Große, Th. II. S. 217. — Gebhard's Vertheidigung Fr. d. Gr. S. 73.

Kosacken hinwarf, die den duftenden Leckerbissen mit freudigem Jauchzen empfingen.

Lassen Sie uns gehen, flüsterte Montalembert, die Scene wird doch gar zu russisch!

Ja, lassen Sie uns gehen, seufzte Loudon, wenn wir denn doch hier unthätig liegen bleiben müssen, so können wir doch wenigstens die Zeit zum Schlafen benutzen.

Niemand achtete darauf, daß die beiden Herren sich entfernten, das fröhliche Lachen, das Trinken und Singen ging ungestört weiter und verwandelte sich bald in ein verworrenes Durcheinander, in ein seliges, trunkenes Lachen und Jauchzen.

Jetzt können wir auch abziehen, flüsterte Karl Heinrich, der sich leise zu Fritz Kobers Versteck hingeschlichen hatte. Komm, komm, Du weißt, wir werden erwartet!

Fritz Kober schlüpfte aus dem Gebüsch hervor und mit möglichster Vorsicht eilten die Beiden von dannen. Erst, als die jetzt schweigende und stille Lagerstätte der Oesterreicher und Russen hinter ihnen lag, und sie wieder das Schlachtfeld überschritten, brach Fritz Kober das Schweigen, das sie bis dahin, aus Furcht einen oder den andern dieser an den verglimmenden Lagerfeuern schlafenden Soldaten zu wecken, beobachtet hatten.

Na, fragte Fritz seufzend, was werden wir dem König nun sagen?

Nun, Alles, was wir gehört haben, sagte Karl Heinrich lachend.

Ja, aber wir haben ja nichts gehört, murrte Fritz. Ich hab' meine Ohren so weit aufgerissen, als ich nur immer konnte, aber ich hab doch nichts verstanden. Ist's nicht eine Niederträchtigkeit, nach Deutschland zu kommen und so'n abscheuliches Kauderwelsch zu reden, daß man kein Wort verstehen kann? Wenn man in Deutschland ist, muß man deutsch sprechen und nicht russisch.

Sie haben nicht russisch gesprochen, sondern französisch, ich habe Alles recht gut verstanden, sagte Karl Heinrich.

Fritz Kober blieb stehen und starrte seinen Freund entsetzt an. Du verstehst französisch?

Ich bin an der französischen Grenze zu Hause, sagte Karl Heinrich, und meine Mutter war eine Elsasserin, daher lernte ich französisch.

Du verstehst Alles! rief Fritz Kober kopfschüttelnd. Aber ich, — ich bin ein ausgemachter Dummkopf, und der König wird mich auslachen, denn ich habe ihm nichts zu berichten. Es wird wieder nichts sein mit dem Unterofficier.

Wenn Du's nicht wirst, werde ich's auch nicht, Fritz. Und übrigens, was das Erzählen anbetrifft, so wirst Du dem König ebenso viel zu sagen wissen, als ich. Du hast mit den Augen gehört und ich mit den Ohren, und die Hauptsache, worauf es ankam, die kannst Du so gut berichten wie ich. Die Hauptsache ist, daß die Russen und Oesterreicher schlafen und gar nicht daran denken, uns zu verfolgen!

Ja, das ist wahr, das kann ich dem König auch berichten, rief Fritz Kober, und das wird ihm das Liebste sein. Sieh, Karl Heinrich, der Morgen dämmert schon herauf, laß uns eilen, daß wir zum König kommen. Wenn er hört, daß die Oesterreicher und Russen schlafen, so wird er sagen, daß es für die Preußen gerade Zeit ist um zu wachen.

XV.

Ein Held im Unglück.

Ungefährdet und glücklich kamen die beiden Grenadiere nach dem Dorfe zurück, in welchem sich jetzt das Hauptquartier des Königs befand. Der erste Strahl der Morgensonne beleuchtete die elende, verfallene Hütte, in welcher der König sein Lager aufgeschlagen. Ringsum war Alles still, nicht das leiseste Geräusch unterbrach die friedliche Morgenstille; gleichsam, als habe die Natur selber Ehrfurcht vor dem Schlummer des Helden, schienen selbst die

Vögel zu schweigen und der Morgenwind rauschte nur mit leisem Säuseln an die kleinen Fenster, als wolle er dem König ein friedliches Schlummerlied singen. Da die Wachen vor der Thür des Königs fehlten, schien die Sonne die Wache übernehmen zu wollen und beleuchtete und grüßte mit ihrem ersten Strahl die heilige Stätte, wo ein vom Mißgeschick verfolgter Held ruhte.

Leise und mit angehaltenem Athem schlichen die beiden Grenadiere in die offene Hütte. Dieses tiefe Schweigen, diese von keinem Laut unterbrochene Stille ängstigte sie. Es schien ihnen ganz unmöglich, daß sie hier, in diesem elenden Hause, so ganz allein und unbewacht den König finden würden. Sie dachten an die umherschwärmenden Kosacken; zwölf von ihnen würden genügt haben, diese kleine Hütte zu umzustellen und den König mit seinen beiden Adjutanten gefangen fortzuführen.

Ich weiß nicht, flüsterte Fritz Kober, als sie auf dem Flur der Hütte standen, ich hab' nicht die Courage, die Thüre zu öffnen. Der König ist gewiß nicht mehr darin. Die Kosacken haben ihn fortgeschleppt.

Das wird Gott nicht gelitten haben, sagte Karl Heinrich feierlich. Gott hat mit seinem Mond und seinen Sternen den König bewacht, als wir nicht da waren, das glaube ich. Komm, laß uns zum König gehen!

Leise öffnete er die Thür und sie traten ein. Aber dann blieben sie Beide von scheuer Ehrfurcht gefesselt, stehen und wagten sich nicht weiter hinein in das Zimmer.

Dort auf dem Stroh, das nur spärlich den schmutzigen Lehmboden der Hütte bestreuete, dort lag der König, den Hut halb über's Gesicht gedrückt, den bloßen Degen in der Rechten, lag er und schlief so fest und ruhig, als sei er daheim in seinem schönen und prachtvollen Sanssouci; zu seinen Füßen lagen die beiden Adjutanten und schnarchten.

Siehst Du, flüsterte Karl Heinrich leise, so schlummert ein König, den Gott bewacht! Aber jetzt müssen wir ihn wecken.

Er schritt vorwärts zu dem König hin, und indem er neben ihm niederkniete, flüsterte er: Herr König, wir sind wieder da! Wir bringen Nachricht von den Russen und den Oesterreichern!

Der König richtete sich langsam empor und schob seinen Hut von seiner Stirn zurück. Gute oder schlimme Nachrichten? fragte er.

Gute Nachrichten, sagte Fritz mit einem glückseligen Grinsen. Die Oesterreicher haben sich zu Bett gelegt und die Russen auch. Sie wollen schlafen!

Ja, und sie denken gar nicht daran, Eure Majestät verfolgen zu wollen, fügte Karl Heinrich hinzu. Loudon wollte es wohl, aber Soltikow nicht, der will gar nichts thun, ehe Dann nicht etwas gethan hat.

So, Ihr habt wohl mit im Kriegsrath gesessen? fragte der König lächelnd.

Beinahe haben wir's, sagte Fritz Kober vergnügt. Ich habe den Kriegsrath gesehen, und der Karl Heinrich hat ihn gehört.

Der König stand auf. Ihr sprecht zu laut, sagte er, Ihr werdet die beiden Herren hier wecken, und sie schlafen so schön. Kommt, laßt uns vor die Thür gehen und da draußen sollt Ihr mir Alles erzählen.

Leise auf den Zehen durchschritt er den Raum, und ging hinaus vor die Thür. Dort setzte er sich auf die kleine Bank, und ließ sich von den vor ihm stehenden Grenadieren ganz genau und umständlich Alles was sie gehört und gesehen hatten, erzählen.

Lange noch als sie geendet, saß der König schweigend und in tiefen Gedanken verloren da. Das große, feurige Auge zum Himmel emporgerichtet, schien er in heiligem Zwiegespräche mit Gott seine Zukunft zu bedenken und zu erwägen.

Wie er dann langsam den Blick senkte, traf er auf die beiden Grenadiere, die in schweigender Ehrfurcht vor ihm standen.

Ich bin mit Euch zufrieden, Kinder, sagte er, und dies Mal wird Wort gehalten. Ihr werdet beide Unterofficiere.

Aber doch in einer Compagnie? fragte Fritz Kober hastig.

In Einer Compagnie; das heißt, fügte der König leise und mit schmerzlichem Seufzen hinzu, wenn ich überhaupt noch wieder Compagnieen und Regimenter formiren kann! —

Oh, es sieht noch lange nicht so schlimm aus, als Eure Majestät denken, sagte Fritz Kober beherzt. Unsere Truppen haben sich schon wieder erholt von ihrem ersten Schreck, und wir haben sie vorher in großen Schaaren hier in's Dorf einrücken sehen, als wir von dort drüben herkamen. In einigen Stunden wird die Armee sich wieder ordnen können.

Nun, Gott gebe, daß Du Recht hast, mein Sohn, sagte der König gütig. Geht jetzt in's Dorf, und erzählt nur immerhin den Soldaten, was Ihr dort drüben gehört habt. Es wird Ihnen Muth machen, wenn sie hören, daß der Feind schläft und nicht daran denkt, uns zu verfolgen. Und was Euere beiden Unterofficierspatente anbelangt, so werde ich sie Euch heute noch ausfertigen lassen! Lebt wohl, meine Kinder!

Er nickte ihnen zu und kehrte in die Hütte zurück, um seine beiden Adjutanten zu wecken. Mit vollkommen ruhiger Stimme befahl er ihnen, in's Dorf zu gehen, und alle höheren Officiere und Generäle

aufzufordern, ihre Truppen zu sammeln, und mit denselben auf der Ebene die vor der Hütte sich ausbreitete, aufzumarschiren.

Die Trompeter sollen blasen, die Trommelschläger sollen Generalmarsch wirbeln, sagte der König. Die frische Morgenluft wird den Schall hinaustragen in die Luft; wenn meine Soldaten ihn hören, kehren sie vielleicht zu ihren Fahnen zurück. Gehen Sie also, meine Herren!

Dann, als die beiden Adjutanten ihn verlassen, ging der König, die Hände auf dem Rücken gefaltet, langsam und gedankenvoll auf und ab.

Es ist Alles verloren, Alles, murmelte er, aber doch muß ich noch ausharren und warten! Wenn die Dummheit oder der Uebermuth des Feindes eine Masche offen läßt in diesem Netz, mit welchem sie mich umsponnen haben, so ist es meine Pflicht, meine Armee da hindurchschlüpfen zu lassen, und an ihrer Spitze auszuharren! Ach, ach! Aber wie schwer drückt diese Krone auf meinem Haupte, diese Krone, die mir nicht einmal erlaubt, mein armes Haupt zur Ruhe zu legen! Welch eine schwere Pflicht ist das Leben, und wie bitter enttäuscht es uns von den köstlichen Illusionen, mit denen wir es begonnen haben!

Von draußen vernahm man jetzt das Schmettern der Trompeten, und das Wirbeln der Trommeln. Der König schreckte zusammen, und in sich erschauernd, flüsterte er: Vraiment, ich fühle jetzt, was ich noch niemals gefühlt habe! Ich habe Furcht, und mein Herz erzittert nach dieser Schlacht, wie es nie vor einer Schlacht erzittert hat! Die Trompeten und die Trommeln rufen meine Soldaten, aber sie werden nicht kommen! Sie liegen entweder da draußen auf dem Schlachtfeld, oder sie irren flüchtend umher! Sie werden nicht kommen, und die Sonne wird meine Schmach und mein Unglück beleuchten!

Und ganz überwältigt, ganz zerbrochen, sank der König auf einen Sessel nieder, und schlug seine beiden Hände vor sein Angesicht. So saß er lange, lange da. — Draußen vor der Hüttenthür ward es immer lebendiger und lauter. Der König achtete nicht darauf. Er hielt immer noch die Hände vor sein Gesicht gelegt, er sah nicht wie da draußen vor dem Fenster ein buntes Gewirr von Uniformen und glänzenden Epaulettes sich zeigte, er sah nicht, wie von allen Seiten die Soldaten herbeiströmten, er hörte nicht das Trommeln und Blasen, die Commandorufe und die militairischen Signale.

Er hörte auch nicht, wie die Thür jetzt leise geöffnet ward und seine Adjutanten in derselben erschienen, während draußen, auf dem kleinen dunklen Flur, die Generäle und Stabsofficiere dicht aneinander gedrängt, so ehrfurchtsvoll und schweigend dastanden, als befänden sie sich in dem glänzendsten Vorsaal eines Königschlosses.

Sire, flüsterte endlich einer der beiden Adjutanten, die Befehle Eurer Majestät sind erfüllt. Die Generäle wünschen Eurer Majestät ihre Ehrfurcht zu bezeigen.

Der König ließ die Hände langsam von seinem Antlitz gleiten. Und die Truppen? fragte er.

Sie beginnen so eben sich auf der Ebene zu formiren!

Auch sind wir eben beschäftigt, sagte der zweite Adjutant, unsere Kanonen aufzufahren.

Der König wandte sich heftig und mit fast zornigem Gesicht zu ihm um. Herr, Er lügt! rief er laut, ich habe keine Kanonen mehr!*)

Eure Majestät hat, Gott sei Dank, noch mehr als funfzig Kanonen, sagte der Adjutant fest, und ich lasse sie eben auffahren.

Ueber des Königs Antlitz flog es wie ein Lichtstrahl hin, und seine bleichen Wangen färbten sich mit einem rosigen Schimmer. Er stand rasch auf, und dem Adjutanten freundlich zunickend, trat er hinaus auf den Flur, wo die Generäle ehrfurchtsvoll sich vor ihm neigten und mühsam sich zusammendrängten, um dem König einen Weg zu öffnen.

Der König schritt mit hochgehobenem Haupt, aber schweigend durch ihre Reihen hin und trat vor die Hausthür.

Messieurs, sagte er dann, das Haupt rückwärts wendend, lassen Sie uns sehen, was der gestrige Tag uns noch übrig gelassen hat! Mustern wir unsere Truppen!

Die Generäle und die Stabsofficiere eilten schweigend von dannen, um sich an die Spitze ihrer Regimenter zu begeben und sie dem König vorzuführen.

Der König lehnte sich an die Hüttenthür und nahm den Degen wie zur feierlichen Staatsparade in die Hand. Der Vorbeimarsch der Truppen begann. Aber es war ein trauriger Anblick, und ein herzzerschneidendes Weh durchfuhr bei demselben die Brust des Königs! — Wie wenig war ihm geblieben von dieser schönen, kampfesmuthigen Armee, die er gestern in die Schlacht geführt. Mehr als zwanzigtausend Mann waren theils getödtet, theils verwundet! Zerstreut und flüchtig trieben sich andere Tausende umher, mühsam hatte man nur aus dem bunten Gewirr der vermischten Soldaten einzelne Regimenter wieder formiren können, und kaum fünftausend Mann waren es, die jetzt vor dem König vorbei defilirten.*)

---

*) Historisch. Siehe: v. Retzow. Th. II. S. 117.

**) v. Retzow. Th. II. S. 116.

Vögel zu schweigen und der Morgenwind rauschte nur mit leisem Säuseln an die kleinen Fenster, als wolle er dem König ein friedliches Schlummerlied singen. Da die Wachen vor der Thür des Königs fehlten, schien die Sonne die Wache übernehmen zu wollen und beleuchtete und grüßte mit ihrem ersten Strahl die heilige Stätte, wo ein vom Mißgeschick verfolgter Held ruhte.

Leise und mit angehaltenem Athem schlichen die beiden Grenadiere in die offene Hütte. Dieses tiefe Schweigen, diese von keinem Laut unterbrochene Stille ängstigte sie. Es schien ihnen ganz unmöglich, daß sie hier, in diesem elenden Hause, so ganz allein und unbewacht den König finden würden. Sie dachten an die umherschwärmenden Kosacken; zwölf von ihnen würden genügt haben, diese kleine Hütte zu umzustellen und den König mit seinen beiden Adjutanten gefangen fortzuführen.

Ich weiß nicht, flüsterte Fritz Kober, als sie auf dem Flur der Hütte standen, ich hab' nicht die Courage, die Thüre zu öffnen. Der König ist gewiß nicht mehr darin. Die Kosacken haben ihn fortgeschleppt.

Das wird Gott nicht gelitten haben, sagte Karl Heinrich feierlich. Gott hat mit seinem Mond und seinen Sternen den König bewacht, als wir nicht da waren, das glaube ich. Komm, laß uns zum König gehen!

Leise öffnete er die Thür und sie traten ein. Aber dann blieben sie Beide von scheuer Ehrfurcht gefesselt, stehen und wagten sich nicht weiter hinein in das Zimmer.

Dort auf dem Stroh, das nur spärlich den schmutzigen Lehmboden der Hütte bestreuete, dort lag der König, den Hut halb über's Gesicht gedrückt, den bloßen Degen in der Rechten, lag er und schlief so fest und ruhig, als sei er daheim in seinem schönen und prachtvollen Sanssouci; zu seinen Füßen lagen die beiden Adjutanten und schnarchten.

Siehst Du, flüsterte Karl Heinrich leise, so schlummert ein König, den Gott bewacht! Aber jetzt müssen wir ihn wecken.

Er schritt vorwärts zu dem König hin, und indem er neben ihm niederkniete, flüsterte er: Herr König, wir sind wieder da! Wir bringen Nachricht von den Russen und den Oesterreichern!

Der König richtete sich langsam empor und schob seinen Hut von seiner Stirn zurück. Gute oder schlimme Nachrichten? fragte er.

Gute Nachrichten, sagte Fritz mit einem glückseligen Grinsen. Die Oesterreicher haben sich zu Bett gelegt und die Russen auch. Sie wollen schlafen!

Ja, und sie denken gar nicht daran, Eure Majestät verfolgen zu wollen, fügte Karl Heinrich hinzu. Loudon wollte es wohl, aber Soltikow nicht, der will gar nichts thun, ehe Daun nicht etwas gethan hat.

So, Ihr habt wohl mit im Kriegsrath gesessen? fragte der König lächelnd.

Beinahe haben wir's, sagte Fritz Kober vergnügt. Ich habe den Kriegsrath gesehen, und der Karl Heinrich hat ihn gehört.

Der König stand auf. Ihr sprecht zu laut, sagte er, Ihr werdet die beiden Herren hier wecken, und sie schlafen so schön. Kommt, laßt uns vor die Thür gehen und da draußen sollt Ihr mir Alles erzählen.

Leise auf den Zehen durchschritt er den Raum, und ging hinaus vor die Thür. Dort setzte er sich auf die kleine Bank, und ließ sich von den vor ihm stehenden Grenadieren ganz genau und umständlich Alles was sie gehört und gesehen hatten, erzählen.

Lange noch als sie geendet, saß der König schweigend und in tiefen Gedanken verloren da. Das große, feurige Auge zum Himmel emporgerichtet, schien er in heiligem Zwiegespräche mit Gott seine Zukunft zu bedenken und zu erwägen.

Wie er dann langsam den Blick senkte, traf er auf die beiden Grenadiere, die in schweigender Ehrfurcht vor ihm standen.

Ich bin mit Euch zufrieden, Kinder, sagte er, und dies Mal wird Wort gehalten. Ihr werdet beide Unterofficiere.

Aber doch in einer Compagnie? fragte Fritz Kober hastig.

In Einer Compagnie; das heißt, fügte der König leise und mit schmerzlichem Seufzen hinzu, wenn ich überhaupt noch wieder Compagnieen und Regimenter formiren kann! —

Oh, es sieht noch lange nicht so schlimm aus, als Eure Majestät denken, sagte Fritz Kober beherzt. Unsere Truppen haben sich schon wieder erholt von ihrem ersten Schreck, und wir haben sie vorher in großen Schaaren hier in's Dorf einrücken sehen, als wir von dort drüben herkamen. In einigen Stunden wird die Armee sich wieder ordnen können.

Nun, Gott gebe, daß Du Recht hast, mein Sohn, sagte der König gütig. Geht jetzt in's Dorf, und erzählt nur immerhin den Soldaten, was Ihr dort drüben gehört habt. Es wird Ihnen Muth machen, wenn sie hören, daß der Feind schläft und nicht daran denkt, uns zu verfolgen. Und was Euere beiden Unterofficierspatente anbelangt, so werde ich sie Euch heute noch ausfertigen lassen! Lebt wohl, meine Kinder!

Er nickte ihnen zu und kehrte in die Hütte zurück, um seine beiden Adjutanten zu wecken. Mit vollkommen ruhiger Stimme befahl er ihnen, in's Dorf zu gehen, und alle höheren Officiere und Generäle

aufzufordern, ihre Truppen zu sammeln, und mit denselben auf der Ebene die vor der Hütte sich ausbreitete, aufzumarschiren.

Die Trompeter sollen blasen, die Trommelschläger sollen Generalmarsch wirbeln, sagte der König. Die frische Morgenluft wird den Schall hinaustragen in die Luft; wenn meine Soldaten ihn hören, kehren sie vielleicht zu ihren Fahnen zurück. Gehen Sie also, meine Herren!

Dann, als die beiden Adjutanten ihn verlassen, ging der König, die Hände auf dem Rücken gefaltet, langsam und gedankenvoll auf und ab.

Es ist Alles verloren, Alles, murmelte er, aber doch muß ich noch ausharren und warten! Wenn die Dummheit oder der Uebermuth des Feindes eine Masche offen läßt in diesem Netz, mit welchem sie mich umsponnen haben, so ist es meine Pflicht, meine Armee da hindurchschlüpfen zu lassen, und an ihrer Spitze auszuharren! Ach, ach! Aber wie schwer drückt diese Krone auf meinem Haupte, diese Krone, die mir nicht einmal erlaubt, mein armes Haupt zur Ruhe zu legen! Welch eine schwere Pflicht ist das Leben, und wie bitter enttäuscht es uns von den köstlichen Illusionen, mit denen wir es begonnen haben!

Von draußen vernahm man jetzt das Schmettern der Trompeten, und das Wirbeln der Trommeln. Der König schreckte zusammen, und in sich erschauernd, flüsterte er: Vraiment, ich fühle jetzt, was ich noch niemals gefühlt habe! Ich habe Furcht, und mein Herz erzittert nach dieser Schlacht, wie es nie vor einer Schlacht erzittert hat! Die Trompeten und die Trommeln rufen meine Soldaten, aber sie werden nicht kommen! Sie liegen entweder da draußen auf dem Schlachtfeld, oder sie irren flüchtend umher! Sie werden nicht kommen, und die Sonne wird meine Schmach und mein Unglück beleuchten!

Und ganz überwältigt, ganz zerbrochen, sank der König auf einen Sessel nieder, und schlug seine beiden Hände vor sein Angesicht. So saß er lange, lange da. — Draußen vor der Hüttenthür ward es immer lebendiger und lauter. Der König achtete nicht darauf. Er hielt immer noch die Hände vor sein Gesicht gelegt, er sah nicht wie da draußen vor dem Fenster ein buntes Gewirr von Uniformen und glänzenden Epaulettes sich zeigte, er sah nicht, wie von allen Seiten die Soldaten herbeiströmten, er hörte nicht das Trommeln und Blasen, die Commandorufe und die militairischen Signale.

Er hörte auch nicht, wie die Thür jetzt leise geöffnet ward und seine Adjutanten in derselben erschienen, während draußen, auf dem kleinen dunklen Flur, die Generäle und Stabsofficiere dicht aneinander gedrängt, so ehrfurchtsvoll und schweigend dastanden, als befänden sie sich in dem glänzendsten Vorsaal eines Königschlosses.

Sire, flüsterte endlich einer der beiden Adjutanten, die Befehle Eurer Majestät sind erfüllt. Die Generäle wünschen Eurer Majestät ihre Ehrfurcht zu bezeigen.

Der König ließ die Hände langsam von seinem Antlitz gleiten. Und die Truppen? fragte er.

Sie beginnen so eben sich auf der Ebene zu formiren!

Auch sind wir eben beschäftigt, sagte der zweite Adjutant, unsere Kanonen aufzufahren.

Der König wandte sich heftig und mit fast zornigem Gesicht zu ihm um. Herr, Er lügt! rief er laut, ich habe keine Kanonen mehr!*)

Eure Majestät hat, Gott sei Dank, noch mehr als funfzig Kanonen, sagte der Adjutant fest, und ich lasse sie eben auffahren.

Ueber des Königs Antlitz flog es wie ein Lichtstrahl hin, und seine bleichen Wangen färbten sich mit einem rosigen Schimmer. Er stand rasch auf, und dem Adjutanten freundlich zunickend, trat er hinaus auf den Flur, wo die Generäle ehrfurchtsvoll sich vor ihm neigten und mühsam sich zusammendrängten, um dem König einen Weg zu öffnen.

Der König schritt mit hochgehobenem Haupt, aber schweigend durch ihre Reihen hin und trat vor die Hausthür.

Messieurs, sagte er dann, das Haupt rückwärts wendend, lassen Sie uns sehen, was der gestrige Tag uns noch übrig gelassen hat! Mustern wir unsere Truppen!

Die Generäle und die Stabsofficiere eilten schweigend von dannen, um sich an die Spitze ihrer Regimenter zu begeben und sie dem König vorzuführen.

Der König lehnte sich an die Hüttenthür und nahm den Degen wie zur feierlichen Staatsparade in die Hand. Der Vorbeimarsch der Truppen begann. Aber es war ein trauriger Anblick, und ein herzzerschneidendes Weh durchfuhr bei demselben die Brust des Königs! — Wie wenig war ihm geblieben von dieser schönen, kampfesmuthigen Armee, die er gestern in die Schlacht geführt. Mehr als zwanzigtausend Mann waren theils getödtet, theils verwundet! Zerstreut und flüchtig trieben sich andere Tausende umher, mühsam hatte man nur aus dem bunten Gewirr der vermischten Soldaten einzelne Regimenter wieder formiren können, und kaum fünftausend Mann waren es, die jetzt vor dem König vorbei defilirten.*)

---

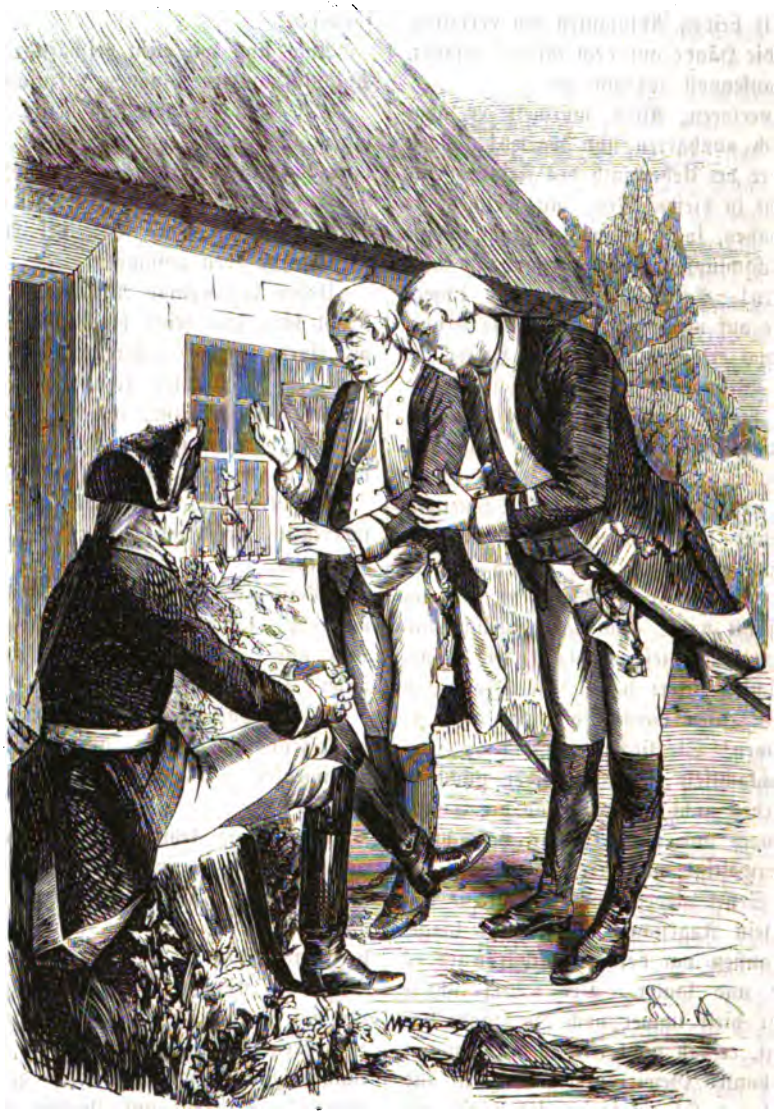
*) Historisch. Siehe: v. Retzow. Th. II. S. 117.

**) v. Retzow. Th. II. S. 116.

Der König sah sie vorübermaschiren mit festem Auge, mit ruhigen Mienen. Nur hatte er seine Lippen fest aufeinandergepreßt und sein Athem ging schwer und fieberhaft aus seiner Brust hervor.

Plötzlich wandte er sich an den neben ihm stehenden Grafen Dohna, den Adjutanten des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, der vor einigen Tagen in's Lager des Königs gekommen war, um ihm die Nachricht von einem neuen Siege bei Minden zu überbringen. Der König hatte ihn eingeladen bei ihm zu verweilen. „Ich bin im Begriff," hatte er gesagt, „die Russen anzugreifen; bleiben Sie also so lange hier, bis ich Ihnen das Gegencompliment mitgeben kann." *)

Daran erinnerte der König sich jetzt, wie er den Grafen neben sich sah. Ah, sagte er mit einem mühsamen Lächeln, Sie warten noch immer auf das Gegencompliment, das ich Ihnen versprochen habe? Es thut mir leid, daß die Antwort auf eine so gute Botschaft nicht besser hat gerathen wollen. Wenn Sie aber auf Ihrem Rückweg noch gut durchkommen, und Daun nicht schon in Berlin und Contades



in Magdeburg finden, so können Sie alsdann dem Herzog Ferdinand von mir versichern, daß nicht viel verloren ist. Leben Sie wohl, Monsieur. *)

Er nickte ihm leicht den Abschiedsgruß zu und schritt dann mit festem stolzem Gang zu den Generälen hin, die in ehrerbietiger Entfernung von ihm sich aufgestellt hatten.

*) Preuß: Friedrich der Große. Th. II. S 118.

*) Des Königs eigene Worte.

Sein Auge glühte und flammte jetzt wieder, und sein ganzes Wesen hatte wieder seinen energischen und kühnen Ausdruck angenommen. Messieurs, sagte er mit klarer voller Stimme, das Schicksal ist uns gestern nicht günstig gewesen. Aber es ist deshalb doch kein Grund zu verzagen, und ich denke, es soll ein Tag kommen, wo wir dem Feind mit blutigen Zinsen zurückgeben wollen, was er uns gestern gethan hat. Ich wenigstens hoffe auf diesen Tag, ich will leben, um ihn zu erwarten, und alle meine Gedanken, meine Pläne und Bestrebungen werden darauf gerichtet sein, ihn herbeizuführen. Ich strebe nach keinem andern Ruhm, als nach dem, Preußen zu erretten von dieser Verschwörung, welche ganz Europa wider dasselbe angezettelt hat. Ich will meinem Vaterlande den Frieden erobern, aber es soll und darf nur ein ehrenvoller, mächtiger Frieden sein, welcher Preußen zugleich geehrt und groß dastehen läßt. Einen anderen Frieden kann und werde ich niemals annehmen, und lieber werde ich mich unter den Trümmern meiner letzten Kanone begraben lassen, als einen Frieden eingehen, der meinem Vaterlande keinen Vortheil, und uns Allen keinen Ruhm bringt! Die Ehre ist doch das höchste und heiligste Gut der Individuen, wie der Völker; und Preußen, welches seine Ehre in unsere Hand gelegt, muß dieselbe von uns rein und fleckenlos wiedererhalten. Wenn das auch Ihre Meinung ist, Messieurs, so rufen sie mit mir: Es lebe Preußen! Es lebe Preußens Ehre!

Es lebe Preußen! Es lebe Preußens Ehre! riefen die Generäle und Officiere mit begeistertem Ruf, und wie eine Lawine wälzte der Ruf sich weiter von Mund zu Mund, und die zerstückelten und zerbröckelten Regimenter hatten ihn gehört, und riefen ihn nach, und die Feldmusik stimmte einen schmetternden Toast an, und die Trommeln wirbelten drein. Die Fahnenträger entfalteten ihre Fahnen, und ließen die zerschossenen und zerfetzten preußischen Adler im Morgenwind flattern, und aus tausend Kehlen sich einigend in einen einzigen Orgelton, drang der Ruf durch die Luft und zum Himmel empor: Es lebe Preußen! Es lebe Preußens Ehre!

Der König stand da mit strahlendem Angesicht, und in seinen großen wundervollen Augen schimmerte es wie eine Thräne. Er hob den Blick zum Himmel empor, und leise murmelten seine Lippen: Ich schwöre es, zu leben, so lange noch Hoffnung ist! Ich schwöre zu leben, so lange ich noch frei bin! Ich schwöre nur dann den Tod zu suchen, wenn Gefangenschaft mich bedroht! —

Langsam wandte sein Blick sich wieder der Erde zu, und mit lauter machtvoller Stimme rief er jetzt: Vorwärts! Vorwärts! Das ist immer das Losungswort der Preußen gewesen, und soll es auch immer bleiben. Vorwärts, meine Herren! Wir haben ein großes Ziel vor uns, wir müssen suchen, es zu erreichen. Wir müssen den Feind, welcher uns umzingelt hat, auseinander sprengen. Wir müssen Alles daran setzen, um die Russen von Berlin zurückzuhalten. Dies Palladium unseres Glückes darf nicht in Feindes Hände fallen. Wir müssen die Reichsarmee aus Sachsen vertreiben, und vor allen Dingen müssen wir die Oesterreicher wie die Russen von der Spree fern halten, und ihnen den Weg über die Oder abschneiden! Vorwärts also, vorwärts! Lassen Sie uns aufbrechen, wir gehen zuerst über die Oder in unser Lager nach Reitwen zurück. Die Oder und die Spree müssen unser bleiben, und was der Feind uns gestern genommen, das wollen wir ihm morgen wieder entreißen! Vorwärts, vorwärts!

Vorwärts! Vorwärts! riefen und brüllten die Schaaren ihm nach und überall hin trugen die Worte des Königs wieder Muth und Begeisterung. Jeder hoffte wieder und war freudig bereit, dem König zu folgen, denn wie dunkel und umwölkt sich auch ringsum der Horizont zeigte, Jeder glaubte wieder an den Stern des Königs, und wußte, daß er nimmer erlöschen könne!

XVI.

Die Teresiani und Prussiani.

Vor dem großen und prächtigen Hôtel „zum weißen Löwen" am Canale grande zu Venedig legte soeben eine Gondel an. Der Portier ließ die große Hausglocke ertönen, und sofort eilte der Wirth selber herbei den Fremden zu begrüßen, der rüstig aus der Gondel auf die kleine Treppe von weißem Marmor gestiegen war, die in das schöne und prachtvolle Vestibule des Hôtels führte.

Der Fremde erwiderte die tiefen und ehrfurchtsvollen Verbeugungen des Wirthes mit einem steifen und militairischen Kopfnicken, und fragte in etwas gezwungenem und fremdartig klingendem Italienisch, ob er noch einige Zimmer erhalten könne.

Signor Montardo sah den Frager mit etwas zweifelndem und ungewissem Blick an, und statt ihm seine Frage zu beantworten, fragte er: Signor sind, wie es scheint, ein Ausländer?

Ja, erwiderte der Fremde lächelnd, mein Italienisch hat es Ihnen verrathen. Ich bin ein Ausländer. Aber ich hoffe, daß das nicht verhindert, mir einige Zimmer anzuweisen, in denen es sich bequem und angenehm leben läßt?

O, gewiß nicht, Signor, und wir haben die schönsten und die prachtvollsten Zimmer zu Euer Gnaden Befehl, sagte der Wirth mit dem einschmeichelndsten Lächeln, während er sich indessen nicht von der Stelle bewegte, sondern bald den Fremden, bald seine großen Koffer, welche die Gondolieri soeben aus der Gondel hoben, mit verlegenen und ängstlichen Blicken betrachtete.

Nun denn, so geben Sie mir endlich Zimmer! rief der Fremde ungeduldig, indem er weiter in die Halle vorschritt.

Der Wirth seufzte tief auf, und warf einen schmerzlich fragenden Blick auf seinen Oberkellner, den dieser mit einem Achselzucken erwiderte.

Ich werde ihn zuerst in den Speisesaal führen, flüsterte der Wirth, und dann eilte er dem Fremden nach, der eben unwillig sich umgewandt hatte und mit fast zornigen Blicken nach dem Wirth hinschaute.

Belieben Sie hier einzutreten, Eccellenza, sagte der Wirth, indem er mit unterwürfiger Demuth die große Flügelthür, vor welcher sie gestanden, aufstieß und den Fremden in den großen und prachtvollen Saal führte, der zugleich als Speisesaal und Ballsaal diente.

Und nun, Eccellenza, fuhr der Wirth fort, indem er die Thür hinter sich zudrückte, und mit einem raschen Blick sich überzeugte, daß er mit dem Fremden allein war, nun verzeihen Sie meiner Neugierde, wenn ich, bevor ich die Ehre habe, Ihnen Zimmer anzuweisen, mir zwei Fragen erlaube. Gedenken Eccellenza länger hier zu verweilen?

Einige Tage, mein Herr! Nun, Ihre zweite Frage?

Der Wirth zögerte ein wenig, dann fragte er mit niedergeschlagenen Augen: Eccellenza sind ein Deutscher?

Ja, ein Deutscher, sagte der Fremde ungeduldig.

Dachte ich mir's doch, seufzte der Wirth.

Wollen Sie mir jetzt Zimmer anweisen oder nicht? rief der Fremde. Entscheiden Sie sich rasch, denn es giebt, so viel ich weiß, noch einige andere stattliche Hôtels am Canale grande, und ich denke überall willige Aufnahme zu finden.

Der Wirth verneigte sich mit einer traurigen Geberde. Signor, sagte er, Ich werde Ihnen Zimmer anweisen! Haben Sie die Gnade zu folgen!

Er durchmaß, wie Jemand, der einen verzweifelten Entschluß gefaßt hat, den Saal, und stieß die andere Thür auf, die auf einen langen Corridor führte, an dessen Seiten sich numerirte Thüren befanden. Der Wirth schritt indeß an allen diesen Thüren hastig vorüber und trat in Begleitung des Fremden in einen kleinen finsteren Seiten-Corridor, der wenig von der Eleganz des übrigen Gebäudes an sich trug. Die Wände waren hier nicht, wie in dem großen Corridor, mit seidenen Tapeten behangen, sondern zeigten eine schmutzige Kalktünchung. Den Fußboden bedeckte kein Teppich, und die Thüren, welche von hier aus in die Zimmer führten, waren klein und niedrig.

Der Wirth stieß indeß eine dieser Thüren auf, und führte den Fremden in ein kleines, einfach

möblirtes Zimmer, neben dem ein kleines, düsteres Schlafcabinet sich befand.

Signor, sagte er mit einer Verbeugung, dies sind leider die beiden einzigen Zimmer, die ich Euer Gnaden noch anzubieten vermag.

Sie sind klein und schlecht, rief der Reisende verdrießlich.

Aber sie liegen still und abgesondert, sagte Signor Montardo rasch, und Sie haben den Vortheil, heute Abend durchaus nicht von dem Ballfest gestört zu werden, das der Clubb der Prussiani heute in meinem großen Saal veranstaltet hat.

Er warf bei diesen letzten Worten einen raschen und forschenden Blick auf das Antlitz des Fremden, um zu sehen, welchen Eindruck diese Worte auf denselben hervorbringen würden.

Dieser machte allerdings ein sehr erstauntes und fast verlegenes Gesicht. Der Clubb der Prussiani? fragte er. Giebt es hier denn so viele Preußen? Und feiern diese hier fröhliche Feste, während sie, wie ich meine, doch allen Grund hätten, um das Unglück ihres Königs zu trauern?

Jetzt war es der Fremde, welcher den Wirth mit forschenden Blicken betrachtete, und begierig seiner Antwort entgegen sah.

Sie fragen, Signor, ob es hier viele Preußen giebt? rief der Wirth pathetisch. Ja, Signor, sehr viele Preußen giebt es in der bella Venezia, denn, Eccellenza, „chi non è buon Prussiano, non è buon Veneziano.“ Sie meinen ferner, die Preußen hätten keinen Grund fröhliche Feste zu feiern, sondern sollten um das Unglück ihres Königs trauern? Nein, Eccellenza, die Prussiani haben niemals Grund, verzagt zu sein, denn ein Held wie der große Federigo kann niemals erliegen! Die Sonne seines Glückes hat sich einen Moment bewölkt, das ist Alles, aber sie wird wieder siegreich und strahlend aus den Wolken hervorbrechen, und wird alle seine Feinde erblinden machen! Deshalb gerade ist es, daß die Prussiani heute ein Fest geben, um den Teresiani zu trotzen. Diese haben dort drüben im Hôtel zum goldenen Bließ ihren Clubb, und dort haben sie gestern ein großes Ballfest gegeben, zu Ehren des Sieges, den die Oestereicher leider bei Maxen*) über den Heldenkönig erfochten haben. Es ist freilich wahr, der König hat jetzt zwei Schlachten, bei Kunersdorf und bei Maxen, verloren, aber das ist immer noch kein Grund für die Prussiani verzagt zu sein, denn hat der König zwei Schlachten verloren, so wird er dafür vier Schlachten gewinnen, und die Oesterreicher, Russen und Franzosen werden vor ihm laufen, wie sie bei Leuthen, bei Zorndorf und Roßbach gelaufen sind. Deshalb, wie gesagt, wollen die Prussiani heute ein Fest geben; sie wollen den Teresiani beweisen, daß das anscheinende Unglück des Königs sie gar nicht beunruhigt, sondern daß sie schon jetzt die Siege feiern, die der große König nächstens erkämpfen wird.

Des Fremden Antlitz strahlte vor Vergnügen, und er war schon im Begriff eine zustimmende Antwort zu geben, aber er hielt sie zurück. Das ist in der That eine gute Zuversicht, welche die Prussiani haben, sagte er mit erzwungener Ruhe. Aber Sie haben mir immer noch nicht gesagt, woher es kommt, daß sich hier so viele Preußen aufhalten?

Der Wirth lachte. Mein Herr, sagte er, beschäftigen Sie sich niemals mit Politik?

Nein, Signor, erwiderte der Reisende zögernd.

Nun, sonst würden Sie wissen, daß es jetzt in der Welt viele Preußen giebt, und daß die ganze Welt Partei nimmt für diesen Krieg, in welchem ein einzelner Held gegen so viele mächtige und verbündete Feinde kämpft. Ja, ja, es giebt jetzt im ganzen Europa Prussiani, und überall jauchzt man dem großen Federigo freudig entgegen. Nirgends aber mehr, als in unserem schönen Italien, und nirgends in Italien mehr als in unserer schönen Venezia. Hier nimmt der Nobile wie der Gondoliere für oder wider Partei, und Venedig ist in zwei große Feldlager getheilt, in die Prussiani und Teresiani. Die Ersten schwärmen für den König von Preußen, die Letzten halten es mit der österreichischen Kaiserin Maria Theresia. Aber ich versichere Sie, es sind elende, erbärmliche Gesellen, erkaufte Enthusiasten und feige Narren, diese Theresiani, weiter nichts!

Demzufolge also gehören Sie nicht zu ihnen, Signor? fragte der Fremde lächelnd, sondern Sie sind ein guter Prussiano?

Das will ich meinen, rief der Wirth stolz. Ich bin ein guter Patriot, und ich sagte Ihnen schon zuvor unser Losungswort: chi non è buon Prussiano, non è buon Veneziano!

Nun, wenn es so ist, rief der Fremde heiter, indem er dem Wirth freundlich die Hand darreichte, dann wünsche ich mir Glück, bei Ihnen abgestiegen zu sein, und diese kleinen erbärmlichen Zimmer sollen mich nicht hindern, bei Ihnen zu bleiben! Auch ich bin ein buon Prussiano, und gleich Ihnen sage ich: was kümmern uns die Schlachten von Kunersdorf und von Maxen, Friedrich der Große wird doch über alle seine Feinde triumphiren!

Ah, Signor, Sie sind ein Prussiano, rief der

*) Den 21. November 1759. Bei dieser Niederlage erlitten die Preußen dieselbe Schmach, welche sie einst bei Pirna der sächsischen Armee angethan. Zwölftausend Preußen mit neun Generalen mußten die Waffen strecken, und sich von den Oesterreichern zu Kriegsgefangenen machen lassen.

Wirth mit einem echt italienischen Ausbruch der Freude. Dann seien Sie von Herzen willkommen in meinem Hôtel, und seien Sie gewiß, daß ich Alles thun werde, Ihre Zufriedenheit zu verdienen. Kommen Sie, mein Herr, für einen Anhänger des großen Friedrich sind diese Zimmer viel zu klein und armselig. Ich werde die Ehre haben, Ihnen im ersten Stock zwei sehr schöne Salons mit der Aussicht auf den Canale grande zu öffnen, und Sie werden nicht mehr dafür zahlen, als für diese Kammern hier. Kommen Sie, mein Herr, und verzeihen Sie mir nur, daß ich Sie nicht gleich würdig bediente, aber ich wußte ja nicht, daß Sie ein Prussiano sind, und es wäre für mich sehr gefährlich und sehr unpolitisch gewesen, einen Fremden, der ja vielleicht ein Teresiano sein konnte, in meinem Hôtel aufzunehmen. Das wäre im Stande gewesen, mir die ganze Kundschaft der Prussiani zu entziehen! Haben Sie die Güte, mir zu folgen.

Er schritt in seiner lebhaften, gesticulirenden Weise voran und führte den Fremden wieder über die Corridore durch den großen Saal in die Vorhalle. Dort stand der Oberkellner sammt den Garçons in lebhaftem Gespräch mit den Gondolieren, welche die Koffer des Reisenden in der Halle niedergesetzt hatten und fluchend und schreiend ihre Bezahlung verlangten, während der Oberkellner ihnen versicherte, es sei noch nicht ausgemacht, ob der Fremde hier bleibe und ob sie nicht vielleicht seine Koffer noch weiter transportiren müßten.

Der Wirth nickte dem Oberkellner indeß lächelnd zu, und auf den Fremden deutend, sagte er stolz: Eccellenza ist nicht bloß ein Deutscher, sondern ein Prussiano.

Und sofort erhellten sich die düsteren Angesichter der Kellner und der Gondolieri, und mit wohlwollendem Lächeln blickten sie Alle auf den Reisenden hin, der indessen an der Seite des Wirthes die breite prachtvolle Treppe hinaufschritt.

Er ist ein Preuße! riefen die Garçons.

Evviva il Re di Prussia! brüllten die Gondolieri, indem sie die Koffer auf die Schultern luden und sie leicht und behende die Treppe hinaufstrugen.

Die Salons, in welche der Wirth jetzt seinen Gast führte, waren allerdings sehr verschieden von den kleinen unsaubern Kammern, welche er ihm zuvor angewiesen. Hier herrschte die größte Eleganz, und mit einem stolzen Gefühl der Freude führte der Wirth den Fremden hinaus auf den großen Balcon, von welchem man eine wundervolle Aussicht über das imposante herrliche Bassin des Canale grande mit seinen stolzen Kirchen und Palästen genoß.

Und jetzt, Signor, sagte der Wirth dann unterwürfig, jetzt gebieten Sie über mich. Kann ich Ihnen in irgend einer Weise nützlich sein, so geschieht es mit Freude! Jede Auskunft, die Sie verlangen, bin ich bereit, Ihnen zu geben! Vielleicht haben Eure Eccellenza hier Geschäfte und ich kann Ihnen behülflich sein.

Allerdings habe ich hier Geschäfte, sagte der Reisende, aber sie sind nicht bedeutender Art. Ich habe nur einen Empfehlungsbrief zu besorgen, und zwar an den Prior des Klosters von San Giovanni e Paolo.

Ah, ah, er ist ein echter Prussiano, rief der Wirth, sich vergnügt die Hände reibend, und es ist ein Jammer, daß ihm die Ordensregel verbietet, an einem Ballfest Theil zu nehmen, sonst würde er gewiß bei unserem heutigen Fest erscheinen. Wenn Euer Gnaden an den Herrn Prior von San Giovanni gewiesen sind, so haben Sie ohne Zweifel eine politische Mission, und ich bin doppelt stolz, Sie meinen Gast zu nennen.

Nicht doch, sagte der Fremde rasch, ich habe keine politische Mission und mein Empfehlungsbrief an den Herrn Prior ist ganz unverfänglicher Natur. Ich bin ein Kaufmann, und da ich durch Zufall im Besitz mehrerer kostbarer Reliquien bin, so hoffe ich, daß der würdige Herr Prior mir dieselben vielleicht für sein Kloster abkauft.

Ach, Reliquien, sagte der Wirth mit verächtlichem Achselzucken. Wissen Sie, mein Herr, man ist jetzt nicht sehr enthusiastisch für dergleichen Dinge! Die Politik läßt uns keine Zeit übrig fromm zu sein, und selbst der Papst hat keinen Einfluß mehr über die Gemüther. Selbst die Römer sind buoni Prussiani, und fragen nichts darnach, daß der große Friedrich ein Ketzer ist. Der Papst segnet die Waffen seiner Feinde, und feiert ihre Siege mit prunkreichen Messen und kostbaren Weihgeschenken. Aber der Römer kehrt sich nicht daran, sondern betet für den Heldenkönig, den großen Friedrich, und wünscht seinen Waffen Glück und Segen, dem Papst zum Trotz.*)

Ach, sagte der Reisende mit anscheinender Traurigkeit, dann werde ich freilich schlechte Geschäfte machen mit meinen Reliquien, aber hoffentlich desto bessere hier in der Stadt mit meinen Fächern, und dabei, mein Herr, bedarf ich Ihres Rathes. Sie haben vielleicht die Güte, mir einige große Handelshäuser zu nennen, die mir einige meiner schönen Fächer abkaufen könnten. Aber es müssen gute Prussiani sein, wie Sie gleich sehen werden.

Er trat zu einem der Koffer hin, schloß ihn auf und nahm aus demselben ein Etui, in welchem mehrere Fächer sich befanden.

*) v. Archenholtz: Geschichte des siebenjährigen Krieges. Th. I. S. 241.

Sehen Sie da, mein Herr, sagte er, diese Fächer sah ich in Genf, und da ich mir dachte, daß man vielleicht in Italien ein gutes Geschäft damit machen könnte, kaufte ich einige Dutzend davon. Sehen Sie nur diese schöne und sinnige Malerei!

Er schlug den Fächer auseinander. Auf demselben befand sich auf weißem Atlas, ziemlich kunstvoll gemalt, ein großer preußischer Adler, im Begriff eine weiße Lilie zu verzehren.

Der Wirth klatschte entzückt in die Hände. Delicioso! rief er lachend. Der preußische Adler, welcher die französische Lilie verspeist! Das ist eine köstliche Prophezeihung, eine wundervolle Satyre. Und diese Fächer haben Sie in Genf gekauft? Man ist also in Genf auch Prussiano?

Es giebt in Genf keine Dame, welche nicht einen solchen Fächer trüge, sagte der Reisende, und in Berlin kann man nicht preußischer sein, als man es in Genf ist.*)

Das freut mich, das freut mich wahrhaft, rief der Italiener enthusiastisch. Es wird noch dahin kommen, daß alle Völker Europa's zu Prussiani werden und nur die Fürsten Teresiani sind.

Aber nichts destoweniger werden diese Völker doch ihren Fürsten gehorchen, sagte der Fremde mit einem lauernden Blick, und wenn diese es befehlen, werden sie gegen den großen König zu Felde ziehen.

Nicht wir, nicht die Italiener, rief der Wirth heftig. Unser Doge wird es nicht wagen, für die Teresiani Partei zu nehmen, oder gar sich mit ihnen zu verbünden, denn er weiß sehr wohl, daß das hier in Venedig eine Revolution geben würde, bei der sein eigener Thron vielleicht gefährdet würde. Nein, nein, Signor, unsere erhabene Regierung ist zu klug, um nicht öffentlich eine neutrale Stellung zu behaupten, während sie insgeheim so gut preußisch gesinnt ist, wie wir Alle.

Aber die Lombarden und Sardinier? fragte der Fremde erwartungsvoll.

Auch die sind gut preußisch gesinnt, und wenn auch der König von Sardinien, wie man sagt, ein Teresiani ist, so ist sein Volk preußisch wie wir Alle.

Und die Neapolitaner?

Nun, die Neapolitaner, rief der Wirth lachend, die Neapolitaner sind, wie Sie wissen, eben nicht bekannt wegen ihrer Tapferkeit, und wenn sie also den großen Friedrich nicht lieben, so fürchten sie ihn wenigstens. Die Neapolitaner sind die Kinder Italiens, sie wissen nichts weiter, als daß Neapel eine schöne Stadt ist, und zittern immer, daß irgend ein Barbar kommen, und sie verschlingen könnte. In ihrer Angst vergessen sie ganz, daß Niemand an sie denkt, und daß ganz Italien und die Alpen sie von den kriegführenden Völkern trennen. Der König von Neapel hielt es für möglich, daß der König von Preußen eines Tages mit seinem siegreichen Heer den Vesuv ersteigen, und Neapel in Besitz nehmen könnte. Seit den letzten Siegen des Königs hat König Ferdinand von Neapel daher die Zahl seiner Truppen vermehrt, und die Wachen in der Hauptstadt verdoppelt.*)

Der Wirth lachte bei dieser Erzählung so herzlich, daß der Fremde unwillkürlich in sein Lachen mit einstimmen mußte. Nun, der König von Neapel ist freilich auch nur ein Knabe von neun Jahren, sagte er dann.

Aber er hat Minister, die älter sind als er, und wohl ein wenig mehr von der Geographie wissen sollten, Signor. Aber, Corpo di bacco, ich schwatze und schwatze hier von Politik und vergesse ganz, daß Eccellenza ohne Zweifel hungrig sind und nach einer stärkenden Mahlzeit verlangen werden.

Es ist wahr, mich hungert ein wenig, sagte der Fremde lächelnd.

Und in einer Viertelstunde soll das glänzendste Diner, das der weltberühmte weiße Löwe nur herzustellen vermag, für Euer Gnaden bereit sein! rief der Wirth, indem er sich hastig zur Thür hinauswirbelte.

Der Fremde blickte ihm gedankenvoll nach. Es scheint, flüsterte er, daß der Zufall mich sehr glücklich geführt hat, denn dieser gute kannegießernde Wirth scheint wirklich ein echter Prussiano zu sein, und ich habe in einer Viertelstunde mehr von ihm erfahren, als ich auf einer langen Reise durch ganz Italien vielleicht von der Gesinnung der Italiener erlauscht haben könnte; das ist mir sehr nützlich und kommt mir außerordentlich gelegen. Ich werde nun mit mehr Nachdruck und Energie auftreten und handeln können. Vor allen Dingen darf ich aber meine Rolle nicht vergessen! Ich bin ein Kaufmann, handle mit Fächern, Reliquien, Raritäten und Curiositäten, und bin sehr begierig, meine Waare an den Mann zu bringen!

Und während der Fremde so sprach, lachte er

*) Voltaire, der damals heimlich gegen Friedrich agitirte, während er zugleich doch in lebhaftem Briefwechsel mit dem König stand, schrieb bald nach der Schlacht von Maxen an den Kardinal Grafen von Bernis: „Je ne suis pas comme les trois quarts des Allemands: j'ai vu partout des éventails où l'on a peint l'aigle de Prusse, mangeant une fleur de lis. Mes nièces n'auront pas assurément de tels éventails. On est Prussien à Génève comme ailleurs, et plus qu'ailleurs." (Oeuvres complètes de Mr. de Voltaire. Vol. 85. p. 370.)

*) v. Archenholtz: Geschichte des siebenjährigen Krieges. Th. I. S. 20.

laut auf und ging mit hastigen Schritten auf und ab. Dann nach einer langen Pause blieb er wieder stehen und blickte gedankenvoll zur Erde nieder. Und ist es denn nicht die Wahrheit? sagte er ernst. Bin ich nicht in der That ein Kaufmann, welcher umherreist, Geschäfte zu machen und begierig ist seine Waaren los zu werden? Nur daß ich statt mit Seide und Bändern mit Purpur, mit Kronen und Ländern handle, nur daß die Firma, für die ich reise, nicht nicht blos bei dem Kaufmannsstand, sondern in der ganzen Welt einen guten Klang hat. Ja, ja, meine Firma, für die ich reise, heißt Hohenzollern, und sie wird länger dauern und einen glänzenderen Credit sich bewahren, als alle Firmen der Fuggers und der Hansa überhaupt. Das heißt, fuhr er feierlich fort, das heißt, wenn das Schicksal uns den großen Handelsherrn, für den ich jetzt reise und für dessen Firma ich Länder und Kronen ausbieten soll, noch lange erhält und ihn siegen läßt über alle seine Feinde. Ja, wahrlich, die Firma Hohenzollern ist ruhmvoll und herrlich, aber der König Friedrich hat sie dazu gemacht, und wenn sie es bleiben soll, müssen seine Nachkommen ihm gleichen!

Das Eintreten der Kellner, welche kamen den Tisch zu serviren, unterbrach ihn in seinem Selbstgespräch, und bald luden die dampfenden Schüsseln und Speisen den Reisenden zu erquicklichem Genusse ein.

XVII.

Friedrich der Große als Heiliger.

Und jetzt zu den Geschäften! sagte der Reisende lächelnd, nachdem er mit seinem Diner zu Ende war. Es ist die höchste Zeit meinen Weg anzutreten, damit ich wo möglich noch heute weiterreisen kann.

Er eilte zu seinem Koffer und nahm daraus verschiedene Packete und Rollen hervor, die er theils in die Taschen seines Rockes versenkte, theils wie ein echter Handelsmann unter den Arm nahm. Dann setzte er seinen breitgekrempten, schwarzen Filzhut auf und schickte sich an zu gehen. Aber wie er vor dem großen Spiegel vorüberkam, blieb er stehen, und betrachtete sich selber mit einem lauten und fröhlichen Lachen.

Wahrhaftig, sagte er, ich habe durchaus das Ansehen eines echten Spießbürgers und Krämers, und wer mich für etwas Anderes hält, als für einen ehrbaren Handelsmann, der muß noch eine politischere Nase haben, wie mein Herr Wirth, Signor Montardo, der Prussiano!

Er drehte sich lachend auf dem Absatz herum und verließ das Zimmer, um hinunter zu gehen und den Wirth um einige kaufmännische Adressen und einen Wegweiser zu bitten.

Signor Montardo ließ es sich indessen nicht nehmen, seinen Gast selber zu geleiten und ihm persönlich bei seinen Geschäftswegen hülfreich zu sein.

Es könnte sonst leicht irgend ein Kaufmann Sie anreden und zu sich rufen, sagte er, der nicht von unserer Partei ist, und wenn Sie dem Ihre Fächer zeigen wollten, so würde das einen rasenden Scandal geben, denn die Teresiani sind eben so hitzig, wie wir, und es sind hier schon manche Schlägereien und Kämpfe unter den Teresiani und Prussiani vorgefallen. Kommen Sie also, mein Herr, ich geleite Sie! Wir wollen nicht durch die Kanäle fahren, sondern durch die kleinen Calli gehen, die uns schnell zur Riva di Schiavoni und auf den Rialto führen, denn das ist unser Ziel.

Führt uns das weit ab von dem Kloster San Giovanni und Paolo? fragte der Fremde, indem sie an der Hinterseite des Hotels hinaustraten in diese engen, kleinen, dunklen Gassen, die in Venedig hinter den Häusern hinlaufen und eine ziemlich beschwerliche Passage für Fußgänger bilden.

Ah, Sie bleiben also immer nach dabei, dem Herrn Prior Ihre Reliquien anbieten zu wollen? fragte der Wirth lachend.

Ich bleibe dabei, und hoffe, daß er sie kauft.

Nun, ich wünsche Ihnen Glück. Jedenfalls haben Sie vom Rialto nicht weit dahin. Ich geleite Sie bis in die Nähe des Klosters, aber nicht weiter!

Und warum nicht?

Weil der Bruder Pförtner ein wüthender Teresiano ist, und Ihnen ohne Zweifel die Thür vor der Nase zuschlagen würde, wenn er Sie an meiner Seite erblickte.

Aber sagten Sie mir nicht, der Herr Prior sei ein Prussiano?

Ja, der Prior wohl, aber der Pförtner nicht, und leider muß ich sagen, auch viele Mönche nicht.

Also selbst die Herren Klosterbrüder beschäftigen sich mit Politik?

Signor, rief der Wirth pathetisch, Jedermann beschäftigt sich hier mit Politik, und wenn ich Ihnen sage, daß selbst unsere kleinen Kinder sich schon in Teresiani und Prussiani theilen, so werden Sie wohl begreifen, daß hier Jedermann politisch ist. Gestern haben wir in der Riva Peschiera eine kleine Revolte gehabt, sie kam daher, daß eine der Fischfrauen sich weigerte, meinem Koch eine wundervolle Lachsforelle zu verkaufen, weil sie behauptete, der liebe Gott habe die Fische nicht für diejenigen geschaffen, welche Prussiani, das heißt, Ketzer und Ungläubige wären. Mein Koch bestand darauf, den Fisch zu haben, und da unglücklicherweise sich unter den Fischhändlerinnen auch viele Prussiani befänden, so kam es bald zu einem heftigen Zank und Gefecht, bei welchem statt der Kanonenkugeln faule Fische gegen die Köpfe flogen, und der damit endigte, daß die Sbirren die Hauptkämpfer in's Gefängniß führten.

Sie traten eben um eine Ecke der kleinen Gasse, in welcher sie bis dahin gegangen waren, in die große und prächtige Riva di Schiavoni ein, und der geschwätzige Signor Montardo wollte eben in seinen lustigen Erzählungen fortfahren, als ein lautes Schreien, Rufen, Lachen und Schelten ihn unterbrach und ein mit jeder Minute sich vergrößerndes Gewühl von Menschen ihnen den Weg abschnitt.

Nun zum Glück sind wir hier am Ziel unseres Weges, sagte Signor Montardo, denn das ist das Haus meines würdigen Freundes, des Galanteriewaarenhändlers Ciceruachi, zu dem ich Sie führen wollte. Drängen wir uns ein wenig vorwärts, zu sehen, was es giebt, denn mir scheint, mein Freund Ciceruachi hat wieder dem guten Volk von Venedig eine Ueberraschung bereitet.

Er schob sich mit seinen breiten Schultern energisch in dieser beweglichen Menschenmasse vorwärts, und führte den Fremden durch die so machtvoll gebildete Gasse bis in die ersten Reihen der den Laden umdrängenden Menschen vor.

Auf einmal stieß der Fremde einen leisen Schrei aus und deutete nach dem Eingang des Ladens hin. Sehen Sie da, sagte er, das ist das sprechend ähnliche Pörtrait des großen Friedrich.

Wirklich, dort an der Eingangsthür des Ladens dieser schöne, in einen prachtvollen Goldrahmen eingefaßte Kupferstich, das war das Bild des preußischen Heldenkönigs, das Bildniß Friedrich des Großen, und unter demselben war eine brennende Lampe angebracht, deren flackerndes Licht das schöne, edle Antlitz Friedrichs mit rosigem Schimmer gleichsam belebte.

Ah, nun begreife ich, flüsterte der Wirth. Ciceruachi legt es darauf an, die Teresiani wüthend zu machen. Sehen Sie doch nur, er hat, um seine grenzenlose Ehrfurcht vor dem König zu bezeigen, eine ewige Lampe vor seinem Bilde aufgehängt, eine Ehrfurcht, wie man sie bei uns nur Heiligen vom ersten Range erzeigt.*) Hören wir ein wenig, was die Leute dazu sagen.

Eben war ein Bruder Karthäuser, angelockt von dem Menschengewühl in die vordere Reihe getreten und begann jetzt mit heftigen Gesticulationen und wüthender Geberde eine eifernde Rede gegen diese Verhöhnung der heiligen Kirche.

Wie könnt Ihr es dulden, daß man Euch diesen Ketzer als einen Heiligen darstellt, schrie er wüthend. Wißt Ihr denn nicht, daß der Papst den ketzerischen König von Preußen in den Bann gethan hat? Wißt Ihr denn nicht, daß er der Feind ist Gottes, der Kirche und der frommen katholischen Christenheit? Fort also mit dieser Lampe, das Feuer der Hölle wird den Ketzer verzehren, aber keine ewige Lampe des Heils darf seine finstere Seele erleuchten!

Er hat Recht, er hat Recht, schrieen einige aus der Menge. Löscht die Lampe aus! Schlagt dem Ciceruachi die Fenster ein, denn er ist ein Prussiano! Er macht einen Ketzer zu seinem Heiligen! Löscht die Lampe aus!

Und mit drohend erhobenen Fäusten stürzten einige Männer vorwärts. Aber sofort stellten sich ihnen Andere entgegen und drängten sie mit ihren nervigten Armen zurück.

Niemand soll es wagen, diese Lampe auszulöschen, schrieen sie. Zurück, zurück, oder unsere Fäuste sollen Euch die Augen verblenden, daß Ihr weder die Lampe noch den großen Federigo mehr sehen sollt!

Löscht die Lampe aus, im Namen Gottes! schrie der wüthende Bruder Karthäuser, und eine Schaar fanatischer Teresiani schrie es ihm nach, indem sie mit wüthender Gewalt der Thür zudrängten.

Aber vor derselben hatten die Prussiani, unter

*) v. Archenholtz. Th. I. S. 214.

ihnen Signor Montardo und der Fremde, schon eine Schutzmauer gebildet und wehrten mit wüthendem Geschrei und drohend erhobenen Fäusten die Heran-drängenden zurück. Nun entstand einer jener Tumulte, wie sie nur bei dem leidenschaftlichen Volk der Italiener möglich sind. Man hörte nichts als wüstes Geschrei, wilde Flüche, drohende Verwünschungen, man sah nichts als wuthflammende Augen, in ihrer Mitte, gleichsam wie aus der Erde, auftauchten. Niemand hatte sie kommen sehen, die hohen in lange schwarze Mäntel gehüllten Männergestalten, deren Antlitz von dem breitkrämpigen Hut ganz und gar beschattet war, Niemand hörte von ihnen ein Wort der Drohung, und doch wich Jedermann scheu und ängstlich vor ihnen zurück, und doch genügte ihre bloße, schweigende Gegenwart, um diese

geballte Fäuste, und hier und da blitzte schon die Klinge eines Dolches oder eines Messers.

Auf einmal, wie von einem Zauberspruch gebändigt, verstummte das wüste Geschrei und eine tiefe Stille trat ein. Alle diese schreienden heulenden Menschenmassen standen plötzlich schweigend und ruhig da, oder wichen scheu und angstvoll zurück vor den finsteren, stummen Gestalten, die plötzlich wüthenden Massen zu besänftigen und ihren Zorn verstummen zu machen. Selbst Signor Montardo hatte schnell seine drohende und herausfordernde Stellung vor dem Bilde mit der Lampe aufgegeben, und blickte scheu den schwarzen Gestalten nach, die langsam und schweigend durch die zurückweichende Menge dahinschritten.

Die Sbirri! murmelte er dem Fremden zu. Die

Diener vom Rath der Zehn! Wen werden sie mit sich nehmen?

Aber es schien, diese gefürchteten Gestalten wollten die Menge nur an sich erinnern, nur drohen, statt zu strafen. Sie wollten dem Volk nur zeigen, daß das Gesetz über ihm wache und jeden Augenblick bereit sei, seine drohenden Fänge nach ihm auszustrecken. Tief in ihre Mäntel gehüllt und ohne nur ein einziges Mal die Hand aus denselben hervorzustrecken, schritten sie gesenkten Hauptes durch die Menge hin. Ohne Jemand anzureden oder zu beachten, verloren sie sich dort drüben in der kleinen Gasse, welche nach der Piazetta führte.

Wie der letzte von ihnen hinter der Ecke der Straße verschwand, schien der Zauber, welcher bis dahin die Menge gebannt hatte, sich zu lösen. Jedermann athmete auf, wie von einer drückenden Last befreit, die erblaßten Wangen rötheten sich wieder, die zusammengepreßten Lippen lächelten wieder und hier und da begann man schon wieder zu plaudern und sich über den modernen Heiligen zu besprechen, den Ciceruachi da ausgestellt.

Sie sehen, flüsterte Montardo aufathmend, auch unsere Regierung verhält sich neutral. Sie will weder die Teresiani, noch die Prussiani bestrafen, sie will uns nur warnen, nicht zu weit zu gehen in unserem Eifer, uns nur daran erinnern, daß die Dolche und Messer auf der Straße verboten sind. Aber lassen Sie uns jetzt in den Laden gehen, damit ich Sie dem Ciceruachi vorstellen kann!

Er nahm seines Begleiters Arm und ging mit ihm in den Laden, in welchem ein großer, schlanker Mann ihnen entgegentrat. Sein schwarzes Haar hing wie eine wilde Mähne zu beiden Seiten seines bleichen, ausdrucksvollen Gesichtes hernieder, seine Augen sprühten Flammen, und auf seinen vollen, dunkelrothen Lippen stand ein stolzes, triumphirendes Lächeln.

Nun, Montardo, sagte er, Ihr kommt ohne Zweifel, um mir zu meinem Sieg über diese elenden Teresiani Glück zu wünschen?

Gewiß, Ciceruachi, deshalb komme ich, rief Montardo lachend. Ihr habt da eine verzweifelt originelle Idee gehabt. Eine ewige Lampe vor dem Bilde des Königs von Preußen anzuzünden, ist in der That eine wundervolle Demonstration.

Wißt Ihr, warum ich's gethan habe? fragte Ciceruachi. Die Teresiani haben gestern vor der Thür ihres Kaffeehauses die Bulle des Papstes Clemens des Elften, welche jetzt der Papst Clemens der Dreizehnte bestätigt und erneuert hat, mit großer Pracht ausgestellt. Sie haben diese Bulle auf weißem Atlas drucken und in einen prächtigen Goldrahmen einfassen lassen, und unter derselben brannte eine ewige Lampe.

Und wie lautet denn diese Bulle? fragte Montardo.

Ich werde Euch den Anfang sagen, rief Ciceruachi heftig, denn das Ganze habe ich nicht behalten. Der Anfang der Bulle lautete: Ihr habt längst vernommen, daß Friedrich, Markgraf von Brandenburg, mit Verachtung der Autorität der Kirche Gottes, sich öffentlich den Namen und die Insignien eines Königs von Preußen angemaßt hat; ein wahrhaft profaner und bei den Christen ganz unerhörter Brauch. Somit hat er sich unvorsichtig genug der Zahl Derer beigesellt, von Denen es in der Schrift heißt: „Sie haben regiert, aber nicht durch mich; sie waren Fürsten, aber ich kannte sie nicht."*) — Begreift Ihr jetzt, Montardo, warum ich das Bildniß des Königs ausgestellt, und es mit einer Lampe geschmückt habe? Ich meine doch, dies schöne Portrait verdient wohl eher eine ewige Lampe als die unsinnige Bulle des Papstes!

Und gewiß habt Ihr Recht, Signor, sagte der Fremde lebhaft, indem er auf Ciceruachi zuschritt, und ihm seine Hand darreichte. Erlaubt, daß ich Euch danke im Namen meines edlen und großen Königs, den Ihr heute so tapfer und auf eine so feine und sinnige Weise gegen die hämischen Angriffe seiner Feinde vertheidigt habt. Ich gebe Euch mein Ehrenwort, daß der König durch mich von Euerer schönen und sinnigen Handlung erfahren soll, und daß er sich derselben von ganzem Herzen freuen wird.

Ach, Signor, rief Montardo lachend und mit feinem Spott, Sie vergessen, daß Sie sich durchaus nicht um Politik bekümmern, sondern ein ehrbarer, reisender Kaufmann sind.

Aber ich vergesse nie, daß ich ein Preuße bin, sagte der Reisende mit schnell erzwungener Ruhe. Und wie könnte ich das auch vergessen, fuhr er lachend fort, da ich mit echt preußischen Handelsartikeln Geschäfte machen will.

Und einen sehr schönen Handelsartikel führt der Signor bei sich, sagte Montardo, mit den Augen seinem Freunde zublinzelnd. Ich sage Euch, Ciceruachi, Ihr werdet entzückt davon sein, und es ist Euch eine neue Gelegenheit geboten, den Teresiani einen empfindlichen Streich zu versetzen. Betrachtet Euch einmal die Fächer des Herrn Kaufmanns!

Der Fremde öffnete einen seiner Fächer, und Ciceruachi's Augen leuchteten vor Entzücken bei dem Anblick der Malerei.

Wie viele solcher Fächer habt Ihr, Signor? fragte er.

---

*) Eisenschmid: Römisches Bullarium, oder Auszüge der merkwürdigsten päpstlichen Bullen, aus authentischen Quellen übersetzt. Bd. 2. S. 305.

Ich habe deren zwölf.

Ich behalte sie alle, und bedaure, daß Ihr deren nicht mehr habt.

Aber, Ciceruachi, rief Montardo, Ihr verleugnet ganz Euere kaufmännische Klugheit. Ihr habt ja noch nicht einmal nach dem Preise gefragt. Oder denkt Ihr, daß dieser Herr sie Euch umsonst lassen wird?

Nicht doch, ich vergaß es wirklich, sagte Ciceruachi, mit sichtbarem Entzücken sich die Fächer, die der fremde Kaufmann eben einen nach dem andern vor ihm ausbreitete, betrachtete. Sagen Sie mir Ihren Preis, Signor.

Der Fremde schwieg einen Moment, dann sagte er zögernd und mit niedergeschlagenen Augen: Ich zahlte in Genf zwölf Franks für jeden dieser Fächer.

Ich gebe Ihnen das Doppelte, sagte Ciceruachi ruhig.

Der Fremde schreckte zusammen, und blickte erröthend vor Unwillen zu ihm empor. Mein Herr, sagte er heftig, ich nehme von Niemandem höhere Preise an, als ich fordere!

Signor, Signor, Sie vergessen wieder, daß Sie ein Kaufmann sind, rief Montardo. Kein Kaufmann verkauft seine Waare zu dem Preis, den er selber dafür gezahlt hat, merken Sie sich das!

Und übrigens gedenke ich immer noch ein gutes Geschäft mit diesen Fächern zu machen, sagte Ciceruachi. Ich zahle Ihnen vierundzwanzig Franks und werde fünfzig dafür fordern. Denn die Damen unserer Nobili, welche meist alle Prussiani sind, werden entzückt sein, ihre Gegner auf so elegante Weise ärgern zu können. Sie sind also zufrieden, mein Herr, mit dem gebotenen Preis?

Ich bin zufrieden, sagte der Fremde verlegen und erröthend.

Und ist das der einzige Gegenstand, den Sie mir anzubieten haben?

Nicht doch, ich habe noch einiges Andere, sagte der Fremde lächelnd, indem er ein neues Packet öffnete. Da Sie Prussiano sind, so werden Ihnen hoffentlich diese allerliebsten Denkmünzen und Schaustücke gefallen, welche in Holland erschienen sind, und auf denen sich geistreiche Satyren auf die Feinde des großen Königs befinden.*)

Ah, lassen Sie sehen, Signor, riefen die beiden Italiener. Dann betrachteten sie mit sichtbarem Behagen und vergnügtem Lachen diese holländischen Denkmünzen, welche allerdings sehr derbe und drastische Satyren auf die Feinde Friedrichs enthielten, und auf denen sich in gar komischen Situationen und Stellungen die wohlgetroffenen Figuren der Kaiserinnen Maria Theresia und Elisabeth, wie der „Cousine Pompadour" und des Fürsten von Soubise befanden.

Ich behalte alle diese Denkmünzen, alle! rief Ciceruachi entzückt.

Der Fremde lachte. Nicht doch, sagte er, ich kann ihnen doch nicht mein ganzes Geschäft verkaufen, sondern muß noch etwas übrig behalten! Ich werde Ihnen von jeder dieser Denkmünzen ein Exemplar geben, und diese müssen Sie von mir als ein Zeichen meiner Achtung annehmen und mich nicht dafür bezahlen wollen.

Signor, rief Montardo mit flehendem Ton, bleiben Sie in meinem Hôtel so lange es Ihnen gefällt, und wenn ich Ihnen alsdann die Rechnung bringe, so legen Sie mir ein Exemplar von jeder dieser Denkmünzen auf dieselbe, und ich werde überreich bezahlt sein.

Der Fremde versprach es lächelnd, und nachdem er dann mit sichtbarer Beklommenheit von Ciceruachi das Geld für die Fächer genommen, entfernte er sich mit seinem Begleiter, um dem Prior des Klosters von Giovanni e Paolo seinen Besuch zu machen.

*) v. Archenholtz. Th. I. S. 240.

XVIII.

Die Klosterbrüder von San Giovanni e Paolo.

Der Herr Prior des Klosters San Giovanni e Paolo kehrte soeben von der zweiten Messe, die er in der herrlichen Kirche seines Klosters, dem Begräbnißplatz des großen Titiano Vicelli, abgehalten, in sein Zimmer zurück. Die Hände auf dem Rücken gefalten, ging er langsam und tiefsinnend auf und ab, und blieb dann und wann vor dem großen Tisch stehen, neben welchem ein Mönch damit beschäftigt war, einige Landcharten und Papiere auszubreiten.

Dies hier, Hochwürden, sagte der Mönch, indem er eben ein neues Papier entfaltete, dies hier ist ein genauer Plan der Gegend von Maxen, wir haben ihn heute Morgen erst erhalten, und es sind auf demselben sehr genau die Stellungen der verschiedenen Heere bezeichnet. Wenn es Eurer Hochwürden gefällig ist, lese ich Ihnen die Bülletins noch einmal vor, und Sie verfolgen die Märsche auf dem Plan hier.

Der Prior schüttelte leise das Haupt. Nein, Bruder Anselmo, sagte er sanft, lesen Sie mir die Siegesbülletins der Oesterreicher und Russen nicht noch einmal! Sie thun meinen Ohren und meinem Herzen weh! Lassen Sie uns lieber auf dieser Charte hier die jetzigen Stellungen der Heere und die Hoffnungen, die man darauf bauen kann, betrachten.

Ich habe mit Nadeln genau die Positionen abgegränzt, sagte Pater Anselmo. Die schwarzen Nadeln bedeuten die Heere der Verbündeten, die weißen das Heer des Königs von Preußen.

Der Prior neigte sich über die Charte und verfolgte mit sinnendem Blick die Linien, welche Pater Anselmo mit hastigem Finger ihm bezeichnete.

Ihre Nadeln sind ein trauriges Omen, sagte er dann kopfschüttelnd, sie umzingeln ringsum wie eine Kirchhofsmauer diese wenigen weißen Nadeln, die sich da wie Grabkreuze in der Mitte der schwarzen Umzäunung erheben.

Und die weißen Nadeln werden doch diese Umzäunung durchbrechen, sagte Pater Anselmo zuversichtlich. Der große König —

Pater Anselmo verstummte, denn eben hatte sich die Thür geöffnet, und der Pater Guardian fragte, ob er eintreten dürfe.

Der Prior erröthete leicht und trat von dem Tisch zurück, während das scharfe und stechende Auge des Paters rings im Zimmer umherflog und mit sarkastischem Ausdruck auf dem Tisch mit den Charten verweilte.

Sie sind willkommen, Bruder Theodor, sagte der Prior mit einem leisen Neigen des Hauptes.

Doch störe ich Euer Hochwürden in Ihrer Lieblingsbeschäftigung, sagte der Pater Guardian scharf, indem er auf die Charten deutete. Eure Hochwürden überlegten eben die mißliche Stellung des Ketzerkönigs, den Gott, wie es scheint, jetzt bald in den Staub schleudern und zu den Füßen der triumphirenden Kirche zerschmettert niederfallen lassen wird.

Diese Entscheidung müssen wir allerdings Gott überlassen, sagte der Prior sanft. Er hat dem König von Preußen indessen schon so oft und so sehr seinen Beistand verliehen, daß ich nicht weiß, ob man seines Unterliegens so sicher sein darf!

Der heilige Vater zu Rom hat die Waffen seiner Gegner gesegnet, und folglich werden sie triumphiren! rief Pater Theodor salbungsvoll. Aber verzeihen mir Eure Hochwürden! Ich vergaß, was mich hergeführt. Ein Fremder wünscht den Herrn Prior unseres Klosters zu sprechen. Er hat seltene und schöne Reliquien zu verkaufen, die er indessen, wie er mir sagte, nur Euer Hochwürden selber zeigen will.

Unsere Kirche ist reich genug an Reliquien, rief der Prior kopfschüttelnd.

Und Eure Hochwürden legen keinen besonderen Werth auf dieselben, bemerkte der Pater Guardian mit einem spöttischen Lächeln. Doch möchte ich mir erlauben, zu erinnern, daß der heilige Vater zu Rom noch jüngst in einem Rundschreiben an alle Klostervorsteher das Anschaffen schöner und seltener Reliquien zur Erweckung des wahren Glaubens empfohlen hat.

Das muß der Bruder Guardian freilich am besten wissen, sagte Bruder Anselmo, indem er vier neue Nadeln in seine Landcharte bohrte. Der Bruder Theodor war es ja, der dieses Breve mitbrachte,

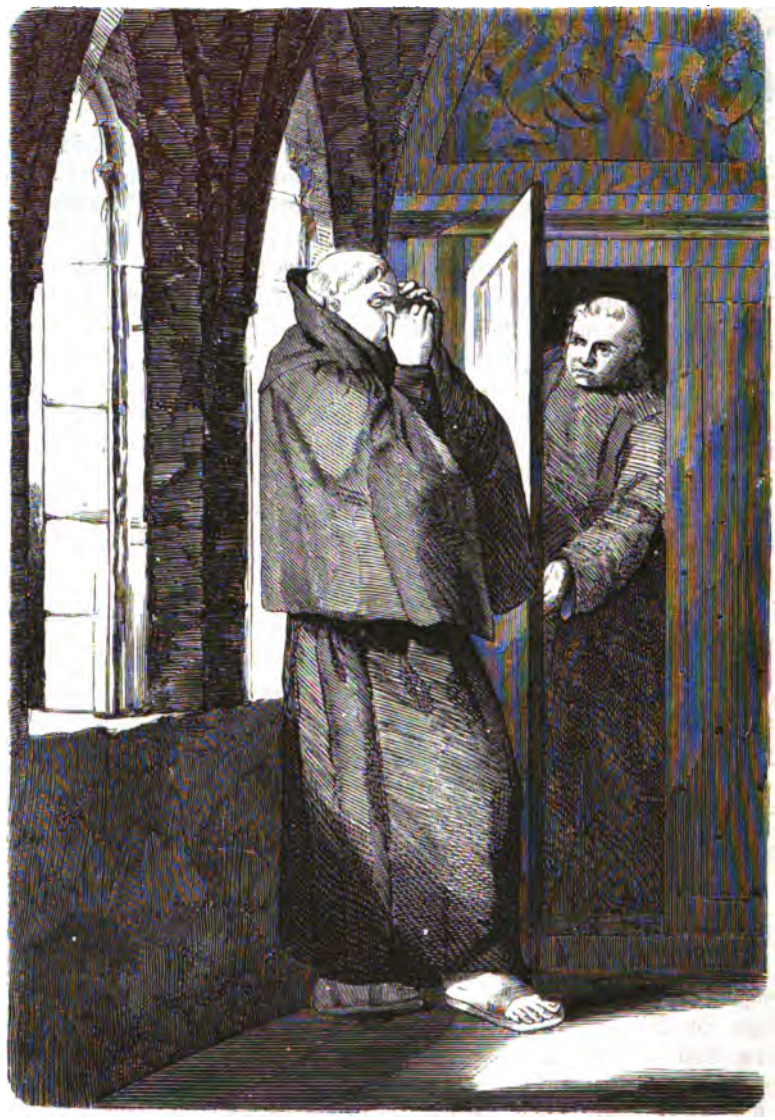
als er vor einem halben Jahr aus Rom hierhergesandt ward, um die Stelle eines Guardians einzunehmen.

Der Pater war im Begriff eine heftige Antwort zu geben, aber der Prior kam ihm zuvor, und leise nach der Thür hinwinkend, sagte er: führen Sie den Fremden mit den Reliquien herein!

Wenige Minuten später trat der Reisende aus

Die beiden Patres sind geweihete Priester, und also wohl befähigt, ihre Augen auf die heiligsten Reliquien zu wenden, entgegnete der Prior mit einem unmerklichen Lächeln.

Doch habe ich Demjenigen, der mir diese Reliquien verkaufte, mit einem feierlichen Gelübde versprechen müssen, nur den höchsten und obersten Würdenträgern der Klöster meine Reliquien zu zeigen.



dem Hôtel des Signor Montardo in das Zimmer des Priors ein. —

Der Prior hieß ihn freundlich willkommen, und forderte ihn auf, ihm seine Reliquien zu zeigen.

Der Fremde zögerte und blickte bedeutsam auf die beiden Mönche hin.

Ich hatte gebeten, Eurer Hochwürden allein meine Reliquien zeigen zu dürfen, sagte er.

Er war ein frommer Mann, und als ihn die bittere Noth zwang, seine heiligsten Kleinodien zu verkaufen, weinte er, und flehte zu Gott, seinen Schätzen eine würdige Stätte zu geben, und sie niemals von unheiligen Augen und Händen entweihen zu lassen. Da aber zu dem ersten Beamten der Klöster immer die würdigsten und heiligsten Brüder erwählt werden, so ließ er mich schwören, nur diesen die Reliquien

zu zeigen! Eure Hochwürden werden nicht wollen, daß ich meinen Schwur breche.

Der Prior winkte statt aller Antwort den beiden Mönchen zu, und diese verließen schweigend und langsam das Zimmer.

Jetzt, mein Herr, lassen Sie mich Ihre Reliquien sehen, sagte der Prior, als sich die Thür hinter den Mönchen geschlossen.

Eure Hochwürden, sagte der Fremde jetzt leise und rasch, ich habe nichts als einen Brief von dem Herrn Abbé Bastiani, den ich in Ihre Hände niederlegen soll.

Er zog einen Brief aus seinem Busen hervor und reichte ihn dem Prior dar. Dieser nahm den Brief mit einer ängstlichen Hast, und verbarg ihn in seinem Gewande, dann durchschritt er mit raschen aber unhörbaren Schritten das Gemach und stieß mit einem schnellen Ruck die Thür auf. Ein leiser Schrei ertönte, und eine schwarze Gestalt taumelte von der Thür zurück.

Ach, Sie sind es, Pater Guardian, sagte der Prior mit dem Ton des Bedauerns. Ich fürchte, ich habe Ihnen wehe gethan!

Nicht doch, Hochwürden! Ich kehrte nur zurück, um Eurer Hochwürden zu sagen, daß die Stunde des Mittagessens gekommen ist, und daß die frommen Brüder sich schon im Eßsaal zu sammeln beginnen.

Und ich öffnete die Thür um nach Ihnen zu rufen, Pater Guardian, und Sie zu bitten, bei der Tafel heute meine Stelle zu vertreten. Da ich im Begriff bin, heilige Reliquien zu betrachten, und mit meinen Händen zu berühren, darf ich nicht nachher mit thierischer Nahrung meine Hände besudeln. Sie werden mich also beim Mahl vertreten, Bruder Guardian, und erst bei der Abendtafel werde ich Speise zu mir nehmen. Gehen Sie also, hochwürdiger Bruder, und möge der Herr Ihr Mahl segnen!

Er neigte sein Haupt und machte mit seiner erhobenen Rechten das Zeichen des Kreuzes, während der Pater Guardian langsam und mit gerunzelter Stirn durch das weite Vorzimmer dahinschritt.

An der entgegengesetzten Thür desselben angelangt, wandte er sich um, aber als er sah, daß der Prior noch immer mit erhobenem Arme auf der Schwelle seines Zimmers stand und ihm nachschaute, stieß er die Thür auf und verschwand aus dem Vorsaal.

Jetzt, mein Herr, sagte der Prior, indem er in sein Zimmer zurücktrat und die Thür desselben sorgfältig hinter sich verschloß, jetzt sind wir allein, und ich bin bereit, Sie anzuhören.

Dann bitte ich Eure Hochwürden zuerst, den Brief des Herrn Abbé Bastiani, — Ihres Bruders, zu lesen, sagte der Fremde leise.

Ah, er hat Ihnen gesagt, daß ich sein Bruder bin! rief der Prior lebhaft. Er vertraut Ihnen also sehr! Nun, erlauben Sie, daß ich zuerst seinen Brief lese!

Er öffnete den Brief und überflog ihn mit heißen ungeduldigen Blicken. Das ist indessen ein ziemlich lakonisches und räthselhaftes Schreiben, sagte er dann. Mein Bruder verweist mich ganz an Sie, und indem er mir schwört, daß ich Ihrer Discretion und Verschwiegenheit gewiß sein kann, bittet er, Ihnen beizustehen zur Erreichung Ihres Ziels. Signor, wollen Sie mir also sagen, womit ich Ihnen dienen kann, und worin das Ziel besteht, welches Sie erreichen wollen?

Zuvörderst will ich Eurer Hochwürden den Beweis geben, daß ich Ihnen vollkommen und unbedingt vertraue, indem ich Ihnen sage, wer ich bin, und welches meine Ziele sind. Eure Hochwürden werden dann selber ermessen und bestimmen, inwiefern Sie mir Ihren Rath und Ihre Hülfe wollen angedeihen lassen!

Lassen Sie uns hier in die Fensternische treten, sagte der Prior, dort finden wir Sessel und sind sicher, nicht gehört zu werden.

Er schritt voran zu der tiefen Nische des hohen Bogenfensters und deutete dem Fremden an, ihm gegenüber in dem lederbezogenen Lehnstuhl mit den kunstvoll aus Holz geschnitzten Seitenlehnen Platz zu nehmen.

Jetzt, Signor, bin ich bereit, Sie anzuhören, sagte er.

Der Fremde verneigte sich. Zuerst muß ich Eure Hochwürden um Verzeihung bitten, daß ich es gewagt habe, Sie zu hintergehen. Ich bin kein Kaufmann und handle nicht mit Reliquien, sondern ich bin ein Soldat, heiße von Cocceji und habe die Ehre, der Flügeladjutant des Königs von Preußen zu sein. Mein königlicher Herr hat mich mit einer geheimen und wichtigen Sendung betraut, und zu dieser soll ich Eure Hochwürden im Namen und Auftrag Ihres Herrn Bruders Abbé Bastiani, um Ihren Beistand bitten.

Und worin besteht Ihre Sendung? fragte der Prior ruhig.

Der Baron von Cocceji lächelte. Es ist schwer, ja fast unmöglich, sagte er, das in einige Worte zusammenzufassen. Eure Hochwürden müssen mir daher schon erlauben, zu meiner eigenen Orientirung etwas weitläufiger und umständlicher mich äußern zu dürfen.

Sprechen Sie, sagte der Prior mit einem leisen Neigen des Kopfes.

Eure Hochwürden kennen, wie ich aus den Charten und den eingesteckten Nadeln ersehe, ganz genau die

Lage und Stellung meines königlichen Herrn, den ganz Europa bewundert, und den seine Feinde am meisten fürchten, wenn sie ihn besiegt haben, weil sie wissen, daß der König niemals größer, niemals energischer und kühner im Handeln ist, als wenn er anscheinend im Nachtheil, und vom Unglück betroffen ist! Denn der kühne Blick des Königs weiß immer neue Hülfsquellen zu entdecken, er schöpft aus sich selbst seine Kraft und seine Stärke, und wenn seine Feinde meinen, den kühnen Löwen in ihrem Netz gefangen zu haben, so hat er schon mit seinem Blick die Stelle entdeckt, wo das Netz schadhaft ist, und dort zerreißt er es mit Einem kühnen Ruck und arbeitet sich hervor, um seine vor Schrecken und Erstaunen betäubten Feinde vor sich fliehen zu machen. Es ist wahr, der König hat jetzt schon drei Schlachten verloren. Die Oesterreicher und Russen haben ihn bei Hochkirch, bei Kunersdorf und bei Maxen besiegt. Aber was haben sie dadurch gewonnen? Sie haben in diesen Schlachten mehr verloren als der König, sie haben ihre Hülfsquellen erschöpft, ihre eigenen, und die Länder ihrer Bundesgenossen ausgesogen. Der König aber steht ebenso mächtig und in ungeschwächter, voller Kraft ihnen gegenüber. Sein Heer ist ergänzt, denn von allen Seiten und aus allen Provinzen strömen jubelnde Schaaren zu den Fahnen ihres Königs herbei. Die Begeisterung macht die Greise zu Jünglingen, die Knaben zu Männern. Jeder von ihnen will seinen Theil haben an dem Ruhm und den Gefahren des Königs und fordert das von ihm als ein heiliges Recht. Die Kassen des Königs sind nicht erschöpft, denn sein Volk hat mit freudiger Bereitwilligkeit sein Hab' und Gut, seine Juwelen und Schätze, seine goldenen Kleinodien auf dem Altar des Vaterlandes geopfert, und unterzieht sich mit Begeisterung jeder Einschränkung und Entbehrung, welche der Krieg ihm auferlegt. Es will nichts als seinen König siegen sehen, und ihm dazu zu helfen, ist es mit seinem Hab' und Gut, seinem Leben und Blut bereit. Diese begeisterungsstarke Liebe seines Volkes, das ist es, was den König seinen Feinden furchtbar macht, das ist es aber auch, was den König wie mit einem diamantenen Panzer umgiebt, ihn stählt gegen die Kugeln seiner Gegner, und seine stolze, edle Heldenseele mit siegesfreudiger Begeisterung erfüllt. Und ganz Europa theilt diese Begeisterung und diese Siegesgewißheit des preußischen Volkes und seines Königs, ganz Europa jauchzt dem Helden zu, der so vielen, so mächtigen Feinden nicht allein Trotz bietet, sondern sie schon oft besiegt hat und dem sie noch nichts haben abgewinnen können, nicht Eine Strecke dieses Landes, das sie mit ihrem Blut gedüngt haben, und auf dem sich die Riesengräber ihrer gefallenen Schaaren erheben. Das hat ihm die Sympathien von ganz Europa und die Liebe und Bewunderung ihrer eigenen Völker abgewonnen. In Frankreich selbst, diesem Frankreich, dessen Krieger eine so schimpfliche Niederlage bei Roßbach erlitten, und dessen Regierung voll Wuth und Rache gegen den Heldenkönig erfüllt ist, in Frankreich selbst wird Friedrich bewundert und angebetet. Ja, selbst bis in den Palast des Königs ist schon die nicht mehr abzuweisende Anerkenntniß seines Heldensinnes gedrungen, denn als jüngst der Herzog von Belleisle die Marquise von Pompadour ermahnte, bei König Ludwig darauf zu dringen, daß der Krieg mit Nachdruck fortgesetzt werde, sonst möchte König Friedrich mit seiner Armee nächstens in Paris einrücken, da rief die Marquise lächelnd: „Gut! Dann werde ich doch endlich einen König sehen." — In Deutschland sucht man vergebens den Glaubens-Fanatismus der Völker gegen den Ketzerkönig zu wecken. Die katholischen Baiern, die Pfälzer, die Mainzer ziehen nur noch murrend und widerwillig in den Krieg gegen den protestantischen König, obwohl sie den Rosenkranz in der Tasche und das Scapulier über die Schulter gehängt tragen. Mag Friedrich der Zweite jetzt eben von seinen Feinden besiegt worden sein, in der öffentlichen Meinung ist er der Sieger geworden, und in der ganzen Welt sympathisirt man mit ihm. Aber — die öffentliche Meinung ist sein einziger Bundesgenosse, und die Sympathien der Völker sind, außer den Hülfsgeldern der Engländer, die vielleicht bald versiegen werden, die einzigen Subsidien des Königs. Friedrich muß sich daher nach anderen Bundesgenossen, nach anderen Freunden umsehen, nach Freunden, die ihm wenigstens insofern Beistand leisten, als sie nicht wider ihn das Schwert ergreifen, und als sie im Stande sind, seinen Gegnern einige Schwierigkeiten zu bereiten, und ihre Aufmerksamkeit zu beschäftigen. Solche Freunde hofft der König in Italien finden zu können, und dazu soll ich mir den Rath und den Beistand Eurer Hochwürden erbitten.

Und inwiefern, meint man, daß ich in dieser Angelegenheit nützlich sein könnte? fragte der Prior sinnend.

Eure Hochwürden haben noch einen zweiten Bruder, welcher Minister des Königs von Sardinien, und wie man weiß, des Königs besonderer Vertrauter und Günstling ist.

Und mein edler Bruder Giovanni verdient diese Gunst seines Königs vollkommen, sagte der Prior innig. Er ist der edelste, pflichtgetreueste, großsinnigste Diener seines Herrn.

Er gleicht in allen seinen guten und großen Eigenschaften seinem hochehrwürdigen Bruder, dem Herrn Prior von San Giovanni e Paolo; auch

darin, hoffe ich, daß er ein Freund des Königs von Preußen ist.

Aber ich fürchte, weder die Freundschaft meines Bruders Giovanni, noch die meine werden dem König von Preußen nützen können. Ich bin ein armer, machtloser Mönch, den man beargwöhnt und beaufsichtigt, obwohl er nichts weiter gethan hat, als daß er dem großen Friedrich nicht, wie die fanatischen Priester und Laien unserer Kirche, Vernichtung und Tod wünscht. Mein Bruder aber ist der Minister eines Königs, dessen Land nicht reich genug ist an Gold, um Subsidien zu zahlen, an Menschen, um ein Hülfsherr in's Feld zu stellen.

Man muß also darauf bedacht sein, das Land des Königs von Sardinien zu vergrößern, sagte der Baron von Cocceji schnell. Man muß ihm so großen Länderbesitz verschaffen, daß er ein gefährlicher Nachbar Frankreichs und Oesterreichs wird. Dies gerade ist der Plan und die Absicht meines Königs, und darauf beziehen sich die Vorschläge, die ich in Turin machen, und um deren Befürwortung ich Sie bitten soll. — Der König von Sardinien hat begründete, durch den Aachener Frieden ihm zuerkannte Rechte auf die Mailändischen, Mantuanischen und Bolognesischen Lande. Warum macht er sich nicht zum König der Lombardei? Das unglückliche Italien ist, wie das unglückliche Deutschland, zerfetzt und zerrissen in viele kleine einzelne Länder; statt Einem Herrn zu gehorchen, muß es Vielen sich unterordnen. Die Bewohner Italiens, statt sich Italiener nennen zu können, nennen sich Mailänder, Venetianer, Sardinier, Toskaner, Römer, Neapolitaner, und was weiß ich, wie sonst noch! Das schwächt das Nationalgefühl und nimmt dem Volk das freudige Bewußtsein seiner Größe. Italien muß Eins sein in sich selber, um wieder groß und mächtig zu werden. Bemächtige der König von Sardinien sich daher Oberitalien, und er wird als König der Lombardei und seiner Erbstaaten ein mächtiger Fürst sein, gefürchtet als Feind, willkommen als Bundesgenosse.

Und meinen Sie, daß Neapel dieser Ländervergrößerung Sardiniens so ruhig zusehen werde? fragte der Prior lächelnd.

Man muß Neapel gleichfalls Gelegenheit geben, sich zu vergrößern. Der junge König von Neapel hat Energie; er hat das bewiesen, indem er sich, da sein Vater, Don Karlos von Neapel, durch das Successionsrecht auf den erledigten spanischen Thron gerufen ward, zum König von Neapel gemacht hat, nicht achtend der Rechte des Herzogs von Parma, dem nach den Aachener Vorträgen die erledigte neapolitanische Krone gebührt. König Ferdinand ist schon ein Usurpator; möge er also fortfahren auf diesem einmal, und mit so vielem Glück betretenen Wege. Er hat sich Neapel genommen, möge er sich Toskana und den Kirchenstaat dazu nehmen, und er wird als König von Unteritalien ein ebenso mächtiger König sein, als der König von Sardinien, wenn er sich zum Herrscher von Oberitalien macht. Damit Beide aber ungefährdet und ungehindert sich in den Besitz dieser Länder setzen können, wird König Friedrich von Preußen die Häuser Oesterreich und Frankreich in Deutschland und in Flandern so beschäftigen, daß es ihnen nicht möglich sein soll, Neapel und Sardinien in ihren Unternehmungen zu hindern.*)

Bei Gott, ein großer und kühner Plan, ganz dem energischen Geist Friedrichs angemessen! rief der Prior begeistert aus. Wenn die beiden italienischen Könige dem großen Friedrich gleichen, so müßten sie diesen Plan mit Enthusiasmus aufnehmen!

Er war aufgestanden und ging mit hastigen Schritten auf und ab, dann und wann einzelne Worte vor sich hin murmelnd, oder mit ernster Aufmerksamkeit vor dem Tisch mit den Landkarten stehen bleibend.

Herr von Cocceji wagte nicht durch irgend ein Wort, einen Laut das tiefe Nachsinnen, die hastigen, unverständlichen Selbstgespräche des Priors zu unterbrechen, sondern schaute ihm still und mit gespannter Aufmerksamkeit zu, wie er immer und immer wieder hastig auf- und nieder rannte.

Endlich aber schien dieser innere Kampf des Priors beendet zu sein. Er stand vor dem Baron von Cocceji still, und seine großen dunklen Augen mit sinnendem, ernstem Ausdruck auf ihn heftend, sagt er leise und hastig: Sie haben mich da zum Vertrauten eines großen und gefährlichen Planes gemacht. Wenn ich meiner Pflicht als unmittelbarer Untergebener des Papstes zu Rom, als Priester der heiligen Kirche, deren Widersacher König Friedrich ist, genügen wollte, so müßte ich Sie als einen gefährlichen Unterhändler und Feind hier festhalten, und dem Oberhaupt unserer Kirche schleunige Nachricht geben von diesen Plänen, die nicht allein Clemens als Fürst der Kirche, sondern auch als Fürst des Kirchenstaates bedrohen. Aber, was wollen Sie, ich bin nicht als Priester geboren, und mein Herz und mein Geist haben sich den Regeln und der Zucht des Ordens nicht ganz fügen wollen. — Ich bin, fuhr er mit einem anmuthigen Lächeln fort, immer noch ein wenig der rechte Bruder meines freigläubigen Bruders, des Abbé Bastiani geblieben, und wie es scheint, liegt es in unserem Blut, daß wir den großen und geistvollen König von Preußen lieben

*) Preuß: Geschichte Friedrichs des Großen. Th. II. S. 232.

und anbeten müssen. — Ich will also der Stimme meines Blutes und meines Herzens folgen, und ein wenig vergessen, daß ich ein Priester der alleinseligmachenden Kirche bin! Ich werde, so viel es in meinen Kräften steht, Ihre Pläne unterstützen. Ich werde Ihnen Briefe und Empfehlungen nach Turin geben, nicht bloß an meinen Bruder Giovanni, sondern auch an Pater Tomaseo, den Beichtvater des Königs. Er ist mein vertrautester Freund und theilt meine Sympathien. Wenn Sie ihn und meinen Bruder Giovanni gewinnen können, so haben Sie damit den Willen des Königs gewonnen, und er wird Ihren Vorschlägen ein williges Ohr leihen. Ihre Pläne sind kühn, aber mein Bruder und Pater Tomaseo sind zwei kühne Männer, denen das Wohl Italiens und die Größe ihres Königs am Herzen liegen. Sie geben Beide etwas auf mein Wort und mein Urtheil, und wenn Sie ihnen Briefe von mir bringen, werden Sie ihnen wenigstens ein willkommener Gast sein.

Er reichte dem Baron die Hand dar und horchte mit einem wohlgefälligen, sanften Lächeln auf die lauten und enthusiastischen Dankesäußerungen des überglücklichen Soldaten, dessen erste diplomatische Mission einen so günstigen und trostreichen Anfang genommen.

Seien Sie aber immer noch vorsichtig und besonnen, Signor, sagte der Prior lächelnd. Spielen Sie Ihre Rolle als Kaufmann weiter und lassen Sie sie auch in Turin nicht einen Augenblick von Ihrem Antlitz gleiten. Verlassen Sie Venedig sobald als möglich, denn ohne Zweifel ist der Bruder Guardian, der mir von Rom gesetzte Spion und Beaufsichtiger aller meiner Handlungen, meiner Worte und meiner Gedanken, schon aufmerksam und argwöhnisch geworden durch unser langes Gespräch; er wird Sie auf jedem Schritt beobachten lassen, und da er eine feine Nase hat, möchte er bald einen Theil Ihres Geheimnisses entdecken. Kehren Sie auch nicht hierher ins Kloster zurück. Ich werde Ihnen durch einen vertrauten Bruder noch im Laufe dieses Tages die versprochenen Briefe senden, und sobald Sie dieselben haben, reisen Sie ab! Meine Wünsche und Gebete begleiten Sie! Ohne Zweifel sind Sie gleich Ihrem großen König ein Ketzer, und ich darf Sie daher nicht dem Schutz der Mutter Maria und der Heiligen empfehlen, aber ich werde Gott bitten, daß er Sie behüte und —

Der Prior schwieg betroffen still und horchte. Lautes Geschrei und wüster Lärm drang an sein Ohr. Es schien gleichsam unter seinen Füßen wie aus einem Grabe hervorzudringen und schwoll mit jedem Moment zu immer lauteren, wüthenderen Accorden an.

Es ist im Speisesaal, sagte der Prior erstaunt. Folgen Sie mir, mein Herr, vielleicht können wir Ihrer Hülfe bedürfen. Es klingt, als ob eine Mörderschaar meine Mönche tödtet. Sehen wir, was es giebt.

Er eilte hastig aus dem Gemach und winkte Cocceji, ihm zu folgen. Mit beflügelten Schritten gingen sie durch den Vorsaal und den langen Corridor dahin. Wie sie dann die Treppe hinuntereilten, ward das Geräusch, das Schreien und Toben, das Heulen und Schelten immer deutlicher und heller.

Ich irrte mich nicht, murmelte der Prior, es ist im Speisesaal. Kommen Sie, mein Herr, man mordet meine Mönche, stehen wir ihnen bei.

Er stürzte zu der Thür des Speisesaals hin und stieß sie auf. Dann blieb er wie gebannt auf der Schwelle stehen und starrte mit entsetzten Blicken auf dieses wüste und unerhörte Schauspiel hin, das sich ihm darbot.

Es waren keine Mörder da, welche die Mönche mordeten, sondern die ehrwürdigen Väter allein hatten diesen wüsten Tumult verursacht, der den Prior mit Entsetzen erfüllt hatte. — Der Saal glich nicht mehr dem ernsten ascetischen Speisesaal friedlicher Klosterbrüder, er hatte sich in einen Schlachtplan verwandelt, auf dem zwei kampfesdurstige Parteien einander gegenüberstanden. Man hatte die Tische, auf welchen die Flaschen und Gläser, die Teller und Schüsseln in wilder Unordnung durcheinander gerüttelt waren, bei Seite geschoben, und in dem dadurch entstandenen freien Raum des Saals standen die Mönche mit drohender Stellung, mit wuthblitzenden Augen, Flüche und Verwünschungen ausstoßend, einander gegenüber.

Keiner von ihnen hatte bemerkt, daß die Thür des Saals sich geöffnet hatte, Keiner achtete darauf, daß der Prior und Cocceji als staunende Zuschauer des unerhörten Schauspiels dastanden, welches die Mönche eben im Begriff waren, auszuführen.

Schweigt, sage ich, schrie soeben der Pater Guardian, mit wüthender Geberde hinüberdrohend nach den Mönchen, die ihm und den Seinen gegenüberstanden. Schweigt! Niemand wage es in diesen geheiligten Klosterräumen den Namen des preußischen Ketzerkönigs anders als mit einer Verwünschung auszusprechen. Wer seinen Waffen Glück wünscht, der ist selber ein Abtrünniger, ein Verräther und Ketzer. Gott hat das Schwert seines Zorns schon gegen ihn erhoben, und wird ihn zerschmettern, und wird segnen die Waffen seiner Gegner, wie es Clemens schon gethan hat. Es lebe die Kaiserin Theresia, die apostolische Majestät!

Mit lautem Gebrüll schrieen die auf seiner Seite

befindlichen Mönche ihm nach: Es lebe die Kaiserin Theresia, die apostolische Majestät!

Sie wird nicht Siegerin werden über Friedrich von Preußen! rief Pater Anselmo, der Anführer der Gegenpartei. Der Papst hat die Waffen Daun's gesegnet, aber die Waffen Friedrich's hat Gott selber gesegnet. Es lebe der König von Preußen! Es lebe der große Friedrich!

Es lebe der große Friedrich! schrieen und brüllten seine Mönche ihm nach.

Die Mönche der Gegenpartei antworteten nur mit einem Schrei der Wuth, und mit drohend gehobenen Fäusten drangen sie auf ihre Gegner ein. Diese folgten ihrem Beispiel, und gleich ihnen traten sie mit gehobenen Fäusten vor.

Es lebe Theresia! schrieen die Einen.

Es lebe Federigo! brüllten die Anderen, und ihre Fäuste fielen nieder auf die Schultern ihrer Gegner, und von diesen empfingen sie in reichlicher Fülle die Hiebe nnd Stöße zurück, die sie in verschwenderischer Freigebigkeit austheilten.

Vergebens war es, daß der Prior unter sie trat und mit lauter Stimme sie zur Ruhe und zum Frieden ermahnte, sie achteten nicht auf ihn. Sie hörten gar nicht, was er sprach, in ihrem wilden Ungestüm drängten und schoben sie ihn hierhin und dorthin, und in der Hitze des Gefechts traf ihn ein mächtiger Faustschlag so heftig auf die Brust, daß der Prior, in sich zusammensinkend, wieder nach der Thür hinflüchtete und neben Cocceji, der mit fröhlichem Lachen dem bunten Getümmel zuschaute, wieder Platz nahm.

Und während die frommen Mönche ihre, sonst nur zum Gebet gefalteten Hände zu tüchtigen Faustschlägen durch die Luft schwangen, brüllten die Einen dabei: Es lebe Theresia! — Die Anderen: Es lebe Federigo!

Und dies Geschrei war für beide Parteien, was die Trompete für das Schlachtroß ist. Es befeuerte immer auf's Neue ihren Muth und hieß sie mit gleicher Gewalt auf den Feind eindringen.

Es lebe der große Friedrich! schrie eben der Pater Anselmo. Es lebe der Sieger von Leuthen und Zorndorf!

Der Pater Guardian stieß einen Schrei der Wuth aus, und sein flammendes Auge fuhr im Zimmer umher, nach einer Waffe suchend, den Verräther zu züchtigen. Es haftete auf den blitzenden Zinnbechern, die neben ihm auf der Tafel standen. Mit einem wilden Fluch hob er einen derselben empor und schleuderte ihn gerade in Pater Anselmo's Angesicht, daß ihm das Blut aus der Nase hervorstürzte.

Das war das Signal zu einem neuen Kampf. Aber dieser ward jetzt nicht mehr mit der Zunge und mit der Faust geführt, sondern mit den Waffen, die dort auf der Tafel lagen. Alles stürzte mit wüthendem Geschrei zu der Tafel hin, um sich Waffen zu holen, die Becher schwirrten wie blitzende Kugeln hier- und dorthin durch die Luft, und trafen immer sicher und schmerzhaft genug die Köpfe, auf die sie gezielt waren. Hier und da vernahm man schon lautes Wehklagen und Jammern, untermischt mit wilden Verwünschungen und dem rasenden Schlachtruf: Es lebe Theresia! Es lebe Federigo! — Hier und da sah man schon einen Verwundeten aus dem Getümmel sich in irgend eine Ecke flüchten, um das Blut seiner Wunden zu stillen und dann mit erneuter Wuth weiter zu kämpfen. Einige Feiglinge aber suchten unter dem Tisch sich zu bergen vor dem wüthenden Becherspiel und den machtvollen Hieben.

Pater Anselmo bemerkte sie, und mit lautem Hohngelächter auf sie deutend, schrie er: Es leben die Theresiani unter dem Tisch! Kein Prussiano hat sich verkrochen, wie es die Theresiani gern Alle thun möchten und schon oftmals gethan haben!

Ein wüthendes Spottgelächter der Prussiani begleitete diese Worte ihres Anführers.

Der Pater Guardian zitterte vor Wuth. Mit beiden Händen nahm er die große Bratenschüssel von der Tafel und schleuderte sie nach Anselmo hin. Aber dieser hatte die mächtige Waffe durch die Luft fliegen sehen, er wich ihr aus, und flog dann nach dem Tisch hin, um auch eine Schüssel zu nehmen, und sie mit mächtiger Gewalt seinem Gegner zuzuwerfen. Es war ein gut gezielter Wurf, und die schwere zinnerne Schüssel traf den Pater Guardian so herzhaft in den Rücken, daß er das Gleichgewicht verlor und zur Erde niederfiel.

Ein Triumphgeschrei der Prussiani begrüßte diese Heldenthat ihres Chefs.

So werden alle Theresiani fallen! jauchzten sie siegesfroh. Aber die wüthenden Theresiani suchten die Niederlage ihres Anführers zu rächen. Sie griffen nach den Tellern und Schüsseln und schleuderten sie als Wurfgeschosse auf den Feind, und deckten das Antlitz mit den Schüsseln wie mit einem Schild, um den von den Prussiani geschleuderten Bechern zu entgehen.

Sie werden sich ermorden, rief der Prior, sich mit entsetzten Blicken an den Baron von Cocceji wendend, der neben ihm stand.

Nicht doch, Hochwürden, sie werden sich einige blaue Flecke und geschwollene Nasen holen, weiter nichts! sagte Cocceji lachend.

Ach, Sie lachen, junger Mann, Sie lachen zu diesem traurigen Schauspiel!

Verzeihen Euere Hochwürden, aber ich schwöre Ihnen, daß ich niemals leidenschaftlichere Krieger

gesehen habe, wie diese hier, und nie auf den Ausgang einer Schlacht begieriger gewesen bin, wie auf diese.

Aber Sie sollen ihn nicht sehen, Signor, sagte der Prior entschlossen, indem er auf den Vorplatz zurücktrat, und Herrn von Cocceji mit sanfter Gewalt von der Thür zurückziehend, dieselbe hinter den noch immerfort mit Tellern, Schüsseln und Bechern kämpfenden Mönchen zudrückte.

Nein, Signor, fuhr er fort, Sie sollen diesem unwürdigen und schmachvollen Betragen meiner fanatischen Mönche nicht länger zuschauen. Ich bitte Sie vielmehr, sich jetzt sogleich zu entfernen. In einigen Stunden sende ich Ihnen die versprochenen Briefe. Wenn Sie aber glauben, daß ich Ihnen mit denselben einen kleinen Dienst erwiesen habe, so fordere ich dafür als Gegendienst, daß Sie Niemand erzählen, was Sie hier gesehen haben.

Ich verspreche es Euerer Hochwürden, sagte Herr von Cocceji mit erzwungener Ernsthaftigkeit. Wenn die Leute da draußen mich fragen sollten, was dies Geschrei bedeutet, so würde ich sagen: die frommen Väter im Kloster San Giovanni und Paolo singen ihre Hora.*)

Er verneigte sich tief vor dem Prior, der ihn mit frommem Gruß entließ, und kehrte heiter und mit siegesgewissen Zukunftsgedanken in das Hôtel zum weißen Löwen zurück. —

Der Prior von San Giovanni e Paolo hielt Wort. Einige Stunden später erschien ein Mönch im Gasthof des Signor Montardo und verlangte den fremden Kaufherrn zu sprechen, um noch einmal wegen der Reliquien mit ihm zu unterhandeln.

Cocceji erkannte in dem frommen Mönch, der ihm die Briefe des Priors übergab, den würdigen Pater Anselmo, den Besieger des Pater Guardian.

Wollt Ihr mir einen Gefallen erzeigen, ehrwürdiger Vater? fragte er, und als der Mönch sich freundlich dazu bereit erklärte, fuhr er fort: so sagt mir, wer von Euch vorher in der großen Schlacht Sieger geblieben ist?

Ein Ausdruck stolzer Freude blitzte in Pater Anselmo's Augen auf. Die Prussiani sind Sieger geblieben, sagte er, und ich denke, die Theresiani werden es nicht wieder wagen mit uns Streit anzufangen, denn vier ihrer Mönche liegen mit zerschlagenen Nasen in ihren Zellen und der Pater Guardian wird die ersten Wochen nicht fähig sein, wieder seinen Spionirdienst zu vertreten. Er ist ganz zerschlagen und steif, und sein Mund ist um einige Zähne ärmer geworden. Möge es so allen Feinden des großen Friedrich ergehen, und möge Gott dem preußischen König und allen seinen Freunden hülfreich und gnädig sein!

Er grüßte den Baron mit dem Zeichen des Kreuzes, und entfernte sich, um in sein frommes Kloster, das sich eben jetzt in einen Janustempel verwandelt zu haben schien, zurückzukehren.

Der Baron von Cocceji aber, eingedenk der Ermahnungen des Priors, beeilte sich, seine Abreise von Venedig zu beschleunigen, und schon am anderen Morgen befand er sich wieder auf der Landstraße, die gen Turin führt.*)

*) Der Baron von Cocceji muß indessen doch nicht Wort gehalten haben, oder die frommen Väter haben selber geplaudert, denn dieser Kampf ist kein Geheimniß geblieben, sondern ist aufgezeichnet worden in den Büchern der Geschichte. Am ausführlichsten erzählt Archenholtz von diesem Kampf, den die frommen Klosterbrüder mit Tellern, Schüsseln und Bechern zu Ehren der Maria Theresia und des Königs von Preußen geführt haben. Siehe: von Archenholtz Geschichte des siebenjährigen Krieges. Th. I. S. 241.

*) Diese diplomatische Sendung, mit welcher der König seinen Flügeladjutanten Baron von Cocceji betraut hatte, mißglückte indessen an der Zaghaftigkeit des Königs von Sardinien, und seiner Umgebung. Obschon der englische Gesandte in Preußen, Sir Mitchell, dem Herrn von Cocceji auch ein sehr warmes Empfehlungsschreiben an den englischen Gesandten Lord Mackenzie mitgegeben hatte, in welchem er demselben den Plan des unter der Maske eines sächsischen Kaufmanns reisenden preußischen Diplomaten mittheilte und auf das Wärmste empfahl, so wollte doch Lord Mackenzie, der zu den Gegnern des Königs gehörte, diesen Plan nicht unterstützen, und er scheiterte, wie gesagt, außerdem an der Zaghaftigkeit des Königs von Sardinien. Derselbe verwarf die kühnen Vorschläge Friedrichs ganz und gar, indem er zu seiner Rechtfertigkeit sagte: „er habe seit der Verbindung der beiden Mächte Frankreich und Oesterreich den Kopf gleichsam in einer Zange stecken, die sich immer zuzumachen, und ihn zu zerquetschen drohe." — Nicht glücklicher war der Baron von Cocceji mit seinen Vorschlägen in Neapel, und mußte also gänzlich unverrichteter Sache nach vielen vergeblichen Anstrengungen wieder heimkehren. (Dutens: Memoiren eines Gereiseten, der ausruht. Aus dem Franz. übersetzt von Joh. Friedrich von Meyer. Kapitel 97. S. 131.)

XIX.

Die Heimkehr von der Armee.

Es war ein sonniger, warmer Sommertag, einer jener Tage, welche das Herz mit Andacht und die Augen mit Thränen der Freude und der Rührung füllen. In den Städten freilich giebt es solche Tage nicht, und wer sie genießen will, der muß hinausziehen auf's Land, der muß sie aufsuchen in den friedlichen Thälern, den duftenden Wäldern, deren Schweigen nur von dem Rauschen der Bäume und dem Gesang der Vögel unterbrochen wird. Wer die heilige Sabbathstille eines schönen Sommertages genießen will, der muß das beredte Schweigen der Natur verstehen, und den süßen und erhabenen Geheimnissen, die sie aus dem Kelche der Blumen duftet, die mit dem Wehen des Windes säuselt, mit dem Rauschen der Bäume flüstert, und mit dem Schmettern der Vögel singt, zu lauschen wissen.

Wenige können das, Wenige mögen das, Wenigen hat Gott die Augen des Herzens so weit geöffnet, daß sie sehen, was für die Meisten mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt ist, daß sie sehen die keusche und göttliche Schönheit der Natur, und die Mährchen verstehen, welche sie erzählt. Es sind sanfte, idyllische Mährchen; nichts von dem Bücherstaub der Gelehrten, nichts von dem Stirnrunzeln der Politiker haftet daran. Die Landschaft erzählt von den Käfern, von den Rosen, von den tanzenden Elfen, den klagenden Grillen, den weinenden Wolken, den träumenden Veilchen und den tanzenden Irrlichtern.

Wohl Denen, welche auf diese Mährchen horchen können, und welche die Noth des Lebens nicht mit ihren ernsten, mahnenden Worten zu sich ruft, denen der Donner der Kanonen und das Geschrei des Krieges nicht alle diese süßen und heiligen Lieder und Mährchen der Natur übertönt!

Der Krieg, der Alles zerstörende Krieg, hielt noch immer seine Brandfackel über das unglückliche Deutschland ausgestreckt, er verwüstete Städte und Dörfer, er nahm nicht blos den Menschen, sondern er nahm auch der Natur ihren Frieden! — Durch die sonst so stillen Thäler ertönte jetzt oft genug der Donner der Kanonen, der Acker blieb unbebaut, die Wiese ungemäht, denn es fehlte an arbeitskräftigen Händen, fehlte es an Männern und Jünglingen, und nur die Greise mit den Weibern waren daheim geblieben in den Dörfern, und unter ihren zitternden Händen wollte die Arbeit nicht rasch mehr gedeihen. Unglück und Noth, Sorge und Kummer war auf dem Lande, wie in den Städten, der Krieg hatte nicht blos den Menschen, sondern auch der Natur ihren Frieden genommen.

Auch in dem einst so friedlichen und glücklichen Dorfe Brünen am Rhein, unweit Cleve, war jetzt das Unglück heimisch geworden, saß die Sorge und der Gram mit den verwaisten Müttern, den verlassenen Bräuten, den schwachen Greisen, den als unbrauchbare Krüppel wieder heimgekehrten Kriegern vor der Thür ihrer Hütten, und erzählte ihnen von den schweren Zeiten, die sie schon durchseufzt, von den noch schwereren, welche die Zukunft ihnen noch aufbehalten haben mochte, erzählte ihnen von den fernen Vätern, Söhnen und Männern, welche vielleicht jetzt schon mit zerschossenen Gliedern auf dem Schlachtfeld lagen, vielleicht schon hinabgesenkt waren in die blutgetränkte Erde.

Es war ein sonniger, warmer Sommertag, aber Niemand achtete darauf, denn ein neuer Gram belastete die Herzen der armen und unglücklichen Bewohner von Brünen, der Gram, nicht einmal mehr die Unterthanen dieses großen Heldenkönigs sein zu sollen, den sie Alle so sehr liebten, und unter dessen Fahnen ihre Väter und Söhne kämpften! Die französische Armee, unter Anführung des Herzogs von Broglio und des Grafen von St. Germain, hatte den ganzen Niederrhein und den ganzen Cleveschen Kreis im Namen ihres Königs besetzt, und mit Beschlag belegt. Das ganze Clevesche Land war jetzt zu einer französischen Provinz erklärt, und wie unbestreitbare und berechtigte Besitzer hauseten die Franzosen in den deutschen Provinzen, deren Bewohner zähneknirschend, aber schweigend dem neuen Herrn sich fügen mußten, denn sie waren hülflos und verlassen, sie konnten nur heimlich in ihrem Herzen dem Preußenkönig die Treue bewahren, und mußten sich mit anscheinenender Ergebung darein fügen, dem Franzosen die Steuern zu zahlen und ihn als ihren Herrn anzuerkennen.

Aber es war eine bittere und trostlose Nothwendigkeit! Niemand empfand das schmerzlicher als der alte Schäfer Buschmann, der Vater Karl Heinrich's! — Er saß wie damals, als wir ihn zuerst kennen lernten, am Abhang einer grünen Wiese, auf welcher seine Heerde weidete, die wie damals von dem vielgetreuen Phylax in strenger Zucht und Ordnung erhalten ward. Aber nicht, wie damals, war sein Auge klar und heiter, sondern trübe und sorgenvoll, und ein tiefer Gram sprach aus seinem alten, ehrwürdigen Angesicht.

Und er hatte Niemand, dem er seinen Gram klagen, Niemand, der ihn trösten und erheitern konnte! Er war allein, ganz allein. Auch sein jüngster Sohn, auch Karl Heinrich, der wirkliche Karl Heinrich Buschmann, hatte ihn jetzt verlassen müssen! Die Werber des Königs waren vor einigen Monaten, als die Franzosen noch nicht die Provinz besetzt hatten, in's Dorf gekommen, und hatten von den armen Brünern ihre letzten streitbaren Männer, ihre letzten Söhne gefordert. Aber dies Mal hatten die Brüner nicht mehr freudig und bereitwillig dieser Forderung Genüge geleistet, und selbst der alte Buschmann hatte gewünscht, sich seinen Sohn, seinen Karl Heinrich zu erhalten. Hatte er doch sechs Söhne dem König in's Feld gestellt, und waren doch alle sechs den Heldentod auf dem Schlachtfeld gestorben. Karl Heinrich war sein letztes Kleinod, sein letztes Kind! An ihn klammerte sich das schmerzzerrissene Vaterherz mit allen zuckenden Fasern seiner Liebe an, um neue Lebenkraft, neuen Lebensmuth von ihm zu empfangen. Von ihm zu lassen, schien ihm jetzt bitterer als der Tod, und mit Schauern dachte er an die trostlose Einsamkeit, an die langen, kalten, schweigenden Winterabende, die ihn jetzt erwarteten, wenn Karl Heinrich ihm entrissen würde.

Deshalb, als der Werbeofficier in die Hütte des alten Buschmann trat, und Karl Heinrich aufforderte, als Soldat unter die Fahnen des Königs zu gehen, füllten sich die Augen des alten Mannes mit Thränen, und mit einer angstvollen Geberde, als fürchte er, der Sohn würde ihm jetzt schon entrissen, legte er seine beiden Hände auf Karl Heinrich's Arm.

Herr Hauptmann, sagte er mit bebender Stimme, Herr Hauptmann, ich habe dem König schon sechs Söhne geschickt, und sie sind Alle für ihn gestorben. Sagen Sie mir also aufrichtig, brennt es dem König auf die Nägel? Wenn's ihn brennt, so nehmen Sie meinen Sohn und mich auch dazu; brennt's ihn aber noch nicht, so lassen Sie mir meinen Sohn.*)

Der Officier lächelte und reichte dem alten Mann gerührt die Hand. Nun denn, sagte er, behaltet Eueren Sohn. Wenn Ihr schon sechs Söhne durch den Krieg verloren habt, so ist es billig, daß man Euch den siebenten läßt.

Der alte Buschmann stieß einen Freudenruf aus, und wollte den wiedergeschenkten Sohn umarmen. Aber Karl Heinrich wehrte ihn sanft zurück, und aus seinem Antlitz sprach eine Entschlossenheit und Energie, wie sein Vater sie kaum noch an ihm gesehen hatte.

Nein, Vater, sagte er, laß mich gehen, laß mich Soldat werden, wie meine sechs Brüder es gewesen sind. Ich hätt's schon vor vier Jahren thun sollen, damals, als man mich wieder zurückstellte und die Anna Sophie — laß mich Soldat werden, Vater, unterbrach er sich selbst. Alle jungen Männer aus dem Dorf gehen fort, und ich schäme mich, allein zurückzubleiben.

Der alte Mann senkte traurig sein Haupt. So gehe denn, mein Sohn, sagte er, und möge Gott Dich segnen!

Und Karl Heinrich war gegangen, nicht aus Begeisterung für das Soldatenleben, nicht aus Liebe zu seinem König, er war gegangen, weil er sich schämte, allein zurückzubleiben!

Jetzt also stand er schon mehrere Monate im Felde, und der alte Buschmann hatte immer noch keine Kunde von ihm erhalten. Aber die Nachricht von jüngst verlorenen Schlachten war in's Dorf gekommen, und man erzählte sich, daß der Erbprinz von Braunschweig, bei dessen Armeekorps Karl Heinrich stand, gegen die Franzosen unter dem Marquis von Castres eine Schlacht verloren habe.

Daran dachte der alte Schäfer Buschmann, als er heute an dem hellen, duftenden Sommermorgen am Rand der Wiese saß, nicht achtend der Schönheit der Natur, nicht achtend der glänzenden Sonne, die seinen kahlen Scheitel traf. Seine Gedanken waren fernab bei dem Sohn, und wenn er den Blick zum Himmel erhob, gesah es nicht um seine glänzende Bläue, seine tiefe Unermeßlichkeit zu bewundern, sondern um Gott zu fragen, ob er ihm auch diesen letzten, diesen siebenten Sohn entrissen habe?

Aber nichts gab ihm Antwort auf diese so oft, so schmerzlich wiederholte Frage. Der Himmel schaute blau und glänzend wie vorher zu ihm nieder, die Landschaft hatte denselben lieblichen, sanften und heiteren Ausdruck, die Vögel schmetterten ihre Lieder fort, und jubelnd schwang die Lerche vom nahen Kornfeld sich in die Luft empor.

Diese heitere, ruhige Stille der Natur ängstigte den alten gramerfüllten Mann. Dies Schweigen kam ihm so öde, so trostlos vor, denn die Natur spricht nur zu Denen, welche ein Ohr haben zu hören, und wer ihr nicht ein ganzes Herz entgegen trägt, dem sagt sie nichts.

*) Thomas Abt. Vom Heldentode für das Vaterland. S. 33.

Der Greis erhob sich und schritt dem Dorfe zu. Er sehnte sich Menschen zu sehen, einen Blick der Liebe, der Theilnahme von Menschen zu erhalten, die seinen Kummer verständen, die gleich ihm litten, gleich ihm bangten und zagten, und nicht ewig lächelten, ewig ihre Heiterkeit zur Schau trugen, wie die Natur!

Er ging also in's Dorf und überließ Phylax die Sorge, seine Heerde zu bewachen. Und wie wohl that es seinem Herzen, als er dahin schritt in die große Straße von Brünen, überall aus den Hütten freundlichen Zuruf und herzlichen Gruß zu empfangen. Wie fühlte er sich getröstet und glücklich, wenn hier und dort die Bauern (denn es war Mittagszeit, und sie waren alle daheim, um zu essen und auszuruhen von der Arbeit), aus ihren Hütten ihm entgegeneilten, und ihn dringend baten, zu ihnen einzutreten, sich an ihren Tisch zu setzen und mit ihnen zu essen, und es fast übelnahmen, wenn er es verweigerte, weil ja daheim sein Mittagessen ihn erwartete, welches ihm jeden Tag vom Pächter des Dorfes geschickt ward.

Diese Menschen liebten ihn, sie hatten Mitleid mit seiner Einsamkeit, sie erzählten ihm von ihren eigenen Sorgen, ihren eigenen Befürchtungen, und indem er sie tröstete und ihnen Muth zusprach, fühlte er sich selber mehr erkräftigt, mehr befähigt zu hoffen und zu tragen, was Gott schicken möchte.

Und so erzählten sie sich von den fernen Söhnen und Freunden, deren Heimkehr sie Alle mit so viel Sehnsucht erwarteten, so klagten sie einander ihren Kummer, jetzt den übermüthigen Franzosen unterthan zu sein, und nicht mehr den großen Friedrich *ihren* König nennen zu sollen, und nicht mehr ihm ihr sauer erworbenes Geld zahlen zu dürfen, sondern es dem, den sie nur äußerlich ihren Herrn, im Herzen aber ihren Feind nannten, es dem Franzosen geben zu müssen.

So laßt uns wenigstens zusammenhalten, in Liebe

und Eintracht, sagte Vater Buschmann, laßt uns gemeinschaftlich tragen, was wir tragen müssen. Morgen ist Sonntag, und wenn wir am Morgen in der Kirche Gott unsere heimlichen und stillen Gebete, die wir Niemand außer Ihm dürfen hören lassen, zugeflüstert haben, dann wollen wir uns am Nachmittag Alle versammeln auf dem Platz unter der großen Linde, und da wollen wir uns erzählen von vergangenen Zeiten, und von Denen, die nicht mehr sind. Wißt Ihr wohl, unter der großen Linde erfuhren wir des Königs ersten Sieg in diesem schrecklichen Krieg, unter der großen Linde las uns Anna Sophie Dettloff die Zeitungen vor, und wir jubelten über die

Schlacht von Lowositz, und ich jubelte mit, und dankte Gott, obwohl mir diese Schlacht zwei meiner Söhne gekostet hatte. Aber sie waren den Heldentod gestorben, und ich durfte stolz sein auf ihren Tod, und Anna Sophie las uns aus den Zeitungen ihr Lob vor. Ach, wenn Anna Sophie noch lebte, dann hätte ich wenigstens eine Tochter, die —

Er konnte nicht weiter sprechen, die Rührung erstickte seine Worte. Er nickte den Freunden den Abschiedsgruß zu, und ging weiter, seinem einsamen, kleinen Hause entgegen.

Dort war für ihn schon der Tisch gedeckt, das kleine Mädchen, das der Pächter ihm zur Bedienung gegeben, und die Nachts auch in der Hütte des Greises schlafen mußte, kam soeben mit der Schüssel voll dampfender Speisen vom Pachthof daher.

Der Greis setzte sich nieder zu seinem einsamen Mahl und verzehrte es ohne Freudigkeit und ohne Lust, er aß nur, weil sein Körper Nahrung begehrte, aber seine Gedanken waren nicht dabei, und er aß, ohne zu wissen, was er aß.

Aber mitten aus seinem Sinnen schreckte er empor; es war ihm, als sei ein Schatten an dem Fenster vorüber gekommen, als hätten zwei Augen, zwei liebe wohlbekannte Augen mit einem schnellen Blitz in's Zimmer hineingeleuchtet. — Der alte Mann ließ, wie von einem jähen Freudenschreck gelähmt, den Löffel sinken, und starrte nach der Thür hin. — Ja, die Klinke bewegte sich, die Thür ging auf, und in derselben erschien die schlanke Gestalt eines preußischen Soldaten.

Der Greis stieß einen Schrei aus, und streckte ihm seine beiden Arme entgegen. O, mein Sohn, mein geliebter Sohn, bist Du wieder da!

Ja, Vater, da bin ich wieder, und nun, will's Gott, werden wir uns nicht wieder trennen!

Und Karl Heinrich eilte in die geöffneten Arme seines Vaters und küßte ihn zärtlich, und drückte ihn fest und innig an sein Herz.

Dein Bild, Vater, hat mich wieder hierhergeführt, sagte Karl Heinrich, und wärst Du nicht gewesen, so würde ich nimmer wieder nach Brünen gekommen, sondern hinausgewandert sein in die Welt, von der ich mein Lebtag nicht geglaubt hätte, daß sie so groß und schön sei. Aber Deine alten lieben Augen schauten mich immer an, immer war's mir, als hörte ich Deine Stimme, welche mich rief, welche zu mir sagte: Karl Heinrich! Komm nach Hause! Ich bin allein und sehne mich nach Dir! Karl Heinrich, komm nach Hause! Und so kam ich denn und so bin ich da!

Und gelobt sei Gott, daß Du da bist! sagte sein Vater, die Hände faltend und mit dankbarem Blick zum Himmel emporschauend. Ach, wie gnädig und gut ist Gott doch gegen mich alten Mann, daß er mir den einzigen, den letzten Sohn, die Stütze meines Alters, die Freude meiner alten Augen, wiedergiebt! Denn nicht wahr, Karl Heinrich, jetzt gehst Du nimmer wieder hinaus? Du kommst nicht blos auf Urlaub, sondern Du hast Deinen Abschied bekommen? Der König hat Friede gemacht, und dieser Krieg ist endlich zu Ende?

Die Augen des alten Hirten waren von Thränen der Freude umschleiert, er sah daher nicht, wie Karl Heinrich zusammenzuckte, und ein tiefes Roth über sein Antlitz dahinfuhr.

Nein, Vater, sagte er mit niedergeschlagenen Augen, ich verlasse Dich nun nimmermehr, ich bleibe nun bei Dir! Wir sind Alle wieder heimgekehrt, alle die Bursche, welche bei der letzten Aushebung unter die preußischen Fahnen mußten. Es wird nun wieder lustig und munter werden im Dorfe, und auch die Arbeit wird wieder rasch und kräftig befördert werden, denn es ist immer ein Unterschied, ob zwölf junge Bursche sie angreifen, oder nur die älteren Männer. Aber Noth that es auch, daß wir wiederkehrten, das haben wir gesehen, als wir auf unsere Aecker kamen. Das Korn ist überreif und müßte schon längst in Garben stehen. Nun, wir werden uns dranhalten, und die versäumte Arbeit bald wieder nachholen. Und morgen, Vater, morgen wollen wir dem ganzen Dorf einen lustigen Tag machen, die ganze Gegend soll's merken, daß die zwölf Bursche aus Brünen wieder da sind. Unterwegs ist uns ein Fiedler begegnet, den haben wir gleich herbestellt zu morgen. Auf dem Platz unter der großen Linde soll er uns aufspielen, und da wollen wir unsere Väter und Mütter, unsere Bräute und Schwestern einladen, und da soll getanzt und gesungen, gegessen und getrunken werden, und wir wollen Euch Alle freihalten und Ihr sollt Alle unsere Gäste sein!

Nun, wie sich das trifft, sagte der alte Schäfer mit einem glückseligen Lächeln. Wir hatten uns Alle schon vorgenommen, morgen Nachmittag unter der großen Linde zusammenzukommen, wir Väter und Greise. Wir wollten da beieinander sitzen, um uns unser gemeinschaftlich Leid zu klagen, uns von den Söhnen zu erzählen und einander zu trösten. Jetzt freilich wird's besser kommen, und soll getanzt und gesungen werden, und wer weiß, ob wir Alten in der Freude unseres Herzens nicht selber noch einen Zweitritt riskiren.

Ich fordere Dich auf, Vater! rief Karl Heinrich lachend, wahrhaftig, ich fordere Dich auf, und Du darfst mir keinen Korb geben!

Ich thu's auch nicht, mein Junge, ich thu's auch nicht. Die Freude hat mich wieder jung gemacht, und wenn's der Phylax, der alte Griesbart, nicht übel nimmt, denn Du weißt, er ist immer eifersüchtig

auf Dich, wenn er's erlaubt, so tanze ich mit Dir, und das ganze Dorf wird Dich beneiden um Deine schmucke und flinke junge Tänzerin.

Wie vergnügt der Alte jetzt lachte, wie wenig dieses sonnenhelle, glückstrahlende Gesicht dem trüben und umdüsterten Greisenantlitz von vorhin glich!

Aber jetzt, mein Sohn, sagte er dann, wieder ernsthaft werdend, jetzt erzähle mir von unserem König und wie's kommt, daß er auf einmal Frieden gemacht, und ob er dabei gewonnen, oder verloren hat?

Von unserem König weiß ich nichts zu erzählen, sagte Karl Heinrich ausweichend. Ich bin ja nicht in seiner Nähe gewesen, sondern bei dem Armeecorps des Herzogs von Braunschweig.

Ich weiß wohl, mein Sohn. Aber der Herzog wird doch natürlich nicht eher Frieden machen, bis der König es ihm erlaubt und es auch thut.

Ah, Vater, sie werden den König von Preußen schon zwingen, Frieden zu machen, rief Karl Heinrich nachlässig, und was den Herzog Ferdinand von Braunschweig anbetrifft, so hat er jetzt die Belagerung von Wesel nicht allein aufgegeben, sondern hat sich mit seinem Armeecorps nach Westphalen zurückgezogen, während die Franzosen jetzt Herren des ganzen Niederrheins sind und es hoffentlich auch bleiben werden.

Hoffentlich? fragte sein Vater mit erstauntem Gesicht.

Nun ja, Vater, der Franzose ist ja jetzt und vielleicht für immer Herr des Cleve'schen Landes, und als seine Unterthanen müssen wir ihm doch Glück und Gedeihen wünschen, und hoffen, daß er gegen den König von Preußen Sieger bleiben möge.

Was redest Du da, mein Sohn! fragte der Alte mit ganz verwirrten Blicken. Aber freilich, Du hast Recht, die Franzosen sind jetzt unsere Herren, und da unser König jetzt Frieden mit Frankreich geschlossen hat, so trifft uns am Ende das Unglück, daß wir französische Unterthanen bleiben. Aber das wolle der liebe Gott nicht! Es wäre doch traurig und fürchterlich, wenn wir nicht mehr den Stolz haben sollten, den großen Heldenkönig unseren König nennen zu dürfen, und wenn wir vielleicht einst sogar es erleben müßten, daß unsere Söhne als französische Soldaten gegen ihren König in's Feld rücken müßten. Denke Dir doch, Karl Heinrich, sie würden Dir ja nicht einmal mehr erlauben, an Sonntagen Deine hübsche preußische Uniform da anzulegen, und das wäre doch wahrhaftig ein Jammer, denn sie steht Dir prächtig und ist noch so gut wie neu. Aber wie geht es zu, mein Sohn, daß man Dir die Uniform gelassen hat, da sie doch sonst immer den verabschiedeten Soldaten abgenommen, und in den königlichen Kleidermagazinen aufbewahrt wird.

Wir sind alle Zwölf in unserer preußischen Uniform in's Dorf gekommen, sagte Karl Heinrich, aber es versteht sich von selbst, daß wir sie gleich heute ausziehen werden.

Warum denn gleich heute?

Nun, weil wir ja französische Unterthanen sind, und weil's sich doch für die nimmermehr ziemt, die Uniform des Feindes, des Königs von Preußen, zu tragen. Das ist ja auch der Grund, warum wir zwölfe wieder heimgekehrt sind. Da wir erfuhren, daß das Clevesche Land jetzt französisch geworden, so waren wir nicht mehr Unterthanen des Königs von Preußen, und durften nicht mehr unter seinen Fahnen gegen den Franzosen fechten, dessen Unterthanen wir geworden. Das überlegten wir uns wohl, und wir bedachten, wie sehr es Euch Allen hier in Brünen bei dem neuen Herrn schaden könnte, wenn es hieße, daß Euere Söhne noch bei der Armee des Königs von Preußen ständen. Deshalb zumeist beschlossen wir heimzukehren, und so verließen wir denn gestern Morgen das Regiment, bei dem wir standen, und das eben nach Minden abmarschirte, so wanderten wir den ganzen Tag und die halbe Nacht, schliefen ein paar Stunden in einem Walde und wanderten dann bei Sonnenaufgang weiter, bis wir hier ankamen. Und jetzt, Vater, da wir uns begrüßt haben, und Du Alles weißt, jetzt will ich zuerst auf meine Kammer gehen, und die Uniform ausziehen, und mich wieder in einen Bauerburschen verwandeln.

Er wollte sich rasch entfernen, denn der starre, entsetzte Blick, mit welchem der Alte ihn ansah, ängstigte ihn und war ihm unbequem. Aber sein Vater legte seine Hand mit so kräftigem Druck auf seinen Arm, daß er wohl da bleiben mußte.

Sage, daß Du Spaß gemacht hast, Karl Heinrich, rief der Greis mit hastigem, aufgeregtem Ton, denn es ist ja nicht möglich, nein, nicht möglich, daß mein Sohn, der Bruder meiner sechs Heldensöhne, so sprechen könnte! Nicht wahr, Karl Heinrich, das war nur ein Spaß, Du wolltest Deinen alten Vater nur necken. Es ist nicht wahr, daß Du die Fahnen unseres Königs verlassen hast, es ist nicht wahr, daß Du gekommen bist, weil jetzt der Franzose das Clevesche Land besetzt hält, und uns zwingt, ihm unsere Steuern zu zahlen, es ist nicht wahr, daß Du die preußische Uniform ausziehen willst, ohne von Deinem Regiment entlassen oder verabschiedet zu sein. Mach' dem Spaß ein Ende, Karl Heinrich, zeig' mir schnell den Entlassungsschein, den jeder ehrliche Soldat bekommt, wenn er aus dem Kriegsdienst ausscheidet. Hörst Du, Karl Heinrich, schnell zeige mir den Entlassungsschein!

Er streckte seinem Sohn die dürre zitternde Rechte entgegen, während seine linke Hand noch immer mit

gewichtiger Kraft auf Karl Heinrichs Arm ruhte und ihn festhielt.

Vater, sagte Karl Heinrich finster, ich habe keinen Entlassungsschein. Es ist so, wie ich Dir sage, wir haben die preußische Armee verlassen, weil wir jetzt nicht mehr Unterthanen des Königs von Preußen sind, und also nicht mehr nöthig haben, im Kriegsdienst zu stehen, sondern wieder Bauernbursche sein durften.

Du lügst, Du lügst! rief sein Vater. Du bist kein Deserteur, es ist nicht möglich, daß mein Sohn ein Deserteur sei!

Nein, Vater, ich bin auch kein Deserteur, rief sein Sohn fast trotzig, indem er ungestüm seinen Arm von der Hand seines Vaters befreite, ich bin kein Deserteur, sondern ich habe nur redlich meine Pflicht gethan als Unterthan des Königs von Frankreich, ich habe die Fahnen des Feindes verlassen, und bin jetzt da, ganz bereit und willig, meinem neuen Herrn als treuer Unterthan zu gehorchen. Das ist Alles, was ich zu sagen weiß, Vater, und ich denke, wenn Du's Dir überlegst, so wirst Du einsehen, das ich Recht habe, und wirst es zufrieden sein, daß ich die preußische Uniform ausziehe, um wieder bei Dir zu bleiben!

Er wartete die Antwort seines Vaters nicht ab, sondern verließ hastig, und als fürchtete er noch einmal von dem Alten zurückgehalten zu werden, das Zimmer.

Der Greis erhob sich, um ihm nachzueilen, aber seine Füße versagten ihm den Dienst. Mit einem lauten Aechzen sank er auf seinen Sessel zurück, und indem heiße Thränenströme seinen Augen entstürzten, murmelte er leise: o, mein Gott, mein Sohn ist ein Deserteur? Warum lässest Du mich diese Schmach erleben, mein Gott, warum hast Du meine alten Augen nicht geschlossen, damit sie die Schande nicht zu sehen brauchten!

XX.

Die tapferen Väter und die feigen Söhne.

Es läutete zur Messe; weithin durch das Dorf Brünen schallte die helle Glocke der Dorfkirche, und rief die frommen Bewohner zur Sonntagsfeier in den Tempel des Herrn. Ueberall öffneten sich die Thüren der Hütten, und die Frauen und Männer traten in ihrem Sonntagsstaat, mit dem Gebetbuch in der Hand, auf die Straßen, um in feierlicher Stille den Weg nach der Kirche einzuschlagen. Ihnen folgten ihre Kinder, die jungen, erwachsenen Mädchen mit züchtig niedergeschlagenen Augen, mit andächtiger Geberde, die Knaben mit hellen, fröhlichen Blicken um sich schauend, und ganz stolz in dem Gedanken, schon groß genug zu sein, um zur Kirche gehen zu können.

Die Glocke läutete noch immerfort. Von dem fernen Pachthof kamen die Knechte und Mägde, je Zwei und Zwei hintereinander, die breite Kastanienallee herunter und begrüßten hier und dort die ihnen begegnenden Kirchengänger, und gingen in leise geflüstertem Gespräch mit ihnen weiter. Dann blieben sie Alle noch ein wenig auf dem Platz unter der großen Linde stehen, um zu warten, bis die Glocke ausgetönt habe, bis die Kirchenpforte dort drüben sich öffnen, bis der Herr Pfarrer mit dem Sacristan und den vier Chorknaben kommen würde. Erst wenn dieser in die Kirche gegangen, durften auch sie in das Gotteshaus eintreten.

Es war ein buntes Gewimmel auf dem Platz unter der großen Linde, alle Bewohner des Dorfes, so schien es, waren dort versammelt, Alle hatten sie heute das Bedürfniß gefühlt, das Haus Gottes zu besuchen. Vielleicht wollten sie Gott danken für die glückliche Heimkehr der theuren Söhne, der Brüder und Geliebten, vielleicht bedurfte ihr übervolles Herz erst des Zwiegespräches mit Gott, ehe sie auch den Menschen ihre Freude aussprechen, und diejenigen von Herzen willkommen heißen konnten, für die sie erst Gottes Segen erflehen wollten.

Da standen sie unter der Linde, die zwölf heim-

gekehrten Burschen, da standen sie in ihrem schönsten Sonntagsstaat. Aber warum standen sie so allein? Warum hatte man einen so großen Raum zwischen ihnen und den übrigen Kirchgängern frei gelassen? Warum mieden es die Männer, den Blicken der Burschen zu begegnen, warum wichen die Mädchen scheu zurück, und antworteten nicht, wenn Einer von den Burschen sich ihnen nahte und sie anzureden versuchte? Warum flüsterten sie Alle untereinander und zeigten mit Fingern nach den Burschen hin, und wandten ihnen den Rücken, wenn sie zu ihnen treten wollten?

Lassen wir sie doch in Ruhe, flüsterte einer der Burschen den Uebrigen zu. Heute Nachmittag, wenn die Fiedel tönt, und der Wein und Kuchen duftet, werden sie schon freundlicher werden!

Aber da ist mein Vater! Dem muß ich entgegengehen! sagte Karl Heinrich, indem er vorwärts eilte dem Greise entgegen, der eben auf den Platz gekommen war.

Jedermann wich dem Karl Heinrich aus, und wie er jetzt seinem Vater gegenüberstand, befanden sich Beide, wie die Schauspieler auf der Bühne, allein inmitten der Zuschauer, die in athemloser Erwartung, mit neugierigen Blicken sie anstarrten.

Guten Morgen, Vater, sagte Karl Heinrich mit erzwungener Fröhlichkeit, indem er seinem Vater die Hand entgegenstreckte. Hast heute lange geschlafen, und bist gestern doch so früh zu Bette gegangen, daß ich Dich weder gestern noch heute, seit unserer ersten Begrüßung, wieder sehen und sprechen konnte. Guten Morgen also, Vater!

Der Greis sah ihn ruhig an, aber er legte seine Hand nicht in die dargereichte Hand des Sohnes, und wollte an ihm vorübergehen.

Vater, fuhr Karl Heinrich fort, Du mußt ermüdet sein, denn unsere Hütte liegt am Ende des Dorfes, und das ist ein weiter Weg für Deine alten Beine. Stütze Dich also auf mich, mein Vater, und erlaube, daß Dein Sohn Dich in die Kirche führt.

Er streckte seine Hand aus, um den Arm des Greises zu stützen, aber der alte Buschmann wehrte sie zurück und schritt vorwärts, an dem Sohn vorbei, ohne ihn nur anzusehen, ohne nur ein Wort an ihn gerichtet zu haben.

Karl Heinrich stürzte ihm nach. Vater, rief er, hörst Du mich nicht, kannst Du —

Der Alte schien ihn wirklich nicht zu hören, denn er ging mit ruhigem, unbewegtem Gesicht weiter, er ging gerade auf den Dorfschulzen zu, der ihm rasch einige Schritte entgegentrat.

Freund, sagte der alte Buschmann mit lauter, fester Stimme, ich bin ermüdet vom weiten Weg. Wollt Ihr mir nicht Eueren Arm geben, daß ich mich darauf stützen kann?

Er lehnte sich fest, fest auf den dargereichten Arm und schritt rasch vorwärts. Jedermann hatte seine Worte gehört, aber Niemand außer dem Schulzen sah die zwei Thränen in seinen Augen, die jetzt langsam über die eingefallenen, bleichen Wangen des Greises niederrollten.

Ihr seid sehr hart gewesen, Vater! flüsterte der Schulze, wie sie rasch vorwärts schritten.

Seid Ihr milder gewesen? fragte der Greis mit zitternder Stimme. Stand Euer Sohn nicht auch da unter den zwölf Burschen, ohne daß Ihr ihn ansaht, oder zu ihm sprachet?

Er hat die Nacht nicht in meinem Hause geschlafen, ich habe ihn fortgewiesen, sagte der Schulze düster.

Ach, ach, seufzte der Greis, welch' ein bitterer Kummer ist dies! Und wie grenzenlos lieben wir unsere Kinder, just wenn sie uns am meisten betrüben! Aber es muß sein, Freund, wir können und dürfen nicht anders handeln. Laßt uns in die Kirche gehen, um Gott zu bitten, daß er uns Kraft gebe zu thun, was wir thun müssen!

An dem Arm des Dorfschulzen trat der Greis in das Kirchhofsthor ein, während von der anderen Seite des Kirchhofs soeben der Geistliche, gefolgt von dem Sacristan und den beiden Chorknaben, daherkam.

Ach, seht nur, flüsterte der Schulze. Unser alter, guter Herr Pfarrer kommt heute nicht selbst, den Gottesdienst zu halten, er sendet uns seinen Adjunctus. Gewiß giebt's wieder eine schlimme Verordnung des Herrn Erzbischofs vorzulesen, und Ihr wißt wohl, das thut unser Herr Pfarrer nicht gern, denn er ist gut Preußisch gesinnt und liebt gleich uns den großen König.

Der junge Geistliche schritt mit lächelndem Gesicht gerade auf die beiden Männer zu, die jetzt in der Mitte des Kirchhofes angelangt waren, während die übrigen Dorfbewohner sich eben durch das Thor hereinbewegten.

Nun, meine guten Freunde, sagte der Geistliche mit salbungsvoller Freundlichkeit, indem er den beiden Männern die Hand reichte, ich bringe Euch meine besten Glückwünsche dar.

Wozu? fragten Beide erstaunt.

Nun, zu der großen Freude, die Euch gestern geworden. Denn was kann es für Euch Väter eine größere Freude geben, als wenn Euere Söhne aus dem Getümmel der Schlacht gesund und unverletzt zurückkehrten. Eure Söhne sind heimgekehrt! In treuer Pflichterfüllung gegen ihren neuen Herrn, die rechtgläubige, katholische Majestät von Frankreich, haben sie die Fahnen des Ketzerkönigs verlassen, seine Uniform ausgezogen, um wieder als einfache, schlichte

Bauern ihren Vätern bei der Arbeit zur Seite zu stehen! Ach, da sind sie ja, diese edlen braven Burschen, da treten sie eben in das Thor ein! Kommt her, meine jungen Freunde, daß ich Euch das Lob der Kirche bringe für Euere entschlossene Pflichterfüllung.

Er streckte den Burschen, welche eben mit düsteren, verlegenen Gesichtern den Kirchhof betraten, beide Hände entgegen, und sie folgten seinem Ruf um so bereitwilliger, als er zu ihnen den ersten Willkommengruß, die ersten freundlichen Worte, die sie seit ihrer Rückkehr vernommen, gesprochen hatte.

Aber so wie die jungen Burschen sich dem Geistlichen näherten, traten die übrigen Männer zurück und gingen, gefolgt von ihren Weibern und Kindern, hastig in die Kirche.

Ihr sollt sehen, Vater, flüsterte der Schulze, als sie sich nebeneinander in dem Kirchstuhl niederließen, Ihr sollt sehen, daß es heute eine Botschaft giebt! Wenn der Herr Adjunctus so vergnügt und freundlich ist, dann ist's immer nicht richtig, dann gilt's immer einen schlechten Streich gegen den König Friedrich auszuführen, und darum ist auch der Herr Pfarrer nicht hier! —

Der Dorfschulze hatte richtig prophezeit, der Herr Adjunctus hatte wirklich einen Streich gegen den König zu führen. Nachdem der Gottesdienst beendet war, und die Gemeinde sich anschickte die Kirche zu verlassen, betrat er noch einmal die Kanzel, und forderte die Gemeinde auf noch zu verweilen und anzuhören, was er ihnen im Namen ihres obersten Kirchenherrn, des Erzbischofs von Köln, Herrn Clemens August, Herzog von und in Baiern, weiteres zu melden und vorzutragen habe! — Der hochehrwürdige Erzbischof Eminenz Herzogliche Gnaden, sagte er, entbietet Euch, seinen lieben, getreuen Kindern, der hochheiligen Kirche Segen und Gruß, und also lauten seine Worte: „Wir Clemens August, Erzbischof von Köln, entbieten und befehlen unsern Kindern in Christo, daß sie treu sein sollen ihrer neuen Regierung und ihrem neuen Herrn, dem König Ludwig dem Funfzehnten von Frankreich, der Apostolischen Majestät, welche das Schwert des Herrn unserer Kirche in die gesegnete Hand genommen hat, um den Feind der Kirche, den abtrünnigen Ketzerfürsten, welcher sich eigenmächtiger Weise König von Preußen nennt, zu züchtigen und zu strafen. Der Zorn Gottes ist wider ihn und wird diesen Uebermüthigen zerschmettern, diesen Spötter des Herrn zermalmen. Wehe also Denen, welche die Stimme Gottes nicht hören wollen, und in toller Verblendung dem Ketzerfürsten anhangen. Wehe Euch Allen, wenn Ihr in der Verblendung Eures Herzens ihm noch anhangen wollt in Liebe und Treue. Ihr seid Euerer Unterthanenpflicht gegen ihn entbunden, und die Kirche giebt Euch ihren Segen dazu. Ich als Euer vom heiligen Papst zu Rom Euch eingesetzter Oberhirte und Herr gebiete Euch daher: Seid treu Eurem neuen Herrn! Bittet Gott, daß er seine Waffen segnen, und ihnen auch hinfürder noch den Sieg verleihen möge über den gottlosen Feind! Wer aber von Euch diesem Gebot zuwider handelt, den wird mein Zorn treffen und meine Strafe ereilen. Wer es wagt, dem Ketzerkönig anzuhangen, der ist selber ein Ketzer, ein Abtrünniger der Kirche! Hütet Euch also; schwere Strafe wird den ereilen, der Worte der Freude über den sogenannten Ruhm und die Größe Friedrichs des Zweiten zu äußern wagt, denn solche Freude wäre ein Hohn gegen die heilige Mutterkirche, welche ihn ausgestoßen hat. Wagt es also nicht, sich seiner Siege zu freuen, denn mein strafender Zorn ist bereit Euch zu treffen. Im Uebrigen bleiben wir Euer wohlgewogener Herr, und senden Euch, meinen lieben Kindern in Christo, unseren gnädigen christlichen Gruß der Liebe.*) —

Mit düstern Gesichtern, mit niedergeschlagenen Augen hatten die Männer diese Botschaft des fanatischen Erzbischofes von Köln angehört, nur die zwölf Burschen, welche bis dahin allein und abgesondert in dem Zwischengange gestanden, und nicht gewagt hatten, sich zu den übrigen in die Kirchenstühle zu setzen, nur diese schauten jetzt keck und wohlgemuth um sich, und ihre triumphirenden Blicke schienen die anderen zu fragen, ob sie jetzt einsähen, daß sie recht gehandelt, und daß sie ganz recht gethan, zurückzukehren?

Mit wiedererwachtem Muth, mit stolzem Selbstgefühl verließen sie daher jetzt zu allererst die Kirche, und sich in zwei Reihen zu beiden Seiten der Kirch-

*) Herr Clemens August von Baiern, Erzbischof von Köln, der in seinen Landen die Freude über Friedrichs Ruhm und Größe bei schwerer Strafe verbot, wie solches König Friedrich selbst erzählt: (Oeuvres posthumus. Vol. VII. pag. 346), mußte aber auch dafür „schwere Strafe" vom König hinnehmen, denn als Ferdinand Herzog von Braunschweig die Rheinlande bald darauf dem König wiedergewonnen und die Franzosen vertrieben hatte, schrieb ihm der König: Comme aussi les Electeurs de Cologne et Palatin ontfait voir dans tous les cours de la présente guerre une animosité déraisonnable et très déplacée contre moi et même contre le Roi d'Angleterre, en usant de tous les mauvais procédes contre nous, dont ils ont été capables, et qu'ils méritent bien de sentir à l'occassion présente notre ressentiment, je Vous prie bien, que dès que Vous serez approché des environs du Pays de Bergues et de celui de la domination de l'Electeur de Cologne, d'y détacher alors mes hussards et mes dragons pour rafler ces pays là. (Wagners Denkwürdigkeiten. Heft 6. S. 72.)

thüren aufstellend, so daß die aus der Kirche Kommenden durch dieselben hindurchpassiren mußten, baten sie „ihre lieben Verwandten und Freunde" heute Nachmittag auf den Platz unter der großen Linde zu kommen, wo sie zur Feier ihrer glücklichen Wiederkehr ein kleines Fest veranstalten wollten.

Wir werden kommen! erwiderten die Männer mit ernster, fast feierlicher Stimme. Wir werden kommen! sagten die Frauen mit traurigen, von Thränen umdüsterten Blicken, wie ihre Augen sich auf die lachenden, triumphirenden Gesichter ihrer Söhne richteten, und die jungen Mägde, welche die Burschen zu Tanz einluden, gingen schweigend, mit niedergeschlagenen Augen und schmerzlich aufseufzend, vorüber.

Nur der alte Buschmann erwiderte nichts auf die Einladung des Sohnes, nur er schlug nicht, wie alle die Uebrigen, den Weg nach dem Dorfe ein, sondern er wandte sich nach der Seite des Kirchhofs hin, wo das Grab seines Weibes sich befand. Auf ihren Grabhügel setzte er sich nieder, mit gefaltenen Händen, das Haupt zum Himmel emporgewandt, mit zitternden Lippen leise Worte flüsternd, und dann wieder zu tiefem Nachsinnen in sich selber versinkend. Zuweilen kam es aus seiner Brust hervor wie ein leises Schluchzen, und dann rannen die Thränen langsam und einzeln aus seinen Augen nieder, zuweilen rang er die Hände zu Gott empor, als wollte er ihm seinen Jammer klagen, und ihn um Gnade anflehen, dann wieder wischte er mit einer unwilligen Bewegung die Thränen aus seinen Augen, als zürne er sich selber, daß er so weich gewesen.

So saß er lange, lange da, ringend mit seinem Schmerz und Gott bittend um Kraft, das Schwere zu vollbringen. So saß er viele Stunden einsam und schweigend, allein mit seinem Gott und seinem Kummer.

Das Nahen menschlicher Schritte weckte ihn aus seinem Sinnen, und er blickte empor. Vor ihm stand der Dorfschulze, und nickte ihm mit wehmüthigem Lächeln zu. Ich wußte wohl, daß ich Euch hier finden würde, Vater Buschmann, sagte er, und ich komme Euch abzuholen. Es ist Zeit! Wir sind Alle auf dem Platz versammelt und erwarten nur noch Euch!

So kommt denn! sagte der Greis entschlossen, indem er aufstand und mit einem letzten Liebesblick Abschied nahm von dem Grabe seines Weibes.

Diesmal hatte der alte Mann nicht nöthig, sich auf des Freundes Arm zu stützen. Sein Schritt war kräftig und männlich, seine Gestalt hoch aufgerichtet und ungebeugt, und von seinem ehrwürdigen Antlitz leuchtete eine tiefe Entschlossenheit und Energie.

So schritt er an der Seite des Dorfschulzen dahin, so trat er auf den Platz unter der großen Linde. Dort sah es jetzt heiter und lustig genug aus. Die jungen Bursche hatten die Mittagsstunde benutzt, um die Vorbereitungen zu ihrem Fest der Wiederkehr auf eine würdige Weise zu treffen. Sie waren in den Wald gegangen und hatten dort von frischem Laubwerk dicke Guirlanden gewunden, die jetzt in zierlichen Festons von Baum zu Baum um den Platz rankten. Auch den Fußboden hatten sie mit Blumen und Blättern gar zierlich bestreut, und um die Bank unter der Linde zog sich eine zierliche Guirlande von schönen Feldblumen hin. An der einen Seite des Platzes waren mehrere Tische aufgestellt, auf denen Flaschen mit Wein und Bier, und Teller mit Brot und Kuchen aufgereiht waren, und unweit davon, auf einer großen mit Blumenguirlanden umrankten Tonne, saß der Fiedler mit seiner Geige, und blickte stolz umher, wie ein König, der da weiß, daß er der Mittelpunkt und die Krone des Festes ist.

Und freilich, es war lange her, daß in dem Dorfe Brünen der lustige Klang einer Fiedel gehört war, lange her, seit man zuletzt nach ihren heitern Melodien unter der großen Linde getanzt hatte. Es umstanden daher die kleinen Knaben und Mädchen den Thron des Fiedlers mit staunender Verwunderung und horchten entzückt auf die leisen vereinzelten Töne, die er dann und wann den Saiten entlockte. Aber die erwachsenen Mägde standen fernab und blickten nicht ein einziges Mal hinüber nach dem lockenden Fiedler, sondern bargen sich scheu hinter den Frauen und Müttern, die mit ernsten Mienen dastanden und ihre Blicke auf die Gruppen der Männer gerichtet hielten, die dort drüben in erwartungsvoller Stille neben einander standen.

Diese Stille und dieses allgemeine bewegungslose Schweigen fing endlich doch an, die jungen Bursche, die Veranstalter des Festes, zu ängstigen. Sie hatten vergebens versucht, die Männer zu einem Gespräch zu veranlassen, man hatte ihnen auf ihre Fragen keine Antwort gegeben, und als sie sich dann an die Frauen und Mädchen gewandt, waren auch diese stumm und schweigsam geblieben. So hatten die jungen Männer sich dann auf die andere Seite des Platzes begeben, zu dem Fiedler und den Kindern. Aber als sie mit diesen zu schäkern und zu plaudern begannen, hörte man die ernsten Stimmen ihrer Mütter und Väter, welche die Kinder zu sich riefen und ihnen befahlen, an ihrer Seite zu bleiben.

Die jungen Bursche sahen sich fragend und verwundert an. Ich bin nur neugierig, was daraus endlich werden soll, und ob wir bis zur Nacht hier umherstehen werden? brummte der Eine.

Es scheint, sie erwarten Jemand, flüsterte der Andere.

Sie erwarten meinen Vater, sagte Karl Heinrich. Und seht nur, da kommt er vom Kirchhof her. Der Dorfschulze hat ihn geholt.

Wie der Greis jetzt auf den Platz trat, gingen die Männer ihm entgegen und führten ihn in feierlichem Schweigen nach der Bank unter der großen Linde hin und hoben ihn auf dieselbe empor, daß er auf der Bank stehend die Häupter Aller überragte, und überall sein ehrwürdiges, bleiches, von spärlichem grauen Haar umflattertes Antlitz gesehen werden konnte.

Aller Augen wandten sich nach ihm hin, ein tiefes, athemloses Schweigen trat ein. Der Greis hob

seinen Arm empor und winkte nach der Seite hin, wo die zwölf Bursche standen.

Karl Heinrich Buschmann, sagte er feierlich, komme her zu mir! Und als sein Sohn mit raschen Schritten zu ihm trat, fuhr er fort: Ich frage Dich im Namen Gottes, ist es wahr, was Du mir gestern gesagt hast? Ist es wahr, daß Du Dich heimlich von den Fahnen Deines Königs, unseres Herrn, des Königs Friedrichs von Preußen entfernt hast! Ist es wahr, daß Du in der preußischen Uniform heimlich Dein Regiment und die Fahne verlassen hast, zu der Du geschworen?

Es ist wahr, sagte Karl Heinrich mit erzwungenem Trotz. Aber wir waren nicht blos berechtigt, sondern verpflichtet das zu thun, denn wir sind nicht mehr preußische Unterthanen, sondern die Unterthanen des Königs von Frankreich. Ihr habt Alle gehört, was unser Herr Geistliche uns heute in der Kirche vorgelesen, und wie der Herr Erzbischof befohlen hat, daß wir unserm neuen Herr sollen treu und gehorsam sein. Wir durften nicht mehr die preußische Uniform tragen, nicht mehr preußische Soldaten sein, und so kamen wir zurück in unser Dorf.

Ihr kamt zurück als ehrvergessene, treulose Soldaten, rief der Greis mit einem flammenden Zornesblick auf seinen Sohn. Ihr kamt zurück als schmachbeladene, elende Deserteure, Ihr kamt zurück zur Schande Eures Dorfes, zur Schande Eurer Väter und Mütter, Eurer Brüder und Schwestern, Eurer Bräute und Freunde. Ihr kamt zurück, indem Ihr von den Fahnen desertirtet, von den Fahnen Eures rechtmäßigen Königs, dem Ihr, wie wir Alle, den Eid der Treue geschworen, den Eid, welchen Gott empfangen und den keines Menschen Wort von Euch nehmen kann! Männer von Brünen, wollen wir diese Schande dulden, welche unsere Söhne auf uns bringen? Wollen wir es dulden, daß alle Welt mit Fingern auf uns zeigen und sagen kann: sie sind die

Väter der Soldaten, welche von ihrem Regiment entwichen und ihrem König den Eid der Treue brachen?

Nein! riefen die Männer wie aus einem Munde, nein, wir wollen das nicht dulden, wir wollen keine Deserteure zu unsern Söhnen haben!

Der Greis nickte ihnen schweigend zu und wandte sein Haupt dann langsam nach der Seite hin, wo die Frauen und Mädchen standen.

Ihr Frauen und Jungfrauen von Brünen, wollt Ihr es dulden, daß Eure Söhne und Brüder mit Schmach und Schuld beladen unter Euch wandeln? Wollt Ihr die Deserteure in Euerm Hause und an Eurem Tisch wieder aufnehmen, wollt Ihr den Deserteuren Eure Arme öffnen und sie wieder Eure Söhne und Brüder nennen?

Nein, nein! riefen die Frauen und Mädchen wie aus einem Munde, nein, wir wollen das nicht dulden! Wir wollen die Deserteure nicht wieder in unserem Hause und an unserem Tisch aufnehmen. Unsere Söhne und Brüder sollen keine Deserteure sein!

Der Greis richtete sich höher auf, und wie von mächtiger Begeisterung erfaßt, hob er die Arme zum Himmel empor und sein Antlitz leuchtete in heiliger Verklärung.

Sie sollen zurückkehren zu ihren Fahnen! rief er mit gebieterischer Stimme. Sie sollen mit ihrem Blut die Schande von ihrer Stirn und von der unsrigen wieder fortwaschen, und wenn sie Gott dann erhält, und wenn sie ihre Ehre reingewaschen als tapfere Soldaten des Königs von Preußen, erst dann wollen wir sie wieder bei uns aufnehmen, erst dann sollen sie wieder unsere Söhne und in unserem Hause willkommen sein!

So soll es sein! riefen die Männer, und die Frauen und Mädchen sprachen und flüsterten es ihnen nach.

Der Greis stieg jetzt von der Bank hernieder und schritt langsam vorwärts, langsam hinüber nach der Seite des Platzes, wo die zwölf jungen Männer mit erbleichtem Antlitz, mit entsetzten Blicken standen und ihn angstvoll anstarrten.

Kehrt zurück, woher Ihr gekommen! rief der Greis, die Arme gegen sie ausstreckend. Kehrt zurück zu den Fahnen Eures Königs! Wir wollen keine Deserteure unter uns dulden! Fort mit Euch!

Fort mit Euch! riefen die Männer, hinter dem Greise einherschreitend, die Arme gegen die Jünglinge ausstreckend. Wir wollen keine Deserteure unter uns dulden! Fort mit Euch!

Fort mit Euch, riefen die Frauen und Mädchen, hinter den Männern und zu ihrer Seite daherkommend. Fort mit Euch aus unserem Dorf!

Und die Kinder, angesteckt von diesem allgemeinen Ruf, schrieen mit schmetternder Stimme es nach: Fort mit Euch aus unserm Dorf!

Die Bursche standen anfangs wie gelähmt vor Entsetzen da. Mit weit aufgerissenen Augen starrten sie auf diese, aus zürnenden Gesichtern, aus blitzenden Augen, aus verwünschenden Lippen, aus erhobenen Armen zusammengesetzte Woge hin, die immer näher und näher kam, die sie zu verschlingen, zu zermalmen drohte, wie die auf einem einsamen Felsenriff Gestrandeten von der donnernden Woge verschlungen und zermalmt werden. Dann, wie von Grauen ergriffen, wandten sie sich, um zu entfliehen.

Fort mit Euch! Fort mit den Deserteuren! donnerte es hinter ihnen. Fort mit Euch! riefen und schrieen ihre Väter und Mütter, ihre Brüder und Schwestern, ihre Bräute und Freunde.

Dieser furchtbare Ruf traf ihre Ohren jetzt, wie der Donner des Weltgerichts. Mit todesbleichen Angesichtern, mit zitternden Knieen eilten sie vorwärts, die große Straße des Dorfes hinunter.

Aber hinter ihnen her kamen sie Alle, Alle. Hinter ihnen her, wie das Heulen des Sturmes, ertönte es immer wieder: Fort mit Euch! Fort mit Euch! Fort mit den Deserteuren!

Und weiter rannten sie, wie von Furien verfolgt, weiter, immer weiter die Straße hinunter. Aber sie blieben immer hinter ihnen. Die zürnende, donnernde Woge wälzte sich ihnen nach.

Einmal nur wagte es Karl Heinrich, sich umzuschauen nach den Verfolgern. Es war ein fürchterlicher Anblick, diese Menge zürnender Gesichter mit den wuthblitzenden Augen zu sehen. Und allen Uebrigen voraneilend, sah er seinen greisen Vater mit leichenblassem Antlitz, das weiße Haar flatternd im Winde, die Arme drohend gegen ihn erhoben, und mit schmetternder Stimme rufend: Fort mit Euch! Fort mit den Deserteuren!

Karl Heinrich wandte sich ab, von tiefem Grauen ergriffen, ein Schrei des Entsetzens ertönte von seinen Lippen und wie ein Wahnsinniger stürzte er vorwärts. Die Kameraden ihm nach und hinter ihnen her das ganze Dorf, schreiend und brüllend: Fort mit Euch! Fort mit den Deserteuren!

Schon lag das Dorf hinter ihnen, aber immer weiter und weiter ging die wilde Jagd, immer weiter und weiter ging es in rasendem Lauf die Straße hinunter. Da gab es kein Ruhen und Stillstehen, kein Aufathmen und Schweigen. Sie mußten fliehen, vorwärts, immer vorwärts.

Jetzt hatten sie in ihrem Lauf die Grenze des Dorfes längst überschritten. Hinter ihnen war es stiller geworden. Sie wagten es, sich umzuschauen. Sie waren allein. Dort hinten aber an dem Graben,

der die Grenze des Dorfes Brünen bezeichnet, dort standen sie Alle, Alle, die Gesichter den Fliehenden zugewandt, und wie fernes Rabengekrächze tönte es durch die Luft: Fort mit Euch! Fort mit den Deserteuren!

Keuchend, mit schlotternden Knieen sanken die Burschе zusammen, mit hohlen Augen einander anstarrend, sprachlos vor Wuth, Schmerz und Demüthigung. Aber in's Dorf wagten sie nicht mehr zurückzukehren, und so thaten sie denn, was man von ihnen verlangt hatte. Vielleicht um den Zorn der Ihrigen zu sühnen, vielleicht von eigener Reue ergriffen, kehrten sie zu ihrem Regiment zurück, um freiwillig ihre Schuld zu bekennen, und Vergebung zu erflehen und zu erhalten.

So straften die tapferen Väter des Dorfes Brünen ihre feigen Söhne, und jagten die Ehrvergessenen, die Treulosen, zu ihrer Pflicht zurück, vielleicht dem Tode in die Arme.*)

*) Zur Erinnerung an diese hochherzige That der Bewohner von Brünen ließ im Jahre 1791 der Generallieutenant von Schlieffen in der Kirche des Dorfes ein Denkmal errichten, das folgende Inschrift trägt:

Ihre sei den wackern Brünern
Denn
als im siebenjährigen Kriege
die Franzosen das Cleve'sche einnahmen
und ausgeartete Söhne jener Rechtschaffenen
sich nicht schämten
Friedrich's Fahnen, bei welchen sie geschworen hatten,
schändlich zu verlassen
und rühmlichen Gefahren
treulos in der auch unter feindlichem Joche getreuen
Heimath ausweichen zu wollen,
während ihre besseren Brüder für's Vaterland
als Helden fochten,
als Helden starben,
da fühlten die Hausväter, die Hausmütter Brünen's
nur die Größe des Schimpfes,
nur Eifer für den König,
nicht Liebe für solche Kinder,
und trieben die Feigen zum Dorfe hinaus.
* * *
Unvergeßlich bleibe eine That,
Womit das Alterthum geprahlt haben würde.
Ihr weihete im Tempel des Orts diesen Stein
zum Denkmal
Schlieffen
als Befehlshaber von Wesel
1791
am Geburtstag Friedrich Wilhelms.

Bei dieser Gelegenheit hielt Schlieffen an die in ihrer Kirche versammelten Brüner folgende Anrede: Freunde! Dieses Denkmal heilige ich Euerer in einem vergangenen Kriege bewiesenen Vaterlandsliebe. Fahrt fort, es auch fernerhin zu verdienen, und lehret Euere Kinder das Gleiche zu thun. — Ihr aber, ehrwürdige Greise, die Ihr aus den damals für's Vaterland kämpfenden Helden Euerer Gemeinde noch lebend seid: Schabes, Hoddick, Thalmann, kommt, theuere Waffenbrüder, helft mir das Denkmal aufstellen und vergönnt Einem von Eueren alten Führern auf der Bahn des Ruhm's, dem einzigen hier gegenwärtigen, dem von Spitael, mit uns Hand ans Werk zu legen. (Preuß: Friedrich der Große, Th. II. S. 318.)

XXI.

Des Verräthers Verrath.

Der Graf Ranuzi war allein in seinem Zimmer. Er saß an seinem Schreibtisch und überlas noch einmal die beiden Briefe, die er soeben geschrieben, und dabei flog ein triumphirendes Lächeln über sein Antlitz hin.

Alles wird gut gehen, flüsterte er leise zu sich selber, wir werden dieses Magdeburg ohne einen Schwertstreich erobern, und dem König von Preußen seine beste Festung abgewinnen! Der Plan kann gar nicht mißglücken, denke ich, und es kommt nur darauf an, meinen Oberen und der Kaiserin zu beweisen, daß ich die Seele dieses Unternehmens war, daß ich diese ganze Intrigue geleitet habe. O, ich werde eines Tages doch noch mein Ziel erreichen! Ich werde die Stelle einnehmen, die mir gebührt, und als General unseres Ordens werde ich die ganze Welt beherrschen! In Magdeburg will ich mir den Generalstitel verdienen, dort will ich mir den Thron aufrichten, der dann die ganze Welt überragen und beherrschen soll! — Aber überlegen wir noch einmal, ob gewiß kein Rechenfehler in diesem Exempel unserer Herrlichkeit vorgekommen, ob Alles so zutreffen muß, wie ich es mir gedacht!

Ich habe mich zuerst mit dem kriegsgefangenen österreichischen Officier von Kimsky in Verbindung gesetzt, weil dieser mir den Vortheil bot, zugleich durch ihn Verbindungen in der Stadt und in der Citadelle Magdeburg anzuknüpfen. Kimsky mußte auf meinen Befehl in der Stadt Freunde suchen, und sich mit den Officieren der Citadelle befreunden. Dann kam es vor allen Dingen darauf an, diesen uns gewonnenen Freunden ein Ziel anzudeuten, das ihnen unverfänglich und unverdächtig erscheinen, und ihnen den wahren Plan verbergen möchte. Ich wählte also Trenck zum schützenden Schilde für meine Unternehmungen. Um ihm Vertrauen zu meinen Agenten einzuflößen, wußte ich mir von der Prinzessin Amalie eine Art Beglaubigungsschreiben für Trenck zu verschaffen, und sie für meine Sache zu interessiren. Sie versah mich mit Geld und gab mir außer dem Brief an Trenck noch ein Empfehlungsschreiben an einen sicheren und zuverlässigen Freund in Magdeburg. Dadurch war ich meinem Ziel um ein Bedeutendes näher gekommen, und unter dem Vorwand, nur für Trenck zu agiren, agirte ich für mich, für meine Stelle als Jesuitengeneral, für meine Kaiserin, der ich eine Festung erobern wollte. Und meine Pläne sind Alle reüssirt. Trenck hat sich in Einvernehmen mit drei preußischen Officieren der Citadelle gesetzt. Diese, von Mitleid ergriffen mit der unseligen Lage des unglücklichen Gefangenen, wollen Alles daran setzen zur Errettung des Unglücklichen und haben sich deshalb in Beziehung mit Denen gesetzt, welche Trenck ihnen als seine Freunde bezeichnete. Dieses aber sind meine Agenten und Untergebenen, sie handeln für mich, indem sie für Trenck zu handeln scheinen; die preußischen Officiere ahnen nicht, daß, indem sie Trenck zu seiner Freiheit verhelfen, sie der Kaiserin von Oesterreich eine Festung erobern helfen! So aber ist es! Es ist kein Rechenfehler in meinem Exempel, es wird reüssiren. Auf Trenck kann ich bauen, er ist ein Unterthan Maria Thereſia's, und der Durst nach Rache ist mächtig in ihm. Er wird Magdeburg für seine Kaiserin erobern. Aus der Tiefe eines unterirdischen Kerkers wird der Rächer hervorsteigen, den sich Gott ausersehen, um durch seine Hand den Uebermuth des Ketzerkönigs zu strafen und seine Macht zu brechen. — Es kommt also jetzt Alles darauf an, daß wir die Kunde von diesem Unternehmen nach Wien bringen, damit von dort aus dafür gesorgt werde, daß einige österreichische Regimenter zur rechten Zeit in der Gegend von Magdeburg lagern, und auf ein von uns gegebenes Zeichen die Stadt besetzen, damit der König von Preußen uns nicht durch Waffengewalt wieder abjage, was wir durch List erobert haben. Und zu allen diesen Dingen ist jetzt der günstigste Zeitpunkt gekommen. Denn Friedrich, der vielfach gedemüthigte, geschlagene König, ist weit von Magdeburg zurückgedrängt, er hat die Belagerung von Dresden aufgeben müssen, und österreichische Truppen lagern dort, wie russische Truppen bei Frankfurt. Auch die Franzosen sind nicht weit, und alle diese verschiedenen Armeen werden bereit sein, zu unserm Beistand herbeizueilen. Alles kommt darauf an, die Kunde von

unserem Unternehmen sicher und ungefährdet nach Wien zu bringen. Aber dies freilich ist ein schwieriger Punkt. Am besten wär's, ich ginge selber. Aber ich bin Kriegsgefangener, und bis nicht Magdeburg in unsere Gewalt gegeben, klirrt diese Kette an meinem Fuß. Es muß also ein anderer dorthin gesandt werden, ein vertrauter Bote, der Muth, Entschlossenheit und Todesverachtung besitzt. — Das habe ich in diesem Briefe hier dem Hauptmann von Kimsky geschrieben; er soll unter den dortigen Verschwornen einen solchen Mann ausfindig machen und ihm dann dieses kleine Blättchen, das ich ihm sende, übergeben. Ach, wie harmlos und kindlich dieses Blättchen aussieht und doch würde es dem König von Preußen, wenn es in seine Hände fiele, eine schöne Festung und mehrere Millionen erhalten, denn die Kriegskasse ist von Dresden nach Magdeburg gebracht, und die wird auch unser werden. Ach, ach, wie viel der König von Preußen wohl zahlen möchte für diese zwei Zeilen Chiffreschrift, und wie er Denjenigen wohl belohnen möchte, der ihm den Schlüssel zu dieser Schrift brächte. — Diesen Schlüssel will ich wiederum durch einen anderen Boten nach Wien senden; dazu dient dieser zweite Brief! Damit wir aber ganz sicher gehen, und in jedem Fall, selbst wenn meine beiden Boten verunglückten, ungefährdet sind, habe ich Trenck veranlaßt, sich auch seinerseits nach Wien zu wenden, und dort um Beistand und Geld zu bitten. So muß er immer der Schild sein, welcher uns deckt, und hinter dem wir uns verschanzen! Mißglückt das ganze Unternehmen, so schieben wir es dem thörichten Tollkopf Trenck in die Schuhe, glückt es aber, so ist es mein Verdienst, und ich werde nicht säumen, meinen Lohn einzucassiren. Der General unseres Ordens ist alt, und sollte er dessenungeachtet noch lange leben wollen, so muß man der zähen Natur mit —

Er wagte nicht seinen Satz zu vollenden, aber ein wildes, dämonisches Lächeln flog über sein Antlitz hin, und ergänzte die Worte, welche seine Lippen nicht zu sprechen wagten. — Er stand auf und ging heftig und hochaufathmend einige Male auf und ab, ganz verloren in die ehrgeizigen Träume seiner Zukunft, zu deren Verwirklichung er als echter Jesuit kein Mittel scheute, eingedenk des Wahlspruchs seines Ordens: „Der Zweck heiligt die Mittel."

Er sah sich selbst mit dem bedeutungsvollen Ring an seiner Hand, mit diesem Ring, vor dem sich Könige oft genug gebeugt, und der für den Jesuitenorden das war, was die Krone für den König: das heilige Zeichen der Macht und Herrlichkeit, das unbestreitbare Zeichen einer unsichtbaren, die ganze Welt beherrschenden Gewalt! — Er sah sich mit diesem Ring am Finger daherschreiten, um Völker zu unterjochen, Throne zu zerbrechen und neue aufzurichten. — Aber plötzlich schreckte er empor aus diesen Träumereien, und erinnerte sich mit einem matten Lächeln wieder der Gegenwart.

Ah, sagte er aufathmend, man muß über den Träumen einer herrlichen Zukunft nicht die Gegenwart aus den Augen verlieren, welche diese Zukunft vorbereiten soll! Und es sind wichtige Dinge, welche ich heute noch zu thun habe! Ich muß diese Briefe zu Marietta bringen, damit sie dieselben adressirt, und zur Post befördert, dann aber muß ich zur du Trouffel gehen, und sie zu überreden suchen, daß sie mir die Erlaubniß erwirkt, auf einige Tage nach Magdeburg zum Besuch eines kranken Freundes reisen zu dürfen. Das wird freilich ein schwieriges Unternehmen sein, denn sie wird ungern in eine Trennung willigen, aber ich werde sie zu überreden wissen. Meine Worte besitzen viel Gewalt über sie, und einem verliebten Weibe ist es unmöglich, dem Gegenstand ihrer Zärtlichkeit etwas abzuschlagen. Ich werde also durch Madame du Trouffel, der nahen und einflußreichen Verwandten des Herrn Kommandanten von Berlin, die Erlaubniß zu dieser Reise nach Magdeburg erhalten, und ebenso werde ich durch Marietta Tagliazuchi meine beiden wichtigen Briefe befördern!

Er lachte laut auf, als er dieser beiden Frauen gedachte, welche ihm Beide so zärtlich ergeben, Beide so gern bereit waren, sich von ihm täuschen zu lassen.

Indessen lieben mich doch Beide auf sehr verschiedene Weise, sagte er lachend, indem er seine Toilette ordnete und sich zum Ausgehen anschickte. Maria Tagliazuchi liebt mich mit der Demuth einer begeisterten Sclavin, Louise du Trouffel mit der dankbaren Gluth einer alternden Coquette. Es wäre eine gute Aufgabe für einen Rechenkünstler zu berechnen, welche Art dieser beiden Lieben schwerer in's Gewicht fällt! Jedenfalls ist Marietta's Liebe angenehmer und bequemer, weil sie demüthiger ist. Gleich einem treuen Hunde legt sie sich zu meinen Füßen nieder, und wenn ich sie von mir stoße, so kriecht sie immer wieder demüthig zu mir heran, und leckt die Füße, die sie traten! Fort zu ihr, zu meiner zärtlichen Marietta!

Er steckte die beiden Briefe zu sich, nahm seinen Hut, und auf die Straße hinuntereilend, schlug er den Weg zu Marietta's Wohnung ein.

Sie empfing ihn mit der gewohnten, leidenschaftlichen Gluth, sie war beredt wie immer in der Schilderung ihrer Zärtlichkeit. Sie klagte ihm, was sie gelitten durch diese ewig lange Trennung von ihm, und mit welcher entsetzensvollen Qual der Gedanke sie erfüllt habe, er möchte ihr ungetreu sein, und eine Andere lieben!

Ranuzi lachte. Immer noch das alte Lied, Ma-

rietta, sagte er, immer noch Zweifel und Mißtrauen? Dürstet die Tigerin immer noch nach meinem Blut, und möchte mein ungetreues Herz zerfleischen?

Sie kniete, wie sie das so oft zu thun pflegte, zu seinen Füßen, und ihre beiden Arme auf seine Knie gestützt, das Haupt auf die gefalteten Hände gelehnt, blickte sie zu ihm empor.

Kannst Du mir schwören, daß Du mir treu bist? fragte sie mit einem seltsamen, scharfen Ton. Kannst Du mir schwören, daß Du kein Weib liebst außer mir?

Ja, das kann ich Dir schwören, sagte er lachend.

So thue es! rief sie ernst.

Sprich mir selber den Schwur vor, ich will ihn Dir nachsagen!

Sie sah ihm einige Minuten schweigend und fest in's Antlitz, und wunderbare Schatten zogen über ihr bewegliches Antlitz dahin. Ranuzi achtete nicht darauf, er war zu sorglos, zu siegesgewiß, um Zweifel und Mißtrauen zu hegen.

Höre den Schwur, sagte sie nach einer Pause. Ich, der Graf Carlo Ranuzi, schwöre, daß ich kein anderes Weib liebe, außer Marietta Tagliazuchi allein, ich schwöre, daß, seit ich sie liebe, meine Lippen den Mund keines anderen Weibes geküßt, keiner Anderen Worte der Liebe gesagt haben und nie sagen werden. Möge Gottes Zorn mich strafen, wenn mein Schwur eine Unwahrheit enthält!

Sie ließ die Worte dieses Schwurs langsam und einzeln von ihren Lippen fallen, und sah Ranuzi dabei mit starren glühenden Blicken an.

Keine Muskel seines Antlitzes zuckte, kein Zug desselben veränderte sich. Lächelnd und unbefangen sprach er ihr die Worte nach, dann neigte er sich zu ihr nieder und küßte ihr schwarzes glänzendes Haar. Thörin, sagte er heiter, bist Du nun zufrieden und beruhigt?

Ich bin zufrieden, denn Du hast geschworen, sagte sie, sich von ihren Knieen erhebend.

Du wirst also jetzt für immer beruhigt sein, Marietta?

Ja, für immer!

Nun denn, so laß uns jetzt einen Moment von Geschäften sprechen. Hier sind zwei wichtige Briefe, mein holdes Kind. Du siehst, wie grenzenlos meine Liebe zu Dir ist, denn ich vertraue Dir diese Briefe an, und bitte Dich, sie unter der gewohnten Adresse nach Magdeburg zu befördern. Du hast mein Herz, wie meine Geinnisse in Deinen schönen Händen.

Er küßte ihre Hände, indem er ihr die Briefe übergab. Marietta zuckte leise zusammen und sah mit einem scheuen, entsetzten Blick auf die beiden Briefe hin.

Sie enthalten also gefährliche Geheimnisse? fragte sie.

Sehr gefährliche, mein holdes Kind.

Wenn man sie auffinge, wärst Du verloren, würde man Dich tödten? fragte sie mit einem kreischenden Aufschrei.

Ranuzi hörte in diesem Schrei nur die Angst ihrer zärtlichen Liebe. Allerdings wäre ich verloren und dem Tode verfallen, sagte er, wenn man diese Briefe entdeckte. Aber fürchte nichts, meine holde Marietta, man wird nichts entdecken, und Niemand wird auf den Einfall kommen, diese harmlosen Briefe, welche Du auf die Post trägst, und welche an Deine Freundin in Magdeburg adressirt sind, zu erbrechen. Zudem ahnt ja Niemand irgend eine nähere Verbindung zwischen uns. Wir haben das heilige Geheimniß unserer Liebe so sorgfältig gehütet, wie die Priesterinnen der Vesta das heilige Feuer behüteten, und so wird es denn auch sicher und ungefährdet sein. Wenn Dein Gatte von seiner Reise nach Italien zurückkehrt, so wird ihm die böse Welt keine schlimmen Gerüchte von uns Beiden zu erzählen haben, und er wird Dich als sein treues Weib in seine Arme schließen. Wann kommt er?

In drei Wochen erst erwarte ich ihn.

Ah, wir werden bis dahin noch manchen herrlichen stillen Abend genießen können, Marietta, und um so weniger mache ich mir Vorwürfe, daß ich Dich heute bald verlassen muß.

Du willst mich verlassen?

Ich muß, Marietta!

Und wohin gehst Du? fragte sie, ihm tief und starr in's Antlitz schauend.

Schon wieder eifersüchtig? fragte er lachend. Beruhige Dich, Marietta. Ich gehe zu keiner Frau, und dann, hast Du nicht meinen Schwur, und muß Dich der nicht ganz sicher machen?

Wohin gehst Du? wiederholte sie mit ihren scharfen, forschenden Blicken.

Ich gehe zu einer Zusammenkunft mit einigen Freunden, sagte er, und diese Zusammenkunft wird im Hause des Geistlichen der katholischen Kirche stattfinden. Bist Du nun zufrieden, Marietta? Und fürchtest Du nun nicht mehr, daß irgend ein gefährliches Rendezvous mich von Dir ruft?

Ich fürchte nichts mehr, sagte sie lächelnd. Du hast mich über Alles beruhigt.

Dann, meine Geliebte, bitte ich Dich, mich gehen zu heißen, und mir zu befehlen, Dich zu verlassen, denn wenn Du's nicht befiehlst, so wird es mir unmöglich, obwohl ich weiß, daß ich gehen muß! Aber nein, erst laß mich sehen, wie Du meine Briefe adressiren wirst!

Du sollst es sehen, sagte sie, zu ihrem Schreibtisch tretend und die Adressen schreibend. — Ranuzi nahm die Briefe und las die Aufschrift. Siehst Du,

Marietta, sagte er dann, diese kleinen flüchtigen Schriftzeichen sind der Talisman, welcher mich behütet, und mein Geheimniß birgt. Und das danke ich Dir, meine Geliebte, Dir allein! Aber wirst Du nun das Werk Deiner Güte vollenden, und die Briefe sogleich zur Post tragen?

Ich werde es thun, Carlo, und sogleich.

Du schwörst es mir? fragte er scherzend. Schwörst es mir bei unserer Liebe?

Ich schwöre es Dir! Schwör's bei unserer Liebe!

Und nun lebewohl, Marietta, lebewohl für heute. Morgen schon hoffe ich Dich wiederzusehen.

Und er zog sie in seine Arme und küßte sie innig, und flüsterte ihr Worte der Liebe, der glühenden Zärtlichkeit in's Ohr, und merkte in seiner Ungeduld, fortzukommen, gar nicht darauf, daß sie kalt und stumm in seinen Armen lag. Dann nahm er seinen Hut und ihr noch einmal zärtlich zunickend, verließ er das Gemach.

Sie blieb mitten im Zimmer stehen, ihre Arme hingen schlaff an ihrer Gestalt hernieder, ihr Haupt war auf ihre Brust geneigt. So lauschte sie auf seine sich entfernenden Schritte, so horchte sie auf jede Stufe der Treppe, die er langsam hinunterstieg. Jetzt berührte er die letzte Stufe, jetzt war er auf dem kleinen Vorplatz, wenn er den überschritten, war er an der Hausthür! — Mit einem wilden Aufschrei stürzte sie jetzt aus dem Zimmer und eilte der Treppe zu.

Carlo, Carlo, warte noch einen Moment!

Er hatte eben die Hand auf die Klinke der Hausthür gelegt, jetzt blieb er stehen und schaute zurück. — Da kam sie, bleich, mit flammenden Augen, mit zitternden Lippen die Treppe hinuntergeflogen, da stürzte sie mit geöffneten Armen zu ihm hin und schloß ihn mit leidenschaftlicher Gluth in ihre Arme.

Lebewohl, mein Carlo, lebewohl, Du Geliebter meiner Seele! Licht meiner Augen, lebewohl!

Sie küßte seinen Mund, seine Augen, seine Hände, sie preßte ihn so fest an sich, daß er zu ersticken meinte; dann auf einmal stieß sie ihn von sich und sagte rauh und kalt: Geh'! Geh' fort!

Und ohne ihn nur noch einmal anzusehen, wandte sie sich um und eilte die Treppe hinauf, während Ranuzi kopfschüttelnd und lachend über die leidenschaftliche Thörin das Haus verließ.

XXII.

Die Anklage.

Diesmal rief Marietta ihn nicht wieder zurück, schaute sie nicht, wie sie sonst zu thun pflegte, ihm von ihrem Fenster aus nach. Sie stand mitten in ihrem Zimmer, bleich, mit hochfliegendem Athem, mit blitzenden Augen, bewegungslos, mit gespannten Mienen, als horchte sie auf Etwas!

Worauf horchte sie? Vielleicht auf seinen, in der einsamen, stillen Straße verhallenden Schritt, vielleicht auf ihre Erinnerungen, die jetzt wie krächzende Todesvögel ihr Haupt umschwirrten und ihr gestorbenes Glück zu zerfleischen kamen! Vielleicht horchte sie auch auf diese flüsternden Stimmen, welche in ihrer Brust ertönten, und welche Ranuzi des Verrathes und der Treulosigkeit anklagten!

Und war er denn wirklich schuldig, hatte er wirklich ein todeswürdiges Verbrechen begangen? — Sie stand noch immer bewegungslos da, und horchte auf die flüsternden Stimmen in ihrer Brust.

Ich will es mir noch einmal überlegen, flüsterte sie, indem sie langsam durch das Zimmer schritt, und sich auf den Divan niedergleiten ließ. Ich will noch einmal über ihn zu Gericht sitzen, und mein Herz, welches in der Wuth seiner Schmerzen ihn noch immer liebt, mein Herz soll der Richter sein.

Und jetzt rief sie sich Alles noch einmal in's Gedächtniß zurück. Jetzt zog noch einmal wie ein goldener Sonnenstrahl ihre Jugendzeit an ihr vorüber, und die köstlichen, seligen Tage ihrer ersten unschuldsvollen Liebe. Jetzt erinnerte sie sich all' der Schmerzen, die sie um dieser Liebe willen erduldet, zu der sie immer wieder zurückgekehrt war, die sie nimmer in

ihrem Herzen hatte ertödten können. Dann dachte sie daran, wie sie Ranuzi hier in Berlin wiedergesehen, wie ihre Herzen sich wiedergefunden, wie die alte Liebe wieder, einem strahlenden Phönix gleich, sich aus der Asche der Vergangenheit erhoben habe, um ihnen beiden den Himmel oder die Hölle zu öffnen. Sie erinnerte sich mit einem zornigen Erbeben dieser glücklichen Tage ihrer wiedergefundenen Jugendliebe, sie wiederholte sich die heißen Schwüre ewiger Liebe und Treue, welche Ranuzi ihr ungefordert dargebracht. Sie erinnerte sich, wie sie ihn gewarnt, wie sie ihm gesagt, daß sie seine Untreue und seinen Verrath rächen werde an ihm selber, und wie er sorglos dazu gelacht, und sie seine Tigerin, seine Anakonda genannt habe. — Dann dachte sie daran, wie sie allmählig das Erkalten seiner Liebe gefühlt, wie sie angstvoll umher geschaut, zu sehen, was ihn plötzlich so verändert habe! Sie hatte nichts entdecken können! Aber ein Zufall war ihr zu Hülfe gekommen, ein böser, tückischer Zufall. Da es seit dem Kriege in Berlin keine Oper mehr gab, und Marietta daher ganz unbeschäftigt war, hatte sie seit einiger Zeit angefangen, Gesangunterricht zu geben, vielleicht um sich zu zerstreuen, vielleicht, um ihre Einnahme zu vergrößern. Ihrem Geliebten aber hatte sie das sorgfältig verschwiegen, weil sie in der Uneigennützigkeit ihrer Liebe nicht wollte, daß er glauben möge, sie bedürfe des Geldes, und daß er ihr zu Hülfe kommen möchte. Eine ihrer ersten Schülerinnen war die Tochter der Madame du Trouffel, die junge Camilla von Kleist gewesen, und bald waren Lehrerin und Schülerin näher befreundet geworden. Camilla, von ihrer Mutter immer noch in das Kinderzimmer und die Einsamkeit zurückgedrängt, hatte ihrer neuen Freundin die Leiden ihrer Häuslichkeit und die Langeweile, die sie zu erdulden habe, geklagt. Dann, von Marietta's Theilnahme und schmeichlerischer Freundschaft immer mehr hingerissen, hatte das junge Mädchen nicht gescheut, zu der Fremden über ihre eigene Mutter zu klagen. Sie hatte, in dem Bestreben sich als das interessante Opfer mütterlicher Tyrannei darzustellen, ihre eigene Mutter schonungslos preisgegeben. Sie hatte der Madame Tagliazuchi erzählt, daß sie nur deshalb immer noch als ein Kind von ihrer Mutter behandelt würde, weil diese selber noch jung zu erscheinen wünsche, daß sie nur deshalb niemals in dem Salon und bei den Abendgesellschaften erscheinen dürfe, weil ihre Mutter fürchte, ihre Tochter möge ihr ihre Anbeter und Liebhaber entführen. Und einmal so weit gekommen in ihren Confidenzen, hatte Camilla, die beklagenswerthe Tochter ihrer leichtsinnigen Mutter, sich nicht gescheut, ihrer Freundin von den Anbetern ihrer Mutter zu erzählen. Als den letzten, den gefährlichsten dieser Anbeter, als denjenigen, den sie am meisten hasse, weil er am häufigsten komme, und ihre Mutter am meisten beschäftige, nannte Camilla zuletzt den Grafen Ranuzi.

Das war der Anfang dieser furchtbaren Qualen, die Marietta Tagliazuchi seit einigen Wochen erduldet, Qualen, die sich immer mehr steigerten, je mehr sie sich hatte überzeugen müssen, daß wirklich ein innigeres Verhältniß zwischen Ranuzi und der Madame du Trouffel existire, und daß, wenn Ranuzi, unter dem Vorwand mit dringenden Geschäften überhäuft zu sein, es Marietten verweigerte, den Abend bei ihr zuzubringen, er dies nur that, weil er regelmäßig jeden Abend zur Madame du Trouffel ging.

Marietta hatte diese Qualen still in sich hineinfressen lassen. Sie hatte sich den Trost versagt, irgend Jemand ihre Leiden klagen zu können, sie hatte sogar den Muth gefunden, mit lachendem Munde der kleinen Camilla die Wahrheit ihrer Erzählung zu bestreiten, und sie der Verleumdung zu beschuldigen. Sie wollte Gewißheit, sie verlangte Beweise, und Camilla, von ihrem Widerspruch gereizt, versprach sie ihr zu geben. Eines Tages überreichte sie Marietten mit triumphirendem Gesicht ein Billet, das sie von dem Schreibtisch ihrer Mutter entwendet hatte. Es war ein in französischer Sprache geschriebenes Gedicht, in welchem Ranuzi voll demüthigster Liebe, voll glühendster Zärtlichkeit die schöne Louise bat, ihm zu gestatten, daß er den Abend zu ihr kommen, zu ihren Füßen knieen, und sie anbeten dürfe, wie der Gläubige das schöne Muttergottesbild anbete.

Marietta las das Gedicht mehrmals und gab es dann mit vollkommener Ruhe Camillen zurück. Aber ihre Wangen waren leichenblaß, und ihre Lippen zuckten zuweilen so heftig, daß Camilla sie theilnehmend fragte, ob sie Schmerzen habe. Sie erwiderte, daß sie allerdings leide, und es besser sei, die Gesangstunde auf den andern Tag zu verlegen. Sie wolle nach Hause und zu Bette gehen. Aber Marietta war nicht nach Hause gegangen. Außer sich, fast sinnlos vor Schmerz und Zorn, war sie in den Straßen umhergeirrt, grübelnd nur und sinnend, wie sie sich rächen wolle für diese ihr angethane Schmach, für diese Treulosigkeit ihres Geliebten! — Und endlich hatte sie ein Mittel gefunden, und mit entschlossenem Schritt, mit glühenden Wangen und einem seltsamen Lächeln auf den fest zusammengepreßten Lippen war sie dem Schlosse zugewandert. — Dort hatte sie nach dem Marquis d'Argens gefragt, und Ranuzi's böses Geschick hatte gewollt, daß derselbe wirklich sich in Berlin befand, während er sonst gewöhnlich in Sanssouci sich aufzuhalten pflegte. Marietta kannte den Marquis nicht persönlich, aber ihr Gatte, welcher seit einigen Monaten verreist war, hatte ihr oft von dem geistvollen und liebenswürdigen

Provençalen erzählt, mit welchem Tagliazuchi in seiner Eigenschaft als Operndichter des Königs vielfach in Berührung gekommen. Marietta wußte, daß der Marquis dem König innig befreundet sei, und auch jetzt im lebhaftesten Briefwechsel mit dem König stehe. Deshalb hatte sie sich an den Marquis d'Argens gewandt, weil sie wußte, daß das der leichteste und schnellste Weg sei, um ihre Mittheilungen unmittelbar an den König selbst zu bringen. Marquis d'Argens nahm ihren Besuch an, und fragte sie freundlich nach

Der gute Marquis war erblassend einen Schritt zurückgetreten, und hatte angstvoll gefragt, ob es ein Attentat gegen das Leben des Königs betreffe, was sie ihm zu sagen habe.

Sie hatte ihm erwidert, daß es nicht sein Leben betreffe, aber doch ein Geheimniß von der größten Wichtigkeit sei. Dann aber, während der Marquis sie aufforderte, ihm weitere Mittheilungen zu machen, war es ihr plötzlich gewesen, als sähe sie Ramyr's schönes Antlitz vor sich, als schaue er sie an mit den

Marquis d'Argens.

ihrem Begehr. Anfangs war Marietta stumm, und einen Moment hatte sie ein Gefühl, als bereue sie, was sie thun wolle, als sei es besser zu schweigen und wieder von dannen zu gehen.

Aber dann ward der Zorn wieder in ihr wach, und wappnete sie mit dem Muth der Verzweiflung. Mit fliegendem Athem, mit einer seltsamen wirren Hast sagte sie dem Marquis, daß sie komme, um ihm ein Geheimniß mitzutheilen, ein Geheimniß, welches den König betreffe!

großen, tiefen Augen, deren Blick sie immer bis in die Tiefe ihres Herzens empfunden hatte. Sie erschauerte in sich, die alte Liebe ward wieder wach in ihr, und drängte die Rache noch einmal aus ihrem Herzen fort. Ein angstvolles Zaudern und Zagen überkam sie, und stockend und verwirrt sagte sie jetzt: sie könne ihr Geheimniß nur dem König selber anvertrauen, oder derjenigen Person, welche der König ausdrücklich dazu bestimmen würde.

Als der Marquis mit Fragen in sie gedrungen

war, als er in seiner lebhaften Weise seine Vermuthungen über die Art ihres Geheimnisses ausgesprochen und Marietta in ein Netz von Fragen und sich widersprechenden Antworten eingefangen, hatte sie sich endlich scheu und angstvoll in ein vorsichtiges Schweigen zurückgezogen, und dem Marquis gesagt, sie werde in acht Tagen wiederkehren, um dann von ihm zu erfahren, wen der König dazu ausersehen, ihre Mittheilungen zu empfangen.*)

Diese acht Tage waren heute vergangen. Marietta hatte während derselben oft genug mit ihrem Herzen gerungen, ihre immer wieder erwachende Liebe hatte sie oft genug bereden wollen, die Rache aufzugeben und zu verzeihen. Fast schon war sie entschlossen gewesen, gar nicht wieder zu dem Marquis hinzugehen, oder, wenn er zu ihr käme, zu sagen, sie habe sich geirrt, und ihr Geheimniß sei nichts weiter gewesen, als eine Mystification, mit der man sie geneckt.

Aber jetzt, jetzt waren alle diese weicheren, diese milderen Gefühle verbrannt in dem wilden Feuer der Rache und des Zorns, das ihr ganzes Wesen durchloderte, und mit schmerzenden Flammen über ihrem Haupt zusammenschlug.

Er ist ein Verräther, ein schmachvoller Lügner, sagte sie, die Zähne fest und zornig aufeinanderpressend. Er ist ein Feigling, welcher nicht einmal den Muth besitzt, einer Frau in's Antlitz zu schauen, und ihr die Wahrheit, die sie von ihm fordert, zu bekennen. Er ist ein Meineidiger, denn er hat den Schwur geleistet, den ich von ihm forderte. Er hat geschworen, nur mich, mich allein, und kein anderes Weib zu lieben. Er hat den frechen Muth gehabt, die Strafe Gottes heraufzubeschwören, wenn er die Unwahrheit sage!

Was zaudere ich noch länger! rief sie, plötzlich emporspringend und sich aufrichtend, der treulose, der meineidige Verräther verdient es, daß mein verrathenes, zertretenes Herz sich an ihm räche. Er hat die Strafe Gottes heraufbeschworen, und sie soll ihn zerschmettern!

Jetzt war Alles Entschlossenheit und Muth, Energie und Besonnenheit in ihr. Sie nahm die beiden Briefe, welche ihr Ranuzi zur Besorgung übergeben, und verbarg sie in ihrem Busen, dann kleidete sie sich an und verließ ihre Wohnung, sie der Beaufsichtigung ihrer Magd übergebend.

Mit festem Schritt, mit vollkommen ruhiger Haltung ging sie die Straßen dahin, die zum Schlosse führten, und doch, — als sie jetzt vor dem Hause der Madame du Trousel vorüberkam, — doch stockte ihr Fuß und sie stand still um zu ihren Fenstern emporzuschauen.

Wenn er diesmal sie nun doch nicht betrogen, wenn er nicht bei ihr war, wenn er ihr die Wahrheit gesagt? Sein Antlitz war so offen und ruhig lächelnd gewesen, als er ihr sagte, er habe bei dem katholischen Geistlichen eine Zusammenkunft mit einigen Freunden, mit so viel anmuthiger Schelmerei hatte er sie gefragt, ob sie auch darauf eifersüchtig sein könne?

Nein, nein, es war nicht möglich, er konnte so nicht lügen, mit solcher lächelnden Ruhe sie nicht betrügen! — Kaum wissend, was sie that, trat Marietta Tagliazuchi in's Haus ein, und stieg die Treppe hinauf zu der Wohnung der Madame du Trousel. Den eben zufällig heraustretenden Bedienten fragte sie, ob Fräulein Camilla zu Hause sei, und da dieser bejahte, eilte sie den Corridor hinunter nach der Thür, welche zu Camilla's Zimmer führte.

Das junge Mädchen kam ihr mit einem lauten Willkommengruß entgegen. Es ist gut, daß Sie kommen; Marietta, sagte sie. Denn ohne Sie würde ich wieder dazu verdammt sein, den ganzen Abend hier in meinem Zimmer eingeschlossen zu sitzen, und mich mit meinen Büchern zu ennuyiren. Aber ich weiß schon, was ich thue. Wenn Mama darauf besteht, daß ich immer noch ein Kind sein und nicht in den Salon kommen soll, wenn Gesellschaft da ist, so laufe ich davon, oder lade mir heimlich auch Gesellschaft ein, mit der ich mich auch amüsiren kann. Mein Cousin, der Lieutenant Kienhaus, ist wieder in Berlin. Er ist am rechten Arm verwundet worden, und der König hat ihn daher auf Urlaub entlassen, damit er sich kuriren lasse. Den werde ich mir einladen, und er soll mir Gesellschaft leisten, wenn Mama im Salon ist.

*) Der Marquis d'Argens schilderte dem König diesen Besuch der Madame Tagliazuchi in einem seiner Briefe auf eine sehr ausführliche und lebhafte Weise und theilte demselben seine Vermuthungen mit, die allerdings der Wahrheit ziemlich nahe kommen, und beweisen, daß der Marquis ein guter Inquisitor sein konnte, wenn es sich um das Interesse eines angebeteten Königs handelte. Er beschwört den König, die Sache nicht leicht zu nehmen, denn es handle sich hier wahrscheinlich um eine Verrätherei, die bis nach Wien hin ihre Zweige ausdehne. Madame Tagliazuchi habe in Berlin viel mit ihren Landsleuten, den gefangenen italienischen Officieren verkehrt, und es könne leicht sein, daß einer dieser Officiere durch diese Frau eine gefährliche Correspondenz mit Wien geführt habe. Enfin, Sire, schließt der Marquis seinen Brief, quand il seroit vrai, que tout ceci ne fut qu'une tête italienne, qui se serait échauffée et qui aurait pris des chimères pour des vérités, ce qui pourrait encore bien être, cette femme ne paraît rien moins que prudente et tranquille, je crois cependant que la peine, qu'on aurait prise de savoir ce qu'elle veut déclarer, serait si legère, qu'on ne la regretterait pas, quand même on découvrirait que cette femme n'est qu'une folle. (Oeuvres de Frédéric le Grand. Vol. 19. p. 91.)

Sie lachte laut auf und zog Marietta tänzelnd vorwärts. Jetzt habe ich Gesellschaft, rief sie, jetzt wollen wir fröhlich sein und singen und plaudern!

Wer ist denn aber im Salon, fragte Marietta, um wessentwillen hat Ihre Mutter Sie für heute wieder verbannt?

Nun, um wessentwillen anders als um des italienischen Grafen, um dieses unleidlichen Grafen Ranuzi willen. Er ist seit einer Stunde da, und Mama befahl, Niemand vorzulassen, denn sie habe wichtige Geschäfte mit dem Herrn Grafen.

Und Sie glauben, daß er den ganzen Abend bleibt? fragte Marietta.

Ich weiß es ganz gewiß, denn er thut es jeden Abend.

Marietta fühlte, wie ein kalter Schauer ihre Glieder durchrieselte, aber sie blieb äußerlich vollkommen gleichgültig.

Armes Kind, sagte sie, es ist wahr, Sie sind zu beklagen, und wenn Sie mich haben wollen, werde ich Ihnen Gesellschaft leisten. Aber vorher habe ich noch einen Geschäftsgang zu besorgen, dann will ich noch einige Noten von meinem Clavier holen, um mit Ihnen zu singen, und mit denselben kehre ich zu Ihnen zurück.

Sie küßte Camilla leicht auf die Stirn und ging.

Die letzte Frist war abgelaufen; für Ranuzi gab es jetzt keine Gnade mehr in Marietta's Herzen! Hastig vorwärts eilend hatte sie bald das Schloß erreicht, und ließ sich dem Marquis melden.

Der Marquis ließ sie in sein Studirzimmer kommen, und trat ihr mit einem offenen Briefe in der Hand lächelnd entgegen.

Sie kommen zu rechter Zeit, Madame, sagte er. Vor einer Stunde empfing ich diesen Brief von Sr. Majestät dem Könige.

Und hat der König eine Person bestimmt, der ich mein Geheimniß anvertrauen könnte? fragte sie hastig.

Ja, Madame, Se. Majestät haben geruht, mich zu dieser Vertrauensperson zu ernennen.

Lassen Sie mich den Brief sehen! rief Marietta, die Hand nach dem Briefe ausstreckend.

Der Marquis zog ihn zurück. Erlauben Sie, sagte er, ich lasse die Briefe des Königs nie aus meinen Händen, und Keiner außer mir liest sie. Aber ich werde mir erlauben, Ihnen die auf unsere Angelegenheit bezüglichen Worte des Königs vorzulesen, und Sie werden mir wohl auf mein Ehrenwort glauben, daß sie so geschrieben stehen. Hören Sie also, was Se. Majestät schreibt: „Soyez, Marquis, le dépositaire de mes secrets, le confident des mystères de madame Tagliazuchi, l'oreille du trône et le sanctuaire où s'annoncerot les complots des mes ennemis.*) — Madame, Sie sehen also, daß mich der König bevollmächtigt, Ihr Vertrauen entgegen zu nehmen, und ich bin bereit zu hören, was Sie die Güte haben wollen, mir zu sagen.

Er führte Madame Tagliazuchi zum Divan hin, und setzte sich auf den Fauteuil ihr gegenüber.

Ich habe dem König zu sagen, daß er auf seiner Huth sei, sagte Marietta feierlich. Eine große, weitverzweigte Verschwörung bedroht ihn. Man hat mich zu dem Werkzeug derselben gemacht, unter falschen Vorspiegelungen, unter Lug und Betrug hat man mein Vertrauen erschlichen. O, mein Gott, rief sie plötzlich aufschreiend und emporspringend, jetzt wird mir Alles klar! Ich war nichts als ein Werkzeug seiner Intriguen, nichts als das Mittel, dessen er sich zur Erreichung seiner Zwecke bediente! Er stahl meine Liebe, und machte sich daraus ein bequemes Kleid, mit dem er seine Politik umhüllte! Ach, ach, ich bin sein postillon de politique gewesen.

Und mit einem lauten, wilden Lachen sank sie in den Divan zurück, während heiße Thränen ihren Augen entstürzten.

Der Marquis war entsetzt aufgesprungen und näherte sich ein wenig der Thür. Er war jetzt vollkommen überzeugt, daß es eine Wahnsinnige sei, welche er da vor sich habe.

Madame, sagte er, erlauben Sie, daß ich Jemand zu Ihrem Beistand herbeirufe. Sie scheinen mir wirklich in einem sehr leidenden und aufgeregten Zustand zu sein, und es wäre für Sie ohne Zweifel besser, wenn Sie alle diese politischen Dinge vergäßen, und ein wenig an Ihr physisches Wohlergehen dächten!

Marietta indessen hatte schon ihre Ruhe und Besonnenheit wiedergefunden, und blickte mit einem matten Lächeln in das angstvolle Antlitz des Marquis d'Argens. Fürchten Sie nichts, mein Herr, sagte sie, ich bin nicht wahnsinnig! Kehren Sie daher

*) Die Fortsetzung dieses Briefes, die der höfliche Marquis der Madame Tagliazuchi nicht vorlas, lautet: Pour quitter le style oriental, je vous avertis, que vous aurez l'oreille rebatue de misères et de petites intrigues de prisonniers obscurs, et qui ne vaudront pas le temps, que vous perdrez à les entendre. Je connais ces espèces de personnes du genre de madame Tagliazuchi: elles envisagent les petites choses comme très importantes; elles sont charmées de figurer en politique, de joues un rôle, de faire les capables, d'étaler avec faste le zèle de leur fidélité. J'ai vu souvent, que ces beaux secrets révélés, n'ont été que des intrigues pour nuire au tiers ou au quart, à des gens, auxquelles ces sortes de personnes veulent du mal. Ainsi, quoique cette femme vous puisse dire, gardez vous bien d'y ajouter foi; et que votre cervelle provençale ne s'échauffe pas au premier bruit de ces récits. (Oeuvres. Vol. 19. Page 92.)

immerhin auf Ihren Platz zurück, ich habe keine Waffe bei mir, und ich will Niemand verwunden. Der Dolch, den ich bei mir trage, der sitzt in meinem eigenen Herzen, und die Wunde schmerzt zuweilen, das ist Alles! Ich verspreche Ihnen aber, jetzt diesen Schmerz zu unterdrücken, und ganz ruhig und sanft zu sein. Kommen Sie also!

Der Marquis kehrte scheu und ängstlich zu seinem Lehnstuhl zurück, den er indessen etwas weiter von der Signora fortrückte.

Ich sagte Ihnen also, fuhr Marietta nach Athem ringend fort, daß man meine Leichtgläubigkeit benutzt, und mich zum Werkzeug dieser politischen Intrigue gemacht hatte, dieser Intrigue, welche, wenn nicht das Leben, doch die Länder des Königs bedroht. Es handelt sich darum, eine der wichtigsten Festungen in die Hände der Oesterreicher zu bringen.

Und Sie sind davon überzeugt, daß dies keine Chimaire ist? fragte der Marquis mit einem ungläubigen Lächeln.

Ich bin davon überzeugt, und habe den Beweis dafür bei mir!

Sie zog die beiden Briefe, die ihr Ranuzi übergeben, aus ihrem Busen und gab sie dem Marquis. Nehmen Sie diese Papiere und übersenden Sie dieselben dem König, aber nicht morgen, nicht gelegentlich, sondern heute, in dieser Stunde noch. Wenn Sie es nicht thun, Herr Marquis, wird der König in acht Tagen um eine Festung ärmer sein. Sagen Sie außerdem Sr. Majestät, er möge auf seiner Huth sein vor den gefangenen Officieren in Berlin, in Huth besonders vor meinem Landsmann, dem Grafen Ranuzi. Er ist die Seele dieser ganzen Verschwörung, von ihm geht dieses ganze, gefährliche Unternehmen aus, und wenn dies scheitert, wird er ein anderes ersinnen. Er ist ein gefährlicher Feind, eine Schlange, deren Gift man am meisten fürchten muß, wenn sie am friedfertigsten und stillsten zu sein scheint. Sagen Sie dem König, er möge sich vor dem Verräther, dem österreichischen Spion Ranuzi hüten! Senden Sie dem König diese Papiere, und er wird sehen, daß meine Worte Wahrheit enthalten.

Sie stand auf, und sich leicht vor dem Marquis verneigend, schritt sie der Thür zu. — Der Marquis hielt sie zurück.

Madame, sagte er, wenn diese Dinge sich wirklich so verhalten, wie Sie sagen, so ist dieser Graf Ranuzi also ein sehr gefährlicher Mensch, dessen man sich vergewissern müßte?

Ja, er ist ein sehr gefährlicher Mensch, sagte Marietta mit einem seltsamen Lächeln. Fragen Sie darnach die schöne Madame du Trouffel. Sie wird es Ihnen bestätigen.

Die schwarzen, glänzenden Augen des Marquis hefteten sich mit einem forschenden Ausdruck auf das Antlitz der Signora. Er erinnerte sich, daß ihm der König geschrieben, er möge bei den Confidenzen der Madame Tagliazuchi auf seiner Huth sein. Oft wären solche enthüllte Geheimnisse nichts weiter als erdichtete Intriguen, mit denen ihre Erfinder einem Dritten schaden wollten.

Ah, Signora, jetzt begreife ich, rief der Marquis. Sie kamen hierher nicht aus Patriotismus für den König von Preußen, sondern aus Eifersucht, nicht um dem König zu nützen, sondern um diesem Herrn Ranuzi zu schaden!

Sie zuckte mit einem fast verächtlichen Ausdruck die Achseln. Ich bin eine Italienerin, sagte sie lakonisch.

Und die Italienerinnen lieben es sich zu rächen! rief der Marquis.

Wenn man es wagt, sie zu beleidigen, ja!

Dieser Graf Ranuzi hat es gewagt, Sie zu beleidigen?

Ein Blitz des Zornes flammte einen Moment in ihren Augen auf und verschwand dann schnell wieder. Würde ich ihn sonst verrathen? fragte sie. Ich bin eine Italienerin, und Sie können daher nicht fordern, daß ich für den König von Preußen Patriotismus fühle. Der Graf Ranuzi ist mein Landsmann, urtheilen Sie also, wie tief er mich beleidigt hat, da ich ihn verrathe, und ihn dem Tode überantworte!

Dem Tode! Es ist also ein todeswürdiges Verbrechen, welches der König in diesen Papieren entdecken wird? Sie täuschen sich nicht? Ihre Begierde, sich zu rächen, läßt Sie die Dinge nicht schwärzer und gefährlicher sehen, als sie sind?

Nein, ich täusche mich nicht, und meine Worte enthalten die Wahrheit.

Aber dann, rief der Marquis entsetzt, dann ist es ja gefährlich, diesen Ranuzi frei und ungehindert umhergehen zu lassen! Dann werde ich mich an den Commandanten von Berlin wenden, und von ihm fordern, diesen Ranuzi sofort und auf meine Verantwortung zu verhaften!

Marietta stand schon an der Thür um hinauszugehen, aber diese Worte des Marquis bannten sie. Die Hand auf die Klinke der Thür gelehnt, blieb sie stehen und wandte ihr bleiches Antlitz zu d'Argens zurück.

Gewiß wäre es das Beste und Sicherste, ihn sogleich zu verhaften, sagte sie, und ihr Herz hüpfte hoch vor Freude, denn sie sagte sich selber mit einer grausamen Lust: Wenn er gefangen ist, wird er nicht mehr zu Madame du Trouffel gehen zu können.

Der Marquis antwortete nicht. Er ging gedankenvoll und hastig im Zimmer auf und nieder.

Marietta's Augen folgten jeder seiner Bewegungen mit raschen, feurigen Blicken.

Endlich sagte der Marquis, vor ihr stehen bleibend: ich mag nicht die Verantwortung auf mich nehmen, diesen Menschen verhaften zu lassen, denn ich weiß nicht, ob diese Papiere, die ich dem König übergeben soll, wirklich so gefährliche Dinge enthalten, wie Sie sagen. Der König selbst muß darüber entscheiden, und ich werde ihm diese Papiere durch den heute abgehenden Courier übersenden. Aber jedenfalls muß dieser Ranuzi beobachtet und bewacht werden, und Sie sollen sein Wächter sein! Sie müssen dafür sorgen, daß er nicht entflieht. Sie mache ich dafür verantwortlich, daß Ranuzi Berlin nicht verläßt, und wir, wenn die Antwort des Königs eintrifft, ihn finden können.*)

Sie sollen ihn bei mir finden, sagte sie, und wenn er nicht bei mir ist, werde ich Ihnen wenigstens sagen können, wo er ist. Fürchten Sie nichts, er soll nicht entfliehen können, denn ich werde ihn bewachen! Sobald die Antwort des Königs eingetroffen ist, haben Sie die Güte mich davon zu benachrichtigen. Das ist die einzige Belohnung, die ich mir erbitte.

Ich werde Sie benachrichtigen, Madame, sagte der Marquis, ihr die Thür öffnend, und was den Grafen Ranuzi anbetrifft, so lese ich in Ihren Zügen, daß Sie ihn wirklich genug hassen, um ihn nicht entfliehen zu lassen!

*) „Si votre Majesté," schreibt d'Argens an den König, „ne m'avoit point écrit en propres termes: Quoique cette femme puisse vous dire, gardez-vous bien, d'y ajouter foi, j'aurai prié le commandant de faire arrêter le nommé Ranuzi, jusqu'à ce qu'elle eut mandé ce quelle veut qu'on en fasse, cet homme me paraissant un espion de plus avérés. Mais je me suis contenté de dire à madame Tagliazuchi que si cett homme sortait de Berlin avant la réponse de Votre Majesté, elle en répondrait, et elle m'a assuré, qu'elle le retiendrait." (Oeuvres Vol. 19. p. 93.)

XXIII.

Vendetta.

Fünf Tage waren seit dieser Unterredung Marietta's mit dem Marquis vergangen. Sie hatten in Marietta's Herzen keine Aenderung hervorgebracht, und nicht einen Moment hatte der Durst ihrer Rache sich gekühlt. Vielmehr schien ihr Haß gegen Ranuzi noch glühender, noch leidenschaftlicher geworden zu sein, seit sie seine Pläne begriff, seit sie einsehen gelernt hatte, daß sie ihm weiter nichts gewesen, als das Werkzeug seiner Intriguen, daß er sie niemals geliebt, sondern immer nur benutzt habe. — Seit sie zu dieser Erkenntniß gekommen war, hatte sie seinem ganzen Thun und Handeln aufgelauert, hatte sie sich bemüht, sogar seine geheimsten Gedanken zu erspähen, und allen seinen Plänen auf die Spur zu kommen. Sie hatte dazu kein Mittel verschmäht, und eines Tages sogar, während er bei ihr war, während sie mit anscheinender Gluth ihn umarmte, und lange an seinem Herzen ruhte, und ihm glühende Worte der Liebe in's Ohr flüsterte, hatte sie dabei leise und verstohlen aus der Tasche seines Rockes ein zusammengefaltetes Papier hervorgezogen, das er kurz zuvor von einem fremden Diener, der ihn vergeblich in seinem Hause aufgesucht, und ihm dann hierher gefolgt war, erhalten hatte. Dann hatte sie unter irgend einem Vorwand das Zimmer verlassen, um den Inhalt des Papiers zu untersuchen, aber als sie mit demselben sich entfernte, schloß sie erst vorsichtig und leise die Thür des Zimmers zu, in welchem Ranuzi sich befand. Darauf untersuchte sie das Papier, und ein grimmiges Lächeln stand auf ihren Lippen, als sie es gelesen.

Mit schneller Entschlossenheit zog sie aus ihrer Kleidertasche ihr Portefeuille hervor, und ein Blatt aus demselben reißend, schrieb sie mit Bleistift darauf: „Wenn Sie nicht wollen, daß er entfliehen soll, so

eilen Sie. Er hat heute durch die Vermittelung der Madame du Trouffel die Erlaubniß und den Paß zu einer Reise nach Magdeburg erhalten. Jetzt werde ich nicht mehr die Macht haben, ihn zurück zu halten, was also geschehen soll, muß bald geschehen." —

Nun faltete sie das Papier zusammeu, und flog unhörbar und leise durch das Vorzimmer hin, und nach der Küche, wo ihre Magd sich befand.

Höre, Sophie, sagte sie hastig, nimm dieses Billet und laufe damit so rasch Du kannst auf das Schloß, und frage nach dem Marquis d'Argens. Du mußt ihm persönlich das Billet übergeben, und wenn Du in einer Stunde mit einer Antwort zurückgekehrt bist,

Ich will nicht, Marietta, aber ich muß, seufzte Ranuzi. Glaube mir, mein Kind, wenn ich meinem Herzen folgte, verließe ich niemals dieses Zimmer, welches ich immer in meinen Gedanken mein Paradies nenne, und in welchem ich meine einzigen schönen und glücklichen Stunden durchlebe. Aber, was willst Du, mein Engel, es ist dem Menschen nicht beschieden, ungestört die Wonnen des Paradieses zu genießen. Mutter Eva hat uns das verschuldet, und wir müssen es sühnen. So muß ich denn auch heute Dich verlassen, und zu jenen Zusammenkünften gehen, die Dir so verhaßt sind.

Aber noch bleibst Du bei mir, nicht wahr? fragte

werde ich Dich dafür belohnen, als ob ich eine Königin wäre. Sage kein Wort weiter und eile.

Die Magd huschte die Treppe hinunter, und Marietta kehrte mit einem frohen Lächeln in das Zimmer zurück, in welchem Ranuzi war, und sie mit zärtlichen Vorwürfen über ihre lange Abwesenheit empfing.

Ich habe für uns ein kleines Souper angeordnet und die Magd abgesandt, das Nöthige einzuholen, sagte sie lächelnd. Denn Du wirst mich doch heute nicht, wie immer, verlassen, um zu Deinen hochwichtigen Conferenzen zum katholischen Pfarrer zu gehen?

sie zärtlich, ihn mit ihren beiden Armen umschlingend. Noch wirst Du mich nicht verlassen?

Er versprach es ihr mit den innigsten Liebesausdrücken, und er blieb. Niemals war er liebenswürdiger, geistvoller, aufmerksamer und zärtlicher gewesen, niemals war Marietta lebhafter, angeregter, zuvorkommender und hingebender gewesen, als heute.

Beide hatten sie ihre Gründe dazu, Beide hatten sie ihre Absichten! Die Liebe lächelte von ihren Lippen, aber sie war nicht in ihren Herzen, und Beide wollten sie sich täuschen. Ranuzi wollte durch seine Zärtlichkeit ihr jeden Argwohn benehmen, und sie nicht ahnen lassen, daß dies heute ihr letztes Begegnen sei, und daß

er in dieser Nacht noch Berlin auf immer zu verlassen gedenke. Marietta wollte durch ihre zärtliche Gluth ihn an sich fesseln, und ihn verhindern sie zu verlassen.

So unter heiteren Gesprächen, unter zärtlichen Scherzen verging die Zeit und jetzt hörte Marietta unten die Hausthür öffnen, jetzt kamen leise, flüchtige Schritte die Treppe herauf.

Es war die Magd, welche zurückgekehrt war! Marietta's Herz klopfte so ungestüm vor Erwartung, daß sie kaum im Stande war, ihre Unruhe zu verbergen.

Die Magd ist mit ihren Einkäufen wieder da, sagte sie hastig. Ich will nur hinausgehen und ihr sagen, daß Du auch heute wieder nicht bei mir bleiben willst.

Sie nickte ihm zu und ging hinaus. Draußen trat ihr Sophie, noch ganz außer Athem vom eiligen Lauf, entgegen, und reichte ihr ein Billet dar. Marietta erbrach es mit zitternden Händen. Es enthielt nichts als diese Worte: „Halten Sie ihn nur noch einige Minuten zurück, dann werden diejenigen kommen, welche Sie in der Bewachung Ihres Gefangenen ablösen und Sie für immer von ihm befreien werden, indem sie ihn in's Gefängniß führen. Die Antwort Dessen, dem ich Ihre Papiere gesandt habe, ist gekommen. Er hat ihn verurtheilt."

Es ist gut, Sophie, sagte Marietta, das Papier in ihrem Busen verbergend, sobald der Graf fort ist, sollst Du Deine Belohnung empfangen. Jetzt höre: es werden Soldaten kommen. Sobald sie die Treppe heraufschreiten, klopfe an meine Thür, damit ich weiß, daß sie da sind.

Sie eilte wieder zurück zu Ranuzi, aber jetzt lächelte sie nicht mehr, jetzt trat sie nicht mit den weit geöffneten Armen zu ihm hin, sondern bleich, hochaufgerichtet, die Arme über die Brust gefaltet, die Augen flammend vor Zorn, so schritt sie auf ihn zu.

Ranuzi, sagte sie, die Stunde der Vergeltung ist gekommen. Du hast mich schmachvoll hintergangen und betrogen. Du hast mein Herz hohnlachend unter Deine Füße getreten, und meiner Liebe gespottet. Lüge war auf Deinen Lippen, Lüge war in Deinem Herzen, und während Du mir schwurst, daß Du kein anderes Weib liebtest außer mir, hattest Du mich längst schon an ein anderes Weib verrathen. Ich kenne Madame du Trouffel und ich weiß, daß Du jeden Abend zu ihr gehst; das sind die Zusammenkünfte mit Deinen Freunden beim katholischen Geistlichen, um Deretwillen Du mich verlässest. O, ich weiß Alles, Alles! Ich will Dir keine Vorwürfe machen, ich will Dir nichts erzählen von den Martern, die ich erduldet, von den qualvollen Nächten, den jammernden Tagen, die ich durchseufzte und durchweinte, bis es mir gelang, mit meinen versiegenden Thränen die Liebe zu Dir in meinem Herzen zu ertödten. Das ist jetzt Alles vorüber und ausgelitten. Aber erinnere Dich, daß ich Dir eines Tages sagte, wenn Du mich verließest, und Dich treulos von mir wendetest, so würde ich mich rächen!

Ich erinnere mich dessen, sagte Ranuzi ruhig, und ich weiß auch daß Du Wort halten wirst. Aber bevor Du das thust, bevor Du hingehst, um mich vielleicht dem hiesigen Gouvernement als einen gefährlichen Spion anzuzeigen, wirst Du wenigstens meine Vertheidigung anhören, und erst, wenn Dir diese nicht genügend erscheint, erst dann wirst Du mich verdammen und dich rächen.

Sie schüttelte hastig ihr Haupt. Ich habe genügende Beweise, sagte sie. Ich habe sie Tag um Tag, Stunde um Stunde in mich hineingeschlürft, wie der Verurtheilte den Giftbecher trinkt, an dem er sterben soll. Meine Liebe ist gestorben und mein Glück, aber auch Du sollst sterben, auch Du sollst leiden, wie ich gelitten habe, und da meine Liebe nicht genügte, um mein Gedächtniß in Deinem Herzen lebendig zu erhalten, will ich versuchen, ob die Rache es vermag. Wenn Du leidest und unglücklich bist, so wirst du meiner gedenken, so wirst Du bereuen!

Was denn bereuen? fragte er stolz. Ich that nichts, dessen ich zu schämen, das ich zu bereuen hätte. Ich habe mein ganzes Leben, mein ganzes Sein und Denken einem heiligen und erhabenen Princip dargebracht; dies allein bestimmt meine Handlungen und mein Thun. Ihm müssen sich alle meine Gefühle, meine Wünsche und Hoffnungen unterordnen, und wenn es gebeut, so werde ich ihm das Liebste was ich habe, ohne Thränen und ohne Klage zum Opfer darbringen! Eines Tages forderte dieses große Princip, dem ich lebe, dem ich gehorche, daß ich anscheinend mich an meiner Liebe zu Dir versündigte. Es galt die Erfüllung eines Planes, zu der nur diese Frau, die Du vorher genannt, mir behülflich sein konnte. Ich durfte mein Herz nicht fragen, was es litt, denn mein Kopf sagte mir, daß ich ihrer bedürfe und daß ich daher verpflichtet sei, mit allen Mitteln mich um ihre Hülfe zu bewerben. So ward ich der tägliche Gesellschafter der Madame du Trouffel, so —

Ein leises Klopfen an der Thür unterbrach ihn, und machte ihn in unerklärbarem Schrecken erbeben. Was bedeutet das? fragte er erbleichend.

Marietta lachte laut auf. Das bedeutet, sagte sie langsam und mit sprühenden Zornesblicken, das bedeutet, daß Du morgen nicht nach Magdeburg reisest, daß Du nicht von dem Paß Gebrauch machst, den Dir Deine Geliebte Madame du Trossel erwirkt hat. Ach, Du wolltest mich heimlich verlassen, Du wolltest mich deine Abreise nicht ahnen lassen. Du

hast Dich geirrt, Ranuzi, Du wirst in Berlin bleiben, aber Du wirst nie wieder zu ihr gehen, denn ich will es nicht!

Eben ward laut und heftig an die Thür geklopft, und ohne ein Herein abzuwarten, traten zwei Polizeibeamte in das Zimmer, während man durch die offen gebliebene Thür in den Vorsaal schauen und dort die Soldaten gewahren konnte, die mit geschultertem Gewehr den Ausgang bewachten.

Ranuzi war anfangs bei dem Anblick dieser Diener der Gerechtigkeit tief in sich zusammengeschauert, und eine tödtliche Bläße hatte sein Antlitz überzogen. Aber wie sie näher und näher zu ihm heranschritten, gewann er rasch seine gewohnte Ruhe und Fassung wieder, und trat ihnen stolz und kalt entgegen.

Sind Sie der Graf Ranuzi? fragte der Eine der Polizeibeamten.

Ich bin es, sagte er gelassen.

Dann verhaften wir Sie im Namen des Königs. Sie sind unser Gefangener, und werden uns sogleich folgen.

Und wessen bin ich angeklagt? fragte Ranuzi, indem er langsam die rechte Hand in seinen Busen schob.

Das Kriegsgericht wird Ihnen darüber Auskunft geben.

Ah, ich werde also vor ein Kriegsgericht gestellt werden!

Ja, man stellt die gefangenen Officiere, welche Spione sind und Complotte machen, immer vor das Kriegsgericht.

Dessen also bin ich angeklagt! rief Ranuzi, und sich dann langsam zu Marietta umwendend, fragte er: und dies ist Dein Werk?

Ja, es ist mein Werk! sagte sie triumphirend.

Kommen Sie jetzt, mein Herr! rief der Polizeibeamte rauh, indem er Ranuzi näher trat, und seinem Gefährten einen Wink gab, dasselbe zu thun. Kommen Sie jetzt sogleich und gutwillig. Zwingen Sie uns nicht Gewalt zu gebrauchen!

Gewalt! rief Ranuzi achselzuckend, indem er die Hand aus seinem Busen hervorzog und den Häschern ein Pistol entgegenstreckte, vor welchem sie entsetzt zurückwichen. Sie sehen wohl, daß ich die Gewalt nicht zu fürchten habe, fuhr er fort. So wie Sie es wagen, sich mir zu nähern, und die Hand nach mir auszustrecken, werde ich Sie Beide niederschießen, denn zum Glück hat mein Pistol mehr als einen Lauf, und es versagt nicht. Sie sehen, wir spielen hier ein gefährlich Spiel, bei dem es sich eben so gut um Ihr Leben, als um das meine handelt. Ich kann Sie erschießen, wenn ich Lust dazu habe, ich kann auch gegen meine eigene Stirn diese Waffe richten, wenn ich der Untersuchung und der Gefangenschaft entgehen möchte. Aber ich verspreche Ihnen, weder das Eine noch das Andere zu thun, wenn Sie mir nur so viel Zeit gönnen, dieser Dame noch einige Worte zu sagen.

So machen Sie es kurz, rief der Polizeibeamte, oder bei Gott, ich rufe die Soldaten herein, und lasse Sie erschießen, so gut wie Sie uns erschießen wollten.

Ranuzi zuckte die Achseln. Sie werden sich wohl hüten, mich erschießen zu lassen. Der Todte könnte nichts mehr aussagen, und es wird meinen Herren Richtern doch sehr darauf ankommen, mich auszuforschen. — Gehen Sie voran bis zu jener Thür, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Ihnen sogleich folge.

Er hob wie zur Bekräftigung seiner Worte die Hand mit der Pistole wieder empor, und die beiden Männer zogen sich murrend und mit drohenden Blicken bis an die Thür zurück.

Nun wandte sich Ranuzi wieder an Marietta, die mit einem seltsamen Gemisch von Zorn und Staunen, von Haß und Bewunderung immer ihre großen, glühenden Augen auf ihn gerichtet hatte.

Marietta, sagte er sanft und leise.

Sie schreckte zusammen bei seinem Ruf, und ein Zittern durchflog ihre Glieder. Er sah es und lächelte. Marietta, fuhr er fort, Du hast mich also verrathen, Du hast Deine Liebe an mir gerächt. Ich mache Dir darüber keine Vorwürfe, meine Anakonda, aber ich bitte Dich, sage mir nur dies Eine: hast Du die Briefe, welche ich Dir zuletzt gab, hast Du diese wenigstens noch zur Post befördert?

Nein! rief sie mit gewaltsamer Kraftanstrengung ihre Augen zwingend, daß sie es wagten den seinen zu begegnen.

Unglückliche, und was hast Du mit ihnen gemacht?

Ich habe sie dem König von Preußen gesandt.

Ranuzi stieß einen Schrei aus und taumelte einen Schritt zurück. Dann bin ich verloren, murmelte er, und mit mir ist es jener Unglückliche, der unter der Erde schmachtet nach Freiheit und Licht. Armer Trenck! Arme Amalie! Alles ist verloren, Alles durch die Eifersucht dieses unseligen Weibes! Ich sage Dir, Marietta, fuhr er lauter fort, indem er seine Hand schwer auf ihre Schulter legte, ich sage Dir, ich habe nicht nöthig, Dich zu verfluchen, denn Du wirst es selber thun. Diese Stunde wird in Deinem Herzen wirken wie ein tödtliches Gift und Du wirst daran sterben. Es ist wahr, Du hast Dich gerächt; heute freuest Du Dich dessen noch, denn Du glaubst noch, daß Du mich hassest, aber morgen schon wirst Du es bereuen, morgen schon wird der Jammer über Dich kommen, und er wird wachsen mit jedem Tage, denn Du wirst fühlen, daß Du mich immer und ewig lieben mußt, gerade deshalb lieben mußt, weil Du mein Unglück verschuldet hast. Ja, Du hast

Recht, Du hast ein Mittel gefunden, mich ewig an Dich zu erinnern. Ich werde im Kerker Deiner gedenken, ich werde es thun, indem ich Dir fluche; aber auch Du wirst meiner gedenken, und indem Du es thust, wirst Du die Hände ringen und Dich selber verfluchen, denn die Rache wird die Liebe nicht in Deinem Herzen ertödten können! Das sei Deine Strafe! Lebewohl!

Er ging an ihr vorüber und näherte sich ruhig und gelassen den Polizeibeamten. Kommen Sie, meine Herren, ich bin bereit zu folgen, und damit Sie ganz ruhig und sorglos sein können, will ich mein Pistol hier zurücklassen. Es ist mein Vermächtniß an jene Dame dort, mein letztes Andenken. Sie wird es vielleicht einmal brauchen können!

Er legte das Pistol leise auf ihren Schreibtisch, und schritt dann rasch der Thür zu. Kommen Sie, meine Herren, ich bin Ihr Gefangener!

Er winkte ihnen, ihm zu folgen, und schritt stolz durch den Vorsaal dahin.

Marietta stand da, zitternd, todesbleich; die Augen weit aufgerissen, die Lippen geöffnet wie zu einem Schrei, so starrte sie ihm nach, athemlos, gebannt vor Entsetzen. Nun sah sie ihn die Thür des Vorsaals öffnen, nun wandte er sein bleiches, stolzes Antlitz noch einmal zu ihr zurück, nun schaute er sie an mit einem kalten, flammenden Zornesblick, dann trat er hinaus, die Polizeibeamten und die Soldaten folgten ihm, die Thür ward geschlossen.*)

Er ist fort, er ist fort, murmelte sie, wie in einer Art Betäubung. Sie führen ihn in's Gefängniß, vielleicht zum Tode! O, zum Tode! Und ich bin es, die ihn gemordet hat! Er hat Recht! Ich bin eine Verdammte, Fluchbeladene! Ich habe ihn gemordet und — ich liebe ihn!

Und mit einem wilden Aufschrei sank sie ohnmächtig zusammen.

---

*) Ranuzi, oder, wie Andere ihn nennen, Renazi, ward nebst seinem Bedienten gefangen nach Spandau geführt, wo er in schwerer Kerkerhaft saß, und auch dann noch verblieb, als der Krieg beendet war. Erst im Jahre 1787 gelang es den dringenden und so lange wiederholten Fürbitten des österreichischen Kaiserhofes, Ranuzi die Freiheit wieder zu verschaffen, also nach siebenundzwanzigjähriger Gefangenschaft. (Preuß: Th. II. S. 156.)

XXIV

Trenck.

Er lebte immer noch. Weder die Ketten, noch die Jahre der Einsamkeit hatten seine Kraft gebrochen, seinen Geist gebeugt. Seine hohe Riesengestalt war zu einem Skelett zusammengeschrumpft, sein Haar war gebleicht, und hing um sein hageres Gesicht wie ein aus Asche gewebter Schleier nieder. Schwere Ketten hingen an seinen Füßen und an seinem Halse, ein breiter Eisengürtel umfaßte seine Taille, und war mit einer kurzen Kette an der Wand befestigt, eine dicke Eisenstange, mit eisernen Ringen an den Handschellen, hielt seine Arme auseinander, — aber er lebte immer noch! Seit Jahren war er mit diesem kurzen, unruhigen Schritt, wie ihn die Gefangenen und die gefesselten Thiere in der Wüste haben, auf der Steinplatte hin- und hergegangen, welche sein Grab bedeckte, aber er hatte diesem Grabe, das sich unter ihm wölbte, Hohn gesprochen, — er lebte immer noch!

Er lebte immer noch! Er lebte, weil er ein bestimmtes Wollen, ein großes Ziel hatte. Dieses Wollen und dieses Ziel war die Freiheit!

Trenck konnte nicht sterben, denn da draußen war die Freiheit, die Sonne, das Leben und die Ehre. Er konnte nicht sterben, denn um sterben zu können, mußte er erst gelebt haben!

Er hatte noch so wenig gelebt! Einige kurze Jahre der Jugend, des Strebens, des Genusses; ein flatternder Traum aus Liebe, Ehrgeiz und Leichtsinn gewebt, das war sein Leben gewesen!

Er hatte ihn mit schwerer, jahrelanger Kerkerhaft gebüßt! Das Leben, welches er nicht mehr kannte, war doch zu ihm in den Kerker gekrochen, und hatte mit grausamer Hand die Jahre, die er nicht durchlebt, sondern nur durchlitten, auf seiner Stirn verzeichnet und in seinem zerfallenden Antlitz eingegraben. Und doch war er jung geblieben in sich selber, trotz seines vor der Zeit ergrauenden Haares, trotz der Runzeln und Falten seines Angesichtes. Er war jung geblieben, weil die Hoffnung ihn durchglühte, weil sie Tag um Tag sein von der dumpfen Kerkerluft erstarrendes Blut mit neuer Erwartung und neuen Aussichten erwärmte, und ihm wundervolle Bilder der Zukunft und des Glücks malte.

Und diese Hoffnung blieb immer jung und lächelnd. Wie oft sie auch getäuscht worden, wie viel vergebliche Versuche zu entfliehen Trenck auch schon gemacht, er hoffte immer noch auf die Freiheit. Wie oft man auch schon seine unterirdischen Gänge, die er mit seinen Händen sich gegraben, seine Mauerbrüche, bei denen ihm die Eisenstange, die seine Arme auseinanderhalten sollte, als Mauerbrecher gedient, wie oft man auch schon seine Fluchtversuche entdeckt hatte, er fing immer wieder von Neuem an! Wenn man seine unterirdischen Gänge verschüttete, so grub er sich neue, wenn man seine durchlöcherten Wände vermauerte, so bohrte er an anderen Stellen an, wenn man die Schildwachen, die er sich durch Geld und Schmeicheleien, durch große Versprechungen gewonnen, und deren Einverständniß man entdeckte, bestrafte, so sann er nur darauf, mit neuen Mitteln sich neue Freunde zu erwerben.

Und wahrlich, es fehlte ihm nicht an Freunden. Der lebendig begrabene, der aufgegebene, der in Ketten geschmiedete Gefangene, er hatte Freunde, welche ihn nimmer verließen, welche mit stets sorgender hülfreicher Liebe nahe waren, welche für ihn ihr Leben wagten. Sein Unglück war der beredte Anwalt, welcher ihm Freunde warb. Die Soldaten, welche in seinen Kerker kamen, um ihn zu bewachen, wurden von schauerndem Mitleid ergriffen bei dem Anblick dieses jungen Greises, dessen hagere Gestalt sie an die Bilder des Todes erinnerte, an den schauerlichen Knochenmann mit der Hippe, der auf dem Bild in ihrer Dorfkirche das Stundenglas hielt, und Trenck wußte dieses Mittel zu benutzen und auszubeuten. — Die Officiere, welche jeden Tag in seinen Kerker kamen und Nachsuchung halten mußten, wurden gefesselt von seiner Geistesfrische, seinem heiteren Gespräch, seinen pikanten Bemerkungen; die Unterhaltung mit ihm unterbrach auf eine anziehende Weise das ewige Einerlei ihres langweiligen Garnisonlebens; sie flüchteten sich zu ihm, um sich bei ihm zu erheitern; sie brachten ihm Licht, um nicht bei ihm im Dunkeln zu sitzen, sie öffneten die Thüren seines Kerkers, um nicht bei ihm in der dumpfen, verpesteten Luft sein zu müssen. Sie bewunderten seine Standhaftigkeit und seinen Muth, sie beklagten seine Jugend, seine Verlassenheit, und das Mitleid machte aus ihnen begeisterte, dienstbereite Freunde, die für den Gedanken schwärmten, Trenck's immer erneuerte Fluchtversuche endlich von einem glücklichen Erfolge belohnt zu sehen, und ihm zu helfen, die Freiheit wieder zu erlangen!

Er stand wieder am Vorabend eines großen Tages! Morgen, ja morgen sollte er hinaustreten in das Leben, morgen sollte er frei sein! Und dies Mal war es keine Chimaire, keine Täuschung, dies Mal mußte sein Plan gelingen!

Ja, mein Plan muß gelingen! flüsterte Trenck, wie er jetzt auf seinem steinernen Sitz saß, und nach der schweren eisernen Thür hinstarrte, die sich eben hinter dem Kommandänten Bruckhausen geschlossen hatte. Dies Mal hat mein grausamer Kerkermeister nichts entdecken können, wie genau er auch meinen Kerker untersucht hat, denn dies Mal habe ich keine Minen gegraben, und keine Mauern durchbrochen, dies Mal werde ich durch jene Thür dort hinausgehen, und jubelnd werden mich die Kameraden begrüßen, und der arme Gefangene wird der mächtige Kommandant einer Festung werden! Nur noch eine Nacht, eine einzige Nacht Geduld, und das Leben, die Welt, die Liebe gehört mir wieder! O, o, ich fühle, daß die Freude im Stande wäre, meinen Geist zu verwirren! Ich habe die Kraft gehabt, das Unglück zu ertragen, aber ich werde vielleicht nicht mehr die Kraft haben, das Glück zu ertragen. Mein Gott, mein Gott, wenn ich wahnsinnig würde, wenn das Licht der Sonne mein Gehirn versengte, und das Gewühl der Welt meinen Geist betäubte!

Er fuhr sich mit der Hand entsetzt nach seinem Kopfe; es war ihm, als ob er in Flammen stände, als ob Feuer aus seinem Gehirn emporloderte. Die Ketten klirrten und rauschten um ihn mit unheimlichem Getöse, und riefen das Echo des Gewölbes wach, daß es mit dumpfen Seufzern Antwort gab. Ich will ruhig, ich muß ruhig sein, murmelte er. Das kleinste Versehen, die geringste Vergeßlichkeit wäre genügend, meinen Plan zu vereiteln, ich will ruhig sein. Um es zu werden, will ich mir noch einmal Alles wiederholen, wie es verabredet ist! — Aber erst fort mit Euch Sclavenketten, morgen bin ich ein freier Mann, und ich will es auch heute schon sein!

Und mit behender Geschicklichkeit streifte er seine Hände durch die Handschellen und löste dann mit der befreiten Rechten von seinem Leibe den Eisengürtel, an dem der Schlosser, der ihm denselben umgeschmiedet, ihm die Stelle gezeigt, wo er durch den Druck einer Feder sich öffnen ließ. Auch aus dem breiten Hals-

eisen zog er den Stift hervor, der seine Schienen zusammenhielt, die zu durchfeilen ihm Jahre lange Arbeit und Mühe gemacht.

Nun war er frei, nun dehnte und streckte er seine dürre, von der Kerkerluft, den Entbehrungen und den innern Stürmen ausgedörrte Gestalt, nun hob er mit einem unendlichen Wohlbehagen seine Arme empor und ließ sie frei in der Luft umherschweifen, als wolle er die Kraft ihrer Muskeln prüfen.

O, dies war ein süßes, ein wundervolles Vorspiel der Freiheit! Viele Monate und Wochen hatte er daran gearbeitet, diese Ketten zu durchfeilen, den Moment der Freiheit vorzubereiten. Jetzt waren die Ketten von ihm abgefallen! Er war jetzt schon ein freier Mann. Was kümmerten ihn diese feuchten düsteren Kerkerwände! Er sah sie nicht, er war schon da draußen, wo die Sonne scheint, wo die Vögel singen, wo der Himmel sich blau und glänzend über der grünenden, blühenden Erde wölbt! Was kümmerte ihn die grabesähnliche Stille, die ihn umgab. Er hörte schon das Geräusch der Straße, er sah die Menschen in geschäftiger Eile hin und wieder wandern, er hörte ihre heiteren Gespräche, ihr frohes Lachen, er wandelte unter ihnen mit munterem Gruß und theilte ihren Frohsinn und ihre Sorgen.

Auf einmal faßte er wieder angstvoll nach seiner Stirn und rief wieder: ich werde wahnsinnig werden! Das Leben umschwirrt mich schon mit tausend durcheinander tanzenden Bildern und Gesichtern! Ich werde wahnsinnig werden!

Aber nein, ich will's nicht werden, sagte er dann, und hob sein Haupt wieder mit dem gewohnten Trotz empor. Ich will der Freiheit gerade in's Antlitz schauen, und meine Wimper soll nicht zucken und mein Herz soll nicht höher klopfen! Ich will ruhig und besonnen sein, und damit ich's werde, will ich mir noch einmal Alles überlegen. Höre Du mich an, Du Freund, der alle meine Seufzer, meine Verzweiflung, meinen Jammer kennt, höre Du mich an, mein düsterer Kerker, Du bist mir immer treu geblieben, Du hast mich niemals aufgeben und verlassen wollen, und wenn ich Dir entfliehen wollte, hast Du mich immer wieder zu Dir zurückgerufen. Aber heute werden wir zum letzten Male bei einander sein, und Du sollst jetzt meine letzten Bekenntnisse vernehmen, und ich will Dir erzählen, wie ich es machen will, von hier fortzukommen und Dich zu verlassen, mein allzugetreuer Freund, mein schwarzer Kerker!

Zuerst mußt Du wissen, daß die ganze Garnison von Magdeburg nur aus neunhundert Soldaten besteht, die überdies Alle mißvergnügt sind, denn ihr Sold wird nur spärlich und in leichtem Gelde ausgezahlt. Es wird nicht schwer halten, sie zu gewinnen, besonders wenn man sie gut bezahlt. Außerdem sind zwei ihrer Majors und zwei Lieutenants mit mir im Einverständniß, und werden ihren Soldaten befehlen, was sie zu thun haben. Die Wache an der Sternschanze beträgt nur funfzehn Mann, und wenn diese mir nicht gutwillig folgen wollen, so werden wir sie schon zu zwingen wissen. Am Ende der Sternschanze liegt das Stadtthor, und dies ist sogar nur von zwölf Mann und einem Unterofficier besetzt. Wir werden sie leicht bewältigen, denn von der andern Seite, dicht am Thore, wartet auf mich der österreichische Hauptmann von Kinsky in einem sicheren und zu diesem Zweck eigens von ihm gemietheten Hause mit den übrigen kriegsgefangenen Officieren, die alle sich verbunden und geeinigt haben, mein Unternehmen zu unterstützen. Auf meinen ersten Ruf werden sie aus dem Hause hervorstürzen und über die Wache herfallen. Sodann, wenn wir diese überwältigt haben, werden wir in die Stadt einziehen. Dort erwarten uns andere Freunde; einer derselben hält in seinem Quartier, unter einem falschen Vorwand, Gewehr und Patronen für seine Compagnie in Bereitschaft, und wird auf meinen Ruf mit seiner bewaffneten Mannschaft zu mir stoßen. Ueberhaupt kann ich mit Sicherheit auf vierhundert Gewehre rechnen, und das ist mehr als genügend zur Ausführung meines Planes. O, mein Gott, mein Gott, ich sehe Alles klar und deutlich vor mir, ich sehe mich selber in jubelnder Siegeslust durch die Straßen dahineilen, ich sehe, wie ich in die Kasematten stürze, wo neuntausend Kroaten gefangen sitzen. Ich rufe ihnen zu: „Auf Kameraden! Auf! Ich bin Euer Trenck, Euer Hauptmann und Anführer. Nehmt Euere Gewehre und folget mir!“ Ich höre, wie sie mir jauchzend entgegenrufen und wie sie schreien: „Es lebe Trenck!“ — Und sie nehmen ihre Gewehre, und wir stürmen hinaus! Hin nach den andern Kasematten, wo noch siebentausend österreichische und russische Gefangene sitzen. Wir befreien auch diese, und ich stehe an der Spitze einer kleinen Armee von sechszehntausend Mann. Magdeburg ist mein, die Festung, das Magazin der Armee, die königliche Schatzkammer, das Zeughaus, Alles geräth in unsere Gewalt. Alles werde ich für Maria Thereſia erobern!*) O, König Friedrich, König Friedrich, ich werde an dir gerächt werden für die Qual langer Jahre, für die Marter dieser furchtbaren Gefangenschaft. Trenck wird nicht mehr nöthig haben aus Magdeburg zu entfliehen, denn er wird die Preußen daraus verjagen und er wird sich zum Herrn von Magdeburg machen!

Er lachte so laut, daß die Wände dröhnten und

*) Memoiren Friedrich von Trenck's. Th. II. S. 145.

es wie ein leises Kichern und Seufzen an dem Gewölbe hinschlich. — Trenck schauerte in sich zusammen und blickte scheu und ängstlich umher.

Ich bin doch allein, murmelte er, Niemand hat meine Worte gehört? Nein, Niemand, fuhr er dann fröhlicher fort, Niemand als Du, mein alter schweigsamer Freund, Niemand als Du, mein treues Gefängniß! Morgen früh werde ich Dich verlassen. Morgen früh tritt der wachthabende Officier zu mir herein und befiehlt den beiden außen im Corridor stehenden Schildwachen, in meinen Kerker zu treten, um das Bett hinauszutragen. So wie die Schildwachen drin sind, springe ich hinaus und schließe die Thür hinter ihnen ab. Nun sind die Schildwachen eingesperrt und ich lege die Kleider an und nehme die Waffen, die im zweiten Corridor bereit liegen. Und vorwärts geht's, vorwärts zu meinen Kroaten. — Ich werde Geld mit vollen Händen unter sie ausstreuen, denn heute Abend muß der Freund, den ich nach Wien gesandt, um der dortigen Regierung meinen ganzen Plan mitzutheilen und von ihr Unterstützung zu fordern, heute Abend muß er zurückkehren. Im Hause des Hauptmanns von Kimsky wartet er auf mich, dort wird er mir das Geld übergeben, und wenn er nichts bringt von der Regierung, so muß er doch die zweitausend Ducaten bringen, die ich von den Verwaltern meiner Trenckschen Erbschaft gefordert habe. Und dann, habe ich nicht noch außerdem viel Geld? Hat Amalie mich nicht wieder reichlich mit Geld versehen? Kommt hervor, Ihr meine geheimen Schätze, kommt hervor aus Euerm Grabe.

Er kauerte sich nieder an der Mauer und nahm vorsichtig den Mörtel und Kalk fort, den er mit geknetetem Brod angeklebt hatte. Dann zog er einen Stein hervor und nahm aus der Höhlung, die er hinter demselben gemacht hatte, eine volle Börse mit Goldstücken hervor.

Seine an die Dunkelheit gewöhnten Augen sahen das Gold zwischen dem Netz hervorblicken, und er nickte ihm zu und lachte vor Vergnügen, wie er es jetzt in seinen Schooß schüttete und mit seinen Händen darin wühlte.

Aber plötzlich war sein Gesicht ernst und nahm einen traurigen Ausdruck an. Arme Amalie, flüsterte er leise, Du hast mir Dein Leben, Deine Schönheit, Deine Jugend geopfert. Du hast mit nie wankender Treue als mein schützender Engel über mir geschwebt, und wie werde ich es Dir jetzt danken? Indem ich Deinem Bruder, dem König Friedrich, seine schönste Festung, sein Geld, seine Vorräthe nehme, indem ich Dich und die Deinen zwinge, einer Stadt zu entfliehen, die nicht mehr Euch, sondern der Kaiserin von Oesterreich gehört, Eurer Feindin, für welche ich sie mit Deinem Gelde, Amalie, erobert habe! Du weißt es nicht, und wenn Du es erfährst, wirst Du mir vielleicht fluchen und die Liebe verwünschen, welche Dein ganzes Leben vergiftet hat. O, Amalie, Amalie, verzeihe mir, daß ich auch an Dir zum Verräther werden muß! Mein unglückliches Schicksal treibt mich vorwärts und ich muß ihm folgen.

Ja, sagte er aufspringend, ich muß ihm folgen, denn ich muß wieder frei, ich muß wieder ein Mensch sein! Ich kann nicht länger wie ein wildes Thier in einem Käfig sitzen und meinen Jammer in thatenlosem Gebrüll den kalten Wänden stöhnen. Ich muß mir das Leben wieder erobern, ich muß die Sonne wieder sehen und die Welt und die Menschen, ich muß wieder leben, handeln, leiden und schaffen!

Er ging mit heftigen Schritten auf und ab, oft leise Worte vor sich hinmurmelnd, oft wieder in ungestümer Hast wild mit den Armen um sich greifend und hoch auflachend über die entzückenden Bilder und Gesichte, die vor seinem innern Auge vorüberrauschten. — Sein ganzes Wesen war in einer fieberhaften Spannung, einer unheilsvollen Aufregung, und er fühlte das wohl selber; denn auf einmal blieb er stehen, und die beiden Hände gegen seine klopfenden Schläfen drückend, murmelte er wieder: ich werde wahnsinnig! Die Freude über meine nahe Befreiung verwirrt meinen armen Kopf! — Ich will versuchen, zu schlafen, damit mein Kopf sich beruhige, damit ich Kräfte sammle für morgen!

Er legte sich auf sein elendes Lager und zwang sich ruhig da zu liegen, zwang sich zu schweigen und nicht mehr, wie er sich das in seinem öden Kerker angewöhnt, laut mit sich selber zu unterhalten. Und allmälig ließ die wilde Spannung seiner Nerven nach, allmälig senkte sich der Schlaf auf seine Augen nieder und eine wohlthätige Ruhe überkam ihn.

Nun ward Alles still in dem düstern Kerker, man hörte nichts mehr als die lauten Athemzüge des Schlafenden; aber selbst im Schlafe noch mußten ihn selige Bilder des kommenden Tages erfreuen, denn ein Ausdruck himmlischer Freude sprach aus seinen Zügen, und mit einem seligen Lächeln flüsterte er: Ich bin frei! Endlich frei!

Die Stunden vergingen. Immer noch lag Trenck schlummernd auf seinem Lager, immer noch umgab ihn tiefe, schweigende Stille, und doch mußte die Welt da draußen schon längst erwacht, doch mußte die Sonne schon längst aufgegangen sein, denn selbst in diesen öden und trostlosen Raum sandte sie durch das kleine, mit dicken Eisenstäben versehene Fenster einen hellen Schein ihrer Herrlichkeit und verwandelte die Dunkelheit in ein mattes, trübes Dämmerlicht.

XXV.

Trenck, bist Du da?

Trenck schlief noch immer. Schlafe, schlafe weiter, unglücklicher Gefangener, denn im Schlaf bist Du frei, bist Du glücklich nnd freudenvoll! Wenn Du erwachst, werden die entzückenden Träume von Dir weichen und das alte Unglück und die alte Verzweiflung werden wieder Deine einzige Gesellschaft sein!

Horch! Da tönen Schritte im Corridor! Trenck hört es nicht. Er schläft ruhig weiter.

Aber jetzt, wie es am Schlosse raschelt, wie die Thür sich öffnet, jetzt springt er empor. Seid Ihr da, meine Freunde? Ist Alles bereit?

Aber nun springt er mit einem lauten, fürchterlichen Aufschrei zurück und seine Augen starren entsetzt nach der Thür hin. Dort steht der Kommandant von Bruckhausen und neben ihm noch einige andere Officiere, und hinter ihm in dem Corridor, Kopf an Kopf gedrängt, eine ganze Schaar Soldaten.

Dieser Anblick sagt Trenck Alles, Alles! Er sagt ihm, daß sein Plan vereitelt, daß wieder Alles umsonst gewesen! Er sagt ihm, daß er bleiben wird was er war, ein armer, unglückseliger Gefangener.

Unglückseliger noch, als er gewesen, denn jetzt mußte man auch entdecken, daß er es verstand, sich von seinen Fesseln zu befreien, und wenn er allein war, die Last dieser Ketten abzuwerfen. Jetzt mußte man das Gold finden, das er vorher aus seinem Versteck hervorgezogen und das er sorglos am Boden hatte liegen lassen!

Ich bin verloren! ächzte Trenck, und die Hände vor sein Antlitz schlagend, taumelte er auf sein Lager zurück.

Ein schadenfrohes Lächeln erhellte die düsteren Züge des Kommandanten Bruckhausen, wie er auf die an der Erde liegenden Ketten, die verstreuten blinkenden Goldstücke und den in Schmerz und Verzweiflung zusammengesunkenen Gefangenen hinschaute.

Mit einem stummen Wink befahl er einigen der hinter ihm stehenden Soldaten die Ketten aufzuheben und sie dem Gefangenen wieder anzulegen.

Trenck wehrte sich nicht. Er ließ es ruhig geschehen, daß man den eisernen Gürtel wieder um seinen Leib, das Eisen wieder um seinen Hals legte. Er war wie vernichtet und zerbrochen, er hatte keine Kraft, keine Besinnung mehr. Dieser ungeheuere Schlag hatte ihn ganz und gar zerschmettert, und den Riesen, welcher kurz zuvor noch die Welt zu erobern vermeinte, in ein wehrloses, schwaches und zitterndes Kind verwandelt! Als man ihm befahl, aufzustehen, damit die Kette seines Leibgürtels wieder in die Wand eingehenkt werden könne, that er es; als man ihm gebot, sich die Ketten und die Eisenstangen wieder an den Armen befestigen zu lassen, streckte er gehorsam seine beiden Arme aus und ließ dann die gefesselten Arme kraftlos an seinem Körper hinabsinken.

Jetzt erst wagte es der Kommandant Bruckhausen vorwärts zu schreiten und sich Trenck zu nähern. Der gefesselte Löwe flößte ihm keine Furcht mehr ein, er durfte ihn ungestraft höhnen und schelten. Und er that das mit dem Zorn einer mitleidslosen, harten Seele, er that das mit dem ganzen, tiefen Haß eines unversöhnlichen Feindes. Denn Trenck war sein Feind, sein gefürchteter Feind. Er vertrieb den Schlaf von seinen Augen und verfolgte ihn selbst noch in seinen Träumen. Oft, inmitten der Nacht, schreckte Bruckhausen von seinem Lager empor, weil er geträumt, Trenck habe sich aus seinem Kerker befreit, und Er müßte jetzt hinuntersteigen in dieses dunkle, fürchterliche Grab. Oft inmitten einer fröhlichen Gesellschaft griff es wie eine kalte Leichenhand an sein Herz, und ein heimliches Zittern überkam ihn, denn konnte nicht in dieser Stunde Trenck entflohen sein, für den er dem König mit seinem Kopfe haften mußte, dessen furchtbarer Kerker für ihn bestimmt war, wenn es Trenck gelang, zu entfliehen? — Diese ewige Angst und Sorge machte, daß der Kommandant in Trenck nicht mehr den Gefangenen des Königs, sondern nur noch seinen eigenen Feind sah, gegen den er kämpfen mußte mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffen, mit allem Haß und Zorn seiner geängstigten Seele.

Mit zorniger Stimme und mit bittern Schmähungen überhäufte der Kommandant Bruckhausen den wieder gefesselten Gefangenen. Mit einem kalten, schadenfrohen Lachen erzählte er ihm, daß sein ganzes Komplott entdeckt sei, daß man seinen wahnsinnigen Plan kenne, daß man wisse, er habe Magdeburg erobern und auf der Citadelle der preußischen Festung die österreichische Fahne aufpflanzen wollen.

Mit höhnenden Blicken hielt er ihm den Brief entgegen, mit dem Trenck seinen Freund nach Wien gesandt, und in dem er, ohne freilich die Namen zu nennen und das Nähere seines Planes anzugeben, die Eroberung von Magdeburg in Aussicht gestellt.

Wollen Sie es leugnen, daß Sie das geschrieben haben? rief der Kommandant im drohenden Ton, indem er Trenck ein Papier entgegenhielt.

Trenck antwortete nicht. Er hatte das Haupt auf die Brust gesenkt und starrte schweigend vor sich nieder.

O, man wird Sie schon zu zwingen wissen Ihre Mitverschworenen zu nennen, schrie der Kommandant, wüthend gemacht durch seines Feindes Schweigen, gegen den Verräther giebt es keine Rücksichten mehr, und wenn Sie nicht gutwillig bekennen wollen, nun wohl, so werde ich Sie züchtigen lassen!

Ein wilder Schrei tönte von Trencks Lippen, und wie er jetzt das Haupt emporwarf, trug sein Antlitz den Ausdruck eines so wilden, flammenden Zorns, daß Bruckhausen ganz unwillkürlich einen Schritt zurückwich. — Trenck war aus seiner Lethargie erwacht, er hatte seine Kraft, seine Energie wiedergefunden, er war wieder Trenck, der Trenck, den Bruckhausen fürchtete, obwohl er in Ketten lag, der Trenck, den nichts zu beugen, nichts zu entmuthigen vermochte.

Denjenigen, der es wagen wollte mich zu züchtigen, ermorde ich! sagte Trenck mit flammenden Blicken, die geballten Fäuste gegen den Kommandanten ausstreckend. Mit meinen Nägeln, mit meinen Zähnen zerfleische ich ihn!

Nennen Sie Ihre Mitschuldigen! schrie Bruckhausen, wild mit dem Fuß auf den Boden stampfend.

Jetzt war es Trenck, welcher lachte. Ach, sagte er, Sie meinen, daß Sie mir Furcht einflößen wollen mit Ihrer Stimme, wie man die kleinen Kinder mit dem Knecht Ruprecht graulich macht? Sie meinen, Ihr Kommandowort genügt, um aus mir herauszulocken, was ich nicht sagen will? Sie meinen, ich werde Ihnen meine Freunde verrathen? Ach, sehen Sie nur, welch ein kleines, ohnmächtiges Menschenkind Sie sind, denn nichts von alle dem, was Sie wollen, wird geschehen. Nein, ich werde nicht so erbärmlich sein, meine Freunde zu verrathen! Thäte ich's, dann wäre ich ein Verräther, dann verdiente ich hier in diesem elenden Kerker, in diesen furchtbaren Fesseln wie ein wildes Thier angekettet zu liegen, denn die erste, die heiligste Tugend der Menschen, die Dankbarkeit wäre mir fremd! Aber ich thue es nicht! Unschuldig bin ich in Fesseln geschmiedet, unschuldig will ich darin bleiben!

Unschuldig, rief der Kommandant, Sie, welcher den wahnwitzigen Gedanken gefaßt, eine Festung Ihres Landesherrn an den Feind zu verrathen, Sie nennen sich unschuldig?

Trenck richtete sich höher auf und warf sein Haupt stolz zurück.

Ich bin nicht mehr der Unterthan des Königs von Preußen, sagte er, er ist nicht mehr mein Landesherr. Ich bin ohne Verhör noch Kriegsrecht, noch legale Procedur, vor Jahren nach Glatz als Gefangener gebracht. Als ich entfloh, hat der König mich kassirt und mein Vermögen mit Beschlag belegt. Ich hätte verhungern und zu Grunde gehen müssen, wenn ich nicht anderswo mir Brod und Ehre gesucht hätte. Ich fand aber Beides in Oesterreich. Maria Theresia ernannte mich zum Rittmeister in ihrer Armee, und ihr habe ich den Eid der Treue geschworen. Sie allein ist meine Herrin! Dem König von Preußen bin ich keine Treue, keine Pflicht schuldig, er hat mich ungehört verdammt, er hat durch einen tyrannischen Machtspruch mir Brod, Ehre, Vaterland und Freiheit entrissen, er hat mich wie einen überwiesenen Verbrecher in Fesseln werfen lassen und auf meine Stirn das Brandmal der Schande gedrückt! Er hat mich zu einem Thier erniedrigt, das brüllend in seinem Käfig liegt, und nur lebt, um zu essen, nur ißt um zu leben!

Ich sage das nicht zu Ihnen, Herr Kommandant, fuhr er fort, ich sage das zu Euch, Soldaten, zu Euch, die Ihr einst meine Kameraden und Waffengefährten gewesen. Ich will nicht, daß Ihr den Trenck einen Verräther nennt. Seht mich an, seht, was der König aus mir gemacht hat, und dann sagt mir, ob ich nicht berechtigt war, diesen Martern entfliehen zu wollen, dann sagt mir, ob ich ein Verräther bin, wenn ich mich befreien wollte um jeden Preis, und wenn auch Magdeburg dabei zu Grunde ginge, und wenn tausend Menschen dabei ihr Leben verlören?*) Sagt, ob ich ein Verräther bin, weil ich mir erobern will, was Ihr Alle, was jeder Mensch von Gott als sein heiliges Menschenrecht erhalten, weil ich ein freier Mensch sein will?

Und während er so sprach, leuchtete sein zerfallenes Antlitz vor Begeisterung und eine erhabene Energie lag in seinem ganzen Wesen. Selbst die gemeinen Soldaten wurden davon ergriffen und hingerissen. Ein dumpfes Gemurmel des Beifalls er-

*) Trenck's eigene Worte. Siehe Memoiren Friedrich von Trenck's. Th. II. S. 151.

tönte aus ihren Reihen und belehrte den Kommandanten, daß er einen Fehler begangen, das Verhör des allgemein bewunderten Gefangenen in Gegenwart so vieler Zeugen vorzunehmen. Sie wollen mir also Ihre Mitschuldigen nicht nennen? fragte er.

Nein, sagte Trenck, ich will Ihnen meine Freunde nicht verrathen. Und was würde es Ihnen auch helfen, wenn Sie ihre Namen wüßten? Sie würden diese strafen, und Sie würden damit doch nur Drachenzähne säen, aus denen neue geharnischte Freunde für mich emporwachsen. Denn das unverdiente Unglück und die unverschuldete Schmach weckt sich im Himmel u.n. auf Erden Freunde und macht mit dem Zauberstab des Mitleids Herzen lebendig, die sonst in hartem Starrsinn gelegen. Sehen Sie sie an, Herr Kommandant, sehen Sie Ihre Soldaten an. Sie sind gekommen als gleichgültige Menschen, sie gehen fort als meine Freunde, und wenn sie nichts weiter thun können, so werden sie wenigstens für mich beten!

Es ist genug, genug! schrie der Kommandant wüthend. Schweigen Sie! Und Ihr Alle, hinaus da! Der Schmidt soll vortreten und die durchgefeilten Ketten wieder löthen und diese Eisen wieder zusammenschmieden. Tretet zurück in den zweiten Corridor und laßt den Schmidt allein eintreten.

Die Soldaten traten zurück und der Schmidt mit seinem dampfenden Kohlenbecken, seinem glühenden Eisen, seinem in der Pfanne siedenden Blei trat herein.

Der Kommandant lehnte sich an die Thür des Gefängnisses und mit ineinander geschlagenen Armen schaute er der traurigen Arbeit des Schmidts zu, während Trenck gleichgültig zu der finstern Decke seines Kerkers emporstarrte und sich des flammenden Lichtscheins erfreute, den die glühenden Kohlen auf das Gewölbe zeichneten.

Das sind die Irrlichter meiner Freiheit, sagte er mit einem matten Lächeln. Es ist schon das vierte Mal, daß sie da oben an der Decke tanzen, denn zum vierten Mal schon steht das Kohlenfaß hier und werden meine Ketten wieder angeschmiedet. Und ich sage Ihnen, Herr Kommandant, ich werde meine Ketten doch wieder zerreißen, und die Irrlichter meiner Freiheit, die da oben an meinem Kerker flattern, sie werden sich doch eines Tages in die Sonne der Freiheit umwandeln, sie wird meinen Kerker durchstrahlen mit ihrem reinen Gotteslicht und wird mir leuchten auf den unterirdischen Pfaden, auf denen ich diesem Kerker entfliehen will, in dem ich nichts zurücklassen werde, als meinen Fluch für Sie, meinen grausamen Kerkermeister!

Sie geben es also noch immer nicht auf, sagte der Kommandant mit einem grimmvollen Lachen, Sie wollen noch immer neue Versuche machen zu entfliehen?

Trenck heftete seine kühnen, flammenden Augen mit einem vollen und festen Blick auf das Antlitz Bruckhausens, und indem er dem Schmidt den Fuß hinstreckte, um daran die Kette wieder fest zu schmieden, sagte er: Hören Sie, Herr Kommandant, was ich Ihnen jetzt sagen will, und mögen meine Worte wie tödtendes Gift in Ihre Adern schleichen! Hören Sie, sobald Sie meinen Kerker verlassen, sobald Sie jene Thür da hinter sich geschlossen haben, so beginne ich von Neuem das Werk meiner Befreiung. Sie haben mich in einen Kerker unter der Erde geworfen, Sie haben den Fußboden, dessen Bretter ich einst durchschnitten hatte, jetzt mit Steinplatten pflastern lassen. Sie kommen alle Tage meine Höhle zu durchsuchen, ob sich da nicht irgend ein Loch, irgend ein Werkzeug finden möchte, mit dem ich meine Rettung versuchen könnte. Aber ich werde dennoch entfliehen. Gott hat den Maulwurf geschaffen, und von ihm will ich lernen, wie man die Erde durchgräbt und aus seiner Tiefe sich emporwühlt an das Licht. Sie werden wohl dafür sorgen, daß ich keine Werkzeuge und keine Waffen habe, aber Gott hat mir gegeben, was er dem Maulwurf gab, er hat meinen Fingern Nägel und meinem Munde Zähne gegeben, und wenn mir kein anderes Mittel zur Befreiung bleibt, so werde ich mit meinen Nägeln, meinen Zähnen mich befreien!

Ah, es ist wenigstens sehr gütig, daß Sie mich davon benachrichtigen! rief der Kommandant mit einem boshaften Lachen. Seien Sie gewiß, ich werde Ihre Worte nicht vergessen und mich darnach richten. Versuchen Sie zu entfliehen, ich werde versuchen Sie festzuhalten, und ich glaube wohl, daß mir das gelingen und daß mir ein Mittel einfallen wird, mich in jeder Viertelstunde zu überzeugen, daß Ihre Nägel und Ihre Zähne Sie noch nicht befreit haben! — Der Schmidt ist, wie ich sehe, jetzt fertig, und so werden wir vorläufig wohl noch die freudige Ueberzeugung hegen dürfen, daß Sie bei uns bleiben. Es müßte denn sein, daß Sie sogleich mit Ihren Zähnen diese Ketten wieder durchbeißen!

Gott gab dem Simson Kraft, daß er mit seinen Armen die Säulen durchbrach und den Tempel zerschmetterte! sagte Trenck, dem Schmidt nachschauend, der eben mit seinem Kohlenbecken den Kerker verließ. Sehen Sie nur, die Irrlichter verschwinden aus meinem Kerker, aber ich sage Ihnen, bald wird die Sonne darin scheinen.

Trenck, seien Sie vernünftig, sagte Bruckhausen jetzt mit fast bittendem Ton. Vergrößern Sie nicht muthwillig Ihr Elend, zwingen Sie mich nicht, immer grausamere Mittel anzuwenden! Versprechen Sie mir, keine Fluchtversuche mehr zu machen, und ich gebe Ihnen dafür mein Wort, daß nichts in ihrer Lage

sich verschlimmern soll, daß ich Sie nicht strafen will für Ihren frevelhaften Plan.

Trenck lachte laut auf. Sie geben mir Ihr Wort, daß nichts sich verschlimmern soll in meiner Lage? Und wie wollten Sie es denn anfangen, sie noch zu verschlimmern? Hat Ihre Grausamkeit nicht für mich Ketten und Ringe geschaffen, um deren Erfindung Sie der Teufel beneiden könnte? Lebe ich nicht in dem schlechtesten und tiefsten Grabeskerker, den es in dieser Festung giebt? Ist nicht Brod und Wasser meine Nahrung? Lassen Sie mich nicht in Finsterniß und Unthätigkeit meine fürchterlichen Nächte, meine gräßlichen Tage hinbringen? Was wollen Sie mir noch Schlimmeres thun, und womit könnten Sie mich strafen für meine Befreiungsversuche? Nein, nein, Herr Kommandant, ich sage Ihnen, sobald die Thür sich hinter Ihnen geschlossen hat, fängt der Maulwurf an zu graben und eines Tages wird er Ihnen trotz all' Ihrer Vorsicht doch entwischt sein.

Das ist Ihr letztes Wort? rief Bruckhausen glühend vor Zorn. Sie wollen mir nicht versprechen, alle Fluchtversuche aufzugeben? Sie wollen mir die Mitverschworenen Ihres verbrecherischen Complotts nicht nennen?

Nein, und abermals nein!

Nun, so leben Sie wohl! Sie werden an diese Stunde gedenken, und ich verspreche Ihnen, daß Sie dieselbe bereuen werden!

Und mit einem stechenden Blick voll Zorn und Bosheit auf den Gefangenen, der da lachend und mit seinen Ketten klirrend an der Wand lehnte, verließ der Kommandant den Kerker.

Die eiserne Thür fiel krachend hinter ihm in's Schloß, die Riegel klirrten, dann durchtönten den Corridor die taktmäßigen Schritte der abmarschirenden Soldaten, jetzt schloß sich hinter ihnen die entgegengesetzte Thür des Corridors!

Grabesstille herrschte jetzt wieder in dem Kerker des Gefangenen, kein Laut des Lebens unterbrach mehr diese furchtbare, entsetzliche Ruhe! — Trenck schauderte in sich zusammen und ein Gefühl unendlichen Jammers, trostloser Verzweiflung überkam ihn. Und jetzt durfte er sich demselben überlassen, Niemand war mehr da, vor dem er seinen Kummer zu verbergen hatte, Niemand, der mit schadenfroher Lust sich an seinem Elend weiden mochte!

Jetzt durfte er die Seufzer nicht mehr zurückhalten, die so lange seine Brust beengt hatten, jetzt durfte er sie ausschreien, ausstöhnen, jetzt konnte er den Thränen freien Lauf lassen, die so lange wie glühendes Feuer in seinen Augen gebrannt hatten, jetzt konnte er auf seine Kniee sinken und sich winden in seiner Qual, der Wundmale nicht achtend, welche die Ketten und die Eisen in sein Fleisch einpreßten. — Fürchterlicher als alle anderen Schmerzen waren die Schmerzen seiner Seele, und wie der Mensch sonst erschauernd zurückbebt vor dem Tode, so erbebte jetzt Trenck vor dem Leben, vor dem Grabesleben, das ihn wieder in seine kalten Arme geschlossen.

Wie lange er so geweint und geklagt, geschrieen und gejammert, das wußte er nicht. Für ihn gab es ja keine Zeit und keine Stunde, keine Nacht und keinen Tag, langsam, im ewigen Einerlei krochen seine Tage dahin. Und dennoch, ja dennoch gab es für den Gefangenen Stunden des Genusses, der Seligkeit! Das waren die Stunden des Schlafes, die Stunden der Träume!

Glücklicher wie mancher König und mancher noch so mächtige Herrscher, glücklicher wie tausende dieser reichen Leute, die in glänzenden Palästen wohnen und auf seidenen Betten ruhen, war der Gefangene dieses Grabes auf seinem harten Strohlager. Er konnte schlafen! Sein Geist, welcher den ganzen Tag rastlos arbeitete und Gedanken und Pläne seiner Befreiung hin- und herwarf, bedurfte und fand die Ruhe des Schlafes; sein Körper, dem er, obwohl in Ketten geschmiedet, Bewegungen zu schaffen wußte, indem er stundenlang die zwei Schritte Raum durchmaß, die seine Ketten ihm gestatteten, stundenlang in künstlichen Schwenkungen und Biegungen sich hin- und herbewegte, sein Körper bedurfte der Erholung und fand sie.

Ja, er konnte schlafen! Die Menschen waren hart und grausam gegen ihn, aber Gott hatte ihn noch nicht verlassen, denn er hatte ihm in die Nacht seines Kerkers einen Engel gesandt, der ihn tröstete und erquickte. — Dieser Engel war der Schlaf!

Und auch heute, nach so viel Stunden des Jammers und der Qual, nach so viel Verzweiflung und dumpfem Hinbrüten, auch heute, wie die Nacht kam, flatterte der tröstende Engel hernieder in den Kerker und setzte mit einem holden Lächeln sich an das Lager des Gefangenen, der da zerbrochen und matt zusammengesunken war. Auch heute küßte er seine Augen und legte seine sanften Flügel auf des Gefangenen Herz, damit es ruhiger schlage, auch heute flüsterte er dem Gefangenen heitere Träume in's Ohr und zeigte seinen geschlossenen, nach innen schauenden Augen reizende Bilder aus der schönen, der lang entbehrten Welt. Und die Wange des Schlummernden röthete sich und auf seinen Lippen, welche, wenn er erwachte, immer ernst waren, stand jetzt ein heiteres, ein sonniges Lächeln.

Still also, Ihr Schildwachen da draußen, still! Der Gefangene schläft! Heilig ist der Schlaf des Menschen, am heiligsten der des Unglücklichen. Wage es also Niemand ihn zu stören, schleicht leise auf Euern Zehen an seinem gegitterten Kerkerfenster vorüber

Ihr Schildwachen da draußen, schleicht leise den Corridor auf und ab, Ihr Schildwachen da drinnen! Leise, leise, der Gefangene schläft! Habt Ehrfurcht vor seinem Schlummer!

Aber plötzlich unterbrach diese Stille ein lauter Ruf. Trenck, Trenck, rief eine schmetternde Stimme, Trenck schläfst Du?

Er fuhr auf aus seinen süßen Träumen und richtete sich erschreckt empor. Es war ihm gewesen, als habe die Stimme des jüngsten Gerichts ihn gerufen, als schmettere sie noch mit Drommetenton vor seinem Ohr. Ergrauend und in sich selber erschauernd lauschte er, ob sich dieser fürchterliche Ruf wiederholen werde.

Nun, auf den Ruf der Schildwachen! Da Sie mir geschworen haben, immer wieder neue Fluchtversuche zu machen, mußte ich wohl meine Vorkehrungen treffen, und ich hab's gethan. Die Schildwachen vor Ihrer Thür haben Befehl, Sie jede Viertelstunde der Nacht anzurufen; wenn Sie nicht sofort Antwort geben, werden sie zu Ihnen eintreten, und sich durch den Augenschein überzeugen, ob der Maulwurf noch da ist, oder ob er in der Erde wühlt. Richten Sie sich also darnach, Trenck! Wir werden ja nun sehen, ob Ihre Nägel und Zähne dennoch im Stande sind, Sie zu befreien!

Er trat wieder hinaus, und die Thür schloß sich

Ja, zum zweiten Male erschallte es laut und schmetternd, zum zweiten Male rief es: Trenck, bist Du da?

Er fuhr sich entsetzt mit seiner Hand an die fieberhaft brennende Stirn. Ich bin wahnsinnig, murmelte er. Ich höre da in meinem Hirn eine Stimme, welche mich ruft, eine Stimme —

Die Riegel seiner Gefängnißthür rasselten, und der Kommandant Bruckhausen, gefolgt von dem eine Fackel tragenden Schließer, erschien auf der Schwelle.

Warum haben Sie nicht geantwortet, Trenck? fragte er.

Geantwortet? Worauf geantwortet?

wieder hinter ihm. Nacht war es wieder im Kerker des Gefangenen. Aber er schlief nicht mehr. Er saß auf seinem Lager und fragte sich, ob es wirklich Wahrheit gewesen, oder ob nur ein böser Traum ihn geneckt und ihm eine so schauerliche Vision vorgemalt? — Nein, nein, es war ja nicht möglich, daß dieses Wirklichkeit gewesen, nicht möglich, daß man ihm noch den letzten, den einzigen Genuß, daß man ihm seinen Schlaf rauben wollte!

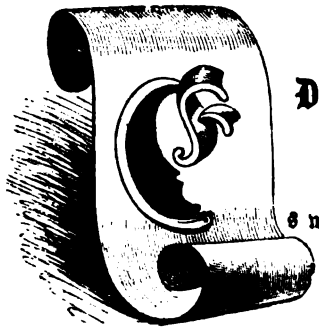
Aber horch! Da rief es schon wieder da draußen: Trenck, bist Du da?

Er antwortete mit einem fürchterlichen Schrei, und fuhr von Grauen gepackt, von seinem Lager empor.

Ich habe nicht geträumt! Es ist Wahrheit! Sie wollen mir mein letztes Glück, meinen Schlaf nicht mehr gönnen! Feige Räuber, möge Gott Euch verfluchen, wie ich Euch verfluche, möge er kein Mitleid mit Euch haben, wie Ihr keins mit mir habt! O, Ihr elenden grausamen Menschen, Ihr wollt meinen Jammer um ein Jahrtausend vermehren! Ihr wollt mir sogar den Schlaf noch ermorden! Fluch über Euch!

XXVI.

Der König und der deutsche Gelehrte.



Es war im Winter des Jahres 1760. Deutschland, das unglückliche, aus tausend Wunden blutende Deutschland war auf einige Monate wieder von der Geißel des Krieges befreit, und konnte aufathmen von seinen Sorgen und Lasten, aufathmen, um neue Kräfte zu neuem Kriege zu gewinnen. Denn der Winter mit seiner Kälte und Strenge allein war es gewesen, welcher den Völkern auf kurze Zeit den Frieden gegeben. Die Fürsten dachten und wollten noch immer den Krieg, und ihre Winterruhe war nur eine Zeit der Rüstung zu neuem Krieg. Denn immer noch hatte es nicht gelingen wollen, den kleinen König von Preußen zu überwinden. Wie viel Widerwärtigkeiten sich um ihn häuften, wie sehr das Glück ihn auch für immer schien verlassen zu haben, der König blieb standhaft und unverzagt, und sein Muth und seine Zuversicht schien mit der Größe der Gefahr nur zu wachsen.

Und doch schien seine Lage so trauriger und verzweifelnder Art, daß selbst ein Held, wie des Königs Bruder, Prinz Heinrich, verzweifelte, obwohl der König die Unglückstage bei Kunersdorf und Maxen durch die großen Siege bei Liegnitz und dann bei Torgau wieder ausgeglichen hatte. Aber so traurig und tief bedroht von allen Seiten war die Lage des Königs, daß selbst die Siege, welche indeß seine Feinde aus Sachsen vertrieben, und dem König mindestens seine Winterquartiere sicherten, ihm keine wesentlichen Vortheile weiter brachten, und die Gefahr seiner Lage nicht verminderten. Ringsumher standen Feinde, die vor Verlangen und Wuth brannten, den König, der es verstand ihnen immer wieder die erworbenen Lorbeeren zu entreißen, endlich zu vernichten, und mit seiner völligen Besiegung endlich die glühende Begeisterung zu ersticken, welche die Völker von ganz Europa ihm entgegenjauchzten. Die Russen hatten zum ersten Male in Pommern Winterquartiere bezogen, die Oesterreicher lagen in Schlesien und Böhmen, am Rhein stand die neu ergänzte französische Armee und die Reichsarmeen. Und während so die Bundesgenossen Oesterreich treu ergeben blieben im Kampf gegen Friedrich, hatte dieser jetzt seinen einzigen und letzten Bundesgenossen verloren. König Georg der Zweite von England war gestorben, und der schwache Georg der Dritte mußte sich in den beherrschenden Willen seiner Mutter und des Lord Brute fügen, das Bündniß mit Preußen lösen, und die bis dahin gezahlten Subsidien aufhören lassen.

So stand Preußen allein, ohne Geld, ohne Soldaten, ohne Freunde, inmitten seiner mächtigen und kampfesdurstigen Feinde, allein und anscheinend hoffnungslos so vielen Gegnern gegenüber.

Das war es, was selbst den Prinzen Heinrich verzagt und unglücklich machte, was seinen Muth lähmte, und ihm den Wunsch eingab, die Armee zu verlassen, und in die Einsamkeit zu fliehen, um dort über das Unglück seines zerrütteten Vaterlandes trauern zu können. Er schrieb an den König und bat um seinen Abschied.

Der König antwortete ihm: „Es ist nicht schwer, mein Bruder, in glücklichen und heiteren Zeiten Menschen zu finden, welche dem Staat dienen wollen. Aber gute Bürger sind nur Diejenigen, welche dem Staat bereitwillig in der Zeit der Krisen und des Unglücks dienen; der wahre Ruf eines Menschen begründet sich dann, wenn man ihn unverzagt schwierige Dinge ausführen sieht, und je schwieriger sie sind, desto mehr Ehre bringen sie. Ich glaube daher

auch nicht, daß es Ihr Ernst ist, was Sie mir da schreiben. Es ist gewiß, daß weder Sie noch Ich selber für den glücklichen Ausgang der Begebenheit und unserer jetzigen Lage einstehen können, aber sobald wir alles gethan haben, was in unserer Macht stand, wird unser Gewissen und die öffentliche Meinung uns Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir kämpfen für das Vaterland und die Ehre, und wir müssen das Unmögliche möglich zu machen suchen, um zu reüssiren. Die Menge meiner Feinde erschreckt mich nicht, je größer ihre Zahl, desto größer auch der Ruhm, sie besiegt zu haben."*)

Prinz Heinrich, beschämt über seine eigene Verzagtheit, gab seinem Bruder auf diesen Brief die Antwort eines Helden: er eilte den Russen nach, trieb sie von Schlesien zurück, und erlöste das von den Oesterreichern unter Loudon belagerte Breslau, in welchem Tauentzien mit dreitausend Preußen sich mit der Energie eines Helden gegen den übermächtigen Feind verschanzt hatte.

So war beim Beginn der Winterruhe auch die Hauptstadt Schlesiens wiedergenommen, und bei Torgau hatte der König die zwölfte Schlacht um den Besitz Schlesiens seiner mächtigen unversöhnlichen Feindin abgewonnen.

Und alles dieses vergeblich und resultatlos; die Aussichten auf Frieden blieben immer noch in weite Ferne gerückt, und damit für Friedrich auch die Aussichten auf Glück.

Aber jetzt war der Winter da, jetzt hatte dieser rauhe Friedensengel die Schwerter in die Scheide geschoben und den Krieg beendet. — Während die fromme Maria Theresia mit ihren Hofdamen in ihren glänzenden Gemächern Charpie zupfte für die verwundeten Soldaten und dadurch in ganz Wien für diesen Winter das Charpiezupfen zu einer Mode erhob**), während der russische Feldherr Soltikow sein Winterquartier in Posen nahm und dort herrliche Gelage und Gastereien veranstaltete, zog König Friedrich nach Leipzig, nach der Stadt, wo damals deutsche Wissenschaft und Gelehrsamkeit am schönsten blühte, und das sich rühmte, der Kunst und Poesie ein Asyl gegeben zu haben.

Der Kriegsheld verwandelte sich auf einige schöne glückliche Monate wieder in den Philosophen, den Dichter und Gelehrten; die von Sorgen gefurchte Stirn des Königs glättete sich, sein Auge nahm wieder sein gewohntes strahlendes Feuer an, sein Mund lächelte wieder. Die Hand, welche so lange das Schwert geführt, nahm jetzt wieder die Feder, die Lippen, welche so lange nur Kommandoworte und Schlachtrufe gesprochen, neigten sich jetzt über die geliebte Flöte, und wußten ihr die schmelzendsten und zartesten Töne und Melodieen zu entlocken. Auch die Abendkonzerte wurden wieder in freudiger Andacht abgehalten, denn die musikalischen Freunde und Genossen des Königs waren auf seinen Ruf aus Berlin gekommen, und damit nichts dem Herzen des Königs mangelte, hatte er auch den treuesten und bewährtesten seiner Freunde, den Marquis d'Argens an seine Seite gerufen.

D'Argens mußte dem König von der Belagerung Berlins durch die Russen, von der standhaften Gegenwehr der Bürger, von ihrem Patriotismus und ihrem Muth erzählen, und des Königs Augen glänzten vor Freude und Rührung, und in der Ueberfülle seines dankbaren Herzens gelobte er den treuen Berlinern, ihnen beizustehen mit Geld und Hülfe. Als aber dann d'Argens dem König erzählte von den Verwüstungen, welche die Russen an den Kunstschätzen in Charlottenburg angerichtet, wie sie in ihrer rohen Wuth Alles zerstört und vernichtet hatten, da verfinsterte sich die Stirn des Königs, und mit tiefem Unwillen sagte er: „ah, die Russen, das sind Barbaren, welche am Untergang der Menschheit arbeiten.*) Wenn es uns nicht gelingt, sie zu besiegen, und ihre rohe Macht zu brechen, so werden sie Europa wieder und immer wieder beunruhigen! Indeß, setzte der König mit einem sanften Lächeln hinzu, der Vandalismus der Russen soll uns die schöne Winterruhe nicht verkümmern. Wenn sie mir meine Gemälde zerschnitten, meine Statuen zerschlagen haben, so müssen wir dafür sorgen, neue Kunstschätze zu sammeln. Gotzkowsky hat mir erzählt, daß er in Italien, dieser unerschöpflichen Fundgrube der Kunst, noch viele herrliche Gemälde großer Meister weiß, die soll er mir anschaffen, und ich werde mich dann bemühen, den Krieg recht bald zu beendigen, um meine neuen Gemälde wiederzusehen und in meinem schönen Sanssouci ausruhen zu dürfen von diesem entsetzlichen Kriege. Ach, Marquis, sprechen wir nicht mehr von ihm, suchen wir ihn hier in diesem Zimmer mindestens zu vergessen! Er hat mein Haar gebleicht, und mich vor der Zeit in einen Greis verwandelt. Mein Rücken ist gekrümmt, meine Zähne fallen aus, mein Gesicht ist faltig, wie das Falbelas an einem Weiberrock. Das Alles hat der Krieg mir zu Wege gebracht. Aber mein Herz und meine Neigungen sind unverändert geblieben, und ich darf mir wohl erlauben, denen jetzt auch ein wenig genug zu

*) Preuß: Geschichte Friedrichs des Großen. Th. II. S. 246.

**) v. Archenholtz: Geschichte des siebenjährigen Krieges. Th. II. S. 246.

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: v. Archenholtz Th. I. S. 282.

thun.*) — Kommen Sie, Marquis, ich habe ein neues Gedicht von Voltaire, das er mir vor einigen Tagen gesandt; wir wollen sehen, ob es vor Ihrem strengen Richterstuhl Gnade finden kann! Auch habe ich Ihnen noch einige meiner neuesten Sünden zu bekennen, das heißt, Ihnen die Arbeiten und Poesien mitzutheilen, die ich in den Stunden der Muße während des Feldzuges gemacht. Sie sind einmal mein literarischer Beichtvater und wir wollen sehen, ob Sie gnädig genug sind, mir Absolution zu ertheilen." —

Aber nicht bloß der Musik, den französischen Dichtern, der heiteren Unterhaltung mit seinen Freunden, oder dem ernsten Studium der Alten war diese Wintermuße des Königs gewidmet. Zum ersten Mal war der König bemüht, auch der deutschen Gelehrsamkeit, und den Bestrebungen der deutschen Gelehrten und Dichter seine Theilnahme zuzuwenden. — Quintus Icilius, der gelehrte Gesellschafter des Königs, hatte ihm so oft wiederholt, daß die Gelehrsamkeit, der Witz und die Poesie jetzt in Deutschland am meisten in Leipzig ihre Vertreter hätten, daß der König endlich neugierig ward, diese großen Männer zu sehen, von denen Quintus Icilius behauptete, daß sie an Gelehrsamkeit die Franzosen weit überragten, an Verstand und Witz sich ihnen kühn an die Seite stellen dürften.

Der König hatte dazu freilich lächelnd die Achseln gezuckt, aber er hatte doch Quintus aufgefordert, einige der Leipziger Gelehrten und Dichter zu ihm zu führen.

Ich werde Euerer Majestät den berühmtesten Leipziger Gelehrten und Sprachforscher, den Professor Gottsched und den größten Dichter, den Gellert vorstellen, sagte Quintus Icilius hocherfreut. Welchen von Beiden befehlen Euere Majestät zuerst zu sehen?

Bringen Sie mir zuerst den Gelehrten und Sprachforscher, sagte der König lächelnd. Vielleicht hat der Mann an der barbarischen deutschen Sprache schon einige sanftere Laute und Wendungen entdeckt, und die zu hören wäre ich sehr begierig. Gehen Sie also, und holen Sie mir den Professor Gottsched her. Ich habe schon oft von ihm gehört, und weiß, daß sogar Voltaire an ihn eine Ode gerichtet hat. Ich will indessen ein wenig im Lukrez lesen, und meine Seele vorbereiten auf die Erscheinung dieses großen deutschen Mannes!

Und Quintus Icilius eilte von dannen, den berühmten Professor Gottsched zum Könige zu bescheiden.

Gottsched, dem damals ganz Deutschland huldigte, und der den ganzen Stolz und Hochmuth eines deutschen Gelehrten besaß, fand den Wunsch des Königs, ihn kennen zu lernen, sehr natürlich, und nahm die Einladung desselben mit einem huldvollen Lächeln entgegen. In dem innigen, vollen Gefühl seiner Herrlichkeit, in dem steifsten Putz einer herrlichen Allongenperücke, begab sich der deutsche Professor zu dem König, der ihn in seiner einfachen, prunklosen Weise empfing, und mit einem leisen Lächeln dem stolzen Gebahren des berühmten Mannes zuschaute.

Sie sprachen zuerst von den Fortschritten der deutschen Philosophie, und der König hörte mit ernster Aufmerksamkeit den gelehrten Deductionen des deutschen Professors zu, aber er sagte sich selber, daß Gottsched es wenig verstände, seine Wissenschaft genießbar zu machen, und daß er vielleicht ein sehr gelehrter, aber jedenfalls ein wenig interessanter Mann sei. — Indessen belebte sich die Unterhaltung mehr und mehr, als man von der Poesie und Geschichte sprach, und der König ging mit Lebhaftigkeit und Interesse auf dieses Thema ein.

In der deutschen Geschichte, glaube ich, ist noch Vieles verborgen, sagte der König, und manche wichtige Dokumente mögen noch in den Klöstern versteckt sein.

Gottsched sah ihn mit einem stolzen Blick an. Verzeihung, Sire, sagte er in seiner steifen, pedantischen Weise, ich glaube, daß das nur unwichtige Dokumente sein können. Mir wenigstens ist kein Moment in der deutschen Geschichte unklar und verborgen, und ich meine, über Alles Auskunft geben zu können.

Der König neigte mit einem spöttischen Lächeln sein Haupt. Sie sind eben ein großer Gelehrter, mein Herr, sagte er, ein Vorzug, dessen ich mich nicht rühmen kann. Ich kenne von Büchern über die Reichshistorie nur den Père Barre.

Er hat die deutsche Geschichte geschrieben, wie eben Ausländer sie zu schreiben verstehen, rief Gottsched achselzuckend. Er hat sich dazu eines von Stuve in Jena geschriebenen lateinischen Werkes über die deutsche Geschichte bedient, und dies übersetzt, weiter nichts. Hätte Barre deutsch verstanden, so würde seine Arbeit besser geworden sein, denn er hätte dann bessere Quellen benutzen können.

Aber Barre war ein Elsasser und er verstand deutsch, sagte der König lebhaft. Aber sagen Sie mir, Sie, welcher ein Gelehrter, ein Dichter und ein Sprachforscher sind, sagen Sie mir, ob aus der deutschen Sprache etwas werden kann?

Nun, ich denke, wir haben schon Vieles und Schönes aus ihr gemacht! rief Gottsched in dem ganzen Vollgefühl seines Ruhmes.

Aber Sie haben ihr noch immer keine Melodie,

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres, T. 18, p. 103.

keine Grazie geben können, fuhr der König lebhaft fort. Die deutsche Sprache ist eine Reihe von barbarischen Klängen und Lauten, aber es ist keine Musik darin. Es klingt Alles rauh und hart, und die vielen widrigen Klänge machen sie ganz unbrauchbar für die Poesie und Beredsamkeit. Da nennen Sie also zum Beispiel einen rival auf Deutsch: Nebenbuhler! Welcher fatale, widerliche Ton: Buhler.*)

Ah, Majestät, sagte Gottsched heftig, das ist indessen ein Ton, den die französische Sprache auch hat, und Euere Majestät sollten das am besten wissen, denn Niemand weiß wohl besser und energischer mit den boules umzugehen, als eben Sie.

Der König lächelte, und diese leichte Wendung des gelehrten Professors versöhnte ihn ein wenig mit seinem aufgeblasenen Stolz.

Es ist wahr, sagte er, ich muß Ihnen dies Mal Recht geben, aber im Ganzen werden Sie mir es zugeben müssen, daß die französische Sprache viel weicher und angenehmer klingt.

Ich gebe das durchaus nicht zu, sagte Gottsched ungestüm. Ich behaupte vielmehr, daß die deutsche Sprache viel schöner klinge. Wie hart und abscheulich klingt zum Beispiel das französische amour, wie weich und zart, ja ich möchte sagen: charakteristisch, das Wort: Liebe!

Ah, sagte der König, Sie sind gewiß sehr glücklich verheirathet, daß Sie so für die deutsche Liebe schwärmen, welche freilich eine ganz andere Sache ist, als das französische amour! Im Uebrigen lasse ich es mir nicht nehmen, daß die französische Sprache noch viele Vorzüge vor der deutschen habe. Man kann zum Beispiel im Französischen oft ein Wort in mehrfachem Sinne gebrauchen, während man im Deutschen dafür oft mehrere Ausdrücke zusammensuchen muß.

Das ist wahr, darin haben Euere Majestät Recht, sagte Gottsched gedankenvoll, diesen Vorzug hat die französische Sprache. Indessen, das soll nicht lange dauern! Wir wollen das noch machen! Ja, ja, wir wollen das noch machen!

Und er rieb sich vergnügt die Hände und warf das Haupt stolz zurück, indem er zum dritten Mal versicherte: wir wollen das noch machen!

Der König blickte ihn zugleich erstaunt und belustigt an. Diese Anmaßung des gelehrten Mannes, „das noch machen zu wollen", imponirte ihm fast durch ihre Ungeheuerlichkeit.**)

Machen Sie das, mein Herr, sagte der König heiter, schwingen Sie Ihren Feldherrnstab und geben Sie der deutschen Sprache, was sie nicht hat, geben Sie ihr Grazie, Vieldeutigkeit und Leichtigkeit. Hauchen Sie ihr außerdem auch die Fähigkeit ein, sanfte Leidenschaften und zärtliche Gefühle auszudrücken, und Sie werden für die deutsche Sprache das sein, was Julius Cäsar für die Deutschen war, Sie werden Ihr Besieger sein und das Barbarenthum cultivirt haben.

Gottsched merkte nicht den tiefen Spott, der in den Worten des Königs lag, sondern nahm dieselben mit lächelndem Kopfneigen als eine angenehme Schmeichelei hin.

Uebrigens ist die deutsche Sprache sehr wohl geeignet, sanftere Gefühle auszudrücken, sagte er. Ich mache mich anheischig, jedes französische Gedicht getreu und melodisch schön zu übersetzen.

Ich werde Sie auf die Probe stellen, rief der König, indem er hastig ein Buch von seinem Tisch nahm und es aufschlug. Sehen Sie da, es sind die Oden Rousseau's, und wir wollen nehmen, was der Zufall uns bringt. Hören Sie diese Strophe:

„Sous un plus heureux auspice
La Déesse des amours
Veut, qu'un nouveau sacrifice
Lui consacre vos beaux jours.
Déja le bucher s'allume.
L'autel brille, l'encens fume,
La victime s'embellit,
L'amour même la consume,
Le mystère s'accomplit!

Halten Sie es wirklich für möglich, diese herrliche Strophe zu übersetzen? fragte der König, als er geendet.

Wenn Euere Majestät es erlauben, werde ich es sogleich thun, sagte Gottsched pathetisch. Ich bitte nur um ein wenig Papier und Bleistift, und ich werde die Uebersetzung aufschreiben.

Der König reichte ihm Beides mit dem Buche dar. Nehmen Sie, sagte er, wir wollen uns damit belustigen, einen Sängerkampf aufzuführen. Während Sie die Verse des französischen Dichters in deutsche Verse übersetzen, will ich versuchen, das Lob des deutschen Dichters in französische Reime zu bringen. Stören wir einander nicht!

Er trat in eine Fensternische zurück, und warf eilig und ohne Besinnen und Zögern einige Verse auf's Papier. Dann wartete er lächelnd, bis er sah, daß der Gelehrte auch aufgehört hatte zu schreiben.

Ich bin fertig, mein Herr, sagte der König, wieder aus der Fensternische hervortretend.

Und ich auch, sagte Gottsched feierlich. Hören Euere Majestät nur, und nehmen Sie, um zu vergleichen, gefälligst das Buch zur Hand.

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Preuß: Th. II. S. 272.

*) Noch nach Jahren erzählte der König der Herzogin von Gotha diese Aeußerung Gottscheds, und wiederholte mehrmals: „wir wollen das noch machen."

Er reichte es dem König dar und las dann mit lauter, näselnder Stimme:

„Mit ungleich glücklicherm Geschicke
Gebeut die Königin zarter Pein,
Ihr Deine schönen Augenblicke
Zum Opfer noch einmal zu weih'n.
Der Holzstoß hebt an aufzugehen,
Der Altar glänzt, des Weihrauchs Düfte
Durchdringen schon die weiten Lüfte,
Das Opfer wird gedoppelt schön;
Durch Amor's Gluth ist es verflogen.
Und das Geheimniß wird vollzogen."

Nun, Majestät, fragte Gottsched stolz, finden Sie nun noch, daß die deutsche Sprache nicht schön und kurz französische Verse wiedergeben kann?

Der König lächelte. Ich bin erstaunt, sagte er, daß Sie diese schöne Strophe von Rousseau haben übersetzen können. Ich bedaure überhaupt, daß ich schon zu alt bin, noch deutsch zu lernen, und beklage wirklich, daß ich in der Jugend dazu weder Ermunterung noch Anleitung gehabt habe; ich würde gewiß viele meiner Nebenstunden auf gute deutsche Uebersetzungen römischer und französischer Schriftsteller verwendet haben.*) — Aber man kann das Verlorene nicht wieder einholen, und muß eben zufrieden sein mit dem, was man hat. Wenn ich selbst kein deutscher Dichter sein kann, so soll es mir wenigstens vergönnt sein, den großen und gelehrten Regenerator der deutschen Sprache in französischen Versen besingen zu können. Während Sie übersetzten, habe ich versucht, Sie zu besingen. Hören Sie also!

Und der König las dem entzückten Professor einige Verse vor, deren überschwengliches Lob ihn bezauberte, und deren feine Ironie er in der Sicherheit seines Stolzes nicht bemerkte. Mit erhöheter Stimme und einem anmuthigen neckenden Lächeln schloß der König:

C'est a toi, Cygne des Saxons,
D'arracher ce secrèt à la nature avare:
D'adoucir dans tes chants d'un langue barbare
Les durs et détestables sons.**)

Ah, Majestät! rief Gottsched, bei dem die Freude über das ihm gespendete Lob dies Mal den Zorn über die „langue barbare" überwog; wie grausam und wie gütig Sie in einem Moment sind! Sie schmähen unsere arme Sprache und ertheilen mir zugleich ein so feines und echt königliches Lob. Cygne des Saxons! Das ist ein Ephiteton ornans, welches eben so sehr Ihnen, dem königlichen Spender, als mir, dem glücklichen Empfänger, Ehre macht, und welches, so hoffe ich, uns Beiden zur Verherrlichung dienen wird. Denn für einen König und Helden giebt es keinen höheren Ruhm, als wenn er Ehrfurcht hat vor den Männern der Wissenschaft, vor den auserlesenen Söhnen Apollo's und der Musen, und den Gelehrten, Künstlern und Dichtern wiederum gereicht es zum höchsten Ruhm, die Anerkennung der Könige und Helden verdient zu haben! — Sire, ich mache Ihnen in tiefster und dankbarster Ehrerbietung mein Compliment: Sie haben da ein meisterhaftes kleines Gedicht geschaffen, und wenn einst der Cygne des Saxons, sein Schwanenlied singt, so wird er es singen zum Ruhm und Preis des großen Friedrichs, des Cäsars seiner Zeit!

Nun, mein lieber Quintus, sagte der König lachend, als er Gottsched entlassen hatte, sind Sie zufrieden mit ihrem großen deutschen Gelehrten?

Quintus zuckte seufzend die Achseln. Sire, sagte er, ich muß leider bekennen, daß der große Gottsched ein wenig zu sehr mit dem Staub der Gelehrsamkeit sein Haupt bedeckt hat, und mehr Pedant als Lebemann ist.

Er ist ein aufgeblasener Narr! rief der König unwillig. Und nun glaube ich auch nimmermehr, daß er ein so großes Genie ist, wie Sie mich glauben machen wollten. Das wahre Genie ist bescheiden, und weil es ein hohes Ziel vor Augen hat, thut es sich selber nie genug, und ist nie zufrieden mit sich selber. Aber Leute, wie dieser Gottsched, die sich selber auf den Altar stellen und vor sich niederfallen, um sich anzubeten, die haben ihren Lohn dahin und werden niemals etwas wahrhaft Großes leisten.

Aber Gottsched hat wirklich große und unvergängliche Verdienste, sagte Quintus Icilius eifrig. Er ist wirklich der Regenerator der deutschen Sprache, er hat sie in der That erlöst aus dem Barbarenthum, und sie zur Sprache der Cultur und Wissenschaft erhoben. Ganz Deutschland verherrlicht ihn dafür, und wenn der Weihrauch, den man ihm aller Orten spendet, dem Gelehrten ein wenig in den Kopf gefahren ist, so ist das bei seinen ungeheuren Verdiensten wirklich zu verzeihen!

Und ich glaub's doch nicht, daß dieser Gottsched ein großer Mann, und am allerwenigsten, daß er ein Dichter ist, sagte der König lächelnd. Oder wenigstens, wenn so die deutschen Dichter und Gelehrten aussehen, so darf man es Niemandem verdenken, wenn man sich nicht unter die Traufe ihrer Gelehrsamkeit stellen mag. Hat dieser Mann nicht die Vermessenheit gehabt von einer goldenen Zeit der Literatur, die in Deutschland schon unter meinem Großvater König Friedrich dem Ersten geblüht haben soll, mir zu erzählen, und war er nicht so verwegen, einige deutsche Scribler jener Zeit, deren barbarische Namen Niemand kennt, und die ich heute zum ersten

*) Des Königs eigene Worte.

**) Oeuvres posthumes Vol. VII. p. 216.

Male gehört habe, mit Corneille, Racine, ja sogar mit Virgil zu vergleichen. Wiederhole Er mir doch die Namen dieser unbekannten Größen noch einmal, damit ich doch die Nebenbuhler der großen Dichter kenne!

Er sprach von Besser und Neukirch, sagte Quintus kleinlaut, und ich muß bekennen, daß es freilich ein wenig kühn ist, diese mit Racine und Corneille vergleichen zu wollen. Aber vielleicht that er es nur, um die Aufmerksamkeit Euerer Majestät zu erregen, denn es ist leider bekannt, daß der große Friedrich, der dem ganzen Deutschland als ein Heros voranleuchtete, und den ganz Deutschland anbetet, den Deutschen vielleicht alles mögliche Gute, aber gewiß sehr wenig Geist, Gelehrsamkeit und Witz zutraut.

Der König wollte eben eine Antwort geben, als ein Lakay hereintrat und dem König einen Brief überreichte, den der Professor Gottsched so eben übersandt.

Der König nahm den Brief und sagte lächelnd zu Quintus: ich finde, daß Gottsched, mein Bruder in Apollo, mir wenigstens die Ehre erzeigt, mich vertraulich zu behandeln. Wahrhaftig, wäre ich anmaßend, so könnte ich mir zuletzt noch einbilden, seines Gleichen zu sein. Nun, sehen wir einmal, mit welcher Zuschrift uns der Cygne des Saxons beehrt hat.

Er öffnete den Brief und las, und während des Lesens erhellte sich sein Antlitz zu einem immer heiterern und spöttischeren Lächeln, und endlich brach er in ein lautes und frohes Lachen aus.

Guichard, sagte er, ich muß Ihnen selber dieses Poem des großen deutschen Sprachreinigers, Dichters und Gelehrten vorlesen. Sie sollen mir dann sagen, ob das nun gereinigtes edles Deutsch, ob das wirkliche Poesie ist! Hören Sie einmal!

Und der König trat mit affectirter heroischer Haltung, in der Art der heldenspielenden Schauspieler, einige Schritte vor, und las mit pathetischer, näselnder Stimme, ganz in der Weise, wie Gottsched selbst vorher gelesen, das folgende Gedicht:

Den Cäsar dieser Zeit, im Siegen wie im Schreiben,
Ehrt längst der deutsche Musenchor,
Sein eig'ner Werth hebt ihn empor,
Wie könnt' ihr Pindus ihm die Lorbeern schuldig bleiben?
Monarch, den Deines Vaters Knecht
Auch ungenannt durch manches Lied erhoben,
Ist Dir kein deutscher Reim zu schlecht,
So wird er Dich gewiß bei später Nachwelt loben.
Doch Helden pflanzen Lorbeer-Haine;
Der Dichter blöde Hand bricht Zweige für ihr Haupt.
Dein siegreich Schwert ist längst umlaubt,
Und Dein Bewund'rer bleibt der

Deine
G.

Bemerken Sie gefälligst, fuhr der König mit angenommenem Ernst fort, daß Herr Gottsched sich hier als den Pindus des deutschen Musenchors vorführt, und daß er die Güte haben will, mich der späten Nachwelt für ihre Reime zu empfehlen. — Und jetzt sagen Sie mir, Quintus, ob das echte deutsche Poesie ist, und ob Sie auch recht in innerster Seele erwärmt sind von diesem erhabenen Gedicht?

Er sah Quintus dabei mit einem so neckischen Ausdruck an, daß dieser nicht länger im Stande war, seinen Ernst zu bewahren.

Sire, sagte er lachend, ich muß Ihnen meinen berühmten deutschen Gelehrten Preis geben, und es freimüthig bekennen, daß Euere Majestät leider Recht haben. Er ist ein unausstehlicher Narr und ein aufgeblasener Schwachkopf.

Nicht doch, er ist ein deutscher Gelehrter, rief der König pathetisch. Eine der großen Säulen, die den Tempel der deutschen Wissenschaft und Poesie tragen!

Sire, ich opfere Ihnen den deutschen Gelehrten, sagte Quintus, ich lege ihn nieder auf dem Altar Ihrer gerechten Spottsucht. Möge Ihr scharfer Witz ihn zerreißen! Ich opfere Eurer Majestät den Gelehrten, aber seien Sie dafür gnädig, Sire, und versprechen Sie mir, den deutschen Dichter gütig aufzunehmen!

Ich will's thun, sagte der König. Lassen Sie mich auch dieses Exemplar kennen lernen. Aber Guichard, versprechen Sie mir Eins: wenn der deutsche Dichter dem deutschen Gelehrten gleicht, dann machen Sie mir keine Vorwürfe mehr, wenn ich von dem ganzen deutschen Gelehrten- und Dichterkram nichts mehr wissen will!

XXVII.

Gellert.

Gellert kam so eben aus der Universität zurück, wo er in dem großen Hörsaal seine Vorlesungen „über die Moral" eröffnet hatte. Ein überaus zahlreiches Publikum hatte sich auch dies Mal wie immer zu diesen Vorlesungen eingefunden, und war dem hinreißenden Vortrage des geliebten Meisters mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt. — Als er den Katheder verließ, war die Versammlung, ganz wider die sonstigen akademischen Gewohnheiten, in ein lautes: Lebehoch! ausgebrochen, und Alle hatten sich herbeigedrängt, um den geliebten Lehrer, der eben erst von einer Krankheit erstanden war, auf seinem Lehrstuhl und in ihrer Mitte willkommen zu heißen.

Diese vielen Beweise der Liebe hatten Gellert, den zarten, empfindungsvollen deutschen Dichter tief ergriffen, und sein schwaches, stets leidendes Nervensystem so mächtig erschüttert, daß er ganz bleich und mit zitternden Knieen in seiner Wohnung anlangte, und sich erschöpft auf den ledernen Lehnstuhl im Fenster, dem einzigen Luxusmeuble seiner überaus einfachen Studirstube niederließ.

Der alte Mann, der in dem anderen Fenster des Zimmers saß, und eifrig mit Lesen beschäftigt war, achtete gar nicht auf ihn, und obwohl Gellert mehrmals sich räusperte und dann bedeutungsvoll zu ihm herüberblickte, so schien dieser seine Gegenwart durchaus nicht bemerkt zu haben, sondern las ruhig weiter.

Conrad! rief Gellert endlich mit sehr freundlichem, bittendem Ton.

Herr Professor? fragte der Alte, indem er mißmuthig von seinem Buch emporschaute.

Conrad, mir scheint, Du könntest wohl aufstehen, wenn ich komme. Nicht so sehr aus Respect vor Deinem Herrn, sondern weil er schwächlich und kränklich ist, und Deiner Hülfe bedarf.

Herr Professor, sagte der Alte gelassen, ich wollte nur erst das Capitel, das ich eben angefangen, zu Ende lesen, und dann wollte ich auch aufstehen, Sie kamen nur ein bischen zu früh. Es ist also Ihre eigene Schuld, wenn ich noch weiterlesen mußte.

Gellert lächelte. Und was für ein Buch liesest Du denn so eifrig, mein alter Freund?

Die schwedische Gräfin, Herr Professor. Sie wissen wohl, es ist mein Lieblingsbuch, ich lese es jetzt zum zwölften Male, und ich meine immer noch, daß ich niemals etwas so Schönes, Rührendes und Kluges gelesen habe. Es ist mir vollkommen unbegreiflich, Herr, wie Sie das gemacht haben, und wie Sie alle die schönen Geschichten in Ihrem Kopf behalten konnten. Wer hat Ihnen denn eigentlich das Alles erzählt?

Es hat's mir Niemand erzählt, ich habe es aus meinem eigenen Kopf und Herzen genommen, sagte Gellert freundlich. Aber nein, das ist ein sehr anmaßender Gedanke! Ich habe es nicht von mir selber empfangen, sondern von dem großen Geist, der den Dichtern gnädig ist, und ihnen zuweilen einen Funken seines göttlichen Lichtes gnädig verleiht, damit sich unser Herz und unsere Phantasie daran erwärmen.

Jetzt verstehe ich Sie wieder nicht, Herr Professor, sagte Conrad unwillig. Warum reden Sie denn nicht so wie's da in dem Buch steht? Was die schwedische Gräfin sagt, das verstehe ich Alles ganz gut, denn sie spricht so wie jeder andere Mensch. Es ist überhaupt ein allerliebstes schönes und kluges Weib, und ich habe manchmal gedacht, Herr Professor —

Der alte Conrad zögerte und blickte seinen Herrn verlegen an.

Nun, Conrad, was hast du gedacht?

Ich habe manchmal gedacht, Herr, es wäre das Beste, wenn Sie die schwedische Gräfin heiratheten.

Gellert zuckte zusammen und ein leichtes Roth überflog seine Wangen. Ich, heirathen? rief er entsetzt. Der Himmel möge mich behüten, daß ich mich in ein solches Joch schmiede, und mein Haupt unter die Botmäßigkeit eines so launigen, eitlen, wetterwendischen, hochfahrenden, eigensinnigen, putzsüchtigen, kaltherzigen Geschöpfs lege, als da ist ein Weib.

Conrad, wie kommst Du auf den wahnwitzigen Gedanken, mich verheirathen zu wollen, da Du doch weißt, daß ich die Weiber hasse, nein, nicht hasse, aber so sehr fürchte, wie etwa ein Lamm den Wolf fürchtet, der es verschlingen möchte.

Na, Herr! rief Conrad ärgerlich, war denn etwa Ihre Mutter nicht auch ein Weib?

Ja, sagte Gellert nach einer Pause leise, und mit tief innigem Ton. Ja, sie war ein Weib, ein hochherziges, edles Weib. Sie war der goldene Stern meiner Kindheit, das heilige Ideal des Jünglings, wie sie jetzt da droben im Himmel der Schutzengel des Mannes ist. Es giebt kein Weib, welches ihr

Sie haben Ihre Mutter zu sehr geliebt, Herr Professor, sagte Conrad, und es kommt gewiß daher, daß Sie keine andere Frau lieben und heirathen wollen!

Herr Gott, Mensch, so rede mir doch nicht schon wieder vom Heirathen, rief Gellert entsetzt. Was hat denn dies fatale Wort hier in meinem Studirzimmer zu thun?

Viel hat's darin zu thun, Herr, denn sehen Sie Sich nur um, wie kahl und elend es hier aussieht. Gar nicht ein bischen sauber, nett und zierlich, wie's bei einem so gelehrten und berühmten Herrn aussehen muß, und wie's aussieht, wenn eine junge nette Frau

Gellert.

gleicht, Conrad. Sie war die Liebe, die Aufopferung, die Güte und Entsagung selber.

Es ist wahr, flüsterte Conrad leise, sie war eine brave Frau, die Frau Pastorin. Das ganze Städtchen liebte und verehrte sie, weil sie so gut, mildthätig und fromm war, und als sie starb, da war es, als ob wir alle eine Mutter verloren hätten.

Als sie starb, sagte Gellert mit vor Rührung zitternder Stimme, da war mit ihr mein Glück und meine Jugendlust gestorben, und als ich die erste Scholle Erde auf ihr Grab warf, da hatte ich ein Gefühl, als ob da drinnen in meinem Herzen etwas zerspränge, und dies Gefühl hat mich nie wieder verlassen.

im Hause ist, die hübsche Meubles und schönes Leinenzeug mitbringt. Sie müssen gewiß heirathen, Herr, und zwar eine reiche Frau! So geht's nicht mehr, und so soll's nicht mehr gehen! Sie müssen eine Frau nehmen, denn von Ihrer Berühmtheit können Sie nicht leben.

Aber doch von meiner Stelle, Conrad, sagte Gellert fast ängstlich. Habe ich als außerordentlicher Professor nicht ein Gehalt von zweihundert und fünfzig Thalern? Bedenke doch, zweihundert und fünfzig Thaler! Das ist sehr viel für einen deutschen Dichter, und ich sage Dir, Conrad, ich kann mich sehr glücklich damit preisen. Es reicht ja hin, um meine

Bedürfnisse zu bestreiten und schützt mich vor Elend und Noth.

Es könnte hinreichen, Herr Professor, wenn wir nicht gar so verschwenderisch und übermüthig wären. Ich bin ein alter Mann, und mir können Sie schon ein Wort zu Gute halten. Ich habe fünfzehn Jahre bei Ihrem Herrn Vater, unserem Herrn Pfarrer, als Knecht gedient, und Sie haben mich von ihm gewissermaßen geerbt. Ich darf also schon mitsprechen! Wenn's drauf ankommt, will ich mit Ihnen hungern und dursten, aber mich ärgert, daß wir hungern und dursten, ohne daß es nöthig ist. Haben Sie zum Beispiel heute schon zu Mittag gegessen?

Nein, Conrad, sagte Gellert verlegen. Ich hatte zufällig kein Geld bei mir, als ich aus der Vorlesung kam, und Du weißt, ich gehe nicht gern in's Speisehaus, wenn ich nicht gleich bezahlen kann.

Zufällig hatten Sie kein Geld? Sie hatten's wohl hier zu Hause vergessen?

Ja, Conrad, ich hatt's hier zu Hause vergessen!

Nein, Herr, Sie haben heut Morgen Ihren letzten Thaler dem Studenten gegeben, der hieher kam, und Ihnen seine Noth klagte, und Ihnen erzählte, er habe seit drei Tagen nichts Warmes mehr gegessen, und so jämmerlich flennte und klagte. Dem haben Sie Ihr Geld gegeben, und das war sehr Unrecht, denn jetzt haben wir selber nichts.

Nein, Conrad, das war nicht Unrecht, sondern es war meine Pflicht. Er hungerte und ich war satt, er war arm und in Noth, und ich hatte Geld und saß in meinem warmen und bequemen Zimmer, folglich mußte ich ihm helfen.

Ja, das sagen Sie immer, Herr, und so geht immer all unser Geld zum Teufel, schmollte Conrad. Womit wollen wir uns nun zum Beispiel heute satt machen?

Nun, sagte Gellert nach einer Pause, wir werden Kaffee trinken und etwas Butterbrod dazu essen. Kaffee ist ein vortreffliches Getränk, und besonders Dichtern ungemein zuträglich, denn er belebt die Phantasie.

Und läßt den Magen leer! schaltete Conrad ein. Um den zu füllen, haben wir Brod und Butter! Ach, Conrad, ich versichere Dich, wir wären manchmal zu Hause im Pfarrhofe meines Vaters sehr froh gewesen, wenn wir Kaffee und Butterbrod zu unserm Mittagsessen gehabt hätten. Wir waren unser dreizehn Geschwister, dazu Vater und Mutter, und das Gehalt meines Vaters betrug nicht mehr als zweihundert Thaler. Conrad, er hatte weniger als ich, und hatte davon noch dreizehn Kinder zu ernähren.

Als ob sie sich nicht schon von Ihrem eilften Jahre an selbst ernährt hätten, als ob ich nicht immer gesehen hätte, wie Sie die Nächte hindurch abschrieben, um sich Geld zu verdienen, und das zu einer Zeit, wo andere Kinder kaum wissen, was Geld, und noch weniger, was Arbeit ist!

Aber wenn ich meiner guten Mutter nachher das Geld brachte, das ich durch meine Abschriften verdient hatte, küßte sie mich so zärtlich, und nannte mich ihren tapfern und braven Sohn, und das war ein besserer Lohn für mich, als alles Gold der Welt. Und dann, als das nächste Weihnachtsfest kam, und wir Alle dreizehn so froh und glücklich um den Tisch standen, und uns des Tellers mit Aepfeln und Nüssen und kleinen Geschenken, den Jeder bekam, so recht von Herzen freueten, da lag auf meinem Platz ein funkelnagelneuer Rock. Es war das erste Mal, daß ich einen Rock von neuem Tuch, und nicht aus den alten Talaren meines Vaters bekam. Und das Zeug zu diesem Rock hatte meine Mutter von dem Geld gekauft, das ich mir verdient. Sie hatte es immer gesammelt und gespart, und jetzt hatten sich die Abschriften in ein schönes Kleid verwandelt, das ich mit Stolz und Freude tragen konnte. Kein Rock sitzt so warm, als der, den man durch seine Arbeit verdient hat. Das selbstverdiente Kleid ist der Purpurmantel der Armen!

Aber wir hätten's nicht nöthig, arm zu sein, brummte Conrad. Und das ist's ja eben, was mich kränkt. Wenn wir ordentlich Haus hielten, könnten Sie mit Ihren zweihundertfünfzig Thalern bequem und sorgenfrei leben. Aber Alles wird fortgegeben, und für Andere verthan, bis dann zuletzt für uns selber nichts übrig bleibt.

Wir sind aber noch niemals hungrig zu Bett gegangen, Conrad, und was unseren heutigen Tag anbetrifft, so werden wir auch nicht zu hungern brauchen. Kaffee, Brod und Butter ist da und morgen früh bekomme ich von meinem Buchhändler das Honorar für die vierte Auflage meiner Fabeln. Es ist nicht viel, aber ich denke, es werden doch gegen zwanzig Thaler sein, und damit werden wir eine Zeit lang leben können. Sei also nun wieder heiter, Conrad, und hörst Du, geh' in die Küche und besorge Kaffee, mich hungert wirklich ein bischen! Nun, Conrad, Du siehst noch immer verdrießlich aus. Hast Du noch einen Aerger im Hinterhalte?

Ja, Herr Professor, es muß heraus, ich habe noch einen Aerger! Der Pedell hat mir erzählt, daß die Universität Ihnen noch eine höhere Professorstelle angeboten hat, ist das wahr?

Ja, Conrad, es ist wahr! Sie wollten mich zum ordentlichen Professor machen.

Und Sie haben's nicht angenommen?

Nein, Conrad, ich hab's nicht angenommen. Ich hätte dann mehr Collegia lesen, den Professorensitzungen beiwohnen müssen, hätte viel Last gehabt,

und wenn nun eines Tages sogar mich das Unglück getroffen hätte, Rector zu werden, so wäre ich ein verlorener Mann gewesen, denn da muß man Gastereien geben, die Würde der Universität repräsentiren, und sogar, wenn fürstliche Personen herkommen, sie im Namen der Universität begrüßen und ihnen Reden halten! Nein, ich danke für solche Ehre! Mit großen Herren zu verkehren, darnach gelüstet es mich nicht, und ich ziehe es vor, als außerordentlicher Professor mit einem geringen Gehalt hier behaglich und ungenirt in meinem Studirzimmer zu sitzen, denn als ordentlicher Professor mit hohem Gehalt in den Vorzimmern der Großen scharmutziren zu müssen. Zudem bin ich kränklich, und meine Kränklichkeit würde mich verhindern, so viel Vorlesungen zu halten, als die Regierung es von einem ordentlichen, hochbesoldeten Professor verlangen kann. Man muß aber niemals Geld annehmen für das, was man nicht geleistet hat und nicht leisten kann. — Siehst Du, Conrad, das sind meine Gründe, warum ich die angetragene Stelle zum zweiten Male ausgeschlagen habe, und ich denke, Du wirst nun zufrieden sein, und mir nun eine recht schöne Tasse Kaffee kochen!

Eine Schande bleibt es doch immer, brummte Conrad, daß man von Ihnen sagt, Sie wären kein ordentlicher Professor. Aber das kommt Alles davon, daß Sie keine Frau haben! Wäre die schwedische Gräfin hier, dann würde es hier gewiß prächtig und schön aussehen und Ihr Studirzimmer würde so schön aufgeräumt und Sie selber würden immer so hübsch und sauber angekleidet sein, daß kein Mensch sich unterstehen sollte zu sagen, Sie wären kein ordentlicher Professor.

Aber das ist doch keine Beleidigung, Conrad! rief Gellert lachend, und in Deinem Sinne bin ich ja jetzt mehr, als ich sein würde, wenn ich die Stelle angenommen hätte. Denn jetzt bin ich und heiße ich ja ein „außerordentlicher" Professor.

Na, es ist mir lieb, daß die Leute wenigstens einsehen, daß Sie wirklich ein außerordentlicher Professor sind, sagte Conrad besänftigt. Nun will ich auch in die Küche gehen und Kaffee kochen. Aber halt, da fällt mir ein, daß ich Ihnen noch einen Brief zu übergeben habe, den vorher ein Bedienter gebracht hat.

Er nahm von dem Tisch einen Brief, und reichte ihn seinem Herrn dar; während dieser ihn erbrach, ging Conrad langsam und zögernd der Thür zu, offenbar begierig, von seinem Herrn den Inhalt des Briefes zu erfahren. Er war auch nicht bis zur Thür gelangt, als ein Ruf Gellert's ihn zu sich zurückrief.

Conrad, sagte Gellert mit zitternder Stimme, Conrad, höre einmal, was dieser Brief enthält!

Na, ich bin wirklich neugierig darauf, sagte Conrad mit freundlichem Grinsen. Lesen Sie doch!

Gellert nahm den Brief und begann: Mein lieber und verehrter Herr Professor! Erlauben Sie es einem Ihrer —

Hier stockte er, und ein tiefes Roth bedeckte seine Wangen. Nein, sagte er leise, ich kann das nicht lesen, es ist zu viel und zu überschwängliches Lob für mich darin. Lies Du selber!

Dummes Zeug, sagte Conrad, den Brief nehmend, der Herr Professor ist wahrhaftig so verschämt wie eine Jungfer. Sein Lob zu lesen ist doch wahrhaftig keine Schande! Jetzt hören Sie zu:

„Mein lieber und verehrter Herr Professor! Erlauben Sie es einem Ihrer begeisterten und Sie grenzenlos verehrenden Schüler, Ihnen eine Bitte vorzutragen, und Sie um eine Gefälligkeit zu ersuchen. Ich bin äußerlich reich; Sie hat Gott mit den reichsten und herrlichsten Gaben des Geistes und Herzens ausgestattet, aber weil er Sie so reich im Geist gemacht, hat er es versäumt, Ihnen äußern Reichthum zu geben. Ihr Gehalt ist nicht groß, aber Ihr Herz ist so groß und edel, daß Sie das Wenige, was Sie haben, noch den Armen und Leidenden geben, und Andere pflegen, während Sie selbst der Pflege bedürfen. Gönnen Sie, mein angebeteter Lehrer, auch Andern das Glück, was Sie sich selber so reichlich schaffen, das Glück, hülfreich zu sein, gönnen Sie mir die Freude, Ihnen, welcher mit den Armen sein Brod und mit den Leidenden seinen letzten Thaler theilt, eine kleine Beisteuer zu Ihrem Gehalt anzubieten, und Sie um die Erlaubniß zu ersuchen, Ihnen, so lange der gütige Gott Ihnen zur Freude Ihrer Schüler, und zum Stolz von ganz Deutschland, das Leben läßt, eine jährliche Pension von zweihundert Thalern zu zahlen. Der Banquier Farenthal ist angewiesen, Ihnen dasselbe vierteljährlich auszuzahlen, und wird morgen damit den Anfang machen.

Ihr dankbarer und Sie tief verehrender Schüler." *)

Vivat hoch, vivat hoch! jubelte Conrad, das Papier hoch emporschwenkend. Jetzt sind wir reich, jetzt können wir flott leben, und etwas darauf gehen lassen. O, jetzt will ich Sie schon pflegen, und Sie sollen mir alle Tage ein Glas Wein trinken, damit Sie wieder gesund werden, und im besten Speisehaus abonnire ich für Sie, und hole Ihnen alle Tage das Essen hierher, damit Sie es in Ruhe und im Schlafrock verzehren können.

Gemach, gemach, Conrad! rief Gellert lachend.

*) Es war der Graf Moritz von Brühl, Gellert's geliebtester Schüler, welcher demselben diese Pension von 1759 bis zu Gellert's Tode auszahlte, ohne daß Gellert jemals erfahren hat, von wem ihm dieselbe kam.

Vor lauter Freude über das Geld vergißt Du ganz den edlen Geber. Wer kann das sein? Wer unter meinen Schülern ist reich, hochherzig und zartfühlend genug, um so Viel und so zu geben?

Es ist Einer, der nicht will, daß Sie seinen Namen wissen, Herr Professor, rief Conrad fröhlich, zerbrechen wir uns also nicht den Kopf darüber. Aber jetzt, Herr, ist's nichts mit dem Kaffee und dem Butterbrod. Wir sind jetzt reich und brauchen nicht so jämmerlich zu leben. Ich gehe in's Speisehaus und hole Ihnen ein recht schön gebratenes Hühnchen, und dazu etwas gekochtes Obst und ein Glas Wein.

Es ist wahr, sagte Gellert vergnügt, ein Hühnchen möchte meinem schwachen Magen ganz gut thun, und ein Glas Wein — Aber nein, Conrad, laß es bei'm Kaffee, wir haben kein Geld ein solches Mittagsessen zu bezahlen.

Nun, so borgen wir's. Morgen kommt das erste Quartal von Ihrer neuen Pension, und dann trage ich das Geld für das Essen hin.

Nein, Conrad, nein, sagte Gellert fest. Man soll niemals essen, was man nicht sogleich bezahlen kann. Geh' in die Küche und koche uns Kaffee.

Conrad war eben im Begriff, brummend und verdrießlich dem Befehl seines Herrn zu genügen, als ein lautes und heftiges Klingeln an der Vorthür der bescheidenen Professorwohnung ertönte.

Vielleicht schickt der Banquier das Geld schon heute! rief Conrad fröhlich, und mit hastigem Schritt eilte er von dannen, während Gellert den Brief nahm, und die Handschrift prüfend betrachtete.

Aber jetzt kehrte Conrad mit höchst wichtiger Miene zurück. Der preußische Major Quintus Icilius wünscht den Herrn Professor im Namen des Königs von Preußen zu sprechen, sagte der Conrad feierlich.

Im Namen des Königs von Preußen! rief Gellert entsetzt zurücktretend. Was kann denn der große Kriegsheld von dem armen Gellert wollen?

Das will ich mir erlauben, Ihnen zu sagen, mein Herr, rief eine Stimme von der Thür her, und als Gellert sich umwandte, stand die hohe und glänzende Gestalt des preußischen Majors Quintus Icilius vor ihm. Verzeihen Sie, daß ich ohne Ihre Erlaubniß hier eintrete, allein Ihr Diener hatte die Thüren aufgelassen und da dachte ich —

Da dachten Sie, hoffe ich, daß Gellert sich freuen würde, einen Major des Königs, der noch dazu einen so schönen und berühmten Namen führt, in seiner armseligen Wohnung empfangen zu können, sagte Gellert freundlich, indem er Conrad winkte, das Zimmer zu verlassen, ein Wink, dem dieser nur zögernd und mit dem festen Vorsatze, draußen zu horchen, Genüge that.

Zuvörderst erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich freue, die Bekanntschaft eines so gelehrten und berühmten Mannes zu machen, wie der Professor Gellert es ist, sagte Quintus mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung vor dem Dichter, dessen kleine und schmächtige Gestalt dem Herrn Major bis an die Schulter reichte. Sodann habe ich Ihnen den Grund meines Kommens zu melden. Se. Majestät der König von Preußen wünscht Sie kennen zu lernen, und sendet mich her, Sie sogleich zu ihm zu führen.

Sogleich! rief Gellert entsetzt. Aber mein Herr, Sie müssen es mir ansehen, daß ich krank und schwach bin. Es wird dem König an einem kranken Mann, der nicht reden kann, nicht viel gelegen sein.

Quintus zuckte die Achseln und blickte den armen Professor theilnehmend an. Es ist wahr, sagte er, Sie sehen nicht wohl aus, und ich kann Sie natürlich nicht zwingen, heute gleich mit mir zu gehen. Aber erlauben Sie mir nur diese Eine Bemerkung, daß wenn Sie vermeinen, sich mit der heutigen Entschuldigung ganz von dem Gange loszumachen, dies Ihrerseits ein Irrthum ist. Der König hegt den Wunsch Sie zu sprechen, und es ist meine Aufgabe, Sie ihm zuzuführen. Können Sie also heute nicht, so muß ich morgen wiederkommen, und wenn Sie dann noch krank sind, übermorgen, und so alle Tage, bis Sie mitgehen können.

Aber das ist ja entsetzlich! rief Gellert angstvoll.

Quintus zuckte lächelnd die Achseln. Entschließen Sie sich also, mein Herr, sagte er. Ich lasse Ihnen eine Stunde Zeit! Um vier Uhr werde ich wiederkommen und bei Ihnen anfragen, ob Sie heute oder ein ander Mal gehen wollen!

Ja, thun Sie das, Herr Major, sagte Gellert aufathmend. Ich werde während der Zeit mein Mittagsessen nehmen und dann sehen, wie mir zu Muthe ist.

Conrad, Conrad, rief Gellert, als Quintus Icilius ihn verlassen hatte und sein Diener zu ihm eintrat. Conrad, hast Du die schlimme Botschaft gehört? Ich soll zum König von Preußen kommen!

Ich hab's gehört, sagte Conrad, und ich finde, daß das keine schlimme Botschaft ist, sondern vielmehr eine große Ehre. Der König hat vor einigen Tagen auch den Professor Gottsched zu sich kommen lassen und sich lange mit ihm unterhalten. Seitdem thut sein ganzes Haus, als ob Herr Gottsched der liebe Gott selber wäre, und als wenn sie Alle wenigstens die heiligen Erzengel wären. Drum ist's mir lieb, daß der König Ihnen auch die Ehre anthut und Sie kennen lernen will.

Ach was, Ehre! murmelte Gellert. So ein hoher Herr will sich einmal die deutschen Gelehrten ansehen,

wie Andere in eine Menagerie gehen und sich die Affen betrachten, um an ihren wunderlichen Sprüngen sich zu ergötzen. Es ist eine rein äußerliche Neugierde, welche diese Herren treibt, auch einmal so ein wunderliches Professorthier vor sich springen zu lassen; von unserem Geist wissen sie nichts. Es genügt ihnen, uns angesehen zu haben. Conrad, ich gehe nicht hin, ich werde heute und alle Tage krank sein! Wir wollen doch einmal sehen, ob dieser moderne Quintus Icilius nicht am Ende nachgeben muß!

Und der sonst so sanfte und nachgebende Dichter ging in heftiger Aufregung mit flammenden Augen und hochgerötheten Wangen in seinem Zimmer auf und ab und wiederholte immer wieder: Ich gehe nicht! Ich gehe nicht!

Sie gehen doch, Herr Professor, sagte Conrad, sich seinem Herrn gerade in den Weg stellend und ihn halb bittend, halb drohend ansehend. Sie gehen doch! Sie werden Ihrem alten Conrad die Freude gönnen, dem aufgeblasenen Bedienten des Herrn Gottsched sagen zu können, „mein Herr ist auch beim König von Preußen gewesen.“ Sie werden mir nicht die Beleidigung anthun, daß ich einem Herrn dienen muß, der nicht bei dem König war, während Herr Gottsched da war.

Aber, Conrad! rief Gellert kläglich, wozu nützt mir es denn, daß ich es ausgeschlagen habe, ordentlicher Professor zu sein, um damit der Gefahr zu entgehen, Rector zu werden und eines Tages veranlaßt zu sein, Königen und Fürsten Reden zu halten?

Das nützt dazu, sagte Conrad feierlich, das nützt dazu, der Welt zu zeigen, daß ein ordentlicher Dichter gar nicht nöthig hat auch ordentlicher Professor zu sein, um zu Königen und Fürsten gerufen zu werden! Herr, Sie müssen gehen, der König erwartet Sie, und wenn Sie nicht kommen, so sieht's aus, als wenn Sie's wie die Oesterreicher machen, und sich vor dem König von Preußen fürchten!

Es ist wahr, sagte Gellert, dessen heftige Aufwallung schon den ermahnenden Worten Conrad's gewichen war. Es sieht wirklich so aus, als ob ich mich fürchtete.

Und ein berühmter Mann muß sich vor Nichts fürchten, rief Conrad, selbst nicht vor einem König!

Nun, so sei es denn, sagte Gellert lächelnd. Ich will Dir den Gefallen thun, ich will schon heute zum König gehen. Aber vorher muß ich Kaffee trinken und Butterbrod essen. Denn wenn ich so mit nüchternem Magen zum König gehe, so könnte ich leicht ohnmächtig werden, und das wäre doch wahrhaftig eine Schande für Dich, Conrad.

Ich laufe schon und hole den Kaffee! rief der alte Diener, vergnügt der Küche zueilend.

XXVIII.

Der Dichter und der König.

Gellert hatte kaum sein frugales Mittagsmahl verzehrt und seine Toilette ein wenig geordnet, als der Major Quintus schon wieder da war und den Dichter fragte, ob er noch immer zu unwohl sei, um ihn zum König begleiten zu können.

Unwohl bin ich noch immer, erwiderte Gellert mit einem traurigen Lächeln. Aber da mein Unwohlsein leider von der Art ist, daß es mich auch morgen und übermorgen und alle Tage nicht verlassen wird, und Sie alle Tage wiederkommen wollen, so ist es besser, gleich heute dem Befehl des Königs zu genügen. Ich bin also bereit, Sie zu begleiten, mein Herr, lassen Sie uns gehen!

Er nahm den dreieckigen Hut, den Conrad ihm mit einem seligen Schmunzeln darreichte und folgte dem Major nach dem prachtvollen Apel'schen Hause, wo der König für diesen Winter sein Quartier genommen hatte.

Hören Sie, mein Herr, sagte Quintus, als sie jetzt die Treppen hinaufschritten. Verzeihen Sie mir eine Bitte! Der König hat Vorurtheile gegen die deutschen Dichter und Gelehrten, und es wäre doch gewiß für die deutsche gelehrte und dichterische Welt

von dem unberechenbarsten Nutzen, wenn diese Vorurtheile schwänden und der große König den Deutschen die Theilnahme und Aufmunterung zuwendete, die er bis jetzt den Franzosen und Italienern geschenkt. Bedenken Sie das, mein Herr, und suchen Sie durch Ihr gefälliges und einnehmendes Wesen den König zu gewinnen.

Ach mein Gott, seufzte Gellert, ich verstehe durchaus nicht die Kunst mit den Großen dieser Erde umzugehen, zu schmeicheln und von Lob und Bewunderung überzufließen. Mein Herz und meine Manieren sind einfältiglich und sonder Prunk.

Und das gerade ist schön, sagte der Major lächelnd. Der König kann das aufgespreizte prahlerische Gelehrtenthum nicht leiden. Seien Sie ganz Sie selber. Bilden Sie sich ein, in Ihrer Studirstube zu sein und offen und frei mit einem hochgestellten Freunde, dem man einige Rücksichten der Höflichkeit schuldig ist, zu plaudern. —

Der König ging, auf seiner Flöte phantasierend, in seinem Zimmer auf und ab, als die Thür sich öffnete und der Major Quintus mit Gellert eintrat. Sofort legte der König die Flöte bei Seite und ging mit seinem schönen und einnehmenden Lächeln dem Dichter entgegen, dessen sanftes und kluges Gesicht den Ausdruck vollkommenster Ruhe und Besonnenheit zeigte und sich auch vor den strahlenden und durchdringenden Augen des Königs nicht verwirrte.

Ist Er der Professor Gellert? fragte der König mit einem leichten Neigen des Kopfes.

Ja, Eure Majestät, der bin ich, sagte Gellert sich tief verbeugend.

Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt, warf der König hin. Er hat viele von Seinen Schriften gelesen.

Das beweist, daß er ein sehr nachsichtiger und wohlwollender Herr ist, der sogar auf die deutschen Schriftsteller noch Hoffnungen setzt, erwiderte Gellert mit einem leichten Spott.

Der König lächelte, und vielleicht um ihn noch mehr zu reizen, fragte er rasch: Sage Er mir doch, wie geht es zu, daß wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben?

Quintus sah die Röthe, welche die blassen Wangen des Dichters überhauchte, und wollte einer vielleicht gereizten und willigen Antwort desselben zuvorkommen.

O Majestät, sagte er, Sie sehen hier eben einen deutschen Dichter vor sich, den die Franzosen sogar übersetzt haben und ihn den deutschen La Fontaine nennen!

Das ist viel, sehr viel, rief der König, dessen große Augen sich jetzt noch aufmerksamer auf das sanfte und ausdrucksvolle Gesicht Gellerts hefteten. Den deutschen La Fontaine also nennt man Ihn! Hat Er den La Fontaine gelesen?

Ja, Eure Majestät, aber ich habe ihm nicht nachgeahmt, sagte Gellert unbefangen. Ich bin ein Original!

Der König nickte lebhaft. Dieser ruhige Freimuth Gellerts gefiel ihm ungemein. Gut, sagte er, das ist also Ein guter Dichter. Aber warum haben wir deren nicht Mehrere?

Gellert zuckte leicht die Achseln. Eure Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen!

Nein, das kann ich nicht sagen! rief der König lebhaft.

Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller! ergänzte Gellert.

Ja, das ist wahr, das kann ich nicht leugnen! Warum haben wir keine guten Geschichtschreiber?

Es fehlt uns auch daran nicht, Sire, sagte Gellert mit einem edeln Stolz. Wir haben einen Maskow, einen Kramer, der den Bossuet fortgesetzt hat.

Wie? rief der König erstaunt, den Bossuet? Ach mein Herr, wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat?

Kramer hat's gethan, und noch dazu mit großem Glück, sagte Gellert lächelnd. Einer von Eurer Majestät gelehrtesten Professoren der Akademie hat gesagt, daß Kramer den Bossuet mit eben der Beredtsamkeit und mit tieferer historischer Richtigkeit fortgesetzt habe.

Der König schien wirklich erstaunt und ging einige Male gedankenvoll in seinem Zimmer auf und ab. Hat's der Mann, der das gesagt hat, auch verstanden? fragte er.

Die Welt glaubt es, Majestät!

Aber warum macht sich keiner an den Tacitus? Den sollte man gut übersetzen.

Tacitus ist schwer zu übersetzen, sagte Gellert lächelnd. Es giebt auch schlechte französische Uebersetzungen dieses Autors.

Da hat Er Recht! rief der König.

Und überhaupt, fuhr Gellert fort, überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, weshalb die Deutschen noch nicht in allen Arten guter Schriften sich hervorgethan haben! Als die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Säculum der Deutschen. Vielleicht hat es ihnen auch an Augusten oder an einem Ludwig dem Vierzehnten gefehlt, der die Gelehrten und Dichter seines Landes begünstigte und unterstützte.

Das war eine kühne und ziemlich derbe Anspielung, welche der König indessen lächelnd aufnahm.

Er hat zwei Auguste in Sachsen gehabt, sagte er.

Und wir haben auch in Sachsen einen guten Anfang gemacht! Es fehlt uns nur für ganz Deutschland ein Augustus.

Wie? rief der König lebhaft und mit blitzenden Augen. Will Er denn Einen Augustus für ganz Deutschland haben?

Nicht eben das, sagte Gellert, aber ich wünschte, daß ein jeder deutsche Herr in seinem Lande die guten Genies aufmuntern möge. Das Genie bedarf der Aufmunterung, und wenn es die nicht in seinem Lande und von seinem Fürsten findet, wie soll es da die freudige Kraft des Schaffens sich bewahren?

Der König erwiderte nichts und ging nachdenklich einige Male auf und ab, von Zeit zu Zeit einen schnellen und forschenden Blick auf Gellert heftend, der in ruhiger Gelassenheit ihm gegenüberstand.

Ist Er gar nicht aus Sachsen fortgekommen? fragte der König endlich.

Doch, Sire, ich war ein Mal in Berlin.

Er sollte wieder dahin kommen! rief der König, und dann, gleichsam als bereue er es, dem deutschen Dichter so viel Entgegenkommen bewiesen zu haben, fügte er hinzu: Er sollte überhaupt reisen.

Eure Majestät, dazu fehlt mir Gesundheit und Vermögen.

Er ist krank? fragte der König mit weichem theilnehmenden Ton. Was hat Er denn für eine Krankheit? Etwa die gelehrte?

Gellert lächelte. Da Eure Majestät sie so nennen, so mag sie so heißen, sagte er. In meinem Munde würde sie zu stolz geklungen haben.

Ich habe diese Krankheit auch gehabt, rief der König lachend. Ich will Ihn kuriren. Er muß sich Bewegung machen, alle Tage ausreiten und alle Woche einmal Rhabarber nehmen.

Ach, Sire, diese Kur möchte für mich leicht eine neue Krankheit werden, sagte Gellert entsetzt. Wenn das Pferd gesünder wäre, als ich, so würde ich es nicht reiten können, und wenn es eben so krank wäre, so würde ich nicht von der Stelle kommen.

So muß Er fahren! warf der König lachend hin.

Dazu fehlt mir das Vermögen, Sire.

Ja, das ist wahr, rief der König, das fehlt immer den Gelehrten in Deutschland! Es sind jetzt wohl böse Zeiten?

Ja wohl, böse Zeiten, aber es liegt in Eurer Majestät Händen, sie zu bessern! Möchten doch Eure Majestät Deutschland den Frieden geben.

Kann ich's denn? rief der König heftig. Hat Er's denn nicht gehört, es sind ja Dreie wider mich!

Ich bekümmere mich mehr um die alte, als um die neue Geschichte, erwiderte Gellert, der es nicht wagen mochte, dem König auf das Glatteis der Politik zu folgen.

Er kennt also die Alten wohl sehr genau? fragte der König. Was meint Er denn, welcher ist schöner in der Epopöe, Homer oder Virgil?

Homer scheint wohl den Vorzug zu verdienen, weil er Original ist.

Aber Virgil ist viel polirter und feiner.

Gellert schüttelte heftig den Kopf. Der deutsche Gelehrte hatte jetzt, da es sich um die Alten handelte, alle Scheu überwunden. Wir sind viel zu weit vom Virgil entfernt, als daß wir von seiner Sprache und seinen Sitten richtig genug sollten urtheilen können, sagte er lebhaft. Ich traue dem Quinctilian, welcher dem Homer den Vorzug giebt.

Man muß aber auch nicht ein Sclave von den Urtheilen der Alten sein! rief der König gereizt.

Das bin ich auch nicht, Sire, ich folge ihnen nur dann, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urtheilen kann.

Und daran thut Er denn allerdings recht, sagte der König freundlich. Er scheint mir überhaupt ein sehr verständiger, kluger Mann. Ich höre, Er hat viel für die deutsche Sprache gethan. Hat er denn nichts gegen den Stylum Curiä geschrieben?

Ach ja, Majestät, aber es ist leider umsonst gewesen.

Warum wird denn das nicht anders? fragte der König. Ihr wollt Alle, daß ich mich für das Deutsche interessiren soll, und das ist eine so barbarische Sprache, daß ich oft ganze Bogen Geschriebenes bekomme, wovon ich kein Wort verstehe.

Das ist eben im Stylo Curiä geschrieben.

Aber warum wird das nicht anders?

Wenn Eure Majestät das nicht ändern können, so kann ich es gewiß nicht, sagte Gellert lächelnd. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen.

Aber Seine Gedichte sind nicht in diesem steifen, abscheulichen Deutsch geschrieben, nicht wahr? Kann Er nicht eine von Seinen Fabeln auswendig?

Ich zweifle, Majestät. Mein Gedächtniß ist mir sehr ungetreu.

Nun, besinne Er sich ein wenig, sagte der König. Ich will unterdessen hier auf- und abgehen! — Nun, hat Er Eine?

Ja, Eure Majestät, sagte Gellert nach kurzem Besinnen, ich glaube, ich habe Eine!

Lasse Er hören, sagte der König, sich auf seinen Fauteuil setzend und seine Augen unverwandt auf Gellert heftend, der in freier, anmuthiger Haltung mitten im Zimmer stand und seine hellen Blicke auf den König gewandt jetzt begann:

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihm bezahlte,
Als weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde seh'n,
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt' ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte Vieles ein:
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein
Und nahm das Bild in Augenschein.
O, rief er bei dem ersten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach, welcher Fuß! O, wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüstung angebracht.

Der Maler ward beschämt, gerühret,
Und sah den Kenner kläglich an.
„Nun, sprach er, bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan!"
Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Und die Moral, fragte der König lebhaft, als Gellert jetzt einen Augenblick schwieg.

Hier ist die Moral, Sire:

Wenn Deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist das schon ein böses Zeichen,
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

Das ist schön, sehr schön! rief der König lebhaft. Er hat so etwas Galantes in seinem Wesen, und was Er sagt, verstehe ich Alles. Da hat man mir aber eine Uebersetzung der Iphigenie von Gottsched gebracht und der Quintus hat sie mir vorgelesen! Ich habe das Französische dabei gehabt und kein Wort verstanden. Sie haben mir auch einen Poeten, den Pietsch, gebracht, den habe ich weggeworfen.

Eure Majestät, den werfe ich auch weg, sagte Gellert lächelnd.

Der König nickte ihm mit einem wohlwollenden Lächeln zu. Wenn ich hier bleibe, sagte er, so muß Er öfter wiederkommen und seine Fabeln mitbringen und mir daraus vorlesen.

Gellert's Stirn umwölkte sich leicht. Ich weiß nicht, ob ich ein guter Vorleser bin, sagte er verwirrt, ich habe so einen singenden gebirgischen Ton.

Ja, wie die Schlesier! rief der König lächelnd. Aber es klingt ganz gut. Er muß seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst. Besuche Er mich also bald wieder und bringe Er seine Fabeln mit! —

Vergessen Sie nicht die Bitte des Königs, sagte Quintus Icilius, als er Gellert wieder heimwärts geleitete. Besuchen Sie ihn bald wieder und seien Sie überzeugt, daß Sie niemals vergebens gehen sollen. Ich werde schon Sorge tragen, daß der König Sie jedesmal empfängt, wenn Sie kommen.

Gellert schaute lächelnd zu dem Major empor. Lieber Herr, sagte er, ich bin in vielem Betracht ein recht altmodischer Mann und lese zum Beispiel zu meiner Belehrung viel in der heiligen Schrift. Im Jesus Sirach habe ich gelesen: „Dränge dich nicht zu den Königen," und dieses Wort kommt mir so weise vor, daß Sie mir schon erlauben müssen, es wörtlich zu nehmen und mich danach zu richten.

Er verabschiedete sich hastig und eilte seiner Wohnung zu, während der Major langsam, und in seinem Innersten Gellert fast beneidend um sein schönes und zugleich bescheidenes Unabhängigkeitsgefühl zu dem König zurückkehrte.

Quintus, sagte der König freundlich, diesmal bin ich Ihm dankbar für eine neue deutsche Bekanntschaft. Der Dichter war besser wie der Gelehrte. Gellert ist der vernünftigste von allen deutschen Gelehrten und Dichtern. Ein ganz anderer Mann als Gottsched, der mit so vielem Prunk des Wissens auftritt. Und doch wird Gellert ihn weit überdauern und vielleicht der einzige Deutsche aus dieser Zeit sein, der auf die Nachwelt kommt. Er arbeitet zwar nur in einem kleinen Genre, aber in diesem mit vielem wirklichen Glück und Geschick.*)

*) Des Königs eigene Worte, wie denn überhaupt die ganze Unterredung mit Gellert genau historisch ist.

Er hat zwei Auguste in Sachsen gehabt, sagte er.

Und wir haben auch in Sachsen einen guten Anfang gemacht! Es fehlt uns nur für ganz Deutschland ein Augustus.

Wie? rief der König lebhaft und mit blitzenden Augen. Will Er denn Einen Augustus für ganz Deutschland haben?

Nicht eben das, sagte Gellert, aber ich wünschte, daß ein jeder deutsche Herr in seinem Lande die guten Genies aufmuntern möge. Das Genie bedarf der Aufmunterung, und wenn es die nicht in seinem Lande und von seinem Fürsten findet, wie soll es da die freudige Kraft des Schaffens sich bewahren?

Der König erwiderte nichts und ging nachdenklich einige Male auf und ab, von Zeit zu Zeit einen schnellen und forschenden Blick auf Gellert heftend, der in ruhiger Gelassenheit ihm gegenüberstand.

Ist Er gar nicht aus Sachsen fortgekommen? fragte der König endlich.

Doch, Sire, ich war ein Mal in Berlin.

Er sollte wieder dahin kommen! rief der König, und dann, gleichsam als bereue er es, dem deutschen Dichter so viel Entgegenkommen bewiesen zu haben, fügte er hinzu: Er sollte überhaupt reisen.

Eure Majestät, dazu fehlt mir Gesundheit und Vermögen.

Er ist krank? fragte der König mit weichem theilnehmenden Ton. Was hat Er denn für eine Krankheit? Etwa die gelehrte?

Gellert lächelte. Da Eure Majestät sie so nennen, so mag sie so heißen, sagte er. In meinem Munde würde sie zu stolz geklungen haben.

Ich habe diese Krankheit auch gehabt, rief der König lachend. Ich will Ihn kuriren. Er muß sich Bewegung machen, alle Tage ausreiten und alle Woche einmal Rhabarber nehmen.

Ach, Sire, diese Kur möchte für mich leicht eine neue Krankheit werden, sagte Gellert entsetzt. Wenn das Pferd gesünder wäre, als ich, so würde ich es nicht reiten können, und wenn es eben so krank wäre, so würde ich nicht von der Stelle kommen.

So muß Er fahren! warf der König lachend hin.

Dazu fehlt mir das Vermögen, Sire.

Ja, das ist wahr, rief der König, das fehlt immer den Gelehrten in Deutschland! Es sind jetzt wohl böse Zeiten?

Ja wohl, böse Zeiten, aber es liegt in Eurer Majestät Händen, sie zu bessern! Möchten doch Eure Majestät Deutschland den Frieden geben.

Kann ich's denn? rief der König heftig. Hat Er's denn nicht gehört, es sind ja Dreie wider mich!

Ich bekümmere mich mehr um die alte, als um die neue Geschichte, erwiderte Gellert, der es nicht wagen mochte, dem König auf das Glatteis der Politik zu folgen.

Er kennt also die Alten wohl sehr genau? fragte der König. Was meint Er denn, welcher ist schöner in der Epopöe, Homer oder Virgil?

Homer scheint wohl den Vorzug zu verdienen, weil er Original ist.

Aber Virgil ist viel polirter und feiner.

Gellert schüttelte heftig den Kopf. Der deutsche Gelehrte hatte jetzt, da es sich um die Alten handelte, alle Scheu überwunden. Wir sind viel zu weit vom Virgil entfernt, als daß wir von seiner Sprache und seinen Sitten richtig genug sollten urtheilen können, sagte er lebhaft. Ich traue dem Quinctilian, welcher dem Homer den Vorzug giebt.

Man muß aber auch nicht ein Sclave von den Urtheilen der Alten sein! rief der König gereizt.

Das bin ich auch nicht, Sire, ich folge ihnen nur dann, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urtheilen kann.

Und daran thut Er denn allerdings recht, sagte der König freundlich. Er scheint mir überhaupt ein sehr verständiger, kluger Mann. Ich höre, Er hat viel für die deutsche Sprache gethan. Hat er denn nichts gegen den Stylum Curiä geschrieben?

Ach ja, Majestät, aber es ist leider umsonst gewesen.

Warum wird denn das nicht anders? fragte der König. Ihr wollt Alle, daß ich mich für das Deutsche interessiren soll, und das ist eine so barbarische Sprache, daß ich oft ganze Bogen Geschriebenes bekomme, wovon ich kein Wort verstehe.

Das ist eben im Stylo Curiä geschrieben.

Aber warum wird das nicht anders?

Wenn Eure Majestät das nicht ändern können, so kann ich es gewiß nicht, sagte Gellert lächelnd. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen.

Aber Seine Gedichte sind nicht in diesem steifen, abscheulichen Deutsch geschrieben, nicht wahr? Kann Er nicht eine von Seinen Fabeln auswendig?

Ich zweifle, Majestät. Mein Gedächtniß ist mir sehr ungetreu.

Nun, besinne Er sich ein wenig, sagte der König. Ich will unterdessen hier auf- und abgehen! — Nun, hat Er Eine?

Ja, Eure Majestät, sagte Gellert nach kurzem Besinnen, ich glaube, ich habe Eine!

Lasse Er hören, sagte der König, sich auf seinen Fauteuil setzend und seine Augen unverwandt auf Gellert heftend, der in freier, anmuthiger Haltung mitten im Zimmer stand und seine hellen Blicke auf den König gewandt jetzt begann:

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihm bezahlte,
Als weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde seh'n,
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt' ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte Vieles ein:
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein
Und nahm das Bild in Augenschein.
O, rief er bei dem ersten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach, welcher Fuß! O, wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüstung angebracht.

Der Maler ward beschämt, gerühret,
Und sah den Kenner kläglich an.
„Nun, sprach er, bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan!"
Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Und die Moral, fragte der König lebhaft, als Gellert jetzt einen Augenblick schwieg.

Hier ist die Moral, Sire:

Wenn Deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist das schon ein böses Zeichen,
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

Das ist schön, sehr schön! rief der König lebhaft. Er hat so etwas Galantes in seinem Wesen, und was Er sagt, verstehe ich Alles. Da hat man mir aber eine Uebersetzung der Iphigenie von Gottsched gebracht und der Quintus hat sie mir vorgelesen! Ich habe das Französische dabei gehabt und kein Wort verstanden. Sie haben mir auch einen Poeten, den Pietsch, gebracht, den habe ich weggeworfen.

Eure Majestät, den werfe ich auch weg, sagte Gellert lächelnd.

Der König nickte ihm mit einem wohlwollenden Lächeln zu. Wenn ich hier bleibe, sagte er, so muß Er öfter wiederkommen und seine Fabeln mitbringen und mir daraus vorlesen.

Gellert's Stirn umwölkte sich leicht. Ich weiß nicht, ob ich ein guter Vorleser bin, sagte er verwirrt, ich habe so einen singenden gebirgischen Ton.

Ja, wie die Schlesier! rief der König lächelnd. Aber es klingt ganz gut. Er muß seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst. Besuche Er mich also bald wieder und bringe Er seine Fabeln mit! —

Vergessen Sie nicht die Bitte des Königs, sagte Quintus Icilius, als er Gellert wieder heimwärts geleitete. Besuchen Sie ihn bald wieder und seien Sie überzeugt, daß Sie niemals vergebens gehen sollen. Ich werde schon Sorge tragen, daß der König Sie jedesmal empfängt, wenn Sie kommen.

Gellert schaute lächelnd zu dem Major empor. Lieber Herr, sagte er, ich bin in vielem Betracht ein recht altmodischer Mann und lese zum Beispiel zu meiner Belehrung viel in der heiligen Schrift. Im Jesus Sirach habe ich gelesen: „Dränge dich nicht zu den Königen," und dieses Wort kommt mir so weise vor, daß Sie mir schon erlauben müssen, es wörtlich zu nehmen und mich danach zu richten.

Er verabschiedete sich hastig und eilte seiner Wohnung zu, während der Major langsam, und in seinem Innersten Gellert fast beneidend um sein schönes und zugleich bescheidenes Unabhängigkeitsgefühl zu dem König zurückkehrte.

Quintus, sagte der König freundlich, diesmal bin ich Ihm dankbar für eine neue deutsche Bekanntschaft. Der Dichter war besser wie der Gelehrte. Gellert ist der vernünftigste von allen deutschen Gelehrten und Dichtern. Ein ganz anderer Mann als Gottsched, der mit so vielem Prunk des Wissens auftritt. Und doch wird Gellert ihn weit überdauern und vielleicht der einzige Deutsche aus dieser Zeit sein, der auf die Nachwelt kommt. Er arbeitet zwar nur in einem kleinen Genre, aber in diesem mit vielem wirklichen Glück und Geschick.*)

*) Des Königs eigene Worte, wie denn überhaupt die ganze Unterredung mit Gellert genau historisch ist.

XXIVX.

Der König und der Dorfschulze.

Im Dorfe Woiselwitz, unweit des schlesischen Städtchens Strehlen, war heute eine lebhafte und ganz ungewöhnliche Bewegung. Die Fouriere der königlichen Armee waren in's Dorf gekommen und hatten die nahe Ankunft des Königs verkündet. Dann waren sie weiter gegangen, um auf den nächsten Dörfern Quartier zu machen für die Armee, welche nach so vielfachen Strapatzen und Leiden wohl der Ruhe und Erholung bedurfte. Denn allerdings hatte sie schwere und trostlose Zeiten durchlebt und in dem Hungerlager von Bunzelwitz war dem Stärksten der Muth gebrochen, war der Geduldigste verzagt geworden. Nur der König allein hatte seinen Muth, seine Besonnenheit, seine Thätigkeit und Energie bewahrt, er allein hatte ohne Klage die härteste Noth, die bittersten Entbehrungen erduldet. Von übermächtigen Feinden rings umstellt, hatte sein großer und kühner Geist diese Verschanzungen ersonnen, mit denen er sein weites Lager umgab, und die den Feind mit staunender Verwunderung erfüllten. Weder Daun noch Loudon, noch Tschernitschew und Butturlin hatten es gewagt, dieses verschanzte Lager anzugreifen, das sich unmittelbar unter ihren Augen plötzlich zu ihrem Staunen zu einer unnahbaren Festung verzaubert hatte. Müßig und bewundernd standen sie diesem kühnen, nie zu bezwingenden Feind gegenüber, den sie so oft schon vermeint hatten, vernichten zu können und der immer wieder mit Löwenkühnheit die Netze zerriß, die sie um ihn gespannt. — Aber wenn die Verbündeten es nicht wagen mochten, den König in seiner Verschanzung anzugreifen mit ihren Kanonen und ihren Schwertern, so versuchten sie es, ihn anzugreifen mit einer anderen, einer furchtbareren Waffe, mit dem Hunger. Ein Riesenkranz von geharnischten Feinden umgab also rings und in nächster Nähe das verschanzte Lager von Bunzelwitz, machte es dem König unmöglich, seiner Armee neue Zufuhr an Nahrung zu verschaffen und lauerte mit nie ermattender Wachsamkeit auf jede Bewegung der Umlagerten, bereit, jedes Versehen zu benutzen, von jedem Fehler Vortheil zu ziehen.

Aber auch der König war wachsam und kampfgerüstet, er verwandelte die Nacht in Tag, den Tag in Nacht, um immer bereit, gerüstet zu sein. Denn da man am Tage genau die Bewegungen im Lager der Verbündeten beobachten konnte, genügten einige an dem äußersten Rande der Verschanzungen aufgestellte Schildwachen, um den Feind zu beobachten, und die preußische Armee konnte sich alsdann sorglos dem Schlummer und der Ruhe überlassen. Aber bei Nacht mußte man wachen: sobald der Abend hereinbrach, wurden die Zelte abgebrochen, das Gepäck unter die Kanonen von Schweidnitz geschickt, und hinter ihren Verschanzungen stellten sich alle Regimenter in Schlachtordnung unter's Gewehr, in athemloser Spannung auf jedes Geräusch horchend, ob es vielleicht das Nahen des heranrückenden Feindes ihnen bedeute. Fußvolk, Reiterei und Geschützmacht standen bereit, ihn zu empfangen, und Jedermann war fest entschlossen, den ruhmvollen Tod in der Schlacht der Unterwerfung und Ergebung vorzuziehen. Und trotz dieser Strapatzen und Kriegsnoth blieb das Heer unverzagt, denn der König theilte ihre Gefahr und ihre Noth, er wachte die Nächte mit ihnen,*) er war immer unter ihnen, er hungerte und darbte mit ihnen. Wenn die Soldaten der warmen Speisen und des Fleisches entbehren mußten, so hatten sie wenigstens den Trost, daß der König es mit ihnen entbehrte, daß er nicht an wohlbesetzter Tafel schwelgte, während sie darbten, und das stärkte ihr Bewußtsein und machte sie standhaft und freudig im Entbehren.

Aber wenn die Preußen den Heroismus des Duldens hatten, so besaßen ihre Gegner nicht den Heroismus der Geduld und des Ausharrens. Butturlin, der neuernannte russische Heerführer, zog sich, des langen Wartens müde, von Bunzelwitz mehr rückwärts nach Polen hin, und Loudon, sich jetzt in

*) Der König brachte jede Nacht in einer der Schanzen bei einer der Hauptbatterieen zu, ohne alle Bequemlichkeit, der Kälte und dem Nachtfrost ausgesetzt, wie der geringste Soldat. Nur einmal, wie er eben im Begriff war, Abends in eine der Verschanzungen zu reiten, hörte man ihn zu einem seiner Diener sagen: „nimm heute ein Bund Stroh mit, damit ich nicht wieder auf der nassen Erde liegen muß." — Preuß II. S. 288.

seiner isolirten Stellung nicht mehr sicher genug haltend, verließ dieselbe und zog sich in's Gebirge zurück.

Nach vierwöchentlicher Qual und Noth war das preußische Heer wieder erlöst und konnte die Verschanzungen verlassen, es konnte ausruhen von seinen Strapatzen. Dazu sollte es die Kantonnirungen in der Nähe von Strehlen beziehen, und dazu begab sich der König mit seinem Generalstab nach Woiselwitz.

Das Haus des Schulzen von Woiselwitz war dazu ausersehen, den hohen Gast aufzunehmen und der Schulze, stolz auf diese ungemeine Ehre, schmückte mit geschäftiger Eile seine Zimmer und trieb seine Mägde scheltend und bramarbasirend hin und her, um Alles so schön und stattlich wie möglich für den königlichen Gast herzustellen.

Bedenkt nur, sagte er zu ihnen, daß es der König ist, welcher hier wohnen soll, und daß der wüthend wird, wenn die Dielen nur irgend einen Schmutzfleck, die Fensterscheiben irgend eine trübe Stelle haben. Denn er trägt natürlich wundervolle Kleider, ganz

überſäet mit Perlen und Brillanten, und mit Gold und Silber gestickt. Was wäre das nun also für ein fürchterlicher Schade, wenn er sich hier so ein Kleid ruinirte und staubig machte, oder wenn er seine goldgestickten Seidenschuhe auf dem unsaubern Fußboden beschmutzte. Er würde natürlich wüthend werden, denn das Geld ist ihm heuer auch ein bischen knapp, und die Schneiderrechnungen sind ihm

daher just ebenso unbequem, wie uns anderen Erdenwürmern.

Endlich, Dank seinem Schelten und Treiben, war das Haus des Schulzen ganz würdig und bereit, den König und Helden zu empfangen. Das Vorderzimmer war frisch gescheuert und mit weißen, schön gewaschenen Gardinen versehen. Der gescheuerte Tisch war zierlich genug mit einem weißen Damasttuch überdeckt, und in dem mit einigen Blumentöpfen gezierten Fenster prangte sogar ein mit Leder bezogener Großvaterstuhl, den der Schulze mit pathetischem Ernst den „Königsthron" nannte. Die weißgestrichenen Wände waren verziert mit einigen Portraits der preußischen Königsfamilie, und das unähnliche Bildniß des Königs hatte der Schulze in sinniger Aufmerksamkeit mit einem Kranz von Immergrün und Astern, den letzten Blumen des tiefen Herbstes, geschmückt. Im Alkoven neben dem Zimmer aber stand das großmächtige Himmelbett mit frischen Gardinen und weißen schwellenden Betten versehen, ganz bereit, den König aufzunehmen.

Nachdem der Schulze noch einmal prüfend diese glänzende Wohnung überschaut und gesehen, daß Alles gut war, stellte er sich unter die Thür seines Hauses und schaute mit gespanntem Blick die Straße hinauf. Sein Herz klopfte hoch vor Erwartung und Freude, sein ganzes Wesen war in Aufruhr und Bewegung, denn er sollte heute zum ersten Male in seinem Leben einen König sehen, und in der Neugierde seines Herzens fragte er sich: wie mag denn ein König nur aussehen? Wie groß und mächtig müssen seine Augen wohl sein! Ich denke mir, er muß aussehen wie eine Sonne, und so flimmern und blitzen vor lauter Herrlichkeit, daß Einem die Augen übergehen, wenn man ihn ansieht!

Ganz in diese Gedanken vertieft, achtete er gar nicht auf die kleine Cavalcade, die eben die Landstraße dahergeritten kam und aus drei Reitern bestand. Derjenige, welcher den beiden anderen voranritt, war eng in einen alten, fast abgeschabten blauen Mantel eingehüllt. Der abgegriffene dreieckige Hut war tief über die Stirn gedrückt und beschattete seine Augen und sein bleiches, eingefallenes Antlitz. Die Füße, welche er lose und nachlässig durch die Steigbügel gesteckt, waren mit Stiefeln bekleidet, welche sehr der Ausbesserung bedurften, und kraus und schlotterig über die Wade hingen. Seine beiden Begleiter bildeten indeß einen angenehmen Contrast zu dieser unscheinbaren Gestalt. Sie trugen die glänzende Uniform preußischer Stabsofficiere, Alles an ihnen war daher sauber und elegant, und gefiel dem Schulzen gar wohl.

Diese drei Männer machten jetzt vor dem Hause Halt, und zu der größten Verwunderung des Bauern schwangen sich die beiden stattlichen Officiere rasch von ihren Pferden und eilten zu dem Mann im blauen Mantel hin, um ihm beim Absteigen behülflich zu sein. Aber er winkte ihnen mit der Hand zurückzutreten und schwang sich leicht aus dem Sattel, dann schritt er ruhig, und wie Einer, der das Recht dazu hat, auf die Hausthür zu. Der Schulze aber versperrte ihm den Weg, und den Fremden mit vornehmen Blicken musternd, sagte er stolz: vermuthlich gehört Ihr zu den Bedienten des Königs und wollt deshalb so dreist in mein Haus eintreten? Das geht aber nicht an, denn hier bei mir wohnt der König ganz allein. Wenn Ihr zu den Bedienten gehört, so müßt Ihr weiter hinauf zu meinem Nachbar gehen, dort ist für diese Quartier gemacht.

Der Fremde lächelte, und wie er jetzt seine großen Augen mit einem flammenden Blick auf den Schulzen heftete, trat dieser fast erschrocken einen Schritt von der Hausthür zurück, und es war ihm wirklich, als habe die Sonne ihn geblendet.

Ich gehöre nicht zu den Bedienten des Königs, sagte der Fremde heiter, aber er hat mich zu Tisch geladen.

Dann ist's gut, sagte der Schulze. Dann geht in's Haus, aber nicht in das Prachtzimmer, sondern hier links in diese Kammer, und da bürstet Euch die Stiefeln ab, denn der König würde gewiß sehr böse werden, wenn Ihr mit den staubigen Stiefeln zu ihm kämt!

Der Fremde lachte laut auf und trat in das Haus ein. Erlaubt mir, daß ich in das Prachtzimmer gehe, sagte er, der König wird mir meine bestaubten Stiefel schon verzeihen.

Er winkte den beiden Officieren, ihm zu folgen und ging in das Zimmer, dessen Thür weit geöffnet blieb.

Der Schulze achtete nicht weiter auf ihn, er trat in die Hausthür zurück und schaute die Straße hinab nach dem König, auf dessen Pracht er so begierig war und dessen Herrlichkeit ihn verblenden sollte wie die Sonne.

Indeß der König kam noch immer nicht, sein Glanz leuchtete noch immer nicht die Straße daher. Statt seiner aber kamen Generäle mit goldenen Epauletts, mit glänzenden Ordenssternen auf der Brust, und sie traten in das Haus ein und schritten, ohne den Schulzen um Erlaubniß zu fragen, in das Prachtzimmer hinein.

Sie erwarten Alle den König, murmelte der Bauer in sich hinein, ich werde ihn aber zuerst sehen. Wie herrlich und glänzend diese Herren Alle anzuschauen sind, und wie wundervoll muß nun also der König aussehen, da er doch der Vornehmste von ihnen Allen ist. — Der König kommt noch immer nicht,

so weit ich auch die Landstraße hinaufschaue. So will ich mir zum Zeitvertreib die vornehmen geputzten Herren in der Stube anschauen.

Er schlich leise nach der Thür und blickte um die Ecke in das Zimmer hinein. Dann zuckte er wie in jähem Schreck zusammen und schaute mit starren Augen auf die wunderbare Scene, welche er da vor sich sah.

Er sah diese vornehmen Herren in den goldgestickten Uniformen mit entblößtem und ehrfurchtsvoll geneigtem Haupt an den Wänden umherstehen; in der Mitte des Zimmers aber stand der Fremde mit den bestaubten Stiefeln. Er allein hatte den Hut auf dem Kopf, er allein trug keine Epauletts und keine Ordenssterne; sein Uniformrock war ganz einfach und ohne alle Verzierung, und doch, — es war merkwürdig und ganz unbegreiflich, doch schien es dem Schulzen jetzt, als ob dieser Fremde der vornehmste und herrlichste von allen Andern sei. Er war kleiner wie sie Alle und schien doch viel größer zu sein, denn sie Alle standen gebeugt um ihn her, er allein stand stolz aufgerichtet und gerade. Es lag etwas Herrliches, Prächtiges in seinem Angesicht, und wie jetzt sein flammendes Auge im Zimmer umherleuchtete, da war es dem Schulzen wieder, als habe ihn die Sonne geblendet, und er wollte erschrocken und mit niedergeschlagenen Augen von der Thür zurückschleichen.

Aber des Fremden Auge ruhte jetzt auf ihm und bannte ihn fest. Bleibt doch so lange hier, bis der König kommt, sagte der Fremde lächelnd.

Der Bauer erwiderte dieses Lächeln mit einem verlegenen Grinsen. Ich sehe wohl, Herr, sagte er, Sie wollen mich zum Narren halten. Der Herr ist wohl gar der König selbst.

Der König nickte und wandte sich lächelnd zu dem neben ihm stehenden Fürsten von Anhalt. Sehen Sie da, sagte er, was es mit der Gottähnlichkeit und der leuchtenden Glorie der Könige von Gottes Gnaden für eine precaire Sache ist. Der Mann hielt mich für einen Bedienten des Königs und seine blöden Augen wurden nichts gewahr von meiner angeborenen Herrlichkeit.

Eure Majestät haben ganz Recht, erwiderte der Fürst lächelnd, dieser Bauer hat eben blöde Augen, die nicht zu sehen vermögen.

Der König nickte ihm freundlich zu und begann dann ein ernstes Gespräch mit ihm und die Generäle standen geneigten Hauptes umher und lauschten mit ehrfurchtsvoller Aufmerksamkeit auf jedes seiner Worte.

Der Schulze stand noch immer an der Thür, und es schien ihm jetzt, als habe er wirklich niemals etwas Prächtigeres gesehen, als diesen Mann mit den bestaubten Stiefeln, dem einfachen Rock und dem abgegriffenen Hut, dessen Antlitz aber so herrlich war und dessen Augen so glänzend wie funkelnde Sterne.

Ach, sagte er zu dem königlichen Lakayen, der eben zu ihm trat, das ist also wirklich der König? Der König von Preußen, der uns der Kaiserin abgewinnen will und nun schon fünf Jahre um uns kämpft?

Ja, das ist der König.

Von heute an bin ich gut preußisch gesinnt, fuhr der Schulze entschlossen fort. Ja, wahrhaftig, gut preußisch gesinnt. Der König von Preußen geht sehr schlecht angezogen, das ist wahr, aber ich denke mir, er thut's, um seine Bauern nicht zu drücken und ihnen nicht so viele Steuern aufzulegen.*)

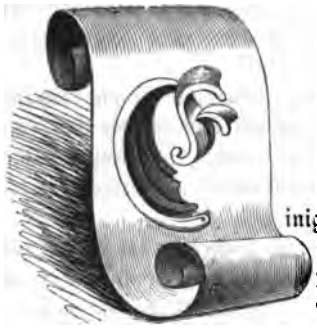
Er wischte sich mit dem Rockärmel eine Thräne der Rührung aus den Augen und folgte dann dem Lakayen in die Küche, um ihm beim Auftragen der Speisen behülflich zu sein.

---

*) Nicolai. Anekdoten und Charakterzüge. Heft 11. S. 86.

XXX.

Der Heirathsantrag.



einige Tage waren seit dem Einrücken des Königs in Woiselwitz vergangen. Der König wohnte noch immer in dem Hause des Schulzen, und die Generäle waren in den Bauerhäusern des Dorfes einquartirt oder cantonirten mit ihren Regimentern auf den benachbarten Dörfern. Der König lebte still und abgeschlossen in seinem Hause, seinen Sorgen und seinem Gram hingegeben; er speiste ganz allein in seinem Zimmer und sprach mit Niemand, oder wenn er es that, so waren es nur einzelne ernste Bemerkungen. Der Scherz war auf seinen Lippen verstummt, und niemals mehr sah man ihn lächeln, niemals hörte man ihn die Flöte spielen. Der Gram, welcher das Herz des Königs bedrückte, war zu herber und finsterer Art, als daß er ihn den weichen und schmelzenden Tönen seiner Flöte hätte anvertrauen mögen, als daß sie ihm hätte Trost gewähren können.

Eine furchtbare, eine entsetzliche Nachricht war dem König hierher nach dem Lager Strehlen gefolgt. Sie hatte ihm diese so lange entbehrten Tage der Ruhe vergiftet, sie hatte ihm die düstere Zukunft mit noch düsterern Trauerschleiern umhüllt.

Schweidnitz, die starke, so lange mit so viel Anstrengung bewahrte Festung Schweidnitz, der Schlüssel von Schlesien war gefallen, hatte den Oesterreichern sich übergeben und damit war dem König die wichtigste Errungenschaft der letzten Jahre, damit war ihm Schlesien wieder streitig gemacht. Er blickte trauernd zurück auf all das vergossene Blut, auf die vergeblich gewonnenen Schlachten, er blickte trauernd vorwärts auf die Jahre des Blutes und der Schlachten. die nun nachfolgen mußten. Und er sehnte sich so sehr nach Ruhe, nach Frieden, er war des Blutvergießens und des Krieges überdrüssig; wie ein strahlendes Bild der Seligkeit schwebte zuweilen sein geliebtes Sanssouci an seiner Seele vorüber und er träumte von seiner stillen Bibliothek und den schönen Gemälden seiner Gallerie. Aber dennoch blieb sein Muth ungebeugt, dennoch wollte er lieber sterben und die Qual dieser ruhelosen Tage noch länger erdulden, als den ungünstigen und demüthigenden Frieden eingehen, den seine stolzen und von ihren letzten Erfolgen übermüthig gemachten Feinde ihm zu bieten wagten.

Sie standen ihm machtvoll und in ungeheuerer Ueberlegenheit gegenüber, aber der König blieb unerschüttert. Mit weniger eigenem Volk und Bundesgenossen zerstörte Alexander den persischen Staat, sagte er, aber zum Glück steht an der Spitze meiner Feinde kein Alexander!

Er verzagte nicht, und doch glaubte er nicht mehr an den Sieg, — aber er wollte einen ehrenvollen Tod einem demüthigenden Frieden vorziehen. Er wollte lieber mit dem ruhmvollen Preußen, welches er groß gemacht, in Trümmer zusammenfallen, als mit ihm wieder zu der früheren Kleinheit und Unbedeutendheit zurückkehren. — Man bot ihm den Frieden, aber einen Frieden, bei dem er die eroberten Lande wieder herausgeben, den siegreichen Feinden die Kosten des Krieges ersetzten sollte. Der König hielt diese demüthigenden Anerbietungen nicht einmal einer ablehnenden Antwort würdig, sondern befahl dem Gesandten, welchen er dazu ernannt hatte, in Augsburg mit den Gesandten seiner Feinde über die Friedensbedingungen zu unterhandeln, sofort die Rückreise anzutreten.

Es ist wahr, sagte der König zu seinem Vertrauten Le Catt, ganz Europa hat sich wider mich verbündet, alle großen Mächte haben meinen Untergang beschlossen, und der einzige Freund, welchen ich in Europa noch besaß, England, hat sich auch mir entfremdet. Aber einer ist mir treu geblieben, das ist mein Degen, und wenn die erhabenen Kaiserinnen nicht meine Freundinnen sind, so ist doch die Ehre dafür meine treue Freundin, welche mich niemals verlassen, welche mich in's Grab begleiten soll! Und dann, wenn mir in Europa keine Freunde und Bundesgenossen geblieben sind, so mag ich deren vielleicht in anderen Welttheilen finden und Asien mag mir die Hülfstruppen zusenden, die Europa mir versagt. Wenn Rußland mein Feind ist, so kann die Türkei dafür meine Freundin werden, und wer

weiß, ob ein Bündniß mit den sogenannten Ungläubigen für Preußen nicht mehr werth ist, als ein Bündniß mit den rechtgläubigen Russen sein würde! Diese nennen sich Christen und sind rohe Barbaren, die ebenso sehr mit Lüge, Intrigue, Hinterlist und Verrath, als mit den Waffen kämpfen. Der Moslem aber ist wenigstens ein ehrlicher Mann und ein tapferer Soldat dazu. Wenn er seinen Gott Allah und seinen Christus Muhamed nennt, so mag Gott darüber mit ihm rechten, ich hab's nicht nöthig, denn was hat der Glaube mit den Dingen dieser Welt zu thun! Uebrigens sind die Türken und Tartaren vielleicht bessere Christen als die Russen!

Eure Majestät denken also allen Ernstes an ein Bündniß mit den Türken und Tartaren? fragte Le Catt verwundert.

Ich denke so ernst daran, sagte der König feurig, daß ich seit Jahr und Tag auf ein solches Bündniß hinarbeite und keine Kosten, kein Geld, keine Mühe gescheut habe, um es zu erreichen. Einmal schon war es mir fast gelungen; die Pforte war einem solchen Bündniß geneigt und mein Gesandter, der Rexin, war mit Bewilligung des Groß-Bezirs Mustapha und auf seinen Rath verkleidet und heimlich nach Konstantinopel gekommen. Die Unterhandlungen waren fast schon beendet, als die Gesandten von Frankreich und Rußland meinen Plan entdeckten und ihn durch unerhörte Bestechungen, durch Lügen und Intriguen aller Art zu hintertreiben wußten. Mustapha nahm seine Versprechungen zurück, und mir ward nur die Antwort, „daß die hohe Pforte zur Befestigung des guten Einvernehmens mit dem König von Preußen ein anderes glücklicheres Jahr abwarten werde, so Gott der Allmächtige wolle."*) — Es hat lange gedauert, bis dieses Jahr gekommen, aber jetzt hoffe ich, ist es da, und dieses lang ersehnte Bündniß wird endlich geschlossen werden. Die letzten Berichte meines Gesandten in Konstantinopel lauten günstig; der weise und energische Großvezier Raghib, der erste selbstdenkende und neue Bahnen brechende türkische Staatsmann, hat Rexin versprochen, dieses Bündniß bei dem Sultan durchzusetzen, und jetzt darf ich täglich einem Courier entgegensehen, der mir entscheidende Botschaft sowohl vom Sultan als vom Tartarenchan bringt.

Le Catt blickte mit ehrfurchtsvollem Staunen in das edle, erregte Antlitz des Königs. O, Sire, sagte er tief gerührt, verzeihen es mir Eure Majestät, wenn mein übervolles Herz einmal überwallt in Freude und Entzücken, wenn ich es einmal wage, Ihnen meine Liebe, meine Bewunderung in Worten auszudrücken. Es ist ein so göttlich schönes Schauspiel, im Brausen des Sturmes die stolze Eiche zu sehen, welche unerschüttert und fest dasteht und ihre Krone nicht beugt unter dem Zorn der Elemente, sondern ihnen Trotz bietet mit ihrer Hoheit und Ruhe. Aber ein noch erhabeneres, noch größeres Schauspiel ist es, einen Menschen zu sehen, der mit leuchtenden Augen den Stürmen des Unglücks Trotz bietet, der, im Bewußtsein seiner eigenen Kraft, allein auf sich selber gestützt, dem Schicksal sich entgegenstellt und dem Unglück Aug' in Auge schaut. Das Unglück aber ist wie der wüthende Löwe der Wüste. Wenn ein Mensch mit klarem Auge und festem Herscherblick ihm gegenübertritt, so verstummt es und schmiegt sich demüthig zu den Füßen des Menschen hin, in dessen Blick es den Gott erkannt hat! — Solch ein erhabenes Schauspiel des Menschengottes, der den Löwen Unglück bezwingt, bietet mein König der staunenden Welt! Was Wunder, daß ich, der es in der Nähe erschaue, von Andacht und Anbetung erfüllt, endlich meiner Begeisterung Worte, meinem Entzücken Ausdruck geben muß! Ich habe Eure Majestät inmitten der siegreichen Schlacht und im Vollgefühl der Siege gesehen, aber niemals haben die Lorbeeren auf Ihrer Stirn in so göttlichem Glanze gestrahlt, als in den Tagen des Unterliegens und des Unglücks. Niemals ist der König von Preußen ein größerer Held, ein herrlicherer Sieger gewesen, als in diesen letzten Wochen des Unglücks und der Bedrängniß, wo er mit den Hungernden hungerte, mit den Frierenden fror, wo er die Nächte auf einer Kanone oder auf der Erde zubrachte, wo er den letzten Tropfen Wein mit seinen Soldaten theilte. Denn das haben Sie gethan, Sire. Ich war in Ihrem Zelt zugegen, als Sie es thaten, ich allein. Sie saßen bei Ihrem Mittagsmahl, das aus nichts Anderem bestand, als aus einem Stück Brod und einem Gläschen Ungarwein, dem letzten, welches im Lager war. Da trat ein Officier mit einem Rapport herein und Eure Majestät fragten ihn, ob er schon gegessen habe. Er antwortete Ja! aber sein bleiches Antlitz sagte Nein! Da brachen Sie die Hälfte von Ihrem Brod ab, da tranken Sie die Hälfte von Ihrem Wein und das Andere reichten Sie dem Officier dar, indem Sie fast entschuldigend sagten: „es ist Alles was ich habe!" — Sire, an jenem Tage that ich, was ich seit meiner Jugend nicht gethan, an jenem Tage weinte ich wie ein Kind, und als ich Sie anschaute, schien es mir, daß meine Blicke Gebete wären.

Schwärmer! unterbrach ihn der König, indem er ihm mit einem gütigen Lächeln die Hand darreichte, die Le Catt an seine Lippen drückte. Schlimm genug, daß die Welt schon so verderbt ist, daß das Nächste und Natürlichste den Menschen als etwas

*) Hammer: Geschichte des Osmanischen Reiches. VIII. 190.

wunderbar Großes und Hohes erscheint, und daß Ihr darüber staunt, wenn man gerade nur menschlich ist! — Aber sehen Sie nur, da kommt eben ein Courier, er hält vor der Thür unseres Bauernpalastes! Schnell, Le Catt, schnell! Lassen Sie mich wissen, was er bringt.

Le Catt eilte hinaus und kehrte sofort mit der Depesche, die der Courier ihm gegeben, zurück. Der König erbrach dieselbe mit ungeduldiger Hast, und während er dann las, erheiterte sich sein Antlitz mehr und mehr, und ein lange nicht gesehenes, glückliches Lächeln umspielte seine Lippen.

Ah, Le Catt! rief er freudig, ich bin wahrlich ein guter Prophet gewesen und meine Hoffnungen werden sich erfüllen. Da Europa wider mich ist, werde ich mich mit Asien verbünden, und wenn die barbarischen Russen meine Feinde sind, so muß ich mich wohl mit den Türken und Tartaren befreunden. Diese Depesche ist von meinem Gesandten Rexin. Er kommt in Begleitung eines Tartarenabgesandten hierher in's Lager und kann in wenigen Stunden schon hier sein.

Aber wo werden ihn Eure Majestät alsdann empfangen? fragte Le Catt.

Der König blickte lachend in dem kleinen Zimmer mit den weißen Kalkwänden auf dem nicht ganz saubern Fußboden umher.

Ich werde ihn hier empfangen, sagte er dann. Hier in meinem Königsschloß zu Woiselwitz, denn ich sollte doch meinen, ein rechter und echter König müsse durch seine Anwesenheit jede niedrige Hütte zu einem Palast verklären, und wenn er darauf sitzt, muß jeder Stuhl ein Thron sein. Aber freilich, die Augen des tartarischen Gesandten könnt leicht so blöde sein, wie die des würdigen Eigenthümers meines jetzigen Palastes, und es mag sein, daß er mich nicht gleich erkennt als das sichtbare Ebenbild Gottes, als den König von Gottes Gnaden. Wir müssen daher seiner Kurzsichtigkeit ein wenig zu Hülfe kommen und uns im Glanze unserer Herrlichkeit zeigen. Wir müssen hier einen Thron improvisiren, und wie mir scheint, ist jener lederne Großvaterstuhl dort sehr geeignet dazu. Er ist eine würdige Anspielung auf meinen Thron, der auch ein Großvaterstuhl ist, denn mein Großvater hat ihn gebaut und ich habe ihn von ihm geerbt. Schieben wir also meinen Thron in die Mitte des Zimmers, befestigen wir über demselben dort hinten an der Wand einige der russischen Fahnen, die wir bei Zorndorf erbeutet, und breiten wir über den Fußboden meinen Zeltteppich hin, und mein Thronsaal ist fertig. Schnell, Le Catt, besorgen Sie mir das. Wir sind hier im Feldlager und müssen uns selber Rath zu schaffen wissen. Rufen Sie die Lakayen und weisen Sie dieselben an, was sie zu thun haben. Ich will indeß Toilette machen, um dem würdigen Gesandten des Chans nicht in so ganz unwürdiger Gestalt gegenüber zu treten.

Der König klingelte heftig und sein Kammerdiener Deesen eilte herbei. Deesen, sagte der König heiter, wir wollen uns heute einmal einbilden, daß wir in Sanssouci sind und große Cour halten müssen. Laß mich daher einmal thun, was ich seit langer Zeit nicht gethan, laß mich grande toilette machen. Ich will die große Generalsuniform anlegen und den schwarzen Adlerorden umhängen. Auch wollen wir mein Haar ein wenig frisiren und uns einen würdigen Zopf andrehen. Nun, Deesen, was stehst Du und siehst mich so erstaunt an?

Sire, stammelte der Kammerdiener, der Generalsrock ist da, aber —

Nun, was aber? rief der König ungeduldig.

Aber es fehlen die Beinkleider, stammelte Deesen erbleichend. Sie sind alle zerrissen, und das da, welches Eure Majestät trägt, ist Ihr letztes und einziges.

Nun denn! rief der König lächelnd, so werde ich mein letztes und einziges behalten und die Generalsuniform anziehen, voilà tout!

Aber dies ist ganz unmöglich, Sire! rief Deesen die Hände ringend. Wenn Eure Majestät große Cour halten wollen, so können Sie dies Beinkleid nicht anlegen.

Warum nicht, warum nicht? fragte der König heftig.

Sire, murmelte Deesen zitternd, Sire, weil es Ihrem Beinkleid ergeht, wie es Ihnen bei Torgau ergangen ist!

Was heißt das? fragte der König verwundert.

Das heißt, — daß es verwundet ist! seufzte Deesen.

Der König sah ihn erstaunt an und folgte dann den Blicken des Kammerdieners, die starr auf seine Kniee gerichtet waren.

Deesen, sagte er lächelnd, Du hast Recht, es ist meinem Beinkleid ergangen, wie es mir bei Torgau erging. Es ist verwundet und bedarf der Hülfe eines Chirurgen.

Eure Majestät werden also die Gnade haben müssen, die große Cour auf morgen zu vertagen. Vielleicht gelingt es mir, in einem der nächsten Dörfer einen Schneider aufzutreiben, er muß dann während der Nacht arbeiten, und morgen früh ist Alles wieder in Ordnung.

Es muß durchaus schon heute, es muß gleich in Ordnung gebracht werden! rief der König. In einigen Stunden muß der Schade ausgebessert und mein Beinkleid wieder gesund sein.

Aber Sire, flüsterte Deesen erbleichend, wie soll das möglich gemacht werden? Eure Majestät haben nur dies Eine Beinkleid, und wenn es genäht werden soll, müssen Sie es ausziehen.

So werde ich es ausziehen, sagte der König. Geh' nur und suche einen Schneider, ich werde mich allein auskleiden und so lange im Bett ausruhen, bis das wichtige Werk vollbracht ist. Eile nur, denn es ist nöthig, daß mein Beinkleid bald wieder gesund werde.

Deesen lief hinaus, und während der König sich entkleidete, hörte er lächelnd zu, wie Deesen draußen auf der Straße mit Stentorstimme rief: ein Schneider! — Ist hier unter den Soldaten ein Schneider? Ein Schneider! —

Der König hatte kaum so viel Zeit gehabt, sich in sein Bett zurückzuziehen, als auch schon Deesen mit freudestrahlendem Gesicht wieder zu ihm eintrat.

Sire, sagte er, ich habe schon einen Soldaten gefunden, der uns helfen kann. Er ist zwar kein Schneider, aber er schwört, daß er sehr gut nähen und flicken kann, und will es übernehmen, das Beinkleid des Königs auszubessern.

Und da sage man noch, daß eine höhere Macht die Welt regiere, murmelte der König, als er wieder allein war, der Zufall, der Zufall ist es, der Alles bestimmt. Wäre unter meinen Soldaten jetzt kein Flickschneider, so würde der König von Preußen heute nicht den Gesandten des Tartarenchans empfangen können, und daran möchten leicht die ganzer Unterhandlungen scheitern.

Eben öffnete sich die Thür und Le Catt trat ein, gefolgt von einigen Lakayen, welche Fahnen und Teppiche hereinschleppten. Als er den König im Bett liegen sah, blieb er erstarrt stehen und schaute mit fragenden und besorgten Blicken ihn an.

Euer Majestät sind doch nicht plötzlich unwohl geworden? fragte er.

Nein, sagte der König, ich mache nur eben meine Toilette!

Ihre Toilette, Sire?

Ja, Le Catt! Haben Sie nicht draußen einen Soldaten bemerkt?

Ja, Sire!

Was thut er?

Er schien zu nähen, Majestät.

Er näht wirklich, und ist für heute mein erster Kammerdiener und kleidet mich an! Ach, ach, diesem Flickschneider gegenüber, welcher mein Beinkleid ausbessert, erinnere ich mich, daß ein sehr weiser Mann gesagt hat: seinem Kammerdiener gegenüber ist jeder König nur ein Mensch! — Aber lassen Sie sich durch meine Anwesenheit nicht hindern, mir meinen Thron zu bauen. Ich werde in behaglicher Ruhe Ihnen zuschauen.

Während der König so im Bett lag und der Wiederherstellung seines Gewandes entgegen harrte, saß draußen vor der Hausthür auf der Bank der Soldat, welchem die Ausbesserung desselben übertragen war. Er hatte sich in regem Eifer tief über seine Arbeit geneigt, er schaute nicht ein einziges Mal zu seinem Kameraden hin, der dicht neben ihm an der großen Eiche, welche vor dem Hause stand, lehnte, und ganz starr und unverdrossen zu ihm hinblickte.

Aber in solchen starren, unverwandten Blicken liegt eine seltsame, anziehende Kraft, der auch der Soldat nicht zu widerstehen vermochte. Er richtete sein Haupt einen Augenblick empor, und nun erkannte man das sanfte und edle Gesicht Karl Heinrich Buschmann's.

Fritz Kober, sagte er, warum siehst Du mich immerfort so an, und warum bist Du mir hierher gefolgt?

Ich bin's so gewohnt, da zu sein, wo Du bist, sagte Fritz Kober ruhig. Als ich daher den Deesen rufen hörte nach einem Schneider, und Du antwortetest: Hier! Hier! so trat ich auch aus meiner Hütte und ging hin, wo Du hingingst. Weiter nichts! Warum ich Dich jetzt aber ansehe, willst Du wissen? Darum, weil es mir so gefällt, Dich so nähen zu sehen, und weil ich mir allerlei dabei dachte.

Und was dachtest Du Dir, Fritz? fragte Karl Heinrich, indem er sich wieder über seine Arbeit neigte und eifrig weiter nähte.

Ich dachte mir, sagte Fritz mit zitternder Stimme, ich dachte mir, daß wenn ich jemals in meinem ganzen Leben eine Frau nehmen sollte, sie gerade so aussehen müßte, wie Du, und gerade solche netten kleinen Hände haben müßte, die so flink die Nadel zu führen verständen, wie Du. Dann dacht' ich mir ferner, daß es auf der Welt keinen Menschen giebt, der so gut und brav, so sanft und verständig ist, wie Du, und ich überlegte, was aus mir werden sollte, wenn der Krieg nun zu Ende und Du mich wieder verließest, um in Dein Dorf zurückzukehren. Ich nahm mir vor, Dir nachzugehen durch die ganze Welt, und nicht eher nachzulassen mit Bitten, bis Du mir versprochen hättest mit mir zu kommen auf meinen Bauernhof, und Alles zu nehmen, was mein ist, und mir zu erlauben, daß ich Dir mein ganzes Eigenthum verschreibe, aber unter der Bedingung, daß Du mich immer bei Dir behieltest, zum wenigsten als Deinen Knecht, und mir versprichst, mich niemals zu verstoßen. Dann ferner dacht' ich, wenn Du Nein sagtest, und nicht mit mir kommen wolltest in mein Haus, nein in Dein Haus, ich dann in

Verzweiflung fortgehen, und gewiß in meiner Herzensangst ein ganz schlechter und erbärmlicher Mensch werden müßte, weil es ohne Dich doch auf Erden für mich kein Glück und keine Freude mehr geben könnte, weil Du mein guter Engel bist. Karl Heinrich Buschmann, willst Du, daß ich ein schlechter Mensch, vielleicht ein wüster Trunkenbold werde?

Wie kann ich's wollen, Fritz Kober? flüsterte Karl Heinrich ganz leise. Aber Du kannst auch nimmer ein schlechter Mensch werden, denn Du hast das beste und edelste Herz, und keinen Menschen möchtest Du beleidigen, und wer Dich um etwas bittet, dem giebst Du, und wer leidet, dem hilfst Du, wer in Noth ist, dem stehst Du bei. Und dabei bist Du doch ein rechter und ein ganzer Mann! Weißt Deinen Mann zu stehen in allen Fällen, und wer Dir zu nahe treten will, den weißt Du in Respect zu halten, und nimmermehr wird's Einer wagen, den Fritz Kober beleidigen zu wollen. Du bist stark wie ein rechter Mann, und gut wie ein unschuldiges Kind, und das freut mich an Dir!

Was Gutes an mir ist, kommt mir von Dir, sagte Fritz Kober. Ich war ein ganz einfältiger Kerl, der an nichts dachte, und nur so dumm in den Tag hinein lebte. Aber seit ich Dich kenne, habe ich von Dir gelernt, meine Augen aufzuthun, und um mich zu schauen, und ein bischen nachzudenken. Aber das wird Alles wieder vergehen, wenn Du mich verlässest, Karl Heinrich, wenn Du mich fortstößt. Und ich merke wohl, daß Du's willst, und daß Du mich verlassen willst. Seit drei Wochen bekümmerst Du Dich gar nicht mehr um mich, wolltest im Bunzelwitzer Lager nicht mehr mit mir in meinem Zelte wohnen, sondern hast campirt ohne Zelt, wolltest hier im Dorf nicht mit mir in Einer Hütte wohnen, sondern hast Dich bei einer alten Bauersfrau einquartiert. So bin ich Dir denn heute nachgegangen und wollte Dich fragen, ob Du das Herz hast, mich zu verlassen, und ob Du mich verstoßen willst? Sieh mich an, Karl Heinrich, sieh mich an, und sage mir, ob Du aus mir einen elenden und unglücklichen Menschen machen willst?

Karl Heinrich schaute empor von seiner Arbeit, und blickte in des Freundes bleiches, erregtes Antlitz, und wie er das that, flossen zwei helle Thränen langsam über seine Wangen nieder.

Da sei Gott vor, Fritz Kober, flüsterte er leise, daß ich Dich unglücklich machen wollte. Ich möchte viel lieber mein Herzblut hingeben, um Dich glücklich zu machen.

Hurrah! rief Fritz Kober laut auffauchzend. Nun wenn's so ist, so hör' mich an und antworte mir! Karl Heinrich Buschmann, willst Du meine Frau werden?

Eine glühende Röthe bedeckte Karl Heinrichs Gesicht, und er neigte sich über seine Arbeit und nähte mit ungeheurer Hast.

Fritz Kober trat dichter zu ihm heran, und bückte sich so tief zu ihm nieder, daß er fast neben ihm kniete.

Karl Heinrich Buschmann, wiederholte er noch einmal, willst Du meine Frau werden?

Aber Karl Heinrich antwortete nicht. Thränen und Schluchzen erstickten seine Stimme, und ganz erzitternd vor Bewegung neigte er sein Haupt an Fritz Kober's Schulter.

Heißt das Ja? fragte dieser athemlos.

Ja! flüsterte sie ganz leise.

Nun stieß Fritz einen Jubelschrei aus, und schlang seine beiden Arme fest um des Soldaten Hals und küßte ihn mit herzhaftem Ungestüm. Gott sei Dank, daß es heraus ist, sagte er, Gott sei Dank, daß ich mich nicht getäuscht habe, daß Du wirklich ein Mädchen bist. Vor drei Wochen, als Du krank warst und der Chirurg Dir zur Ader ließ, da hab' ich's gemerkt, da sagte ich zu mir: Das ist nicht der Arm eines Mannes! Und nun paßt' ich auf, und am Abend beteteſt Du, und wußteſt nicht, daß ich im Zelt war, und sagteſt: „Ihr lieben Eltern im Himmel, erbarmet Euch Eurer armen Tochter!“ Ich hätte aufschreien mögen vor Glück und Entzücken, aber ich hielt an mich, und wollte erst noch warten und sehen, ob Du mir auch wirklich gut seieſt.

Aber Deine Augen schauten mich ganz anders an, wie sonst, flüsterte Karl Heinrich, und ich mußt' immer die Blicke wegwenden, wenn Du mich ansahſt. Daran merkt' ich, daß Du mein Geheimniß kannteſt, und darum vermied ich es mit Dir zusammen zu sein.

Unteroffizier Buschmann, rief jetzt Deesens gebieterische Stimme aus dem Innern des Hauses, ist die Arbeit fertig?

Gleich, ich habe nur noch einige Stiche zu machen, rief Karl Heinrich zurück, und dann flüsterte er: Jetzt schweig' und laß mich nähen.

Aber Fritz Kober schwieg nicht. Er hockte neben dem Unteroffizier Buschmann nieder, und flüsterte ihm viele und ganz neue Dinge in's Ohr, und Karl Heinrich, welcher eifrig fortnähte, erröthete oft, und antwortete ganz leise und verlegen.

Endlich war das Werk vollbracht, und das Beinkleid des Königs an den Knieen mit zwei würdigen und verschiedenen Flicken versehen.

Jetzt will ich selbst das Beinkleid zum König tragen, und ihn dabei um etwas bitten, sagte Fritz Kober, indem er das Gewand nahm, und entschlossen der Thür zuschritt. Du kommst mit mir, Karl Heinrich, denn Du mußt hören, was der König sagt.

Er nahm Karl Heinrichs Hand, und ging gerade auf die Thür des Königs zu. Aber dort stand Deesen und verwehrte ihm den Eingang, und befahl, ihm das Gewand zu geben, damit er es zum König trage.

Nein, wir tragen's selbst hinein, sagte Fritz Kober entschlossen. Wir haben dem König eine große Bitte vorzutragen, und er hat uns ein für alle Mal erlaubt, uns mit unseren Bitten immer an ihn selbst zu wenden.

Er schob Deesen entschlossen von der Thür fort, und trat mit Karl Heinrich in das Gemach ein. Der König saß in seinem Bette und las, und so vertieft war er, daß er das Eintreten der Beiden gar nicht bemerkte.

Aber Fritz Kober schritt muthvoll zu dem Bett hin, und legte das Gewand auf den Stuhl vor demselben. Herr König, hier ist das geflickte Beinkleid, sagte er.

Hast Du's geflickt, mein Sohn? fragte der König.

Nein, der dort, der Karl Buschmann. Aber ich komme mit hierher, weil ich Euerer Majestät etwas zu sagen habe. Sie entsinnen sich wohl noch, was Sie sagten, als wir damals von dem Gange in's Feindeslager nach der Kunersdorfer Schlacht zurückkamen, und der Karl Heinrich Ihnen so schön berichtete, was wir gehört? Sie sagten: Ihr seid von heute an Beide zu Unteroffizieren avancirt, und wenn Ihr sonst eines Tages Meiner bedürft, so wendet Euch an Mich.

Und das wollt Ihr heute thun, nicht wahr? fragte der König.

Ja, Majestät, ich will Sie um etwas bitten.

Um was denn?

Fritz Kober richtete sich steif und förmlich empor. Ich will Euere Majestät bitten, mir zu erlauben, daß ich den Unteroffizier Karl Heinrich Buschmann heirathen darf, und zwar gleich heute.

Heirathen! rief der König erstaunt. Ist denn der Unteroffizier —

Eine Frau, Majestät, unterbrach ihn Fritz Kober in seinem freudigen Ungestüm, ja er ist eine Frau, und heißt Anna Sophie Detzloff, aus Brünen gebürtig.

Des Königs scharfes, durchdringendes Auge ruhte einen Moment fragend auf Karl Heinrich's Angesicht, dann nickte er lächelnd mehrmals mit dem Kopfe. Nun, sagte er, Deine Braut ist ein schmucker Bursche und ein tapferer Unteroffizier dazu, und weiß noch zu erröthen im Soldatenrock. Unteroffizier Karl Heinrich Buschmann, willst Du die Frau des Unteroffiziers Fritz Kober werden?

Wenn es Euere Majestät erlaubt will ich's werden, flüsterte Anna Sophie.

So geht zum Feldprediger und laßt Euch trauen, sagte der König lächelnd. Sagt ihm nur, daß ich meinen Consens schon gegeben habe. Und nun hinaus mit Euch, ich will mich ankleiden!

Am Ende, sagte der König, als Le Catt zu ihm kam, am Ende wird mir das Glück doch noch wieder günstig werden! Es geschehen Zeichen und Wunder, es geht mir, wie es Karl dem Siebenten von Frankreich erging. Als er in größter Noth und vom Feinde ganz umzingelt war, da sandte ihm der Herr die Jungfrau von Orleans und sie errettete ihn. Auch mir hat der Herr jetzt eine Jeanne d'Arc gesandt, eine Jungfrau von Brünen, und mit ihrer Hülfe werde ich wohl Herr werden aller meiner Feinde!*)

*) Anna Sophie Detzloff war in der That ein tapferer Soldat; sie focht unter dem Namen Karl Heinrich Buschmann in den Schlachten von Leuthen, Kunersdorf und Torgau mit. Der König schrieb über sie an Voltaire: „Ich werde aus dem Allen um so sicherer herauskommen, als sich in meinem Lager eine wahre Heldin, ein Mädchen befindet, die noch tapferer ist, als Jeanne d'Arc." Siehe Preuß: Lebensgeschichte Friedrichs des Großen. Th. II. S. 316.

XXXI.

Der Gesandte des Tartachans.

Die Vorbereitungen waren beendet. Das Zimmer des Königs war, Dank dem erfinderischen Geiste des Königs, in einen Thronsaal umgewandelt. Der mit Teppichen drapirte Großvaterstuhl bot unter seinem Baldachin von erbeuteten russischen Fahnen einen ganz stattlichen Anblick dar, der unsaubere Fußboden war unter einem kostbaren türkischen Teppich verborgen, die nach dem Flur führende Thür war ausgehoben, und die Oeffnung mit Fahnen drapirt, der Flur selbst durch Teppiche, Fahnen und Standarten in ein ganz geschmackvolles Vorzimmer verwandelt worden.

Der König hatte die große Generalsuniform und die Kette des schwarzen Adlerordens angelegt, und um ihn her standen die Generäle und Stabsoffiziere in ihren glänzenden Uniformen. Das Zimmer des Schulzen hatte sich wirklich in einen Königssaal verwandelt und strahlte wieder von Glanz und Herrlichkeit.

Und jetzt nahte sich diesem improvisirten Königspalast ein gar stattlicher Zug. Zuerst kamen zwei Reiter in goldgestickten Gewändern, die bis auf ihre Füße herabwallend den zierlichen Leib der kleinen arabischen Pferde ganz überdeckten, und nur den schlanken von wilden Mähnen gezierten Hals und die feinen zierlichen Beine sichtbar werden ließen. Diese Reiter würden auch ohne den rothen Fez, der ihr Haupt bedeckte, an ihrer gebräunten Haut, an ihren glühenden, wildblickenden Augen, an dem ganzen Schnitt ihres Antlitzes als Ausländer, als die Kinder des Südens, die Söhne der Steppe zu erkennen gewesen sein. Aus den kostbaren türkischen Shawls, die ihre schlanke Taille als Gürtel umgaben, blickte der mit Diamanten verzierte Griff eines Dolches und der Schaft einer Pistole heraus, die rothsammetne, mit Edelsteinen und Gold verzierte Scheide eines türkischen Säbels hing an ihrer Seite, während sie die feine damascener Klinge in der Rechten hielten, und sie salutirend schulterten. Diesen beiden türkischen Kriegergestalten folgten zwei andere Reiter, in ähnlichem, minder reichem Kostüm, hinter ihnen ritten vier Männer in langen schwarzen Talaren, mit geschlossenen Augen, in ihrer Rechten ein in Gold und Sammet gebundenes Buch tragend, das sie andächtig an ihre Brust drückten. In ihrem Gürtel steckte, statt der Waffen, eine goldene Feder, an ihrem Fez prangte statt der Reiherfeder das von Edelsteinen kunstvoll zusammengesetzte Auge eines Pfau's. Nun folgten zwei andere Reiter, aber diese waren nicht wie die Vorderen sich gleich, sondern bildeten den seltsamsten und auffallendsten Contrast zu einander. Der eine von ihnen war ganz nach der neuesten französischen Mode gekleidet; er trug einen blauen, mit Silber gestickten Sammetfrack, ähnliche kurze Pantalons, die sich am Knie mit dem weißseidenen Strumpf durch ein mit einer Diamantschnalle geschlossenes Knieband vereinten. Die Füße bedeckten glänzende Schuhe mit rothen Hacken und mit Diamantschnallen geziert. Auf dem Haupte trug er einen mit einer weißen Feder verzierten dreieckigen Hut, der lose und zierlich auf der stattlichen, schöngepuderten, steiflockigen Perrücke schwebte. Ein Jabot mit prachtvollen Spitzen bedeckte die Brust, und aus den Rockärmeln quollen breite Spitzenmanchetten hervor, und überdeckten die mit weißen Handschuhen verhüllte Hand. Es war ein vollkommener, untadelhafter Salonanzug, wie man ihn damals an den Höfen trug, und wie ihn daher auch die nicht militairischen Gesandten bei den feierlichen Audienzen vor den Souverainen anlegten. Neben diesem Manne in der zierlichen und luftigen Hoftracht sah man einen Reiter, der ganz und gar das Gegenbild zu demselben abgab. War jener wie für einen heißen Sommertag gekleidet, so schien dieser auf den rauhesten Wintertag sich vorbereitet zu haben, war jener für den Salon, so war dieser für die öden Steppen Sibiriens, wo der Nordwind mit den Wölfen um die Wette heult, am meisten geeignet. Seine lange dürre Gestalt bedeckte ein weißer Pelz aus lappländischem weißem Wolfsfell, mit braunem Pelz gefüttert und gesäumt; die Taille umschloß ein kostbarer

golddurchwirkter Shawl, aus welchem nicht Waffen, sondern ein kleines goldenes Becken und ein zusammengeschlagenes, in goldener Scheide steckendes Barbiermesser zur Hälfte hervorschauten. An seiner Seite hing statt des türkischen Säbels eine mit Gold und Perlen gestickte und in goldenen Ketten hängende Tasche, sein Haupt bedeckte ein Fez, an welchem über der hohen, schmalen, gelbbraunen Stirn ein kleines goldenes Becken gestickt war. Hinter diesen seltsamen Reitern kam eine Schaar türkischer, tartarischer und europäischer Diener in Livreen mit goldenen Tressen, in Kaftans von Seide, in Pelze von Wolfsfell gekleidet, und diesen wiederum folgte eine vergoldete Kutsche, deren Fenster mit grünen Jalousieen dicht verschlossen waren, und jedem neugierigen Blick das Einschauen in das Innere der Katsche verwehrten. Zu beiden Seiten dieser Kutsche ritten vier Tartaren in langen weißen Pelzen, mit geschultertem Säbel, die funkelnden Blicke unverwandt auf die Kutsche geheftet, und hinter der Kutsche folgte eine unabsehbare Schaar Neugieriger, bestehend aus preußischen Soldaten jedes Regimentes und jeder Uniform, aus Bauern und Bäuerinnen, aus Greisen und Kindern, die Alle stumm vor Staunen und Verwunderung diese seltsame und fremdartige Cavalcade anstarrten, die eben vor dem Hause des Königs hielt.

Die Schildwachen vor demselben traten in's Gewehr, und aus dem Innern des Hauses kamen die Generäle und Stabsoffiziere hervor und naheten sich schweigend und mit ehrfurchtsvollen Grüßen diesen beiden vorher beschriebenen, so seltsam contrastirenden Reitern, welche offenbar die Hauptpersonen des ganzen Zuges bildeten. Sie schwangen sich Beide leicht vom Pferde, und erwiderten die höflichen Begrüßungen der Generäle, der Eine in sehr leichtem fließenden Deutsch, der Andere in vielleicht ebenso fließender Sprache, nur daß dieselbe Niemand verstand, und daß man sich begnügen mußte, ihm mit einigen gemurmelten Worten, einem Lächeln und einigen hieroglyphischen Händedrücken zu antworten.

Der Erste war der Baron von Rexin, der Gesandte, den der König an den Großsultan und den Tartarchan gesandt, und der das seltene Glück gehabt, von einem Handlungsdiener Namens Hauden, welcher beim Kaufmann Hübsch in Breslau diente, sich durch gutes Glück und seltenes Geschick in den Bevollmächtigten des Königs von Preußen und in einen Herrn von Rexin umzuwandeln.

Der Zweite war der Gesandte des Tartachans Krimgirai, der edle und große Mustapha Aga, der Liebling und Vertraute seines Herrn, von diesem abgeschickt, dem König von Preußen die Grüße und Wünsche seines Herrn darzubringen.

Sobald sie vom Pferde gestiegen, näherte sich ihnen ein Page des Königs, sie einladend in das Haus zu treten, wo Seine Majestät der König bereit sei, ihnen sogleich Audienz zu ertheilen. Herr von Rexin, der während seines langen Aufenthalts in der Türkei Gelegenheit gehabt, die türkische Sprache zu erlernen, theilte das dem tartarischen Gesandten mit, und sofort flog ein Lächeln durch das bleiche, hagere Gesicht Mustapha Aga's, er wandte sich um nach den vier Männern in den schwarzen Talaren, mit den vergoldeten Schreibfedern im Gürtel, und bedeutete sie, ihm zu folgen, dann nahm er den Arm des Herrn von Rexin, und trat mit ihm in das Haus ein; hinter ihm her schritten die vier tartarischen Geschichtsschreiber und Dolmetscher, bei den Tartaren die Sprachknaben genannt, dann folgten die Generäle und Stabsoffiziere des Königs, sich je nach ihrem Range zu beiden Seiten des Throns, oder im Vorsaal aufstellend.

Der König empfing die Gesandtschaft auf seinem Thron sitzend. Sein flammendes Auge ruhte mit einem lächelnden Blick auf der seltsamen Gestalt Mustapha Aga's, der sich eben vor seinem Thron zur Erde niederbeugte, und indem er sich dann wieder erhob, einem der vier Sprachknaben winkte, vorzutreten. Dieser öffnete das kostbare Buch, welches er in der Hand hielt, und reichte dem Gesandten ein großes mit vielen Siegeln versehenes Schreiben dar, das Mustapha Aga ehrfurchtsvoll an seine Lippen drückte und es dann knieend dem König darreichte.

Mustapha Aga, der Gesandte des hohen und mächtigen Chans der Tartarei, Krimgirai, hat die unermeßliche Ehre, dem hohen und mächtigen König von Preußen sein Beglaubigungsschreiben zu überreichen, sagte der Sprachknabe in reinem und fließendem Französisch.

Der König erbrach die Siegel und überflog das Schreiben mit einem raschen Blick. Mustapha Aga, sagte er dann mit einem freundlichen Neigen des Kopfes, ich heiße Sie willkommen und begrüße in Ihnen Ihren Herrn, den Helden Krimgirai, den ich stolz bin, mein Freund nennen zu können.

Mustapha Aga warf sich, nachdem der Sprachknabe ihm die Worte des Königs wiederholt hatte, nach morgenländischer Art vor dem Thron nieder und sprach rasch und in flehendem Ton einige Worte.

Mustapha Aga, der hohe Gesandte des hohen Chans, sagte der Sprachknabe, ersucht Euere Majestät, demselben das höchste Zeichen seiner Ehrfurcht zu verstatten, Sie begrüßen zu dürfen, wie Er allein im großen und schönen Tartarenreich berechtigt ist, den Chan zu begrüßen.

Ich bewillige seine Bitte, sagte der König.

Sofort zog Mustapha Aga das goldene Becken aus seinem Gürtel hervor, dann öffnete er die Tasche, die an seiner Seite hing, nahm daraus eine goldene Flasche, aus der er eine Flüssigkeit in das Becken goß, und alsbald verbreitete sich ein lieblicher und berauschender Duft in dem ganzen Gemach. Sodann zog Mustapha Aga eine goldene Büchse aus seiner Tasche, nahm mit den Fingerspitzen daraus etwas von dem weißen Pulver, mit dem es angefüllt war, und streuete es in das Becken. Dann nahm er einen kleinen Pinsel aus seiner Tische, dessen Griff mit drei Solitairs von seltener Größe verziert war, und rührte damit den Inhalt des Beckens durcheinander; nun schäumte die Masse hoch auf, und stieg empor zu einem glänzenden, milchweißen Schaum.

Der König hatte ihm anfangs neugierig zugeschaut, und wandte sich jetzt zu seinem Gesandten hin.

Was bedeutet dies Alles? fragte er ihn in deutscher Sprache, vielleicht um nicht von dem Sprachknaben verstanden zu werden.

Sire, sagte Rexin lächelnd, das bedeutet, daß der edle Mustapha Aga Euerer Majestät die höchste Ehrenbezeugung gewähren, daß er Euere Majestät rasiren will!

Rasiren! rief der König erstaunt. Wer und was ist denn der edle Mustapha Aga?

Sire, er ist einer der ersten Großwürdenträger der Tartarei, er ist der Bartputzer des Chans.

Der König konnte sich trotz des feierlichen und großen Moments eines Lächelns nicht erwehren. Nun, sagte er, die Idee ist nicht ganz übel, einen Barbier zum Diplomaten und Gesandten zu machen. Ihr Herren von der Diplomatie barbiert die Politik oft genug auf wunderbare Weise und schmiert ihr Seife in die Augen.

Mustapha Aga näherte sich jetzt mit feierlichen Schritten dem König, und sich rasch vorwärts beugend, senkte er seinen langen Zeigefinger in den Schaum des goldenen Beckens, und strich mit diesem Schaum dann leicht über das Kinn des Königs hin. Nun zog er das goldene Rasirmesser aus seinem Gürtel. Aber ehe er es öffnete, richtete er das Auge mit einem andächtigen Blick gen Himmel, indem er laut und feierlich einige Worte sprach.

Allah ist das Licht des Himmels und der Erden!*) Möge er mir leuchten zu meinem großen Werk! sagte der Sprachknabe, die Worte Mustapha's übersetzend.

Und nun begann der Gesandte sein erhabenes Werk, nun führte er die blitzende Klinge seines Messers an das Kinn des Königs und nahm mit raschem und gewandtem Strich den Schaum wieder von demselben fort.

Der König war kaum im Stande, diese seltsame Ceremonie mit ernster Würde zu ertragen, und hier und da sah man die Generale sich lächelnd abwenden und den Blick zu Boden senken, um nicht mehr diese für die Lachmuskeln so gefährliche Scene anschauen zu müssen.

Nachdem Mustapha Aga sein Werk vollendet, winkte er mit steifer Gravität einen seiner vier Sprachknaben zu sich, und als dieser vor ihm niedergekniet war, wischte er an dem Rücken seiner emporgehobenen Hand den Schaum von seinem Messer wieder ab. Dann steckte er dasselbe wieder in seinen Gürtel, und machte dem König eine tiefe, feierliche Verbeugung.

Möge Allah stets die Seele dieses Königs rein erhalten, wie ich es seinem Kinn gethan, sagte er, mögen die Messer, mit welchen Allah das Leben dieses Königs von seinen Auswüchsen befreit, so sanft und ohne Schmerzen und ohne Blutvergießen über dasselbe hinfahren, wie dieses Messer Eures unwürdigen Dieners und Knechtes! — Großmächtiger König und Herr! Der allgewaltige Chan Krimgirai, der Löwe der Wüste, der Schrecken seiner Feinde, sendet mich zu Dir, und bietet Dir durch mich seine Freundschaft und Hülfe an. Der Ruf Deiner Thaten ist zu ihm gedrungen, und er ist in Erstaunen verloren, daß ein Fürst, von dessen Dasein und von dessen Reiche der große Chan keine Ahnung gehabt, dessen Namen und Existenz nie den Völkern des Orients zu Ohren gekommen, daß der es wagen darf, der großen deutschen Sultanin, deren Macht wir kennen, ohne sie zu fürchten, so lange Widerstand zu leisten, ohne vor ihr besorgt zu werden. Mein erhabener Herr Krimgirai aber ist froh, daß er jetzt weiß, was er früher nicht gewußt. Denn steht nicht im Koran, dem heiligen Buche der Bücher, geschrieben: „Sag', sind denn gleich Diejenigen, die etwas wissen, und Diejenigen, die nichts wissen.“*) Und singt nicht Wassif, der große Dichter, „Wissenschaft ist Licht, den Geist zur Wahrheit leitend. Wie das Licht der Augen, Klarheit verbreitend.“**) Klar also sieht jetzt das Adlerauge meines Herrn, und es sieht, daß Derjenige ein großer Mann ist, der so klein war, daß man ihn nicht sah, und jetzt so groß ist, wie ein Riese, so groß, daß er das Land der großen deutschen Sultanin überschattet, und die stolze und unbeugsame Czarin des Nordens erzittern macht. Er sendet mich zu Dir, seiner Bewunderung Worte zu geben, und zu allererst, und bevor noch die Worte

*) Einer der Hauptsätze des Korans, der auch in der Kuppel der großen Moschee in Konstantinopel angebracht ist.

*) Worte des Korans. Hammer. Bd. 8. S. 136

**) Ebendas. S. 343.

des Ernstes gesprochen worden, Dir die Geschenke seiner Freundschaft zu Deinen Füßen niederzulegen. Willst Du mir gestatten, Adlerkönig des Nordens, daß ich dies thue?

Ich werde mich dieser Geschenke freuen, sagte der König lächelnd, denn sie sind mir Zeichen der Freundschaft des großen Chans.

Mustapha Aga winkte nach der Thür und rief laut einige Worte. Sofort erschienen in der Thür die beiden nach türkischer Art reich und prachtvoll gekleideten Begleiter des Gesandten, welche vorher dem Zug vorangeritten waren und stellten sich, ihre Säbel schulternd, neben den beiden Seiten der Thür auf, alsdann kamen je zwei und zwei, die Diener und unteren Beamten der Gesandtschaft, in zierlich geflochtenen, mit Teppichen behangenen Körben die Geschenke herbeitragend.

Mustapha Aga winkte den beiden Ersten, zu ihm zu treten, und bevor er dann den Korb öffnete, wandte er sich wieder dem König zu. Sire, sagte er, wenn der Tartar sich Jemand in Liebe und Freundschaft verbündet, so ladet er ihn in sein Haus, und bittet ihn, mit ihm zu essen von seinem Brod, seinem Fleisch und seinen Früchten, mit ihm zu trinken von seinem Wein. Sire, mein großer und erhabener Fürst bedient sich meines Mundes, um Eure Majestät zu bitten, herabzusteigen von Ihrem Thron und zu ihm zu treten in sein Haus, in welchem er im Geist gegenwärtig ist, und mit frohem Herzen den Adlerkönig des Nordens willkommen heißt.

Ich wäre gern bereit, die Bitte des hohen Chans zu erfüllen, erwiderte der König lächelnd, nur daß es ein wenig weit ist von meinem Hause bis zu dem Hause des Chans.

Sire, das Haus meines hohen Herrn steht vor der Thür, sagte Mustapha Aga sich tief verneigend. Am Tage unserer Abreise betrat es der Chan und grüßte die Wände mit dem Gruß der Liebe und rief in alle Weltgegenden: „sei mir gegrüßt, hoher, königlicher Bruder! Sei mir gegrüßt, Adler des Nordens! Meine Seele neigt sich zu Dir und giebt Dir den Bruderkuß. Sei mir gegrüßt, Du Heldenkönig, Du verhaßter Feind der Czarin, Krimgirai bietet Dir sein Herz und seine Seele an und will Dein Freund sein für alle Zeiten.“ — Sire, so sprach mein Herr, der Chan, und die Luft seines Hauses ist voll von seinen Worten, sie haften noch an den Wänden und seine Blicke leuchten von der Decke hernieder. Sire, wollen Eure Majestät geruhen herabzusteigen von Eurem Thron und meinem hohen Herrn, dem Chan Krimgirai, dem Löwen der Steppe, Ihren Gegenbesuch zu machen?

Friedrich der Große.

Der König erhob sich lebhaft von seinem Sitz. Ich bin ganz bereit dazu, sagte er. Führen Sie mich in das Haus des Chans. Gehen Sie voran und zeigen Sie mir den Weg.

Mustapha Aga winkte den Korbträgern und Dienern und Beamten hinauszugehen, dann sprach er rasch und dringend einige Worte mit den Sprachknaben, und auch diese entfernten sich. Nun verneigte er sich bis zur Erde vor dem König, und sich dann hoch und stolz aufrichtend, schritt er ihm voran durch das Zimmer über den Flur bis vor die Hausthür hin.

Draußen vor der Thür bot sich den verwunderten Blicken des Königs ein überraschendes Schauspiel dar. Gerade dem Hause gegenüber, auf dem freien Platz, erhob sich ein hohes Zelt von bedeutendem Umfang, ringsum eingefaßt von einer Art Mauer von Filz, wohl geeignet, das Eindringen der Luft und den Zugwind abzuwehren. Von der jetzt noch geschlossenen Thür des Zeltes führte ein kostbarer Teppich bis nach dem Hause des Königs hin und aus dem Innern des Zeltes vernahm man leise Töne einer in ihrem Rhythmus und ihren Tönen ganz fremdartigen Musik.

Wahrhaftig, sagte der König, sich lächelnd an seinen Gesandten Herrn von Rexin wendend, es kommt mir vor, als ob ich hier ein Mährchen aus Tausend und Einer Nacht erleben soll. Es fehlt nur noch, daß die schöne Schehezerade drin auf dem Divan sitzt und Meiner wartet.

Sire, vielleicht thut sie es, sagte Rexin. Es ist uns auf unserm Wege eine verschlossene Kutsche gefolgt, von vier Eunuchen des Chans bewacht.

Der König lachte. Nun, sagte er, sehen wir zu.

Und er schritt rasch auf das Zelt zu. So wie er dasselbe erreicht hatte, flog die Zeltthür auf und Mustapha Aga empfing den König mit einer Kniebeugung, während die Leute seines Gefolges neben der Zeltthür sich zur Erde geworfen hatten und mit der Stirn den Boden berührten.

Der König trat ein und schaute neugierig und forschend sich um „im Hause des Chans.“ Das Innere dieses riesengroßen Zeltes war ganz mit purpurrothem Tuche behangen, dessen Draperien nur unterbrochen waren von zwanzig vergoldeten Stangen, welche das Zelt trugen, und an denen oberhalb eine andere goldene Stange rings um das Zelt herlief. An dieser Stange waren unterhalb mit goldenen Ringen die rothen Draperien befestigt, oberhalb zwanzig andere goldene Stangen angebracht, die, schräg zusammenlaufend, sich in der Mitte zu einer Spitze vereinigten und so den Dom des Zeltes bildeten. Von der Kuppel hing ein goldenes Rauchfaß nieder, süße Wohlgerüche verbreitend, die in bläulichen Wölkchen durch den Raum schwebten. Den Fußboden bedeckte ein ungeheurer türkischer Teppich und an den Wänden umher standen einige dieser viereckigen türkischen Divans, welche ein Hauptmeuble in den Häusern der türkischen und tartarischen Großen sind. In der Mitte des Zelts stand ein vergoldeter, niedriger Tisch, mit einer Platte von glänzendem Porphyr versehen. Die eine Seite des Zeltes war durch einen schweren Vorhang von kostbarem Gewebe abgetheilt und hinter demselben ertönte die Musik, welche jetzt mit lauten, schmetternden Klängen den König empfing.

Der König trat mit raschen Schritten bis in die Mitte des Zeltes vor, während sein Gefolge sich an den Wänden desselben ordnete und Mustapha Aga mit seinen Beamten und den vier Sprachknaben sich unfern von dem König aufstellten.

Jetzt nahm Mustapha den Säbel, der auf dem Tische gelegen, und nachdem er ihn geküßt, reichte er ihn dem König dar.

Sire, sagte er, der erhabene und große Chan der Tartarei, Krimgirai, sendet zuerst Dir sein Schwert als Zeichen seiner Liebe und Ergebenheit. Er bittet Dich am Tage der großen Schlacht, welche Ihr Beide, so Allah es gnädigst gestattet, der verhaßten Czarin des Nordens mit vereinten Kräften abgewinnen werdet, dieses Schwert um Deine Hüfte zu gürten. Ein gleiches Schwert, gehärtet in demselben Feuer und verziert mit demselben Spruch, trägt der Chan, und wenn diese beiden Säbel die Luft durchschneiden, wird ganz Rußland erbeben, und wie bei einem göttlichen Erdbeben wird es in Trümmer zerfallen.

Der König nahm den Säbel, welchen ihm Mustapha Aga knieend überreichte, und betrachtete ihn aufmerksam. Dann deutete er auf die vergoldeten Buchstaben, die sich durch die reizenden Ornamente der kostbaren Damascenerklinge der Länge nach hinzogen.

Was besagt dieser Spruch? fragte er.

Sire, erwiderte Mustapha feierlich, es sind die Worte, mit welchen der Tartar in die Schlacht zieht, um die Ehre seines Hauses und seiner Familie zu vertheidigen und zu rächen, um sein Land gegen den Feind und die bedrohende Knechtschaft zu sichern. Der Schlachtruf des Tartaren, er lautet also: „Den Brand, den Brand, nur nicht die Schand'! Die Rach', die Rach', nur nicht die Schmach!“*)

Ich nehme das Schwert, rief der König lebhaft, denn dieses Motto gefällt mir wohl. Es enthält in

*) Dieser Schlachtruf der Tartaren lautet in der Ursprache: En-nar, en-nar, we la el aar, et thar, et thar, we la el aar! Siehe Hammer: Geschichte des Osmanischen Reiches. Th. 8. S. 123.

wenigen Worten eine ganze Kriegsgeschichte und sagt zugleich mehr von der Barbarei des Krieges, als alle gelehrten und frommen Auseinandersetzungen. Ich sage dem Chan meinen Dank für sein schönes Geschenk.

Der Chan hört Ihre Worte, Sire, denn sein Geist ist unter uns, rief Mustapha Aga, und indem er dann den König bat, auf dem Hauptdivan Platz zu nehmen, trat er zu der Thür des Zeltes und öffnete diese. Nun erschienen wieder die Diener mit den verdeckten Körben und stellten sich je Zwei und Zwei in einer doppelten Reihe in dem Zelte auf. — Mustapha Aga nahm den ersten Beiden den Korb ab und schlug den Teppich zurück.

Sire, sagte er, Du willst die Gnade haben, mit dem Chan zu essen von seinem Fleisch, seinem Brod und seinen Früchten, zu trinken von seinem Lieblingstrank und seinem Wein, auf daß das Band Eurer Freundschaft unauflöslich werde. Der Chan sendet Dir hier einen kostbaren Schinken, einen Beweis seiner hingebenden Freundschaft. Denn, um Dir diesen Schinken senden zu können, hat er sein Lieblingspferd, das er seit manchen Jahren geritten, hat er „den Hirsch der Steppe" tödten zu lassen, damit Dir von diesem Pferde unvermischter, edelster Race in den Kammern seines Hauses der Schinken geräuchert worden.

Als der Sprachknabe diese Worte Mustapha's französisch wiederholte, sah man die preußischen Generäle und Herren lächeln und sich einander spöttische und entsetzte Blicke zuwerfen.

Der König allein blieb ernst, und sich zu den Generälen wendend, sagte er deutsch: „Ach, meine Herren, wie würden wir uns gefreut haben, wenn man uns im Lager von Bunzelwitz diesen Schinken gebracht hätte, und mit welcher Begier würden wir Alle denselben gegessen haben."

Dann wandte er sich wieder mit heiterm Blick dem Gesandten zu, der ihm jetzt aus den anderen Körben Kaviar, Butarga und Zibeben, Datteln und Mandeln in silbernen Schalen darreichte und dieselben zu den Füßen des Königs niedersetzte.

Nun ließ er einen lauten, gebieterischen Ruf vernehmen, sofort öffnete sich die Thür des Zelts, und es erschien ein Tartar in weißem Wolfspelz, eine goldene Schale in der Hand haltend, in der sich eine weiße dampfende Flüssigkeit befand.

Mustapha nahm sie und kniete mit derselben vor Friedrich nieder. Sire, sagte er, mein erhabener Gebieter Krimgirai bittet Dich, mit ihm zu trinken von seinem Lieblingstrank. Er hat, bevor er Dir diese Schale sandte, mit den Lippen den Rand derselben geküßt, und wenn Du jetzt die Deinen an die Schale hefteſt, so findet der große Adler und Held des Nordens da den Bruderkuß des Adlers und Helden des Süden.

Was ist das? fragte der König leise Herrn von Rexin, der zur Seite des Divans stand.

Sire, es ist Pferdemilch, flüsterte Rexin.

Der König zuckte leicht zusammen, und fast wäre der Inhalt der Schale, die er eben von Mustapha angenommen hatte, verschüttet worden. Aber dann überwand der König dieses Erschrecken und hob ruhig und lächelnd die Schale empor. Nachdem er seine Lippen an den Rand derselben gelegt, reichte er sie wieder dem Gesandten dar.

Ich habe von dem Rande der Schale den Kuß meines Freundes getrunken, sagte er. Möge unserer Freundschaft eine lange Dauer gewährt sein!

Allah gewähre diesen Wunsch! rief Mustapha emphatisch. Sire, mein hoher Chan sendet Dir seine Grüße, und da er hoffen darf, daß Dir wie ihm das berauschende Lieblingsgetränk jedes ächten Tartaren wohlschmeckend erscheinen werde, sendet er Dir das edle, feurige Thier, die arabische Stute, die im Stande ist, Dir diesen Trank zu bieten.

Er schlug die Thür des Zeltes auf; draußen stand ein Pferd edelster, arabischer Race aufgeschirrt und gezäumt mit kostbarem Sattelzeug und unter dem Sattel geziert mit einer Purpurdecke, die mit Edelsteinen und ächten Perlen gestickt war.

Des Königs Augen glänzten vor Freude, und wie er lebhaft jetzt das Zelt durcheilte und zu dem Pferde hinschritt, schien das Thier seinen neuen Herrn begrüßen zu wollen, denn es wieherte laut auf und scharrte mit dem niedlichen Fuß im Sande.

Der König streichelte wohlgefällig seinen glänzenden, schlanken Hals und strich ihm die volle, flatternde Mähne und schaute ihm in die großen, blitzenden Augen.

Sei mir willkommen, mein Schlachtroß, sagte er, möchtest du mich in nächster Schlacht dem Siege oder dem Tode entgegentragen!

Dann ging er wieder in das Zelt zurück, um sich wieder auf den Divan zu setzen und die übrigen Geschenke des Chans, bestehend in kostbaren Waffen und Pelzen, entgegenzunehmen.

Und jetzt Sire, sagte Mustapha dann, jetzt bittet Dich der Chan auszuruhen in seinem Zelt, und anzuhören die Musik, welche er liebt, und anzuschauen die Tänze, welche sein Auge erfreuen. Mein Gebieter weiß, daß der große König von Preußen die Musik gleich ihm liebt und daß der Gesang Dein Herz erfreut wie das seine. Wenn er auszieht zum Kriege, will heißen zum Siege, nimmt er seine Musikbande und Sänger mit und seine Baladinen müssen vor ihm die Tänze des Sieges tanzen.

Auch liebt er, gleich Dir, das Schauspiel, an den Abenden müssen sie vor ihm ihre lustigen Possen aufführen.*) Der Chan bittet Dich, seinen Sängern und Musikern zu erlauben, vor Dir zu singen, seinen Tänzerinnen, vor Dir zu tanzen. Wird Eure Majestät seiner Bitte Gewährung verleihen?

Ich bin bereit zu hören und zu sehen, sagte der König. Sofort öffnete sich auf einen Wink Mustapha's der im Zelt angebrachte Vorhang und vier Mädchen in leichten, durchsichtigen Gewändern, schön und lieblich von Angesicht, mit Augen, leuchtend wie Flammen, mit Lippen, glühend wie Purpurrosen, schwebten hervor, und führten zum Klange der Mandoline graziöse, menuetartige Tänze auf.

Nachdem sie diese geendet, kauerten sie sich still neben dem Vorhang nieder und schauten mit großen, staunenden Blicken hinüber nach den preußischen Kriegern.

Sodann traten hinter dem Vorhang vier Jünglinge hervor und setzten sich den Mädchen gegenüber. Die Musik hinter dem Vorhang stimmte eine neue zarte Weise an und nun begann der Wechselgesang der Mädchen und Jünglinge. Zuerst sang der Vorsänger jeden Vers des Liedes, und dann wiederholten ihn Alle im Chor, den Gesang mit Händeklatschen und allerlei schaukelnden Bewegungen des Körpers begleitend. Dann erhoben sich zwei der Mädchen, und den zurückgeworfenen Hauptschleier über ihr Antlitz ziehend, so daß nur die flammenden Augen sichtbar blieben, schwebten sie leise bis an das Ende des Zeltes und tanzten dann den Jünglingen entgegen, die jetzt den Gesang der Liebe begannen, mit niedergeschlagenen Augen, demüthig und scheu, nicht wagend, den schönen Gegenstand ihrer Zärtlichkeit bei seinem Namen zu nennen, sondern ihn anredend als „das junge Kameel," „das Schiff der Herzenswüste," und dann anstimmend den Nachtgesang der Liebe: „Die Reiter kommen, o Dieba, die Reiter kommen, wie Diebe, die Reiter von Dieba, o Liebe." — Aber dann nach derselben Melodie stimmten sie an das Schlachtlied des Tartaren:

„Ihr Vögel mit dem kahlen Kopfe,
Du Geyer und Du Weihe,
Daß Menschenfleisch den Hals Euch stopfe,
Mischt Euch in Schlachtenreihe."**)

Diesem ersten Vers folgten dann Schilderungen der Schlachten und Kämpfe, man hörte das Geheul der Krieger, den Schlachtruf der Tartaren und endlich nach erfochtenem Siege das lautschallende, machtvolle Lili der Weiber (das Hallelujah der Lilith).

Nachdem der Gesang beendet, neigten sich die Sänger und Sängerinnen tief bis zur Erde nieder und verschwanden dann wieder hinter dem Vorhang.

Die Musik verstummte; der König erhob sich von dem Divan, und sich an Mustapha wendend, sagte er: Ich verdanke dem Chan, Deinem mächtigen Gebieter, eine schöne Stunde, und indem ich sein Haus verlasse, um in das meine zurückzukehren, nehme ich eine angenehme Erinnerung mit mir.

Sire, sagte Mustapha, der Chan bittet Dich, dieses Zelt das Deine zu nennen und es anzunehmen als ein Zeichen seiner Freundschaft.

Der König neigte lächelnd das Haupt und verließ dann das Zelt, indem er Rexin beauftragte, jetzt mit dem Tartarengesandten zu ernster Besprechung in sein Haus zu kommen.

Alsdann entließ der König, vor der Thür seines Hauses angelangt, die Generäle und sein ganzes glänzendes Gefolge, und trat, nur von Rexin, dem tartarischen Gesandten und dessen Dolmetscher begleitet, wieder in sein Gemach ein.

Und jetzt lassen Sie uns von Geschäften sprechen, sagte der König. Welche Nachrichten bringen Sie mir von dem Tartarenchan, welche Antwort sendet er mir auf meinen Vorschlag?

Sire, er ist bereit, Alles zu erfüllen, was Deine Majestät wünschen kann und Dir jede Hülfe zu leisten, vorausgesetzt, daß Du nicht Friede machen willst mit unserem verhaßten Feinde, mit Rußland, sondern unermüdet und unaufhaltsam den Krieg so lange fortsetzen willst, bis Rußland gedemüthigt zu unsern Füßen liegt.

Ah! rief der König, der Chan der Tartarei kann die Kaiserin von Rußland nicht glühender hassen, wie diese mich haßt; er hat also nicht nöthig, ein Freundschaftsbündniß zwischen mir und Rußland zu fürchten. Auch gelüstet mich nicht nach einer Freundschaft mit diesen rohen Barbaren.

Wenn die Kaiserin von Rußland Deine Majestät haßt, so thut sie Dir dasselbe, was sie Krimgirai thut. Rußland haßt Alles, was hochherzig, edel und und freisinnig ist, Rußland haßt die Aufklärung und die Cultur, denn die Aufklärung ist das Licht, die Cultur die Freiheit, und Beides sind die Erbfeinde Rußlands. Rußland haßt Krimgirai, weil er sein Volk zu einem gesitteten gemacht hat, weil er die rohen Horden seiner streitbaren Männer in ein Heer kräftiger, kühner und gebildeter Krieger umgewandelt hat, weil er mit Menschlichkeit seine Unterthanen regiert, und diesem ein Vater, dem Feinde aber ein Schreckniß ist. — Krimgirai haßt Rußland, wie er

*) Hammer: Geschichte des Osmanischen Reiches. Bd. 8. S. 14.

**) Mémoires du Baron de Tott. Vol. II. p. 112.

alles Böse und alles Gemeine und Rohe haßt, und darum ist er bereit, Dir beizustehen gegen Rußland und mit einem Heer von sechszehntausend Mann zu Dir zu stoßen, auch wenn Du es willst, in Rußland einzufallen.

Und was für eine Bedingung stellt der Chan für diese Hülfsleistung?

Er bittet, daß Du seinen Truppen den Sold geben mögest, den Du Deinen eigenen Soldaten giebst.

Und für sich selber?

Für sich selber bittet er Dich, ihm einen geschickten Arzt zu senden, der ihn von ungefährlichen, aber schmerzhaften Leiden zu heilen vermöge. — Weiter bittet er Dich um Dein Vertrauen und Deine Freundschaft!

Die ich ihm gern gewähre! rief der König heiter. Aber jetzt sagt mir noch Eins. Hat sich der Chan noch immer nicht mit seinem Oberherrn, dem Großsultan der Türkei, versöhnt?

Sire, der Großsultan fühlte, daß er seines tapfern Chans nicht entbehren könne. Er rief ihn also, ihm seine Gnade kündend, und Krimgirai's edles Herz, welches keinen Groll kennt, vernahm den Ruf und folgte ihm. Eine Woche, bevor wir unsere Abreise antraten, hat der große Chan im Serail des Großherrn seinen feierlichen Aufzug gehalten. Als besondere Auszeichnung hatte man dazu vor dem Serail vierzig eben angekommene Köpfe der rebellischen Montenegriner aufgesteckt, und im Beisein des Großherrn selbst ward der Chan auf's Neue mit Säbel und Gürtel, mit Köcher und Bogen, Kalpak und Reiher und stattlichem Pferd als Chan wieder installirt. Auch gab ihm der Großherr selber in einer Brieftasche ein Ehrengeschenk von vierzigtausend Ducaten.*) Du siehst also, Sire, daß auch der hohe Großherr die Tugend Deines Verbündeten schätzt und anerkennt!

Und wie stehen wir denn mit der Pforte? fragte der König, sich an Herrn von Rexin wendend.

Sire, es ist mir gelungen, im Namen Eurer Majestät einen Freundschaftsvertrag mit der Pforte abzuschließen; sagte Rexin. Ich werde die Ehre haben, denselben Eurer Majestät zur Unterschrift vorzulegen.

Des Königs Augen strahlten vor Vergnügen und ein heiteres Lächeln verklärte sein Antlitz. Endlich! rief er freudig. Das Ziel jahrelanger Mühen ist endlich erreicht und ganz Europa zum Trotz habe ich jetzt auch meine Bundesgenossen!

Dann wandte er sich wieder an Mustapha Aga, um ihn für heute zu entlassen und ihm zu erlauben, während seiner Anwesenheit im Lager das schöne Geschenk des Chans, das Zelt, als eine Erinnerung an die Heimath zu bewohnen.

Mustapha Aga zog sich mit dem Sprachknaben zurück und der König blieb allein mit dem Herrn von Rexin, der ihm jetzt die Papiere über diesen, seit zehn Jahren erstrebten und wieder vereitelten Freundschaftsvertrag mit der Türkei vorlegte und seine Einwilligung und Unterschrift für denselben erbat. Dieser Vertrag sicherte Preußen alle die Vorrechte zu, welche die Türkei den andern europäischen Mächten gewährte: freie Schifffahrt, die Rechte der Gesandten und Consuln, die Gerichtsbarkeit in den Sachen preußischer Unterthanen und die persönliche Freiheit aller preußischen Unterthanen, die auf keinem Borde zu Sclaven gemacht werden konnten.*)

Der König verlieh diesem Vertrage die Unterschrift und ernannte Herrn von Rexin zu seinem bevollmächtigten Minister, den er damit beauftragte, mit dem Gesandten des Tartarenchans wieder abzureisen und dem Großsultan in feierlicher Audienz die unterschriebene Bestätigungsurkunde zu überreichen.**)

So möge denn der Kampf auf's Neue beginnen, sagte der König, als er wieder allein war. Ich werde

*) Hammer: Geschichte des Osmanischen Reiches. Bd. 8. S. 315.

*) Hammer: Geschichte des Osmanischen Reiches. Bd. 8. S. 241.

**) Herr von Rexin hatte in der That mit großen Widerwärtigkeiten und Hindernissen zu kämpfen gehabt, bevor es ihm gelang, diesen Freundschaftsvertrag mit der Pforte zu Stande zu bringen, und nur durch Bestechung war es ihm endlich gelungen. Durch den Arzt des Großvezirs, Namens Ypsilanti, und den Secretair des Großvezirs, Ali, gelangte er endlich zu seinem Ziel, aber es kostete dem König die bedeutende Summe von achtzigtausend Piastern. — Der russische Gesandte zu Konstantinopel und der österreichische Internuntius, als sie von diesem Freundschaftsvertrag der Pforte mit Preußen endlich Kunde erhielten, schlugen ihren Höfen vor, hunderttausend Ducaten daran zu setzen, um den Tractat noch vor der Bestätigung umzustoßen, aber ehe noch die Höfe etwas darüber entschieden hatten, waren die Urkunden ausgewechselt, obwohl der die türkische Nachricht überbringende preußische Courier von dem ihn begleitenden Janitscharen zu Aidos erschossen worden, weil diesem, wie er behauptete, Rexin neunhundert Piaster schuldig geblieben. (v. Hammer: Geschichte des Osmanischen Reiches. Bd. 8. S. 241.) Indessen kam der Vertrag doch nicht zu seiner Ausführung, denn der freisinnige und großdenkende Großvezir Raghib starb bald darauf und sein Nachfolger Hamet Hamsa wußte den Sultan Mustapha III., der überdies einem Frieden mit Oesterreich mehr geneigt war, zu bereden, den Friedensvertrag als ungesetzlich und nur durch Bestechung erlangt wieder aufzuheben. Ypsilanti ward unter dem Vorwand, weil er zwei seiner Sclavinnen geprügelt, erhängt, und Ali „wegen zu großer Gefälligkeit" nach Cypern verbannt. (v. Hammer; Bd. 8. S. 266.)

ihn mit dem neuen Jahr wieder aufnehmen und werde kämpfen, wie ich gekämpft habe, das Eine nur im Auge habend, meine Ehre und die Ehre Preußens! Nie werde ich den Augenblick sehen, der mich zu einem nachtheiligen Frieden nöthigen könnte. Es giebt keine Ueberredung, keine Beredtsamkeit, die mich dahin bringen könnte, meine Schande zu unterzeichnen. Ich werde mich entweder unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder ich werde, wenn dieser Trost dem mich verfolgenden Geschicke noch zu süß ist, meinem Unglück ein Ende zu machen wissen. Die Ehre allein hat meine Schritte bis hierher geleitet und soll sie auch ferner leiten! Ich habe meine Jugend meinem Vater, mein Mannesalter meinem Vaterlande geopfert und werde doch nun wohl das Recht haben, über mein Alter zu gebieten. Es giebt Leute, die gegen das Geschick folgsam sind, aber das ist meine Sache nicht! Habe ich für Andere gelebt, so will ich wenigstens für mich sterben können, unbekümmert, was man davon sagen wird. Nichts soll mich zwingen, einem schnellen und entschlossenen Tode ein kraftloses Alter vorzuziehen, voller Verdruß und Schmach, voll Betrübniß über vergangenes Glück und voll Beleidigungen! — Ich werde Alles wagen, ich werde zur Erreichung meiner Pläne die kühnsten Dinge unternehmen oder einen ehrenvollen Tod sterben!*)

Aber nein! nein! fuhr der König nach einer kurzen Pause lächelnd fort. Ich will nicht mehr so trübe und verzweifelte Gedanken an einem Tage hegen, der mir nach so langen Gewitterstürmen den ersten Strahl der Sonne zeigt. Vielleicht mag das Jahr zweiundsechzig ein glücklicheres sein, als das verflossene.**) Schon stehe ich nicht mehr allein; auch ich habe jetzt meine Freunde und Bundesgenossen. Was kümmert es mich, daß die Welt meine neuen Freunde Ungläubige nennt und mit stolzem Christendünkel zu ihnen herniedersieht. Ich habe Christen sich untereinander zerfleischen, sich höhnen und verrathen, sich morden und betrügen sehen. Vielleicht sind die Ungläubigen bessere Christen, als die Gläubigen! Versuchen wir es mit ihnen! Da Alles mich verläßt, bieten sie mir ihre Freundeshand. Das ist der erste Sonnenstrahl, der mir leuchtet. Der Himmel sei mir gesegnet dafür. Vielleicht folgen den wüsten Stürmen jetzt die schönen Tage! Möge Gott es geben!*)

*) Die ganze Rede enthält nur des Königs eigene Worte. Siehe Oeuvres de Frédéric le Grand. Vol. 19. p. 130.

**) Diese Ahnung des Königs betrog ihn nicht. Denn schon im Beginn des Jahres 1762 starb die Kaiserin Elisabeth von Rußland, und ihr Nachfolger, Peter III., ein leidenschaftlicher Verehrer Friedrich des Großen, ward jetzt Preußens Bundesgenosse, und seine Truppen, die bisher gegen den König gekämpft, mußten jetzt für ihn in's Feld ziehen. Katharina veränderte diese Anordnungen ihres Gemahls nicht, sondern blieb Preußens Bundesgenosse, und da auch Frankreich vom Kriegsschauplatz zurückgetreten war, sah Oesterreich sich endlich im Jahre 1763, weil seine Kassen ganz erschöpft waren, genöthigt, den Frieden mit Preußen abzuschließen. — Wegen der veränderten Zustände in Rußland bedurfte Friedrich nun auch des Tartarischen Bundesgenossen nicht mehr und Krimgirai, der schon auf dem Marsch gewesen, kehrte mit seinem Heer in die Heimath zurück. 1769 aber riefen die Polen ihn zur Hülfe wider Rußland auf, Krimgirai zog mit einem bedeutenden Heer zu ihnen, ward aber unterwegs von dem im russischen Solde stehenden griechischen Arzt Siropulo vergiftet. Als er sich sterben fühlte, befahl er seinen Musici zu spielen, damit er, wie er zum Baron von Tott sagte, „heiter und süß einschlafen könne." Dies geschah. Unter den schmelzenden Tönen hinsterbender Musik hauchte Krimgirai sein Leben aus, Ende Februar 1769. (Siehe Mémoires du Baron de Tott sur les Turcs et les Tartares. Vol. II. p. 206.)

*) Des Königs eigene Worte.

XXXII.

Die Rückkehr des Königs.

Ganz Berlin prangte heute in glänzendem Festschmuck; denn es war heute ein großer, ein freudenvoller Tag, der erste nach langen Jahren der Trübsal, der Bedrängniß und Noth. Der König wollte heute heimkehren nach Berlin, welches er seit sieben Jahren nicht gesehen. Der Krieg war beendet, und in Hubertsburg hatten die Mächte endlich nach siebenjährigem Kampfe Frieden gemacht. Keiner hatte bei diesem Frieden gewonnen; nicht eine der Städte und Festungen Schlesiens war dem König von Preußen wieder abgewonnen worden, aber er hatte sich mit den früheren Eroberungen begnügen müssen, und keine neuen Provinzen den schon früher gewonnenen hinzufügen können. Der Krieg war beendet, und jetzt war Alles wieder so, wie es vor dem Kriege gewesen; die Folgen des Krieges konnten nicht nach den Gewinnsten, sondern nach den Verlusten berechnet werden, Niemand wußte zu sagen, was er gewonnen, aber Jedermann, was er verloren habe.

Preußen hatte in diesen sieben Jahren an streitbaren Männern einhundertundachtzigtausend, die Franzosen zweimalhundertausend, die Russen einhundertundzwanzigtausend, die verbündeten Engländer und Deutschen einhundertundsechzigtausend, die Sachsen neunzigtausend, und die Schweden und die Reichsvölker endlich sechzigtausend verloren.

Die sieben Jahre hatten dem unglücklichen Europa fast eine Million Männer gekostet, deren Blut den Boden Deutschlands gedüngt hatte, deren Gebeine in deutscher Erde gebettet waren, während in ganz Europa weinende Mütter, Weiber und Kinder mit gramumdüsterten Zügen ihr Antlitz dem Lande zukehrten, welches ihnen das Theuerste geraubt, und sie sogar um das schmerzlich süße Glück gebracht hatte, auf den Gräbern ihrer Todten zu weinen und zu klagen.

Aber nicht blos nach Menschen berechneten die Staaten und Völker ihre Verluste, nicht blos nach vergossenem Blut, sondern auch nach dem, welches das Blut des Staatskörpers ist, nach dem Gelde.

England hatte während dieses Krieges seine Schuldenlast um siebenzig Millionen Pfund Sterling vergrößert, so daß es jetzt jährlich an Zinsen seiner Schulden allein vier und eine halbe Million Thaler zu zahlen hatte; Oesterreich berechnete jetzt seine Staatsschulden auf fünfhundert Millionen Gulden; Frankreich auf zweitausend Millionen Livres; Schweden war dem Bankbruch nahe, und das unglückliche Sachsen hatte während des Krieges an Kontributionen und Lieferungen über siebenzig Millionen Thaler an Preußen zahlen müssen.

Preußen hatte im strengen Sinne des Worts keine Schulden gemacht, aber es war dennoch ebenso schlimm daran, wie die Uebrigen, denn es hatte entwerthetes Geld, das nur der Zwang des Krieges im Cours erhalten, das jetzt aber Niemand anerkennen wollte. Mit diesem entwertheten Gelde war ganz Preußen überschwemmt, man hatte damit die Beamten bezahlt, die Zinsen entrichtet, die Geschäfte an der Börse gemacht, so daß es jetzt am Ende des Krieges allen Denen, welche in ihren Taschen dieses schöne, blinkende Geld Ephraims*) trugen, erging, wie es den Reichen im Mährchen ergeht: die blinkenden Goldstücke, welche sie in der Nacht gesammelt, hatten sich am Morgen in erloschene Kohlen verwandelt. — An diesem werthlosen Gelde allein war man reich; von diesem Gelde allein fanden sich in des Kriegszahlmeisters Verwahrsam bei'm Ende des Krieges noch zweimalhunderttausend Thaler, und in der Privatschatoulle des Königs noch achthundert Thaler vor. Das schlechte Geld überschwemmte das Land, das gute aber schien wie verschwunden, es war in Feindes Landen verausgabt, oder von ihm aus dem Inland gewaltsam entführt, denn einhundertfünfund-

*) Der Jude Ephraim, dem Friedrich für eine hohe Summe die Münzprägung verpachtet hatte, schlug in den letzten Kriegesjahren so schlechtes und gehaltloses, dabei aber so gut gesottenes und glänzend erscheinendes Geld, daß der Volkswitz, der diese Thaler nur die Ephraimiten nannte, von ihnen sagte:

Von Außen schön, von Innen schlimm,
Von Außen Friedrich, von Innen Ephraim.

zwanzig Millionen Thaler Brandschatzung hatten die Feinde in den Ländern des Königs von Preußen erpreßt. Und dazu fehlte es an Silber, um sogleich neues Geld schlagen zu lassen. Die Privatleute hatten längst schon ihr Silber und Gold auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt, der König hatte nicht blos seine ganze Silberkammer, sondern sogar das von seiner Mutter geerbte goldene Service hergegeben, um daraus Geld für sein Heer schlagen zu lassen, und als dies nicht mehr genügte, hatte er die Brillanten seines Hausschatzes, die berühmten Brillantknöpfe und den ganzen Schmuck des prachtliebenden ersten preußischen Königs demselben Zwecke geopfert. — Die Kassen und Mittel des Königs waren daher für den Augenblick ebenso erschöpft, wie die seiner Unterthanen. Und wie die Menschen und die Kassen, war auch der Boden Preußens erschöpft. Die Felder lagen unbebaut, weil es an Vieh und an Saaten nicht allein, sondern auch an Menschenhänden, sie zu bestellen, fehlte, der Handel und die Industrie lagen ganz darnieder, überall waren die Zustände zerrüttet, hoffnungslos und trübe, überall hatte man zu ringen mit Noth, zu kämpfen mit Entbehrung und Entmuthigung.

Das allein waren die Früchte des Krieges, der sieben Jahre hindurch wie eine Geißel die Völker Europa's blutig gepeitscht und wie ein Würgengel umhergezogen war durch alle Länder, mit seinem Feuerodem alles Glück, allen Wohlstand, alle Ruhe versengend, und allen Lippen Klagen, allen Augen Thränen entlockend.

Und dennoch hatte Preußen diesem Kriege so Vieles und so Großes zu verdanken. Obwohl blutend aus tausend Wunden, obwohl erschöpft und todesmatt konnte man ihm doch schnelle und baldige Genesung verheißen. Diese Genesung lag in seiner Jugend, in seiner frischen, noch unverdorbenen Lebenskraft. Während alle die anderen Staaten die Wunden, die der Krieg ihnen geschlagen, lange und schmerzlich an ihrem alten und abgenutzten Körper tragen mußten, durfte Preußen hoffen, sie bald vernarben zu sehen, denn es war, wie gesagt, noch voll Jugendkraft, es war moralisch gewachsen während dieser sieben Jahre des Krieges, es war groß geworden unter dessen Drangsalen, und stellte sich jetzt in die Reihe der Großmächte als die jüngste, daher als die lebensvollste. — Die Lorbeeren, welche das Haupt des Königs zierten, warfen ihren Strahlenglanz über ganz Preußen hin, und unter diesem Sonnenschein des Ruhms mußten die Wunden der Vergangenheit bald sich schließen, die Genesung bald mit rosigem Lächeln daher kommen, in ihrem Gefolge Wohlstand und Glück mit sich führend.

Diese freudige Ueberzeugung, dieses vielleicht unbewußte Gefühl durchdrang Aller Herzen, und darum trocknete man, sobald die Kunde von dem abgeschlossenen Frieden sich verbreitete, allüberall in Preußen die Thränen aus den Augen, darum riß man die Trauerflore von den Armen, um sie in Vivatbänder zu verwandeln, und damit dem König und dem heimkehrenden Heer seine freudigen Grüße entgegen zu winken.

Und deshalb hatte heut Berlin nach langen Jahren der Trauer wieder eine Festtagsmiene angenommen, deshalb vergaß es heut alle seine vergangenen Leiden, all sein Unglück und seine Noth, weil es nun hoffen durfte auf die Zukunft und auf das Glück. Berlin durfte es wagen mit heiterem Lächeln und reinem Gewissen seinem König gegenüber zu treten, denn es hatte sich treu und tapfer bewährt in den Zeiten der Gefahr, es hatte sich niemals kleinmüthig unterworfen, es hatte niemals, wie Königsberg das gethan, den siegreichen Feind, den es in seinen Mauern sah, als seinen berechtigten Herrn anerkannt, und sich ihm in Unterthanenpflicht gebeugt. Die Oesterreicher und die Russen waren Sieger gewesen der Mauern und Straßen Berlins, aber den treuen und unerschütterlichen Muth seiner Bewohner hatten sie nicht zu besiegen gewußt. Ueberall hatte man ihnen einen trotzigen, unbeugsamen Widerstand entgegengesetzt, und wenn in Königsberg die Prediger von den Kanzeln sogar für die Kaiserin von Rußland, als für ihre Kaiserin und Herrin, beten konnten, so beteten sie in Berlin nicht nur von allen Kanzeln während der Anwesenheit der Feinde für die Wohlfahrt und das Glück des König, sondern die Vossische und die Spenersche Zeitung, welche in Berlin das Organ der öffentlichen Meinung gewesen, enthielten so energische und kühne Artikel, daß der Zorn der feindlichen Sieger dadurch auf's Höchste gereizt ward, und die Verfasser dieser Artikel nur mit Mühe schmachvoller Strafe entgehen konnten.*)

Aber alle diese Noth und dies Unglück war jetzt vergessen; man sah in Berlin heute nur freudige Gesichter, nur Lächeln und Heiterkeit. Die ganze Stadt schien unter den Sonnenstrahlen des Glücks aufzuathmen, und es schien heute Niemand zu leiden, Niemand zu trauern. Und doch waren unter den achtundneunzigtausend Einwohnern von Berlin über dreißigtausend Menschen, welche wöchentlich Al-

*) Wenn ich mich hier mit diesen kurzen Andeutungen über Berlin und die Berliner während des siebenjährigen Krieges begnügen muß, so habe ich diese Zeit um so ausführlicher in einem früher erschienenen Roman, „Johann Gotzkowsky, der Kaufmann von Berlin" (drei Bände), behandelt, und darf diejenigen meiner Leser, welche sich dafür interessiren, auf dieses Buch verweisen.

mosenbrod empfingen, so daß fast der dritte Theil seiner Einwohner Almosenempfänger war.*)

Aber heute hungerte man nicht und durstete man nicht, heute gab es keine leibliche Noth, heut war Jeder frohen Herzens und lächelnden Angesichts. Der König wollte heute endlich nach sieben Jahren der Abwesenheit wieder nach Berlin zurückkehren, nachdem die königliche Familie schon vor einigen Tagen, von Magdeburg kommend, daselbst eingetroffen war.

Jedermann war daher auf die Straße hinausgeeilt, um den König zu sehen, der bei seinem Auszug aus Berlin schon der Heldenkönig Preußens gewesen, und der jetzt wiederkehrte als der Heldenkönig Europa's, dem alle Völker zujauchzten, dessen Name in der Tartarei und in Afrika, in allen Theilen der civilisirten und uncivilisirten Welt mit Bewunderung und Staunen genannt ward.**) — Auf allen Straßen war ein freudiges Gewoge. Alles drängte dem Frankfurter Thore zu, durch welches der König seinen Einzug halten mußte. Dort hatte man den größten der Triumphbogen, mit denen übrigens alle Straßen Berlins geziert waren, aufgestellt, dort flatterten die Fahnen und Standarten aller preußischen Provinzen von dem kunstvollen, aus Blumengewinden und vergoldeten Säulen zusammengesetzten Bau hernieder, von dort aus bildete die berittene Bürgerschaft Berlins ein Spalier bis weit hinaus auf die Landstraße, welche der König zu passiren hatte, und Aller Blicke waren die Straße hinaufgewendet, und Jeder wartete mit hochklopfendem Herzen auf das Erscheinen des Helden, dessen Stirn so viele und kostbare Lorbeeren zierten.

Aber Niemandes Herz klopfte so laut, Niemandes Blicke schauten mit solcher inbrünstigen Sehnsucht die Straße hinauf, als die des Marquis d'Argens, der an der Spitze der Bürgerschaft, unmittelbar neben dem Triumphbogen hielt. Er war es gewesen, der die Berliner Bürger zu diesem festlichen Empfang organisirte, er hatte alle Veranstaltungen angeordnet, allen Triumphbogen ihre Stelle und ihre sinnigen Verzierungen gegeben; für seinen geliebten königlichen Freund hatte er seine so geliebte Behaglichkeit aufgegeben, für ihn hatte er trotz seiner sonstigen ängstlichen Besorgniß für seine Gesundheit sich hinaus gewagt in die harte und schneidende Luft dieses rauhen Märztages, für ihn hatte er gethan, was er seit manchem Jahr nicht gethan, für ihn hatte er ein Pferd bestiegen, und weil er an ihn dachte, fand er nicht einmal Zeit auf dem Rücken dieses Thieres Besorgniß zu hegen, oder seiner lebhaften Phantasie alle Schreckniſse vorzumalen, die einen, von einem durchgehenden Pferde abgeworfenen und geschleiften Reiter bedrohten.

Freilich bot sein Pferd zu solchen Besorgnissen wenig Gelegenheit, es hatte längst seine üppige Jugendgluth verloren, und stand mit lammfrommer Geduld stundenlang neben dem Triumphbogen; es stand auch noch dann geduldig, als sein Reiter längst die Geduld verloren hatte, und fast zornig zu werden begann über das lange Ausbleiben des Königs, und in seiner lebhaften, gasconischen Manier endlich in laute Klagen ausbrach über den hartherzigen Helden, der seinen Bewunderern nicht gestalten wollte, wie es schien, ihn im Triumphe einholen zu können.

Freilich hätte der Marquis sehr gut wissen können, daß dem König nichts unbequemer sei als solche öffentliche Schaustellungen, daß er nichts lieber vermied, als diese officiellen Demonstrationen, die für den Geber eine ebenso große Last sind als für den Empfänger. Aber das Herz des guten Marquis war heute voll, es sprudelte über von Glück und Freude, es war ihm Bedürfniß, sich auszujauchzen, und in die Welt hinein sein Vivat, Vivat zu schreien. In dem Egoismus seiner Liebe und Begeisterung vergaß er daher die Neigungen des Königs zu berücksichtigen, und folgte nur seinen eigenen.

Vielleicht ahnte der König diesen Triumph, den ihm die guten Berliner bereiteten, und vielleicht schien es seinem edlen und zartfühlenden Herzen nicht angemessen, den heimkehrenden Lebenden zuzujauchzen, da man so viele Tausende zu betrauern hatte, die nicht heimkehrten! — Vielleicht mochte er Berlin nicht im festlichen Schmucke sehen, Berlin, in welchem während seiner Abwesenheit seine Mutter gestorben war.

Stunde nach Stunde verging, die Sonne begann zu sinken, die aus den Treibhäusern in die harte Märzluft entführten Blumen an den Triumphbogen senkten traurig ihre Häupter, der Wind raschelte ungestüm durch die Draperien und verschob ihren kunstvollen Faltenwurf, die Bürger begannen trotz ihres Enthusiasmus doch zu empfinden, daß sie hungerten, und sehnten sich recht sehr nach der Beendigung der Empfangsfeierlichkeiten, — und der König kam noch immer nicht!

Man harrte noch einige Zeit geduldig aus, dann begannen nach und nach einzelne Bürger den Zug zu verlassen, und wandten ihre Pferde, um in die Stadt zurückzukehren; das böse Beispiel fand begierige Nachahmer, und das Spalier der berittenen Bürgerschaft verkleinerte sich immer mehr. Als es zu dunkeln begann, waren nur noch einige hundert

*) Preuß. Friedrich der Große. Th. II. S. 348.

**) Napoleon sagt in den Memoiren seines Kammerherrn Las Casas: „Nicht das preußische Heer hat sieben Jahre lang Preußen gegen die drei größten Mächte Europa's vertheidigt, sondern Friedrich der Große."

Bürger bei dem Triumphbogen zurückgeblieben, und auch die Gesichter dieser spartanischen Männer zeigten nur noch wenig von der enthusiastischen Freude des Morgens.

Marquis d'Argens war in Verzweiflung, und wäre der König jetzt eben gekommen, würde er statt der jubelnden Begrüßungsworte vielleicht, wie schon öfter geschehen, von dem leidenschaftlichen Marquis eine ernste Philippica gehört haben. Aber der König gab seinem Freunde nicht einmal die Gelegenheit, mit derselben sein Herz zu erleichtern. Er kam noch immer nicht!

Marquis d'Argens schlug daher den Bürgern vor, sich Fackeln zu holen, um damit dem König den Pfad zu beleuchten, und seinem Einzug trotz der Nacht ein festliches Aussehen zu geben. Man ging bereitwillig darauf ein, und die Meisten beeilten sich, nach der Stadt zu reiten, um Fackeln zu holen.

Bald erglänzte nun die Straße vom blutrothen Schein der Fackeln, deren flackerndes Licht seine seltsamen Streiflichter über dieses schwarze, wogende Menschenmeer warf, das da den weiten Raum vor dem Triumphbogen erfüllte, und aus dem hier und da der Fackelglanz ein Menschenantlitz, ein paar glühende Augen, oder einen lachenden Mund in heller Beleuchtung hervorhob.

Und jetzt sah man in der Ferne den Glanz zweier Lichter, welche rasch näher und näher kamen. Das waren die Lichter am Wagen des Königs! Jetzt hörte man von dem unteren Ende des Zuges her das Jauchzen und Vivatschreien, es wälzte sich wie eine Lawine näher und näher heran, es stürzte sich jetzt unter die auf dem Platz versammelten Massen des Volks, es erfüllte die Luft wie mit dem Donner von Geschützsalven.

Es lebe der König! Es lebe Friedrich der Große!

Der Wagen kam näher und näher, jetzt umtanzten ihn schon hunderte von Lichtern, denn die Bürger mit ihren Fackeln schlossen sich ihm an, umringten seinen Wagen, ritten hinter ihm her, so daß der Wagen des Königs jetzt wie in einem Meer von Licht dahinrollte.

Nun hielt er am Triumphbogen. Der König erhob sich in seinem Wagen, und wandte sein Antlitz dem Volk zu, das aus tausend und aber tausend Kehlen ihm entgegenjauchzte. Die Fackeln beleuchteten sein Angesicht, und gaben mit ihrem röthlichen Schein seinen Zügen den frischen, strahlenden Ausdruck der Jugend wieder, und zeigten dem Volke das flammende, gewaltige Auge des Königs, in dem noch dieselbe Energie, dieselbe Herrscherkraft wie früher blitzte, und zeigten ihm das sanfte gütige Lächeln, das den schönen feinen Mund des Königs umspielte.

Und ein unermeßlicher Jubel erfüllte bei dem Anblick dieses langentbehrten Angesichts die Luft. Das Volk weinte, jauchzte, schrie und lachte vor Entzücken, es breitete die Arme aus, als wolle es den König, der da glänzend und schön über ihnen leuchtete, in einer einzigen Umarmung an sich ziehen, es warf mit den Händen ihm Küsse zu, und indem es seinen Namen nannte, schien es zu Gott zu beten für sein Wohl. Aber Einer stand am Wagen, der sprach nicht, und doch waren seine zitternden Lippen beredeter als alle Worte, denn welche Worte hätten das wohl auszusprechen vermocht, was der Marquis d'Argens in diesem Moment empfand, welche Worte hätten den Jubel, die Rührung und Freude zu schildern vermocht, die seine ganze Seele bewegten, und seine Augen mit Thränen füllten!

Jetzt sah ihn der König, und ihm seine Hand darreichend, lud er ihn ein, in seinem Wagen ihm gegenüber neben dem General Lentulus Platz zu nehmen. Er selbst reichte dem Fremden die Hand, um ihm behülflich zu sein, sich vom Pferde in den Wagen zu schwingen. Dann grüßte er noch einmal mit dem Winken seiner Hand das jauchzende Volk. Und nun vorwärts, vorwärts, nach Charlottenburg, gerade durch Berlin! rief der König sich in den Wagen zurücklehnend.

In raschem Trabe fuhr der Wagen in Berlin ein. Diejenigen, welche den Muth oder die Kraft verloren, den König da draußen zu erwarten, waren jetzt auf die Straße gekommen, ihn mit ihrem Vivat zu begrüßen. Aber der König richtete sich nicht wieder aus der düstern Ecke seines Wagens empor, er überließ es dem neben ihm sitzenden Herzog Ferdinand von Braunschweig dem Volk zu danken und es zu grüßen. Er selbst aber blieb ganz unbeweglich, ganz theilnahmlos, er schien den Jubel des Volks, das Jauchzen und Rufen gar nicht zu hören, nicht ein Wort kam über seine Lippen, nicht einmal hob er die Hand zum Gruß empor. Nur wie sie jetzt über die Königsbrücke auf den Schloßplatz kamen, auf dem das Volk in dichtem Gewoge sich drängte, da richtete der König sich empor. Aber nicht, um diese Häuser rings um den Platz zu betrachten, welche man glänzend illuminirt hatte, und die in einem Lichtmeer funkelten, sondern auf das Schloß allein richteten sich die Blicke des Königs, auf diese schwarze, schweigende Steinmasse, welche sich da zu seiner Rechten erhob und die im Gegensatz zu den strahlenden jauchzenden Häusern ernst und dunkel wie ein ungeheurer, von Lichtern umgebener Sarg erschien. Auf das Schloß allein richteten sich die Blicke des Königs, und jetzt hob er die Hand, aber nicht um das Volk zu grüßen, sondern um sie über sein Antlitz zu legen, und indem er es that, hörte der Marquis ihn seufzen: „o meine Mutter! Meine Schwester!"

Das Volk begrüßte mit lautem Jubel den König, welcher ihm wiederkehrte; aber der König begrüßte in diesem Moment mit tiefem Schmerzgefühl nur Diejenigen, welche ihm niemals wiederkehrten, welche der Tod ihm auf ewig entrissen hatte!

Weiter ging es durch die festlich erleuchteten Straßen, durch die Reihen des jubelnden Volkes dahin. Alle Einwohner Berlins schienen sich auf dem Wege des Königs zusammenzudrängen, Jeder wollte dem heimkehrenden Helden sein Vivat entgegenjauchzen!

Es war ein unermeßlicher Triumph, wohl im Stande selbst das Herz eines Königs mit stolzer Freude zu erfüllen, denn man konnte an diesen freudestrahlenden Gesichtern, an diesem aus voller Brust tönenden Jubelgeschrei sehr wohl erkennen, daß dies kein officieller, befohlener, sondern ein aus dem Herzen kommender Empfang sei. — Berlin jauchzte seinem Helden entgegen, es sah nicht, daß dieser kein Auge, keinen Blick mehr für sein Volk hatte. Die Dunkelheit hatte ihren düsteren Schleier über das traurige Antlitz gelegt, und Niemand ahnte, daß der König, den man jubelnd durch die Straßen geleitete, in dieser Stunde nur ein weinender Sohn, ein trauernder Bruder war.

Endlich lag diese in Glanz und Freude strahlende Stadt hinter ihnen, und der Wagen rollte auf der düsteren Allee durch den Thiergarten nach Charlottenburg. Allmälig erstarb hinter ihnen das Schreien und Jauchzen, und eine wohlthuende Stille umgab sie jetzt. Der König sprach noch immer nicht; Niemand wagte daher dieses melancholische Schweigen zu unterbrechen. Der Triumphzug des Königs schien sich jetzt in einen Trauerzug verwandelt zu haben, der Sieger so vieler Schlachten schien nun von seinen Erinnerungen besiegt zu sein.

Jetzt hielt der Wagen vor dem erleuchteten Schloß zu Charlottenburg, dessen weiter Vorhof mit den Bewohnern des kleinen Städtchens angefüllt war, die den König so enthusiastisch begrüßten, wie die Berliner es gethan. Der König grüßte sie mit einem raschen Winken der Hand, und trat dann schnell in die Vorhalle des Schlosses ein.

Man hatte sie zum Empfang des Königs gleichsam in einen Tempel der Freude umgewandelt. Die Säulen, welche die Decke trugen, waren umrankt von köstlichen Blumengewinden und zarten Draperieen; goldblitzende Fahnen und Embleme zierten und bargen die Wände, kostbare türkische Teppiche bedeckten den Fußboden, von vergoldeten Candelabern warfen zahlreiche Kerzen ihr glänzendes Licht durch die Halle und beleuchteten die lächelnden Gesichter der glänzenden, mit blitzenden Ordenssternen gezierten Hofcavaliere, die reiche Parure der Hofdamen, welche ringsum in der Halle an den Wänden standen.

In der Mitte des Raumes standen zwei Frauen; die Eine im glänzenden Königsschmuck, strahlend im Glanz goldener Stickereien und flammender Brillanten, die Andere im düsteren Traueranzug, statt der Brillanten nur mit Perlen, diesen Symbolen der Thränen, geschmückt. Die Eine mit heiterem glücklichen Gesicht, zu dem König hinüberschauend mit strahlenden Blicken und einem köstlichen Lächeln. Die Andere mit düsterem Antlitz, durch welches der Gram, der Kummer und die Krankheit ihre unheilsvollen Linien gezogen, ihre großen Augen mit den gerötheten Lidern mit einem finsteren, zürnenden Ausdruck auf den König gerichtet, der jetzt diesen beiden Frauen, der Königin und der Prinzessin Amalie, mit einem sanften Neigen des Hauptes entgegenschritt.

Die Königin, bei dem Anblick dieses geliebten, so lang entbehrten Angesichts all ihre gewohnte Zurückhaltung und resignirte Kälte vergessend, that einige Schritte vorwärts, und streckte lebhaft dem Gemahl ihre beide Hände entgegen. Ihre ganze Seele, die ganze lang verhaltene Gluth ihres Herzens lag in ihren zugleich feuchten und glühenden Blicken, ihr Mund, welcher so lange geschwiegen, so lange ihr schmerzlich süßes Geheimniß bewahrt hatte, schien sich endlich öffnen zu wollen, um die Worte der Liebe, der glühenden Hingebung, die in ihrem Herzen brannten, auszuströmen. Die Königin, obwohl jetzt nicht mehr jung, nicht mehr schön, obwohl vergrämt und verschüchtert durch lange Jahre des Leidens und inneren Kämpfens, die Königin war in diesem Moment wieder schön, lebensvoll und strahlend, die ewige Jugend der Seele leuchtete von ihrer Stirn, die strahlende Flamme des Glücks brannte in ihren Augen.

Aber der König sah das Alles nicht, sein Herz hatte kein Erbarmen mit dieser Königin, welche da lebensvoll und heiter vor ihm stand, während die andere, die geliebtere Königin hinabgestiegen war in die öde, kalte Gruft.

Mit einem kühlen Gruß nahm er einen kurzen Augenblick die beiden Hände der Königin in seine Rechte. Madame, sagte er, dies ist ein trauriges Wiedersehen für uns Beide, denn die Königin, meine Mutter fehlt an Ihrer Seite!

Die Königin zuckte schmerzlich zusammen, und ließ ihre Hände, welche der König jetzt wieder losgelassen, kraftlos und matt an ihrer Seite niedergleiten. Diese so harten und grausamen Worte des Königs hatten ihr Herz wie ein Dolchstoß getroffen, und die Freudenthränen, welche in ihren Augen standen, in Thränen des Schmerzes verwandelt.

Die Königin hatte nicht die Kraft ihrem Gemahl zu antworten; Prinzessin Amalie that es für sie.

Wenn mein Bruder, ſagte ſie, indem er uns begrüßt, nicht uns ſieht, ſondern nur Diejenigen, welche nicht da ſind, ſo wird er neben den Prinzen vor allen Dingen auch meinen unglücklichen Bruder Auguſt Wilhelm ſehen, welcher ebenſo wie unſere Mutter geſtorben iſt vor Gram! — Der König ließ einen Moment ſeine großen, feurigen Augen mit einem

Er reichte ihr freundlich die Hand dar, und dann die Hofgeſellſchaft mit einem ſtummen Neigen des Kopfes begrüßend, ſchritt er ſchweigend an ihnen vorüber, und trat in ſeine Gemächer ein, gefolgt allein von dem Marquis d'Argens, dem er durch einen ſtummen Wink ſeiner Hand befohlen hatte, ihm zu folgen.

ſeltſamen, wehmüthigen Ausdruck auf dem von Krankheit und Schmerz durchwühlten Antlitz der Prinzeſſin ruhen.

Nein, meine Schweſter, ſagte er dann mit ſeinem weichen, ſanften Lächeln, ich ſehe nicht blos Diejenigen, welche nicht da ſind, ſondern auch Diejenigen, welche mir geblieben ſind, und ich freue mich, Sie, meine Schweſter, heute wieder begrüßen zu können.

Die erſten Zimmer durchſchritt der König rasch, kaum einen flüchtigen Blick auf die neuen Gemälde werfend, welche die Wände zierten, und die Gr kowsky im Auftrage des Königs erſt jüngſt aus Italien heimgebracht. Aber wie er jetzt in ſein Sch dirzimmer trat, wie er die langen, ſinnenden Blick im Zimmer umherſchweifen ließ, wo jedes Mal und jedes Buch, wo jede Stelle ihn mit ſchönen

köstlichen Erinnerungen begrüßte, wo Alles noch so stand, wie er es vor sieben Jahren verlassen, da fühlte der König zum ersten Mal mit einem freudigen Schauer, daß er wieder heimgekehrt sei, daß die Heimath ihn wieder aufgenommen, daß sie ihn wieder umfangen halte mit ihren Liebesarmen und ihren flüsternden Erinnerungen.

Mit strahlenden Blicken wandte er sich zu dem Marquis um, der hinter ihm an der Thür lehnte, und ihn mit einem seligen Lächeln betrachtete.

O, Marquis, sagte er, es ist doch etwas Schönes um die Heimkehr, und um den Frieden des eigenen Hauses. Die alten Meubles hier scheinen mir zuzuwinken, wie alte Freunde; und streckt nicht jener Armstuhl dort mir seine Arme so steif und liebeselig entgegen, als wolle er mich geradezu an seinen gepolsterten Busen ziehen, damit ich in seiner Umarmung einschlummere in seliger Lust, und mir von ihm die Wiegenlieder süßer Erinnerungen singen lasse? Marquis, ich muß meinem alten, treuen Lehnstuhl den Willen thun, ich muß mich in seine Arme werfen! — Er trat zu dem Lehnstuhl hin, und ließ sich mit einem Ausdruck unendlichen Wohlbehagens in denselben niedergleiten. Ach, sagte er, jetzt fühle ich erst, daß ich zu Hause bin.

Und erlauben mir Eure Majestät zu sagen, was der alte Lehnstuhl, trotz seiner Liebeseligkeit, doch nicht sagen kann! rief der Marquis mit tief bewegter Stimme. Ich bin auch ein Stück Meuble aus diesem Zimmer, und im Namen aller meiner stummen, gepolsterten Brüder hier rufe ich: Willkommen, willkommen, mein König und mein Herr, willkommen in der Heimath. Größer noch als Sie gegangen, kehren Sie hierher zurück, die edle geliebte Stirn geschmückt mit unvergänglichen Lorbeern, umstrahlt von einem Ruhm, der wie eine Siegeshymne die ganze Welt durchbraust.

Nun, nun, sagte der König lächelnd, wenn man diesem Ruhm ein bischen scharf in die Augen schaut, so verliert er gewaltig viel von seiner Pracht. Man sieht dann, daß der Zufall eigentlich Alles gemacht hat, und daß ich den größten Theil meiner Erfolge mehr ihm, als all' meiner Kriegsweisheit und der Tapferkeit meiner Truppen zu verdanken habe.*) Der Zufall ist mein bester Bundesgenosse während dieses ganzen Krieges gewesen, ohne ihn wäre ich nimmermehr aus dem Hungerlager bei Bunzelwitz herausgekommen, ohne ihn würde ich nimmermehr zum Siege über meine Feinde gelangt sein. Sprechen Sie mir also nicht mehr von meinem Ruhm, Marquis, wenigstens nicht hier in diesen geheiligten Räumen, nicht hier, wo Cicero und Cäsar, Lukrez und Thucydides von den Wänden zu uns herniederschauen, und wo die Bücher dort mit goldenen Lettern ihres Titels uns verkünden, daß die größten Geister aller Zeiten um uns versammelt sind! Sprechen Sie mir nicht von meinem Ruhm, wenn ich dort auf jenem Bücherrücken den Namen „Athalie" bis zu mir herüberleuchten sehe! — Ich will Ihnen etwas sagen, Marquis: ich würde mich stolzer und glücklicher fühlen, wenn ich Athalie gedichtet hätte, als ich mich über den ganzen Ruhm dieses Krieges fühle.*)

Daran erkenne ich den weichen, edlen Sinn meines Königs, rief d'Argens tief gerührt. Die Jahre der Schlachten und der Siege haben ihn nicht geändert, und der siegreiche Held ist immer noch der weise Philosoph geblieben! Ich wußte es wohl, ich kannte das schöne Herz meines Königs, und wußte, daß er nicht die Tage seiner blutigen Siege als die herrlichsten betrachtete, sondern daß er den Tag, an welchem er seinem Volk ruhmvollen und siegreichen Frieden gab, daß er diesen Tag den schönsten Tag seines Lebens nennen würde!

Der König schüttelte leise sein Haupt und heftete seine Blicke mit dem Ausdruck unendlicher Trauer auf des Freundes erregtes Angesicht. Ach, mein Freund, sagte er leise, der schönste Tag des Lebens ist derjenige, an dem man es verläßt.**)

Und wie er jetzt das Auge wieder von dem Freunde abwandte, fiel sein Blick ganz zufällig auf die große Vase von japanischem Porzellan, welche dort neben seinem Schreibtisch auf einem Marmorsockel stand.

Der König erhob sich hastig von seinem Lehnsessel. Wie kommt diese Vase hierher? fragte er mit beklemmter, zitternder Stimme.

Sire, sagte der Marquis, die Königin-Mutter befahl kurz vor ihrem Tode, diese Vase, welche eines ihrer Lieblingsstücke und ein Geschenk ihres edlen Bruders Georg des Zweiten war, hier in diesem Zimmer aufzustellen, damit sie Eure Majestät dereinst bei Ihrer Heimkehr als eine Erinnerung an Ihre Mutter begrüßen möge. In ihrem Auftrag habe ich ferner jenes Paket Briefe dort auf dem Sockel der Vase niederlegen müssen, nachdem die Königin Mutter selbst sie mit sterbender Hand versiegelt und adressirt hatte!

Der König erwiderte nichts. Er neigte seine Stirn an die Vase, als wolle er an ihrer kalten, glänzenden Fläche die Gluth seines Antlitzes kühlen, vielleicht aber auch um den Freund die beiden Thränen nicht sehen zu lassen, welche langsam über seine

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres posthumes de d'Alembert. Vol. I. p. 197.

*) Des Königs eigene Worte.

**) Des Königs eigene Worte.

Wangen rollten, und auf die mit einem kreuzweis gebundenen schwarzen Bande zusammengehaltenen Papiere niederfielen.

Der König hob das Paket empor und betrachtete mit einem tiefen Seufzer die zitternden Schriftzüge der geliebten Hand, welche die Adresse geschrieben. „An meinen Sohn, den König", las er dann ganz leise; o, meine theure Mutter, wie arm hast Du mich gemacht, denn jetzt bin ich nicht mehr der Sohn, sondern nur noch der König!

Er neigte sein Haupt tiefer auf das Papier und drückte einen heißen Kuß auf die Schriftzüge seiner Mutter, dann legte er das Paket still wieder auf den Fuß der Vase nieder und blieb gedankenvoll vor derselben stehen.*)

Eine lange Pause trat ein. Der König stand noch immer mit ineinander geschlagenen Armen, mit gesenktem Haupt vor der Vase; hinter ihm an der Thür lehnte der Marquis, mit vor Rührung zuckendem Angesicht zu dem König hinüberblickend.

Auf einmal wandte der König sein Haupt zu ihm um. Marquis, sagte er, ich bitte Sie um eine Gefälligkeit. Eilen Sie noch heute nach Berlin und sagen Sie Benda, daß er mir morgen um neun Uhr hier in der Schloßkapelle das Te Deum meines lieben Graun aufführen soll. Ich weiß, die Sänger und die Capelle können es executiren, denn sie haben es schon einmal aufgeführt nach der Schlacht bei Liegnitz. Sagen Sie meinem Concertmeister Benda, er solle keine Schwierigkeiten machen, denn es sei mein ausdrücklicher Wunsch, die Musik morgen zu hören. Ihnen', mein lieber Marquis, übertrage ich es, auf die Ausführung meines Wunsches zu bestehen, und ich weiß, daß Ihr Eifer das Unmögliche möglich machen wird. Nennen Sie es immerhin eine Laune, daß ich diese Musik so schnell zu hören wünsche, aber ich habe mich so lange von den Thatsachen müssen beherrschen lassen, daß ich mir jetzt wohl auch einmal erlauben darf, einer Laune Gehör zu geben.

Er reichte dem Marquis seine Hand, welche dieser mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an seine Lippen drückte. Sire, sagte er, morgen früh um neun Uhr soll das Te Deum in der Schloßkapelle aufgeführt werden, und sollte ich die ganze Nacht umherlaufen und alle Sänger und Sängerinnen und alle Musikanten aus ihren Betten holen müssen. —

Der Marquis hielt Wort. Er hatte alle Schwierigkeiten zu überwinden, alle Einwendungen zu beseitigen gewußt. Vergebens hatte Benda erklärt, die Orgel in der Schloßkapelle sei in Unordnung, und ohne diese sei die Ausführung nicht möglich. Der Marquis war zum Organisten geeilt, und dieser hatte die Nacht dazu verwenden müssen, das Nothwendigste in Ordnung zu bringen; vergebens hatten die Sänger sich geweigert, so ohne alle Vorbereitung und Probe das schwierige Musikwerk vor dem König zu singen. D'Argens hatte im Namen des Königs befohlen, in der Nacht noch eine Probe zu halten, er selbst war umhergeeilt, die Sänger und die Musiker zusammenzurufen, und Dank seiner rastlosen Thätigkeit, seinem herkulischen Eifer waren wirklich um die Mitternachtsstunde im Concertsaal des Opernhauses die Sänger und Musiker versammelt, stand Benda vor seinem Notenpult, um diese so seltsame Generalprobe zu dirigiren.

Mit dem Schlage der neunten Stunde am andern Morgen waren alle Vorkehrungen beendet, alle Schwierigkeiten beseitigt. Der Organist saß an seiner Orgel, welche vollkommen wieder fähig war, die ihr zugetheilte Partie auszuführen, die Musiker stimmten ihre Geigen und Instrumente, vor ihnen am Rande des hohen Chors standen die Sänger mit dem Notenblatt in der Hand und an seinem Pult in ihrer Mitte der Kapellmeister Benda mit dem Taktstock.

Aller Augen waren nach der dem Chor gegenüber befindlichen Thür gerichtet, durch welche der Hof eintreten mußte, jedes Herz klopfte in freudiger Erwartung dem König entgegen, Jedermann war begierig, ihn endlich wieder in Kreise der Seinen, im Kreise seiner Familie zu sehen; Jedermann gönnte der Königin das lang entbehrte Glück, wieder von der Hand ihres Gemahls geleitet, ihrem Hof voranschreiten zu können, und aus ihrer Wittwenschaft und ihrer Vereinsamung wieder an der Seite des heimgekehrten Gemahls heraustreten zu können.

Aller Augen, wie gesagt, waren auf jene Thür dort gerichtet, durch welche der Hof eintreten mußte, dem man mit ungeduldiger Erwartung entgegengegenschaute und den man in aller seiner Pracht zu sehen hoffte.

Endlich öffnete sich die Thür, — in athemloser Erwartung richteten die Sänger und die Musiker ihre Blicke hinüber. — Ja, da trat er ein, er, der König, da schritt er ruhig, das Haupt ein wenig vornüber geneigt, vorwärts, und in der tiefen Kirchen-

*) Diese Vase blieb viele Jahre lang an demselben Platz im Studirzimmer des Königs stehen, auf dem Fußgestell hatte die Königin selbst mit Tinte ihren Namen geschrieben; damit derselbe nicht verlöscht werde, ließ der König eine silberne Kapsel über denselben machen. Auch das Paket Papiere, welches die Correspondenz der Königin mit ihrem Sohn und der Prinzessin Friederike zur Zeit seines unglücklichen Fluchtversuchs nach England (der mit der Hinrichtung Katte's endigte) enthielt, blieb immer auf dem Fuß der Vase liegen. Der König, seinen Inhalt kennend, erbrach es nie, sondern ließ das Paket so, wie die sterbende Königin es zusammengefaltet und gesiegelt hatte.

stille hallte sein Schritt feierlich laut durch den weiten Raum.

Ja, es war der König, aber er ganz allein; Niemand begleitete ihn, kein glänzender Hofstaat, kein reiches Gefolge umgab ihn, aber er war immer doch der König im Glanze seiner Majestät und seines Heldenthums, umleuchtet von dem herrlichsten Gefolge, von seinen Heldenthaten und von seinen Siegen!

Und jetzt, nachdem der König langsam in einem der im Schiff der Kapelle aufgestellten Sessel Platz genommen, richtete er den raschen, feurigen Blick zu dem Chor empor und winkte mit der Hand hinauf.

Benda hob den Taktstock und gab das Zeichen anzufangen und jetzt brauste der Strom der Harmonien in gewaltigen Jubelklängen durch die Kirche hin, jetzt setzte die Orgel mit ihren mächtigen, majestätischen Tönen ein, die Pauken fuhren mit ihrem Donner darein, die Posaunen stimmten ihren schmetternden Jubelgruß an, und die zarten und schmelzenden Klänge der Violinen und Flöten mischten sich darein.

Der König lauschte mit emporgehobenem Haupt und gespannten Mienen auf diese schöne und melodieenreiche Introduction. Er schien ganz Ohr zu sein und ohne alle Nebengedanken nur dem Anhören dieser Musik, welche für ihn eine noch ganz neue, unbekannte war, sich hinzugeben. — Jetzt, mit einem gewaltigen Accord, mit einer überraschenden, kraftvollen Wendung verbanden sich plötzlich mit den Klängen der Instrumentalmusik die lauten, jubelnden Menschenstimmen, und der Sängerchor sang im Unisono sein Te Deum laudamus weitschallend dahin.

Der König erblaßte, und wie der Gesang mächtig und voll immer weiter tönte und rauschte, senkte das emporgerichtete Haupt des Königs sich allgemach nieder, und auch seine großen, glänzenden Augen neigten sich niederwärts.

Weiter jubelte und tönte der Gesang, und aus dem vollen schmetternden Chor hob sich ein einzelner, sanft schmelzender Tenor und sang mit süßer, rührender Stimme: Tuba mirum spargens sonum!

Der König senkte sein Haupt tiefer auf seine Brust, und endlich, nicht mehr im Stande seine Thränen zurückzuhalten, legte er seine Hand über sein Angesicht.

Der Gesang tönte weiter; majestätisch rauschten die Klänge durch die einsame Kirche dahin, welche bis jetzt wie in graue Dämmerung gehüllt gewesen. Aber auf einmal drang die Sonne, die vorher von Wolken verhüllt war, mit ihren glänzenden Strahlen durch die Fenster ein und erleuchtete den ganzen Raum mit goldigem Glanz. Der König, der bis dahin im Schatten gesessen, schien plötzlich wie in ein Meer von Licht getaucht, und Jedermann sah jetzt, wie er gebeugten Hauptes da saß, das Antlitz in seine Hände verhüllend, und Jedermann sah die Thränen, welche langsam zwischen seinen Fingern hindurchquollen und welche die Sonnenstrahlen in blitzende Diamanten verwandelten.

Es war ein Anblick, so erhaben und so rührend zugleich, daß Niemand seiner stummen Gewalt zu widerstehen vermochte. Die Augen der Sänger füllten sich mit Thränen, und nur in leise gebrochenen, in Rührung schluchzenden Tönen hallte die Stimme des Sängers weiter. Aber Benda fand nicht die Kraft, ihm zu zürnen, er wagte nicht, ihn anzuschauen, damit man nicht sehen möchte, daß seine sonst so trocknen, kalten Augen heute auch von einem glühenden Naß umdüstert waren.

Der König aber versank tiefer und tiefer in sich selbst. Doch als das jubelnde Hosianna ertönte und ihn weckte aus seinem Hinbrüten, erhob er sich langsam von seinem Sessel und verließ leise und stumm, wie er gekommen, die Kirche.*)

*) Anecdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs II. Von Nicolai. Heft I. S. 46.

XXXIII.

Prinz Heinrich.

Sieben Jahre waren vergangen, seit Prinz Heinrich als jugendlicher Held seine Gemahlin verlassen hatte, um seinen Bruder in dem Kampf gegen seine Feinde zu unterstützen. Gleich dem König war auch er nicht ein einziges Mal während dieser langen Jahre der Kämpfe nach Berlin zurückgekehrt; gleich dem König hatte er sich auf dem Schlachtfeld Ruhm und Lorbeeren erworben, und glücklicher sogar als sein königlicher Bruder, hatte er viele kleine und größere Siege errungen, aber nicht ein einziges Mal mit seinem Armeekorps eine Niederlage zu erleiden gehabt. Glücklicher in allen seinen Unternehmungen, als Friedrich, vielleicht auch besonnener und ruhiger, hatte er immer die rechte Stunde erwählt, um den Feind anzugreifen, war er immer und überall mit seinem Heer zur rechten Zeit bereit gewesen, und seine klug berechneten Märsche, seine energische Entschlossenheit, seine besonnene Ueberlegenheit hatten mehr als einmal den König aus den schwierigen und gefahrvollen Situationen erlöst, in welche ein allzukühnes Vorgehen, oder eine irrige Ansicht der Dinge den König verwickelt hatte. Nur dem meisterhaften Marsch, durch welche Prinz Heinrich nach der Schlacht bei Kunersdorf seine Armee mit der seines Bruders zu vereinigen gewußt, verdankte es der König, daß er damals seinen Feinden, welche ihn umzingelt hatten, entgehen konnte, und dem großen und glänzenden Sieg, welchen Prinz Heinrich bei Freiberg über die Reichstruppen und die Oesterreicher errang,*) verdankte man zunächst den glänzenden und ehrenvollen Frieden. Denn diese Schlacht bei Freiberg brach endlich den kecken Uebermuth der Oesterreicher, und erfüllte die Feldherren der Reichstruppen mit einem so panischen Schrecken, einer so vollkommenen Entmuthigung, daß sie erklärten, nicht ferner an diesem Kriege Theil nehmen zu wollen, sondern mit ihren Schaaren heimkehrten in ihre Länder.

Die Schlacht bei Freiberg war die letzte Schlacht des siebenjährigen Krieges; sie brachte dem Prinzen Heinrich eben so schöne, so unvergängliche Lorbeeren, wie der König sie bei Liegnitz und bei Torgau errungen, sie stellte ihn seinem Bruder ebenbürtig zur Seite. Der König sah das ohne Neid und ohne Bitterkeit; mit der Ruhe einer wahrhaft großen Seele freute er sich des Ruhms und der Lorbeeren seines Bruders. Als er nach dem siebenjährigen Kriege zum ersten Male im Schlosse zu Berlin die Prinzen und die Generäle um sich versammelt hatte, ging er mit einem heitern Lächeln zu seinem Bruder hin, und ihm sanft die Hand auf die Schulter legend, sagte er laut: Sehen Sie da, Messieurs, dies ist der Einzige von uns Allen, welcher während des ganzen Krieges nicht einen einzigen Fehler begangen hat!

Sieben Jahre waren vergangen, seit Prinz Heinrich seine junge Gemahlin, die Prinzessin Wilhelmine, zum letzten Male gesehen. Jetzt endlich konnte er heimkehren zu ihr, heimkehren zu seinem geliebten Rheinsberg, um an dem Busen der Geliebten auszuruhen von den Stürmen und Bedrängnissen dieser langen, ruhelosen Jahre. Er hatte die Prinzessin schriftlich gebeten, nicht zu seinem Empfange nach Berlin zu kommen, sondern unter irgend einem Vorwand in Rheinsberg zu bleiben und ihn dort zu erwarten. Seine stolze und ehrgeizige Seele konnte den Gedanken nicht ertragen, daß diese Frau, welche er liebte, welche ihm so sehr geeignet erschien, auf dem ersten Thron der Welt zu glänzen, daß diese Frau sich an dem Hof zu Berlin mit der zweiten Stelle begnügen, daß sie hinter der Königin zurückstehen müsse. Vielleicht hatte er den König niemals um die Krone beneidet und sich niemals an seine Stelle gewünscht, aber der Königin beneidete er diese Krone, von welcher er meinte, daß sie viel schöner auf dem Haupt seiner Gemahlin erscheinen würde, daß die Prinzessin sich viel besser eigne, die Rolle einer Königin zu spielen, als die sanfte, traurige und verschüchterte Elisabeth Christine.

Prinzessin Wilhelmine war also, dem Wunsch ihres Gemahls entsprechend, in Rheinsberg zurückgeblieben, sich bei der Königin mit einem heftigen

*) Die Schlacht bei Freiberg fand am 29. October 1762 statt.

Unwohlsein entschuldigend, das sie in Folge des Umsturzes ihres Wagens auf einer Spazierfahrt betroffen habe.

Es war Abend. Das Schloß in Rheinsberg strahlte wieder im Glanz der Kerzen, mit denen man seine Façade geschmückt hatte, um den Prinzen schon weit in die Ferne hin die Grüße der Heimath entgegen zu funkeln; alle Säle waren erleuchtet, und in ihren festlich geschmückten Räumen bewegte sich eine glänzende Gesellschaft auf und ab. Denn Prinzessin Wilhelmine hatte alle Diejenigen, welche zu dem nähern Kreise des Prinzen gehörten, nach Rheinsberg eingeladen, um dieses Fest der Heimkehr durch ihre Gegenwart mitzufeiern und alle Freunde und Bekannte des Prinzen und seiner Gemahlin hatten sich heute in Rheinsberg versammelt.

Alles in diesem Schlosse trug das Ansehen des Glückes und der Freude, die Säle wie die Menschen waren festlich geschmückt, Alles schien zu lächeln, heiter und freudenvoll zu sein. Doch gab es Ein Herz, welches bang und angstvoll der kommenden Stunde entgegenklopfte; das war das Herz der Prinzessin Wilhelmine. Sie war herrlich geschmückt, Brillanten funkelten auf ihrer Stirn und um ihren Hals, an ihrem vollen, wogenden Busen prangten süß duftende Rosen, ein Lächeln spielte um ihre purpurrothen Lippen; aber Niemand wußte, was dieses Lächeln ihrer geängsteten Seele kostete. Niemand ahnte, daß dieses Roth, welches auf ihren Wangen brannte, nicht von dem Herzklopfen der Freude, sondern der Angst hervorgerufen worden.

Ja, sie ängstigte sich! Sie ängstigte sich vor diesem Wiedersehen mit dem Prinzen, den sie empfangen sollte als ihren geliebten Gemahl und der ihr in diesen sieben langen Jahren der Trennung ganz und gar ein Fremder, Unbekannter geworden, mit dem sie keine Sympathieen, mit dem sie nicht einmal die Gewohnheiten des täglichen Lebens verbanden, der ihr niemals etwas Anderes gewesen, als der von dem harten Gesetz der Convenienz ihr aufgedrungene Gemahl, welcher einst sie sogar verschmäht und ihr schüchternes, geängstetes Herz, welches vielleicht bereit gewesen, ihm entgegen zu flattern, von sich gewiesen hatte!

Und diesen fremden, ungeliebten Mann sollte sie jetzt mit allen Zeichen der Liebe empfangen, weil er eines Tages die Laune gehabt, die Prinzessin, welche er früher gar nicht beachtet hatte, seiner Beachtung, seiner Liebe werth zu finden. Jetzt sollte es ihre Pflicht sein, ihn dafür wieder zu lieben und ihm die reichen Schätze dieses Herzens zu weihen, das er früher nicht des Begehrens werth gefunden.

Ihre Seele bäumte sich empor bei diesem Gedanken wie eine beleidigte Löwin, und sie empfand etwas von dem glühenden Haß, den die Löwin gegen ihren Herrn empfinden mag, der sie bändigen will mit der eisernen Ruthe der Pflicht.

Für sie war der Prinz nichts weiter, als nur ihr Herr, der sie in Banden geschlagen, der sie mit eisernen Fäusten ihr Herz festhielt, damit es nicht entflattern könne.

Und es regte doch so mächtig seine Schwingen, es hatte jetzt in diesen sieben Jahren der Freiheit den ganzen, frischen, kühnen Flügelschlag seiner Jugend wiedergefunden, es glühte und brannte von einem Feuer, das die Prinzessin vielleicht selber verdammte, das sie aber nicht zu löschen vermochte.

Ruhelos, in zitternder Angst, ging sie in den Sälen umher, lächelnd, während sie hätte aufschreien mögen vor Angst und Pein, geschmückt und in glänzender Parure, während sie ihr Herz in Trauerschleiern hätte begraben mögen.

Jedes Geräusch erfüllte sie mit Entsetzen, denn es konnte ihr die Ankunft des Gemahls bedeuten, es konnte sie verdammen zu der demüthigenden und schmachvollen Heuchelei, Freude zu zeigen, die sie nicht empfand!

O, wenn es ihr vergönnt gewesen, ihren Zorn, ihre Gleichgültigkeit frei und offen aussprechen zu dürfen! Aber die Gesetze der Etiquette, der Convenienz hielten sie in ihren eisernen Banden, und konnten sie nimmer wieder los lassen. Sie war eine Prinzessin, und durfte sich der harten Nothwendigkeit ihres Standes nicht entziehen.

Sie fand in sich selber nicht den Muth dazu! Zuweilen wohl in ihren schwärmerischen Träumereien sehnte sie sich weit, weit fort aus diesem öden, lügnerischen Glanz, weit fort in ein stilles Thal, wo sie unbekannt und ungenannt an der Seite des Geliebten leben, wo keine Etiquette ihr beseligendes Beisammensein stören könnte, wo sie frei sein wollte, wie der Vogel in der Luft, der sich jauchzend zum Himmel emporschwingt, wie die Rose, die dem Sonnenschein ihren duftenden Kelch öffnet. Aber diese Träumereien verblaßten so schnell wieder, wenn die Wirklichkeit sie mit ihren rauhen, erkältenden Fingern berührte; hinter der schwärmenden Liebenden richtete sich immer wieder die stolze Prinzessin empor, welche des Glanzes und der Herrlichkeit, die sie umgab, nicht entbehren konnte, welche nicht den Muth oder den Willen hatte, herabzusteigen von ihrer Höhe, um als ein gewöhnliches Menschenkind wie andere Menschenkinder zu leben.

Es war ein Zwiespalt in ihrer Seele, ein Zwiespalt zwischen der hochgebornen Frau und dem liebenden gluthvollen Weibe. Sie wäre im Stande gewesen, ihrer Liebe jedes Opfer zu bringen, sogar für dieselbe mit der Schmach der Sünde ihr Herz

zu beladen, aber sie hätte niemals diese Liebe öffentlich bekennen mögen, und niemals auch in ihren schwärmerischen Träumen dachte sie daran, daß sie ihren Rang und Namen gegen den einfachen Namen ihres Geliebten umtauschen möchte. Sie wäre wohl im Stande gewesen, mit ihrem Geliebten zu fliehen, sich mit ihm zu retten in ein glückliches Thal, aber immer doch als die Prinzessin, welche ihrer Liebe geopfert hatte und ihr mit jedem Tage neue Opfer brachte.

Vielleicht fühlte Prinzessin Wilhelmine diesen Zwiespalt ihres Wesens, vielleicht war es deshalb, daß sie in zitternder Angst der Wiederkehr ihres Gemahls entgegensah. Dieses Wiedersehen mußte über ihre ganze Zukunft entscheiden, dieses Wiedersehen konnte sie vielleicht noch retten!

Der Prinz, im Glanze seines Ruhmes und seiner Lorbeeren zu ihr zurückkehrend, konnte vielleicht im Stande sein, sich ihr Herz zu erobern und jedes andere Bild aus demselben zu verdrängen. Aber wenn er dessen nicht fähig war, wenn sein Erscheinen den Zauber nicht zu lösen vermochte, der sie umfangen hielt, dann war sie verloren, dann war sie dieser furchtbaren Macht verfallen, welche sie schon mit ihren berauschenden Zuflüsterungen bis zu dem blumenbekränzten Rande des Abgrunds verlockt hatte!

Das war es, was Prinzessin Wilhelmine dachte, als sie jetzt in der Fensternische des glänzenden Ballsaals lehnte, in welche sie sich geflüchtet hatte, um einmal das Lächeln von ihrem Antlitz gleiten und die lange zurückgehaltenen Seufzer aus ihrer Brust hervorquellen zu lassen.

Sie hatte sich dem Fenster zugewandt und schaute hinaus in die dunkle Nacht, empor zu dem von Sternen besäeten Himmel. Ihre Lippen bewegten sich in leisem Gebet, ihre geängstete Seele flehte zu Gott um Hülfe und Beistand gegen ihre eigene Schwäche.

O Herr, mein Gott, flüsterte sie leise, stehe mir bei, hilf mir gegen diese sündigen Gedanken, welche mein Herz bewegen! Gieb, daß ich meinen Gemahl lieben kann, damit meine Seele rein bleibe von Schuld und Sünde!

Ein ungewöhnliches Geräusch, laute, lebhafte Stimmen im Saal störten sie in ihren Träumen; die Prinzessin wandte sich hastig um, sie sah überall nur lächelnde, freudige Gesichter, und dort, dort nahte er sich ihr, der Gemahl, der Prinz! Mit einem heitern, unbefangenen Lächeln schritt er auf sie zu, und nicht achtend der Etiquette und der Gesellschaft, schloß er die Prinzessin lebhaft in seine Arme und küßte sie zärtlich auf beide Wangen.

Prinzessin Wilhelmine zuckte zusammen in tödtlichem Schreck und ein zorniger Unmuth regte sich in ihr. Hätte sie den Prinzen geliebt, so würde diese öffentliche und ungenirte Demonstration seiner Zärtlichkeit sie vielleicht entzückt, oder sie würde sie jedenfalls verziehen haben; so aber empfand sie diese beiden schallenden Küsse nur als eine Beleidigung, als eine Geringschätzung, welche zu dulden nur der Zwang der Ehe ihr auferlegen konnte und für welche sie sich selber gelobte, Rache zu nehmen.

Prinz Heinrich war so unbefangen in seiner Freude, so glücklich, seine Gemahlin endlich wiederzusehen, daß er ihr verlegenes Schweigen, ihre zurückhaltende Kälte gar nicht bemerkte, sondern arglos überzeugt war, daß sie seine Freude und sein Entzücken theile.

Der Prinzessin erschien diese Zuversicht sehr anmaßend und verletzend, und sie fand, daß der Prinz aus seinen Feldzügen sehr schlechte und bürgerliche Manieren mit heimgebracht, welche sehr die Lorbeeren auf seiner Stirn verdunkelten.

Er nahm ganz vertraulich in ächter Ehemannsart ihre Hand und geleitete sie zu dem Divan, um sich neben ihr niederzulassen; dann auf einmal sprang er wieder empor, um sie zu verlassen, und nach wenigen Minuten mit seinem Freunde, dem Grafen Kalkreuth an der Hand, zu der Prinzessin zurückzukehren.

Erlauben Sie mir, meine geliebte Wilhelmine, sagte der Prinz, Ihnen sogleich auch meinen theuern Freund und Waffengefährten wieder zuzuführen. Die Menschen sagen, daß ich mir ein wenig Ruhm erworben, aber ich versichere Sie, wenn dem so ist, so hat Kalkreuth den größten Antheil daran, und er ist der Gärtner gewesen, der mit geschickter und kluger Hand meine Lorbeeren gepflegt hat. Ich empfehle ihn daher Ihrer Freundschaft und Güte, Wilhelmine, und ich bitte Sie, auf ihn ein wenig von dieser Zuneigung zu übertragen, welche Sie mir weihen und welche mich so glücklich macht.

Es lag so etwas Edles, Offenes und Ritterliches in der Art des Prinzen, daß Graf Kalkreuth sich davon tief ergriffen und beschämt fühlte, und in einer besseren Aufwallung sich selber gelobte, dieses edle Vertrauen des Prinzen nicht zu täuschen, und diese so reine, so zuversichtliche Freundschaft nicht mit Treulosigkeit und Verrath zu beflecken.

Aber anders wirkten die Worte ihres Gemahls auf die Prinzessin. Seine edle Zuversicht, statt sie zu rühren, beleidigte sie. Sie fand, daß es sehr viel Anmaßung, sehr viel Eigendünkel verrathe, so gar nicht ängstlich und besorgt um ihre Liebe zu sein, so gar keine Gefahr zu sehen, sondern ihr selber den Freund zuzuführen und ihn ihrer Neigung zu empfehlen. Es verletzte sie, daß der Prinz so zuversichtlich von ihrer Zuneigung sprach, als von einer Sache, die zu verlieren ganz unmöglich sei, und sie nahm sich vor, ihn dafür zu strafen.

Mit einem gütigen Lächeln streckte sie daher dem

Grafen ihre Hand entgegen, und sagte ihm einige freundliche Worte des Willkommens. Wie hatte sie vor diesem Wiedersehen gezittert, wie tief beschämt hatte sie sich gefühlt, wenn sie daran dachte, daß sie dem Grafen wieder gegenüberstehen sollte, wissend, daß er keins ihrer Worte vergessen, und daß das Geständniß ihrer Liebe, welches sie damals dem Scheidenden, dem vielleicht dem Tode geweiheten Krieger gemacht, jetzt dem Heimkehrenden, dem Lebenden gehörte. — Aber das unglückliche Geschick ihres Gemahls hatte sie leicht über dieses angstvolle Begegnen hinübergeführt und ihr den Weg leicht gemacht, den sie jetzt wandeln sollte.

Der Graf neigte sich vor ihr und drückte seine Lippen auf ihre Hand. Sie erwiderte leise den Druck der seinen, und wie er sich emporrichtete und seine fast schüchternen Blicke auf das Antlitz der Prinzessin heftete, begegneten ihre Augen ihm mit einem schnellen, leuchtenden Blitz und ein verheißungsvolles Lächeln umspielte ihre Lippen.

Die Hofgesellschaft stand in einzelnen Gruppen umher und betrachtete mit kalten, neugierigen Blicken diese pikante Scene, welche die Harmlosigkeit und Unbefangenheit des Prinzen ihrer Bosheit und Neugierde bereitet hatte, und welche für sie Alle ein unvergleichlicher Spaß, ein köstliches Amüsement war. Sie Alle wußten, was der Prinz allein nicht ahnte, daß der Graf Kalkreuth die Prinzessin anbete, und ihrer lauernden Neugierde blieb nur noch übrig zu erspähen, ob die Prinzessin diese Neigung theile als Weib, oder sie nur dulde als Kokette.

Niemand indeß hatte dieser Scene mit so athemloser Theilnahme, so grausamer Freude zugeschaut, als Madame du Trouffel. Die Prinzessin hatte sie, als zu dem vertrauteren Gesellschaftskreise von Rheinsberg gehörig, auch zu diesem heutigen Fest des Wiedersehens eingeladen, und Louise hatte es sehr pikant gefunden, ihren eigenen Gatten nicht in ihrem Hause, sondern hier im Schlosse ihres einstigen Geliebten zuerst wiederzusehen. Denn der Major du Trouffel gehörte zu dem Generalstab des Prinzen und war jetzt in seinem Gefolge nach Rheinsberg gekommen.

Louise indeß hatte bis jetzt nicht Zeit gefunden, den Gatten zu begrüßen. Ihre Blicke waren unverwandt auf die Prinzessin gerichtet, sie beobachtete jede ihrer Bewegungen, jede ihrer Mienen, sie belauschte jedes Lächeln, jedes Wort, jedes Zucken ihrer Lippen. Ihr Gatte stand lange schon an ihrer Seite und hatte ihr lange schon leise Worte der Begrüßung zugeflüstert, aber Louise hatte nicht darauf geachtet. Sie schien den Gemahl gar nicht gesehen zu haben, ihre ganze Seele lag in ihren Augen, und diese beobachteten unverwandt die Prinzessin. Jetzt auf einmal wandte sie sich mit leuchtenden Augen zu ihrem Gemahl hin, und ihn mit einem leichten Kopfnicken begrüßend, flüsterte sie mit einem boshaften Lächeln: Er ist verloren! Die Lorbeeren werden nicht im Stande sein, das andere Gewächs zu bedecken, welches von heute an mächtig aus seiner Stirn emporschießen wird!

Ihr Gemahl sah sie mit erstaunten und fragenden Blicken an. Ist das Dein Willkommengruß nach sieben Jahren der Trennung, Louise? fragte er schmerzlich.

Sie legte hastig ihre Hand auf seinen Arm und flüsterte: Still! Still!

Dann lauschte sie wieder hinüber nach der Prinzessin, welche sich eben lebhaft mit ihrem Gemahl und dem Grafen Kalkreuth unterhielt.

Wie ihre Wangen glühen und welche flammenden Blicke sie auf ihn wirft, murmelte Louise. Ach, ach, der unglückliche Prinz ist seinem Geschick verfallen. Er preist ihr wahrhaftig schon wieder mit wahrem Enthusiasmus die Verdienste seines Freundes. Er erzählt ihr, wie Kalkreuth ihn vom Tode errettet und für ihn den Hieb aufgefangen hat, der sein Haupt treffen sollte. Armer Prinz, Du wirst diese Wunde, welche Kalkreuth für Dich empfing, theuer bezahlen müssen! Ich sage und wiederhole es: Er ist verloren!

Ihr Gemahl sah sie an, als fürchte er, Madame du Trouffel habe in diesen langen Jahren der Trennung und der Trauer etwas zu viel von der Kraft ihres Geistes eingebüßt.

Aber Louise, flüsterte er leise, von wem sprichst Du? Und was bedeutet dies Alles? Willst Du mich nicht willkommen heißen und mir sagen, daß Du mich auch wirklich erkennst und daß ich Dir nicht, wie es scheint, ganz und gar ein Fremder geworden bin?

Eben erhob sich die Prinzessin, und auf den Arm ihres Gemahls gelehnt, ging sie durch den Saal dahin, während Graf Kalkreuth an ihrer andern Seite ging und sie lebhaft zu unterhalten schien.

Sie gehen in die Treibhäuser, sagte Louise, indem sie hastig den Arm ihres Gemahls ergriff. Wir wollen auch dahin gehen, und dort werden wir wohl irgend ein stilles, verschwiegenes Plätzchen finden, wo wir ungestört mit einander plaudern können.

zu beladen, aber sie hätte niemals diese Liebe öffentlich bekennen mögen, und niemals auch in ihren schwärmerischen Träumen dachte sie daran, daß sie ihren Rang und Namen gegen den einfachen Namen ihres Geliebten umtauschen möchte. Sie wäre wohl im Stande gewesen, mit ihrem Geliebten zu fliehen, sich mit ihm zu retten in ein glückliches Thal, aber immer doch als die Prinzessin, welche ihrer Liebe geopfert hatte und ihr mit jedem Tage neue Opfer brachte.

Vielleicht fühlte Prinzessin Wilhelmine diesen Zwiespalt ihres Wesens, vielleicht war es deshalb, daß sie in zitternder Angst der Wiederkehr ihres Gemahls entgegensah. Dieses Wiedersehen mußte über ihre ganze Zukunft entscheiden, dieses Wiedersehen konnte sie vielleicht noch retten!

Der Prinz, im Glanze seines Ruhmes und seiner Lorbeeren zu ihr zurückkehrend, konnte vielleicht im Stande sein, sich ihr Herz zu erobern und jedes andere Bild aus demselben zu verdrängen. Aber wenn er dessen nicht fähig war, wenn sein Erscheinen den Zauber nicht zu lösen vermochte, der sie umfangen hielt, dann war sie verloren, dann war sie dieser furchtbaren Macht verfallen, welche sie schon mit ihren berauschenden Zuflüsterungen bis zu dem blumenbekränzten Rande des Abgrunds verlockt hatte!

Das war es, was Prinzessin Wilhelmine dachte, als sie jetzt in der Fensternische des glänzenden Ballsaals lehnte, in welche sie sich geflüchtet hatte, um einmal das Lächeln von ihrem Antlitz gleiten und die lange zurückgehaltenen Seufzer aus ihrer Brust hervorquellen zu lassen.

Sie hatte sich dem Fenster zugewandt und schaute hinaus in die dunkle Nacht, empor zu dem von Sternen besäeten Himmel. Ihre Lippen bewegten sich in leisem Gebet, ihre geängstete Seele flehte zu Gott um Hülfe und Beistand gegen ihre eigene Schwäche.

O Herr, mein Gott, flüsterte sie leise, stehe mir bei, hilf mir gegen diese sündigen Gedanken, welche mein Herz bewegen! Gieb, daß ich meinen Gemahl lieben kann, damit meine Seele rein bleibe von Schuld und Sünde!

Ein ungewöhnliches Geräusch, laute, lebhafte Stimmen im Saal störten sie in ihren Träumen; die Prinzessin wandte sich hastig um, sie sah überall nur lächelnde, freudige Gesichter, und dort, dort nahte er sich ihr, der Gemahl, der Prinz! Mit einem heitern, unbefangenen Lächeln schritt er auf sie zu, und nicht achtend der Etiquette und der Gesellschaft, schloß er die Prinzessin lebhaft in seine Arme und küßte sie zärtlich auf beide Wangen.

Prinzessin Wilhelmine zuckte zusammen in tödtlichem Schreck und ein zorniger Unmuth regte sich in ihr. Hätte sie den Prinzen geliebt, so würde diese öffentliche und ungenirte Demonstration seiner Zärtlichkeit sie vielleicht entzückt, oder sie würde sie jedenfalls verziehen haben; so aber empfand sie diese beiden schallenden Küsse nur als eine Beleidigung, als eine Geringschätzung, welche zu dulden nur der Zwang der Ehe ihr auferlegen konnte und für welche sie sich selber gelobte, Rache zu nehmen.

Prinz Heinrich war so unbefangen in seiner Freude, so glücklich, seine Gemahlin endlich wiederzusehen, daß er ihr verlegenes Schweigen, ihre zurückhaltende Kälte gar nicht bemerkte, sondern arglos überzeugt war, daß sie seine Freude und sein Entzücken theile.

Der Prinzessin erschien diese Zuversicht sehr anmaßend und verletzend, und sie fand, daß der Prinz aus seinen Feldzügen sehr schlechte und bürgerliche Manieren mit heimgebracht, welche sehr die Lorbeeren auf seiner Stirn verdunkelten.

Er nahm ganz vertraulich in ächter Ehemannsart ihre Hand und geleitete sie zu dem Divan, um sich neben ihr niederzulassen; dann auf einmal sprang er wieder empor, um sie zu verlassen, und nach wenigen Minuten mit seinem Freunde, dem Grafen Kalkreuth an der Hand, zu der Prinzessin zurückzukehren.

Erlauben Sie mir, meine geliebte Wilhelmine, sagte der Prinz, Ihnen sogleich auch meinen theuern Freund und Waffengefährten wieder zuzuführen. Die Menschen sagen, daß ich mir ein wenig Ruhm erworben, aber ich versichere Sie, wenn dem so ist, so hat Kalkreuth den größten Antheil daran, und er ist der Gärtner gewesen, der mit geschickter und kluger Hand meine Lorbeeren gepflegt hat. Ich empfehle ihn daher Ihrer Freundschaft und Güte, Wilhelmine, und ich bitte Sie, auf ihn ein wenig von dieser Zuneigung zu übertragen, welche Sie mir weihen und welche mich so glücklich macht.

Es lag so etwas Edles, Offenes und Ritterliches in der Art des Prinzen, daß Graf Kalkreuth sich davon tief ergriffen und beschämt fühlte, und in einer besseren Aufwallung sich selber gelobte, dieses edle Vertrauen des Prinzen nicht zu täuschen, und diese so reine, so zuversichtliche Freundschaft nicht mit Treulosigkeit und Verrath zu beflecken.

Aber anders wirkten die Worte ihres Gemahls auf die Prinzessin. Seine edle Zuversicht, statt sie zu rühren, beleidigte sie. Sie fand, daß es sehr viel Anmaßung, sehr viel Eigendünkel verrathe, so gar nicht ängstlich und besorgt um ihre Liebe zu sein, so gar keine Gefahr zu sehen, sondern ihr selber den Freund zuzuführen und ihn ihrer Neigung zu empfehlen. Es verletzte sie, daß der Prinz so zuversichtlich von ihrer Zuneigung sprach, als von einer Sache, die zu verlieren ganz unmöglich sei, und sie nahm sich vor, ihn dafür zu strafen.

Mit einem gütigen Lächeln streckte sie daher dem

Grafen ihre Hand entgegen, und sagte ihm einige freundliche Worte des Willkommens. Wie hatte sie vor diesem Wiedersehen gezittert, wie tief beschämt hatte sie sich gefühlt, wenn sie daran dachte, daß sie dem Grafen wieder gegenüberstehen sollte, wissend, daß er keins ihrer Worte vergessen, und daß das Geständniß ihrer Liebe, welches sie damals dem Scheidenden, dem vielleicht dem Tode geweiheten Krieger gemacht, jetzt dem Heimkehrenden, dem Lebenden gehörte. — Aber das unglückliche Geschick ihres Gemahls hatte sie leicht über dieses angstvolle Begegnen hinübergeführt und ihr den Weg leicht gemacht, den sie jetzt wandeln sollte.

Der Graf neigte sich vor ihr und drückte seine Lippen auf ihre Hand. Sie erwiderte leise den Druck der seinen, und wie er sich emporrichtete und seine fast schüchternen Blicke auf das Antlitz der Prinzessin heftete, begegneten ihre Augen ihm mit einem schnellen, leuchtenden Blitz und ein verheißungsvolles Lächeln umspielte ihre Lippen.

Die Hofgesellschaft stand in einzelnen Gruppen umher und betrachtete mit kalten, neugierigen Blicken diese pikante Scene, welche die Harmlosigkeit und Unbefangenheit des Prinzen ihrer Bosheit und Neugierde bereitet hatte, und welche für sie Alle ein unvergleichlicher Spaß, ein köstliches Amüsement war. Sie Alle wußten, was der Prinz allein nicht ahnte, daß der Graf Kalkreuth die Prinzessin anbete, und ihrer lauernden Neugierde blieb nur noch übrig zu erspähen, ob die Prinzessin diese Neigung theile als Weib, oder sie nur dulde als Kokette.

Niemand indeß hatte dieser Scene mit so athemloser Theilnahme, so grausamer Freude zugeschaut, als Madame du Trouffel. Die Prinzessin hatte sie, als zu dem vertrauteren Gesellschaftskreise von Rheinsberg gehörig, auch zu diesem heutigen Fest des Wiedersehens eingeladen, und Louise hatte es sehr pikant gefunden, ihren eigenen Gatten nicht in ihrem Hause, sondern hier im Schlosse ihres einstigen Geliebten zuerst wiederzusehen. Denn der Major du Trouffel gehörte zu dem Generalstab des Prinzen und war jetzt in seinem Gefolge nach Rheinsberg gekommen.

Louise indeß hatte bis jetzt nicht Zeit gefunden, den Gatten zu begrüßen. Ihre Blicke waren unverwandt auf die Prinzessin gerichtet, sie beobachtete jede ihrer Bewegungen, jede ihrer Mienen, sie belauschte jedes Lächeln, jedes Wort, jedes Zucken ihrer Lippen. Ihr Gatte stand lange schon an ihrer Seite und hatte ihr lange schon leise Worte der Begrüßung zugeflüstert, aber Louise hatte nicht darauf geachtet. Sie schien den Gemahl gar nicht gesehen zu haben, ihre ganze Seele lag in ihren Augen, und diese beobachteten unverwandt die Prinzessin. Jetzt auf einmal wandte sie sich mit leuchtenden Augen zu ihrem Gemahl hin, und ihn mit einem leichten Kopfnicken begrüßend, flüsterte sie mit einem boshaften Lächeln: Er ist verloren! Die Lorbeeren werden nicht im Stande sein, das andere Gewächs zu bedecken, welches von heute an mächtig aus seiner Stirn emporschießen wird!

Ihr Gemahl sah sie mit erstaunten und fragenden Blicken an. Ist das Dein Willkommengruß nach sieben Jahren der Trennung, Louise? fragte er schmerzlich.

Sie legte hastig ihre Hand auf seinen Arm und flüsterte: Still! Still!

Dann lauschte sie wieder hinüber nach der Prinzessin, welche sich eben lebhaft mit ihrem Gemahl und dem Grafen Kalkreuth unterhielt.

Wie ihre Wangen glühen und welche flammenden Blicke sie auf ihn wirft, murmelte Louise. Ach, ach, der unglückliche Prinz ist seinem Geschick verfallen. Er preist ihr wahrhaftig schon wieder mit wahrem Enthusiasmus die Verdienste seines Freundes. Er erzählt ihr, wie Kalkreuth ihn vom Tode errettet und für ihn den Hieb aufgefangen hat, der sein Haupt treffen sollte. Armer Prinz, Du wirst diese Wunde, welche Kalkreuth für Dich empfing, theuer bezahlen müssen! Ich sage und wiederhole es: Er ist verloren!

Ihr Gemahl sah sie an, als fürchte er, Madame du Trouffel habe in diesen langen Jahren der Trennung und der Trauer etwas zu viel von der Kraft ihres Geistes eingebüßt.

Aber Louise, flüsterte er leise, von wem sprichst Du? Und was bedeutet dies Alles? Willst Du mich nicht willkommen heißen und mir sagen, daß Du mich auch wirklich erkennst und daß ich Dir nicht, wie es scheint, ganz und gar ein Fremder geworden bin?

Eben erhob sich die Prinzessin, und auf den Arm ihres Gemahls gelehnt, ging sie durch den Saal dahin, während Graf Kalkreuth an ihrer andern Seite ging und sie lebhaft zu unterhalten schien.

Sie gehen in die Treibhäuser, sagte Louise, indem sie hastig den Arm ihres Gemahls ergriff. Wir wollen auch dahin gehen, und dort werden wir wohl irgend ein stilles, verschwiegenes Plätzchen finden, wo wir ungestört mit einander plaudern können.

XXXIV.

Mutter und Tochter.

Louise du Trouffel zog ihren Gatten mit sich fort und Beide folgten jetzt schweigend dem Strom der Gesellschaft, welcher sich in die herrlichen, glänzend erleuchteten Treibhäuser begab. Es war ein prachtvoller Anblick, der sich hier dem Auge darbot. Wie durch Zauberei fühlte man sich aus dem parquettirten, steifen Hofsalon plötzlich in die freie, duftende und blühende Natur versetzt; mit Entzücken athmete man den Duft dieser wundervollen, seltenen Blüthen ein, die in malerischer Anordnung zwischen dem Grün der hohen Myrthen und Orangen hervorquollen, welche die Fenster und das Dach der Halle ganz überdeckten und die Illusion gewährten, als wandle man wirklich in einer offenen, freien Blumenallee dahin. Bunte chinesische Ballons, welche an feinen Ketten von der Decke herniederhingen und wie gaukelnde Schmetterlinge zwischen den Blüthen und Bäumen zu schweben schienen, warfen ihr mattes, in allen Farben spielendes Licht durch diese reizende Halle, an deren Seiten man hier und dort aus Myrthen, Palmen und duftenden Gewächsen kleine Grotten gebildet hatte. Diese Grotten enthielten kleine, schwellende, grüne Divans, wie Rasenbänke anzuschauen, und waren so arrangirt, daß die Zweige der Palmen sich tief herabneigten über den Sitz, und Diejenigen, welche da ruhten, wie mit einem Schirm einhüllten und verbargen.

Zu einer dieser Grotten führte Louise du Trouffel jetzt ihren Gemahl hin.

Hier wollen wir ein wenig bleiben, sagte sie. Diese Grotte hat den Vortheil, daß sie an der Ecke der Wand liegt, also nur eine offene Seitenwand hat, und diese ist mit dichtem Gesträuch gruppirt. Wir haben also hier keine Lauscher zu fürchten und können uns ganz offen und harmlos mit einander unterhalten. Vor allen Dingen also: Willkommen, mein Herr Gemahl, willkommen in der Heimath!

Gott sei Dank, Louise! sagte der Major aufathmend, Gott sei Dank, daß Du endlich ein inniges Wort zu sagen weißt und mich willkommen heißt an Deiner Seite. Glaube mir nur, daß ich alle diese Jahre hindurch mich jeden Tag auf diesen Moment gefreut habe, daß dies mein Trost und meine Erquickung war. Ich glaube wahrhaftig, daß diese Gedanken an Dich und diese herzliche Sehnsucht nach Dir der Talisman gewesen, der den Tod von mir fern gehalten. Mir schien immer, es sei ganz unmöglich zu sterben, bevor ich Dich wiedergesehen, und ich war ganz trotzig überzeugt davon, daß ich den Krieg überdauern, und zu Dir zurückkehren würde. Dieser Trotz hat mir geholfen und die Kugeln von mir fern gehalten, und so kehre ich denn zu Dir zurück, um an Deinem Herzen auszuruhen, mein geliebtes Weib, von all diesen Stürmen und Kämpfen, Dich fest in meine Arme zu schließen und Dich nie wieder zu verlassen.

Er legte seine Arme innig und fest um ihre Gestalt und preßte seine Lippen lange und mit einem herzlichen Kuß auf ihre Lippen.

Louise duldete einen Moment seine Zärtlichkeit, dann schlüpfte sie leise unter seinen Armen fort und trat einen Schritt von ihm zurück.

Wissen Sie wohl, mein Herr, sagte sie mit einem leisen Lachen, daß das ein ächter Ehemannskuß war? So ohne alles Feuer und ohne Energie? Nicht zu kalt und nicht zu warm, so recht von der lauwarmen Zärtlichkeit eines Ehemanns, der seine Frau von Herzen lieb hat und ganz vernarrt in sie sein würde, wenn sie nicht eben das Unglück hätte, seine Frau zu sein.

Ach, sie ist immer noch die Alte, sagte der Major fröhlich. Immer noch meine heitere, kokette, flatternde Libelle, die mit ihren hellen, buntschillernden Flügeln immer wieder zu entschlüpfen weiß, wenn man auch meint, sie recht fest gefaßt zu haben. Ich liebe Dich so, wie Du bist, Louise, ich freue mich, Dich eben so wiederzufinden, wie ich Dich verließ. Du sollst mich wieder jung machen, Kind, ich will an Deiner Seite wieder das Lachen und die Fröhlichkeit lernen, denn das Alles haben wir da draußen bei unsern Feldzügen, unsern Strapatzen und Kämpfen ganz und gar verlernt.

Ja, ja, sagte Louise, wir haben Euch als schöne, wohlgeschulte Cavaliere entlassen, und Ihr kehrt als

täppische, brummende Bären zu uns zurück, als so recht gutmüthige, verwilderte Petze, die aber gar zu gerne wieder tanzen lernen möchten. Es fragt sich nur, ob die Frauen sich dazu hergeben wollen, Bährenführer zu werden und die Tanzlehrerinnen der Herren Petze zu sein.

Nun, sie werden es wohl thun müssen, sagte ihr Gemahl lachend, es ist ja ihre Pflicht.

Er zog sie wieder an seine Seite und wollte eben seine Worte zur That machen. Aber Louise wehrte ihn zurück. Wenn Sie nicht ganz ruhig und ernsthaft neben mir sitzen wollen, mein Herr, sagte sie, so entfalte ich sogleich meine Libellenflügel, von denen Sie vorher sprachen, und flattere von Ihnen fort.

Lieber Freund, wenn Ihr schon damit beginnt, uns an unsere Pflicht zu mahnen, dann, fürchte ich, seid Ihr ganz und gar verloren! Komm, setzen wir uns hier ein wenig auf diese Pseudo-Rasenbank und plaudern wir!

Ja, setzen wir uns, nur sehe ich nicht ein, warum wir plaudern wollen. Ich möchte Dir lieber den schönen, lachenden Mund mit Küssen verschließen.

Nun denn, ich werde ruhig und ernsthaft sitzen. Aber wird meine spröde Gebieterin mir sagen, warum ich das soll?

Darum, weil ich meinem guten heimkehrenden Petz die erste Lection geben will. Diese Lection lautet also: Wenn ein Mann sieben Jahre von seiner Gemahlin fern gewesen ist, so muß er nicht als ruhiger, siegesgewisser Ehemann mit seiner Portion

hausbackener Zärtlichkeit zurückkommen, sondern einzig und allein als zarter und aufmerksamer, verliebter Cavalier, der um die Geliebte wirbt, sich ihr demüthig, schüchtern und unterwürfig naht und in ihr nicht seine Frau, sondern die Dame sieht, deren Liebe er erringen möchte.

Aber weshalb sollten wir zu solcher Verstellung unsere Zuflucht nehmen müssen, da wir doch wissen, daß Ihr uns liebt?

Nichts wißt Ihr! Wie könnt Ihr Euch einfallen lassen, zu glauben, daß diese sieben Jahre spurlos an uns vorübergegangen sind und daß wir heute noch so fühlen, wie wir es damals gethan? Wenn man den Vogel, den man im Käfig zahm gemacht und ihm die Flügel beschnitten, wieder freigiebt und ihn aus seinem Käfig entläßt an die frische, freie Gotteswelt, und in die jauchzende und lachende Natur, wird er dann nach Jahren, wenn es Euch einfällt, ihn wieder in Euern Käfig einsperren zu wollen, wieder freiwillig und freudig sogleich zurückkehren? Ich glaube, Ihr werdet ihn erst lange locken, ihm erst mit vielen schönen Worten schmeicheln und ihm köstliche Leckerbissen in Euern Käfig legen müssen, ehe er sich bequemt, seine goldene Freiheit wieder aufzugeben und Euch wieder zu seinem Herrn anzunehmen. Wenn Ihr's aber mit Drohungen und Schelten, mit weisen Redensarten von Pflicht und Treue versuchen wollt, ihn einzufangen, so schwingt er sich auf einen Baumzweig, so hoch, daß Ihr ihm nicht folgen könnt und lacht Euch aus.

Du hast Recht, glaube ich, sagte ihr Gatte sinnend. Du lehrst mich heute sogleich eine neue Eigenschaft an Dir kennen, Du bist Philosophin geworden.

Ja, und ich habe Lust, ein wenig von meiner Weisheit an den Mann zu bringen, sagte Louise lächelnd, damit Du davon profitiren möchtest. Vielleicht wird es Dir dann besser gelingen glücklich zu werden, und Deinen Vogel wieder einzusperren, und Du wirst nicht an diesen Klippen scheitern, an welchen der gute Prinz sich heute den Kopf schon so blutig gestoßen hat, daß er immer ein Wahrzeichen davon auf seiner Stirn tragen wird.

Aber was hat er denn gethan, daß Du ihm ein so schlimmes Prognostikon stellst?

Was er gethan hat? Er ist nicht als Liebhaber, sondern als Ehemann zu seiner Gemahlin zurückgekehrt! Er hat ihr nicht demüthig die Hand geküßt und schüchtern und flehend in ihren Blicken zu forschen gesucht, ob sie ihm noch gewogen sei, sondern er ist mit zuversichtlicher Siegermiene zu ihr getreten, und hat ihr vor der ganzen Welt seine lauten, schallenden Küsse gegeben, die wie Siegestrompeten schmetterten. Der gute Prinz denkt, weil da draußen der Krieg zu Ende ist, und Ihr Frieden mit Euren Feinden geschlossen habt, hat aller Krieg überhaupt aufgehört, die Epoche der ewigen Glückseligkeit ist angebrochen, um an der Seite Euerer liebenden treuen Frauen Euere Friedenspfeifen zu rauchen. Aber das ist ein großer und schwerer Irrthum, den die Männer sehr theuer werden büßen müssen. Denn ich sage Dir, mein Freund, der Krieg, den Ihr da draußen geführt, war weniger schwierig und weniger gefährlich, als dieser Krieg es sein wird, den Ihr jetzt im Innern Euerer Familien führen müßt. Der böse Feind hat Euch das Schlachtfeld überlassen, aber er hat sich jetzt niedergesetzt am häuslichen Heerd, und er erwartet Euch an der Seite Euerer Frauen und Euerer erwachsenen Töchter.

Wahrlich, Louise, unterbrach sie ihr Gemahl, es wird mir ganz schauerlich bei Deinen Worten, und mein Herz, welches vorher so freudig klopfte, scheint jetzt ganz still zu stehen, als fürchte es sich, weiter zu schlagen.

Louise achtete gar nicht auf seine Worte, sondern fuhr fort: Der Krieg ist zu Ende, sagt Ihr, ich aber sage, er fängt jetzt erst an. In jedem einzelnen Hause, in jeder Familie wird er fortgeführt, und noch viele Herzen werden brechen, viele Wunden werden ausgetheilt, viele Thränen werden fließen, bevor es Friede werden kann in den Familien. Alle diese Bande, welche Weiber und Männer, Eltern und Kinder mit einander vereinten, sind in diesen sieben Jahren gelockert und zerrissen, alle Verhältnisse sind zerrüttet und unterhöhlt. Um diese fürchterlichen Jahre ertragen und überdauern zu können, mußte Jedermann sich dem Leichtsinn ergeben; die Folge davon ist, daß Jedermann wirklich leichtsinnig geworden, und das Leben mit ganz anderen Augen ansieht wie früher. Man will nur noch den Moment genießen, nur noch von der flüchtigen Stunde das Glück erhaschen, von dem man nicht weiß, ob es nicht in der nächsten Stunde schon gestorben und vernichtet ist. Die Liebe ist ein Amüsement, die Treue ein Phantom geworden, an das Niemand mehr glaubt, von dem nur noch in den Ammenmährchen der Kinderstuben die Rede ist. Die Frauen haben die Erfahrung gemacht, daß ihre Männer nicht gestorben sind vor Sehnsucht nach ihnen, daß sie selber, nachdem die Thränen des Abschieds, wenn auch etwas langsam getrocknet waren, doch auch recht gut allein weiter leben konnten, und daß die Unabhängigkeit doch auch manches Bequeme und Angenehme habe! Die Geschichte von der Wittwe von Ephesus wiederholt sich alle Tage, mein Freund. Die Frauen haben, nachdem sie von ihren Männern getrennt worden, lange geweint und getrauert, aber endlich konnten sie ihr Ohr den süßen Trostworten nicht mehr verschließen, welche man ihnen zuflüsterte, endlich

sahen sie ein, daß das Trauern doch auch seine langweilige und eintönige Seite habe, und daß die Zeit viel rascher dahineile, wenn man sich zu amüsiren und glücklich zu sein versuche. Sie ließen sich von ihren Courmachern über die Abwesenheit ihrer Männer trösten, und ihr Gewissen machte ihnen dabei gar keine Vorwürfe, denn sie waren überzeugt, daß ihre geliebten Männer es ebenso machten, und sich auch bei anderen Schönen über die Trennung von ihren geliebten Frauen trösten würden.

Hast Du das auch gedacht, Louise? fragte Major du Trouffel mit traurigem, angstvollen Ton, indem er seiner Gattin fest in das Auge schaute.

Aber Louise lächelte ganz unbefangen. Mein Freund, sagte sie, würde ich Dir denn dies Alles sagen, wenn ich eben in diesen Fehler verfallen wäre, den ich an Anderen rüge? Statt zu handeln, habe ich beobachtet, das ist mein Amüsement, meine Zerstreuung gewesen, und meine Beobachtungen haben mich oft mit solchem Entsetzen und solchem Abscheu erfüllt, daß ich daraus tiefe und philosophische Lehren für mich selber schöpfen konnte. Ich habe die Menschen beobachtet und studirt, mein Freund, und darum kann ich Dir jetzt mit voller Ueberzeugung sagen: der Krieg ist noch nicht zu Ende und statt der Palmen des Friedens wird die Zwietracht noch lange ihre Sicheln schwingen. Die Menschen glauben nicht mehr an Treue und Redlichkeit, Jeder beargwöhnt den Andern, und hält ihn für schuldig, wie er selber ist. Jede Frau belauscht mit boshafter Neugierde die Handlungen der anderen Frauen, es scheint ihr, daß sie selber weniger schuldig ist, wenn sie sieht, daß alle Anderen nicht besser sind wie sie selber, und wenn es ihr unglücklicher Weise nicht gelingen sollte, an ihrer Freundin eine Schuld und eine Treulosigkeit aufzufinden, so wird sie eine solche erfinden, und statt der Wahrheit die Verleumdung zum Deckmantel ihrer eigenen Sünde machen. Niemals ist so viel gelogen und betrogen, so viel verlästert und verleumdet worden, wie jetzt. Die Verleumdung steht vor jeder Thür und wird jedem heimkehrenden Manne so schlimme und fürchterliche Dinge in's Ohr flüstern, daß er rasend werden muß vor Zorn, und seiner Gattin mißtrauen wird, wie unschuldig sie immer sein möge.

Nun, ich werde nicht in diesen Fehler verfallen, sagte Major du Trouffel, und wenn ich die Verleumdung vor meiner Thür finden sollte, so werde ich sie mit einem Faustschlag von mir stoßen, und ruhig und lächelnd zu Dir eintreten, ohne auf ihre Zuflüsterungen zu hören, oder wenn ich sie wider Willen gehört hätte, ohne an sie zu glauben.

Nun, so wird es mindestens Ein Haus in Berlin geben, wo wirklich Friede ist, sagte Louise lächelnd, und dieses Haus wird das unsrige sein, mein Freund. Ich heiße Dich willkommen im Namen unserer Laren, die Dir schon längst entgegenlächeln, und Dir eine angenehme Ueberraschung vorbehalten haben.

Und was für eine Ueberraschung, Louise?

Sagtest Du mir nicht öfter, daß meine Tochter Camilla Dich störe in Deinem Glück? Daß sie wie der dunkle Schatten meiner Vergangenheit, welche Dir nicht gehört, zwischen uns stände?

Es ist wahr! Ich habe mein Herz nicht zwingen können, sie zu lieben, denn sie erinnerte mich immer daran, daß Du vor mir einen Andern geliebt, einem Andern angehört, und durch diesen viel Unglück und viel Leid erfahren habest.

Nun denn, mein Freund, dieser Schatten wird nicht mehr zwischen uns sein, und das ist die Ueberraschung, die ich Dir für Deine Heimkehr aufbewahrt habe: Camilla ist seit einem Jahre schon verheirathet.

Verheirathet! rief ihr Gemahl freudig. Und wer ist der Glückliche, der es verstanden hat, dieses eigensinnige Kind zu zähmen und ihr kaltes Herz zu erwärmen.

Frage vielmehr, wer ist der Unglückliche, der sich in dieses schöne Angesicht verliebt hat, und den Dämon für einen Engel hält, seufzte Louise traurig. Es ist ein junger, vornehmer, reicher Engländer, Lord Elliot, der hier als Attaché den Geschäften der englischen Gesandtschaft vorstand, während der Gesandte, Herr Mitchel, bekanntlich immer im Hauptquartier beim König war. Lord Elliot ist übrigens ein junger, liebenswürdiger, geistvoller Mann, der Camilla mit der glühenden Schwärmerei einer ersten Liebe wahrhaft anbetet.

Und Camilla? Liebt sie ihn?

Louise zuckte die Achseln. Sie hat sich, wie er ihr seinen Antrag machte, sofort bereit erklärt, ihn zu heirathen, obwohl ich glaube, daß seine Person ihr bei dieser Gelegenheit weniger interessant war, als die kostbaren Geschenke, die er ihr zur Morgengabe darbrachte.

Aber es war ihre freie Wahl sich mit ihm zu vermählen? Du hast sie nicht überredet, Du hast nicht, um meiner Schwäche gefällig zu sein, sie durch Bitten und Vorstellungen gezwungen, wider Willen sich zu verheirathen?

Mein Freund, sagte Louise mit dem Stolz gekränkter Mutterliebe, wie sehr ich Dich immer liebe, würde ich doch nicht im Stande sein, Dir das Glück meines einzigen Kindes zu opfern. Camilla bat mich um meine Einwilligung und ich gab sie ihr, nachdem sie auch die Einwilligung ihres Vaters vorher schon erhalten hatte. Drei Tage schon nach der Verlobung fand die Vermählung statt, und das junge Paar

machte eine Hochzeitsreise nach England, von welcher es erst seit einigen Monaten zurückgekehrt ist.

Und wo befinden sie sich jetzt?

Sie wohnen in Berlin in einer reizenden Villa in der Dorotheenstraße, die der Lord für seine junge Gemahlin in ein wahres Zauberschloß hat umwandeln lassen. Uebrigens kannst Du sie heute Abend noch begrüßen, denn sie sind Beide hier, und — Louise verstummte, und horchte auf die Stimmen, welche plötzlich die Stille unterbrachen, und immer näher und näher herankamen.

Ach, flüsterte sie leise, das Sprichwort bewährt sich: „wenn man vom Wolf spricht, so ist er nicht weit." Es ist Lord Elliot und Camilla, welche da so lebhaft sprechend herankommen. Horchen wir ein wenig.

Das Paar hatte sich ihnen mehr genähert, und stand jetzt dicht vor der Grotte, in welcher sich Louise mit ihrem Gemahl befand.

Aber ich finde es grausam, sehr grausam, mir jedes unschuldige Vergnügen versagen zu sollen, hörte man Camilla jetzt mit harter, unwilliger Stimme sagen. Ich muß leben wie eine Nonne, welche ihr Gelübde abgelegt hat, und Alles dies um eines Geschöpfes willen, das ich nicht kenne, und dessen Dasein mir nur eine Last und eine Beschwerde ist.

Alles dieses um eines Engels willen, mit dem Gott unsere Liebe segnen will, erwiderte die sanfte, wohlklingende Stimme ihres Gemahls. Alles dies für ein süßes, kleines Geschöpf, das bald meine Camilla mit ihren kleinen Aermchen umranken und sie seine Mutter nennen wird. O, meine liebe Camilla, wie kannst Du Dich nur selber so verlästern, zu sagen, daß Dir diese glücklichen Aussichten, welche mich mit Entzücken erfüllen, ganz gleichgültig sind. Ich kenne meine Camilla besser als sie sich selber kennt; Dein Herz, welches so durchsichtig und klar wie ein Crystall ist, liegt immer unenthüllt vor mir da, und ich lausche mit andächtiger Liebe auf jeden seiner Schläge. So weiß ich auch, daß es nur die jungfräuliche Scham ist, welche meine Camilla sich so rein und keusch bewahrt hat, die Dich jetzt veranlaßte, diese Aufforderung anzunehmen. Weil Du nicht willst, daß irgend Jemand Dein süßes Geheimniß kenne, willst Du heute tanzen, wie ein junges Mädchen.

Ich will tanzen, weil es mir Freude macht! rief Camilla unwillig.

Weil Du bist wie die Kinder und wie die Engel, sagte ihr Gemahl innig, so heiteren und unschuldigen Herzens, so wie ein flatternder Amor, der in Blumenkelchen schlummert, von Sternen und Sonnenstrahlen träumt, und gar keine irdischen, prosaischen Gedanken kennt. Aber ich, mein holder Amor, ich muß Dir jetzt schon die leuchtenden Schmetterlingsflügel fesseln, und Dich ein wenig festhalten in dem Staub und der Unbehaglichkeit dieser armen, niedrigen Welt. Doch warte nur, warte, meine holde Libelle, nur noch kurze Zeit, dann wirst Du erlöst sein von diesen Fesseln und statt eines Engels werde ich deren zwei an meiner Seite haben. Dann, wenn Du genesen bist, will ich Dich entschädigen für die jetzigen Entbehrungen, und jeder Tag soll Dir neue Feste, neue Freuden bringen, und Du sollst tanzen auf Blumenteppichen und Rosen, wie eine Elfenkönigin.

Versprichst Du mir das? rief Camilla schnell erheitert. Willst Du mich auch dann nicht hindern, zu tanzen, so viel ich mag, und so lustig zu sein, wie's nur irgend möglich ist?

Ich verspreche es Dir, meine Camilla. Opferst Du mir dafür Deinen heutigen Tanz?

Nun ja, ich will es thun, seufzte sie, obwohl ich fürchte, daß mein Vetter Herr von Kindar es sehr übel nehmen wird, wenn ich jetzt plötzlich ihm den Tanz abschlage, den ich ihm vorher zugesagt habe.

Er wird Dich schon entschuldigen, mein süßes Herz, wenn ich ihn darum bitte, sagte ihr Gemahl mit einem sanften Lächeln. Auch währt es noch eine Zeitlang, bevor der Tanz beginnt, und ich werde sogleich zu ihm gehen und ihm Deinen Entschluß anzeigen. Habe die Güte mich hier zu erwarten, ich kehre sogleich zu Dir zurück.

Er küßte sie zärtlich auf die Stirn und entfernte sich mit eiligen Schritten.

Camilla blickte ihm seufzend nach, und dann die langen Blätter der Palme zurückschlagend, trat sie in die Grotte ein. Bei dem Anblick des Paars, welches da auf der Rasenbank saß, schrak sie zusammen, und wollte eilends entfliehen, aber ihre Mutter hielt sie zurück, indem sie Camilla mit herzlichen Worten begrüßte.

Camilla lachte laut auf. Ach, meine Mutter, sagte sie, es scheint, ich bin Dir immer noch im Wege, und obwohl ich nicht mehr in Deinem Hause wohne, störe ich immer noch Deine Rendevous. Aber fürchte nichts, ich bin discret. Möge sich Dein Freund da ruhig entfernen, ich will ihn gar nicht sehen, und seinen Namen gar nicht wissen, und wenn mein höchst tugendhafter Gemahl zurückkehrt, wird er nichts finden als zwei ehrbare schüchterne Frauen. Gehen Sie, mein Herr, ich werde mich umwenden, damit ich Sie nicht sehe.

Und ich bitte, meine liebe Camilla, mir vielmehr Ihr Antlitz recht zuzuwenden, und mich freundlich zu begrüßen, sagte Herr du Trouffel, indem er aus dem Schatten der Palme hervortrat und Camilla mit einem herzlichen Gruß die Hand darreichte.

Sie sah ihn erstaunt und fragend an, und dann, als sie ihn erkannt hatte, brach sie in ein lautes fröhliches Lachen aus. Wahrhaftig, sagte sie, meine Mutter hat sich ein Rendezvous mit ihrem Herrn Herrn Gemahl gegeben, und ich habe hier ein bezauberndes Ehegezwitscher gestört. Ihr dagegen habt unser Ehegezwitscher belauscht, und also die ganze Camilla, und freue mich, von Ihrer Mutter zu hören, daß Sie eine so glückliche Wahl getroffen, und die Gemahlin eines so liebenswürdigen und geistvollen Mannes geworden sind.

So? Hat Maman Ihnen gesagt, daß Lord Elliot das ist? Sie mag recht haben, ich verstehe das nicht. Ich weiß nur, daß ich mich über die Maßen lang-

Geschichte erfahren, die mein Herr Gemahl immer sein süßes Geheimniß zu nennen beliebt. Nun, was sagen Sie dazu, mein theurer Stiefvater, daß die Maman mich so schnell und so früh unter die Haube gebracht, und aus Ihrer kleinen tollen Camilla schnell die Gemahlin eines Lords gemacht hat?

Ich wünsche Ihnen von ganzer Seele Glück, liebe

weile bei Seiner Lordschaft, und daß ich von all seinen geistreichen Reden gar nichts verstehe, obwohl mein Herr Gemahl behauptet, daß ich Alles weiß, und Alles verstehe, und von Allem das höchste und tiefste Verständniß habe. Ach Gott, Stiefväterchen, es ist ein schreckliches Unglück, so angebetet und angestaunt zu werden, wie ein Engel des Him-

mels, der nur ganz aus Versehen auf die Erde gefallen ist.

Wahrhaftig, ein Unglück, um das Sie alle Frauen beneiden werden! rief der Major lachend.

Dann wissen Sie nicht was Sie sagen, seufzte Camilla. Ich meinestheils habe diese Anbetung satt. Ich will durchaus kein überirdischer Engel sein, sondern ich will als schöne, reiche, junge Frau mein Leben genießen. Aber ich mag beginnen, was ich will, mein Herr Gemahl weiß all meinem Thun immer eine ideale Seite abzugewinnen, und neuen Stoff zur Anbetung darin zu finden. Er wird es noch dahin bringen, daß ich recht tolle und unsinnige Streiche mache, um ihm zu beweisen, daß ich kein Engel, sondern ein Menschenkind bin.

Nun heute Abend warst Du ja schon im Begriff einen solchen Streich zu begehen, sagte ihre Mutter streng, und Dich Deinem Gemahl als höchst leichtsinniges Menschenkind zu declariren.

Ach, Du meinst, daß ich tanzen wollte! Aber bedenke, Maman, mit wem ich tanzen wollte. Mit meinem Vetter, den alle Welt nur „den schönen Kindar" nennt, und der so wundervoll tanzt, daß es eine Lust ist, mit ihm dahin zu schweben. Er ist auch erst heute Abend zurückgekehrt, und als er mich sah, kam er gleich auf mich zu, und begrüßte mich so herzlich und zärtlich, denn Du weißt wohl, Maman, wir haben uns immer lieb gehabt, und wie ich ihm jetzt sagte, daß ich verheirathet sei, ward er ganz blaß und sah mich so traurig, so traurig an, daß mir die Thränen in die Augen traten. Ach, Maman, warum mußte ich denn den Lord heirathen, der so ernsthaft, so klug, so gelehrt und tugendreich ist, und bei dem ich so viel Langeweile empfinde. Warum konnten wir nicht warten bis Kindar zurückkehrte, der so schön, so lustig und ungelehrt ist, vor dem ich niemals nöthig gehabt hätte zu erröthen, wenn ich auch noch so dumme Streiche gemacht, und mit dem ich mich niemals würde gelangweilt haben!

Aber Du weißt ja nicht einmal, ob der schöne Kindar Dich hätte heirathen mögen! rief ihre Mutter lachend.

O doch, Maman, das weiß ich. Er hat's mir oft gesagt, schon als ich noch ein kleines Mädchen und er noch Cadet war. Der leidige Krieg ist an Allem Schuld, der hat gemacht, daß mein schöner Vetter so schnell Officier ward und zum Regiment abgehen, und daß ich während der Zeit mich an einen Andern verheirathen mußte.

Aber an einen edlen, geistvollen und ehrenhaften Cavalier, der Ihrer Wahl Ehre macht, sagte du Trousel ernst.

Lord Elliot hat rothes Haar, schielt mit beiden Augen, und ist so lang und dürr, daß er mehr wie ein Gedankenstrich, als wie ein Mensch aussieht. Wenn er in seinem gelbgrauen Reitcostüm erscheint, muß ich jedes Mal an das große Windspiel denken, das Sie mir einst schenkten, Stiefväterchen, und das so lange und hohe Beine hatte, daß ich immer unter ihm durchkriechen konnte. Und wenn der Lord, just wie jenes Windspiel, zu meinen Füßen liegt, und mich so ansieht, so schlagen seine Augen sich förmlich zu einem Knoten zusammen, und ich weiß niemals, ob er mich ansieht, oder eben im Begriff ist, in Ohnmacht zu fallen, und darum die Augen so verdreht. Finden Sie nun noch, daß Lord Elliot meinem Geschmack Ehre macht?

Gewiß, und das um so mehr, da Sie durch Ihre Wahl bewiesen, daß Sie im Stande sind, die wahre Liebenswürdigkeit und Schönheit eines Mannes zu schätzen, und daß Ihnen das Aeußere ganz unbedeutend und nebensächlich erscheint.

Ach, ach, jetzt fangen Sie auch an, mir großartige und erhabene Motive unterzuschieben, rief Camilla lachend. Nein, nein, Stiefväterchen, ich bin wirklich nicht so erhaben, wie Sie denken, und ich hätte den Lord nicht geheirathet, wenn Maman und ich nicht Beide den sehnlichen Wunsch gehegt hätten, von einander befreit zu sein, weil wir uns Beide herzlich zur Last waren. Maman ist noch viel zu schön und zu jung, um eine erwachsene Tochter, die nicht häßlich ist, neben sich haben zu können, und ich war schon viel zu alt, um mich noch länger in die Kinderstube einsperren zu lassen. So ging ich denn aus der Kinderstube zum Traualtar, und ward die Gemahlin des Lords. Damit waren Maman und ich von einander erlöst, und ich dachte, jetzt würde für mich auch die Zeit der Freude und der Freiheit angehen, aber ach, ich habe meinen Käfig nur vertauscht! Früher war ich in die Kinderstube eingesperrt, weil Maman sagte, ich sei ein tolles und ungezogenes Kind, jetzt bin ich in einem Tempel eingesperrt, weil mein Gemahl sagt, ich sei ein erhabener unschuldsvoller Engel, der mit der niedrigen, gemeinen Welt gar nicht in Berührung kommen dürfe. Ach, und ich sehne mich doch so sehr nach der Welt, und bin so durstig nach ihren Genüssen, und möchte so gerne mit vollen Zügen aus dem goldenen Becher der Freude trinken. Aber mein Gemahl bietet mir immer eine Crystallschaale mit Himmelsthau und Aetherstaub dar, wie es sich für einen überirdischen Engel geziemt, und er merkt es gar nicht, daß ich mich dabei zu Tode hungere und dürste, wie der unglückliche König Midas, vor dessen dürstenden Lippen sich Alles in Gold verwandelte, und der verhungern mußte in aller seiner Herrlichkeit. O, ich bitte Sie, Stiefväterchen, übernehmen Sie doch die Rolle des Barbiers, bohren Sie ein Loch und rufen Sie hin-

ein, daß ich Eselsohren habe, Eselsohren so lang wie nur je König Midas sie besessen. Vielleicht wächst da auch Schilf, und verkündet meinem Lord das Geheimniß, das er mir nicht glauben will, und er wird endlich einsehen lernen, daß ich kein Engel bin, und er wird dann aufhören mich anzubeten und mir gestatten, so gut vergnügt und lustig auf Erden zu sein, wie jede andere Frau. Aber kommen Sie, kommen Sie, Stiefväterchen, ich höre da meinen gestrengen Herrn Gemahl im Gespräch mit meinem schönen, lustigen Vetter herankommen. Lassen Sie uns ihnen entgegen gehen, und gönnen Sie mir das Vergnügen, Ihnen meinen Gemahl nicht hier, sondern im Saal bei voller Beleuchtung der Kronleuchter vorzustellen; dann will ich Sie nachher auf Ehrenwort fragen, ob Sie noch finden, daß ich eine glückliche Wahl getroffen, und daß mein Windspiel von Gemahl mehr werth ist als mein schöner Vetter Kindar?

Sie nahm mit einem fröhlichen Lachen den Arm des Majors, und wollte ihn vorwärts ziehen.

Aber Ihre Mutter, fragte du Troussel. Vergessen Sie denn Ihre Mutter?

Höre nur, Maman, wie grausam er ist, rief Camilla, Dich immerfort daran zu erinnern, daß Du meine Mutter bist, was mit andern Worten so viel heißt, als Dir sagen, daß Du bald Großmutter sein wirst. Ach, Maman, ist es nicht zum Krankachen, Dich als Großmutter zu denken? Ich versichere Dich, Maman, bei all meinen Leiden und Unbequemlichkeiten ist es das Einzige, was mich belustigt und ergötzt, zu denken, daß ich Dich bald zu einer ehrbaren Großmutter machen werde. Sage, Großmutter, willst Du mit uns kommen?

Nein, ich werde hier bleiben, sagte ihre Mutter. Deine lustigen Reden haben mich traurig gemacht, und ich passe jetzt nicht für die Gesellschaft. Ich werde hier die Rückkehr meines Gemahls erwarten, um dann mit ihm nach Berlin zu fahren.

Adieu, Maman, sagte Camilla lachend, indem sie den Major hastig mit sich vorwärts zog.

Louise du Troussel blieb allein in der Grotte zurück. Sie lehnte ihr Haupt an den Stamm der Palme und blickte starr und mit traurigem Kopfschütteln der enteilenden Gestalt ihrer Tochter nach. Es zog wie ein Schauder durch ihre Seele, es war ihr, als ob eine kalte Todtenhand sich auf ihr Herz lege, als ob ein Schatten sich zu ihr dränge, als ob eine Stimme flüstere: das ist Dein Werk! Fluchwürdige Mutter, Du allein bist schuld an dem Verderben Deiner Tochter. Durch Dich ist diese Seele verloren gegangen, welche Gott Dir anvertraut hatte, und in welche er die Keime zu so großen, so schönen und herrlichen Eigenschaften gelegt, damit Du sie pflegen und bilden möchtest. Gott wird eines Tages Rechenschaft von Dir fordern für diese Seele, welche Du vergiftet hast mit Deinem bösen Beispiel, welche durch Dich verloren gegangen ist, durch Dich allein!

Louise schauderte in sich zusammen und schüttelte sich, als wollte sie die schlimmen Gedanken von sich abwehren, und sich frei machen von diesen Stimmen, welche sie marterten mit ihrem Geflüster. Sie hatte sie schon oft vernommen, sie hatten sie schon oft inmitten der Nacht geweckt, und den Schlaf von ihrem Lager getrieben, und ihr Herz gemartert mit bitteren Vorwürfen und Anklagen. Sie kannte sehr wohl dieses graue Gespenst, das immer hinter ihr herschlich, das immer an ihrer Seite war, das sie immer mit finsteren, todesernsten Mienen anstarrte, ob sie auch lachen und heiter sein mochte, das oft so laut sprach, daß Louise davon wie betäubt ward, und gar nicht die Klänge der Freude und Lust zu hören vermochte, die sie umrauschten. Sie wußte, daß dieses graue Gespenst das Gewissen war, welches immer wieder zu ihr heranschlich, wie oft sie es auch zurückgedrängt hatte.

Aber sie wollte es nicht hören, sie stürzte sich immer wieder in neue Zerstreuungen, in neue Genüsse, sie betäubte das mahnende Gewissen unter den Jubelliedern der Freude, sie rettete sich vor diesem grauen Gespenst in die Arme des Leichtsinns und der Weltlust, und oft gelang es ihr, Monate lang diesen finsteren Schatten nicht zu sehen, der mit aufgehobenem Finger drohend hinter ihr stand, und vor dem sie immer wieder sich flüchtete in neue Sünde und neue Schuld. Zuweilen hatte sie ein Gefühl, als ob der Tod sie in seinen Armen halte, als ob er mit wildem Jauchzen im rasenden Tanze sie umwirble, nicht achtend ihres Flehens und ihrer keuchenden Brust. Sie hätte gern geruht, gern in einen stillen Winkel sich gebettet vor dieser wilden Lustigkeit, aber sie konnte den unheimlichen Armen nicht mehr entfliehen, welche sie wie mit eisernen Klammern umfangen hielten und mit ihr den Todtentanz der Sünde durch das Leben dahinbrausten. Sie mußte vorwärts, immer vorwärts auf dieser Bahn des Lasters, sie mußte immer wieder sich berauschen mit dem Opium der Sünde, um sich zu retten vor der kahlen, farblosen Nüchternheit, welche sie bedrohte mit dem furchtbarsten Uebel, mit der Langenweile, welche der alternden Coquette die Schreckniſse einer Zukunft vormalte, in welcher selbst die Sünde sie nicht mehr trösten, in welcher das Alter mit grausamer Hand die Blumen aus ihrem Haar und die Röthe von ihren Wangen fortschleudern würde, um der hohnlachenden Welt die Runzeln auf ihrer Stirn und die Asche auf ihrem Haar zu zeigen.

Es ist kalt hier, flüsterte Louise, in sich zusammenschaudernd und rasch von der Rasenbank sich erhebend. Es ist kalt hier und einsam, ich will in die Säle zurückkehren. Vielleicht —

Eben nahten sich eilige Schritte, und eine Stimme flüsterte leise ihren Namen.

Madame du Troussel schreckte zusammen, und ein glühendes Roth bedeckte ihre Wangen. Wie sie jetzt mit hastigem Schritt aus der Grotte hervortrat, war sie wieder die heitere, strahlende, übermüthige Coquette, die schöne Frau mit der klaren wolkenlosen Stirn und den glänzenden Augen, welche niemals von einer Thräne getrübt worden. Die von Gewissensbissen, von peinigenden Selbstvorwürfen gemarterte Mutter hatte sich wieder in die coquette Weltdame verwandelt.

Die Stimme flüsterte zum zweiten Male Louisens Namen, und ihr Herz erbebte und zitterte bei diesem Klang, sie wußte nicht, ob vor Freude oder vor Entsetzen.

Um Gotteswillen, wie dürfen Sie es wagen, mich hier aufzusuchen? flüsterte sie leise. Wissen Sie nicht, daß mein Gemahl hier ist und jeden Moment hier eintreten kann?

Ihr Gemahl unterhält sich so eben mit dem Prinzen Heinrich, während die Prinzessin mit dem Grafen Kalkreuth den ersten Walzer tanzt, sagte der junge Mann, der Louisen mit glühenden Blicken gegenüberstand. Alle Welt ist in den Sälen mit Tanzen, Spielen, Mediſiren und Plaudern beschäftigt, und hat, indem sie die Prinzessin und ihren Gemahl beobachtet, sogar auf einen Augenblick die schöne und bezaubernde Louise du Troussel vergessen können. Ich allein vermochte das nicht, und da ich von Lady Elliot, Ihrer Tochter, erfuhr, daß Sie hier seien, wagte ich es, Sie hier aufzusuchen, und mich durch einen Blick, einen Händedruck zu entschädigen für das lange Entbehren, zu dem ich heute verdammt bin. Ach, sagen Sie, angebetete Frau, wird denn das nun immer so bleiben, soll ich nun immer dazu verdammt sein, Sie nur aus der Ferne zu bewundern, ohne jemals wieder in Ihrer beglückenden Nähe aufathmen und mich sonnen zu dürfen an Ihren Blicken?

Diese Worte des jungen Mannes, so geziert und künstlich sie jedem unbefangenen Ohr klingen mochten, erfüllten das Herz der Madame du Troussel mit einer stolzen Freude, denn sie gaben ihr die Gewißheit, daß sie immer noch schön, immer noch im Stande sei, die Bewunderung und Anbetung der Männer zu erregen.

Es wird Alles gut gehen, Emil, sagte sie mit einem triumphirenden Lächeln. Lassen Sie uns nur noch eine kurze Zeit geduldig und vorsichtig sein. Mein Gemahl ahnt nichts, ich habe zu ihm gesprochen so weise wie Cato, und so tugendreich wie Lucretia. Er glaubt an mich, und hegt nicht den geringsten Zweifel; die Verleumdung will er von seiner Thür weisen, und dadurch wird sie offen bleiben, und Sie können sicher hineingehen, und sich präsentiren. Er wird Sie unter seine Protection nehmen, und Sie als Hausfreund arglos anerkennen, denn er ist zum Ehemann prädestinirt. — Aber vorsichtig, Emil! Das Geheimniß ist der Genius des Glückes! Bleiben Sie hier und lassen Sie mich allein zu der Gesellschaft zurückkehren! Au revoir, mon ami!

Sie warf ihm leicht mit den Fingerspitzen einen Kuß zu, und eilte von dannen.

XXXV.

Der König in Sanssouci.

Die Empfangsfeierlichkeiten und Feste waren vorüber, und endlich durfte der König sich der Ruhe und Stille überlassen, welche sein Herz so lange und so vergeblich ersehnt hatte. Endlich durfte er, welcher seit so vielen Jahren nur seinen Königspflichten und seinem Vaterlande gelebt, daran denken, auch sich selbst wieder leben zu dürfen, und nach so vielen Sorgen und Mühen auszuruhen. Endlich durfte der Krieger und Held sich wieder verwandeln in den Philosophen, der mit seinen Freunden und seinen Büchern den heiteren und heiligen Genüssen der Wissenschaften und Künste leben mochte.

Mit einem frohen, strahlenden Antlitz bestieg der König den Wagen, um nach Sanssouci zu fahren, nach diesem geliebten Sanssouci, das ihm in den Kriegsjahren immer wie ein goldener Traum, wie ein leuchtendes Ziel vorgeschwebt hatte, an das zu denken oft sein Trost und seine Stärkung gewesen. Jetzt sollte er es wiedersehen, jetzt sollten diese schönen stillen Räume ihn wieder aufnehmen, und die Vergangenheit wieder zur Wirklichkeit werden.

Mit welchen entzückten Blicken schaute er umher auf der Straße, die ihn nach Sanssouci führte; jeder Baum, jeder Stein, an dem sie vorüberfuhren, schien ihm den Willkommengruß zuzuwinken, und wie jetzt inmitten des Kranzes grüner Bäume das Schloß von Sanssouci sichtbar ward, da lehnte der König sich wie überwältigt in den Wagen zurück und schloß die Augen, als seien sie geblendet von dem was sie geschaut.

Marquis d'Argens aber, der Einzige, der den König auf dieser Fahrt hatte begleiten dürfen, sprang von seinem Sitz empor, und mit aller Lebhaftigkeit seines feurigen Naturells seine beiden Arme erhebend und seinen Hut zum Gruße schwenkend, rief er: Sei gegrüßt, Sanssouci, gegrüßt du Tempel der Weisheit und des philosophischen Glücks. Oeffne Deine Pforten weit, weit, denn Dein Herr will wieder einziehen! Laß Deine Mauern klingen und tönen, wie die Memnonssäule, wenn der Sonnenstrahl nach langer Nacht sie trifft. Auch Deine Nacht ist vorüber, Sanssouci, und die Sonnenstrahlen werden Dich wieder treffen aus den Augen Deines Herrn. Klingt also, klingt ihr Mauern, ruft und singt: Heil unserem königlichen Philosophen, welcher heimkehrt, um in unseren Armen auszuruhen auf seinen Lorbeern! Heil dem großen Friedrich!

Der König zog den enthusiastischen Freund lächelnd auf seinen Sitz zurück. Sie sind und bleiben doch immer ein Kind, sagte er, ein großes Kind.

Sire, rief d'Argens, das kommt daher, daß ich fromm geworden bin. Es steht geschrieben: „So Ihr nicht werdet, wie die Kinder, werdet Ihr nicht in das Himmelreich kommen." Nun aber ist Sanssouci mein Himmelreich, ich bin also geworden wie die Kinder, um an der Seite meines Königs darin aufgenommen zu werden, und die Tage der Glückseligkeit wieder beginnen zu können.

Der König schüttelte sanft sein Haupt. Ach, ich fürchte sehr, Freund, diese Tage der Glückseligkeit werden sich nicht wieder erneuern, und die Sonne, welche einst über Sanssouci geleuchtet, ist untergegangen. Unsere Lippen haben das Lächeln verlernt, und in unseren Herzen ist die Freudigkeit für immer erstorben! Wie viel Illusionen, wie viel Hoffnungen, wie viel Wünsche hatte ich noch, als ich zum letzten Male diese Stufen von Sanssouci hinabstieg, wie arm und ernüchtert, wie ermattet und schwach werde ich jetzt wieder hinansteigen.

Wie, Eure Majestät nennen sich arm? und Sie kehren doch wieder, so reich an Ruhm, das Haupt bekränzt mit unvergänglichen Lorbeern!

Ah, Marquis, diese Lorbeern sind indeß mit vielem Blut getränkt, und bitter und schmerzlich erkauft mit dem Leben vieler Tausende meiner Unterthanen. Noch bluten die Wunden, welche der Krieg meinem armen Lande geschlagen, und es wird vieler Jahre der Ruhe bedürfen, um sie zu heilen. Reden Sie mir also nicht von meinen Lorbeern, und was meinen Ruhm anbetrifft, so ist das eine kalte und nüchterne Speise, ein jammervolles Surrogat des Glückes. Um den Ruhm für etwas Begehrenswerthes zu halten, muß man vor allen Dingen noch auf das Urtheil

der Menschen Gewicht legen und an sie glauben. Ich aber, Marquis, ich habe diesen Glauben für immer verloren. Zu viele und zu bittere Erfahrungen haben mein Vertrauen und meinen Glauben endlich für immer vernichtet, ich kann die Menschen nicht mehr lieben, denn ich habe sie immer nur klein, nur erbärmlich und hinterlistig gefunden. Gerade Diejenigen, welchen ich am meisten wohl gethan, die haben mich am ärgsten getäuscht und hintergangen. Denken Sie nur an Schafgotsch, den ich meinen Freund nannte, und der mich verrieth in der Stunde der Gefahr. Denken Sie nur an Warkotsch, den ich bevorzugte vor vielen Anderen, den ich überhäufte mit Beweisen meiner Zuneigung, und der dafür mich verrathen und tödten wollte, denken Sie an die wiederholten Mordversuche, die man auf mich gemacht, und die immer von Solchen unternommen worden, denen ich vertraute und denen ich Gutes gethan! Denken Sie an Alles dies, Marquis, und dann sagen Sie mir, ob ich die Menschen noch lieben, ob ich ihnen noch vertrauen kann!

Es ist wahr, Sire, sagte der Marquis traurig, Eure Majestät haben schlimme Erfahrungen gemacht, und die Menschen mußten Ihnen um so kleiner erscheinen, weil Sie selber so groß sind. Dem Adler, welcher sich siegreich und stolz zur Sonne emporschwingt, muß wohl die Welt, je höher er steigt, um so kleiner erscheinen, und er muß das Alles für nichtige Armseligkeit und elenden Tand halten, was uns arme Erdenwürmer entzückt, die wir im Staube umherirren, und das in der Sonne schillernde Atom für die Sonne selber halten.

Schmeicheln Sie mir nicht, Marquis, lassen Sie unter uns Beiden ein wenig von der Wahrheit walten, welche so selten bei den Menschen zu finden ist, und welche die Könige kaum dem Namen nach kennen! Sie schmeichelten mir eben, weil Sie nicht den Muth hatten, mir auf meine Frage zu antworten, und mir Recht zu geben, wenn ich sagte, daß ich die Menschen nicht mehr lieben und ihnen nicht mehr vertrauen kann. Sie fühlen aber, daß ich Recht habe, und Sie wenigstens werden mich entschuldigen wissen, wenn ich vor der Welt jetzt als ein harter, kaltherziger Egoist erscheinen sollte. Es ist wahr, mein Herz ist gestählt in den Feuern vieler und qualvoller Leiden, und die Kümmernisse und Enttäuschungen dieser Jahre haben sich wie ein Panzer um meine Seele gelegt, daß der Sonnenschein der Liebe sie kaum zu wärmen vermag. Ich habe die Menschen sehr geliebt, Marquis, vielleicht ist es deshalb, daß ich sie jetzt so sehr verachte, weil ich einsehe, daß sie meiner Liebe nicht werth waren!

Und dennoch, Sire, dennoch lieben Sie sie, denn Ihr Herz hat diese göttliche Kraft des Erbarmens, welche die Kleinlichkeit der Menschen überwindet und ihren Fehlern verzeiht, eben weil sie Menschen sind! Die Intoleranz liegt nicht in dem erhabenen Wesen meines Königs, und auf seinen Lippen wird immer nur Vergebung und Erbarmen sein.

Nun, ich werde mich bemühen, Ihre Worte zur Wahrheit zu machen, sagte der König, dem Freunde die Hand darreichend, und wenn es mir zuweilen nicht gelingen sollte, so haben Sie Nachsicht mit mir, Freund, und entschuldigen Sie mich, indem Sie daran denken, wie viel ich gelitten habe, und daß es nur vernarbte Wunden sind, von denen mein Herz hart geworden ist. Aber stille jetzt mit diesen trüben Gedanken. Sehen Sie, da leuchtet uns Sanssouci entgegen, und jedes Fenster, das da in der Sonne blinkt, scheint mich mit glänzenden Augen zu grüßen und die Bäume rauschen mir Willkommen zu. Sehen Sie, da sind die Fenster meiner Bibliothek und hinter ihnen harren die großen Geister meiner unsterblichen Freunde und schauen mich an und schütteln ihre greisen Häupter über das schwache Menschenkind, das alt und gebeugten Hauptes zu ihnen zurückkehrt und Cäsar blickt lächelnd auf die dürren Lorbeeren, die ich heimgebracht, und Virgil schüttelt sein lockiges Haupt und summt leise eins seiner göttlichen Lieder, die unsterblicher und größer sind, als alle meine Siege! Kommen Sie, Marquis, kommen Sie, wir wollen in Demuth und Bescheidenheit den großen Göttersöhnen unsere Huldigung darbringen und sie bitten, uns nicht zu verachten, weil wir ihnen so wenig gleichen können.

Wie der Wagen jetzt an der untersten Terrasse anhielt, sprang der König mit der elastischen Leichtigkeit eines Jünglings heraus und begann so rasch und leichtfüßig die hohen Terrassen hinaufzuschreiten, daß der Marquis kaum ihm zu folgen vermochte.

Zuweilen aber blieb der König stehen und schaute um sich, und dann flog ein glückseliges Lächeln durch seine Züge und sein Auge blitzte im Glanz der Freude. Dann schritt er hastig weiter und wandte das Haupt empor zu dem Hause, das da oben so still und friedlich erglänzte und dessen geöffnete Pforten ihn mit Liebesgrüßen zu bewillkommnen schienen.

Jetzt hatte er die Höhe erreicht, jetzt schaute er mit leuchtenden Augen um sich her und grüßte mit seinem Lächeln die liebliche Landschaft, die sich in lachender Ueppigkeit zu seinen Füßen ausbreitete, dann schritt er rasch vorwärts hinein in das Haus, in den schönen Salon, in welchem er oft mit seinen Freunden so heitere und glückliche Stunden bei'm duftenden Mahl durchlebt hatte.

Jetzt hallte sein Schritt wider in dem einsamen Raum und keiner von den Freunden war da, den heimkehrenden König zu begrüßen, keiner

als d'Argens, der treueste und zuverlässigste von ihnen Allen!

Zu diesem wandte der König sich jetzt um und es flog wie eine Wolke über sein vorher so sonniges Antlitz hin. D'Argens, sagte er, wir sind sehr arm geworden und die meisten unserer Freunde sind von uns gegangen und haben uns für immer verlassen. D'Argens, der Prior von Sanssouci kehrt zurück, aber seine Mönche sind Alle davon gelaufen, Alle, außer Ihnen, Marquis.

Und wollen Eure Majestät den edeln Mylord Marschall vergessen, den geistreichsten und liebenswürdigsten Ihrer Mönche? Es bedarf gewiß nur Eines Winkes seines geliebten Priors, um Mylord aus seinem Gouvernement Neufchatel zurückzurufen.

Es ist wahr! rief der König lächelnd, ich bin doch nicht so verwaist, als ich dachte. Mylord Marschall muß zu uns zurückkehren und er soll gleich Ihnen hier in Sanssouci wohnen. Ich muß mich umgeben mit Denen, welche es verdienen, daß ich ihnen vertraue, vielleicht vergesse ich dann die Anderen, welche mich so bitter getäuscht haben. Kommen Sie, Marquis, geben Sie mir Ihren Arm und lassen Sie uns eine Rundschau durch diese Zimmer halten.

Er legte seine Hand auf den Arm des Marquis ging mit ihm durch die schweigenden, öden Zimmer, welche den König mit tausend Erinnerungen zu grüßen schienen. Vielleicht war es gewesen, um das Flüstern dieser Erinnerungen desto deutlicher zu vernehmen, daß der König befohlen hatte, Niemand solle ihn in Sanssouci empfangen, keiner der Hausdiener solle ungerufen vor ihm erscheinen. Ohne alles Geräusch und ohne alle Ceremonie wollte er wieder Besitz nehmen von diesem Hause, in welchem er nicht der König, sondern der Philosoph und der Dichter war, still und ohne Aufsehen wollte der Abt zurückkehren in sein Kloster. Hier wenigstens wollte er heimkehren, als habe er gestern erst dieses Haus verlassen.

Aber die sieben Jahre der Trübsal und Enttäuschungen gingen doch mit ihm, sie schlichen hinter ihm her durch die schweigenden öden Gemächer, sie schauten ihn traurig an von den verblichenen Meubles und den bestäubten Wänden, von den verblaßten Gobelins und den gedunkelten Gemälden; sie waren nicht bloß um ihn, sondern auch in ihm, und er fühlte es wieder mit traurigem Seufzen, daß er heimkehre ganz ein Anderer, als wie er gegangen.

Wie sie jetzt die Zimmer betraten, in welchen Voltaire gewohnt, erheiterte sich Friedrichs Antlitz wieder zu einem Lächeln, während der Marquis eine finstere und verdrießliche Miene annahm.

Ah, Marquis, ich sehe an Ihren Mienen, daß Sie alle die kleinen Affenstreiche meines unsterblichen Freundes kennen, sagte der König heiter, und es verdrießt Ihre schöne Seele, daß ein so großer Geist wie Voltaire zugleich eine so erbärmliche, kleinliche Seele sein konnte. Sie finden es sehr perfide, nicht wahr, daß Voltaire sich meinen Feinden beigesellte, wenn es mir schlecht ging und mir seine Glückwünsche entgegenjubelte, wenn ich zufällig eine Schlacht gewonnen hatte.

Eure Majestät wissen das also? fragte der Marquis erstaunt.

Lieber Marquis, wann gäbe es nicht bereitwillige, gute Freunde und Diener, welche ein Vergnügen daran finden, Einem das Schlimme zu erzählen und Einem die Dinge diensteifrig mitzutheilen, von denen sie wissen, daß sie uns wehe thun? Auch die Könige haben solche guten Freunde, und die haben mir eifrig hinterbracht, wie Voltaire seinem guten Freunde Luc, wie er mich zu nennen beliebt, alles mögliche Schlimme und Ueble wünschte. Hat er nicht einmal an d'Argental geschrieben, „er wünsche nichts sehnlicher, als meine gänzliche Demüthigung und die gründlichste Bestrafung meiner Sünden" und das an demselben Tage, an welchem er mir eine begeisterte Ode zur Feier meines Sieges bei Leuthen geschrieben? Hat er nicht ein anderes Mal an Richelieu geschrieben, der glücklichste Tag seines Lebens würde der sein, an welchem die Franzosen siegreich in Berlin einzögen und die Hauptstadt dieses verrätherischen Königs zerstörten, der es wagte, ihm allmonatlich zwei Mal die zärtlichsten und schmeichelhaftesten Dinge zu schreiben, ohne dennoch sein Verbrechen gegen ihn wieder gut zu machen und ihm den Kammerherrnschlüssel und die Pension von sechstausend Thalern wieder zu erstatten.*) Hat er mir nicht la damnation éternelle gewünscht und stolz hinzugefügt: „Vous voyez, que dans la tragédie je veux toujours que le crime soit puni."

Ja, rief d'Argens, und zur selben Zeit hat er hieher an Formay geschrieben: „Votre Roi est toujours un homme unique, étonnant, inimitable; il fait des vers charmants dans de temps, où un autre ne pourrait faire une ligne de prose, il mérite d'être heureux."

Der König lachte laut auf. Nun, und was beweist das weiter, als daß Voltaire der genialste und närrischste Affe, der größte und vorurtheilsfreieste Dichter ist, den die Sonne jemals beschienen hat!

---

*) „Je n'aime point Luc, il s'en faut beaucoup, je ne lui pardonnerai jamais ni son infame procédé avec ma nièce, ni la hardiesse, qu'il a de m'écrire deux fois par mois des choses flatteuses sans avoir jamais réparé ses torts. Je désire beaucoup sa profonde humiliation, le châtiment du pécheur." Oeuvres de Voltaire. Vol. 85. p. 465.

Das beweist, Sire, daß er ein doppelzüngiger, perfider Mensch, ein undankbarer, treuloser Freund, ein Mann ohne Wort und Glauben ist. Alle seine großen Dichtergaben wiegen diese Schwäche und Erbärmlichkeit seines Charakters nicht auf, und ich meinestheils kann ihn als Dichter selbst nicht mehr bewundern, weil ich ihn als Mensch zu sehr verachte.

Sie sind in der That zu strenge, Marquis, sagte Friedrich lächelnd. Voltaire hat einen großen Geist, aber ein kleines Herz, und das ist am Ende doch mehr die Schuld Dessen, der ihn schuf, als seine eigene. Warum wollen wir ihn also entgelten lassen, woran er doch unschuldig ist? Warum wollen wir von einem großen Dichter auch verlangen, daß er ein guter Mensch sei? Ich meinestheils habe diese übertriebenen Ansprüche längst aufgegeben, und ich verzeihe Voltaire von ganzer Seele solche Seiltänzerkünste seines Genies. Lassen Sie ihn immer ein schlechtes Herz haben, das mag er vor der Madame Denis verantworten, und kann es genügen, daß er ein großer Dichter ist, und wenn wir ihn nicht lieben können, dürfen wir ihn doch bewundern. Man darf den Menschen überhaupt sehr viel Schlechtigkeit zu Gute halten, wenn sie uns dafür nur durch große Eigenschaften entschädigen.

Ach, Sire, das ist ein trauriges Wort! rief d'Argens, ein Wort, welches nur die höchste Menschenliebe oder die tiefste Menschenverachtung sprechen kann.

Vielleicht ist von Beiden Etwas in mir, sagte der König mit einem sanften Lächeln. Wie Christus von der Magdalena sagt: „sie hat viel geliebt, darum wird ihr viel vergeben werden," so lassen Sie uns von Voltaire sagen: „Er hat viel geleistet und gedichtet, darum soll ihm viel vergeben werden." — Und er hat sich in neuester Zeit wieder ein unsterbliches Verdienst erworben, für welches ich ihn fast wieder lieben könnte, wenn's möglich wäre, ihn überhaupt zu lieben. Er hat mit kühnem Muth die Vertheidigung des unglücklichen, von fanatischen Priestern Frankreichs gemordeten Jean Calas übernommen, er allein hat sich diesen elenden Priestern gegenübergestellt. Während man in Toulouse durch Prachtaufzüge und Freudenfeuer das Andenken des Tages verherrlichte, an welchem vor zweihundert Jahren viertausend Hugenotten ebenso schmachvoll für die christliche Religion hingeschlachtet worden waren, wie heut Jean Calas, hat Voltaire allein seine Stimme erhoben und seine meisterhafte Abhandlung: „sur la Tolérance" geschrieben. Die Priester und die Frommen mögen ihn dafür verdammen, wir aber wollen ihn dafür verehren.

Und haben nicht Eure Majestät dasselbe gethan? fragte d'Argens. Haben Sie nicht ebenso gut wie Voltaire sich der unglücklichen Familie des Jean Calas erbarmt? Haben Sie ihnen nicht bedeutende Geldunterstützungen gesandt und ihnen in Ihren Landen ein Asyl anbieten lassen?

Das habe ich freilich gethan, aber was ist das im Vergleich zu Dem, was Voltaire gethan hat? Er gab ihnen seine Geisteskraft und seine Arbeit, sein schönstes Eigenthum, ich konnte nur von dem geben, was das schmutzigste und gemeinsamste Eigenthum ist, nur Geld! Voltaire also gab Besseres und Schöneres, und dafür will ich ihm hier geloben, den Verfolgten und Unterdrückten in meinen Landen stets Schutz und Beistand zu gewähren und die Freiheit des Geistes heilig zu halten in meinen Staaten, so lange ich lebe. Mögen sie sich zu mir flüchten, alle Diejenigen, welche der Fanatismus der Priester und der Unverstand blödsinniger Regierungen verfolgt und brandmarkt, in Preußen sollen sie Schutz und Beistand finden! Frei zu denken sei das Recht aller meiner Unterthanen, und wenn der Fanatismus heuchelnder Priester sein Pereat schreibt über die Freidenker, so will ich sie zu mir rufen, diese Freidenker, und zu ihnen sagen: „seid mir willkommen in meinen Landen, denn die Freiheit der Gedanken allein schafft die Freiheit des Willens, und lieber ist es mir zu regieren über ein Volk, welches denkt, als über eine Heerde gedankenloser Sclaven, welche mir nur folgen aus stupidem Gehorsam. Preußen soll das Land der Geistesfreiheit und der Aufklärung sein. Gleich berechtigt seien die Gläubigen und die Ungläubigen, mit demselben Rechte sollen die Pietisten wie die Atheisten sprechen dürfen, und der Geist der Verfolgung sei für immer aus Preußen verbannt!"

Amen! rief d'Argens feierlich, indem er freudestrahlend in das erregte, leuchtende Antlitz des Königs schaute. Der Geist der Welt, der Liebe und der Freiheit hat Ihre Worte gehört, mein König, und er wird sie mit diamantener Schrift in den Büchern der Geschichte verzeichnen, daß sie wie Sternenglanz über Preußen strahlen!

Und jetzt, Marquis, sagte der König lächelnd, jetzt lassen Sie uns meiner Bibliothek noch einen Gruß darbringen, dann wollen wir ruhen und uns sammeln, um mit heiterem und wohlthuendem Gleichmuth unser Mahl einzunehmen. Am Abend aber lade ich Sie zum Concert ein. Meine Musiker werden von Berlin herüberkommen und wir wollen einmal sehen, ob meine Lippen, welche so lange nur rauhe Commandoworte gerufen, noch im Stande sind, der Flöte einige süße und schmelzende Töne zu entlocken.

So sprechend nahm der König wieder den Arm des Marquis und durchwanderte langsam mit ihm die Zimmer, deren ödes Schweigen sie Beide traurig und still machte.

Die Welt ist doch zuletzt weiter nichts als ein großes offenes Grab, an dessen Rande wir mit tollkühnem Muthe hingehen, sagte der König leise, wie zu sich selber. Alle Augenblicke strauchelt Einer neben uns und fällt hinunter in die Tiefe, und wir haben doch den Muth, weiter zu schreiten, bis auch unser Fuß strauchelt und wir auf den Andern hinabsinken in den schauerlichen Abgrund, um Anderen Platz zu machen. Alle Diejenigen fast, die in diesen Zimmern wandelten, sind schon in der Tiefe verschwunden. Wie lange noch, und ich werde ihnen folgen!

Möge dieser unglückliche Moment zum Heil der Welt noch fern sein, rief d'Argens mit zitternder Stimme. Eure Majestät sind noch so jung und lebensvoll, Sie haben noch nichts mit dem Tode zu schaffen.

Nein, sagte der König kopfschüttelnd, ich bin sehr alt, denn ich bin gleichgültig gegen die Welt geworden. Dinge, welche mich sonst würden tief ergriffen haben, gleiten jetzt machtlos an meiner Seele vorüber. Ich versichere Sie, Marquis, ich habe bedeutende Fortschritte in der praktischen Philosophie gemacht. Ich bin wirklich alt, ich stehe an den Grenzen des Lebens und meine Seele löst sich allgemach von dieser Welt ab, welche ich hoffentlich bald verlassen werde! Und wer möchte denn auch für immer sich in dieser erbärmlichen Welt umhertreiben? Ich habe oft schon ein Gefühl von Dégout vor ihr. Die Sensibilität meiner Seele ist erschöpft, und es hat sich in ihr ein wahrhaftes Geschwür von Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit gebildet, so daß mir scheint, ich sei zu nichts mehr gut als nur zum Sterben.*)

Ach, Majestät, sagte d'Argens lächelnd, Sie sind zehn Jahre jünger als ich, und darum bin ich jedes Mal, wenn Sie mir von Ihrem vorgeblichen Alter sprechen, ganz verwirrt und frage mich, wie es möglich ist, daß ein Mann, der zwei Lustra weniger zählt als ich, sich über Alter beklagen kann. Warten Sie nur, Sire, hier in der Ruhe von Sanssouci werden Sie in wenigen Monaten um zehn und ich um funfzehn Jahre jünger werden. In der Freude und Behaglichkeit dieses Daseins werden Sie so lange wie Abraham und ich so lange wie Jakob leben. Sanssouci wird für uns das Klima Arabiens haben.**)

Aber ich bin weit älter wie Sie, Marquis, sagte der König lächelnd. Ich habe während dieser letzten sieben Jahre nichts gehabt als zerstörte Hoffnungen, unverschuldetes Unglück, kurz Alles, was die Bizarrerie der Spiele und Capricen des Zufalls nur ersinnen konnte, um mich zu quälen. Nach solchen Erfahrungen ist es wohl erlaubt, wenn man funfzig Jahre zählt, zu sagen, daß man alt ist, daß man nicht mehr ein Spielzeug des Glückes sein will, daß man dem Ehrgeiz und allen den Thorheiten entsagt, die nur zu sehr die Illusion einer erfahrungslosen Jugend und der Vorurtheile sind, welche die Welt nährt und fortpflanzt.*) Aber jetzt fort mit diesen trüben Gedanken, denn hier stehen wir endlich vor der Pforte meines Tuskulums. Falten Sie Ihre Hände, ungläubiger Sohn der Kirche, die Götter und Heroen erwarten uns in ihrem Tempel, und an diese wenigstens werden Sie glauben!

Sie traten jetzt in die Bibliothek ein, und wie die Thür hinter ihnen zugefallen war und sie nun abgeschlossen schienen von der ganzen Welt, wie sie in der Mitte dieses Gemaches standen, dessen einziger Schmuck nur die in den Schränken aufgestellten Reihen der Bücher waren, deren goldene Lettern die Namen der großen Geister aller Zeiten ausstrahlten, dessen einzige Pracht in den Marmorbüsten Cäsar's und Virgil's, Cicero's und Alexander's bestanden, da sagte der König mit leuchtenden Augen: Nun bin ich endlich wieder in der Republik der Geister angelangt und nahe mich als demüthiger Bürger den hohen Präsidenten, die da mir ihr erhabenes Antlitz zeigen und so gnädig zu mir herniederschauen!

Und indem der König sich jetzt in seinen Lehnstuhl vor dem Schreibtisch niederließ, fand er all' seine gute Laune, seinen heitern Witz, seinen sprudelnden Humor wieder, und mit freudigem Lächeln und strahlenden Augen erzählte er dem Marquis, wie er sich vorgenommen, jetzt fleißig zu arbeiten und vor allen Dingen die Geschichte dieses Krieges zu schreiben, den er eben beendigt, und wie er gedenke, in Sanssouci für immer zu wohnen, dessen Ruhe und Stille ihm behaglicher dünke, als das laute Getreibe der großen Stadt.

Dann verabschiedete er den Marquis auf kurze Zeit, um zu ruhen, bevor sie zur Tafel gingen.

Aber er selber, der König, ruhte nicht. Zu viele, zu mächtige Gedanken bestürmten seine Seele. Zurückgelehnt in seinem Fauteuil überdachte er die Zukunft, überlegte er mit festem und kühnem Blick sein eigenes Leben und ordnete und bahnte in seinen Gedanken sich die Wege, welche er fortan wandeln wollte.

Wie er lange so gesessen, da richtete er auf einmal sich empor, mit strahlendem Angesicht und mit festem, energischem Ausdruck. Ja, so soll es sein,

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Oeuvres. Vol. 19. p. 353.

**) D'Argens eigene Worte. Siehe Oeuvres. Vol. 19. p. 345.

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Oeuvres. Vol. 19. p. 337.

sagte er laut. Der Vater will ich sein meines Volkes, mich selber aufgebend, nur meinem Volke lebend, will ich die Bosheit der Menschen vergessen, oder nur mit kleinen Nadelstichen mich an ihnen rächen. Ich habe keine Familie, so soll denn mein Volk meine Familie sein, ich habe keine Kinder, so soll denn Jeder, welcher meiner Hülfe bedarf, mein Kind werden, und ich will Vaterpflichten an ihm üben. Mein Land blutet aus tausend Wunden, und diese Wunden zu heilen sei die Aufgabe meines ganzen Lebens!

Und getreu diesem Vorsatz, berief der König in der Frühe des nächsten Tages schon seine Minister nach Sanssouci und forderte Sie auf, ihm genaue Berichte zu erstatten über alle Provinzen seines Landes, ihm ihre Schäden und Mängel mitzutheilen und von Sachverständigen Vorschläge zur Abhülfe und Linderung zu machen. — Getreu seinem Vorsatz, war der König unermüdlich in der Arbeit für das Wohl seines Volkes. Er selber wollte Alles sehen, Alles prüfen und erwägen, er selber wollte die Quelle sein, aus welcher seine Unterthanen sich Kraft und Lebensmuth, Beistand und Hülfe holen durften. Darum mußte er alle ihre Klagen kennen, allen ihren Bitten ein offenes Ohr leihen. Sein erster Befehl war daher, Jedermann, welcher ihn zu sprechen begehre, vorzulassen, und als einer seiner Minister ihm darüber sein Erstaunen zu äußern wagte und auf das Lästige und Zeitraubende solcher täglichen, unbehinderten Audienzen hindeutete, erwiderte der König: „Es ist für einen König Pflicht, daß er Jedermann, auch den Geringsten seiner Unterthanen, selbst anhört. Ich bin darum Regent, um mein Volk glücklich zu machen: ich darf mich daher ihren Klagen nie entziehen, noch mich vor ihnen verschlossen halten.“*)

Und er hörte mit theilnehmendem Ohr die Klagen seines Volks, und sein einzig Denken und Sinnen war darauf gerichtet, ihnen Linderung zu schaffen. Ueberall war der König selber bereit, mit seinem Rath, mit seiner Kraft zu helfen. Unermüdlich in der Arbeit, las er selbst jeden Brief, jede Bittschrift, und prüfte jedes der Antwortschreiben, welche seine Cabinetsräthe geschrieben. Er, und er allein war die Seele seiner ganzen Regierung, von ihm ging alles Leben, alle Bewegung aus.

Die wohlthätigen Hülfsleistungen, welche er jetzt seinem unglücklichen Lande angedeihen ließ an Geld, an Saat- und Brodkorn und an Zugvieh, entrissen viele Unterthanen der Verzweiflung. Das Leben war gefristet und das Feld wurde wieder gebaut; aus der Asche erhoben sich Dörfer und Städte, das Gewerbe gewann neuen Muth; Ordnung und Sicherheit begleiteten den Handelsverkehr, und im Gefolge aller Friedenskünste fanden allmälig auch Zucht, Redlichkeit und Sitte die alte Stelle.*)

Ein neues Leben begann sich zu regen in allen Zweigen der Verwaltung, und der König war die Seele dieses Lebens. Mehr als alle seine Minister und Diener arbeitete er selber, und die Musik und die Wissenschaften waren die einzigen Erholungen und Freuden des Königs, welcher ebenso sehr im Frieden, als im Kriege ein ruhmreicher Held war. Nicht wie Andere bedurfte Friedrich der Zerstreuungen und Lustbarkeiten, die Wissenschaften waren seine schönsten Zerstreuungen, die Unterhaltung mit seinen Freunden die beste Lustbarkeit und selbst die Jagd, dieses sogenannte „ritterliche Vergnügen,“ reizte den König nicht.

Die Jagd, sagte der König, ist eine der sinnlichsten Vergnügungen, die zwar den Leib in starker Bewegung erhält, aber das Gemüth leer läßt. Es ist eine heftige Begierde, ein Thier zu verfolgen, und eine grausame Freude, es zu tödten. Es ist ein Zeitvertreib, der zwar den Körper abhärtet, hurtig und gelenk macht, aber den Kopf leer läßt. Ich weiß gar wohl, daß wir grausamer und wilder als reißende Thiere sind und daß wir sehr tyrannisch mit dieser uns verliehenen Herrschaft über diese armen Creaturen verfahren. Wer mit kaltem Blut ein unschuldiges Thier morden kann, der wird unmöglich mit dem Schicksal seiner Nebenmenschen Mitleid haben. Ist daher die Jagd wohl für ein denkendes Wesen eine anständige Beschäftigung? Daß ein Landesherr auch jagen mag, ist ihm nur dann zu verzeihen, wenn es nur selten geschieht und wenn er es nur deshalb thut, um sich von seinen ernsten und oft traurigen Geschäften zu erholen. Es wäre unbillig, einem Regenten alle Vergnügungen zu untersagen. Aber giebt es wohl für einen Monarchen ein größeres Vergnügen, als: gut zu regieren, seinen Staat blühend zu machen, den Fortgang aller nützlichen Künste und Wissenschaften zu befördern und zu unterstützen? Wer anderer Vergnügungen bedarf, ist zu bedauern.*)

*) Nicolai. Anekdoten und Charakterzüge. Heft 7. Seite 4.

*) Preuß: Friedrich der Große. Th. III. S. 4.
**) Des Königs eigene Worte.

XXXVI.

Der gravirte Becher.

Prinzessin Amalie war allein in ihrem Cabinet, allein wie immer! Sie lag auf dem Divan und starrte zur Decke empor, in tiefer Trostlosigkeit ihr elendes Geschick überdenkend. Mit welcher Sehnsucht hatte sie nicht Jahre lang auf das Ende dieses unseligen Krieges gehofft, der Oesterreich und Preußen sich als Feinde gegenüberstehen ließ und dadurch Trenck gewissermaßen zu einem Kriegsgefangenen machte. Wenn der Krieg zu Ende ist, hatte sie zu sich selber gesagt, dann werden die Kriegsgefangenen ausgelöst, dann wird Maria Thersia auch die Auslösung ihres Rittmeisters Friedrich von Trenck fordern, dann endlich wird er frei sein!

Aber der Friede war seit vier Monaten schon geschlossen und Trenck saß immer noch in seinem unterirdischen Kerker zu Magdeburg. Ganz Europa war befreit von den Fesseln des Krieges, — Trenck allein trug noch die Ketten der Gefangenschaft!

Das war es, was die Prinzessin Amalie traurig machte bis zum Tode, was den Schlaf von ihrem Lager verbannte und sie am Tage ruhelos und in Verzweiflung umhertrieb.

Jetzt hatte sie keine Hoffnung mehr, jetzt war der letzte Strahl erloschen! Der Friede war geschlossen und Trenck war vergessen worden. Gott, welcher ihr das Glück versagt hatte, daß er durch ihre Hand die Freiheit wieder erlangt hätte, Gott wollte ihr nicht einmal den Trost gönnen, ihn durch Andere befreit zu sehen.

Seit neun Jahren schmachtete Trenck im Kerker, seit neun Jahren hatte Amalie keinen anderen Gedanken, keine andere Hoffnung, keinen anderen Wunsch gehabt, als ihn befreien zu können. Ihr ganzes Leben war diesem Bestreben geweiht gewesen. Sie dachte nicht daran, wie viele Tausende sie in diesem Bestreben hingegeben, daß sie zur Erreichung desselben nicht bloß ihr ganzes Privatvermögen geopfert, sondern auch Schulden gemacht, die sie jetzt kaum im Stande war, von ihren Einkünften abzuzahlen. — Das Geld hatte für sie diesem Einen großen Ziel ihres Lebens gegenüber, gar keinen Werth — sie dachte nur daran, daß ihr Herz zerbrochen sei in eitlem, nutzlosem Bemühen, daß ihre Hoffnungen in Staub zerfallen und ihr Dasein werthlos geworden!

Der Friede hatte überall die Herzen mit neuer Zuversicht, mit neuen Hoffnungen gegrüßt, sie allein hatte er mit Verzweiflung, mit Trostlosigkeit erfüllt.

Während Jedermann wieder heiteren und frischen Muthes hinaustrat in das Leben, verbarg Prinzessin Amalie allein sich gramvoll und voll finsteren Mißmuths in ihren Gemächern, alle Diejenigen hassend, welche lachten und heiter waren, mit finsterem, zornigem Neid alle Diejenigen verabscheuend, welche glücklich und zufrieden waren.

Für sie war die Welt nichts als ein großes, schauerliches Grab, und sie haßte Jeden, der den tollen und frevelnden Muth hatte, am Rande dieses Grabes tanzen und glücklich sein zu wollen. Sie rächte sich an den Menschen, welche sie flohen, indem sie sie mit bitteren Sarkasmen, mit boshaften Spötteleien verfolgte, um sie dadurch immer mehr von sich zu entfernen! — Sie wollte allein sein, ganz allein. Oede war es in ihr, öde sollte es um sie sein! Für sie gab es keine Freuden, keine Zerstreuungen mehr, wie eine Gefangene lebte sie in dem Innern ihrer Gemächer, und wenn sie genöthigt war, zu irgend einem großen Hoffeste aus ihrer Einsamkeit hervorzutreten und in der Gesellschaft zu erscheinen, so rächte sie sich dafür durch bittere Sarkasmen und schneidende Scherzworte, die sie gewissermaßen wie Balsam auf die brennenden Wunden ihres Herzens legte und an denen sie ihre eigenen Schmerzen kühlte.

Sie war also auch heute, wie immer, allein. Ihre Hofdame, welche ihr heute eine von Molière's beißenden, satyrischen Comödien, welche die Prinzessin besonders liebte, vorgelesen, hatte jetzt auf einige Stunden bis zur Tafel Urlaub erhalten und war ausgefahren, um Besuche zu machen und sich in der Unterhaltung mit ihren Freundinnen von dem lästigen Zwange ihres Dienstes zu erholen.

Auch ihrem Kammerherrn hatte die Prinzessin sagen lassen, sie bedürfe heute bis zur Tafel seiner

nicht, und auch er hatte das Schloß verlassen; nur die beiden Pagen warteten im Vorzimmer, welches durch zwei Gemächer von dem Cabinet der Prinzessin entfernt war.

Amalie hatte also das volle Gefühl des wirklichen, ungestörten Alleinseins, sie durfte laut jammern und seufzen, schelten und klagen, sie durfte ihrem Zorn, wie ihrem Schmerz Worte verleihen, ohne fürchten zu müssen, von Anderen belauscht zu werden, als von diesen todten, schweigenden Wänden, welche lange schon allein die Vertrauten ihres Kummers gewesen.

Auf einmal ward diese Stille um sie her durch ein leises Klopfen an ihrer Thür unterbrochen, und auf ihren Ruf trat einer ihrer Pagen herein. Mit ängstlicher Miene um Verzeihung bittend, daß er es gewagt, die Prinzessin zu stören, berichtete er ihr, daß draußen an der Thür ein fremder Mann sei, welcher dringend bitte vorgelassen zu werden.

Und was will er von mir? fragte die Prinzessin rauh. Ich habe keine Stellen zu vergeben, keine Würden zu verleihen, kein Geld zu verschenken. Sagen Sie ihm das, dann wird er schon wieder gehen.

Er sagte, er sei ein fremder Juwelier, erwiderte der Page, und es sei für ihn von höchster Wichtigkeit, daß Eure Königliche Hoheit ihm die Gnade erzeigten, seine Kostbarkeiten und Seltenheiten anzuschauen, denn er hoffe, daß dieselben Eurer Königlichen Hoheit gefallen, und Sie dann die Gnade haben würden, einige Einkäufe zu machen, und ihn so hier in Berlin in die Mode zu bringen.

Er ist ein Narr, sagen Sie ihm das, rief Amalie mit einem heiseren Lachen. Ich will nichts wissen von seinen Kostbarkeiten und Schätzen, er soll gehen und es nicht wieder wagen, mich zu belästigen. Nun, Sie gehen noch immer nicht, weshalb zögern Sie?

Königliche Hoheit, der Mann bat gar zu dringend und flehentlich. Er sagt, Eure Königliche Hoheit kennten ihn schon von Magdeburg her, und der Herr Gouverneur von Magdeburg, der Herr Landgraf von Hessen, habe ihm ausdrücklich aufgetragen, zu Eurer Königlichen Hoheit zu gehen und Ihnen seine Kostbarkeiten zu zeigen.

Prinzessin Amalie war bei diesen Worten wie durch einen Zauberschlag aus ihrer Apathie aufgeweckt worden, sie hatte sich mit einer schnellen Bewegung von dem Divan aufgerichtet, ihr ganzes Wesen hatte wieder Leben, Bewegung gewonnen. Sie machte rasch einige Schritte vorwärts, der Thür zu, dann blieb sie, sich besinnend, stehen.

Rufen Sie mir den Fremden herein, sagte sie dann, ich will seine Schätze sehen!

Als der Page das Zimmer verlassen hatte, schaute sie athemlos, mit hochklopfendem Herzen nach der Thür hin. Es schien ihr eine Ewigkeit, bis diese sich öffnete und der Fremde eintrat.

Es war ein hoher, schlanker Mann in einfacher, aber eleganter Civilkleidung, der jetzt ihr Gemach betrat, und in der Thür stehen bleibend die Prinzessin ehrfurchtsvoll begrüßte.

Amalie heftete auf ihn ihre scharfen, durchbohrenden Blicke, dann seufzte sie tief auf. Sie kannte diesen Menschen nicht, ihre Hoffnungen hatten sie wieder getäuscht.

Sie haben gesagt, der Herr Landgraf von Hessen sende Sie zu mir? fragte sie rauh.

Ich habe es gesagt, und so ist es, erwiderte der Mann. Er hat mir sogar befohlen, sobald ich in Berlin ankäme, sofort und zuerst mit meinen Schätzen zu Eurer Königlichen Hoheit zu gehen, und Ihnen dieselben zu zeigen, damit Sie das Vorkaufsrecht vor allen Uebrigen hätten.

Prinzessin Amalie heftete wieder ihre scharfen, forschenden Blicke auf ihn, aber der Mann blieb ganz unbefangen, ganz gleichgültig.

Zeigen Sie mir Ihre Sachen, Herr Juwelier! befahl Amalie.

Er verbeugte sich und öffnete die Thür, um bald darauf mit einer ziemlich großen Cassette zurückzukehren, die er auf dem in der Mitte des Zimmers befindlichen Tisch aufstellte. Dann schloß er dieselbe auf und schlug den Deckel zurück. Da lagen in den Fächern herrliche Schmucksachen von seltener Schönheit und Arbeit, Ringe, Nadeln, Armspangen und Halsgeschmeide.

Brillanten! sagte Amalie verächtlich, nichts weiter als Brillanten!

Aber Brillanten von seltenem Feuer und wundervoll gefaßt, bemerkte der fremde Juwelier. Eure Königliche Hoheit sollten doch die Gnade haben, Sich dieselben näher zu betrachten.

Ich mag sie nicht, ich trage keine Brillanten, sagte Amalie. Wenn Sie nur solche Dinge haben, so machen Sie den Deckel wieder zu, ich kaufe nichts davon.

Ich habe noch einige andere und seltene Schätze, einige herrliche Ciselirarbeiten von Cellini, einige Elfenbeinschnitzwerke aus dem Mittelalter, einige sehr schöne antike Cameen, die Eurer Königlichen Hoheit vielleicht besser gefallen mögen.

Er hob das erste Fachwerk aus seiner Cassette hervor, und nahm aus dem Grunde eine Menge kostbarer Sachen, die er auf dem Tisch ausbreitete, indem er der Prinzessin dabei den Werth jedes Stückes erklärte, und sie auf die Schönheit desselben aufmerksam machte. — Prinzessin Amalie hörte zerstreut auf seine Worte, und alle diese kostbaren und

seltenen Dinge interessirten sie wenig. Ihre Blicke richteten sich immer wieder auf denselben Gegenstand hin, auf dieses, in Papier gewickelte runde Paket, das der Juwelier mit den anderen Kostbarkeiten aus der Cassette hervorgehoben hatte. Es mußte dies ein besonders kostbarer Gegenstand sein, denn dies allein war sorgsam in Seidenpapier eingehüllt, während

Was haben Sie denn in diesem Papier? fragte sie jetzt.

O, das ist nichts für Eure Königliche Hoheit, sagte der Juwelier lächelnd. Ein ganz werthloser Gegenstand. Haben Eure Königliche Hoheit die Gnade, dieses Petschaft zu betrachten. Es stellt den heiligen Michael dar, der den Drachen unter seine

übrigen Gegenstände frei übereinander lagen, doch schien der Juwelier gerade dies Stück ihr t zeigen zu wollen. Aber Amalie glaubte bemerkt haben, daß er mehrmals, als sei dieses geheim- volle Paket ihm im Wege, dasselbe aufgehoben, auf eine andere Stelle gelegt hatte, aber immer er nach der Prinzessin hin, so daß es jetzt ganz t vor ihr lag.

Füße tritt, und ist eine der gelungensten Ciselir- arbeiten von Benvenuto Cellini.

Er reichte ihr das Petschaft dar, aber Amalie achtete nicht darauf. Ihre Hand streckte sich nach dem geheimnißvollen Paket aus, das vor ihr lag, mit einem scharfen Blick auf den Juwelier hob sie es empor und öffnete es.

Ein Becher, ein zinnerner Becher! rief sie erstaunt.

Wie ich Eurer Königlichen Hoheit sagte, eine ganz werthlose Sache, es müßte denn sein, daß man die Schönheit der Arbeit als einen Werth wollte gelten lassen. Diese Arbeit ist freilich bewunderungswürdig, und um so bewunderungswürdiger, wenn man bedenkt, daß sie nur mit einem einfachen Brettnagel ausgeführt ist, und zwar nicht einmal bei hellem Tageslicht, sondern in der Finsterniß eines unterirdischen Kerkers.

Amalie zuckte so heftig zusammen, daß der Becher fast ihrer Hand entfiel. Der Juwelier achtete nicht darauf, er fuhr ruhig fort: Und bemerken Eure Königliche Hoheit nur, wie fein und correct bei alledem die Contouren gezeichnet, die Linien gezogen sind. Es ist so kunstvoll ausgeführt, wie die Platte irgend eines großen Kupferstechers, und es ist in der That schade, daß man nicht im Stande ist, von diesem zinnernen Becher Abdrücke zu machen, man würde sonst wirklich allerliebste Bilder gewinnen, denn die Zeichnungen sind nicht bloß schön ausgeführt, sondern auch sinnig und zart gedacht; und mit schönen Versen darunter geziert, die man in jedes Stammbuch schreiben könnte. Wenn Eure Königliche Hoheit sich für solche Dinge interessiren, so haben Sie doch die Gnade, dieses Stück näher am Licht zu betrachten, es ist wirklich eine meisterhafte Arbeit.

Prinzessin Amalie antwortete nicht, sie trat nur hastig zum Fenster hin, und dem Juwelier den Rücken zuwendend, betrachtete sie den zinnernen Becher.

Er war allerdings mit staunenswürdigem Fleiß, mit seltener Kunstfertigkeit ausgeführt. Die ganze Fläche war durch zierliche kleine Arabesken in zehn Felder eingetheilt, deren jedes ein kleines Bild von allerliebster Zeichnung und feinster, saubersten Durchführung enthielt. Kein Grabstichel konnte die Linien feiner und correcter ziehen oder künstlicher und effectvoller durch ihre Lage Schatten und Licht hervorheben. Unter jedem dieser Bilder waren einige Verse angebracht, deren Schrift so fein, daß man sie nur mit äußerster Anstrengung lesen konnte. — Aber Amaliens Augen schienen heute die Kraft und Stärke früherer Tage wieder gewonnen zu haben, ihre ganze Seele lag in ihren Blicken, die sie mit einer schmerzvoll süßen Freude auf den Becher heftete. Sie konnte Alles-sehen, Alles verstehen. Da auf diesem Felde war ein Vogel in einem Käfig dargestellt, darunter standen die Verse:

Ce n'est pas un moineau
Gardé dans cette cage;
C'est un de ces oiseaux
Quis chantent dans l'orage!
Ouvrez, amis des sages!
Brisez fers et verroux!
Ses chants dans vos bocages
Rejailleront pour vous!

Dicht daneben, in dem nächsten Felde, war wieder ein Vogel im Käfig sitzend dargestellt, während auf einem Zweige des Baumes, unter welchem der Käfig stand, ein anderer Vogel mit flatternden Flügeln und geöffnetem Schnabel saß. Darunter stand:

Le rossignol chante; voici la raison
Pourquoi il est pris: pour chanter en prison!
Voyon le moineau qui fait tant de dommage,
Jouir de la vie, sans craindre la cage.
Voilà un portrait,
Qui montre l'effet
Du bonheur des fripons, du désastre des sages.*)

Amalie mußte innehalten, sie war nicht im Stande, weiter zu schauen, ihre Augen, welche so selten weinten, waren jetzt von Thränen umflort; sie fielen nieder auf den Becher, als wollten sie die Schriftzüge küssen, die Amalien mit so viel schönen und traurigen Erinnerungen grüßten.

Aber sie wollte nicht weinen, sie wollte weiterlesen. Sie schüttelte mit einer unwilligen Bewegung die Thränen aus ihren Augen fort, und drehte den Becher weiter um. Da war ein anderes Bild. In einem Kerker lag eine Menschengestalt, mager und abgezehrt, wie ein Knochengerippe, an Händen und Füßen mit schweren Ketten belastet. Die Gestalt hatte sich halb aufgerichtet von dem Stroh, auf welchem sie lag, und blickte mit jammervoller Geberde zu dem in der Mauer befindlichen Gitter, hinter welchem das grimmige Antlitz eines bärtigen Soldaten zu sehen war, der mit zornigen Mienen und weit geöffnetem Munde dem Gefangenen etwas zuzurufen schien. Darunter standen wieder Verse, diesmal deutsche, welche so begannen:

Weckt mich nur, Ihr meine Wächter,
Wenn die Viertelstunde schlägt:
Treibt mit mir ein Spottgelächter,
Lauscht nur, ob mein Fuß sich regt!
Um den grausam starren Willen
Eurer Obern zu erfüllen.

Weckt mich alle Viertelstunden!
Ruft nur meinen Namen laut.
Ritzt mir stets die alten Wunden,
Wenn Euch vor der That nicht graut.
Doch so oft Ihr mich hier stört,
Glaubt, daß Gott Eu'r Brüllen hört.

*) Siehe Memoiren Friedrich's von Trenck, Th. II. S. 136, wo Trenck einige dieser Becher genau schildert und auch die Schicksale derselben erzählt. Einer derselben, den er für den Landgrafen von Hessen gearbeitet, kam durch diesen in die Hände Kaiser Joseph's II., der ihn in seinem Kunstcabinet aufbewahrte, einen anderen, den die Gemahlin Friedrichs des Großen besessen, fand Trenck später in Paris wieder. Noch jetzt zeigt man in einigen Kunstcabinetten Deutschlands Exemplare dieser Trenck'schen Becher. Auch das Kunstcabinet zu Berlin enthält einen solchen.

Allen, die in Fesseln liegen,
Wird der Schlaf ja noch erlaubt.
Niemand stört dem sein Vergnügen,
Der sich träumend glücklich glaubt.
Mir allein wird es verhindert,
Daß der Schlaf mein Leiden lindert!

Jeder Ruf, der hier erschallet,
Spricht: Mensch, denk dem Schicksal nach!
Und wenn mir das Herzblut wallet,
Regt den Schmerz die große Schmach.
Kaum erquickt der Schlaf die Glieder,
Weckt mich schon die Schildwacht wieder.*)

O, furchtbar, furchtbar! stöhnte Amalie leise, indem sie ganz überwältigt ihr Haupt auf ihre Brust niedersenkte. Was kümmerte es sie, daß der fremde Juwelier da war, daß er ihre Thränen sehen, den verzweiflungsvollen Schrei ihres Herzens hören konnte. Sie fürchtete nichts, sie hatte nichts mehr zu verlieren, die ganze Welt durfte ihren Jammer sehen! — Aber nein, nein, man konnte seine Marter noch vergrößern, man konnte seine Qualen noch steigern, um durch ihn, sie zu strafen.

Sie durfte also nicht weinen, nicht klagen! Noch lebte Trenck, obwohl in Ketten und im Kerker, aber er lebte doch noch! So lange er lebte, mußte sie ihre Verzweiflung in ihr Herz zurückdrängen, durfte sie nicht jammern und klagen!

Wie sie das dachte, versiegten die Thränen in ihren Augen, und sie richtete ihr Haupt wieder entschlossen empor. Sie wollte gefaßt und ruhig sein; vielleicht war dieser Mann, welchen der Landgraf ihr gesandt, noch mit besonderen Aufträgen für sie versehen.

Sie wandte ihr Haupt halb zu ihm um. Er schien gar nicht auf sie zu achten, sondern war eifrig damit beschäftigt, seine Kleinodien wieder in die Casette zu packen.

Können Sie mir sagen wer diesen Becher gemacht hat? fragte sie.

O, gewiß, Königliche Hoheit, kann ich das, sagte der Juwelier gleichgültig. Ein Gefangener, welcher seit neun Jahren in einem unterirdischen Gefängniß in der Festung Magdeburg schmachtet, hat ihn gemacht. Er heißt Friedrich von Trenck. Eure Königliche Hoheit werden vielleicht den Namen nie gehört haben, aber in Magdeburg kennt jedes Kind diesen Namen, und spricht ihn mit Bewunderung aus. Niemand in der Stadt hat ihn gesehen, aber Jedermann weiß von seinen Heldenthaten, seiner Kühnheit, seinem unerschütterlichen Muth, seiner herculischen Kraft, seinen fabelhaften Fluchtversuchen zu erzählen. Er ist der Held sowohl der Kinderstuben, als der Salons geworden, und obwohl keine der Damen von Magdeburg ihn kennt, so schwärmen sie doch Alle für ihn. Die Officiere aber in der Festung, welche ihn kennen, lieben ihn, und Viele von ihnen, sagt man, sind bereit, für ihn ihr Leben zu wagen.

Prinzessin Amalie athmete hoch auf, es flog wie ein goldener Schimmer der Freude über ihr Antlitz hin, und mit angehaltenem Athem lauschte sie wieder den Worten des Juweliers, die ihren Ohren wie die herrlichste Musik erklangen.

Der Juwelier fuhr fort: Vor einiger Zeit begann Trenck, um die Langeweile aus seinem Kerker zu vertreiben, mit einem Nagel, den er in seinem Kerker bei seinem letzten Ausbruchversuch zwischen der Erde seines von ihm unterminirten Fußbodens fand, auf seinem Trinkbecher kleine Figuren und Sinngedichte zu zeichnen. Bei einer Visitation entdeckte der Commandant diesen Becher. Die Zeichnungen gefielen ihm. Er nahm den Becher mit und sandte Trenck einen anderen, damit er in seiner Kunst weiter fortfahre. Trenck that es mit Freuden, und seitdem hat er nicht aufgehört Becher zu graviren. Jeder Major, jeder wachhabende Officier will von ihm einen solchen Becher zum Andenken haben, jede Dame in Magdeburg sehnt sich darnach, wie nach einem kostbaren Kleinod. Diese Becher sind die neueste Mode, ja sie sind sogar ein bedeutender Handelsartikel geworden, denn man zahlt zwanzig Louisd'or und mehr dafür, wenn man irgend einen Officier bereden kann, seinen Becher zu verkaufen.*) Freilich bekommt der arme Trenck nichts von diesem Gelde, aber die Becher haben ihm doch einen anderen Vortheil gebracht. Sie haben dem Gefangenen Gelegenheit gegeben, der Welt seinen Jammer zu zeigen, sie haben ihm die Sprache wiedergegeben, sie ersetzen ihm die Schreibmaterialien, die ihm zu geben streng verboten ist. Sie haben ihm aber noch einen größeren Vortheil gebracht, fuhr der Fremde leiser fort, sie haben ihm Luft und Licht verschafft! Denn, damit er am Tage sehen kann, lassen die Officiere ihm die beiden Thüren nach dem ersten Corridor auf, wo ein großes Fenster sich befindet, dessen oberste kleine Scheibe jeden Morgen geöffnet wird, und weil die Tage in den Kasematten nur kurz sind, sieht der Commandant durch die Finger, wenn die Officiere dem Gefangenen Licht bringen, so daß er wenigstens jetzt nicht mehr im Finstern sitzt, und daß sich sein einsamer trostloser Kerker in das Atelier eines Künstlers verwandelt hat.

Amalie erwiderte nichts, aber sie hob den Becher, den sie noch immer in ihrer Hand hielt, empor an

*) Wem es daran liegt, das Gedicht ganz zu lesen, der findet es in Trenck's Memoiren Th. II. S. 129.

*) Trenck's Memoiren Th. II. S. 134.

ihre Lippen und küßte ihn. — Der Juwelier hatte das gewiß gar nicht bemerkt, denn er fuhr ganz gelassen fort: Ein Officier von der Garnison selbst hat mir das Alles erzählt, als er mir diesen Becher verkaufte. Die Herren machen überhaupt gar kein Geheimniß daraus, daß sie Trenck sehr zugethan sind, und obwohl sie wissen, daß sie in schwere Strafe kommen, wenn man höheren Orts erfährt, daß sie Trenck solche unerlaubte Erleichterungen verschaffen, verrühmen sie sich doch dessen, wie einer guten That!

Und Gott möge es ihnen lohnen! murmelte Amalie leise in sich hinein. Laut sagte sie dann: Ich kaufe Ihnen diesen Becher ab, mein Herr! Ich will nicht zurückstehen hinter den Magdeburger Damen, und da es einmal Mode ist, einen solchen Becher zu besitzen, so will ich auch einen haben. Sagen Sie mir also Ihren Preis, mein Herr!

Der Juwelier schwieg einen Moment. Verzeihung, Königliche Hoheit, sagte er dann, ich darf Ihnen diesen Becher nicht verkaufen, oder ich bitte Sie vielmehr, es nicht zu verlangen. Der Becher soll, wenn möglich, zu Trenck's Befreiung verwandt werden.

Und wie wollen Sie das anfangen? fragte Amalie athemlos.

Ich will mit diesem Becher zu dem General Riedt gehen, dem neuen österreichischen Gesandten hier. Da alle Welt sich für den unglücklichen Trenck interessirt, so sehe ich nicht ein, warum ich es nicht auch thun, und warum ich mich nicht auch bemühen sollte, ihm wo möglich seine Freiheit zu verschaffen. Ich werde also zu dem General Riedt gehen, und ihm diesen Becher zeigen. Der General Riedt, sagt man, ist ein edler Mann, und außerdem ein weitläufiger Verwandter des Herrn von Trenck. Wenn er diesen Becher sieht, kann es nicht fehlen, daß er sich für das Schicksal seines unglücklichen Vetters interessirt; wenn er von seiner traurigen grausamen Gefangenschaft hört, muß er den lebhaften Wunsch hegen, ihn zu befreien. General Riedt aber ist wohl der Mann dazu, seine Wünsche zu verwirklichen. Er kennt am Wiener Hof alle Mittel und Wege, die zum Ziele führen können, alle Hinterpforten und Schleichwege sind ihm offen, und die Kaiserin Maria Theresia zählt ihn zu ihren Vertrauten und Freunden. Wer Trenk befreien will, muß sich jetzt mit dem General Riedt verständigen und ihn gewinnen. So allein wird es möglich sein, auf die Kaiserin zu wirken, und sie veranlassen, daß sie sich für Trenck verwendet.

Prinzessin Amalie hob rasch ihr Haupt und sah zu dem Fremden empor, dessen Augen mit einem forschenden, vielsagenden Ausdruck auf ihr ruhten. Ihre Blicke begegneten sich, und bohrten sich einen Moment fest ineinander. Dann flog ein unmerkliches Lächeln über sein Angesicht und die Prinzessin nickte leise mit dem Kopf. Beide fühlten sie, daß sie einander verstanden hatten.

Weiter haben Sie mir nichts zu sagen? fragte Amalie nach einer Pause.

Nein, Königliche Hoheit. Ich habe nur noch um Verzeihung zu bitten, daß ich Ihnen diesen Becher nicht verkaufen kann, weil ich, wie gesagt, damit zum General von Riedt gehen will.

Lassen Sie mir diesen Becher hier, sagte Amalie nach kurzem Besinnen. Ich selbst werde ihn dem General von Riedt zeigen, und ihn für das Schicksal seines unglücklichen Verwandten zu interessiren suchen. Gelingt es mir, dann ist der Becher mein, und Sie haben nicht nöthig ihn dem General zu verkaufen, sondern Sie willigen darein ihn mir zu lassen. Kehren Sie morgen früh um diese Stunde hierher zurück, dann will ich Ihnen das Geld für diesen Becher zahlen, oder Ihnen denselben zurückerstatten, wenn es nicht anders sein kann.

Der Juwelier verbeugte sich ehrfurchtsvoll. Ich werde die Befehle Eurer Königlichen Hoheit pünktlich erfüllen, sagte er, morgen um diese Stunde bin ich wieder hier.

Er nahm seine Cassette und verließ das Gemach. — Prinzessin Amalie schaute ihm nach, bis die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte.

Das ist ein ebenso verschwiegener, als discreter Mann! murmelte sie. Ich glaube, daß man ihm vertrauen kann. Jetzt aber vor allen Dingen will ich an den General von Riedt schreiben. Er muß sogleich zu mir kommen.

XXXVII.

Die Prinzessin und der Diplomat.

Eine Stunde später meldete der Page der Prinzessin den General von Riedt, den österreichischen Gesandten am Berliner Hofe. Amalie ging ihm lebhaft entgegen, und betrachtete mit scharfen, durchbohrenden Blicken den General, der sich lächelnd und ehrfurchtsvoll vor ihr verneigte.

Ich habe Sie zu mir bitten lassen, General, weil ich ein Unrecht wieder gut machen wollte, sagte die Prinzessin. Sie haben sich zwei Mal bei mir melden lassen, und ich habe Sie beide Male abgewiesen.

Das war kein Unrecht, Königliche Hoheit, erwiderte der lächelnde Diplomat. Ich wagte es, Ihnen meinen Besuch zu machen, weil es der Etiquette gemäß ist, daß die neu accreditirten Gesandten den Mitgliedern des Königlichen Hauses sich vorstellen. Eure Königliche Hoheit wiesen mich ab, weil es Ihnen so bequem schien, und Sie waren damit vollkommen in Ihrem Recht.

Und jetzt wundern Sie sich ohne Zweifel, daß ich nachträglich Sie um Ihren Besuch bitte?

Ich erlaube mir niemals mich zu wundern. Ihr Befehl, hierher zu kommen, hat mich glücklich gemacht, das ist Alles!

Und Sie ahnen nicht, weshalb ich Sie gebeten, zu mir zu kommen?

Eure Königliche Hoheit hatten ja schon die Gnade es mir zu sagen. Weil Sie gnädigst mich entschädigen wollten für zweimaliges Fehlschlagen meiner Hoffnungen!

Ah, Sie sind ein gewandter Diplomat, Sie drehen sich geschickt im Kreise herum, und sind glatt wie ein Aal! rief die Prinzessin. Man kann Sie nirgends halten und fassen, Sie entschlüpfen Einem unter den Händen. Ich bin aber gewohnt gerade auf mein Ziel loszugehen, und gar nicht zu diplomatisiren. Sehen Sie da, weshalb ich Sie rufen ließ. Ich wollte Ihnen diesen Becher zeigen.

Sie nahm mit einer raschen Bewegung den Becher von dem Tisch, und reichte ihn dem Gesandten dar. Dieser betrachtete ihn lange und aufmerksam. Er drehte ihn in seiner Hand und beschaute jedes Bild, und las jeden Vers.

Amalie beobachtete ihn mit prüfenden, durchbohrenden Blicken; aber seine Mienen verriethen nichts. Auch nicht die kleinste Veränderung ging mit ihnen vor; sie waren ebenso lächelnd, ebenso unbefangen, wie zuvor. Nachdem er Alles beschaut, stellte er ihn mit einer tiefen Verbeugung wieder auf den Tisch.

Nun, was sagen Sie zu der Arbeit? fragte Amalie hastig.

Sie ist ausgezeichnet, eines Künstlers würdig, Königliche Hoheit.

Und wissen Sie, wer der Künstler gewesen, der das geschaffen?

Ich ahne es, Königliche Hoheit.

Nennen Sie seinen Namen.

Ich glaube, er heißt Friedrich von Trenck!

So ist es, und wenn ich nicht irre, ist er Ihr Verwandter?

Mein weitläufiger Verwandter, ja, Königliche Hoheit!

Und Sie können es ertragen, Ihren Verwandten so in Ketten und Banden zu wissen? Ihr Herz leidet nicht bei dem Gedanken an seine Marter und sein Elend?

Ich denke mir, daß er gerechte Strafe duldet, sonst würde man ihn nicht dazu verurtheilt haben!

Mein Herr, und möchte er das Schwerste verbrochen haben, es bleibt dennoch ewig eine Sünde ihn zu martern, wie man es ihm thut. Der Schlaf des Menschen ist heilig, selbst wenn dieser Mensch ein Verbrecher, ja ein Mörder wäre. Möge man den Verbrecher tödten, aber man soll ihm seinen Schlaf nicht morden! Sehen Sie aber dieses Bild, General, diesen auf dürrem Stroh schlafenden Gefangenen, den die rauhe Stimme des Soldaten dort aus seinem Schlaf, aus seinen Träumen von Glück und Freiheit vielleicht weckt. Lesen Sie diese Verse, welche darunter stehen. Ist es nicht, als ob jedes Wort in Thränen gebadet sei, geht nicht ein Schrei

des Entsetzens durch sie hin, so furchtbar, so unerhört, daß er in jedes Menschenbrust widerhallen muß? Und Sie, sein Verwandter, Sie wollen ihn nicht hören? Sie thun nichts, um diesen unglücklichen Mann aus seinem Kerker zu befreien? Sie, der Gesandte Oesterreichs, Sie dulden es, daß man einen Officier Ihrer Kaiserin wider alles Völkerrecht, ohne Urtheil und Verhör in einem fremden Lande gefangen hält?

Meine Kaiserin hat mir, als sie mich hierher sandte, bestimmte Instructionen ertheilt, sie hat mir den Bereich und Umfang meiner Geschäfte genau abgezeichnet und vorgeschrieben. Für die Befreiung dieses unglücklichen Gefangenen mich zu bemühen, hat sie mir nicht aufgetragen; das liegt also ganz außer meinem Wirkungskreis, und ich muß mich bescheiden!

Sie müssen sich bescheiden, und es handelt sich um einen Menschen, einen Verwandten. Sie haben also gar kein Mitleid für ihn?

Ich beklage ihn tief, tief, Königliche Hoheit, aber ich kann nichts für ihn thun!

Sie nicht, fragte Amalie hastig, aber vielleicht ein Anderer? Vielleicht ich?

Ich weiß nicht, ob Eure Königliche Hoheit sich so sehr für den Gefangenen interessiren, um für ihn handeln zu wollen!

Sie wissen nicht, ob ich mich so sehr für Trenck interessire, um für ihn handeln zu wollen! rief Amalie mit einem rauhen Lachen. Sie wissen es, alle Welt weiß es, Niemand wagt es, laut davon zu sprechen, weil man den Zorn des Königs kennt und fürchtet, aber Einer flüstert es dem Andern in's Ohr, weshalb Trenck im Kerker schmachtet, und Sie sollten es nicht wissen? Nun, wenn Sie es nicht wissen, so will ich es Ihnen sagen! Trenck schmachtet im Kerker, weil ich ihn liebe! Ja, General, ich liebe ihn! Warum lachen Sie nicht, mein Herr? Ist es nicht lustig, ein altes, zerfallenes, verwittertes Geschöpf zu sehen, welches von Liebe spricht? Eine zerbrochene zitternde Gestalt, welche sich auf die Liebe wie auf einen Stab stützt, an welchem sie dem Grabe zuwankt? Sehen Sie doch mein entstelltes schaudervolles Antlitz, hören Sie doch diese rauhe Unkenstimme, die es wagt, von Liebe zu sprechen, und dann lachen Sie, lachen Sie, General, denn ich sage Ihnen, ich liebe Trenck! Ich liebe ihn mit der Kraft und Gluth eines jungen Mädchens; das Unglück und das Alter haben eine schaudervolle Maske über mein Antlitz gelegt, aber ich bin doch jung geblieben, in meinem Herzen glüht ein unvergängliches, heiliges Feuer, meine Gedanken, meine Wünsche sind glühend und jung, und mit allen meinen Gedanken, meinen Wünschen liebe ich Trenck! Ich könnte Ihnen erzählen von allen Qualen und Leiden, die ich um dieser Liebe willen erduldet, aber was nützt es? Es handelt sich ja nicht um mich, sondern um ihn, um ihn, welcher durch mich leidet, durch mich um seine Jugend, sein Lebensglück betrogen worden. Neun Jahre schmachtet er im Kerker, neun Jahre habe ich keinen anderen Wunsch, keine andere Lebensaufgabe, als ihn zu retten, ihn zu befreien! Mein Dasein, meine Seele, mein Herz, Alles das ist zerschmettert an den rauhen Mauern seines Kerkers! Ich lebe nur noch, weil ich ihn aus demselben befreien muß, weil ich, wenn auch nicht mehr an das menschliche Mitleid, doch noch an das göttliche Erbarmen glaube, und meine, es muß mir einen Weg zu seiner Befreiung zeigen! Wenn Sie einen solchen Weg kennen, General, zeigen Sie ihn mir, und ich will ihn wandeln, nackten Fußes, ob er auch mit Dornen und glühenden Nägeln besäet sei, denn es gilt ihn zu befreien!

Sie streckte ihre beiden gefaltenen Hände mit einem flehenden Ausdruck zu dem General empor, welcher unbeweglich, gesenkten Hauptes ihr zugehört hatte. Als sie jetzt schwieg, richtete er sein Haupt empor und sah die Prinzessin an. Amalie hätte laut aufschreien mögen vor Freude, denn sie sah, wie zwei Thränen über des Generals Wangen niederrollten.

Ach! rief sie, Sie weinen nun auch. Sie haben also Mitleid!

Der General nahm ihre Hand, und indem er es that, beugte er ehrfurchtsvoll vor ihr das Knie. Ja, sagte er, ich weine, aber nicht um Sie, und nicht aus Mitleid, ich weine nur aus Rührung über Ihre große selbstopfernde Seele. Ich bemitleide Sie nicht, denn Ihr Unglück ist so groß und so heilig, daß es über alles Mitleid erhaben ist. Ich beuge in Ehrfurcht meine Kniee vor Ihnen, denn Ehrfurcht verdient Ihr gramvolles Leiden, und schöner erscheinen Sie mir in demselben, als alle diese lächelnden Frauen, welche in leichtsinniger Heiterkeit durch das Leben tänzeln. Es ist nicht der Diplomat, sondern der Mensch, welcher sich vor Ihnen beugt und Ihnen in tiefster Ehrfurcht seine Huldigung darbringt!

Amalie hob ihn mit einem Lächeln empor, das so sanft und lieblich war, wie man es seit langen Jahren nicht an ihr gesehen. Stehen Sie auf, General, sagte sie milde, lassen Sie uns wie gute Freunde zu einander stehen, und beweisen Sie mir Ihre Theilnahme, indem Sie mir rathen und helfen, ihn zu befreien.

Der General schwieg lange Zeit und blickte nachdenkend vor sich hin. Man muß auf die Kaiserin wirken, sagte er dann, sie muß sich bei König Friedrich für Trenck verwenden. Er wird Maria Thereſia ihre erste Bitte nicht abschlagen.

Wollen Sie es übernehmen, auf die Kaiserin zu wirken? fragte Amalie hastig. Wollen Sie bei ihr für Ihren unglücklichen Vetter sprechen?

Wäre das möglich gewesen, so hätte ich es längst gethan, sagte der General achselzuckend. Allein ich durfte das nicht wagen. Trenck ist mein Verwandter und meine Bitte würde daher nicht als unparteiisches Mitleid, sondern als ein eigennütziges Begehren erschienen sein; meine erhabene Kaiserin besitzt aber ein so strenges Gerechtigkeitsgefühl, daß es bei ihr zu einem unerschütterlichen Grundsatz geworden, niemals, auch selbst nicht Denen, die ihr nahe stehen und denen sie vertraut, solche Bitten zu erfüllen, welche Verwandte und Angehörige Derer, die da bitten, anbetrifft. Die Kaiserin würde mich selbst also entschieden abgewiesen haben, wenn ich bei ihr für Trenck gesprochen hätte. Außerdem würde ich mich dadurch mit einer mächtigen und einflußreichen Partei am Hofe der Kaiserin verfeindet haben, mit einer Partei, welche durchaus nicht wünscht, daß Trenck jemals befreit werde, weil er alsdann kommen würde, Rechnung zu fordern über sein Vermögen und die von seinem Oheim, dem Pandurenobrist, ererbten Schätze und Güter, und weil eine solche Forderung vielen, sogar sehr hochgestellten Personen sehr unbequem und lästig sein würde. Diese Personen würden das Ohr der Kaiserin belagern mit Anklagen gegen diesen Unglücklichen, von dem sie wohl wissen, daß er nicht frei ist, um sich zu rechtfertigen. Man muß sich also den Anschein geben, als habe man gleich ihnen den armen Trenck vergessen, der im Kerker schmachtet, während seine Erbschaft durch eine Commission verwaltet wird, die sich für ihre viele Mühe und Arbeit mit den Gütern des Pandurenhäuptlings bezahlt macht. Es ist sehr gefährlich, in dieses Wespennest zu greifen, man würde leicht von diesen tückischen Wespen getödtet werden können. — Will man daher für Trenck wirken, so muß es auf eine ganz unscheinbare, unmerkliche Weise geschehen, durch einen Menschen, der so harmlos und unbedeutend ist, daß Niemand es der Mühe werth hält, ihn zu beachten, daß die Feinde Trenck's ihm gar keine Hindernisse in den Weg legen, weil sie nicht ahnen, daß er ihnen zu schaden vermöchte.

Giebt es einen solchen Menschen? fragte die Prinzessin.

Es giebt einen solchen, Königliche Hoheit.

Und wo ist er? Wie heißt er? Was ist er?

Er ist der Ofenheizer und Frotteur in den Zimmern der Kaiserin. Ein armer Savoyarde, ohne Bedeutung, ohne Namen, ohne Rang und Stand, aber nicht ohne Credit und Einfluß.

Ein Ofenheizer? rief die Prinzessin staunend und zweifelnd.

Ein häßlicher, alter, verwachsener Kerl, den die anderen Diener den Gnomen nennen, weil er immer verdrießlich und schweigsam ist, mit Keinem von ihnen Gemeinschaft hält, rauh von Sitten und von Stimme ist und sich um nichts kümmert, als um seinen Dienst, dem er mit maschinenartiger Genauigkeit vorsteht. Jeden Tag tritt er früh um sechs Uhr bei Ihrer Majestät ein, macht Feuer im Kamin an, öffnet die Vorhänge, damit ein wenig Tageshelle eindringe, ordnet die Meubles und zieht sich ohne Geräusch wieder zurück. Und das Alles geschieht ohne das geringste Zeichen von Indiscretion, immer gleichmäßig, niemals langsamer, niemals schneller. Er ist eine Uhr, die immer dieselbe Bewegung, denselben Klang hat. Die Kaiserin, seit dreißig Jahren gewöhnt, ihn so alle Tage in ihr Zimmer eintreten zu sehen, hat sich an seine Person gewöhnt und in ihrer Leutseligkeit sich öfter in ein Gespräch mit ihm eingelassen. Seine Antworten sind immer lakonisch, oft mit dem Tone vollkommener Gleichgültigkeit, oft brusque und rauh gewesen, aber sie haben immer einen gesunden Sinn, oft ein tieferes Verständniß bewiesen. Wenn die Kaiserin mit ihm spricht, hält er deshalb nicht einen Moment inne in seiner Arbeit, und wenn sie vollendet ist, bleibt er nicht eine Minute länger, sondern geht hinaus, ohne zu fragen, ob die Kaiserin noch Lust habe mit ihm zu sprechen. Seit dreißig Jahren ist er auf demselben Posten und erfüllt ihn in derselben Weise. Wie oft ist er nicht auf die Probe gestellt, ohne daß man es wollte, nur durch die Umstände selbst. Aber niemals hat man ihn eines Fehlers überführen können, niemals hat man ihm Neugierde oder Intrigue vorzuwerfen gehabt. So hat die Kaiserin endlich ein großes, unerschütterliches Zutrauen zu ihm gefaßt. Sie ist von seiner Treue, Uneigennützigkeit und Redlichkeit so fest überzeugt, daß er dadurch sogar einen Schimmer von Einfluß auf die Kaiserin gewonnen hat, und da sie weiß, daß er weder durch Geld noch durch Schmeicheleien, weder durch Versprechungen noch durch Ehrenstellen zu gewinnen ist, so fragt sie ihn oft selbst in den wichtigsten Dingen um seine Meinung, und sein stets gesundes und unparteiisches Urtheil hat bei ihr eine Art von Gewicht.

Aber wenn dieser Mann so redlich und uneigennützig ist, wie werden wir ihn dann gewinnen können?

Wir müssen suchen, sein Herz und seinen Kopf für uns zu gewinnen. Er muß sich für das Schicksal des unglücklichen Gefangenen interessiren und den Wunsch hegen, zu seiner Befreiung beitragen zu können. Dann, wenn man das erreicht hat, darf man daran denken, auch seinen Eigennutz ein wenig in das Interesse zu ziehen und ihm Geld anzubieten.

Geld? Dieses Wunder von Redlichkeit und Treue ist also für Geld empfänglich?

Er war es nie und wird es vielleicht nie wieder sein. Er selbst hat gar keine Bedürfnisse, keine Wünsche, aber er hat eine einzige Neigung, die Neigung zu seiner Tochter. Das ist ein junges, schönes Mädchen, welches er, da er ein finsteres Mißtrauen gegen Alles hegt, was mit dem Hofe zusammenhängt und Männerkleidung trägt, fern von Wien in einem Kloster hat erziehen lassen. Dann hat er sie in Wien einer ehrbaren Familie in Pension gegeben, aber sie darf ihn nie besuchen, nie ins Schloß kommen, um nach ihm zu fragen, damit keiner der Hofleute sie sehe. Jetzt hat dies Mädchen ein Liebesverhältniß mit einem jungen Arzte angeknüpft. Sie möchten sich gerne heirathen, aber er hat keine Praxis und sie kein Geld, und ihr Vater hat nichts gesammelt, er hat seinen ganzen Lohn immer für seine Tochter hingegeben und nicht einmal eine Aussteuer für sie kann er anschaffen.

Und er denkt nicht daran, sich an die Kaiserin zu wenden, um sie um eine Aussteuer zu bitten?

Wenn ihm dieser Gedanke käme, würde er ihn mit Verachtung von sich weisen, denn sein einziger Ehrgeiz besteht darin, niemals etwas von der Kaiserin bitten zu wollen, niemals Gnadenbezeugungen von ihr anzunehmen. Bloß um des Geldes willen würde er auch jetzt nichts thun, was gegen seine Ueberzeugung wäre, und wenn seine Tochter stürbe vor Gram. Man muß also, wie gesagt, zuerst

sein Herz und seinen Kopf gewinnen, und dann erst darf man es wagen, mit ihm von Geld zu sprechen.

O, rief die Prinzessin, wenn dieser Mann ein Herz hat, so werden wir es gewonnen haben, sobald wir ihm erzählen, was Trenck gelitten hat und wie furchtbar er jetzt leidet. Der Jammer und die Qual, die auf das Haupt dieses Unglückseligen gehäuft sind, müssen ihn rühren und sein Herz wie seinen Kopf gewinnen. Dann, wenn wir das erreicht haben, werden wir seiner Tochter eine Aussteuer, eine reiche Mitgift versprechen. Gott hat es gewollt, daß ich eben reich bin und im Stande, solche Versprechungen auch zu erfüllen. Mein Jahrgeld als Aebtissin, so wie meine Prinzessinnen-Appanage sind mir gestern ausgezahlt worden. Ein kleines Vermögen ist da in meinem Secretair, ich werde noch mehr hinzufügen. Glauben Sie wohl, daß viertausend Louisd'or genügen werden, um das Herz des Savoyarden zu gewinnen?

Ach, Königliche Hoheit, bei jedem Andern würde es zu viel sein, aber um dieses redliche Herz zu gewinnen, bedarf es großer Verlockungen und deshalb sage ich nicht, daß Ihr Anerbieten zu groß ist.

Aber es genügt doch, nicht wahr?

Vollkommen!

Nun fehlt nur noch ein sicherer, gewandter und verschlagener Mann, den wir zu diesem Frotteur der der Kaiserin senden. Ein Mann, welcher Herz und Kopf, Liebe und Hingabe an die Sache hat, die wir ihm übertragen wollen. O, General, wo finden wir einen solchen Mann?

Herr von Riedt lächelte. Ich glaubte, Eure Königliche Hoheit hätten ihn schon gefunden.

Die Prinzessin sah ihn erstaunt an. Ah! rief sie dann, der Juwelier! Der Mann, der mir den Becher brachte und mich auf so geschickte und discrete Weise an Sie verwies.

Ich glaubte gehört zu haben, daß Sie ihn auf morgen früh wieder zu sich bestellt hätten.

Sie wissen das? Sie kennen ihn also?

Herr von Riedt verneigte sich lächelnd. Ich erlaubte mir, ihn an Eure Königliche Hoheit zu senden.

Ah, jetzt begreife ich Alles, und ich muß bekennen, daß dieser Mann ein ebenso geschickter Unterhändler ist, wie Sie ein gewandter Diplomat sind; der Becher, den ich Ihnen zeigte, kam mir von Ihnen?

Ich erhielt ihn von dem Gouverneur von Magdeburg, dem Herrn Landgrafen von Hessen, und da ich selber es nicht wagen darf, handelnd aufzutreten, wagte ich es, mich an Eure Königliche Hoheit zu wenden.

Ich danke Ihnen, daß Sie es thaten, General, und ich muß Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß Sie es auf sehr discrete und vorsichtige Weise gethan. Vielleicht gelingt es uns, die Sache so geheim zu halten, daß mein Bruder nichts davon erfährt und nicht gegen uns wirken kann. Eilen Sie jetzt, mein Herr, ertheilen Sie dem Herrn Juwelier, oder was er sonst sein mag, seine Instructionen, und morgen früh senden Sie ihn zu mir, damit ich ihm das Geld einhändige und mit ihm über seine eigene Belohnung spreche.*)

---

*) Der Abgesandte der Prinzessin fand bei dem Ofenheizer ein williges Gehör, und dieser übernahm es, bei der Kaiserin für Trenck zu wirken. Wie ihm dies gelang und wie er in sechs verschiedenen Morgenunterredungen mit der Kaiserin endlich seinen Zweck erreichte, kann man nachlesen in Thiébault: Souvenirs de vingt ans. Vol. IV. p. 220 ff.

XXXVIII.

Der königliche Hausspion.

Am Morgen des nächsten Tages hielt eine Equipage vor dem Garten von Sanssouci und ein Herr in glänzend gestickter Hofuniform kroch mühsam aus derselben hervor. Hustend und verdrießliche Worte vor sich hinmurmelnd, schlich er die zu den Terrassen führende Allee hinauf, sein Rücken war gebeugt, und unter dem dreieckigen, mit goldenen Tressen gezierten Hütchen kamen nur spärlich hier und da einige weiße Haare hervor. Wer hätte in dieser zusammengedrückten, zerfallenen Gestalt, die mit schlotternden Knieen jetzt die Terrassen hinaufkeuchte, den einst so heiteren, so sorglosen und unbekümmerten Ober-Ceremonienmeister Baron von Pöllnitz wiedererkannt? Wer hätte meinen mögen, daß dieses alte, verwitterte, von tausend Runzeln entstellte Gesicht dem einst so glänzenden Hofcavalier angehöre? Und doch war es so! Herr von Pöllnitz war alt geworden, auch sein Rücken hatte sich beugen müssen unter dieses furchtbare Joch, mit dem das siegreiche Alter jeden Menschen belastet. Aber sein Geist war noch unverändert geblieben, er hatte sich noch dieselbe Lebhaftigkeit, dieselbe Bosheit, denselben Egoismus bewahrt. Herr von Pöllnitz hatte immer noch dieselbe Leidenschaft, Geld, viel Geld zusammenzuraffen, nicht aber um es zu besitzen, sondern um es zu vergeuden. Sein Leben war noch immer getheilt zwischen niedrigem Geiz und unsinniger Verschwendung, und wenn er die ersten Tage jedes Monats selig durchschwelgt hatte, so war er dafür die letzten Wochen jedes Monats darauf angewiesen, entweder zu hungern und zu darben, oder von Denjenigen zu borgen, welche noch gutmüthig oder leichtgläubig genug waren, dem Herrn von Pöllnitz borgen zu wollen. Auch gab es für ihn noch einige andere Erwerbsquellen, die der gewandte Hofcavalier mit vielem Glück zu benutzen wußte. Er war ein ausgezeichneter Ecarté-Spieler, und da er als Ober-Ceremonienmeister die Vergnügungen des Hofes zu ordnen und auch die Plätze an den Spieltischen zu bestimmen hatte, so wußte er es jedes Mal so einzurichten, daß er selbst mit reichen und passionirten Spielern zusammenkam, von Denen er einige Louisd'or gewinnen und einige andere borgen konnte. Außerdem hatte Herr von Pöllnitz seit der Rückkehr des Königs wieder seine Functionen als Beobachter und Spion des Königs freiwillig aufgenommen, und was er am Hofe erspähte und erlauschte, das hinterbrachte er dem König, um dafür dann und wann eine kleine besondere Belohnung zu empfangen.

Seltsame Idee, murmelte er, während er pustend und schnaufend die Terrasse hinaufkletterte, seltsame Idee, hier in dieser langweiligen Einöde zu wohnen, während man doch einige anständige und comfortable Schlösser inmitten der Stadt und auf ebener Erde hat. Man sollte wahrhaftig meinen, der König habe eine solche Sehnsucht nach dem Himmel, daß er schon auf Erden ihm näher zu sein wünsche, als den Menschenkindern, von denen er sich zurückziehe, um zu beten und sich auf den Himmel vorzubereiten.

Der Baron lachte laut auf; es kam ihm gar so drollig vor, sich den König als betenden Einsiedler zu denken. Diese Vorstellung versetzte ihn in eine so heitere Stimmung, daß er dadurch die Kraft gewann, etwas rascher zu gehen und sich bald auf der obersten Abplattung der Terrassen und vor dem Schlosse befand.

Ohne Hindernisse gelangte er bis in das Vorzimmer des Königs, dort aber stand Deesen, der Kammerlakai des Königs, und wehrte dem Herrn Ober-Ceremonienmeister den Eintritt in das Gemach des Königs.

Se. Majestät arbeitet mit den Cabinetsräthen, sagte er. Sie sind heute sehr beschäftigt und es ist ausdrücklicher Befehl, Niemand vorzulassen.

Aber ich muß Se. Majestät sprechen, ich habe ihm Dinge von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen.

Sie werden am Ende doch nicht wichtiger sein als die Dinge, mit denen sich Se. Majestät jetzt beschäftigen, sagte der unerschütterliche Deesen. Der König hat befohlen, Niemand vorzulassen, und also lasse ich Niemand vor.

So werde ich mir also mit Gewalt den Eingang erzwingen müssen, rief Pöllnitz überlaut, indem er gerade auf die Thür zuschritt. Aber Deefen kam ihm zuvor und richtete seine breite Gestalt drohend und kampfbereit vor der Thür auf.

Ein heftiger Wortwechsel entspann sich nun, bei welchem Herr von Pöllnitz seine kreischende Stimme so mächtig erschallen ließ, daß er wohl hoffen durfte, von dem König gehört zu werden.

Diese Hoffnung hatte ihn nicht getäuscht. Die Thür ward plötzlich geöffnet und der König erschien auf der Schwelle.

Pöllnitz, sagte der König, Er ist und bleibt ein unverschämter Narr. Schreit Er da so laut wie der gallische Hahn, der meinem ganzen Hause den Krieg erklären möchte. Ich habe Friede gemacht mit dem gallischen Hahn, merke Er sich das, und wage Er es nicht wieder, hier so laut und unverschämt zu krähen. Was will Er von mir, Pöllnitz? Wollen Seine Gläubiger Ihn einstecken, oder kommt Er, um mir anzuzeigen, daß Er jetzt Jude geworden ist, um irgend eine einträgliche Rabbinerstelle anzunehmen?

Nein, Sire, ich bin noch immer ein reformirter Christ und meine Gläubiger denken nicht daran, mich einstecken zu wollen, denn sie wissen sehr wohl, daß das ihnen nichts hilft. Ich komme in ganz ernsten und dringenden Angelegenheiten und bitte Eure Majestät, mir sofort eine geheime Audienz ertheilen zu wollen.

Der König sah ihn mit durchdringenden Blicken an. Höre Er, Pöllnitz, sagte er, Er ist immer noch ein windiger Geselle, trotz seiner siebenzig Jahre. Ueberlege Er es sich noch einmal! Wenn das, was Er mir zu sagen hat, nicht wirklich wichtig und eilig ist, so werde ich Ihn bitter dafür strafen, daß Er es gewagt hat, mich in meinen Arbeiten mit den Cabinetsräthen zu stören. Ich werde Ihm Sein Gehalt für den nächsten Monat nicht auszahlen lassen.

Majestät, die Angelegenheit ist dringend und eilig. Ich wage mein Gehalt daran.

So komme Er in mein Cabinet. Aber mache Er es kurz, sagte der König, indem er das Vorzimmer durchschritt und in die gegenüberliegende Thür eintrat.

Jetzt rede Er, Pöllnitz, fuhr der König fort, als sie das Cabinet erreicht hatten.

Sire, zuerst bitte ich um Verzeihung, daß ich es wagen will, von einer Sache zu reden, welche schon so alt ist, daß ihr die Zähne wackeln und ihr Gesicht runzlig geworden ist.

Er will also von sich selber reden? unterbrach ihn der König.

Nein Sire, ich will von einer Sache reden, die vor dem Kriege ihre Blüthe hatte und die seitdem in einem unterirdischen Kerker verwelkt und verdorrt ist. Aber diese Sache droht wieder neue Keime emporzuschießen und neue Blätter zu entfalten, und ich fürchte, daß Eure Majestät das nicht wünschenswerth finden.

Rede Er deutlich und ohne Umschweife und Bilder. Er will irgend eine Verleumdung, eine Klatscherei vorbringen, das merke ich wohl, Er kommt als mein wohl bestallter Familienspion, und Er hat irgend einen fetten Bissen erschnappt, denn Seine Augen leuchten so boshaft vergnügt, wie sie es immer thun, wenn Er einen schlechten Streich vorbat. Nun also, heraus damit. Von wem will Er reden?

Von Prinzessin Amalie und von Trenck, flüsterte Pöllnitz.

Der König starrte ihn mit flammenden Blicken einen Moment an, dann drehte er sich um und ging schweigend einige Male auf und ab.

Nun, was ist's mit der Geschichte? fragte der König dann, indem er, Pöllnitz den Rücken zukehrend, in die Fensternische trat und zum Fenster hinauszublicken schien.

Sire, wenn Eure Majestät es nicht hindern, wird Prinzessin Amalie heute noch einen Unterhändler nach Wien absenden, welcher es unternehmen soll, die Kaiserin anzugehen, daß sie sich bei Eurer Majestät für die Freilassung Trenck's verwende. Dieser Unterhändler ist mit Geld und Instructionen reichlich versehen und der österreichische Gesandte hat der Prinzessin einen sichern Weg angegeben, das Gesuch zu den Ohren der Kaiserin zu bringen und ihm einen Fürsprecher zu gewinnen. Sie wollen sich an den Ofenheizer der Kaiserin wenden, und dieser einflußreiche Mann soll es übernehmen, Maria Theresia zu veranlassen, bei Eurer Majestät die Freilassung Trencks zu erflehen. Wenn Eure Majestät den Unterhändler aufhalten und diese Intrigue hindern wollen, so muß das sogleich geschehen, denn vor einer Stunde hat er seine Instructionen vom General Riedt, vor einer Viertelstunde von der Prinzessin viertausend Louisd'or erhalten, womit der Ofenheizer bestochen werden soll, und für sich selbst die Versprechung, daß, wenn die Intrigue gelingt, der Unterhändler von der Prinzessin tausend Louisd'or zu fordern habe.

Weiter! rief der König, als Pöllnitz jetzt schwieg.

Weiter? wiederholte Pöllnitz verblüfft. Weiter habe ich nichts zu melden. Aber mir scheint, die Geschichte war wichtig genug.

Und mir scheint, daß Er mir da ein albernes Mährchen erzählt hat! rief der König, indem er sich umwandte und dem Oberkammerherrn sein zürnendes

Antlitz zeigte. Wenn Er meint, mit solchen fabelhaften und sinnlosen Geschichten von mir Geld zu erpressen, so ist Er in einem großen Irrthum befangen. Nicht einen Heller gebe ich Ihm für diese Lügen. Denkt Er denn, daß Oesterreich an die Tartarei grenzt? Dort ist ein Barbier Minister, und Er will gar einen Ofenheizer zum Vertrauten der Kaiserin machen! Das ist ja noch ärger wie ein Bartputzer, und Schehezerade würde nicht einmal wagen, ihrem schlaftrunkenen Sultan ein solches Mährchen aufzuheften, wie der Herr von Pöllnitz es mir thun möchte.

Aber, Sire, es ist kein Mährchen! rief Pöllnitz eifrig. Es ist die reine Wahrheit. Der eine Page der Prinzessin hat gehorcht und hat mir die Geschichte sogleich hinterbracht.

Hat Er ihn schon belohnt und bezahlt für dies Mährchen, das der Page vorgiebt erlauscht zu haben?

Nein, Sire!

So eile Er rasch nach Berlin zurück, belohne Er den Pagen für seine albernen Lügen mit einem Paar tüchtigen Ohrfeigen, und dann lege Er sich selber zu Bett und lasse Er sich Kamillenthee kochen, denn mir scheint, Sein Kopf ist schwach.

Aber, Sire, es ist wirklich die volle Wahrheit, die verhält sich in der That so, wie fabelhaft sie auch klingen mag.

Des Königs Augen trafen ihn mit einem zornigen Blitz. Es ist ein albernes Mährchen! rief er mit lauter, gebieterischer Stimme. Rede Er mir kein Wort weiter davon und wage Er es nicht, etwa Andern davon zu erzählen. Gehe Er jetzt und vergesse Er die ganze Dummheit.

Pöllnitz schlich seufzend und mit gebeugtem Haupte der Thür zu. Aber bevor er sie öffnete, wandte er sich noch einmal nach dem König um.

Sire, sagte er, es sind die letzten Tage des Monats, und dieser unglückliche October hat noch dazu einunddreißig Tage. Eure Majestät sollten wenigstens meinen Eifer anerkennen, wenn auch die Sache, wie die Weisheit des Königs entscheidet, unwahr ist.

Ich soll Ihn belohnen für Seinen Eifer, Böses zu thun? sagte der König kopfschüttelnd. Aber freilich, es ist so in der Welt! Das Böse wird belohnt und das Gute tritt man unter die Füße. Er ist es nicht werth, einen Fußtritt zu erhalten, gehe Er also hin und lasse Er sich belohnen! Mein Kämmerer soll Ihm zehn Friedrichsd'or auszahlen, aber unter Einer Bedingung!

Und diese ist? fragte Pöllnitz freudig.

Er geht, so wie Er in Berlin ankommt, in's Schloß, läßt sich den Pagen der Prinzessin rufen und giebt ihm ein paar tüchtige Ohrfeigen zur Strafe dafür, daß er Ihm solche Albernheiten vorgelogen hat. Geh' Er jetzt mit Gott! Adieu!

Lange noch, nachdem Pöllnitz das Cabinet verlassen, stand der König in tiefe Gedanken versunken in der Fensternische. Er schien es ganz vergessen zu haben, daß seine Cabinetsräthe warteten und die Minister zur Conferenz beschieden waren. Er dachte an seiner Schwester langes und trauriges Leiden, an ihre Treue und Resignation, und ein tiefes, schmerzliches Mitleiden erfüllte sein Herz.

Ich darf ihr endlich wohl den armseligen Trost gönnen, zu seiner Befreiung beigetragen zu haben, sagte er leise zu sich selber. Sie ist so hart und so lange für diese unselige Liebe bestraft worden, daß ich ihr wohl jetzt die traurige Genugthuung gewähren darf, von dem Grabe dieser Liebe einige duftlose Blüthen zu pflücken. Möge sie sich also immerhin an den Ofenheizer der Kaiserin wenden, auf daß er der frommen Frau Muhme etwas einheize mit Vorstellungen und Bitten. Ich will's nicht hindern, und wenn Muhme Theresia sich bei mir für Trenck verwendet, so will ich nicht daran denken, daß er ein rebellischer Unterthan, ja ein Verräther gewesen ist, der den Tod verdient hat, sondern ich werde mich nur erinnern, daß Amalie um seinetwillen unaussprechlich gelitten hat, daß ihr Leben öde und vereinsamt ist, eine schauerliche Nacht, in welche man wohl einen Sonnenstrahl darf fallen lassen. Arme Amalie, sie liebt ihn noch!

Und indem der König aus der Fensternische hervortrat und langsam das Cabinet durchschritt, um in sein Arbeitszimmer und zu seinen Cabinetsräthen zurückzukehren, murmelte er leise: Es ist doch etwas Schönes um ein großes, reiches Menschenherz. Besser, wenn der Schmerz es tödtet, als wenn die Verachtung es unempfindlich macht und es zu Stein verhärtet.

XXXIX.

Das Unglück bricht herein.

Während der König einsam und still in Sanssouci lebte, nur beschäftigt mit seinen Studien und seinen ernsten Regierungs-Angelegenheiten, dauerten in Rheinsberg die Feste und Lustbarkeiten ununterbrochen fort. Es schien, als habe Prinz Heinrich gar keine anderen Gedanken, keine anderen Wünsche, als seiner Gemahlin immer neue Ueberraschungen zu bereiten, ihr immer neue Huldigungen darzubringen. Hatte er so viele Jahre dem Ernst und den Mühsalen des Lebens opfern müssen, so wollte er sich jetzt dafür durch einen ununterbrochenen Genuß der lange entbehrten Freuden entschädigen und seine Zeit ebenso beeifert dem Vergnügen und den Zerstreuungen widmen, wie er sie sonst den Strapatzen und Gefahren des Krieges dargebracht.

Feste folgten daher auf Feste, und alle Diejenigen des eleganten und vornehmen Berlin, welche auf Jugend, Schönheit, Geist und Liebenswürdigkeit Ansprüche zu machen hatten, waren stets willkommene Gäste in dem Schlosse des Prinzen, das sich in einen glänzenden Tempel der Freude schien verwandelt zu haben.

Es war jetzt im Spätherbst, und Prinz Heinrich hatte beschlossen, mit einem eigenthümlichen und phantastischen Feste die lange Reihe der sonnigen und duftenden Wald- und Gartenfeste abzuschließen. Bevor man in die Salons, in die Winterquartiere des Vergnügens sich zurückzog, wollte man in einer feierlichen Weise Abschied nehmen von der Natur. Die Nymphen des Waldes und der Quelle, die Hamadryaden der Bäume, die Faunen und Satyrn, die Götter des Waldes und der Flur sollten noch einmal den Wald beherrschen, bevor sie das Scepter in die rauhen Hände des Winters niederlegten. Die Gäste von Rheinsberg sollten noch einmal in ungebundener, sorgloser Heiterkeit einen Tag des Glückes genießen, bevor sie in die Wintersalons sich zurückziehen mußten, auf deren Schwelle die Etiquette sie mit ihrem gezwungenen Hoflächeln, ihren steifen Prunkgewändern, ihren Orden und Titeln empfing.

Die Damen und Herren hatten sich daher in Götter und Göttinnen, in Nymphen, Hamadryaden, Faunen, Satyrn und Waldgeister verwandelt. Das Hüfthorn Diana's hallte wider durch den Wald, den die Göttin mit ihren reizenden Jägerinnen durchzog, begleitet von Endymion, der den Actäon verfolgte. Da war Apoll und die reizende Daphne, Echo und der eitle Narcissus, und an dem Rande des See's, der in der Mitte des Waldes sein funkelndes Auge Auge öffnete, tanzten die Nymphen der Quellen mit den Tritonen den lustigen Ringeltanz.

Es war, wie gesagt, ein phantastisches, seltsames Fest, das der Prinz da veranstaltet hatte. Er selber hatte dazu alle Anordnungen getroffen, er selber hatte die Rollen vertheilt und Jedem seinen Platz angewiesen, und damit dem heitern und phantastischen Fest auch das Gepräge vollkommener Ungenirtheit und Natürlichkeit nicht fehle, sollte Jeder nach Belieben seinem Amüsement nachgehen, Abenteuer und Vergnügungen suchen, oder in die Einsamkeit sich zurückziehen können, um zu lesen, nachzudenken, zu träumen, und zu schlafen. Nur zur Mittagszeit sollten Alle, sobald der Ruf des Hüfthorns der Göttin Diana erschallte, auf der großen Ebene am See sich sammeln, wo man unter einzelnen kleinen Zelten, auf dem von Blumengewinden und lustigen Draperien gebildeten Zelt aufgestellt war, ein ebenso gediegenes als üppiges Mahl einnehmen sollte.

Die ganze übrige Zeit war, wie gesagt, dem freiwilligen Vergnügen, welches Jeder sich selber zu schaffen und zu suchen hatte, bestimmt, und der Geist der Cavaliere und die Muthwilligkeit der Damen zeigte sich heute erfinderischer als je. Ueberall sah man schäkernde Göttinnen, welche in das Gebüsch schlüpften, entweder um den Nachstellungen irgend eines Gottes zu entgehen, oder um zu einem erwünschten Rendezvous sich zu verirren. Am Ufer des See's lagen reizende Gondeln bereit für Diejenigen, welche auf den schaukelnden Wellen sich erholen und ausruhen wollten. Für die Jäger und Jägerinnen waren hier und dort an den Bäumen Scheiben aufgestellt, und allerlei Schießgeräthe, Armbrüste und Köcher

mit leicht befiederten Pfeilen lagen daneben. Außerdem aber waren durch den ganzen Wald einzelne kleine Hüttchen vertheilt, von außen nur mit Baumrinde bekleidet, und anzuschauen wie ein Haufen gefälltes Holz, innen aber mit Ruhesitzen und einer ebenso behaglichen als eleganten Einrichtung versehen.*) Jede dieser Hüttchen war mit einer Nummer versehen, und beim Beginn des Festes hatte jede Dame aus einer Urne sich ein Loos gezogen, dessen Nummer die Hütte bezeichnete, welche ihr gehörte. Der Zufall allein hatte dabei entschieden, und Jede hatte ihr Götterwort verpfänden müssen, an Niemand die Nummer ihrer Hütte zu verrathen. Dadurch entstand ein heiteres Suchen und Spähen, ein lustiges Haschen und Verfolgen, welches dem ganzen Fest einen eigenthümlichen Reiz verlieh. Jede der Nymphen und Göttinnen konnte sich vor ihren Verfolgern in ihre Hütte retten, und sie hatte alsdann nur nöthig, über derselben den Kranz von grünen Eichenblättern, den sie in der Hütte fand, aufzuhängen, um sich vor jedem weiteren Vordringen ihres Verfolgers zu sichern, denn dieser Kranz sollte Jedem der Cavaliere das Zeichen sein, daß die Herrin der Hütte sich in dieselbe zurückgezogen habe, und ihre Einsamkeit nicht gestört sehen wolle.

Damit nichts die Harmonie und den Einklang dieses Festes störe, hatten der Prinz und seine Gemahlin selbst sich der übrigen Gesellschaft vollkommen gleichgestellt, und auf den ausdrücklichen Wunsch der Prinzessin hatte sie in diesem Götterspiel keine hervorragende Rolle einzunehmen, sondern durfte in dem einfachen und reizenden Costüm einer Waldnymphe sich in das frohe Gewühl mengen, während der Prinz ein ideales und phantastisches Jägercostüm für sich gewählt hatte. Auch bei der Wahl der Waldhütten hatte Prinzessin Wilhelmine jede Bevorzugung von sich zurückgewiesen, und gleich den anderen Damen hatte sie durch das Loos sich ihre Hütte gewählt, deren Nummer sie selbst den dringenden Bitten ihres Gemahls verweigert hatte.

So schien denn dieser Tag nur der Freude und dem Glück geweiht, Jedermann zeigte ein lächelndes, heiteres Angesicht, frohes Jauchzen und lustiges Lächeln erschallte durch den Wald, und dazwischen hörte man das Klingen der Hüfthörner, das Knallen der Geschosse, das Bellen der Hunde, welche die Göttin Diana in ihrem Gefolge hatte, oder den Klang süßer Lieder, wie Virgil sie für die arkadischen Schäferinnen gedichtet. — Und doch, auf wie vielen dieser Gesichter mochte das Lächeln nur ein erkünsteltes sein, wie viele Seufzer mochten sich mischen in diese Klänge der Freude, wie viel Sorge und Beängstigung mochte das Innere dieser Götter erfüllen, die außen so voll göttlicher Heiterkeit erschienen.

Selbst auf der hehren Stirn der Göttin Diana thront nicht diese erhabene Ruhe, von welcher Homer uns so viel erzählt, selbst ihr Antlitz ist unruhig und sorgenvoll, und in ihren großen schwarzen Augen flackert ein unstätes, glühendes Feuer, wie es nimmer in den Augen der keuschen Göttin zu schauen gewesen.

Seht, da drüben tritt sie aus dem Wald, die Göttin Diana, athemlos und hastig, vorwärts schauend mit bangem Blick, als fürchte sie das Nahen irgend eines Verfolgers, dann, als sie sieht, daß Niemand hinter ihr ist, eilt sie mit raschen Schritten vorwärts, jener Hütte zu, welche da im Gebüsch hervorscheint. Der Eichenkranz ist an dieser Hütte aufgehängt, aber Diana achtet nicht darauf, sie weiß, was das bedeutet, und außerdem ist Niemand berechtigt in diese Hütte einzutreten, als sie allein, denn es ist ihre Hütte, durch das Loos ihr zuerkannt, und billig sollte sie allein die Nummer derselben kennen.

Aber wie sie jetzt in die Hütte eintritt, regt sich etwas im Hintergrunde derselben, und Endymion, der schöne Jäger, tritt ihr mit lächelndem Gruß entgegen.

Endlich kommen Sie, Camilla, flüsterte er leise, endlich gönnen Sie mir das Glück, Sie allein und ohne Zeugen zu sehen. O mein Gott, es ist eine Ewigkeit her, seit ich Sie nicht gesehen. Sie sind sehr grausam gegen mich, mir so jedes Zusammensein mit Ihnen zu versagen, und mich immer in weiter Ferne nach einem Ihrer Blicke schmachten zu lassen.

Als ob es von mir abhinge, Sie näher kommen zu lassen, sagte Camilla mit einem höhnischen Lächeln. Als ob ich nicht immer mit Argusaugen bewacht würde, wie eine Gefangene, von der man jeden Augenblick erwartet, daß sie ausbrechen und davon laufen wird. Wie viel Mühe, wie viel Gewandtheit und List habe ich anwenden müssen, um hierher zu kommen. Es war ein abscheulicher Einfall von dem Prinzen, mir die Rolle der Diana zu ertheilen, denn dadurch habe ich eine ganze Bande von Aufpasserinnen und Spioninnen hinter mir, und ich versichere Sie, meine holden Jägerinnen sind von einer so furchtbaren Keuschheit, daß schon der Anblick eines Mannes sie mit Entsetzen erfüllt, und sie vor ihm in das wildeste Dickicht des Waldes fliehen.

Vielleicht weil sie in diesem Dickicht einen Liebhaber versteckt wissen, sagte Endymion leichtfertig.

Camilla lachte laut auf. Sie mögen Recht haben, sagte sie. Aber wenn meine Jägerinnen fliehen, so bleibt mir immer noch dieser abscheuliche Argus,

*) Thiébault. Mes souvenirs de vingt ans etc. Vol. II. p. 139.

der mich wirklich mit tausend Augen bewacht, und gar nicht von meiner Seite weicht. Es ist eine bloße Malice von dem Prinzen, daß er meinem unleidlichen, sittenrichterlichen Stiefvater diese Rolle zuertheilt, und ihn dadurch förmlich auf mich gehetzt hat.

Und wie ist es Ihnen gelungen, der Wachsamkeit Ihres Argus zu entgehen, und hierher zu kommen?

Ich bin ihm entschlüpft in dem Augenblick als die Prinzessin ihn anredete, und meine holden Jägerinnen eben eine kleine Jagd auf den lustigen Actäon machten, den der Herr von Kaphengst wirklich mit köstlichem Humor darstellt. Ich mußte Sie durchaus sprechen, denn ich habe Ihnen so Vieles zu erzählen, und muß durchaus vor Ihnen mein gequältes, unglückliches Herz ausschütten. Sie sind ja mein lieber treuer Cousin Kindar, und so hoffe ich, Sie werden Ihre arme Cousine nicht verlassen, sondern nach besten Kräften ihr Ihren Rath und Ihre Hülfe ertheilen.

Herr von Kindar neigte sich auf Camillens dargereichte Hand, und preßte seine glühenden Lippen auf dieselbe. Rechnen Sie auf mich als auf Ihren treuesten Sclaven, der glücklich wäre wenigstens für Sie sterben zu dürfen, da er nicht für Sie leben darf.

Nun also hören Sie, beau cousin, flüsterte Camilla lächelnd. Sie wissen, daß mein ehrenfester, gestrenger Herr Gemahl Berlin verlassen hat, um den ihm ertheilten Gesandtschaftsposten in Kopenhagen einzunehmen. Ich konnte ihn nicht sogleich begleiten, weil ich jeden Tag der Geburt meines Kindes entgegensah, und dieses kleine Geschöpf die vernünftige Idee hatte, nicht eher auf die Welt zu kommen, bevor sein Herr Vater nicht glücklich abgereist war, nachdem er mir noch eine große Vorlesung über seine Treue und Zärtlichkeit und über meine Pflichten als einsame Gattin und junge Mutter gehalten hatte. Ich mußte ihm nun unter Anderem auch schwören, niemals meinen beau cousin in meinem Hause empfangen zu wollen.

Und Sie leisteten diesen Schwur? unterbrach sie Kindar vorwurfsvoll.

Ich mußte ihn wohl leisten, sonst wäre er entweder gar nicht abgereist, oder er hätte mich mit fortgeschleppt. Außerdem hat er seinen alten Vertrauten, den Haushofmeister, bei mir zurückgelassen, und diesem den strengen Befehl ertheilt, Sie niemals bei mir anmelden zu lassen. Um seiner tyrannischen Eifersucht aber noch die Krone aufzusetzen, hat er meinen Stiefvater auch noch in das Geheimniß seiner Eifersucht eingeweiht, und von ihm den Freundschaftsdienst begehrt, mich zu allen Festen und Gesellschaften an seiner Statt zu begleiten, und immer zu verhindern, daß Sie mir nicht zu nahe kommen.

Mein Gott, sagte Herr von Kindar mit einem faden Lächeln, bin ich denn so gefährlich?

Diese Herren scheinen es wenigstens zu glauben, und wenn ich Ihnen nicht so sehr gut wäre, so müßte ich Sie wahrlich hassen, so viel habe ich um Ihretwillen leiden müssen.

Herr von Kindar bedeckte statt jeder Antwort ihre Hand, die noch immer in der seinigen ruhte, mit glühenden Küssen.

Seien Sie vernünftig, beau cousin, und hören Sie mir zu, sagte Camilla, indem sie lächelnd ihre Hand zurückzog. Mein Gemahl befindet sich also, wie ich Ihnen sagte, seit acht Wochen in Kopenhagen, und hat mich schon mehrmals gebeten, ihm jetzt, da ich ganz wieder hergestellt bin, mit dem Kinde dahin nachzufolgen.

Der Barbar! Der Unmensch! murmelte Kindar.

Ich habe es jedes Mal unter irgend einem Vorwand abgelehnt schon jetzt zu kommen. Denken Sie aber, gestern Morgen erhielt ich einen Brief, worin mein Herr Gemahl nicht mehr bittet, sondern sich unterfteht, mir, wie er sich selber ausdrückt, „den strengen Befehl" zu ertheilen, zwei Tage nach Empfang seines Briefes von Berlin aufzubrechen und zu ihm zu kommen.

Aber das ist ja Tyrannei, welche alles Maß überschreitet! rief Kindar empathisch. Wie? Glaubt denn dieser hochtrabende weise Lord, daß seine Gemahlin ihm gehorchen muß, wie eine Sclavin, die er für seine Pfunde in Amerika kaufen kann? Ach Camilla, Sie sind es Ihrer eigenen Ehre schuldig, ihm zu beweisen, daß Sie ein freigebornes, edles Weib sind, dem Niemand Befehle ertheilen kann, Niemand, selbst nicht Ihr Gemahl!

Und wie soll ich ihm das beweisen? fragte Camilla.

Indem Sie hier bleiben, flüsterte Herr von Kindar, so dicht an ihr Ohr geneigt, daß sie seinen glühenden Athem auf ihrer Wange fühlte. Theuerste, geliebteste Camilla, Sie können, Sie dürfen nicht daran denken, Berlin verlassen zu wollen, denn Sie wissen wohl, daß die Stunde Ihrer Abreise die Stunde meines Todes sein würde. Sie wissen das, denn Sie wissen es ja schon lange, daß ich Sie grenzenlos liebe, und Sie sind mir wohl einige Entschädigung schuldig für den grausamen Schmerz, den Sie mir durch die Vermählung mit einem Anderen bereitet haben.

Und worin soll diese Entschädigung bestehen? fragte Camilla mit einem coquetten Lächeln.

Herr von Kindar wagte es seinen Arm leise um ihre Taille zu legen. Darin soll sie bestehen, angebetete Camilla, daß Sie hier bleiben, und daß Sie es für mich thun! Darin, daß Sie Ihrem verhaßten

Gemahl entschieden erklären, Sie würden unter keiner Bedingung Berlin verlassen; seinem brutalen Befehl gegenüber erfordere es Ihre Ehre, ihm zu beweisen, daß es für Sie keine Befehle gäbe, und daß Sie nur Ihrer eigenen Neigung und Ihrem eigenen Willen folgten. Deshalb würden Sie in Berlin bleiben.

Ich schreibe ihn diese Nacht, darf ich ihn dann morgen früh selbst zu Ihnen bringen, und ihn zu Ihren Füßen niederlegen?

Wenn ich Nein sage, werden Sie dann die Güte haben, ihn meiner Kammerjungfer zu übergeben?

Ich schwöre bei meiner Ehre, daß ich den Brief nur Ihnen selber übergeben werde.

Wollen Sie mir diesen Brief schreiben? fragte Camilla.

Wenn ich es thue, willigen Sie dann ein, hier zu bleiben, und mir, trotz der Befehle Ihres Gemahls, und der Argusaugen Ihres Stiefvaters, nicht mehr Ihre Thür zu verschließen?

Schreiben Sie mir erst den Brief, das Uebrige wird sich finden, sagte Camilla leichtfertig.

Nun also, mein tyrannischer Herr Vetter, so zwingen Sie mich ja, Ihnen meine Thür zu öffnen, trotz des Gemahls und des Stiefvaters, und dieses Cerberus von Haushofmeister, der meine Schwelle bewacht. Der Brief, den Sie mir schreiben wollen, ist ein Talisman, der Ihnen alle verschlossenen Pforten meines Hauses öffnet.

Aber was helfen mir alle diese geöffneten Pfor-

ten, da mir doch die Pforte Ihres Herzens immer noch verschlossen bleibt, Camilla. Ah, Sie lachen, Camilla, Sie verhöhnen und verspotten meine Leiden. Mein Gott, Sie sind also ganz ohne Mitleid, ohne Erbarmen! Sie sehen, was ich leide, und Sie lachen!

Camilla neigte sich zu ihm. Ich lache, flüsterte sie, weil Sie gar so dumm sind, beau cousin. Aber horch, da ertönt das Hallali meiner Jägerinnen. Ich muß eilen zu ihnen zu kommen, sonst umringen sie meine Hütte, und wären im Stande hier einzudringen! Leben Sie also wohl! Morgen erwarte ich Sie mit dem Briefe! Adieu, beau cousin.

Sie warf ihm mit den Fingerspitzen einen Kuß hin, und verließ dann rasch die Hütte.

Herr von Kindar blickte ihr mit einem seltsamen Lächeln nach. Sie ist mein, flüsterte er leise. Wir werden da in der That einen allerliebsten kleinen Roman durchleben, nur daß er nicht mit einer Heirath, sondern mit einer Scheidung endigen wird. Es fällt mir aber gar nicht ein, auf diese Scheidung eine Heirath folgen zu lassen! Gott bewahre mich davor, dieses schöne, eigensinnige, wetterwendische und coquette Weib heirathen zu müssen! —

Während sich dies in dem einen Theil des Waldes begab, hatte das Fest seinen heiteren Fortgang genommen. Man sang und lachte, man scherzte und jauchzte, und Niemand ahnte, daß über dieses sonnige Fest die finstere hohnlachende Sünde ihre dunklen erkältenden Schatten geworfen, daß das feige Verbrechen des Verraths mit seinem Gifthauch die reine Luft dieses Waldes schon verpestet habe.

Niemand ahnte das weniger, als Prinz Heinrich selber. Er war glücklich und zufrieden, daß dieses Fest so wohl gelungen, daß der sonnige Herbsttag seinen Veranstaltungen so köstlich zu Hülfe gekommen. Die Sonne da draußen leuchtete bis in sein Herz hinein, und machte es warm und freudenvoll. Er hatte eben mit einigen Cavalieren seines Hofes eine kleine Tour durch den Wald gemacht, und kehrte jetzt zu dem Zelt am Ufer des See's zurück. Dort hatte er die Prinzessin vorhin im Kreise der Nymphen zuletzt gesehen, aber jetzt war sie nicht mehr dort, und keine der Damen wußte ihm zu sagen, wohin sie sich gewendet.

Sie wird sich in ihre Hütte zurückgezogen haben, sagte der Prinz zu sich selber, indem er lächelnd wieder dem Dickicht des Waldes zuschritt. Es kommt also nur darauf an, ihre Hütte zu finden, denn ohne Zweifel ist sie dort, und erwartet, daß ich sie suche. Nun also, Ihr holden Kobolde des Zufalls, steht mir bei, und zeigt mir die Hütte, wo meine Geliebte sich verborgen hat. Ich will und muß sie finden, und wär's auch nur, um ihr zu beweisen, daß meine Liebe so stark und mächtig ist, um jedes Hinderniß überwinden zu können, und jedes Geheimniß zu durchbrechen! — Es sind vierundzwanzig Hütten errichtet, und ich weiß von Jeder ihren Platz. Ich werde also diese Hütten besuchen, und es wäre doch wunderbar, wenn ich meine geliebte Wilhelmine nicht entdecken sollte!

Er ging mit hastigen Schritten vorwärts, der Richtung nach, in welcher die Baumhütten aufgestellt waren. Ein seltsamer Zufall wollte, daß alle diese Hütten leer waren, daß an keiner derselben der verhängnißvolle Kranz aufgehangen war, und der Prinz daher wagen durfte, in diese Hütten einzutreten, und sich zu überzeugen, daß Niemand darin sei. — Dreiundzwanzig dieser Hütten hatte der Prinz jetzt schon gesehen, ohne Diejenige zu finden, welche er so sehnsuchtsvoll suchte.

Ich werde auch noch zu der letzten Hütte gehen, sagte der Prinz heiter, vielleicht haben die Götter mich nur so weit in der Irre umher getrieben, um mich am Ende meines Weges das Glück endlich finden zu lassen.

Da in der Ferne sah er sie schon sich entgegenleuchten, diese letzte Hütte. In der Mitte buschigen niederen Gesträuches lag sie lauschig und still da, und wie der Prinz jetzt näher kam, sah er mit herzklopfender Freude, daß wirklich der Eichenkranz über der Thür der Hütte aufgehangen war.

Sie ist da, ich habe sie also gefunden, murmelte der Prinz mit freudigem Lächeln in sich hinein, indem er mit beflügeltem Schritte der Hütte zueilte. Auf einmal blieb er stehen.

Nein, sagte er, ich darf es nicht wagen, sie zu überfallen. Ich muß das Gesetz, welches ich selbst gegeben, heilig halten; der Eichenkranz hängt vor dieser Hütte, Niemand darf es also wagen, die Thür zu öffnen. Aber ich werde mich wie ein treuer Hund vor der Thür niederlegen, hinter welcher meine Geliebte weilt, und wenn sie endlich heraustritt, muß sie entweder über meinen Körper fortschreiten, oder in meine Arme sinken.

Leise, sorgsam bemüht, jedes Geräusch zu vermeiden, schlich der Prinz jetzt der Hütte zu. Dann, als er sie erreicht hatte, ließ er sich langsam in das Gras niedergleiten, die lächelnden Blicke der Thür zugewandt, hinter welcher seine Geliebte sich verborgen hielt.

Tiefe Stille herrschte jetzt rings umher. Es war ein köstlicher, lauschiger Platz, ganz geeignet zu einem zärtlichen Rendezvous, und voll jenes süßen Schweigens, welches so laut und so beredt zu den Herzen der Liebenden spricht. In weiter Ferne vernahm man den Klang des Jagdhorns, und die heiteren Lieder der fröhlichen Jäger tönten nur in einzelnen

Accorden herüber, während die großen Bäume ringsum dann und wann höher aufrauschten, als wollten auch sie ihre Lieder in diese Klänge der allgemeinen Freude mischen. Hier und dort in den Zweigen ließ irgend ein verspäteter Waldvogel seine melodische Stimme mit irgend einem sehnsuchtsvollen Ruf erschallen, der von einem anderen Baume her seine Erwiderung fand. Zuweilen raschelte es in dem gelben Laub, welches der Herbst schon zu den Füßen der Bäume niedergeweht hatte, und ein Eichkätzchen schlüpfte mit zierlich gehobenem Schweif über das Laubwerk dahin, um mit fliegender Eile an einem anderen Baume hinaufzuklettern, oder ein Frosch kam langsam und mit komischen Sprüngen aus den gelben Blättern hervor, vielleicht auf der Jagd nach irgend einem Käferchen, das vor ihm auf der Flucht war.

Der Prinz gab sich eine Zeitlang mit süßem Behagen dieser Waldeinsamkeit hin, er athmete zuweilen hoch auf, als wolle er diese köstliche Waldluft in sich hineinsaugen, seine lächelnden Blicke schweiften ringsumher, bald hinauf zum Himmel, wo einzelne weiße Wölken vorüberflatterten, bald zur Erde hin, wo irgend ein glänzendes Insect seinem Auge begegnete.

Aber, — was war es, was ihn plötzlich, wie mit einem tödtlichen Schreck durchzuckte, warum erblaßte er auf einmal, und wandte seine flammenden Blicke mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Entsetzen nach der Hütte hin? Warum richtete er aus seiner ruhenden Stellung halb sich empor, wie ein Jäger, der die Beute heranschleichen sieht, welche er tödten will? Was war es, welches machte, daß seine Lippen sich fest aufeinander preßten, als wollten sie einen Schrei des Entsetzens oder eine Verwünschung des Zorns zurückdrängen? Und warum lauschte er jetzt mit angehaltenem Athem, die Blicke starr nach der Hütte hingewandt, die beiden zur Faust zusammengeballten Hände vorstreckend, als hebe er sie drohend gegen einen nahenden Feind?

Auf einmal sprang er empor, wuthflammend, zitternd stürzte er nach der Thür hin, aber, schon im Begriff sie mit einem Faustschlag zu treffen, schwankte er zurück; todesbleich, ächzend, als habe sein Fuß da, an der Schwelle dieser Thür, auf eine giftige Schlange getreten. So, immerfort rückwärts schreitend, mit weitaufgerissenen, entsetzten Augen, mit halbgeöffneten Lippen, die in einem Schrei schienen erstarrt zu sein, schwankte er immer weiter zurück von der Hütte, und dann auf einmal, als wäre er nicht länger im Stande das Entsetzliche zu schauen, wandte er sich um, und in rasendem Lauf, wie ein von Furien Verfolgter, stürzte er von dannen.

Weiter, immer weiter fort, bis seine Kraft, bis der Athem in seiner Brust erschöpft war. Dann sank er keuchend zusammen. Es war feig, zu entfliehen, murmelte er leise vor sich hin. Aber ich fühlte, daß ich sie Beide würde ermordet haben, wenn sie vor meinen Augen aus der Hütte getreten wären. Eine Stimme in mir flüsterte: „entflieh, oder Du wirst zum Mörder werden.“ Ich bin ihr gefolgt, fast wider meinen Willen! Es war eine Feigheit, ein unverzeihlicher Fehler, aber ich werde ihn wieder gut machen. Ich werde zu der Hütte zurückkehren!

Er sprang empor, wie ein Tiger, der bereit ist, sich auf seine Beute zu stürzen. Seine Hand faßte unwillkührlich nach seiner Seite, um den Dolch oder das Schwert zu fassen.

Ach, ich habe nicht einmal Waffen! sagte er dann zähneknirschend. Ich werde sie also mit meinen Händen tödten müssen!

Nun schritt er hochaufgerichteten Hauptes vorwärts, stolz wie ein Sieger, oder wie Einer, der den Tod überwunden hat und nichts mehr fürchtet, immer rascher, immer eilender, als besorge er, das Unheil, welches er jetzt wie eine Schlange unter seinen Füßen zertreten wollte, könnte vor ihm in das Gebüsch entfliehen.

Da lag sie wieder vor ihm, die unselige Hütte, aber nicht mehr, wie vorher, lächelte sie ihm entgegen, sondern ihr Anblick erfüllte ihn mit Entsetzen und wildem Zorn.

Jetzt hatte er sie erreicht, mit einem Ruck stieß er die Thür auf, aber — die Hütte war leer. Der Prinz hatte nicht bemerkt, daß der Eichenkranz nicht mehr an der Thür hing und der Eintritt daher Jedem erlaubt war.

Sie sind fort, murmelte der Prinz. Dies Mal sind sie noch der Strafe entgangen, denn ich kann sie nicht überführen! Aber ich werde warten, ich werde sie beobachten, und wehe ihnen, wenn ich sie schuldig finde!

XL.

Bruder und Schwester.

Ein Monat war vergangen, seit Prinzessin Amalie ihren Unterhändler an den Ofenheizer der Kaiserin abgesandt, und noch immer war sie ohne eine entscheidende Nachricht. Nur ein Mal war der General von Riedt zu ihr gekommen, um ihr zu sagen, daß es glücklich gelungen sei, den Savoyarden für Trencks Schicksal zu interessiren, und daß er es übernommen habe, die Kaiserin an den unglücklichen Gefangenen zu erinnern. Aber er habe die Bedingung hinzugefügt, daß Niemand wieder zu ihm käme, um mit ihm von dieser Angelegenheit zu reden, daß dieselbe überhaupt als ein strenges und unverbrüchliches Geheimniß bewahrt werde. Erst wenn Trenck wirklich frei sei, solle man wieder zu ihm kommen, entweder, wenn er das Ziel erreicht, um ihm die zweite Hälfte der versprochenen Summe zu geben, oder, wenn er es verfehlt, die erste Hälfte, welche er schon erhalten, wieder zu empfangen.*)

Das war, wie gesagt, die einzige Nachricht, welche die Prinzessin von Wien erhalten hatte, ihr Herz war daher kummervoll und verzagt. Trenck saß noch immer in seinem unterirdischen Gefängniß in Magdeburg und Amalie wagte kaum noch auf Befreiung zu hoffen.

Es war ein stürmischer und finsterer Novembertag. Die Prinzessin stand am Fenster und schaute den wirbelnden Schneeflocken zu und horchte auf das pfeifende Geheul des Sturmes, das ihr wie die grimmigen Gesänge hohnlachender Geister erschien und sie mit einer Art boshafter Freude erfüllte.

Heute werden wieder viele Schiffe auf dem Meere zu Grunde gehen und viel Hab und Gut der Menschen wird zerstört werden! murmelte sie mit einem heisern Lachen vor sich hin. Gott sendet einmal wieder seine Lieblingstochter, die heulende Windsbraut, damit sie den Menschen ein Lied vorsinge von ihrer Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit und sie ein wenig strafe an Dem, worin sie allein empfindlich sind, an ihrem Eigenthum. Darum freut mich das Pfeifen und Brüllen des Sturmes, es ist die Stimme des großen Weltgeistes, der im Donner dahinfährt und die feigen Menschen erzittern macht. Sie verdienen es nicht besser, denn sie sind gar so nichtswürdig und verächtlich. Ich verachte sie, ich hasse sie Alle, Alle, und nur wenn ich sie leiden sehe, fühle ich mich ihnen versöhnt. Ah, da hat der Sturm drüben auf der Straße eine schöne geputzte Dame erfaßt. Hei, wie er sie umherwirbelt, wie er ihre Kleider hoch aufbauscht und ihrer erlogenen und erkünstelten Sittsamkeit spottet. Elender, schillernder Schmetterling, glaubtest vielleicht, Du seiest eine Göttin an Schönheit und Anmuth, jetzt lehrt Dich der Sturm, daß Du nur ein armseliges Insect bist, ein machtloses Atom, das in das Weltall zerwirbelt wird, wie irgend ein anderes elendes Insect! Und der Sturm nimmt doch nur erst Deine Kleider und Deinen kostbaren Hut! Aber warte nur, eines Tages wird er auch Dein Herz nehmen und wird es umherwirbeln und zerschellen und Niemand wird Mitleiden mit Dir haben, sondern Jedermann wird Dich verspotten und verhöhnen. Denn das Unglück ist eine Schande, welche man den Menschen niemals verzeiht! Möge man immerhin ein Verbrecher, ein Mörder und Dieb sein, die Welt wird Einem das verzeihen, wenn man Glück dabei hat und es verstand, seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Die Welt verzeiht den Verbrechern, aber sie verzeiht niemals den Unglücklichen! O, es ist eine so tolle, lustige Welt, und Thoren sind Diejenigen, welche die Welt ernsthaft nehmen und nicht mit ihr lachen, lachen, wie ich es thue!

Sie lachte laut auf, aber es war ein hartes, rauhes Lachen, vor dem Amalie selber erschrak.

Es ist kalt hier, sagte sie, in sich zusammenschauernd, ich glaube, ich werde niemals wieder warm werden. Mich friert immer, und dieser abscheuliche Frost hat auch meine Seele und mein Herz schon ganz erstarren gemacht. Ich möchte wohl wissen, ob ich im Grabe wieder aufthauen werde.

Sie trat langsam von dem Fenster zurück und schlich durch das weite, einsame Gemach nach dem

*) Thiébault. Vol. IV. p. 219.

Kamin hin, in welchem große Holzscheite brannten und bald mit hellen Flammen aufloderten, bald in leuchtender Gluth zusammensanken.

Amalie nahm die eiserne Stange und belustigte sich damit, in dem Feuer umherzubohren und die tanzenden und zischelnden Flammen zu beobachten. Das Feuer warf über ihre ganze Gestalt seine glühenden Streiflichter und beleuchtete mit einem röthlichen Schimmer ihr eingefallenes, bleiches Antlitz. Sie starrte in die Gluthen und murmelte einzelne abgebrochene Worte vor sich hin; zuweilen zuckte ein spöttisches Lächeln um ihre Lippen, dann wieder rangen sich schwere Seufzer aus ihrer Brust hervor. Erzählte sie dem Feuer vielleicht von den grausamen Flammen, die ihr Inneres durchwühlten, oder war sie eine Zauberin, welche die Sprache der flackernden Feuerzungen verstand und ihnen Antwort gab auf ihre brennenden Fragen?

Das heftige Oeffnen der Thür weckte sie aus ihren Träumen. Ihre Pagen erschienen in derselben und riefen mit lauter, feierlicher Stimme: Se. Majestät der König!

Prinzessin Amalie neigte zustimmend ihr Haupt und schritt langsam und mit fast strengem Angesicht dem König entgegen, welcher eben auf der Schwelle der Thür erschien.

Darf ich eintreten, meine Schwester, oder befehlen Sie mir, wieder zu gehen? fragte der König lächelnd.

Der König hat niemals um Erlaubniß zu fragen, erwiderte Amalie ernst. Er ist überall der Herr und vor ihm öffnen sich die Thüren aller Gefängnisse, also auch die meinen!

Friedrich winkte den Pagen hinauszugehen und die Thür zu schließen, dann schritt er lebhaft zu seiner Schwester hin und ihr die Hand reichend, geleitete er sie zu dem Divan, auf welchem er neben ihr Platz nahm.

Sie betrachten mich also wie eine Art Kerkermeister? fragte er dann mit dem Ausdruck sanfter Liebe, an ihre Worte anknüpfend.

Ist ein König denn etwas Anderes, Sire? rief Amalie mit einem rauhen Lachen. Diejenigen, welche ihm mißfallen, läßt er in die Gefängnisse werfen und keiner seiner Unterthanen ist sicher, daß er ihm nicht eines Tages mißfallen könne.

Nun, meine Schwester, Sie wenigstens haben das nicht zu befürchten, und doch nannten Sie vorher auch dieses Zimmer ein Gefängniß.

Es ist auch eins, Sire.

Und ich bin auch hier der Kerkermeister?

Nein, mein Bruder, das Leben ist mein Kerkermeister.

Da haben Sie recht, Amalie, sagte der König traurig. Das Leben ist unserer Aller Kerkermeister, von welchem der Tod allein uns befreien kann. Die Welt ist wirklich nichts als ein großes Gefängniß, und nur die Thoren dünken sich frei zu sein. Aber da sind wir schon zu einem ernsten philosophischen Gespräch gekommen, und ich kam doch zu Ihnen, meine Schwester, um mich bei Ihnen ein wenig auszuruhen von allen Geschäften, um mit Ihnen heiter zu plaudern, wie in früheren glücklichen Tagen. Plaudern wir also! Erzählen Sie mir ein wenig von Ihrem Leben, von Ihrem Wohlergehen, von Ihren Beschäftigungen, von Ihren Freunden!

Das ist leicht und kurz abgethan, sagte Amalie rauh. Von meinem Leben habe ich Ihnen schon gesagt, was sich davon sagen läßt, es ist mein Kerkermeister, und ich erwarte mit Sehnsucht, daß mich der Tod davon befreit. Von meinem Wohlergehen läßt sich nichts sagen, denn es ergeht mir nicht wohl, sondern übel genug. Was meine Beschäftigung anbelangt, so sind die eintönig genug. Ich schlafe immer, Nacht und Tag, und wozu sollte ich auch wachen? Es giebt für mich nichts zu thun und nichts zu leisten, ich bin ein ganz überflüssiges Stück Meuble dieses Schlosses, und Ihr Alle werdet froh sein, wenn ich eines Tages in die Rumpelkammer gestellt werde. Ich bin eine alte Jungfer, oder wenn Sie wollen, eine alte Mauerkröte, welche weiter nichts zu thun hat, als in ihrem Mauerloch zu hocken, und keine andere Freude, als zuweilen, wenn ihr recht wohl ist, ihr Gift auf die Vorübergehenden auszuspritzen. Und was zuletzt meine Freunde anbetrifft, so kann ich nichts davon erzählen, denn ich habe keine Freunde. Ich hasse alle Menschen und sie hassen mich, und wenn sich Einer den Anschein giebt, mich zu lieben, so bin ich jedes Mal auf meiner Huth, denn ich weiß dann, daß ich es mit einem Bösewicht oder Verräther zu thun habe, den irgend eine eigennützige Absicht zu mir führt.

Arme Schwester, sagte der König traurig, wie unglücklich müssen Sie sein, um so sprechen zu können! Und kann ich nichts thun, Ihr Unglück zu mildern?

Amalie lachte laut auf. Verzeihen Sie, sagte sie dann, aber die Frage erinnert mich an ein allerliebstes, lustiges Mährchen, das ich neulich las. Es handelt sich darin um einen Menschenfresser, der eben im Begriff ist, ein junges Mädchen zu verspeisen. Das arme Kind flehte jammervoll um sein Leben, aber das war natürlich vergeblich. Das Leben kann ich Dir nicht schenken, sagte der Menschenfresser, aber eine Gnade will ich Dir bewilligen. Besinne Dich also rasch auf eine Bitte und sei gewiß, daß ich sie Dir erfüllen will. Das arme Mädchen konnte aber vor Angst und Schmerz nicht ihre Gedanken so rasch

sammeln. Da sagte der Menschenfresser: „ich kann nicht länger warten. Mich hungert sehr! Aber um Dir Zeit zu lassen, noch länger über die Gnade, welche Du von mir fordern willst, nachzudenken, will ich nicht, wie ich es sonst gewohnt bin, zuerst den Kopf verzehren, sondern ich werde bei den Beinen anfangen.“ So sagend hieb er die Beine ab und

ß sie, und bei jedem Glied, welches er weiter ab-ieb, fragte er das arme, wimmernde Geschöpf: „so esinne Dich doch! Giebt es denn keine Gnade, elche ich Dir bewilligen kann?“ Sagen Sie selbst, ire, war das nicht ein sehr großmüthiger Menschen-esser?

Der König lachte ganz unbefangen und schien die ittere Anspielung seiner Schwester gar nicht ver-

stand zu haben. Sie haben Recht, sagte er, das ist ein lustiges Mährchen, bei welchem Einem die Thränen in die Augen treten, man weiß nicht, ob vor Lachen oder vor Weinen. Wo haben Sie denn dies Mährchen gelesen?

Die Feuermännchen, welche da im Kamin auf- und niederhüpfen, haben es mir erzählt. O, das sind lustige Gesellen, Sire, und oft, wenn es hier recht einsam ist und ich da auf dem großen Lehnsessel am Kamin sitze, neigen sie sich zu mir und plaudern mit mir von vergangenen Zeiten und von Tagen, welche da kommen werden.

Ich fürchte, daß sie Ihnen alsdann nicht viel Lustiges zu erzählen haben, sagte der König seufzend, kaum noch viel Interessantes. Wer, wie wir Beide,

die Höhe des Lebens überschritten hat und bergab schreitet, für den plattet sich die Gegend immer mehr ab und er hat keine großen Ueberraschungen mehr zu erwarten. Je weiter er kommt, desto einsamer und stiller wird es um ihn her und er ist zuletzt froh, wenn er im Thal angekommen ist, wo ein stilles Grab ihn erwartet. Aber, so lange man noch auf der Wanderung ist, soll man nicht die Hände in den Schooß legen, sondern wirken und schaffen! Und wirken und schaffen sollen auch Sie, meine Schwester. Die Gelegenheit dazu bietet sich Ihnen jetzt noch mehr wie sonst dar, denn die Aebtissin von Quedlinburg ist gestorben und Sie, die bisherige Coadjutorin, treten nun an die Stelle derselben ein.

Und Eure Majestät meinen, daß es ein würdiger Beruf für mich ist, nach Quedlinburg zu gehen, um die Hirtin zu werden dieser fürchterlichen Heerde von alten Jungfern, die in das Stift gelaufen sind, weil sich außerhalb desselben kein Mann hat für sie finden wollen? Nein, Sire, verdammen Sie mich nicht dazu, nach Quedlinburg zu gehen. Um die edeln Stiftsdamen zu Heiligen heranzubilden, bin ich selber noch zu unheilig, und um sie von ihren Lasteru zu entsühnen, fühle ich keine Neigung in mir.

Auch möchte das eine sehr schwierige Aufgabe sein, sagte der König lächelnd, und Sie würden sich wenigstens nicht beliebt dadurch machen. Denn die Menschen lieben gemeinhin nichts inniger als ihre Laster, und sie hassen Den, der sie davon befreien will. Bleiben Sie also immerhin in Berlin, aber nehmen Sie nichtsdestoweniger diese Stelle an, welche einst die schöne Aurora von Königsmark so ruhmvoll bekleidet hat. König August hatte ihr wenigstens auf diesem Wittwensitz seiner Liebe ein ziemlich reiches Wittwengehalt ausgemacht, und so werden auch Sie noch die Früchte dieser Liebe genießen, welche einst ganz Europa zu reden gab. Ihr Gehalt als Aebtissin beträgt siebenzehntausend Thaler, und ich denke, dieser Zuwachs Ihrer Kasse wird Ihnen willkommen sein, so daß Sie jetzt also eine Jahresrente von vierzigtausend Thalern haben.

Außerdem noch freie Wohnung und freies Holz, sagte Amalie mit einem schneidenden Lachen. Sie sehen also, Sire, ich habe mich über nichts zu beklagen, meine Hospitalstelle ist recht glänzend dotirt, und wenn ich vielleicht einst noch dazu gelangen sollte, geizig zu werden, so könnte es wirklich möglich sein, noch einige Thaler jährlich zusammenzuscharren und zurückzulegen.

Ich möchte gern dafür sorgen, daß Sie alsdann mehr als nur einige Thaler zurücklegen könnten, und ich bitte Sie deshalb, mir zu erlauben, daß ich von jetzt an Ihre Prinzessinnen-Appanage noch um weitere sechstausend Thaler jährlich erhöhe.*)

Prinzessin Amalie sah ihn mit einem mißtrauischen, stechenden Blick an. Sie sind heute sehr gnädig gegen mich, mein Bruder, sagte sie. Sie bewilligen, bevor ich gebeten habe. Ich gestehe Ihnen, daß das mich ängstigt. Haben Sie mir vielleicht irgend eine schlimme Nachricht zu bringen, und fürchten Sie, diese könnte mich so sehr zerschmettern, daß Sie ihr zuvorkommen und vorher schon Balsam auflegen wollen?

Der König betrachtete sie mit einem Blick voll traurigen Mitgefühls. Arme Amalie, Sie glauben also niemals an meine wirkliche Zuneigung, sagte er milde. Sie mißtrauen Allen, selbst mir, Ihrem Bruder? Ach, Amalie, wie hat doch die Zeit und das Leben uns Beide verhärtet und erstarrt. Mit welchen großen Illusionen sind wir Beide nicht hinausgetreten in die Welt, die uns so göttlich schön dünkte, und die wir jetzt mit entnüchterten Augen betrachten. Wo sind unsere Ideale geblieben, Amalie, und was ist aus den Träumen unserer Jugend geworden?

Der Sturmwind hat sie zerschellt, rief Amalie lachend, der böse Feind ist darüber hingefahren und hat das Ackerland unserer Jugend in einen Aschenhaufen verwandelt. Es ist mir recht, daß es so ist, denn es ist mir lieber, unter wirklichen Trümmern und Ruinen umher zu gehen, als unter Gebäuden, deren Risse und Sprünge ich nicht sehe, und die doch jeden Tag über mir zusammenstürzen können. Wenn man unter Trümmern wandelt, ist man wenigstens sicher nicht zerschmettert zu werden. Aber dies sage ich nur von mir selber, Sire, nicht von Ihnen, nicht von dem ruhmgekrönten König, der die Welt in Erstaunen gesetzt hat durch seine Siege, und der sie jetzt in Erstaunen setzt durch die Weisheit, mit welcher er sein Land und seine Unterthanen regiert.

Mein Kind, sagte der König milde, der Ruhm hat für mich keine Reize mehr. Nero ist auch ein berühmter Mann geworden, obwohl er Städte und Tempel verbrennen ließ, und den Seneca zu Tode marterte. Und Herostratus ist es auch gelungen, seinen Namen unsterblich zu machen. Ob die Welt über meine Weisheit und Regierungskraft in Erstaunen geräth, ist mir auch ganz gleichgültig. Ich thue nur meine Pflicht als König. Aber ich will Dir sagen, Kind, in einem Winkel seines Wesens bleibt auch der König immer noch ein Mensch, und zuweilen schreit die arme Creatur noch in ihm auf, und verlangt für sich selber ein wenig persönliches Glück und Befriedigung. Man kann sehr reich sein als

*) König. Schilderung von Berlin. V. 2. S. 43.

König, und doch recht arm sein und darben als Mensch. Aber — nichts mehr von diesen trüben Gedanken. Wir sprachen von Ihren Geldangelegenheiten, Amalie. Lassen Sie uns zu diesem Thema zurückkehren. Ich kann nicht verhindern, daß Ihr Herz nothleidet, aber ich will wenigstens nicht, daß Sie äußerlich darben. Ihre Einnahmen sind bis jetzt gering gewesen. Sagen Sie mir also, wie viel Schulden Sie gemacht haben, ich will sie bezahlen.

Aber Sire, Sie fallen wahrlich in dies Gemach wie der goldene Regen, rief Amalie. Doch ist keine Danae hier, sondern nur die Alte, welche aber sehr bereit ist, den goldenen Regen aufzufangen. Indeß Eure Majestät trauen mir ein zu gutes Gedächtniß zu, wenn Sie meinen, ich sollte die Summe meiner Schulden so aus dem Kopfe wissen. Ich weiß nur die Summe, welche wirklich in meinem Kasten ist.

Und wie hoch beläuft sich diese?

Auf eine Null, Sire, denn Eure Majestät wissen ohne Zweifel nicht, daß wir am Ende des Monats sind.

Ich weiß es, Amalie, und eben deshalb will ich Sie bitten, heute von mir einen kleinen Vorschuß anzunehmen. Ich träumte diese Nacht, Sie hätten in irgend einer Angelegenheit kürzlich viertausend Louisd'or ausgegeben. Der Traum schien mir bedeutungsvoll, er kam mir vor wie eine Mahnung, Ihnen diese Summe zu geben, deshalb habe ich sogleich meiner Staatskasse Anweisung gegeben, Ihnen diese viertausend Louisd'or auszuzahlen.

Amalie sah ihn mit staunenden, entsetzten Blicken an. Und wissen Sie auch, wozu ich diese Summe verwandt habe? fragte sie zitternd.

Davon hat mir mein Traum nichts erzählt, sagte der König, indem er aufstand. Er sagte mir nur, daß Sie diese Summe gebraucht hätten, nichts weiter. Wäre ich neugierig, so hätte ich vielleicht Ihren Pagen fragen können, der ein sehr feines Gehör hat, und für den kein Schlüsselloch zu klein ist.

Ah, der also verräth mich, murmelte Amalie in sich hinein.

Der König achtete nicht darauf. Er nahm seinen Hut und reichte seiner Schwester zum Abschiedsgruß die Hand dar. Amalie schien das nicht zu sehen, sie stand wie erstarrt in der Mitte des Zimmers, und schlich dann, als der König der Thür zuschritt, langsam und wie mechanisch hinter ihm her.

Plötzlich, als er fast schon die Thür erreicht hatte, blieb der König stehen, und wandte sich noch einmal zu seiner Schwester um. Ah, fast hätte ich vergessen, Ihnen noch eine Neuigkeit mitzutheilen, sagte er nachlässig. Eine Neuigkeit, die Sie vielleicht interessiren wird, Amalie. In eben dieser Stunde, in der wir jetzt sprechen, wird ein Gefangener aus seinem Kerker entlassen, und der Freiheit wiedergegeben. Die Kaiserin Maria Theresia hat sich bei mir für ihn verwandt, und wie man sagt, ist sie dazu von ihrem Ofenheizer beredet worden.

Prinzessin Amalie stieß einen lauten Schrei aus, und zu dem König hinstürzend, packte sie mit ihren beiden zitternden Händen seine Arme. Bruder, sagte sie, sei barmherzig, treibe kein grausames Spiel mit mir. Ich habe mich an den Ofenheizer der Kaiserin gewandt, ich habe ihm viertausend Louisd'or geboten, wenn er bei ihr sich für Trenck verwenden will. Ich sehe, daß Du Alles weißt, und es hilft also nichts, es zu leugnen. Ja, ich habe das gethan, und wenn das ein strafbares Verbrechen ist, nun, so verurtheile mich zum Tode, aber laß mich nicht vorher so furchtbare Martern dulden. Verhöhne nicht mein Leiden, sondern habe endlich ein wenig Mitleiden mit mir. Sieh mich an, Bruder! Sieh meine vertrockneten Glieder, mein entstelltes Angesicht. Ach, ich bin gestraft genug, martere mich nicht länger! Du giebst mir die Summe wieder, welche ich nach Wien gesandt. Das heißt also, daß Du meinen Unterhändler entdeckt und seine Pläne vernichtet hast. Ist es so, Bruder? Hast Du den Muth, diesen grausamen Scherz mit mir zu treiben, und mir nun, nachdem Du meinen letzten Versuch vereitelt hast, zu sagen, daß Trenck frei ist?

Sie hielt immer noch die Arme des Königs fest, und so vor ihm halb in die Kniee sinkend, starrte sie athemlos zu ihm empor.

Nein, Amalie, sagte der König, und seine Stimme zitterte vor Rührung, nein, ich habe nicht diesen grausamen Muth. Ich sagte Dir die Wahrheit! Die Uhr auf Deinem Kamin zeigt auf zwölf. In diesem Moment verläßt Trenck in einer verschlossenen Kutsche, mit zwei Gensd'armen an seiner Seite, Magdeburg. Uebermorgen wird er in Prag anlangen, dann kann er den Wagen verlassen und gehen, wohin er will, nur nicht in meine Staaten. Trenck ist frei!

Trenck ist frei! wiederholte Amalie, und mit einem lauten Jubelschrei sprang sie von ihren Knieen empor, um den König fest in ihre Arme zu schließen, um an seinem Halse zu weinen, solche Thränen, wie Amalie sie seit vielen Jahren nicht geweint, Thränen der Freude, des Glückes, des seligsten Entzückens. Dann auf einmal wieder ließ sie ihn los und rannte heftig im Zimmer auf und ab, mitten im Weinen in lautes Lachen ausbrechend, in ein Lachen, das so frisch und köstlich klang, wie ein Echo aus den Tagen ihrer Jugend.

Trenck ist frei! rief sie dann wieder, und ich bin es, die ihn befreit hat. Nein, nicht ich, sondern ein

armer Savoyarde, der es nur that, weil er seine Tochter verheirathen wollte. Ah, Ihr Großen der Erde, redet mir nicht mehr von Eurer Macht und Herrlichkeit, ein armer Savoyarde war mächtiger, als wir Alle. Aber nein, nein, was sage ich denn da! Du, mein Bruder, Du bist es, der ihn befreit hat. Dir dankt Trenck jetzt sein Leben, seine Freiheit, Dir danke ich es, daß diese fürchterlichen Ketten, welche meine Seele in Banden hielten, von mir abgefallen sind, daß ich wieder frei aufathmen kann, und nicht denken muß, daß Jeder meiner Athemzüge in einem tiefen Kerker sein Echo findet. Du hast mich erlöst, mein Bruder, und dafür will ich Dich jetzt lieben mit aller Kraft, die mir noch geblieben ist. Ja, ich will Dich lieben, fuhr sie heftiger fort, Dich lieben und an Dir hangen mit unveränderlicher Treue. Bei Allem, was Du thust, sollst Du an mir eine treue Bundesgenossin finden. Und ich kann Dir auch nützen, Bruder! Ich will Dein Spion werden, Friedrich, ich kann nicht für Dich handeln, aber ich kann für Dich horchen und lauern, und das will ich! Ja, Dein Familienspion will ich werden, und Alles, was sie sagen, will ich Dir wiedererzählen, und jeden ihrer Gedanken will ich Dir verrathen. Und gleich jetzt, Friedrich, will ich Dir Etwas sagen: Traue Deinen Brüdern nicht! Traue vor allen Dingen nicht dem Heinrich. Er haßt Dich um unsers Bruders willen, von dem er sagt, daß er aus Gram um Dich gestorben ist! Traue ihm nicht, er ist ehrgeizig und beneidet Dir die Krone! Er haßt Dich, und mich haßt er auch. Ich weiß es wohl, daß er mich niemals anders als die „fée malfaisante“ nennt.*) Er soll Recht haben, ich will für ihn eine fée malfaisante sein! Ich will ihn strafen für seinen Haß! Ha, ha, er wird ohnedies bald genug bestraft werden, seine schöne Wilhelmine wird es übernehmen, mich an ihm zu rächen!

Sie brach in ein wildes convulsivisches Lachen aus, und wiederholte mit frohlockender Stimme: Die schöne Wilhelmine wird ihn dafür strafen, daß er mich eine alte Hexe nennt!

Dem König ward es unheimlich und traurig in ihrer Nähe, es schauderte ihn bei ihrem Hohngelächter, das ihm trauriger erschien, als lautes Weinen. Er nickte seiner Schwester einen stummen Abschiedsgruß zu, und wie vor einem Schreckniß fliehend, enteilte er aus dem Gemach. Prinzessin Amalie hielt ihn nicht zurück. Sie war auf einen Sessel niedergesunken, und starrte vor sich hin, und ihre zitternden Lippen murmelten leise: Trenck ist frei! Das Leben gehört ihm wieder. Trenck ist frei! Ich will und werde leben, bis ich ihn wieder gesehen habe.*) Dann, wenn meine Augen ihn noch einmal geschaut haben, dann kann ich sterben!

Auf einmal, nachdem sie so lange gesessen, sprang sie empor. Ich muß wissen, wie es Trenck ergehen wird, sagte sie. Wir müssen ihm sein Horoskop stellen, auch müssen wir die Karten fragen, wie seine Zukunft sein wird, und ob ihm Glück oder Unglück bevorsteht. Ja, ja, meine Wahrsager und Propheten müssen heute kommen, sie müssen mir sagen, wie Trenck's ferneres Schicksal sich gestalten wird!

*) Thiébault. Vol. II. p. 311.

*) Dieser Wunsch der Prinzessin sollte sich erfüllen. Nach dem Tode Königs Friedrichs erhielt Trenck von dessen Nachfolger Friedrich Wilhelm II. die Erlaubniß, nach Berlin zurückzukehren. Trenck ging sogleich dahin und ward bei Hofe sehr zuvorkommend aufgenommen. Sein erster Besuch, bevor er sich dem König vorstellte, galt der Prinzessin Amalie. Sie empfing ihn in demselben Gemach, in welchem sie vor siebenundvierzig Jahren so selige Stunden mit einander durchschwärmt hatten. Auf derselben Stelle, wo sie sich damals ewige Liebe und Treue geschworen, standen sie sich jetzt im hohen Greisenalter gegenüber, in ihren zerfallenen und verwitterten Zügen vergebens das jugendliche schöne Antlitz wieder suchend, das sie einst so geliebt hatten. Trenck blieb mehrere Stunden bei ihr. Er hatte ihr so Vieles zu erzählen, er mußte ihr sein ganzes phantastisches und abenteuerliches Leben beichten, und Amalie hörte ihm zu mit einem milden Lächeln, und ihre Blicke entsühnten ihn von allen Verirrungen und aller Sünde. Beim Abschied mußte er der Prinzessin versprechen, ihr seine älteste Tochter zuzuführen, für welche Amalie mütterlich zu sorgen verhieß. — Aber der Tod verhinderte die Erfüllung dieses Versprechens. Es schien, als habe dieses Wiedersehen die letzten Kräfte dieses erlöschenden Daseins aufgezehrt. Wenige Tage nach ihrer Zusammenkunft mit Trenck starb Prinzessin Amalie (1786). Trenck überlebte sie um einige Jahre. Er ging nach Frankreich, und starb dort 1793 unter der Guillotine. Als er mit seinen Leidensgefährten auf dem Karren saß, und zum Richtplatze fuhr, sagte er zu der gaffenden Menge: „Eh bien, eh bien! de quoi vous émerveillez vous? Ceci n'est qu'une comédie à la Robespierre.“ — Das waren seine letzten Worte. Wenige Minuten später fiel sein Haupt von der Guillotine in den verhängnißvollen Korb. (Thiébault. Vol. IV. p. 236.)

XLI.

Der Kindesraub.

Es war eine finstere stürmische Dezembernacht. Durch die langen, öden Straßen Berlins trieb der Sturm große Wolken Schnee's, die er von den Straßen und Dächern aufgewühlt. Eine tiefe Oede herrschte auf den Straßen, deren tiefes Dunkel nur von Zeit zu Zeit durch eine matte, im Winde flackernde Oellampe mit einem schmalen brennenden Streiflicht durchleuchtet ward. Bei dem Schein einer dieser Lampen konnte man einen Mann sehen, der, seine hohe schlanke Gestalt tief in einen langen Reisemantel gehüllt, den Hut tief in die Augen gedrückt, an der Mauer eines Hauses lehnte, und hinüberstarrte zu dem gegenüberliegenden Hause. Der Sturm trieb ihm die Schneeflocken in's Gesicht, aber er achtete nicht darauf, die strenge Winterkälte machte ihm die Glieder erstarren und seine Zähne auf einander klappern, aber er wußte es gar nicht. Seine ganze Seele, sein ganzes Leben war nur von Einem Gedanken erfüllt, von Einem Wollen, was kümmerte es ihn daher, ob sein Körper litt, und vielleicht zu Grunde ging!

Als jetzt dort drüben ein dunkler Schatten in der Hausthür erschien, kam Leben und Bewegung in die verhüllte Gestalt des Mannes, und er trat einige Schritte vorwärts, dem Manne entgegen, der jetzt von da drüben auf ihn zuschritt.

Nun, Doctor? fragte er leise. Was haben Sie erfahren?

Es ist so, Mylord, wie Ihr Diener meldete. Lady Elliot, Ihre Gemahlin, ist nicht zu Hause. Sie ist auf einem Ball beim Grafen Werther, und wird erst nach Mitternacht zurückerwartet.

Aber das Kind, meine Tochter? fragte Lord Elliot mit zitternder Stimme.

Die natürlich ist zu Hause, Mylord. Sie ist in dem Zimmer neben Ihrem früheren Schlafzimmer, Mylord, Niemand als ihre Amme ist bei ihr!

Es ist gut, ich danke Ihnen, Doctor! Jetzt haben Sie nur noch die Güte, meinem Diener, welchem ich gesagt, daß er mich in Ihrem Hause erwarten soll, zu sagen, daß er mit meinem wenigen Reisegepäck nach der Post kommen soll. Leben Sie wohl, Doctor!

Er wollte vorwärts schreiten, aber der Doctor hielt ihn zurück.

Mylord, sagte er leise und eindringlich. Ueberlegen Sie noch einmal, bevor Sie handeln. Bedenken Sie, daß ganz Berlin auf diese Weise die traurige Geschichte Ihres ehelichen Unglücks erfahren wird, daß Sie, Mylord, sich dem Hohn, den boshaften Bemerkungen der ganzen, sogenannten guten Gesellschaft Preis geben, und die Tragödie Ihres Hauses zu einem Stadtgespräch erniedrigen!

Mag es so sein, sagte der Lord stolz, ich habe nichts zu fürchten. Meine Ehre ist befleckt, die ganze Welt weiß das, und darum will ich sie auch öffentlich vor der ganzen Welt rein waschen.

Aber indem Sie das thun, überliefern Sie Ihre Gemahlin der Schande, Mylord.

Und Sie meinen, daß ich sie nicht dieser öffentlichen Strafe mit gutem Recht Preis gebe? fragte Lord Elliot rauh.

Aber Sie sollten Mitleid haben mit ihrer Jugend.

Doctor, wenn man gelitten hat, wie ich, so hat man in seinem verwüsteten Herzen keinen Raum mehr für das Mitleid. Da drinnen in meiner Brust ist Alles todt, Alles ausgebrannt. Da ich nicht gestorben bin vor Schmerz, will ich suchen mich wieder gesund zu machen durch die gerechte Rache. Meine Entschlüsse stehen fest und sind unabänderlich. Um sie auszuführen bin ich mit Courierpferden von Kopenhagen hierhergekommen. Ich will mein Kind wieder haben, ich will es den bösen Einflüssen seiner Mutter entreißen, und dann will ich die Schuldigen strafen!

Und dennoch wage ich es, meine Bitte zu wiederholen: Warten Sie noch, Mylord! Ueberlegen Sie es nur noch diese Nacht! Sie kommen eben von einer eiligen und anstrengenden Reise, welche Ihr Blut bis zur Fieberhitze aufgeregt hat, und ohne

Ihren überreizten Nerven nur eine kurze Erholung zu gönnen, wollen Sie, da Sie kaum vor einer Stunde den Wagen verlassen haben, Ihr trauriges Werk beginnen?

Ich will mein Kind haben, Doctor, und Sie wissen, daß sie, als die Mutter, das Recht hat mir dasselbe streitig zu machen, weil es ein Mädchen ist, und die Gesetze dieses Landes in geschiedenen Ehen die Töchter den Müttern belassen. Ich aber will es nicht seiner Mutter lassen!

So sollten Sie auf gütlichem Wege zu demselben zu gelangen suchen!

Und wenn Camilla es mir nicht geben will, wenn sie, sei's auch nur, um mich zu kränken und zu martern, es mir verweigert, was dann? Ah, Sie schweigen, Doctor! Sie sehen, daß ich nicht anders kann.

Aber noch Eins, Mylord! Ich fürchte, man wird Ihnen das Kind nicht gutwillig überliefern. Lady Elliot hat in letzter Zeit die ganze von Ihnen eingesetzte Dienerschaft entlassen, und nicht ein Einziger von ihnen hat hier zurückbleiben dürfen. Es ist möglich, daß Keiner von dem neuen Dienstpersonal Eure Lordschaft kennt, und daß man Ihnen daher den Gehorsam verweigern wird.

Man wird mir denselben nicht verweigern, denn ich werde meine Vorkehrungen zu treffen wissen.

Aber wenn man Ihnen überhaupt den Eintritt wehrt?

Ah, den wird man mir nicht wehren, denn ich habe als ein guter, sorglicher Hausherr die nöthigen Schlüssel meines Hauses bei mir. Als ich abreiste, hat sie mir Camilla selbst aus Scherz in meinen Koffer gelegt, jetzt habe ich sie mitgebracht, aber nicht zum Scherz! Sie sehen, alle Ihre Einwendungen sind widerlegt! Also noch ein Mal, Doctor, leben Sie wohl! Wenn Sie mir aber einen Freundschaftsdienst erzeigen wollen, so seien Sie in einer Stunde im Postgebäude. Sie werden mich dort mit meinem Kinde treffen!

Er drückte dem Doctor noch einmal flüchtig die Hand und schritt dann eiligst und mit fester Entschlossenheit in das Haus. Geräuschlos eilte er die Treppe empor. Jetzt stand er vor der hohen verschlossenen Glasthür, welche in seine Wohnung führte. Einen Moment lehnte er sich athemlos, hochklopfenden Herzens an die Wand, einen Moment überkam ihn ein Zaudern und Zweifeln, und wie ein Schatten schwebte Camilla's reizendes Bild an seinem inneren Auge vorüber, als wolle sie ihn um Erbarmen, um Mitleid anflehen.

Nein, nein, kein Erbarmen! murmelte er dann leise. Vorwärts! Vorwärts!

Er zog den Schlüssel hervor und öffnete die Thür, die er leise wieder hinter sich in's Schloß gleiten ließ. Drinnen im Corridor brannte eine Lampe; hinter den geschlossenen Thüren hörte man das laute Sprechen und Lachen der Dienerschaft, dazwischen Kindergeschrei und einlullenden Gesang. Niemand hörte oder sah diese dunkle Gestalt des heimkehrenden Hausherrn, wie er jetzt leise auf den Zehen den Corridor hinunterschlich, und dann geräuschlos den Schlüssel in die letzte Thür dort unten gleiten ließ. Niemand sah, wie er diese Thür öffnete, und in das Gemach eintrat, welches sonst sein Wohn- und Arbeitszimmer gewesen. Ee wußte genau Bescheid in diesem Zimmer, und ohne Schwierigkeit fand er im Dunkeln den Weg zu seinem Schreibtisch hin. Mit tappenden Fingern erfaßte er endlich das auf demselben stehende Feuerzeug mit dem Licht daneben. Mit einem raschen Druck machte er Feuer und zündete das Licht an. Dann ließ er seine finsteren Blicke in dem Gemach umhergleiten. Alles in demselben war noch so wie sonst, nicht ein Meuble war verrückt, nicht ein Stuhl war auf eine andere Stelle geschoben. An der Erde neben seinem Schreibtisch lagen noch die einzelnen Stücke der Papiere, welche er am Tage seiner Abreise vernichtet und zerrissen hatte. Selbst das Buch, in welchem er an jenem Tage gelesen, lag noch aufgeschlagen auf dem runden Tisch vor dem Divan, und auf diesem Tisch standen die beiden großen silbernen Armleuchter mit den halbabgebrannten Kerzen. Alles war unberührt geblieben, Alles unverändert, nur ihn, den Herrn dieses Zimmers, hatte das Unglück mit seiner brennenden Hand berührt, nur Er war verändert und umgewandelt! Mit einem bitteren, höhnischen Lächeln schauete er umher auf alle diese Gegenstände, welche sonst Zeuge seines Glückes gewesen, und die ihn jetzt um so furchtbarer an seine Schande und sein Elend mahnten. Dann nahm er das Licht und schritt zu dem Tisch hin, auf welchem die Armleuchter standen; ein Licht nach dem andern entzündete sich, immer heller ward es in diesem großen, schweigenden Gemach, immer blitzender traten die vergoldeten Rahmen der Gemälde an den Wänden, die goldenen Quasten an den schweren seidenen Fenstervorhängen, die schweren bronzenen Arme des großen Kronleuchters hervor, immer strahlender sah man alle den reichen, glänzenden Schmuck, die kostbaren Meubles, die reichverzierten Tische mit den kostbaren und seltenen Nippes darauf, die Vasen von Japan, welche auf dem Kaminsims zu beiden Seiten der schönen, riesengroßen Uhr standen. Alles hatte ein heiteres, festliches Aussehen, welches den unglücklichen Mann, der da in der Mitte dieses Zimmers stand, schaudern machte, und den Zorn, der in seinem Busen brannte, nur noch steigerte. Er hatte sein Auge überall hingewandt, aber nicht Ein Mal, nicht ein einziges Mal

hatte er es emporgerichtet nach der Wand dort, nach jenen beiden Bildern, welche über dem Divan hingen. Das Eine stellte ihn selber dar, ihn mit heiterem Gesicht, mit lächelnden Zügen, mit offenem, strahlenden Blick, so wie er einst, wie er immer gewesen, und jetzt doch nimmer wieder sein konnte. Das andere Bild stellte Camilla dar, Camilla im Brautanzug, so schön, so wunderhold und lieblich wie eine Fee, mit jenem wunderbaren, unschuldsvollen Kinderlächeln, an das er so lange geglaubt, um dessentwillen er sie so unsäglich geliebt, weil es ihm nur als der Widerschein ihrer reinen, sonnenhellen Seele erschienen war. Diesen beiden Bildern hatte er den Rücken zugekehrt, und auch nicht Ein Mal, wie er jetzt trübe und gedankenvoll das Zimmer musterte, schauete er zu ihnen um.

Auf einmal richtete er sich stolz und kräftig empor, und sein Antlitz, welches eben traurig und matt gewesen, nahm jetzt einen kühnen, energischen Ausdruck an.

Es ist Zeit, murmelte er, und mit fester Hand griff er nach der goldenen Klingel, die als ein Stück von auserlesener Arbeit auf dem Tisch zwischen den beiden Armleuchtern stand. Mit einem lauten schrillenden Ton unterbrach die Glocke die tiefe Stille, und machte das Herz Lord Elliots erbeben in bangem Weh. — Aber Alles blieb still. Nichts regte sich draußen auf dem Corridor. — Lord Elliot horchte eine Zeitlang, dann ging er zu der auf den Corridor führenden Thür hin und öffnete sie.

Jetzt werden sie mich wohl hören müssen, sagte er, zu dem Tisch zurückkehrend, um die Klingel noch lauter und heftiger erschallen zu lassen.

In dem Corridor öffneten sich die Thüren, verwunderte Gesichter schauten hervor, und verschwanden dann wieder, wie von Entsetzen ergriffen von diesem wunderbaren, unerklärlichen Anblick, der sich ihnen da so unerwartet dargeboten.

Lord Elliot schellte zum dritten Mal. Jetzt kam ein Diener eilig und mit fast zürnendem Antlitz herbeigerannt, und wie die Glocke immerfort tönte, folgte ein Zweiter, dann öffnete sich eine andere Thür, und eine zierliche Kammerjungfer kam herbei getänzelt, dann eine andere Magd, und noch eine, sogar die Köchin mußte dem Ruf dieser seltsamen, nie gehörten Klingel folgen, und kam mit geröthetem Gesicht den Corridor herauf, und alle diese verschiedenen Gestalten stürzten der Thür zu, welche sonst niemals geöffnet gewesen, und welche zu ihrer größten Verwunderung offen war, und Alle starrten sie, auf dem Corridor vor dem Zimmer stehen bleibend, ganz verblüfft diesen fremden Herrn an, der inmitten dieses so feierlich erleuchteten Gemachs hochaufgerichtet und stolz dastand, und sie mit so ernsten gebieterischen Blicken anschauete.

Wie sie ihn sprachlos und unschlüssig noch immer betrachteten, trat der Lord ihnen einen Schritt näher.

Kennt Ihr mich, Ihr Leute? fragte er.

Nein, wir kennen Sie nicht, sagte nach einigem Zögern der zuerst herbeigeeilte Kammerdiener, wir kennen Sie nicht, und wir wünschten zu wissen, mit welchem Recht —

Es handelt sich hier nicht um Euere Wünsche, unterbrach sie der Lord, sondern um die Befehle, die Ihr von mir empfangen werdet! Kennt Ihr das Bild dort über dem Sopha neben dem Bilde Euerer Herrin?

Man hat uns gesagt, daß es das Bild unseres Herrn, Lord Elliot's ist!

Der Lord trat einige Schritte zurück nach dem Bilde hin, aber auch jetzt nicht schaute er zu demselben empor, sondern rückwärts gehend, stellte er sich unter dasselbe, so daß das Kerzenlicht sein Antlitz traf.

Kennt Ihr mich jetzt? fragte er dann.

Die Dienerschaft blickte ihn eine Zeitlang prüfend an, dann schienen sie sich leise mit einander zu berathen und nickten zustimmend mit den Köpfen.

Kennt Ihr mich jetzt? wiederholte der Lord.

Wir denken, daß wir die Ehre haben, Sr. Gnaden Lord Elliot vor uns zu sehen, sagte der Kammerdiener mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung, und der Livréediener, die Zofe, das Hausmädchen und die Köchin wiederholten: Ja, das ist Se. Gnaden, der Lord Elliot!

Er winkte ihnen mit der Hand, näher zu treten, und sie folgten zitternd seinem stummen Befehl und traten in das Zimmer.

Ist dies die ganze neue Dienerschaft, oder giebt es deren noch mehr? fragte der Lord.

Nein, Euer Gnaden, antwortete der Kammerdiener, es ist Niemand weiter da, außer der Amme, welche bei dem kleinen Fräulein, und dem Kutscher, welcher im Stall bei den Pferden ist.

Gut also! Tretet Alle ein, näher, noch näher in's Zimmer! — Als sie es gethan, schritt der Lord nach der Thür hin und ließ sie in's Schloß fallen, dann schloß er sie ab nnd steckte den Schlüssel zu sich. Die Dienerschaft schaute ihm mit staunenden, entsetzten Blicken zu und wagte kaum zu athmen. Obwohl sie den Lord niemals gesehen, konnten sie doch in seinem ausdrucksvollen, energischen Antlitz lesen, daß hier etwas Außerordentliches vorgehe, und da ihnen, wie allen Dienern, die Geheimnisse und Verhältnisse ihrer Herrschaft sehr wohl bekannt waren, ahnten sie sehr wohl, daß es sich hier um ihre Herrin handele.

Niemand wage es, sich von der Stelle zu bewegen oder irgend einen Laut von sich zu geben!

befahl der Lord, indem er einen der Armleuchter von dem Tisch nahm und damit zur zweiten Thür hinschritt. Ihr bleibt Alle hier, ich werde Euch rufen, wenn ich Eurer bedarf.

Die Diener und Dienerinnen standen noch dicht aneinander gedrängt in der Mitte des Gemachs, als Lord Elliot schon in das anstoßende Gemach eingetreten war. Er warf noch einen flüchtigen Blick auf sie zurück, dann zog er die Thür nach sich, und indem er sie schloß, schob er zugleich hastig den Riegel vor.

So, sagte er leise vor sich hin, jetzt habe ich sie eingefangen, jetzt kann Niemand von ihnen entlaufen, Niemand Camilla warnen und sie hierher holen!

Mit dem Leuchter in der Hand schritt er vorwärts, nicht zur Rechten, nicht zur Linken schauend, vielleicht um nicht zu sehen, daß er sich in dem Zimmer Camilla's befände, in diesem Zimmer, in welchem er sonst so glücklich gewesen und das ihn mit so viel tausend schmerzlichsüßen Erinnerungen begrüßte. Jetzt trat er in ein zweites Gemach ein; rascher eilte er vorwärts, rascher, wie von hohnlachenden Geistern verfolgt, vorüber an diesen beiden großen, mit seidenen Vorhängen verhüllten Betten; aber der Leuchter zitterte in seiner Hand und ein leises Aechzen drang aus seiner Brust hervor.

Jetzt stand er vor der Thür zu dem nächsten Zimmer. Hier hielt er einen Augenblick inne, um Athem zu schöpfen, um Kraft zu sammeln. Dann mit einem raschen Griff stieß er die Thür auf und trat in das Gemach. Aber gleichsam gefesselt von dem Bilde des Friedens und der Ruhe, welches sich ihm jetzt darbot, blieb er auf der Schwelle stehen. Es war ein behagliches, kleines Zimmer, in welchem er sich jetzt befand. Ein dunkler, prunkloser Teppich bedeckte den Fußboden, die Fenster waren mit grünen, einfachen Vorhängen versehen; an den mit einer leichten Tapete bekleideten Wänden hingen keine kostbaren Gemälde, kein glänzender Kronleuchter hing von der Decke nieder, keine prunkenden Meubles standen an den Wänden, und doch enthielt dieses Zimmer einen wunderbaren Schmuck, einen köstlichen Schatz, denn da in dieser Wiege, welche auf einer kleinen Estrade in der Mitte des Zimmers stand, da lag sein Kind, sein erstgebornes, das Kind seiner Liebe und seines kurzen Glücks!

Er fühlte an diesem unnennbaren, seligen Gefühl, das auf einmal sein ganzes Wesen durchströmte, an diesem lauten Klopfen seines Herzens, an diesem Lächeln, das wider seinen Willen auf seine Lippen trat, an diesen Thränen, die seine Augen umdüsterten, er fühlte es, daß dies *sein* Kind war, und wie er an der Thür stehend die Arme zu ihm hinbreitete, segnete er es mit seinen Gedanken und schwur ihm ewige und unveränderliche Liebe.

Allmälig erholte er sich von dieser tiefen Erregung, welche seine ganze Gestalt erzittern gemacht, allmälig fand er die Kraft, vorwärts zu schreiten zu diesem kleinen, schlummernden Wesen hin, dessen Nähe ihn mit süßer Wonne erfüllte, ohne daß er nur sein Antlitz gesehen.

Die Amme saß neben der Wiege und war fest eingeschlafen. Sie sah es nicht, wie der Lord jetzt neben der Wiege niederkniete, wie er mit zitternden Händen jetzt die Kissen zurückbog, um dieses kleine schlummernde Antlitz mit seligen Blicken anzuschauen, sie sah es nicht, wie er einen Kuß auf diese kleine Stirn drückte, wie er dann die kleine Hand des Kindes nahm, und sich niederbeugend, dieselbe auf sein eigenes Haupt legte, als wolle er, daß sein Kind ihn segne und durch seine Berührung ihm Kraft verleihe. — Aber auf einmal fühlte sie sich von einer kräftigen Hand gerüttelt, und eine fremde, gebieterische Stimme befahl ihr zu erwachen und die Augen aufzuschlagen.

Entsetzt fuhr sie empor, vermeinend, ein böser Traum habe sie geängstigt. Aber da stand er immer noch vor ihr, dieser fremde Mann, und mit lauter, gebieterischer Stimme wiederholte er: Stehen Sie auf und machen Sie sich bereit, denn wir werden sogleich abreisen.

Sie wollte schreien, um Hülfe rufen, aber wie sie den Mund öffnete, legte er seine Hand schwer und gewaltig auf ihren Arm.

Wenn Sie einen Laut von sich geben, so lasse ich Sie hier zurück und nehme nur das Kind mit mir. Ich habe das Recht, hier zu gebieten, denn ich bin der Vater dieses Kindes!

Lord Elliot! rief die Amme verwundert.

Der Lord lächelte. Diese unwillkürliche Anerkennung seiner Vaterschaft that ihm unendlich wohl und machte ihn milder und weicher.

Haben Sie keine Furcht, sagte er freundlich, es soll Ihnen nichts Böses, sondern, wie ich denke, nur Gutes geschehen. Ich nehme Sie und das Kind mit mir. Wenn Sie es lieben und gut für dasselbe sorgen, werden Sie von mir eine lebenslängliche Pension erhalten; vorläufig erhöhe ich Ihr Gehalt um das Doppelte. Dafür verlange ich nichts, als daß Sie jetzt ohne ein Wort oder eine Frage Ihre nothwendigsten Kleidungsstücke und die des Kindes zusammenraffen und in ein Bündelchen schnüren. Wenn Sie in einer Viertelstunde fertig sind, erhalten Sie von mir dies Goldstück.

Er schaute nach der Wanduhr hinüber und zog eine Börse hervor, aus welcher er ein Goldstück nahm, dessen Anblick eine wunderbare Zauberkraft

auf die Amme ausübte und ihre Füße in Flügel zu verwandeln schien.

Haben Sie alle Sachen, deren Sie bedürfen, hier in diesem Zimmer? fragte der Lord, und als die Amme bejahte, nahm er wieder den Armleuchter und verließ das Zimmer. Bevor er das aber that, verschloß er die nach dem Corridor führende Thür in dem Zimmer seines Kindes, und dann erst, nachdem er sicher war, daß die Amme nicht entfliehen konnte, kehrte er zurück in die Zimmer, welche er vorher so eilig durchwandert hatte.

Wie er jetzt in das Boudoir Camillens eintrat, hatte sein Antlitz wieder seinen düstern, gehässigen Ausdruck angenommen und alle die milderen und versöhnenden Gefühle, welche der Anblick seines Kindes in ihm erweckt, waren wieder in sein Herz zurückgetreten. — Jetzt war er nichts mehr als der beleidigte Gemahl, der in seiner Ehre gekränkte Mann, welcher kam, um zu strafen und Rache zu üben, welcher die Beweise der Schuld suchte, um diese Schuld alsdann zu strafen.

Er stellte den Armleuchter auf den Schreibtisch seiner Gattin und nahm die Schreibmappe, welche dort lag, und in der sie sonst immer den Schlüssel zu den Chatoullen des Tisches zu verwahren pflegte. Sie war auch dies Mal ihrer Gewohnheit gefolgt, der Schlüssel war da. — Lord Elliot erschrak fast, als er ihn erfaßte, es war ihm, als brenne es wie Feuer in seinen zitternden Händen, als fielen Blutstropfen von seinem blinkenden Griffe nieder.

Es ist der Schlüssel zu einem Grabe, murmelte er erschauernd in sich hinein. Was der mir jetzt aufschließt und enthüllt, schließt auch den Sarg meines Feindes auf!

Mit entschlossener Hand schob er jetzt den Schlüssel in das Schloß und öffnete es und nahm die Papiere und Briefe, welche in der Chatoulle lagen, hervor. Da waren seine eigenen Briefe, diese Briefe voll Zärtlichkeit und Liebe, welche er ihr aus Kopenhagen geschrieben, und zwischen diesen, mit ihnen untermischt, fand er andere Briefe, fand er die glühenden, unreinen Bekenntnisse einer verbrecherischen, ehrlosen Liebe, welche er zu strafen gekommen war. Camilla hatte nicht einmal so viel Zartgefühl gehabt, die Briefe ihres Gemahls und ihres Liebhabers zu trennen, sie hatte sie achtlos und gedankenlos in dieselbe Chatoulle gelegt, wie sie vielleicht ebenso sorglos die Gedanken an die beiden Männer, welche die Briefe geschrieben, in ihrem Herzen vermischte.

Lord Elliot lachte laut auf, als er das sah, ein Gefühl unaussprechlicher Verachtung bemächtigte sich seiner Seele und machte den nagenden Schmerz fast verstummen.

Er konnte Diejenige nicht mehr lieben, welche nicht bloß ihn treulos verrathen, sondern nicht einmal mehr das Zartgefühl für ihre schuldige Liebe bewahrt hatte.

Nur einen dieser Briefe des „beau cousin“ las der Lord, dann warf er die andern achtlos bei Seite. Es gelüstete ihn nicht, die geckenhafte Sprache dieses faden Liebhabers noch weiter zu lesen, die Betheuerungen dieser oberflächlichen, gehaltlosen Liebe noch weiter zu verfolgen.

Er suchte nur nach Einem Papier, er wollte nur das Original dieses letzten Briefes haben, den Camilla ihm geschrieben. Denn er kannte sie zu gut, um nicht zu wissen, daß dieser Brief nicht in ihrem Kopfe entsprungen, daß sie nicht diese Worte voll so kalten Hohnes, voll so männlicher Entschlossenheit und so willenskräftiger Bosheit geschrieben habe. Er wollte also den Urheber dieses Briefes kennen, von dem jedes Wort sein Herz wie mit Dolchstößen verwundet hatte und der ihn anfangs fast wahnsinnig gemacht vor Schmerz und Entsetzen.

Jetzt stieß er einen wilden, triumphirenden Schrei aus, der grausig widerhallte in dem einsamen, tonlosen Gemach. Er hatte es gefunden, das Original dieses Briefes, da, da hielt er es in seinen krampfhaft zitternden Händen und las mit einem wilden, grimmigen Lachen die ersten Zeilen. Es war dieselbe Handschrift wie die der anderen Briefe, — es war die Handschrift seines Nebenbuhlers, des Herrn von Kindar, des beau cousin!

Lord Elliot faltete das Papier sorgfältig zusammen und verbarg es in seinem Busen, dann warf er die Briefe wieder in die Chatoulle, verschloß dieselbe und legte den Schlüssel wieder an seinen Ort.

Es ist gut so, sagte er, ich habe jetzt Alles, was ich bedarf. Dieser Brief ist sein Todesurtheil.

Er nahm das Licht und verließ wieder das Gemach.

Genau eine Viertelstunde war vergangen, als er wieder die Thür zu dem Zimmer seines Kindes öffnete. Die Amme trat ihm vollständig gerüstet mit dem in Betten dicht eingehüllten Kinde entgegen und empfing dafür von dem Lord das versprochene Goldstück.

Jetzt lassen Sie uns eilen, sagte er, auf den Corridor hinaustretend. Sie gingen schweigend über den Flur, die Treppe hinunter, und wandten sich dann dem Hof zu. Lord Elliot durchschritt ihn rasch und die Amme folgte ihm neugierig und verwundert, wie er nach dem Pferdestalle ging, um mit lautem Rufen den Kutscher zu wecken und ihm zu befehlen, daß er anspanne.

Der Kutscher, welcher um zwölf Uhr seine Herrin abzuholen hatte, war in voller Livrée und hatte sich nur zu kurzem Schlummer niedergelegt. Die Pferde waren

angeschirrt und auf dem Hofe stand schon die Kutsche bereit.

Spannen Sie ein, wiederholte der Lord seinen Befehl.

Der Kutscher hob seine trübe Stalllaterne empor und beleuchtete damit das Antlitz dieses Mannes, den er nicht kannte und der ihm zu befehlen wagte.

Ich kenne Sie nicht, sagte er mürrisch, und ich habe von Niemand Befehle zu empfangen als von meiner Herrin.

Lord Elliot ließ statt aller Antwort seine Hand in seinen Busen gleiten und zog sie mit einem Taschenpistol wieder hervor.

Wenn Ihr nicht in fünf Minuten angespannt habt, so schieße ich Euch eine Kugel durch den Kopf, sagte er ganz gelassen, indem er den Hahn aufzog.

Um Gotteswillen, Johann, gehorche doch, rief die Amme, es ist ja Seine Herrlichkeit, der Lord Elliot, welcher es befiehlt.

In fünf Minuten war wirklich angespannt, aber ohne Zweifel war dazu die geladene Pistole, welche der Lord noch immer in der Hand hielt, mehr die Veranlassung als die Ueberzeugung, daß dieser fremde, zornig und wild dareinschauende Mann Seine Herrlichkeit, der Lord Elliot sei.

Zur Post! befahl der Lord, nachdem er die Amme und das Kind sorgfältig in den Wagen gehoben und jetzt selber einstieg. Zur Post, und zwar so schnell als möglich!

Der Kutscher hieb auf die Pferde ein und der Wagen brauste von dannen.

In einigen Minuten war das Postgebäude erreicht. Dort standen schon die Pferde bereit und daneben der Diener des Lords mit seinem Reisegepäck.

Lord Elliot sprang aus dem Wagen, und indem er dem Kutscher befahl, die Pferde auszuspannen und mit denselben heimzukehren, reichte er ihm ein ansehnliches Douceur dar.

Aber Euer Gnaden, stammelte der Kutscher, wie soll ich es nun machen, Mylady abzuholen, wenn Sie den Wagen nehmen?

Mylady wird sich bequemen zu warten, sagte der Lord mit einem spöttischen Lächeln. Wenn sie heimkehrt und Dir Vorwürfe macht, so sage ihr dies: Lord Elliot ließe sich ihr empfehlen und er würde in acht Tagen wiederkommen, um ihr den Wagen wiederzubringen.

Aber Mylady wird mich aus dem Dienst jagen, Mylord!

So wirst Du geduldig acht Tage warten und in meinen Dienst treten! Eile Dich jetzt!

Der Kutscher wagte nicht mehr zu widersprechen und entfernte sich mit seinen Pferden. Die Postpferde wurden vorgelegt und der Diener schwang sich auf den Bock.

Lord Elliot stand an der Thür des Postgebäudes und neben ihm sein Freund, der Doctor Belitz.

Es ist Alles genau so gegangen, wie ich es wünschte, sagte der Lord. Ich führe meine Tochter mit mir fort, und so Gott will, soll sie niemals erfahren, daß es nicht der Tod gewesen, welcher ihr die Mutter entrissen hat. Armes Kind, sie wird niemals eine Mutter haben, aber ich will sie lieben mit der Strenge eines Vaters und mit der Zärtlichkeit einer Mutter, und ich habe eine edle Schwester, welche es übernehmen will, die Pflegerin meines Kindes zu sein. Sie erwartet mich in Kiel. Bis dahin werde ich mein Kind geleiten; dann aber, wenn ich das Kind den sicheren Armen meiner Schwester übergeben, wenn ich sie auf das englische Schiff gebracht habe, welches sie nach Kopenhagen führen soll, dann kehre ich hierher zurück.

Aber wozu wollen Sie zurückkehren, Mylord? fragte der Doctor entsetzt. Ist es nicht genug der Rache und der Strafe, nicht genug, daß Sie der Mutter ihr Kind nehmen, daß Sie die Frau vor aller Welt brandmarken und beschimpfen? Was soll es noch weiter, Mylord?

Der Lord legte seine Hand mit einem seltsamen Lächeln auf des Doctors Schulter. Mann, sagte er, fließt denn in Ihren Adern Milch statt des Blutes? Oder haben Sie vergessen, daß ich von einem vergifteten Pfeil getroffen bin, und daß ich ihn herausziehen und zerbrechen muß, wenn ich nicht daran sterben soll?

Lassen Sie Ihre Wunde bluten, Mylord, je mehr sie blutet, desto leichter wird sie heilen. Aber wozu den Pfeil zerbrechen, der Sie verwundete? Werden Sie davon wieder genesen, wird Ihre Wunde weniger schmerzen?

Mann, ich frage Sie noch einmal, ob Sie in Ihren Adern Milch statt des Blutes haben? Meine Ehre ist befleckt, ich muß sie rein waschen mit dem Blut meines Feindes!

Sie wollen also ein Duell, Mylord. Sie wollen den elenden Zufall, das hirnlose Ungefähr über Ihre heiligsten und theuersten Interessen, über Ihre Ehre und Ihr Leben entscheiden lassen? Und wenn dieser Zufall nun gegen Sie entscheidet? Wenn Sie statt zu tödten, getödtet werden?

Dann, mein Freund, hat Gott entschieden und ich werde ihm danken, daß er mich von einem Leben befreit, welches mir fortan doch immer nur eine Last sein wird! Leben Sie wohl, Doctor. In acht Tagen werde ich wieder bei Ihnen sein, und dann werde

ich Sie bitten, mich zu einem ernsten Gange zu begleiten.

Es ist also unwiderruflich, Mylord?

Unwiderruflich, Doctor!

Nun denn, Mylord. Sie werden mich bereit finden, und wenn doch das Ende dieses traurigen Drama's ein blutiges sein muß, so gebe nur Gott, daß es nicht Ihr Blut ist, welches vergossen wird!

Die beiden Männer schüttelten sich noch einmal herzlich die Hände, dann sprang Lord Elliot in den Wagen, der Postillon schlug auf die Pferde ein und der Wagen, in welchem sich der unglückliche Mann mit seinem geraubten Kinde befand, rollte bei dem lustigen Schmettern des Posthorns durch die verödeten Straßen.

XLII.

Die Entdeckung.

Prinz Heinrich stand am Fenster und schaute hinunter in den Garten. Er sah da unten seine Gemahlin, welche den hellen, schönen Wintertag benutzte, um mit ihren Damen einen Spaziergang im Park zu machen. Er hörte bis hier in seinem Zimmer ihr fröhliches Lachen und Plaudern, und doch eilte er nicht hinunter, um ihre Fröhlichkeit zu theilen und mit ihnen zu scherzen und zu lachen.

Seit jenem Tage im Walde war mit dem Wesen des Prinzen eine Veränderung vorgegangen. Ein finsterer, verzweiflungsvoller Trübsinn war in ihm, und doch wagte er nicht ihn zu zeigen, doch zwang er sich zu einer Heiterkeit, die um so geräuschvoller erschien, je weniger sie natürlich war, doch schien er seiner Gemahlin gegenüber derselbe zärtliche, ergebene, zuvorkommende Liebende zu sein. — Aber die Maske, unter welcher er seinen Zorn und seinen Gram verbarg, war für ihn selbst eine grausame Marter, eine entsetzensvolle Qual. Wenn er sie lachen hörte, fühlte er sich wie von einem Dolchstoß verwundet, wenn er der Prinzessin Hand berührte, hatte er ein Gefühl, als müsse er laut aufschreien vor Schmerz und Zorn. Und doch überwand er sich, doch zwang er den Gram und Zorn hinunter in sein Herz, denn — es war ja möglich, daß er selber in einem Irrthum befangen, es war ja möglich, daß seine Gemahlin unschuldig, daß sein Freund ihm treu!

Sein eigenes Herz wünschte es so sehr, seine edle, großmüthige Seele sehnte sich so sehr, Diejenigen nicht verachten zu müssen, welche er so lange vertrauensvoll geliebt! Er wollte lieber glauben, daß er nur einen bösen Traum gehabt, daß ein augenblicklicher Wahnsinn sein Gehirn umnachtet habe, er wollte lieber allen seinen Sinnen mißtrauen, als annehmen, daß diese Frau, welche er geliebt mit aller Kraft seines Gemüthes, daß dieser Freund, dem er so rückhaltlos vertraut, daß diese Beiden ihn verrathen konnten. Es war so entsetzlich, das Edelste und Schönste, das Heiligste und Reinste anzweifeln zu müssen, so irre zu werden an seinen besten und reinsten Gefühlen. Und doch wollte der Zweifel immer nicht aus seinem Herzen weichen, doch bohrte er Tag und Nacht darin wie ein Todtenwurm, der seine innerste Lebenskraft aufzehrte, doch vergiftete er ihm jede Stunde des Tages und warf in seine Träume hinein noch seine durchbohrenden, entsetzlichen Hohnesworte.

Er hatte sie seit jenem Waldfest immerfort beobachtet, er hatte jeden ihrer Blicke, jedes ihrer Worte belauscht. Aber er hatte nichts entdecken können! Sie schienen Beide ganz harmlos und unbefangen. Aber vielleicht stellten sie sich nur so, vielleicht hatten sie ihn an jenem Tage, wo er vor der Waldhütte lag, bemerkt, vielleicht wußten sie, daß er sie beob-

achtete und verfolgte und wollten jetzt durch ihre Unbefangenheit seinen Argwohn entkräften, sein Mißtrauen in Schlaf einlullen.

Das war er, was er dachte, das war es, was ihn immer auf der Huth sein ließ. Er wollte, er mußte es wissen, ob er verrathen und betrogen sei, er wollte endlich Gewißheit haben!

Da stand er hinter den Vorhängen seines Fensters verborgen und schaute hinunter in den Garten. Seine Blicke waren mit einem glühenden, verzehrenden Ausdruck auf die Prinzessin gerichtet, welche jetzt eben wieder mit einer ihrer Damen unter seinem Fenster vorüberging und zu ihm emporschaute. Aber sie konnte ihn nicht sehen, er hatte sich ganz hinter den schweren, seidenen Vorhängen verborgen und seine Augen schauten nur durch die Spalte an der Seite des Fensters hervor. Die Prinzessin ging also vorüber, überzeugt, daß ihr Gemahl nicht in jenem Zimmer sei, denn sonst würde er hervorgetreten sein, sie zu begrüßen.

Das war es, was der Prinz gewollt hatte. Jetzt fühlte sie sich sicher, jetzt glaubte sie sich nicht von ihm beobachtet, meinte er. Jetzt endlich konnte er vielleicht Gelegenheit finden, Gewißheit zu erlangen. Denn auch Graf Kalkreuth war da, auch er war hinuntergegangen in den Garten. Da, da drüben trat er der Prinzessin entgegen, da begrüßten sie sich, aber ganz in der gewohnten, hergebrachten Weise, er, der Graf, ehrfurchtsvoll und förmlich, sie, die Prinzessin, vornehm nachlässig und herablassend gütevoll.

Jetzt gingen sie nebeneinander, plaudernd, lachend, anmuthig belebt und angeregt von ihrem Gespräch. — Der Prinz stand hinter seinem Vorhang mit hochklopfendem Herzen, athemlos vor innerer Angst. — Sie kamen näher zu ihm heran. Sie schlugen den Weg ein zu dem kleinen Teich, dessen glatte, gefrorne Eisoberfläche wie ein Spiegel leuchtete. Der Graf streckte die Hand nach dem Teich aus und schien an die Prinzessin eine Frage zu richten. Sie nickte zustimmend mit dem Kopf und wandte sich rückwärts zu ihrer Hofdame, welcher sie einige Worte sagte, diese verbeugte sich und eilte von dannen.

Sie will Schlittschuh laufen, murmelte der Prinz. Sie schickt die Gräfin fort, unter dem Vorwand, daß sie ihre Schlittschuhe holen soll. Sie will also mit dem Grafen allein sein.

Athemlos, in wahrer Todesangst, schaute er zu ihnen hinunter, sie standen noch immer an dem Ufer des Teiches und schienen sich ruhig zu unterhalten. Der Ausdruck ihrer Züge war unverändert, ruhig und freundlich, sie sprachen gewiß von gleichgültigen Dingen.

Der Prinz athmete erleichterte auf. Es war ihm, als sei eine Last von seiner Seele gefallen, als würde er befreit von einer grausamen Marter. Sie waren gewiß unschuldig, er hatte gewiß nur geträumt. Denn sie waren jetzt allein und doch war ihr Wesen so ganz unveränderlich und ruhig.

Aber was war das? Die Prinzessin ließ, anscheinend achtlos, ihr Taschentuch fallen, der Graf hob es auf und reichte es ihr dar. Sie dankte ihm lächelnd und nahm das Tuch. Dann, nach einigen Minuten, steckte sie ihre Hand mit einer raschen Bewegung unter die mit Pelz besetzte Sammetcontouche, welche ihre Gestalt umhüllte.

Der Prinz schrie laut auf. Er hatte in ihrer Hand etwas Weißes gesehen, das sie in ihrem Busen verbarg.

Ein Brief! Ein Brief! rief er mit herzzerreißendem Ton, und wie ein Rasender, von Furien Verfolgter, stürzte er von dannen. —

Prinzessin Wilhelmine war eben im Begriff, sich von ihrer Hofdame die Schlittschuhe befestigen zu lassen, als Prinz Heinrich mit hastigen, eiligen Schritten die Allee, welche zum Teich führte, heraufkam. — Graf Kalkreuth eilte ihm entgegen, um ihn mit einem heitern Scherzwort zu begrüßen, aber der Prinz hatte für ihn kein Wort der Erwiderung, er ging stumm, mit einem verächtlichen Blick an ihm vorüber und schritt gerade auf die Prinzessin zu, welche ihm mit einem freundlichen Lächeln entgegensah.

Madame, sagte er, es ist heute zu kalt und rauh, um Schlittschuh zu laufen. Ich werde die Ehre haben, Sie in Ihre Gemächer zu führen.

Prinzessin Wilhelmine lachte laut auf. Es ist ja ein wundervoller, frischer Wintertag, mein Gemahl, sagte Sie, und wenn Sie frieren, so trägt daran nicht das Wetter die Schuld, sondern Ihre eigene leichte Bekleidung, Prinz. Ich bitte Sie, lassen Sie sich Ihren Pelz holen und dann wollen wir um die Wette über das Eis hinlaufen, damit Sie warm werden!

Der Prinz erwiderte nichts, er nahm mit einer hastigen Bewegung den Arm der Prinzessin und schob ihn unter den seinen. Kommen Sie, Madame, sagte er, ich wünsche Sie in Ihre Gemächer zu begleiten!

Die Prinzessin blickte ihn erstaunt an, aber sie las in seinen aufgeregten Zügen, daß sie es nicht mehr wagen dürfe, ihm zu widersprechen.

So erlauben Sie, daß ich mir wenigstens erst den Schuh losschnallen lasse, sagte sie kurz, indem sie ihrem Hoffräulein einen Wink gab. Diese kniete vor ihr nieder, um die Schnallen, welche den Schlittschuh hielten, zu lösen. Der Prinz stand neben seiner Gemahlin, unfern von ihnen Graf Kalkreuth.

Keiner von ihnen unterbrach mit einem Wort die unheimliche Stille. Auf einmal stieß der Prinz einen hastigen, zornigen Schrei aus. Er hatte den Blick gesehen, welchen die Prinzessin eben mit dem Grafen gewechselt, den Blick voll Einverständniß und versteckter Warnung.

und starrte gedankenvoll auf die glänzende Eisfläche hin.

Ich fürchte, er weiß Alles, murmelte er. O, mein Gott, mein Gott, warum öffnet sich nicht die Erde mich zu verschlingen. Ich bin ein Elender, und vor seinen Blicken mußte ich schmachvoll die Augen nie-

Aber was fehlt Ihnen, Prinz? fragte die Prinzessin entsetzt.

Mich friert, sagte er rauh, während der Schweiß in hellen Tropfen auf seiner Stirn stand. Als die Hofdame ihre Arbeit beendet hatte, zog der Prinz seine Gemahlin mit sich fort, ohne auch nur einen Gruß, einen Blick für seinen Freund zu haben. — Dieser stand bleich und entsetzt auf derselben Stelle

derschlagen. Ich habe ihn verrathen und betrogen, und doch liebe ich ihn! Wehe mir!

Er schlug die Hände vor sein Angesicht, als wolle er die Sonne und das Tageslicht nicht die Röthe der Scham sehen lassen, die auf seinen Wangen brannte, und verließ langsam, gesenkten Hauptes den Garten.

Der Prinz war indessen, seine Gemahlin am

Arm, hastig vorwärts geschritten. Kein Wort war zwischen ihnen gewechselt worden, nur einmal, als der Prinz fühlte, wie ihr Arm auf dem seinen erzitterte, wandte er sich zu ihr hin.

Warum zittern Sie? fragte er rauh und hart.

Es ist kalt, sagte sie tonlos.

Ihr Gemahl lachte laut. Und doch ist es ein so schöner Wintertag, sagte er spöttisch. — Dann gingen sie weiter. Schweigend und stumm traten sie in's Schloß, gingen sie die Treppe hinauf zu den Gemächern der Prinzessin.

Da waren sie in ihrem Cabinet, in diesem traulichen, stillen Gemach, in welchem der Prinz sonst so glückliche Stunden neben seiner geliebten Wilhelmine hingebracht.

Jetzt stand er ihr mit kaltem, fast geringschätzendem Blick gegenüber, nach Athem ringend, und vor ungeheurer Aufregung nicht im Stande zu sprechen.

Prinzessin Wilhelmine sah bleich aus, und aus ihren Blicken sprach ein angstvolles Entsetzen. Sie wagte nicht das Schweigen zu unterbrechen, und schien nur damit beschäftigt ihre Toilette zu ordnen. Sie legte den Hut ab, und ließ die Sammetcontouche zur Erde niedergleiten.

Madame, sagte der Prinz endlich hastig, jedes Wort hervorstoßend, ich bin hierher gekommen, um Ihnen eine Bitte vorzutragen.

Die Prinzessin verneigte sich kalt und förmlich. Sie haben zu befehlen, mein Gemahl.

Nun denn! rief er, nicht mehr im Stande seine erkünstelte Ruhe zu bewahren, nun denn so befehle ich Ihnen mir das Billet zu geben, welches Sie da in Ihrem Busen verborgen haben!

Welches Billet, Prinz? stammelte sie entsetzt zurücktretend.

Das Billet, welches Ihnen der Graf vorhin im Garten gegeben! Leugnen Sie nicht, Madame, wagen Sie es auch nicht, es mir zu verweigern, denn bei Gott, Sie sehen es wohl, ich bin in einer Stimmung, welche keine Rücksichten mehr kennt.

Wie er ihr so gegenüber stand mit funkelnden Augen, mit bebenden Lippen, mit drohend gehobener Hand, fühlte die Prinzessin, daß hier wirklich jeder Widerstand gefährlich und unmöglich sei. Sie ward sich bewußt, daß sie Beide zu dem entscheidenden Moment gelangt seien, wo alle Schleier fallen, und kein Trug und kein Verhüllen mehr möglich ist.

Das Billet, geben Sie mir das Billet! schrie der Prinz mit drohender Stimme, dicht zu ihr herantretend.

Sie sah ihn mit funkelnden Blicken voll Zorn und Haß an. — Hier ist es, sagte sie dann, indem sie das Billet aus ihrem Busen nahm, und es dem Prinzen darreichte.

Er stürzte sich auf dasselbe, wie ein Tiger, der im Begriff ist seine Beute zu zerreißen. Aber wie er es dann geöffnet hatte, wie er es vor sich hin hielt, zitterte das Blatt in seinen Händen, und seine wirren Blicke waren kaum im Stande die Schriftzüge zu lesen.

Einmal murmelte er. Ah, er wagt es Du zu ihr zu sagen. Er nennt sie seine angebetete Wilhelmine!

Dann las er weiter, ächzend, zuweilen laut aufschreiend, oder eine wilde Verwünschung ausstoßend.

Die Prinzessin stand ihm gegenüber, todesbleich, an allen Gliedern bebend. Ihre Zähne schlugen aufeinander wie im Fieberfrost, und sie mußte sich auf die Lehne eines Stuhls stützen, um nicht umzusinken.

Als der Prinz den Brief zu Ende gelesen, zerknitterte er das Papier in der Hand, und verbarg es in seinem Busen. Dann richtete er seine Augen auf seine Gemahlin mit einem Blick so voll unendlichen Schmerzes, so unaussprechlichen Jammers, daß die Prinzessin sich davon im Tiefsten ihres Herzens bewegt fühlte.

O, mein Gemahl, sagte sie, ermorden Sie mich, verfluchen Sie mich, aber sehen Sie mich nicht mit diesen Blicken an!

Und wie sie das sagte, sank sie, wie von einer unsichtbaren Hand niedergedrückt, auf ihre Kniee und hob die Hände flehend zu ihm empor.

Er lachte laut auf, und trat einen Schritt zurück. Stehen Sie auf, Madame, sagte er, wir sind hier nicht im Comödiensaal und nicht in unserem Liebhabertheater. Es ist hier nur Ihr Gemahl, der mit Ihnen spricht! Stehen Sie auf, und geben Sie mir den Schlüssel zu Ihrem Secretair. Denn Sie werden es begreiflich finden, Madame, daß, nachdem ich dieses Billet gelesen, ich auch die anderen Briefe zu lesen wünsche. Als Ihr Gemahl habe ich wenigstens das Recht zu wissen, wie weit die Vertraulichkeiten mit Ihrem Liebhaber gegangen sind, und welche Ansprüche er an Ihre Person hat.

Ah, Sie verachten mich! rief die Prinzessin mit hervorstürzenden Thränen.

Im meine, daß ich wohl ein Recht dazu habe, sagte er kalt. Stehen Sie auf und geben Sie mir die Schlüssel.

Sie erhob sich, und schwankte zu dem Tisch hin. Hier sind die Schlüssel, sagte sie, ihm dieselben darreichend.

Er ging zu dem Schrank hin und schloß ihn auf. Und wo sind die Briefe, Madame?

In der oberen Chatoulle links!

Ah, sagte er mit einem rauhen Lachen, nicht einmal in einem geheimen Fach haben Sie diese kost-

baren Schriftstücke aufbewahrt. Sie waren also meines Zutrauens sehr gewiß, da Sie nicht einmal Ihre Kleinodien vor mir versteckten!

Prinzessin Wilhelmine antwortete nicht. Als der Prinz jetzt die Briefe nahm, und einen nach dem andern las, sank sie wieder auf ihre Kniee nieder. Mein Gott, mein Gott, murmelte sie, habe Erbarmen mit mir! Sende einen Blitz hernieder, daß er mich zerschmettere! O, mein Gott, warum kann ich mich nicht in die Erde verbergen, nur um seinen Blicken nicht mehr zu begegnen!

Bäche von Thränen entstürzten ihren Augen, und die Arme zum Himmel erhebend, murmelte sie leise Gebete der Angst und der Reue zu Gott empor.

Der Prinz las weiter, immer weiter in diesen unseligen Briefen. Auf einmal schrie er laut auf, und stürzte mit einem Brief in der Hand zu der Prinzessin hin.

Ist das wahr? fragte er. Ist das wahr, daß Sie ihm das geschrieben haben?

Was denn? fragte sie, sich langsam von ihren Knieen erhebend.

Er dankt Ihnen da in diesem Brief, daß Sie ihm geschrieben haben, Sie hätten auf Erden noch Niemand geliebt, Niemand als Kalkreuth allein! Ist das wahr, haben Sie ihm das geschrieben?

Ich habe es geschrieben, und es ist die Wahrheit! sagte die Prinzessin, welche jetzt ihre Energie und Ruhe wiedergefunden hatte. Ja, mein Herr, ich habe Niemand, als ihn allein. Ich konnte mein Herz nicht zwingen, Sie zu lieben, Sie, welcher mich anfangs verschmähte, und dann eines Tages die Laune hatte, mich zu lieben, und mir das Schnupftuch seiner Gunst hinzuwerfen. Ich war keine Sclavin, die man bei Seite stehen läßt, die sich beseligt fühlen muß, wenn man sie zuletzt doch noch eines Blickes würdigt. Ich war ein freigebornes Weib, und da ich dem, welchen ich liebte, meine Hand nicht geben konnte, so gab ich ihm wenigstens mein Herz. Meine Person gehörte Ihnen, mein Herz aber nicht!

Aber Sie liehen mir zuweilen Ihr Herz, welches ihm gehörte, und liehen ihm zuweilen Ihre Person, welche mir gehörte! rief der Prinz mit einem wilden Lachen.

Sie schrie laut auf, als habe ein Dolchstoß sie getroffen, und eine dunkle Röthe brannte auf ihren Wangen.

Sie haben das Recht mich zu tödten, aber nicht mich zu beschimpfen! sagte sie.

O, Sie nennen das eine Beschimpfung, wenn ich die Wahrheit sage! rief der Prinz.

Nein, es ist nicht die Wahrheit, mein Prinz. Ich habe mich schwer an Ihnen versündigt, denn ich habe Ihre Liebe geduldet, obwohl ich sie nicht erwidert. Ich habe nicht den Muth gehabt, Ihnen, als Sie zu meinen Füßen niedersanken, und mir, welche Sie so lange verschmäht hatten, sagten, daß Sie mich liebten, Ihnen damals zu bekennen, daß ich nie und nimmermehr diese Liebe theilen könnte, weil mein Herz nicht mehr frei ist. Das ist mein Verbrechen, aber das allein. Ich konnte mein Herz nicht zwingen, Sie zu lieben, aber ich konnte meinen Pflichten getreu bleiben, und das habe ich gethan! Ich habe nicht nöthig, mein Gemahl, vor Ihnen zu erröthen und die Augen niederzuschlagen, denn meine Liebe ist rein von der Sünde geblieben, und meine Person und meine Tugend ist unbefleckt. Ich bin meinem Geliebten nie etwas Anderes gewesen als seine reine Freundin, ich habe Ihnen niemals die Treue als Gattin gebrochen.

Elendes, jammervolles Spiel mit Worten! sagte der Prinz. Wenn dem so ist, wie Sie sagen, und nach den Briefen hier scheint es so, dann ist Ihr Verbrechen ein zwiefaches, denn Sie sind alsdann auch eine Heuchlerin gegen sich selber und gegen Ihre Liebe, eine feige Memme, welche nicht einmal den Muth gehabt hat, dem Gefühl Ihres Herzens sich hinzugeben. Sie sind alsdann eine elende Buhlerin, die ihre Gunstbezeugungen abzumessen versteht, und sich immer nur so weit hingiebt, als es ihren Berechnungen paßt. Sie machen Ihre Pflicht zum Ablaßgeld Ihrer Sünde, und sind nicht einmal unschuldig genug, um fallen zu können mit dem, welchen Sie lieben. Die Freundin Ihres Geliebten! Was ist das für ein elender, feiger Gedanke, eine verächtliche Ausflucht, mit welcher Sie sich gegen Ihr eigenes Gewissen verschanzen möchten. Und was heißt das, Sie haben mir niemals die Treue als Gattin gebrochen? Hätten Sie es lieber gethan, wären Sie, hingerissen von Ihrem heißen Blut und einer unbewachten Stunde, mir ungetreu gewesen mit Ihrer Person, es wäre Ihnen bei Gott leichter zu verzeihen, als diese fortgesetzte Heuchelei und Lüge! Wenn man liebt, so liebt man ganz mit Leib und Seele, Eins ist nicht zu trennen von dem Anderen, der Leib geht auf in der Seele, und die Seele verliert sich in dem Leibe. So, Madame, so habe ich Sie geliebt. Aber Sie, was haben Sie dafür gethan? Sie haben mit sich geschachert, wie ein elender Wucherer! Wenn Sie in meinen Armen lagen, ganz hingegeben meiner Zärtlichkeit, so haben Sie sich Ihre Seele reservirt, und Ihre Untreue gegen mich damit bemäntelt, daß nur Ihr Körper mir gehörte. Wenn Sie ihm gegenüberstanden, und diesen glühenden Bekenntnissen seiner verbrecherischen Liebe zuhörten, so haben Sie sich damit entschuldigt, daß Sie mir nicht die Treue brächen, weil Sie Ihre

Person Ihrem Liebhaber nicht überließen, sondern nur Ihr Herz und Ihre Seele! So sind Sie eine zwiefache Ehebrecherin geworden. Sie haben die Ehe der Seelen und die Ehe der Körper gebrochen! Und mich, mich haben Sie um das Weib, welches ich liebte, um den Freund, welchem ich vertraute, betrogen! Möge Gott Sie verfluchen, wie ich es thue. Möge die Strafe des Himmels Sie treffen, wie die meine Sie treffen soll!

Und indem er seine beiden geballten Fäuste über sie erhob, als wolle er seinen Fluch auf ihr Haupt herabschleudern, wandte er sich um und verließ das Zimmer.

XLIII.

Ein Vormittag in Sanssouci.

Es war Morgens fünf Uhr. Tiefe Stille herrschte ringsum, die Dunkelheit der Nacht lag noch über der Welt ausgebreitet, und Jedermann durfte noch schlafen und ruhen; das Leben hatte noch nirgends begonnen, — nirgends als auf Sanssouci, nirgends als in den Zimmern des Königs. Während sein ganzes Volk noch schlief, wachte der König, wachte er, um für sein Volk zu arbeiten und zu denken. — Draußen heulte der Wind und trieb große Schneeflocken an sein Fenster, und machte selbst das Feuer in seinem Kamin unruhig flackern und brennen, der König achtete auf das Alles nicht. Er hatte seine Toilette beendet und seine Chocolade getrunken, jetzt arbeitete er. Was kümmerte es ihn, daß es noch so kalt war in seinem Zimmer, daß die Kerzen auf seinem Tisch nur ein trübes Licht durch das dunkle Zimmer warfen, und die kalte Unbehaglichkeit desselben noch vermehrten, sie brannten hell genug, um diese Masse von Briefen zu lesen, welche da auf dem Tisch vor ihm lagen, und die alle im Laufe des vorigen Tages eingelaufen waren. Mochten seine Minister und Kabinetsräthe immerhin noch schlafen, der König wachte und arbeitete; er bereitete die Arbeiten vor, die er nachher „seinen Schreibern", das heißt seinen Ministern und Kabinetsräthen übertragen wollte. Er las alle diese eingelaufenen Briefe und Bittschriften und schrieb an den Rand jedes derselben die Quintessenz der Antworten, welche entweder die Minister in ihren Ressorts, oder die Kabinetsräthe zu ertheilen hatten.

Dann erst, nachdem er diese geschäftlichen Briefe und Schriften alle gelesen und geprüft, dann erst nahm der König die Briefe in die Hand, die Briefe, die an ihn persönlich gerichtet waren und von den fernen Freunden kamen. — Sein Antlitz, welches vorher ernst und strenge gewesen, nahm jetzt einen sanften, freundlichen Ausdruck an, und ein mildes Lächeln umspielte seine Lippen.

Die Ausbeute des heutigen Tages war indessen nur gering. Es waren nur wenige Briefe da, und die meisten derselben kamen von Verwandten des Königs oder von entfernter stehenden Bekannten.

Kein Brief von d'Argens, sagte der König lächelnd. Mein erzbischöfliches Schreiben wird also wohl seine Wirkung gethan haben, und der gute Marquis wird vielleicht noch heute hier eintreffen, um mich tüchtig auszuzanken und mir dann zu vergeben. — Ach, da ist aber ein Brief von d'Alembert! Nun das ist ohne Zweifel ein angenehmer Brief, denn er wird mir die Nachricht bringen, daß d'Alembert meinen Vorschlag annimmt und sich entschließt, Präsident meiner Akademie der Wissenschaften zu werden.

Er erbrach hastig das Siegel, und während er dann las, zog eine finstere Wolke über seine Stirn. Er schlägt mein Anerbieten aus, sagte er unmuthig. Er setzt seinen Stolz darin, daß er Fürsten entbehren kann, und hofft, die Nachwelt werde ihn für seine Uneigennützigkeit schadlos halten. O, da kennt er die Nachwelt noch nicht! Entweder sie wird ganz

davon schweigen, oder, wenn sie es erwähnt, wird sie nur davon sprechen, als wie von einem dummen Streich, den d'Alembert in seinem Leben gemacht hat.*) Er ist ein hochmüthiger und stolzer Mensch, er ist wie sie Alle.

Er nahm den Brief wieder zur Hand, und las ihn noch einmal, dies Mal langsamer und besonnener wie zuvor; allgemach schwand die finstere Wolke von seiner Stirn, und seine Augen strahlten in einem hellen Freudenglanze.

Nein, sagte er, ich habe d'Alembert Unrecht gethan. Der Unmuth über eine fehl geschlagene Hoffnung hatte mich verblendet. d'Alembert ist kein kleinlicher, eitler Mensch, sondern eine freie, stolze Menschenseele. Er schlägt meine Präsidentenstelle mit sechstausend Thaler Gehalt aus, wie er im vorigen Jahr die Stelle als Erzieher des russischen Thronerben mit einem Gehalt von hunderttausend Francs ausgeschlagen hat.**) Er zieht es vor, arm und dürftig fünf Treppen hoch zu wohnen und sein eigener Herr zu sein, statt in einem glänzenden Palais als Diener eines Fürsten zu leben. Wahrlich, ich kann ihm darum nicht böse sein, denn er hat gehandelt und gedacht, als ein Weiser, und wenn ich nicht Friedrich wäre, so möchte ich wohl d'Alembert sein! Ich will ihn deshalb nicht weniger lieben, weil er mir einen Korb gegeben hat. Ach, es ist ein wahres Glück, wenn es noch Menschen giebt, welche unabhängig und klar genug denken, um einem König gegenüber einen freien Willen sich bewahren zu können. Die Fürsten würden besser sein, wenn diejenigen, mit denen sie verkehren, weniger klein und erbärmlich wären. D'Alembert soll mir eine Lehre und ein Trost sein: es giebt also doch Menschen, welche nicht Heuchler und Schmeichler, Narren und Betrüger sind, sondern wirklich Menschen!

Er faltete den Brief sorgsam zusammen und nickte ihm, bevor er ihn in seine Correspondenzmappe schob, so freundlich lächelnd zu, als sei es d'Alembert selber, den er zu begrüßen habe. Dann nahm er einen andern Brief zur Hand.

Diese Schriftzüge kenne ich nicht, sagte er, indem er die Adresse betrachtete. Er kommt aus der Schweiz und ist ganz persönlich an mich gerichtet. Von wem denn?

Er öffnete den Brief und sah zuerst nach der Unterschrift.

Ah, sagte er dann, von Jean Jacques Rousseau! Es ist wahr, ich habe ihm ja ein Asyl versprochen. Die freien Schweizer verfolgen den unglücklichen Philosophen, und mein guter Lord Marschal bat für ihn bei mir. Jetzt ist Lord Marschal in Schottland, und er wird nichts mehr davon haben, daß sein Freund hierher kommt. Nun vielleicht treibt es ihn zurück, wenn Jean Jacques hier eine Freistatt findet, und er komint von Schottland hierher, um mit ihm im Park von Schönhausen zu wandeln.*)

Lesen wir, was der Philosoph schreibt:

Der Brief enthielt nur einige Zeilen, die der König mit steigender Verwunderung mit einem stolzen Befremden las. Vraiment! rief er dann laut, die Philosophen sind alle des Teufels! Dieser Jean Jacques begnügt sich nicht, meinen Vorschlag zurückzuweisen, sondern er thut es auf eine gar seltsame und unerhörte Manier. Es ist ein wunderbares Opus, und ich muß es mir wahrhaftig selber noch einmal vorlesen! Und mit lauter pathetischer Stimme las der König: Votre Majesté m'offre un asyle, et m'y promet la liberté. Mais Vous avez une épée, et Vous êtes Roi! Vous m'offrez une pension, à moi, qui n'ai rien fait pour vous? Mais, en avez vous donné à tous les braves gens, qui ont perdu bras et jambes en vos services?

Nun, sagte der König lachend, das ist ein Brief wie ein Nasenstüber, und wenn man Philosoph ist, weil man ein Grobian ist, so hat Jean Jacques Rousseau das Recht, sich den ersten Philosophen der Welt zu nennen! Wahrhaftig, der Zufall spielt mir heute seltsame Streiche, und scheint sehr die Absicht zu haben, meinen königlichen Hochmuth ein wenig zu dämpfen. Zwei Absagebriefe auf einmal, zwei Philosophen, die ich zu mir eingeladen habe, und von Beiden ein refus. Ah, nicht zwei Philosophen!

---

*) Des Königs eigene Worte.

**) Prenß. Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden. S. 304.

*) Lord Marschal hatte dem König geklagt, daß Rousseau in der Schweiz bitteren Verfolgungen ausgesetzt sei, und nicht wisse, wohin er sich wenden solle, da man ihn auch aus Frankreich vertrieben hätte. Der König antwortete ihm darauf: „Schreiben Sie Ihrem Freund, daß er zu mir kommen soll. Ich will ihm ein sicheres Asyl und eine Pension von zweitausend Francs jährlich geben. Er soll in Pankow, dicht bei dem Schloßgarten von Schönhausen, eine Stunde von Berlin, ein geräumiges Haus mit Garten und Wiese haben, so daß er dort eine Kuh füttern, sich hinlänglich Federvieh halten und Gemüse bauen kann. Dort kann er in Ruhe und ohne Nahrungssorgen leben, und seine Einsamkeit wird nichts stören. Von seinem Garten kann er in den Garten von Schönhhusen gehen, und in den schattigen Gängen desselben herumwandeln, denn die Königin hält sich nur wenige Monate des Jahres dort auf." Lord Marschal sandte das Einladungsschreiben, welches er alsdann an Rousseau schickte, dem König zur Durchsicht, und dieser fügte eigenhändig hinzu: Venez, mon cher Rousseau, je vous offre maison, pension et liberté.

D'Alembert ist ein Philosoph! Aber Jean Jacques Rousseau, der ist in Wahrheit ein Narr!*)

Er zerriß den Brief, und warf die einzelnen Stücke in den Kamin. Dann griff er nach einem andern Brief, aber noch bevor er ihn geöffnet, legte er ihn wieder hin. Er hatte gehört, wie eben die große Wanduhr da draußen im Vorsaal die achte Stunde geschlagen hatte. Das war das Zeichen, daß die Geschäfte des Tages, die er mit seinen Dienern theilte, zu beginnen hatten, und daß der König jetzt nicht mehr Zeit hatte, sich mit seiner Privatcorrespondenz zu beschäftigen.

Der letzte Schlag der Glocke war kaum verhallt, als auch schon ein leises Klopfen an der Thür gehört, und dieselbe auf den Ruf des Königs geöffnet ward.

Der König hatte gar nicht nöthig sich nach ihm umzuschauen, er wußte, daß der Eintretende Niemand Anderes sei, als Herr von Kircheisen, der Stadtpräsident von Berlin, welcher heute, als am letzten Tage der Woche kam, um seinen Bericht abzustatten. — Er empfing denselben indeß heute nicht mit seiner gewohnten Leutseligkeit, sondern erwiderte seinen ehrerbietigen Gruß nur mit einem finsteren Seitenblick, und hörte, in dem Zimmer auf- und abgehend, mit sichtbarem Mißmuth dem Vortrag des Berliner Stadtpräsidenten zu.

Und das ist Alles, was Er mir zu berichten hat? fragte der König, als Herr von Kircheisen seinen Vortrag beendet hatt. Er ist der Vorsteher der ganzen Berliner Polizei, und Er weiß mir von einer ganzen Woche nichts weiter zu berichten, als was mir jeder Thorschreiber und jeder Viertelspolizeidiener auch sagen kann. Er erzählt mir, wer in Berlin angekommen und abgereist ist, wie viel Leute gestorben und geboren, wie viel Diebstähle vorgekommen sind, und damit ist Sein Bericht zu Ende.

Aber ich kann Eurer Majestät doch nichts weiter berichten, als was vorgefallen ist? bemerkte Herr von Kircheisen schüchtern.

So! Weiter ist in Berlin nichts vorgefallen? Berlin ist also eine äußerst stille, sittsame, friedliche und unschuldige Stadt, in der man einträchtig lebt, wie im Paradiese, und wo man höchstens von einigen bemitleidenswerthen Individuen, die irrthümlich das Eigenthum Anderer für das ihre angesehen haben, aus seinem Schlaf der Gerechten für einen Moment aufgestört wird? Er weiß gar nichts, sage ich Ihm! Er weiß nicht, daß Berlin die Stadt des Leichtsinns, der Narrheit, der Putzsucht, der aufgeblasenen, windigen Dummheit, der Immoralität und der Heuchelei ist. Er weiß mir nichts zu sagen von diesen Verbrechen, die allerdings nicht so offen zu Tage liegen, daß die Gesetze sie strafen könnten, die aber verheerend von Haus zu Haus schleichen, ganze Familien vergiften, und Unglück und Schande durch ganze Schichten der Gesellschaft verbreiten. Er weiß nichts von den vielen Ehebrüchen, von dem Zwiespalt der Familien, von dem Leichtsinn der jungen Leute, die sich dem Spiel ergeben. Und doch könnte manches Unglück verhütet werden, wenn Er besser aufpaßte, und die Leute zur rechten Zeit warnte!

Sire, halten zu Gnaden, das ist nicht die Aufgabe der gewöhnlichen Polizei, sondern dazu bedarf es einer geheimen Polizei!

Nun, warum hat Er keine geheime Polizei? Warum nimmt Er nicht ein Beispiel an dem neuen Polizeiminister von Paris, Herrn von Sartines? Der Mann weiß Alles, was in Paris geschieht, er kennt die Geschichte jedes Hauses, jeder Familie, jedes Individuums. Er warnt zuweilen heimlich die Männer, wenn ihre Frauen ihnen entlaufen wollen, und flüstert den Frauen die Namen Derer zu, welche ihnen ihre Männer abwendig machen. Er zeigt den Eltern an, wo ihre leichtsinnigen Söhne ihr Vermögen an der Spielbank durchbringen, und hilft, je nachdem es ihm beliebt, den Verzweifelten zu einem Strick, um sich aufzuhängen, oder reicht ihnen die Hand zur Rettung dar. Das ist eine gute tüchtige Polizei, und man muß gestehen, daß die Seine wenig Aehnlichkeit damit hat.

Wenn Eure Majestät es befehlen, kann ich auch eine solche Polizei in Berlin einrichten wie der Herr von Sartines sie in Paris eingerichtet hat. Nur müssen mir Eure Majestät dazu zweierlei geben. Erstens eine Million Thaler jährlich!

Ah, eine Million! Seine geheime Polizei ist ein wenig theuer. Fahre Er fort, was verlangt Er noch außer der Million?

Zweitens die Erlaubniß, das Glück der Familien, das Glück Ihrer Unterthanen zu ruiniren, den Sohn zum Spion seines Vaters, die Mutter zur Angeberin ihrer Tochter, die Dienstboten zu Aufpassern ihrer Herrschaften, den Lehrburschen und Gesellen zum Beobachter und Verräther seines Meisters zu machen. Wenn Eure Majestät mir das bewilligen, wenn ich das Vertrauen des Menschen zum Menschen, des Bruders zu seiner Schwester, des Vaters zu seinen Kindern, des Gatten zu seiner Gattin, des Freundes zu seinem Freunde untergraben darf, indem ich die Leute mit Geld erkaufe, wenn ich Einen zum Spion des Andern mir anwerben, wenn ich den Verrath bezahlen und den Angeber belohnen darf, dann, Eure Majestät, werden wir auch eine so gute

*) Das gewöhnliche Epitheton, welches der König nach dieser Zeit immer dem Namen Jean Jacque's hinzuzufügen pflegte.

geheime Polizei haben, wie der Herr von Sartines in Paris, nur glaube ich nicht, daß dadurch die Sittlichkeit gefördert und das Verbrechen gehindert werde.

Der König hatte ihm mit steigendem Interesse zugehört, seine Stirn hatte sich immer mehr aufgehellt und seine Blicke hatten sich mit sichtbarem Wohlwollen auf den kühnen Sprecher gerichtet. Als dieser jetzt geendet, blieb der König, der immerfort auf- und abgegangen war, vor Herrn von Kircheisen stehen, und sah ihm fest und lange in das erregte Angesicht.

Es ist also Seine feste und gewisse Ueberzeugung, daß eine geheime Polizei solche Uebel nach sich zieht, wie Er da geschildert hat?

Ja, Eure Majestät, es ist meine feste Ueberzeugung!

Er kann Recht haben, sagte der König sinnend. Nichts demoralisirt die Menschen mehr als das Spions- und Denunciantenwesen, und eine gute, noble Regierung müßte solche elende Spione und Denuncianten, welche ihre Mitmenschen für elendes Geld und aus niedriger boshafter Absicht angeben und in's Unglück bringen, strenge bestrafen, statt sie zu belohnen, und sich ihrer zu ihren Zwecken zu bedienen. Eine gute Regierung muß dem jesuitischen Grundsatz folgen, daß der Zweck die Mittel heilige.

So wollen mich Eure Majestät in Gnaden davon dispensiren, eine geheime Polizei einzuführen?

Nun ja, es soll Alles so bleiben, wie es ist, und der Herr von Sartines mag seine Polizei für sich behalten. Sie paßt nicht für uns, und Berlin soll mir nicht durch solches Spions- und Denunciantenwesen noch mehr ruinirt werden, als es ohnedies schon ist. Also nichts mehr von geheimer Polizei! Wenn sich das Verbrechen bei Tage zeigt, so wollen wir es strafen; wo es im Dunkeln schleicht, müssen wir es der Vorsehung überlassen, es an's Licht zu ziehen. Berichte Er mir also nach wie vor, wer geboren und gestorben, wer gekommen und abgereist ist, gestohlen oder gute Geschäfte gemacht hat! Ich will mich damit begnügen, und nicht mehr verlangen, als eine gute Polizei zu leisten vermag. Uebrigens bin ich heute sehr mit Ihm zufrieden! Er hat tapfer und frisch weggesprochen, und mir offen und frei gesagt, was Er denkt. Das gefällt mir! Ich mag es gern, wenn meine Beamten den Muth der Wahrheit haben, und auch gelegentlich mir zu opponiren wagen! Bleibe Er dabei!

Er nickte dem erfreuten Stadtpräsidenten freundlich zu und reichte ihm seine Hand dar. Dann verabschiedete er ihn, und hieß die Minister eintreten, um ihre Vorträge und Berichte zu halten. — Nach diesen kamen die Kabinetsräthe, und erst nachdem der König mit ihnen Allen drei Stunden ununterbrochen und angestrengt gearbeitet hatte, dachte er daran sich ein wenig zu erholen und auszuruhen von allen diesen Arbeiten, die ihn jetzt von sechs Uhr Morgens bis fast zur Mittagsstunde beschäftigt hatten.

Er war eben im Begriff sich in sein Bibliothekzimmer zu begeben, als ein lautes Gespräch im Vorzimmer ihn aufmerksam machte.

Aber ich sage Ihnen, daß der König heute keine Audienzen giebt, hörte er die Stimme eines der Lakayen sagen.

Der König hat gesagt, daß Jeder, der ihn zu sprechen habe, bei ihm Gehör finden soll! rief eine andere Stimme. Ich muß den König sprechen, und er muß mich anhören!

Wenn Sie ihn sprechen wollen, so müssen Sie schriftlich darum einkommen, dann werden Sie vorgelassen, denn der König giebt Jedem Audienz, der darum bittet, aber er bestimmt die Stunde.

Das Unglück und die Verzweiflung kann nicht auf eine bestimmte Stunde warten! rief der Andere. Wenn der König das Unglück nicht hörrn will, sobald es um Rettung schreit, sondern nur dann, wenn es ihm beliebt, dann ist er kein guter König!

Der Mann hat Recht, sagte der König leise. Ich will ihn sogleich anhören. — Er schritt rasch nach der Thür hin und öffnete sie. — Draußen stand ein ältlicher Mann in ärmlicher Kleidung, mit bleichem, abgemagertem Gesicht, aus dessen Zügen Verzweiflung und Kummer deutlich genug sprach, um von Jedermann verstanden zu werden. Als seine großen tiefliegenden Augen jetzt den König gewahrten, rief er freudig: Gott sei Dank, da ist der König!

Der König winkte ihm stumm näher zu treten, und der Mann stürzte mit einem Ausruf der Freude zu ihm hin.

Komme Er hier in's Zimmer, sagte der König, und jetzt sage Er, was will Er von mir?

Gerechtigkeit, Majestät, rief der Mann, Gerechtigkeit, weiter nichts. Ich habe den Krieg mitgemacht, und bin jetzt außer Brod. Ich habe nichts, wovon ich leben soll, und habe Eure Majestät zwei Mal schriftlich um eine Stelle bei der Steuerkammer gebeten, welche eben vacant ist.

Und ich habe sie Ihm verweigert, weil diese Stelle schon einem Andern versprochen ist.

Man hat mir gesagt, daß Eure Majestät mir diese Stelle verweigern! rief der Mann verzweiflungsvoll. Aber ich kann es nicht glauben, denn Eure Majestät sind sie mir schuldig, und Sie sind ja sonst ein gerechter König. Eilen Sie also, Majestät, das zu thun, was gerecht und was Pflicht ist,

und sich zu rechtfertigen wegen eines Verdachtes, der Ihrem königlichen Ruhm nur nachtheilig ist!

Der König maß ihn mit einem flammenden Zornesblick, den indessen der bleiche, verzweiflungsvolle Supplicant mit kühner Gelassenheit ertrug.

Wer giebt Euch das Recht, fragte der König mit donnernder Stimme, indem er mit drohend gehobenem Arm auf den Mann zutrat, wer giebt Euch das Recht, in solchem Ton zu mir zu sprechen, und worauf gründet Ihr Eure unverschämten Forderungen?

Darauf, Majestät, rief der Mann, darauf, daß ich verhungern muß, wenn Sie mir meine Bitte abschlagen. Das ist der geheiligteste aller Ansprüche. Und an wen auf Erden soll ich mich denn damit wenden, wenn nicht an meinen König?

Es lag ein so herzzerreißender Jammer, eine solche verzweiflungsvolle Klage in den Worten, in der Stimme des armen Supplicanten, daß der König sich wider seinen Willen davon ergriffen fühlte. Er ließ seinen erhobenen Arm sinken, und der Ausdruck seines Angesichts ward immer milder und weicher.

Ich sehe wohl, Er ist sehr unglücklich und voll Verzweiflung, sagte er gütig, Er hat also Recht gethan, sich an mich zu wenden. Er soll die Stelle haben, um welche Er bittet, ich werde dafür sorgen. Melde Er sich nur morgen hier beim Kabinetsrath Müller. Damit Er aber bis dahin nicht verhungere, will ich Ihm ein bischen Taschengeld geben.

Er lehnte die lauten jubelnden Freudenbezeugungen des überglücklichen Mannes mit einem Wink seiner Hand von sich ab, und schellte heftig, um seinen Kammerhusaren Deesen, welcher die kleine Kasse des Königs führte, herzurufen, damit er dem Manne ein Goldstück auszahle.

Aber Deesen erschien nicht, und der zweite Kammerhusar meldete mit einem verlegenen Gesicht, daß er gar nicht im Schloß anwesend sei. Der König befahl ihm, dem Mann das versprochene Taschengeld zu geben und dann zu ihm zurückzukehren.

Wo ist Deesen? fragte der König, als der Kammerhusar wiederkehrte.

Sire, ich weiß es nicht! stammelte der Diener, vor den durchbohrenden Blicken des Königs die Augen niederschlagend.

Du weißt es, sagte der König ernst. Deesen hat von mir strengen Befehl, immer im Vorzimmer zu sein, weil ich ihn gebrauchen könnte. Wenn er es wagt, gegen meine Befehle zu handeln, so muß das einen wichtigen Grund haben, und Du kennst ihn. Heraus damit also, ich will ihn wissen!

Wenn Eure Majestät befehlen, muß ich freilich gehorchen, seufzte der Kammerhusar. Eure Majestät wollen es nicht leiden, daß wir Kammerhusaren uns verheirathen, aber wir können doch nichts dafür, daß wir auch ein Herz haben und zuweilen verliebt sind.

Deesen ist also auch verliebt? fragte der König lächelnd.

Ja, Majestät, er liebt ein wunderschönes Mädchen in Potsdam, Namens Maria Siegert, und da er sie nicht heirathen darf, so hat sie darein gewilligt, seine Liebste zu sein. Er hat ihr eine allerliebste Wohnung in der Junkerstraße eingerichtet, und sie leben glücklich und in Freuden. Weil heute Morgen nun großer Vortrag war, glaubte Deesen, daß Eure Majestät ihn nicht rufen würden, und daß er genug Zeit hätte, einen kleinen Abstecher nach Potsdam zu seiner Liebsten zu machen. Er hat sich aber doch verspätet, wie es scheint. Das ist der Grund, Majestät, warum Deesen nicht im Vorzimmer ist.

Es ist gut, sagte der König, sobald Deesen kommt, soll er zu mir in's Bibliothekzimmer kommen. Ich befehle Dir aber, ihm mit keiner Sylbe zu verrathen, was wir eben gesprochen haben.

Ach Gott, Majestät, ich bin froh, wenn ich das nicht nöthig habe, denn Deesen ist sehr heftig, und wenn er erführe, daß ich sein Geheimniß verrathen habe, wäre er im Stande, mir ein paar Ohrfeigen zu geben!

Die Dir vielleicht sehr gesund sein würden, sagte der König lachend, indem er den Weg nach seinem Bibliothekzimmer einschlug.

Eine Viertelstunde später trat Deesen mit erhitztem, angstvollem Gesicht in das Bibliothekzimmer ein. Der König, welcher auf- und niedergehend mit der Lectüre seines geliebten Lucretius beschäftigt gewesen, heftete seine großen, durchdringenden Augen mit einem fragenden Ausdruck auf des Kammerhusaren ängstliches Angesicht.

Ich habe Dich gerufen und Du warst nicht da, sagte der König.

Ich bitte Eure Majestät, mir gnädigst zu verzeihen, stammelte Deesen.

Wo warst Du denn?

Ich war auf meinem Zimmer und schrieb einen Brief, Sire.

So, einen Brief! Vermuthlich schriebst Du an die übermüthige schöne Magd im Gasthof zum schwarzen Raben in Amsterdam, welche den Bedienten des Herrn Zollern nicht zu ihrem Liebhaber nehmen wollte? fragte der König.

Deesens Antlitz erheiterte sich ein wenig. Diese Anspielung auf die Reise nach Amsterdam zeigte ihm, daß der König nicht im Ernst sehr böse sei. Er wagte es daher, seinen Blick zu dem König zu erheben und ihn flehend anzusehen.

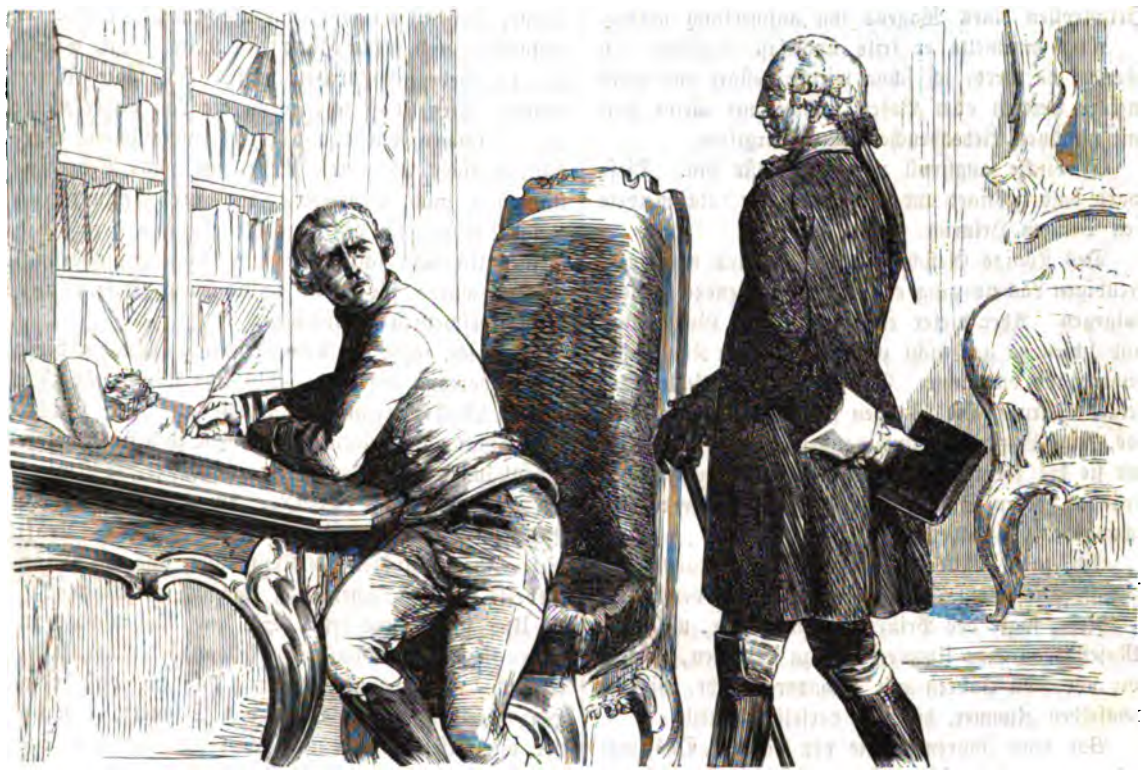
Setze Dich, sagte der König, auf den Schreibtisch deutend. Ich rief Dich, weil ich Dir auch einen Brief dictiren wollte. Setze Dich also und nimm die Feder!

Deesen gehorchte und richtete sich vor dem Schreibtisch ein. Der König begann, die Hände mit dem Buch auf dem Rücken, wieder im Zimmer auf- und abzugehen.

Bist Du bereit? fragte der König.

Ich bin bereit, Sire, erwiderte der Kammerhusar, die Feder eintauchend.

Schreibe also! befahl der König, indem er sich



Deesen gerade gegenüber stellte. Schreibe also. Zuerst die Ueberschrift: „Mein Schatz!"

Deesen stutzte und blickte fragend zu dem König empor.

Der König sah ihn ernst und starr an und wiederholte: „Mein Schatz!"

Deesen stieß einen leisen Seufzer aus und schrieb.

Hast Du's? fragte der König.

Ja, Sire, ich hab's! „Mein Schatz!"

Nun also schnell weiter! „Mein Schatz, der alte Brummbär, der König" — schreibe, unterbrach sich der König, als er sah, wie Deesen bleich und entsetzt zusammenschauderte und kaum im Stande war, die Feder zu halten. Schreibe, ohne Dich zu besinnen, ohne zu zaudern, oder erwarte eine ernste und nachdrückliche Strafe.

Haben Eure Majestät die Gnade, zu dictiren, ich bin bereit, Alles zu schreiben, stöhnte Deesen, indem er sich den Angstschweiß von der Stirn trocknete.

Also rasch und schnell jetzt, befahl der König, und indem er wieder auf- und abging, dictirte er: „Der alte Brummbär, der König, zählt mir jede Stunde nach, die ich bei Dir so reizend zubringe. Damit nun meine künftige Abwesenheit desto kürzer und von dem großen Zänker desto weniger bemerkt werde, so miethe Dir hier in der Brandenburger Vorstadt nahe bei uns ein Stübchen, wo wir uns mit mehr Bequemlichkeit als in der Stadt sehen und herzen können. Ich verbleibe bis in den Tod Dein herzlich getreuer

Deesen."

Bist Du fertig? fragte der König.

Ja, Sire, ich bin fertig, ächzte Deesen.

So falte den Brief und siegele ihn, und jetzt schreibe die Adresse: „An die unverehelichte Marie Siegert. Junkerstraße in Potsdam."

Gnade, Sire, Gnade! rief Deesen aufspringend

und sich dem König zu Füßen werfend. Ich sehe wohl, Eure Majestät wissen Alles, man hat mich bei Ihnen verrathen und angeklagt.

Du selbst hast Dich verrathen und angeklagt, denn es ist heute das zehnte Mal, daß ich Dich rufe und Du nicht da bist. Jetzt sende den Brief ab und sorge dafür, daß die Siegerten sich hier einmiethet. Wenn Du aber dann wieder einmal nicht im Vorzimmer bist, so schicke ich die schöne Marie nach Spandau und Dich jage fort. Nun marsch und besorge sogleich Deinen Brief!

Deesen eilte von dannen und der König schaute ihm lächelnd einen Augenblick nach, dann wollte er sich wieder seiner Lectüre zuwenden, als das laute Heranrollen eines Wagens ihn aufmerksam machte.

Ach, murmelte er leise und fast ängstlich, ich fürchte, da werde ich schon wieder gestört und einer meiner Vettern oder Basen kommt mir meine Zeit mit unnützen Liebesheucheleien zu vergiften.

Er blickte angstvoll nach der Thür hin. Diese ward bald geöffnet und der eintretende Lakai meldete den Prinzen Heinrich.

Des Königs Gesicht erhellte sich und mit einem freudigen Lächeln ging er seinem eintretenden Bruder entgegen. Aber dieser erwiderte seinen Gruß kaum und schien es gar nicht zu sehen, daß der König ihm seine Hand darreichte. Eine schwere Wolke lag auf seiner Stirn, seine Wangen waren bleich und farblos, seine Lippen fest aufeinander gepreßt, als wollten sie die zornigen und unmuthigen Worte zurückdrängen, deren Sinn doch aus seinen finster dareinschauenden, blitzenden Augen sprach.

Ach, mein Bruder, sagte der König traurig, es scheint, Sie kommen, mir ein Unglück zu verkünden.

Nein, sagte der Prinz, ich komme nur, um Eure Majestät an eine Unterredung zu erinnern, welche wir vor zehn Jahren mit einander gehabt, hier in demselben Zimmer, hier auf derselben Stelle.

Vor zehn Jahren, sagte der König. Das war also um die Zeit Ihrer Verheirathung, Heinrich?

Ja, es handelte sich um meine Verheirathung, Sire. Sie hatten mich so lange verfolgt, gemartert und gequält, bis ich endlich matt gehetzt und außer mir gebracht von so viel Widerwärtigkeiten, mich entschloß, nachzugeben und mich in das Joch zu schmieden, um nur von diesen unwürdigen und demüthigenden Tracasseriern, denen Sie mich aussetzten, befreit zu werden!

Ich finde, daß Sie Ihre Worte besser wählen sollten, mein Bruder! rief der König mit flammenden Zornesblicken. Sie vergessen, daß Sie zu Ihrem König sprechen!

Aber ich entsinne mich, daß ich zu meinem Bruder spreche, zu meinem Bruder, welcher wohl die Pflicht hat, mich anzuhören und die Klagen zu vernehmen, welche ich gegen den König auszusprechen habe!

Sprechen Sie, sagte der König nach einer kleinen Pause. Der Bruder allein wird Sie hören!

Ich komme, um Sie an jene Stunde zu erinnern, sagte der Prinz mit feierlichem Ton, an jene Stunde, als ich hier in diesem Zimmer Ihnen meine Einwilligung gab, mich zu vermählen. Indem ich es that, Sire, sagte ich zu Ihnen, daß ich Sie verantwortlich mache für diese Ehe, welche nicht die Liebe, sondern die Politik geschlossen, daß ich Sie dereinst vor dem Throne Gottes zur Rechenschaft ziehen und Sie dort fragen würde, mit welchem Recht Sie mich meiner Freiheit beraubt, mit welchem Recht Sie an mein Herz und meine Hand eine Kette gelegt, welche mir die Liebe nicht tragen hülfe. Ich sagte Ihnen ferner, Sire, daß ich, wenn die Last dieser Kette mir zu schwer würde und dieses unnatürliche Verhältniß einer Ehe ohne Liebe und ohne Uebereinstimmung mich zermartern und zur Verzweiflung treiben sollte, ich auf Ihr Haupt dann den Fluch meines Unglücks schleudern und Sie verantwortlich machen würde für mein zerbrochenes Dasein und meine zerschellten Hoffnungen.

Und ich, sagte der König feierlich, ich nahm diese Verantwortung auf mich. Als Ihr König und Ihr älterer Bruder erinnerte ich Sie an Ihre Pflicht, dem Staat eine Familie, ihm Söhne zu geben, welche den Männern voranleuchteten als Muster der Tapferkeit und der Ehre, Töchter, um den Frauen ein Beispiel zu sein der Gesittung und Tugend. Kraft dieser Ihrer Pflichten als Königssohn und als Mann forderte ich von Ihnen, daß Sie sich vermählten!

Und ich komme jetzt, Sie zur Rechenschaft zu ziehen für diesen unnatürlichen Zwang! rief der Prinz feierlich. Ich komme, Ihnen zu sagen, daß mein Herz zerrissen ist von Qual und Schmerz, daß ich der unglückseligste der Menschen bin und daß Sie mich dazu gemacht haben, Sie, welcher mich zu dieser Ehe zwang, obwohl Sie selber die Verzweiflung und die Schmach einer solchen Ehe ohne Liebe kannten! O, Sie hatten durch diese Ihre eigene Ehe schon eine schwere Verantwortung auf sich geladen, und wenn Sie sie erdulden mußten, so lange unser Vater lebte, so hätten Sie dieselbe muthig abwerfen müssen, sobald Sie frei, das heißt König wurden! Aber Sie zogen es vor, Ihr unnatürliches Verhältniß weiter zu schleppen, oder vielmehr, Sie streiften nur die Ketten von Ihrer Hand und ließen sie achtlos zu Ihren Füßen liegen. Um der Welt durch Ihre Scheidung kein Aergerniß zu geben, gaben Sie ihr durch Ihre unnatürliche Ehe ein böses Beispiel. Sie machten nur sich frei und machten dadurch Ihre

arme Gemahlin zu einer Sclavin Ihrer Laune, zu einer Märtyrerin Ihrer Grausamkeit. Sie entheiligten durch Ihre Ehe das ganze Institut der Ehe, Sie gaben allen Ihren Unterthanen ein böses und gefährliches Beispiel, und böse und gefährlich hat es gewirkt. Schauen Sie sich um in Ihren Landen, Sire, überall werden Sie unglückliche, von ihren Männern verlassene Frauen, gebrandmarkte, von ihren treulosen Weibern geschändete Männer finden. Schauen Sie sich um in Ihrer eigenen Familie, Sire. Unsere Schwester von Bayreuth ist gestorben aus Gram über die Demüthigungen, welche sie von der Maitresse ihres Gemahls erdulden mußte, unser Bruder August Wilhelm ist einsam gestorben. Er hatte sich mit seinem Gram nach Oranienburg zurückgezogen und seine Gemahlin blieb in Berlin. Sie war nicht einmal bei ihm, als er starb, Fremde haben seinen letzten Seufzer empfangen, Fremde haben ihm die Augen zugedrückt. Unsere Schwester, die Markgräfin von Anspach, hat sich so lange mit ihrem Manne geschlagen, bis sie endlich nachgegeben und die Maitressen ihres Mannes zu ihren Freundinnen angenommen hat. Und ich endlich, Sire, ich endlich stehe vor Ihnen mit dem Brandmal der Schande auf meiner Stirne, denn auch ich bin verrathen und betrogen! Und dieses Alles ist Ihr Werk, Sire. Ihr böses Beispiel hat gewirkt in Ihrem Land und in Ihrer Familie! Wenn der König der Ehe und ihrer heiligen Pflichten spottet, wie kann er da fordern, daß seine Familien und seine Unterthanen Ehrfurcht vor derselben haben. Es ist Mode geworden in Ihrem Lande, daß die Ehegatten einander täuschen und verrathen, und Sie sind es, welcher uns diese Mode gegeben hat!

Ich habe Sie zu Ende reden lassen, Heinrich, sagte der König, als der Prinz jetzt schwieg, und seine Augen begegneten mit einem sanften, mitleidsvollen Ausdruck den finstern, zürnenden Blicken seines Bruders. Ich habe Sie zu Ende reden lassen; aber alle Ihre gehässigen und ungerechten Vorwürfe habe ich nicht gehört. Ich habe nur gehört, daß mein Bruder Heinrich unglücklich ist, und den Unglücklichen ist es eigen, daß sie in anderen Menschen und nicht in sich selber die Quelle ihrer Leiden suchen. Ich vergebe Ihnen also Alles, was Sie gegen mich gesagt haben, und wenn Sie die unseligen Folgen dieses Krieges, der Jahre lange die Männer fern hielt und die Bande der Familien lockerte, wenn Sie dieses auch mir zuschreiben wollen, so zeigt das eben, daß Ihr Blick umdüstert ist und nicht klar zu unterscheiden vermag. Ich habe den Krieg nicht leichtsinnig begonnen, sondern ich habe ihn über mich genommen als eine schwere Last. Er hat aus mir einen alten Mann gemacht, die Kraft meines Lebens vor der Zeit aufgezehrt. Ich sehe alle seine schlimmen Folgen und ich habe es mir zu einer heiligen Aufgabe gemacht, diese Wunden meines Landes, welche der Krieg ihm geschlagen, zu heilen. Ich arbeite daran Tag und Nacht, ich habe diesem Bestreben alle meine Gedanken hingegeben und meine persönlichen Neigungen zum Opfer dargebracht. Aber ich muß mich vorläufig darauf beschränken, die Wunden zu verbinden, ich kann das Unglück und die Noth nicht verschwinden machen, nicht sogleich es in Glück verwandeln. Wollen Sie mich deshalb zur Rechenschaft ziehen, mein Bruder?

Ah, Sire, Sie wollen von der Frage abweichen, und statt auf mein besonderes Unglück einzugehen, sprechen Sie von dem allgemeinen. Nicht deshalb will ich Sie zur Rechenschaft ziehen, sondern deshalb, daß Sie mich gezwungen haben, eine Gemahlin zu nehmen, ein Weib, welches ich nicht kannte und welches mich nicht kannte, ein Weib, welches mich zum unglücklichsten Menschen gemacht hat, welches meine Ehre gekränkt und mein Herz verrathen hat. O, Sire, Sire, was haben Sie gethan? Sie haben mir eine Gemahlin gegeben, welche mich jetzt um Alles betrogen hat, was ich auf Erden geliebt und und hochgehalten habe, denn sie nahm mir das Weib, welches ich liebte und den Freund, dem ich wie einem Bruder vertraute!

Und mit einem lauten Aechzen schlug der Prinz seine Hände vor sein Angesicht und weinte laut.

Der König stand neben ihm mit bleichem, traurigem Angesicht. Armer Bruder, sagte er leise, Du duldest ein wenig von den Qualen, die ich geduldet habe, ehe mein Herz so verhärtet ward, wie es jetzt ist. Ja, ja, es ist ein furchtbarer Schmerz, den Freund verachten zu müssen, dem man vertraute, verrathen zu werden von Denen, welche man liebt. Ich habe das Alles auch erduldet! Der Mensch in mir hat viel gelitten, ehe er sein ganzes Dasein hingeben konnte an den König.

Sire, sagte der Prinz, indem er mit einer raschen Bewegung die Thränen aus seinen Augen trocknete und sein Haupt wieder emporrichtete. Sire, ich komme zu Ihnen, um Gerechtigkeit und Strafe zu fordern. Sie haben dies Unglück meines Hauses veranlaßt, und damit haben Sie auch die Verpflichtung, es, so viel noch an Ihnen ist, zu lindern. Ich klage vor Eurer Majestät meine Gemahlin, die Prinzessin Wilhelmine, der Treulosigkeit und des Verrathes an, ich klage vor Eurer Majestät den Grafen Kalkreuth an, daß er es gewagt hat, mit meiner Gemahlin ein Liebesverhältniß zu unterhalten, wodurch er zum Hochverräther an Ihrem eigenen königlichen Hause geworden ist. Ich fordere von Eurer Majestät, daß Sie mir die Scheidung von meiner

Gemahlin bewilligen und den Verräther strafen, wie es ihm gebührt. Das ist die Genugthuung, Sire, die ich von Ihnen fordere für das Unglück meines Lebens, welches Sie veranlaßt haben!

Sie wollen mich also verantwortlich machen für den Wankelmuth der Weiber und die Treulosigkeit der Männer? fragte der König mit einem traurigen Lächeln. Sie wollen das thun, weil ich Sie eines Tages kraft meiner Königspflicht veranlaßt habe, sich zu vermählen. Es ist wahr, Sie liebten sie damals nicht, weil Sie sie nicht kannten. Aber Sie lernten sie lieben, als Sie sie kennen gelernt. Das beweist also, daß ich keine schlechte Wahl getroffen. Selbst Ihr jetziger Schmerz ist eine Rechtfertigung für mich. Denn Sie sind unglücklich, weil Sie die Frau, die ich Ihnen gegeben, mit aller Kraft Ihres Wesens geliebt haben. Für die Wankelmüthigkeit der Frauen aber können Sie mich nicht verantwortlich machen, und den Freund, der Sie so nichtswürdig und auf so ehrlose Weise verrathen, den habe ich Ihnen nicht gewählt. Sie fordern jetzt von mir, daß ich Beide bestrafe? Haben Sie sich das wohl überlegt, mein Bruder, haben Sie daran gedacht, daß, indem ich diese Beiden strafe, ich Ihre Schande und Ihr Unglück der Welt kund thue, daß wir hinausschreien in die Welt, was bis jetzt nur das Geheimniß unseres Hauses ist, daß wir die traurige Todtenklage Ihres Glücks zu einem gemeinen Gassenhauer erniedrigen, den die Buben auf der Straße mit Hohnlachen singen und an dem diese ganze elende, nichtswürdige Welt kleiner Menschenseelen-sich ergötzen wird. Glauben Sie nur nicht, Heinrich, daß die Menschen Mitleid haben mit unsern Schmerzen und unserm Unglück. Indem Sie uns zu beklagen scheinen, fühlen sie doch ein inniges Behagen, indem sie eine Thräne des Mitgefühls zu zerdrücken scheinen, frohlockt ihr Herz, und das um so mehr, wenn Derjenige, welcher leidet, ein Fürst ist! Es thut den Menschen wohl, daß das Schicksal, welches uns eine Ausnahmestellung gegeben, uns doch nicht ausgenommen hat von den gewöhnlichen Leiden der Menschen, und daß wir weinen, darben und entbehren müssen, wie der Geringste der Menschen. Noch giebt es Niemand, Heinrich, der das Recht hat, Sie zu bemitleiden oder sich über Ihr Unglück zu freuen, Niemand, der das Recht hat, Sie zu verhöhnen, weil Sie die göttliche Dummheit der Engel besessen, an die Liebe zu glauben und der Freundschaft zu vertrauen!

Sie verweigern mir also meine Bitte? fragte der Prinz lebhaft. Sie wollen nicht in meine Scheidung willigen, nicht den Verräther bestrafen?

Nein, ich verweigere Ihnen Ihre Bitte nicht, aber ich bitte Sie, noch drei Tage lang Ihre Forderung zurückzunehmen und zu überlegen, was ich Ihnen gesagt habe. Wenn Sie nach drei Tagen noch derselben Meinung sind und hierher kommen, um mir dieselbe Bitte vorzutragen, dann werde ich sie erfüllen. Das heißt, ich werde Sie öffentlich und gerichtlich von Ihrer Gemahlin scheiden lassen, ich werde den Grafen Kalkreuth als einen Ehebrecher bestrafen und werde den Menschen das Recht geben, sich zu Tode zu lachen über den Helden von Freiberg, den seine Gemahlin zu einem Hahnrei gemacht und dessen ruhmgekröntes Haupt ein verrätherischer Freund mit einem gar seltsamen Schmuck versehen hat. Wenn Sie das wollen, so kommen Sie, wie gesagt, nach drei Tagen wieder hierher und wiederholen Sie Ihre Forderung. Ich gebe Ihnen mein königliches Wort, daß ich bewilligen werde, was Sie nach drei Tagen von mir bitten wollen.

Es ist gut, Sire, sagte der Prinz gedankenvoll. Ich werde kommen, Sie an das Versprechen zu mahnen, und ich bitte Sie, mich jetzt zu entlassen, denn Sie sehen wohl, ich bin heute nicht würdig, der Gesellschafter von Sanssouci zu sein; ich bin ein armer kranker Mann und weiß nichts von Philosophie!

Er verneigte sich vor dem König, der ihm ein herzliches Lebewohl sagte, und verließ dann schweigend das Gemach. Der König schaute ihm mit einem Blick unendlichen Mitgefühls nach.

Drei Tage sind eine lange Zeit, sagte er leise vor sich hin. Sie werden seinen Schmerz abkühlen, und wenn er vernünftiger Ueberlegung erst wieder Gehör giebt, wird er andere Entschlüsse fassen!

XLIV.

Die Rache des Ehemannes.

Camilla saß auf dem Divan in ihrem Cabinet und hörte mit athemloser Aufmerksamkeit der Erzählung zu, welche ihr der beau cousin, Herr von Kindar, von den Abenteuern und Begegnissen in den letzten acht Tagen machte. Sie sah ihn mit strahlenden Blicken an, als er ihr in seiner komischen, witzelnden Weise, die ihr so wohlgefiel, und die sie außerordentlich geistreich nannte, sein Duell mit dem Lord Elliot schilderte. Sie fühlte sich wahrhaft stolz auf ihren schönen Geliebten, als er ihr ausführlich schilderte, wie er Lord Elliot, der ihm immerfort ausgewichen und vor ihm geflohen sei, endlich zu einem Duell genöthigt und ihn gezwungen habe, knieend zu bekennen, daß er seiner Gemahlin das schreiendste Unrecht gethan, und er es bereue, den Herrn von Kindar so schwer beleidigt zu haben, indem er ihn für den Liebhaber seiner reinen tugendhaften Frau hielt.

Und er hat das gethan? rief Camilla frohlockend. Er hat vor Dir geknieet und Dich um Verzeihung gebeten?

Er hat das gethan, bestätigte Herr von Kindar.

Dann ist er noch elender und erbärmlicher, als ich geglaubt hätte, sagte Camilla, dann bin ich in den Augen aller Welt gerechtfertigt, wenn ich ihn hasse und verachte. Denn was giebt es wohl Verächtlicheres, als einen Mann, welcher um Verzeihung bittet, welcher, um einem Duell zu entgehen und sein elendes Leben zu retten, vor einem andern Manne niederkniet! Ich würde das nicht thun, obwohl ich nur eine Frau bin, und wenn ich einen Mann, der so handelte, geliebt hätte, so würde ich ihn von dem Augenblick an verachten!

Camilla hatte so eifrig und erregt gesprochen, daß sie gar nicht sah, wie Herr von Kindar zusammenzuckte, wie er erblaßte und die Augen niederschlug. Sie war so erfüllt von dem Heldenmuth und der Tapferkeit ihres beau cousin, daß sie sich ganz glückselig und stolz davon fühlte. Ihr leichtfertiges, oberflächliches Gemüth hatte wenigstens diesen Instinct des Weibes, daß sie an dem Manne vor allen Dingen den persönlichen Muth und die tapfere Kraft hochschätzte und seine Würde wenigstens von seiner Körperstärke verlangte, da ihr die Geistesstärke ein Etwas war, welche sie nicht zu schätzen vermochte.

Sie legte jetzt mit einem liebevollen, innigen Ausdruck, wie er ihr sonst niemals eigen gewesen, ihre beiden Hände auf die Schultern ihres Cousins und sah ihn mit leuchtenden Blicken an.

Du bist schön wie ein Gott und wie ein Held, sagte sie, und wie mir scheint, liebe ich Dich erst recht heute, wo Du vor mir stehst, als der stolze Besieger meines feigherzigen Gemahls. Ach, ich hätte Dich sehen mögen, wie Du stolz und groß vor ihm standest, und Er, dieses häßliche, zitternde Windspiel, zu Deinen Füßen knieete und die Worte der Buße und Reue wiederholte, welche Du ihm vorsagtest!

Es war ein prachtvoller Anblick, sagte der beau cousin mit einem erzwungenen Lächeln, aber laß uns jetzt von etwas Wichtigerem sprechen, Camilla. Du mußt heute noch Berlin verlassen und auf einige Wochen wenigstens auf Dein Gut Dich zurückziehen, bis der erste Sturm sich hier gelegt hat. Wir sind jetzt, wie Du Dir denken kannst, die Fabel von ganz Berlin, und wenn es auch für mich sehr schmeichelhaft und angenehm ist, mit einer so schönen, jungen Frau, wie Du bist, zusammen genannt und als das furchtbare und gefährliche Schreckbild aller Ehemänner bezeichnet zu werden, so ist es doch für Dich nicht angenehm, so von jeder Lästerzunge zerfleischt zu werden und jeder alten Jungfer, jeder prüden Heuchlerin und vorsichtigen Kokette (denn das sind doch die Elemente, aus denen die Frauenwelt zusammengesetzt ist), eine willkommene Gelegenheit darzubieten ihre eigene Tugend und Ehrbarkeit zu preisen und Dich zu verdammen. Verlasse also schleunigst Berlin, mein schönes Liebchen, nimm, so lange Du hier bist, gar keine Besuche an, damit diese boshaften Weiber gar keine Gelegenheit haben, Dich, wenn auch nur mit einem Wort, zu beleidigen.

Nein, sagte sie stolz, ich werde bleiben! Ich habe den Muth, der ganzen Welt Trotz zu bieten um Deinetwillen, ich werde bleiben, um ihnen zu zeigen, daß ich mich meiner Liebe nicht schäme, sondern daß ich es die ganze Welt will wissen lassen, daß der schöne Kindar, den alle Frauen lieben, mein Geliebter ist. O, ich bin Dir wohl diese Genugthuung schuldig, Dir, meinem Ritter, welcher meine Ehre gegen meinen Gemahl so tapfer vertheidigt und ihn zu so schimpflichem Widerruf gezwungen hat.

Hat sich dessen der Herr von Kindar verrühmt? fragte eine Stimme hinter ihr, und als Camilla mit einem leisen Schreckensruf sich umwandte, sah sie ihren Gemahl, welcher in der geöffneten Thür stand und mit einem seltsamen, kalten und verächtlichen Blick sie anschaute, mit einem Blick, wie sie ihn nie zuvor gesehen und der sie tiefer verletzte wie eine ausgesprochene Beleidigung.

Was wollen Sie hier, mein Herr! rief sie aufspringend, mit welchem Recht wagen Sie es noch, sich in meine Nähe zu drängen?

Lord Elliot brach in ein kaltes, schneidendes Lachen aus, welches Thränen der Wuth in Camilla's Augen trieb.

Mein Cousin, rief sie, sich zu Kindar umwendend, befreien Sie mich doch von diesem Ueberlästigen, der mich zu beleidigen und zu — auf einmal verstummte sie und blickte ihren schönen Vetter erstaunt an. Er war in diesem Moment gar nicht schön, denn sein Antlitz hatte eine fahle Blässe angenommen und er stand da, zitternd und mit niedergeschlagenen Augen.

Nun? fragte Lord Elliot, indem er sein Haupt mit einem Ausdruck stolzer Verachtung zu Herrn von Kindar umwandte, nun, Herr von Kindar? Hören Sie nicht, was Ihre Cousine von Ihnen fordert? Wollen Sie den Ueberlästigen nicht entfernen, der hier ein zärtliches Rencontre stört?

Ich bin es, der sich zu entfernen hat, stammelte Herr von Kindar. Ich bin der Ueberlästige, der hier unbefugt die Unterhaltung zwischen Lord Elliot und seiner Gemahlin stört. Ich entferne mich also!

Er nahm seinen Hut und wollte eiligst an Lord Elliot vorüber und zur Thür hinausschlüpfen. Aber die nervige Faust des Lords hielt ihn zurück. Nicht doch, mein schöner Herr, sagte er mit einem heisern Lachen, Sie sind hier durchaus nicht überflüssig. Ich wünsche vielmehr, daß Sie hier bleiben und die heitere und lustige Geschichte mit anhören, welche ich der Lady Elliot erzählen will. Ich bin gekommen, Madame, um Ihnen eine Geschichte zu erzählen! Die Geschichte einer Hetzjagd, eines Treibjagens, nur daß es sich dabei nicht um Hirsche und Rehe, sondern um einen schönen, äußerst angenehmen Cavalier handelte, welcher indeß von dem Hirsch die schnellen Füße und von dem Hasen die Feigheit geborgt zu haben schien, um vor mir sich zu retten und mir zu entfliehen! Vor mir, sage ich, denn Sie haben es gewiß längst begriffen, Madame, daß ich von mir und dem beau cousin, dem bezaubernden Cavalier dort, erzählen will.

Camilla hatte, während er sprach, immerfort wie in atheinloser Angst zu ihrem Cousin hingestarrt. Es schien, als suche sie auf seinem bleichen Antlitz die Enthüllung eines furchtbaren Räthsels, als warte sie in zitternder Todesangst darauf, daß er endlich ihrem Gemahl Schweigen gebieten und ihn auf's Neue demüthigen werde. Als aber Herr von Kindar noch immer schwieg, faßte Camilla einen letzten, verzweifelten Entschluß, sie wollte wissen, weshalb er so bleich und entstellt sei, sie wollte ihn zu einer Erklärung zwingen.

Sie haben nicht nöthig, Mylord, sagte sie daher jetzt in stolzem, hochfahrendem Ton, Sie haben gar nicht nöthig, mir diese Geschichte zu erzählen. Ich kenne sie! Ich weiß, daß Sie vor Herrn von Kindar sich gedemüthigt, daß sie ihn knieend um Verzeihung angefleht haben, als er kam, Sie zur Rechenschaft zu ziehen.

Ah, ich sehe, der beau cousin hat mir die Rolle zugetheilt, die er gespielt! rief der Lord. Das ist überaus gütig, denn da Ihr Liebhaber gewiß immer nur die wichtigste Rolle spielen kann, so meint er gewiß mich sehr zu ehren, daß er mir seine Handlungen unterschiebt. Dies Mal aber wünsche ich nicht mit ihm verwechselt zu werden, und ich werde Ihnen daher einige kleine Fehler in seiner Erzählung corrigiren müssen.

Reden Sie, reden Sie, Mylord, sagte Camilla athemlos, die Blicke starr auf ihren Liebhaber gerichtet.

Da Sie es mir gnädigst erlauben, Madame, will ich Ihnen die Geschichte unserer Hetzjagd erzählen. Zuerst aber muß ich mich in Ihren Augen von einem Verdacht reinigen, Madame. Von dem Verdacht nämlich, als habe ich Herrn von Kindar zum Duell gefordert, weil er der Liebhaber meiner Frau gewesen. Nein, Madame, das war ein Zufall, weiter nichts. Dieser Herr war zufällig der erste, welcher dem liebesehnenden Herzen meiner Frau entgegentrat, und so nahm sie ihn, weil er eben da war. Er wird aber nicht der Letzte sein! — Es geschah nicht aus Eifersucht, daß ich den beau cousin verfolgte. Ich bin ein Sohn dieser aufgeklärten Zeit, das heißt, ich bin Philosoph genug, um die Vorurtheile der alten Zeit zu verachten und nicht gleich den Himmel stürmen zu wollen, weil meine Gemahlin sich einen Liebhaber hält. Vielleicht wäre ich es würdig gewesen, einem edeln Weibe zu begegnen, welches mich durch

ihre Liebe beseligt hätte. Da ich aber nur an eine kleine herzlose Närrin verheirathet war, so wäre es thöricht gewesen, mir um ihretwillen mit einem hirnlosen Gecken den Hals zu brechen.

Ah, Cousin, rief Camilla außer sich vor Zorn, indem sie zu Herrn von Kindar hinstürzte und ihre beiden Hände auf seine Schultern legte, so reden Sie doch! Hören Sie denn nicht, daß dieser Mann wagt, Sie und mich auf das tödtlichste zu beleidigen?

Herr von Kindar murmelte einige leise, unverständliche Worte und machte eine Bewegung, als wollte er Camillens Hände von seinen Armen fortschütteln.

Er hört es wohl, sagte Lord Elliot, aber er ist höflich genug, zu schweigen, da ich reden will! Er wird auch die Güte haben, mich noch länger schweigend anzuhören!

Camilla ließ ihre Hände langsam von dem Arm Kindars herabgleiten und wandte sich, zähneknirschend vor zornigem Schmerz, von ihm ab, um sich wieder auf den Divan zu setzen. Die beiden Männer standen vor ihr, der Eine wie ein zerbrochenes Rohr, zitternd, zurückgelehnt an die Wand, der Andere stolz aufgerichtet, frei und im vollen Bewußtsein seiner Würde.

Ich sagte, daß ich nicht daran gedacht haben würde, fuhr Lord Elliot fort, mich um einer herzlosen Thörin willen mit einem hirnlosen Gecken zu schlagen. Aber dieser Geck hatte etwas Anderes verschuldet, er war nicht bloß der Verführer meiner Frau, sondern er war der Verfasser eines schmachvollen und beleidigenden Briefes, den Madame die Unverschämtheit gehabt, mir zu schreiben.

Woher wußten Sie, daß er diesen Brief geschrieben? fragte Camilla.

Daher, Madame, daß Sie nicht im Stande sind, auch nur einen solchen Brief zu schreiben! Ich erlaubte mir aus Ihrem Schreibtisch da, Madame, das Original dieses Briefes zu nehmen, und mit diesem Original bewaffnet, wollte ich den beau cousin aufsuchen, um ihn wegen seiner Frechheit zur Rechenschaft zu ziehen. Ein früherer Freund dieses schönen Herrn, der Lieutenant von Kaphengst, begleitete mich, denn Sie begreifen, wenn man mit solchem Herrn, wie dieser da, zu verhandeln hat, muß man Zeugen haben, sonst leugnet er nachher die ganze Sache oder verwechselt die Rollen. Wir fanden den Herrn von Kindar nicht daheim, er war nach Mecklenburg verreist. Ohne Zweifel ahnte er nicht, daß ich nach Berlin gekommen war, nur um ihn aufzusuchen, denn sonst würde er gewiß die Courtoisie gehabt haben, zu bleiben und meinen Besuch zu erwarten. Meine Sehnsucht nach ihm war aber so groß, daß ich seine Rückkehr nicht abwarten mochte. Ich verfolgte seine Spur wie eine zärtlich Liebende, wie Herr von Kindar die Ihre verfolgt hat, Madame. Endlich in dem Gasthof einer kleinen Stadt hatte ich das Glück, ihn zu treffen. Er hatte, wie alle schwärmerischen Liebenden, die Einsamkeit gesucht und sogar alle Zimmer des kleinen Hôtels für sich gemiethet, um sicher zu sein, in seinen süßen Träumen nicht gestört zu werden. Aber ich war dreist genug, dennoch zu ihm zu gehen und ihm Degen und Pistolen mitzubringen, um ihm die Wahl zu lassen, mit welcher Waffe er sich mit mir messen wollte. Herr von Kindar wollte weder Degen noch Pistolen nehmen, und da griff ich denn zu meiner dritten Waffe, zu meinem Stock. O, es war ein schönes Bambusrohr und es zersprang nicht, obwohl ich herzhaft auf den Rücken des schönen Cavaliers einhaute. Ja, Madame, ich schlug ihn, wie man einen Hund schlägt, der sich unterstehen will, seinem Herrn nicht zu folgen, ich schlug ihn so lange, bis er um Gnade bat!

Das ist nicht wahr, das ist eine Lüge! schrie Camilla außer sich.

Lord Elliot hob langsam den Arm und deutete auf Herrn von Kindar hin. Fragen Sie ihn doch, Madame, ob es eine Lüge ist, was ich da gesagt habe?

Camilla wandte sich lebhaft zu ihm, aber wie sie ihn ansah, fühlte sie, daß es keiner weiteren Frage bedürfe. Herr von Kindar lehnte bleich, mit schlotternden Knieen, ein widriges Bild der feigen Angst, des zitternden Entsetzens, an der Wand. Camilla ächzte laut auf und wandte ihre Blicke mit einem Ausdruck unaussprechlichen Widerwillens von ihm ab und wieder zu ihrem Gemahl hin. Zum ersten Mal heute fand sie, daß ihr Gemahl durchaus nicht so häßlich sei, wie sie früher gemeint, zum ersten Mal imponirte er ihr durch seine hohe, stolze Haltung, durch den Geistesadel und die männliche Würde, welche über seine ganze Erscheinung ausgebreitet war. Sie hatte ihn immer nur als zärtlichen, weichen Liebenden gesehen, jetzt zum ersten Mal sah sie ihn als strengen, zürnenden Mann, und so gefiel er ihr — besser als Kindar, der sonst so schön gewesen und heute so häßlich aussah.

Reden Sie weiter, murmelte Camilla leise, indem sie ganz zerbrochen in die Kissen zurücksank.

Ich schlug den beau cousin so lange, bis er einwilligte, sich mit mir zu schießen, fuhr Elliot fort. Wir hatten indeß unsere zärtliche Wiedererkennungsscene ein wenig zu laut gespielt, so daß die Leute des Hôtels ein Unglück fürchteten und zur Rettung hereinstürzten, und dann, gleichsam zur Schutzwehr des schönen Herrn da, bei ihm blieben. Wir beschlossen also, das Duell bis zum andern Morgen zu

vertagen, aber — am andern Morgen war der beau cousin abgereist. Ohne Zweifel hatte er unsere Verabredung vergessen, und vielleicht trug die Sehnsucht nach Ihnen, Madame, die Schuld daran, denn er war gerades Weges nach Berlin zurückgekehrt. — Wir waren Barbaren genug, ihm auch dahin zu folgen, und ich schwur ihm, ihn niederzuschießen wie

sie ihn ansah, schien es ihr, als sei er noch häßlicher, noch kleiner und erbärmlicher geworden, sie schloß die Augen, um ihn nicht mehr zu sehen, und als sie dieselben dann wieder aufschlug, hefteten sie nur noch auf ihrem Gemahl.

Wir reisten also ab, fuhr Lord Elliot fort, wir begaben uns mit den Zeugen und unseren Waffen

einen tollen Hund, wenn er sich nicht mit mir schlagen wolle. Dieses Gleichniß, Madame, beleidigte ihn ohne Zweifel und er zog es vor, wie ein tapferer Mann zu handeln. Er nahm das Duell an.

Ah, er nahm es an! wiederholte Camilla hoch aufathmend und ihr Auge wandte sich mit einem milderen Ausdruck zu Herrn von Kindar. Aber wie

in das kleine sächsische Grenzstädtchen Bernau, wo das Duell stattfinden sollte. Aber, Madame, ich hatte sehr wohl gesehen, daß Herr von Kindar immer noch keine besondere Neigung für dieses Duell hege. Außerdem dachte ich an Sie, und welcher Schmerz es für Sie sein würde, wenn ich ihn todtschösse und Sie dieses allerliebsten Spielzeuges beraubte, bevor

Sie es noch durch ein neues ersetzt hätten. Sie wissen, mein Herz hat sich immer zu einer gewissen weichen, erbarmenden Dummheit hingeneigt, und so wollte ich auch jetzt mit dem beau cousin und mit Ihnen Erbarmen haben. Auf dem Kampfplatz angekommen, schlug ich dem Herrn von Kindar vor, statt sich mit mir zu schießen, lieber eine Erklärung zu unterzeichnen, welche ich aufgesetzt hatte und in welcher er mich um Verzeihung und um Gnade bat, in welcher er sich für einen nichtswürdigen Schurken und Lügner erklärte und feierlich gelobte, daß Alles, was er in jenem Brief, den er Ihnen aufgesetzt, über mich gesagt, durchaus erlogen sei, daß er mich vielmehr für einen untadelhaften Cavalier anerkenne, der von ihm und Lady Elliot auf das Schmachvollste betrogen sei. Herr von Kindar fand, daß diese Erklärung in etwas starken Ausdrücken abgefaßt war und zog es daher vor, statt sie zu unterzeichnen, sich mit mir zu schießen.

Gott sei gelobt! murmelte Camilla leise.

Wir schossen uns also, fuhr der Lord fort, und ich war gefällig genug, Herrn von Kindar den ersten Schuß zu lassen. Er nahm es an, und ich muß gestehen, daß er sehr scharf zielte, aber — seine Hand zitterte doch ein wenig, er schoß zu hoch, gerade über meinen Kopf weg. Jetzt war an mir die Reihe; ich hob den Arm mit dem Pistol empor, und ich schwöre es Ihnen, Madame, meine Hand zitterte nicht. Vielleicht bemerkte das Herr von Kindar, vielleicht dachte er an Sie und wünschte zu leben, um in Ihren Armen Entschädigung zu finden für die Angst der letzten Tage. Genug, er rief mir zu, inne zu halten, weil er bereit sei, zu unterzeichnen. Und er that es, Madame, er unterzeichnete meine Erklärung, welche ihn zu einem ehrlosen Schuft, zu einem gemeinen Lügner stempelte, er unterzeichnete sie, zu meinen Füßen knieend und mich um Verzeihung bittend. Nachdem er das gethan, gab ich ihn frei, erlaubte ich ihm zu Ihnen zurückzukehren. Ich aber fuhr zum König nach Sanssouci und bat ihn, sofort in meine Scheidung zu willigen, und da ich, wie Sie wissen, ein weiches Herz habe und Ihnen niemals einen Wunsch verweigern konnte, bat ich den König, auch seine Einwilligung zu geben, daß Sie sich mit dem Herrn von Kindar vermählen.

Nie, nie wird das geschehen! rief Camilla von dem Divan aufspringend und zu ihrem Cousin mit dem Ausdruck tiefsten Abscheues hinblickend.

Es wird geschehen, Madame, sagte der Lord fest und gebieterisch. Sie werden ihn heirathen, denn Sie lieben ihn ja! Sie haben um seinetwillen mich verrathen. Er ist ein Feigling, eine Memme, jeder Mann verachtet ihn! Aber Sie werden ihn heirathen, denn der König hat dazu seine Einwilligung gegeben und er hat unsern Scheidebrief unterzeichnet. Hier ist eine Abschrift desselben. Wir haben nichts mehr mit einander zu schaffen, Madame, Sie sind von diesem Augenblick an die Braut des Herrn von Kindar, und als Brautgeschenk erlaube ich mir, Ihnen hier die von Herrn Kindar unterzeichnete Erklärung, welche ihm das Leben gerettet hat, zu überreichen.

Er legte das Papier auf den Tisch, dann verneigte er sich tief vor Camillen, die bleich und entsetzt ihn anstarrte und deren Zähne aufeinanderschlugen wie im Fieberfrost.

Madame, sagte er, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen und wünsche Ihnen eine lange und glückliche Ehe!

Dann wandte er sich ab und schritt gerade auf die Thür zu. Ohne nur noch ein einziges Mal zurückzublicken, ging er hinaus; hochgehobenen Hauptes, stolz aufgerichtet schritt er durch die Gemächer dahin, nach jenem Zimmer, welches früher das seine gewesen. Jetzt hatte er Alles, was in demselben sich befunden, fortschaffen lassen; das sonst so glänzende Gemach war öde und leer, die schönen Meubles waren verschwunden, und auch die Bilder von den Wänden. Nur Ein Bild hing noch dort, das Bild, welches Camilla im Brautanzug darstellte. Vor diesem Bilde blieb Lord Elliot stehen. Lange und unverwandten Blickes schauete er zu ihm empor, als wolle er dieses Bild tief in seine Seele prägen, als nehme er vor demselben Abschied von seiner Jugend, von seinem Glück, von allen Illusionen seines Lebens.

Lebewohl! sagte er dann ganz laut, lebewohl, Camilla, meine Braut! Der Traum ist zu Ende, lebewohl!

Er zog ein kleines Stilet hervor und durchschnitt das Bild, daß es von oben bis unten in zwei Hälften auseinander klaffte, dann wandte er sich ab, und schritt langsam wieder hinaus, über den Corridor und die Treppe hinunter zu seinem bereitstehenden Wagen, in welchem sein Freund, der Doctor Belitz, ihn erwartete.

Jetzt, Doctor, sagte er, bin ich fertig. Und jetzt bitte ich Sie, mir auf einige Tage ein Bett in Ihrem Hause zu leihen, denn seit zehn Tagen durchrast mich ein hitziges Fieber!*)

Während der Lord mit dem Doctor zu dessen Wohnung fuhr, standen Camilla und der beau cousin sich noch immer schweigend gegenüber. Keiner von ihnen wagte die Stille zu unterbrechen, Keiner von ihnen mochte die Augen zu dem Andern erheben, um ihn anzusehen. Auf einmal unterbrach ein Geräusch draußen an der Thür dieses schauerliche Schweigen; die Thür ward geöffnet und der General von Sal-

*) Thiébault. Vol. III. p. 290—310.

dern, der Generaladjutant des Königs, erschien in derselben.

Camilla hatte nicht die Kraft ihm entgegen zu gehen, sie erwiderte mit einem matten Neigen des Kopfes den Gruß des Generals, der den Herrn von Kindar gar nicht zu bemerken schien, und seine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung gar nicht erwiderte.

Madame, sagte der General feierlich, ich komme im Auftrage und Befehl Seiner Majestät des Königs. Er hat kraft seiner Machtvollkommenheit als König und Richter, als Oberherr der Kirche, ohne Prozeß Ihre Ehe mit Lord Elliot gelöst, er hat das gethan, um dem Lord einen Beweis seines Wohlwollens zu geben, und aus Rücksicht für Ihre eigene Familie. Aus dieser selben Rücksicht willigt Seine Majestät auch darein, daß Sie sofort sich dem Herrn von Kindar, der indessen aus dem Militairdienst des Königs entlassen ist, wieder vermählen.

Nein, nein! rief Camilla entsetzt, ich will mich nicht vermählen. Lassen Sie mich! Ich werde nie die Frau dieses Menschen werden!

Es ist Seiner Majestät ausdrücklicher Befehl, daß Sie sich in dieser Stunde noch mit Herrn von Kindar vermählen, sagte General von Saldern. Ferner hat mir Seine Majestät befohlen, Ihnen zu sagen, daß er nicht wolle, daß diese ärgerliche, die guten Sitten beleidigende Geschichte noch länger von sich reden mache. Er befiehlt daher, daß Sie Beide von seinem Hofe, sowie aus Potsdam und Berlin überhaupt, und will, daß Sie sich auf Ihr Gut begeben, um da einsam und still zu leben. Dies ist indeß die einzige Strafe, welche er Ihnen auferlegt, und weiter habe ich Ihnen nichts zu melden. Wenn es Ihnen also jetzt gefällig ist, Madame, so gehen wir!

Wohin? rief Camilla, vor dem General, welcher sich ihr näherte, entsetzt zurückweichend.

In das nächste Zimmer, Madame, wo der Prediger, den ich auf den ausdrücklichen Befehl Seiner Majestät des Königs gleich mitgebracht habe, bereit steht, um sogleich die Trauung zu verrichten.

Camilla stieß einen Schrei aus, und sank dem beau cousin, welcher auf einen Wink des Generals zu ihr getreten war, ohnmächtig in die Arme.

Als sie erwachte stand der Priester vor ihr, und Herr von Kindar befand sich an ihrer Seite.

Die Trauung ward vollzogen, und noch in derselben Stunde verließ das unglückliche junge Ehepaar Berlin, um niemals wieder dahin zurückzukehren, sondern in der Einsamkeit und Stille des Landlebens hinzusiechen in Reue, Schmerz und Selbstverachtung.

XLV.

Die Entscheidung.

Die drei Tage, welche der König seinem Bruder bestimmt hatte, um nachzudenken, und einen entscheidenden Entschluß zu fassen, waren verflossen. Prinz Heinrich hatte seinen Entschluß gefaßt. Am Abend des zweiten Tages schon hatte er zwei Couriere abgefertigt. Den Einen nach Sanssouci zum König, den Anderen nach Rheinsberg an seine Gemahlin. Er selber war in Berlin zurückgeblieben und hatte Besitz genommen von dem neuen prachtvollen Palais, welches der König am Opernplatz, dem Opernhause gegenüber, für seinen Bruder hatte bauen und einrichten lassen.

Er hatte seinen Haushofmeister beauftragt, ein glänzendes Diner zu veranstalten, weil er zur Feier seines Einzuges in das neue Palais seinem Hofe und dem ganzen hoffähigen Berlin ein Fest bereiten wollte.

Dieses Fest sollte heute, an dem dritten Tage nach des Prinzen Unterredung mit dem König, stattfinden, und der Courier, welchen der Prinz an dem

vorhergehenden Tage nach Rheinsberg gesandt, sollte der Prinzessin Wilhelmine ein Schreiben bringen, in welchem ihr Gemahl sie mit kurzen und förmlichen Worten, ganz in dem Styl eines gewöhnlichen Einladungsschreibens, aufforderte, mit ihrem Hofe nach Berlin zu kommen, und dem Diner, sowie dem darauf folgenden Concert zu präsidiren.

Diese Aufforderung war für die Prinzessin ein Befehl gewesen, dem sie sich nicht zu entziehen gewagt. Sie war in der Frühe des Morgens abgereist, und eine Stunde vor der von dem Prinzen zum Diner anberaumten Zeit hielten die Equipagen vor dem neuen Palais an.

Der Prinz empfing seine Gemahlin in der großen Vorhalle des Frontgebäudes. Er schritt ihr mit einem lächelnden Gruß entgegen, reichte ihr, welche bleich und mit niedergeschlagenen Augen ihm gegenüberstand, den Arm, und führte sie die große breite Treppe hinauf, indem er sie aufmerksam machte auf die Einzelheiten des Baues, und die Einrichtungen ihrer neuen Wohnung. Er sprach laut und heiter, und schien absichtlich langsam zu gehen, damit das ganze Gefolge, welches noch theilweise bei den Wagen beschäftigt gewesen, sich um das prinzliche Paar sammele, und Zeuge des guten Einvernehmens sein könne, welches zwischen dem Prinzen und seiner Gemahlin herrschte.

Auf der letzten Stufe der Treppe angekommen, deutete der Prinz lächelnd nach den beiden Corridoren, welche sich zu beiden Seiten der Treppe hinzogen. Hier, Madame, sagte er, beginnt die Scheidung unserer Wohnungen, zu welcher die Treppen sogar verschiedene Wege hinaufführen. Ihnen gehört der rechte, mir der linke Flügel des Palais. Ich bitte Sie aber, mir zu erlauben, daß ich Sie heute auf Ihren Flügel begleiten, und Sie durch Ihre Gemächer führen darf, welche Sie von heute an als gebietende Herrin bewohnen werden.

Die Prinzessin warf einen fragenden, schüchternen Blick zu ihm empor. Sie war so überzeugt gewesen, daß ihr Gemahl eine Scheidung von ihr fordern werde, sie hatte ihre Gedanken so ganz auf diese, wie ihr schien, einzig mögliche Lösung gerichtet, daß sie vor den Worten des Prinzen wie vor einem schauerlichen Räthsel zurückbebte.

Vielleicht, sagte sie leise zu sich selber, während sie am Arm des Prinzen den langen Corridor hinunterging, vielleicht will er mich ermorden, wie es der Herzog von Orleans mit seiner Gemahlin gethan, weil sie den Grafen Guiche liebte.

Sie zögerte daher, als der Prinz jetzt die letzte Thür des Corridors öffnete, und sie bat einzutreten. Mit einem angstvollen Blick schaute sie zurück nach ihrem Gefolge, welches zögernd am Ausgange des Corridors zurückgeblieben war.

Werden Sie nicht erlauben, daß meine Damen uns folgen? fragte sie leise.

Nicht doch, Madame, sagte der Prinz rauh, wir werden allein gehen.

Er schob sie fast gewaltsam hinein in das Zimmer, und indem er hinter ihr eintrat, riegelte er die Thür ab.

Prinzessin Wilhelmine stieß einen lauten Schrei aus und wich entsetzt von dem Prinzen zurück. Warum schließen Sie die Thür zu? fragte sie bebend. Wollen Sie mich ermorden, mein Gemahl?

Der Prinz lachte laut auf. Ah, Sie wollen also ein tragisches Ende Ihre Romans, Madame, sagte er. Nicht doch, es wird sich Alles ganz gewöhnlich und prosaisch enden, und Sie werden weder die Rolle einer Heldin noch einer Märtyrerin zu spielen haben. Ich will Ihnen weder Vorwürfe machen, noch will ich Sie strafen. Ich überlasse das Gott und Ihrem eigenen Gewissen! Ich will nur mit Ihnen unsere Zukunft regeln, und die Bedingungen festsetzen, unter denen unser Leben sich fortführen wird. Deshalb schloß ich die Thür ab, damit Niemand uns stören kann.

Und welches sind Ihre Bedingungen? fragte Prinzessin Wilhelmine tonlos.

Wir werden nachher davon sprechen, Madame. Zuerst haben Sie wohl die Gnade, dieses Billet zu lesen, das ich so eben als Antwortsschreiben von dem König erhalten habe. Haben Sie die Güte, mir den Inhalt desselben laut vorzulesen, damit wir zu gleicher Zeit jedes Wort desselben hören.

Die Prinzessin nahm das Papier, welches der Prinz ihr mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung darreichte, und las: „Mein Bruder! Ihr Brief hat mir einen großen Trost gewährt, denn er beweist mir, daß Sie wieder ein Mann geworden sind, und den Schmerz überwunden haben. Sie sind nicht bloß dazu da, um den zärtlichen, oder auch den rächenden Eheherrn zu spielen, Sie sind vor allen Dingen ein Prinz und ein Mann, und beide Eigenschaften legen Ihnen die Pflicht auf, Sich der Welt zu erhalten, und Sich Ihrer würdig zu zeigen. Es giebt für uns Beide auf Erden noch viel zu thun, und ein rechter Mann läßt sich auf seinem Wege nicht aufhalten durch ein leichtsinniges Weib, welches ihm einige Dornen unter die Füße wirft. Er schreitet über die Dornen hin, verbeißt den Schmerz und geht weiter. Es freut mich, daß das auch Ihre Meinung ist, und daß Sie den Gedanken an einen öffentlichen Scandal und ein öffentliches Aergerniß ganz aufgegeben haben. Da dem so ist, gebe ich Ihnen Vollmacht, Ihr Verhältniß zu der Prinzessin ganz nach Ihrem Gutdünken zu ordnen, und Bestimmungen zu treffen, wie sie Ihnen angemessen erscheinen. Was Ihre

Bitte wegen des Grafen und Obristlieutenants von Kalkreuth anbetrifft, so ist Ihnen dieselbe bewilligt. Ich ernenne den Grafen zum commandirenden General des dritten Armeekorps, welches in Preußen steht. Er wird unverzüglich dahin abgehen. Sie, mein Prinz, ermächtige ich, ihm seine Ernennung mitzutheilen, und ihm zu sagen, daß er, sobald er von Ihnen entlassen worden, nach Sanssouci komme, um sich bei mir zu verabschieden. Sie schreiben mir, daß Sie ein Fest geben wollen. Das ist schön. Es ist immer besser seinen Schmerz mit Blumen und heiteren Gesängen zu ersticken, statt sich das Haar abzuscheeren, die Mönchskutte überzuhängen und fromme Litaneien hören zu lassen. Möge Ihr Fest ein heiteres sein, und möge es dauern so lange als Sie leben.

Friedrich."

Die Prinzessin hatte die Lectüre beendet, und reichte ihrem Gemahl das Billet wieder dar. Ich sehe, flüsterte sie kaum hörbar, ich sehe, daß Sie sehr großmüthig gewesen sind, mein Gemahl. Sie wollen mit Wohlthaten strafen, statt mit gerechtem Zorn.

Ich will weder das Eine, noch das Andere, sagte der Prinz kalt, ich will einfach meinem Leben Ruhe und Frieden wiedergeben, und vor allen Dingen will ich nicht, daß die Welt das Recht habe, mich als einen Unglücklichen zu beklagen, denn ich bin nicht unglücklich und will es nicht sein!

Die Prinzessin hob ihre Augen mit einem scheuen Blick empor zu seinem Antlitz, welches so sehr seinen Worten widersprach, und in welchem diese drei Tage eine furchtbare Veränderung hervorgebracht. Seine Wangen waren eingefallen und bleich, seine Stirn tief bewölkt und düster, und um seinen Mund hatte der Kummer jene eigenthümlichen, scharfen Züge angesetzt, mit denen das Unglück seine Opfer zeichnet, jene Züge, welche niemals wieder verwischt werden können, selbst wenn das Glück wieder einen Sonnenschein über das so gezeichnete Antlitz wirft. Als Prinzessin Wilhelmine diese Veränderung sah, welche wenige Tage auf dem Antlitz ihres Gatten hervorgebracht, fühlte sie ihr Herz von einem unaussprechlichen, renevollen Jammer erfaßt.

Mein Gemahl, sagte sie leise, indem sie ihre Hände flehend zu ihm emporhob, haben Sie Erbarmen mit Sich und mit mir. Bevor Sie entscheiden, hören Sie mich an. Ich fühle es, daß ich mich schwer an Ihnen versündigt habe, aber ich will versuchen, wieder gut zu machen. Indem ich Sie ansehe und in Ihrem Antlitz lese, was Sie gelitten haben, fühle ich an dem Schmerz, der bei diesem Anblick meine ganze Seele wie ein schneidendes Schwert durchreißt, wie theuer Sie mir sind! Ich bereue und will wieder gut machen, mein Gemahl. Ich will mein Herz bezwingen, ich will Sie lieben und nur Sie allein! Ich will Ihnen fortan eine treue Gattin sein, und das Bestreben meines ganzen Lebens soll sein, Sie glücklich zu machen. Ich gelobe hier, wie vor Gottes Altar, Sie zu lieben und Ihnen zu gehorsamen, als meinem Herrn und Gemahl. Wollen Sie mein Herz, welches renevoll Ihnen entgegenkommt, wollen Sie es annehmen, Heinrich?

Sie reichte ihm mit einem vollen, strahlenden Blick ihre Hand dar, aber er nahm sie nicht.

Nein, sagte er, es ist zu spät. Ich bauete Ihnen einen Tempel in meinem Herzen. Sie haben ihn zertrümmert, und wollen jetzt aus dem zerbröckelten Gestein ein Wohnhaus bauen? Nein, Prinzessin. Lassen wir in Trümmern liegen, was der Blitz zerschlagen hat. Ich würde doch niemals an die Haltbarkeit Ihres Hauses glauben, sondern jede Stunde gewärtigen, daß es über mir zusammenbricht. Wir wollen an unserem Verhältniß nichts flicken und zusammenkleistern, und mit schönen Redensarten nicht übertünchen, was der Blitz schwarz gemacht. Ich vergebe Ihnen, was Sie mir gethan, aber ich kann Sie nicht mehr lieben. Wir sind geschieden vor Gott und vor unseren Herzen. Aber vor der Welt sind und bleiben wir vermählt. Wir werden gemeinschaftlich dieses Palais bewohnen, aber wir werden uns bemühen, uns niemals in demselben zu begegnen; Sie werden die eine Hälfte bewohnen, ich die andere, wir werden an großen Gallatagen, wo es die Etiquette erfordert, zusammen diniren, aber wir werden dann an verschiedenen Tafeln präsidiren, und Sie werden mir verzeihen, wenn ich niemals das Wort an Sie richte. Wir sind für einander todt, und die Todten sprechen nicht zu einander. Im Sommer werde ich in Rheinsberg wohnen. Es gehört mir, der König hat es mir geschenkt zu meiner Vermählung mit Ihnen, und mir scheint, ich habe es theuer genug erkauft, um es ganz allein für mich beanspruchen zu können. Sie werden mir nicht nach Rheinsberg folgen, sondern hier in Berlin zurückbleiben, oder, wenn es Ihnen beliebt, irgend eine Reise machen. Nehmen Sie diese Bedingungen an, Madame?

Ich nehme sie an, mein Herr, sagte die Prinzessin stolz. Ich werde nicht das kleinste Wort daran ändern und verwischen. Wir werden neben einander hergehen, wie ein paar Galeerensclaven, die durch kein inneres Band, durch keinen Gedanken und kein Gefühl aneinander gebunden sind, sondern nur durch eine eiserne, unzerreißbare Kette, welche sie zwingt nebeneinander zu gehen. Es ist eine harte Strafe, welche Sie da für mich ersonnen haben, mein Prinz,

nur fürchte ich, daß nicht ich allein es sein werde, welche darunter leidet, sondern daß auch ein Theil derselben Sie selber trifft.

Ich sagte Ihnen schon, daß ich Niemand strafen, sondern daß ich mir nur Ruhe und Frieden schaffen will, und Beides wird mir durch Ihre Gegenwart in diesem Palais nicht gefährdet werden, denn Sie, Madame, sind sehr gnädig gegen mich gewesen, Sie haben mir nicht blos die Liebe getödtet, sondern sogar die Erinnerungen an dieselbe! — Und jetzt, Madame, da Sie meine Bedingungen angenommen haben und die Verhältnisse geregelt sind, unter denen wir nebeneinander hergehen wollen, jetzt haben wir uns nichts mehr zu sagen, als ein Lebewohl bis zum Tode! Leben Sie also wohl, Madame, und möge Ihr Dasein ein glückliches sein!

Leben Sie wohl, Prinz, flüsterte die Prinzessin mit leiser, von Thränen fast erstickter Stimme, leben Sie wohl, und möge Gott Ihr Herz lenken, daß Sie mir eines Tages erbarmungsvoll verzeihen.

Madame, sagte der Prinz, sich tief verneigend, jetzt haben Sie die Gnade Ihre Toilette ein wenig zu ordnen, und alsdann mit Ihrem Gefolge in den großen Empfangssaal sich zu begeben. Wir werden heute ein großes Galadiner geben, und mit diesem Fest Abschied nehmen von unserer Vergangenheit. Es wird heute das letzte Mal sein, daß wir an derselben Tafel speisen! Ich erwarte Sie also, Madame! Leben Sie wohl!*)

*) Der Prinz blieb seinem Vorsatz getreu. Er sprach niemals wieder mit seiner Gemahlin, sie schien wirklich für ihn gestorben zu sein. Im Sommer lebte er in Rheinsberg, wohin seine Gemahlin niemals kam, im Winter lebten sie Beide in Berlin in ihrem Palais (dem jetzigen Universitätsgebäude), aber niemals betrat der Prinz die von der Prinzessin bewohnte Hälfte des Palais, und ebenso wenig kam die Prinzessin jemals nach der von dem Prinzen bewohnten Seite hinüber. Die eigenthümliche Bauart der Treppe erleichterte diese Trennung sehr, und befreite den Prinzen wenigstens von der Unannehmlichkeit, seiner Gemahlin jemals zu begegnen. In Bezug darauf sagte der Graf von Lehndorf einmal zu dem Prinzen: „Monseigneur, der König hat Ihnen wirklich ein bewunderungswürdiges Palais bauen lassen, man kann sein ganzes Leben darin zubringen, ohne jemals zu riskiren, daß man einem Frauenzimmer begegnet.“ — Der Prinz liebte indeß solche Anspielungen auf sein trauriges Eheverhältniß nicht, und als einmal die Gräfin Kameke es wagte mit ihm davon zu reden, und einen Vermittelungsversuch zwischen den beiden Gatten machen wollte, wies der Prinz sie mit harten und strengen Worten zurück. — Die Prinzessin schien für ihn ganz und gar nicht mehr zu existiren. Selbst in seinem Testamente gedachte er ihrer mit keinem Wort, und hinterließ ihr nicht das kleinste Andenken, während der König ihr in seinem Testament sechstausend Thaler vermachte, aber nicht außerdem ein Andenken, wie er sonst für jeden seiner Angehörigen ein solches bestimmt hatte. Prinzessin Wilhelmine führte überhaupt, seit ihrem Bruch mit dem Prinzen ein trauriges

Er verneigte sich noch einmal vor ihr, und wandte sich dann der Thür zu. Die Prinzessin sah ihm athemlos nach, und die Thränen, welche so lange in ihren Augen gestanden, rannen jetzt langsam über ihre Wangen nieder.

Auf einmal, wie der Prinz schon auf der Schwelle stand, rief sie mit lautem, flehenden Ton: Heinrich! O, Heinrich!

Aber der Prinz wandte sich nicht nach ihr um. Er öffnete nur etwas heftiger die Thür und trat hinaus. —

Eine Viertelstunde später war in dem großen Empfangssaal eine glänzende Gesellschaft versammelt. Der Prinz empfing seine Gäste ganz in der heiteren, liebenswürdigen Weise, wie er sonst es zu thun pflegte. Aber an der Prinzessin wollte die lauernde, immer beobachtende Hofgesellschaft heute eine Veränderung bemerken. Die Prinzessin, fanden sie, sei heute einsylbiger, stiller als sonst, ihre Augen hatten nicht den gewohnten heiteren Glanz, ihre Wangen waren bleich, trotz der Schminke, welche sie aufgelegt, selbst ihre Stimme war verändert, klanglos und matt, und das Lächeln, welches sie auf ihre Lippen bannte, war doch nur immer ein kaltes und gezwungenes. — Noch auffallender schien Allen die Veränderung, welche mit dem Grafen Kalkreuth vorgegangen. Er, welcher sonst immer von Heiterkeit und Witz übersprudelte, dessen muntere Scherze sonst immer das Ergötzen des ganzen Hofes gewesen, er, welcher wie der Schatten des Prinzen immer an seiner Seite zu sein pflegte, oder der Prinzessin als ihr aufmerksamster Cavalier folgte, er war heute sprachlos und still, er stand einsam und verlassen in einer Fensternische da, und schaute mit traurigen Blicken hinüber zu dem Prinzen, welcher mehrmals schon lachend und plaudernd im Gespräch mit Anderen an ihm vorübergangen war, ohne ihn begrüßt oder nur ein einziges Mal angesehen zu haben. — Und doch sahen die Hofleute, welchen des Grafen verändertes Wesen auffiel, nur die äußeren Spuren dieser Pein, welche das Innere des Grafen durchwühlte, doch ahnten sie nichts von diesem verzweiflungsvollen Schmerz, welcher ihn seit vier Tagen ruhelos umhertrieb!

Seit vier Tagen, seit jenem letzten Begegnen im Garten zu Rheinsberg, hatte der Graf den Prinzen nicht gesprochen. Vergeblich hatte er ihn schriftlich um eine Audienz gebeten, der Prinz hatte ihm sein Schreiben uneröffnet zurückgeschickt. Vergeblich hatte er zu den verschiedensten Zeiten dieser martervollen Tage sich bei dem Prinzen melden lassen, Prinz Heinrich hatte ihn niemals angenommen, sondern sich immer unter irgend einem Vorwand entschuldigen lassen. Und doch fühlte es der Graf als eine unabweisbare Nothwendigkeit, mit dem Prinzen eine Erklärung zu haben, doch schrie sein Herz darnach, wie ein Sterbender nach den letzten Tröstungen seiner Religion schreit. Denn diese Freundschaft zu dem Prinzen, wie er sie auch immer verlästert und betrogen hatte, sie war dennoch des Grafen innerste und heiligste Religion gewesen, er hatte gegen sie gesündigt im Leichtsinn und Uebermuth, aber er war jetzt zum Bewußtsein seiner Schuld gelangt und bereute sie tief. Nicht ein Gedanke an die Prinzessin war mehr in seinem Herzen; auf den Prinzen war all' seine Sehnsucht, sein Verlangen hingerichtet, Ihn mußte er sprechen, Ihn mußte er versöhnen. Ihn liebte er jetzt glühender als je zuvor, und jetzt, wo der Prinz sich vielleicht von ihm abgewendet hatte, fühlte er erst, was er an ihm verlor! — Er hatte immer noch nicht die Hoffnung auf eine Unterredung mit dem Prinzen aufgegeben, und nur um diese zu erlangen, war er bei dem Fest erschienen. — Aber, so oft er es auch versucht, sich dem Prinzen zu nahen, immer war dieser ihm ausgewichen, immer hatte er einen der zunächst Stehenden in das Gespräch hineingezogen.

Jetzt aber, in diesem Moment, stand der Prinz allein dort drüben in jener Fensternische, jetzt oder nie mußte es dem Grafen gelingen, ihn zu sprechen. Mit hastigen Schritten eilte er durch den Saal, und ehe noch Prinz Heinrich Zeit hatte, aus der Nische hervorzutreten, stand Graf Kalkreuth vor ihm.

Mein Prinz, flüsterte der Graf leise, haben Sie Erbarmen! O, ich beschwöre Sie, bewilligen Sie mir eine Viertelstunde Gehör!

Der Prinz heftete seine großen, durchdringenden Augen mit einem unaussprechlichen Ausdruck auf des Grafen bleiches, erregtes Angesicht, — aber er sprach kein Wort. Mit stolzer Ruhe schritt er vorwärts, vorüber an dem Grafen, um dann mit einem heitern Scherzwort den eben sich ihm nähernden Prinzen Friedrich Wilhelm zu begrüßen.

Und jetzt wurden die Thüren zu dem großen Speisesaal geöffnet und man begab sich zu der reich besetzten Tafel, an deren oberem Ende der Prinz neben seiner Gemahlin saß. Unfern von ihnen Beiden fand der Graf seinen Platz. Mehr als zwei Stunden hatte er die Marter auszustehen, dem Prinzen so nahe zu sein und nicht ein einziges Mal das Wort an sich gerichtet zu sehen, mehr als zwei Stunden fühlte er sich den neugierigen, beobachtenden,

---

und vereinsamtes Leben. Sie kam selten mit den übrigen Mitgliedern der königlichen Familie zusammen, und als die Königin von Schweden 1770 zum Besuch an den Hof ihres Bruders kam, war Prinzessin Wilhelmine die einzige, welche die Königin weder aufsuchte noch zu sich einlud. Doch erreichte die Prinzessin ein sehr hohes Alter und überlebte ihren Gemahl, welcher 1804 starb, noch um einige Jahre. (Thiébault. Vol. II. p. 139—144.)

boshaft lächelnden Blicken der Hofleute ausgesetzt, welche mit stiller Wonne die stumme Scene zwischen dem Prinzen und seinem einstigen Freunde, diese Demüthigung des stolzen Grafen wahrzunehmen schienen.

Endlich sollte diese Marter zu Ende gehen, endlich war man beim Dessert angelangt, und man erwartete nur noch das Zeichen des prinzlichen Paares, um sich von der Tafel zu erheben. Aber bevor der Prinz dasselbe gab, nahm er sein Glas, und indem er sich erhob, sagte er mit lauter Stimme: Jetzt habe ich meinen Gästen noch eine angenehme Nachricht zu sagen, denn da Sie Alle des Grafen Kalkreuth Freunde sind, wird es Sie interessiren, eine für ihn freudige Nachricht zu vernehmen. Seine Majestät der König hat den Obristlieutenant Grafen Kalkreuth zum commandirenden General des Cavallerie-Regiments Prinz Friedrich, welches in Preußen steht, ernannt, und mir hat der König aus besonderer Gunst, und weil er meine innige und treue Freundschaft für Sie kennt, mir hat der König erlaubt, Ihnen diese Ernennung zu verkündigen; nur werden wir Sie durch diese Rangerhöhung verlieren, denn Sie sollen heute noch zu Ihrem Armeecorps abgehen, und Se. Majestät befiehlt, daß, sobald wir hier die Tafel verlassen haben, Sie sich zu ihm nach Sanssouci verfügen, um sich von Sr. Majestät zu verabschieden und dann sogleich abzureisen. Und jetzt, meine Herren, nehmen Sie Ihre Gläser und lassen Sie uns anstoßen auf das Wohl des Herrn Generals von Kalkreuth!

Alle Herren erhoben sich und nahmen ihre Gläser; nur Graf Kalkreuth selber fühlte nicht die Kraft dazu. Er saß ganz zusammengesunken, das Haupt vornüber geneigt, da, als schäme er sich, sein bleiches, entstelltes Antlitz zu zeigen. Das Klirren der Gläser klang in seinen Ohren wie das Hohngelächter spottender Geister, und er hätte sterben mögen, um ihm zu entgehen. Ihm gegenüber saß Prinzessin Wilhelmine; sie hatte ihn bis jetzt nicht ein einziges Mal angesehen, aber jetzt schaute sie zu ihm hin, mit einem Blick voll unaussprechlichen Jammers, dann hob sie rasch ihr Glas empor, aber es war nicht Wein, was sie trank, sondern es waren ihre eigenen Thränen, die niederfielen in das leere Glas.

Der Prinz hob die Tafel auf und führte seine Gemahlin wieder in den großen Saal zurück. Er stand noch neben ihr, als Graf Kalkreuth sich ihnen näherte. Ringsum stand die Hofgesellschaft und Aller Blicke waren mit gespannter Aufmerksamkeit auf diese Gruppe gerichtet, welche in der Mitte des Saals stand.

Graf Kalkreuth war noch immer bleich und fast haltungslos, er näherte sich mit schwankenden, unsicheren Schritten dem fürstlichen Paar.

Prinz Heinrich lachte laut auf, und sich halb umwendend zu den übrigen Gästen, rief er: sehen Sie nur, welche seltsame Wirkungen die Freude auszuüben vermag. Sie hat unsern heitern Grafen ganz verwandelt und er ist plötzlich ernst geworden, als wäre seine Ernennung nicht eine neue Würde, sondern eine Degradation.

Niemand hatte ein Wort der Erwiderung auf die Bemerkung des Prinzen, und inmitten der allgemeinen, tiefen Stille sagte der Graf endlich: Ich komme, mich bei Ihren Königlichen Hoheiten zu verabschieden und in das Exil zu gehen, in welches mich die Gnade Sr. Majestät verbannt hat. Denn, obwohl es eine Rangerhöhung ist, mein Prinz, werden Sie mir wohl erlauben müssen zu sagen, daß ich ins Exil gehe, da ich in Königsberg Sie, mein Prinz, nicht mehr sehen werde. Ich werde indessen Ihr Bild in meinem Herzen mit mir forttragen und dort wird es ewig leben!

Wir wollen uns den Abschied nicht schwer machen durch schöne Worte, sagte Prinz Heinrich, das letzte Wort betonend. Küssen Sie meiner Gemahlin zum Abschied die Hand und dann Gott mit Ihnen! — Die Prinzessin reichte mit einigen leise gemurmelten Worten, die selbst der Graf nicht verstand, ihm ihre Hand dar, welche kalt und farblos war, wie die einer Leiche. Der Graf neigte sein Haupt über dieselbe hin und berührte sie mit seinen Lippen, deren Eiseskälte die Prinzessin durchschauerte, als habe der Tod sie geküßt.

Das war ihr letztes Begegnen. Ein kaltes, schauerliches Lebewohl für das Leben! Jetzt wandte der Graf sich zu dem Prinzen hin und dieser reichte ihm lächelnd die Hand.

Leben Sie wohl, Graf, sagte er, und indem er sich zu ihm neigte und ihn leicht umarmte, flüsterte er in sein Ohr: Sie haben mir einst das Leben gerettet, Graf, jetzt sind wir quitt, denn jetzt haben Sie mir mein Herz getödtet! Leben Sie wohl!

Er ließ ihn aus seinen Armen, und Graf Kalkreuth, nicht mehr im Stande seine Thränen zu unterdrücken, schlug seine Hände vor sein Angesicht und schwankte aus dem Saal.*)

Einige Stunden später stand der Graf in Sanssouci im Vorsaal des Königs, bei welchem er sich

*) Ueber das Verhältniß des Grafen Kalkreuth zur Prinzessin Wilhelmine findet man Notizen in: „Retzow, Geschichte des siebenjährigen Krieges.“ Ferner im „Leben des Prinzen Heinrich von Preußen.“ Am ausführlichsten berichtet darüber Thiébault, welcher den Grafen als einen sehr schönen, geistvollen und liebenswürdigen Mann schildert, der bei den Frauen wie bei den Männern in hoher Gunst stand und der mit äußerer Liebenswürdigkeit die höchsten Geistesgaben verband. Er hat ein sehr hohes Alter erreicht; er starb 1818 als Feldmarschall in seinem zweiundachtzigsten Lebensjahr, und ist einer der wenigen Helden des siebenjährigen Krieges, welcher auch noch den Befreiungskrieg von 1814 mit erlebt hat.

zu einer Audienz hatte melden lassen. Er mußte lange warten, Niemand kam, ihn zum König zu führen, alle Thüren blieben geschlossen. Ringsumher war alles öde und still. Draußen war es dunkel geworden, der scharfe Aprilwind schlug und klirrte gegen die Fensterscheiben und pfiff in dem dunkeln, ausgebrannten Kamin. Der Grafen ward es schauerlich in diesem öden, lautlosen Gemach, es war ihm, als schlichen Geister hinter ihm und flüsterten ihm bittere und traurige Vorwürfe ins Ohr. Er konnte es nicht mehr ertragen, er war schon im Begriff, den Saal zu verlassen, als eine Thür sich öffnete und der Adjutant eintrat, um ihn in das Zimmer des Königs zu führen.

Der König war in seinem Wohnzimmer. Als Graf Kalkreuth zu ihm eintrat, legte er das Buch bei Seite, in welchem er eben gelesen, und stand auf.

Mit strengen Zügen und finstern Blicken schritt er auf Graf Kalkreuth zu. Ich habe Sie auf den Wunsch meines Herrn Bruders zum General des dritten Armeecorps ernannt, sagte der König laut und streng. Sie werden sogleich nach Königsberg abgehen. Sie kennen Ihre Pflichten! Gehen Sie und denken Sie daran, dieselben zu erfüllen.*)

Sire, sagte der Graf leise, Sire —

Kein Wort weiter, gehen Sie!

Graf Kalkreuth hatte kaum so viel Kraft, eine letzte militairische Verbeugung zu machen, und verließ langsam, seine Wuth in sich hineinwürgend, den Saal.

Der König schaute ihm sinnend nach. Armer Heinrich, sagte er leise, hast Du auch den Judaskuß eines Freundes empfangen müssen? Du fühltest Dich so glücklich, armer Bruder, warum mußte das Schicksal Dich aus Deinen süßen Illusionen wecken. Es ist immer noch Etwas, in seiner Einbildung glücklich zu sein. Es giebt auf Erden, wie ich glaube, keine andere Art des Glückes. Und was liegt auch daran, ob es die Lüge oder die Wahrheit sei, welche uns Befriedigung giebt, wenn nur unser Leben angenehm dabei verfließt.**) — Ich bin so arm, daß ich nicht einmal mehr die Lüge des Glückes mein nennen kann! Und die Menschen beneiden mich doch! Das heißt, sie beneiden einen armen, entnüchterten, von allen Illusionen geheilten, einsamen Mann, sie beneiden ihn, weil er eine Krone trägt! Was habe ich aber von meinem Dasein? Mein Leben ist Arbeit und Plage, weiter nichts! Ich arbeite für mein Volk, welches es mir nicht dankt und einst meinem Nachfolger, sei er noch so klein und erbärmlich, zujauchzen wird, wie es mir jetzt zujauchzt. Denn die Liebe des Volkes zu seinem König ist eine Liebe des Egoismus und der ganz nackten, erbärmlichen Berechnung. Wer hat mich denn jemals anders geliebt? Ich trug den Freunden ein volles Herz entgegen, ich vergaß bei ihnen, daß ich König war, sie aber haben es nie vergessen, und Keiner von ihnen, Keiner von ihnen Allen hat in mir den Menschen geliebt! Die thörichte, dumme Menge nennt mich einen Helden und spricht von Lorbeern, die meine Stirn krönen, aber von den Dornen, welche die Menschen mir hineingeflochten, weiß man nichts! Ah, ich mag nichts mehr wissen von den Menschen, es sind niedere Sclavenseelen, weiter nichts! Sie betrügen sich untereinander und mich betrügen sie Alle.*)

Wie der König so sprach, fühlte er leise seinen Fuß berührt. Ein wenig erschreckend wandte er seinen Blick nieder. Es war sein Windspiel Diana, welche sich zu seinen Füßen niedergelegt hatte und mit großen, glänzenden Augen zu ihm emporschaute.

Ueber des Königs Antlitz flog ein sanftes Lächeln, und indem er sich niederbeugte, das Thier, welches ihm freundlich entgegenwedelte, zu streicheln, sagte er: Du kommst, mich daran zu erinnern, daß es doch noch Liebe und Treue auf Erden giebt, nur muß man nicht ein solcher Narr sein, sie bei Menschen zu suchen. Komm her, Diana, komm, meine kleine Gesellschafterin. Ich that sehr unrecht, mich einsam zu nennen, denn Du bist da, und dann — habe ich nicht noch meine Flöte? Das ist auch so eine liebe, verschwiegene Freundin, der man Alles anvertrauen kann und die nichts verräth! Ihr Beide sollt heute Abend meine Gesellschafter sein.

So sprechend nahm der König die Flöte von seinem Tisch und begann, im Zimmer auf- und abgehend, leise zu spielen. Diana folgte seinen Schritten und schien andächtig diesen langen, klagenden Tönen zu lauschen, welche der König seiner Flöte entlockte.

Gar wundersam und traurig klang diese Musik des einsamen Königs, gleich heimlichem Seufzen und Schluchzen, und wie der Wind jetzt pfeifend gegen die Fenster fuhr, schien es, als wolle auch er seine klagende Stimme in das Klagelied des großen Friedrich mischen!

*) Des Königs eigene Worte. (Siehe Thiébault. Vol. II. p. 163.) Graf Kalkreuth mußte sofort nach Königsberg abreisen, und als kurze Zeit darauf Prinz Heinrich auf seiner Reise nach Petersburg durch Königsberg kam, mußte Graf Kalkreuth vor dem Prinzen die Truppen manoeuvriren lassen. Der Prinz verweilte indeß nur einen Augenblick bei dem Manoeuvre, um nicht mit dem Grafen sprechen zu müssen, und dieser erlitt dadurch die Demüthigung, daß er dem zurückbleibenden Adjutanten des Prinzen, Herrn von Kaphengst, dem persönlichen Feinde des Grafen, gewissermaßen die militairischen Ehren allein erzeigte. (Thiébault. Vol. II. p. 163.)

**) Des Königs eigene Worte. (Siehe Oeuvres. Vol. 19. p. 369.)

*) Des Königs eigene Worte.

Ende.

Inhalt der ersten Abtheilung.

	Seite
Die Königin Sophie Dorothea	1
Friedrich Wilhelm I.	5
Das Tabacks-Collegium	8
Spanische Luftschlösser	12
Vater und Sohn	15
Im weißen Saal	19
Das Hoffräulein und der Gärtner	24
Der Diplomat von Manteuffel	26
Der Kronprinz Friedrich	32
Der Kronprinz und der Jude	37
Die Kronprinzessin Elisabeth Christine	42
Das Gedicht	45
Das Banquet	49
Le roi est mort! Vive le roi!	55
Wir sind König	60
Der Tag der Ungnade und der Gnade	66
Im Garten zu Monbijou	71
Das Hoffräulein der Königin	78
Prinz August Wilhelm	82
Der König und der Sohn	85
Der Hofschneider der Königin	92
Eines Schneiders große Ahnen	95
Soffri e taci	99
Der Huldigungstag	106
Doris Ritter	113
Altes und neues Leid	118
Der Heirathe-Antrag	123
Die Königin als Freiwerberin	126
Der Heirathsantrag	131
Das Mißverständniß	135
Eine Soirée bei der Königin-Mutter	140
Unter den Linden	149
Die Berliner Kannegießer und der französische Schneider	155
Das doppelte Rendezvous	160
Die intriguirenden Höflinge	166
Der König und der Finanzminister	171
Die enttäuschten Höflinge	177
Das Brautpaar	180
Die Schneiderfamilien oder die Capuletti und die Montecchi von Berlin	185
In Rheinsberg	192
Der König und der Freund	198
Abschieds-Audienz des österreichischen Gesandten Marquis von Botta	201
Der Maskenball	205
Der Ball	210
Vergeltung und Strafe	215
Die Rückkehr	222
Der Tod der alten Zeit	227
Die Entdeckung	231
Enthüllungen	237
Die Ueberraschungen	244
Der Abschied des Herrn von Pöllnitz	248

Inhalt der zweiten Abtheilung.

	Seite
Die Teufelsbeschwörer	1
Der alte Hofmann	4
Die Morgenstunde eines Königs	9
Der begnadigte Cavalier	15
Wie man Königin von Schweden wird	21
Der Versucher	26
Das erste Begegnen	33
Signora Barbarina	38
Der König und die Tänzerin	42
Eckhof	47
Eine Lebensfrage	54
Aberglauben und Pietismus	60
Die beiden Schwestern	67
Der Versucher	72
Das Hochzeitsfest der Prinzessin	75
In der Fensternische	77
Ein König, welcher schüchtern ist	81
Das erste Rendezvous	87
Auf dem Balcon	89
Die ersten Wolken	95
Der Kriegsrath	101
Das Kloster von Kamenz	104
Der König und der Abt	107
Der nie gesehene Abt	110
Das Lever einer Tänzerin	114
Im Atelier	121
Das Geständniß	127
Der Verräther	131
Das königliche Silberzeug	136
Der erste Blitzstrahl	139
Die Schauspieler in Halle	146
Der Student Lupinus	152
Der Scandal im Theater	156
Die Freunde	159
Die Cabinetsordre des Königs	164
Die Schlacht bei Sohr	168
Nach der Schlacht	171
Der verhängnißvolle Brief	177
Die Rückkehr nach Berlin	184
Die Hiobspost	188
Die Enttäuschung	192
Trenck's erste Flucht	198
Die Flucht	207
Ich will!	213
Der letzte Kampf	219
Das Intermezzo im Theater	225
Sanssouci	229
Das Versprechen	232
Voltaire und sein königlicher Freund	239
Die Confidenztafel	250
Die Confidenztafel (Fortsetzung)	259
Rome Sauvée	266
Ein Frauenherz	270
Frau von Cocceji	276
Voltaire	281
Ein Tag aus dem Leben Voltaires	287
Ein Liebespaar	296
Bärbarina	302
Intrigue	307
Der letzte Streit	311

Inhalt der dritten Abtheilung.

	Seite
Der König als Familienvater	1
Prinz Heinrich	5
Louise von Kleist	10
Auf dem Maskenball	13
Ein heimlicher Hauptmann	19
Der Nachlaß des Panduren-Obristen von Trenck	22
Die Aufhebung der Tortur	28
Der Bräutigam wider Willen	36
Die erste Enttäuschung	40
Der Besiegte	47
Die reisenden Musikanten	53
Reiseabenteuer	57
Auf der Treckschuite	62
In Amsterdam	67
Der König ohne Schuhe	72
Die unglückliche Nachricht	79
Trenck auf dem Transport	86
Prinz Heinrich und seine Gemahlin	94
Das Fest im Walde	99
Intriguen	104
Die geheime Audienz	109
Der Verräther	114
Die Kriegserklärung	121
Der König und seine Brüder	126
Der Lorbeerzweig	131
Das Fest beim Grafen Brühl	133
Das gestörte Fest	140
Das Archiv zu Dresden	145
Das gedemüthigte Sachsen	153
Die Jungfrau von Brünen	150
Der Schlachtbericht	158
Der Rekrutenschein	162
Der Abschied vom Dorfe	166
Der Gefangene	171
Die Barricade im Gefängniß	178
Die Schlacht bei Collin	179
Die feindlichen Brüder	184
Die Briefe	192
Im Schlosse zu Dresden	197
Das Tedeum	202
Eine Lagerscene	206
Beim Wachtfeuer	210
Die Schlacht bei Leuthen	215
Im Winterquartier zu Breslau	221
Das gebrochene Herz	227

Inhalt der vierten Abtheilung.

	Seite
Der König mit seinen alten und seinen neuen Feinden	1
Die drei Officiere	4
Ranuzi	8
Louise du Trouffel	15
Der Wahrsager	20
Ein Courtag in Berlin	26
In der Fensternische	33
Die Nußschalen hinter dem Fauteuil der Königin	36
Das Duell und seine Folgen	40
Die fünf Couriere	44
Nach der Schlacht	50
Eine Heldenseele	54
Die beiden Grenadiere	59
Die nächtliche Berathung	62
Ein Held im Unglück	69
Die Teresiani und die Prussiani	74
Friedrich der Große als Heiliger	78
Die Klosterbrüder von San Giovanni e Paolo	83
Die Heimkehr von der Armee	91
Die tapferen Väter und die feigen Söhne	96
Des Verräthers Verrath	103
Die Anklage	106
Vendetta	112
Trenck	116
Trenck bist Du da?	120
Der König und der deutsche Gelehrte	125
Gellert	131
Der Dichter und der König	136
Der König und der Dorfschulze	140
Der Heirathsantrag	144
Der Gesandte des Tartachans	150
Die Rückkehr des Königs	159
Prinz Heinrich	168
Mutter und Tochter	172
Der König in Sanssouci	181
Der gravirte Becher	187
Die Prinzessin und der Diplomat	193
Der königliche Hausspion	198
Das Unglück bricht herein	201
Bruder und Schwester	207
Der Kindesraub	213
Die Entdeckung	219
Ein Vormittag in Sanssouci	224
Die Rache des Ehemannes	223
Die Entscheidung	238